SCHOOL OF RELIGIONS PACIFIC
FOUND A.D. 1904
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

HOUGHTON LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

1893

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1893

75448
v.7
1893

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Inhalt

Erbauliches

Spalte

Neujahrsglocken. Frei nach Tennyson (N St) . . . 1
Jesus ist Christus. Hebr. 13, 8 (v S) 1
Epiphanias (N) 25
Zum Palmsonntag (Sm) 290
Die Sprache des Kreuzes (K M): 1 . . 241; 2 . . 265
Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Luk. 24, 5 (Sm) 313
Nach Ostern (St) 337
Komm, heilger Geist! (P D) 481
Der Tod ist für uns gestorben. Ein Lutherwort . . 1137
Advent. Es werde Licht! (N) 1161
Zum Christfest. Gal. 4, 4—6 (N) 1237
Die Heiligung unsers Verkehrs (N—n) 49
Alles neu! Offenb. Joh. 21,5 (H Sch) 73
Wir sahen seine Herrlichkeit (Ltr) 97
Er muß wachsen, ich muß abnehmen. Joh. 3, 30 (Th H) 121
Frei durch den Sohn (Mr) 169
Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen (P D) 217
Unter dem Sternenhimmel (Gkl) 409
Das wahre Christentum das immer neue (H Sch) . . 457
Vom Beten (P D) 433
Verlassenheit (H-G) 193
Ewige Freude. Joh. 16, 22 (H-G) 385
Die Kluft. Luk. 16, 26 (H-G) 609
Ein Blum und fallend Laub (H-G) 1138
Befriedigung und Friede (O F) 633
Christlicher Idealismus (N) 801
Christenfreude (Bs): 1 . . . 825; 2 873
Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hasts gut! Ps. 128, 2 (H-Zw) 507
Christlich-sozialer Geist (F N) 529
Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? (E Schz) 777
In irdenen Gefäßen (N) 849
Willst du gesund werden? (N) 945
Lebendige Gemeinden — persönliche Frömmigkeit (V W) 969
Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe (C C):
1. Apostolische Pädagogik 897
2. Die Thorheit des Evangeliums 993
3. Die Weisheit des Evangeliums 1017
4. Alles ist euer 1041
Lebensworte (St):
1. Matth. 7, 12 657
2. Matth. 22, 21 681
3. Joh. 4, 24 705
4. Joh. 5, 17 729
5. Matth. 11, 28 753
Aus dem Büchlein: Deutsche Theologie (D-Fr): 1 . . . . . 1089; 2 1113
Ein Lutherwort: Der Christen Zeichen, Gott zu ergreifen 1089
Der Tod ist für uns gestorben. Ein Lutherwort . . 1137
Eine Predigt Robertsons über die Pflichten der Wähler, gehalten am 2. Juli 1852 (A Hr) 561
Du und ich. († August Hermann Francke) 145
Das Erbe Jesu (Kl) 289
Die tote Kirche. Von Charles Kingsley 361

Religiöse Fragen

Spalte

Der Glaube Jesu (Bd) 99
Jesus Christus der einzige Gottesbeweis (N):
1. Von den sogenannten Gottesbeweisen 243
2. Die Gottesbeweise und der Glaube 267
3. Die Gottesbeweise und der rechte Gottesbegriff . 291
4. Der einzige Gottesbeweis 315
Gott in Christus (Bs) 970
Das Reich Gottes in der Lehre Jesu (H H W): 1 . . 338; 2 . . 361; 3 . . 386; 4 . . 410; 5 434
Die Norm des echten Christentums. Von H. H. Wendt (Fl) 988
Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er? Von L. Clasen (F G) 918
Der Gedanke einer göttlichen Offenbarung (Bs) 942
Paulus und seine Gegner (S E) 75
1. Die Apostelgeschichte und die Briefe 76
2. Die Gegner 101
3. Zum Frieden 123

Das Ergebnis der jüngsten Verhandlungen über die Entstehung des Apostolikums. Nachgewiesen an D. Zahns Schrift „Das apostolische Symbol" (Jülicher):
1. Allgemeine Bemerkungen zu Zahns Schrift . . 246
2. Die Entstehung des Symbols 248
3. Die einzelnen Artikel und das Neue Testament . 268
Worum handelt es sich im Streit um das Apostolikum? Von W. Herrmann (F G) 918
Das Apostolikum als Konfirmationsbekenntnis 45
Zur Bekenntnisfrage (F N) 332
Leitsätze über die Frage nach der Formel bei der amtlichen Verpflichtung der evangelischen Pfarrer. Von einem Synodalen (H—e) 611
Die Verpflichtung auf das Bekenntnis der evangelischen Kirche. Von J. Kaftan (F G) 918
Die Pfarrersfrage eine Gemeindefrage (W H) . . . 145
Die gegenwärtige sittliche Lage des Pfarrers. Aus Württemberg 158
Aus Kierkegaard zur Sache Schrempfs (Bd) 293
Zur richtigen Beurteilung Schrempfs (Bs) 236
Aus der Gemeinde. Ein Notschrei einer durch Herrn Lic. theol. Schrempf verwirrten Seele. Nebst Antwort von Schrempf 295
Aus der Gemeinde. Ein zweites Wort. Nebst Antwort (N) 354
Die Anklage gegen Schrempf und die Theologen der Christlichen Welt (M N):
1. Ist die Antwort Schrempfs befriedigend? . . 369
2. Was haben wir dem Einsender zu antworten? . 373
3. Schrempfs Stellung zu Christo in seinen neusten Reden 391
Eine Tragödie? (H-Zw) 620

Der Christ im Zeitalter der Maschine (F N) 220
Das Christentum und die Einzelpersönlichkeit (O Kr) . 585
Johann Hinrich Wichern und der Gemeindegedanke (v L) 950
1. Die Kirche und der Gemeindegedanke 951
2. Das allgemeine Priestertum 952
3. Das Ziel 1217
4. Der Gemeindeverein 1217
5. Die freie Organisation und das kirchliche Amt . 1219
Der Katechismusunterricht (Tn) 275

Spalte

Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus. Von W. Bornemann (Fl) 988
Erklärung des Kleinen Katechismus D. Martin Luthers. Von Dörries (Tn) 454
Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule (Al B):
1. Ueberblick über die Geschichte der Schulreform der dritten Republik 394
2. Der Moralunterricht im französischen Normallehrplan 416
3. Die Prinzipien des französischen Moralunterrichts 442
4. Die Moralbücher der französischen Volksschule . 444
5. Die Moral der französischen Moralbücher . . 488

Die ethische Bewegung (E C) 174
1. Ihre Geschichte 175
2. Ihre Ziele 199
Die Religion der Sozialdemokratie. Von Th. Arndt (J W-G) 527
Christentum und Deutschreligion (R B):
1. Der Reformator 760
2. Der deutsche Frühling 762
3. Das undeutsche Christentum 763
4. Vom Christentum zum Deutschtum 788
5. Die Deutschreligion 789
6. Schluß 791
Allerlei Laienchristentum (E F) 792
Das deutsche Adelsblatt und das Christentum (E F): 1 . . . . . 813; 2 830
Christentum und Staat. Von Habermann-Zwinge (Fl) . . 988

Wie Justinus die Wahrheit suchte und fand (Bth): 1 . . 708; 2 732
Thomas Carlyle über Helden und Heldenverehrung (Ke) 1092
Edmond Scherer (G Fr [L S]): 1 . . 131; 2 . . 177; 3 . . 203; 4 . . 230; 5 252
Feldmarschall Graf Roon als religiöser Charakter (E F): 1 . . . . . 642; 2 662
Richard Wagners Stellung zum Christentum (A S): 1 . . 974; 2 . . 995; 3 . . 1018; 4 . . 1042; 5 1065
Henry Drummond und seine Schriften (E C): 1 . . 641; 2 . . . . . 660; 3 684

Ueber Vorurteile (Cts): 1 . . 458; 2 . . 483; 3 . 545
Geschichtsphilosophische Gedanken (J W-G) 58
1. Der Standpunkt der Betrachtung 59
2. Welches ist der Sinn der Weltgeschichte? . . . 78
3. Kultur oder Reich Gottes? 81
4. Das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit . 105
Von Zeit und Ewigkeit. Nachwort zu dem Artikel: Welches ist der Sinn der Weltgeschichte? (J W-G) 298
Philosophische Zeitstimmen über Christentum und Kirche (Bn):
1. Eduard von Hartmann 321
2. Friedrich Paulsen 617
3. Rudolf Eucken 671
Der Weg zur Verständigung zwischen Judentum und Christentum (Tn) 396
Zur christlichen Würdigung des Sabbathgebots (M) . 985
Das Alte Testament und die christliche Gemeine. Von H. Schultz (Fl) 988
Die Gesetzesvorlage gegen die öffentliche Sittenlosigkeit (Hm) 115

Arzt und Seelsorger (J R): 1199; 2 1225; 3 1245; 4 1247
Das Zusammenwirken von Irrenseelsorger und Irrenarzt (Theodor Achtnich): 1 . . 446; 2 469
Psychiatrie und Seelsorge. Zur Verantwortung (F. v. Bodelschwingh) 742
Psychiatrie und Seelsorge. Erwiderung (Dr. Siemens und Dr. Zinn) 794
Die Seelsorge an Geisteskranken (Hafner):
1. Wider das Schlagwort „Seelsorge und Psychiatrie“
2. Die Konferenz evangelischer Irrenseelsorger . . 834

Spalte

3. Die Denunziation Dr. Sommers 837
4. Der Bericht der deutschen Irrenärzte in Frankfurt und seine Thesen 839 883
5. Zu dem Aufsatz Pfarrer Achtnichs in Nr. 19 f. der Christlichen Welt 888
Erwiderung (Theodor Achtnich) 890
Zur Abwehr (Teichmann) 915
Die Konferenz deutscher evangelischer Irrenseelsorger . . . 941
Psychiatrie und Seelsorge. Erwiderungen (Dr. Sommer und P. Hafner) 1014
Psychiatrie und Seelsorge (R) 1202
Vom Vorstande der Westfälischen Diakonissenanstalt Bethel . 1134

Das gläserne Auge. Eine Sylvestergeschichte . . . 20
Helianthus. Tagebuchblätter und Aufsätze (H O):
3. Von Gottes Hand ergriffen 42
4. Solitudo nobilis 91
5. Die Pietistenbank 325
Glockenklänge (H O) 185
Ein Heimchen am Herde (H O) 496
Unser schönstes Weihnachtsgeschenk (H O) 1239
Ein Lutherwort. Der Christen Zeichen, Gott zu ergreifen 1089
Der Tod ist für uns gestorben. Ein Lutherwort . . 1137
Weihnachtsmärchen für die deutsche Kirche (X) . . . 1243

Historisches und Biographisches

Jesaia (Th A):
1. Der königliche Seher 1162
2. Ahas 1163
3. Jesaias Sendung 1164
4. Das sittliche Verderben Judas 1165
5. Das Wort vom Glauben 1189
6. Der Untergang Samariens 1213
7. Hiskia 1214
8. Jesaias Lebensende 1216
Paulus und seine Gegner (S E) 75
1. Die Apostelgeschichte und die Briefe 76
2. Die Gegner 101
3. Zum Frieden 123
Neue Funde auf dem Gebiete der urchristlichen Litteratur (H v Sch):
1. Das Evangelium des Petrus 7
2. Die Apokalypse des Petrus 50
Das Ergebnis der jüngsten Verhandlungen über die Entstehung des Apostolikums. Nachgewiesen an D. Zahns Schrift: „Das apostolische Symbol“ (Jülicher):
1. Allgemeine Bemerkungen zu Zahns Schrift . . 246
2. Die Entstehung des Apostolikums 248
3. Die einzelnen Artikel und das Neue Testament . 268
Aus der Festschrift für den Tübinger Kanzler Karl von Weizsäcker. Zur Geschichte der Abendmahlsfeier (M R) 194

Aus dem Büchlein: Deutsche Theologie (D-Fr): 1 . . 1089; 2 1113
Eine neue „Quelle“ über Luthers Tod (G K) . . . 163
Noch einmal die neuste wissenschaftliche Leistung der Germania (K J) 236
Das sechste Gebot und Luthers Leben (G K): 1 . . . . 1098; 2 1118
Renaissance und Reformation. Rede bei dem Fest der Upsalaer Studentenschaft zur Erinnerung an die Kirchenversammlung zu Upsala den 7. September 1893 in der Aula der Universität gehalten von Harald Hjärne, Dr. jur. et phil., Professor der Geschichte an der Universität Upsala. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung (Stl): 1 . . 1095; 2 . 1115
Lutherfunde 722
Neue Lutherfunde (G K) 1107
Martin Luther. Von Theodor Kolde (B W) 1106

Spalte

Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit (L E) 1108
Analecta Lutherana et Melanchthoniana (S) 1109
Was machte Luther zum Manne des Volkes ꝛc. Von Loofs (R) 1110
Luther auf der Koburg 1530. Von M. Hobrecht (R) . . 1110
Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession. Von Julius Köstlin (R) 1110
Was wir der Reformation zu verdanken haben. Von Paul v. Zimmermann (R) 1110
Der Protestationsreichstag zu Speier 1529 (G E-St) 806
Thomas Carlyle über Helden und Heldenverehrung (Ke) 1092
Justus Jonas. Zum 5 Juni 1893 (G K) 548

Spener in Frankfurt (R) 333
Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission (S E) 954
1. Die Anfänge 955
2. Die Kinder und die Werkstätten 978
3. Die Sonntagsschule und die Landschullehrer . . 1006
4. Der Lutherhof, die fromme Missionsanstalt . . 1121
5. Falks Frömmigkeit 1143
Edmond Scherer (G Fr [L S]): 1 . . 131; 2 . . 177; 3 . . 203; 4 . . 230; 5 252
Ein Jünger Jesu (Sören Kierkegaard) (Bd) 318
Noch einmal Ignaz v. Döllinger (K M-Br): 1 . . 414; 2 . . 439; 3 . . 462; 4 486
Feldmarschall Graf Roon als religiöser Charakter (E F): 1 . . 642; 2 662
Persönliches aus Ritschls Leben (S E) 589
Die theologische Entwicklung Albrecht Ritschls im Zusammenhang mit frühern Richtungen der evangelischen Theologie (S E):
1. Nitzsch und Hengstenberg 756
2. Ferdinand Christian Baur 779
3. Die Kirche Jesu Christi 783
Karl Gerok (G P) 36
Phillips Brooks. Eine Lichtgestalt aus der amerikanischen Kirche (C C) 346
Der Austritt des Grafen Paul von Hoensbroech aus dem Jesuitenorden (E F) 464
Canossa (R Schw): 1 . . 809; 2 . . 826; 3 . . . 860
Zum siebzigsten Geburtstag D. Beyschlags (Bn) . . 819
Der neue Sachsenbischof (R) 1012
Friedrich Wilhelm Dörpfeld (Chr U) 1139

Die Schloßkirche zu Königsberg und die Jubelfeier ihres dreihundertjährigen Bestehens (A L) 916
Der Religionskongreß in Chicago (Krh): 1 . . 1049; 2 . . 1074; 3 . . 1125; 4 . . 1148; 5 . . 1174
Einst und jetzt (W N): 1 . . 342; 2 . . 365; 3 . 366
Bernardino Ochino von Siena. Von Karl Benrath (E F) . 822
Jeanne d'Arc — eine Heilige? (B W) 823
Der große Kurfürst als evangelischer Charakter. Von Willibald Beyschlag (E F) 822

Römisches und Protestantisches

Eine neue „Quelle" über Luthers Tod (G K) . . . 163
Noch einmal die neuste wissenschaftliche Leistung der Germania (K J) 236
Das sechste Gebot und Luthers Leben (G K): 1 . . 1098; 2 1118
Ein neues Lutherdrama (Heinrich Ziegler) 1059
Was Luther zu Luther macht. Von Dörries (B W) . . . 823
Lutherfunde 722
Neue Lutherfunde (G K) 1107
Martin Luther. Von Theodor Kolde (B W) 1106
Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit (L E) 1108
Analecta Lutherana et Melanchthoniana (S) 1109
Was machte Luther zum Manne des Volkes ꝛc. Von Fr. Loofs (R) 1110
Luther auf der Koburg 1530. Von M. Hobrecht (R) . . 1110
Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession. Von Julius Köstlin (R) 1110
Was wir der Reformation zu verdanken haben. Von Paul von Zimmermann (R) 1110
Extra ecclesiam salus non est. Von Thikötter (A—s) . . 894

Spalte

Zur Begrüßung des sechsten Evangelischen-Bundes-Tages (B W) 802
In Speier (W-H) 875
Der Protestationsreichstag zu Speier 1529 (G E-St) 805
Canossa (R Schw): 1 . . 809; 2 . . 826; 3 . . . 860
Flugschriften des Evangelischen Bundes. Sechste Reihe (B W) 821
Bernardino Ochino von Siena. Von Karl Benrath (E F) . 822
Römisch oder evangelisch? Von Th. Traub (B W) . . . 823
Jeanne d'Arc — eine Heilige? (B W) 823
Dreizehn Jahre im Beichtstuhl (B W) 823
Evangelischer Bundesbote 1893 von Professor Thoma (B W). 823
Der Kalender des Evangelischen Bundes auf 1894 (R) . . 823
Zum siebzigsten Geburtstage D. Beyschlags (Bn) . . 819
Der große Kurfürst als evangelischer Charakter. Von Willibald Beyschlag (E F) 822
Wie ein Tiroler Büeblein deutschnational wurde (E F) . . 822
Renaissance und Reformation. Rede bei dem Fest der Upsalaer Studentenschaft (Stl): 1 . . 1095; 2 . 1115
Der Austritt des Grafen Paul von Hoensbroech aus dem Jesuitenorden (E F) 464
Zur Jesuitenfrage (E F) 478
Von der Münchner Akademie und vom Jesuitenantrag (R) . 1202
Das deutsche Adelsblatt und das Christentum (E F) . 813
Rückblick auf den Fall Stöck (F C) 1054
Eine katholische Passionsmusik im protestantischen Berlin (C H) 279
Bachs Matthäuspassion in Berlin (W—l) 333
Dombaulotterien und Verwandtes (W—l) 46
Zur Vermählung des Erbgroßherzogs von Luxemburg (B-C) 653
Die Quittung der Germania auf Stöckers Rede 1134

Evangelisch-Kirchliches

Wer sind „wir"? (R) 16
Die Berechtigung der Landeskirchen (E S):
1. Sohms Kritik 3
2. Widerlegung 27
3. Die landeskirchlichen Gemeinden 55
Die neue Agende für die preußische Landeskirche (v S):
1. Die allgemeinen Grundsätze 878
2. Die Gemeindegottesdienste 899
3. Die kirchlichen Handlungen: a) . . 927; b) . . 971
4. Schluß und Zusammenfassung 1002
Die Frauenfrage und das Trauungsformular (M—o). Nachwort des Herausgebers 1194
Der Entwurf der neuen Agende. Von Johannes Schmeidler (R) 990

Die Pfarrerfrage eine Gemeindefrage (W H) . . . 145
Die gegenwärtige sittliche Lage des Pfarrers. Aus Württemberg 158
Leitsätze über die Frage nach der Formel bei der amtlichen Verpflichtung der evangelischen Pfarrer. Von einem Synodalen (H—e) 611
Die Verpflichtung auf das Bekenntnis der evangelischen Kirche. Von J. Kaftan (F G) 918
Das Apostolikum als Konfirmationsbekenntnis 45
Worum handelt es sich im Streit um das Apostolikum? Von W. Herrmann (F G) 918
Zur Bekenntnisfrage (F N) 332
Zur richtigen Beurteilung Schrempfs (Bs) 236
Aus Kierkegaard zur Sache Schrempfs (Bd) . . . 293
Aus der Gemeinde. Ein Notschrei einer durch Herrn Lic. theol. Schrempf verwirrten Seele. Nebst Antwort von Schrempf 295
Aus der Gemeinde. Ein zweites Wort. Nebst Antwort (R) 354
Die Anklage gegen Schrempf und die Theologen der Christlichen Welt (M R):
1. Ist die Antwort Schrempfs befriedigend? . . . 369
2. Was haben wir dem Einsender zu antworten? . 373
3. Schrempfs Stellung zu Christo in seinen neusten Reden 391

Das Ende des Falls von Lüpke 566
Der Hirtenbrief der drei Kasseler Generalsuperintendenten (R) 407

Spalte

Ein notgedrungnes Wort zum Kasseler Hirtenbrief (Wilhelm Herrmann) 635
Erklärung in Sachen des Kasseler Hirtenbriefs. Nachwort des Herausgebers 844
Gut Regiment! (R) 711
Die Nachricht von dem traurigen Ende eines Kandidaten (R) 607
Von dem unglücklichen Ende des Kandidaten Groth (R) . . 653
Erklärung. In Sachen Groth (Rade) 797
Politik und Kirche in Nordschleswig 815
Die theologische Einzelschule u. s. w. (R) 1201

Eine Tragödie? (H-Zw) 626
Gemeinde Gottes oder Priesterkirche? (C S) 119
Statistik und kirchliches Leben (Ewald Schneider) . . 400
Kirchenbibliotheken (Bde) 479
Die Arbeit der belgischen Missionskirche (Bl B):
1. Ein Blick ins belgische schwarze Land 62
2. Die belgische Missionskirche 135
Die kirchliche Lage in Livland: 1 . . 856; 2 . . 910; 3 . . 999; 4 . . 1024; 5 1101
Bilder aus der westpreußischen Diaspora (A—d) . . 868
Das religiöse und kirchliche Nordamerika im Jahre der Weltausstellung von Chicago (J H):
1. Allgemeines. Staat und Kirche 863
Der Religionskongreß in Chicago (Krh): 1 . . 1049; 2 . . 1074; 3 . . 1125; 4 . . 1148; 5 . . . 1174

Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege (C D):
Einleitung (A Hr) 86
1. Hilfe durch Arbeitsvermittlung 89
2. Die persönlichen Besuche 112
3. Das Amalienstift und das Kinderhospital . . . 113
4. Leitende Gesichtspunkte 113
5. Religiöse Einwirkung 182
6. Wie sittliche Schäden zu beurteilen sind . . . 185
7. Beschäftigung der Armen für Arme . . . 209
8. Schlimme Erfahrungen 210
9. Günstige Erfahrungen 226
10. Die Frauen und die Armenpflege 257

Christlich-sozialer Geist (F N) 529
Das Programm der Evangelischen Arbeitervereine (Wck) 735
In Sachen der Evangelischen Arbeitervereine (R) 308
Rede Robertsons zur Eröffnung des Arbeitervereins in Brigthon am 25. Oktober 1848 (H v D) . . . 514
Zur Begrüßung des vierten Evangelisch-sozialen Kongresses (R) 505
Das Programm des Evangelisch-sozialen Kongresses (R) . . 503
Bericht über die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses (R) 798
Die vom Evangelisch-sozialen Kongreß veranstaltete Enquete (R) 118
Die Erhebung des Evangelisch-sozialen Kongresses über die Verhältnisse der Landarbeiter Deutschlands (M W) 535
Vom vierten Evangelisch-sozialen Kongreß (R): 1 . . 565; 2 . . 597; 3 . . 620; 4 623
Die gewerbliche Sonntagsruhe im deutschen Reiche (M Q) 510
Zur christlichen Würdigung des Sabbathgebots (M) . 985
Evangelisch-sozialer Kursus (R) 702
Die Evangelisch-sozialen Kurse in Berlin im Herbst dieses Jahres (M W) 766
Der Evangelisch-soziale Kursus in Berlin (F N):
1. Allgemeines 1083
2. Die Vormittagsvorlesungen 1085
3. Die Nachmittagsdiskussionen 1151
4. Die Abendversammlungen 1249
Unsre Stellung zur Sozialdemokratie. Im Anschluß an „Die Sozialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrtümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur sozialen Frage“ von Eduard Schall, Pastor in Bahrdorf, Braunschweig (F N):
1. Allgemeine Charakterisirung des Buches von Pastor Schall 904
2. Die Ursachen der Not 906
3. Malthus und seine Nachfolger 907

Spalte

4. Die bürgerlichen Parteien 908
5. Die Verdienste der Sozialdemokratie 938
6. Das Problem der Sozialdemokratie 939
7. Der Irrtum der Sozialdemokratie 958
8. Die Stellung der Kirche 960
Liebäugeln wir mit den Sozialdemokraten? Ein Briefwechsel (H-Zw): 1 . . 698; 2 715

Zum Gruß nach Dortmund (F J) 946
Vom siebenundzwanzigsten Kongreß für innere Mission (A T): 1 . . 1028; 2 1078
Nachträgliches vom Kongreß für innere Mission (R) . . . 1133
Praktisches Christentum. Vorträge aus der innern Mission von P. Theodor Schäfer (P W) 966
Neue Flugschriften aus der innern Mission (P W) . . . 967
Johann Hinrich Wichern und der Gemeindegedanke (v L): 950
1. Die Kirche und der Gemeindegedanke 951
2. Das allgemeine Priestertum 952
3. Das Ziel 1217
4. Der Gemeindeverein 1217
5. Die freie Organisation und das kirchliche Amt . 1219

Zur Begrüßung des sechsten Evangelischen-Bundes-Tages (V W) 802
Der Protestationsreichstag zu Speier 1529 (G E-St) . 805
In Speier (W-H) 875
Canossa (R Schw): 1 . . 809; 2 . . 826; 3 . . . 860
Flugschriften des Evangelischen Bundes. Sechste Reihe. (V W) 821
Römisch oder evangelisch? Von Th. Traub (V W) . . . 823
Extra ecclesiam salus non est. Von Thikötter (A—s) . . 894
Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession. Von Julius Köstlin (R) 1110
Zum siebzigsten Geburtstage D. Beyschlags (Bn) . . 819
Politik und Kirche in Nordschleswig 815
Die Vermählung des Erbgroßherzogs von Luxemburg (B-C) 654
Die Quittung der Germania auf Stöckers Rede 1134

Der Gustav-Adolf-Verein im sechzigsten Vereinsjahre 1890/91 (H):
3. Hilfsmittel 33
Jubiläen der Gustav-Adolf-Vereine (H) 749
Italien (H) 750
Zum Gruß nach Bremen (H) 850
Erinnerungen aus Bremen (H) 921

Heidenmission und Kolonialesa

In Sachen der Mission. 1. An die Redaktion der Täglichen Rundschau (D. Warneck) 987
2. An den Herausgeber der Christlichen Welt (Dr. Friedrich Lange) 1034
3. An Herrn Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der Täglichen Rundschau (R) 1035
Das Ende einer englischen Mission im deutschen Schutzgebiete (R) 1167
Zum Kandidatenüberfluß (R) 1133
Missionsschriften (D—r) 501

Gustav-Adolf-Verein. Diaspora

Der Gustav-Adolf-Verein im sechzigsten Vereinsjahre 1890/91 (H): 3. Hilfsmittel 33
Jubiläen der Gustav-Adolf-Vereine (H) 749
Italien (H) 750
Zum Gruß nach Bremen (H) 850
Erinnerungen aus Bremen (H) 921
Die kirchliche Lage in Livland: 1 . . 856; 2 . . 910; 3 . . 999; 4 . . 1024; 5 1101
Bilder aus der westpreußischen Diaspora (A—d) . . 868
Das religiöse und kirchliche Nordamerika im Jahre der Weltausstellung von Chicago (J H):
1. Allgemeines. Staat und Kirche 863

Innere Mission und Soziales

Spalte

Christlich-sozialer Geist (F N) 529
Der Christ im Zeitalter der Maschine (F N) . . . 220
Rede Frederick William Robertsons über Verbesserung von Arbeiterwohnungen (H v D) 13
Eine Predigt Robertsons über die Pflichten der Wähler, gehalten am 2. Juli 1852 (A Hr) 561
Rede Robertsons zur Eröffnung des Arbeitervereins in Brighton am 25. Oktober 1848 (H v D) . . . 514
Das Programm der Evangelischen Arbeitervereine (Wck) 735
In Sachen der Evangelischen Arbeitervereine (R) . . . 308
Zur Begrüßung des vierten Evangelisch-sozialen Kongresses (R) 505
Das Programm des Evangelisch-sozialen Kongresses (R) . . 503
Bericht über die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses (R) 798
Die vom Evangelisch-sozialen Kongreß veranstaltete Enquete (R) 118
Die Erhebung des Evangelisch-sozialen Kongresses über die Verhältnisse der Landarbeiter Deutschlands (M W) 535
Vom vierten Evangelisch-sozialen Kongreß (R): 1 . . 565; 2 . . 597; 3 . . 620; 4 623
Die gewerbliche Sonntagsruhe im deutschen Reiche (M O) 510
Zur christlichen Würdigung des Sabbathgebots (M) . 985

Evangelisch-sozialer Kursus (R) 702
Die Evangelisch-sozialen Kurse in Berlin im Herbst dieses Jahres (M W) 766
Der Evangelisch-soziale Kursus in Berlin (F N):
1. Allgemeines 1083
2. Die Vormittagsvorlesungen 1085
3. Die Nachmittagsdiskussionen 1151
4. Die Abendversammlungen 1249
Ein evangelisch-soziales Lehrbuch. Martin von Nathusius: Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage, 1. Band (J W-G) 524
Unsre Stellung zur Sozialdemokratie. Im Anschluß an „Die Sozialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrtümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur sozialen Frage“ von Eduard Schall, Pastor in Bahrdorf, Braunschweig (F N)
1. Allgemeine Charakterisirung des Buches von Pastor Schall 904
2. Die Ursachen der Not 906
3. Malthus und seine Nachfolger 907
4. Die bürgerlichen Parteien 908
5. Die Verdienste der Sozialdemokratie 938
6. Das Problem der Sozialdemokratie 939
7. Der Irrtum der Sozialdemokratie 958
8. Die Stellung der Kirche 960
Liebäugeln wir mit den Sozialdemokraten? Ein Briefwechsel (H-Zw): 1 . . 698; 2 715
Zukunftsmusik (P G):
1. Schlaraffia politica 519
2. Indivi 520
3. Die Galoschen des Glücks 540
4. Freiland 647
Freiland wird Wahrheit (P G) 894
Ein Stück sozialer Frage (Wr) 1039
Evangelisch-soziale Zeitfragen. Zweite Reihe;
1. Rade, Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal (J W-G) 526
2. Mayer, Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes (J W-G) 526
3. Kamp, Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt (J W-G) 526
4/5. Hirsch-Möller, Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England (J W-G) 526
6. Arndt, Die Religion der Sozialdemokratie (J W-G) . 527
7. Weiß, Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage (M) 527
8. Traub, Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der Evangelischen Arbeitervereine (M) . 527
Der Kellnerberuf. Soziale Studie von K. Oldenberg (M) . 967
Das Haus in unsrer Zeit und in unserm Volke. Von K. L. Möller (P D) 553

Spalte

Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission (S E):
Einleitung 954
1. Die Anfänge 955
2. Die Kinder und die Werkstätten 978
3. Die Sonntagsschule und die Landschullehrer . . 1006
4. Der Lutherhof, die fromme Missionsanstalt . . 1121
5. Falks Frömmigkeit 1143
Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege (C D):
Einleitung (A Hr) 86
1. Hilfe durch Arbeitsvermittlung 89
2. Die persönlichen Besuche 112
3. Das Amalienstift und das Kinderhospital . . . 113
4. Leitende Gesichtspunkte 113
5. Religiöse Einwirkung 182
6. Wie sittliche Schäden zu beurteilen sind . . . 185
7. Beschäftigung der Armen für Arme 209
8. Schlimme Erfahrungen 210
9. Günstige Erfahrungen 226
10. Die Frauen und die Armenpflege 257
Die weibliche Diakonie und die Frauenfrage (M—o): 1 . . 600; 2 628
Der Krankenpflegeberuf und die Frauen (J L) . . . 673
Der Diakonissenberuf ein Beruf für die gebildete evangelische Frauenwelt. Von einer, die in der Arbeit stand (M T) 688
Zwei Stimmen zu unsern Diakonissenartikeln:
1. Selbstverleugnung — ein Vorrecht der Frauen? (A B) 841
2. Diakonissentum und Berufsgedanke (R K) . . . 913
Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln (R): 1 . . 963; 2 . . 983; 3 . . 1010; 4 1032

Johann Hinrich Wichern und der Gemeindegedanke (v L): 1950
1. Die Kirche und der Gemeindegedanke 951
2. Das allgemeine Priestertum 952
3. Das Ziel 1217
4. Der Gemeindeverein 1217
5. Die freie Organisation und das kirchliche Amt . 1219
D. J. H. Wichern und die Brüderanstalt des Rauhen Hauses (F N) 188
Zum Gruß nach Dortmund (F J) 946
Vom siebenundzwanzigsten Kongreß für innere Mission (A T): 1 . . . . 1028; 2 1078
Nachträgliches vom Kongreß für innere Mission (R) . . . 1133
Praktisches Christentum. Vorträge aus der innern Mission von P. Theodor Schäfer (P W) 966
Neue Flugschriften aus der innern Mission (P W) . . . 967

Die Gesetzesvorlage gegen die öffentliche Sittenlosigkeit (Hm) 115
Das Militärwochenblatt über Jugenderziehung (C Gr) 139
Miß Marsdens Reise zu den Aussätzigen Sibiriens (O St): 1 . . 329; 2 . . 356; 3 379

Litteratur und Kunst

Geschichtsphilosophische Gedanken (J W-G) 58
1. Der Standpunkt der Betrachtung 59
2. Welches ist der Sinn der Weltgeschichte? . . . 78
3. Kultur oder Reich Gottes? 81
4. Das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit . 105
Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking (P B—r) 1178
Absalom. Trauerspiel von Fritz Trotzendorff (W B) . 66
Huttens letzte Tage. Eine Dichtung von Konrad Ferdinand Meyer (J W-G) 165
Gottfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen (P B—r) 348
Ibsens Pastoren (G G):
1. Ibsen und das Christentum 302
2. Pastor Manders in den Gespenstern 304
3. Stützen der Gesellschaft 418

Spalte

4. Die Komödie der Liebe 421
5. Rosmersholm 450
6. Brand . . . . . a) 473; b) 492
Sudermanns „Heimat“ (E T) 568
Noch einmal „Frau Sorge“ (F v O) 43
Richard Wagners Stellung zum Christentum (Arthur Seidl): 1 . . 974; 2 . . 995; 3 . . 1018; 4 . . 1042; 5 1065
Der Kaplan 214
Ein Feuilleton der Nationalzeitung (E F) 607
Ein klassisches Volksbuch. Fröschweiler Chronik (F v O) 1154
Donovan. Ein moderner Engländer (Ke): 1 . . 402; 2 424
Donovan (R) 631
We two (A Hr) 1207
Ein neues Lutherdrama (Heinrich Ziegler) 1059
Zur Bekanntschaft mit Sören Kierkegaard (Bd) . . . 595
Karl Gerok. Von Gustav Gerok (G P) 36

Ein neues Bild von Professor Heinrich Hofmann in Dresden (R K) 262
Eine Studienmappe von Heinrich Hofmann (R K) 1208
Ludwig Passini (R K) 1209
Ludwig Ziemssen, Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister (R) 262
„Das einzige richtige Bild unsers Heilandes“ (H Wzl) . . 261
Kunstgeschichte im Grundriß von M. v. Broecker (H Wzl) . . 188

Gedanken über geistlichen und kirchlichen Gesang (Sm): 1 . . 108; 2 127
Eine katholische Passionsmusik im protestantischen Berlin (C H) 279
Bachs Matthäuspassion in Berlin (W—l) 333
Ein evangelisches Posaunenfest (C H) 768
Rietschel, Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienst (A) . . 554

Zukunftsmusik (P G):
1. Schlaraffia politica 519
2. Indivi 520
3. Die Galoschen des Glücks 540
4. Freiland 647

Verschiedenes

Neujahrsglocken. Frei nach Tennyson (N St) . . . 1
Das gläserne Auge. Eine Schwestergeschichte . . . 20
Du und ich. Gedicht von A. H. Francke † 145
Das Erbe Jesu. Gedicht von Klein 289
Die tote Kirche. Gedicht von Charles Kingsley . . 361
Helianthus. Tagebuchblätter und Aufsätze. Von Hermann Oeser:
3. Von Gottes Hand ergriffen 42
4. Solitudo nobilis 91
5. Die Pietistenbank 325
Glockenklänge. Von Hermann Oeser 185
Ein Heimchen am Herde. Von Hermann Oeser . . 496
Unser schönstes Weihnachtsgeschenk. Von Hermann Oeser 1239
Weihnachtsmärchen für das deutsche Volk (X) . . . 1243
Die Tägliche Rundschau (R) 211
Die Tägliche Rundschau (R) 23
Der Kaplan 214
Die Allgemeine Zeitung (H P R) 476
Hamburger Volksblatt (M) 285
Der Evangelisch-kirchliche Anzeiger von Berlin (R) . . 166
Das Freie Wort (B B) 118
Die Zeitung der Akademisch-theologischen Vereine (L) . . 1132
Nochmals die Zeitung der Akademisch-theologischen Vereine (D—n) 1176
Zur Charakteristik unsrer Amtsblätter 69
Ein Feuilleton der Nationalzeitung (E F) 607
In dem Anzeigenblatt „Der Pfarrbote“ (K . . .) 722
Eine nette Zumutung an evangelische Pfarrer 1176
Heiratsgesuche von evangelischen Geistlichen (R) . . . 722
Ein neuer Inseratenunfug (R) 1177
Leutnant der Reserve 798
Bibelkenntnis eines Abreißkalenders (R) 408
Orden für Verdienste um die Kirche (F v O) 1158
Zeichen der Zeit? (E P) 237
Respekt vor den Kellnern (J N) 95
Die Nachricht von dem traurigen Ende eines Kandidaten (R) 607
Von dem unglücklichen Ende des Kandidaten Groth (R) . . 653
Erklärung. In Sachen Groth (Rade) 797
Zum Semesteranfang (R) 351
Noch einmal zum Semesteranfang. Aus der Studentenschaft 375
Noch einmal zum Semesteranfang 1131
Die Freigebung der Kirchenstühle (E F) 654
Wie ein orthodoxer Geistlicher vor 130 Jahren im Katechismusunterricht vom Apostolischen Bekenntnis handelt (W B) 382
„Das einzige richtige Bild unsers Heilandes“ (H Wzl) . . 261
Eine katholische Passionsmusik im protestantischen Berlin (C H) 279
Bachs Matthäuspassion in Berlin (W—l) 333
Ein evangelisches Posaunenfest (C H) 768
Ein neues Lutherdrama (Heinrich Ziegler) 1059
Eine neue „Quelle“ über Luthers Tod (G K) . . . 163
Noch einmal die neuste „wissenschaftliche“ Leistung der Germania (K J) 236
Ein irreführendes Lutherzitat (R) 23
Ein mißhandeltes Zitat (R) 967
Das gläserne Auge (D H) 119
Das Militärwochenblatt über Jugenderziehung (C Gr) 139
Miß Marsdens Reise zu den Aussätzigen Sibiriens (D St): 1 . . 329; 2 . . 356; 3 379
Englische Aerzte (H F) 982
Ein schwedischer Brief über die Sittlichkeitsbewegung (F Gl) . 1012
Der Religionskongreß in Chicago (Krh): 1 . . 1049; 2 . . 1074; 3 . . 1125; 4 . . 1148; 5 . . 1174
Warnung vor morgenländischen Schwindlern (P. Schrecker in Alexandrien) 1158

Bücher und Schriften

Allgemeine Zeitung (H P R) 476
Andreä: Land oder Stadt (F Dr) 895
Arndt, Th.: Die Religion der Sozialdemokratie (J W-G) . . 527
Bauer: Christliche Geselligkeit (R) 798
Baur: Geschichts- und Lebensbilder (R) 1230
Bähnisch: Ist eine Schulbibel notwendig? (F D) 1038
Bekenntnis und Gelübde in der Konfirmation. Von einem Geistlichen der Hannoverschen Landeskirche (R) . . 1111
Benrath: Bernardino Ochino von Siena (E F) 822
Benzinger: Hebräische Archäologie (G) 1229
Bericht über die Verhandlungen des vierten Evangelisch-sozialen Kongresses (R) 798
Bernhard: Biblische Konkordanz (R) 1204
Berthold: Allerlei Schatzgräber (E R) 1232
Besant: All sorts and conditions of Men (H v D) . 1180; 1254
Beyschlag: Der große Kurfürst als evangelischer Charakter (E F) 822
Biblisches Spruchregister (R) 1203
Bode, W.: Indivi (P G) 520
Bode: Geschichte der wallonisch-reformirten Kirchengemeinde zu Magdeburg (S) 943
Bornemann: Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus (Fl) 988
„ Zu Freiheit und Frieden (R) 990
„ Unterricht im Christentum (R) 1251
Brandt: Poetischer Hausschatz für das deutsche Volk (—n) . 1181
v. Broecker: Aus einem der zwölf Körbe (A R) 1177
v. Broecker: Kunstgeschichte im Grundriß (H Wzl) 188
Bröcher: Frederick William Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Zweite Auflage 1231
Brennekam: Unterm Weihnachtsbaum (H-Sch) 1207
Buchwald: D. Martin Luthers letzte Streitschrift (G K) . . . 1107
„ Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit (L E) 1108
Büchner: Biblische Real- und Verbal-Hand-Konkordanz (R) . 1204
Gabriele v. Bülow: Tochter Wilhelm v. Humboldts (J W-G) 1253
Burnett: Die kleine Miß (E R) 1208
Calwer Bibelkonkordanz (R) 1254
Charles Haddon Spurgeon (A C) 502
Clasen: Wie dünket euch um Christus? wes Sohn ist er? (F G) 918
Conrad: Die Bibel vor einem heidnischen Gerichtshofe (D—r) 502
Das freie Wort (B B) 118
Die Tägliche Rundschau (R) 23; 211
Dietel: Missionsstunden (D—r) 502
Dörries: Erklärung des Kleinen Katechismus D. Martin Luthers (Tn) 454
„ Was Luther zu Luther macht (B W) 823
Dreizehn Jahre im Beichtstuhl (B W) 823
Dukes-Fielde: Alltagsleben in China (D—r) 502
v. Dorneth: Der Jesuitenorden (E F) 478
Dukmeyer: Tod dem Verräter (S E) 143

Spalte

Dukmeyer: Russisches Leben (S E) 143
Egelhaaf: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (V W) 1230
v. Erdberg: Ein heiliger Abend. Volksstück in zwei Bildern (P J) 1209
Evangelischer Missionskalender 1893 (D—r) 501
Erzählungen für das Volk (J P) 1231
Fischer-Lette: Unwissenheit ist nicht Unschuld (R) 919
Flürscheim: Die Galoschen des Glücks (P G) 540
Flugschriften des Evangelischen Bundes (T W) . . . 821
Freybe: Der ethische Gehalt in Grillparzers Werken (P B—r) 1039
Friedmann: Vorbilder für die evangelische Jugend (P W) . 1209
Frommel, E.: Aus Lenz und Herbst (Th K—n) 1205
Funckes Gesammelte Schriften (R) 1206
Geistliche Lieder. Herausgegeben von Ahlfeld, Kretzschmar, Stöbe (A) 1209
Gerok, G.: Karl Gerok (G P) 36
Göze: Heilsame Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit (H-Sch) 1157
Gotthold: Zufällige Andachten (H-Sch) 1229
Gottesdienstliche Vorträge (E) 552
v. Göler: Sind wir an einem geschichtlichen Wendepunkt (P W) 667
Gregorovius: Römische Tagebücher (M S) 720; 747
Groth: Charles Kingsley als Dichter und Sozialpolitiker (P D) 1181
Gütersloher Jahrbuch (R) 431
Habermann, Christentum und Staat (H) 988
„ Wider den Reichsboten (R) 1202
Harnack: Antwort auf die Streitschrift D. Cremers. (R) . . 23
Haslam: Vom Tode zum Leben (E C) 722
„ Von der Spitze aus bauen (H-Sch) 581
v. Hedenstjerna: Allerlei Leute (J) 1179
v. Heel: Auf weißen Flügeln (D R) 1231
Herrmann: Worum handelt es sich im Streit um das Apostolikum? (F G) 918
Hefte zur Christlichen Welt (R) 95; (F G) 918; (Fl) 988; (R) 1202
Heine: Briefe über Fragen der christlichen Religion (E St) . 1204
Hobbing: Die Geschichte von Vogels Weihnachtsröschen (D R) 1232
Hobrecht: Luther auf der Koburg 1530 (R) 1110
Hoffmann: Christblumen (P J) 1204
„ Vom Grund unsers Glaubens (P J) 1204
Hoffmeisters Schatzkästlein (E R) 1208
Hohenhorst: Waldmyrte (H-Sch) 1208
Hummel: Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun? (Sch-G) . 1129
Herzka: Freiland (P G) 647
Hart: Judas Ischarioth (P D) 554
Huyssen: Soldatengeschichten (H) 675
Jeanne d'Arc — eine Heilige? (V W) 823
Jensen: Der Kaplan 214
Jentsch: Geschichtsphilosophische Gedanken (J W-G): 1 . . 58; 2 . . 59; 3 . . 78; 4 . . 81; 5 105
Jungclaussen: Acht Tage Cholerakrankenpfleger 95
Kastan: Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche (F G) 918
Kalender des Evangelischen Bundes (R) 823
Kalthoff: Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben (H-Sch) 286
Kamp: Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt (J W-G) 526
Kannegießer: Vorlesungen über erziehenden Unterricht (H-A) 1037
Kattenbusch: Von Schleiermacher zu Ritschl (R) 798
Kaufmann: Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier (R K) 430
Kautzsch: Die Heilige Schrift des Alten Testaments (K M) . . 1166
„ Die Psalmen (R) 1203
Keefer: Soldatenspiegel (H) 676
Kellers nachgelassene Dichtungen (P B—r) 348
Kierkegaards Schriften (Bd) 595
Kingsley: Wahre Worte für tapfere Männer (P D) . . . 990
„ Tägliche Gedanken. Uebersetzt von M. Baumann (P D) 1181
„ Gedichte. Uebersetzt von Pauline Spangenberg (P D) 1181
Klein: Fröschweiler Chronik. (F v O) 1154
Köhnlein: Ludwig Richter (H Wzl) 723
Köstlin: Friedrich der Weise 22
„ Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession (R) 1110
van Koetsveld: Die Gleichnisse des Evangeliums (J) . . . 1202
Kötzschke: Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage (F N) 382
Kolde: Martin Luther (V W) 1106
Lehmann: Die heilige Nacht (J N) 1255
Lösche: Analecta Lutherana et Melanchthoniana. Tischreden Luthers und Aussprüche Melanchthons (S) 1109
Loofs: Was machte Luther zum Mann des Volks (R) . . . 1110
Lutherophilus: Das sechste Gebot und Luthers Leben (G K): 1 . . 1098; 2 1118
Luthers Werke für das christliche Haus (R) 1109
Lyall: Donovan. Ein moderner Engländer (Ke): 1 . . 402; 2 . . 424; 3 (R) 631
„ We two (A Hr) 1207
Mathé: Ein modernes Gebetbuch (M R) 92
„ Marthadienst und Marienſinn (P W) 1209
Mayer: Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes (J W-G) 526
Meyer: Huttens letzte Tage (J W-G) 165

Spalte

Mirbt: Der deutsche Patriot und die Jesuitenfrage (E F) . . 478
Missionsweltkarte mit Textbeigabe: Ruf an das Christenvolk (D—r) 501
Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses (R) 333
Möller: Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England (J W-G) 526
Möller: Das Haus in unsrer Zeit und in unserm Volke (P D) 553
Mosen: Christi Geburt (J N) 1254
Mühe: Die biblische Lehre von den letzten Dingen (H-Sch) . 581
Müller: Weihnachtsspiel (J N) 1254
Nathusius: Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage. 1. Band: Die soziale Frage (J W-G) 524
Neue Flugschriften aus der innern Mission (P W) . . 967
Nieuwenhuis: Das Leben Jesu (K-S) 1036
Nippold: Die theologische Einzelschule und die evangelische Kirche (R) [Vgl. Chronik Nr. 51] 1201
Nonne: Reformationsbüchlein (H) 580
Nottebohm: Carl Nick (A C) 555
Oeser: Am Wege und Abseits (R) 1206
Oeuvres du protestantisme français au XIXème siècle (Kr-P) 1013
Oldenberg: Der Kellnerberuf (M) 967
Opitz: Heilige Stunden einer Jungfrau (R) 309
Oßwald: Italienische Reiseerinnerungen (H) 750
„ Eine Gustav-Adolf-Reise nach Italien (H) 750
„ Vier Bilder aus Italien (H) 751
Palmié: Evangelische Andachten (S E) 578
Peter: Schillers Leben (P B—r) 1037
Pietsch: Festbericht über die Wittenberger Feier am 31. Okt. 1892 23
Primula Vera: Das Schlechteste in der Welt (F G) . . . 382
Radbert: Soldatengespräche (H) 676
Rade: Spener in Frankfurt (R) 333
„ Unsere Landgemeinden und das Gemeindeideal (J W-G) 526
Regehly: Die preußische Königskrone ein Geschenk der Jesuiten? (E F) 478
Reischle: Der Glaube an Jesum Christum und die historische Erforschung seines Lebens. 1202
Reisehandbuch für die christliche Familie (P J) 799
Remy: Das jüdische Weib (Bäntsch) 93
Reuß: Das Alte Testament, übersetzt, eingeleitet und erläutert (K M) 1191
Richter: Danach offenbarte sich Jesus abermals an dem Meer 92
„ In des Königs Rock (H) 676
Rietschel: Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienst (A) . . . 554
Robertson: Sein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Charlotte Broicher (R) 1231
Rocholl: Ueber unsre alte Losung „Mit Gott für König und Vaterland" (H) 677
Röhrich: Emma Warnod 1231
Rogge: Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern (H) 1207
Rudorff: Der Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands (H-Sch) 919
A. v. S.: Nur selig! (J P) 1232
Sapper: Für kleine Mädchen (A K—r) 1232
Schäfer: Praktisches Christentum. Vorträge aus der innern Mission (P W) 966
Scheibert: Wahrer Adel (E F) 989
Schild: Denkwürdigkeiten Wittenbergs 23
Schindler: Ein Fürst unter den Predigern (A C) 502
Schirlitz: Griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testament (D—n) 1228
Schlaraffia politica (P G) 519
Schleusner: D. Martin Luthers Dichtungen in gebundener Rede 22
Schmeidler: Der Entwurf der neuen Agende (R) 990
Schneller: Kennst du das Land? (P J) 1252
„ Evangelienfahrten (P J) 1252
Schrenk: Suchet in der Schrift (J P) 1251
Schücking: Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking (P B—r) 1178
v. Schultheß-Rechberg: Der Gedanke einer göttlichen Offenbarung (Bs) 942
Schultz: Das Alte Testament und die evangelische Gemeinde (Fl) 988
Schwarzkopf: Bonifazius VIII. Bulle Unam sanctam (H-Zw) 943
Schwenke: Adreßbuch der deutschen Bibliotheken (Bde) . . . 479
Heinrich Seidels Gesammelte Schriften (R) 1206
Seil: Vollständiges Namen- und Sachregister zu Luthers Werken für das deutsche Haus (R) 1109
v. Soden: Und Frieden auf Erden (R): 23; 1210
Sohm: Kirchenrecht (E S): 1 . . 3; 2 . . 27; 3 55
Spörlin: Elsässische Lebensbilder (F v O) 1232
Spengler: Der kleine Pilgerstab (S E) [Vgl. Druckfehlerverzeichnis] 579
Spurgeon: Der Glaube (A C) 503
„ Die Schatzkammer Davids (R K) 1177
Spyri: Sina. Eine Erzählung für junge Mädchen (A Hr) . . 1207
Stähelin: Amos Comenius (H-Sch) 581
Stein: Schiller und Goethe. Beiträge zur Aesthetik der deutschen Klassiker (P S) 1230
Steude: Die Auferstehung Jesu Christi (R) 309
Strack: Der Blutaberglaube (D) 407
Thiftötter: Extra ecclesiam salus non est (A—s) 894

Spalte

Thoma: Evangelischer Bundesbote 1893 (B W) 823
Thomas: Vom Nias nach Kaiser Wilhelmsland und über Australien zurück nach Deutschland (D—r) 502
Traub: Kürzere Arbeitszeit, mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Arbeitervereine (M) 527
„ Römisch oder evangelisch? (B W) 823
Trinks: Lebenserfahrungen einer deutschen Lehrerin (E R) . . 1207
Unser Kind (D R) 1254
Vietor: Nötige Antwort auf die unnötige Frage: Waren wir Affen? (St) 580
Villinger: Aus dem Kleinleben (D R) 1231
Volksschriften aus dem Elsaß (F v O) 1232
Wagner: Die Schloßkirche zu Wittenberg 23
Weitbrecht: Der Fels in den Wellen (F Schw) 1230
Weiß, Bernhard: Vom irdischen Gut (R) 966
„ Johannes: Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage (M) 527
v. Westarp: Jesuitenlieder für das deutsche Volk (E F) . . . 478
Wendt: Die Norm des echten Christentums (Fl) 988
Wider den Priester Stöck und die Jesuiten (F E) . . . 478
Wie ein Tiroler Büeblien deutschnational wurde (E F) 822
Wildermuth: Gesammelte Werke (P J) 1206
v. Wintzingerode: Die Leiden und Kämpfe der Evangelischen auf dem Eichsfelde (P B) 143
Witte: Die Erneuerung der Wittenberger Schloßkirche eine That evangelischen Bekenntnisses (R) 1110
Wolf: Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung (Sch) 45
Zahn, Johannes: Christliche trostreiche Grabgesänge (A) . . 142
„ Theodor: Skizzen aus dem Leben der alten Kirche (R) . 1205
Ziegler: Wer bist du, mein Sohn? (E R) 1208
Ziemssen: Das Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister (R) 262
Zimmer: Sang und Klang (M W—g) 1254
„ Kindermusikschule (M W—g) 1254
v. Zimmermann: Was wir der Reformation zu verdanken haben und Hauptpunkte des evangelischen Glaubensbekenntnisses (R) 1110

Anzeigen und Aufrufe

Evangelisch-sozialer Kursus in Elberfeld am 22. bis 24. Januar 1893 47
Bekanntmachung der Carl Schwarz-Stiftung 48
Missionskonferenz in der Provinz Sachsen am 6. und 7. Februar 1893. 120
Einladung zur Einspruchsversammlung gegen die Wiederzulassung der Jesuiten 189
Ergebne Mitteilung des Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses 287
Der Bund vom weißen Kreuz 385
Programm des vierten Evangelisch-sozialen Kongresses . . . 528
Aufruf der deutschen Gemeinde in Edingburg 581
Aufruf des Komitees des deutschen Zweiges der evangelischen Allianz 678
Für die evangelische Kirche in Bethlehem 723
Programm der sechsten Generalversammlung des Evangelischen Bundes vom 21. bis 25. August 1893 724
Programm des siebenundzwanzigsten Kongresses für innere Mission 2. bis 7. Oktober 1893 in Dortmund 725
An die Verehrer, Freunde und ehemaligen Schüler des Professors D. Beyschlag zu Halle a. S. 726; 774
Ferienkursus für Theologen 752
Programm der sechsundvierzigsten Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung am 4. bis 8. September 1893 775
Einladung zur vierten Irrenseelsorgerkonferenz, Dienstag den 5. September 1893 zu Halle a. S. 800
Programm der Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Weimar, den 26. und 27. September 1893 824
Einladung zur allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine zu Frankfurt a. O., am 6. und 7. September 1893 871
Einladung zur Diaspora-Konferenz, elfte Hauptversammlung, 7. und 8. November 1893 in Weimar 991
Versammlung von Freunden der Christlichen Welt und der „Deutsch-evangelischen Blätter" in Schlesien, den 1. November 1893 . . . . . 1016; 1040
Bitte für Muldenstein 1182

Redaktionelles

Zur Beachtung 23; 286; 309; 334; 608; 631; 655; 799; 919; 943; 968; 991; 1111; 1233
Quittungen 23; 95; 190; 263; 334; 431; 455; 503; 555; 655; 919; 1064
Zur Nachricht 215; 479; 943

Spalte

Berichtigungen 359; 631
Erklärung 189
Zum Jahrgangsschluß (R) 1258

Druckfehler

Spalte	57	Zeile	7	von unten	lies die Aufgaben hemmen statt über die Aufgaben kommen
„	58	„	3	„ „	(Anm.) lies angefangen statt aufgehört
„	122	„	2	„ „	streiche unser
„	143	„	20	„ oben	„ einem Pseudonymen
„	146	„	1	„ „	lies er erst statt erst er
„	211	„	10/11	„ unten	„ mancher gute Christ
„	450	„	28	„ „	„ 5. statt 4.
„	459	„	2	„ oben	„ veranlassen statt verlassen
„	473	„	6	„ „	„ 6. statt 5.
„	478	„	21	„ unten	„ Leser statt Lehrer
„	492	„	30	„ „	„ 6. statt 5.
„	527	„	30	„ „	„ pia desideria statt pia de sialvia
„	581	„	19	„ oben	„ von der Spitze aus bauen statt von der Spitze ausbauen
„	771	„	5	„ „	„ coda statt chorda
„	772	„	14	„ unten	„ Kreisen statt Kreise
„	950	„	28	„ oben	„ sind statt werden
„	964	„	29	„ unten	„ R K in Nr. 38 statt A B in Nr. 35
„	1053	„	34	„ oben	„ Barrows statt Burrows
„	1075	„	17	„ „	„ Feeham statt Fenham
„	„	„	37	„ „	„ Brahmo-Somadsch statt Brahma-Somadsch
„	„	„	39	„ „	„ Quang Yu statt Quomy Yu und Reiich statt Remhi
„	1077	„	14	„ „	„ aufführend statt aufsuchend
„	„	„	40	„ „	„ Gundhi statt Gnudhi
„	1126	„	2	„ „	„ Pung Quang Yu statt Puny Kwany Yu
„	„	„	6	„ „	„ Riuge statt Ringe
„	„	„	10	„ „	„ Moxon statt Moxom
„	1127	„	9	„ „	„ Goodspeed statt Goodspend
„	„	„	13	„ „	„ Hsien statt Hsian
„	„	„	36	„ „	„ Judge statt Dudge
„	1128	„	27u.34	„ „	„ Brahmo-Somadsch statt Bramah-Somadsch
„	1149	„	10	„ „	„ Haweis statt Hawins
„	1150	„	4	„ „	„ Mills statt Nulls
„	„	„	9	„ unten	„ Serabij statt Satrabij
„	„	„	39	„ oben	„ Witthier statt Witthins
„	1209	„	21	„ unten	„ Kretzschmar statt Kretschmar.
„	1229	„	21	„ „	„ fehlt die Chiffre G
„	1231	„	28	„ „	„ H. statt G.
„	1233	„	10	„ oben	„ Siehe statt Siely

Zu der Kritik von Heinrich Spenglers „Kleinem Pilgerstab" in Nr. 24 dieses Jahrgs. ist zu bemerken, daß der Tadel: der Verfasser gehe in der Verwendung des Kirchenlieds und der geistlichen Dichtung über die gebotenen Grenzen hinaus, wenn er für ganze Wochen statt alles Uebrigen einfach Lieder biete — nur die zweite Auflage des Buches trifft. In der dritten Auflage ist dieser Abschnitt völlig umgearbeitet.

Verzeichnis der am Jahrgange 1893 beteiligten Mitarbeiter

Professor D. Achelis, Marburg (A—s)
Pfarrer Achtnich, Illenau bei Achern
Pfarrer Anspach, Bochum (A)
Prediger Dr. Arndt, Berlin (Th A)
Pfarrer Arnold, Gischkau bei Praust (A—d)
Pfarrer Bach, Calvörde (B-C)
Pfarrer O. Baltzer, Weißig bei Groß-Reichenau (O B—r)
Professor Lic. Barth, Bern (Bth)
Lic. Dr. Bäntsch, Jena
Oberpfarrer Bärthold, Halberstadt (Bd)
Cand. theol. Dr. Paul Baumgärtner, Davos (P B—r)
Anna Bernau, Minden, Westfalen (A B)
Frau Blanche Bieler, geb. Merle d'Aubigné, Lausanne (Bl B)
Pfarrer Alexander Bihl, Gaggstadt in Württemberg (Al B)
Domdiakonus Bithorn, Merseburg (Bn)
Dr. Wilhelm Bode, Hildesheim (Bde)
Pfarrer P. Bonsack, Bornhagen bei Eichenberg (P B)
Pfarrvikar A. Bonus, Luckenwalde (Bs)
Professor Lic. W. Bornemann, Magdeburg (W B)
Pfarrer R. Bürkner, Berka an der Ilm (R B)
Privatdozent Lic. Dr. C. Clemen, Halle a. d. S. (C C)

Pfarrer A. Cordes, Frankfurt a. M. (A C)
Landgerichtsdirektor Crönert, Halle a. d. S. (F C)
Kreisdirektor Dr. phil. Curtius, Thann im Elsaß (Cts)
Privatdozent Lic. Dr. Dalman, Leipzig (D)
Parrer Dr. Dechent, Frankfurt a. M. (D-Fr)
Privatdozent Lic. Deißmann, Marburg (D—n)
Schuldirektor Dr. F. Dix, Flensburg (F D)
Pfarrer Döhler, Großstorkwitz bei Pegau in Sachsen (D—r)
Pfarrer F. Drechsel, Augsburg (F Dr)
Archidiakonus Lic. P. Drews, Dresden (P D)
Helene von Dungern, Oberau bei Staffelstein (H v D)
† Frau Charlotte Duncker, Berlin (C D)
Pfarrer Lic. S. Eck, Rumpenheim bei Offenbach a. M. (S E)
Professor G. Egelhaaf, Stuttgart (G E-St)
Konsistorialrat Pfarrer D. Ehlers, Frankfurt a. M. (E)
Pfarrer D. Ludwig Enders, Oberrad bei Frankfurt a. M. (L E)
Oberlehrer Dr. K. Euling, Lingen (K E)
Pfarrer H. Fichtner, Newcastle on Tyne (H F)
Pfarrer Dr. Flemming, Ernstthal (Fl)
Pfarrer O. Flügel, Wansleben (O Fl)
Pfarrer Erich Foerster, Hirschberg in Schlesien (E F)
† Pfarrer August Hermann Francke, Mentone
Pfarrer Gaston Frommel, Frontenex bei Genf (G Fr)
Pfarrer Fritz Geest, Valdivia in Chile (F G)
Stadtpfarrer Gustav Gerok, Stuttgart (G G)
Pfarrer Fr. Gleiß, Westerland auf Sylt (F Gl)
Pastor design. Paul Göhre, Berlin (P G)
Garnisonpfarrer C. Gräfe, Festung Königstein (C Gr)
Privatdozent Lic. Gunkel, Halle a. S. (Gkl)
Professor D. H. Guthe, Leipzig (G)
Pfarrer Habermann, Zwinge am Harz (H-Zw)
Privatdozent Lic. Hackmann, Göttingen (H-G)
Pfarrer Hafner, Elberfeld
Professor D. Th. Häring, Göttingen (Th H)
Pfarrer Hausmann, Schwenda bei Stolberg am Harz (H-Sch)
Direktor Heilmann, Usingen im Taunus (H-U)
Pfarrer Heim, Werden a. d. Ruhr (Hm)
Seminardirektor G. Heine, Köthen (H—e)
Cand. min. Edgar Hennecke, Göttingen (E H)
Militäroberpfarrer Dr. Hermens, Magdeburg (H)
Professor D. Wilhelm Herrmann, Marburg (W H)
Anna Heuer, Frankfurt a. M. (A Hr)
Pfarrer Julius Hofmann, Baltimore (J H)
Pastor Carl Hunnius, Bethel b. Bielefeld (C H)
Pfarrer F. Issel, Betberg bei Buggingen (F J)
Cand. theol. Paul Jaeger, Frankfurt a. M. (P J)
Professor D. A. Jülicher, Marburg (J)
Cand. theol. Th. Kappstein, Berlin (Th K—n)
Professor D. G. Kawerau, Kiel (G K)
Frau Professor A. Kerler, Würzburg (A K—r)
Cand. min. Botho Klähre, Brinkhof bei Brandshagen (Ke)
Pfarrer Klein, Lichtenrade bei Berlin (Kl)
Pfarrer R. Kölbing, Fischbach im Riesengebirge (R K)
Pfarrer Kötschke, Sangerhausen (K-S)
Pfarrer O. Kraft, Oechlitz, Prov. Sachsen (O Kr)
Professor Kraushaar, Waverley, Jowa (Krh)
Pfarrer Kruspe, Paris (Kr-P)
Pfarrer Dr. Latrille, Warmbrunn (Ltr)
Professor A. Link, Königsberg i. Pr. (A L)
Johanna Lob, Darmstadt (J L)
Professor D. Loofs, Halle a. S. (L)
Prediger H. von Lüpke, Weimar (v L)
Elisabeth Malo, Züllsdorf bei Fermerswalde, Kreis Torgau (M—o)
Pfarrer Lic. Karl Marti, Muttenz, Baselland (K M)
Superintendent Meyer, Zwickau (Mr)
Schulamtskandidat R. Meyer, Marburg (R M—r)
Pfarrer Mörchen, Bethel bei Bielefeld (—n)
Professor D. Karl Müller, Breslau (K M-Br)
Pfarrer F. Müller, Eichberg bei Filehne (M)
Vereinsgeistlicher F. Naumann, Frankfurt a. M. (F N)
Pfarrer J. Naumann, Hubertusburg (J N)
Gymnasiallehrer A. Neuberg, Döbeln in Sachsen (A N)
Professor D. W. Nowack, Straßburg (W N)
Landgerichtsrat Freiherr von Oertzen, Freiburg i. B. (F v O)
Seminardirektor Dr. H. Oeser, Karlsruhe (H O)
Pfarrer J. Petran, Hermsdorf bei Görlitz (J P)
Pfarrer Petzold, Friedrichshafen (G P)
Pfarrer Lic. E. Preuschen, Steinbach am Taunus (E P)
Dr. Max Quarck, Frankfurt a. M. (M Q)
Professor D. Max Reischle, Gießen (M R)
Pfarrer H. P. Reuß, Preungesheim bei Frankfurt a. M. (H P R)
Professor Dr. Rinn, Hamburg (R—n)
Professor Lic. O. Ritschl, Kiel (O R)
Pfarrer C. Sandberger, Stuttgart (C S)
Dr. phil. Arthur Seidl, Dresden (A S)
Pfarrer Scheuffler, Lawalde bei Löbau i. S. (S)
Pfarrer E. Schneider, Adersheim b. Immendorf, Braunschw. (E Schn)
Prediger Professor Scholz, Berlin (Sch)
Pfarrer Dr. Schrecker, Alexandrien
Lic. Christoph Schrempf, Cannstatt
Professor D. H. von Schubert, Kiel (H v Sch)
Lic. Paul Schubing, Bari (P S)
Abt Professor D. H. Schultz, Göttingen (H Sch)
Louise Schulz, Lausanne (L S)
Professor Dr. von Schulze-Gävernitz, Freiburg i. E. (Sch-G)
Diakonus Dr. F. Schwabe, Apolda (F Schw)
Oberlehrer Dr. R. Schwemer, Frankfurt a. M. (R Schw)
Maria Sell, Rom (M S)
Professor D. Smend, Straßburg (Sm)
Prediger Professor D. Freiherr von Soden, Berlin (v S)
Frau Professor N. Stahl, Tübingen (N St)
Pfarrer Dr. Stertzel, Stockholm (Stl)
Seminaroberlehrer Lic. Steude, Dresden (St)
Pfarrer O. Stieglitz, Berlin (O St)
Diakonus E. Stier, Dessau (E St)
Pfarrer D. E. Sulze, Dresden (E S)
Pfarrer Teichmann, Frankfurt a. M. (Tn)
Privatdozent Lic. A. Titius, Berlin (A T)
Professor Lic. Troeltsch, Bonn (E T)
Frau Professor Marie Trommershausen, Frankfurt a. M. (M T)
Konrektor Chr. Ufer, Altenburg (Chr U)
Pfarrer Wächtler, Halle a. S. (W-H)
Dr. Wasserzieher, Flensburg (Wr)
Diakonus B. Weichelt, Chemnitz (B W)
Professor Dr. jur. Max Weber, Charlottenburg (M W)
Dr. Weil, Berlin (W—l)
Professor Lic. J. Weiß, Göttingen (J W—G)
Direktor Dr. H. Weizsäcker, Frankfurt-Sachsenhausen (H Wzs)
Professor D. H. H. Wendt, Jena (H H W)
Vereinsgeistlicher Wenck, Karlsruhe (Wck)
Frau Maria Witzig-Malo, Klieken bei Coswig, Anhalt
Pfarrer Dr. P. Wurster, Heilbronn (P W)
Pastor prim. H. Ziegler, Liegnitz

Unsere Leser

Die Christliche Welt wird Ende 1893 in 4555 bestellten Exemplaren ausgegeben, die sich nach Buchhandlungen und Postanstalten verteilen wie folgt. In Klammern sind die Ziffern der letzten Uebersicht von Ende 1891 beigefügt. Wo keine Klammern dabeistehn, sind die Zahlen dieselben geblieben.

Anhalt 47 (27): Ballenstedt 2 (1), Bernburg 7 (4), Cöthen 15 (9), Dessau 11 (5), Großmühlingen 2, Jeßnitz 1, Koswig 1, Nienburg 2, Raguhn 1, Roßlau 1, Wörlitz 1, Wulfen 1, Zerbst 2 (1).

Baden 107 (87): Achern 1, Adelsheim 1, Baden-Baden 3 (5), St. Blasien 1, Brennet 1, Bretten 1, Bruchsal 2 (1), Donaueschingen 1, Eberbach a. N. 1, Efringen-Kirchen 1 (2), Eichtersheim 1, Emmendingen 1, Ettlingen 2 (1), Freiburg i. B. 14 (13), Geisingen 1, Gemmingen 1, Heidelberg 17 (12), Kandern 3 (2), Karlsruhe 12 (14), Kenzingen 1, Königsfeld 3 (5), Konstanz 4 (3), Lahr 1, Linkenheim 1, Lörrach 3, Mannheim 4 (1), Markdorf 1, Meßkirch 2, Mosbach a. N. 1 (4), Müllheim 1, Neckarelz 1, Oberkirch 1, Oberschefflenz 1, Offenburg 1, Pforzheim 2 (3), Philippsburg 1, Schallstadt 3, Schönau (Heidelberg) 1, Schopfheim 3 (1), Villingen 1, Waldkirch 2, Waldshut a. Rh. 1, Weinheim a. Bergstr. 1, Wertheim a. M. 1.

Bayern 106 (93): Amberg 1, Ansbach 1, Augsburg 6, Bamberg 1, Bayreuth 1, Behringersdorf 1, Berneck 2, Burgfarrnbach 1, Dannstadt 1, Diamantstein 1, Erlangen 9 (14), Eschau 1, Feucht 1, Frankenthal 1, Fürth 1, Gönnheim 2, Grünstadt 1, Gunzenhausen 1, Ilbesheim 1, Kaiserslautern 4 (1), Kempten 1, Kissingen 1, Kleinheubach 1, Königsbrunn 1, Kronach 1, Landau 1 (2), Langmeil 1, Leoni 1, Lichtenfels 1, Lohr 1, Memmingen 1, München 24 (16), Neuburg a. D. 1, Neustadt a. Haardt 1, Niederkirchen b. Kaiserst. 1, Nördlingen 1, Nürnberg 7 (6), Pirmasens 1, Regensburg 1, Reichenhall 1, Rieschweiler 1, Rosenheim 1, Rothenburg a. T. 1, Schwarzenbach (Saale) 1, Schweinfurt 1 (2), Speyer 1, Staffelstein 2, Steinwenden 1, Sulzbach 1, Sulzheim 1, Thalkirchen 1, Thüngen 1, Weißenstadt 1, Würzburg 4 (3), Zweibrücken 1 (2).

Braunschweig 60 (52): Blankenburg 2, Börssum 6 (3), Braunschweig 25 (20), Broistedt 2 (3), Calvörde 1, Gandersheim 2 (4), Harzburg 1, Helmstedt 5 (3), Holzminden 2 (3), Königslutter 1, Lehre 3, Lutter 1, Oker 1, Seesen 1, Thiede 1, Vechelde 2, Walkenried 1, Wolfenbüttel 3 (5).

Bremen 47 (44): Bremen 43 (41), Bremen-Horn 1, Bremerhaven 2, Vegesack 1.

Elsaß-Lothringen 80 (67): Alberschweiler 1, Altkirch 1, Ars a. M. 1, Barr 2 (1), Buchsweiler 4, Diedenhofen 1, Diemeringen 1, Drulingen 1, Finstingen 1, Hagenau 2 (1), Hayingen 1, Hochfelden 1, Ingweiler 1, Kolmar 2 (3), Lemberg 1, Lützelstein 1, Metz 1, Mülhausen 1 (2), Münster 2 (1), Ostheim 1, Rappoltsweiler 1, Saaralben 1, Saarburg 1, Straßburg 43 (27), Straßburg-Kronenburg 1, Straßburg-Ruprechtsau 2, Thann 1, Wasselnheim 1, Zabern 2 (5).

Hamburg 69 (64): Bergedorf 3 (2), Billwärder 1, Cuxhaven 1, Hamburg 64 (61).

Großherzogtum Hessen 186 (148): Alsfeld 4, Alzey 4 (3), Babenhausen 2, Beerfelden 1, Bensheim 2 (5), Bingen 1, Büdingen 2

Darmstadt 39 (30), Erbach (Odenw.) 3 (2), Friedberg 27 (24), Fürth (Odenw.) 1, Gaualgesheim 1, Gießen 33 (24), Grebenhain 1, Griesheim (Darmst.) 1, Großgerau 1, Großkarben 2 (1), Grünberg 2 (3), Höchst (Odenw.) 1, Homberg (Oberhessen) 1, Hungen 2 (3), Jugenheim (Rheinhessen) 1, Jugenheim (Bergstraße) 1, Kailbach 1, Kirtorf 1, Lampertheim 1, Laubach 2, Lauterbach 1, Lich 1, Mainz 9 (5), Michelstadt 1, Mücke 4 (2), Nidda 2, Nierstein 1, Offenbach 8 (6), Osthofen 2, Pfungstadt 1, Reinheim 2, Ruppertenrod 2 (1), Rüsselsheim 1, Schotten 2 (1), Sprendlingen 4 (3), Ulrichstein 1, Worms 2, Wörrstadt 3 (2), Zwingenberg 1 (2).

Lippe-Detmold 6 (5): Bösingfeld 1, Detmold 2 (1), Lemgo 2 (3), Oerlinghausen 1.

Schaumburg-Lippe 3: Bückeburg 2, Stadthagen 1.

Lübeck 21 (19): Gleschendorf 1, Lübeck 19 (18), Travemünde 1.

Mecklenburg-Schwerin 32: Gadebusch 3, Gnoien 2, Grabow 1, Güstrow 2 (3), Ludwigslust 1, Malchin 1 (2), Neukloster 1, Parchim 6 (5), Rostock 3 (5), Schwerin 6 (2), Stavenhagen 1, Vollrathsruhe 1, Warnemünde 1, Wismar 2, Wittenburg 1.

Mecklenburg-Strelitz 9: Neubrandenburg 2, Neustrelitz 2 (4), Schönberg 1, Strelitz 1, Woldegk 3 (1).

Oldenburg 20 (14): Burhave 2 (1), Delmenhorst 3, Herrstein 1, Jdar 2, Oberstein 1, Oldenburg 7 (6), Rastede 2 (1), Zwischenahn 2.

Königreich Preußen 2446 (1983). Brandenburg 413 (325): Angermünde 1 (2), Bärwalde (Neumark) 1, Beelitz 1, Berlin 242 (202), Bernstein 2, Bötzenburg (Uckermark) 1, Brandenburg 5 (4), Briesen 1, Britz b. Berl. 1, Burg (Spreew.) 1, Charlottenburg 5 (3), Cremmen 2, Döbern b. Forst 1, Dobrilugk 3 (1), Eberswalde 4, Forst i. L. 3, Frankfurt a. O. 7 (5), Freienwalde 2, Friedeberg 1, Friedenau-Berlin 1, Fürstenberg a. O. 1, Fürstenwalde 4, Gransee 1, Greiffenberg 1, Großkreuz 1, Groß-Pankow 1, Guben 2, Hermsdorf (Mark) 1, Jüterbogk 1 (4), Kalkberge-Rüdersdorf 1, Karstädt 1, Köpenick 3 (2), Kottbus 3 (5), Krossen a. O. 3, Küstrin 3, Kyritz 2, Landsberg a.-W. 4 (1), Lebus 1, Lehnin 1, Lichtenberg b. Berl. 1, Lichterfelde (Groß-) 1, Liebenau 1, Lieberose 1, Limmritz 1, Lindow 1, Löwenberg 1, Lübben 1, Lübbenau 1, Luckau 2, Luckenwalde 3 (1), Ludwigsfelde 1, Mühlbock 1, Nauen 1, Neulewin 1, Neuruppin 1 (2), Niemegk 2, Paulinenaue 1, Perleberg 1, Plötzensee 2 (1), Potsdam 11 (9), Prenzlau 7 (4), Pritzwalk 1 (3), Rathenow 2 (1), Rectz (Arnsw.) 1, Rheinsberg 1, Rixdorf 1, Rummelsburg b. Berl. 1, Schöneberg b. Berl. 1, Schwedt 1, Schwiebus 1, Sechausen 1, Soldin 1, Sommerfeld 1, Spandau 2, Spremberg 4 (2), Steglitz b. Berl. 6 (4), Storkow 1, Strasburg i. d. Uckerm. 2, Straußberg 2, Teltow 1, Templin 1, Trebnitz 1, Treuenbrietzen 1 (2), Uckro 2 (1), Velten 1, Vietz 1, Weißensee b. Berl. 1, Wildpark 1, Wriezen 2, Wutschdorf 1, Zehdenick 2 (3), Zernitz 1, Zielenzig 1, Züllichau 3 (1). — Hannover 336 (317): Algermissen 1, Altenbruch 2 (1), Aurich 2 (3), Basbeck 1, Bassum 2, Bevensen 3 (2), Bleckede 2, Blumenthal 1, Bodenfelde 1, Bodenwerder 1, Bremervörde 3 (1), Brinkum 2, Buchholz (Harburg) 1, Bunde 2 (1), Buxtehude 3 (2), Cadenberge 1, Celle 2 (4), Clenze 1, Dahlenburg 1, Dannenberg a. Elbe 1, Dassel 1, Dassensen 1, Derneburg 1 (2), Dissen 1, Döhren 1, Dornum 1, Dorum 3 (2), Drochtersen 1, Einbeck 4 (5), Elze 2 (1), Emden 4, Emlichheim 1, Escherode 1, Esens 1, Fallingbostel 1, Friedland (Leine) 1, Fürstenau 1, Geestemünde 1, Georgmarienhütte 1, Gifhorn 2, Goslar 4 (2), Göttingen 67 (74), Gremsmühlen 1, Grohnde 1, Gronau 1, Großdüngen 2, Großrhüden 2 (1), Grund 1, Hagen (Bremen) 1, Hameln 5, Hannover 58 (59), Hannover-Hainholz 1, Harburg 3, Herzberg (Harz) 2 (1), Hildesheim 10, Hitzacker 2, Hoheneggelsen 3, Hoya 1, Joachimsthal 1, Klausthal 4 (3), Lauenau 2, Lautenthal 1, Leer 2 (4), Lehe 2, Lingen 3 (2), Loccum 1, Lüchow 2 (1), Lüneburg 5, Markoldendorf 2 (1), Münden 3 (2), Münder 1, Neermoor 2, Neuhaus a. Elbe 1, Neuhaus a. Oste 1 (2), Neustadt a. Rübenb. 2, Niederaula 1, Nienburg 3 (2), Norden 3, Norderney 2 (1), Nordstemmen 1 (3), Nörten 3 (1), Northeim 3 (4), Osnabrück 6 (5), Osterhagen 1, Osterode 3 (4), Otterndorf 2 (1), Ottersberg 1, Pattensen a. Leine 1, Peine 1, Pewsum 1, Quakenbrück 3, Rethem 1, Rethen 1, Ringelheim 1 (2), Salzgitter 1, St. Andreasberg 2 (1), Schladen 1, Schüttdorf 1, Schwarmstedt 1, Stade 4 (3), Steinkirchen 2 (1), Stolzenau 1, Sulingen 4, Uelzen 1, Uslar 4 (2), Verden 2 (4), Vienenburg 2 (1), Vilsen 2 (1), Wecner 2 (1), Wiersen 1, Wilhelmshaven 2, Wunstorf 2 (1). — Hessen-Nassau 274 (223): Allendorf 1 (4), Altmorschen 1 (2), Barchfeld 1, Battenberg 3, Bebra 2 (1), Biedenkopf 1, Birstein 1, Borken 1, Braubach 1, Burghaun 1, Camberg 1, Diez 5 (2), Dillenburg 3, Eibelshausen 1, Eichenberg 2 (1), Eltville 1, Felsberg 2 (1), Flörsheim 1, Frankfurt a. M. 49 (28), Frankfurt a. M.-Sachsenhausen 3 (2), Fritzlar 1 (2), Fulda 1, Gelnhausen 1, Gersfeld 1, Großalmerode 1, Gudensberg 3, Hachenberg 1, Hanau 6 (7), Hebdernheim 1, Herborn 6 (3), Heringen a. Werra 1, Herleshausen 1, Hersfeld 2, Hessisch-Lichtenau 1, Höchst a. M. 1, Hofgeismar 3 (2), Hoheneiche 2, Homberg 3, Homburg v. d. H. 3 (1), Jesberg 2 (1), Idstein 3 (2), Kassel 19 (15), Katzenelnbogen 1, Kirchberg 1, Kirchhain 3, Kleinschmalkalden 1, Limburg 2 (1), Marburg 57 (55), Marienberg 5, Melsungen 1, Montabaur 1, Nassau 1, Neukirchen (Ziegenhain) 2 (1), Neustadt (Main-Weserbahn) 1, Oberaula 1, Oberkaufungen 1, Oberursel 1, Rauschenberg 2, Rinteln 1, Rotenburg 1 (6), Schenklengsfeld 3, Schlüchtern 2 (1), Schmalkalden 2 (3), Selters 1, Sinn 1, Sontra 1, Spangenberg 1 (2), Sterbfritz 1, Tann 1, Treysa 2, Usingen 5 (4), Beckerhagen 1, Vöhl 1, Wächtersbach 1, Waldkappel 2 (1), Wehen 1, Wehlheiden 1 (3), Weilburg 2, Weilmünster 1, Wetter 1, Wiesbaden 12, Wilhelmshütte 1, Wolfhagen 1, Zimmersode 1. — Hohenzollern 5 (6): Gammertingen 1, Haigerloch 1, Hechingen 1 (2), Sigmaringen 2 (3). — Ostpreußen 37 (21): Bartenstein 1, Bokellen 1, Darkehmen 1, Drengfurt 1, Eydtkuhnen 1, Gumbinnen 1, Preuß.-Holland 1, Johannisburg 1, Königsberg 14 (6), Korschen 1, Löwenhagen 1, Lyck 1, Marggrabowa 1, Memel 1, Mohrungen 1, Osterode 1 (2), Popelken 1, Preuß.-Eylau 1, Rastenburg 1, Tapiau 1, Tilsit 3 (1), Zinten 1. — Pommern 75 (74): Anklam 3 (7), Bartin 1, Belgard a. P. 2, Bergen a. R. 2, Bublitz 1, Bütow 1, Cöslin 2, Franzburg 1, Gartz a. O. 2 (1), Gingst 1, Gollnow 1, Greifenberg 1, Greifenhagen 1, Greifswald 13 (7), Kolberg 1, Körlin 1, Lauenburg 2 (4), Massow 1, Naugard 1, Penkun 1, Pölitz 1, Polzin 1, Rathsdamnitz 1, Rügenwalde 2, Rummelsburg 1, Schlawe 1, Schwiersen 2, Semlow 1, Stargard 4 (2), Stettin 13 (14), Stolp 1 (5), Stralsund 3, Tempelburg 1, Treptow 2, Varzin 1, Wilhelmsfelde 1. — Posen 42 (20): Adelnau 1, Bojanowo 1, Bromberg 5 (2), Czempin 1, Exin 1, Filehne 1, Fraustadt 2, Gnesen 1, Jnowrazlaw 1, Kazmierz 1, Kempen 1, Klahrheim 1, Krotoschin 1, Kruschwitz 1, Langgoslin 1, Lissa 5 (2), Margonin 1, Meseritz 1, Nakel 1, Neustadt b. Pinne 1, Ostrowo 1, Pakosch 1, Polajewo 1, Posen 7 (4), Rudewitz 1, Rawitsch 1, Zirke 1. — Rheinland 298 (243): Aachen 1, Altenessen 1, Barmen 20 (14), Barmen-Rittershausen 1, Baumholder 2, Bergneustadt 1 (2), Berncastel 1, Bingerbrück 1, Bonn 30 (36), Boppard 1, Brebach 1, Büchenbeuern 1, Cürten 1, Dabringhausen 1, Dieringhausen 2, Dinslaken 1, Dudweiler 1, Duisburg 7 (3), Düren 3 (2), Düsseldorf 11, Ehringshausen 1, Eitorf 1, Elberfeld 21 (17), Engers 1, Enkirch 1, Erkelenz 1, Essen a. R. 3 (2), Fischbach a. Nahe 4, Geldern 1, Gemünden (Hunsrück) 1, Berg.-Gladbach 2 (1), München-Gladbach 1 (2), Godesberg 4 (2), Großenlüder 1, Grumbach 2, Gummersbach 2, Haan 1 (2), Hamm (Sieg) 1, Herchen 1, Hilgen 1, St. Johann 1, Isselburg 1, Kaldenkirchen 2, Kalk 1, Kettwig 3 (2), Kirchberg (Hunsrück) 1 (2), Kirchen 1, Kirn 1, Kleve 2, Koblenz 11 (6), Köln 13 (12), Königswinter 1, Krefeld 10 (6), Kreuznach 7 (9), Kupferdreh 2, Langenberg 1, Langendreer 2 (1), Langenlonsheim 1, Lennep 3 (2), Malstatt-Burbach 2 (1), Martinstein 1, Mechernich 1, Monzingen 1, Moers 3 (2), Mülheim a. Rh. 1, Mülheim a. Ruhr 7 (3), Münster a. Stein 1, Neuerburg 2, Neumühl-Hamborn 1, Neunkirchen 5 (4), Neuwied 6, Nümbrecht 1, Oberkassel 1, Oberhausen 2 (1), Oberwinter 1, Ohligs 1, Opladen 2, Ottweiler 1, Preuß.-Moresnet 1, Reden 1, Remagen 1, Remscheid 1, Rhaunen 1, Rheydt 3, Ronsdorf b. Barmen 3 (2), Ruhrort 1, Ründeroth 1, Saarbrücken 4 (2), Schladern 1, Siegburg 4 (3), Sobernheim 3, Solingen 2 (3), St. Goar 3 (1), Staudernheim 1, Straelen 1, Sulzbach 1, Traben 1, Trarbach 1, Trier 1 (2), Ueberruhr 1, Vluyn 1, Völklingen 1, Vohwinkel 1, Wald 1, Waldbröl 1, Weeze 1, Werden (Ruhr) 3 (2), Wesel 5 (4), Weßlar 1, Wevelinghofen 1, Wiehl 1, Wissen 1. — Sachsen 431 (360): Ammendorf-Radewell 1, Arendsee 1, Aschersleben 5 (4), Barby 1, Belgern 1, Beneckenstein 1, Beyernaumburg 1, Bibra 2 (1), Bismark 1, Bitterfeld 2 (1), Bleicherode 3, Burg b. Magdeb. 2 (1), Clötze 1, Corbetha 1, Crensitz 2, Dedeleben 1, Delitzsch 8 (5), Derenburg 2, Dommitzsch 1, Dreileben 1, Dürrenberg 1, Egeln 1, Eichenbarleben 1, Eilenburg 3 (2), Eisleben 4 (3), Ellrich a. H. 1 (2), Erfurt 19 (12), Ermsleben 1, Falkenberg (Bez. Halle) 2, Förderstedt 1, Gardelegen 2, Gebesee 1, Gesell 1, Genthin 2 (3), Giebichenstein 2, Gnadau 5 (4), Goldbeck 2, Gommern 1, Groß-Dölzig 1, Großottersleben 1, Groß-Schwechten 1, Großwusterwitz 1, Halberstadt 8 (5), Halle 114 (105), Heiligenstadt 1, Herzberg 2 (3), Hettstedt 2, Hohenmölsen 1, Hornburg 1, Jerichow 2 (1), Jessen 1 (2), Ilsenburg 1, Ilwersgehofen 1, Kalbe a. Milde 1 (2), Kaltennordheim 1, Kemberg 1, Kölleda 4 (3), Königerode 1, Langensalza 1, Laucha 1, Liebenwerda 1, Lützen 2, Magdeburg 35 (27), Magdeb.-Buckau 1, Magdeb.-Sudenburg 2, Mansfeld 2, Merseburg 18 (14), Mücheln 2 (3), Mühlberg a. Elbe 1, Mühlhausen 10 (9), Naumburg a. S. 14 (7), Nebra 3 (1), Neugattersleben 1, Neuhaldensleben 1, Nienhagen 1, Nordhausen 5 (9), Ortrand 2 (1), Osterburg 4 (3), Osterfeld 1, Osterwieck 3, Parey 1, Quedlinburg 2, Querfurt 4, Roitzsch 2 (1), Salzmünde 1, Salzwedel 5 (2), Sandau 1, Sangerhausen 1 (3), Schafstädt 1, Schkeuditz 1, Schleusingen 3 (5), Schlieben 1, Schönebeck 3 (2), Schraplau 1, Seehausen 4, Sömmerda 1, Staßfurt 1 (2), Stendal 3 (5), Stolberg 1, Straußfurt 2, Suhl 1, Tennstädt 2, Tettenborn 1, Teuchern 2, Teutschenthal 1, Thale 3, Torgau 1 (3), Walschleben 1 (2), Wanzleben 1, Wegeleben 1, Weißenfels 2 (3), Weißensee 2, Werben 1, Wernigerode 2 (3), Westerhüfen 1, Wettin 1, Wippra 1, Wittenberg 14 (8), Wolmirstedt 1 (2), Worbis 2 (1), Zahna 1, Zeitz 3, Ziegenrück 2, Zörbig 1 (2). — Schlesien 207 (161): Arnsdorf i. R. 1, Bernstadt 2 (1), Beuthen 1, Breslau 43 (25), Brieg 3, Bunzlau 6 (1), Camenz 1, Falkenberg 2 (1), Frankenstein 2, Freiburg 1, Freystadt 2 (1), Glogau 3 (2), Gnadenberg 2 (1), Gnadenfeld 3, Gnadenfrei 4 (6), Goldberg 1, Görlitz 10 (11), Gramschütz 1, Großgraben 1, Grünberg 1, Guhrau 1, Haynau 2 (1), Herrnstadt 1, Hirschberg 5 (3), Hoyerswerda 1, Hundsfeld 1, Jannowitz 1, Jauer 4 (2), Ingramsdorf 1, Kaiserswaldau 1, Klopschen 1, Koberwitz 2, Kohlfurt 2, Königshütte 1 (2), Königszelt 1, Korschlitz 1, Koschentin 1, Kreuzburg 2, Krummhübel 1, Kujau 1, Landeshut 4 (1), Landsberg 1, Lauban 2 (1), Leobschütz 1, Liebau 1, Liebenthal 1, Liegnitz 9 (10), Lipine 1, Löwenberg 2 (1), Lüben 3 (1), Mittel-Seiffersdorf 1, Münsterberg 2, Naumburg a. B. 1, Neumarkt 2 (1), Neusalz 2 (4), Nieský 9, Nimptsch 1, Oberglogau 1, Obernigk 1, Petersdorf 2, Pleß 1, Prauß 1, Prieborn 1, Raudten 2 (1), Reichenbach u. E. 4 (5), Rothwasser O.-L. 1, Saabor 1, Saarau 1, Sagan 1 (3), Schildau 1 (2), Schmolz 1, Schweidnitz 4 (3), Schweinitz 1, Seidenberg 1, Sibyllenort 1, Spittelndorf 1, Sprottau 2, Steinau 2, Steinkirche 1, Tarnowitz 1, Tiefenfurt 1, Waldenburg 1, Warmbrunn 2 (1), Wiesau (Glogau) 1, Wohlau 2, Wünschelburg 1, Zabrze 1,

Zobten 1. — Schleswig-Holstein 167 (136): Altona 3 (6), Altrahlstedt 1, Apenrade 1, Augustenburg 3 (2), Bredstedt 3, Breklum 2 (3), Burg a. F. 2 (1), Büsum 1, Eckernförde 2 (6), Elmshorn 2 (1), Flensburg 3 (5), Friedrichsort 1, Friedrichstadt 1, Gaarden 1, Garding 2 (3), Gettorf 1, Glücksburg 1, Glückstadt 4 (2), Gravenstein 1, Hanerau 2, Heide 4 (2), Heiligenhafen 1, Hennstedt 1, Hohenwested 1, Holtenau 1, Horst 1, Hoyer 3 (2), Husum 7 (2), Hvidding 2, Itzehoe 3 (2), Kaltenkirchen 3 (1), Kappeln 2, Kellinghusen 1, Kiel 40 (27), Kleinsiottbek 2, Krempe 2 (1), Lauenburg 1, Lensahn 1, Lütjenburg 2, Meldorf 2 (1), Mölln 2, Neumühlen 1, Neumünster 2, Neustadt 1, Oldesloe 1, Ottensen 2, Plön 6 (5), Preetz 1, Ratzeburg 3, Rendsburg 7 (5), Schiffbek 1, Schleswig 4 (5), St. Margarethen 1, Schwarzenbek 1, Segeberg 2 (3), Stellingen 1, Tingleff 1, Tondern 4 (3), Tönning 2, Wandsbek 3 (6), Westerland auf Sylt 1, Woyens 1, Wrist 1, Wyk a. Föhr 1. — Westfalen 127 (73): Aplerbeck 1 (2), Bielefeld 8 (12), Bochum 9 (1), Bommern 1, Borgholzhausen 1, Breckerfeld 1, Brügge 1, Burbach 1, Büren 1, Burgsteinfurt 3 (1), Creuzthal 2, Dortmund 5 (4), Drüggelte 1, Eiserfeld 1 (2), Enger 1, Evingsen 1, Fröndenberg 1, Gelsenkirchen 1, Gütersloh 3 (1), Hagen 6 (1), Hamm 3, Haßlinghausen 1, Hattingen 2, Hemer 2 (1), Herdecke 2, Herford 3 (2), Herne 2, Hörde 2, Höxter 2, Iserlohn 1, Langerfeld 2, Lengerich 2 (1), Lethmathe 1, Lichtenau 1, Linden 1, Lippstadt 3 (1), Lüdenscheid 1, Lüdinghausen 1, Meschede 1, Milspe 1, Minden 2 (1), Münster 5 (3), Oeynhausen 2 (1), Paderborn 1, Schalke 1, Schaltsmühle 1, Schwelm 2 (1), Schwerte 1, Siegen 4, Soest 7 (1), Tecklenburg 2, Unna 5 (3), Velpe 1, Versmold 1, Vlotho 1, Volmarstein 1, Warburg 2 (1), Weidenau 1, Weitmar 1, Westhofen 1, Witten a. Rh. 2. — Westpreußen 34 (27): Bruß 1, Carthaus 2 (1), Danzig 6 (4), Elbing 1, Graudenz 1, Gruczno 1, Güldenboden 1, Kohlbude 1, Marienwerder 1, Mewe 2 (1), Naymowo 1, Neustadt 1, Praust 1, Rosenberg 1, Schönsee 2, Schwetz 1, Sobbowitz 1, Preuß.-Stargard 1, Strasburg 2, Thorn 3 (4), Vandsburg 1, Zempelburg 1, Zoppot 1.

Königreich Sachsen 566 (548): Annaberg 6 (7), Aue im Vogtland 1, Auerbach 6 (5), Bautzen 6 (7), Bernstadt 1, Bischofswerda 2, Borna 1, Brandis 1, Chemnitz 24 (20), Cölln 2 (1), Coswig 2, Dittmannsdorf bei Reinsberg 1, Döbeln 1 (2), Dresden 94 (92), Dresden-Blasewitz 2, Dresden-Strehlen 1, Ebersbach 1, Einsiedel 1, Bad Elster 3 (1), Eythra 1, Flöha 1, Frankenberg 1 (2), Freiberg 4 (3), Geithain 1, Grimma 1 (5), Groitzsch 1, Großschönau 1 (2), Grünhainichen 2 (1), Gruna bei Dresden 1, Hartenstein 1, Hermsdorf bei Dresden 1, Herrnhut 3 (2), Hohenstein-Ernstthal 1, Jöhstadt 2, Kaitz bei Dresden 1, Kamenz 2 (1), Kirchberg 1 (2), Kleinwelka 4 (3), Klosterbuch 1, Kohren 1, Königsbrück 1, Königstein 2, Köpschenbroda bei Dresden 2 (3), Krimmitschau 2 (1), Leipzig 272 (229), Leipzig-Gohlis 1, Leipzig-Thonberg 1, Leubsdorf 1, Löbau 6 (8), Lockwitz 1, Lommatzsch 1, Markneukirchen 2, Meißen 2 (7), Möckern 1, Neukirchen a. Pleiße 1, Neumark 1, Neusalza 2 (3), Nossen 1 (4), Oelsnitz 1 (4), Oschatz 4 (3), Oetzsch-Gautzsch 1, Pirna 2 (1), Plauen i. V. 10 (11), Pockau 1, Pulsnitz 1, Reichenau 1, Reichenbach im Vogtl. 5, Riesa 3, Rodewisch 1, Rotzwein 1, Sayda 1, Schöneck 1, Schwarzenberg 1, Sebnitz 2 (1), Seissen 1, Sommerfeld 1, Strehla 1, Taucha 1, Tharandt 3 (2), Treuen 1 (2), Waldenburg 1, Waldheim 1, Weißenberg 1, Weißer Hirsch 2, Werdau 2, Wermsdorf 1, Wiesenburg 1, Wittgensdorf 1. Wolkenstein 1, Wurzen 4, Zittau 5 (6), Zschopau 1 (2), Zwickau 12 (19).

Thüringische Staaten 148 (123): Fürstentümer Reuß 13 (16): Ebersdorf 2, Gera 5, Hohenleuben 1, Greiz 3 (5), Schleiz 1, Zeulenroda 1. — Sachsen-Altenburg 28 (19): Altenburg 13 (10), Eisenberg 3 (2), Hermsdorf 2 (1), Luca 1, Meuselwitz 2, Nöbdenitz 2, Orlamünde 1, Ronneburg 2 (1), Schmölln 1, Uhlstädt 1. — Sachsen-Koburg-Gotha 23 (25): Georgenthal 1, Gotha 9 (11), Gräfenroda 1, Gräfentonna 1, Koburg 4 (3), Körner 1, Neudietendorf 2, Ohrdruf 2, Sonnefeld 1. — Sachsen-Meiningen 12 (11): Eisfeld 1, Hildburghausen 2 (1), Kamburg 2 (1), Liebenstein 1, Meiningen 1 (3), Pößneck 1, Schalkau 1, Themar 1, Unterneubrunn 1, Wernshausen 1. — Sachsen-Weimar 59 (47): Allstedt 2, Apolda 2 (1), Auma 1, Berga 1, Berka 1, Blankenhain 2, Bürgel 2, Dermbach 1, Eisenach 5 (3), Gerstungen 1, Jena 18 (13), Kranichfeld 1, Neustadt a. Orla 1, Rastenberg 2 (1), Remda 1, Stadtlengsfeld 1, Triptis 1, Vieselbach 2, Weida 1, Weimar 13 (10). — Schwarzburg-Rudolstadt 9 (4): Blankenburg (Schwarzathal) 1 (2), Königsee 1, Oberweißbach 1, Rudolstadt 4 (2), Scheibe 1, Stadtilm 1. — Schwarzburg-Sondershausen 4 (1): Arnstadt 1, Gehren 1, Greussen 1, Sondershausen 1.

Waldeck 15 (12): Adorf 1, Arolsen 9 (10), Korbach 4 (2), Wildungen 1.

Württemberg 321 (273): Aalen 2, Affalterbach 1, Aisteig bei Sulz a. N. 1, Altshausen 1, Backnang 1 (2), Baierbronn 1, Balingen 2, Beilstein 1, Besenfeld 1, Besigheim 1, Blaubeuren 6, Blaufelden 1, Böblingen 1, Brackenheim 1, Cannstatt 8, Crailsheim 3, Creglingen 2 (1), Dornstetten 1, Ebingen 1 (2), Echterdingen 1, Ellwangen 3, Enzklösterle 1, Eschenau 1, Essingen 1, Eßlingen 4 (6), Fellbach 2, Feuerbach 1, Freudenstadt 1, Friedrichshafen 4 (3), Frommern 2, Gaildorf 2, Geislingen a. Stg. 2 (1) Gerabronn 1, Giengen 1, Schw.-Gmünd 5, Göppingen 6 (3), Schwäb.-Hall 7, Heilbronn 12 (11), Herrenberg 3, Holzgerlingen 1, Holzmaden 1, Honau 1 (2), Horgenzell 1, Kalw 5 (3), Kirchberg 1, Kirchheim u. T. 2 (3), Knittlingen 1, Künzelsau 1, Leonberg 1 (2), Leutkirch 1, Ludwigsburg 2 (4), Mainhardt 2, Marbach 4 (2), Maulbronn 2 (1), Mühlacker 1, Mühlen 1, Münsingen 4 (2), Nagold 1, Neckargartach 1, Neckarsulm 1, Neuenbürg 2 (1), Neuenstadt a. Kocher 1, Neuenstein 1, Niederstotzingen 1, Nürtingen 1, Oberndorf 1, Oberjontheim 1, Osterdingen 1, Ochringen 2 (1), Pfullingen 1, Ravensburg 5 (2), Reutlingen 4 (7), Rottenburg a. Neckar 1, Rottweil 2, Schönthal 2 (1), Schorndorf 3 (4), Schrozberg 1, Schwaigern 2 (1), Schwann 1, Schwenningen 1, Sigmarswangen 1, Spiegelberg 1, Stetten (Heuchelbg.) 1, Stuttgart 65 (62), Sulz a. Neckar 1, Tübingen 52 (40), Tuttlingen 2, Uhingen 1, Ulm 6 (5), Undingen 1, Unterboihingen 2, Untertürkheim 3 (1), Urach 6 (2), Vaihingen (Enz) 1 (2), Waiblingen 1 (2), Wain 1, Waldenburg 1, Wallhausen 1, Wangen 1, Wasseralfingen 1, Weil d. Stadt 1, Weinsberg 1, Widdern 1, Wildbad 2, Winterbach 1, Züttlingen 2 (1).

Ausland 266: Belgien 4: Antwerpen 4 (2). — Bulgarien 1: Sofia 1. — Dänemark 3 (2): Kopenhagen 3 (2). — Frankreich 3: Lyon 1 (2), Paris 2 (1). — Griechenland 1: Athen 1. — Großbritannien 10 (8): Crieff 1, Edinburgh 1, Hull 1, Kirkudbright 1, Leeds 1, Llanelly 1, London 1 (4), Manchester 2, Sunderland 1. — Italien 5 (4): Gardone-Riviera 1, Genua 1, Neapel 1, Rom 1 (2), Venedig 1. — Luxemburg 1: Esch-Alzette 1. — Niederlande 7 (3): Amsterdam 5 (1), Groningen 1, Utrecht 1 (2). — Norwegen 6 (3): Christiania 6. — Oesterreich-Ungarn 31 (34): Gablonz 2, Leitmeritz 1, Prag 4, Reichenberg 1, Semtes b. Caslau 1, St. Richardschacht 1, Klagenfurt 1, Brünn 1, St. Pölten 1, Wien 4 (8), Wiener-Neustadt 1, Mitterbach 1, Teschen 1, Troppau 1, Graz 1, Meran 2, Budapest 2, Györköny 1, Kronstadt 1, Pretai 1, Schäßburg 1, Wolkendorf i. Sieb. 1. — Rußland 49 (38): Abo 1, Batum 2 (1), Berdjansk 1, Dorpat 11 (2), Mitau 7 (1), St. Petersburg 4 (2), Reval 1, Riga 22 (18). — Schweden 11 (8): Gothenburg 1, Lund 1, Stockholm 3 (6), Upsala 6. — Schweiz 106 (75): Aarau 3 (2), Basel 40 (32), Bern 8 (2), Biel 1, St. Gallen 11 (4), Genf 1, Glarus 1, Chur 1, Davos 2 (1), Neufchâtel 1, Schaffhausen 3 (2), Solothurn 1, Frauenfeld 1, Lausanne 2, Territet 1, Vevey 1, Winterthur 4, Zürich 24 (16). — Spanien 1 (2): Gracia-Barcelona 1. — Amerika 19 (13): Crozier 1, Cleveland 2 (1), East St. Louis 1, New York 11 (9), Philadelphia 1, Reading 1, Scranton 1, Petropolis 1. — Afrika 6: Genodendal 1, Alexandrien 2, Kapstadt 2 (4), Walwichbay 1. — Asien 2: Jerusalem 1, Tokyo 1.

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 1: Der rechte evangelische Glaube von Pfarrer D. M. Rade
Nr. 2: Zur Würdigung des Apostolikums von Professor D. Ferdinand Kattenbusch
Nr. 3: Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum" von Professor D. Adolf Harnack
Nr. 4: Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum? Mit besonderer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann
Nr. 5: Die Norm des echten Christentums von D. Hans Hinrich Wendt
Nr. 6: Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche von D. Julius Kaftan
Nr. 7: Das Alte Testament und die evangelische Gemeine von D. Hermann Schultz
Nr. 8: Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er? Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pfarrer L. Clasen
Nr. 9: Christentum und Staat. Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pfarrer Gustav Habermann
Nr. 10: Der zweite Artikel in Luthers kleinen Katechismus. Fragen und Vorschläge von Professor Lic. theol. Bornemann
Nr. 11: Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens von Professor D. Max Reischle
Nr. 12: Wider den Reichsboten. Zu Sachen des Evangeliums und der Freiheit von Pfarrer Gustav Habermann

Preis der Hefte 1, 2, 3, 4, 6, 7, 8, 10, 11 je 40 Pfennige
Preis von Heft 5 und 12 je 50 Pfennige, Heft 9 60 Pfennige

Fr. W. Grunow

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 1 **Leipzig, den 29. Dezember 1892** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Neujahrsglocken. Frei nach Tennyson — Jesus ist Christus! — Die Berechtigung der Landeskirchen: 1. Sohms Kritik — Neue Funde auf dem Gebiete der urchristlichen Litteratur: 1. Das Evangelium des Petrus — Rede Fred. Will. Robertsons über Verbesserung von Arbeiterwohnungen — Wer sind „wir"? — Das gläserne Auge. Eine Sylvestergeschichte — Verschiedenes: Schriften zur Wittenberger Festfeier; Die Tägliche Rundschau; Und Frieden auf Erden; Ein irreführendes Lutherzitat — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Neujahrsglocken

Frei nach Tennyson*)

Horch! Welch Geläute voll und klar
Erklingt durch Frost und Dunkelheit?
Verscheiden will das alte Jahr,
Ertöne, ernstes Grabgeläut!

Läut aus das Alte; es zerfällt,
Sinkt schweigend zur Vergessenheit.
Läut ein das Neue; künd der Welt
Den Anfang einer neuen Zeit!

Läut aus den zehrend dumpfen Schmerz
Um die, so uns geraubt der Tod.
Läut Trost und Frieden in das Herz
Und freudiges Vertraun zu Gott.

Läut aus den Zweifel im Gemüt,
Der Sorge und der Sünde Pein,
Läut aus mein traurig klagend Lied,
Läut hoffnungsvollre Weisen ein!

Den Widerspruch von Reich und Arm
Läut aus — der drohend uns entzweit.
Läut Liebe ein, die sich erbarm,
Und edle, milde Menschlichkeit!

Läut Hochmut aus und niedern Groll,
All Stadtgezänk und Wortgefecht;
Läut ein, du Klang so rein und voll,
Die Wahrheit, Freiheit und das Recht!

Läut aus der Krankheit bittre Not,
Sucht nach Genuß, nach Geld und Tand,
Läut aus, was uns mit Krieg bedroht,
Läut Frieden ein in Stadt und Land!

Läut aus die Dunkelheit der Nacht,
Läut ein ein freies bessres Sein —
Das Sehnen, das in uns erwacht:
„Herr, Dein Reich komme!" — läut es ein!

N St

*) Aus In Memoriam.

Jesus ist Christus!

Jesus ist Christus gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. Hebr. 13, 8

Das sei das Bekenntnis, zu dem wir alle uns vereinigen, auch an der Schwelle von dem Gestern des vergangnen zu dem Heute des neuen Jahres. Das Gestern und Heute, dem gegenüber der Verfasser des Hebräerbriefs auf das ewige „Jesus ist Christus" hinweist, schied damals der Uebergang von einer Generation zur andern. Die Führer der Gemeinde, denen sie ihr Christentum verdankte, waren, so ist der vorhergehende Satz, Vers 7, wohl zu deuten, um ihres Glaubens willen gestorben. Neue Geister und mit ihnen wohl manches Neue in der Weise der Verkündigung, der Auffassung, der Leitungsgrundsätze traten an ihre Stelle. Ja ganz neue Lehren benützten die Gelegenheit sich einzudrängen (Vers 9). In diesem Wechsel mochte manchem alles zu schwanken scheinen. Da weist der Briefschreiber sie auf das Eine Ewige, über allen Zeiten Stehende und sie alle Durchdringende hin: Gestern und heute und in alle Ewigkeit, ob alles wechseln mag, ob Himmel und Erde vergehen, ist Jesus der Christus.

Jesus ist Christus, dies ist das Urbekenntnis der Christen seit den Tagen von Cäsarea Philippi, da Petrus dem fragenden Meister im Namen der Jünger erklärte: Du bist Christus (Markus 8, 29). Dies Bekenntnis war es, das Petrus als Apostel der Pfingstversammlung abringen wollte (Apostelg. 2, 36), das der eben bekehrte Saulus in Damaskus und ebenso später in seiner Mission vertrat (Apostelg. 9, 22, 18, 5. 28). Und 1. Joh. 5, 1 lesen wir: Wer da glaubt, daß Jesus sei Christus, der ist von Gott geboren. Sachlich ist es dasselbe mit dem nach 1. Kor. 12, 3 in Korinth üblichen: Jesus ist der Herr, dessen Bekenntnis nach Paulus ein Zeichen ist, daß man den heiligen Geist besitzt. Es ist auch dasselbe mit dem Bekenntnis: Jesus ist der Sohn Gottes, wie 1. Joh. 4, 15 und 2, 23 neben 2, 22 und die Ergänzung des Petrusbekenntnisses bei Matthäus 16, 16 zeigt. Und doch liegt eine Stufenreihe in diesen drei Formulirungen.

Jesus ist Christus, d. h. er ist es, der das Reich Gottes, jenes Reich, das bestehet in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist, jenes Dasein, nach dem des Menschen Sehnen und Streben und Hoffen geht, stiftete und die Menschen in dies Reich führt; und kein andrer kann es; er ist der alleinige Retter und Heiland. Jesus ist der Herr, d. h. er wird es thun, weil ihm gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, weil ihm auf die Dauer niemand und nichts widerstreben kann; und wer ihn zu seinem Herrn macht, ihm folgt, von seinem Geist sich leiten und treiben läßt, den führt er in jenes Reich. Jesus ist der Sohn Gottes, d. h. von Gott hat er seine Natur; in ihm lebt Gott; sein Wesen, seine Persönlichkeit ist Gottes Ebenbild; er vertritt Gott in der sichtbaren Welt und führt Gottes Regiment. Darum eben ist er der Herr, darum eben ist er der Christus. So liegen in dem Bekenntnis: Jesus ist Christus, die andern beiden eingeschlossen.

Ein Blick auf das Leben Jesu, ein Blick auf die Geschichte der Menschheit seit jenem Leben, ein Blick auf unsern geistigen Haushalt, unsres Lebens Führungen und Erfahrungen — und wir werden einstimmen: Jesus ist Christus. Schon manches Gestern ist dahin; manch Heute ist im Strom der Tage zum Gestern geworden. Völker schwanden, Sitten und Anschauungen wechselten; Dinge und Gedanken, die einst die Zeit beherrschten, machten andern Platz in dieser Stellung. Unsre Zeit ist vielleicht vor vielen eine Zeit des Uebergangs, wo man nach neuen

Formen sucht auf allen Gebieten und allerlei Heilmittel, alte, altertümliche und neue, sich anbieten. Dabei wachsen die Anforderungen des Tages immer mehr; man weiß nicht, wie man alles bewältigen soll, was einstürmt: da prüfen, dort entwirren, dort überwinden. Ja manche neue Aufstellung und manches persönliche Erlebnis mag ängstliche Gemüter an allem irre machen, was ihnen bisher Halt bot. Was könnten wir uns da Besseres zum neuen Jahre wünschen, als daß unser Herz fest werde in dem Bekenntnis: Jesus ist Christus gestern und heute. Was wir von ihm innerlich erfahren, durch ihn erlebt haben, das kann uns niemand rauben, das können, das werden wir auch ferner erleben. Und kein zeitliches Ereignis noch Gut, keine zeitliche Macht noch Kunst kann uns, den Einzelnen, wie dem Volke, wie der Menschheit, schaffen, was er uns schafft: den Eingang in das ewige Gottesreich. Und dasselbe gilt auch gegenüber allem Locken und Dräuen mit Zukunftsausblicken. Kein menschliches Irren und kein menschliches Hassen, keine noch so tief gehende Umwälzung, die etwa sich durchsetzt, kann an diesem Einen, das alles ersetzt, etwas ändern: Jesus ist Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit!

Aber willst du wissen, wodurch wir fest werden in dieser Gewißheit, die Ruhe, Mut, Klarheit, Seligkeit über uns bringt, so lies noch einen Vers weiter: nicht durch menschliche Weisheit und Beweisführung, nicht durch äußere Ordnungen, unter die du dich beugst, wird das Herz fest, sondern durch Gnade, durch eine über uns kommende, uns überwältigende und auf jenen Fels erhebende Macht, die wir nicht schaffen, nicht verdienen, durch nichts ersetzen können. Und diese Macht geht aus von Jesus, seinem Erdenbild, wie es uns die Evangelien zeigen, seinem verklärten Bild, wie wir es in der Geschichte der Christenheit überall schauen können, seinem Spiegelbild in solchen, in denen er lebt. Das Letzte ist das Erste, Nächste. Möchten wir im neuen Jahre vielen begegnen, in denen sein Bild sich spiegelt. Dann bedarf es keines Zankens und Drängens; dann wird sich das Bekenntnis von Herz zu Herz, von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und bei allem Wechsel der Anschauungsweise unerschütterlich feststehen: Jesus ist Christus gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. v S

Die Berechtigung der Landeskirchen

Uebersicht: 1. Sohms Kritik; 2. Widerlegung; 3. Die landeskirchlichen Gemeinden

1. Sohms Kritik

Ohne Zweifel sind viele Leser der Christlichen Welt bereits bekannt mit dem kürzlich erschienenen ersten Bande des „Kirchenrechts" von Sohm. Das geistvolle Buch enthält eine vollständige Geschichte der kirchlichen Gemeindeverfassung und der Verfassung der Kirche. Es erfüllt also ein längst und tief gefühltes Bedürfnis, und zwar in glänzender Weise. Es ist von einem einzigen klaren Grundgedanken beherrscht, nämlich von dem: „Das Wesen des Kirchenrechts steht mit dem Wesen der Kirche in Widerspruch." „Ueberall hat das Kirchenrecht sich als einen Angriff auf das geistliche Wesen der Kirche erwiesen, mit dem deshalb die lebendigen geistlichen Kräfte der Kirche in naturnotwendigem Kampfe sich befinden."

Nur im ersten Jahrhundert ist nach Sohm die Kirche das gewesen, was sie sein soll, eine Gemeinschaft der durch die Gnade Gottes Erwählten, vereint durch die Liebe zu ihrem unsichtbaren Haupte, Christus, und durch die Liebe ihrer Mitglieder zu einander. In die Erscheinung trat sie durch Wort und Sakrament. Diese wurden, unter der Zustimmung der Gemeinde, durch die gespendet, die dazu von Gott selbst die Begabung, das Charisma, empfangen hatten. Drei Aemter namentlich entfalteten sich in dieser freien Weise. Es gab Apostel, Propheten und Lehrer. Den Aposteln stand die Verkündigung des Wortes in ihrem gesamten Umfange zu. Die Lehrer hatten die bereits erkannte Wahrheit zu erhalten und in ihr zu unterrichten. Die Propheten verkündigten die neuen Offenbarungen, die Gott der Gemeinde gab. Regiert wurde die Gemeinde durch das Wort, das auch die Schlüsselgewalt übt, Sünden straft und Sünden vergiebt. Jede Gemeinde war die ganze Kirche, nicht ein Glied eines größern Ganzen, weil sie den ganzen geistlichen Lebensinhalt in sich trug. Einer Rechtsgewalt bedurfte eine solche Gemeinde nicht. Aeußerlich nicht, weil sie durch die freien Liebesgaben ihrer Mitglieder bestand. Innerlich nicht, weil sie in ihrem Bekenntnis lebte, ein Lehrgesetz also in ihr undenkbar war. Es war nicht nötig, die Gemeinde gegen Lehrwillkür gesetzlich zu schützen, weil ohne ihr Vertrauen niemand in ihr Lehrer sein konnte.

Mit klarer Einsicht hat Luther vom Anfang bis zum Ende seines Wirkens dies wahre Gemeindeideal festgehalten. Auch die Bekenntnisse der lutherischen Kirche kennen kein andres. Aber zur Verwirklichung ist es außer im ersten Jahrhundert niemals gekommen. Zuerst erstarrte die Kirche im Katholizismus. Was bis dahin göttliche Gabe, Charisma, gewesen war, das ward zum Recht, und zwar zum göttlichen Recht. Ohne Rücksicht auf sein Charisma, auf Grund seiner Einsetzung in sein Amt übernahm der Bischof als im Auftrage Gottes die Verwaltung der Eucharistie und des Gemeindevermögens, infolge davon auch die des Wortes und damit die Schlüsselgewalt. Die Gemeinde hatte forthin nur dem Bischof zu gehorchen. Dieser ist noch heute der eigentliche Pfarrer. Seine Gemeinde, die Diözese, ist die eigentliche Gemeinde. Die Parochien sind nur Unterabteilungen der Diözese, die Pfarrer nur Gehilfen des Bischofs. Die Synoden, auch die sogenannten ökumenischen, waren zunächst nur Versammlungen je einer einzelnen Gemeinde, aber verstärkt durch hinzutretende Bischöfe andrer Gemeinden. Ein entstandnes Bedürfnis rief sie in das Leben. Gleichwohl faßten sie ihre Beschlüsse für die ganze Kirche und in dem Bewußtsein, für sie das göttliche Recht festzustellen. Sie handelten noch aus dem Grundsatz, daß jeder Teil der Kirche die Kirche sei, d. h. ihren ganzen Lebensinhalt in sich trage. Daß aber eine Synode wirklich eine ökumenische gewesen war, das mußte dadurch zu Tage treten, daß allmählich die ganze Kirche ihren Beschlüssen zustimmte. Erst das Eindringen naturrechtlicher Begriffe führte (im fünfzehnten Jahrhundert) zu der Vorstellung einer Repräsentation der gesamten Kirche. Eine solche ist seit 1870 entbehrlich. Der unfehlbare Papst bedarf keiner Synoden im ältern oder im neuern Sinne. Er ist kraft göttlichen Rechts der Pfarrer der ganzen Kirche. Die Bischöfe verhalten sich zu ihm wie die Pfarrer zu den Bischöfen. Die Substanz des Glaubens ist dadurch eine andre geworden, daß die hierarchische Ordnung und die Verpflichtung zur unbedingten Unterwerfung unter sie ein Bestandteil des Glaubens geworden ist.

Nach Sohm hat Luther, wie gesagt, vom Anfang bis zum Ende das Gemeindeideal des ersten Jahrhunderts festgehalten. Er wollte die wahren Christen, die sich sollten einschreiben lassen, in freien Gemeinden vereinigen. Er erkannte ihnen das Recht zu, über die Lehre zu urteilen. Er erkannte das allgemeine Priestertum aller Christen an. Er wollte durchaus kein Kirchenregiment haben. Gegen das Ende seines Lebens ward in Wittenberg ein Konsistorium errichtet. Er aber sagte:

> Wir müssen das Konsistorium zerreißen, denn wir wollen kurzum den Papst und die Juristen nicht drinnen haben. Die Juristen gehören nicht in ecclesiam mit ihren Prozessen, sonst bringen sie uns den Papst wieder herein.

Die reformirte Kirche ist von Anfang an für Errichtung eines Staatskirchenregiments gewesen. Sie hat sich zu Luthers tieferer und freierer Ansicht nicht erhoben. Daher ihr gesetzliches Wesen in der Lehre und in der Disziplin. Aber man muß bekennen, daß Luther in Betreff des Verhältnisses des Staats zur Kirche noch in zwei mittelalterlichen Anschauungen befangen war. Er schrieb der bürgerlichen Obrigkeit als solcher das Recht und die Pflicht zu, jede Aeußerung einer von dem angenommenen Glauben und Dogma abweichenden Meinung zu unterdrücken. Nicht um des Glaubens, sondern um der bürgerlichen Ordnung willen sollte sie das thun. Denn diese auch würde erschüttert, wenn der Glaube und das Dogma erschüttert würde. Ferner sollte die Obrigkeit als die geordnete Vertreterin der Laienschaft den falschen Glauben abthun, also die Kirche reformiren dürfen. Darnach aber habe sie diese sich selbst zu überlassen. So versteht Sohm Luthers Anerkennung der

Lehren von der custodia utriusque tabulae*) und vom praecipuum membrum ecclesiae.**) Bekanntlich haben sich auf diese Grundsätze Philipp II., Ferdinand II., Ludwig XIV. ebenso berufen, wie die protestantischen Fürsten der Reformationszeit.

Befremdlich ist es, daß Sohm sich gar nicht über die gewaltigen Bemühungen der englischen Independenten, das apostolische Gemeindeideal zu verwirklichen, ausspricht. Ich finde eine Lücke seines geistvollen Buches auch darin, daß er, wie mir scheint, in ungenügender Weise die Staatsverfassungen schildert, mit denen die verschiednen Gestaltungen des kirchlichen Lebens in Beziehung traten. Die Kirchen waren z. B. in England und Schottland geradezu gezwungen, sich in einer bestimmten Weise zu entwickeln, weil sie gewisse Funktionen unausgebildeter Staatsordnungen mit übernehmen mußten.

Jedenfalls sind wir, die Vertreter des religiösen Gemeindeprinzips, Sohm zum innigsten Danke für seine bedeutende Leistung, besonders für seine klare Fragestellung verpflichtet. Wir wollen die landeskirchlichen Gemeinden beleben. Nach ihm ist das verlorne Mühe. Die Landeskirchen sind nicht zu retten. Sie ruhen mehr oder minder auf einem falschen Prinzip. Sie tragen das Kirchenrecht in sich und sind getragen und gestützt durch einen Apparat weltlicher Polizeiordnungen. Das macht eine wahre Gemeindebildung in ihnen unmöglich. Ich will ein Gleichnis gebrauchen, das Sohm nicht gebraucht hat. So lange Oesterreich im deutschen Bunde war, so lange konnte das deutsche Reich nicht entstehen. Trat Oesterreich aus dem deutschen Bunde aus, so war die Einheit Deutschlands gegeben. Man gebe also das landesherrliche Kirchenregiment und damit das Kirchenrecht auf, man lasse die sich kirchlich einen, die sich dazu berufen fühlen — und wahres kirchliches Leben wird entstanden sein. Das landesherrliche Kirchenregiment und das Kirchenrecht sind für die Protestanten kein Gegenstand des Glaubens, wie die Hierarchie und die Unterwerfung unter sie für die Katholiken. Es liegt also bei jenen eine solche Veränderung der Substanz des Glaubens nicht vor, wie bei diesen. Immerhin aber wird man im Anschluß an die Gedanken Sohms annehmen müssen, daß auch das Landeskirchentum die Glaubenssubstanz in Gefahr bringt. Wir haben aber zunächst Sohm selbst zu hören und darzulegen, wie er die Mängel der Landeskirchen, und zwar der gegenwärtigen, der durch Presbyterial- und Synodalordnungen ergänzten, beschreibt. Er thut es in folgender Weise.

Ein Herkommen, das längst schon in unsern Anschauungen nicht mehr begründet ist, stellt den Landesfürsten noch immer an die Spitze seiner evangelischen Landeskirche; selbst dann, wenn er nicht evangelisch ist. Aber die Kirchengewalt ist nur ein kirchenverfassungsmäßiges Zubehör der landesherrlichen Gewalt, kein Bestandteil derselben. Nicht die Staatsgewalt regiert in der Kirche, sondern im Landesherrn sind zwei Personen vereinigt. Er ist Staatsoberhaupt und zugleich „oberster Bischof." Aber diese Benennung ist falsch. Der Landesfürst hat nie zu predigen, Sakramente zu spenden und Seelsorge zu üben gehabt. Er ist nie Bischof, seine Gewalt ist nie geistliche, immer nur weltliche, Polizeigewalt gewesen. Der Kleinglaube fürchtete, daß durch das Wort allein, durch die Schlüsselgewalt, die Kirche nicht zu leiten wäre. Man brauchte „Gerichtsdiener" und „Kerker," kurz die Polizei. Darum rief man den Landesfürsten zu Hilfe. Der kam und stellte seinem Konsistorium seine weltliche Zwangsgewalt zur Verfügung (man erinnere sich an den Tauf- und Trauzwang u. s. w.). Damit war denn ein neues Papsttum aufgerichtet. Zur Zeit des Kurfürsten August versäumte der neue Papst (d. h. das mit dem Landesfürsten verbundne Konsistorium) auch nicht, neue päpstliche Dekretalen anzufertigen (die Konkordienformel) und sie zwangsweise als Lehrgesetz einzuführen. Indes solch ein Papsttum verträgt die evangelische Kirche nicht. Es mußte gebrochen werden. Die Aufklärung brachte das im Bunde mit dem Pietismus zustande. Aber man brach nicht, was man hätte brechen müssen, die Herrschaft der äußerlichen weltlichen Gewalt, der Landesfürsten in der Kirche, sondern die Beherrschung der Kirche

*) Vom Wächteramt über die beiden Tafeln des Gesetzes.
**) Vom vornehmsten Gliede der Kirche.

durch das Wort. Seitdem giebt es in der Kirche keine Lehrgesetzgebung, aber auch keine Schlüsselgewalt, keine Regierung der Kirche durch das Wort mehr. Die reine landesfürstliche Polizeigewalt zur Aufrechterhaltung der äußerlichen Ordnung in der Kirche ist übrig geblieben. Sie wird von den Konsistorien und Superintendenten ausgeübt. Eine andre Gewalt kann der Landesfürst den Organen seines Kirchenregiments nicht geben. Im Staat richten die Richter und lehren die Lehrer im Auftrag des Fürsten. Der Landesfürst kann aber die Geistlichen nicht in seinem Namen Seelsorge treiben lassen; denn er selbst ist nicht bloß von der Ausübung, sondern auch von der Zuständigkeit dieses Amtes ausgeschlossen. Der katholische Bischof setzt seine Geistlichen zu Helfern in seinem Berufe ein. Der evangelische Geistliche verwaltet sein Amt (im Dienste seiner Gemeinde) als Diener Christi, als Diener Gottes, nicht als Diener seines Landesherrn. Ganz richtig wird er in sein Amt durch die Ordination eingeführt. Diese ist noch eine wirkliche seelsorgerische Funktion, die nicht befohlen werden kann, sondern frei geübt wird. Wenn aber der Landesfürst einem Geistlichen die Vokation für ein bestimmtes geistliches Amt erteilt und es ihm also auch nehmen kann, so ist dies gleichsam ein Rechtsvertrag, den er mit ihm zu Gunsten eines Dritten, nämlich der Gemeinde, schließt, der aber eigentlich gar nicht in die Kirche gehört.

Die Zeit der Lehrgesetzgebung ist vorüber. Aber ein Trümmerstück ist aus ihr zurückgeblieben, die rechtliche Verpflichtung der Geistlichen zu bekenntnismäßiger Lehre. Oft ist man auch dagegen angegangen. Und wenn die landesfürstlichen Kirchenbehörden einmal gegen einen Geistlichen gesetzlichen Zwang anwenden, so erheben sich erregte Vorwürfe gegen sie. Diese richten sich aber an die falsche Adresse. Hat der Geistliche (auf Grund seiner Vokation) einen Rechtsanspruch auf ein geistliches Amt, so muß der Rechtsanspruch der Gemeinde, gegen Lehrwillkür geschützt zu sein, geltend gemacht werden. Man hebe nur jenen Rechtsanspruch, den des Geistlichen an sein Amt, auf; und die gesetzliche Geltendmachung des Bekenntnisses, die ein Widerspruch in sich selbst ist, fällt ganz von selbst.

Man hat Presbyterien und Synoden errichtet. Aber diese haben nicht die alte Bedeutung. Die Presbyter der alten Zeit waren Geistliche, Seelsorger, mit der Schlüsselgewalt betraut, nicht (wie jetzt) Vertreter der Laienschaft. Was ist nun durch jene Organe erreicht? Das ganz äußerliche, weltliche Kirchenregiment des Landesherrn hat (in der modern konstitutionellen Weise) Anteilhaber erhalten. Die Kirche ist ein freier Verein geworden. Die durch Presbyterien und Synoden eingeschränkte kirchliche Regierungsgewalt des Landesherrn ist nur noch „Vereinsgewalt." Sie reicht so weit, als die Vereinsgenossen sich ihr freiwillig unterwerfen. Sie hat aber eigentlich keinen Grund mehr. Man ist ihretwegen in Verlegenheit. Das Bekenntnis ist nur noch ein Ausdruck für den Vereinszweck. Die an Presbyterien und Synoden gebundne landesherrliche Kirchengewalt kann die Geltung der Bekenntnisse ermäßigen, wie das z. B. durch die Einführung der Union geschehen ist. Aber höchstens indirekt, durch die Sanktionirung von Katechismen, Gesangbüchern und Agenden ist eine Modifikation der geltenden Bekenntnisse noch möglich. Diese ganze Umwandlung der Kirche in einen Verein ist ein Sieg der Aufklärung. Diese kannte keine sichtbare Kirche Christi, die durch das Wort regiert werden könnte. Die wahre Kirche war ihr unsichtbar. Was sichtbar ist, das galt ihr als weltlich, als ein Erzeugnis des menschlichen Willens und infolge davon als ein Gegenstand des rechtlichen Regiments. Weil diese Gedanken in der reformirten Kirche schon immer wirksam waren, darum adoptirte man die Verfassung der reformirten Kirche. Man nahm ihren Rationalismus, nicht ihr Christentum an. Die Kirche Christi lebt nur noch in den Versammlungen der Einzelgemeinde um Wort und Sakrament. Die organisirte Gesamtheit, die den Namen „Kirche" überkommen hat, ist keine Versammlung um das Wort Gottes mehr. Sie ist nur noch eine Organisation der Rechts- und Zwangsverwaltung, ein Verein, dem Volke Wort und Sakrament zu erhalten, gleichgeartet einem Missionsverein, dessen Zweck die Erhaltung und Leitung des

Predigtamts in den Heidenländern ist. Die Ausbildung eines rechtlichen Kirchenregiments hat das Wesen der Kirche aufgehoben. Die Kirche Christi ist das Volk Christi. Das Regiment der Kirche Christi ist die Leitung des Volkes Christi durch das Wort Christi. Sie ist überall da, wo das Bekenntnis ist: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Wo dieses Bekenntnis ist, da ist die Kirche Gottes, Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit. Sie ist rechtlicher Verfassung unfähig, ja sie verwirft diese. Sie kann nicht durch den Zwang, sondern nur durch das Wort geweidet, geleitet werden. Menschlicher Kleinglaube hat gemeint, die Erhaltung der Kirche Christi durch menschliche Mittel, durch die Aufrichtung der hölzernen Säulen und Balken menschlicher Rechtsordnung sichern zu müssen. Auch in der Kirche der Reformation hat das Kirchenrecht sich erhoben. Es erzeugte das landesherrliche Kirchenregiment und als seine Folge die Verweltlichung der Kirchenverfassung, die Verwandlung der Kirche in einen weltlich gearteten Verein. E S

Neue Funde auf dem Gebiete der urchristlichen Litteratur

1. Das Evangelium des Petrus

Der Leser der Christlichen Welt soll nicht erschrecken. Er soll nicht aus der Ueberschrift entnehmen, daß die Gelehrsamkeit sich auch des Gemeindeblatts bemächtigen wolle. Aber die Sache, die hier vorliegt, ist bereits vor ein weites Publikum getragen. Vor einigen Wochen ging die Nachricht durch die Tagespresse, daß Professor Harnack bedeutende Entdeckungen auf dem Gebiete unsrer ältesten christlichen Litteratur gemacht habe, namentlich seien nun ein Evangelium und eine Apokalypse gefunden, die den Namen des Apostelfürsten Petrus trügen, bisher nur in einzelnen kleinen Fragmenten, aber jetzt „zum größeren Teile, mehr oder weniger vollständig bekannt“ wären. Die übertreibende Form, in der diese Zeitungsnotiz durch die Blätter getragen wurde, war dabei durchaus verwirrend, teilweise direkt unwahr. Je nach dem Standpunkt mußten die einen mit innerer Befriedigung daraus entnehmen, wie offenbar so gar nichts Außergewöhnliches an unsern heiligen Schriften sei, da man „ein der kanonischen Johannesapokalypse [Offenbarung Johannis] entsprechendes prophetisches Buch“ und „eine den jetzigen vier Evangelien analoge Erzählung vom Leben Christi“ gefunden, die andern mit einer Mischung von Angst und Entrüstung, daß nach dem Sturm auf das Apostolikum nun der auf den Kanon des Neuen Testaments mit erneuter kritischer Wucht folgen werde. So kann der Leser dieses Blattes verlangen, daß er etwas Genaueres darüber erfährt.

Professor Harnack hat unterdes in den Mitteilungen der Berliner Akademie die Texte bekannt gegeben und weist im letzten Satze der beigegebnen Besprechung selbst das Verdienst der Entdeckung den französischen Findern zu. Vor geraumer Zeit öffnete die französische archäologische Mission zu Kairo ein Grab zu Akhmîm in Oberägypten. Wunderbar! einem alten Mönche hatte man einen großen Papyrus mitgegeben voll mathematischer Aufgaben und dazu einen griechischen Pergamentkodex, 33 Blätter stark, der Schrift nach aus dem achten bis zwölften Jahrhundert stammend. Auf der ersten Seite zeigte sich dem Beschauer ein koptisches Kreuz mit dem ersten und letzten Buchstaben des griechischen Alphabets A und O. Weitaus der größte Teil, von Seite 21 bis 66, war beschrieben mit einem großen griechischen Fragment der auch bei den Christen lange Zeit hochangesehenen jüdischen Apokalypse, die den Namen des Patriarchen Henoch trägt und zwischen 150 vor und 50 nach Christi Geburt entstanden sein mag. Der Fund birgt viel wichtiges Material, da das Buch bisher nur in äthiopischer Uebersetzung vorlag, und ist von großer Bedeutung.

Uns interessirt indes noch mehr, was sich in dem ersten Drittel des Kodex fand: auf Seite 2 bis 10 das Bruchstück eines apokryphen Evangeliums, auf Seite 19 bis 13, also rückwärts geschrieben, eine apokryphe Apokalypse. Die Seiten dazwischen waren leer. Alle diese Stücke hat die genannte französische Gesellschaft in den Publikationen dieses Jahres herausgegeben. Dabei hat der Herausgeber Bouriant ganz richtig das erste als das Fragment eines ihm sonst freilich unbekannten Evangile de Saint Pierre bezeichnet und auch die bestimmte Vermutung ausgesprochen, daß das zweite ein Stück der Apocalypse de Saint Pierre sei. Das Letztere fast zur Gewißheit erhoben und die Bedeutung beider gefundnen Stücke zuerst erkannt und gewürdigt zu haben, ist das Verdienst des deutschen Gelehrten. Wie wir hören, bereitet nicht nur Harnack, sondern auch ein französischer Theolog eine neue umfassendere Publikation der rasch berühmt gewordnen Entdeckung vor.

Für den, der in der ältesten Kirchengeschichte und ihrer neuesten Durchforschung etwas zu Hause ist, waren weder die beiden aufgefundnen Schriften ganz unbekannte Größen, noch gestaltet sich das Bild, das wir von der ersten Zeit der christlichen Kirche haben, nun wesentlich anders, erfährt vielmehr nur eine hochwillkommene Ergänzung durch das überraschende Geschenk der Vorzeit, das uns aus einem oberägyptischen Grabe dargereicht wird.

Rudolf Sohm hat in seinem neuesten großangelegten Buche über das Kirchenrecht, das mit seinen vielen Problemen sich besonders auch an die gebildeten Laien der Gemeinde richtet, wieder einmal mit hinreißender Energie den überaus geistlichen Charakter der ersten Zeit, dieser Zeit der ersten feurigen Liebe unsrer Menschheit zum Heiland zur Geltung gebracht. Nur hätte er noch mehr Farben zum Bilde nehmen müssen, um es in seiner Einzigartigkeit erkennen zu lassen. Beherrscht war die Zeit von dem Gedanken, daß der Herr nicht lange mehr zaudert, nur eine kleine Spanne noch, und es ist alles zu Ende mit der Wiederkunft des Herrn und dem Anbruch des Gerichts. „Der Herr ist nahe,“ so klingt es durch die Briefe des Paulus. „Ja komm, Herr Jesu,“ so schließt die Offenbarung Johannis und unser Bibelbuch. „Kommen möge die Gnade und vergehen die Welt! Hosianna dem Gotte [statt Sohne] Davids! Wer heilig ist, trete herzu, wer es nicht ist, thue Buße! Maran atha. Der Herr kommt! Amen“ — mit solchen enthusiastischen Worten traten die alten Christen nach der Zwölf-Apostellehre noch ums Jahr 100 an den Tisch des Herrn. So lebte man für die Gegenwart, denn eine Zukunft, für die man hätte leben können, gab es auf dieser Erde nicht; richtiger noch, man lebte auch in der Gegenwart durchaus für die himmlische Zukunft. Wozu sollte man dem Leben, das aus Gott strömt, in festen Formen Fesseln anlegen? „Dämpfet den Geist nicht!“ Es haftete kein Interesse an der Ausbildung einer Verfassung und eines Kultus. Ja die Gemeinde durfte sich nicht einrichten in der Welt, wenn sie sich von ihr rein halten wollte, die Braut für den Empfang des himmlischen Bräutigams. „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen!“

Es war ein Mangel an Erkenntnis, es ist wahr — aber war nicht auch das von Gott? Man kann mehr sagen, es war die spezifische Gottesgnade, daß sie diesen Schleier vor den Augen hatten, unsre Erstlinge im Glauben; denn er gerade befähigte sie den Kampf aufzunehmen mit dem Riesen, dem griechisch-römischen Heidentum, das Evangelium hinaus- und hineinzutragen in die weite Kulturwelt des Mittelmeers und es dabei doch nicht sofort zerfahren oder zerrinnen zu lassen in der Berührung mit dieser Welt glänzender Diesseitigkeit.

Daß man nur noch ihrer möglichst viele gewinne! Darum forderte die kurze Gegenwart, die gewährte Gnadenfrist, neben dem Mittel des gesprochnen Wortes auch das Mittel des geschriebnen. Die Bedürfnisse der Mission forderten die Aufzeichnung der Herrenworte und -Thaten, den schriftlichen Verkehr der Apostel mit den Gemeinden ihrer Stiftung und Pflege, Ermahnung und Lehre auch in der Form des Briefes Mitteilung der Gesichte, die schon einen Vorschmack gegeben hatten und nun auch andern geben sollten von dem, was gar bald kommen sollte, zur Stärkung in der Hoffnung. Aber daß man dabei an die Erbauung ferner Generationen gedacht, daß man damit vermeint hätte, feste Normen der Lehre und des Lebens zu überliefern, nein — in einem andern, viel direktern Sinne schrieb man damals für die Unsterblichkeit. Jene Zeit konnte viel Unterschiede tragen, wenn man sich nur in dem Einen, was not war, eins wußte. Was that es auch, wenn der Bruder etwas andres

dachte und redete, ob es Gold oder Stroh und Stoppel gewesen: „der Tag wird es offenbaren," und „jeder steht und fällt seinem Herrn" — denn wem sollte er sonst auch stehen und fallen? Wo war der feste Maßstab, der Kanon des Rechten und der Richter des Unrechten?

Es konnte so nicht bleiben, wenn die Welt blieb und der Herr nicht kam auf den Wolken des Himmels. Die Gemeinde mußte sich entschließen, in der Welt dauernd zu leben: aber alsbald war die Gefahr da, daß in Berührung mit der Welt das Evangelium doch noch zerfuhr oder zerrann. So mußte man sichten, was die große Zeit überliefert, „tradirt" hatte, und das war eine schwere Arbeit, an der die Kirche bald zu Grunde gegangen wäre, aus der aber die Kirche hervorgegangen ist im katholischen Gewande freilich, aber mit dem geretteten Erbe in der Hand als einer Verheißung auf die Zukunft, der kanonischen Sammlung des Neuen Testaments.

Als Eusebius, der Vater der Kirchengeschichte, zur Zeit Konstantins des Großen das Erbe musterte, war der Prozeß dem Ende nahe. Drei Kategorien hoben sich nun deutlicher ab. Da waren erstens die Bücher, die in den Kanon Aufnahme gefunden hatten, teilweise nach hartem Kampfe, als echte aus der Apostelzeit stammende Tradition; sodann solche, die zurückgedrängt sich doch in hohem Ansehen und im Gebrauche der Gemeinde hielten „nützlich zu lesen" als Werke von Apostelschülern, die die Kirche dann die apostolischen Väter nannte und bis heute ehrte; und endlich solche, die man als solche unechte, untergeschobne oder apokryphe erkannte, die eine apostolische Herkunft zu Unrecht behaupteten, vielmehr Irrlehren enthielten und deshalb aus dem erbaulichen Gebrauche verbannt, der Vergessenheit anheim fielen, allmählich und wieder nicht ohne viel Kampf, da die Zurückdrängung der Bücher zugleich die Zurückdrängung und Ausscheidung bestimmter Gedanken und Richtungen bezeichnete. Massenhaft finden sich Spuren jenes Entwicklungsprozesses und dieses Kampfes namentlich auch im Eusebius, und ihnen nachzugehen ist ein Hauptanliegen der heutigen Wissenschaft.

Er teilt uns auch mit, daß wie es eine Johanneische, so auch eine ganze Petrinische Litteratur gegeben hat, von der er nur den einen Brief des Apostels, unsern ersten Petrusbrief, als allgemein anerkannt bezeichnen konnte, von der die Kirche dann einen zweiten für würdig befunden hat, in die erste Klasse und damit in den Kanon aufgenommen zu werden, während sie die andern Stücke, ein Evangelium Petri, eine Apokalypse, eine „Verkündigung Petri" und endlich „Thaten Petri" ausgeschieden hat. An einer andern Stelle erzählt der fleißige Gelehrte von den Schriften eines Serapion, der um 200 Bischof von Antiochien in Syrien war. Darunter kennt er auch eine über das „sogenannte Evangelium Petri." Der Bischof hatte sie abgefaßt aus folgendem Anlaß. In einer Gemeinde Ciliciens war jenes Evangelium in kirchlichem Gebrauch gewesen und vorgelesen worden, aber nicht ohne Widerspruch. Der Bischof hatte es gestattet, so lange er es nicht selbst kannte. Nun aber hatte er sich überzeugt von den Irrtümern, die das Buch enthielt: das meiste sei zwar der wahren Lehre des Herrn gemäß, aber verschiednes weiche davon ab und fördere namentlich den Doketismus, d. h. die irrige, bei den sogenannten gnostischen Sekten verbreitete Meinung, daß Christus nur scheinbar Mensch gewesen sei und insbesondere nicht in Wahrheit gelitten habe. So erfahren wir hier eine ganze Charakteristik des Buches. Und mit dieser stimmt nun trefflich überein der Eindruck, den uns das erste Fragment unsers Fundes macht.

Ich lasse den Leser selbst urteilen, indem ich den Versuch einer Uebersetzung gebe, die vielleicht manchem erwünscht ist.

Die Anlehnung an das Lutherische Deutsch habe ich nur soweit gesucht, als es die Treue gegen das Original zuließ. Leider ist der Text an manchen Stellen sehr verderbt, und man muß sich mit Vermutungen helfen. Das Fragment beginnt mitten in der Leidensgeschichte. Unmittelbar vorausgegangen muß ein Satz sein, worin mit den kanonischen Evangelien erzählt ist, daß Pilatus seine Hände „in Unschuld gewaschen" habe (Matth. 27, 24).

* * *

. . . . Von den Juden aber wusch sich keiner die Hände, weder Herodes noch einer seiner Richter. Und als sie sich waschen wollten, erhob sich Pilatus, und da gebot ihnen der König Herodes hinwegzuführen den Herrn und sprach: Was ich euch zu thun befohlen habe, das thut ihm. Es war aber da Joseph, der Freund des Pilatus und des Herrn, und da er erkannte, daß sie ihn kreuzigen wollten, ging er zu Pilatus und forderte den Leib des Herrn zur Bestattung. Und Pilatus sandte zu Herodes und forderte seinen Leib, und Herodes sagte: Bruder Pilatus, wenn ihn auch niemand verlangt hätte, wir begrüben ihn doch, da ja der Sabbath sich naht, denn es steht geschrieben im Gesetz, daß die Sonne nicht untergehn soll über einem Hingerichteten vor dem ersten Tage der süßen Brote, ihrem Feste. [Vergl. 5. Mos. 21, 22 f.]

Die aber nahmen den Herrn, liefen und stießen ihn fort und sprachen: Laßt uns doch entdecken den Gottessohn, da wir ihn in unsre Gewalt bekommen haben. Und sie warfen ihm einen Purpurmantel um und setzten ihn auf den Richterstuhl und sagten: Richte gerecht, du König Israels. Und einer von ihnen brachte einen Dornenkranz und setzte ihn auf das Haupt des Herrn. Und andre, die da standen, spieen ihm ins Angesicht, und andre gaben ihm Backenstreiche, wieder andre verwundeten ihn mit einem Rohr, und einige geißelten ihn, indem sie sagten: Solche Ehre erweisen wir dem Sohne Gottes.

Und sie brachten zwei Verbrecher und kreuzigten in die Mitte zwischen ihnen den Herrn. Er aber schwieg, schmerzlos. Und als sie das Kreuz aufrichteten, schrieben sie daran: Dieser ist der König von Israel. Und sie legten seine Gewänder vor ihm hin, teilten sie und warfen das Los über sie. Einer aber von jenen Verbrechern schalt sie, indem er sprach: Wir haben um des Bösen willen, das wir gethan, solches erlitten, dieser aber, der ein Heiland der Menschen geworden ist, was hat er euch Uebles gethan? Und sie wurden zornig über ihn und befahlen, daß ihm die Beine nicht gebrochen würden, damit er unter Qualen sterbe.

Es war aber Mittag, und Finsternis legte sich über ganz Judäa. Und sie wurden bestürzt und ängstigten sich, daß die Sonne wohl untergehe, da er noch lebte, denn es steht bei ihnen geschrieben: die Sonne soll nicht untergehen über einem Gehenkten. Und einer von ihnen sprach: Gebt ihm Galle mit Essig zu trinken; und sie mischten es und tränkten ihn. Und sie erfüllten alles und vollendeten ihre Sünden auf ihr Haupt. Es gingen aber viele mit Lichtern umher, da sie glaubten, es sei Nacht, und streckten sich nieder. [!] Da schrie der Herr auf und sprach: Meine Kraft, o Kraft,*) du hast mich verlassen! Und da er es gesagt, wurde er aufgehoben.

Und zur selbigen Stunde zerriß der Vorhang des Tempels zu Jerusalem in zwei Stücke. Und dann zogen sie die Nägel aus den Händen des Herrn und legten ihn auf die Erde, und die ganze Erde erbebte, und es wurde eine große Furcht. Da leuchtete die Sonne auf, und es ward erfunden um die neunte Stunde**). Es freuten sich aber die Juden und gaben dem Joseph seinen Leichnam, damit er ihn begrabe, da er ja ein Zuschauer alles dessen war, was er Gutes gethan. So nahm er den Herrn, wusch ihn, wickelte ihn in ein linnen Tuch und brachte ihn in ein eignes Grab, genannt Josephsgarten. Da sahen die Juden und die Aeltesten und Priester, was Uebels sie sich selbst gethan, und begannen sich an die Brust zu schlagen und zu sprechen: Wehe über unsre Sünden! nahe herbeigekommen ist das Gericht und das Ende Jerusalems.

Ich aber trauerte mit meinen Gefährten, und verwundet in Sinnen und Verstand verbargen wir uns, denn sie fahndeten auf uns wie auf Verbrecher, und als wollten wir den Tempel in Brand stecken. Ueber all dies saßen wir fastend und trauernd und weinend Nacht und Tag bis zum Sabbath.

Es versammelten sich aber die Schriftgelehrten und Pharisäer und Aeltesten, da sie gehört hatten, daß das ganze Volk murre

*) Im Hebräischen bekanntlich Eli, Eli (Matth. 27, 46. Psalm 22, 2), das ist, „mein Gott," aber hier ist zurückgegangen auf die Grundbedeutung von El = der Starke oder das Starke, die Kraft. Das fragende „Lama", d. i. „warum" ist bezeichnend genug fortgelassen.

**) 3 Uhr Nachmittags.

und sich an die Brust schlage und spreche: Wenn bei jenes Tode diese gewaltigen Zeichen geschehen sind, seht, welch ein Gerechter er ist. Da fürchteten sich die Aeltesten und kamen zu Pilatus, baten ihn und sagten: Uebergieb uns Soldaten, damit wir sein Grabmal drei Tage lang bewachen, auf daß nicht etwa seine Jünger kommen und stehlen ihn, und das Volk meine, er sei von den Toten auferstanden, und sie uns Böses anthun. Aber Pilatus übergab ihnen den Hauptmann Petronius mit Soldaten, das Grab zu bewachen, und mit denen kamen auch Aelteste und Schriftgelehrte zum Grabmal, und sie wälzten einen großen Stein mit dem Hauptmann und den Soldaten und legten ihn alle zusammen, die da waren, an die Thüre des Grabmals und siegelten sieben Siegel darauf, und nachdem sie dort ein Zelt aufgeschlagen, bewachten sie es. Als der Morgen des Sabbaths aber aufleuchtete, kam eine Menge von Jerusalem und Umgegend, um das versiegelte Grabmal zu sehen.

In der Nacht aber, in der der Herrentag*) anbrach, während die Soldaten zu zwei und zwei auf dem Posten wachten, ertönte eine mächtige Stimme im Himmel, und sie sahen den Himmel geöffnet und zwei Männer von da herabsteigend voll großen Glanzes sich nähern dem Grabe. Jener Stein aber, der vor die Thüre geworfen war, wälzte sich von selbst und rückte ein Stück fort, und das Grab öffnete sich, und beide Jünglinge schritten hinein. Da das jene Soldaten sahen, weckten sie den Hauptmann und die Aeltesten — denn auch sie waren da, um zu wachen —, und während sie erzählen, was sie geschaut haben, sehen sie wiederum herausschreiten aus dem Grabe drei Männer, und die zwei stützen den einen, und ein Kreuz folgt ihnen, und das Haupt der zwei ragt zwar bis zum Himmel, aber das Haupt des einen, der von ihnen geführt wird, ragt über die Himmel hinaus. Und sie hörten eine Stimme aus den Himmeln, die sprach: Du hast den Entschlafenen gepredigt, und unter der Erde wurde auch etwas vom Kreuze her vernommen.**) Jene überlegten miteinander, daß sie fortgehen und dem Pilatus dies anzeigen sollten, und während sie sich noch besannen, zeigen sich wiederum die Himmel geöffnet, und ein Mensch steigt herab und geht in das Grabmal. Da dies die Leute, die bei dem Hauptmann waren, sahen, eilten sie in der Nacht zum Pilatus, ließen das Grab, das sie bewachten, im Stich und erzählten alles, was sie nur gesehen hatten, in großen Aengsten, indem sie hinzufügten: Wahrlich, Gottes Sohn war es! Pilatus antwortete und sprach: Ich bin rein vom Blute des Sohnes Gottes, ihr aber habt also beschlossen. Darauf kamen alle herbei und baten und drangen in ihn, dem Hauptmann und den Soldaten nichts von dem zu sagen, was sie gesehen. Denn es ist genug, sagten sie, schwerster Sünde vor Gott schuldig geworden zu sein, daß wir nun nicht noch in die Hände des Volkes der Juden fallen und gesteinigt werden [?]. Da gebot Pilatus dem Hauptmann und den Soldaten, nichts zu sagen.

Beim Morgengrauen des Herrentages aber that Maria Magdalene, die Jüngerin des Herrn, voll Furcht vor den Juden, da sie von Zorn entbrannt waren, an dem Grabmal des Herrn, was die Weiber an den Sterbenden und denen, die sie lieb haben, zu thun pflegten. Sie nahm ihre Freundinnen mit und ging zu dem Grabmal, wo er gelegen war, und sie fürchteten sich, daß die Juden sie sähen, und sagten: Wenn wir auch nicht an jenem Tage, an dem er gekreuzigt wurde, ihn beweinen und bejammern konnten, so laßt uns das noch jetzt thun an seinem Grabmal. Wer wird uns aber auch den Stein wegwälzen, der vor die Thür des Grabes gelegt ist, damit wir hineingehen und uns neben ihn niedersetzen und thun, was sich ziemt? Denn groß war der Stein, und wir fürchten, daß uns jemand sieht. Und wenn wir es nicht können, so laßt uns an der Thür niederlegen, was wir zu seinem Gedächtnis tragen, weinen und uns

*) Der schon in der Offenbarung Johannis (1, 10) und in der Zwölf-Apostel-Lehre vorkommende Name für den ersten Tag der Woche, den Sonntag.

**) Die Stelle ist sehr verderbt. Nur das scheint mir ziemlich sicher, daß von der sogenannten Höllenfahrt Christi, der Predigt in der Unterwelt (1. Petr. 3, 19) die Rede ist.

an die Brust schlagen, bis wir in unser Haus kommen. Und als sie sich auf den Weg gemacht, fanden sie das Grab geöffnet, und sie gingen hinzu und beugten sich hinein und sahen dort einen schönen Jüngling sitzen inmitten des Grabes, angethan mit dem leuchtendsten Gewande, der da zu ihnen sagte: Wozu seid ihr gekommen? wen suchet ihr? doch nicht jenen Gekreuzigten? er ist auferstanden und von dannen gegangen; wenn ihrs aber nicht glaubt, bückt euch herab und sehet, an dem Ort, da er lag, ist er nicht, denn er ist auferstanden und von dannen gegangen dahin, woher er gesandt war. Da fürchteten sich die Weiber und flohen.

Es war aber der letzte Tag der süßen Brote, und viele gingen hinweg rückkehrend in ihr Heim, da das Fest aus war. Wir nun, die zwölf Jünger des Herrn, weinten und trauerten, und jeder voll Trauer um das Geschehene schied in seine Heimat. Ich aber, Simon Petrus, und Andreas, mein Bruder, wir nahmen unsre Netze und gingen fort an das Meer, und mit uns war Levi, der Sohn des Alphäus, den der Herr . . . .

* * *

Mitten im Satz bricht es ab. Nun sollte jedenfalls eine Erscheinung des Herrn am galiläischen Meer erzählt werden. Der ältesten Ueberlieferung entsprechend (1. Kor. 15, 5) war auch nach dieser Quelle Petrus offenbar der erste Jünger, dem sich der Erhöhte zeigte.

Wie ergreifend wirkt auch in diesem neuen Gewande wieder die Leidensgeschichte, die ja, wohl vielfach abweichend in Einzelheiten von den kanonischen Berichten, doch im ganzen schlicht und einfach erzählt ist. Aber freilich in einem weicht diese Darstellung grundstürzend von der kanonischen ab und schneidet damit schließlich den Nerv auch der Einwirkung auf unser Gemüt durch: der schweigende Heiland am Kreuz hat keinen Schmerz, es ist ein Leiden ohne Leiden, also ein Schein, eine Komödie. Ein Gott hat sich auf den Menschen Jesus niedergelassen und entflieht wieder vor dem Sterben: der Tiefpunkt des Leidens „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen" wird völlig umgedeutet auf entweichende „Kraft," die in ihm als sein „Gott" war; aber auch der seiner Kraft Entkleidete stirbt nicht, sondern „wird aufgehoben." Das sind Gedanken gnostischer Irrlehre. Freilich diese Stellen machen einen aufgeputzten Eindruck, und die folgende Auferstehungsgeschichte paßt dazu nicht recht, da hier das Ereignis des Hervorgehens aus dem Grabe möglichst konkret geschildert und eindrücklich gemacht wird und sogar auf die sogenannte Höllenfahrt, das wirkliche Eingehen in die Welt der Toten, angespielt zu sein scheint. Aber wie phantastisch ist wieder dieser ganze Teil, alles ins Fabelhafte gesteigert, sodaß das einfach Große, unser Herz Berührende fast ganz schwindet.

Es wird kein Zweifel sein, daß wir jenes apokryphe Evangelium Petri vor uns haben, gegen das sich schon Serapion wendete. Er hatte Recht, ein echtes Werk des Petrus war es nicht. Ob in dem einen oder andern Zuge sich doch eine echte älteste Tradition erhalten hat, von der wir sonst nichts wissen? Der Zug, daß die Jünger sich verborgen hätten, weil man auf sie fahndete, als wollten sie den Tempel anzünden, überrascht durch Lebenswahrheit. Die Forschung wird hier zu thun bekommen. Aber soviel wird man sagen können, ein Stück, das an Alter und Gesamtwert unsern kanonischen Evangelien den Rang ablaufen könnte, ist es nicht. Unsre Evangelien liegen dem Autor vielmehr schon vor, wahrscheinlich auch das vierte, und beachtenswert bleibt nur die Freiheit, mit der er sie behandelt.

Das Evangelium mag also um 150—80 wohl in Syrien selbst entstanden sein. Im dritten Jahrhundert las es in Alexandrien der große Kirchenvater Origenes, übrigens leider ohne sein Urteil darüber abzugeben. Von hier wanderte es nach Oberägypten und zu den koptischen Mönchen, deren einer es mit ins Grab nahm nebst dem andern Stück der Petrinischen Litteratur, der Apokalypse, oder vielmehr von beiden nur ein Fragment. Schrieb er sie selbst ab? Besaß er nicht mehr? Es scheint so. Aber wieviel fehlt? Von einer „nun fast vollständig vorliegenden, unsern kanonischen Evangelien analogen Erzählung vom Leben Christi" kann bis jetzt nicht geredet werden. H v Sch

Rede Fred. Will. Robertsons über Verbesserung von Arbeiterwohnungen

Gehalten zu Brighton am 25. November 1852 vor einer Versammlung des Distriktsvereins zur Hebung der Arbeiterwohnungen

Der Rev. Fred. Will. Robertson schlägt die Annahme der folgenden Resolution vor:

„Diese Versammlung nimmt mit Freuden von der erfolgreichen Gründung eines Brightoner Zweiges des hauptstädtischen Vereins zur Hebung der Arbeiterwohnungen Kenntnis. Sie ist der Ansicht:

1. Daß man durch eine größere Ausdehnung dieses Unternehmens der sozialen und sittlichen Lage der arbeitenden Klassen Brightons umfassendere und wesentlichere Vorteile zu gewähren imstande sein wird.

2. Daß man durch Vermehrung der Aktien, die der Verein nach besten Kräften auszugeben sich bestrebt, eine solche Ausdehnung erfolgreich fördern würde."

Nur auf einen Satz dieser Resolution möchte ich Ihre Aufmerksamkeit durch einige Bemerkungen lenken, und zwar auf den, worin wir aussprechen, „daß man durch größere Ausdehnung dieses Unternehmens der sozialen und sittlichen Lage der Arbeiter Brightons umfassendere und wesentlichere Vorteile zu gewähren imstande sein wird." Der große Zweck, für den Vereine wie dieser gegründet werden, ist, den arbeitenden Klassen ein „Heim" zu schaffen. Den Sinn dieses Wortes zu erklären ist unnütz, wenigstens vor englischen Zuhörern überflüssig. Es ist wohl heute kaum jemand hier anwesend, der nicht von Kindheit an mit all den geheiligten Banden vertraut wäre, die Gott in solch unendlicher Fülle um die Grenzen der Heimat wob. Die Armen des Landes kennen jedoch in ihrer großen Mehrzahl nichts, was einem Heim auch nur ähnlich sähe. Denn wir können und dürfen die zwei kleinen Stuben, in die ganze Familien zusammengedrängt sind: jene zwei Stuben, die Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer auf einmal vorstellen, in denen keine Bequemlichkeit und kein Behagen zu finden sind, in denen ein Mann oder ein Kind selbst sterbend noch durch das unvermeidliche Getriebe und die Unruhe der Familie gestört wird — wir dürfen sie, sage ich, in einem christlichen Lande nicht „Heim" nennen, es geschehe denn im Spott.

Und doch wissen wir nur zu oft nichts von diesem Zustande der Armenwohnungen, und daraus entsteht in der Praxis mancher Trugschluß. Ich will nur einen nennen, den Irrtum, daß dem Arbeiter die Möglichkeit gegeben sei, seinen Sonntag so zuzubringen, wie er sollte. Diesem Gegenstande hat man in unserm Lande viel Aufmerksamkeit gewidmet. In verschiednen Teilen des Landes wurde von einer Anzahl von Menschenfreunden, wie von einer Anzahl Spekulanten der Vorschlag gemacht, Gebäude zu errichten, worin die Armen Erholung, Vergnügen und Belehrung finden könnten. Deren mehrere, darunter eines, das an Bedeutung alle andern überragt, sollten, so schlug man sogar mit Zustimmung der Regierung vor, auch am Sonntag geöffnet werden. Dies wurde von vielen frommen Bewohnern des Landes mit Schreck und Unwillen vernommen. Es wollte ihnen wie eine Entweihung des Sabbaths, wie ein Brechen des zwischen Gott und seinem Volke bestehenden Bundes erscheinen. Sie haben rührende Schilderungen entworfen, wie der arme Mann seinen Sonntag umgeben von seiner Familie, die offene Bibel vor sich liegend, zubringe. Ich möchte über die unter frommen Leuten über diesen Gegenstand herrschenden Anschauungen kein Urteil fällen. Es giebt zweierlei Ansichten über diese Frage, und beide sollte man in christlicher Konsequenz denen, die sie hegen, zugestehen. Manche meinen, man sollte den Sabbath — den jüdischen Sabbath — wenn auch nicht in seiner ganzen Unverletzlichkeit und Strenge, so doch mit einer bis zu einem gewissen Grade modifizirten Strenge feiern, die sich dem überlegnen Geist des Christentums anpaßt. Andre dagegen nehmen an, daß der jüdische Sabbath gänzlich aufgehoben ist, daß der Sonntag gar nicht dasselbe ist, nicht daraus entstand, keine einfache Uebertragung des jüdischen Sabbaths ist, daß das, was diesem folgte, gar nicht das ist, was wir jetzt den Tag des Herrn nennen — daß es überhaupt nicht ein Tag allein ist, den ein Christ heiligen sollte, sondern ein erhabnerer, größerer, geistigerer Tag, der Tag des ganzen Lebens, das Gott geweiht werden sollte, weil es durch Christus erkauft ist. Mit der Wahrheit, die diesen widersprechenden Ansichten zu Grunde liegt, haben wir nichts zu schaffen. Alles, was wir in Betracht zu ziehen haben, ist, wie weit wir ohne Inkonsequenz in diesem Punkt eins sein können.

Wir sind alle einig, daß die segensreiche Einrichtung, die wir von unsern Vätern ererbt haben, der christliche Sonntag ist. Ich glaube, wir sind auch darüber einig, daß es eine Einrichtung ist, die tief in den Bedürfnissen der menschlichen Natur wurzelt, und daß es nicht genügen würde, den Tag des Herrn der Pflege des Körpers und des Verstandes allein zu widmen; ja daß der Sonntag nur ein sehr unvollkommener Ruhetag sein würde, wenn die höhere, wahre Seite des Menschen, das, was ihn zu einem geistbegabten Geschöpf macht, unversorgt bliebe. Wir sind auch, glaube ich, alle in dem Vorsatz eins, der so weit verbreiteten Ansicht, die die Christianisirung des Volkes mit seiner Gesittung identifizirt, entgegenzutreten. Wir glauben, daß Bilder, Statuen, Musik, Aesthetik, tropische Pflanzen und all die andern Dinge in jenen vorhin genannten Gebäuden und ihrer Umgebung, so wertvoll sie immer für die Gesittung sein mögen, doch gänzlich ungenügend sind, um das Christentum des Kreuzes hervorzurufen. Wir sind alle in dem Glauben einig, daß ein Unterschied zwischen ästhetischer und religiöser Verehrung besteht, daß Anbetung der Schönheit und Anbetung der Heiligkeit nicht dasselbe ist. Wir sind darum auch in dem Wunsch eins, daß alle Stände dieses Landes den Tag des Herrn frömmer, reiner und heiliger feiern möchten. Aber nun frage ich euch, mit welchem Recht können wir verlangen, daß der arme Mann keine Erholung im Freien suchen soll, wenn wir nichts gethan haben, um ihm drinnen ein Heim zu schaffen, in dem er den christlichen Sonntag verbringen kann?

Erst gestern unterhielt ich mich mit einem intelligenten Arbeiter dieser Stadt, und dieser Mann machte in höchst auffallenden Worten dem bittern Unwillen Luft, den jener Stand gegen die empfindet, die, wie er sagte, engherzig und blindlings darnach streben, dem Arbeiter seinen Sonntag zu rauben. Ich hoffe, es ist mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß nicht Engherzigkeit die bewegte, die dies versuchten. Ich habe wenigstens von Herzen darnach gestrebt; aber ich bin keineswegs sicher, daß es mir gelungen ist, jenen Mann zu überzeugen, daß bei diesen Menschen nicht große Unwissenheit in Beziehung auf die Bedürfnisse der Armen vorhanden ist. So scheint es mir denn, daß ein Verein wie dieser dem armen Manne, der seinen Unwillen darüber ausspricht, daß ihm sein Sonntag im Freien geraubt werden soll, die einzig richtige und wahre Antwort giebt, weil er ihm ein Heim schaffen möchte, das es ihm ermöglicht, seinen Sonntag zu Hause zuzubringen. Jeder Verein dieser Art scheint von einer neuen Aera in der menschlichen Gesellschaft, von einem Fortschritt der Zivilisation zu zeugen. Was ist das wahre Kennzeichen unsers Zeitalters? Es ist die Neigung, den Wert und die Wichtigkeit dessen anzuerkennen, was scheinbar klein und unbedeutend ist. Als Wordsworth dies zuerst das große Prinzip und die große Wahrheit aller Poesie im Leben nannte, verlachte man ihn allgemein; aber der Sinn dieser Bemerkung hat seitdem unsre ganze Gesellschaft, unsre ganze Litteratur durchdrungen. Er ist das Kennzeichen unsrer Zeit, das Kennzeichen ihrer Litteratur. Die populärsten und kraftvollsten Schriftsteller erlangten ihre Bedeutung zuerst dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit des Landes auf die Denkungsart, das Empfinden, das Leben, ja selbst den Jargon der niedern Klassen lenkten. Ein Buch, das die Aufmerksamkeit Europas und Amerikas auf sich lenkte und lenkt — Onkel Toms Hütte —, verdankt seine eigentümliche Gewalt nichts anderm, als dem durchschlagenden Interesse, das es um den Gedanken wob, daß selbst im Neger etwas Menschliches zu finden sei, in der Rasse, die am tiefsten steht, etwas, was sie mit der, die am höchsten steht, gemein hat. Das Zeitalter, in dem sich Prinzen und Edelleute mit Gegenständen wie der Verbesserung von Arbeiterwohnungen, der Erbauung von Bade-

anstalten beschäftigen, anstatt ihre Zeit mit Schlachten und Turnieren auszufüllen, muß einen veränderten Stand der Dinge bezeichnen. Ich meine, es beweise, daß uns auch das kleinste, das winzigste Atom des Menschengeschlechtes wichtig ist. Wenn sich selbst Mitglieder der Regierung nicht im Geringsten scheuen, Vorlesungen zu halten, um die Leute über die Notwendigkeit der Kanalisation und andrer sanitären Einrichtungen aufzuklären, so will mir das bedeutsam scheinen. Und wir haben uns, glaube ich, damit den wahren Sinn und Geist des Christentums zu eigen gemacht, wie er vor 1800 Jahren gepredigt wurde, als ein Apostel uns sagte: „Die Glieder des Leibes, die uns dünken die schwächsten zu sein, sind die nötigsten, und die uns dünken, die unehrlichsten zu sein, denen legen wir am meisten Ehre an."

In dem vorhin von mir genannten Buch wird ein Vorfall erzählt, der mich gleichsam mit Ueberraschung überströmte, weil er in neuer Ideenverbindung auf eine bekannte, aber wenig beachtete Schriftstelle aufmerksam macht. Es ist die Schilderung, wie zwei Erwachsene dem Spiel zweier kleinen Kinder zuschauen. Das eine der Kinder ist eine Sklavin, das andre die Tochter des Herrn. Eine der erwachsenen Personen ist ein Mann, dessen Fühlen weit über seine Thaten, dessen Ziele weit über seinen Willen hinausragen, wie dies ja nur zu oft der Fall ist. Er ist infolgedessen in jenen sentimentalen Zustand versunken, der unzertrennlich mit richtigem Denken und unrichtigem Thun verbunden ist, und er wird uns geschildert, wie er von Zeit zu Zeit eine sarkastische und empörte Bemerkung über die Inkonsequenz seiner Umgebung fallen läßt. Die andre, eine Dame, hat ihr ganzes Leben der Erwerbung von Grundsätzen gewidmet, ist aber nicht imstande gewesen, tiefer in den Geist jener Grundsätze einzudringen und darnach zu handeln. — Die Kinder spielen, und man sieht, wie eines seine Arme um das andre schlingt, und dieses, das allen Versuchen, es zu zähmen und zu besänftigen, bis dahin widerstanden hat, wird durch die Zärtlichkeit der weißen Schwester gerührt. Da entschlüpft den Lippen der Dame die Aeußerung, daß sie den tiefen Sinn und Geist der Schriftstelle „Und er legte seine Hände auf sie und heilte sie" nun erst verstehe. Sie hat bis dahin Grundsätze über die Gleichheit des Menschengeschlechts auszusprechen gewußt, aber sie hat ihre Hände nicht auf die Neger gelegt.

Ich will nicht bestreiten, daß dies phantastisch ist, und dennoch trifft es den allertiefsten Kern; denn der große Unterschied zwischen Seiner Liebe und der unsern, der große Unterschied in der Art, wie Er die Bruderschaft des Menschengeschlechts bewies, ist, daß die seine wahr, echt und tief, voll warmen, milden Mitgefühls war. Seine Art war es nicht, sich abzusondern, sondern sich unter die Menschen zu mischen, um eins mit ihnen zu sein. Darum ist das, was wir jetzt zu thun haben, auch, unsre Hände auf unsre Nebenmenschen zu legen und die Niedrigkeit und Dürftigkeit ihres täglichen Lebens zu berühren. Gerade das will ja auch dieser Verein thun, indem er ihnen ein Heim baut. Es scheint mir schon lange, daß das Christentum die richtige Mitte zwischen jenen großen Gegensätzen der Lehre des Philosophen und der Lehre des Sozialismus hält. Der Philosoph behauptet, daß der Mensch seine Lage selber schaffen könne, und bringt die äußern Umstände, die ihn umgeben, absolut nicht in Anrechnung; er glaubt, daß der Geist, der von Gott kommt, sich über diese Umstände erheben kann. Auf der andern Seite ist es das große Prinzip des Sozialismus, daß die Umstände den Menschen machen. So sagt uns der Stifter des Sozialismus selbst, daß wir, wenn wir andre Gesetze und veränderte soziale Ordnungen hätten, auch treue, rechte Männer haben würden, daß wir, wenn wir alle Versuchungen aus dem Wege räumen, auch kein Laster mehr haben werden. Dies sind die beiden widerstreitenden Systeme. Das Christentum geht nicht die via media zwischen diesen Gegensätzen. Das thut keine Wahrheit. Das Christentum zeigt uns die Wahrheit, indem es beide Extreme gelten läßt. Dem Geiste des Christentums nach schafft der Mensch wohl seine Lage, aber die Lage macht auch den Menschen. Die heilige Schrift, der hauptsächlich unsre geistige Natur am Herzen liegt, kümmert sich doch auch um unsre physische, und der Erlöser

der Seele wird auch der Heiland des Körpers genannt. Ich glaube, die große Vollendung, auf die alle warten, das Reich Christi auf Erden, kann nicht kommen, ehe wir nicht die Ueberzeugung erlangt haben, daß alles äußere und innere Leben zusammen wirken muß; ehe wir nicht alles gethan haben, was an uns ist, um die Wahrheit nicht nur zu predigen und zu lehren, sondern auch um die Hindernisse hinwegzuräumen, die ihr im Wege stehen.

Und was ist das Leben des armen Mannes in seiner Hütte?

Vor einem gemischten Publikum kann ich auf Einzelheiten nicht eingehen. Ich kannte eine Familie von neun Personen, Vater, Mutter, erwachsene Söhne und Töchter, die ein Schlafzimmer und in diesem Schlafzimmer zwei Betten hatten. Ich will von den Folgen gar nicht reden, vor einer christlichen Versammlung kann man sie nicht aussprechen. Aber was bedeuten Keuschheit und Unschuld, was bedeutet das Evangelium, wenn es einer solchen Familie gepredigt wird?

Vielleicht erscheint es manchen als Großthuerei, daß hier auf die allgemeinen Prinzipien des Längern eingegangen wurde, denn wenn wir nun nach alle dem davon reden, was wir gethan haben, so haben wir ja nur Wohnungen für zehn Familien und sieben einzelne Personen gebaut. Das Uebrige soll jedoch noch folgen, und es ist immerhin etwas Großes, ein Muster aufgestellt und unsern ärmern Brüdern das Beispiel einer höhern und bessern Art zu leben gegeben zu haben.

Sozialpolitiker sagen uns, das Uebel des Landes sei Uebervölkerung infolge unvernünftiger Heiraten. Dies ist auch teilweise richtig; ihre Mittel dagegen reichen aber nicht aus. Es ist nicht schwer, in den höhern Ständen leichtsinnige Ehen zu verhindern, weil man dort weiß, was Behagen ist, und — Fälle, in denen sehr wenig Selbstbeherrschung vorhanden ist, ausgenommen — werden sie nicht eine Ehe schließen, durch die sie eine Stufe in der Gesellschaft sinken. Der arme Mann dagegen hat oft das Gefühl, daß er nicht mehr tiefer sinken kann. Warum, so fragt er sich dann wohl, sollte ich nicht heiraten? — Als ich nun heute morgen das Gebäude in der Kirchstraße betrachtete, die Vorhänge an den Fenstern erblickte und sah, wie sich das ganze Aeußere so sehr von den umliegenden Gebäuden unterschied, da kam mir und wohl auch denen, die mich begleiteten, der Gedanke, daß es ganz unmöglich ist, daß die, die an jenem Ort leben und dies Gebäude erblicken, mit ihrer Lage zufrieden sein können, sie werden Höheres erstreben. Wir alle müssen uns darum verpflichten, das Gedeihen eines Vereins, wie die Gesellschaft zur Hebung von Arbeiterwohnungen, nach besten Kräften zu fördern.

H v D

Wer sind „wir"?

„Schließlich scheint es noch der Erwähnung wert, daß Harnack seinen Ausfall gegen den gemeinen Glauben der Christenheit in der Christlichen Welt veröffentlicht hat, die ist auch sonst ihren eigentlichen Charakter als Organ des Ritschlschen Rationalismus mehr und mehr klar enthüllt."

So schreibt auf Seite 861 ihres vorigen Jahrgangs das „Organ für die Bestrebungen der positiven Union" und meinte damit ohne Zweifel etwas ganz besonders Böses von uns zu sagen. Sehe ich von dem Erkenntnis auf Rationalismus vorläufig ab, so hat es auch sonst in der Presse aus Anlaß des „Falls Harnack" neuerdings überhand genommen, die Christliche Welt als „Organ der Ritschlschen Schule" zu bezeichnen. Es scheint verlorne Liebesmüh, angesichts einer so stattlichen Schar ehrenwerter Zeugen noch zu leugnen. Und doch werde ich immer das Bedürfnis empfinden, gegen diese Bezeichnung Einspruch zu erheben. Ich habe mich, wie vorahnend, in der Neujahrsnummer des letzten Jahrgangs schon besonders deutlich darüber ausgesprochen, am Feierabendschreiber darf sich wohl nicht scheuen, dasselbe zweimal zu sagen, wenn anders es wirken soll.

Ich bitte um die Erlaubnis, wörtlich zu wiederholen, was ich damals in meinem Artikel: „Nach fünf Jahren" unter anderm geschrieben habe:

Die einen stempelten uns schnell als „Organ der Ritschlschen Schule.“ Nun ja, der Herausgeber verdankt mit vielen Ritschl — nicht sein Christentum, aber — die Freudigkeit, inmitten dieser modernen Welt den Dienst der Kirche und des Evangeliums als Lebensberuf zu treiben. Indem aber Ritschl uns so ausschließlich wie kein zweiter Theologe der Zeit auf Luther und Christus hinwies, hat er uns Quellen der Kraft gezeigt, die noch fließen, auch wo seine Schulweisheit versagt, hat uns an Meister gewiesen, die uns auch von seiner Meisterschaft freimachen. Ich habe es nie begriffen, wenn hie und da unter der jüngern Theologenwelt die Ansätze einer neuen Orthodoxie Ritschlscher Tradition an den Tag kamen. Die Christliche Welt hat sich an dieser Verirrung nicht beteiligt. Der Herausgeber ist nie an irgend ein Komitee irgendwie gebunden gewesen, also auch nicht an ein solches von Ritschlianern. Männer, die durch Ritschls Schule gegangen sind, haben gern und eifrig mitgearbeitet: aber ohne diese ist ein Blatt wie das unsrige heutzutage überhaupt nicht zu machen. Niemand ist abgewiesen worden, weil er nicht von der Schule war, im Gegenteil. Ich erinnere daran, daß die meisten Artikel über religiöse Fragen im ersten Jahrgang von einem Manne kamen, der durchaus abgeneigt war, sich auf Ritschlschen Boden zu stellen, von dem Verfasser der Schrift „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit.“ Ich habe mir am Anfang und wiederholt Mühe gegeben, Theologen und Kirchenmänner auch andrer Richtung zu gemeinsamer Arbeit an unserm Werk zu gewinnen; aber der Gedanke solchen gemeinsamen Arbeitens ist zumeist unverstanden geblieben, und insbesondre bei den Ueberlieferungstreuen ist mir eine große Unlust begegnet, an dem so eröffneten friedlichen Wettkampfe teilzunehmen: es schien offenbar leichter oder wichtiger, in den Spalten der Parteikirchenzeitung oder auf Parteikonferenzen dem eignen Standpunkte immer wieder einen ausschließenden Ausdruck zu geben, als ihn hier vor der Gemeinde an dem einen Ziele mit zu erproben, wer am besten imstande sei, die Suchenden unter den Gebildeten dem Evangelium näher zu bringen.

Nach allen solchen Erfahrungen erkläre ich heute öffentlich, was ich privatim oft ausgesprochen habe: die Christliche Welt ist nicht Eigentum einer bestimmten Theologenschule, sondern jeder ist als Mitarbeiter willkommen, der mit uns der Meinung ist, daß heutzutage die Gebildeten in erster Linie mit die Armen sind, denen das Evangelium gepredigt werden muß, und der hierfür sein Bestes thun will. Im Dienste dieser Aufgabe wird unter Umständen eine Darstellung der Theologie Franks oder Pfleiderers ebenso am Platze sein, wie eine Darstellung der Theologie Ritschls, vorausgesetzt, daß sie wirklich nichts andres will, als den positiven Ertrag der Lebensarbeit dieser Dogmatiker den gebildeten Gemeindegliedern zugänglich machen, und das auch in angemessener Form leistet.

Ich füge heute hinzu, daß wir vielleicht die Pflicht, über die Theologie Ritschls und seiner Schüler zu berichten, nur zu sehr vernachlässigt haben, sonst würde aus unserm Leserkreise nicht so oft das Verlangen nach Aufklärung darüber an die Redaktion gestellt werden. Es ist auch eine solche gemeinverständliche Darstellung nicht so leicht. Ich fürchte, wenn wir sie einigermaßen erschöpfend geben wollten, würden unsre Leser sich über „zu viel Theologie“ beklagen. Uebrigens hat der Mitbegründer unsers Blattes, Professor W. Bornemann in Magdeburg, als dankbarer Schüler Ritschls seinen „Unterricht im Christentum“*) veröffentlicht, ein Buch, aus dem jeder gebildete Laie sehr bequem entnehmen kann, was für eine Auffassung vom Christentum in den Ritschl nahestehenden Kreisen lebt. Er mag dann leicht sich ein Urteil bilden, ob das „Rationalismus“ ist. Ich denke, gerade ein Ritschlianer wird davon recht durchdrungen sein, daß man „nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben oder zu ihm kommen kann“: das aber dürfte so ungefähr das Gegenteil von Rationalismus sein.

Nun bedeutete es weder eine Schande noch ein Unrecht, wenn die Christliche Welt „das Organ der Ritschlschen Schule“ wäre. Diese Schule hat kein Organ, keine Parteizeitung, während die andern Richtungen oft mehr als ein Organ besitzen: warum sollte die Christliche Welt ihr nicht dazu dienen? Aber wenn ich dennoch dagegen protestire, so geschieht das um der Wahrheit willen aus zweierlei Ursache. Weder wird, was die Christliche Welt sagt, immer und überall von den Ritschlianern gebilligt, noch ist das, was wir in der Christlichen Welt ausgesprochenermaßen vertreten, irgendwie das Sondereigentum der Ritschlschen Schule. Und so bin ich wohl verpflichtet, einmal näher auf die Frage einzugehen: wer sind also „wir“?

Wie oft habe ich im Laufe der durch Professor Harnacks Artikel über das Apostolikum (Nr. 34 d. v. J.) veranlaßten Auseinandersetzungen eben dieses Wörtchen „wir“ mit all seinen

*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 2. Auflage. 300 S.

Anverwandten gebraucht und mich dabei selbst gefragt: Wer sind diese „wir“? Unsre Gegner wußten das ganz genau zu sagen: die Ritschlianer! Auch wohlwollende Blätter waren sich darüber klar. Je näher man „uns“ stand, desto zurückhaltender wird hier das Urteil gewesen sein.

Es ist ein großer Irrtum, wenn viele gemeint haben, dieser jüngste kirchliche Streit sei durch einen Vorstoß der „Ritschlschen Schule“ hervorgerufen. Allerdings sind Schüler Ritschls in erster Linie an dem Streite beteiligt gewesen. Aber nicht einmal in Eisenach waren wir nur Ritschlianer und als Ritschlianer versammelt. Männer, die zur Rechten oder zur Linken ihre eignen Wege gehen, der Ritschlschen Theologie aber ihre Gefolgschaft immer geweigert haben und weigern werden, waren dort zugegen. Als nun der Streit seine weiten Kreise gezogen hat, so ist ja z. B. vom Reichsboten dies als der Kern des Handels bezeichnet worden, daß die Ritschlsche Theologie endlich einmal gründlich entlarvt und ihres Bürgerrechts in der Kirche verlustig erklärt werden müsse: aber die Prinzipien, um die es sich handelte, die religiösen und kirchlichen Grundgedanken, waren doch gar nicht solche, die der Ritschlschen Schule eigentümlich wären, sondern die einfach Gemeingut der modernen Theologie sind, die Protestler gegen Harnack weithin mit eingeschlossen! Es hat doch auch noch niemand nachgewiesen oder auch nur nachzuweisen versucht, daß Harnacks vielberufener Artikel ein Erzeugnis Ritschlscher Theologie sei; sondern nur weil Harnack als Ritschlianer galt, darum wurde seine Auslassung mit schnellfertigem Urteil der Ritschlschen Schule aufs Konto gesetzt.

Das Neue an dem Streit war nun allerdings, daß Schüler Ritschls im Vordertreffen standen. Es liegt sonst in der Art der Jünger wie einst des Meisters, daß der laute Markt kirchlichen, kirchenpolitischen Haders bis zum äußersten gemieden wird. Stille treue Arbeit in Wissenschaft und Amt, das ist, wenn ich so sagen darf, Schullosung. Und selbst inmitten des Kampfes ist immer wieder der Grundsatz in diesem Kreise lebendig geworden: Nur keine Parteibildung! Um so bedeutender muß der Antrieb für die „Ritschlianer“ diesmal gewesen sein, an einer Erklärung wie der Eisenacher sich zu beteiligen und auch weiter im öffentlichen Für und Wider auszuhalten. Und dieser Antrieb war in der That kein Schulinteresse, keine kirchenpolitische Erwägung, sondern das Gefühl, daß es geistige, geistliche Güter zu verteidigen gelte, die zum Bestande der evangelischen Kirche gehören.

Professor Harnacks Votum zwar war ein auf seine persönliche Verantwortung abgegebnes. In der Würdigung des Apostolikums gingen viele von „uns“ andre Wege als er, seine praktischen Vorschläge (fakultativer Gebrauch, Parallelformulare) begegneten auch bei „uns“ ernsten Bedenken. Die Christliche Welt hat den Artikel veröffentlicht wie so manchen andern, nicht als das Programm einer Richtung oder Schule, sondern als das ernstgemeinte Wort eines Einzelnen, das ebenso um seines Urhebers wie Inhalts willen Anspruch auf Beachtung und Erwägung hatte. Diese Veröffentlichung würde keine Beunruhigung über die Gemeinden gebracht haben, wenn nicht andre Organe sich ihrer bemächtigt und sie auf ihre Weise verarbeitet unter das Volk gebracht hätten. Soviel ehrliche Entrüstung in den Harnackprotesten niedergelegt ist, so viel kirchenpolitische Mache steckt gleichzeitig dahinter; das kann niemand leugnen. Da war kein Zum Besten Wenden zu spüren, weder zum Besten Harnacks noch zum Besten der Gemeinden. Mancher, der nach all dem Lärm den Artikel Harnacks in Ruhe wieder (oder zum erstenmale!) gelesen hat, ist verwundert gewesen, ihn so ruhig und maßvoll zu finden, so fähig einer ganz andern wohlwollenden Auslegung!

Als nun die Dinge so liefen, daß eine freimütige Erörterung über den Gebrauch des Apostolikums in den evangelischen Kirchen zum Ansturm wider den Glauben der Christenheit gestempelt wurde, daß Lehren für fundamental erklärt wurden, die bis dahin zwar als Konsequenzen des orthodoxen Systems, nicht aber als „die Grundlehre“ des seligmachenden Christenglaubens gegolten hatten, da sind „wir“ auf den Plan getreten. Wir, zunächst als Freunde der Christlichen Welt, aber in dem Be-

wußtsein, daß es hier keineswegs die Ritschlsche Schule, sondern wertvolle Güter unsrer evangelischen Kirche zu verteidigen gelte.

Die freimütige Erörterung der gottesdienstlichen Bräuche, die Anwendung geschichtlicher Erkenntnis auf das Dogma, die Freiheit, in der heiligen Schrift Wesentliches und Unwesentliches, Haupt- und Nebensachen zu unterscheiden, die Oberhoheit des gerecht und selig machenden einfältigen Glaubens über die kirchliche Lehrüberlieferung, das Recht, an Christus zu glauben und ihn seinen Herrn zu nennen, auch wenn man in der Lehre von Christo die von der Orthodoxie geforderte Korrektheit nicht besitzt — das alles schienen uns Güter, die wir als evangelische Christen besaßen, und die der Eifer der Gegner Harnacks uns und unsern evangelischen Glaubensgenossen streitig machte. Sind das aber Güter, die irgendwie eben von der Ritschlschen Schule als solcher im Unterschied von andern Theologen in Anspruch genommen werden? Sie sind in weitem Umfang das Gemeingut der Theologie der Gegenwart, und selbst unsre Gegner machen an ihrem Teil davon Gebrauch.

Und so hat es keinen Sinn, wenn dieser jüngste Streit von manchen Kirchenblättern als Streit gegen die Ritschlsche Schule geführt worden ist. Ungezählte Männer, Theologen und Laien, denen die Ritschlsche Theologie fremd oder zuwider ist, auf positiver und liberaler Seite, haben im Herzen zu uns gestanden. Und wenn andre fromme Gemeindeglieder gegen uns mit Mißtrauen erfüllt worden sind, so ist viel weniger das, was wir glauben und bekennen, daran schuld, als das Zerrbild, das übelwollende Künstler ihnen von uns gemalt haben.

Es fällt mir nicht ein, in Abrede zu stellen, daß große innerkirchliche Gegensätze zwischen den streitenden Teilen sind zum Ausbruch und zur Verhandlung gekommen. Aber diese Gegensätze gehen nicht im entferntesten auf in den Unterschieden zwischen Ritschlscher Theologie einerseits und der Theologie der Gegner andrerseits. Die Parole, die Ritschlsche Schule bei dieser Gelegenheit schleunigst aus dem Sattel zu heben, war überaus verfehlt und ein Armutszeugnis ihrer Urheber: eine Theologie wird nur durch die andre überwunden, nicht durch kirchenpolitische Aktion. Die ernsten großen Gegensätze aber, die vorhanden sind, ob man sie auch von maßgebender Seite gern totschweigen möchte, wird die Ritschlsche Schule allein als solche nicht zum Austrag bringen: man wird deren Beitrag zur notwendigen Auseinandersetzung nicht entbehren können, die endliche Austragung selbst aber muß die Arbeit aller lebendigen Kräfte in der Kirche sein.

Die Christliche Welt will nichts andres, als zur Bewältigung aller gegenwärtig zur Beantwortung drängenden kirchlichen und religiösen Fragen eine Arbeitsstätte sein. Und zwar eine solche, auf der jedes Wort, das auf Verständigung und Ueberzeugung ausgeht, gleichviel von welcher Seite es kommt, Raum und Wirkung haben soll. Als Teilnehmer an dieser Arbeit sind alle gebildeten Glieder der Kirche geladen, gleichviel wes Standes. Wenigstens zuhören und innerlich mit durchleben, mit ihrem Nachdenken und Gebet den Kampf der Meinungen begleiten, das können und sollen die Freunde unseres Blattes. Es ist in meinen Augen die Grundbedingung für sein Gedeihen, daß ihm der Rückhalt und Wiederhall eines solchen Leserkreises nicht fehle. Die wir die Feder führen, besonders wir Theologen von Fach, wir täuschen uns, wenn wir unter uns streiten, oft sehr über die Wichtigkeit der Streitobjekte und ihre Bedeutung für die Gemeinde. Freilich mögen wir die Wichtigkeit einer Sache gar manchmal auch eher und schärfer begreifen, als sie vielen Gemeindegliedern erkennbar ist.

Dem sei im einzelnen gegebnen Fall wie ihm wolle: die Christliche Welt hat den Grundsatz, sich vor keinem Problem zu fürchten, das die kirchliche Gegenwart stellt, sie will jede Schwierigkeit freimütig erörtern und zwar nicht unter den Genossen von Fach und Amt, sondern in innigster Fühlung mit den gebildeten Gliedern der Gemeinde. Mit diesen, weil eben sie allein für eine solche Erörterung zugänglich und ausgerüstet sind. Sie haben in dieser Vereinigung von weltlicher Bildung und von Fömmigkeit ein besondres Pfund empfangen, mit dem sie zum Besten der Kirche zu wuchern haben. Wie ich mir die Mitarbeit dieser Männer und Frauen zunächst denke, habe ich schon

gesagt; aber eine besondre Freude ist es mir immer, wenn auch „Laien“ in unsern Spalten das Wort nehmen und in das Gespräch der Theologen ihre berichtigenden und ergänzenden Gedanken hineinwerfen.

Wer von Theologen aber zur Mitarbeit an der Christlichen Welt berufen ist, muß ich das wirklich immer neu wiederholen? Jeder, der an der allgemeinen Aufgabe unsers Blattes Interesse hat, der in der innern Stimmung gegenüber der kirchlichen Lage sich mit uns eins weiß: nicht gleiche Theologie, aber verwandte Gesinnung allerdings ist die Bedingung gedeihlichen Zusammenarbeitens an unserm Blatt. Männer, die durch die Schule Ritschls gegangen sind, werden voraussichtlich fernerhin mit altem und wills Gott erneutem Eifer bei uns arbeiten: es ist eben offenbar in diesen Kreisen besonderes Verständnis da für die Aufgabe, die sich unser Blatt gestellt hat. Männer andrer theologischer Herkunft werden aber dem Herausgeber immer besonders willkommen sein. Denn unser Blatt ist seiner Absicht nach nicht das Organ einer einseitigen Richtung, es hat weder durch seine Geschichte noch durch irgend welche Organisation gebundene Marschroute — wer am meisten mit schafft, der wird den meisten Einfluß haben auf seinen Gang und seine Haltung.

Das sage ich nicht für die uns abgünstigen Kirchenblätter. Man kann niemanden hindern sein Lied zu singen. Ich sage es für unsre Leser, damit sie wissen, woran sie mit uns sind.

R

Das gläserne Auge

Eine Sylvestergeschichte

Der Kommandant der katholischen Missionskolonie San Carlos regierte mit seinem Einen linken Auge Soldaten, Dienstleute und Kinder zu allgemeiner Zufriedenheit. So war es schon lange gewesen, und so würde es noch lange gewesen sein, wenn nicht am Sylvesterabend des Jahres 1797 bei einem großen Sturm ein handeltreibender Yankeeschooner in der Bucht Schutz gesucht und sein Kapitän die persönliche Gastfreundschaft des Spaniers gefunden hätte. Seit dieser Zeit gewann die Kolonie ein verändertes Ansehen. Der Kommandant erwachte nämlich am 1. Januar 1798 mit einem neuen rechten Auge, das allen Anforderungen eines guten Auges entsprach, nur daß er nicht damit sehen konnte. Die fromme Gemeinde, die das Letztere nicht wußte, glaubte selbstverständlich an ein Wunder, und der Kommandant wagte nicht, die Wahrheit zu sagen. Er bezog sich auf den Spruch, der schon so manchem wohlmeinenden, aber schwachen Christen zur Falle geworden: daß man allen alles sein müsse. Von diesem Augenblick an war es, als ob ein böser Geist in die kleine Kolonie gefahren sei. Das rechte Auge des Kommandanten, obgleich durch ein Wunder wieder hergestellt, schien einen unheilvollen Einfluß zu üben auf alle, die er betrachtete. Niemand konnte es ansehen, ohne zu blinzeln: so kalt, hart, unbarmherzig und unbeweglich war es. Es währte nicht lange, und Mißtrauen, Verdacht und Selbstanklage waren an die Stelle von Zutrauen und Offenherzigkeit getreten. Überall, wo das rechte Auge des Kommandanten weilte, blieb ein Schatten haften. Die Folgen dieser beständigen Aufregung traten bald zu Tage. In dem ersten halben Jahre waren Stimme und Auge des Kommandanten mit einander im Widerspruch; seine Worte waren noch immer milde, freundlich und liebevoll. Nach und nach jedoch nahm auch seine Stimme die kalte, mißtrauische Gefühllosigkeit seines Blickes an, und als das Jahr wieder auf dem Punkte war, seinen Ring zu schließen, da zeigte es sich an allem, daß der Kommandant sich nach seinem Auge und nicht das Auge sich nach dem Kommandanten gerichtet hatte.

Am letzten Tage des Jahres 1798 saß der Kommandant bereits lange in finsteres Grübeln versunken an einem einsamen Orte, als er plötzlich eine kleine Hand seinen Arm berühren fühlte und seinen Liebling, ein kleines Indianermädchen der Missionsschule, an seinem Knie stehen sah. Nun, was machst du denn, mein Herzchen, sagte der Kommandant, bist du denn nicht bange vor dem, den alle fürchten und meiden? — Nein,

sagte die kleine Indianerin, ohne sich zu bedenken, nein, in der Dunkelheit nicht. Dann höre ich deine Stimme — die alte Stimme; fühle, daß deine Hand mich streichelt wie früher, aber ich kann dein Auge nicht sehen, Sennor Kommandante. Das allein ists, vor dem ich mich fürchte — und das, o Sennor Kommandante, o mein Vater! sagte das Kind und schlang seine Arme um ihn, ich weiß ja, daß das dir nicht gehört! — Der Kommandant schauderte zusammen und wandte sich ab.

Es war um die Mitternachtsstunde, als ein von den Indianern der Umgegend längst geplanter Ueberfall zur Ausführung gelangen sollte. Schon stand eine dunkle Gestalt am Lager des Kommandanten, und als sie den Arm erhob, blitzte etwas im Scheine des Kaminfeuers. In diesem Augenblicke fuhr der Wilde, von Grausen und Entsetzen gepackt, zurück. Der Kommandant schlief noch immer friedlich wie ein Kind, aber sein rechtes Auge, weit geöffnet, unbeweglich und unveränderlich, starrte den Meuchelmörder kalt an. Dieser stürzte zu Boden, und bei dem Geräusch erwachte der Schläfer. Bald erschien Hilfe, und die undisziplinirten Indianer wurden binnen kurzem zu den Mauern hinausgetrieben; aber nicht ohne daß der Kommandant in dem Scharmützel einen Schlag über das rechte Auge erhalten hatte.

Zugleich mit dem Auge war auch der böse Zauber geschwunden, unter dem Sennor Carlos geseufzt hatte. Bald wogte von neuem das grüne Gras an den Hügelwänden, die Kinder scharten sich wieder vertrauensvoll um ihren kriegerischen Schulmeister, in der Missionskirche wurde ein Dankgottesdienst mit Tedeum abgehalten, und von neuem schwebte ein Lächeln patriarchalischer Zufriedenheit über den lieblichen Thälern von San Carlos. — — —

Im fünften Hefte der Reklamschen Ausgabe von Bret Hartes „Kalifornischen Erzählungen" (Univ.-Bibl. Nr. 712) kann man die Geschichte vom rechten Auge des Kommandanten ausführlich nachlesen.

* * *

Jemand, der die kirchliche Bewegung unsrer Tage mit einer von Angst nicht ganz freien Teilnahme beobachtet, äußerte, daß ihm diese Geschichte zum Bilde unsrer religiösen Situation geworden sei. Stehen nicht auch wir unter dem Banne des gläsernen Auges? fragte er; herrscht nicht auch gegen unsre Kirche Mißtrauen und Verdacht? Unser Volk vertraut ihr nicht mehr! Ab und zu hört man noch ihre treue Stimme. Aber wird nicht ihre lebendige Wirkung vernichtet durch den unheilvollen Einfluß dessen, das diese Kirche zu ihrem rechten Auge gemacht hat? Aber sie glaubt, darin etwas Sicheres, von den Stürmen der Zeit Unbewegtes, Festes, Objektives zu haben!

Und ist das nicht auch richtig?

Gewiß! nur zu richtig! Aber eben im lebendigen Leibe ist, was die Bewegung des Leibes nicht mitmacht, stets ein Fremdes, Unorganisches, Unheimliches! Nicht die lebendige Stimme, sondern das gläserne Auge regiert.

Du übertreibst!

Ich sagte schon: Ab und zu hört man noch ihre treue Stimme. In der Dunkelheit gar der Not und des Todes verliert der Bann seine Wirkung. Da, wo man das gläserne Auge nicht sieht, kehrt oft mit überraschender, erschütternder Glut die alte Kraft der Liebe zurück. Aber am hellen Tage wirkt unsre Kirche nicht mehr. Fängt ihre Stimme nicht an, die kalte objektive Gefühllosigkeit ihres gläsernen Auges anzunehmen? Und beginnt nicht schon unter dem dämonischen Einfluß dieses Leblosen, das man für ein Wunder von Gott nimmt, Haß, Mißtrauen, Rachsucht, Verachtung an Stelle der Liebeskraft zu treten? Beginnt nicht schon ein kalter Fanatismus für das vermeintliche Gottesgeschenk bis in unsre Andachtstunden hineinzustarren?

Um Gottes willen! du siehst Gespenster.

Ich sehe die Wirklichkeit! Das Feste, darauf unsre Kirche vertraut, ist nicht mehr das durch die lebendigen Kräfte wachsende und sich erhaltende, innerliche, nach außen nicht hervortretende Knochengerüst, sondern das unorganische, gegen die Kräfte des Leibes gleichgiltige, von ihnen unbewegte objektive gläserne

Auge! Ach! daß auch unter uns einmal in einem recht lautern, einfältigen Gemüt auch ohne geschichtliche Kenntnis der lebendige unmittelbare Eindruck den Mut fände, sich zu äußern: Jenes Auge, o meine Mutter, ich weiß ja, daß das nicht dir gehört!

So wollen wir darauf warten!

Nicht doch! Empfinden wir es nicht als ein Unrecht des Kommandanten in unsrer Geschichte, daß er nicht von selbst die wahre Geschichte seines rechten Auges entdeckte? Und würden wir nicht an solchem Unrecht uns mitschuldig machen, wenn wir verschweigen wollten, was wir von der Natur und Geschichte des gläsernen Auges wissen? Daß es nicht von Gott stammt, sondern ein recht schwaches menschliches Kunstwerk ist, das der Kirche als einem lebendigen Organismus religiöser Kräfte fremd ist! Warten wir auf die Stimme des schlichten unreflektirten Gemütes, dessen Einverständnis freilich zur Entscheidung nötig ist, so könnte es gar leicht zu spät werden. Eine allzu lange unwidersprochen aufrecht erhaltene Fiktion gewinnt ihre selbständige Kraft, und es ist schwer, sie dann wieder aufzugeben. Der Kommandant in unsrer Geschichte fand nicht mehr die Kraft dazu, als ihn dann die einfältige Kinderstimme traf. Er konnte nur noch zusammenschaudernd sich abwenden. Und das meinst du doch nicht im Ernste, daß wir, statt uns beizeiten auf unsre wahre lebendige Kraft zu besinnen, warten sollen, bis die religiöse Revolution uns das falsche Auge gewaltsam ausschlägt? Das Warten darauf ist gefährlich. Ein solcher Angriff könnte leichtlich den ganzen Leib schwer verletzen statt nur das gläserne Auge!

Neujahr ist nahe. Hoffen wir auf ein Neues! Hoffen wir, daß unsre Kirche das ärgerliche falsche Auge sich ausreißt und es wegwirft!

O, dazu genügt nicht ein Neujahr! Dazu genügen nicht Jahre!

So wollen wir im neuen wie im alten Jahre hoffen auf den Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist!

Und unsre Pflicht thun!

Verschiedenes

(Schriften zur Wittenberger Festfeier) 1. Von den anläßlich des Wittenberger Festes erschienenen Schriften nimmt bei weitem den ersten Platz ein: D. Julius Köstlin: „Friedrich der Weise und die Schloßkirche zu Wittenberg." Wittenberg, Herrosé. 2,50 Mark. Gegenüber Kolde, der Friedrich als das Musterbild eines frommen katholischen Fürsten hinstellt und seine für Luther und die Reformation vielfach förderliche Haltung nur auf landesfürstliche, patriotische und mancherlei andre Interessen, nicht aber auf persönliche Zustimmung zu Luthers reformatorischem Streben zurückführt, hat Köstlin schon 1882 dargethan, wie Friedrichs gesamtes Verhalten nur auf dem Grunde innern Ergriffenseins von der durch Luther wieder aufgedeckten evangelischen Wahrheit verständlich werde. In dieser Beleuchtung stellt der Verfasser auch in oben genannter Schrift, einer Festgabe an die Gebildeten evangelischen Bekenntnisses, die innern und äußern Beziehungen zwischen Friedrich und Luther vor Augen. Viele interessante Einzelheiten, die den Wenigsten bekannt sein möchten, erfahren wir hier, z. B. die fast unglaublich klingende Thatsache, daß Friedrich und Luther nur einmal sich gesehen haben; „denn ich seine [Friedrichs] Stimme mein Lebenlang nie gehöret, noch sein Angesicht gesehen ohne zu Worms auf dem Reichstage" bezeugt Luther ausdrücklich in spätern Jahren. Was aber der Schrift ihren besondern Wert verleiht, ist die fein ausgeführte Charakteristik Friedrichs, die ohne Anwendung rednerischer Kunstmittel in streng sachlicher Darstellung die Gestalt Friedrichs so plastisch und lebensvoll zeichnet, daß der Leser nicht anders kann, als sich in sie liebevoll vertiefen und aus ihr den herzerwärmenden Eindruck einer Persönlichkeit zu empfangen, deren Geheimnis ihr aufrichtiger Glaube ist, und die unter dem stillen Wirken dieses Glaubens gerade in dem stark wird, worin sie von Natur besonders schwach ist. Wir empfehlen diese Schrift, die übrigens auch mehrere interessante Holzschnitte aus dem Wittenberger Heiligtumsbuche vom Jahre 1509 enthält, warm.

2. Eine „Festgabe für alle Lutherfreunde" ist auch G. Schleusners „D. M. Luthers Dichtungen in gebundner Rede." Wittenberg, Wünschmann. 1,50 Mark. Der Verfasser hat den letzten Teil seines 1883 erschienenen Werkes „Luther als Dichter" nach genauer Feststellung des wirklich Lutherischen und nach entsprechender Auswahl als selbständiges Bändchen herausgegeben. Er bringt 1. christliche Lieder (nach dem Jahre des ersten Drucks geordnet), 2. sonstige deutsche Gedichte und Reimsprüche, 3. lateinische Gedichte und Verse nebst deutscher Uebersetzung, 4. Schlußbemerkungen. Da er sämtliche Gedichte bieten will, so bringt er auch mehrere solche Gedichte, die nicht nur aus Gründen

des modernen Geschmacks völlig zu verwerfen sind, darunter eins, das Luther selbst nur zur Mitteilung im engsten Freundeskreise bestimmt hatte. Leider hält es der Verfasser für nötig, solche Gedichte, die Luther zum Glück nur lateinisch verfaßt hat, auch noch zu verdeutschen. Die Uebersetzung des Verfassers ist meist glatt; unter den „Schlußbemerkungen" befindet sich manches Interessante. Im ganzen dürfte diese Sammlung zu empfehlen sein.

3. Dr. Schild: „Denkwürdigkeiten Wittenbergs." Wittenberg, Herrosé. 3. Auflage. 1,50 Mark. Diese Schrift ist um der praktischen Anlage, der ansprechenden Darstellung und der zahlreichen trefflichen Ansichten will ein sehr brauchbarer Führer durch die Lutherstadt.

4. H. Wägner: „Die Schloßkirche zu Wittenberg in Vergangenheit und Gegenwart." Wittenberg, Wünschmann. 75 Pfge. Auch ein überaus gründlicher Führer durch die Schloßkirche. Er empfiehlt sich besonders durch eine recht gelungene Photographie der Kirche.

5. Der im Zeitungsstil geschriebene, stark detaillirte „Festbericht über die Feier des 31. Oktober 1892 in Wittenberg" von Dr. L. Pietsch, Wittenberg, Herrosé, 60 Pfge., steht sichtlich unter dem tiefen Eindruck der äußern Pracht des Festes; da er aber sämtliche bei dem Feste gehaltene Predigten, Ansprachen, Reden u. s. w. enthält, so bietet er auch dem etwas, dem es auf die wesentliche Bedeutung jener Feier ankommt.

(Und Frieden auf Erden) Unter diesem Titel hat D. Freiherr von Soden, Prediger und Privatdozent in Berlin, ein Wort zum Streit ums Apostolikum ausgehen lassen. (Berlin, Haack. 24 S. 50 Pfge.) Es ist, wie der Titel zeigt, aus Weihnachtsgedanken herausgeschrieben, möchte ähnlich wie meine Schrift „Der rechte evangelische Glaube" den Zugänglichen unter unsern Gegnern zum Verständnis unsrer religiösen Position und damit der Kirche zu einem guten innern Frieden helfen. So ist ein trefflicher Traktat entstanden, den ich, frisch, warm und wohlverständlich in die Hand jedes gebildeten Gemeindegliedes legen möchte. Der Streit selbst bildet nur den Ausgangspunkt; überall ist es dem Verfasser darum zu thun, höhere Gesichtspunkte für die unumgängliche Auseinandersetzung zu zeigen und festzustellen. — Gleichzeitig ist Harnacks Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum" erschienen. (Nr. 3 der Hefte zur Christlichen Welt. 29. S. 40 Pfge.) Ich denke, es ist auch ein Friedenswort. Zwar weicht der Verfasser im ersten Teil seinem Gegner in seinen Aufstellungen über die Geschichte des Apostolikums nicht in einem einzigen Punkte, auch widerspricht er im zweiten Teil den prinzipiellen Sätzen Cremers auf das entschiedenste. Aber wie er hier seine eigne innere Stellung zum klaren Ausdruck bringt, mit der Zurückhaltung eines Mannes, der gewohnt ist, das Beste von seinem Glaubensleben für sich zu behalten, aber für mein Gefühl desto überzeugender, so hoffe ich sehr, daß die Schrift vielen seiner Widersacher zu einem billigen Urteil helfen wird. Unsern Lesern brauche ich sie nicht weiter zu empfehlen. R

(Ein irreführendes Lutherzitat) möchten wir so schnell als möglich zurechtstellen, weil es sonst gerade von unsern Freunden fälschlich weiter gebraucht werden könnte. Die Chronik der christlichen Welt giebt in Nr. 52 einen Artikel aus der Magdeburger Zeitung wieder, den sie selbst als von einem der Unterzeichner der Eisenacher Erklärung herrührend bezeichnet. (Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß der Verfasser nicht in Magdeburg seßhaft ist.) In dem sonst sehr beachtenswerten Artikel findet sich die Stelle aus Luther Erl. Ausg. 7, 263 f. (2. Aufl. S. 275) so verwertet, wie sie nur verwertet werden konnte, wenn dem Verfasser der Zusammenhang nicht gegenwärtig war. Es wird, was Luther betrifft, in Sachen des strittigen Punktes bei dem bleiben, was wir in Nr. 42, Sp. 957 gern zugestanden haben. R

(Die Tägliche Rundschau) Ich werde zuweilen gefragt, welche Tageszeitung ich empfehlen könne. Ich kann nur antworten: die Tägliche Rundschau. Sie kennzeichnet sich selbst als „Zeitung für unparteiische Politik, Unterhaltungsblatt für die Gebildeten aller Stände," und erscheint in Berlin. Die Haltegebühr beträgt für das Vierteljahr 5 Mark. Für heute muß dieser Hinweis genügen, seine Begründung behalte ich mir vor. R

Dank und Quittung.

Die theologische Fakultät Gießen hat der Chronik der christlichen Welt in freundlicher Anerkennung ihrer bisherigen Leistung ein Geschenk von 100 Mark gewidmet. Herzlichen Dank!

D V D H

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichst. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinanderfolgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Feine ganzleinene Einbanddecken für alle Jahrgänge sind für je 1,60 Mk. durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlg. zu beziehen; ebenso Decken für Christl. Welt und Chronik zusammen, also mit breiterm Rücken für denselben Preis. Desgleichen die Jahrgänge 1888 und 1890 selbst, geheftet für je 6 und 8 Mk., gebunden für je 9 und 11 Mk. Der Jahrgang 1887 ist vollständig, vom Jahrgang 1889 das erste und zweite Vierteljahr vergriffen, beim Jahrgang 1891 fehlt Nr. 1, beim Jahrgang 1892 die Nrn. 40 bis 45. Einzelnummern können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden. Die Verlagshandlung kauft gut erhaltene Exemplare der beiden Jahrgänge 1887 und 1889 zurück. Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt es für 1 Mark auf das Vierteljahr. Postnummer 1388.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 1 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Soeben erscheint:

Zahn, Prof. Dr., Th., Erlangen, **Das Symbolum Apostolicum** nach sein. Geschichte u. s. Inhalt. ca. 7 Bg. gr. 8°. M. 1.35.

Wohlenberg, Pastor Lic., G, **Empfangen vom hl. Geist, geboren von d. Jungfrau Maria.** E. Schutz- u. Trutzschr., der christl. Gemeinde dargeboten. — 75 Pf.

A. Deichertsche Verlagsb. Nachf. (G. Böhme), Leipzig.

Soeben erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 1: **Der rechte evangelische Glaube**
von Pfarrer **D. Rade**
Preis 40 Pfennig

Nr. 2: **Zur Würdigung des Apostolikums**
von Professor **D. Kattenbusch**
Preis 40 Pfennig

Nr. 3: **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"**
von Professor **D. Adolf Harnack**
Preis 40 Pfennig

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Meine Verlobung mit Fräulein **Ilse Fraas**, einziger Tochter des Herrn Landgerichtsrats Hermann Fraas und seiner Gemahlin Elisabeth geb. Seydel in Posen, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.
Berlin, Weihnachten 1892. **Erich Förster**

****

Joh. 5, 5. Ein Mädchen, ev. luth., 38jähr., gelähmt von Jugend auf, zur Schule getragen, schmerz- u. bresthaft, arbeitsunfähig, deren bisherige Pflegerin, die Mutter, (kränkliche Tagelöhnerin) jetzt gestorben, soll unterstützt werden durch Bildung eines Fond, dessen Zinsen zu Unterhalt und Pflege dienen sollen. Große und kleine Gaben erbittet sub. **Bethesda Pfarramt Michelwitz, Lucka,** Sachs. Altenb.

****

Ein ländl. Grundstück, Haus mit großem Garten, der Pfarre unmittelbar benachbart, zu einer Anstalt f. innere Mission geeignet, jetzt käuflich. Kaufpreis 10 000 Mk. einmalige Bauten und jährliche Unterhaltungskosten zunächst 6 000 Mk. Beabsichtigt Nervenerholung für Eisenbahnbeamte oder Telephonisten. Freistellen und Bäder. Begüterte Wohlthäter werden um Stiftungsgelder gebeten. Auch kleine Sammelgaben erwünscht. Auskünfte u. behördl. Bescheinigungen gern verabfolgt. Off. unt. **O. G. 23.** befördert d. Exp. dieses Blattes.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Otto Ludwigs gesammelte Schriften
in sechs Bänden
besorgt von den Professoren Adolf Stern und Erich Schmidt

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 Mk., in 6 Leinenbänden 34 Mk., in 6 Halbfranzbänden 42 Mk.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.
Heiterethei und Novellen. Ein Band brosch. 5 Mk., in Leinw. geb. 6 Mk.
Dramen. Ein Band broschirt 6 Mk., in Leinwand geb. 7 Mk.,
Dramenfragmente. Ein Band brosch. 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.,
Studien. Zwei Bände broschirt 8 Mk., in Leinwand geb. 10 Mk.,
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 2 — **Leipzig, den 5. Januar** — **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Epiphanias — Die Berechtigung der Landeskirchen: 2. Widerlegung — Der Gustav-Adolf-Verein im sechzigsten Vereinsjahre 1890—91: 3. Hilfsmittel — Karl Gerok — Helianthus. Tagebuchblätter und Aufsätze: 3. Von Gottes Hand ergriffen — Noch einmal „Frau Sorge" — Bücher und Schriften: Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung — Verschiedenes: Das Apostolikum als Konfirmationsbekenntnis; Dombaulotterien und Verwandtes — Anzeigen

Epiphanias

In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheinet in der Finsternis, und die Finsternisse habens nicht begriffen. Joh. 1, 4 f.

Fern in der Heiden Lande
Erschallt Dein kräftig Wort,
Sie werfen Satans Bande
Und ihre Götzen fort,
Von allen Seiten kommen
Sie in das Reich herein —
Ach, soll es uns genommen,
Für uns verschlossen sein?

Dieser Schmerzensschrei eines Christen, der sein Volk, seine heimische Kirche lieb hat, angesichts der großen Gotteserweisung draußen in der Heidenwelt ist mir immer besonders ergreifend gewesen. Welch ein Kontrast: dort die Thatsache, daß die Ausbreitung des Evangeliums in stetigem, unaufhaltsamem Fortschritt immer mehr Seelen und Völker erfaßt, und hier die Thatsache, daß die Kräfte des Evangeliums in der uralten Christenheit so träge und ohnmächtig sind, die Massen zu bewegen! Daß diese Erscheinung die Gemüter nicht mehr beschäftigt, kann seinen Grund nur darin haben, daß die Siege, die draußen die Missionspredigt erringt, vielen nur sehr unvollkommen bekannt sind, und daß man andrerseits sich fast absichtlich darüber täuscht, wie die Christenheit auch den einfachsten Ansprüchen christlicher Bewährung gegenüber so sehr versagt! Wer beides wahrnimmt, dem liegt der Gedanke nicht fern, ob das der Weg Gottes sein mag für die Zukunft, daß die alten christlichen Kulturvölker das Licht des Evangeliums wieder verlieren und dafür andre in seinem Scheine wandeln mögen. Oder welche Verheißung haben wir für unsre deutsche Christenheit? „Das Reich muß uns doch bleiben" — ja wem denn? „Das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn in Griechenland: hin ist auch hin, nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt: hin ist hin, sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet, denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben."

„Darum greift zu und haltet zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben! Kauft, weil der Markt vor der Thür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, braucht Gottes Wort und Gnade, weil es da ist!" *) „Es ist das Licht noch eine kleine Zeit bei euch. Wandelt, dieweil ihr das Licht habt, daß euch die Finsternisse nicht überfallen. Glaubet an das Licht, dieweil ihrs habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid." **)

*) Luther, An die Ratsherrn. Braunschw. Ausgabe Bd. 3, S. 11.
**) Joh. 12, 35 f.

Das Reich muß uns doch bleiben. Uns — den Kindern des Lichts. Kein Volk, keine Kirche oder Konfession hat die Verheißung Gottes, außer allein die Gemeinde der Heiligen, die des Weihnachtsglanzes voll nun auch wirklich Kinder des Lichtes sind. Sie sind es noch nicht, wie sies in der ewigen Vollendung sein sollen, aber sie haben Macht empfangen, Kinder des Lichts zu werden, die an seinen Namen glauben. Sie beten alle Morgen, daß, der in ihnen angefangen hat das gute Werk, es auch vollenden möge:

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte
Und vertreib durch Deine Macht
Unsre Nacht —

und sie singen, wenn die Finsternis wieder hereinbricht, mit derselben Zuversicht:

Die Nacht ist da:
Sei Du mir nah,
Jesu, mit hellen Kerzen,
Treib der Sünden Dunkelheit
Weg aus meinem Herzen!

Denn in ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Daher wissen wir, daß das Licht scheinet in der Finsternis. Es ist wahr, die Finsternisse habens nicht begriffen: je lichter und klarer Gott seine Herrlichkeit hat erscheinen lassen, desto fremder und feindseliger ist ihm alles geworden, was lichtscheu war in der Welt, was sich in der Finsternis als in seinem Elemente am wohlsten fühlte. Aber die Finsternisse haben das Licht auch nicht übermocht, es scheinet noch. Und das ist Sieg, Triumph der Gottheit, Sieg und Triumph auch der Gotteskinder. Da kann aller Schmerz über die Widerstandskraft der Gottlosen nicht dagegen aufkommen: wenn das Licht nur scheinet, wenn sie es nur scheinen lassen müssen, mögen sies auch nicht begriffen haben, so sind sie doch ihrer ganzen Ohnmacht überführt und haben für die Kinder des Lichts ihren Schrecken verloren.

Aber die Kinder des Lichts sollen auch scheinen. Das Reich Gottes soll uns nicht nur bleiben, wir sollens selber bauen. Keine Rede fast ist der christlichen Verkündigung heute geläufiger als diese. Und sie hat ihr gutes Recht: Gott braucht uns als Werkzeuge, er will durch uns seinen guten gnädigen Willen hinausführen. Aber wenn oft zu viel falscher Eifer ist in der Kirche, oder so viel Mutlosigkeit, rührt das nicht daher, daß wir nicht genug das festhalten, daß Gottes Reich ohne Unterlaß von Ihm her im Kommen ist, daß Er das Leben ist und bleibt, der Vater des Lichts, von dem alle gute und vollkommne Gabe herabkommt — und für uns das Wichtigste ist und bleibt, nicht daß wir Erfolge sehen, daß wir schützen

bessern, schaffen, sondern daß wir die Klarheit seiner Erscheinung nicht verlieren — er das Licht, und wir der Schein.

Erscheinung Christi draußen in der Heidenwelt, Erscheinung Christi in der Christenheit: das Wichtigste bleibt, daß er dir und mir erscheine. Das hat nicht nur für dich und mich den allergrößten Wert, einen größern, als wenn wir die ganze Welt gewönnen, sondern auch für Gott und die Menschen hat es den größten Wert: in dem Kriege, den das Licht mit den Finsternissen führt, seit das erste trotzige und verzagte Menschenherz geschlagen hat, ist dem Reiche der Finsternisse ein Abbruch gethan und dem Reiche des Lichts eine Seele gewonnen. R

Die Berechtigung der Landeskirchen

2. Widerlegung

Es ist hier nicht der Ort, die Frage zum Austrag zu bringen, ob die Unterscheidung zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche, zwischen der Kirche und dem Reiche Gottes berechtigt oder unberechtigt ist. Es ist das für unsern Zweck auch gar nicht nötig. Auch wenn die Kirche nicht das Reich Gottes ist, wenn sie nur für das Reich Gottes erziehen soll, so muß sie doch sein Abbild, ihm gemäß gestaltet sein. Die Schule ist nicht das Reich der Wissenschaft, wohl aber seine Pflanzstätte. Eben darum aber muß sie wirklich Wissenschaft treiben. Sie darf nicht unter ungeprüfte Ueberlieferungen ihre Schüler beugen. Auch wenn die Kirche für das Reich Gottes, das auf lebendigem Glauben und Bekenntnis ruht, nur erziehen soll, so darf sie nicht auf päpstlicher oder polizeilicher Gewaltherrschaft beruhen. Das ist zweifellos. Ich glaube zwischen Kirche und Reich Gottes unterscheiden zu müssen. Ich glaube aber nach dem soeben Gesagten Sohms Urteil über unsre Landeskirchen prüfen zu können, ohne jene schwere Prinzipfrage zum Austrag zu bringen. Ich will es versuchen.

Ich habe kürzlich (an einem andern Orte) es gewagt, den Gedanken auszusprechen, daß wir es mit der Aufnahme in unsre Gemeinden ernster nehmen, die Taufe auf einen spätern Zeitpunkt verlegen und die Gemeinde der Getauften und die Abendmahlsgemeinde als konzentrische Kreise unterscheiden müßten. Ich habe es für eine Pflicht der Ehrlichkeit gehalten, diesen Gedanken, der mich bewegt, nicht zu verheimlichen. Zustimmung habe ich nicht erwartet, nur Ablehnung. Die Ablehnung ist erfolgt. Man hat unter anderm gesagt: es zeige sich nun, daß ich die Gemeinden nicht als Glieder von Volkskirchen dächte. Die diese Erörterungen beachtet haben, werden verwundert sein, wenn ich jetzt versichere, daß ich gleichwohl in einem Maße wie wohl nur wenige Volks- und Landeskirchen für notwendig erachte. Ich bin gar nicht der Meinung, daß die landesherrliche Kirchengewalt nur ein Zubehör, nicht ein Bestandteil der landesherrlichen Gewalt sein solle. Im Landesherrn sollen alle Funktionen des nationalen Lebens sich einen. Er soll, soweit das möglich ist, dafür eintreten, daß sie in Thätigkeit bleiben. Alle gesunden Nationen haben die Erhaltung ihrer Religion für ihre wichtigste nationale Aufgabe angesehen. Sie sind für Herd und Altar in den Kampf gezogen. Sie sind überzeugt gewesen, daß der Untergang ihrer Religion ihr eigner Untergang sei. Ich werde es daher nie den Sozialdemokraten zugeben, daß man die Religion als Privatsache ansehen müsse. Eine Kirche, die vom nationalen Leben sich ablöst, verkrüppelt. Sie wird zur engherzigen Sekte. Das ist (das Wort im geschichtlichen Sinne, nicht als Schimpfwort genommen) auch die römische Kirche geworden trotz all der Erfolge, die sie errungen hat. Es ist daher immer meine Ueberzeugung gewesen, daß der Landesfürst als solcher, das heißt in Gemeinschaft mit der Staatsregierung und mit der Volksvertretung, für das Bestehen der Kirche einzutreten hat. Ich halte es für das Recht und die Pflicht der Volksvertretung, daß sie von der Staatsregierung über die Verwaltung der Kirche ebenso Rechenschaft fordert wie über die Verwaltung des Schulwesens. Die Geringachtung der Kirche entspringt nicht zum geringsten Teile daraus, daß sie nicht mehr in dieser Weise als nationale Angelegenheit behandelt wird. Und umgekehrt ist die Entartung des Staatslebens,

wie sie in Frankreich und Amerika zu Tage tritt, eine Folge der sogenannten Trennung der Kirche vom Staate. Dadurch ist das Volksleben verweltlicht, der Staat allmählich als ein Gebiet angesehen worden, auf dem der Egoismus berechtigt sei, sein Spiel zu treiben.

Nicht das ist die Frage, ob das kirchliche Leben eine Funktion des nationalen Lebens sein soll wie alle andern. Es handelt sich vielmehr darum, wie es seiner eigentümlichen Natur gemäß zu gestalten und in der ihm entsprechenden Art mit dem Gesamtleben der Nation und der Leitung desselben durch die Staatsregierung zu verknüpfen sei. Wird diese Frage in zutreffender Weise beantwortet, so schwinden alle Bedenken von selbst. Daß in der Zeit des protestantischen Papismus, als Kurfürst August in der Konkordienformel neue päpstliche Dekretalen schaffen ließ, als jede Bekämpfung des offiziell angenommenen Dogmas bestraft, die Taufe, die Trauung, ja zuweilen auch der Kirchenbesuch erzwungen ward — daß in dieser Zeit die Frage nach der Stellung der Kirche im Organismus des Volkslebens falsch beantwortet wurde, das wissen wir jetzt sehr genau. Wir sind auch Sohm zum größten Danke dafür verpflichtet, daß er diese Umwandlung der Kirche in eine Polizeianstalt so klar und einsichtig an den Grundsätzen des Christentums geprüft und sie verurteilt hat. Aber die falsche Lösung einer Aufgabe hebt die Aufgabe nicht auf. Freilich wird die Einsicht in unser Problem durch die religiöse und kirchliche Zerklüftung unsers Volkes uns unendlich erschwert. Aber man kann auch in einem solchen Falle die richtige Antwort schon finden. Man muß zunächst normale Verhältnisse annehmen. In unserm Falle haben wir also die Frage so zu stellen: Wie ist das Verhältnis der Kirche zum Staate dann zu ordnen, wenn das Volk und die Staatsregierung evangelisch ist, das Volk mindestens zum allergrößten Teile? Ist das nicht der Fall, so muß man eben von der normalen Ordnung dieses Verhältnisses so weit, als es notwendig ist, abgehen. Diese Kasuistik kann mich hier nicht beschäftigen. Ich habe Sohm gegenüber nur das Prinzip, also die Frage zu erörtern, ob das landesherrliche Kirchenregiment nur mißbräuchlich ein Polizeiapparat geworden ist, ob es also ein wirkliches Bischofsamt sein kann.

Ich wiederhole zunächst, daß mir die erst in unserm Jahrhundert entstandne Anschauung, die Kirchengewalt des Landesherrn sei nur ein Zubehör, nicht ein Bestandteil der landesherrlichen Gewalt, der Landesherr habe sie persönlich, unabhängig von der Staatsregierung und ohne Kontrolle der Volksvertretung auszuüben, absolut verwerflich erscheint. Da ist das kirchliche Leben gerade nicht eine nationale Angelegenheit, sondern Privatdomäne, vielleicht Privatliebhaberei des Fürsten. Er folgt dann den Ratschlägen von Personen, die keine Verantwortlichkeit haben. Höflinge und Weiber drängen sich an ihn heran, und die Kreise werden maßgebend, die aus selbstsüchtigen Gründen oder aus Sport das kirchliche Leben oder doch eine bestimmte Richtung desselben pflegen. Da wird die Kirche der Nation verleidet. Ich halte es auch für durchaus ungehörig, wenn die Leitung der Kirche durch die Staatsregierung der Kontrolle der Volksvertretung sich entzieht und auf sie bezügliche Anfragen durch die Ausflucht abgelehnt werden: das hat die Staatsregierung als Landesbischof gethan. Soll die Kirche von der Liebe der Nation getragen werden, dann muß ihre Leitung und Verwaltung frei und offen vor den Vertretern der Nation und damit vor der Nation selbst besprochen werden. Die Kirche selbst bedarf das. Wenn die Staatsregierung die Kirchengewalt ausübt und dies parteiisch oder tyrannisch zum Nachteil der Kirche thut, so kann nur die Volksvertretung die Kirche schützen. Die Synode kann wohl klagen; aber nur der Landtag steht als Macht der Macht der Staatsregierung gegenüber. Ich weiß natürlich, daß auch der Landtag von Parteiströmungen abhängig ist und seinerseits der Leitung durch die Regierung bedarf. Aber wenn die Synode den Willen der Kirche ausspricht und die Staatsregierung ihre Stellung zum Willen der Kirche vor den Vertretern der Nation zu rechtfertigen hat, so ist das die sicherste Gewähr für eine normale Entwicklung des kirchlichen Lebens. Wir haben keine bessere. Wir müssen uns

also mit ihr begnügen. Die Bruchstücke, die man uns jetzt bietet, sind zweifellos minderwertig.

Die Frage, um die es sich Sohm gegenüber handelt, ist, wie gesagt, die: ist das landesherrliche Kirchenregiment seinem Wesen nach an erster Stelle Wortverwaltung oder Polizeigewalt? Sohm behauptet das Letzte; ich lasse das Erste mir nicht nehmen. Ich werde forthin der Kürze wegen „der Landesherr" oder „das landesherrliche Kirchenregiment" sagen. Ich habe dargelegt, wie ich das meine. Ich bitte festzuhalten, daß ich die Kirche nicht zu einer Privatdomäne des Fürsten machen will. Ich werde später zeigen, daß in gewissem Maße, vornehmlich in den rein weltlichen Dingen, auch die Kirche das Recht und die Rechtsverwaltung nicht entbehren kann. Das bleibt aber jetzt beiseite. Die wesentliche Aufgabe des landesherrlichen Kirchenregiments ist nach meiner innersten Ueberzeugung ganz wie die Aufgabe der Kirche selbst die Verwaltung des Wortes, die Pflege evangelischen Christentums. Und auch die Macht des Kirchenregiments ist in dem, was die Hauptsache ist, die Macht des Wortes.

Für den katholischen Bischof ist die Verwaltung des Wortes sein Monopol. Seine Geistlichen sind nur seine Gehilfen und Werkzeuge, in seinem Dienste ihm zu willenlosem Gehorsam verpflichtet. Nach evangelischen Grundsätzen ist die Gemeinde frei. Sie hat, wie Luther sagt, das Recht, über Lehren und Lehrer zu urteilen. Wer in ihr das Wort verwalten will, der darf es nur unter ihrer Bewilligung thun. Und er muß es thun als ein Diener Christi, ein Diener Gottes. Das ist unumstößlich. Und darin hat Sohm vollkommen Recht. Wie aber kommt man von hier aus auf die Wortverwaltung des Kirchenregiments und seine Wortgewalt? Ganz einfach. Es muß doch solche geben, die imstande sind, das Wort zu verwalten. Das Kirchenregiment verwaltet das Wort dadurch, daß es Geistliche ausbildet, also indirekt. Kurfürst August und sein Konsistorium waren also vollkommen im Rechte, wenn sie für die Ausbildung von Geistlichen sorgten. Ihr Unrecht bestand nur darin, daß sie es in roher, papistischer Weise thaten, indem sie den Geistlichen (und den Gemeinden) die Zwangsjacken ihrer päpstlichen Dekretalen anzogen. Zur erfolgreichen Wortverwaltung gehört auch die Umgrenzung der Bezirke, in denen je ein Geistlicher thätig sein soll. Die Festsetzung der Gemeindegrenzen ist die zweite Aufgabe des Kirchenregiments. Daß auch sie im Einvernehmen mit den Gemeindemitgliedern, nicht in roh tyrannischer Weise, geschehen muß, folgt aus der Natur der Kirche und ist hier nicht weiter zu erörtern.

Demnach wäre die Aufgabe des Landesherrn der Kirche gegenüber dieselbe wie gegenüber der Schule. Der Unterschied ist nur der, daß es in der Kirche (im wesentlichen) um Mündige sich handelt, in der Schule um Unmündige. Man darf der Gemeinde nicht einen Geistlichen aufzwingen, wie man den Kindern, ohne sie zu fragen, Lehrer giebt. Man darf auch die Gesamtheit der Gemeinden nicht regieren ohne sie zu fragen, ohne Synode. Man darf endlich die Kirche nicht leiten durch Behörden, die bloß Organe der Staatsregierung sind. Die Konsistorien müssen, auch wenn sie vom Landesherrn eingesetzt werden, doch ihm gegenüber ein gewisses Maß von Selbständigkeit haben. Sie sollen zwischen der Kirche und dem Landesherrn (der Staatsregierung) vermitteln.

Sohm kann sich nicht denken, daß die Stellung des Geistlichen zum Landesherrn ähnlich sei wie die des Lehrers. Er irrt dabei. Der Lehrer dependirt zuletzt vom Landesherrn. Innerlich aber ist er von ihm frei. Er ist, daß ich so sage, in seinem Unterrichte nur der Wissenschaft verantwortlich. Ein „königlicher Lehrer" in dem Sinne, daß er dem Könige nach dem Munde redet, wäre ein Mietling. Ein Geistlicher dependirt in gewissem Sinne auch vom Landesherrn. Der Landesherr will, daß Geistliche da sind, weil ohne Religion die Nation nicht bestehen kann. Der Geistliche soll also im Interesse des Landesherrn die (geschichtlich gegebne) Religion und Sittlichkeit im Volke aufrecht erhalten. Aber er soll es thun, wie es allein geschehen kann, unter Billigung der (ihrem Wesen nach unabhängigen) Gemeinde, und indem er für den Inhalt seiner Wortverkündigung nur Gott verantwortlich ist. Jedes Amt im

Volke besteht durch den Landesherrn, auch das Amt des Geistlichen. Wer aber daraus eine byzantinische Abhängigkeit machte, der wäre dem Erfolg nach nur ein Feind des Landesherrn.

Alle Sekten — und zu ihnen gehört auch die katholische Kirche — üben ihre Wortverwaltung nur unter Zulassung des Landesherrn, also auch nicht ohne ihn. Es ist aber der Stolz und die Lebenskraft der evangelischen Kirche Deutschlands, daß ihre Wortverkündigung nicht bloß in dieser negativen, sondern in positiver Weise durch den Landesherrn bestimmt ist. Christus und die Reformation: das sind die beiden von Gott gegebnen Thatsachen, auf denen die evangelische Kirche ruht. Wenn die Landeskirche sie ihren Mitgliedern entreißen wollte, so würden diese aus der Landeskirche ausscheiden und eine Freikirche bilden. Aber eben weil Christus und die Reformation geschichtliche Thatsachen sind, so genügt zu ihrem Verständnis nicht das religiöse Nacherleben — das freilich die Hauptsache ist. Das Christentum als eine geschichtliche Religion ist ohne die Wissenschaft, namentlich ohne die Wissenschaft der Geschichte, nicht zu verstehen. Sollen die Geistlichen nicht blinde Leiter der Blinden sein, so bedürfen sie der gründlichsten wissenschaftlichen, namentlich geschichtlichen Bildung. Die können und dürfen sie endgiltig nur beim Staat, auf Staatsanstalten (Gymnasium, Universität) suchen, so wünschenswert in vieler Beziehung um der Freiheit der Kirche willen und aus andern Gründen der Besuch eines kirchlichen Seminars vor dem der Hochschule sein mag, die der Staat errichtet. Es ist für Staat und Kirche eine Lebensfrage, daß die Geistlichen in der Entwicklung des Geisteslebens der Nation mitten inne stehen. Sonst verweltlicht der Betrieb der Wissenschaft im Staat, der in der Kirche aber und die Kirche selbst erstarrt. Was sollte aus Staat und Kirche werden, wenn die Kirche die moderne Philologie nicht achtete und bei der von Abraham Calov stehen bliebe, wenn die nationale Geschichtsschreibung auf den Pfaden Leopold Rankes, die kirchliche auf denen Janssens einherginge, wenn die Glaubens- und Sittenlehre von der Wahrheitsidee, die seit Kant unter uns entwickelt und im Leben des Volks mächtig geworden ist, keine Notiz nähme und mit der von Thomas Aquinas oder Quenstedt operirte? Wir sehen in Frankreich, wohin die Ablösung der Geistlichen vom nationalen Geistesleben führt. Weil bei uns der Landesherr der oberste Bischof ist, weil er für die Bildung der Geistlichen die Verantwortung trägt, darum ist die deutsch-evangelische Kirche die Lehrmeisterin der ganzen Christenheit geworden. Dabei soll es bleiben.

Das Amt am Wort, das Bischofsamt, das dem Landesherrn anvertraut ist, macht kirchliche Revolutionen entbehrlich. Am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gingen die Kirche und das nationale Leben auseinander. Im letztern hatte ein reiches individuelles und soziales Leben sich Bahn gebrochen. Es verlangte darnach, mit dem Geiste Christi durchdrungen zu werden. Die katholische Kirche hatte nur Hierarchie und Mönchstum zu bieten. Damit war diese Aufgabe nicht zu lösen. Luther hat sie gelöst. Wir wollen aber nun ruhig fortschreiten und revolutionäre Krisen uns ersparen. Und wir sind fortgeschritten. Spener und Kant (durch seine Schüler), Herder und Schleiermacher haben in unsern Landeskirchen die Macht ihres Geistes bethätigen können. Gott schickt Propheten und Reformatoren, wie er will. Wenn er einen Mann uns gäbe, der den Inhalt unsrer Bekenntnisse tiefer, klarer und vor allem zusammenhängender ausspräche als sie selbst, dürften ihm nicht die Herzen zufallen? Dürfte nicht der Landesbischof im Einverständnis mit der Synode den Gemeinden die Annahme des neuen Bekenntnisses an Stelle der alten empfehlen? Und wenn die Gemeinden dieser Empfehlung — von zwangsweiser Einführung, also von neuen päpstlichen Dekretalen darf natürlich nicht die Rede sein — willig Folge leisteten, wäre dann nicht eine ganz rechtmäßige Fortbildung der Lehre, also auch nach dieser Richtung hin eine Wortverwaltung des Landesbischofs gegeben?

Es ist wahr, wir können auf einen großen Teil der Geschichte unsers landesherrlichen Kirchenregiments nicht stolz sein. Ein Bischof muß in seinem Kreise vor allem durch sein Leben das Evangelium bezeugen und ihm die Herzen gewinnen. Das

haben manche unsrer Landesbischöfe redlich gethan. Um viele hat es anders gestanden. Auch die nachtridentinischen Bischöfe der katholischen Kirche sind wahrlich nicht alle Engel gewesen; ich glaube aber nicht, daß im Durchschnitt bei ihnen die sittliche Entartung das Maß erreicht hat wie bei einem Teil der evangelischen Landesbischöfe bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein Amt aber wird so viel geachtet, wie die Personen, die es verwalten, Achtung verdienen. Sodann hat bei unserm landesherrlichen Kirchenregiment das, weshalb es da ist, unendlich oft gefehlt, der geschichtliche Sinn. Wir wollen uns doch nicht unwissender stellen, als wir sind. Ob jemand seinem Charakter nach ein evangelischer Christ ist, also im lebendigen Glauben an Jesum als den Christ steht, das können wir denn doch beurteilen. Wenn aber solche, die sich im Leben als evangelische Christen erwiesen, um päpstlicher Dekretalen willen in der evangelischen Kirche verfolgt und nichtige Menschen, die diesen Dekretalen sich unterwarfen, emporgehoben wurden — da allerdings wars mit dem evangelischen Bischofsamt zu Ende, und der Papst hatte in einer Landeskirche sein Regiment wieder aufgerichtet. Man meinte, eine Gemeinde, die vielleicht im größten Frieden mit ihrem Geistlichen lebte, gegen die Lehrwillkür ihres Geistlichen schützen zu müssen. Und man trug erst die Lehrwillkür in die Gemeinde hinein, indem man das nicht achtete, vielleicht nicht einmal kannte, was Gott nach Luther durch Spener, Kant, Herder, Schleiermacher der Kirche enthüllt hat. Ja, man kannte Luther vielleicht selbst nicht einmal. Jedenfalls brach man mit der Geschichte, vollkommen eigenwillig und revolutionär. In den fünfziger Jahren, in denen der Papismus einmal wieder recht auflebte in der Kirche, fertigten hinter dem grünen Tische zuweilen Leute ohne innern Beruf Katechismen, Gesangbücher und Agenden an und versuchten, sie zwangsweise einzuführen. Die Gemeinden widersetzten sich erst. Dann wendeten sie, angewidert von solchem Vorgehen, von der Kirche sich ab. Das alles hat das landesherrliche Kirchenregiment den evangelischen Christen verleidet. An sich aber ist es eine vollkommen gesunde, ja unübertreffliche Institution. Es kommt nur darauf an, daß es richtig gehandhabt wird. Und wir hoffen zu Gott, daß nach so viel Abirrungen dazu die Zeit kommen wird. Hat man einmal das landesherrliche Kirchenregiment in die rechten Hände gelegt, so ist den Gemeinden daraus ein Segen erwachsen, den isolirte Gemeinden entbehrt hätten. Die sächsische Landeskirche weiß, was sie Franz Volkmar Reinhard verdankt. Wie stünde die preußische Landeskirche da, hätte Schleiermacher sie gestalten können. Aber damals war es ja in Preußen Grundsatz, die es gerettet hatten, im günstigsten Falle beiseite zu stellen.

So bleibe ich dabei, daß das landesherrliche Kirchenregiment wirklich (indirekt) Wortverwaltung und notwendig ist. In ihm spricht die Nation es aus, daß sie der Religion nicht entbehren kann, daß die Religion Nationalsache sein soll. In ihm ist die Bürgschaft dafür gegeben, daß die religiöse Entwicklung mit der nationalen im Einklange bleibe, daß jene nicht erstarrt, diese nicht verweltlicht. Das landesherrliche Kirchenregiment kann und soll zwischen der Kirche und dem übrigen Leben der Nation vermitteln, und wo es besteht, können schwierige Situationen auf dem Wege der Personalfragen gelöst werden. Als Protestant bin ich stolz darauf, daß wir Laienbischöfe haben. Damit ist beides ausgesprochen, daß die Laien nicht bloß Laien sind, und daß doch der Bischof nicht die Hauptsache ist, sondern das Leben der Gemeinde. Wenn bei uns der Bischof auch an der Spitze steht, so steht er doch im Hintergrunde. Die Gemeinde ist wichtiger. Das ist gerade das umgekehrte Verhältnis wie im Katholizismus. Schon daraus ist abzunehmen, daß es das richtige ist.

Die evangelische Kirche will in das Leben der Nation sich einfügen. Wer steht nun auf der hohen Warte, das Leben der Nation im Ganzen zu überschauen und jedem Gliede in ihm die rechte Stellung anzuweisen? Nur ein Staatsmann von der rechten Art. Geschichte, Hingebung an Gott, der durch sie in alle Wahrheit leitet, das ist der Herzschlag des zu seiner naturgemäßen Entfaltung gekommenen Protestantismus. Wer der katholischen Kirche geschichtlichen Sinn einhauchte, der hätte sie

überwunden. Das hat Döllingers Beispiel uns von neuem deutlich gelehrt. Alle wahren protestantischen Staatsmänner sind von Gott mit bewunderungswürdigem geschichtlichen, divinatorischen Sinn begnadigt gewesen. Cromwell und Bismarck sahen wirklich im Heut das Morgen sich entfalten. Sie leiteten das Leben ihrer Nationen auf sichere Bahnen. Napoleon ist ihnen gegenüber ein Abenteurer, der nur sich und sein Volk in das Verderben bringt. Darum ist niemand besser als unsre (wahren) Staatsmänner imstande, die Kirche in rechter Weise zu leiten, vorausgesetzt, daß die Kirche die Selbständigkeit besitzt, ohne die sie untergeht, und vorausgesetzt, daß durch weise Lösung der Personalfragen, nicht durch päpstliche Dekretalen der Fürst die Landeskirche zu leiten versteht. Daß Bismarck allen theologischen Antipathien zum Trotz den besten Kirchenhistoriker, den Gott uns gegeben hat, an den rechten Platz stellt, und daß er einen Mann, der ihn oft bekämpft hat, wegen seiner Tüchtigkeit in der Seelsorge dennoch in seinem Amte hält — das ist ein landesherrliches, vor allem monarchisches Kirchenregiment. Das ist die Würde und das Existenzrecht der Monarchie, daß sie nicht einer Partei zu dienen braucht, sondern fähig ist, das Schwache zu stärken und die Keime der Zukunft zu schützen und zu pflegen. Solch eines Regimentes bedarf vor allem die Kirche, soll sie nicht im Sekten- und Parteiwesen zerflattern oder erstarren.

Aber jede Gemeinschaft, selbst jede nach dem Ideale Sohms gebildete Gemeinde hat auch eine irdische, weltliche Seite. Jede Gemeinde hat ein Versammlungshaus, Stiftungen zur Erfüllung ihrer Aufgaben, kurz ein Vermögen. Das muß nach rechtlichen Grundsätzen verwaltet werden. Infolge davon ist das Recht für keine menschliche Gemeinschaft ganz zu entbehren; selbst für die Familie nicht. Muß in der Familie der Staat sogar die Kinder gegen die Eltern schützen, so in der Gemeinde, in der Kirche die kommenden Generationen den Lebenden gegenüber. Er muß für stiftungsgemäße Verwaltung des Vermögens sorgen. Vielleicht auch aus Rücksicht auf das Volkswohl dem Wachstum dieses Vermögens eine Grenzlinie ziehen. Thut er das nun durch die Organe, die er mit der Leitung der Kirche überhaupt betraut hat, so thut er es in der zartesten, schonendsten Weise. Er macht sein Aufsichtsrecht über das Kirchenvermögen zu einer internen Angelegenheit der Kirche. Damit erweist er ihr eine Wohlthat. Man studire nur einmal die Geschichte eines Klosters oder sonst einer unabhängigen kirchlichen Genossenschaft oder Institution. Man wird meist verwundert sein, wie da das Stiftungsvermögen zerrinnt. Dies Aufsichtsrecht des landesherrlichen Kirchenregiments mag man Polizeigewalt nennen. Thut man aber seine Pflicht, so ist sie so gut wie nicht vorhanden. Was die Opferwilligkeit der Mitglieder einer Kirche aufbringt, das unterliegt überhaupt nur ihrer eignen Kontrolle. Und trotz der Leitung der Kirche durch den Staat wünsche ich keine Staatsunterstützung. Man soll nicht sagen können: Wes Brod ich esse, des Lied ich singe. Es soll zu Tage treten, daß die Kirche freiwillig mit der Leitung des Staates sich eint.

Endlich fehlt auch in der Kirche die Sünde nicht. Natürlich ist sie zunächst kirchlich, durch die Seelsorge, durch das Wort zu bekämpfen. Aber in letzter Instanz muß doch Recht und Gesetz die Existenz und den Frieden der Kirche gegen die schützen, die beide gefährden. Soll aber der Staat mit seiner Rechtsgewalt einschreiten, so muß er im Einverständnis mit der Kirche sein. Er kann ihr nicht willenlos seine vollziehende Gewalt zur Verfügung stellen.

Ich will das nicht weiter erörtern, aber noch an zwei Thatsachen zeigen, wie unentbehrlich doch das Landeskirchentum ist. Zunächst am Schulwesen. Es hat sich gegenwärtig doch auf das Klarste gezeigt, daß eine fruchtbare Schulgesetzgebung ohne ein normal entwickeltes Landeskirchentum unmöglich ist. Die Schule ist ohne Religion ein Baum ohne Wurzel und Saft. Der Staat kann die Schule sich nicht nehmen, er kann sie dem nationalen Leben nicht entfremden lassen. Ist nun die Kirche dem nationalen Leben entfremdet, hat die Staatsleitung sie nicht mit diesem im Einklang erhalten, dann entbrennt zwischen Staat und Kirche der Kampf um die Schule. Hierarchie und ungeschichtliche Orthodoxie wollen sie so gestalten, wie sie der Staat

nicht brauchen kann. Der Staat beschränkt dann die Schule wie in Frankreich auf das rein weltliche Wissen, und die Nation verarmt innerlich immer mehr.

Besonders lehrreich ist der Umstand, daß selbst die katholische Kirche sich nicht ganz dem entziehen kann, den Charakter einer Landeskirche anzunehmen. In ihrer Blütezeit hat die Papstgewalt nur im Bunde mit der landesfürstlichen Polizeigewalt ihre Tyrannei geübt. Aber schon dadurch nahm in jedem Lande die Kirche eine andre, durch das nationale Leben bestimmte Gestalt an. Die Kirchen Philipps II., Ferdinands II., Ludwigs XIV. waren sehr verschieden von einander. Sie hatten verschiednes Gepräge. Die katholische Kirche in Preußen ist noch heute von andrer Art als die österreichische katholische Kirche. So sehr der Katholizismus sich in sich verhärtet, die Staatsregierung muß doch versuchen, ihn dem nationalen Leben zu assimiliren. Und bis zu einem gewissen Grade muß auch die katholische Kirche in dieser Beziehung nachgeben, weil sie den Schutz des Staats für ihr Vermögen und den Rechtsschutz gegen solche, die in ihrem Innern ihren Frieden oder ihre Existenz gefährden, nicht entbehren kann. Und umgekehrt muß auch eine protestantische Regierung zu der katholischen Kirche in ihrem Lande eine positive Stellung einnehmen. Sie kann die Religion für das Bestehen des Volks nicht entbehren. Sie muß also in dem angegebnen Falle eine mangelhafte Kirche dem bloßen Vakuum vorziehen. Wo eine wirkliche Landeskirche unmöglich ist, da tritt doch etwas Aehnliches ein. Das hat mir immer besonders klar bewiesen, daß wirkliche Landeskirchen das allein Richtige und Notwendige sind.

Wir bewundern mit Recht die Kirchen unter dem Kreuz. Sie sind durch eine Innigkeit und eine Märtyrertreue ausgezeichnet, die sonst sich nicht finden. Auf die Dauer aber ist für sie selbst wie für das Volk, in dem sie sich bilden, ihre Ablösung vom nationalen Leben eine Gefahr. Auch die apostolische Kirche (wenn ich der Kürze wegen so sagen darf) war eine Kirche unter dem Kreuz. Sie konnte es nicht bleiben, wenn das Evangelium seine Mission erfüllen, die Welt durchdringen und verklären sollte. Wir können und dürfen daher selbst die apostolische Kirche nicht kopiren. Bei der Abfassung meiner Schrift über die „Evangelische Gemeinde" habe ich mir das mit klarem Bewußtsein gesagt. Meine Aufgabe war, zu zeigen, wie unsre landeskirchlichen Gemeinden in langandauernder Arbeit in wirkliche evangelische Gemeinden umzuwandeln sind. Deshalb konnten biblisch-theologische Erörterungen mir nicht helfen. Ich habe darum auf sie verzichtet. Eine große Freude würde es mir sein, wenn es mir durch die vorstehenden Erörterungen gelungen wäre, Sohm, den ich so hoch verehre, davon zu überzeugen, daß die Landeskirchen doch mehr sind, als er meint, daß in ihnen das wahre Gemeindeideal besser zu verwirklichen ist als ohne sie. E S

Der Gustav-Adolf-Verein im sechzigsten Vereinsjahre 1890—91

3. Hilfsmittel*)

Wie können Mittel gewonnen werden, um so vielen und umfassenden Schäden abzuhelfen, um so große Bedürfnisse zu befriedigen? Wie können wir unser Volk bewegen, daß es sich willig finden lasse, mit anzugreifen? Welche Wege sind dazu bisher mit Erfolg eingeschlagen worden?

Billig ist derer zuerst zu gedenken, die nicht mehr da sind, aber das Wort des Wandsbecker Boten an seinen Sohn Johannes beherzigt haben: „Gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben," indem sie den Gustav-Adolf-Verein durch ein Legat bedacht haben. Wenn dies hie und da, und zum Teil auch in erheblichen Summen, geschehen ist, ganz besonders doch scheint es sich in Württemberg eingebürgert zu haben; denn der Hauptverein Stuttgart zählt, wenn auch nicht eben die größten, so doch weitaus die meisten Legate.

*) Vgl. Nr. 46 und 49 des vorigen Jahrgangs.

Aus Hessen-Nassau lesen wir von Geschenken bei freudigen Familienfesten. Und wenn in jenem Falle die Scheidenden, so sind es anderwärts die jungen Christen, Schulkinder, Konfirmanden, aber auch „Burschen und Mädchen," die ihre Gaben bringen. Sammelt man in Preußen hauptsächlich am Reformationsfeste, so spendet man in Württemberg „Adventsopfer." Auch von „Ostergrüßen" lesen wir dort. Mit rührender Treue sind es oft Unbemittelte, die mit ihrem Scherflein nicht fehlen wollen. Und wer Großes nicht beisteuern kann, der mag wissen, daß G. Schenks Kontor, Duisburg, Kühlingsgasse 10 bis 18, auch eingesandte Freimarken, Staniol, Münzen, Cigarrenabschnitte im Dienst des Gustav-Adolf-Vereins zu verwerten weiß.

Im Rheinland zu Düren hat eine Verlosung fast 3000 Mark, zu Bonn ein Bazar und Verlosung über 9000 Mark eingebracht. Seit Jahren zieht der Rheinische Hauptverein hübsche Einkünfte aus dem Vertriebe des Lessingschen Bildes: Luther verbrennt die Bannbulle. Wird nicht auch einmal ein großes, schönes Bild Gustav Adolfs so anzubieten sein? Die Festgeschenke an köstlichen heiligen Geräten und künstlichen Stickereien mehren sich in erfreulicher Weise.

In Baden hat zeitweilig eine Pfennigkollekte nicht unerhebliche Beträge geliefert; Einführung dieser Kollekte ist auch im Darmstädtischen Hauptverein empfohlen worden. Anderwärts erfüllen Sammelbücher den gleichen Zweck. Vorträge und Konzerte können dem Vereine hochwillkommene Einnahmen zuführen. Lutherfestspiele und Gustav-Adolffestspiel haben hie und da auch finanziell schönen Erfolg gehabt; immerhin muß, wer so große Dinge in die Hand nimmt, erst wägen und dann wagen: Mühe und Kosten wollen überschlagen sein, ehe man den Turm zu bauen anhebt. In Bremen hat das Lutherfestspiel dem Verein 2258, dem Gustav-Adolf-Frauenverein 1000 Mark eingetragen; der Bremer Frauenverein nimmt mit über 12000 Mark Einnahmen unter den Frauenvereinen überhaupt die erste Stelle ein.

Mit Recht sagt der Schriftführer des Zentralvorstandes: „Wir müssen besonders den Jahresfesten mit ihren Gottesdiensten und Nachversammlungen die rechte Pflege angedeihen und dabei keine Mühe uns verdrießen lassen." Mancherorts haben sich Nachversammlungen ergiebiger noch erwiesen, als die Festgottesdienste. Die Feste selbst lasse man namentlich in ländlichen Gebieten Wanderversammlungen sein. Je mehr die Versammlungen eigentliche Volksfeste werden, desto besser. Seine Konfirmanden über den Gustav-Adolf-Verein zu unterrichten und zu Erstlingsgaben anzuweisen, sollte kein Pfarrer unterlassen; Freimarken, Staniol u. dergl. bringen sie ohnehin gern und mit Eifer herbei. Blätter, wie die des Weimarer Diakonus Jakobi, für die Konfirmanden haben sich in Hannover und anderwärts trefflich bewährt.

Ueberhaupt kann die Presse, auch die Zeitungspresse, nicht genug benutzt, die Vereinslitteratur nicht genug verbreitet werden. Dahin gehören gedruckte Festpredigten, sodann die provinziellen, monatlichen Gustav-Adolf-Blätter, meist Gustav-Adolf-Boten genannt, ferner die Gustav-Adolf-Kalender, der gute alte der Winterschen Buchhandlung in Darmstadt, sowie der „neue allgemeine," der aus dem Verlag von H. Ebbecke in Wiesbaden in den „Gustav-Adolf-Verlag" in Dresden übergesiedelt ist, ferner die Flugblätter sowohl des Zentralvorstandes, als auch verschiedner Hauptvereine, teilweise besonders zur Verteilung am Reformationsfeste geeignet; endlich die Hefte „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" aus dem Verlage von Hugo Klein in Barmen, die über das Anderthalbhundert nun hinaus sind und sehr mannigfaltigen Stoff bieten. Namentlich für die Nachversammlungen der Vereinsfeste wird ihre Verbreitung empfohlen, wie es im Rheinischen Berichte heißt: „Soll unser Volk sich für seinen viel angefochtenen evangelischen Glauben erwärmen, so muß es ihn aus populären Darstellungen recht kennen und lieben lernen." Wer es ein wenig geschickt anfängt, kann da leicht große Mengen absetzen. Für die ähnlich wie Luther selbst viel angegriffene Person Gustav Adolfs ist in einem überaus erfreulichen Vortrage kein Geringerer als Professor Dr. Kluckhohn eingetreten. (Soweit

der Vorrat reicht, sind Abdrücke bei dem Vorsitzenden des Hauptvereins Göttingen, Professor D. Knoke, zu haben. Preis 20 Pfge.) Der Dresdner Gustav-Adolf-Bote mahnt mit Eifer und Geschick, ebenso wie Missions- und Bibel-, so auch Gustav-Adolf-Stunden zu halten. Man kann diesen Ausführungen nur beipflichten.

Mit besonderm Ernste sind im Berliner Hauptverein Mittel und Wege in Bedacht genommen worden, das Gustav-Adolf-Vereinswesen zu beleben und seine Zeltpflöcke weiter hinaus zu stecken. Ein Antrag, in die dem Gustav-Adolf-Verein bisher verschlossenen Gegenden Vertreter zu senden, um die Gründung von Zweig- oder Ortsvereinen anzuregen, ist in folgender Fassung angenommen worden: „Der Vorstand des Hauptvereins wolle in Erwägung ziehen, durch persönliche Einwirkung die bisher der Gustav-Adolf-Sache verschlossenen Kreise und Synoden der Provinz für dieselbe zu gewinnen." Unsers Erachtens sollte man auch für den Gustav-Adolf-Verein eine Einrichtung anstreben, die sich für die innere Mission seit dem Ende der siebziger Jahre bewährt hat, nämlich in jeder Synode einen Geistlichen als Agenten und Vertreter zu gewinnen und zu bestellen. Thut es die Synode selbst, desto besser; unterläßt sie es, so suche ihn der Provinzialhauptverein. Es wird dies zugleich die Möglichkeit bieten, dem Gustav-Adolf-Verein Raum zu schaffen, ohne mit der Autorität des geordneten Pfarramts in Zwist zu geraten. Die vorhandnen Zweigvereine werden durch einen solchen Agenten in keiner Weise verkürzt oder behindert, wie für dies alles die innere Mission Vorbild und willkommenes Beispiel giebt: der ältere Bruder kann da von der jüngern Schwester lernen. Auf der Kreissynode würde der Gustav-Adolfsvertreter ebenso sein Referat zu erstatten Recht und Pflicht haben, wie der Agent für die innere Mission im Synodalbezirk.

Nicht bloß in der Mark Brandenburg giebt es noch große Strecken für den Gustav-Adolf-Verein urbar zu machen oder wieder zu gewinnen. So lasen wir unlängst von dem Kreise Aschersleben, daß nur ein Pfarrer und nur die Stadt Aschersleben selbst den Gustav-Adolf-Verein pflege. Wie viel ist noch in Hamburg zu thun! Und nun vollends in Berlin! Unsers Dafürhaltens ist hier bloß mit Parochialvereinen zu helfen, und die Kräfte dafür werden sich schon finden. Man wird zuverlässig die Erfahrung machen, daß diese, wenn mit Treue und Liebe gepflegt, sehr wohl neben dem Hauptverein und den vier Ortsvereinen bestehen können, ja mit ihnen sich wechselseitig nur fördern werden. Aber wie viel läßt doch auch bei gutem Willen sich erreichen! In dieser Beziehung führen wir hier noch einmal das oben bereits angezogne Pommerland an. Davon erzählt der Berichterstatter des Zentralvorstandes:

Möchte das Beispiel der Synode Stolp-Altstadt recht lebendig nachwirken. Seit zwanzig Jahren hatte hier Herr Pfarrer Neumeister darauf hingearbeitet, einen Zweigverein zu gründen, aber immer war ihm entgegengehalten worden, daß man am Heidenmissionswerke genug habe, daß sich Gustav-Adolf-Verein und Missionsverein nicht vertrügen. Das Fest am 23. August (1891) hat diese Ansicht gründlich widerlegt.

Ueber 2000 Teilnehmer waren am Fuße des pommerschen Berges Revekol versammelt. „Es war eine Völkerwanderung, wie wir sie nie auf einem Dorfe gesehen." Am Schlusse nach Predigt und Versammlung fragte Pfarrer Neumeister, ob sie es nun noch ertragen könnten, daß unsre Glaubensbrüder in der Zerstreuung verkämen und tausend Stimmen antworteten: Nein! Herrlicher noch war das Ja auf die weitere Frage: Wollt ihr nun auch einen Verein gründen?

Ein neuer Aufruf thut übrigens gelegentlich auch in alten Gustav-Adolfgebieten gut. Den Auszug eines alten Aufrufs — aus Altenburg — teilt der Jahresbericht des Zentralvorstandes mit; er lautet:

Ihr könnt alle dazu beitragen, geliebte Altenburger, daß die edle Thräne getrocknet wird, die ein ferner evangelischer Christ in der Stille weint, weil er kein Gotteshaus in der Nähe weiß, wo ihm das Brot gereicht, und keine Schule, in der sein Kind mit der Milch des Evangeliums genährt werden könnte.

Gelingt es, die Lehrer und auch die angehenden Lehrer, die Seminaristen, für die Sache zu erwärmen, so ist damit außerordentlich viel gewonnen. Es war daher gewiß ein guter und richtiger Griff, wenn der Superintendent von Arnswalde in der Provinz Brandenburg, Lic. Sauer, eine Versammlung der Mitglieder des Gustav-Adolf-Vereins im Anschluß an die Kreislehrerkonferenz gehalten hat.

Daß der Zweigverein Oberoderbruch und der Frauenverein Stolp in Pommern als erloschen verzeichnet haben werden müssen, soll hier nicht ohne Leidwesen registrirt werden. Hoffentlich zur Auferstehung! Dagegen erwähnen wir mit besondrer Freude, daß unter sechzehn neuen Zweigvereinen auch fünf pommersche, ferner zwei hannoversche (im Bereiche des Göttinger Hauptvereins) und einer in Metz sich befinden. Von Frauenvereinen sind achtzehn neue entstanden, darunter in so namhaften Orten wie Zerbst, Küstrin, Witten, Mörs und Remscheid. Wir geben dabei doch unsrer Verwunderung Ausdruck, daß dort nicht längst schon Gustav-Adolf-Frauenvereine bestanden.

Letztlich allen Diasporaschäden und Diasporanöten gegenüber das eine große Heilmittel: den Glauben und die Liebe erwecken, die es sich und andern zurufen und wahrmachen: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!" H

Karl Gerok

1

Vor nun zwei Jahren, als der Todestag von Karl Gerok sich jährte, hat sein ältester Sohn zu des Vaters Gedächtnis „Tagebuchblätter des angehenden Studenten" und einen „Aufsatz des angehenden Geistlichen" in der Christlichen Welt veröffentlicht (5. Jahrg. Nr. 1 und 3). Angesichts dieser ahnungsvolle Tiefblicke und bedeutsame Fernsichten eröffnenden Proben wird damals manchem Leser mit dem Schreiber dieser Zeilen der sehnsüchtige Wunsch nach „mehr" aufgestiegen sein. Diesem Wunsch ist nun die reichste Erfüllung geworden. Aus den Schätzen des Nachlasses hat uns Gustav Gerok ein reiches, volles Lebensbild des Unvergeßlichen geschenkt.*) Ein köstliches Bild, ein köstliches Leben!

Das Bild des äußern Lebens allerdings, dessen Gang ja auch ein überaus einfacher war, tritt in dem Buch zurück. Aus Briefen, Tagebuchblättern, unveröffentlichten Gedichten, Reisebeschreibungen, zerstreuten Aufsätzen des Vollendeten ist es zusammengestellt. Sparsam sind da und dort die Marksteine des Lebenswegs eingesetzt, die nötigsten Erläuterungen beigefügt. Im übrigen bleibt es dem Leser überlassen, aus dem Texte selbst das Bild des Lebensgangs sich zu ergänzen. Umso ungehemmter tritt ihm — und das war gewiß des Herausgebers pietätvolle und richtige Absicht — Karl Gerok selbst in eignem Wort mit seiner tiefsten und feinsten Eigenart unmittelbar entgegen. Nur den bekannten schönen Bericht über die letzten Tage und das Ende (Christl. Welt 4. Jg. Nr. 6) hat der Sohn zum Abschluß hinzugefügt. So ist ein solch reiches und vollständiges Bild des innern Lebens mit den tiefsten Einblicken in die verborgne Gemütswelt, in den geistigen Werdegang des seltenen Mannes entstanden, daß man nur sagen kann: Damit ist unsrer evangelischen Kirche ihr Karl Gerok erst ganz zu eigen gegeben, ihm gewiß und seinem Gedächtnis, wie ihr zum Gewinn.

Ein im engern Sinne des Worts „erbauliches" christliches Lebensbild ist dieses Buch allerdings nicht. Es bringt mehr und Besseres. Nicht tritt da der Mensch hinter den Theologen, das allgemein Menschliche hinter das spezifisch Religiöse zurück, wie nicht selten in christlichen Lebensbildern, bei denen man den Gedanken nicht bannen kann: „das ist nicht der ganze Mann, kein völlig wahres Bild" — Karl Gerok selbst spricht im Buche einmal angesichts der Lebensbeschreibung eines bedeutenden Geistlichen Ähnliches aus. Ueberall ist hier der ganze Mensch, der sich giebt, wie er ist. Das Homo sum, von dem er einmal fragt, ob man das Recht darauf auch dem evangelischen Prediger zugestehen werde, ist die Signatur dieses Lebens, und die schöne Doppelzeile aus dem Gedicht an seinen Schreibtisch:

Hier hat ein Mensch gedacht, gefühlt, gestrebt,
Geträumt, geirrt, gelitten und gelebt —

war das treffendste Motto für das Lebensbild. Und da dieser

*) Karl Gerok. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Aufzeichnungen, zusammengestellt von Gustav Gerok. Stuttgart, K. Krabbe. 670 S. 6 Mark.

„Mensch“ ein überaus reich begabter und allseitig durchgebildeter, da er eine idealgestimmte, feinsinnige Künstlernatur und ein überschauender Geist ist, dem insbesondre auch jenes bezeichnende Erbteil solcher Geister, der überlegne Humor, in herrlicher Fülle zu Gebote steht, so kann es nicht anders sein, als daß dieses Lebensbild auch rein menschlich angesehen den reichsten Genuß bereitet und in den weitesten Kreise seine Freunde finden wird.

Aber zu der reichen Natur dieses „Menschen“ mit ihren zeitweise schmerzlich sich befehdenden Elementen gehört auch, eben weil er ein echter ganzer Mensch ist, der tiefreligiöse Zug. Und die christlichen Lebensmächte, die er auch auf den frühern Stufen seines Werdens als heiliges Erbgut nicht nur, sondern als unantastbaren Teil seines Wesens hegte, erheben sich aus schwerem Ringen unter Gottes machtvoller und gnädiger Führung zur lebendigen, alle andern Seiten — nicht verdrängenden, aber assimilirenden, verklärenden Zentralmacht seiner Persönlichkeit. Im Christentum findet dieser Mensch „die harmonische Entwicklung seines Lebens,“ seinen Frieden und die Quelle seines beglückenden und gesegneten Wirkens. Und so ist das Buch, das uns ihn zeigt nach diesem Ziele ringend, ihm entgegenwachsend und zu ihm herangereift, ein christliches im tiefsten Sinn und ein wahrhaft erbauendes. Ja gerade in unsrer Zeit mit ihren innern Bedrängnissen suchender Seelen im geistlichen Stand und in der Gemeinde, mit ihren kirchlichen Kämpfen und Aufgaben können wir alle Förderung, Belehrung, Hoffnung schöpfen aus der Art, wie Karl Gerok seinen Weg sich gesucht hat in lauterer Wahrhaftigkeit und, nachdem er ihn gefunden, seine Straße gegangen ist in Treue. Möchte ein Ueberblick über sein Lebensbild davon einen Eindruck geben.

Im ersten Teil des Buchs, Heimat-, Lehr- und Wanderjahre überschrieben, liegen die Wendepunkte des geistigen und religiösen Werdens, denen sich das Interesse naturgemäß zumeist zuwenden muß. Nur kurz seien daher genannt die gleich zwei Antensäulen das Heiligtum dieses Lebensbildes eröffnenden Lebensbilder der Eltern, von Karl Gerok nach deren Tod für den Familienkreis entworfen, Kabinetsstücke liebevoller Charakterschilderung. Beweise auch für die Richtigkeit der im Buche wiederholt vorkommenden bescheidentlichen Beziehung des Goethischen:

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabuliren

durch den Dichter auf sich selbst. In dem Jugendgarten, der aus den Tagebüchern des Knaben uns entgegenblüht, tritt uns ein guter, liebevoller und frommer Knabe entgegen, in dessen Seele beim Abendmahl „die reinsten Saiten erklingen.“ Wir blicken in einen Geist, reich begabt insbesondre mit zartem Gefühl, blühender Phantasie und feinem Humor; in ein Gemüt von schwärmerischer Empfindung für die Schönheit der Natur, für alles Edle in Menschenleben, Geschichte, Dichtung und Kunst; in ein Herz voll heißen Drangs nach einem hohen vollen Lebensgefühl und dabei von einem verhaltenen „nach innen hinein blühenden Seelenleben.“ Dabei regt sich schon selbstthätig der künstlerische Genius: zeichnend und malend möchte er festhalten die beglückenden Augenblicke, welche die Natur ihm geschenkt, — dichtend muß er singen, was die Seele empfunden. Staunenswert ist schon die Schönheit der Sprache, merkwürdig die Selbstgewißheit der Dichternatur (so im „Dichterfrühling“ des Fünfzehnjährigen).

Ein Jüngling, reich an den edelsten, nach Entfaltung und Harmonie strebenden Lebenskeimen, erfüllt auch von hohen Zukunftsträumen, so tritt Gerok in das Universitätsleben ein, von dem der Abschnitt Aus den Papieren des Studenten berichtet, mit dem bezeichnenden Leitmotiv: „Wir halten zusammen, mein Herze und ich.“ Es ist — bei allen durch Natur, Poesie und Wissenschaft begeisterten Stunden, bei allem Sprühen von Witz, Humor und Satire namentlich in den Briefen an die Schwestern — kein Bild freien Jugendgenusses, ungehemmt emporstrebenden geistigen Lebens, das sich uns enthüllt. Schmerzliche Herzenserfahrungen verwunden sein Gemüt. Der kränkliche „Nebenklepper,“ der Leib, hemmt den freien Flügelschlag des

Geistesrosses. Schwermütig versenkt er sich in Ahnungen eines „frühen, stillen, ruhmlosen Endes.“ Aber an den Wurzeln der Seele nagt ein innerer Zwiespalt: die ästhetische Anlage seiner Natur will ihn auf andre als die ergriffenen Bahnen ziehen, ohne doch zu sieghafter Kraft sich erheben zu können, wie er überhaupt volle, ungebrochene Kraft des Wesens schmerzlich bei sich vermißt. Ob ihm auch der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen damals schon eigentliche schmerzliche Kämpfe bereitet hat? Ergriffen ist er von ihm. Erst hat ihn Schelling begeistert, dann Hegel — auf lange Jahre nach späterer Aeußerung — gefangen genommen. Die damalige Tübinger Theologie scheint ihn nicht gefesselt zu haben. Wohl wird „das Neue Testament und der treffliche Schleiermacher mit Macht studirt“; allein es will nicht gelingen, „aus der Philosophie ganz heraus und in die Theologie ganz hineinzukommen, noch weniger beide zu vereinigen.“ Er verläßt die Universität, „im Kopf die kritischen Resultate, aber im Herzen den alten Glauben.“ Und bezeichnend für das Letztere, bezeichnend für Gerok überhaupt ist, daß er seine Zweifel offen, vertrauensvoll, nicht ohne einen demütigen Stolz seinem Gott bekennt in dem „Gebet eines Ketzers,“ das vom Anfang: „Mein Gott, du wirst mich nicht verfluchen“ bis zum Schluß: „Ich komm auch so am Ziele an“ einen hohen Schwung und festen Tritt verrät.

Es folgt nach der Zeit der ersten Amtsführung der Flug in die weite Welt, die theologische Kandidatenreise, über die der Abschnitt Aus den Blättern des fahrenden Schülers Aufschluß gewährt. Der märkische Sand, Berlin mit seinen „scharfen nordischen Winden“ wird der Schauplatz heißer innerer Kämpfe. Während er sich mit Eifer in die Wissenschaft stürzt, mit trunkner Seele die Kunstschätze der Museen genießt, mit scharfem Auge das Berliner Volks-, Gesellschafts- und Litteraturleben beobachtet, mit ebenso scharfer, doch in köstlichen Humor getauchter Feder es skizzirt, kämpft der junge Theologe im stillen ungeahnt und unverstanden die schwerste Krise seines bisherigen Lebens durch. Mit scharfer Selbstprüfung, die schon der Student geübt, geht er mit sich, mit allen hohen Träumen, etwas Besondres zu sein und zu werden, in ein unbarmherziges Gericht, das er mit dem erschütternden Wort abschließt: „Ich bin ein gewöhnlicher Mensch.“ Dennoch giebt er — wieder bezeichnend für sein Wesen — sich selbst nicht auf: „Und doch ist der unbedeutendste Mensch in irgend einem Punkt Genie und in der harmonischen Entwicklung seiner Kräfte ein ganzer und schöner Mensch.“ Man möchte sagen: der ins klare Bewußtsein erhobene Instinkt seiner tiefsten Anlage und Bestimmung! Und so hält er denn auch in dem Konflikt zwischen Glauben und Wissen, der ihn nun erst im Tiefsten packt und erschüttert, daran fest, keine Seite seines gottgegebnen Wesens feig und unwahr zu opfern:

Ich fühle zweierlei Gesetz in meinem Innern, aber leider nicht ein geistliches und ein fleischliches, da wäre der Kampf bald geschlichtet, sondern zwei göttliche, geistig ebenbürtige, und doch wenn ich dem einen mich unterwerfe, fühle ich den Fluch des andern.

Wohl ist ihm, wenn er in den dämmernden Kinderglauben sich versenkt, wenn er sich von dem Strom des altheiligen Gemeindeglaubens, auf den Jahrhunderte selig gestorben sind, von den altprotestantischen Kirchenmelodien, dieser „mächtigen Apologie des Christentums,“ ergreifen und tragen läßt. Aber sofort fühlt er auch das andre Gesetz, „dessen Rechte ebenso heilig sind.“ Selig fühlt sich seine Seele auch, wenn sie sich stürzt in den brausenden Strom des Zeitgeistes, im weiten Pantheon der Natur feiert er die seligsten und brünstigsten Gottesdienste. Die Priester und Propheten dieser Natur, dieses Weltgeistes sprechen ihm so eindringend ans Herz, wie Moses und die Propheten.

Ist das vom Teufel? oder hat es nicht auch einen heiligen Grund, ein göttliches Recht? Ja, das weiß ich, keine dieser beiden Seiten darf ich preisgeben, ohne an mir selbst, an dem Gott in mir zum Verräter zu werden.

Und wenn er sich fragt, wie er auf seinem dermaligen Standpunkt mit Wahrhaftigkeit und Segen das geistliche Amt führen könne, so meint er:

Könnte man nicht, Christum rein als Mensch gefaßt, ihn dennoch predigen mit Begeisterung und Feuer als den größten und hellsten

Propheten, den reinsten Menschen voll Liebe, den herrlichen König der Menschheit, dessen Thron bald Jahrtausende bestätigen, und mit diesen einfachen Mitteln alle Liebesflammen der Begeisterung und des Gehorsams anzünden, die das Herz zur Seligkeit braucht?

Daß ihm aber das geistliche Amt ganz zur Herzenssache und Lebensaufgabe geworden, daß der Gedanke des Künstlertums seine widerstrebende Kraft verloren hat, das offenbart die Frage:

Sollte, wer seines Lebens Beruf und Glück in dieser Wirksamkeit erkannt hat, eins von beiden unwiderruflich opfern müssen: entweder die heilige Stimme der Ueberzeugung, oder die ebenso heilige des Talents, des Herzens, des innern Berufs?

Die berühmten Geistlichen verschiedenster Richtung, die er in Berlin und auf dem weitern Verlauf seiner Reise hört, darunter auch Klaus Harms, haben nach der Richtung hin, daß sie ihm einen Weg zur Lösung der Zweifel, zur innern Einheit gezeigt hätten, offenbar wenig Eindruck auf ihn gemacht. Er weiß, daß er das Ziel, wenn es zu finden ist, auf eignem Wege, gemäß seiner Individualität finden muß.

So tritt er in die Stellung als Repetent am theologischen „Stift" in Tübingen ein. Den Mitteilungen aus diesen Jahren ist die sinnige Aufschrift gegeben: Weiße und rote Rosen — in Anspielung auf die Lebenserfahrungen, die jener Zeit ihren tiefsten Inhalt gegeben haben und zum entscheidenden Wendepunkt in Geroks innerm Leben geführt haben. Lange hat er sich auf diese Zeit gefreut, wo er einmal recht mit schwellenden Segeln dahinfahren würde, „jeder Gedanke stolz und froh wie ein Adler." Aber er kann sich keines frohen Behagens erfreuen. Ist es das innere Unbefriedigtsein? Ist es die Aufregung einer tiefen Herzensneigung zu einer in reiner Schönheit des Leibes und der Seele blühenden Tochter der Musenstadt, um die er im Wetteifer mit dem liebsten Herzensfreund ringt?

Es ist ein furchtbares Ding um der Welt Lauf, und das Menschengeschick ernster, als man im tändelnden Schlendrian des Lebens sich träumen läßt .... unsichtbar folgt einem das Entsetzen auf den Fersen, bis es vortritt und einem ins Gesicht sieht, markerschütternd, herzversteinernd.

Bei einer Ausfahrt aufs Land wird die Geliebte aus dem Wagen geworfen und bleibt mit zerschmettertem Haupte tot. Im Innersten getroffen, fast vernichtet, wird ihm bald doch der eine Trost, zu sagen, was er leidet. Seinen Schmerz strömt er aus in Liedern herzergreifender Klage, die er der Geliebten ums Haupt winden möchte als „weiße Rosen, die nicht drücken" („Hätt ichs gewußt!"). Denn eben erfaßt ihn wieder die Verzweiflung mit wildem Trotz. Auf wildem Ritt möchte auch er den Tod erjagen; aber ihm wird die Antwort, daß nur reine Seelen durch kurzen Schmerz zur ewigen Freude getragen werden:

Du aber sollst in Arbeit, Müh und Not
Verdienen dir den heilgen Kampfpreis Tod.

So ist der Weg gezeigt, weiter zu leben. Freilich — er wird verschlossen, herb. Dabei gewinnt aber sein Wesen und so auch sein Wort an Festigkeit und männlicher Geschlossenheit. Doch dringen aus seiner Seele Töne von dem, was in der Tiefe vorgeht:

Der Mensch denkts, und Gott lenkts, und was kann das arme Menschenherz weiter, als nachtönen, wenn auch zitternd, die Akkorde, die eine gewaltige Hand in ihm anschlägt, und hoffen, daß auch die grellsten Mißtöne zur großen heiligen Harmonie der Welt gehören.

Und gleichsam einen Schritt weiter schon in der Strophe „Einverstanden":

Seis im Lichte, seis durch Nächte,
Seis durch Freuden oder Schmerz:
Führet mich nur deine Rechte,
Gehts nur, Vater, dir ans Herz!

Und wie nun allmählich die Liebe zu der Entrissenen übergeht in die zu deren Ebenbild, als neue Lieder der Liebe zur jüngern Schwester gleich roten, freilich noch wehmutbetauten Rosen seinem Herzen entsprießen, als sie die Seine wird, — da löst sich alles, was noch hart und herb und trotzig war, in unendlicher Dankbarkeit gegen den Gott seiner Jugend, gegen den Heiland, der auch ihm neues Leben aus dem Tod erweckt. Der volle Glaube senkt sich siegreich ins Herz und sammelt um sich alles, was in diesem Herzen längst seiner harrte (vgl. „Liebeswunder").

2

Haben wir im ersten Teil den Werdenden, so im zweiten Von Haus und Amt den Karl Gerok, wie er gewesen ist, wie wir ihn wenigstens den Grundzügen nach gekannt und geliebt haben und doch nicht so gekannt und gewürdigt haben, wie er nun hier in der ganzen Intimität seines Denkens und Fühlens und in dem ganzen Reichtum seiner vielseitigen und doch so einheitlichen Natur, in der ganzen Ausbreitung seiner Beziehungen uns offenbar ist. Um davon auch nur einigermaßen einen Eindruck zu geben, folge ich nicht den einzelnen Stationen des Lebens (auf dem Diakonat Böblingen, an der Hospital- und Stiftskirche in Stuttgart, im Hofpfarrhaus), sondern den einzelnen Seiten des Mannes, hoffend, daß sie zu einem einheitlichen Eindruck der Persönlichkeit im Geist des Lesers sich zusammenfügen.

Zunächst das Zentrale: Gerok als Theolog, Geistlicher, Christ. Seinen Standpunkt bezeichnet er selbst wiederholt und bestimmt als den „positiv biblischen," sich selbst als einen „Theologen der gemäßigten Mitte." Auf dem Wege zu seiner wissenschaftlichen Gewinnung und Gestaltung ist ihm, wie er dankbar bekennt, Schleiermacher Führer gewesen — ist ja doch viel Verwandtes in den beiden Geistern! Philosophisch ist er auf Kant zurückgekommen, „den keiner der Spätern überwunden hat. Einiges Herrliche, Geistreiche, Gediegne mutet mich auch bei Schelling, Hegel, Fichte, selbst bei dem unheimlichen Pessimisten Schopenhauer an; aber ins Netz eines positiven Systems fängt mich keiner mehr ein." Bei allem Verständnis und aller Achtung und Duldung andrer Standpunkte — ihm ist das Christentum nicht „Dogma, sondern Geist, Kraft und Leben" — hält er den seinigen doch unverwischt und unvermischt nach allen Seiten fest; wie dem scharfen Lutheranismus eines Kliefoth-Stahl, von dessen historischen Repristinationen er das Heil der Kirche nicht erwartet, so einem engherzigen Pietismus gegenüber, der das Christentum zur „Winkelkirche" machen würde, die „vor Kunst und Wissenschaft sich verkriecht"; ebenso im Briefwechsel mit dem mehr rationalistisch gerichteten Freund Grube, wie bei einem Versuch, ihn zur Mitarbeit an der liberalen „Predigt der Gegenwart" zu gewinnen in einem äußerst bemerkenswerten Briefe. Die Allianz gefällt ihm in der Idee wohl, in der Praxis erscheint sie ihm unpraktisch. So wenig er „die Konstituirung einer deutschen Reichskirche" wünschen möchte, von der „einige Romantiker und doktrinäre Heißsporne" geträumt, so sehr hofft er, daß „die verschiednen Landeskirchen [und theologischen Richtungen] in einen gewissen organischen Verkehr zu einander treten könnten, wie ja Fäden dazu durch den Kirchentag, den Gustav-Adolf-Verein, die Eisenacher Konferenzen schon angeknüpft sind."

Ueber sein Predigen äußert er, daß er unbeschadet dem Einen, was not ist, zu dem, was schön ist, allezeit sich hingezogen gefühlt habe, und daß er sich „zu der ketzerischen Ansicht bekenne, daß Christus das Urbild aller Schönheit sei"; später, daß er sich hüte, in keine Manier zu geraten — „nur praktisch und dabei textgemäß!" — doch könne er ohne Phantasie nichts; noch später, daß sein Ideal von Predigt allmählich etwas anders geworden sei, ohne daß er in seinem Alter hoffen könne, sich ihm noch wesentlich zu nähern (vgl. übrigens die wunderbar schlichte Schönheit seiner letzten Predigten!).

Die seelsorgerische Thätigkeit tritt im Lebensbild natürlicherweise weniger hervor, doch bietet es manches Bezeichnende, u. a. einen Brief an einen Gefangnen, ein wahres Musterstück; für die Art, wie er das Trostamt aufgefaßt und geübt hat, ist bezeichnend die Aeußerung an Frau von Hardegg, der die Mutter gestorben:

Ich glaube, es gehört zu der Ehrfurcht, die wir den Heimsuchungen des Herrn schuldig sind, daß wir den von ihm Betrübten mit unsern menschlichen Tröstungen nicht zudringlich nahen.

Zum Schluß noch die Aeußerung an Grube:

Das Christentum ist und bleibt die höchste Gestalt der Religion, wenn auch nicht in irgend einer Gestalt seiner historischen Erscheinung, so doch seiner Idee nach. In dieser Ueberzeugung arbeite ich getrost auf meinem Posten vollends fort und blicke auch der Zukunft, die nach uns kommt, keineswegs mit den pessimistischen Anschauungen mancher Frommen und Unfrommen entgegen.

Nachdem Gerok mit dem Zentrum seines Wesens im „posi-

tiven biblischen Christentum" seinen festen Stand gefunden hat, treten auch all die andern Seiten desselben, harmonisch diesem Zentrum angebildet, mehr und mehr hervor. Es zeigt sich, daß er in der That keinen Zug seiner gottgegebnen Menschennatur hat opfern müssen und geopfert hat. Sein Humor treibt die reichsten Blüten; er spielt in reizender Schalkhaftigkeit, in feinster, doch nie bitter verletzender Ironie, er weiß im Schafsgewand der biedern Unschuld einherzugehen. Das Brünnlein der Poesie, wie er so bescheiden sagt, beginnt zu rauschen, nunmehr besonders mit biblischen und religiösen Stoffen gesättigt, mehr und mehr zum Strome werdend, in dem das ganze Menschenleben sich spiegelt — oft freilich durch den „Amtskarren" gehemmt. Köstlich ist die Episode, wie der Bescheidne mit List zum ersten Schritt der Veröffentlichung gedrängt wird („Palmblätter") durch den Freund, den er hernach seinen „poetischen Beichtvater und litterarischen Geburtshelfer" betitelt; wie er — als das Geheimnis seiner Autorschaft trotz entgegengesetzter Absicht ausposaunt wird — erschreckt und beschämt nur noch bei Nacht ausgehen will.

Allmählich wächst der Glaube an seinen dichterischen Beruf und der Mut, sich immer offner und freier zu geben. Es mag von dem ganzen Mann gelten, mag auch eine autoritative Rechtfertigung der Herausgabe des Lebensbilds sein, wenn er über das Gedicht „Nachtgedanken" dem beratenden und bedenklichen Freunde Köstlin schreibt: Sie sollen doch gedruckt werden, „weil ich nicht besser scheinen will, als ich es bin, . . . ja glaube, der Standpunkt des positiven Glaubens bekomme sogar eine weitere Beglaubigung, wenn auch der Zweifel als überwundnes Moment nicht ganz fehlt." Es ist rührend, wie zögernd sich der Dichter zum vollen freien Gebrauch und zur vollen Freude seiner Gabe erhebt, die ihn endlich im „letzten Strauß" mit dem Bewußtsein beglückt: anch' io sono pittore. Ueber die Art seines Dichtens noch das interessante Wort:

> Ich habe [von Helgoland] ein Dutzend köstlicher, poetischer Eindrücke, Seelen zukünftiger Gedichte, mit heimgebracht; ob sie aber zur glücklichen Stunde einmal Leib und Leben gewinnen, steht in Gottes Hand.

Wie der Dichter über andre Dichter und Schriftsteller gedacht, verraten zahlreiche längere und kürzere Ausführungen. Eine Fülle geistvoller, feiner Urteile über solche ist in seinem Briefwechsel ausgestreut, besonders auch über seinen, doch nicht blind verehrten, Herzensliebling Goethe. Als Beispiel sei genannt das Wort über Justinus Kerner: „Er ist eine duftende Nachtviole, um die ein dunkler Trauermantel und ein schillerndes Tagpfauenauge wechselnd gaukeln."

Wie verständnisvoll Gerok, der ja selbst für Malerei hochbegabt war, über die bildenden Künste urteilt, offenbaren u. a. Briefe an junge Künstler, die ihm ihre Skizzen vorlegen; wie hoch er von der Kunst denkt, die Mahnungen, der Menschheit Würde zu bewahren, die hohe Venus Urania nicht zu vergessen. Ueber die Musik, „diese wunderbarste, für den Gedanken inkommensurabelste, fürs Gemüt bezaubernde Kunst," findet sich manch schönes warmes Wort. Der Jüngling schon hat Händels Messias mit flammenden Worten gepriesen, des Mannes Sympathien gehen von Bach und Händel bis Beethoven, Mendelssohn und Schubert, während er „Schumann nicht goutirt und Wagner nicht versteht." Ueber die künstlerische Stellung der Gegenwart überhaupt bemerkt er einmal: Der Sinn fürs Poetische findet sich in unsrer modernen Welt viel seltener, als der fürs Malerische, und dieser wieder seltener als der fürs Musikalische.

Am liebsten freilich giebt sich Gerok bis in die letzten Tage dem Genuß der Natur hin, die ihm mit ihrer Größe und ihrer Lieblichkeit bis ins Kleinste ewig neu ist. Die Beschreibungen Rügens und Helgolands aus frühern Tagen sind Bilder von einzigartiger Vollendung. Aber auch aus spätern Zeiten finden sich die prächtigsten Naturschilderungen, oft mit wenigen Federstrichen und Farbentönen das äußere Bild und die beseelende Stimmung gebend. So die des Harzes.

Wie das deutsche Land, so umfaßt er auch sein deutsches Volk mit inniger Liebe und begleitet seine jüngste Geschichte mit dem wärmsten Anteil des deutschen Patrioten. Im Jahre 1848 ruft er aus: „Wie, wenn der deutsche Michel als ein Engel Michael wieder unter den Völkern stünde, streitbar und herrlich?" In den Zeiten der Reaktion verhehlt er nicht, daß dieser seine Sympathie nicht gehört. Als die deutsche Frage in Fluß kommt, erscheint ihm „die preußische Pickelhaube als Helm des Heils," und als aus den Siegen des französischen Krieges das Bild des neuen Reichs aufsteigt, da triumphirt er:

> Man wagt wieder an die Macht der Ideen zu glauben in dieser realistischen Welt, wenn mans erleben darf, wie das, was seit fünfzig Jahren der Traum der Jugend, das Ideal der Dichter, das Postulat der Denker, der Schmerz der Patrioten in Deutschland war und immer wieder als Idealismus verlacht wurde, nun plötzlich mit wuchtigem Schritt in die Wirklichkeit tritt.

Wie dem Vaterland, so schlägt sein Herz auch in echter deutscher Treue den Freunden. Innig verbunden bleibt er mit dem einstigen Genossen der Liebe und des Leids, und als er nach dessen Hingang die ihm übermachten „Reliquien" eröffnet, da bricht er erschüttert in den Seufzer aus: Have pia anima, du warst besser als ich! Feste Bande schlingen sich namentlich um das Kleeblatt Gerok, Köstlin, Grube, ausgesponnen in reichem Briefwechsel namentlich über religiöse und litterarische Fragen. Immer ist Gerok der dankbare; mit fliegender Feder meldet er dem Letztgenannten „die Trauerkunde, daß unser lieber guter Fritz Köstlin, die lautere Seele, der goldtreue Freund, heute Nacht gestorben ist." Sonnig erfreuend geht ihm noch in späten Tagen die Herzensfreundschaft mit dem „köstlichen Emil Frommel" auf. Und aus den letzten Lebensmonaten bringt das Buch noch den Nachruf an den Jugendfreund Kanzler Rümelin: „Fahre wohl, edler Geist, ruhe sanft, tapferes, treues Herz!"

Das Beste zuletzt: das Familienleben. Ob er, ferne der Heimat am Waldsaum hinschleichend der Gattin und all ihrer Liebe und Treue in jüngst überstandner Krankheit gedenkend, unwillkürlich laut vor sich hinsagen muß: Ja, sie ist eine gute Frau! „wobei mir die Stimme brach, und die Augen sich füllten," oder ob er ihr, da sie in der Ferne traurigen Geburtstag hat feiern müssen, schreibt, das habe ihn fast zu Thränen gerührt, — ob er dem Freund berichtet: „In zwei Kinderpärchen sehe ich meine Unarten und meiner Frau Tugenden verjüngt heraufblühen und fühle an ihren immer teureren Hosen und Schulbüchern mit Schrecken, wie alt ich werde," — ob er einem jungverstorbnen Knaben das Lied von dem Bücherränzlein nachsingt, das zum Allerbesten und Ergreifendsten in seiner Art gehört, oder ob er einem ältern Sohn in väterlich treuen Briefen den Richtweg seines Lebens weist, — ob er im Kreis der Seinen beglückt Geburtstag feiert und mit ihnen das Lied anstimmt: „Du bist mein Gott und bleibst mein Gott," oder ob er endlich vom Kreis der Seinen, recht als der Sänger, dem nach des fünfzehnjährigen Knaben wunderbar ahnungsvoller Strophe „nur mit des Blutes purpurischer Welle versiegt des Gesangs melodische Quelle", den letzten Abschied nimmt:

> Fahrt wohl, ihr meine Lieben,
> Auch du, mein jüngstes Kind! —

überall dasselbe treue Herz voll inniger, tiefer Liebe.

Und die Liebe, das ist eben doch im Grunde das Charisma dieses Lebens gewesen. Was Karl Gerok einst in den Tagen des Ringens und Suchens hingeworfen: „Und wäre das Evangelium nichts, als die Predigt der Liebe: so wäre es schon eines Menschenlebens wert und ein glücklicher Beruf, das Evangelium zu predigen," das ist in höherm Sinne noch, als ers damals gemeint, der Beruf seines Christen- und Menschenlebens gewesen. Möge sein „Lebensbild" diesen Beruf in unserm Volke fortführen! G P

Helianthus

Tagebuchblätter und Aufsätze

3. Von Gottes Hand ergriffen

Als ich jung war, ermahntet ihr mich, Gottes Offenbarung vor allem in der Bibel zu sehen und zu verehren, dann aber auch in der Natur den sich offenbarenden Gott mit seinen tiefen, herrlichen Augen aus dem Dämmer der Wälder, aus dem Kelche

der Blumen, aus der Tiefe schweigender Wasser herausschauen zu sehen, und als ich im Alter ein wenig voranschritt, da fügtet ihr hinzu, Gott offenbare sich auch in den Menschen. Eure Lehre ward Leben in mir.

Und nun, da ich Thomas Carlyle als einen Prediger Gottes empfinde wie den Apostel Paulus und Gottes liebe, warme und tröstende Stimme in Worten Goethes zu mir spricht, da seid ihr außer euch und tadelt mich bitter und nennt mich einen Ungläubigen?

Also war es euch nicht Ernst um die Gewißheit, daß Gott sich allenthalben offenbare, und daß sein Geist von Zeitalter zu Zeitalter in Einzelnen, Herrlichen sich vertraulicher, liebreicher und schöpferischer niederlasse? Also ist das Schneeglöckchen, das vorhin im Schnee aufsproßte, eben blüht und gleich nachher welk in das braune Laub des vorigen Jahres zurücksinken wird, euch ein Wort Gottes, das recht zu verstehen ihr die Kinder anleitet, aber Goethes „Grenzen der Menschheit" ist euch nur eine Ode in freien Rhythmen, ein Stück Litteratur und das Werk eines Mannes, bei dem ihr vergeßt, daß ihr Menschen, Irrende seid und bleiben werdet, wie er nach eurer ja richtigen Kenntnis ein irrender Mensch war?

Ich aber danke euch, daß ihr mich Gott in allem sehen ließt, da ich jung und bildsam war, und erst warntet, da es zu spät war.

Seht, wozu ihr mich bildetet!

Oben im Gebirge, in schönen Herbsttagen, las ich ein Schauspiel, Björnstjerne Björnsons „Handschuh," und als ich ergriffen das kleine Buch durchgelesen hatte, ging ich bewegt hinaus über grüne Felder und durch Heidegestrüpp nach dem Bergwald, von allem Aeußern unberührt und nur in den Entscheidungen jenes Stückes gegenwärtig, ich breitete die Arme aus und hob die rechte Hand empor und sagte: „O Gott, ich fasse deine Hand, du hast sie mir durch dies Buch entgegengestreckt!" Nie vorher war ich frömmer, mächtiger, religiös-innerlicher ergriffen gewesen, als damals, da ich den „Handschuh" zum erstenmale las.

H O

Noch einmal „Frau Sorge"

Die Christliche Welt hat kürzlich*) eine Besprechung von Sudermanns „Frau Sorge" gebracht, deren Inhalt mir, und mit mir zweifellos manchen andern Lesern, erhebliche Bedenken erweckt hat; nicht sowohl gegen das, was der Berichterstatter über den Kunstwert und den Gedankenreichtum der merkwürdigen Erzählung gesagt hat — hierin stimme ich ihm vollständig zu —, wohl aber gegen seine vorbehaltlose Zustimmung zu der Lebensauffassung, zu den sittlichen Anschauungen, die sich in dem Werke aussprechen. Diese scheinen mir mit den von der Christlichen Welt vertretenen so wenig übereinzustimmen, daß sie in ihren Spalten nicht ohne Hinweis auf diese Divergenz besprochen werden sollten. Da der Leser mit dem wesentlichen Inhalt des Romans schon bekannt gemacht worden ist, werden wenige Worte genügen, um diesen Einwand zu begründen.

Das eigentliche Thema der Erzählung ist, wie der angeführte Bericht ausführt:

> die Entwicklung eines guten wackern Jungen, in der symbolisch ein Menschenschicksal sich abspiegelt. Dieser gute Junge ist einer der — unter dem stärkern Geschlecht nicht eben zahlreichen — Menschen, die die Selbstverleugnung, die Freude am Dienen, an der Aufopferung für andre nicht erst in innerm Kampf zu erringen brauchen, sondern damit geboren sind.... Wie es auch im wirklichen Leben nur zu oft geschieht, erntet er mit aller Hingabe für die Seinigen viel Undank und Demütigungen. Seine Individualität kann sich bei dem ständig auf ihm ruhenden Druck nicht frei und gesund entwickeln — der Sonnenschein fehlt diesem Leben; es fehlen ihm die Würde und das Selbstbewußtsein, ohne die der Mensch verdorrt und verkümmert.

Der Dichter schildert nun die Befreiung Paul Meyhöfers von diesem Bann. Zuerst zwingt ihn sein Pflichtgefühl, den Kampf mit denen aufzunehmen, deren Willkür er bis dahin sich demütig unterworfen hat; er erkennt, daß er nur dann für die Seinigen mit Erfolg arbeiten, nur dann ihre Achtung erringen kann, wenn er ihnen Widerstand leistet; zuletzt zwingt ihn die Not — in gewaltigem Widerstreit der Pflichten und Empfindungen —, Gesetz und Recht offen zu verletzen, zum Verbrecher im bürgerlichen Sinne zu werden, um einer schönen Pflicht zu genügen. Dieser Kampf und Sieg ist meisterhaft dargestellt.

Wie aber verhält sich des Helden angeborne Selbstlosigkeit und Freude an der Hingabe für andre zu der Entwicklung, die er nun durchmacht? Doch nur als eine niedre Stufe, die überschritten, als eine verkehrte Richtung, die verlassen werden muß. Nicht nur die falsche Demut, die Selbstwegwerfung, wird von ihm überwunden, sondern auch die im christlichen Sinne rechte, die Selbsthingabe. Die ganze Erzählung führt doch darauf hinaus, daß auch diese eine „Jugendeselei" Paul Meyhöfers war, von der die Lebenserfahrungen ihn gründlich kuriren. Nirgends die Andeutung einer Unterscheidung zwischen dem, was in seiner demütigen und selbstlosen Naturanlage berechtigt, und was krankhaft war. Die Rolle, die er mit seiner Bescheidenheit und Aufopferung spielt, ist immer eine alberne und thörichte; niemals geschieht es, daß er durch sie ein selbstsüchtiges Herz überwindet und zur Anerkennung zwingt — vielmehr erscheint der Hohn und Undank, den er stets erntet, als etwas ganz Selbstverständliches. Am Schluß aber erhält — mag der Dichter dies nun beabsichtigt haben oder nicht — der Leser den Eindruck, daß der Held nunmehr mit den albernen Eigenschaften der Selbstlosigkeit und Demut gründlich fertig geworden sei, — daß er jetzt als in sich gefestigter Mann sein und der Seinigen Schicksal befriedigend gestalten, seine Pflichten wie früher treu erfüllen, vor allem aber seine Interessen kräftig wahrnehmen wird, endgiltig geheilt von der thörichten Schwäche, sich für undankbare Menschen aufzuopfern.

Die Darstellung dieser Entwicklung als einer gesunden und heilsamen predigt eine Lebensauffassung, die zu allen Zeiten auf Erden mehr oder weniger geherrscht hat und in den Herzen der meist auch bessern Menschen einen empfänglichen Nährboden findet; mehr vielleicht als je herrscht sie heute auf dem Markt — es ist die „Herrenmoral" Friedrich Nietzsches. Daß diese mit dem Sinne Christi, mit der christlichen Sittenlehre nichts zu schaffen hat, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Es sollte aber meines Erachtens in einer Besprechung des Buchs in der Christlichen Welt nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Einen andern vom Herrn Berichterstatter gleichfalls nicht berührten Ausstand, der nicht den ganzen Roman, sondern nur einzelne seiner Stellen trifft, möchte ich noch zur Sprache bringen, da eine persönliche Erfahrung mir dies als wünschenswert erscheinen läßt. Vor einigen Tagen teilte ein junges Mädchen mir mit, ihre Eltern hätten auf Grund der empfehlenden Besprechung in der Christlichen Welt „Frau Sorge" zur demnächstigen Lektüre im Familienkreise bestimmt. Ich konnte nur bitten, von dieser Wahl abzugehen, und ich glaube, daß der Herr Verfasser jener Besprechung mir darin zustimmen wird.

Unzweifelhaft enthält auch „Frau Sorge" Stellen, worin — wie der Herr Referent bei Besprechung einer andern Sudermannschen Erzählung sagt — „die Grenzen dessen, was uns im Bereich der Dichtung künstlerisch und sittlich erlaubt scheint, überschritten sind." Ich erwähne nur beispielsweise die Schilderung der Volksbelustigungen auf dem Waldfest. Und während das Verhältnis Pauls zu Elsbeth überwiegend rein und anmutend geschildert wird, während gerade die den äußern Verhältnissen nach gewagteste Szene, das nächtliche Zusammensein auf der Heide, durchaus keusch durchgeführt ist, zeigt bei einer andern Begegnung, der beim Säen am Waldessaum sich ergebenden, das junge Mädchen — das der Dichter doch als eine reine und ideale Gestalt hinstellen will — ein so unmädchenhaftes Verhalten gegenüber dem Jugendfreunde, daß dem Leser dadurch die sonst so anziehende Figur verleidet werden kann.

Ich bin wohlverstanden durchaus nicht der Meinung, daß es geboten wäre, bei jeder Besprechung eines Romans, der, als Ganzes betrachtet, sittlich unanstößig erscheint, das Vorkommen solcher einzelnen zu Bedenken Anlaß gebenden Stellen zu erwähnen. Wer aber über ein der Unterhaltungslektüre angehörendes Werk in einer Zeitschrift referirt, die nicht litterarische oder gelehrte Fachzeitung, sondern ein Blatt für die gebildete christliche Familie sein will, sollte meines Erachtens, wenn das empfohlene Buch nicht für alle erwachsenen Angehörigen der

*) Vergl. Nr. 48 des vorigen Jahrgangs.

Familie paßt, dies hervorheben, sofern sich dieser Vorbehalt nicht aus dem ergiebt, was er über den Inhalt des Buches mitteilt. Andernfalls wird er, ohne es zu wollen, dem letztern eine Einführung dahin vermitteln, wo es nicht hingehört, — wovon meine oben erzählte kleine Erfahrung ein bezeichnendes Beispiel giebt. F v O

Bücher und Schriften

(Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung) Kritische Würdigung beider als Grundlegung einer Sozialpolitik von Dr. Julius Wolf, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Zürich. Stuttgart, J. G. Cotta, 1892. 620 Seiten; 12 Mark.

Nur vorläufig und in aller Kürze sei auf dieses hochbedeutsame Werk hingewiesen. Wir hoffen, daß sich die Christliche Welt noch eingehend damit beschäftigen wird, denn es beleuchtet die sozialen Probleme auf eine ganz eigne anschauliche Weise, verschmäht eben so sehr das Lampenlicht nationalökonomischer Schulbegriffe wie die feurige Fackel sozialistischer Umsturztheorien und stellt die Dinge, wohin sie gehören, in das Licht des Tages, der Erfahrung, der Beobachtung, der Statistik, kurz der Thatsachen. Die Teilnehmer des letzten Evangelisch-sozialen Kongresses werden sich vielleicht noch daran erinnern, welchen tiefen und nachhaltigen Eindruck es machte, als Professor Adolf Wagner dem Leitsatz der Sozialdemokratie von der fortschreitenden Auflösung des Mittelstandes entgegentrat und an der Hand einiger Thatsachen nachwies, daß hier sehr viele unerwiesene Behauptungen mit unterlaufen, daß jene Auflösung weder so allgemein noch so rapide vor sich gehe, wie das sozialistische Dogma annehme. Dem gleichen Punkt wendet das vorliegende Buch unter anderm sein Interesse zu und sucht die Thatsachen zusammen, soweit sie sich überhaupt erreichen lassen, die für die Frage nach dem Fortschritt oder Rückgang des Mittelstandes in Betracht kommen. Das Resultat nun ist geradezu überraschend. Statt daß sich die Mittelschicht, die den Uebergang vom sogenannten Proletariat zu den vermögenden Bevölkerungsgruppen bildet, verringert hätte, hat sie sich vielmehr ausgedehnt und verbreitert. Die Grundfläche der Gesellschaftspyramide ist zwar noch immer von gewaltigem Umfang, aber sie verjüngt sich nach oben zu in normalern Verhältnissen als früher; aus den untersten Stufen sind in Jahrzehnten starke Prozentsätze in die nächsthöhern aufgerückt, und von diesen findet wieder ein Aufrücken statt, ganz entgegen dem Dogma von der Hoffnungslosigkeit der heutigen Zustände, des heutigen Arbeiters und seiner Arbeit.

Wir greifen nur ein Beispiel heraus, um zugleich das Verfahren des Verfassers zu kennzeichnen. Er berechnet, daß die Zahl der Sparkassenbücher im Königreich Sachsen, diesem hervorragenden Industriestaat, während der letzten vierzig Jahre von 81 517 auf 1 471 968 gestiegen ist, das heißt sich um das Siebzehnfache vermehrt hat. Im Jahre 1849 entfiel ein Sparkassenbuch auf 23,24 Einwohner, im Jahre 1888 aber eins auf 2,24 Bewohner. Auch die Höhe der Einlagen hat prozentuell zugenommen. Die Einlagen über 300 Mark betragen jetzt 4,7 Prozent mehr als früher, die über 600 Mark sind um 17,5 Prozent gewachsen. Wer spart nun diese 300 oder 600 Mark und darüber, wenn nicht der strebsame Arbeiter oder sein Nachbar aus dem Mittelstande? Und doch behauptet der Vorwärts tagtäglich, daß der Arbeiter an Sparen gar nicht mehr denken könne. In Wahrheit spart auch der geringste Arbeiter. Denn die Zahl der Einlagen unter 60 Mark betrug im Jahre 1888 nicht weniger als 541 698, das heißt ein Drittel sämtlicher Einlagen. Das sind doch Thatsachen von allerhöchster Wichtigkeit, die umso schwerer wiegen, als sie den angeblich statistischen Erhebungen von Marx und Schippel auf dem gleichen Felde mit ziffernmäßigen Belegen entgegentreten. Dabei ist Wolf sehr weit davon entfernt, die Lage der Arbeiter rosig zu malen und etwa die Folgerung zu ziehen, daß nun alles in schönster Ordnung sei. Wir empfehlen demnach das Studium seines Buches den Freunden der Christlichen Welt ganz besonders dringend und glauben, daß es Pflicht ist, sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Sch

Verschiedenes

(Das Apostolikum als Konfirmationsbekenntnis) In der bekannten Zimmerschen Handbibliothek der praktischen Theologie ist als Band IV a ein sehr interessantes und lehrreiches Buch von Professor D. Meuß in Breslau erschienen, das den Titel führt: Die gottesdienstlichen Handlungen von individueller Beziehung in der evangelischen Kirche. Da die Orthodoxie des Verfassers, meines Wissens, außer Zweifel steht, dürften folgende Ausführungen gerade im gegenwärtigen Augenblick von besonderem Interesse sein. S. 181 lesen wir: An der gegenwärtigen Form des Konfirmationsbekenntnisses „erscheint uns als besonders fraglich die buchstäbliche Wiederholung des apostolischen Symbols, selbst wenn wir, wie es bei dem Verfasser dieses der Fall ist, keinen Anstand nehmen, für unser Teil es Wort für Wort zu unterschreiben. Keinenfalls ist sie bei der Einsegnungsfeier unentbehrlich, sofern schon der Gang der Prüfung es als Grundlage des stattgehabten Unterrichts dargethan hat. Aber wir zweifeln, ob es auch nur für den Zweck, um den es sich hier handelt, recht geeignet ist. Gewiß haben wir alle Ursache, es als das erhabne Zeugnis von den entscheidenden Heilsthatsachen, zugleich als das, obschon nicht dem Buchstaben nach gemeinsame Taubekenntnis der Christenheit in Ehren zu halten, wir erwarten auch, daß unsre Kinder überall, am liebsten an der Hand der unvergleichlichen Erklärung Luthers, in dessen Gehalt und Wahrheit eingeführt werden. Aber wir wollen doch nicht die kirchliche Glaubensformel an die Stelle des Glaubens setzen,*) an welchem die Seligkeit hängt, und an dem der Herr die Seinen erkennt. Die Art, wie „der Glaube“ abgefragt zu werden pflegt, verführt leicht zu gedankenlosem Ja-Sagen und zum Uebersehen dessen, was der tiefste Grund des Heils ist.“ Besteht die gleiche Gefahr nicht aber auch in andern Fällen, und sollte man sich durch das Lautwerden solcher Stimmen aus dem Lager kirchlicher Rechtgläubigkeit selbst nicht wenigstens davon überzeugen lassen, daß der liturgische Gebrauch des Apostolikums eine diskutirbare Frage ist, und daß man diesen beanstanden oder für unzweckmäßig halten kann, ohne in Unglauben verfallen zu sein, ja vielmehr um des Glaubens selbst willen?

Klaus Harms, der Vorkämpfer der neuern lutherischen Rechtgläubigkeit (gest. 1855), schreibt in seiner Pastoraltheologie S. 216 ff. (Neue Ausgabe bei Perthes, Bd. 2, S. 29 ff.): „Was ich wider das apostolische Bekenntnis habe? Nichts dawider, brauche es oft, allein immer und immer rezitirt, wird es gar zu geläufig, nach der Predigt, wenn mehrere Kinder zu taufen sind, ist es zu lang, und der zweite Artikel ist zu aufzählend-historisch: köstlich kräftig ist bloß der Schluß: »Von dannen er kommen wird u. s. w.,« doch spricht es mit keiner Silbe von der Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist. Ich weiß, wie sehr wir das Altertum zu beachten und zu verehren haben, nur daß wir doch nummer vermeinen, als ob es in allen seinen Formen Gott gegebne Normen wäre und dargebotene Brüste, daran Geschlecht nach Geschlecht, bis auf das jüngstgeborene, das den jüngsten Tag erlebt, dieses noch mit gelegt werden müßte, und fände darin, was sonst nirgends. Wenn allerdings das Abreißen unsrer Gegenwart von der Vergangenheit einen unaussprechlichen Schaden in die Kirche gebracht hat, so ist es nicht sowohl das Abreißen selbst gewesen, sondern der ungläubige Sinn und Mut, darin es geschah. Es giebt aber eine Redeweise, die weder der Gegenwart noch der Vergangenheit angehört, darin nur von einem Semisäkulum zum andern einige Vokabeln und grammatische Formen brauchen verändert zu werden, um sie weder als obsolet erscheinen zu lassen, noch als modern; suchen wir diese Redeweise, und wenn sie gefunden ist, üben wir uns in ihr, dann sind wir bei Gott und Menschen angenehm. Ein unvernünftiges Kleben an alten Formeln hat gleichfalls, wie die Neuerung gethan, dem christlichen Leben geschadet und thut es noch, wo man nicht von ihnen abläßt oder sogar sie mit allen Flecken und Schwären wieder aufdringt. Es geht doch nicht. Die absolute Herrschaft der alten Formen und alten Formulare ist gebrochen, ihre Zeit ist nicht mehr, und überhaupt der Formulare Zeit ist nicht mehr.“

Solche Aeußerungen entscheiden nichts, aber sie geben zu bedenken, daß es kein Unrecht ist, über den kirchlichen Gebrauch des Apostolikums zu verhandeln.

(Dombaulotterien und Verwandtes) Die großen Kirchenbauten des Mittelalters haben fast durchweg eine lang ausgedehnte Baugeschichte durchzumachen gehabt. Das Geschlecht, das bei der Grundsteinlegung zugegen gewesen war, ruhte längst schon im Grabe, wenn die Einweihung des auch erst teilweise vollendeten Gotteshauses stattfand, oft selbst die Enkel und Urenkel. Die Turmbauten aber an den großen Domkirchen des gothischen Stils sind, wo es sich nicht wie im Norden nur um einfache Spitzhelme handelte, sondern um die zierlich durchbrochenen Steinpyramiden, nur in Freiburg, Wien und Straßburg zu Ende geführt worden; alle andern Kathedralbauten auf deutschem Boden sahen eine neue Zeit hereinbrechen, die andre Interessen verfolgte und keinen Sinn mehr besaß für diese bereits außer Gebrauch gekommenen Bauformen und ihre Turmriesen. Dem Aufkommen der Romantik haben wir das Studium und bald auch die Wiederaufnahme der mittelalterlichen Bauweisen zu verdanken, und es ist unserm Jahrhundert vorbehalten geblieben, eine lange Reihe der stattlichsten Bauten zum Abschluß zu bringen. Ob freilich die alten Baumeister des Mittelalters, wenn sie ihre Entwürfe von den Epigonen vollendet vor sich sähen, wie wir sie heute vor uns haben, so gar viel Freude empfinden würden, mag dahingestellt bleiben. Gerade der Ausbau des Kölner Doms hat, wie schon Schnaases scharfes Auge vorhergesehen hatte, bei weitem nicht die Erwartungen erfüllt, die man sich von der Vollendung dieses so hoch gepriesenen Werkes deutscher Baukunst gemacht hatte.

Das Mittelalter hat mit freiwilligen Leistungen der Gemeindeglieder, mit Stiftungen und Ablässen aller Art die Geldmittel zu beschaffen gesucht, die zur Ausführung seiner Kirchenbauten erforderlich waren. Unser neunzehntes Jahrhundert mit seinem so ungleich hastigern Temperament und seinen entwickeltern Geldverhältnissen hat für die großen Kunstbauten, soweit sie nicht aus Staats- oder Gemeindemitteln ausgeführt wurden, zu den Geldlotterien gegriffen. Am Kölner Dombau lernte man kennen, wie bedeutende Einnahmen sich hierdurch erzielen ließen, und hat von da an den ausgiebigsten Gebrauch von diesem Mittel gemacht. Es sind ganz vorzugsweise kirchliche Bauwerke des katholischen Niederrheins, die auf diese Weise „stilvolle“ Renovationen und Ausbau empfangen haben, und gar mancher, der diese Gegend bereist, mag sich der stattlichen Leistungen freuen, die damit erreicht worden sind.

Eins nur wird dabei stets außer acht gelassen. Man hat auf katholischer Seite mit größter Geschicklichkeit es einzurichten gewußt, daß an jenen Prunkbauten des römischen Kultus auch die protestantische Bevölkerung nah und fern in umfangreichstem Maße herangezogen worden ist und leider noch herangezogen wird. Bald hat man an den

*) Der Sperrdruck rührt von mir her.

patriotischen Sinn der Bevölkerung appellirt, die die Kunstdenkmäler des deutschen Mittelalters in würdiger Weise wiederherzustellen helfen möge, bald auch die großen Gewinne der „Geldlotterien" angepriesen; beides läßt sich ja so gar bequem vereinigen. Und was ist das Ergebnis dieser Dombau- und Kirchbaulotterien, die nun schon ein Menschenalter hindurch floriren? Daß auch das protestantische Deutschland zu diesen Prunkbauten des römischen Kultus Millionen beigesteuert hat, die genügt hätten, hunderten unsrer armen evangelischen Diasporagemeinden durch den Bau ihrer Gottes- und Schulhäuser festen Bestand zu geben, während sie heute noch immer um ihre Existenz ringen müssen; man läßt die Glaubensgenossen darben, um der ohnehin schon mit irdischem Gut so reichlich ausgestatteten römischen Kirche gedankenlos noch fort und fort neue Zuwendungen zu machen.

Als es sich darum handelte, für den stattlichsten Bau des deutschen Protestantismus, das Ulmer Münster, durch eine ähnliche Lotterie Gelder zu sammeln, hat die preußische Regierung nur dreimal diese Lotterie gestattet; Köln hätte ja sonst eine Einbuße erleiden können. Als für die Restauration einer andern protestantischen Kirche, des herrlichen St. Sebald in Nürnberg, eine Lotterie veranstaltet wurde, hat das protestantische Preußen den Vertrieb der Lose in seinem Lande nicht gestattet. Nun mag man über diese Art und Weise, bedeutendere Kapitalien zu beschaffen, strenger oder milder urteilen; hätte sie nur gleichmäßig Anwendung gefunden, statt daß sie ganz einseitig den katholischen Rheinlanden zu gute gekommen ist. Und doch gäbe es auch noch protestantische Kunstdenkmäler in Menge, die des Ausbaus oder der Restauration harren; ich erinnere nur an die stattlichen Kirchen Nordhausens und an zwei der schönsten Werke deutschen Backsteinbaues, die Marienkirche zu Breslau und die Katharinenkirche zu Brandenburg. Hier Hand anzulegen wäre Ehrenpflicht der protestantischen Bevölkerung, statt daß diese heute Handlangerdienste für die Römischen besorgt.

Toleranz ist im allgemeinen Roms Stärke nie gewesen; handelt es sich aber darum, von Andersgläubigen Geld zu erhalten, dann hat es sich wohl zu der Denkweise Kaiser Vespasians bekannt und ist so tolerant gewesen, auch Gelder aus protestantischem Beutel zu erbitten. Nachdem vor einigen Jahren die kleine Wallfahrtskirche auf dem St. Rochusberg bei Bingen abgebrannt war, ging bekanntlich der Aufruf zum Wiederaufbau des Gotteshauses auf dem um seiner herrlichen Aussicht willen so vielbesuchten Platze auch an die protestantische Bevölkerung, und welch prahlerisch aufgedunsener Neubau ist heute an die Stelle der ehemaligen bescheidnen Kapelle getreten. Als im Jahre 1867 der St. Bartholomäusdom zu Frankfurt ausbrannte, war sofort auch die protestantische Bevölkerung bereit, den Wiederaufbau durch reichliche Beisteuer an den Dombauverein zu fördern, galt es doch eins der ehrwürdigsten Denkmäler ihrer Stadtgeschichte wieder herzustellen. Denzinger übernahm den Ausbau, der um so manch schönen Andachtsbildes willen mit Recht gerühmte Steinle die Ausmalung; und was haben sie geschaffen? Daß er sich hier in der Wahl- und Krönungskirche des alten heiligen römischen Reichs befindet, daran wird heute der Besucher zuletzt denken. W—l

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 2 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Evangelisch-sozialer Kursus in Elberfeld
am 22. bis 24. Januar 1893

Programm: 1. Sonntag, den 22. Januar, abends 6¼ Uhr, im großen Saale des Jugendhauses Festversammlung des Evangelischen Arbeitervereins: Begrüßung durch Mittelschullehrer Linz, Vorträge von Pfarrer Lic. Weber über „Christentum und Sozialismus," von Pastor Dr. v. Bodelschwingh über „Wohnung und Familienleben," von Verbandsagent Fischer über „Was kann von Seiten der Arbeiter selbst zur Hebung und Veredelung ihrer Lebenshaltung geschehen?" — Zu gleicher Zeit im Wuppersfelder Vereinshaus zu Barmen: Festversammlung des christlich-sozialen Vereins, Begrüßung durch Herrn Dr. Burckhardt, Vorträge von Pastor Kruse: „Wichern und Huber, zwei evangelische Arbeiterfreunde," und von Pastor Naumann, Frankfurt a. M.: „Der Christ im Zeitalter der Maschine."

2. Montag, den 23. Januar, morgens 6½ Uhr, im Vereinshaus des Evangelischen Arbeitervereins zu Elberfeld: „Zur Kritik der Sozialdemokratie" — Pfarrer Lic. Weber; „Die sozialdemokratische Presse und Litteratur" — Pastor Götz, Köln; „Die Fachvereine" — Pastor Werth. Nachmittags Besichtigung von Fabriken und Anstalten. Abends 6 Uhr: Diskussion über die Vorträge des Morgens.

3. Dienstag, den 24. Januar, morgens 8½ Uhr, im Vereinshaus des Evangelischen Arbeitervereins: „Die Vereine für Gemeinwohl" — Dr. A. Frowein; „Bedeutung und Ziele der Arbeiterversicherung" — Dr. Ed. Wittenberg; „Der Arbeiterschutz" — Referent noch unbestimmt. Nachmittags 3 Uhr: „Grundlinien für ein christlich-soziales Reformprogramm" — Pastor Naumann.

Zur Teilnahme an diesem Kursus laden die Unterzeichneten alle, die auf evangelischem und monarchischem Standpunkt stehen und sich zu der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 bekennen, freundlichst ein. Meldungen werden an den mitunterzeichneten Pfarrer Weber baldmöglichst erbeten. Dr. Burckhardt, Barmen. F. Linz, Mittelschullehrer, Elberfeld. Fischer, Verbandsagent, Gelsenkirchen. Werth, Pfarrer, Schalke. Lic. Weber, Pfarrer, M.-Gladbach.

Bekanntmachung

Nachdem die am 19. November 1889 ausgeschriebene Preisaufgabe der Carl Schwarz-Stiftung: „Die Idee des Gottesreiches in der Schwarz'schen Homiletik und Katechetik" eine Bearbeitung nicht gefunden hat, wird hiermit das folgende anderweite Thema zur Bewerbung gestellt:

„Vergleichung der dogmatischen Systeme von R. A. Lipsius und A. Ritschl".

Für die beste wissenschaftliche Behandlung dieses Themas zahlt die Stiftung am 19. November 1895 einen Preis von **Fünfhundert Mark.**

Die Arbeiten, die bis zum 1. August 1895 an das **Decanat der theologischen Facultät zu Jena** einzusenden sind, müssen in deutscher Sprache von einer andern als des Verfassers Hand **deutlich** geschrieben und mit einem Motto versehen sein, und es ist ihnen ein verschlossener Zettel beizulegen, welcher den Namen des Verfassers und das gleiche Motto wie die Arbeit enthält.

Sämtliche eingereichte Arbeiten können nach Veröffentlichung des Urteils zurückgefordert werden. Auch die gekrönte bleibt Eigentum des Verfassers.

Sollte keine der gelieferten Arbeiten den wissenschaftlichen Anforderungen genügen, so behalten wir uns vor, eine neue Konkurrenz auszuschreiben.

Jena und **Wangenheim** b/Gotha, 21. Dezember 1892.

Das Preisrichter-Kollegium der Carl Schwarz-Stiftung
Im Auftrag:
Gustav Rudloff,
Superintendent in Wangenheim.

Und
Frieden auf Erden
Ein Wort
zum Streit ums Apostolikum
von
D. Freiherr von Soden
Prediger und Privatdozent zu Berlin
Preis 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie durch
A. Haack, Berlin NW 7.

****

Joh. 5, 5. Ein Mädchen, ev. luth., 38jähr., gelähmt von Jugend auf, zur Schule getragen, schmerzu. bresthaft. arbeitsunfähig, deren bisherige Pflegerin, die Mutter, (kränkliche Tagelöhnerin) jetzt gestorben, soll unterstützt werden durch Bildung eines Fond, dessen Zinsen zu Unterhalt und Pflege dienen sollen. Große und kleine Gaben erbittet sub. **Bethesda Pfarramt Michelwitz, Lucka,** Sachs. Altenb.

****

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:
In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	40
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kraftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.
Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine litterarische Beilage von Trowitzsch & Sohn in Berlin

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 3 **Leipzig, den 12. Januar** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Heiligung unsers Verkehrs — Neue Funde auf dem Gebiete der urchristlichen Litteratur: 2. Die Apokalypse des Petrus — Die Berechtigung der Landeskirchen: 3. Die landeskirchlichen Gemeinden — Geschichtsphilosophische Gedanken: 1. Der Standpunkt der Betrachtung — Die Arbeit der belgischen Missionskirche: 1. Ein Blick ins belgische schwarze Land — Absalom. Trauerspiel von Fritz Trotzendorff — Verschiedenes: Zur Charakteristik unsrer Amtsblätter — Anzeigen

Die Heiligung unsers Verkehrs

Seufzet nicht wider einander, liebe Brüder, auf daß ihr nicht verdammet werdet. Siehe, der Richter ist vor der Thür. — Bekenne einer dem andern seine Sünden und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Jak. 5, 9. 16.

Unsre Heiligung, das ist Gottes Wille. Geheiligt werden soll auch der Verkehr der Christen unter einander. Jakobus giebt uns zwei treffliche Regeln dafür: Seufzet nicht wider einander; betet für einander.

Der Mensch seufzt, wenn er sich in seinem Innern beengt und bedrängt fühlt; nicht faßt er alsdann seine Empfindungen in Worte, in einem schweren Atemzuge macht er dem bedrückten Herzen Luft. Steht er vor einer wichtigen Entscheidung im gewöhnlichen Leben, wie oft vertritt ein Seufzer das Gebet, Gott möge ihm den rechten Weg zeigen. Bedrängt ihn äußere oder innere Not, sodaß er nicht weiß, wo aus noch ein: oft genug fleht ein Seufzer um Hilfe. Ein Christ betet alle Zeit, sagt Luther einmal, ob er gleich mit dem Munde nicht betet, doch betet das Herz immerdar. Denn auch ein Seufzlein eines Christen ist ein Gebet; so oft er seufzet, betet er.

Solches Seufzen ist Gott wohlgefällig; Christum erhörte er, als er gen Himmel blickend seufzte und dem Taubstummen des Hephatha zurief; zu unserm Heil erhört er den heiligen Geist, wenn er uns vertritt mit unaussprechlichem Seufzen.

Aber wie vieles Seufzen ist auch Gott mißfällig und strafbar. Es ist das Seufzen, das ein Murren gegen Gott in sich schließt, das Seufzen, das eine Anklage gegen den Nächsten enthält, das ihn ohne Worte richtet. — Tritt in ein Haus, wo kein Friede herrscht zwischen Gatten und Gattin, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herrn und Knecht! Versetze dich in eine Fabrik, wo Arbeitgeber und Arbeiter gegen einander seufzen! Kein freundlicher Blick begegnet dir, kein wohlwollendes Wort vernimmst du: finstre Augen, mürrische Reden, anklagendes Seufzen gegen einander, das ist der Gruß, den sie einander bringen. — Stelle dich im Geist an ein Krankenbett; da leidet einer schwer; er ist wunderlich in seinen Wünschen und macht denen, die ihn pflegen, viel zu schaffen: wie oft entringen sich da wohl mürrische, anklagende Seufzer ihrer Brust! Das Alter macht sich geltend mit seinen Schwächen; viel Geduld wird da erfordert von denen, die sie sollen tragen helfen: offen und geheim hebt sich da gar leicht die Brust zu sündlichem Seufzen.

In der kirchlichen Gemeinschaft, wer wüßte es nicht, wie oft ein Amtsgenosse den andern seufzend verklagt vor Gott, als gäbe er ihm nicht die Ehre, als verfälsche er sein Wort; wer hätte nicht erfahren, wie Seelsorger und Gemeindeglieder seufzend oft einander richten!

Im staatlichen Leben, wie viel Unvollkommenheit war immer da und wird stets da sein! Wie manches wünschte der König anders, wie vieles die Unterthanen abgestellt! Wer will sie zählen, alle die Verwünschungen, die sich in Seufzern kund geben!

Ist das denn aber die rechte Art bei all den menschlichen Unvollkommenheiten, daß einer den andern laut in Worten oder still in Seufzern anklagt? Wird so das Verkehrte richtig, oder fühlst du dich durch Seufzen erleichtert? Keins von beiden. Das Schlimme wird nur schlimmer, und du wirst unmutiger in deinem Herzen; dazu reizest du noch den andern zum Seufzen wider dich. So richtet sich denn dein richtendes Seufzen bei und an dir selbst, „der Richter ist vor der Thür“; und du wirst auch noch vor dem andern gerichtet, wieder „ist der Richter vor der Thür“; und ihr beide werdet von dem Richter der Lebendigen und Toten zur Verdammnis gerichtet, und auch er „ist vor der Thür.“

Darum weg mit dem anklagenden und richtenden Seufzen! Statt dessen zeigt uns Jakobus einen gar köstlichen Weg für unsern Verkehr in den Worten: Betet für einander!

Welch ein herrliches Vorbild hat uns da Christus gegeben! Er weiß, daß Simon ihn verleugnen wird. Seufzt er etwa wider ihn? „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre,“ damit tröstet er ihn. Ans Kreuz hat ihn sein Volk geschlagen. „Vater, vergieb ihnen,“ das ist seine Antwort darauf. Und sein größter Apostel, der bis aufs Blut von seinen Brüdern im Fleisch gequält wurde, schreibt: Liebe Brüder, meines Herzens Wunsch ist, und flehe auch zu Gott für Israel, daß sie selig werden. Endlich Luther, wie oft schreibt er, daß er bete für seine Feinde, und bittet andre, daß sie es auch thun! „Das Gebet, so im Glauben geschieht, hilft und fördert, ja erlanget, daß ein andrer bekehrt wird,“ so lesen wir in seinen Tischreden. — Dazu gehört aber, daß einer dem andern seine Sünden bekenne. Frage den Seelsorger, der in dem Hause des Zankes Frieden stiftet. Wenn die Feinde bekennen, was sie gegen einander haben, dann ist es möglich, sie zu vereinen; und ist dies geschehen, dann ist der schönste Schluß das Gebet für einander, daß Friede bleiben möge. Das Gebet mit einander und für einander wandelt das Herz, daß es nicht mehr seufzend anklagt und richtet, es macht die Luft rein, daß die bösen Geister weichen und wir gesund werden; des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. R—n

Neue Funde auf dem Gebiete der urchristlichen Litteratur

2. Die Apokalypse des Petrus

Etwas anders stehts mit dem andern Stück. Das war uns noch weniger eine unbekannte Größe. Wir wußten z. B., daß der eigentliche Schöpfer der Alexandrinischen Schule, Klemens, etwa um dieselbe Zeit, da Serapion in Syrien gegen das Evangelium des Petrus vorging, die Apokalypse, die den Namen desselben Petrus trug, mit unsern katholischen Briefen zusammen auslegte. Sie war ihm eine „heilige Schrift.“ Die

Mehrzahl der Forscher glaubt auch bestimmt, daß sie in der römischen Gemeinde im zweiten Jahrhundert zu höchstem Ansehen gelangte. Und noch um 440 wurde sie in einigen Gemeinden Palästinas alljährlich am Karfreitag vorgelesen. Und weiter wissen wir auch aus zwei alten Katalogen, wie lang sie etwa war, ungefähr wie unser Galaterbrief; messen wir damit unser Stück, so ist es die kleinere Hälfte, ein großes zusammenhängendes Mittelstück, aber „vollständig" oder „fast vollständig" liegt auch dieses Dokument bisher nicht vor.

Allein woher wissen wir überhaupt, daß unser Stück aus jener hoch angesehnen Schrift stammt, die die alten Christen neben der Apokalypse des Johannes lasen? Der Schreiber bezeichnet sich selbst nur als einen der Zwölf. Aber eben von jenem Klemens Alexandrinus sind uns einige Angaben über den Inhalt aufbewahrt: es behandle besonders furchtbare Höllenstrafen für sündhafte Weiber, und einige Stellen giebt er genauer an. Und gerade die eigentümlichste findet sich nun in unserm Stück wieder.

Wir werden in der That annehmen können, daß das alte Schriftwerk zum Teil wieder erstanden ist. Ich lasse es auch in der Uebersetzung soweit folgen, daß der Charakter erkennbar wird. Es hebt an mit Worten Jesu zu den Jüngern, die offenbar zu Lebzeiten des Herrn gesprochen gedacht sind, wie das gleich Folgende zeigt, und die sich beziehen auf die vorbereitenden Ereignisse vor der Zeit seiner Wiederkunft oder, wie es hier überraschenderweise heißt, des Kommens Gottes zu den Gläubigen Christi, nicht des Wiederkommens Christi zu den Seinigen.

* * *

. . . . Viele von ihnen werden falsche Propheten sein und werden allerlei Wege und Sätze des Verderbens lehren. Jene aber werden Söhne des Verderbens werden, und dann wird Gott kommen zu meinen Gläubigen, die da hungern und dürsten und bedrängt werden und in diesem Leben ihre Seele in die Schule nehmen, und er wird richten die Söhne des Frevels. Und der Herr fuhr fort und sprach: Lasset uns auf den Berg gehen zu beten. Da wir aber, die zwölf Jünger, mit ihm dahin gingen, baten wir, daß er uns zeige einen von unsern gerechten Brüdern, die aus der Welt geschieden sind, damit wir sähen, wie ihre Gestalt geartet wäre, und selbst voll Vertrauens auch im Vertrauen stärkten die Menschen, die uns hörten. Und da wir beteten, erschienen plötzlich zwei Männer und standen vor dem Herrn, zu denen wir nicht unsern Blick erheben konnten, denn es ging aus von ihrem Angesicht ein Strahl wie von einer Sonne, und licht war ihr Gewand, wie niemals eines Menschen Auge gesehen hat, ja kein Mund kann beschreiben noch ein Menschenherz fassen die Herrlichkeit, mit der sie angethan waren [vgl. Jes. 64, 6; 1. Kor. 2, 9], und die Schönheit ihres Angesichts: da wir sie erblickten, wurden wir voll Schreckens. Denn ihre Leiber waren weißer als jeglicher Schnee und röter als jegliche Rose, aber zusammengemischt war das Rot mit dem Weiß, und schlechterdings, ich kann nicht schildern ihre Schönheit. Denn ihr Haar war kraus und von blühender Frische und stand wohl an dem Antlitz und den Schultern, wie ein einziger Kranz aus Narde geflochten und bunten Blumen oder wie ein Regenbogen in der Luft: so war ihre Wohlgestalt. Wie wir nun ihre Schönheit sahen, wurden wir voll Schreckens über sie, da sie ja plötzlich erschienen waren.

Und ich trat zum Herrn und sagte: Wer sind diese? Er sagt zu mir: Das sind eure Brüder, die Gerechten, deren Gestalt ihr sehen wolltet. Und ich sprach zu ihm: Und wo sind alle die Gerechten, oder welcher Art ist die Welt, in der sie im Besitze dieser Herrlichkeit sind? Und der Herr zeigte mir einen gewaltigen Raum außerhalb dieser Welt, vom Licht wundervoll erglänzend, und die Luft allda von Sonnenstrahlen durchleuchtet, und die Erde selbst blühend von unverwelklichen Blumen und voll von Wohlgerüchen und unvergänglichen Bäumen, die schöne Blüten und gesegnete Frucht trugen. So stark war der Blütenduft, daß er bis zu uns von dorther getragen wurde. Die Bewohner jenes Ortes waren angethan mit lichter Engel Gewand, und ähnlich war ihr Gewand ihrem Lande. Engel

aber tummelten sich um sie herum. Gleichmäßig war die Herrlichkeit derer, die da wohnten, und mit einer Stimme jauchzten sie dem Herren Gott entgegen voll Jubel an jenem Orte. Es spricht zu uns der Herr: Dies ist der Platz eurer Vorgänger,*) der gerechten Menschen.

Ich sah aber auch einen andern wüsten Ort gerade gegenüber von jenem, und es war der Ort der Pein, und die Gepeinigten und die peinigenden Engel hatten finstere Gewandung, entsprechend der Atmosphäre des Ortes. Und einige waren da an der Zunge aufgehängt, das waren aber die Lästerer des Weges der Gerechtigkeit, und unter sie war flammendes Feuer gelegt und peinigte sie. Und dann war ein großer Pfuhl feurigen Schlammes, in dem waren Menschen, die verkehrt hatten die Gerechtigkeit, und Plagengel saßen ihnen auf dem Nacken. Es waren aber auch andere Weiber an den Haaren über jenem aufbrodelnden Pfuhle aufgehängt, das waren die, so sich zum Ehebruch geputzt hatten; die sich aber ihnen vereinigt zu ehebrecherischer Befleckung, hingen an den Füßen, mit ihren Köpfen im Pfuhl.

Ich sagte: Nicht glaubten sie, daß sie an diesen Ort kommen würden**). Und ich sah die Mörder und ihre Mitwisser an einem beengten Ort, der erfüllt war mit bösen Schlangen, geworfen und von jenem Getier gebissen und sich windend in der Pein, auf ihnen aber krochen Würmer wie Wolken der Finsternis [vgl. Jes. 14, 11], aber die Seelen der Ermordeten standen dabei und sahen der Peinigung ihrer Mörder zu und sagten: O Gott, gerecht ist dein Gericht.

[Wiederum folgen wahrhaft raffinirte Strafen für unzüchtige Frauen und unnatürliche Mütter].***)

Und andere Männer und Weiber waren bis zur Hälfte ihres Körpers in Feuerglut, an einen finstern Ort geworfen und von bösen Geistern gegeißelt, ihre Eingeweide aber wurden gefressen von Würmern, die nicht ruhen [vgl. Mark. 9, 44; Jes. 66, 24] — das waren die, die die Gerechten verfolgt und ausgeliefert hatten. Und nahe bei denen waren wiederum Weiber und Männer, die zerbissen ihre Lippen [vgl. Offenb. Joh. 16, 10] und hielten glühendes Eisen zur Strafe gegen die Augen — das waren die, so den Weg der Gerechtigkeit verlästert und verleumdet hatten. Und denen gegenüber abermals andre Männer und Weiber, die ihre Zungen zerbissen und flammendes Feuer im Munde trugen — das waren die falschen Zeugen. Und an einem andern Orte waren Kiesel, schärfer als Schwerter und jeglicher Spieß, glühend dazu, und Weiber und Männer mit schmutzigen Lumpen bekleidet wälzten sich in ihrer Pein darauf — das waren die Reichen und die auf ihren Reichtum gepocht und sich nicht erbarmt hatten der Waisen und Witwen, sondern hatten das Gebot Gottes mißachtet. In einem weitern großen Sumpfe aber voll Eiter und Blutes und aufsprudelnden Kotes standen Männer und Weiber bis zum Knie — das waren, die da auf Zins geliehen und Zins auf Zins gefordert hatten. Andre Männer und Weiber wurden von einer hohen Spitze gestürzt, und unten angelangt wurden sie von denen, die ihnen auf den Fersen waren, wieder hinaufgejagt auf die Spitze, um von da wieder hinabgestürzt zu werden, und hatten keine Ruhe in dieser Pein.

[Das waren wieder Strafen für die schlimmsten Sünden der Unzucht, die die Gesellschaft der antiken Welt so arg verpesteten, wie sie auch Paulus Röm. 1, 26 ff. straft.]

Und nahe bei jener Spitze war ein Ort voll des heftigsten Feuers; da standen solche Männer, die mit eignen Händen sich Schnitzbilder gemacht hatten an Gottes Statt, und neben denen andre Männer und Weiber, die sich gegenseitig mit Ruten schlugen und nimmer ruhen durften von dieser Strafe, und andre wiederum nahe bei ihnen, Weiber und Männer, in Gluten sich windend und schmorend — das waren die, so den Weg Gottes verlassen hatten.

* * *

Hier endet das Fragment.

*) Das griechische Wort ist verderbt. Harnack liest „Hoheprieſter" und versteht die Bezeichnung davon, daß die Gerechten für die Menschen priesterlich bitten; Lods liest und übersetzt wie ich.

**) Vgl. Luk. 16, 28—31. Anders Harnack und Lods.

***) Das ist die Stelle, die Klemens Alexandrinus zitirt. Sie entzieht sich der Wiedergabe an diesem Ort.

Damit war die Schilderung der Höllenqualen sicher noch nicht zu Ende, wie wir nachweisen können, andre Kategorien unseliger Menschen und entsetzlicher Peinigungen sind noch gefolgt. Es packt uns ein Schauder bei dieser Monotonie des Schrecklichen, die auch die ohnehin ungelenke Sprache beeinflußt. Gewiß, wer wollte leugnen, daß ein tiefer sittlicher Ernst sich offenbarte, wohl geeignet, die Gemüter zu erschüttern. Aber auch zu erbauen im evangelischen Sinne? Wo ist der Gott der Gnade? Ich sehe nur den Gott der Vergeltung, der den „Gerechten" und denen, die „den Weg der Gerechtigkeit" verlassen haben, Lohn und Strafe heimzahlen wird. Der Anfang klingt an die Seligpreisungen des Herrn an: „Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit" — man ist versucht, im Zusammenhange des Ganzen das Hungern und Dürsten buchstäblich, sinnlich zu nehmen und auf das Fasten zu beziehen.

Der Verfasser findet nicht Worte, den paradiesischen Lohn so lockend, die höllischen Strafen so abschreckend wie möglich zu schildern. Wie eine „Insel der Seligen" erscheint der Ort der „Gerechten," mit den Farben des griechischen Tartarus ist der Ort der Verdammten gemalt. Dantes Divina commedia ist hier in der That in rohen Zügen vorgebildet. Aber ist das eine reine Auffassung des Evangeliums? Die jüdischen Psalmen zeigen oft die Freude des Gerechten an der Strafe des Ungerechten. Die christliche Gemeinde eignet sich das Psalmbuch an, indem sie es wie das ganze Alte Testament evangelisch umdeutet. Der auferstandne Christus legt seinen Jüngern die Schrift aus, daß ihnen das Herz brennt. Aber kaum eine alttestamentliche Stelle zeigt uns so die Schranke jüdischen Denkens und Empfindens, wie die Stelle in diesem christlichen Offenbarungsbuch, wonach die Seelen der Gemordeten der namenlosen Pein ihrer Mörder zusehen und ausrufen: Gott, dein Gericht ist gerecht. Das ist Judentum im Christentum, die Anwendung des alttestamentlichen: „Und mein Auge wird seine Lust sehen an meinen Feinden" (z. B. Ps. 92, 12) auf das Jenseits. Man denke sich, daß dies Buch nicht ausgeschieden sei, sondern als ein „heiliges" fortgegolten habe und für den kirchlichen Gebrauch bestimmt geblieben sei, diese eine Stelle — genügt sie nicht, um das aus Christus genährte sittliche Gefühl der christlichen Gemeinde zu empören? Einen Kingsley verfolgte der Gedanke an die vielen armen Sünderseelen in der Ewigkeit so, daß er es als eine Forderung des Glaubens an den Gott der Barmherzigkeit ansah, auch an die endliche Begnadigung oder Wiederbringung aller Menschen zu glauben, in die Seligkeit der Gerechtfertigten werde sich sonst immer trübend der Gedanke an die Verurteilten mischen. Die Lösung dieses Problems, das uns ja quälen kann, wollen wir dem Gott überlassen, der die heilige Liebe ist. Aber die Anschauungsform, die hier vorliegt, ist nicht aus Christi Geist geflossen.

Trotz der Verwandtschaft des Inferno mit dem griechischen Tartarus scheint es das Erzeugnis eines spezifisch judenchristlichen Geistes, von dem die Kirche schließlich urteilte wie Paulus, daß er „ein andres Evangelium" predigte. Eine Reihe Einzelheiten bestärken den Eindruck: die besondre Schärfe gegen die Reichen, das Verbot des Zinsnehmens, das hier zum erstenmale auf christlichem Boden erscheint, vor allem auch der Anfang, wo die Hoffnung auf eine Theophanie statt eine Wiederkunft Christi ausgesprochen wird, in der Weise des Alten Testaments Gott und nicht Christus als Weltenrichter erwartet wird.

Der Blick in die Hölle mit dem reichen Register der hauptsächlichsten Sünden gestattet einen Schluß auf den Zustand der Gemeinde zur Zeit des Verfassers. Viele sind bereits abgefallen und haben den Weg der Gerechtigkeit verlassen, Lästerer, Verräter und falsche Zeugen giebt es. Die christliche Gemeinde hat bereits schwere innere und äußere Krisen durchgemacht. Am meisten Berührung und innere Verwandtschaft zeigt diese Apokalypse mit dem prophetischen Buch, das Hermas unter dem Namen des „Hirten" um 130 in Rom schrieb, und sodann mit unserm zweiten Petrusbrief. Wie in diesem Brief soll aus Petrus Munde und mit der Autorität des Apostelfürsten einem bereits in Sünde und Abfall geratenen Christengeschlecht der ewige Lohn und die ewige Strafe von neuem gewiß gemacht werden. Man wird sich das Werk in der ersten

Hälfte des zweiten Jahrhunderts entstanden denken dürfen. Dafür ist uns das Stück ein äußerst wertvolles Zeugnis: daß wir noch besser erkennen, in welchen Gefahren das Christentum stand, sich selbst zu verlieren nicht nur in der Aktion derer, die in Welt und Christentum keine ausschließenden Gegensätze mehr fanden, sondern auch in der Reaktion derer, die mit allen Mitteln der Abschreckung und der Verheißung auf paradiesische Herrlichkeiten die Verweltlichung hemmen wollten. Wie groß war doch die Gefahr, daß das Wort vom Kreuz und von der Gnade ganz unverstanden verhallte! Wie gut ist es zu verstehen, daß Männern, die sich an Paulus gebildet hatten, wie Marcion, die gemeinchristliche Anschauung nur als eine Art entnationalisirter Mosaismus erschien, wenn sie etwa Schriften wie diese nicht nur im Osten, sondern auch in Rom in höchster Geltung fanden! Wie sehr kamen doch gerade die sittlich Ernsten in der griechisch-römischen Welt dem Misverständnis entgegen, als sei das Wort von der gewissen Gnade vielmehr das Wort von der sicheren Vergeltung! Aber die Kirche entschied doch gegen das Buch.

In unserm Neuen Testamente steht nur noch ein prophetisches Buch, das, welches den Namen des Johannes trägt. Die Prophetien des andern „Säulenapostels," des Petrus, lehnte die Kirche ab. Sie fand in jenem, aber nicht in diesen apostolischen Geist. Die Offenbarung des Johannes ist voller Probleme, unsern Gemeinden gewiß die schwerstverständliche unter den neutestamentlichen Schriften. Und doch kann man nicht sagen, daß sie dem Leben der Gemeinde am fernsten stünde. „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben," das Wort hat Abertausenden unsrer Konfirmanden den heiligen Moment am Altar geweiht, und andern Tausenden steht es als Trauspruch über dem gemeinsamen Leben, und die Weihe des Gemeindemahls wird unzähligemale eingeleitet durch das Wort: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir." Ueber unsern Gräbern aber klingt der Trost wieder und wieder: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben." So sind die prophetischen Worte der Apokalypse Johannis auf das innigste verwachsen mit dem Leben der Gemeinde. Wir möchten diese Sterne an dem Himmel des Christenlebens nicht missen.

Was wir bis jetzt von dem prophetischen Petrusbuch wissen, kann dem nicht an die Seite gesetzt werden. Ein in sittlich-religiöser Beziehung „der kanonischen Johannes-Apokalypse entsprechendes prophetisches Buch" war es jedenfalls nicht.

Der neue Fund hat wie frühere doch nur dazu gedient, zu zeigen, wie richtig der kritische Takt der ältesten Kirche in der Auswahl der Schriften war, die sie als Zeugnisse ihres Ursprungs und als Urkunden ihres Glaubens gelten ließ.

Das ist gewiß das Größte, was die alte Kirche geleistet hat, und es ist, als hätte sie ihre beste Kraft damit hingegeben. Wie das Judentum das Christentum, das es aus seinem Schoße geboren, von sich stieß, so verstand die katholische Kirche sehr bald ihr eignes Kind nicht mehr und stieß die schließlich aus, die es wagten, sie auf ihren wertvollsten Besitz hinzuweisen und sich entschlossen auf ihn und ihn allein zu stellen, als auf das Vermächtnis der Urzeit, in zwiefachem Sinne des Herren Testament.*)

H v Sch

*) Im ersten Artikel (Nr. 1.) ist infolge eiliger Erledigung des Druckes einiges zu berichtigen. Sp. 10 soll nach „streckten sich nieder" Frage- nicht Ausrufungszeichen stehen, Sp. 11, Z. 26 v. u. sind zwei Worte ausgefallen: „sie drangen in ihn, dem Hauptmann und den Soldaten zu gebieten, nichts zu sagen." Sp. 12 war das Urteil über den gnostischen Charakter der wichtigen Stelle „Meine Kraft etc." vorsichtiger formulirt: Ein Gott hat sich auf den Menschen Jesus niedergelassen und entflieht wieder vor dem Sterben: das waren Gedanken gnostischer Irrlehre, die hier anklingen. Der Tiefpunkt etc.

Unterdes sind die angekündigten Publikationen von Harnack (Bruchstücke des Evangeliums und der Apokalypse des Petrus von Adolf Harnack. Leipzig, Hinrichs. 2 Mk.) und dem Franzosen Lods erschienen, dazu gesellt sich eine englische von Robinson-James. Wieder haben drei Stellen neues Licht bekommen durch glückliche Verbesserungen des Textes: Sp. 10, Z. 16: laßt uns schleifen statt entdecken. Sp. 11 bitte ich die Stimme vom Himmel wohl als Frage zu fassen und der Satz lautete vermutlich etwa: Hast du den Entschla-

Die Berechtigung der Landeskirchen

3. Die landeskirchlichen Gemeinden

In der katholischen Kirche ist der Bischof der von seiner Diözese in gewissem Sinne vergötterte Mann. Von ihm geht der Quell des Lebens aus. Steht er in seinem Amte nicht bloß in Kraft seines Amtes, entspricht auch seine Person und sein Charisma seinem Amte, so wird er ohne Zweifel seiner Diözese ein Quell des Segens werden. Bei uns steht das Bischofsamt gleichsam im Hintergrunde. Es ermöglicht nur das, worauf alles ankommt, das Gemeindeleben. Es gehört daher immer Selbstverleugnung dazu, im Kirchenregiment eine Stellung zu übernehmen, da die unmittelbare Ausübung der Seelsorge, das Beste also, den Gemeindeorganen verbleibt. Leider aber scheint es, als wenn gerade das Gemeindeleben immer der schwächste Punkt der Landeskirchen gewesen wäre. Ist es unberechtigt, in der Gestaltung des Regiments der Landeskirchen eine Abschwächung des kirchlichen Lebens (oder gar eine Verweltlichung) zu finden, so scheint in der landeskirchlichen Art der Gemeindebildung solch eine Abschwächung mit Notwendigkeit gegeben zu sein. Zu einer landeskirchlichen Gemeinde gehört, wer einmal ohne sein Verlangen getauft ward und im Bezirk dieser Gemeinde wohnt, auch wenn er nach seiner Konfirmation, vielleicht gar nach seiner Taufe, nie wieder in einer Kirche war. Die Gemeinde, in der vielleicht die meisten innerlich ihr gar nicht angehören, wählt eine Vertretung, die am landesherrlichen Kirchenregimente Anteil nimmt, also nur eine äußerliche, gar nicht gemeindebildende Funktion ausübt. Der enge Kreis derer, die noch um Wort und Sakrament sich sammeln, ist vielleicht noch eine Gemeinde zu nennen. Er ist eine Oase in der Wüste. Da aber diejenigen, die diesem Kreise sich anschließen, zu einander ein Verhältnis nicht haben, so ist eigentlich doch auch ein solcher Kreis nicht eine Gemeinde zu nennen. Im Grunde also ist die Kirche erloschen. Sie kann nur dadurch von neuem entstehen, daß die, die „wahre Christen sein wollen", zusammentreten, nach der Scheinkirche nicht mehr fragen und die Bildung einer lebendigen Kirche von neuem beginnen. Das dürfte wohl in Betreff unsers kirchlichen Gemeindelebens das Ergebnis der ernsten und geistvollen Erörterungen Sohms sein, das er selbst aber nicht ausgesprochen hat; vielleicht nur deshalb, weil er als Historiker dazu nicht veranlaßt war.

Daß es um unsre landeskirchlichen Gemeinden ungefähr so steht, wie hier dargelegt ward, das ist leider wahr. Aber daß diese Zustände mit Notwendigkeit aus der Natur unsrer Landeskirchen folgten, das ist unrichtig. Sie sind nur ein Ergebnis der Versäumnisse, die wir zu verantworten haben. Auch das Bestehen der Gemeinden ruhte bisher auf dem gesetzlichen Zwange. Die Kinder mußten getauft werden. Bis zur Einführung der Standesämter mußte ein Vater, der sein Kind nicht rechtzeitig taufen ließ, in manchen Ländern Strafe zahlen. Man konnte ohne kirchliche Trauung die Ehe nicht schließen. Man mußte also einer Kirche angehören. Dieser und jeder andre Zwang hat aufgehört. Der Polizeiapparat ist aus dem Gemeindeleben mehr oder weniger entfernt. Um freiwillige Vereinigung der Gemeindemitglieder aber haben wir uns nicht in genügender Weise bemüht. Da mußte ja die Leere übrig bleiben. Das Herkommen und die persönliche Tüchtigkeit einiger Geistlichen sammeln noch hie und da kleinere oder größere Kreise um Wort und Sakrament. Eine Gemeindebildung aber ist das nicht. Könnten wir die Taufe auf eine spätere Zeit verlegen, die Zulassung zum heiligen Abendmahle auf eine noch spätere, gewährten wir beide Sakramente nur auf ausdrücklichen Wunsch und unter den notwendigen Bedingungen — da wäre vielleicht eine Gemeindebildung nach dem Ideale Sohms ermöglicht. Wir hätten dann in unsern Gemeinden nur die, „die wahre Christen sein wollen." Volkskirchen blieben unsre Kirchen auch dann noch, durch das Kirchenregiment und die Vorbildung der Geistlichen mit dem nationalen Geistesleben geeint. Jetzt liegt die Gefahr nahe, daß sie nicht Volks- sondern Scheinkirchen werden. Aber mit diesen Reformen haben wir nicht zu rechnen. Mindestens auf lange Jahrzehnte hin ist an ihre Verwirklichung gar nicht zu denken. Aber es ist fürerst auch ohne das weiter zu kommen.

Ich habe immer die Ansicht vertreten, daß man beim Entstehen der Gemeindevertretungen ihre Zahl nach der Zahl der Geistlichen hätte bemessen und ihnen die Seelsorge als ihre eigentliche Aufgabe hätte übertragen sollen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Sohm auf seinem Standpunkte diesen Gedanken richtig finden und in dem Verfahren, das eingeschlagen ward, einen Ausfluß der alten äußerlichen Auffassung des Kirchenregiments sehen wird. Thatsächlich können in den großen Parochien die Kirchenvorstände nur der Verwaltung sich annehmen, Mitträger eines äußerlichen Kirchenregiments sein. Die meisten Kirchenregimente stellen sich noch heut auf diesen Standpunkt. Sie gestatten noch heut die Errichtung eines Kirchenvorstandes nur da, wo eine Kirche vorhanden oder doch ein Kirchenbau beabsichtigt, wo also etwas zu verwalten ist. Sie mögen selbst ermessen, ob sie nicht damit über die Natur des Kirchenregiments zu einem Urteil Anlaß geben, wie Sohm es ausgesprochen hat. Nein, wenn das Kirchenregiment dadurch ein wirkliches Bischofsamt verwaltet, daß es ein wahres Gemeindeleben möglich macht, so darf es nicht Nein sagen, wenn ein Kirchenvorstand bittet und fleht, es möchte um der Seelsorge willen (auch ohne Kirchenbauten) die Teilung seiner Parochie in mehrere Gemeinden gestatten. Wird das Gemeindeleben dann, wenn jede Gemeinde ihre eigne Kirche hat, nicht in falscher Weise demokratisirt, dann braucht es auch ohne Kirchenbau nicht demokratisirt zu werden. Jedenfalls nähern wir uns der Bildung wirklicher Gemeinden, wird die Seelsorge das Maßgebende für ihre Abgrenzung, entschließen wir uns, die Zahl der Gemeinden nach der Zahl der Geistlichen, nicht nach der Zahl der Kirchen zu bemessen.

Auch der Gedanke, den ich immer vertreten habe, verträgt sich mit den Anschauungen Sohms, daß in jeder Gemeinde die lebendigern Christen in engern Kreisen, Hausväterverbänden, sich sammeln und einigen und der bedrängten Gemeindemitglieder sich annehmen müßten. Ob solch eine Sammlung innerhalb oder außerhalb einer landeskirchlichen Gemeinde geschieht, das ist ja zunächst für das von Sohm vertretene Prinzip gleich. Für meine Anschauung nicht. Mir liegt sehr viel daran, daß die engere Gemeinde für die weitere offen und mit der nationalen Entwicklung der Kirche in Verbindung bleibt.

Das werden die Anhänger der independentistischen Richtung wohl zugeben, daß es gut ist, wenn die lebendigern Gemeindemitglieder pflichtmäßig innerhalb ihrer Bezirke, nicht nach Neigung sich zusammenschließen. Ich glaube, Vereine, die auf persönlicher Freundschaft beruhen, sind nicht imstande, wirklich christliche Gesinnung zu wahren. Sie verfallen dem Egoismus. Muß die Gemeinschaft der Herzen an die lokalen Grenzen sich binden, so wird ein Opfer von ihr gefordert, das sie nur innerlich stärkt und sie gesund erhält.

Daß in jeder Gemeinde die aktiven Mitglieder durch den Willen der Gemeinde bestimmt, also irgendwie gewählt werden, das versteht sich von selbst. Mag das auf Vorschlag oder durch Stimmzettel geschehen, das macht keinen Unterschied. Auch in den apostolischen Gemeinden ward ohne Zustimmung oder Wahl der Gemeinde niemand thätig. Wenn nur von dem Bezirksgeistlichen kooptirte Helfer der Liebesthätigkeit oder der Seel-

---

senen Gehorsam gepredigt: und vom Kreuze her wurde gehört: Ja. Der letzte Absatz aber auf Sp. 11 wird so beginnen müssen: Beim Morgengrauen des Herrentages aber nahm Maria Magdalena (voll Furcht vor den Juden — hatte sie an dem Grabmal des Herrn nicht gethan, was die Weiber — zu thun pflegten) ihre Freundinnen mit sich u. s. w.

Harnack setzt jetzt das Evangelium wesentlich früher, in das erste Drittel des zweiten Jahrhunderts, vornehmlich weil der Apologet Justinus um die Mitte des Jahrhunderts es bereits ausgiebig benutzt habe. Ich hatte am Schluß meines ersten Artikels bei der Korrektur einen Satz hinzugefügt, der im Druck fortgefallen ist: Bei Justinus läßt sich Berührung, nicht Benutzung nachweisen, in der syrischen Kirche scheint es dann eine Rolle gespielt zu haben. Den Satz zu begründen ist hier nicht der Ort. Wie schwankend das Urteil noch ist, lehrt ein Vergleich zwischen Robinson und Harnack. Während dieser jetzt im Grunde geneigt ist, einen zwar relativ späten, aber wesentlich „selbständigen Versuch die evangelische Geschichte zu beschreiben", darin zu erkennen, kommt der englische Gelehrte zu dem Schluß: Der Verfasser benutzt unsre griechischen Evangelien; der Beweis ist nicht zu erbringen, daß er noch andre evangelische Erzählungen als diese gekannt hat.

sorge sich mit annehmen, so ist das kein geordneter Zustand. Es fehlt dann den Mitarbeitern des Geistlichen auch die Autorität und dem Kirchenregimente das Recht der Kontrolle. In der Seelsorge thätige Gemeinden zu bilden, das ist nicht ein Werk von Heut und Gestern. Es reift nur in Jahrzehnten. Es ist daher doch nicht christlich, wenn man uns deshalb verspottet, weil wir es nicht heut und morgen zustande bringen. Es ist das vor allem dann nicht christlich, wenn man uns die Organe versagt, die wir nach unsern Erfahrungen absolut nicht entbehren können, verpflichtete, nicht bloß kooptirte Vertretungen der Bezirksgemeinden.

So würden wir, wenigstens nach meiner Meinung, über die Gemeindebildung mit Sohm uns wohl verständigen können. Nur eins wird er, wie es scheint, wohl ablehnen müssen: die Wahl des Presbyteriums durch die nur durch lokale Grenzen bestimmte Bezirksgemeinde, von der sehr zweifelhaft ist, ob sie eine wahre Gemeinde sein wird. Er wird darin einen Rest des äußerlichen landeskirchlichen Konstitutionalismus finden, eine Uebertragung einer wesentlichen Funktion auf einen zufällig gebildeten Verein, während für diese Funktion nur eine wirkliche Gemeinde zuständig sein könnte. Ich weiß, daß sich da falsche Resultate ergeben können. Aber in eine independentistische Gemeinde können auch falsche Brüder eindringen. Sie kann entarten. Ich rechne lieber mit der Gefahr, die offen vorliegt, als mit dem schleichenden Gift. In der Landeskirche tritt das Kirchenregiment, dessen Beruf es ist, die wahre Gemeindebildung zu ermöglichen, in genügender Weise gegen die Gefahr ein. Auf jeden Fall habe ich bei dem Verfahren, das mir als das rechte erscheint, den Vorteil, daß mir die Erfahrung zu gute kommt: Vertrauen erweckt Vertrauen. Wozu meine Bezirksgemeinde berechtigt ist, dazu kann ich sie erheben. Das endliche Aufgehen der zufällig (durch den Bezirk) gegebnen Gemeinde in die wahre Gemeinde kann nur auf diesem Wege erreicht werden. Wir müssen uns der Liebe anvertrauen, die alles hofft.

* * *

Ich schließe diese Betrachtungen mit aufrichtigem Danke gegen Sohm. Er hat mit der größten Klarheit dargethan, daß und wie das landesherrliche Kirchenregiment anfangs ein papistisches war und dann in reine Polizeigewalt umgewandelt ward. Beide Stadien der Entwicklung sind vorüber. Was Sohm als das eine Notwendige für die Kirche bezeichnet, die Bildung von Gemeinden, die eins sind im Glauben an ihren Erlöser, das ist in der That das eine Notwendige für die Kirche geworden. Aber wir haben nicht nötig, die Gemeindebildung von neuem zu beginnen. Es ist möglich, die landeskirchlichen Gemeinden in wahre Gemeinden umzuwandeln, wenn auch Jahrzehnte lange Arbeit erforderlich ist, der Lösung dieser Aufgabe auch nur näher zu kommen. Das landesherrliche Kirchenregiment hat die Aufgabe, die Bildung wahrer Gemeinden zu ermöglichen und die Kirche im Zusammenhange mit dem nationalen Geistesleben zu erhalten. Indem es dieser Aufgabe mit aller Hingebung sich annimmt, verliert es ganz die Natur einer äußerlichen Zwangsgewalt. Es wird ein wahres, evangelisches Bischofsamt, Beherrschung der Kirche durch das Wort, indem es die Beherrschung der Kirche durch das Wort möglich macht. Möge es immer klarer diese seine Aufgabe erkennen und mit weitherzigem, geschichtlichem, divinatorischem Sinn sie lösen. Meinerseits werde ich das Vertrauen zur Institution der Landeskirchen nie aufgeben, wie oft auch gerade ihre Organe über die Aufgaben kommen, zu deren Lösung sie da sind, die Bildung wirklicher Gemeinden und die Verwendung der nationalen Kunst und Wissenschaft im Dienste der Kirche. Es kommt die Zeit, wo dieser Konflikt endet. Dafür bürgt uns der Umstand, daß doch überall das landesherrliche Kirchenregiment den Ernst der Zeit auf das Tiefste mit uns empfindet.

E S

Geschichtsphilosophische Gedanken

Uebersicht: 1. Der Standpunkt der Betrachtung; 2. Welches ist der Sinn der Weltgeschichte? 3. Kultur oder Reich Gottes? 4. Religion und Sittlichkeit.

„Um die Philosophie der Geschichte zu schreiben, müßte man im Rate Gottes gesessen haben oder selber Gott sein. Aber daß es eine Geschichtsphilosophie, d. h. einen vernünftigen Zusammenhang der Ereignisse und demnach auch eine Erkenntnis dieses Zusammenhangs geben müsse, darin stimmen die Denkenden aller Zeiten überein." Mit diesen Sätzen beginnt ein Büchlein, das aus Grenzbotenaufsätzen entstanden kürzlich in geschmackvoller Form auf dem Büchermarkt erschienen ist.*) Den Lesern der Christlichen Welt wird eine nähere Bekanntschaft mit ihm nicht nur deshalb erwünscht sein, weil eine gewisse Geistesgemeinschaft zwischen unserm Blatte und allem, was aus dem Grunowschen Verlage hervorgeht, doch wohl nicht zu leugnen ist, sondern besonders deswegen, weil das Thema uns anziehen muß. Denn — der philosophische Herr Verfasser möge es uns nicht verübeln: alle Geschichtsphilosophie ist nun einmal recht eigentlich etwas Religiöses, wie philosophisch sie auch angethan sei, und umgekehrt: niemand hat mehr Neigung und Profession zur Geschichtsphilosophie als ein religiöser Mensch. Und giebt es etwa größere Erscheinungen auf diesem Gebiet, als die „geschichtsphilosophischen Gedanken" der alttestamentlichen Propheten oder das System Augustins vom „Gottesstaat"? Und gerade das vorliegende Buch bestärkt uns erst recht in unsrer Meinung, denn es ist mehr von einem religiösen Glauben diktirt, als der Verfasser Wort haben will. Doch darüber sofort ein Weiteres.

Vorweg sei nur in Kürze dem Verfasser gedankt für seine Gabe. Wie man auch zu seinen Anschauungen sich stellen mag — man wird nicht ohne reichste Belehrung und innere Erfrischung von ihm Abschied nehmen. Vor allem wird man seine ernste, kräftige Persönlichkeit, die in einer urwüchsigen und edlen Sprache sich vernehmen läßt, liebgewinnen. Man wird sie um so höher achten lernen, je mehr man erkennt, daß die Freiheit des Umblicks und die Unbefangenheit des Urteils nicht ohne Kampf gewonnen ist.**) Wenn er auch offenbar nicht dem evangelischen, sondern dem katholischen, wohl altkatholischen Glauben angehört oder angehört hat, so wird er doch der evangelischen Kirche in höherm Maße gerecht, als mancher geborene Protestant, der aus lauter Kulturseligkeit blind ist für Luthers religiöse Größe und darum jammert über die durch die Folgen

*) Geschichtsphilosophische Gedanken von K. Jentsch. Leipzig, F. W. Grunow. 4,50 Mark.

**) Um deswillen sei ihm auch gern verziehen eine gewisse Animosität gegen die Theologie. Obwohl ich hier Partei bin, will ich doch erklären, daß die neuere protestantische Theologie die Vorwürfe, die er ihr macht, nicht verdient. Wenn er einmal sagt, die protestantischen Theologen verstünden bis zum heutigen Tage die Rechtfertigungslehre Luthers noch nicht, so dürfte dies etwas unbillig sein einem Werke gegenüber wie A. Ritschls „Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung." Allerdings kennt der Verfasser dies wohl nicht, da seine Hauptquelle für protestantische Theologie — die Herzogsche Realencyklopädie ist, über deren Unvollkommenheiten leicht zu spotten ist. Eine Encyklopädie ist nun einmal nicht der beste Spiegel einer Wissenschaft. Nun könnte man sagen, von einem Universalhistoriker und Geschichtsphilosophen sei nicht das genaue Studium so umfassender Werke zu verlangen. Allerdings — nicht von jedem. Einem Manne wie Jentsch aber traue ich sowohl die Arbeitskraft als die Unbefangenheit zu, sich mit einem so bedeutenden Werke innerlich auseinanderzusetzen. Ich bitte ihn darum. Er wird dann vielleicht dieselbe Revolution des Denkens über religiöse Dinge an sich erfahren, die Hunderten protestantischer Theologen ein Heilmittel wider Scholastizismus und unfruchtbaren Dogmatismus geworden ist. Vielleicht wird er dann auch seinen Satz zurücknehmen (S. 407), daß die evangelische Kirche von der Theologie kein Heil zu erwarten habe. Die Geschichte der Kirche zeigt, daß die Wandlungen der Theologie und die des religiösen Lebens sehr eng zusammen hängen. Und gerade das kann man aus Ritschl lernen, daß eine schlechte, „unpraktische" Theologie auch die Folge hat, daß das religiöse Leben verkümmert oder in falsche Bahnen geleitet wird. Die Aussichten und die Gesamtlage des Protestantismus sind seit einigen Jahrzehnten stark verändert. Mit dem rapiden Abfall der Massen und der ungeheuern Einbuße an weltlichem Ansehen ist parallel gegangen ein Erwachen mutiger, thatkräftiger Begeisterung insbesondre der jüngern Generation. Wir sind so frei, uns hierfür in erster Linie bei der erneuerten wissenschaftlichen Theologie zu bedanken.

der Reformation zertretene „Kultur.“ Mit einer bewunderungswürdigen Belesenheit verbindet der Verfasser eine wirkliche Kenntnis der Menschen, die er sich im Beichtstuhl und in wirklichem Zusammenleben mit dem Volk erworben haben mag, und darum hat er innigste Teilnahme für seine Leiden, sowie freundliches Verständnis für menschliche Glücks- und Freudenbedürfnisse. Doch das Werk muß für sich selber sprechen.

Ich beabsichtige einige Punkte hier zu erörtern, bei denen ich widersprechen muß. Die ungezählten Gedanken, die ich mit freudiger Zustimmung begrüßt habe, werden ihren Weg zu den Herzen unsrer Leser finden trotz diesem Widerspruche gegen wichtige Grundgedanken des Verfassers.

1. Der Standpunkt der Betrachtung

Das moderne Denken unterscheidet sich von dem des Altertums und der darauf folgenden Zeit durch den völligen Mangel an Naivität. Seitdem die großen Philosophen das Denken selber in eine strenge Untersuchung genommen und über seine Methoden, über seine Tragweite und seine Grenzen Forschungen angestellt und Entdeckungen gemacht haben, ist die Unbefangenheit unsers Philosophirens und Welterklärens unwiderbringlich dahin. Es darf heute niemandem, der die Wahrheit auf philosophischem Wege sucht oder verkündigt, in den Sinn kommen, sein großes Werk ohne die peinlichste Prüfung seiner Mittel, ohne beständige genaue Selbstkontrolle zu unternehmen. Vor allem kommt es darauf an, über unsern eignen Standpunkt in der Welt des Denkens volle Klarheit zu haben, wenn unsre Aussagen bei uns und andern Glauben finden sollen. Es ist natürlich ein andres Ding, ob einer ein Gebiet durchforscht, ohne hierzu irgend eine Voraussetzung mitzubringen, oder ob er irgendwie schon Vermutungen, Denkgewohnheiten oder gar Ueberzeugungen hat, die in jenes Gebiet hineinspielen. Wer die Naturgeschichte einer Insektenart oder die Textkritik von Mönchsbriefen oder alte Klosterrechnungen oder die Sprache der Botokuden bearbeitet, der muß nicht nur völlig voraussetzungslos an sein Werk herangehen, sondern er kann es auch. Denn er ist für irgend eine Entscheidung der hier auftretenden Fragen normalerweise gar nicht interessirt. Es berührt ihn innerlich nicht, ob die oder die Handschrift besser ist, oder wie die Botokuden den Genitiv bilden. Ganz anders ist der gestellt, der es unternimmt, den Verlauf der Geschichte nicht nur empirisch zu erkennen, sondern der ihn deuten will, der in ihm Zwecke und Mittel, überhaupt irgend welche Gedanken zu entdecken hofft. Für ihn ist es ganz unmöglich, die Thatsache zu beseitigen, daß er ein Mensch dieser oder jener Generation ist, mit einer bestimmten Erziehung, mit Lebenserfahrungen, mit Wünschen und Hoffnungen. Er kann es nicht umgehen, daß das Ergebnis seiner Forschungen ihn berühre. Vielleicht hängt sein Friede und seine Lebensfreudigkeit an einem bestimmten Ausfall seiner Untersuchung. Ich sage: es ist so und kann nicht anders sein. Wird es ihm schaden, wird es seinem Denken den Wert und die Ueberzeugungskraft rauben? Das kann sein. Vielleicht verführt ihn sein Wunsch zu Meinungen, die vor der harten Wirklichkeit nicht Stich halten. Er kann möglicherweise ein falscher Prophet werden, weil er sich vermaß, den Inhalt seiner Erkenntnisse im voraus zu bestimmen.

Aber es muß nicht so kommen. Für den Denker, dem die höchsten Lebensfragen am Herzen liegen, ist es ein Segen, daß ihm die steuerlose Naivität der frühern Philosophie verloren gegangen ist. Als man ihm den Glauben raubte, daß alles, was gedacht wird, schon deswegen wahr sei, weil es sich so schön denken ließ, da zerriß ein Schleier, der seine Augen bisher verhüllte. Mit ihm zerging ein wonnevolles Bild voll Farbe und Leben, und es erstarb in ihm die kindliche Freude des Poeten, der dichtet und dabei zu denken glaubt. Das war bitter. Und dann folgte eine harte Schule, in der er lernte zu wachen über seine Gedanken und ihnen jeden Streifzug ins Gebiet der blauen Phantasie zu verwehren. Er mußte manche Freude opfern, aber er gewann ein höheres Gut: er lernte sein eignes Denken verstehen, er lernte scheiden das, was die Beobachtung feststellen und der Verstand verknüpfen kann, und andrerseits das, was Wille und Gefühl erstreben.

Er weiß jetzt aus genauer Selbstbeobachtung, daß die Mehrzahl unsrer Gedanken nicht zum erstenmal von uns selbst gedacht, sondern aus den und den Quellen von uns übernommen sind. Und ferner erkennen die „erwachten“ Denker, daß wir das Wenigste in unserm Leben deswegen thun, weil wir genau wissen, daß die Welt so oder so beschaffen ist; sondern wir nehmen in unbegreiflicher Kühnheit an, daß es eine bestimmte Welteinrichtung und Leitung gebe, und leben und handeln darauf hin, obwohl wir keinen andern Beweis für die Richtigkeit unsrer Annahme haben, als den praktischen, daß wir mit ihr am besten fahren. Wer so die Bestandteile seines Denkens scheiden gelernt hat, wer von dem blinden Vertrauen zu der Zauberkraft des Wissens geheilt ist und die „praktische“ Eigenart der „Weltanschauung,“ dessen was wir „Glaube“ nennen, erkannt hat, der kann auch ohne Gefahr der Täuschung sich an solche Probleme heranwagen, wie unser Buch sie behandelt.

2. Welchen Standpunkt nimmt unser Verfasser ein? Er erklärt (S. 3), daß, wenn auch die menschliche Vernunft nie zu einer vollkommneren und reineren Gesamtanschauung gelangen werde, als die Offenbarung sie darbietet, dennoch die „Vernunft“ nicht ablassen könne, „durch eigne Wahrnehmung das bestätigt zu finden, was sie aus der Offenbarung vernommen hat.“ Hier wäre nun der Ort gewesen, einmal die Frage aufzuwerfen, was denn diese „Vernunft,“ die der Verfasser als eine feste und allgemein bekannte Größe behandelt, eigentlich ist. Es ist im Grunde genommen ein Rest von Scholastik anzunehmen, unter dem Worte „Vernunft“ könne und müsse jeder genau dasselbe verstehen, und sie sei überhaupt eine Instanz, über die hinaus, weil sie ganz selbständig und unabhängig sei, keine Appellation mehr möglich wäre. Dies Vertrauen zu der „allgemeinen menschlichen Vernunft“, ist nun dank einer ernsthaften Geschichtsforschung und Philosophie auf das gründlichste erschüttert worden. Die Vernunft, aus der die Geschichtsphilosophie des Herrn K. Jentsch geflossen ist, das ist keineswegs die allgemein menschliche ratio, sondern vielmehr die eines hochgebildeten, ernsten und edeln Mannes im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, eines Mannes, der in jeder Zeile, die er schreibt, sich als Geisteserbe der Vernunft eines Schiller und Ranke, als Bewundrer Bismarcks, vor allem aber als Christ verrät. In der That: ich fürchte, weniger nahestehende Gegner als wir werden ihm vorwerfen, seine Vernunft sei so wenig unabhängig von dem, was er „Offenbarung“ nennt, daß sie für ein aufgeklärtes zwanzigstes Jahrhundert nicht zu brauchen sei. Und ich erlaube mir zu behaupten, daß unser Verfasser sein Buch nie und nimmer auch nur geplant hätte, wenn er nicht eben von christlicher Weltanschauung durch und durch erfüllt wäre.

Schon das Interesse, die unzähligen historischen Einzelbilder zu einem organischen Zusammenhang zu verschmelzen, in der Geschichte einen „Sinn“ zu finden, dies Interesse schon ist durchaus ein religiöses. Der irreligiöse Mensch, der nicht das Bedürfnis empfindet, an einer festen Weltordnung Halt und Direktion zu haben, hat auch nicht das Bedürfnis nach einer einheitlichen Weltanschauung. Und in den Kosmogonien der Häckel und Genossen steckt doch, sie mögen es leugnen oder nicht, ein Rest von religiösem Denken. Für den Verstand ist es kein Bedürfnis, über die empirische Beobachtung hinaus in das Reich der erklärenden Hypothese überzugreifen. Hier treibt ein Andres, Mächtigeres: es ist ein Lebensinteresse der Menschheit, diesen tosenden Strudel von Milliarden Einzelereignissen und Wesen unter ein Gesetz zu fassen. Denn nur, wenn man in solcher Weise bewiesen hat, daß hier nicht der blinde Zufall waltet, der gelegentlich auch den stolzen Denker einmal wegspülen könnte, kann man sich in dieser Welt einrichten. Wie kümmerlich und trostlos auch ihre Welterklärung sei, auch diese Männer finden in ihr einen gewissen Frieden. Sie sind praktisch, um Lebens und Sterbens willen, an ihrer Welthypothese interessirt. Wie viel mehr entspringt jede Geschichtsphilosophie einem religiösen, praktischen Interesse! In dem Gedanken der einheitlichen Weltleitung steckt ja schon von vornherein der Gedanke des einen lebendigen Gottes! Und der Gedanke, ob vielleicht die Welt vernünftig sei, was ist er denn anders, als der zitternde Wunsch, daß sie doch vernünftig sein möchte?

Wer so die Wurzel aller geschichtsphilosophischen Spekulation in der Religion erkannt hat, dem ist auch der Weg der Betrachtung, die Art des Beweises und die Tragweite aller einzelnen Aussagen klar.

3. Wir sind von vornherein mit den stärksten Zweifeln erfüllt an der naturwissenschaftlichen Exaktheit eines der hier dargebotenen Beweise. Wir bezweifeln energisch, daß es möglich sein sollte, für jeden Menschen, für „Juden und Heiden," wie der alte Anselm sagt, einen Sinn oder einen zweckvollen Gedankengang in der Geschichte nachzuweisen. Denn keiner, der nicht die Annahme eines persönlichen Weltlenkers, wenn auch noch so versteckt, in seinem Busen trägt, wird je davon überzeugt werden, daß eine bestimmte historische Ereignisreihe auf einen Zweck hin angelegt ist. Er sieht und kann nur sehen Ursachen und Wirkungen, ein Gewirr von sich durchkreuzenden Beziehungen, die im besten Falle auf eine, meist aber auf mehrere Wurzeln zurückgeführt werden müssen. Der naturwissenschaftlichen, exakten Methode muß der Zweckgedanke von vornherein fern bleiben. Darum täuschen wir uns nicht über die Tragweite solcher geschichtsphilosophischen Betrachtungen. Sie werden nur den überzeugen können, der von vornherein einer Bejahung der Weltvernunft geneigt ist. Wenn unser Buch, woran wir nicht zweifeln, in weiten Kreisen Eindruck machen wird, so wird das daran liegen, daß der christliche Gottesglaube unserm Volke noch viel stärker in den Gliedern liegt, als „freie Geister" zugeben wollen. Gerade hierbei wird sich erproben, daß die Religion eine starke Wurzel hat in dem unausrottbaren Bedürfnis, an eine zweckvolle Weltordnung sich zu klammern.

4. Wir urteilen aber auch über die Methode der Untersuchung etwas anders als der Verfasser. Einig sind wir darin, daß der Beweis für geschichtsphilosophische Betrachtung uns durch die Erfahrung zu geben ist. Aber durch was für eine Erfahrung? Sehr richtig ist von dem Verfasser bemerkt, daß „der Zweck der Welt für uns Menschen nur so weit in Betracht kommen kann, als wir daran beteiligt sind." „Es giebt nichts an sich Wertvolles in der Welt, wenn damit gemeint sein soll, daß niemand vorhanden zu sein brauche, für den es einen Wert hätte." Also nur der Mensch selber kann die Wahrheit einer Philosophie über den Weltzweck an sich erproben; eine allgemeine, rein rationelle, etwa statistische Beweisführung für den Verstand giebt es nicht. Aber es genügt auch zur Ueberzeugung nicht, daß jemand anders für uns die Wahrheit jener Philosophie „erfahren" habe, wenn wir nicht selber eine Probe darauf machen können. Wenn z. B. der Beweis angetreten wird, daß die Zerrissenheit des mittelalterlichen Italiens kein Uebel gewesen sei, sondern daß dies der jener Zeit und jenen Menschen allein angemessene Zustand war, bei dem die Leute sich wohl fühlten und sich organisch-kräftig entwickelten, so könnte das ja richtig sein. Aber zu einer Ueberzeugung, daß dies wirklich richtig ist, daß jene wüste Kampfeszeit wirklich ein Mittel zu göttlichen Zwecken war, werde ich auch durch die geistvollste Vertretung jenes Satzes nicht geführt, weil ich nicht imstande bin, hinter die Geschichte zu schauen. Ob die Genuesen wirklich in jenem Kriege den ihnen eigentümlichen „Frieden" hatten, davon kann ich mich deswegen nicht überzeugen, weil ich unmöglich die Empfindungen jener Leute so nacherleben kann, wie es nötig wäre. Und so geht es nun auch an andern Punkten.

Der Verfasser wirft die Frage auf, ob Glückseligkeit oder Vollkommenheit der Endzweck der Weltgeschichte sei, und handelt darüber, ohne sich auf eine der beiden Seiten zu schlagen. Schon diese Fragestellung ist uns verdächtig, weil wir von vornherein wissen, daß es auf sie eine mit der geschichtlichen Statistik zu beweisende Antwort nicht giebt. Es giebt freilich eine Antwort, aber die ist anders begründet, nämlich in der individuellen religiösen und sittlichen Erfahrung.

Wer immer auch nur im Schatten des Christentums aufgewachsen ist — und dazu gehören eine Masse auch sogenannter „Ungläubiger" —, der hat bereits die ihm schlechthin unumstößliche Erfahrung gemacht, daß die höchste Glückseligkeit von uns nur empfunden wird, wenn wir zugleich in der Uebung sittlicher That begriffen sind. Wir sind selig in unserm Thun

des Willens Gottes. Das höchste Gut ist für uns, daß wir mit Hingabe aller unsrer Kräfte Gott unserm Vater dienen dürfen. Andrerseits haben wir auch die Erfahrung gemacht, daß wir zur „Vollkommenheit" nur gelangen, ein zusammenhängendes sittliches Lebenswerk nur erreichen können, wenn wir in solchem Thun eben unsre höchste Glückseligkeit finden. Die ethisch-religiöse Erfahrung der Christen lehrt ihn also, daß Glückseligkeit und Vollkommenheit auf ihrer höchsten, geistigsten Stufe nicht ohne einander sein können. In dieser Erfahrung liegt aber eingeschlossen, daß sie die größte und erhebendste ist, die überhaupt von irgend einem gemacht werden kann. Eine höhere Seligkeit giebt es nicht auf der Welt, und ebenso kein höheres Ideal der Vollkommenheit, als jenes, das der Christ sich steckt unter dem Antriebe der religiösen Erfahrungen, die er als Christ macht. Damit ist für ihn die große Weltfrage gelöst. Weder „Glückseligkeit" noch „Vollkommenheit" ist der Zweck der Welt, sondern diejenige Seligkeit, die mit der Vollkommenheit aufs engste verbunden ist. Und ebenso sicher wissen wir, daß bei einer noch so gnädigen und weisen Weltleitung dies Ziel weder für den Einzelnen, noch für die Menschheit im ganzen je voll erreicht wird, sondern allezeit seine Grenze findet an der menschlichen Unvollkommenheit, die erst durch den Tod gehoben sein wird. Das Ideal selbst aber, die selige Vollkommenheit oder vollkommene Seligkeit, trägt in sich die Gewißheit, kein Spiegelbild der Phantasie zu sein, sondern fordert gebieterisch seine Verwirklichung in einem andern Leben. Darauf gründen wir unser festes Vertrauen, daß „der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden."

Ich versuchte an diesem Punkte zu zeigen, daß, wie der Ausgangspunkt für geschichtsphilosophische Betrachtung ein religiöses Bedürfnis ist, so auch der Weg der Gedankenbildung nur religiös geartet sein kann. Dies wird sich nun weiter erproben, wenn wir mit dem Verfasser an die große Frage heran treten: Welches ist der Sinn der Weltgeschichte? J W-G

Die Arbeit der belgischen Missionskirche

1. Ein Blick ins belgische schwarze Land

Belgien ist zwar ein Land, das nicht sehr häufig von deutschen Reisenden besucht wird, dennoch bietet es in mancherlei Hinsicht viel Bemerkenswertes.

Wer eine Reise nach Belgien unternimmt, wendet sich gewöhnlich nach den wundersamen mittelalterlichen Städten Antwerpen, Gent, Brügge, Mecheln, Tournay u. s. w. mit ihren engen Straßen, wo der Blick des Fremden bei jeder Biegung auf malerische Türme und alte gothische Kirchen oder Rathäuser fällt, mit ihren Museen und Klöstern, reich an alten flämischen Gemälden, mit ihren altehrwürdigen Münstern, die so viele Meisterwerke religiöser Kunst bergen.

Naturfreunde unternehmen zuweilen eine Wanderung in die dichten Wälder und lachenden Thäler der Ardennen, die Gelegenheit zu manchen genußreichen Streifereien bieten, oder sie verfolgen die Windungen der lieblichen Maas von Lüttich bis hinauf nach Givet an der französischen Grenze und werden reich belohnt durch den Anblick, der sich ihnen bietet. An einzelnen Stellen steigen die Ufer schroff empor, die Felsen nehmen phantastische Gestalten an, und alte Schlösser und stille Dörfer, halb unter schattigen Bäumen versteckt, tauchen hie und da auf.

Der Zweck dieser Skizze ist jedoch nicht, meine Leser mit den landschaftlichen Schönheiten oder den stattlichen Bauwerken Belgiens bekannt zu machen; sie soll vielmehr für den uninteressanten Teil des Landes — wie der gewöhnliche Turist ihn nennen würde — sein Interesse erwecken und ihn in die Minen- und Fabrikdistrikte des Hennegaus und der Provinzen Brabant und Lüttich einführen.

Hier ist die Gegend teilweise noch hügelig, streckenweise jedoch so flach, daß Himmel und Erde in der Ferne ineinander verschwimmen. Hie und da trifft man noch auf Ueberreste der großen Wälder, die einst das Land bedeckten, die aber vor der rasch anwachsenden Flut der Häuser und Fabriken mehr und

mehr zurückweichen; sehr bald vielleicht werden die letzten Reste dieser alten Wälder gänzlich verschwunden sein.

Ein dichtes Schienennetz ist über das Land gespannt; außerdem wird es noch von breiten geraden, unbeschatteten Straßen durchkreuzt, die mit holprigen Steinen gepflastert sind, um den schwerbeladnen Wagen den Verkehr zu erleichtern. Am Rande dieser Landstraßen trifft man von Zeit zu Zeit verstreute Häusergruppen an — in Belgien nennt man sie Dörfer; der Fremde darf sich jedoch nicht durch diese Bezeichnung, bei der man gewöhnlich an freundliche Häuschen mit Blumengärten denkt, irre führen lassen, denn von all dem ist in den belgischen Grubenbezirken nichts zu finden.

In diesem Teil Belgiens bestehen die Dörfer aus mehreren Reihen kleiner Häuser, die alle nach demselben Grundriß aus Backsteinen gebaut sind. Einige von ihnen sind angestrichen, während bei andern die schmutzigen, verräucherten Ziegel bloß liegen. Das Innere jedoch ist größtenteils peinlich sauber gehalten und bildet so einen angenehmen Gegensatz zu den Wegen, die im Sommer zolltief mit schwarzem Staub bedeckt sind, der durch den Winterregen in dicken, schwarzen Schlamm verwandelt wird.

Treten wir in ein solches Dorf ein. Der große Platz vor der Kirche ist gewöhnlich traurig öde. In den Straßen geht es lebhafter zu, besonders des Abends. Dann spielen die halbnackten Kinder in den Gassen; die Frauen stehen schwatzend auf den Thürschwellen, während ihre Männer, stillschweigend die Pfeife rauchend, auf dem schmalen Fußsteig längs der Häusermauern hocken oder auch vor dem Wirtshaus Kegel schieben.

Stellenweise sind diese Dörfer so angewachsen, daß sie, aneinanderstoßend, eine ununterbrochene Reihe bilden, durch die man zwei bis drei Stunden lang hingehen kann, ohne auch nur ein Stück Feld anzutreffen. Hat man endlich das Dorfende erreicht, so ist die Gegend reizlos genug: weite Zuckerrübenfelder, hie und da ein Stück Kartoffelland oder ein Wiesenfleck, mit unansehnlichem Gras bedeckt; die einzige Unterbrechung in diesem einförmigen Bilde sind die hohen, dunkeln Schornsteine einer Fabrik oder einer Grube, aus denen sich qualmende Rauchwolken langsam herüberwälzen. Des Nachts, wenn die Flammen und sprühenden Funken aus ihnen hervorbrechen, nimmt die ganze Landschaft ein furchterregendes, phantastisches Aussehen an.

Die Bewohner dieser Provinzen sprechen gewöhnlich wallonisch, eine Mundart, die von dem Altfranzösischen abstammt. Ab und zu findet man noch alte Leute, die das moderne Französisch gar nicht verstehen.

Kommen wir in einen dieser Minendistrikte, so fällt uns vor allem ein Hauptcharakterzug des Volkes, sein unermüdlicher Fleiß, auf. Alle verrichten schwere Arbeit, Männer und Frauen, Burschen und junge Mädchen, sogar die Kinder.

In diesen Gegenden giebt es keine wohlhabenden Ansässigen. Ingenieure sowohl wie Gruben- und Fabrikbesitzer ziehen nach Brüssel oder sonst einem größern Ort, sobald sie sich ein Vermögen erworben haben; infolgedessen besteht die ansässige Bevölkerung nur aus der arbeitenden Klasse. Läden und Wirtshäuser werden gewöhnlich von den Frauen geführt, während die Männer anderswo beschäftigt sind, und dieser doppelte Erwerb bringt in einige Häuser wenigstens etwas Annehmlichkeit. — So arbeitet denn jedermann, und das Treiben scheint überhaupt nie aufzuhören. Die Gruben und Fabriken sind Tag und Nacht in Thätigkeit; viele von ihnen stellen selbst am Sonntag die Arbeit nicht ein.

Belgien hat Industrien jeglicher Art: große Eisenhammer wie die von Seraing (Lüttich), die 10000 Arbeiter beschäftigen, Zuckersiedereien, Papiermühlen, Glas- und Töpferwarenfabriken u. s. w., und die Erzeugnisse belgischen Gewerbfleißes werden in großen Mengen selbst in die entferntesten Weltteile ausgeführt.

Die Kohlengruben sind aber noch zahlreicher und beschäftigen gegen 30000 Arbeiter. Ein Besuch dieser Kohlenbergwerke ist äußerst interessant, und ein kurzer Bericht darüber wird meine Leser gewiß auch interessiren.

Vor allem fiel mir die große Anzahl Frauen auf, die in

den Schuppen arbeiten, die das Hauptgebäude umgeben. Wir treffen hier selbst kleine Mädchen, die die Kohlen aus der Erde und den Steinen, mit denen sie vermengt sind, herauslesen. Junge Mädchen laden sie auf Wagen, die nach der nächsten Eisenbahnstation gefahren werden; andre karren die Abfälle auf einen ungeheuern Haufen, der sich stets wie ein immer höher anwachsender Berg in der Nähe der Grube erhebt.

Wir besuchten zunächst die Beleuchtungsräume, die Geschäftszimmer und die Maschinerie, die frische Luft in die Gruben pumpt und die Fahrstühle in Bewegung setzt. Dann kamen wir an eine Art Plattform, in deren Mitte ein hölzernes Geländer eine große, runde Oeffnung, die Grubeneinfahrt, umgiebt. Es wurde gerade ein Korb hinaufgewunden. Wir spähten in die dichte, schwarze Finsternis unter uns, um etwas zu erblicken, jedoch vergebens. Plötzlich drang ein schwacher Schall, der allmählich zu einer seltsamen, wilden Weise anschwoll, an unser Ohr; man sagte uns, daß die Bergleute diese Melodie oft singen, wenn sie aus dem Schacht heraufkommen. Plötzlich tauchte der Korb aus der Dunkelheit empor und hielt an. Zuerst war es schwer zu erkennen, was er eigentlich enthielt; dann aber konnten wir beim schwachen Schein einiger kleinen Lampen zwei niedrige Stockwerke unterscheiden; das obere war dicht mit Mädchen bepackt, während sich im untern eine ziemliche Anzahl junger Burschen eingezwängt befand. Das Ganze glich mehr einem Geflügelkäfig, als einem Behältnis für menschliche Wesen. — Die kleine Thür wurde geöffnet, die Grubenleute drängten sich heraus, stürzten die Stufen hinab; setzten ihre Lampen ab, und sehr bald sahen wir sie auf verschiednen Wegen dem heimischen Herde zueilen.

Die Mädchen setzten uns durch ihre Kleidung in Erstaunen. Sie trägen nämlich bei ihrer Arbeit lose Jacken und Beinkleider, in denen sie nicht gern gesehen werden mögen. Ein weißes Tuch, das sie um den Kopf gebunden haben, ist das Einzige, was sie von den Männern unterscheidet. Haben sie ihre Wohnung erreicht, so waschen sie sich und kleiden sich um, und des Sonntags entschädigen sie sich durch schreiende Bänder und sonstigen Putz für ihre unpassende Werktagskleidung.

Im Hennegau haben die Mädchen noch die Erlaubnis, in den Gruben zu arbeiten. Da sie dafür etwas höhern Lohn bekommen als die, die außerhalb beschäftigt sind, ziehen sie das sogar vor. Diese Arbeit ist außerordentlich anstrengend. Die Mädchen müssen schwer beladne Wagen von den Stollen, in denen die Kohlen gehauen werden, bis zum Grunde des Schachtes fahren; auch beklagen sie sich bitter, daß die Verwaltung nicht für den Unterhalt der Galerien Sorge trägt. Oft müssen sie bis an die Knöchel im Wasser stehen, und da die Schienen häufig gebrochen sind, können sie nur mit außerordentlicher Anstrengung die Wagen fortrollen. Die Arbeitsstunden sind sehr lang. Ich habe Fälle gekannt, in denen die Mädchen ihr Tagewerk um 6 Uhr morgens anfingen und selten vor 8 oder 9 Uhr abends aufhörten; dabei hatten sie nur eine halbe Stunde ordentlich Ruhe, um ihr Mittagessen, das gewöhnlich aus einer kleinen Kanne schwarzen Kaffees und einem dicken Butterbrot besteht, zu sich zu nehmen. Ihr anfänglicher Tagelohn beträgt ungefähr 40 bis 50 Pfennige, und auch später bringen sie es selten über 1,20 Mark. Die Männer erhalten einen täglichen Lohn von 1,60 bis 2,80 Mark.

Bei solch niedrigem Verdienst kann es uns nicht Wunder nehmen, daß die Bergleute so arm sind. Selbst wenn Vater und Kinder auf die Arbeit gehen, so reicht doch ihr gesamter Lohn nicht aus, um Miete, Kleidung und Nahrung für die ganze Familie zu bestreiten. Deshalb ist es eine anerkannte Sache, daß die Familie auf Borg lebt, so lange die Kinder klein sind. Der Laden, der sie mit dem unumgänglich Notwendigsten versieht, erhält alle vierzehn Tage eine gewisse Summe auf Abzahlung, nachdem man abgemacht hat, daß die Rechnungen erst vollständig bezahlt werden, wenn die Kinder erwachsen sind und ihren Eltern zurückerstatten können, was sie gekostet haben. Erst wenn das geschehen ist, dürfen die jungen Leute sich verheiraten, und da sie nichts haben, womit sie einen Hausstand gründen könnten, so fangen sie ebenfalls das Borgsystem auf eigne Faust an.

Ein weitrer Grund der herrschenden Armut ist die „Bergmannskrankheit," eine Art Schwindsucht, die den Grubenarbeiter oft in der Blüte seiner Jahre hinwegrafft. Sie entsteht teils durch den Kohlenstaub, der sich in der Lunge festsetzt, teils durch die feuchten Dünste und zu raschen Temperaturwechsel, denen der Bergmann ausgesetzt ist. Es ist traurig, den Ernährer der Familie täglich bleicher und magrer werden zu sehen; trotzdem darf er seine Arbeit nicht einstellen; und so begiebt er sich denn an sein Tagewerk, von hartnäckigem Husten gequält, bis er nach einiger Zeit den Kampf aufgeben muß. Dann aber kann er noch jahrelang dahinsiechen, unfähig, sich zu rühren oder etwas zur Ernährung seiner Familie zu thun, bis der Tod ihn endlich erlöst.

Das ist jedoch nicht das Einzige, was die Bergmannsfrau zu befürchten hat; sie muß auch noch in beständiger Angst leben, ihren Gatten eines Tages tot oder fürs ganze Leben verstümmelt auf einer Bahre heimgebracht zu sehen, und deshalb weiß die Bergmannsfrau nichts Besseres zu thun, als ihn jeden Morgen der Hut der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, anzuempfehlen.

Die römische Kirche zählt noch viele ergebene Anhänger in Belgien; die Mehrheit der Bevölkerung aber ist in Materialismus versunken. Die einen bekennen ihn frei und schließen sich den immer mehr anwachsenden atheistischen Klubs an; andre wenden sich noch an die Kirche bei Anlaß einer Taufe, einer Hochzeit oder eines Todesfalls; viele, vom Materialismus eben so sehr wie vom Papsttum angewidert, nehmen ihre Zuflucht zum Spiritismus, dessen kleine Gemeinschaften im ganzen Lande immer mehr Anhänger finden. Der einzige Glaube, der von allen bekannt wird, ist der Aberglaube unter den verschiedensten Formen. Die Kranken werden von der Einbildung gequält, daß irgend ein Feind sich mit Satan verschworen und, um sie zu verderben, das „böse Auge" auf sie geworfen habe. — Den Abschnitten des Evangeliums Johannes, die sich im römisch-katholischen Gebetbuch befinden, schreiben die Leute die wunderbare Kraft zu, Krankheiten zu heilen, wenn sie täglich so und soviel mal vor- und rückwärts gelesen werden. — Mancher Kolporteur ist schon schmerzlich enttäuscht worden, wenn er die Leute besuchte und erfuhr, daß das Evangelium, das er ihnen verkaufte, in den Stall ins Stroh gesteckt worden sei, um das Vieh vor Krankheit zu bewahren, oder auch, daß man es den Kindern in die Wiege gelegt habe, um ihnen das Zahnen zu erleichtern.

Während meines Aufenthaltes in Belgien zeigte man mir ein gedrucktes Gebet, das ursprünglich auf dem Grabe Karls des Großen gefunden worden sein soll; es wurde in den Krämerläden verkauft, um bei Zahnweh auf die Backe gelegt zu werden; auch sollte es imstande sein, allerlei Wunden und Quetschungen zu heilen. — In einem römisch-katholischen Traktätchen, das von einem Hausirer von Haus zu Haus verkauft wurde, fanden wir außer andern Ungeheuerlichkeiten auch folgenden Ausspruch, der eine authentische Behauptung Sankt Peters sein sollte: „Ich thue allen Müttern kund, daß Jesus gedroht hat, Wölfe zu schicken, um ihre Kinder zu verschlingen, wenn sie nicht alle Tage zur heiligen Jungfrau beten."

Wo die Religion so tief gesunken ist, da kann es nicht Wunder nehmen, daß die Sittlichkeit auf gleicher Stufe steht. Die Ehe hat ihre Heiligkeit verloren; Lügen und Schwören ist an der Tagesordnung; die Trunksucht hat so reißend schnell zugenommen, daß in einigen Bezirken in jedem zweiten Hause Likör verkauft wird; manchmal sind zehn bis zwölf aufeinander folgende Häuser mit dem verwelkten Zweig, dem Abzeichen der Wirtshäuser, versehen.

Die Kohlenarbeiter lieben rohe, grausame Belustigungen. Am Sonntagmorgen kann man Scharen von Männern antreffen, die nach irgend einer beliebten Schänke ziehen. Es ist ein Hahnenkampfklub. Ein Mann trägt den armen Vogel, der in einen Sack eingebunden ist. Diese Art Belustigung ist eigentlich ungesetzlich, aber wenn der Vogel nicht zu sehen ist, drückt die Polizei wohl ein Auge zu. — Der ganze Tag wird nun von den beiden Parteien mit Trinken und Wetten zugebracht; dabei sieht man den beiden Kämpfern zu, die sich gegenseitig mit den eisernen Haken, die an ihre Klauen befestigt sind, in Stücke reißen.

Zur Sommerszeit errichtet man auf verschiednen Straßen des Bezirks Buden, und dann wird Tag und Nacht auf den Gassen sowohl wie auf den Sälen ununterbrochen getanzt. Diese Lustbarkeiten, Kirmes genannt, sind, wie man sich leicht denken kann, ein ergiebiges Feld für Unsittlichkeiten jeder Art.

Bringt man einen Sonntag im belgischen schwarzen Lande zu, so genügt das, um uns von dem geringen Einfluß der römischen Kirche auf das Volk zu überzeugen. Des Morgens sieht man noch einige Frauen zur Messe gehen; der Rest des Tages aber ist der Arbeit oder lärmenden Vergnügungen gewidmet.

Ueberall jedoch ist nicht solches Treiben. Zuweilen können wir in einer Seitenstraße auf eine kleine Schar stoßen, die uns sehr an unsre heimischen Kirchgänger erinnert. Ehrwürdig aussehende Männer kommen in fleckenlosen, schwarzen Röcken, saubrer Wäsche und weißer Kravatte daher; sie tragen Bibeln und Gesangbücher; die Frauen in ihren mit Bändern geschmückten Hauben sind ebenso sauber gekleidet; einige von ihnen haben kleine Kinder auf dem Arme oder führen sie an der Hand. Die staubigen Schuhe zeigen uns, daß die Leute aus ziemlicher Entfernung gekommen sind, und ihr rascher Schritt verrät, daß ihnen daran gelegen ist, ihr Ziel zu rechter Zeit zu erreichen. Alle sehen freundlich und heiter aus; beim Zusammentreffen begrüßen sie sich mit herzlichem Händedruck und wenden sich dann nach einem Hause, das sich kaum von den übrigen Wohnhäusern unterscheidet. Wir treten mit ihnen ein und fangen gerade noch die letzten Töne einer bekannten Melodie auf.

Ein leises Summen geht durch den Raum. Die Sonntagsschule ist soeben beendet; die Kinder verlassen die vordern Bänke und begeben sich zu ihren eben eintretenden Eltern. Der Saal füllt sich rasch. Die Männer und Knaben setzen sich auf die eine, die Frauen und Mädchen auf die andre Seite. Eine Nachbarin teilt uns mit, daß der Morgengottesdienst der evangelischen Mission des Ortes sogleich beginnen wird, und ein heißes Dankgefühl steigt in uns auf bei dem Gedanken, daß das Licht des Evangeliums doch auch mitten in all die Sünde, in all die Irrtümer, die uns bis jetzt entgegengetreten sind, hineinscheint. Bald tritt auch der Geistliche im schwarzen Talar ein, und der Gottesdienst nimmt seinen Anfang. Ein inbrünstiges Gebet steigt zum Himmel empor; dann wird ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen, und die ganze Versammlung singt mit klarer Stimme ein geistliches Lied. Die darauffolgende zu Herzen gehende Predigt findet besonders unter den Männern, die jedes Wort begierig auffangen, eifrige Zuhörer. Nach Beendigung des Gottesdienstes teilt der Pfarrer die weitern Versammlungen mit, die an demselben Tage und in der darauffolgenden Woche stattfinden werden. Wir wundern uns, wie es einem Menschen möglich ist, an zwei bis drei Orten zu gleicher Zeit zu sein; das Rätsel löst sich jedoch bald: diese selben christlichen Arbeiter, die jetzt in Gottes Wort unterwiesen werden, haben verschiedne dieser „Kirchen" und Versammlungen unter freiem Himmel, die soeben angekündigt worden sind, zu leiten.

Was wir hier gehört und gesehen haben, hat unsre ganze Teilnahme erweckt, sodaß wir gern mehr über die „belgische Missionskirche" und ihre Entstehung hören möchten. Werfen wir also einen kurzen Rückblick auf die Geschicke dieser Kirche.

Bl B

Absalom

Trauerspiel von Fritz Trotzendorff

Die lebhafte wissenschaftliche Arbeit an der heiligen Schrift hat in der neuesten Zeit auch die Kunst zu neuer, verheißungsvoller Beschäftigung mit den Büchern des Alten und Neuen Testaments wachgerufen. Seitdem an die Stelle der überlieferten theologisch-dogmatischen Schriftforschung immer mehr eine geschichtliche, religiös-persönliche getreten ist, ist für die Kunst ein neues, willkommenes Gebiet eröffnet. Das zeigt sich nicht nur auf dem Gebiete der Malerei, sondern ebenso in der Litteratur, die in der Form von Novellen, Romanen und Schauspielen sich neutestamentlichen und alttestamentlichen Stoffen zu

wendet. Manches dieser litterarischen Erzeugnisse ist nun zwar eitel Stümperei und elendes Machwerk, von dem man sich mit Unwillen abwendet. Aber hie und da sind doch auch bedeutende und ergreifende Werke darunter, die aus der großen Flut moderner Schriftstellerei hervorgehoben und ernsthaft beachtet zu werden verdienen. Zu diesen rechne ich das etwa vor Jahresfrist erschienene bedeutende Trauerspiel Absalom von Fritz Trotzendorff. (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1891, 168 S.; 2 Mk., geb. 3 Mk.), ein Werk, das sich auch zum Festgeschenk trefflich eignet. Im Unterschiede von dem modernen Realismus und Naturalismus kommt hier eine reine, ideale dramatische Poesie zu Worte, in edler Form und reich an Gedanken.

Das psychologische Problem, das sich der Verfasser gestellt hat, liegt in der Frage: Wie konnte Absalom, Davids Liebling, der als eine dem Vater gleichgestimmte, für die höchsten Ideale glühende Seele gedacht ist, zum Empörer werden? Durch zwei Thatsachen wird dies Problem gelöst: Absalom wird irre am Vater; er sieht das durch David bisher verwirklichte Ideal des auf Gerechtigkeit gegründeten Gottesreiches zertrümmert, weil der Frevel Amnons an seiner Schwester Thamar ungesühnt bleibt; und er giebt sich zweitens dem schwärmerischen Wahne hin, in der Weise der alten Richter Israels zur Wiederherstellung der „Gerechtigkeit" in Israel berufen zu sein, nachdem er ohne seine Absicht zum Werkzeuge des Gottesgerichts an dem Frevler geworden ist. So kommt er unter dem Einflusse böser Ratgeber dazu, die Empörung vorzubereiten, zunächst ohne nach der Krone zu streben, nur zu dem Zwecke, die „Ungerechten" in Davids Umgebung, besonders Joab, zu stürzen, — im entscheidenden Augenblicke aber, als die Umstände dazu drängen, auch nach der Krone greifend. Doch von seiner nie ganz erstickten Kindesliebe geleitet, versäumt er die notwendige Behauptung der rasch erworbenen Krone und sühnt durch seinen Untergang seine Schuld.

Es ist klar, daß bei der Charakteristik des Absalom und bei der Deutung der im Alten Testamente berichteten Ereignisse der Dichter sich einer weitgehenden Freiheit bedient hat. Auch die Person und Stellung des David ist weniger nach den gegenwärtigen Ergebnissen der kritisch-historischen Forschung als nach der kirchlichen Ueberlieferung gezeichnet, — für den künstlerischen, sittlichen und religiösen Eindruck des Trauerspiels gewiß nicht zum Nachteil. Auch sonst zeigt das Stück sowohl in der Schilderung der Persönlichkeiten wie in der Entwicklung der Ereignisse manche berechtigte Selbständigkeit und Freiheit, doch so, daß dadurch im allgemeinen die Geschichte selbst nicht völlig verwischt und verändert und der Gang der Ereignisse zwanglos und psychologisch verständlich wiedergegeben wird.

Der Versuch einer Versöhnung zwischen Absalom und seinem älteren, hoffärtigen Bruder Amnon mißglückt. Vielmehr wird, wie der erste Akt zeigt, durch Amnons Vergehen an Absaloms Schwester der Bruch zwischen den prinzlichen Brüdern unheilbar, umsomehr, da David, von Joab beeinflußt, den Thronerben nicht zur Rechenschaft zieht. Nach Jahresfrist wird Absalom von Davids Getreuen in Davids Auftrage gebeten, die Trauer um die nach Amnons Frevel von eigner Hand gefallne Thamar zu vergessen, sich dem Hofleben wieder zu widmen und sich mit Amnon zu versöhnen. Erst auf Zureden der rachedürstenden Mutter läßt er sich dazu herbei, freilich halb entschlossen, bei passender Gelegenheit an dem Mörder der Schwester Rache zu nehmen. Diese Gelegenheit kommt bald: bei einem großen Volksfeste stößt Absalom, durch die rohen Reden Amnons aufs äußerste gereizt, den Bruder nieder. Der dritte Aufzug zeigt uns die dadurch eingetretene Spannung zwischen Absalom und seinem Vater; David hat Absalom verbannt und wendet seinem Lieblingssohne auf Joabs Rat und die Bitte einer Prophetin wohl die königliche Verzeihung, aber nicht die frühere väterliche Huld zu. Dadurch wird Absalom bewogen, die bereits vorbereitete Empörung noch aufzuschieben. Eine Zeit lang hält ihn seine innige Liebe zu David vom Handeln zurück. Aber der glühende Rachedurst seiner Mutter, die satanische Beredsamkeit Ahitophels und das schroffe, wenn auch erklärliche Vorgehen Joabs bringen seinen Entschluß zur

Reife, und das religiöse Ideal Absaloms giebt den Ausschlag. Die vermeintliche Versöhnung mit David ist thatsächlich für Absalom nur der erste Schritt zur Empörung. David muß mit wenigen Getreuen weichen, aber Absaloms Zögern führt dann zur Niederlage und zum Tode des rebellischen Königssohnes.

Die Härten und Roheiten der geschichtlichen Wirklichkeit sind vom Dichter zum Teil übergangen, zum Teil mit feinem Takte umhüllt und bloß angedeutet. Die Tragik jener Schicksale des Davidischen Königshauses tritt gewaltig hervor. Die Personen sind zum Teil idealisirt, zum Teil schärfer herausgearbeitet und wirkungsvoller beleuchtet, als es nach den geschichtlichen Quellen der Fall ist. Trefflich durchgeführt sind die Charaktere Absaloms und Joabs, überaus dankbare Rollen die des Ahitophel, des Simei und der Maacha. Bei dem Kleeblatt Husai, Zadok und Nathan scheint mir nur die Zeichnung des Propheten nicht ohne Mängel zu sein. Etwas unwahrscheinlich ist vielleicht die Stellung des im ersten Akte auftretenden Moabiters. Ueber David wird man verschiedener Meinung sein können. Er ist als idealer Volkskönig gedacht, der sich berufen weiß, Gottes Reich in Israel aufzurichten, und nun am Ende seiner Tage wahrnehmen muß, wie wenig seiner Kraft dies gelungen ist. Im Geschicke seines Sohnes Absalom wird er seiner eignen Ohnmacht inne, aber — und hier ist das Ganze unter christliche Beleuchtung gerückt — im Glauben erhebt er sich über seine eigne Ohnmacht, so sehr ihm das Herz brechen will. Der Aufblick zu Gott: „Ich harre sein" ist der Schluß des Dramas.

Die einzelnen Szenen sind fast durchweg für den Leser spannend und lebendig; auf der Bühne würden manche von geradezu ergreifender Wirkung sein. Der Dialog ist lebhaft, knapp und durchweg von der Handlung getragen und die Handlung vorwärts führend, die Monologe kurz, inhaltreich und edel, die Gruppirung mannigfach, wechselnd und natürlich. Und nun noch einige Proben für die Sprache des Dichters!

In der vierten Szene des ersten Aktes wendet sich Joab an David mit den Worten:

Ich bin ein rauher Kriegsmann, und du weißt,
Dir dien ich, meinem Herrn. Wenn das Panier
David im Namen des Herrn Zebaoth
Zum Streit erhebt, dann rastet nicht mein Schwert
In seiner Scheide. Deine Schlachten schlägt
Joab: und wenn die Völker heulend fliehn,
Und ihre Fürsten bebend deinen Fuß
Im Staube küssen, dann freut sich mein Herz,
Daß ihrer Götter Ruhm zu nichte ward,
Und Israels Gott siegte. Doch ich weiß,
Die Völker fürchten nur Israels Gott,
So lang sie zittern vor Israels Schwert!

Und in der folgenden Szene beginnt David seinen Monolog:

Gehst du hin in Frieden?
Wie? Oder gehst du, dieses Bruderzwists
Feuer zu schüren? Schwere Königskunst,
Der eignen Brust Gedanken zu verbergen,
Um zu erforschen in des andern Brust,
Was dort sich regt! — Treu ist Joab dem Thron,
Doch dient er mir unwissend. Fern von den
Gedanken seines Königs ist sein Herz. —
Wie neben Gottes des Allmächtgen Thron
Der finstre Engel des Verderbens steht,
Bereit, zu dienen des Allmächtgen Grimm,
Wenn er entbrannt, auf Erden sein Gericht
Zu halten; — seinen schwarzen Fittich breitet
Er aus, und er vollführt erbarmungslos,
Was ihm der Höchste aufträgt. Er zerstampft
Die goldnen Saaten und versengt in Glut
Des Weinstocks Blüte; er schließt zu das Thor
Des Himmels, daß kein milder Regen netze
Noch Tau die Erde. Er haucht seinen Odem
Ueber der Menschenkinder froh Gewühl;
Und nieder sinken sie, und keiner ist,
Der sie vom Tod errettet. Doch ihn rührt
Das Schreien nicht der Hungrigen; ihn rührt
Das Todesröcheln nicht der Sterbenden,
Die Flamme nicht, die Kriegswut angefacht, —
Das sind der Menschen Plagen. Mitleidlos
Gießt sie der Engel des Verderbens aus,
Wenn seine Schale voll ist. Ihm gilts gleich,
Ob Segen oder Fluch die Schale birgt,

Ob Segens Dank, ob der Verzweiflung Schrei
Antworte seinem Thun. Geschäftig treibt
Er und erfinderisch das Werk des Zorns,
Als hätt' er seine grause Freude dran, —
Doch freuts ihn weder, noch beschwerts sein Herz.
Er wirkt nur, was er soll, — und blickt zurück
Nur je und je nach des Allmächtgen Thron,
Ob sich die Hand regt, welche seinem Thun
Einhalt gebietet. . . . .

Oder man lese, wie Amminadab (2. Akt, 2. Szene) seinen fürstlichen Freund ermuntert, sich auch dem Waffenhandwerk und seinen Kriegern wieder zu widmen:

Andre mögen ihre
Gebieter sein; doch des Gebieters nicht
Allein bedarf der Krieger; er bedarf
Des Helden, der gebietend ihm das Herz
Mit stolzer Freude fülle und mit Jauchzen
Den Tod umarmen heißt. Denn nur der Held,
Nicht der Gebieter ists, der Helden schafft.
Du bist ihr Held — entzieh dich ihnen nicht.

Als ihm dann Amminadab die großen Erinnerungen seiner Kriegsthaten und Siege vor die Seele ruft, antwortet Absalom:

Mein Waffenbruder — warum mahnst du mich
An all dies Glück? Des Lebens Hochgefühl,
Es kommt und — geht. Als heiliges Feuer kommts
Und reißt im Sturm uns über uns empor,
In Selbstvergessen selig uns durchglühend, —
Es kommt zu uns als stilles, sanftes Wehn,
Als Friedenshauch, als lichter Frühlingsstrahl,
Der alle Seelenkräfte hold erweckt
Und schwellen läßt die goldne Lebensfrucht.
Es kommt und — geht. Es kam zu mir und — ging.
Und die Erinnrung solches höchsten Glücks
Macht nur das Dunkel dunkler, da hinein
Mich hat gebannt ein schmerzliches Geschick.

Mich würde es locken, noch manche andre Stelle hier anzuführen. Indes die gegebnen Proben mögen genügen und die Leser der Christlichen Welt zu eigner Lektüre anreizen. Ebenso würde es verlockend sein, Trotzendorffs „Absalom" mit dem meines Erachtens lange nicht genug gewürdigten Hildebrandtschen Trauerspiel „Joab"*) (Magdeburg, bei Creutz) zu vergleichen: beiden Trauerspielen liegt dieselbe Zeit und fast derselbe geschichtliche Stoff zu Grunde; aber sie lösen ihre Aufgabe ganz verschieden. Allein ich muß mich heute damit begnügen, beide in die Erinnerung zurückzurufen und beide zu empfehlen. W B

Verschiedenes

(Zur Charakteristik unsrer Amtsblätter) Unser Kreisblatt erfreute sich einer guten Abonnentenzahl. Aber wie galant und rücksichtsvoll wurde es auch geleitet! Ich erinnere mich noch sehr lebhaft einer sogenannten Theaterkritik. Es wurde „Sodoms Ende" gegeben und wir wollten uns ein Urteil über das vielbesprochene Stück bilden. Indes bereits nach den ersten Auftritten hatten wir nur noch Furcht, durch das geradezu jämmerliche Spiel um unsre Unbefangenheit gebracht zu werden. Aber am andern Tage belehrte uns das Blatt, daß alle Herrenrollen „sehr tüchtig" und die der Damen „entzückend" gegeben worden seien. Ein andermal war von der Bürgerschaft ein Lutherfestspiel eingeübt. Dieses wurde in zwei Rezensionen besprochen. Die erste kürzere hatte sich nämlich nur mit den Hauptpersonen beschäftigt. Da war irgend einem Stadtrat unangenehm aufgefallen, daß seine sehr mäßig aufgesagte Rolle gefehlt hatte. Was war der Redaktion übrig geblieben, als noch eine ganz ins einzelne gehende Besprechung zu bringen, in der alle Rollen vorkamen, und zwar diesmal mit der gebührenden Hervorhebung der Leistungen der Honoratioren. Bei einer so ordnungsliebenden Haltung konnte es dem Blatte nicht fehlen. Dabei waren die amtlichen Bekanntmachungen manchem unentbehrlich. Der durch völligen Mangel an allen lokalen Beziehungen sich auszeichnende Leitartikel wurde von den Einen bewundert und geglaubt, von den Andern mit zufriednem Augurenlächeln überflogen, von den Dritten überhaupt nicht gelesen. Durch eine sehr verdünnte politische Uebersicht gelangte man schnell zum geliebten lokalen Klatsch. Der Sonntag brachte ein Beiblatt mit guten Bildern, dessen letzte Seite zwei meist etwas pikant illustrirte Witze und viele Anekdoten zierten, während die Frommen durch ein dürftig ausgestattetes erbauliches Blättchen über jenes beruhigt wurden. So war denn auch unser Verhältnis zum Amtsblatt ein durchaus friedliches. Mit wenigen Blicken war es abgethan, höchstens, daß einmal eine eingesandte kirchliche Nachricht kontrollirt werden mußte.

Der dritte Evangelisch-soziale Kongreß gab den Anlaß, auf die

*) Vergl. den vorigen Jahrgang, Nr. 43.

soziale und religiöse Stellung des Blättchens aufmerksam zu werden Die Redaktion wies nämlich alles auf den Kongreß Bezügliche kurzerhand ab. Man war zuerst geneigt, das aus der bornirten Gleichgiltigkeit zu erklären, gegen die der Kongreß selbst kämpfte. Indes erinnerte man sich eines andern Falles, wo offenbar Stellung genommen war. Ein freisinniger Schneidermeister aus dem Jünglingsverein hatte uns um das Göhrsche Buch gebeten mit der Begründung: „Das Kreisblatt schimpfte neulich so sehr darauf. Deshalb dachte ich, es müsse doch etwas daran sein." Die Kongreßversammlungen selbst, so sagten wir uns, werden von Vertretern der Regierung besucht, und die Regierungspresse unterdrückt ängstlich, soweit es noch möglich ist, die Lebenszeichen des Kongresses. Schon längst hätte ich gerne gewußt, wie es in dem Kopfe so eines Redakteurs aussieht. Vor kurzem sollte ich es erfahren. Es galt gegen einige ganz merkwürdige Behauptungen über die Verwerflichkeit aller Arbeiterhebungsbestrebungen zu protestiren. Ein Eingesandt wurde zunächst mit der Bemerkung zurückgestellt: „Sobald Sie sich nur an die Sache, nicht an die Person halten, kann die Aufnahme erfolgen." Um entgegen zu kommen wurden alle Härten gemildert. Mit dem so geänderten Manuskript suchte ich den Redakteur auf. Hier kam es zu einer Unterhaltung, die etwa folgenden Verlauf nahm. Ich hob an:

Ihre Forderung größerer Sachlichkeit kann ich nicht als berechtigt anerkennen, da der Einsender Ihres Berichtes eine große Zahl von Personen als von Neid getrieben hingestellt hatte. Aber um Ihnen entgegenzukommen, damit Sie sehen, daß ich Ihr Blatt nicht ohne Not durch Einsendung eines Protestes an die Konkurrenzzeitung schädigen will, habe ich alle Härten beseitigt. — Sie machen sich ein ganz falsches Bild von den Gewerkvereinen. Wer sie kennt, weiß, daß das verkappte Sozialdemokratie ist. — Wunderbar, daß sie ihre Mitglieder durch Revers zur Enthaltung von der sozialdemokratischen Propaganda verpflichten! — Ich habe in meiner Druckerei selbst die trübsten Erfahrungen gemacht; meine Drucker haben mit Hilfe des Gewerkvereins Lohnerhöhungen durchgesetzt. — Sie urteilen also als Interessent! In dem bodenlosen Eingesandt wurden die Bestrebungen der Gewerkvereine mit dürren Worten auf Neid, und zwar auf den Neid der ersten Menschen und Kains, des Brudermörders, zurückgeführt. Das nenne ich, vertraulich gesagt, eine Gemeinheit. — Den biblischen Vergleich gebe ich preis. Im übrigen hat das Eingesandt Recht. Stellen Sie sich die Arbeiter nicht so gut vor. — Und Sie nicht die Besitzenden. Was sagen Sie, wenn man von der Habsucht der Besitzenden und der Ausbeutung der Arbeiter durch sie spricht? — Daß so etwas nicht vorkommt. — Gewiß, die Besitzenden sind Abel, die andern Kain, Gut und Böse! Das ist ungerecht! Ich habe also hier die verbesserte Antwort auf die oberflächlichen Urteile des Eingesandt. Wollen Sie sie abdrucken? — Das Eingesandt stammt von einer hochgestellten Persönlichkeit. — Thut nichts zur Sache. — Ich verstehe nicht, Herr Kandidat, wie Sie in Ihrer Stellung zu so etwas kommen? — Meine Stellung verpflichtet mich, dem Unrecht entgegenzutreten, wo ich kann. Ich bin ohne Partei. Ich greife die Ungerechtigkeit der gefällten Urteile an. — Das Unrecht können Sie bei vielen andern Gelegenheiten bekämpfen. — Sicherlich! Ich versuche auch, es zu thun. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich z. B. die Entfernung einer schmutzigen Bücheranzeige durchsetzte.*) — Ja. Ich hätte es nicht thun brauchen. Der Landrat sagte mir, er gäbe mir darin ganz freie Hand; und diese Annoncen bringen sehr viel Geld, weil anständige Zeitungen sie nicht annehmen. — Gut! Und im übrigen bin ich beim Protest gegen Ungerechtigkeit an die Gelegenheit gebunden. Die war jetzt gegeben. Wollen Sie den Protest aufnehmen? — Ich vertrete die Politik der Regierung. — Die tritt gerade gegen die Klassenverhetzung durch solche Ungerechtigkeit, wie Sie sie brachten, ein. — Ich habe das Blatt von 2000 auf 4000 Abonnenten gebracht. Ich werde doch nicht gegen mein eignes Blatt schreiben! — Sollen Sie auch nicht. Im Gegenteil. Sie haben ja den Bericht als Eingesandt gebracht. Sie haben also keine Verantwortung für ihn übernommen. So sollen Sie auch meinen nur bringen. Ihr Eingesandt hat viel Anstoß erregt. Es ist durchaus nicht einmal gegen Ihr Interesse, daß Sie hierin gerecht sind. — Man kann es nicht allen recht machen. Aber Sie irren, wenn Sie meinen, daß so viele Abonnenten, außer Ihnen, daran Anstoß genommen haben. — Nun, wenn auch nicht; gerecht sein heißt doch nicht: es allen recht machen! Wollen Sie also meine Antwort aufnehmen? Sie ist korrigirt, hier bitte! — Gewiß will ich sie aufnehmen, wenn Sie sich darin an die Sache halten. Ich glaube aber, daß Sie das weder wollen noch können. Sie werden nicht zu Gunsten derer schreiben wollen, zu deren Ungunsten Sie geschrieben haben. — Ah! Ich verstehe! „Persönlich" nennen Sie, was gegen Ihre persönliche Meinung geht, und „an die Sache" hält man sich, wenn man für die von Ihnen vertretene Sache schreibt! Da hätten Sie sich deutlicher ausdrücken können, Sie haben mir ganz unnütz Zeit genommen. — Ich habe auch keine Zeit, leeres Stroh zu dreschen. — Unter den Umständen hat es in der That keinen Zweck, uns noch länger darüber zu unterhalten. Ich durchschaue jetzt die Situation. — Vollkommen gegenseitig, Herr Kandidat! Sie sind Arbeiterfreund!

Wieviel Anstrengungen wird es noch kosten, für eine einsichtsvollere, gerechtere Behandlung solcher Fragen auch in unsrer Lokalpresse zu sorgen! Denn mit einem vornehmen Lächeln auf dergleichen herabzusehen, scheint mir weniger mit der christlichen Liebe, als mit der

*) Wie ich vor kurzem erfuhr, war damals zu gleicher Zeit von einer Kirchenvertretung des Kreises protestirt worden. Sicherlich ein nachahmenswerter Weg.

natürlichen Trägheit zu stimmen. Und was für eine Stellung wird unsern Geistlichen hier zugewiesen! Und doch entsprechen diese Anschauungen durchaus denen der Durchschnittsgebildeten und der Ungebildeten!

Das Schlimmste ist doch die Gleichsetzung von drei so heterogenen Dingen wie Konservatismus, Kapitalismus und Religion. „Sagen Sie, was hat das eigentlich für eine Bewandtnis mit der liberalen Theologie?“ fragte mich ein lieber Freund aus dem Jünglingsverein, ein Handwerker, „das Kreisblatt brachte neulich eine lange Geschichte über die Ungläubigkeit der liberalen Pastoren.“ — Oder ein andres Beispiel! Vor wenigen Wochen enthielt das Blatt an hervorragender Stelle ein Wort zum Apostolikumstreit, in dem zum Schluß Ziegler-Harnack „und die andern modernen Reformatoren“ als unter dem Einflusse des Reformjudentums arbeitende Vordermänner der Sozialdemokratie hingestellt wurden. Hierauf folgte wiederum — diesmal von andrer Seite aus — der wiederum vergebliche Versuch, einen Protest ins Kreisblatt zu bringen. „Ach,“ sagte nach einiger Zeit mein Freund aus dem Jünglingsverein zu mir, da ich der freisinnigen Zeitung einen unparteiischen Bericht über die Entstehung und Bedeutung des Apostolikumstreites geliefert hatte, „ach, es hat mir doch sehr weh gethan, daß Sie die Feinde unsrer Religion unterstützt haben!“ — Aber ich bitte Sie, wieso denn? — „Ja, ist nicht das Amtsblatt die Vertretung des Christentums? Kann man überhaupt ein Christ sein und trotzdem freisinnig oder gar sozialdemokratisch?“ Ich will unausgeführt lassen, wie verderblich solche Ueberzeugungen in der Praxis werden müssen. Verhindern sie doch die Wirkung der christlichen Liebe auf politisch Andersdenkende! Schon Ende der vierziger Jahre hat Hundeshagen in seinem „Deutschen Protestantismus“ mit lebhafter Besorgnis auf eine Entwicklung hingewiesen, die damals nach seinem Zeugnis im Entstehen begriffen war, und die er für ungemein gefährlich hielt: die Gleichsetzung von politischem Freisinn und religiösem Unglauben. Vielleicht darf man in seinem Sinne sagen, daß, wer es mit unsrer Kirche gut meint, keine Mühe scheuen darf, um diese Verbindungen wieder auseinander zu reißen.

(Berichtigung) In Nr. 2 Sp. 47 muß es statt „Marienkirche in Breslau“ heißen „Marienkirche in Prenzlau.“

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 3 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B.

Soeben wurde vollständig:

Lehrbuch der praktischen Theologie

Von

D. A. Krauß

weil. Professor der Theologie in Straßburg

in zwei Bänden

Erster Band: Allgemeine Einleitung. Liturgik. Homiletik
Mk. 7. — Geb. Mk. 9 —

Zweiter Band: Katechetik. Pastoraltheoric
M. 9. — Geb. Mk. 11 —

(Sammlung theologischer Lehrbücher)

Theologische Abhandlungen

Carl von Weizsaecker

zu seinem siebzigsten Geburtstage

11. Dezember 1892

gewidmet von

Adolf Harnack, Emil Schürer, Heinrich Julius Holtzmann, Hermann von Soden, Theodor Häring, Hermann Usener, Adolf Jülicher, Eduard Grafe, Karl Müller, C. F. Georg Heinrici.

M. 8. —, gebunden. M. 10. 50.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke & Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und sowohl durch alle Buchhandlungen, wie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung zu beziehen

Die Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit oder die Lehre vom göttlichen Stein. In verständnisvoller Form ins Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten correspondierenden Stellen hervorragender deutscher Mystiker und Andern versehen von Dr. Franz Hartmann. Preis 1 M. 50 Pf.

Aus dem Vorwort: „Die Bhagavad Gita“ oder das „Hohe Lied vom Erlöser“, wird von allen, die ihren innern Wert erkennen, als das wichtigste, großartigste und erhabendste Buch, welches in der Welt existiert, geehrt Sie wird von den Buddhisten hochgeschätzt und von den Brahmanen so heilig gehalten, daß es den niedern Klassen nicht erlaubt wird, dieselbe zu lesen; auch hat noch jeder wahre Bekenner des ewigen Christentums, der ihren Inhalt begriffen hat, ihre Lehre unübertrefflich gefunden, und unter andern sagt Wilhelm von Humboldt, daß er Gott danke, weil er ihn habe lange genug leben lassen, um dieses Werk kennen zu lernen.“

Die meisten der von der Bhagavad Gita existierenden Uebersetzungen sind nun entweder von rein philologischen, geschichtlichen oder theologischen Standpunkt verfaßt und geben wohl den äußerlichen Wortlaut und teilweise auch das Versmaß wieder, treffen jedoch den eigentlichen Sinn der Bhagavad Gita nicht, so daß das Buch zumeist ein Gegenstand wissenschaftlicher Neugierde geblieben ist.

Diesem Uebelstande sucht Hartmann abzuhelfen, indem er sich auf den theosophischen Standpunkt stellt, und bei der Uebersetzung unter möglichster Anlehnung an den Wortlaut doch in erster Linie den Sinn des Buches wiederzugeben sucht.

Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gótamo. Nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Subhadra Bhikschu. Dritte Aufl. Preis 1 Mk,

Unter den Schriften, welche die immer breitere Wellen schlagende ethische Bewegung der Gegenwart zu Tage fördert, ist Subhadra Bhikschu's „Buddhistischer Katechismus“, der jetzt in dritter vermehrter und verbesserter Auflage vorliegt, ohne Zweifel eine der eigenartigsten und bedeutendsten. In dem an Umfang geringen, an Gehalt reichen Werkchen, werden die Grundsätze der reinen Buddhalehre in knapper, klarer und bei aller philosophischen Tiefe allgemein verständlicher Weise dargelegt.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck) in **Freiburg i. B.**

Soeben ist erschienen:

Zeitschrift für Theologie und Kirche

In Verbindung mit
Harnack, Herrmann, Kaftan, Reischle, Sell
herausgegeben von

D. J. Gottschick
Professor der Theologie in Tübingen

Zweiter Jahrgang, Sechstes Heft
Einzelpreis Mk. 1, 50.

Inhalt: K. Sell, Der Wundergiaube der Gemeinden und das Gewissen des evangelischen Geistlichen. — Th. Brieger, Die kirchliche Gewalt der Obrigkeit nach der Anschauung Luthers.

Preis des Jahrgangs M. 6. —, gebunden M. 8. —
Einbanddecke M. 1,25.

Soeben erschienen in Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart:

Drei
religiöse Reden
von Christoph Schrempf,
Lic. theol.
76 S. 8°. Preis 1 M. 20.

Inhalt: 1. Unser „Unglaube“. 2. Ueber Religion. 3. Die Kirche.

Württemb. Volkszeitung: Uns ist das bemerkenswerteste daran gewesen, welche unendliche Kraft und Wirkung auch in den von aller dogmatischen Zuthat freien einfachsten Begriffen der Religion liegt, wenn damit so heiliger Ernst gemacht, wenn dafür so eine ganze Persönlichkeit eingesetzt wird, wie es hier geschieht. Wie nichtig zeigt sich daneben so manche volltönende Phrase im Leben der modernen Kirche, die bisher so vielfach ihr Geschäft beeadet glaubt, wenn sie Kinder bekennen läßt, statt Männer zu überzeugen!

Ferner:

Zur Pfarrersfrage
von
Christoph Schrempf,
Lic. theol.
52 S. 8°. Preis 80 Pf.

Württemb. Volkszeitung: Mit Lessingscher Schärfe und Feinheit, aber auch ganz in dem edlen Geiste christlicher Milde und einer vom Wesentlichen erfüllten Natur giebt Schr. einen erschütternden Einblick in die Gewissenskämpfe, deren Schauplatz heutzutage so vielfach das evangelische Pfarrhaus ist.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,“** hrsg. von Prof. **D. Sachsse**, sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht**, hrsg. von **Fauth u. Köster**, versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis u. fco. H. Reuthers** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Ein junges Mädchen, 14½ Jahre alt, groß und kräftig gewachsen, Lehrerstochter, sucht bald. Stellung in einer christlichen, am liebsten Pfarrersfamilie. Auf Lohn wird nicht gerechnet. Reflektanten wollen sich melden unter D 1893 postlagernd Schenklengsfeld.

Luth. Pfarramtskandidat aus dem Konsist. Bez. Kassel sucht auf sogleich oder für Ostern Vikar- oder Hauslehrerstelle. Gefl. Off. befördert die Expedition der Christl. Welt.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur christlichen Welt

Nr. 1 **Der rechte evangelische Glaube**
von Pfarrer D. Rade
Preis 40 Pfennig

Nr. 2 **Zur Würdigung des Apostolikums**
von Professor D. Kattenbusch
Preis 40 Pfennig

Nr. 3 **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum“**
von Professor D. Adolf Harnack
Preis 40 Pfennig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage vom Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsverein

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 4 Leipzig, den 19. Januar **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Alles neu — Paulus und seine Gegner: Einleitung. 1. Die Apostelgeschichte und die Briefe — Geschichtsphilosophische Gedanken: 2. Welches ist der Sinn der Weltgeschichte? 3. Kultur oder Reich Gottes? — Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege: Einleitung. 1. Hilfe durch Arbeitsvermittlung — Helianthus. Tagebuchblätter und Aufsätze: 4. Solitudo nobilis — Bücher und Schriften: Ein modernes Gebetbuch; Darnach offenbarte sich Jesus abermal auf dem Meer; Das jüdische Weib; Acht Tage Cholerakrankenpflege; Respekt vor den Kellnern! Die Hefte zur Christlichen Welt — Quittung — Anzeigen

Alles neu

Der auf dem Stuhle sitzet, spricht: Siehe, ich mache alles neu. Offenb. Joh. 21, 5.

Alles neu. Das zieht durch unzählige Herzen in diesem neubegonnenen Jahre wie ein Gruß aus einer bessern Welt, wie ein Sehnsuchtsgedanke, wie ein Seufzer aus tiefer Not, etwas ganz Neues, anders als die Erde es bisher geboten hat. Ein Ende für Not und Sorge. Genesung für Krankheit, Erfolg für unbelohntes Mühen, glückliche Gemeinschaft für Einsamkeit. So träumen die Menschen. Und die Völker träumen von einem neuen Leben der Gesellschaft, von einem glücklichen Zeitalter sorgenloser und kampfloser Gemeinschaft. Und auch da, wo keine schwere Sorge drückt, liegt doch im tiefsten Herzensgrunde die Sehnsucht nach etwas ganz Neuem, nach der Erfüllung goldner Jugendträume, die immer vor uns geflohen sind, wenn wir sie zu erreichen meinten — wie vor dem Wanderer im Hochgebirge das Ziel zu fliehen scheint, wenn er den Gipfel erstiegen hat, an dem er sich mühte, und neue Gipfel, neue Abgründe und Schluchten thun sich vor ihm auf. Eine Sehnsucht, die Gott in unser Herz gelegt hat, als er es zu groß schuf für diese Erde und das Glück, das sie bietet.

Alles neu. So wie die Kinder der Welt es meinen, ists eine Thorheit und eine Täuschung. Das Wort Gottes hat auf solche Gedanken die Antwort: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Die Welt wird nicht neu. Es bleibt der ewige Kreislauf der Natur nach Gesetzen, die nach unsers Herzens Wünschen nicht fragen. Du magst frei werden von der besondern Not, die dich drückt; das Gesetz der Eitelkeit bleibt über deinem Leben. Die Menschen werden nicht neu. Ihre Sünde, aus der unsre größten Schmerzen stammen, bleibt, wie sie gewesen ist, und sie wird in unser Leben eingreifen, auch wenn es sich äußerlich ändert und schöner gestaltet. Und so wird auch das Leben der Völker nicht neu durch neue Ordnungen. Auch in ihnen wird sich das alte Irren und die alte Thorheit, wird der alte Streit und Neid sich geltend machen. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Sie wird keine Gemeinschaft der Menschen sehen, die zu der vollkommenen heiligen Ordnung erneut wäre, nach der unser Herz sich sehnt.

So wird auch unser eignes Leben nicht neu. Wir mögen es in den Stunden des Glücks empfinden, als ob wir aus einer alten dunkeln Welt in eine lichte Welt der Liebe und Wahrheit erhoben wären. Aber wir erleben doch nur das alte Gesetz, das dem einen Sonnenaufgang bringt, wenn dem andern die Sonne untergeht, und die eine Wagschale steigen läßt, wenn die andre sinkt, das alte Gesetz, nach dem Lachen und Weinen, Lieben und Hassen ihre Zeit haben. Und auch wenn wir nichts andres hofften, als daß es für uns bliebe, wie es ist, das wäre ja das Neueste unter der Sonne, daß das Gesetz des Wechsels und der Vergänglichkeit vor unsern Wünschen und Bitten sich beugte und darauf verzichtete, in unwandelbarer Majestät zu walten. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Neu kann die Welt uns nur in uns selbst werden. Rechten Menschen ziemt es, nicht von einem Neuen zu träumen, sondern etwas Neues zu wollen, es zu schaffen im eignen Herzen. Aber so lange wir noch sprechen: „ich will mein Leben neu machen," so lange ists eine Täuschung, wie der kindische Traum von einem Märchenlande, das kommen soll. Auch von uns selbst gilt es, daß nichts Neues unter der Sonne ist. Wir bringen in jedes neue Jahr das Fleisch mit, das gegen den Geist gelüstet, das alte Irren, den alten Kampf, das alte Unterliegen. Der Herr spricht nicht: Ihr sollt alles neu machen.

Er spricht: Ich mache alles neu. Es giebt dennoch etwas unter der Sonne, das ist neu, weil es nicht unter der Sonne entsprungen, weil es aus der Ewigkeit dieser Erde offenbar geworden ist. Das ist Gottes Geist und Kraft, das ist der Heiland, den die Weihnacht uns gebracht hat. Das Licht, das er bringt, ist neues Licht, von dem der Menschen Weisheit nichts weiß. Die Liebe vom Kreuze ist neue Liebe, und was die Menschen so nennen, ist nur das ahnende Abbild dieser Liebe, die liebt, weil die Welt aus ihr geworden ist, und weil sie jedes Menschenherz zur seligen Gemeinschaft gewinnen möchte, und nicht fragt nach Gemeinschaft des Bluts und Verwandtschaft der Seelen und Grenzen der Völker. Das Leben von Ostern ist neues Leben, das am Kreuze triumphirt und aus dem Grabe sich erhebt zur Rechten der Kraft. Was in Christo ist, das ist eine neue Kreatur. Seit dem Weihnachtstage gilt es nicht mehr, daß nichts Neues unter der Sonne ist.

Der Herr will alles neu machen. Wir sollen ihn nur in uns wirken lassen, sollen den Keim seines Lebens im Glauben aufnehmen, damit ein Neues in uns werde. Er will alles neu machen. Nicht ein Stück unsers Wesens, nicht einen Teil unsers Lebens. Alles oder nichts. Wer nicht alles von ihm neu machen läßt, der bleibt der Alte, ob auch seine Geberde neu geworden ist. Wer ohne Heuchelei sich ihm ergiebt, den macht er ganz neu, und damit macht er ihm alles neu.

Wohl bleibt die Welt, was sie war, mit ihrem unerbittlichen Gesetze und ihrer Eitelkeit. Wohl bleiben die Menschen dieselben, mit ihrer Sünde und ihrem Streit. Das fleischliche Auge sieht ringsum nur das Alte. Aber für den neuen Menschen ist die Welt dennoch neu geworden, zu einer Offenbarung der ewigen Welt, zur Predigerin des Evangeliums, zur Prophetin des Gottesreichs. Ihr Tod ist Auferstehung geworden, ihr Schmerz die Gabe weiser Liebe, ihre Freude das Geschenk des Vaters. Und die Menschen sind für ihn neu geworden, zu Brüdern, zu Kindern des gleichen Vaters, zu Bürgern derselben Heimat. Was sie thun, das wird dem Christen zur Gabe aus Gottes Hand. Die Mächtigen und Weisen und Großen werden ihm klein, und die Kleinen adlig als Kinder des ewigen Vaters. Der Menschen Liebe wird Offenbarung ewiger Liebe. Ihr Haß wird ohnmächtig vor der Kraft des Kreuzes, an dem der Sohn Gottes für seine Feinde gebetet hat.

Alles neu. Und doch leben wir Christen so oft noch in

der alten Welt und ihrer Not, weil wir selbst noch soviel von dem Alten in uns tragen. Das Neue, das uns die Weihnacht geschenkt hat, will in uns alle Tage besser Gestalt gewinnen, indem das Alte stirbt. Erst wenn es erschienen ist, was wir sein werden, dann spricht Gott: Ich habe alles neu gemacht. Jetzt spricht er nur: Ich mache alles neu. Und es geht nicht anders aus der unseligen alten Welt in die neue, als dadurch, daß wir selbst neu werden und uns innerlich bereiten lassen für den Tag, an dem Gott aller Kreatur für immer zurufen wird: Ich mache alles neu. H Sch

Paulus und seine Gegner

Uebersicht: 1. Die Apostelgeschichte und die Briefe; 2. Die Gegner; 3. Zum Frieden

Der ernste Streit, in den wir die evangelische Kirche unerwartet verwickelt sahen, drängt unwillkürlich dazu, Erinnerungen an ähnliche Konfliktszeiten wachzurufen. Nicht freilich, um sich jener wohlfeilen Wahrheit bewußt zu werden, daß es immer so war — einer Betrachtung, an der sich Gleichgiltigkeit und Feindschaft gegen unsern Glauben weiden. Es wird ihrer immer genug geben, die in solchen Zeiten vornehm zur Seite stehen und mit überlegnem Lächeln das Gezänk der Theologen betrachten. Sie können dieser Sammlung von Unverstand und Streitsucht, die man Geschichte der Theologie, um nicht zu sagen Geschichte der Kirche nennt, kein Interesse abgewinnen. Mit einem leichten Hinweis auf den Widerspruch, in den sich „die Religion der Liebe“ auf ihrem Gang durch die Jahrhunderte immer wieder verwickelt, ist die Sache abgethan. Und höchstens die Sorge beschleicht sie, daß einige gar zu lauten Töne, wenn nicht gar einige Handgreiflichkeiten, sich bis in ihr sicheres Asyl verlieren. Wir werden diese Weisen, damit sie in ihrer Weisheit zu Schanden werden, allerdings daran erinnern dürfen, daß dennoch die großen Zeiten der Christenheit auch Zeiten heißen Kampfes waren: streitbare Helden sind fast alle, die wir als Führer und Zeugen unsers Glaubens kennen und anerkennen — er voran, dem sie als ihrem König folgen, der nicht kam, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und noch weiter werden wir sie daran erinnern dürfen, daß diese Kämpfe fast durchaus innerkirchliche Kämpfe waren. Wenigstens sind es sie gewesen, die in der Geschichte der Kirche die tiefsten Spuren hinterlassen haben, von denen christliche Schriften aller Zeiten uns am meisten zu sagen wissen. Das bietet durchaus keinen Anlaß zur Verwunderung. Es hält vielmehr genau die auch hier giltige Mahnung des Paulus inne: „Was geht mich das Richten über die draußen an? Habt ihr nicht die drinnen zu richten?“ (1. Kor. 5, 12.) Regelmäßig erst dann wird die Christenheit zum offnen Kampfe gedrängt, wenn die Ereignisse und Gedanken, um die es sich handelt, nicht mehr als etwas Fremdes „draußen“ stehen, sondern in ihrer eignen Mitte Sitz und Stimme beanspruchen. Mag das immerhin von menschlicher Kurzsichtigkeit Zeugnis ablegen — denn darum kommen wir so oft zu spät — man wird es doch zugleich als einen Beweis der Friedfertigkeit gelten lassen müssen, die erst dann an Kampf denkt, wenn der Feind, der wirkliche oder vermeintliche, schon im eignen Lager steht.

Aber mit alledem soll keine Rechtfertigung für den alten Satz gesucht werden, daß der Streit der Vater der Dinge ist. Er hat nur zu oft in der Christenheit verheerend genug gewirkt. Wenn wir für unsre Kämpfe uns Rats erholen wollen in der Vergangenheit, so werden wir es nur thun können bei Männern, von deren Wirksamkeit es außer Zweifel ist, daß sie eine segenbringende war. Ob das von dem Apostel Paulus gilt, brauchen wir nicht erst zu untersuchen. Es wird aber ganz in seinem Sinne sein, wenn wir die Kämpfe seines Lebens und die Schriften, die uns von ihnen urkundlich Nachricht geben, zur Klärung unsrer eignen Lage zu verwerten suchen. Denn so pflegte ja auch er in seiner Weise Ereignisse einer grauen Vergangenheit als vorbildliche Zeugnisse zur Warnung und Lehre für die Gegenwart nutzbar zu machen (1. Kor. 10, 6. 11).

1. Die Apostelgeschichte und die Briefe

Paulus und seine Gegner! Wir besitzen in der Apostelgeschichte, die den Namen des Lukas führt, einen geschichtlichen Bericht, der die Wirksamkeit des Apostels Paulus von Jerusalem bis Rom verfolgt. Dieses Buch hat offenbar ein sehr friedliebender Mann geschrieben, einer, der gern von Streit und Zwist im Heiligtume schweigt. Zwar, er weiß ja von mancherlei Kämpfen des Apostels zu berichten. Wir denken nur beispielsweise an Ephesus, wo sich gegen ihn das Geschrei der Silberschmiede erhebt: Groß ist die Diana der Epheser! (19, 28) — oder an Jerusalem selbst, wo die römische Wache ihn der Lynchjustiz einer fanatischen Judenschaft entringen muß (21, 31 f.). Heiden und Juden erscheinen uns da als Gegner des Apostels. Aber im Sinne der Apostelgeschichte müssen wir hinzufügen, daß diese zwiefache Gegnerschaft in sehr verschiednem Grade der Erbitterung gegen ihn auftritt. Das Ephesinische Ereignis, wo der Angriff geradezu von Heiden ausgeht, erscheint fast vereinzelt. Und auch bei ihm sind es im weitern Verlaufe Juden, die das Feuer schüren (19, 33). Regelmäßig aber sind es eben diese letztern, die in maßlosem Ingrimm nicht nur seine Verkündigung von sich weisen, sondern seine Wirksamkeit hemmen und sein Leben geradezu gefährden.*) Der Verfasser läßt das den Apostel selbst aussprechen. Beim Abschied von den Ephesinischen Aeltesten auf der Reise nach Jerusalem legt er ihnen Worte in den Mund, die nur von „Demütigung und Thränen und Versuchungen“ reden, die ihm „durch die Nachstellungen der Juden erwachsen“ waren (20, 19). Und diese Juden ja sind es schließlich, die in Jerusalem sein Los entscheiden, ihn zur Appellation an den Kaiser zwingen, die ihn nach Rom führt, wo die sichere Kunde über ihn für uns aufhört.

Das ist ein reinlicher Gegensatz: jüdischer Fanatismus gegen den begeisterten Anhänger der neuen Nazarenersekte. Aber wir fragen billig: wie stand es denn innerhalb dieser Sekte selbst mit dem Urteil über Paulus? Er hat neue Wege eingeschlagen. Sind ihm auf diesen neuen Bahnen die Herzen aller schnell zugefallen? Hat man die kühnen Entdeckungsfahrten dieses Welteroberers als Erfolge der Gemeinde gedeutet, als eine segensreiche Wirksamkeit in ihrem Interesse empfunden? Die Apostelgeschichte steht uns auf diese Frage keine Rede. Zwar sie verbirgt es nicht, daß sich in die große Freude und den Lobpreis Gottes, die die mündlichen Berichte des Paulus bei den Brüdern in Phönikien und Samarien, in Jerusalem selbst erwecken (15, 3. 21, 20), leise Mißtöne einschleichen wollen. Aber wie sie uns zweimal kurz davon redet, so hinterläßt sie auch den Eindruck, als ob diese ärgerliche Mißstimmung schnell verflogen oder der aufsteigende Widerspruch bald unterdrückt wäre. Wir hören (15, 1 f.), daß Brüder von Jerusalem nach Antiochien, dem Orte der Wirksamkeit des Paulus, ziehen, die dortigen jungen Christen aufregen, indem sie lehren: „Wenn ihr euch nicht nach der Sitte des Moses beschneiden laßt, so könnt ihr nicht gerettet werden.“ Aber Paulus und Barnabas gehen zur Rechtfertigung nach Jerusalem hinauf, eine Aeltestenversammlung tagt, unter dem bestimmenden Einfluß des Petrus und Jakobus wird ein Kompromiß geschlossen, der Friede ist wieder hergestellt und die drohende Wolke der Zwietracht schnell vorübergezogen. Nach Jahren erscheint Paulus wieder in Jerusalem, es ist das letzte mal (21, 1 f.). Da wird ihm mitgeteilt, daß es Myriaden, eine große Menge von Gesetzeseiferern giebt. Es hat den Anschein, als sähen diese mit höchstem Mißtrauen auf die Wirksamkeit des Heidenapostels. Um des lieben Friedens willen läßt sich Paulus willig finden, sich einer jüdischen Reinigung zu unterziehen. Aber noch bevor er sich durch diese religiöse Handlung mühsam legitimirt hat, bricht von andrer — reinjüdischer — Seite der Sturm los. Zum Austrag in der Gemeinde selbst sind die drohenden Zwistigkeiten nicht gekommen. Ob sich an der Feindschaft, die das Schicksal des Paulus entscheidet, auch christliche Brüder in irgend einem Maße beteiligt haben, darüber erfahren wir nichts.

*) Vgl. 13, 6. 8 [19, 13]. 45. 50. 14, 2. 19. 17, 5. 13. 18, 12. 20, 3.

Wie ganz anders doch die Briefe des Apostels selbst! Es giebt wohl nicht viele geschichtliche Dokumente ersten Ranges, die so wie diese Sendschreiben aus innerster Erregung heraus geschrieben sind. „Wer wird geärgert," schrieb er einmal, „und in mir brennt es nicht?" (2. Kor. 11, 29.) Es brannte in ihm thatsächlich fast jedes mal, wenn er diese Herzensergüsse den Briefrollen anvertraute. Wir denken uns den Apostel gern, während er diese Schriften verfaßt, in beschaulicher Ruhe den großen Gedanken nachsinnend, die er für die Jahrhunderte in feste Worte prägt. Ein Gemälde im Berliner Museum stellt so den Evangelisten Matthäus dar. Schwärmerisch blicken seine Augen nach oben, während ein Engel, neben ihm stehend, ihm den Stift führt, wunderbar, in geheimnisvoller Kraftwirkung ewige Wahrheit dem vergänglichen Pergament eingrabend. Mag diese Vorstellung sonst irgendwo am Platze sein, auf die Briefe des Paulus trifft sie nirgends zu. Hier spricht sich eine im höchsten Maße selbstbewußte, eine in äußerster Kraftanstrengung ringende und zugleich aufs tiefste erregte Persönlichkeit selbst aus. Je geringer der Umfang dieser Schriften ist, um so staunenswerter wird immer der Reichtum an Stimmungsbildern bleiben, die ihr Verfasser in engem Rahmen festzubannen vermocht hat. Paulus wußte ja, was er wollte, er kannte und beherrschte in reichem Maße die Mittel des Gedankens und des Wortes, mit denen er das Gewollte zu erreichen strebte. Zwingt er seine Leser oft, ihn auf dem Wege scharfer logischer Gedankenentwicklung zu begleiten, oder läßt er sie unterwegs auch etwas von der fast kleinlichen Gelehrtenart kosten, die Zeugnisse, Beispiele, Belegstellen sammelt, so erhebt sich an entscheidender Stelle der Genius zu kühnem Fluge und zaubert denen, die ihm nachblicken, die letzten Ziele seines Denkens und Glaubens mit hinreißender Begeisterung fast greifbar nahe hin. Aber wie sehr unsre Aufmerksamkeit von dem bei aller Mannigfaltigkeit der Darstellung einheitlichen Zusammenhang der Glaubensgedanken des Apostels gefesselt wird, weder er selbst noch seine ursprünglichen Leser können in ihrer Mitteilung den eigentlichen Zweck dieser Schreiben gesehen haben. Ihr Auge und ihr Gemüt wird an dem Allergewöhnlichsten gehaftet haben, das in diesen Briefen bald in ausführlicher Erörterung, bald in kurzen Andeutungen und versteckten Wendungen zum Ausdruck kam. Gehen wir diesen Bestandteilen nach, so vernehmen auch wir von der heißen Sorge einer großen Seele, der alles auf dem Spiele stand. Aus einer unpersönlichen Fundgrube christlicher Erkenntnisse werden uns diese Briefe zu lebensvollen Zeugnissen eines in Zorn und Liebe gleich mächtig ausgeprägten Charakters. Nicht „Schriften," sondern wirklich „Briefe" halten wir in unsern Händen. Wir fragen nach dem Anlaß ihrer Abfassung, nach der Person des Empfängers, nach den Verhältnissen, auf die sie einzuwirken bestimmt waren.

Es ist für das Verständnis der Pauliniſchen Sendschreiben überaus wichtig, sich diesen Sachverhalt stets gegenwärtig zu halten. Allerdings Paulus ist der erste Theologe der christlichen Kirche gewesen. Er hat das Bedürfnis empfunden und ist ihm gerecht geworden, seinen christlichen Glauben sich als ein geschlossenes Gedankensystem zu vergegenwärtigen. Aber die Vermutung, die man daran anknüpfen möchte, als hätte er sich nun getrieben fühlen müssen, als christlicher Gelehrter auch Schriftsteller zu sein, als hätte er es als selbstverständliche Pflicht empfinden sollen, die einheitliche Fülle seiner Erkenntnis im geschriebnen Worte niederzulegen, bestätigt sich in keiner Weise. Er hat nicht geschriftstellert, um nur zu schriftstellern. Von den beiden Bedingungen, die zu einer solchen Thätigkeit einen Mann von des Apostels Selbstbewußtsein antreiben könnten, trifft bei ihm keine zu. Um die Nachwelt hat sich dieser Mann keine Sorge gemacht. Sie war ihm überaus gleichgiltig. Stand ihm doch das Ende der Zeit täglich vor Augen. Hoffte er ja für sich den Tod nicht zu erleben (2. Kor. 5, 2 ff.) und mußte seinen Gemeinden für das unerklärliche Sterben einzelner Glieder vor der erwarteten Wiederkunft des Christus besondre Trostgründe nahelegen, um das Unbegreifliche begreiflich zu machen (1. Theſſ. 4, 13 ff. 1. Kor. 11, 30; 15, 51). Und was kümmerte den Apostel ein großer Leserkreis von Unbekannten, an den sich

der Schriftsteller wenden will? Er würde das vermutlich als möglichen Eingriff in eine fremde Wirksamkeit verurteilt haben. Denn ausschließlich in Gemeinden, die er selbst gegründet hatte, beanspruchte er nach ausdrücklicher Erklärung das Recht, gehört zu werden (2. Kor. 10, 12 ff.). Nur der Römerbrief macht hierin eine Ausnahme. Er wendet sich da in der That an Unbekannte. Aber so ungewöhnt ist ihm dies Verfahren, daß er es ausführlicher Entschuldigung bedürftig findet (Röm. 1, 11 ff. 15, 14 ff.). Die Ausnahme bestätigt mithin erst recht die Regel. Paulus schriftstellert nicht. Er schreibt wirklich nur Briefe, d. h. er sieht sich durch die Verhältnisse gezwungen, unfreiwillig nach diesem dürftigen Ersatz für das lebendige, persönliche Wort zu greifen. Und er thut das nur, soweit wir urteilen können, aus ganz besonderm, dringendem Anlaß.

Fragen wir aber nach diesem besondern Anlaß, der zugleich die erregte Sprache des Apostels uns verständlich machen könnte, so stoßen wir auf die merkwürdige Wahrnehmung, daß bei aller örtlichen Entfernung zwischen den einzelnen Adressaten Pauliniſcher Briefe und der demgemäß auch unzweifelhaft vorhandnen Verschiedenheit in den Lebensständen dieser Gemeinden ein Anlaß zum Schreiben für den Apostel überall der Gegensatz ist, in den christliche Brüder sich zu seiner Wirksamkeit stellen. Von sicher Pauliniſchen Briefen ist es nur der erste an die Theſſalonicher, der es mit einem solchen Kampfe nicht zu thun hat. Aber derjenige an die Galater, der zweite an die Korinther, der Brief an die Römer sind in ihrem Inhalt und Gedankengang durchaus von ihm beherrscht. In dem ersten an die Korinther bildet er wenigstens den wichtigsten Gegenstand, der dem Apostel am Herzen liegt, über den er sich darum auch zuerst ausspricht und zu dem seine Gedanken auch weiterhin wiederholt zurückkehren (1, 11—4; 9; 13). Und in dem freundlichsten uns erhaltnen Schreiben von seiner Hand, in dem er der Gemeinde zu Philippi seinen Dank für eine in der Gefangenschaft erhaltene Liebesgabe ausspricht (Phil. 4, 10 ff.), giebt er den dunkeln Hintergrund ab, von dem sich das Verhältnis des Apostels zu seinen besonders geliebten Philippern nur um so heller abhebt (Kap. 1, 15 ff.; 3, 1 ff). Die flüchtigen Bemerkungen der Apostelgeschichte empfangen in dem allen eine Illustration, auf die sie selbst uns nicht gefaßt machen könnten. Die Briefe zeigen uns, daß zwischen jenen Meinungsverschiedenheiten in Antiochien, die so schnell im „Apostelkonzil" beigelegt werden, und ihrem erneuten, aber nur als mögliche Gefahr gekennzeichneten Wiederaufleben bei der letzten Anwesenheit des Paulus in Jerusalem sich eine lange Reihe zusammenhängender Kämpfe abspielt. Sie verfolgen den Apostel bis nach Rom, beeinflussen dort in gefährlicher Weise den Gang seines Prozesses, geben auch dem Gefangnen, der der harten Lebensarbeit müde sich sehnt abgeschieden und bei Christo zu sein (Phil. 1, 23), keine Ruhe. S E

Geschichtsphilosophische Gedanken

2. Welches ist der Sinn der Weltgeschichte?

1. Der gläubige Optimist zweifelt keinen Augenblick daran, daß die Weltgeschichte sich nur im Sinne eines „Fortschrittes" entwickle. Ob man nun als Christ an eine fortschreitende Ausbreitung des Reiches Gottes oder als moderner Kulturschwärmer an den immer größern Sieg der Kultur glaube — an einen Fortschritt überhaupt zu glauben ist dem gesunden Menschen ein Bedürfnis. Aber hier erheben sich nun die größten Schwierigkeiten, wenn es gilt: den Fortschritt im einzelnen zu beobachten und zu beweisen, oder auch nur: den speziellen Sinn, in dem die Welt fortschreitet, festzustellen.

Hier können wir eine Reihe von Gedanken des Verfassers wieder ganz unterschreiben. So sagt er:

> Nur dieses Eine müssen wir uns auch hier wieder klar machen, daß der Weltzweck in den einzelnen Menschenseelen aller Zeiten liegt, also jeder Geschlechtsfolge gegenwärtig und nicht etwa in einer unendlich fernen Zukunft zu suchen ist.

Also die Ansicht weist er an der Schwelle schon zurück, daß wir oder irgend eine Generation jemals nur dazu da seien,

die Staffel zu bilden, worauf spätere Geschlechter zu der eigentlichen menschlichen Höhe emporsteigen können. Wir sind weder bloßer „Kulturdünger“ noch auch Vorläufer und Wegbereiter eines fernen Gottesreiches, in dem die wahre Geschichte Gottes und der Menschen erst anhöbe, sondern die Menschenseelen jeder Generation sind Selbstzweck. Für sie ist die Welt da, um ihretwillen lenkt Gott die Geschichte so oder so. Nur können wir auch hier nicht verschweigen: diesen Gedanken hätte der Verfasser nicht aus seiner „Vernunft“ geschöpft, wenn sie nicht durch und durch auf dem Boden des Christentums stünde. Diese Wertschätzung der einzelnen Menscheuseele finden wir bei der rationellen Betrachtungsweise andrer daher keineswegs. Wie viele Menschen haben sich schon mit einer gewissen Koketterie des Heroismus und doch mit Schaudern an dem Gedanken erbaut, daß ihre Seelen dereinst in das Meer unendlichen Werdens zurücksinken oder, mit einem modernen Bilde, das der Einzelne durch das Rad der Weltgeschichte zermalmt werden müsse, um kommenden Generationen Platz zu machen. Zu solchen Gedanken führt die ratio, die in dem Menschen nur das Produkt eines mechanischen und chemischen Prozesses erblicken kann. Erkennt man mehr in ihm, so folgt man eben nicht mehr der verstandesmäßigen Beobachtung, sondern man nimmt, höchst irrational, praktisch die Stellung ein, daß man als Mensch zu gut nnd zu stolz sei, um sich von den Wandlungen der Materie wegspülen zu lassen.

2. In dem 6. Kapitel: „Zweck aller Veränderungen und wahrer Begriff des Fortschritts“ ist nun die Antwort auf die Frage gegeben, was denn eigentlich Sinn und Zweck der Geschichte sei. Es beginnt mit dem Satze:

> Daß jeder Mensch, jedes Volk, jedes Zeitalter Aufgaben zu lösen finde, ist der Zweck aller geschichtlichen Veränderungen. Daher dürfen die drei großen Fragen des Menschengeschlechts, die metaphysische, die religiös-kirchliche, die politisch-soziale, niemals gelöst werden, denn die Arbeit an ihrer Lösung bildet eben den Inhalt der Geschichte. . . .
>
> Nicht so sehr um die Lösung handelt es sich dabei, als vielmehr um die Arbeit. Nicht die Herbeiführung eines endgiltigen Zustandes, etwa des tausendjährigen Reiches, ist der Zweck aller Bildungen und Zersetzungen, Kämpfe und Verträge, sondern gerade umgekehrt eine fortwährende Gleichgewichtsstörung, die zu immer wechselnder Thätigkeit zwingt und so der Menschennatur Gelegenheit giebt, alles zu offenbaren, was an Kräften und Anlagen in ihr schlummert. Darum muß jede Einzellösung neue Fragen und Schwierigkeiten gebären. Nur so kann jedem einzelnen Menschen jedes Zeitalters das Arbeitsfeld gesichert werden, auf dem er seine Persönlichkeit zu vollenden und für seine jenseitige Bestimmung fertig zu machen vermag.

In dieser Ausführung tritt eins deutlich hervor: die Behauptung, daß es auf die einzelnen Menschenseelen ankomme. Es kommt nicht darauf an, einen irgendwie erhebenden Geschichtsverlauf herzustellen, an dem ein außer der Welt stehender Beobachter, etwa Gott, seine Freude und Befriedigung haben könnte, sondern darauf, daß jede Menschenseele, die in die Welt eintritt, eine Arbeit finde, durch welche sie reif, stark und selig wird. Mit dieser Tendenz des Verfassers können wir wohl übereinstimmen. Es fragt sich nur, ob durch diese Anschauung die „Vernunft“ oder, wie wir sagen würden, das religiöse Bedürfnis nach Weltvernünftigkeit befriedigt wird, und ob andrerseits jene Anschauung sich wirklich an der Geschichte bewähren läßt.

Es ist entschieden eine großartige Vorstellung, daß Gott jedem einzelnen Fortschritt, den die Menschen machen, ein Element beigefügt habe, aus dem neue Probleme entspringen, nur damit die Menschheit nicht erstarre oder verfaule im Genusse des Errungenen. Ein kühnes und zweifellos im großen auch pädagogisches Weltregiment, jedenfalls auf einen groß angelegten Weltenplan zurückweisend! Gewiß ist ein Gott größer, der an unaufhörlichem Kämpfen, Ringen, Straucheln und Wiederaufrichten seine Freude hat, als der, dem ein langsames, ungehemmtes, unabgelenktes Wachsen Befriedigung gewährt. Um mich eines menschlichen Bildes zu bedienen: dort ein Genie, das die Kraft hat, aus den widerstrebenden Elementen ein Kunstwerk zu schaffen, hier ein friedlicher Gärtner, der mit Pflanzen, Begießen und Geduld wartet, daß die Früchte kommen, die ja kommen müssen. Dort ein großartiger Wagemut, hier ein harmloses Vertrauen auf die Triebkräfte der Natur.

Aber ist diese Anschauung wirklich befriedigend? Der Verfasser sagt selbst:

> Diese unsre Ansicht taugt nur für den sinnenden Beschauer, nicht für den Mann der That; denn die Thatkraft wird gelähmt, sobald der Thätige aufhört, seine Ansicht für die allein berechtigte zu halten.

Ich würde lieber sagen: sobald der Thätige aufhört, das Werk, an dem er arbeitet, für ein wirklich gutes Fortschrittswerk zu halten, sobald er durch die Erwägung der notwendigen übeln Nebenfolgen mit Zweifeln an seinem Ideal erfüllt wird.

> Aber fast für jeden Mann der That kommt die Zeit, wo er die Grenzen seiner Macht inne wird, und dann mag er sich unsrer Ansicht zuwenden, die ihn vor pessimistischer Verzweiflung schützen wird.

Dies Zugeständnis ist nun allerdings für uns ein bedenkliches Zeichen. Denn eine Weltanschauung, die nur für den vom Leben enttäuschten sinnenden Philosophen, nicht aber für den im Leben Stehenden und Kämpfenden taugt, die scheint doch nicht den Anforderungen zu entsprechen, die wir an eine wirkliche „Weltanschauung“ stellen müssen. Denn gerade das erwarten wir von einer solchen, daß sie uns tröstet, stärkt und leitet gerade im Kampf und in der Not des Lebens. Dies kühle Zugeständnis aber, daß das Leben nichts sei als ein großes „Uebungsbeispiel,“ daß es auf das, was geschehe, nicht ankommt, sondern nur darauf, daß wir an irgend etwas arbeiten und erstarken können, diese müde Resignation wird nicht nur dem Manne der That, sondern jedem, der nicht nur vom Egoismus lebt, den Lebensmut ertöten. Zwar hat Lotze dieser selben Ueberzeugung einen wahrhaft frommen und warmen Ausdruck verliehen, den ich hier mitteilen möchte (Mikrokosmus III, 48):

> Es liegt ein verkehrter Hochmut unsrer menschlichen Begehrlichkeit darin, zum Handeln erst Lust zu tragen und es erst dann zu schätzen, wenn uns verbürgt ist, daß die Ergebnisse unsrer Thätigkeit in der Geschichte des Weltganzen ihre bleibende Stelle und ihren unvergänglichen Wert behaupten werden. Schätzen wir demütiger das, was wir hier leisten, nicht höher als zu dem Wert eines Uebungsbeispiels, so können wir mit allem Ernste der Vorbereitung zu einem hohen Ziele zugleich die ruhige Entsagung verbinden, die es sich gefallen läßt, daß unsre Versuche hier ohne Fortschritt und bleibende Folgen sind.

Ich zweifle, ob diese resignirte Frömmigkeit und Ergebung wirklich imstande ist, ein Leben zu erfüllen und zu tragen. So herrlich diese Worte aus dem Munde eines ältern Mannes wie Lotze klingen, so wird doch wenigstens die Jugend in ihnen nun und nimmermehr ihr Evangelium sehen können. Hören wir ein neues Argument Lotzes:

> Und wird nicht dieses ungeschichtliche Leben von dem größten Teile der Menschheit wirklich gelebt? Denn alle jene Unruhe und Mannigfaltigkeit beständiger Umwälzungen und Neugestaltungen, deren verknüpfenden Sinn man sucht, ist doch am Ende nur die Geschichte des männlichen Geschlechts; durch all diesen Sturm und Drang wandeln kaum berührt von seinen wechselnden Beleuchtungen die Frauen und wiederholen in immer gleicher Weise die einfachen und großen Lebensformen des menschlichen Gemüts. Soll uns ihr Dasein für nichts gelten, oder haben wir die Bedeutung desselben nur in der Schulbegeisterung für die Idee der geschichtlichen Entwicklung einen Augenblick vergessen?

Trifft die überraschende Wendung Lotzes wirklich den Kern der Schale — dann müssen wir ihm Recht geben. Nun ja, sie ist sehr treffend — im Rahmen eben jener Anschauung, aber sie enthüllt zugleich auch deren schwächsten Punkt, von dem aus wir sie zu Falle zu bringen hoffen. Denn wenn gesagt wird, die Frauen arbeiteten nicht mit an der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, so zeigt sich hier einmal ganz klar, was diesen Denkern allein als die „Geschichte“ gilt, nämlich nur das äußere Geschehen, welches wir mit den verschiednen Worten Kultur, Bildung, politische Machtentwicklung u. s. w. umfassen. Da ist es allerdings richtig: nur ein kleiner Teil der Menschen arbeitet wirklich am „Fortschritt,“ und dieser Fortschritt birgt in sich so viele Bedingungen des Rückschritts, daß es klüger und ernster ist, diese eigne Arbeit nur als ein „Uebungsbeispiel“ für uns selber anzusehen. Aber hier scheiden wir uns eben von jener Anschauung. Im folgenden Abschnitt werden wir sehen, daß wir an einen wirklichen Fortschritt glauben und für ihn arbeiten, nicht an der „Kultur,“ sondern an dem „Reiche Gottes.“

Vorher aber noch Eins: die eigentlichen Rätsel der Geschichte werden durch die Vorstellung nicht gelöst, daß Gott aus dem Fortschritt immer neue Rätsel entspringen lasse, damit es der Menschheit nicht an Arbeit fehle. Denn das ist ja das größte Problem, wie es sich mit der Liebe Gottes reime, daß durch jene aus dem Fortschritt erzeugten Uebel Generationen

erst geschädigt werden müssen, ehe eine noch spätere Generation aus ihnen den Antrieb gewinnt zu neuen Besserungen. Jene geschichtsphilosophische Anschauung schreitet leichten Fußes hinweg über die Leichen der um der Pädagogie der Menschheit willen Gefallenen. Sie verstößt damit gegen ihren Ausgangspunkt: daß die einzelnen Menschenseelen der Zweck jeder Geschichtsepoche sein müßten, und gegen den andern Satz: daß der Zweck der Geschichte nicht erst an einer spätern Generation sich erfüllen könne.

Hier nun wollen wir einsetzen und fragen: Was ist das für eine Geschichte, die allein fortschreitet und allein fortschreiten kann? Ist es die äußere, greifbare Entwicklung, oder ist es die innere und nur für Gott oder für den Glauben sichtbare Geschichte der Menschenseelen? Mit andern Worten: welches ist der wahre Inhalt und Sinn der Weltentwicklung, ist es

3. Kultur oder Reich Gottes?

1. Mit dieser Fragestellung kehren wir von einem neuen Gesichtspunkte zu einem früher von uns behandelten Gegenstande zurück.*) Wir müssen die Frage: ob individuelle oder soziale Ethik gelten soll, unter diesem Gesichtspunkte neu erwägen.

Wenn nämlich Jentsch und Lotze Recht hätten, daß ein wirklicher Fortschritt in der Weltentwicklung nicht möglich sei, so gäbe es keine soziale Ethik, oder sollte es keine geben. Dann wäre alle Arbeit für andre, für die menschlichen Gemeinschaften doch nur unter dem Gesichtspunkt einer Charakterübung für uns selber anzusehen, ohne daß man auf die Erfolge weiter zu achten hätte. Dann hieße es also nicht: Trachtet am ersten darnach, daß das Reich Gottes gebauet werde, sondern es hieße nur: Schaffet zuerst, daß ihr (selber) selig werdet mit Furcht und Zittern. Es ist wirklich eine wichtige, auch für den Einzelnen wichtige Frage, worauf der Accent zu legen sei. Ich habe mich in jenen Aufsätzen dafür ausgesprochen, daß — wenigstens heute — das soziale Prinzip der Ethik zu betonen und in den Vordergrund zu rücken sei, nachdem lange genug das individualistische seine segensreichen, aber auch unheilvollen Wirkungen entfaltet hat.

Nun kann es ja keinem Zweifel unterliegen, daß der „Kulturfortschritt" keinen reinen Fortschritt der Menschheit überhaupt bedeutet, sondern daß er ein solches Heer von Uebeln im Gefolge hat, daß man sich wundern muß, wie gewisse Teile der Menschheit überhaupt noch am Leben Gefallen finden können. Wer diese Schattenseite der Kultur nicht kennt, dem sei aufs nachdrücklichste der letzte Abschnitt des Buches (S. 447 ff.) empfohlen, der in kräftiger Sprache einige Kapitel aus dem Sündenregister der Kultur aufschlägt. Selbst unser Verfasser wagt ihnen gegenüber nicht, seinen Satz von dem pädagogischen anspornenden Werte dieser Uebel aufrecht zu erhalten. Er sagt:

> So hätten wir denn . . . . eine Unsumme von Uebeln, von denen kein Nutzen und kein Zweck zu entdecken ist. Das furchtbare Rätsel des Uebels bleibt eben ungelöst und unlösbar.

Und er fährt fort:

> Auch das Christentum hat es nicht gelöst, sondern nur seinen Gläubigen die feste Zuversicht eingeflößt, daß ihnen das Jenseits eine befriedigende Lösung bringen werde.

Wir bestreiten an diesem Satz zweierlei: 1. daß das Christentum das Rätsel nicht gelöst habe, 2. daß es seine Gläubigen lediglich auf das Jenseits verweise.

Kennte der Verfasser evangelisch-reformatorische, aber auch neutestamentliche Gedankengänge etwas genauer, will sagen, könnte er sie ohne die übliche rationalistische Brille, die er eben leider nicht abgelegt hat, lesen, so würde er wissen, daß der gläubige Christ eben auch schon in der Gegenwart für seine Person die Lösung des Rätsels besitzt. Daß unsre Leiden, unsre auch furchtbarste Not ein Mittel in der Hand Gottes ist, um uns zur Reife zu bringen, steht uns fest. Aber der Verfasser verneint wohl, daß es eine Lösung des allgemeinen Problems der Uebel auch im Christentum gebe. Gewiß; es wäre eine unsagbare Oberflächlichkeit, wenn wir sagen wollten, jene Greuel der Kinderausbeutung in der englischen Industrie oder die namenlosen Leiden der Phosphorarbeiter seien von Gott zu deren Läuterung und Erziehung angeordnet — ein ebenso billiger wie roher Gedanke! Uns freilich kostet es kein zerstörtes Leben, und wir haben also gut reden, wenn wir auch in diesen Gräßlichkeiten die liebevolle Hand Gottes zu erkennen behaupten. Solche Redensarten sind wohl auch heute Gott Lob! unmöglich. Gleichwohl behaupte ich, daß es im Christentum eine Lösung auch des allgemeinen Problems der „Kulturübel" giebt. Ich bezeichne die „Kulturübel" als eine besondere Klasse, denn was die alten Naturübel, Krankheit, Tod und die natürlichen Unglücksfälle anlangt, so werden wir uns wohl allerdings bei der alten christlichen Lösung begnügen können, daß in ihnen Gottes vielleicht unerforschliche aber doch gewiß liebevolle und heilsame Absicht wirke.

Die Entstehung der „Kulturübel" aber erklären wir aus andern Ursachen, vor allem aus gewaltigen Unterlassungssünden der Menschheit, die das Reich Gottes da nicht gebaut hat, wo sie es hätte thun sollen. Die Flut von Elend, welche die Maschine über die Welt gebracht hat, hätte sich brechen sollen an einem starken Walle von menschlicher Brudergesinnung, der wenigstens die ärgste Vernichtung hätte aufhalten sollen. Die sittliche Not, worin sich Millionen unsrer unversorgten Frauen befinden, durfte nicht sein, wenn die Welt von Gerechtigkeit und Erbarmen erfüllt war, wenn längst andre Millionen Hände sich geregt hätten, um ihnen Stätten der Heimat und der Arbeit zu schaffen. Die religiöse und sittliche „Verkommenheit" der Massen ist ein erschreckendes Symptom davon, daß es an festen, tragenden und erziehenden Gemeinschaften sittlicher und religiöser Art fehlt. Mit einem Worte: das Anwachsen der Uebel und der Sünden, die unsrer gesteigerten Kultur entsprungen zu sein scheinen, weist zurück darauf, daß das „Reich Gottes," jener unsichtbare, aber reale Bund von Menschen, die im Glauben und Gehorsam Gottes und in der Liebe geeinigt sind, zu schwach, zu gering, zu zersplittert ist, um eine Macht zu sein. Das ist unsre Lösung des Problems der Kulturübel. Und diese Lösung enthält unsre Geschichtsphilosophie. Eine Philosophie, die allerdings wieder nur in der christlichen Religion ihre Begründung hat und nur aus ihr verstanden werden kann.

2. Wer im Christentum aufgewachsen ist, sei es als schlichtes Gemeindeglied, sei es als denkender, reifer Forscher, der hat zwei Dinge erfahren, die ihm Grundlage und Ausgangspunkt für alles Weitere bleiben.

Er ist überzeugt und erprobt täglich diese Ueberzeugung, daß er nicht ziellos und verlassen, ein zufälliges Spiel der Schicksalswoge, umhergetrieben wird, sondern daß ein starker und liebevoller Gott ihn mit seiner Hand leitet und ihn nimmer verläßt.

Er weiß aber auch, daß solche Ueberzeugung leere Phrase oder gar freche Lüge wird in dem Augenblick, wo er aufhört, am Werke Gottes mitzuarbeiten. Wer sich dem Berufe entzieht, in den Gott ihn hineingestellt hat, als Glied des Reiches Gottes für die Herrschaft des Willens Gottes, für Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit zu wirken oder zu kämpfen — in sich oder an andern —, der hat damit das Recht verloren, sich ein Kind Gottes zu nennen.

Diese Doppelerfahrung, die wir täglich aufs neue erproben können, ist für unsre Weltbetrachtung Ausgangspunkt. Was in der eignen Erfahrung sich als Lebensgesetz erweist und erprobt, daß wahres „Leben," d. h. innerer Halt, Frieden und Freudigkeit nur im Glauben an Gott und in der Arbeit an seinem Reiche gelebt werden kann, das gilt uns fortan auch als Lebensgesetz für die ganze Welt. In ihm erkennen wir den Gedanken und Zweck Gottes, den er in der Welt verwirklichen will. Mit welchem Rechte machen wir diesen ungeheuern Schluß von uns aus auf die Welt? Mit einem sehr zweifelhaften Rechte vom Standpunkte der „Vernunft" aus. Welch kühner, unverantlicher, anmaßender Schritt, daß wir, was uns Leben und Kraft giebt, auch für Leben und Kraft der ganzen Welt halten wollen! Daß wir das, worin wir unsern Lebenszweck erkannt haben, auch der Menschheit als Lebenszweck aufdrängen und Gott als Weltzweck andichten wollen?! Gewiß ein kühner Schritt, vor keinem Forum des Verstandes zu rechtfertigen.

*) „Zweierlei Weltanschauung," Nr. 32 f. des vorigen Jahrg.

Und doch wagen wir ihn, — weil wir nicht anders können. Wer Gott gefunden hat und in ihm Halt und Kraft, wem die Erfüllung seines Willens Speise der Seele (Joh. 4, 34) geworden ist, der ist damit zugleich überzeugt, daß es kein höheres Leben geben kann als in Gott. Für solches Leben aber müssen nicht nur wir, sondern auch unsre Brüder geschaffen sein. Denn ihre Seelen, in deren Wünschen und Hoffen, deren Kampf und Not wir hineinblicken — sie schreien uns zu deutlich nach einer Ruhe aus all ihrer Unruhe heraus, und wir sind überzeugt: auch sie würden sie finden in Gott. Aus unsrer Lebenserfahrung heraus, aus unsrer Vergleichung mit andern und aus dem liebevollen Verständnis für sie schließen wir (mit einer Schlußfolgerung nicht des Verstandes, sondern der Herzensüberzeugung), daß Gott auch die andern Menschen, daß er die Menschheit überhaupt geschaffen hat zu sich.

Und nun die andre Seite: an der Arbeit im Reiche Gottes, im Dienste unsers Herrn und Königs machen wir die beseligende Erfahrung, daß hier das Beste, was in uns ist, erwacht und erstarkt. Wir erleben es, daß wir in solchem Streben unsere Eigenart erst zur rechten Ausgestaltung bringen, daß wir wachsen und vorwärts kommen. Wir zweifeln nicht mehr: die Erfüllung unsers Berufs als Diener Gottes ist unsre Bestimmung, für sie sind wir geschaffen. Und nun machen wir wieder den Schluß auf andre. Gerade wie an uns selber haben wir auch an andern beobachtet, wie Fehler und Sünden, Trägheit und Gemeinheit abfallen, wo der Wille sich frei in den Dienst Gottes zu positiver Arbeit im Guten stellt. Auch sie sehen wir weiterkommen und sich vertiefen, so ihnen der Sinn ihres Lebens aufgegangen ist, daß sie es fortan führen nicht als Götzendienst der eignen Person, sondern als einen wirklichen Gottesdienst. Auch hier schließen wir wieder: Gott hat die Menschheit geschaffen zum Thun seiner Gerechtigkeit, denn eben in solchem Thun vollenden sich die Menschen, wächst aus ihnen hervor das Gottebenbildliche, das sonst unter Egoismus und Stumpfheit verschüttet liegt.

Diese Schlußfolgerung aus der eignen Erfahrung, daß Gott die Menschen geschaffen hat, damit sie im Glauben an ihn und in seinem Dienste ihre Seligkeit und Vollendung fänden — das ist der Kern unsrer Geschichtsphilosophie.

Wir haben sie nicht gefunden durch die „Vernunft," eher durch einen „Blick in die eigne Seele", wie der Verfasser einmal sagt. Aber ist wirklich diese innere Erfahrung, diese Selbsterkenntnis die letzte und einzige Wurzel jener unsrer Weltanschauung? Sie ist es allerdings, aber diese Erfahrung selber wurzelt ihrerseits doch wieder in dem Boden der positiven Religion, in der wir aufwuchsen. Wir würden sie nicht machen, wenn uns nicht der Geist des christlichen Glaubens von Kindheit an umgeben hätte, wenn wir nicht in der Luft christlicher Liebe und unter dem Eindruck christlicher Persönlichkeiten aufgewachsen wären. Und so hat denn unsre Geschichtsphilosophie im letzten Grunde doch ihren Ursprung in der „Offenbarung," d. h. in den von der Person Jesu ausgegangnen Wirkungen.

3. Wenn wir nun von dieser Ueberzeugung aus unsern Blick in die Zukunft richten, so werden wir uns keinen Illusionen darüber hingeben, daß es im äußern, üblichen Sinne auf die Dauer nicht allzuviel „besser" werden wird auf der Welt. Selbst wenn wir eine hervorragende Hebung der arbeitenden Klassen, eine starke Einschränkung des Kapitalismus und eine Sicherung des allgemeinen Friedens und der Kulturblüte erzielten, gerade als Christen sind wir zu wenig oberflächlich-optimistisch, um nicht gewiß zu sein, daß auch diese Paradiesbäume einzelne giftige Früchte tragen werden. Es werden neue Nöte und neue Fragen kommen, von denen wir noch keine Ahnung haben.

Aber unser Glaube verbietet uns auch den Pessimismus. Er ruft uns zu: Trotz alledem bist du verpflichtet, für den Fortschritt zu arbeiten, für den Fortschritt des Reiches Gottes. Und indem wir diesem Rufe folgen, erfüllt uns auch die Gewißheit, daß es hier einen wirklichen Fortschritt giebt. Freilich ist er nicht mit Zählen und Messen festzustellen, aber fürs offne Auge erkennbar. Ueberall da, wo in einem Menschen

Gotteskindschaft nnd Gottesgehorsam Gestalt gewonnen haben, wird auch ohne sein Wissen und Wollen ein unvergänglicher Same ausgestreut unter denen, die seine Liebe und Treue, seine Freiheit und Kraft erfahren. Wer in Berührung tritt mit einem solchen Träger der Gotteskraft, der beugt sich unwillkürlich in dem Gefühl, daß hier Wahrheit ist. Es haftet ein Eindruck und setzt sich um in eine bleibende Gesinnung. Jeder Mensch, der im Sinne des Evangeliums etwas leistet, erobert auch ein, wenn auch noch so kleines Gebiet der allgemeinen Gesinnung, der sogenannten „öffentlichen Meinung" für die Sache des Evangeliums. Freilich giebt es auch entgegengesetzte Erfahrungen. Wer wüßte nicht, wie oft das edelste Wollen eines reifen vollendeten Charakters auf der andern Seite einen fast dämonischen Gegensatz hervorruft, zuerst Neid, dann Bosheit und Gift, wie oft ein guter Mann, weil er zu gut ist für die andern, in hundert andern die Bosheit anzustacheln scheint. Wir wollen nicht solche Dinge totschweigen. Sie sind leider nur zu mächtig. Aber das kann nicht die Ueberzeugung hindern, daß doch mehr guter Same als böser eingesenkt wird. Oder wissen wir nicht, daß in denen, die durch Güte gereizt werden, doch schließlich ein Eindruck zurückbleibt, daß auf der andern Seite etwas Großes und Gutes sei? Zunächst freilich reizt auch er, aber es kommt immer eine Zeit, wo der Trotz und Widerstand gegen das Gute gebrochen wird. Und wäre es nur der Triumph, daß ein Grundsatz, eine Einrichtung, die von jenem verkannten Edeln mit heißer Mühe und gegen eine Welt verfochten wurde, schließlich auch von den Gegnern als etwas Selbstverständliches anerkannt wird. Sie haben es immer gesagt, und sie sind es eigentlich doch gewesen, die es durchgesetzt haben. Das ist auch ein sehr häufiger Sieg des Guten, und den Leuten, die Gottes Diener sein wollen, genügt dieser Erfolg. Da haben wir einen Pionier, der in ein fremdes, unbekanntes Land geht und es denen, die es bisher nicht kannten, erschließt. Tausende danken ihm sein Abenteuer, sie haben durch ihn offne Augen bekommen, und andre Tausende danken ihm unbewußt, denn sie haben an seinem Mut, an seiner Liebeskraft und Selbstverleugnung eine Ahnung bekommen, daß es eine hohe gewaltige Macht ist, die ihn trieb. Um jenes Streiters willen beugen sie sich wieder einmal vor dem Gotte, dem er gehorchte. Er hat dem Reiche Gottes einen Fortschritt gebracht, auch wenn nachher die Aberweisen kommen und sagen: Was der gesagt hat, wußten wir längst! Liebe Freunde, nicht für euch Satte und Kluge hat jener Mann gestritten und gelitten, sondern für uns Hungernde und Fragende, und wir danken ihm und wir danken Gott für ihn. Hätten wir nicht einige wenige, sondern Hunderte von „Persönlichkeiten," die in reicher Individualität vollendetes christliches Leben darstellten — wahrlich das Reich Gottes wüchse täglich, denn unsre Zeit, wie verkehrt sie auch sei, hungert nach Führern, die nicht bloß Talente und Kraftgenies, sondern vor allem harmonische und reine Persönlichkeiten sind. Wir haben leider sehr wenig solche Säemänner, die durch das Vorbild ihres Lebens Samen streuen. Aber wir sollten mehr haben, jeder von uns hat die Pflicht, ein solcher Säemann zu werden. Dann wird das Reich Gottes fortschreiten.

Wem es nicht gegeben ist, daß er unbewußt, durch sein bloßes Dasein ein Träger des Lichts und Verscheucher der Finsternis ist, dem ist doch ein Platz angewiesen, auf dem er mit Bewußtsein, vielleicht im kleinsten Rahmen, aber mit Treue und Hingabe arbeite, daß das Reich Gottes erstarke. Und hier giebts für jeden unvergängliche Arbeit zu thun. Jeder kommt einmal in die Lage, erziehen zu müssen, sei es seine eignen oder fremde Kinder, sei es Lehrlinge und Schüler in Handwerk und Kunst. Da hat er Gelegenheit Kräfte zu wecken, ein Können heranzubilden. Was da ausgesäet wird, kann, wenn es mit Ernst geschieht, etwas Ewiges sein und fortwirken auf viele andre. Bedenken wir nur, daß ein von uns schecht erzogner oder gelehrter Mensch vielleicht hundert andre wieder schlecht anleitet und erzieht, weil er es nicht besser kennt. Und auf der andern Seite: wie von einem reifen Charakter Segensströme ausgehen. Da ist eine ganze Gemeinde von Schülern eines Meisters, die miteinander verbunden sind durch den selben Geist der Arbeit, Zucht und Wahrhaftigkeit. Und sie selber wecken

wieder Schüler zu solchem thatkräftigen Leben der Gemeinschaft. So erwächst ein unsichtbarer Bund von Menschen, der mit der Zeit eine geistige Macht wird, von dem auch die Gegner lernen müssen, ob sie wollen oder nicht.

Und wer nicht zu erziehen hat, der kann vielleicht trösten. Indem er in verzweifelte Herzen einen Sonnenstrahl hineinfallen läßt, weckt er dort neuen Glauben. Solcher Glaube wächst dann und wird in dem also Getrösteten ein Macht. Er wird frei von seiner Not, er wird heiter und stark und lehrt auch die Seinigen durch sein Beispiel und sein Wort ein neues hoffnungsfrohes Leben. Solch ein Tröster kann aus dem Heere der schlaffen Pessimisten einige Glieder gewinnen und damit die Macht derer stärken, die an eine gute Ordnung der Dinge glauben. Und sollte nicht Liebe und Opfermut wirkliche Fortschritte des Reiches Gottes hervorbringen können? Zwar das Heer der Leiden ist unendlich, aber es sieht doch anders aus in der Welt, seitdem die Wichern und Genossen es als etwas Selbstverständliches erkämpft haben, daß man sich der verwahrlosten Kinder, der Gefallenen, Gefangenen und Verkommenen überhaupt annehme. Ist es kein Fortschritt, wenn es jetzt keine Stadt mehr giebt ohne irgendwelche Einrichtungen helfender Liebe? Hat ein Bodelschwingh mit seiner Begeisterung für die helfende Liebe nicht wirklich die Mächte des Guten und der Hilfe sehr gestärkt? Und es ist doch nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß in unserm Vaterlande in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit auf die Not, die Liebesgesinnung und die Hilfebereitschaft gewachsen sei. Man sage nicht, es sei die bloße Angst! Sie allein ist es nicht. Es ist auch ein Sieg der Persönlichkeiten, die mit ihrem vollen Herzen vor das Volk getreten sind und einen Teil desselben aufgeweckt haben. Zwar einstweilen einen sehr kleinen! Wenn man nicht etwa die Hingebung und den Korpsgeist in der Sozialdemokratie auch zu den Triumphen der christlichen Bruderliebe rechnen will. So viel ist jedenfalls sicher, daß auch diese Leute mehr von dem zehren, was Jesus der Welt gebracht hat, als sie zugeben.

Ein andrer Fortschritt, an dem jeder mit Erfolg arbeiten kann, ist der der Wahrheit. Zwar nicht jeder kann der Wissenschaft dienen, und daran denken wir hier auch nicht. Aber dafür kann jeder wirken, daß die Wahrhaftigkeit zunehme, daß die Phrasen und die konventionellen Lügen fallen, daß es mehr und mehr für Ehrensache gilt, nichts nachzusprechen, was nicht vor der eignen Erfahrung und dem Gewissen die Probe hält. Heute schon kann man erkennen, welch ungeheure Macht trotz aller Lüge die Wahrheit bereits geworden ist. Die scharfspähende unbestechliche Wissenschaft, die Gewissenhaftigkeit unsrer Gerichte, das Gewicht einer auf genaueste Prüfung aller Unklarheit dringenden öffentlichen Meinung — das alles sind Proben davon, daß die Wahrheit schon einen starken Sieg erfochten hat. Wie sehr auch alle diese Dinge von unheiligen Priestern entweiht werden mögen — auch hier ist doch schließlich Reich Gottes: laßt uns dankbar sein auch für diesen Fortschritt.

Unser Schlußurteil lautet: es giebt einen wirklich reinen Fortschritt zwar nicht der „Kultur," wohl aber des „Reiches Gottes." In dem Maße, als wir dem Ideal unsrer Religion treu sind, in dem Maße arbeiten wir an dem Wachsen und Erstarken einer geistigen Weltmacht, die, von Sieg zu Sieg fortschreitend, die Menschheit immermehr sich unterwerfen muß.*) Sie wird einmal siegen, weil sie ihre Quelle und ihre Kraft hat in dem christlichen Glauben, in der Religion. Indem wir diesen Satz aussprechen, treten wir allerdings in Widerspruch zu einem Satze von Jentsch, der es sehr bezweifelt, ob wirklich die Religion die Sittlichkeit erheblich zu fördern imstande sei. So sei unsre letzte Betrachtung die über das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit. J W-G

*) Daß das Problem des weltgeschichtlichen Fortschritts hiermit nicht erschöpft ist, gestehe ich natürlich zu. Aber wenn es auch richtig ist, daß auf den meisten Lebensgebieten jede Generation da wieder anfängt, wo die vorige aufgehört hat, so ist doch andrerseits gewiß, daß eine Generation, in der wirklich christliches Leben geherrscht hat, der zukünftigen eine andre Welt zurückläßt, als sie einst vorgefunden.

Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege

Uebersicht: Einleitung; 1. Hilfe durch Arbeitsvermittlung; 2. Die persönlichen Besuche; 3. Leitende Gesichtspunkte; 4. Religiöse Einwirkung; 5. Wie sittliche Schäden zu beurteilen sind; 6. Beschäftigung der Armen für Arme; 7. Schlimme Erfahrungen; 8. Günstige Erfahrungen; 9. Die Frauen und die Armenpflege.*)

Die folgenden Auszüge aus Amalie Sievekings Vorträgen und Berichten über den von ihr gestifteten „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege" hat Charlotte Duncker zusammengestellt.

Amalie Sievekings Anweisungen werden zwar bei unsrer heutigen Armenpflege nicht mehr alle unmittelbar befolgt werden können; aber doch wird der Geist wahrer Liebe zum Herrn und zu den Brüdern, der sie beseelte und ihr die richtigen Wege zum praktischen Helfen wies, immer ein leuchtendes Vorbild sein für jede Art dienender, helfender, rettender Arbeit. Und die begleitenden Bemerkungen der Charlotte Duncker rühren von einer Frau her, die ebenfalls durch Wort und Beispiel in seltenem Maße vorbildlich geworden ist für „jenen Glauben, der durch die Liebe thätig ist." **)

Amalie Sieveking wurde in Hamburg am 25. Juli 1794 geboren als Tochter des Kaufmanns und Senators Heinrich Christian Sieveking. Die Mutter starb, als Amalie erst fünf Jahre zählte, auch einen ihrer drei Brüder verlor sie früh; von den beiden überlebenden schloß sie sich besonders an den jüngern, Gustav, mit inniger Zärtlichkeit an. Im sechzehnten Lebensjahre verlor Amalie auch ihren Vater. Da er kein Vermögen hinterließ, wurden die Geschwister getrennt: der ältere Bruder kam zu Verwandten, um von da aus ein Kontor zu besuchen, der jüngere zu einer Pastorin in Kost und Logis, und Amalie wurde zunächst zu einem ältern Fräulein in Pension gegeben. Ihr bisheriger Unterricht war sehr mangelhaft gewesen; auch jetzt fand sie keine Gelegenheit, die Lücken ihres Wissens auszufüllen. Ebenso wenig vermochte der trocken rationalistische Konfirmationsunterricht ihren strebenden Geist zu befriedigen. Nach zwei Jahren änderte sie abermals ihren Aufenthalt; eine Verwandte ihrer Mutter, Madame Brunnemann, nahm sie zu sich ins Haus zur Pflege und Gesellschaft ihres kranken Sohnes. Als dieser starb, blieb Amalie bei der Mutter und trat immer mehr in ein töchterliches Verhältnis zu ihr. Hier fand sie Gelegenheit, sich durch Unterricht weiter zu bilden; auch den in ihr schlummernden Trieb zu lehren konnte sie hier zuerst bethätigen. Sie übernahm den Unterricht der zweiten Tochter einer in demselben Hause wohnenden Familie; bald fanden sich sechs andre kleine Mädchen aus befreundeten Familien hinzu, und damit war der Grund gelegt zu einer segensreichen Wirksamkeit, die sich über Amaliens ganzes Leben erstreckte und ihr eine reiche Quelle innerer Befriedigung ward. Sechs Schulkurse hat sie so während einer Reihe von Jahren gehalten; auch nach der Konfirmation pflegte sie ihre Schülerinnen regelmäßig um sich zu versammeln, sodaß nach Jahren ein großer Kreis junger Mädchen und Frauen mit Verehrung und Liebe an ihr hing.

Um den Kindern die biblische Geschichte nahe zu bringen, beschäftigte sich Amalie eingehend mit der heiligen Schrift; ihr aufrichtiges Suchen und Forschen darin kam nicht nur den Kindern zu gute, es brachte ihr selbst reichen Gewinn. Noch mächtiger aber wurde ihr Glaubensleben gefördert durch ein schweres Leid, das sie gerade in dieser Zeit innrer Kämpfe traf. Ihr Bruder Gustav, der Theologie studirte und eben nach Berlin übergesiedelt war, starb nach kurzer Krankheit; tief erschütterte sie dieser Verlust, und das Bild des teuern Verklärten stand fortan als leuchtendes Vorbild des Glaubens und der Liebe vor ihrer Seele. Ihr einziger noch überlebender Bruder hatte sich als Kaufmann in England niedergelassen und dort eine Häuslichkeit gegründet. Amalie stand bis an ihr Lebensende in herzlichem brieflichen Verkehr mit ihm; dazwischen führten kürzere oder längere Besuche die Geschwister zusammen.

*) Mit Ausnahme der Einleitung stammt das Manuskript aus dem Nachlaß der Frau Charlotte Duncker.

**) Vgl. über Charlotte Duncker Jahrgang 1890, Nr. 35.

Im Jahre 1822 gab Amalie ihr erstes Buch heraus: „Betrachtungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift"; es gewann ihr viele neue Freunde, aber auch an Gegnern fehlte es nicht. Dem ersten Bande ließ sie später einen zweiten folgen.

Schon seit ihrem achtzehnten Lebensjahre trug sich Amalie mit dem Plane, eine evangelische Schwesternschaft für Krankenpflege zu gründen, ähnlich den Orden der katholischen Kirche. Als im Jahre 1831 die Cholera auch in Hamburg ihren Einzug hielt, glaubte Amalie die Zeit zur Verwirklichung ihres Plans gekommen; sie erließ in der Zeitung einen Aufruf, in dem sie christlich gesinnte Jungfrauen aufforderte, sich zur Krankenpflege zur Verfügung zu stellen. Der Aufruf blieb ohne Erfolg. Amalie selbst aber meldete sich im Hospital für Cholerakranke und bat, man möge sie rufen, sobald weibliche Kranke gebracht würden. Man erfüllte bald ihren Wunsch; Amalie brachte acht Wochen mit teilweise nicht leichter Arbeit im Hospital zu und wußte sich bald die Achtung und das Vertrauen der Aerzte und Vorsteher zu erwerben und sowohl ihren Trieb zu helfen als ihr Organisationstalent zu bethätigen. Nach dem glücklichen Erfolg dieses Schrittes, der ihr anfangs manchen Tadel eingetragen hatte, kehrte sie zu der ihr liebgewordnen Thätigkeit, dem Unterricht in ihrer kleinen Schule, zurück; daneben unterrichtete sie arme Kinder und widmete sich täglich mehrere Stunden ihrer Pflegemutter.

Allmählich hatte Amalie eingesehen, daß es noch nicht an der Zeit sei, mit ihrem Plan einer evangelischen Schwesternschaft an die Oeffentlichkeit zu treten; inzwischen war aber ein andrer Gedanke in ihr lebendig geworden, die Gründung eines Frauenvereins für Armen- und Krankenpflege. Es war anfangs schwierig, die nötigen Teilnehmerinnen zu finden; Amalie ließ sich aber nicht abschrecken. Zur Hauptbedingung machte sie freilich Liebe zur Sache und lebendiges Christentum. Am 23. Mai 1832 versammelte sich der Frauenverein zum erstenmale mit dreizehn Mitgliedern im Hause der Frau Brunnemann.

Bald wuchs die Zahl der Mitglieder sowie das Vertrauen und der Beifall, deren sich der Verein bei der Bürgerschaft Hamburgs erfreute; reiche Geldmittel flossen ihm zu. Nach dem 1839 erfolgten Tode ihrer Pflegemutter konnte Amalie ihre ganze Zeit und Kraft neben der Schule ihrem Verein widmen. Sie hat ihn sechsundzwanzig Jahre persönlich geleitet. Von vornherein hatte sie sich die Aufgabe gestellt, den Armen hauptsächlich durch Beschäftigung zu helfen und zugleich religiös und sittlich hebend und fördernd auf sie einzuwirken. Die materielle Arbeit des Vereins ging stets Hand in Hand mit der geistigen Thätigkeit. Die Armen wurden zum Sparen und zum rechtzeitigen Entrichten des Hauszinses ermuntert, und beides wurde ihnen durch zweckmäßige Einrichtungen erleichtert, indem z. B. pünktlich zahlende Mieter eine Prämie erhielten. Das erfreulichste Werk, „die Perle" des Vereins, wie Amalie es nannte, war das Amalienstift; es bestand aus einer Reihe von Armenwohnungen und einem Kinderhospital. Im Jahre 1833 veröffentlichte Amalie ihren ersten Jahresbericht, der viel Teilnahme und Anerkennung fand; sie ließ von nun an jedes Jahr einen solchen drucken. Eben diesen Berichten sind die nachfolgenden Auszüge entnommen.

Von den verschiedensten Seiten wurde Amaliens Rat in Anspruch genommen, wo es sich um ähnliche Vereine und Stiftungen handelte. Berühmte Persönlichkeiten suchten ihre Bekanntschaft. Vielfachen Aufforderungen nachkommend hielt sie in verschiednen Städten Vorträge über ihre Bestrebungen. Zweimal wurde ihr eine ehrenvolle Berufung zu teil, einmal als Leiterin der neugegründeten Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth, das andremal als Oberin des allgemeinen Krankenhauses in ihrer Vaterstadt; beide male lehnte sie ab, so schwer es ihr besonders das erste mal wurde, der Verwirklichung ihres Lieblingstraumes fern zu bleiben. Aber sie hegte das Vertrauen, wie der Herr diese evangelische Schwesternschaft ohne ihr Zuthun ins Leben gerufen habe, so werde er den Fortgang des Unternehmens auch ohne ihre Mitwirkung segnen, und sie erkannte es als ihre besondre Aufgabe, ihr angefangnes und mit so reichem Erfolg gekröntes Werk nicht aufzugeben.

Im Kampf mit dem Vorurteil blieben Amalie unangenehme Erfahrungen nicht erspart. So wünschte sie einmal, eine ältere Schülerin, die noch drei erwachsene Schwestern hatte und zu Hause keine genügende Beschäftigung fand, möge ihr beim Unterricht der Kleinen etwas zur Hand gehen. Obgleich das junge Mädchen mit Freuden einwilligte, versagte ihr Vater die Erlaubnis, nur weil er sich nicht in den Gedanken finden konnte, seine Tochter an eine regelmäßige Thätigkeit außer dem Hause gebunden zu sehen. Ein andrer Herr wollte — wie Amalie erzählt — seiner Frau nicht gestatten, am Vormittag Arme zu besuchen, damit das Dienstmädchen in Bezug auf seine „Moralität" nicht ohne Aufsicht sei. Daß seine Frau abends in Gesellschaft ging und das Mädchen allein zu Hause ließ, war ihm hingegen ganz recht. Nichts aber vermochte Amaliens Freudigkeit zu erschüttern; sie hatte den festen Glauben, daß mit der Zeit alle diese Vorurteile schwinden würden, wenn auch vielleicht erst, nachdem sie selbst lange die Augen geschlossen hätte.

Bis an ihr Lebensende bewahrte sie in allem Thun die Klarheit und Nüchternheit, den Ernst und die Gewissenhaftigkeit, die sie von Anfang an ausgezeichnet hatten; immer blieb sie sich der eignen Schwachheit bewußt und bekannte demütig, daß sie nur ein Werkzeug sei in der Hand des Herrn. In seltenem Grade durchdrang ihr Christentum ihr ganzes Thun und Denken. So ging ihr Leben in rastloser Thätigkeit dahin; oft äußerte sie, sie könne Gott nicht genug dafür danken, daß er ihr einen Beruf gegeben, der bei voller Anspannung aller Kräfte ihr zugleich die süßesten Freuden gewähre.

In den letzten Lebensjahren boten ihr die Besuche in Dänemark bei der Königin Karoline Amalie, mit der sie in einem herzlichen Freundschaftsverhältnis stand, öfters eine kurze Unterbrechung ihrer Thätigkeit, ebenso ein wiederholter Aufenthalt in England bei den Geschwistern, wo sie mit regem Interesse die Sitten und Einrichtungen des Landes studirte. Bei einem solchen Besuch in England im Jahre 1855 zog sie sich eine Erkältung zu, die den Grund zu ihrer letzten tötlichen Erkrankung legte. Lange kämpfte ihre kräftige Natur gegen das Uebel an; eine zweimalige Badekur, zu der sie sich ungern entschloß, brachte nur vorübergehende Besserung. Zu Anfang des Jahres 1859 nahm die Krankheit — ein Lungenleiden — einen so ernsten Charakter an, daß Amalie sich stündlich auf den Tod gefaßt hielt und alle ihre Angelegenheiten mit der ihr eignen Pünktlichkeit ordnete; aber erst am ersten April durfte sie nach langem Leiden sanft entschlafen. Sie wurde unter zahlreichem Geleite ihrer Freunde, Schülerinnen und Armen in einem schlichten Armensarg zur Ruhe bestattet; so hatte sie es gewünscht.

Hier sei noch eines Vortrags erwähnt, den Amalie bei dem fünfundzwanzigsten Jubiläum ihres Vereins am 22. Mai 1857 hielt. Es heißt darüber in den in ihrem Auftrag herausgegebnen „Denkwürdigkeiten"*):

„Als die zarte, schwache Gestalt das Katheder des Saales betrat und mit fast tonloser Stimme zu reden begann, fürchtete wohl mancher, sie würde es nicht durchführen, man würde sie nicht verstehen können; aber die Stimme erstarkte bald, und mit Klarheit, Würde, steigender Wärme und Erhebung sprach sie von der Bedeutung des Tages für sich und ihren Verein, pries die Führungen ihres treuen Herrn, hob hervor, was sie gewollt und erstrebt, und wie es ihr gegeben worden, und erwähnte dann endlich, wie sie nun, am Abend des Lebens und im Gefühl abnehmender Kräfte, doch nicht bange für ihr Werk, von dem sie die feste Ueberzeugung hege, daß es sie, wenn auch vielleicht in andrer Gestalt und veränderter Form, überleben müsse, weil es erbaut sei auf dem einigen Grunde, der da Dauer verleiht, dem Glauben an Christum. Die Idee, welche ihre ganze Seele erfüllte, die Hebung und Veredlung ihres Geschlechts durch Werke rettender, dienender Liebe, war ja zur That und Wirklichkeit geworden, wenn auch noch nicht in der vollen Ausdehnung und Entwicklung, die ihr vor-

*) Hamburg 1860, Agentur des Rauhen Hauses. Das Buch sei warm empfohlen.

geschwebt. Sie schloß dann mit den Worten des Liedes: Ach bleib mit deiner Gnade, und hinterließ gewiß in den Herzen der meisten Zuhörer ein Gefühl der Rührung und Erhebung zugleich.“ A Hr

1. Hilfe durch Arbeitsvermittlung

In welchem Maße Amaliens Verein die schwere und dornenvolle Aufgabe durchführte, den Armen vornehmlich durch Beschäftigung zu helfen, das beweist schon das Verhältnis, worin durch die sechsundzwanzig Jahre seines Bestehens unter ihrer persönlichen Leitung die für Arbeit ausgegebene Summe zu den anderweiten Ausgaben des Vereins stand. Der Verein verausgabte im zweiten Jahre seines Bestehens für Arbeitslose 2312 Mark. Die anderweiten Ausgaben des Vereins betrugen 1469 Mark mit Einschluß alles dessen, was für Kleidung, Feuerung, Betten, Arznei, Lebensmittel und in barem Gelde zur Verwendung kam.

Amalie fühlte sich noch insbesondre dadurch getrieben, so viel als möglich die Mittel des Vereins in Gestalt von Arbeitslohn auszugeben, weil sie mit dem richtigen Takt wahrer Menschenliebe es als einen der drückendsten und durch Almosen keineswegs aufzuwiegenden Uebelstände für den Armen ansah, daß die Arbeit oft zu niedrig bezahlt wurde, und zwar nicht nur von solchen, die mit der Arbeit andrer Handel treiben, z. B. von den Inhabern von Magazinen, sondern auch von Privatleuten, namentlich von Hausfrauen. „O, wenn doch diejenigen, ruft sie aus, die eines wohlfeilen Kaufs, der nur in der höchsten Bedrängnis der Armen seine Erklärung findet, sich freuen, es ernstlich bedenken möchten, wie viele Seufzer und Thränen an den paar Schillingen haften, die sie auf diese Weise erspart [haben]! Ich kenne Leute, die nichts weniger als karg, wo es darauf ankommt, gemeinnützige Anstalten durch Beiträge unterstützen oder auch einzelnen Armen ein Almosen zufließen lassen, sich gleichwohl nicht enthalten können, mit den Armen, die für sie arbeiten, bis aufs Blut zu dingen. Sie meinen, es gehöre das nun einmal notwendig zu einem guten Haushalt! O, möchten sie doch einmal ernstlich erwägen, ob denn auch diese Art der Oekonomie verträglich ist mit den einfachsten Prinzipien einer weisen Humanität, der sie ja doch sonst keineswegs ihr Herz verschließen!“

Amalie erkannte eben mit ihrem humanen Scharfblick, daß Almosen für den, der sie empfängt, immer nur ein notwendiges Uebel sind, während wohlverdienter Lohn dem Empfänger süß ist und ihn zur Arbeit stärkt. Sicher war in ihren Augen der, der auf der einen Seite dem Armen das ihm von Rechtswegen Gebührende weigert oder beschränkt und auf der andern Seite giebt, was der Arme zu fordern kein Recht hat, in gleicher Selbsttäuschung befangen wie jener Heilige, der das Leder stahl, woraus er Schuhe für Arme machte.

Es darf aus Amaliens schmerzlicher Klage über die niedrigen Arbeitslöhne — die sie Gott Lob! heutzutage kaum noch zu erheben Ursach finden würde*) — nicht geschlossen werden, daß sie die für den Verein arbeitenden Armen beliebig hoch bezahlt hätte! Denn so großmütig sie über ihre eignen Mittel schaltete und so großherzig sie über die ökonomische Sicherheit des Vereins im allgemeinen dachte, so machte das doch ihr das Gewissen nicht weit in Beziehung auf die Verwaltung anvertrauten Gutes. „Eher mögen wir einen Thaler aus eignen Mitteln vergeuden, ruft sie aus, als einen Schilling von dem, was fremde Wohlthätigkeit in unsre Hände gelegt!“

Aber nicht bloß die Niedrigkeit der in manchen Zweigen der Arbeit herrschenden Löhne ließ die Erteilung von angemessen bezahlter Arbeit in Amaliens Augen als die beste Art der materiellen Unterstützung erscheinen. Sie verschloß sich der Beobachtung nicht, daß es oft dem Armen an Gelegenheit fehlt, seine Arbeitskraft an der richtigen Stelle zu verwerten, einfach schon deshalb, weil er nicht Zeit hat, auf passende Arbeit zu warten, und weil die Verhältnisse des Wohlhabenden ihm zu unbekannt sind, als daß er an der richtigen Stelle zu suchen wüßte.

*) Eine in dieser Allgemeinheit sehr merkwürdige Aeußerung der Frau Dunker! D H

„Der Satz, den man zuweilen aussprechen hört, sagt Amalie, »Wer in Hamburg nur arbeiten will, der kann auch Arbeit finden,« ist freilich sehr bequem, unser Gewissen zu beruhigen, wenn wir einen uns überläftigen Armen von der Thüre weisen wollen; nur schade, daß dieses wie so manches andre für unfehlbar ausgegebne Axiom bei näherer Untersuchung nicht Stich hält, sondern durchaus unwahr ist, wie ich das mit vielen Proben belegen könnte.“

Häufig trat an den Verein die Aufgabe heran, solchen zu einem angemessenen Erwerb zu verhelfen, die durch irgend welche eigne Leiden oder durch die Lage ihrer Angehörigen in der Wahl ihrer Beschäftigung sehr beschränkt waren. Da galt es z. B. für blöde Augen, für schwache Hände, oft für ungeübte und von Hause aus wenig geschickte, eine angemessene Beschäftigung ausfindig zu machen! Da galt es, einer schwerhörigen und durch gichtische Beschwerden zu aller schweren Hausarbeit untüchtigen Frau den für sie möglichen Broterwerb zuzuweisen — die Botin des Vereins war eine solche! —; oder ein Mann, der bisher durch Botengänge sein Brot erwarb und dabei brustkrank geworden war, ohne ganz aufs Krankenlager geworfen zu werden, soll künftig anstatt mit Füßen und Lunge mit den Händen sein Brot erwerben; eine Frau, die bisher in fremden Häusern lohnende und regelmäßige Beschäftigung fand — etwa eine Wäscherin oder Plätterin —, wird durch Erkrankung eines Angehörigen an das eigne Haus gefesselt, und für die Leistungen, die sie zu Hause neben der Pflege ihres Kranken vollbringen kann, fehlt es ihr noch gänzlich an Kundschaft.

Indem Amaliens Verein es sich zur Pflicht machte, in solchen und tausend ähnlichen Fällen womöglich nicht durch Almosen, sondern durch Arbeit zu helfen, entwickelte er eine großartige Betriebsamkeit. Er ließ nicht nur spinnen und weben, stricken, Puppen anziehen, Seide zupfen, Flickendecken, Bürsten, Strohschuhe, Binsenschemel u. s. w. anfertigen, er beaufsichtigte auch diese Arbeiten Jahr für Jahr durch seine nach und nach in den verschiednen Zweigen immer mehr Kennerschaft erwerbenden Mitglieder.

Zu dieser Nachweisung, Aufmunterung, Anleitung fügte der Verein den Verkauf einer beträchtlichen Zahl von Gegenständen, die er von seinen Armen fertigen ließ, ohne sie für den Bedarf des Vereins selbst verwenden zu können. In einem aus Gefälligkeit dem Verein überlassenen Lokale wurde in jedem Jahre acht Tage lang die bunte Menge jener Gegenstände von Mitgliedern des Vereins feil gehalten, und zwar zu dem gewöhnlich in den Läden für die gleichen Gegenstände bezahlten Preise; der Vorteil für die Verfertiger war aber eben der, daß sie den ganzen Ertrag ihrer Arbeit erhielten, während sie von Magazininhabern, wenn sie solchen die Erzeugnisse ihres Fleißes zum Verkauf gaben, nur einen Teil des Ladenpreises empfingen.

Gerade in diesem Zweig der Wohlthätigkeit steht Amaliens Verein nicht vereinzelt da, oder ist es wenigstens nicht geblieben. In Berlin z. B. findet in jedem Jahr der Verkauf bedeutender Mengen von Webestoffen, Näh- und Strickarbeiten, die von Armen gefertigt werden, durch wohlthätige Frauen statt.

Aber für Amaliens Verein war die Sorge für die materielle Hebung der Armen eben nur ein Zweig der Thätigkeit und das Bemühen, ihnen Arbeit und Absatz zu verschaffen, nur ein Zweig dieses Zweiges. „Bei uns soll alles Hand in Hand gehen; wir haben nicht ein vereinzeltes Moment in der Existenz der Armen, sondern vielmehr ihren ganzen Zustand im Auge (Zwölfter Jahresbericht, S. 41), und wie wichtig uns auch die Aufgabe erscheint, sie auf eine zweckmäßige Weise zu beschäftigen, so halten wir einesteils mit der Lösung derselben, wenn schon viel, doch keineswegs alles gewonnen; andernteils aber glauben wir auch, daß ihre Lösung uns um so eher gelingen wird, je mehr wir auch die übrigen Interessen unsrer Armen zum Gegenstand unsrer Fürsorge machen. Um aber das zu können, dazu wird denn nun freilich zuvörderst eine vertraute Bekanntmachung mit ihrer ganzen Lage erfordert, und diese, meine ich, möchte wohl kaum anders erlangt werden als durch fortgesetzte persönliche Besuche in ihren Wohnungen.“ C D

Helianthus

Tagebuchblätter und Aufsätze

4. Solitudo nobilis

Heute früh besuchte ich den „Kunstverein." Bei dem Eintreten schon sah ich das eine Bild, vor dem ich dann allein anhielt. Wenn nicht darunter stünde: „Im Privatbesitz," so hätte ich zwei Menschen verloren, die ich als einen köstlichen Gewinn seit meinem letzten Aufenthalt im Gebirge besaß. Das Oelgemälde stellte eine friedlich-milde Abendlandschaft im Gebirge dar; im Vordergrunde stand neben einem kleinen, über Felsgeröll schäumenden Wasserfall eine junge schöne Esche, um deren Stamm sich eine Winde rankte: die weiße Blüte hatte dem Scheiden des Lichtes Widerstand geleistet und war noch weit geöffnet. Auf einem Felsstück waren zwei Namen in verschlungnen Anfangsbuchstaben eingemeißelt. Ich allein wohl von allen Besuchern der Ausstellung wußte die verschlungnen Namen zu deuten; ich kannte sie und kannte jenen Abend, der in dem Bilde widerleuchtete.

Das kleine Thal, durch das sie der untergehenden Sonne nachschritten, stand im rechten Winkel zu dem größern Gebirgsthale. Ein Wasser eilte rasch hinab über Granitstufen in schmalem Bette, Farnkraut überkleidete die Ränder, Erlengebüsche und Epheu erhoben sich in ihrem verschiednen Grün, manchmal aber suchten breit sich fortspinnende Brombeerranken und blühendes Geisblatt das schöne, schnelle Wasser. Sie gingen Hand in Hand, so wie das Verlobte auf dem Lande thun. Ihre Wohnung hatten sie seit Wochen in dem großen behaglichen Gasthofe gefunden, in dem seit Jahren die Städter in den heißen Sommermonaten das städtische Dasein von der ländlichen Form anregend umrahmt gefordert und gefunden hatten. Hier waren beide, Mann und Frau, inmitten der andern Sommergäste wohl gelitten; er war als Maler an sich schon interessant, aber es waren doch die Persönlichkeiten, die gewannen. Sie plauderten harmlos mit über das, was der Tag brachte, sie lachten zum fröhlichen Scherz, sie schlossen sich nicht aus, wo etwas Gemeinsames ausgeführt werden sollte, und doch bestand gerade das, was sie wertvoll machte, darin, daß sie anders waren, als die andern. Man wußte nicht genau, was es war. Wenn man sie höflich nannte, so fiel einem sofort ein, wie einfach sie waren. Wenn man sie einfach nannte, so sah man sie doch vor sich in dem Einhalten feiner Form und Sitte. Daß sie gebildete Leute seien, erschien fraglich, wenn man daran dachte, daß sie die meisten Novellen und Romane nicht kannten, die Christinnen und Jüdinnen in der Sommerfrische lasen, und doch — sie waren gebildet, denn was sie kannten, das kannten sie beschämend genau. Es schien, daß sie fromme Leute waren, aber man hätte nicht zu sagen gewußt, welches Bekenntnisses sie waren, man durfte in ihrer Gegenwart seines Glaubens und Unglaubens leben; aber sie erzogen ihre Umgebung, ohne daß diese es wußte: ihr Tischgegenüber, ein Schalk, hatte vor ihrer Ankunft sich als eine kaum auszuschöpfende Fundgrube gewählter und ungewählter Anekdoten erwiesen, seit der Ankunft der beiden brachte er nur noch solche, die er auch seiner Mutter erzählt hätte.

Nun gingen sie Hand in Hand das schmale Thal hinauf, ihr Blick ruhte auf den breiten Strahlen, die als weiße, duftige Bänder von der sinkenden und selbst nicht mehr in das Thal schauenden Sonne über den Rand der dunklen Thalwände gesendet wurden. Sie schwiegen beide, sie hatten schon lange geschwiegen. Plötzlich sagte er unvermittelt: Er sieht ihm doch sehr ähnlich! Sie antwortete: Ja, es ist mir eben auch recht bewußt geworden. Ihn wie sie hatte der schöne weiße Lichthauch des Abendscheines an ein Bild erinnert, das sie vor einigen Jahren gemeinsam in einer Galerie angesehen hatten: letzte Sonnenstrahlen hatten hier einen Greis beschienen, der im Feierabend das Bild der Vorangegangnen still beschaut und eine Nelke in hohem Stengelglase neben dies Bild gestellt hatte, und dieser Greis glich nun einem alten Herrn, der neben dem Paare an der Mittagstafel saß, und dessen Antlitz ihnen seither eine Freude gewesen war.

Eine Biegung des Weges brachte sie unerwartet vor einen Wasserfall, der rauschend und gurgelnd über den Granit herabsprang und den breiten Erlenblättern, die seinen feuchten Atem einsogen, kein Spiegelbild zurückgab. Dicht am Rande des Falles stand eine junge, schlanke Esche, stolz und tadellos, in nicht von sich wissender Schönheit; bis über die Hälfte des schmalen Stammes hatte sich eine Winde emporgerankt, und ihr weitgeöffneter, weißer Blumenkelch schaute nickend über das rauschende Wasser und die grüne Halde. Das junge Paar war stehen geblieben und lauschte versunken dem geheimnisvollen Wort des Wassers und sah auf Esche und Winde und spürte ein heiliges Sein, das in der Welt war, und das verschwunden wäre, wenn man davon geredet hätte. Nach einer Weile sagte er leise vor sich hin: „Solitudo nobilis, edle Einsamkeit!" Zärtlich sah ihn seine Frau an, mit jungen Augen, und sagte unter einem Händedruck lächelnd: „Edle Zweisamkeit!" H O

Bücher und Schriften

(Ein modernes Gebetbuch) Unter dem Titel „Mein liebstes Gebet" hat Frau Bertha Mathé, geb. Hüffell aus „Beiträgen edler Männer und Frauen der Gegenwart" ein Erbauungsbuch zusammengestellt (erschienen in Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung, o. J.), das Gebete, Lieder, Dichtungen, Predigtabschnitte, Betrachtungen, Bibel-, Kern- und Wahlsprüche u. s. w. darbietet, in denen die Beitragenden für ihr eignes Leben Trost, Frieden und Freudigkeit gefunden oder den Ertrag ihrer christlichen Erfahrungen zusammengefaßt haben. Deutsche Fürsten, Staatsmänner, theologische Lehrer, bekannte Prediger und Schriftsteller haben beigesteuert, „was ihnen wert, viele, was ihnen das Liebste auf ihrem Lebenswege gewesen ist — lauter »Denksteine« der göttlichen Gnade, Liebe und Treue, mit den Namensunterschriften ihrer Geber, deren einige in Faksimiledruck in diesem Buche wiedergegeben sind." Wie könnte es anders sein, als daß köstliche, wertvolle „Erfahrungsschätze" in dem Buche vereinigt sind, „Kleinodien vor allen aus dem unerschöpflichen Reichtum des Schriftworts und der evangelischen Kirchenlieder? Aber der vorhin angeführte Satz enthält eine Zusammenstellung, die etwas Wehethuendes hat: Denksteine göttlicher Gnade und Namensunterschriften, einige in Faksimile-Druck wiedergegeben! Und so erhebt sich gegen das ganze Buch ein Bedenken, das wohl nicht bloß aus einer engherzigen Anschauung entspringt.

Wird das Buch, das der Erbauung dienen soll, nicht vor allem der Befriedigung der Neugierde dienen? Ich möchte jeden, der das Buch benutzt hat, fragen, ob er nicht zuerst darnach ausgeschaut hat, was dieser und jener ihm persönlich oder dem Namen nach bekannte Mann als sein „liebstes Gebet," als ein ihm wertvolles Bibelwort beigesteuert hat, ob er nicht vielleicht sogar mit Hilfe des acht Seiten langen Namenregisters das Buch auf die ihm bekannten Namen hin durchsucht hat. Dies aber ist nichts weniger als Erbauung. Und wenn auch der Inhalt der mitgeteilten Worte den Leser festhält, wird doch nur zu leicht das Gotteswort, das die, die es mitteilen, gestärkt und getragen hat, als von ihnen und ihren berühmten Namen getragen erscheinen.

Fern sei es, einen Vorwurf gegen irgend jemand zu erheben, dem es innerlich möglich gewesen ist, einen Beitrag zu diesem Erbauungsbuch zu liefern. Wir möchten auch fast bezweifeln, ob alle, die der Bitte der Herausgeberin willfahrt haben, aus ihrem Zirkularschreiben herausgelesen haben, was darin nicht ausdrücklich gesagt war, daß es sich um eine Veröffentlichung mit Namensunterschrift handelte. Einzelne haben auch, wie mir scheint, absichtlich solche Schriftworte bezeichnet, die Gemeingut der ganzen evangelischen Christenheit sind, wie das Vaterunser oder die Seligpreisungen oder Matth. 11, 25—30 oder 22, 37—40 oder Röm. 8, 28, die darum auch mehr christliches Gemeindezeugnis, als Bekenntnis aus dem innersten Gebetsleben des Einzelnen heraus sind.

Es wäre gewiß unrecht, zu bezweifeln, daß die Verfasserin im besten Glauben, ein Gotteswerk zu thun, ihre Arbeit unternommen hat. Sie selbst bezeugt es ja, daß eigne Erfahrung der Hilfe Gottes in schwerem Leid in ihr das herzliche Verlangen geweckt habe, in diesem Werk der göttlichen Durchhilfe ein Denkmal zu setzen, und daß es ihr genüge, wenn auch nur eine Seele einen Segen durch das Buch gewinne. Aber darum darf und muß doch die Frage erhoben werden, ob der christliche Sinn der Verfasserin nicht durch das Bestreben, ihr Erbauungsbuch den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen und das Evangelium den Gebildeten unter seinen Verächtern zu empfehlen, auf eine falsche Bahn geleitet worden ist. Hätte sie sich entschlossen, die köstlichen Beiträge, die ihr geworden, als bewährte Worte christlicher Erfahrung, aber ohne Namensunterschriften zu veröffentlichen, so hätte ihr Erbauungsbuch gewiß weniger Verbreitung gefunden, aber mehr wahren Segen, den nur Gott kennt, gestiftet. M R

(Darnach offenbarte sich Jesus abermals an dem Meer) Unter diesem Titel hat der evangelische Feldpropst der Armee D. Richter kürzlich das zweite Heft der Schiffspredigten für die Nordlandsreisen Sr. Maj. des Kaisers und Königs bei Mittler u. Sohn (Preis 80 Pfge.) erscheinen lassen. In der Vorrede bemerkt er über die Entstehung und Absicht seiner Sammlung: „Es sind Erinnerungsblätter, zu deren Veröffentlichung Seine Majestät der Kaiser huldvollst die Erlaubnis ge-

geben. Sie gelten zunächst dem kleinen Kreise der Reisegefährten; aber sie möchten auch weitern Kreisen dienen. Der Hausvater ist es, der in diesen Andachten spricht, indem er von seinem Priesterrechte in Ermanglung eines Geistlichen an Bord Gebrauch macht und dadurch ein Zeugnis ablegt, das einen jeden von uns zur Nachfolge in seinem Kreise auffordert." Wir können mit dem Ausdruck unsers Bedauerns über derartige Kundgebungen nicht zurückhalten. Erscheint es schon an sich bedenklich, den für den Gebrauch des Kaisers verfaßten Schiffspredigten einen Titel zu geben, der sie mit den Offenbarungen des Auferstandnen vor seinen Jüngern in eine Linie stellt, so wird der Eindruck*) des Byzantinismus, den dieser Titel machen muß, dadurch noch verstärkt, daß bei unkundigen Lesern die Meinung erweckt wird, als ob die in Rede stehenden Schiffspredigten vom Kaiser selbst verfaßt wären. Wir wissen bestimmt, daß schon die erste Sammlung, Die Stimme des Herrn auf den Wassern, in der wunderlichen Unklarheit ihrer ganzen Titelfassung von vielen Lesern in diesem Sinne verstanden worden ist, und daß viele zu diesen Reden gegriffen haben in der Ueberzeugung, der Kaiser selbst sei ihr Verfasser, während es sich doch in dem einen wie in dem andern Falle um Erzeugnisse des Herrn Feldpropstes D. Richter handelt. Der ersten Sammlung gegenüber haben wir mit unserm Urteil zurückgehalten, nun es zum zweitenmale herausgefordert wird, stehen wir nicht an, einen weithin geteilten Eindruck auszusprechen.

(Das jüdische Weib) von Nahida Remy. Mit einer Vorrede von Professor Dr. M. Lazarus. Leipzig, Malende. 5, geb. 6 Mk.

Vor kurzem ist im Verlag von W. Malende in Leipzig ein Buch über das jüdische Weib erschienen von Nahida Remy mit einer Vorrede von Professor Dr. M. Lazarus. In sehr kurzer Zeit hat es die zweite Auflage erlebt. Der Weg ist ihm bereitet worden durch überaus günstige Beurteilung seitens jüdischer Gelehrten (Lazarus, Salzberger) und seitens der Tagespresse. Gerühmt wird vor allem die tiefe Gründlichkeit und Vorurteilslosigkeit der Verfasserin, von der dabei noch besonders hervorgehoben wird, daß sie eine Christin sei. Jeder billig Denkende wird den großen Fleiß, den die Verfasserin auf den wahrlich nicht leicht zu bewältigenden Stoff verwandt hat, gern anerkennen. Sie hat das gewaltige Material lichtvoll gesichtet und in einer geschmackvollen, fesselnden Darstellung uns dargeboten. Ich habe manches Kapitel mit Interesse und Genuß gelesen. Die Lichtseiten des jüdischen Weibes treten hell hervor, ohne daß jedoch die Schattenseiten, die das Leben des modernen jüdischen Weibes bietet, verschwiegen würden. Im Gegenteil! Die Verfasserin sieht in den gegenwärtigen Verhältnissen des jüdischen Frauenlebens einen Rückgang, einen Verfall, und um dem entgegenzutreten, ihn zu hemmen, die modernen Jüdinnen auf sich selbst besinnen zu lassen, stellt Nahida Remy ihnen das Lichtbild des jüdischen Weibes in den mannigfachsten Lebensverhältnissen vor Augen. Dieser Umstand hat der Verfasserin jedenfalls das Lob der Unparteilichkeit und Vorurteilslosigkeit eingetragen.

Ich sehe mich jedoch außer stande, in das eine oder andre Lob rückhaltslos mit einzustimmen. Die vielgerühmte tiefe Gründlichkeit und Unparteilichkeit vermisse ich vor allem im zweiten Kapitel: „Ueber die christliche Auffassung von Weib und Ehe." Die wichtigsten Stellen aus dem Neuen Testament und der ältesten christlichen Litteratur sind nicht benutzt, und die benutzten sind zum Teil falsch verstanden, ja geradezu entstellt wiedergegeben, lediglich zu dem Zweck, das Christentum als ehe- und weiberfeindlich zu diskreditiren. Ich kann hier unmöglich auf jede von der Verfasserin angezogene und falsch aufgefaßte Stelle eingehen, sondern muß mich auf einige besonders auffallende Stellen beschränken. In einer geradezu leichtfertigen Weise sind die Paulusworte behandelt. Es ist allerdings wahr, daß Paulus den Korinthern auf eine ihrer Anfragen die Ehelosigkeit empfiehlt (1. Kor. 7, 1). Aber jeder Kundige weiß, daß diese Empfehlung nicht schlechthin, sondern aus den den gesamten Gedankenkreis der ältesten Christen bestimmenden eschatologischen Voraussetzungen heraus zu verstehen ist. „Um der gegenwärtigen Not willen" (ebenda, V. 26) empfiehlt Paulus den Korinthern ehelos zu bleiben. Das hätte die Verfasserin doch erwähnen sollen. Und daß Paulus andrerseits das eheliche Verhältnis zwischen Mann und Weib als ein Bild des Verhältnisses zwischen Christus und seiner Gemeinde gebraucht, zeigt doch, wie hoch er von der Ehe an sich denkt (vgl. Eph. 5, 23 f. 29 f.). Solche Stellen aber wie z. B. auch Kol. 3, 19; Eph. 5, 25. 28. 31; 1. Kor. 7, 14; 11, 11. f.; Gal. 3, 28 und noch viele andre werden von der Verfasserin einfach ignorirt. Paulus soll eben nicht hoch von dem Weibe und der Ehe denken; das Weib soll nun einmal nach Paulinischer wie nach christlicher Anschauung überhaupt ein Wesen niedrer Ordnung sein, das kein Recht auf ebenbürtige Stellung neben dem Manne hat und dem der volle Genuß des Lebens auf jede Weise verkümmert ist.

Lehrreich für die Methode, wie die Verfasserin zu den von ihr gewünschten Ergebnissen kommt, ist die Art, wie sie die Stelle 1. Tim. 5, 5 f., wo das Idealbild einer Witwe zur Darstellung kommt, auslegt. Die Worte *ἡ δὲ σπαταλῶσα ζῶσα τέθνηκεν* deutet sie: „wenn sie sich aber noch des Lebens freuen wollte, sie ist lebendig tot." Die richtige Uebersetzung lautet aber: „wenn sie (die Witwe) einen üderlichen Lebenswandel führt, ist sie lebendig tot." Das ist doch etwas ganz andres. Dieser richtigen Deutung gegenüber kann jene erste doch nur als eine böswillige Verdrehung in Betracht kommen. Ganz falsch ist ferner, was die Verfasserin Seite 18 von Paulus sagt: „Dennoch wünscht Paulus auf seinen und seiner Genossen Kreuz- und Querzügen die Begleitung von Weibern, als Schwestern im heiligen Geist, als Bräute Christi."

*) Wir reden nur von einem Eindruck, enthalten uns jeden persönlichen Urteils.

Das ist offenbar eine Anspielung auf die Stelle 1. Kor. 9, 5. Aus dieser Stelle geht nun aber hervor, daß gerade Paulus im Gegensatz zu andern Aposteln, die ihre Eheweiber auf ihren Reisen mit sich führen, aus Rücksicht auf die Gemeinde, der er dadurch keine Mehrkosten verursachen will, prinzipiell auf die Begleitung eines Eheweibes verzichtet. Das Recht dazu hätte er wohl, so führt er aus, aber er verzichtet darauf. Dazu sind die eben angezogenen Worte auch geeignet, ein ganz falsches Licht auf die sittlichen Begriffe der Apostel zu werfen. Es handelt sich hier gar nicht um die Mitführung eines Weibes als „Schwester im heiligen Geist," sondern um das Mitführen einer christlichen Schwester, d. h. einer Christin als Eheweib. Wenn ferner die Verfasserin Gal. 4, 27 als für die christliche Anschauung von der Ehe bezeichnend anführt, so hat sie wahrscheinlich ganz vergessen, daß diese Stelle wörtlich aus Jes. 54, 1 entnommen ist, und daß sie hier wie dort eine bildliche oder allegorische Bedeutung hat.

So könnte ich fast Stelle um Stelle durchgehen, um die Gründlichkeit und Vorurteilslosigkeit der Verfasserin in helles Licht zu stellen. Nur ein Kuriosum will ich noch erwähnen. Christus beruft sich bekanntlich gegenüber einer Vexirfrage der Pharisäer, ob es erlaubt sei, die Ehe zu scheiden, auf die Erzählung des ersten Buches Moses (1, 27; 2, 24) und fügt dann hinzu: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden (Matth. 19, 1—6). Wahrlich, deutlicher kann doch für die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit des ehelichen Verhältnisses nicht Zeugnis abgelegt werden. Aber so etwas darf Jesus nie und nimmer gesagt haben, und so wird denn keck behauptet, er habe diesen Ausspruch nur gethan, „um das fatale Geschlechtsverhältnis in einer einmaligen Ehe zu beschränken" (S. 27). Wenn man freilich so mit den Stellen umspringt, ist es leicht zu beweisen, daß „Christus und die Apostel die Ehe nur als ein notwendiges Uebel hinstellen und fortdauernd auf die Löblichkeit und Seligkeit des Cölibats hinweisen" (S. 20).

Daß die Stellung und Achtung des Weibes in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche vielfach zu wünschen übrig läßt, will ich gern zugeben. Es lassen sich manche Aussagen der Kirchenväter, vor allem des in montanistische Strömungen geratenen Tertullian (der denn auch reichlich ausgebeutet wird), anführen, die für Ehe und Weib nicht gerade günstig lauten. Aber diese Aussagen stammen, wie längst erkannt ist, nicht aus dem christlichen Prinzip, auf das auch das römische Cölibat keineswegs zurückzuführen ist.

Nicht minder willkürlich sind die alttestamentlichen Stellen behandelt, nur in einer entgegengesetzten Tendenz. Die Stellung des Weibes muß hier musterhaft sein, nirgends darf sich ein Wort der Geringschätzung oder eine Aussage finden, die das Weib dem Manne unterstellt. Um das zu erweisen, scheut die Verfasserin nicht die gewagtesten Umdeutungen und schwierigsten exegetischen Kunststücke. Ganz köstlich ist z. B. die Auslegung der Geschichte vom Sündenfall und vor allem des Strafurteils, das über das Weib ergeht (S. 67 f.). Die Verfasserin rühmt sich hier ihrer besondern Intimität mit dem lieben Bibelbuch; und allerdings, es hat hier auch etwas ganz Besondres zu sagen. Indem Eva das göttliche Gebot übertritt, hat sie eine reine und edle That vollbracht, eine That, die das Höchste und Heiligste will, was Menschen je erstrebt haben: Erkenntnis des Guten und Bösen. Man kann der Verfasserin gewiß nicht verwehren, daß sie sich diese — übrigens nicht neue — Auffassung von der Handlung Evas gebildet hat, aber daß diese Auffassung mit der des Alten Testaments zusammentrifft, wird sie doch wohl selbst nicht behaupten wollen. Und nun das Strafurteil. Ich sollte meinen, darin stehts deutlich ausgesprochen, daß der Mann über das Weib herrschen soll. Aber nein, einer solchen Anmaßung dem Weibe gegenüber hat sich das Alte Testament, das Judentum nie schuldig gemacht. Daher übersetzt Nahida Remy 1. Mos. 3, 16 nicht: „er wird herrschen über dich" sondern: „er sei dir ähnlich." Abgesehen davon, daß diese Uebersetzung in einem Strafurteil absolut keinen Sinn giebt, ist sie, wie jeder, der sich einigermaßen auf die Sprache versteht, wissen kann, auch sprachlich ganz unmöglich. Aber der Verfasserin ist der Sinn eben recht, und darum muß er auch richtig sein. Hier hätte Herr Professor Lazarus seine Schülerin einfach in die Schranken weisen sollen, anstatt ihr über „die souveräne Kühnheit," mit der sie die biblischen Urworte behandelt, einige wohlfeile Elogen zu sagen, die ein Kundiger doch unmöglich ernst nehmen kann.

Damit habe ich den Standpunkt der Verfasserin samt ihrer Gründlichkeit und Vorurteilslosigkeit wohl genügend gekennzeichnet. Sie will zeigen, daß einzig und allein das Judentum die dem Weibe gebührende Stellung als Gehülfin des Mannes garantire, während das der Ehe feindliche Christentum es unmöglich zu seinem Rechte kommen lasse, ja geradezu herabsetze. Das Buch ist nichts andres als eine Propaganda für das Judentum.

Mit welchem Rechte die Verfasserin bei ihrer deutlichen Animosität gegen das Christentum in den Rezensionen so geflissentlich als „Christin" bezeichnet ist, vermag ich nicht einzusehen. Jedenfalls ist es ein ganz raffinirtes Verfahren. Dem gegenüber betone ich nur, daß die Verfasserin vom Christentume, seinem Wesen und seiner Geschichte so gut wie nichts versteht, und daß daher ihre Ausführungen als Urteile einer „Christin" unmöglich in Betracht kommen können, auch dann nicht, wenn ihre reinste christliche Abstammung nachgewiesen ist. Zu ihrer näheren Würdigung als „Christin" will ich hier nur noch das unqualifizirbare Urteil über den großen Kirchenhistoriker J. A. Neander, den sie im Kapitel 13 „Abtrünnige" erwähnt, etwas niedriger hängen. Es heißt da wörtlich: „Der Uebertritt ist ja verlockend genug in einer Zeit, da der äußere Erfolg maßgebend ist. Da ist z. B. ein junger jüdischer reichbegabter Abiturient von sechzehn Jahren, David Mendel, ein Jahr später heißt er Johann August Neander, und bald ist er mit

dreiundzwanzig Jahren wohlbestallter Professor der Kirchengeschichte." Dieser „Christin" scheint auch sonst der Uebertritt zum Christentum der größte Frevel zu sein, vor dem sie die jüdischen Frauen warnt, und für den, ist er einmal geschehen, sie immer nach den schmutzigsten Beweggründen sucht. Ich halte es demnach für meine Pflicht, auf das energischste dagegen zu protestiren, daß aus dem „Christentum" der Verfasserin von Kritikern und der Tagespresse noch weiter für das vorliegende Buch Kapital geschlagen wird. Das ist eine offenbare Unwahrheit und kann auf die unselbständigen Gemüter unsrer Zeit, die es verlernet haben, religiöse Fragen selbst zu prüfen und aufs Gewissen zu legen, nur verwirrend wirken. Lic. Dr. Baentsch

(Acht Tage Cholerakrankenpflege) Von J. Jungclaussen, Seemannspastor in Hamburg. Hamburg, Herold. 40 Pfge.

Der Verfasser giebt uns in erschütternden Bildern seine Erlebnisse und Eindrücke wieder, die er während seiner Thätigkeit als freiwilliger Krankenpfleger am Seemannskrankenhaus erfahren hat, gerade in den Tagen, als die Not am höchsten war. Das Schriftchen klingt aus in der Mahnung, festzuwerden im Christenglauben; denn dieser habe sich als das beste Schutzmittel auch gegen die Seuche bewährt. Wir empfehlen die kleine Broschüre um so mehr, als ihr Ertrag zum Besten der Seemannsmission bestimmt ist. F G

(Respekt vor den Kellnern!) Kürzlich ist bei Blüher in Leipzig die zweite Auflage des Liederbuches für Gastwirtsgehilfen erschienen, herausgegeben von Günther und Kyffhausen (zwei Hotelangestellten). Man staunt nicht wenig, als ersten Abschnitt dieses Buches eine Sammlung ernster und religiöser Lieder zu finden, unter denen etwa ein Dutzend unsrer klassischen Kirchenlieder in bester Form figuriren. Ebenso ist der Abschnitt: Vaterlandslieder und Volkslieder, Liebeslieder durch gute Auswahl ausgezeichnet, während die Standespoesie begreiflicherweise noch im Werden ist und neben manchem Hoffnungsvollen noch manches Unreife zeigt. Vergleicht man dieses Liederbuch der Kellner mit dem unsrer Studenten, so fällt der Vergleich mehrfach zu Ungunsten der letztern aus. Fürwahr, man darf hoffen für unsre Kellnerwelt, wenn solche Lieder in ihr Raum haben. Sie kennzeichnen die Bewegung nach Standeshebung, die durch sie geht, als eine keineswegs des tiefern Gehalts entbehrende. Möchten alle Menschenfreunde darin dem so arg vernachlässigten Stande zu Hilfe kommen und durch Verbreitung guter Schriften und freundlich-ernsten Zuspruch auf Reisen sich der Kellner annehmen — aber auch sonst für ihre Menschen- und Seelenrechte eintreten. J N

(Die Hefte zur Christlichen Welt) Ich werde oft gefragt, wie unsre Hefte „gehen." Ich kann darauf nur antworten, daß sich das noch nicht übersehen läßt, daß wir aber die gegründetsten Hoffnungen haben. Eins läßt sich beobachten, das gebe ich freundlicher Beachtung anheim: unsre Freunde, die durch den Buchhandel die Christliche Welt beziehen, pflegen zumeist auch die Hefte zu kaufen, denn ihre Buchhändler schicken sie ihnen wohl zumeist zu; unsre Postabonnenten aber haben sich zum teil die Hefte noch gar nicht vorlegen lassen. Man muß bei solchen Broschüren den Buchhändlern ein wenig zu Hilfe kommen und zur Ansicht verlangen, denn viele Sortimenter befassen sich nur ungern mit so billiger Litteratur. Und billig sollen wir doch auch sein! Wie gesagt, es steht nicht schlecht um diese Sache, aber die meisten Hefte sind in großer Auflage (bis 10000) gedruckt, wir rechnen also auf großen Absatz. Vier neue Hefte sind jetzt in der Presse, von Herrmann, Wendt, Kaftan und Schultz; die beiden ersten (Herrmann, Worum handelt es sich im Streit um das Apostolikum? und Wendt, Die Norm des echten Christentums) werden gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegeben werden. R

Quittung

Für den augenkranken Kandidaten (vgl. Nr. 48 d. v. Jg.) 10 Mk. von Sch, Gandersheim.

Für das gelähmte Mädchen (vgl. Nr. 52 d. v. Jg.) 10 Mk. von demselben; 3 von T G, Frankfurt a. M.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 10 Mk. von derselben; 10 von Sch, Gandersheim.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Wolf a. d. Mosel 10 Mk. von demselben; 10 von T G, Frankfurt.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde in Westpreußen: 10 Mk. von Sch, Gandersheim.

Für Kinderherberge und Konfirmandenanstalt des Pastors Klein in Reinerz: 10 Mk. von demselben.

Für die Bibelverteilung unter den Altkatholiken Böhmens: 10 Mk. von demselben.

Für die evangelische Kirche in Rom: 73 Mk. von Gräfin F H; 37 von Frl. M. B. in Prenzlau.

Für die evangelische Gemeinde in Sofia in Bulgarien: 10 Mk. von T G, Frankfurt; 5 von Sch, Gandersheim.

Für die deutsche evangelische Gemeinde in Tokyo in Japan: 5 Mk. von demselben.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 4 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Verlag von **M. Wilckens** in **Eisenach.**

Soeben erschien:

Um was handelt es sich beim Fall Harnack?

Vortrag

gehalten im Evangelischen Vereinshause zu Barmen am 15. Dez. 1892 von Dr. **Ernst Fr. Wyneken**, Pastor zu Edesheim bei Northeim

Preis 40 Pfg.

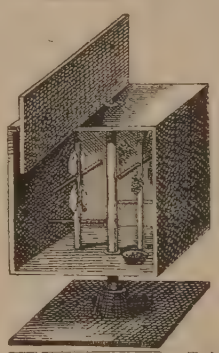
Pensionat des Evangelischen Johannesstiftes in Plötzensee, Berlin N. W.

Das Pensionat (Edithahaus) des Evangelischen Johannesstiftes ist eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände. Es umfaßt die Gymnasial- und Realklassen von Sexta bis Untersekunda inkl. Schwachbegabte Knaben finden besondre Berücksichtigung und Nachhülfe. Der Unterricht wird von Philologen und Theologen erteilt, die Erziehung liegt in den Händen junger Theologen. Prospekte werden gratis versandt durch den Vorsteher

Pastor Philipps

Ein junges Mädchen, $14^1/_2$ Jahre alt, groß und kräftig gewachsen, Lehrerstochter, sucht bald Stellung in einer christlichen, am liebsten Pfarrersfamilie. Auf Lohn wird nicht gerechnet. Reflektanten wollen sich melden unter D 1893 postlagernd Schenklengsfeld.

Cand. rev. min., Holsteiner, sucht möglichst bald Stellung bei einem Pastor zu dessen Unterstützung und seiner eignen Ausbildung. — Nur freie Station gewünscht. Off. unter **M. A. 26** befördert die Expedition dieses Blattes.



Fütterungskasten für Vögel!

Fütterungskasten für Vögel! Allen Freunden der Vogelwelt empfohlen! Die Kasten drehen sich mit dem Winde, sodaß sie stets einen geschützten Zufluchtsort für die Vögel bilden, und das Futter nicht verschneien kann. Zu beziehen für $3^1/_2$ Mark vom Mechaniker

R. Wolff, Delitzsch

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:
In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
$^1/_{10}$	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	40
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	63
$^1/_{10}$	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
$^1/_5$ = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
$^1/_{10}$	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	68
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
$^1/_5$ = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
$^1/_{20}$	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
$^1/_{10}$	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
$^1/_{20}$	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
$^1/_{10}$	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
$^1/_{20}$	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
$^1/_{10}$	**Ambar**	Londres imperial	do.	250
$^1/_{50}$	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter $^1/_{20}$ Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft. Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 5 — Leipzig, den 26. Januar — 1893

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Wir sahen seine Herrlichkeit — Der Glaube Jesu — Paulus und seine Gegner: 2. Die Gegner — Geschichtsphilosophische Gedanken: 4. Das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit — Gedanken über geistlichen und kirchlichen Gesang. Erste Hälfte — Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege: 2. Die persönlichen Besuche; 3. Das Amalienstift und das Kinderhospital; 4. Leitende Gesichtspunkte — Die Gesetzesvorlage gegen die öffentliche Sittenlosigkeit — Verschiedenes: Die vom Evangelisch-sozialen Kongreß veranstaltete Enquete; Das Freie Wort; Gemeinde Gottes oder Priesterkirche; Das gläserne Auge — Anzeigen

Wir sahen seine Herrlichkeit

1

In einem Aufsatze über „Bibelforschung und Inspiration" spricht der jüngst verstorbne amerikanische Professor Evans von dem tiefgreifenden Unterschiede zwischen unsern Gedanken über das, was Gottes würdig sei, und dem, was er selbst für seiner würdig hält. Wie anders ist das Bild, das unsre Gedanken sich vom Worte Gottes machen, — wie anders ist es, als die wirkliche Bibel! Und sollten wir nach unsern Gedanken das Bild des Sohnes Gottes und seines Wirkens entwerfen, es würde ganz gewiß ungefähr das Gegenteil von dem Bilde sein, das die Evangelien zeichnen.

Der durchgreifende Gegensatz des Auftretens Jesu gegen die Hoffnungen des Volkes und der Führer war ja thatsächlich einer der Hauptgründe, weshalb man ihn verwarf. Es fehlte der Strahlenglanz sichtbarer Majestät: sie sahen keine Herrlichkeit.

Wie damals, so heute. Die Herrlichkeitslosigkeit — irdisch gedacht — ist es gerade, was auch heute noch an dem Herrn und seiner Gemeinde als unerträglich empfunden wird. Und wir, die wir dennoch unsre Kniee dem Herrn beugen, wie oft nehmen wir Anstoß an dem Herrn und wissen uns in die Wege, die er geht, nicht zu finden! Wie oft sehen auch wir keine Herrlichkeit!

Jedenfalls aber, lieber Christ, sollst du bereit sein zur Verantwortung gegen deine streitenden Gedanken und gegen Fragen von außen über das, was deines Herrn Herrlichkeit ausmacht. Wenn man dich fragt: Worin findest du Jesu Herrlichkeit? was ist deine Antwort? Ich bin überzeugt, viele Christen würden rufen: Da siehe seine Wunder! Ist das nicht Herrlichkeit? — Nun ja, seine Wunder sollen als Beweise dafür gelten, daß Gottes Kraft mit ihm war. Aber wenn diese Wunder jene nicht überwanden, die sie sahen, wie sollen sie durch einen Eindruck von Herrlichkeit dann die überwältigen, die nur davon lesen! — Aber sein Lebensanfang und sein Lebensausgang sind Zeugen seiner Herrlichkeit, so wirfst du ein. Das können sie sein, aber nur für den Glauben. Niemand kann damit anfangen, daß er das Weihnachtswunder und das Osterwunder sich zu Herzen nimmt. Vielmehr, erst muß mir die Person Jesu Christi so groß und herrlich werden, daß sie mir über das Maß des Menschen hinauswächst, dann erst werde ich innerlich bereitet sein, an die Herrlichkeit seines Lebensanfangs und Lebensausgangs zu glauben.

Wir müssen mit den Jüngern uns an die Zeit seiner Berufswirksamkeit halten. Aus den schlichten Berichten der Evangelien muß uns Jesu Herrlichkeit anstrahlen durch das, was wir in seinem Wort und Werk von seinem innern Leben erfassen. Das ist eine gar stille Herrlichkeit. Wir wollen ihre Fülle mit wenigen Strichen andeuten. Da steht er mitten in einer Welt des nackten oder des verhüllten Egoismus, in einer Welt, da kaum je eine von Selbstsucht freie That geschieht, und er ist der unbedingt selbstlose Mann, der nur für andre sich einsetzt. Er wandelt unter harten Herzen, unter ungeduldigen Menschen, unter rasch ermüdenden Arbeitern. Und von ihm geht ein Strom der geduldig tragenden, nie ermattenden Barmherzigkeit aus, die niemanden und nichts aufgiebt. Er nimmt teil an dem Leben einer arg befleckten Welt, und seine Reinheit bleibt völlig unangetastet. In der Friedlosigkeit, der Zerrissenheit, der Vertrauenslosigkeit, der Unklarheit hat er tiefen, klaren, harmonischen Frieden, also daß sein Inneres einem klaren, stillen Gewässer gleicht, in dem die Sonne bis auf den Grund sich spiegelt. Er wirkt in der Welt, reibt sich schier auf in einziger Treue; er wird angefochten mit immer vergiftetern Waffen. Und doch spürt man es auf Schritt und Tritt: hier ist ein Mann, dem hat die ganze Welt nichts an. Hier ist Freiheit.

Woher denn aber diese nur einmal vorhandne stille Größe? Daher, daß der Schwerpunkt Jesu nicht in der Welt, sondern in Gott liegt. Hier ein Mensch, der in Gott, in dem Gott lebt! Das ist seine Speise, daß er thut den Willen dessen, der ihn gesandt hat, und vollendet sein Werk. Hier ist eine nicht zu durchbrechende Einheit jedes Gedankens, des ganzen Willens mit dem ewigen Gott. Wenn er spricht, ist jedes Wort in die Ewigkeit getaucht. Wenn er hilft, so erlebt man seine Hilfe als Gottes Hilfe. Wenn er einem Menschen seine Liebe zeigt, so mutet es an, als öffne sich das Herz Gottes selbst.

Daher die Vollmacht, mit der er Sünde vergiebt. So er spricht, so geschieht es. Die Leute haben es, wenn er es ausspricht. Daher die Kraft, mit der er die Herzen trifft und sie in einer ganz andern Lebensluft atmen lehrt. Daher die Gewalt, mit der er richtet und aufrichtet, die Gewalt der Wahrheit und Gnade. Ja wahrlich! Hier ist eine innere Herrlichkeit, über alles Irdische hinausragend. Hier ist mitten in der Welt ewiges Leben. Und wenn es einen lebendigen Gott giebt, so ist sein Wesen das Wesen dieses Jesus Christus. Das ist seine Herrlichkeit. Ists nicht wirklich die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater, voll von Gnade und Wahrheit?

2

Wie kommt es nun dazu, daß von dieser Herrlichkeit der Eindruck auf einen Menschen ausgeht, der ihn innerlich überwindet? Es heißt: „Wir sahen seine Herrlichkeit." Aber mit ihren Augen haben selbst die Jünger von ihr nichts gesehen. Man konnte alles sehen, was die Jünger sahen, und man brauchte nichts zu sehen, was innerlich überwältigte. Auch für die Jünger mußte zu dem, was sie sahen, ein innerer Eindruck hinzukommen. Wir sind nicht ärmer als die Jünger. Aus der Gemeinde wird oft der Wunsch laut: Ach, hätte ich sehen dürfen, was die Jünger sahen! Der Wunsch hat ja eine Seite, die jedem Christen gleiches Wünschen ablockt. Aber andrerseits, wer will denn behaupten, daß er zu den wenigen Jüngern und nicht zu der Ueberzahl der Fremden gehört hätte! Was die Jünger sahen, wird uns ersetzt durch ihren Bericht. Der innere

Eindruck, der die Hauptsache ist, ist für uns wie für sie der gleiche.

Wer sind die „Wir" — „Wir sahen seine Herrlichkeit"? Wir dürfen sagen: Das sind die Jünger oder wenigstens elf von ihnen. Dazu treten Zöllner wie Zachäus und Sünderinnen wie die im Hause Simons. Dazu gesellen sich auch Gebildete; seien es Ratsherrn wie Nikodemus und Joseph von Arimathia oder Militärs wie der Kommandant von Kapernaum. Es sind Leute aus den Juden; aber auch Syrien, Samarien und selbst Rom stellen ihr Kontigent zu diesem „Wir." Kurz: Leute aus allerlei Ständen, von verschiednem Alter und Geschlecht, auch von verschiedner Nationalität und Bildung sind diese „Wir." Die Herrlichkeit des Herrn kann auf Gebildete und Ungebildete, auf Hochgestellte und Geringe, auf Reiche und Arme den einen, gleichen überwindenden Eindruck machen.

Dann muß sie sich an etwas wenden, was allen gemeinsam ist. Nun gehört nicht viel Lebenserfahrung dazu, um zu wissen, daß ein Mensch unter seinem eignen Unfrieden, seiner Zerrissenheit, seiner Selbstsucht, seiner Unwahrhaftigkeit, seiner Abhängigkeit von Begierden, seiner Hilflosigkeit leidet. Wenn eine solche Seele das Bild der innern Herrlichkeit Jesu Christi sei es aus dem gelesenen oder dem gepredigten Worte auffängt und von der Selbstlosigkeit, dem Erbarmen, der Reinheit, dem Frieden, der Keuschheit Jesu Christi einen Eindruck erhält, so muß doch die Sehnsucht erwachen: Ach, wer doch so sein könnte! Man kann aber dieses Bild nicht sehen, ohne zum Vergleich mit dem eignen Leben genötigt zu werden. Die Herrlichkeit richtet. Ich kann mich diesem Gericht ja entziehen; aber giebt Gott Gnade, so werde ich mich an der Herrlichkeit Jesu meines Seins schämen lernen. Der Heilige aber ist der Barmherzige, und er richtet nicht, ohne aufzurichten. Wer sich durch Jesus schämen lernt, der lernt auch durch und in Jesus an Gottes Gnade glauben.

Und das heißt dann die Herrlichkeit Jesu sehen. Glauben heißt den Eindruck von der Herrlichkeit des Herrn empfangen haben, daß ich, von Sehnsucht und Scham erfüllt, in ihm der vergebenden Gnade Gottes gewiß bin. So wächst mir ganz von selbst die Person Jesu über alles menschliche Maß hinaus, und ich beuge meine Kniee mit Thomas: Mein Herr und mein Gott!

Wie der Anfang, so der Fortgang. Christ sein, heißt immer klarer und tiefer des Herrn Herrlichkeit schauen. Dabei wird er immer größer in der göttlichen Herrlichkeit seines Wesens; dabei werde ich immer kleiner durch das immer vernichtendere Selbstgericht; dabei ergreife ich immer herzlicher das Erbarmen Gottes.

Nicht um Abstimmung für und wider den Sohn Gottes handelt es sich, sondern um das Ueberwundenwerden durch ihn. Nicht auf das Reden über seine Herrlichkeit kommt es an, sondern auf das Erfaßtwerden von seiner Wahrheit und seiner Gnade. Wer froh wird der Gnade Gottes, wer fortschreitend regiert wird durch die Wahrheit Gottes in Jesus Christus, der schaut seine Herrlichkeit. Sonst niemand! Ltr

Der Glaube Jesu

Die Schrift Professor Haußleiters in Dorpat über den Glauben Jesu*) findet vielfach kühle Ablehnung als wenig nutzbringend; aber man mache den Versuch, den „Glauben Jesu" wegzudenken. Man denke sich — denn alles andre bleibe, wie es war —, er hatte verkündigt und gethan, was Steine rühren könnte; nun ja, es hatte auch die Menschen bewegt. Sie drängten sich herbei, ihn zu sehen, zu hören, seinen Saum zu berühren; sie jubelten ihm zu, sie wollten ihn zum König machen; sie hielten ihn für einen auferstandnen Propheten (Matth. 16, 14); sie fühlten in ihm die andre Welt. Dann brach es endlich durch: Er ists, auf den wir gehofft haben! — und die Straßen Jerusalems hallten wieder von dem vieltausendfachen Ruf: Hosianna dem Sohne Davids! Seine Widersacher gaben sich verloren. Und dann? — dann verließen und verleugneten ihn alle, auch die Besten, wie sie sich

*) Erlangen und Leipzig, Georg Böhme, 1891.

ganz ausnahmsweise einmal finden. Nicht einen fand er, der Treue hielt; nichts war geblieben als Wankelmut, Treulosigkeit, Stumpfheit, Bosheit!

Denke, daß er da den Glauben aufgab, diese Menschen könnten für ewiges Leben wiedergewonnen werden. Was dann? Dann hatten sich die Menschen selbst das Urteil gesprochen vor dem Richter. Es erfüllte sich die Geschichte von Sodom. Die Engel Gottes kehrten dort ein, und die Sünde wollte sich an ihnen vergreifen, da kam das Gericht. — Aber wir wollen denken, er gab den Glauben an die Wiederbringung der Menschen auf und ging doch weiter, wie er sich vorgesetzt hatte. Er wartete in Gethsemane und sagte: Laßt sie doch so ferner machen. Was konnte ihn dazu bewegen? Liebe? Nein, aber Mitleid, größer und weicher, als es von Buddha erzählt wird. Sie jammerten ihn noch, er wollte lieber Opfer sein als Richter. — Und doch bliebe diese Geschichte das Urteil über die Menschen! Was hätten wir von seinem Leben und Sterben, wenn er dabei den Glauben aufgab an die Wiederbringung der Menschen?

Wovon nimmt Hoffnung für sich, der in sich nichts findet, worauf er fußen kann? Wovon anders als davon, daß im Blut Jesu Christi die Gewißheit redet: der Ratschluß Gottes besteht trotz der Sünde. „Er ists, der Herrscher aller Welt, welcher uns ewig Glauben hält," sagt das Kirchenlied.

Was im Grunde in den Gläubigen immer wirksam war, aber nicht zur theologischen Formulirung gelangte, das hat Haußleiter ausgesprochen. Auf dem richtigen Wege ist er dazu gelangt. Grammatische Sorgfalt und Genauigkeit im Denken führte ihn darauf, zu sehen, daß in Röm. 3, 22—26 nicht der Glaube an Jesus es ist, sondern Jesu eigner Glaube, der seinem Blute die sühnende, die erlösende Wirkung giebt. Er sieht, daß seine Entdeckung Bedeutung hat, aber in deutlichster Weise zeigt seine Schrift: er sucht nicht durch Exegese Stütze für eine vorgefaßte Meinung, sondern die gründliche, scharf auffassende Untersuchung kommt zu dem Ergebnis. Sie ist überdies so gut geschrieben, daß man alle, die Sinn für exegetische Studien haben, nach Möglichkeit darauf aufmerksam machen möchte.

Die theologische Bedeutung ist nur kurz angedeutet, vielleicht kam daher die zurückhaltende Aufnahme. Diese hat aber ihren Grund auch in dem unglücklichen Zusammentreffen, daß ein arglöser Idealismus meint, Jesus als Vorbild der Liebe zu Gott und den Menschen sei alles, was die Menschen brauchten, um gut und glücklich zu sein, gleichwie nur ein Kolumbus nötig war, um allen Schiffern den Weg nach Amerika zu bahnen. In die Richtung scheint zu fallen, wenn der Glaube Jesu die Kraft unsers Glaubens sein und die Versöhnung wirken soll. Aber der Mißbrauch ist ja längst im Gange, so stelle man ihm den rechten Gebrauch entgegen!

Inzwischen hat Haußleiter durch Mitteilung einer Greifswalder Disputation von 1704 nachgewiesen, wie die alten Lutheraner zu verteidigen wußten, daß die Bibel vom Glauben Jesu redet, ebenso weitere Thesen über den Gebrauch des Genetivs bei „Glaube" veröffentlicht.

Ein Auszug aus den Ergebnissen der Exegese möchte hier nicht angebracht sein. Wenn mitgeteilt wird, Haußleiter kommt zu dem Resultat, daß die Worte Röm. 1, 17: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" von Christus „dem Gerechten" gesagt sind, bei Paulus wie bei Habakuk — so wird man den Eindruck haben, das sei sehr unwahrscheinliche Auslegung. Die Anführung der hauptsächlichen Gründe dürfte wenig ändern; man muß der ganzen Untersuchung mit Ruhe nachgehen.

Hilgenfeld sagt in seiner Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie:

> Den Gedanken des gläubigen Jesus Christus und aller nach seinem Vorbild Glaubenden sollte man Rationalisten überlassen und nicht dem Paulus aufdrängen.

Das wird vielen aus dem Herzen gesprochen sein, auch wenn Haußleiter Irenäus anführt und daran erinnert, daß in Riegers Liede steht:

> Gläubiger Jesu, auf Vertrauen
> Wollst du dein Reich alleine bauen ...
> Jesu, Jesu, hilf mir dazu,
> Daß ich so gläubig sei, wie du.

Des Herrn Jesus Christus Vorbild in der Liebe, daß er den Menschen die Liebe bewahrte und für die Uebelthäter betete, das hat Nachdruck und Kraft. Gerade weil er von den Sündern abgesondert ist, darum gilt: hat Er ihnen die Liebe bewahrt, so kommt es dir erst recht zu, der du selbst Milde und Vergebung brauchst! Aber bei dem Glauben wirkt seine Ausnahmestellung umgekehrt. Bei uns ist das Glaubenhalten eine andre Sache. Doch Haußleiter betont auch, der Gegenstand des Glaubens Jesu sind die göttlichen Verheißungen. Wenn wir vom Glauben der Propheten reden, so meinen wir, daß sie die Verheißungen Gottes festgehalten und festgemacht haben, trotz allem, was sie unwahrscheinlich und unglaublich machen wollte. Wir reden bei den Knechten Gottes nicht davon, daß sie Glauben an Gott hatten; denn Gottes Dasein und Macht war ihnen in dem Grade erfahrungsmäßig gewiß, daß es vielmehr Schauen und Wissen als Glauben ist. Das gilt nun bei dem Herrn Jesus Christus unvergleichlich mehr; er ist in Wahrheit der Wissende, in seinem Gottesverhältnis unbedingt gewiß; was er *sieht* und *hört* vom Vater, das thut er. Darum ist eben die Rede vom Glauben Jesu so fremdartig. Was er aber zu unserm Heil unerschütterlich festhält, während die Sünde in den Menschen sich riesengroß und himmelschreiend offenbart, was er vom Kreuz siegesgewiß ausruft: das ist der Erlösungsrat Gottes, die Wiederbringung der Menschheit; sie wird vollbracht, obgleich kein Mensch daran glaubte und Gott selbst sein Werk zu verlassen schien. Dieses Festhalten an dem Erlösungswerk hat eine Gott zugewendete Seite, das ist sein *Gehorsam*; der wurde immer hervorgehoben als vorbildlich und sühnend. Die *uns* zugewendete Seite bildet uns in ihn hinein, eignet uns zu und an den rettenden *Glauben*; das hebt Paulus hervor, und darauf eben macht Haußleiter aufmerksam.

Man kann schwanken, ob man übersetzen soll „Glauben" oder „Treue." Das griechische Wort ist eben umfassender als das deutsche. Von Gott ausgesagt, paßt uns nur der Ausdruck „Treue" (Röm. 3, 3). Wie die Liebe Gottes in Jesus Christus erschienen ist und der Menschenwelt zugewendet wird, und ebenso die Gerechtigkeit, die Gnade, die Herrlichkeit Gottes, so ist die Treue Gottes in Jesus Christus erschienen und wird von ihm in und an der Menschenwelt durchgeführt als ihre Erlösung. Da Paulus den Glauben Jesu betont, hebt er auf das stärkste die Mittlerstellung des Herrn Jesus Christus hervor. Indem Jesus Glauben hält, führt er ein in die Treue Gottes. Aus seinem Glauben kommt und erneut sich der Glaube, daß das in uns angefangne Werk vollendet wird. Da sich die Sünde der Menschen gegen ihn erhob, in beiderlei Gestalt: als verzweifelte Schwachheit und als Trotz — ja gewiß, Dank ihm, da blieb seine Liebe unverändert — aber wie war es möglich? Weil er die Zuversicht festhielt, daß trotz aller Uebermacht des Fleisches dennoch diese Menschen gewonnen werden für Geistesleben und Ewigkeitssinn!

Es sind neue Gesichtspunkte — und doch wird jeder nachdenkliche Christ oft gefühlt haben, wie der Glaube des Herrn Jesus Christus nach uns greift, in seinem Todesopfer und in all seinen Worten, da er Wahrheit in uns sucht und redet als zu aufrichtigen Leuten, die — Gedächtnis und Gewissen haben, und deshalb bedürfen, daß uns Vertrauen und Hoffnung zu Gott *gegeben* wird. Bd

Paulus und seine Gegner

2. Die Gegner

Wer sind die Männer, die sich dem Gewaltigen in den Weg werfen? Paulus hat sie nirgends genannt. Man möchte fast sagen, er hat mit absichtlicher Verachtung ihre Namen einer wohlverdienten Vergessenheit anheim gegeben. Wo er sie ja irgendwie bezeichnen muß, da genügt ihm ein unbestimmtes Fürwort. „Gewisse Leute" (Gal. 1, 7; 2. Kor. 3, 1; 10, 2. 12; Phil. 1, 15) sind sie ihm. Oder er entnimmt das Wort, mit dem er auf sie hinweist, der Art ihres Auftretens und ihrer Wirksamkeit. Sie sind ihm die „Aufgeblähten" (1. Kor. 4, 19), „Aufwiegler" (Gal. 5, 12) „Verstörer" (Gal. 5, 10). Daß es Christen sind, läßt er uns genau erkennen. Denn er schilt sie „eingeschlichene falsche Brüder" (Gal. 2, 4; 2. Kor. 11, 26). Er redet davon, daß sie ein „andres Evangelium" (Gal. 1, 6), einen „andern Jesus" (2. Kor. 11, 4) bringen. Mit dieser Botschaft wiegeln sie seine Gemeinden auf, verwirren und verstören sie (Gal. 1, 7; 5, 10. 12). Ihr Christentum ist Parteisache (Phil. 1, 17), es gründet sich auf Personenkultus (1. Kor. 1, 12; 3, 4 f.). Spaltungen, Neid und Zank müssen die unausbleibliche Folge ihres Auftretens sein.

Das Hauptmittel, mit dem sie zum Zweck zu kommen suchen, ist ein Untergraben der Autorität des Apostels. Sie bestreiten ihm überhaupt das Recht auf diesen Titel (Gal. 1, 1 ff.; 1. Kor. 1, 1; 4, 1 ff.). Denn er hat den Herrn Jesum nie gesehen (1. Kor. 9, 1; 2. Kor. 5, 16). Nicht einmal Empfehlungsbriefe hat er aufzuweisen (2. Kor. 3, 1) von denen, die vollgiltige Apostel sind, den Häuptern in Jerusalem, den Säulen, den Hochangesehenen (Gal. 2, 2; 6, 9), wie Paulus, doch nicht ohne spöttischen Anflug, ihre Worte aufnimmt. Dieser Mann, dem so für die kecke Weise seiner Wirksamkeit jeder formelle Rückhalt fehlt, ist auch persönlich ganz unzuverlässig. Sein „Ja ja" biegt er leichtfertig in „Nein nein" um (2. Kor. 1, 17), Menschengunst ist das Ziel seines Strebens (Gal. 1, 10), und umgekehrt: Menschenfurcht kennzeichnet sein persönliches Auftreten. Denn seine „Briefe, die sind wohl hart und streng, wenn er aber leiblich da ist, ist er schwach, und seine Rede will nichts heißen" (2. Kor. 10, 10; vergl. 10, 1; 1, 13). Kann man ihm den Schein einer glühenden Begeisterung für seinen Beruf nicht absprechen, so ist man mit dem Vorwurf der Schwärmerei schnell bei der Hand. Dieser kranke Mann (Gal. 4, 13 ff.; 2. Kor. 12, 7) ist „von Sinnen;" es ist ein falscher „Wahn," der ihn umstrickt (2. Kor. 5, 13 f.). Seine ganze Verkündigung, wie sie sich nur auf eine eigne Anmaßung gründet, schwebt in der Luft. Selbst Jude, tritt er das Judentum mit Füßen (2. Kor. 11, 22 ff.; Phil. 3, 1 ff.), achtet er die Religion und das Volkstum seiner Väter nichts (Röm. 9—11). Er verleugnet Moses (2. Kor. 3, 12 ff.), er beschimpft das heilige Zeichen der Beschneidung (Gal. 6, 12 ff.), er übertritt die Speisegebote (Gal. 2, 11 ff.); Sabbathe, Feste, Neumonde sind ihm abgethane Dinge (4, 10); das Gesetz stammt ihm nicht von Gott (Gal. 3, 19 f.), es ist keine unfehlbare Offenbarung des göttlichen Willens (Röm. 3, 31), lehrt er doch frischweg sündigen, damit die Gnade nur umso größer werde (Röm. 6, 1). Wo sich eine solche Flut von Anschuldigungen ergießt, da wird es wohl an der Zeit sein, der ganzen Christenheit das Schauspiel eines ersten Ketzergerichts zu geben (1. Kor. 4, 3). Und die Ankläger zweifeln nicht, wie es für den Schwerbeschuldigten verlaufen würde. Ergehen sie sich doch in geheimnisvollen Andeutungen über den kompetenten Richter, „der kommt" (2. Kor. 11, 4), und mit dessen Eintreffen die ganze Sache bald entschieden wäre.

Paulus giebt die Vorwürfe Zug für Zug zurück. Wir möchten fast dafür dankbar sein, daß sie laut wurden. Denn indem er sich nun wiederholt vor seinen Gemeinden rechtfertigen muß, gewährt er uns einen Einblick in seinen Charakter, den wir sonst nirgendwoher empfangen könnten. Mit innerm Widerstreben hebt er den Schleier von seinem eignen Bilde. Er wird nun wirklich zum Narren, indem er sich rühmen muß (2. Kor. 12, 11). Denn allerdings, er hat keine Autorität, auf die er sich berufen kann (Gal. 1, 1; 17 u. a.). Seine Autorität ist der Geist Gottes, den „auch" er besitzt (1. Kor. 7, 40), der Geist des Herrn, der die Freiheit ist (2. Kor. 3, 17), die Wahrheit, wider die er nichts vermag (13, 8). Wohl weiß auch er sich an eine Ueberlieferung gebunden (1. Thess. 4, 15; 1. Kor. 7, 10, 11, 16, 23; 15, 3 ff.). Aber indem sich seine Gegner gerade auf sie und ihre angeblich vollgiltigen Vertreter berufen, unternimmt er nicht, sich ein Recht durch den mühsamen Nachweis einer „echten" Ueberlieferung zu sichern, sondern wirft sich ihnen mit fast absichtlich schroffer Betonung seiner Selbständigkeit entgegen. Sein Empfehlungsbrief sind die Gemeinden selbst, geschrieben von Christus mit Geist des lebendigen Gottes (2. Kor. 3, 2 f.). Sein Recht gründet sich auf

HOLBROOK LIBRARY

seine Wirksamkeit, denn er hat mehr gearbeitet (1. Kor. 15, 10) und mehr gelitten (2. Kor. 11, 23 ff.) als die andern.

Jene „gewissen Leute" aber sind allerdings Apostel, jedoch nicht gewöhnliche, sondern „Extraapostel" (2. Kor. 11, 5; 12, 11), „Lügenapostel" (11, 13), ja er scheut sich nicht, sie kurzweg „Diener des Satans" (11, 15) zu nennen. Sie bedürfen freilich der Empfehlungsbriefe, die sie sich selbst ausstellen (2. Kor. 3, 1; 10, 12). Denn sie rühmen sich nur, diese Aufgeblähten, auf dem Felde fremder Mühen (10, 15). Der Gegenstand ihres Ruhmes ist das Fleisch ihrer Anhänger (Gal. 6, 12). Weil sie sich in Wahrheit ihres Thuns schämen müssen, hüllen sie sich in ein geheimnisvolles Wesen (2. Kor. 4, 2). Sie hängen ja wohl am Alten, das aber nicht mehr wert ist, als der Götterdienst, unter dem die Heidenchristen einst geknechtet waren (Gal. 4, 9). Sie lehren das Gesetz, die Gerechtigkeit, aber so wie sich auch Satan in einen Engel des Lichts zu verkleiden weiß (2. Kor. 11, 15). Denn sie thun das Gesetz gar nicht, das sie lehren (Gal. 6, 13; 5, 3). Ihre Beschneidung darum soll eine Verstümmlung (Gal. 5, 12), eine Zerschneidung (Phil. 3, 2) heißen. Abschließend aber schildert Paulus diese Leute als die reinen Schwindler. „Sie knechten euch — schreibt er an die Korinther (2. Kor. 11, 20) —, sie saugen euch aus, berauben euch, schlagen euch ins Angesicht." Ihr Treiben ist der Art, daß sie „aus dem Worte Gottes ein Gewerbe machen" (2, 17). Es entspricht dem nur, daß sie es dem Apostel geradezu zum Vorwurf gemacht haben, daß er sich seinen Unterhalt nicht von den Gemeinden reichen ließ, sondern ihn sich durch eigne Arbeit verdiente (1. Kor. 9, 6 ff.). Damit, meinen sie, beweist er selbst, daß er das Apostelrecht auf Gemeindeunterhalt nicht besitzt. Und gerade umgekehrt haben sie auch die großen Sammlungen des Paulus für die Armen in Jerusalem zu gemeiner Verdächtigung benutzt. Er muß sich ausführlich darüber rechtfertigen (2. Kor. 8, 9). Man begreift, daß am Ende seines Lebens der Apostel sein Urteil in das furchtbare Wort zusammengefaßt hat: „Diese Feinde des Kreuzes Christi — ihr Ende ist Verderben, ihr Ruhm ist in der Scham, ihr Gott ist der Bauch, sie denken nur an das Irdische" (Phil. 3, 19).

Wie ist es möglich gewesen, daß solche Leute sich haben einbilden können, die Wege des Paulus kreuzen zu dürfen? Seine Briefe sind nicht die einzigen Schriftstücke des Neuen Testaments, in denen uns diese Charakteristik begegnet. Zug für Zug zeichnen uns die Reden Jesu das nämliche Bild. In der mächtigen Streitrede, in der er mit seinen Gegnern, den Schriftgelehrten und Pharisäern, Abrechnung hält, stoßen wir auf fast jede Einzelheit, die Paulus geißelt. Sie durchziehen Land und Meer, damit sie einen Proselyten machen (Matth. 23, 15). Sie haschen nach dem Ansehen der Leute, nach Ehrensitz beim Mahl und Vorsitz in der Schule (Vers 5 f.), und weder ihre Jagd nach Titeln fehlt (Vers 7) — ob Rabbi oder Apostel ist gleich — noch die gemeine Habsucht, die die Häuser der Witwen unter religiösem Vorwande frißt (Mark. 12, 40; vergl. Matth. 23, 25). Endlich aber, auch jenes vernichtende Urteil bleibt nicht aus: sie legen Lasten auf die Schultern der Menschen, sie selbst aber wollen sie mit keinem Finger rühren (Matth. 23, 4), das heißt, wie Paulus sagt, das Gesetz, das sie lehren, halten sie selbst nicht. Halten wir diese Schilderungen des Meisters und der Jünger neben einander, so kann es nicht zweifelhaft sein: wir haben die nämlichen Leute vor uns. Wie eine ältere Generation gegen Jesus, so kämpft eine jüngere desselben Typus gegen Paulus.

Eben dieser Zusammenhang aber ist geeignet, uns den Gegensatz zu verdeutlichen, um den es sich handelt. Einen andern Jesus, ein andres Evangelium, schreibt Paulus, verkünden jene. Nirgends freilich schildert er uns diesen andern Jesus seiner Gegner in bestimmten Einzelzügen. Aber haben wir recht gesehen, daß diese Gegner eben pharisäische Christen waren, Christen, die in der Art ihrer Frömmigkeit in deutlichster Weise den Typus jener Frommen wiederholen, die Jesus so bitter verurteilt hatte, so kann es uns ja nicht zweifelhaft sein, mit was für Farben wir uns sein Bild malen sollen. Es ist der national-jüdische Messias, der in der Predigt dieser pharisäisch-christlichen Propaganda noch immer nicht gestorben ist. Er

lebt in der Wertschätzung jüdischer Art und Sitte, die sich nun mit Jesu Namen muß decken lassen, wieder auf. An ihn läßt sich der fleischliche Sinn anknüpfen, der in sinnlichem Glück, in Ehre und Ansehen vor den Menschen die Herrlichkeit des messianischen Reichs sucht. Und auch die brutale Gewaltthätigkeit dieser Propaganda findet hier ihre Erklärung. Denn gilt es im letzten Grunde die Aufrichtung eines Reiches irdischer Macht und Herrlichkeit, so werden zu diesem Zweck freilich auch irdische Gewaltmittel, wenn nicht Waffen der Hand, so doch Waffen der Lippen, Schmähung und Verleumdung wohl geeignet sein. Wunderlich ja freilich müssen sich diese Züge irdischer Herrschsucht an dem Bilde Jesu von Nazareth ausgenommen haben. Aber was wunderlich ist, ist darum noch lange nicht unwirklich. Und verfährt etwa Rom heute anders, wenn es im Namen Jesu die Weltherrschaft des Papstes erstreitet? Gott seis geklagt, daß es auch protestantische Parallelen dazu giebt! Hengstenberg hat sich für den Despotismus, den er vierzig Jahre hindurch mit dem Mittel einer Kirchenzeitung angestrebt und ausgeübt hat, wiederholt auf das Wort des Herrn berufen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Paulus nennt seine Gegner Feinde des Kreuzes Christi. Triumphirend hält er ihnen entgegen, daß er „die Malzeichen des Herrn Jesu an seinem Leibe trage" (Gal. 6, 17; vergl. 2. Kor. 4, 10). Der Inhalt seiner Predigt ist der gekreuzigte Christus, durch den die Welt ihm und er der Welt gekreuzigt ist (Gal. 6, 14). Und wenn er von diesem Kreuze schreibt, daß es den Juden ein Aergernis ist (1. Kor. 1, 23), so bezieht er das ausdrücklich auch auf seine christlichen Gegner pharisäischer Herkunft. Denn nur darauf, meint er, richten sich ihre Bemühungen um Beschneidung, d. i. Verjudung seiner Heidenchristen, damit sie von dem Kreuze Christi nicht Verfolgung leiden (Gal. 6, 12). Hier also scheiden sich ihm die Gedanken über Jesus den Christ. Nicht in Spekulationen über sein vorzeitliches Leben oder die Art seines himmlischen Seins und seiner Wiederkunft — bei der gläubigen Wertschätzung der Leiden des Christus, seines Todes, seines Kreuzes gehen die Wege des Paulus und seiner Gegner auseinander. Für jene „Erkenntnisse" boten sich Anknüpfungspunkte genug in einer hochgeschätzten jüdischen Schriftstellerei der Zeit. Für diesen Glauben, in dem Paulus lebt (1. Kor. 4, 7 ff.; 2. Kor. 11, 23 ff.; Röm. 8, 35 ff.), gab es doch nur eine Quelle: das Leben Jesu selbst. Wie wenig Paulus in seinen Briefen davon erwähnt, er hat doch nicht aus irgend einer Willkür heraus seinen Gegnern gegenüber auf das Kreuz des Christus den entscheidenden Nachdruck gelegt. Er hat damit nur gethan, wozu ihn das geschichtliche Bild Jesu anhalten mußte. „Gehe hinter mich, du Satan, du sinnest nicht, das göttlich, sondern das menschlich ist." Dem Petrus, dem geliebten Jünger, hatte das harte Wort Jesu gegolten. Und es war gesprochen worden in einer Stunde, da er eben zu dem freudigsten Bekenntnis „du bist Christus" sich hindurchgerungen hatte (Mark. 8, 29. 33). Aber von dem Leiden des Christus hatte der Jünger nichts wissen wollen. Hier sträubte sich jüdischer Glaube, irdische Messiashoffnung gegen die unverstandne göttliche Herrlichkeit des leidenden Meisters. Und wie tief dieses Bild in jüdischen Herzen wurzelte, dafür legt eben Petrus lebendigstes Zeugnis ab. Paulus hat ihn in Antiochien der Heuchelei bezichtigt, als er die Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen aus jüdischen Reinigungsbedenken mied (Gal. 2, 11 ff). Aber was Paulus Heuchelei nennt, weil es sich bei Petrus nur unter fremdem Antrieb äußert, das werden wir doch milder als unüberwundnen Rest altjüdischen Glaubens verstehen dürfen. War Jesus dem Glauben des Petrus einst der nationale Messias gewesen, so war das Hängen an jüdischer Art und Sitte oder die Unfreiheit mindestens, die in dieser Beziehung in Antiochien bei ihm zu Tage trat, ein letztes Ueberbleibsel dieser Vergangenheit.

Wie langsam löst sich der Schmetterling aus seiner Verpuppung! Wie eng legt sich das Netz einer alten Ueberlieferung um Gemüt und Glauben der Menschen! Hat ein Großer, ein Petrus — Kephas, dieser Felsenmann — sich so mühsam nur als Christ von der Christusüberlieferung seiner jüdischen Vergangenheit losringen können, wie erst mußte es um all die

kleinen Geister stehen, denen bei jedem Schritt vorwärts die Füße in dem niedrigen Dorngestrüpp, das auf diesem Boden wuchs, gefesselt wurden!

Aber vor einer wie merkwürdigen Verkettung von geschichtlichen Verhältnissen stehen wir doch bei der Betrachtung dieser Kämpfe des Paulus! Wie mächtig, wie schlechthin siegreich erscheint hier Jesus selbst. Es sind seine erbitterten Gegner, nun eben Pharisäer, die sich hier unter den Namen des verhaßten Propheten von Nazareth gebeugt haben. Denn mögen sie auch ein „andres Evangelium," einen „andern Jesus" verkünden, immerhin die Thatsache bleibt bestehen, daß sie diesen Namen mit sich führen. Das ist das Verzweifeln an der eignen Macht. Sie haben den Kampf gegen den großen Sieger aufgegeben. Die Zeit der Propaganda des reinen Pharisäismus ist vorüber. Die Zukunft gehört dem großen Feinde, gegen den Schriftgelehrte und Pharisäer auf heimischem Boden vergeblich angekämpft. Auch wenn sie die alten Ziele fortverfolgen, sie können es nur thun unter dem Schutze seines Namens. Wider Willen treten sie in seinen Dienst! Paulus selbst hat das schließlich so beurteilt. Derselbe Brief an die Philipper, der das furchtbarste Gericht über diese Schleicher hält — er nennt sie da „Hunde," d. i. geradezu Heiden (Kap. 3, 2; vgl. Mark. 7, 27) —, giebt doch auch in Bezug auf sie einer freudigern Aussicht Raum. Sie verkündigen ja Christus in Hader und Neid. Es ist Parteigeist, der sie beseelt. „Doch was thuts? — schreibt Paulus — wird doch so oder so, unehrlich oder aufrichtig, Christus verkündet, und darob freue ich mich." (Kap. 1, 18.)

Aber merkwürdig ist an diesen Zusammenstößen noch etwas andres. Diese Leute sind den Spuren des Apostels gefolgt: nach Syrien, Kleinasien, Griechenland. Sie sind ihm auch zuvorgekommen: als er durch seinen Brief die erste Anknüpfung in Rom sucht, setzt er ihre Anwesenheit in der Hauptstadt voraus. Es ist doch eine in ihrer Art großartige Agitation, die sich da entwickelt. Sie spannt ihr Netz gleichzeitig mit Paulus über das ganze römische Reich, die damals bekannte Welt. Können wir bei diesem Anblick vergessen, daß Paulus selbst ein Pharisäer gewesen war? (Phil, 3, 5; vgl. Gal. 1, 14). Die Propaganda dieses Judentums hat schon im allgemeinen der Ausbreitung des Christentums in einer Weise Vorschub geleistet, die kaum hoch genug veranschlagt werden kann. Und dem Apostel thun wir gewiß kein Unrecht, wenn wir den weiten Blick, den kühnen, wagenden Mut, den Sinn, der die Welt seinem Glauben zu gewinnen strebt, auch auf die pharisäische Schule zurückführen, die er in seiner Jugend durchgemacht hat. So wunderbar verflochten sind die Lebensfäden in der Geschichte. Wenn wir die Gegensätze betrachten, die uns in des Paulus Briefen entgegentreten, so sehen wir nichts als Kampf, widerstrebende Kräfte — blicken wir näher hin, so stößt unser Auge dennoch auf unerwartet vielfache Berührung zwischen den Gegnern. Sie begegnen sich am Ziel: „nur daß Christus verkündet werde!" Und sie treiben beide ihre Wurzeln in eine gemeinsame Vergangenheit, die in unmeßbarer Weise beiden den erobernden Sinn als eine Mitgift der Jugend auf ihre Lebenswege mitgegeben hat.

Sind nicht das, mitten im Streit, Mahnungen zum Frieden?

S E

Geschichtsphilosophische Gedanken

4. Das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit

Es handelt sich hier nicht um die wichtige Frage, ob eine wahre Sittlichkeit ohne Religion möglich sei, sondern um die große geschichtliche Frage, ob die Religion, besonders die christliche, die Sittlichkeit in bemerkenswerter Weise gefördert habe. Ich stelle zwei Sätze unsers Verfassers voran:

Daß das Christentum keine neue Moral gebracht hat, und daß das Sittengesetz nicht in der Religion, sondern mit der Religion und unabhängig von ihr in der Menschennatur wurzelt, darüber dürfte man heutzutage wohl einig sein.

Ich für meinen Teil halte es mit der uralten natürlichen Moral und den Antrieben und Abschreckungen, mit denen sie Christus gestärkt hat.

Hier begegnet uns bei unserm Geschichtsphilosophen dasselbe rationalistische Bekenntnis zu dem Glaubenssatz eines „natürlichen Sittengesetzes," das wir oben bei der Erörterung über die „Vernunft" schon als eine ungeschichtliche Auffassung kennzeichnen mußten. In wissenschaftlichen Kreisen ist man heutzutage vielmehr über das Gegenteil einig, nämlich daß es eine solche natürliche Moral überhaupt gar nicht giebt. Die Gebote, die der Verfasser als solche „natürlichen" ansieht, sind vielmehr ebenso geschichtlich entstanden und geworden, wie die Religionen und wie die künstlerischen und politischen Ideale der Völker. Und es ist eine ungeschichtliche Degradation des Christentums, wenn man behauptet, es habe nur die natürliche Moral ans Licht gebracht und durch Antriebe und Abschreckungen gestärkt. Auch widerspricht sich der Verfasser selber, indem er die drei göttlichen „Tugenden" Glaube, Liebe, Hoffnung preist und zugestehen muß, daß sie in der vollen Zartheit und Tiefe nur im Christentum erblüht sind. Es ist gerade nach den Nachweisungen des Verfassers gar nicht möglich, daß „der Keim zu ihnen in der sittlichen Natur des Menschen schlummere." Denn der Verfasser zeigt uns ja in der abschreckendsten Weise, daß durch Jahrhunderte hindurch die menschliche „Natur" sogar im Protestantismus sich gegen diese „Tugenden" empört hat. Damit ist eben bewiesen, daß die evangelische Sittlichkeit etwas der menschlichen „Natur" Fremdes ist und nur durch eine große Hebung der Menschlichkeit verwirklicht werden kann. Wenn es also auch richtig sein mag, daß wir die meisten ethischen Gedanken des Christentums an verschiednen Stellen der außerchristlichen Weltgeschichte wieder antreffen, so bleibt es doch dabei, daß die evangelische Ethik als Ganzes etwas Neues ist. Es ist eine Mischung der Elemente, die einzigartig ist. Das Ineinander von kühnem Vertrauen auf Gott und demütiger Beugung unter seinen heiligen Willen, die hochgestimmte, begeisterte Seligkeit der Gotteskindschaft und die klare, nüchterne Erfassung der harten Wirklichkeit, die als ein Arbeitsfeld von unermeßlicher Ausdehnung angesehen wird. Diese Gemütsverfassung ist eben in Jesus zum erstenmal erschienen, und alle, die sie nacherleben, zehren von dem Ideal, das er verwirklicht hat. Nein, unsre menschliche „Natur" führt nicht auf so etwas. Es lebt zwar in jeder Seele ein gewisses Erhebungsbedürfnis, das gern jenem Ideal zustimmt, aber wenn nicht dem Bilde Jesu und dem Leben seiner Nachfolger eine mächtig zwingende Gewalt innewohnte, der zuletzt niemand widerstehen kann — von selber würde man sich zu ihm nicht erheben können.

Das Eigenartige an diesem Lebensideal ist nun aber, daß sich in ihm Religiöses und Ethisches in organischer Weise verschmelzen; es ist unmöglich zu sagen: das Religiöse sei nur Antrieb oder Abschreckungsmittel. Das trifft die Sache schlechterdings nicht. Jede sittliche That eines Christen ist immer auch eine Glaubensthat, die innere Abwendung von der Sünde ist Zuwendung zu Gott, und die Sünde selber ist — nach christlichem Maßstab — Feindschaft gegen Gott. Jene von dem Verfasser vertretene Meinung von der Religion, daß sie eine Stütze der Ethik sei, die ist heutzutage, in der protestantischen Theologie wenigstens, überwunden.

Aber der Verfasser hat, bei allem Lobe, daß er den christlichen, göttlichen Tugenden spendet, doch zu dem christlichen Lebensideal kein genügendes Vertrauen. Er meint, das Christentum bedürfe zu seiner Ergänzung der antiken, hellenischen Humanität. Die Aufhebung der naiven Einheit von Leib und Seele, die Entzweiung von Geist und Fleisch, die durchs Christentum eingetreten sei, bedürfe, wenn sie nicht schädlich wirken solle, des Einflusses der Lebensverklärung, wie sie z. B. in Schillers „ästhetischen Briefen" enthalten ist. Hier haben wir nun ein Beispiel für das, was der Verfasser mit so großer Energie bestreitet, daß die Konfession die Anschauungen von der Sittlichkeit bestimmt. Nämlich die Anschauung vom christlichen Lebensideal, die Jentsch hier entwickelt, ist eben katholisch, und es ist erfreulich zu sehen, daß er selber sie als unbefriedigend ablehnt. In der That — die dualistische Weltanschauung, deren Ziel die Befreiung der Seele vom Leibe ist, wird von Luther instinktiv abgelehnt. Uebrigens stammt sie aus — dem Hellenentum und ist ins Christentum eben aus dem Hellenentum erst

eingedrungen (nach meiner Meinung schon bei Paulus). Die Schillersche Auffassung vom Griechentum, die Jentsch billigt, scheitert schon an Plato, geschweige denn am Neuplatonismus. Dieser dualistischen Ethik, die ihre Blüte in der Askese und im Mönchtum findet, hat Luther die kernige Ethik eines vollsaftigen germanischen Bauern entgegengesetzt, der alle männlichen Kräfte dem Gotte seines Lebens zur Verfügung stellt und sein ganzes Ich aus Gottes Hand als ein geheiligtes zurückempfängt. Dies Lebensideal bedarf keiner Ergänzung durch die ästhetische Lebensanschauung der Griechen. Die Verfeinerung, die vielleicht nötig war, ist längst gezeigt worden — allerdings unter dem Einfluß unsrer großen Dichter, aber durch die religiöse Persönlichkeit Schleiermachers.

Aber unser Verfasser will zeigen, daß das „Christentum für sich allein seine Anhänger vor den gröbsten Verirrungen und Lastern nicht zu schützen vermag" und darum zum Schutz die Humanität der Alten bedürfe. Zum Beweise enthüllt er uns einige Bilder aus den Greueln der Inquisition, der Religionsverfolgungen im Protestantismus und ähnlichen dunkeln Kapiteln der Menschengeschichte. So kommt er zu dem Urteil:

Forscht man nach den größten Scheusalen, die das Menschengeschlecht mißhandelt und geschändet haben . . . so findet man sie weder bei den Negern, noch bei den Türken, noch bei den römischen Imperatoren — beim Griechenvolke schon gar nicht —, sondern leider in der Christenheit. . . .

Die Tugenden wie die Laster des edlern Heidentums sind menschlich geartet, das Christentum hat den Himmelsglanz seiner göttlichen Tugenden durch das unheimliche Feuer höllischer Bosheit verdüstert. . . .

Vier Lebenskreise sind es, in denen sich dieses teuflische Element konzentrirt hat: der Hof von Byzanz, namentlich in der Periode der Glaubensstreitigkeiten, die Inquisition, die deutsche Justiz im Zeitalter der Hexenprozesse und der englische Industrialismus.

Die Auflobung der Griechen auf Kosten des Christentums, die hier stattfindet, will ich nur kurz beleuchten. Der Verfasser kennt doch wohl Röm. 1, die Schilderung eines Augenzeugen und guten Beobachters. Vielleicht erinnert er sich gelegentlich daran, um seinen Anschauungen ein Gegengewicht zu geben. Im allgemeinen erkläre ich hier mein grundsätzliches Mißtrauen gegen die Vorstellung von der sonnigen, idealen Heiterkeit der hellenischen Humanität. Denn die Hauptkunst der Griechen ist eben die Idealisirung, d. h. die Ueberdeckung von Abgründen. Das Wort Augustins von den Tugenden der Heiden, die nur glänzende Laster seien, scheint mir im allgemeinen doch vertrauenswürdiger zu sein, als die Begeisterung Schillers. Denn jener war ein Zeitgenosse, und dabei ein sehr sachverständiger. Aber hier kommt ein andres in Betracht.

Es ist gut, daß uns die dunkelsten Seiten aus der Geschichte der Christenheit von Zeit zu Zeit vorgehalten werden. Es ist wahr: diese Dinge sind alle im Christentum möglich gewesen. Das ist eine furchtbare Wahrheit. Aber das beweist doch nur, daß das Christentum nicht nur in der (vom Verfasser für recht gut gehaltenen) Natur des Menschen, sondern auch an entgegenstehenden geistigen Mächten einen zähen Widerstand zu überwinden hat. Die Greuel des englischen Industrialismus sind die Ausgeburt des rohesten Egoismus, dessen Macht heute noch nicht gebrochen ist, sondern aufs üppigste fortwuchert. Freilich ist es demütigend für die christliche Gemeinde, zu erfahren, daß das Prinzip der christlichen Bruderliebe heute erst in den allerbescheidensten Anfängen verwirklicht ist. Aber was sind zweitausend Jahre? kann man sagen. Nun — doch immerhin eine recht lange Zeit. Aber warum haben wir erst so wenig erreicht? Weil die Kirche auf falschen Bahnen gewandelt ist jahrhundertelang. Entweder hat sie, wie in der katholischen und griechischen Kirche, die Pflege des rein religiösen Genusses zu einseitig betont, oder sie hat umgekehrt die Kirche zu sehr als Schule angesehen und die Verbreitung der reinen Lehre mit Feuer und Schwert erstrebt. Aber selten nur hat sie den ihr von Anfang an gewiesenen Weg gefunden: wirklich lebendige Gemeinschaften zu bilden, in denen weltüberwindender Glaube und selbstverleugnende Liebe eine sichere Stätte hätten. Jene Abwege der Kirchen aber sind entsprungen aus fremdartigen Einflüssen. Ob, wie der Verfasser meint, nur orientalisch-semitische Strömungen oder nicht vielmehr gerade

hellenische es gewesen sind, die die Kirche von der Bahn des Evangeliums abgelenkt haben, das sei dahingestellt.*) Wir meinen, daß das Evangelium in sich alle Kräfte enthält, die zu einer wirklichen Weltunterwerfung, Weltverklärung nötig sind. Es wird auch eine neue und vollendete Sittlichkeit über die Welt ausbreiten, da es zugleich die vollendete Religion enthält. Diese ist nicht Mittel des Antriebes und der Abschreckung, sondern das wahre Leben der Sittlichkeit selber.

Wir brechen hier ab. Vieles, wie z. B. die Gedanken des Verfassers über die Konfessionen, ist reizvoll. Vielleicht kommen wir einmal auf sie zurück. Denkenden Lesern sei das Buch bestens empfohlen. J W-G

Gedanken über geistlichen und kirchlichen Gesang

Erste Hälfte

Jede wohlwollende und sachliche Erörterung der Frage des Kunstgesanges im evangelischen Gottesdienst endet in dem Satze, daß einer wahrhaft kirchlichen Musik die Heimatberechtigung in der Kirche nicht versagt werden könne. Aber welche Musik hat auf den Ehrentitel „kirchlich" unbedingten Anspruch? Die Meinungen darüber werden wohl noch lange aus einander gehen, und auch die nachstehenden Ausführungen werden zu einer grundsätzlichen Lösung der Aufgabe nichts beitragen. Die Ansichten über die Grundbegriffe der „Kirche" und des „Gottesdienstes" sind bekanntlich unter uns Evangelischen ungemein geteilt. Erst recht aber sind die Kennzeichen, die hin und wieder für das Kirchliche oder Gottesdienstliche in der Musik aufgestellt wurden, zu einer allgemeinen Anerkennung bisher nicht durchgedrungen. So kann vor der Hand kaum mehr erreicht werden, als daß man sich über die Verwerflichkeit der gröbern Verstöße gegen das kirchliche Feingefühl von dieser Seite verständigt und die „heilige Musik," deren Vorhandensein, deren Herrlichkeit niemand in Zweifel zieht, gegen unverdiente Herabwürdigung nach Kräften schützt.

Der landläufige Kunstverstand unterscheidet in der Regel, wie auf dem Gebiet aller übrigen Künste, so auf dem der Musik zwei verschiedne Gattungen: weltliche oder profane und geistliche oder religiöse Kunst. Diese Worte bedürfen keiner Erklärung; die Grenzlinien erscheinen uns unmittelbar deutlich und gewiß. Vielleicht wird indessen der Gegensatz durch ein geschichtliches Vorkommnis am besten beleuchtet.

Am 2. Dez. 1804 wurde in der Notre Dame zu Paris Napoleon I. durch Pius VII. zum Kaiser gekrönt. „Die Pariser hatten sich auch durch eine unerhörte Festmusik etwas auftun wollen und das Orchester in der Kirche mit achtzig Harfen besetzt, wie um den König David recht zu multipliziren. Die Aufführung setzte in ein galantes Erstaunen. Gleich darauf betrat der Papst die Kirche, und einige dreißig von Rom mitgebrachte Sänger empfingen ihn mit dem mächtigen Tu es Petrus von Scarlatti, womit auf der Stelle der ganze frühere Spektakel totgeschlagen war. Ein Augenzeuge erzählt, die Pariser habe eine so bittere Scham überfallen, daß es von ihnen nachher als eine Neckerei angesehen worden sei, wenn man von der Majestät ihrer achtzig Harfen geredet habe." (Thibaut.)

Dem ähnliche Dinge kommen bei uns nicht vor. Uns graut, wenn wir in den Blättern lesen, daß bei irgend einer englischen Trauungsfeierlichkeit die Kirchenorgel sich wieder zum Vortrag des Hochzeitsmarsches aus dem „Sommernachtstraum" oder des Brautchors aus „Lohengrin" hat erniedrigen müssen. Solche Stilmischungen gehen entschieden über das Verständnis der deutschen Verehrer von Mendelssohn oder Wagner hinaus. Und es gehört sicherlich zu den Seltenheiten, was mir seiner Zeit ein junger Offizier mit hellem Entzücken erzählte, daß bei einer Konfirmationsfeier in Hannover unmittelbar vor Einsegnung der Kinder ein ergreifendes Violin-Solo von Gounod eingelegt wurde.

Also geistliche und weltliche Musik vermögen wir leicht

*) Dem Herrn Verfasser sei das Studium von Harnacks und Loofs' Dogmengeschichte empfohlen.

zu unterscheiden. Aber wie verhält sich zu diesem Entweder-Oder die Kirchenmusik? Deckt sie sich mit der geistlichen, oder bedeutet sie neben den beiden ein Drittes? In dem erstern Falle würde alle nicht geradezu profane Sangeskunst für die Kirche und den öffentlichen Gottesdienst zu reklamiren sein; in dem andern aber scheint für die kirchliche Musik kaum irgend eine Berechtigung nachweisbar. Beides wäre für die Kirche und die kirchliche Kunst gleich schlimm.

Offenbar haben wir die kirchliche als eine Nebenart der geistlichen Musik zu betrachten. Sie sind Schwestern aus einem Haus; und zwar ist die kirchliche die ältere, die geistliche die jüngere Schwester. Wollte man das Gleichnis weiter ausspinnen, so würde man sagen: Die ältere Schwester ist eine klassische Schönheit, die dann und wann etwas strenge Züge haben kann. Die jüngere ist entschieden hübscher; doch scheint sie es hin und wieder auch zu wissen. Die ältere Schwester ist die solidere; die jüngere bedarf wohl einmal der Aufsicht, ja einer kleinen Zurechtweisung. Wir wollen die gemeinsamen und die unterscheidenden Merkmale der beiden Schwestern mit möglichster Deutlichkeit zur Darstellung bringen.

1

Ueber den ersten Punkt kann ich mich kurz fassen. Alle religiöse Musik will der Ausdruck gläubiger Gesinnung, Erguß des frommen Herzens sein. Sie verhält sich ablehnend gegen die Sphäre des rein Weltmäßigen und Profanen. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß die geistliche Musik (im weitesten Sinne des Wortes) an sich für etwas Höheres zu erachten sei, als die weltliche. Ein solches Urteil würde unevangelisch sein, wenn anders Dr. Luther ein Recht gehabt hat zu sagen: „Keine geistliche Arbeit oder Beruf ist für sich höher zu schätzen, als irgend ein weltlich Amt oder Ding.“ Sie sind eben nur zu scheiden und zu unterscheiden. Demnach wird man erst recht nicht innerhalb der religiösen Musik den einen Zweig gegen den andern bevorzugen oder die eine Gattung der andern gegenüber verachten dürfen. Sie wollen nur in ihrer beiderseitigen selbständigen Bedeutung erkannt und gepflegt werden.

Was nun insbesondre den frommen Gesang betrifft, mit dem wir es hier hauptsächlich zu thun haben, so sorgt schon die inhaltliche Uebereinstimmung der gesungnen Texte dafür, daß das Gemeinsame der geistlichen und der Kirchenmusik viel deutlicher empfunden wird, als das Unterschiedliche. Die zu Grunde liegenden Worte sind ja aus ein und derselben Quelle geflossen. Das Lied von Novalis: „Wenn ich ihn nur habe“ und das des Martin Schalling „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr,“ sie wollen jedes in seiner Art den Schlußgedanken des 73. Psalms wiedergeben. Man ist daher geneigt, auch die zugehörigen Weisen als in eine Kategorie gehörig zu betrachten, wie sie mir denn schon in der nämlichen hochgewölbten Kirche als gottesdienstliche Gesänge an verschiednen Sonntagen begegnet sind. Sie sind ja auch vollkommen gleichberechtigt, wenn auch nicht an diesem Orte!

Wenn indes im kirchlichen Gebrauch vielfach alles Nichtweltliche ohne jede Scheidung neben einander zur Geltung gebracht wird, so kann man sich dafür auf große Vorbilder mit einigem Rechte berufen. Der erhabenste Meister im strengen Kirchenstil, den die evangelische Kirche hervorgebracht hat, Johann Sebastian Bach, scheint mir hin und wieder die Grenzlinie der beiden Gebiete, nicht zum Vorteil seiner Werke und ihrer kirchlichen Brauchbarkeit, aus den Augen gesetzt zu haben. Selbst in den erhabensten Kunstwerken, die er geschaffen hat, finden sich Stücke, deren Anhörung im Kirchenraum befremdet, weil sie mehr allgemein-religiösen Charakters sind, ja hie und da ein wenig an das Weltliche streifen, — ein Umstand, der sich nicht selten aus der Uebertragung geistlicher Texte auf ursprünglich weltliche Arien u. s. w. erklärt.

Ja, oft erweist es sich als sehr schwer, von einer bestimmten einzelnen Komposition mehr zu sagen, als daß sie der Ausdruck frommer Stimmung sei. Man denkt gar nicht darüber nach, ob der Satz von Michael Prätorius zu dem Weihnachtsliede „Es ist ein Ros entsprungen“ bloß ein geistliches oder ein kirchliches Tonwerk sei. Es scheint, daß die heutige Unterscheidung zwischen den Erzeugnissen dieser beiden Sonderarten dem Zeitalter des Prätorius noch fremd gewesen ist; und zwar deshalb, weil sich die Besonderheit des evangelischen Christentums auf dem Kunstgebiete damals noch nicht ihren deutlichen Ausdruck geschaffen hatte. Die geistlichen Lieder der vorreformatorischen und auch der Reformationszeit bewegen sich durchweg noch in kirchlichen Bahnen. Sie halten sich fern von allem eigentlich Subjektiven und Persönlichen. Der Sänger stellt sein eignes und besondres Empfinden zurück gegen das, was alle Christen bewegt, was die ganze feiernde Gemeinde mitfühlen und mitäußern kann.

2

Wenden wir uns jetzt zu dem geistlichen Gesange in dem engern Begriff des Wortes, so konnte schon aus den vorhin gegebnen Andeutungen entnommen werden, daß er ein speziell evangelisches Produkt ist. Die katholische Kirche kennt bekanntlich außerhalb ihrer Kultusstätten, außerhalb der Kirchenmauern oder doch der kirchlichen Handlungen kein vollgiltiges Christentum. Sie ist daher genötigt, auch das bloß Geistliche, nach unsern Begriffen Nichtkirchliche in die Kirche hineinzuziehen. Aus diesem Grunde hat sie im Mittelalter den geistlichen Spielen, dem Kindelwiegen zur Weihnachtszeit, den österlichen Schaustücken und Scherzen ihre Pforten geöffnet. Extra ecclesiam nulla salus, „außerhalb der Kirche kein Heil.“ Aus diesem Grundsatz römischen Hierarchentums ergiebt sich als notwendige Folge das Bestreben, alle Aeußerungen subjektiver Frömmigkeit ohne weiteres für die Kirche als solche mit Beschlag zu belegen. Und die reiche Fülle kleiner Marienlieder und munterer Prozessionsweisen findet mit Recht in die Hallen römischer Kathedralen ungehinderten Eingang. Nur an den Chorgesang, den eigentlichen Kultusgesang, werden aus bestimmten Gründen strenge Anforderungen gestellt.

Anders bei uns. Die reformatorische Anschauung vom Christentum läßt nicht nur zu, nein, sie fordert sogar, daß der Glaube auch außerhalb der Kirche, im privaten und im Gemeinschaftsleben, sich äußere und ergieße, ja daß gerade hier der apostolischen Weisung Genüge geschehe: „Lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern.“ Auf diese Weise entsteht ganz von selbst neben der eigentlich kirchlichen Musik, der weltabgewandten, bei uns eine geistliche Musik, die der Welt zugewandt ist, und die zum guten Teil einen ganz ausgesprochnermaßen missionirenden Zug haben wird, d. h. den Auftrag, die zu erreichen und im Geiste Christi zu beeinflussen, die die Kirchensprache nicht verstehen und dem kirchlichen Leben entfremdet sind oder dort nicht ihr volles Genüge finden!

Die geistliche Musik hat demnach ihren Platz zwischen der weltlichen und der kirchlichen. Und je nachdem sie nach der einen oder der andern Seite hinneigt, wird sie hauptsächlich wieder zwiefachen Charakters sein. Der dem Kirchentum sich annähernde Gesang darf als christliche „Vereinsmusik“ bezeichnet werden. Es ist die Musik der frommen Vereine, die eben mehr oder weniger kirchlichen Geistes sind, ohne doch ihre selbständige Bedeutung neben der Kirche zu verleugnen. Hier kommt die Eigentümlichkeit der geistlichen Musik als einer werbenden, missionirenden, die Seelen der draußenstehenden Kreise suchenden besonders deutlich an den Tag. Die „Missionsharfe“ ist für diese Art Gesang von typischer Bedeutung. Nähert sich die fromme Tonkunst dagegen dem Weltlichen, so entsteht die geistliche Konzertmusik. Diese geht siegesgewiß mitten in die Welt hinein, sie für Christus zu erobern. Ihren klassischen Ausdruck aber findet sie in den Oratorien, den Werken Händels und Felix Mendelssohns, bei denen wiederum der Beruf, zur Masse der Unkirchlichen zu reden, offen am Tage liegt. Namentlich Händel ist Volksredner im schönsten Sinne. Und so durchaus gleichgiltig sich z. B. sein „Messias“ gegen alles kirchliche Empfinden verhält, so groß ist seine Gewalt und Volkstümlichkeit unter denen, die den Weg zur Kirche nicht mehr finden und doch von der Gotteskraft des Evangeliums, mehr als sie selber spüren, überwältigt werden.

Eine jede dieser beiden Gattungen nicht kirchlicher, aber

geistlicher Musik hat innerhalb der soeben bezeichneten Grenzen ihren hohen Wert. Entnehmen wir z. B. der christlichen Vereinsmusik das Lied „Unter Lilien jener Freuden," so haben wir ein Erzeugnis vor uns, das seinem poetischen Gehalt wie seinem musikalischen Wohllaute nach eine wahre Perle bedeutet. Und greifen wir aus dem vorhin erwähnten berühmten Händelschen Oratorium irgend eine Arie, z. B. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," oder einen einzelnen Chor, etwa das „Halleluja" oder den Chor: „Sieh, das ist Gottes Lamm" heraus, so stehen wir vor musikalischen Schöpfungen, deren Herrlichkeit bis ans Ende der Welt unübertroffen bleiben wird.

Allein sobald diese beiden, die Vereins- und Konzertmusik, ihre Rollen tauschen wollen, kommen unerfreuliche Dinge zum Vorschein. Lehnt sich die Missionsharfe an weltliche Vorbilder, legt sie einem Konzertstück auch nur Händelschen Geistes „Seht, er kommt mit Preis gekrönt" einen ihrer Texte unter „Tochter Zion, freue dich," oder bringt sie es gar fertig, zu der Melodie „Steh ich in finstrer Mitternacht" die Worte zu finden „Mein Vater, der im Himmel wohnt," so treten schlimme Entgleisungen ein. — Will das Oratorium andrerseits sich dem Kirchlichen annähern, fügt Felix Mendelssohn in die herrlichen, aber durchaus konzertsaalmäßigen Klänge seines „Paulus" den Choral hinein, so giebt das gewiß einen glanzvollen Effekt; aber der Komponist fällt aus der Rolle, er überschreitet seine Grenzen. Man wende nicht ein, daß unsre Gemeindelieder zum Teil mit alten, sogar weltlichen Volksweisen vermählt sind; denn diese sind selbst wieder der kirchlichen Kunst, den Kirchentönen entsprossen.

Doch nun zu den eigentlichen Kennzeichen der geistlichen Musik. Es ist bekannt, daß Melodien wie „Wo findet die Seele" und „Harre, meine Seele" auch zu englischen Texten gesungen werden; daß das „Herbei, o ihr Gläubigen" portugiesischer Herkunft ist. Noch bekannter, daß Händels Oratorien leider erst aus dem Englischen ins Deutsche übertragen werden mußten, während die Mendelssohns umgekehrt alsbald ins Englische übersetzt wurden. Diese Beispiele zeigen, daß die geistliche Musik internationalen Geistes ist. Unsre Missionare übersetzen mit Vorliebe geistliche Lieder in die Sprache der Dajaken und Hereros, und die Weisen sollen sich prächtig dazu eignen.

Der geistliche Gesang ist auch interkonfessionell. Vor Jahren habe ich in Münster am Jubiläumstag des Papstes Pius von vielen tausend Katholiken mit Begeisterung „Harre, meine Seele" singen hören. Und das sizilianische O sanctissima ist wiederum zu uns herübergekommen, um als „O du fröhliche" jedem evangelischen Kinde geläufig und vertraut zu werden. Man darf mit diesen Vorgängen wieder nicht vergleichen wollen, daß Kirchenlieder der vorreformatorischen Zeit, übrigens meist nach erfolgter Umdichtung, in die evangelische Kirche herübergenommen wurden. Es ist etwas ganz andres, wenn moderne geistliche Lieder Gemeingut beider Konfessionen werden, nachdem sich diese endgiltig gegen einander abgegrenzt und ihren Besitzstand konsolidirt haben. Auf dem Gebiete der geistlichen Konzertmusik entspricht es dem durchaus, daß Josef Haydn, obwohl gläubiger Katholik, in seiner „Schöpfung" für allgemein-religiöse Empfindungen einen ganz neutralen Ausdruck gefunden hat.

Ein ferneres Merkmal der geistlichen Tonkunst ist dies, daß sie allenthalben wild wächst; daß man kein klassisches Zeitalter des geistlichen Gesanges aufweisen kann. Allermeist ist es das Neueste, was die meiste Macht ausübt. Das deutsche „Requiem" von Brahms z. B. liefert den Beweis, daß auch zu unsern Zeiten immer noch Werke geschaffen werden, die sich in der Sprache und mit den Mitteln der außerkirchlichen Kunst in den Dienst des Heiligen stellen. Und andrerseits wächst die unübersehbare Menge geistlicher Sangesweisen fürs Haus und für christliche Vereinszwecke noch Tag für Tag.

Wenn somit die geistliche Musik, was ihren Ursprung betrifft, vom Wechsel der Zeiten unabhängig ist, so bleibt sie in ihrer Ausführung auch frei von jedem Zwange der Oertlichkeit. Die Oratorien, die wir im Konzerthaus hörten, werden durch Klavierauszüge dem Hausgebrauche dienstbar gemacht; und wenn sich ein paar sachkundige begeisterte Freunde zusammen finden, läßt sich schnell eine wirkungsvolle Wiedergabe improvisiren. Und die bekannten Lieder der Missionsharfe klingen gleich gut, ob man sie am Instrument singt oder im Walde, in einem Näh- oder Flickverein, bei einer Tasse Thee oder einem Glase Wein, im Kränzchen unsrer jungen Mädchen oder in starkbesuchter Nachversammlung. Es kommt dabei auf die begleitenden Umstände außerordentlich wenig an. Kurz, die geistliche Musik ist, um zu voller Wirkung zu kommen, an keine Räumlichkeit gebunden.

Dies alles müssen wir zu Hilfe nehmen, um der folgenden, ziemlich unbestimmten Charakteristik mehr Farbe und schärfern Umriß zu geben. Die geistliche Musik ist beweglich — oft bis zum Spielenden, weich — bis ins Sentimentale hinein: dies gilt von der eigentlich frommen Sangeskunst. Geistreich — bis an die Grenze des Gesuchten, künstlich — bis ins Komplizirte: das gilt von der geistlichen Konzertmusik. Insgesamt wird der Gegensatz gegen das rein Kirchliche am deutlichsten durch die nahe liegende Parallele auf dem Gebiete der Poesie. Wie sich ein Lied von Philipp Spitta zu einem solchen von Paul Gerhardt verhält, so die Musik unsrer christlichen Vereine zur kirchlichen; und wie sich ein Stück aus Klopstocks Messiade neben einem Liede Luthers ausnimmt, so das Oratorium neben der Kirchenmusik! Sm

Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege

2. Die persönlichen Besuche

Diese Besuche selbst waren gewiß nicht minder eine Arbeit zu nennen, als die anderweiten Bemühungen für das Fortkommen der Armen; es ist ein großer Unterschied, ob man den Armen nur im eignen Hause empfängt, vielleicht gar nur im Korridor, oder ob man selbst zu jeder Jahreszeit seine feuchten, übelriechenden Kellerwohnungen besucht, die engen, hohen Treppen zu seinen Dachstuben hinansteigt. Das war es ja aber eben, was Amalie wollte! Nicht bloß daß, sondern wie geholfen wurde, lag ihr am Herzen; christlich, schwesterlich sollte die Hilfe dargebracht werden, zum doppelten Segen für die sich mühenden, der äußern Ungleichheit vergessenden Geber und für den Empfänger, der fühlen sollte, daß ein herzlicher Wunsch, ihm zu helfen, die Hand ihm darreiche.

An diese Besuche knüpfte sich nun wirklich auch die ganze religiös-sittliche Einwirkung der Frauen auf die Gebeugten und die Gesunkenen. Aber sie ging Hand in Hand mit einer wohlbedachten Fürsorge für die Hebung ihrer äußern Lebenshaltung.

Einer der häufigst gehörten und bestgemeinten Ratschläge an die Armen ist der: zu sparen. Amaliens Verein begnügte sich nicht, diesen Rat zu erteilen; er nahm selbst die Sache in die Hand. „Jeder unsrer Damen, heißt es S. 21 im achten Jahresbericht, die sich bereit erklärt, die mit dieser Sache verbundne Mühewaltung zu übernehmen, wird eine Anzahl armer Familien aufgegeben, mit denen sie zuvörderst den ihnen zu machenden Vorschlag zu besprechen hat. Sie werden aufgefordert, dieser Dame wöchentlich etwas von ihrem Verdienste zu bringen, wovon diese dann für sie eine kleine Sparkasse errichtet und darüber ein doppeltes Buch hält, eins für sich und ein andres, das den Armen selbst in Verwahrung gegeben wird. Gezwungen wird niemand, auf diesen Vorschlag einzugehen; hinsichtlich derjenigen aber, die sich bereit erklärt [haben] dazu, hat die betreffende Dame darüber zu wachen, daß sie den von ihnen freiwillig übernommenen Verpflichtungen nun auch wirklich nachkommen, und sind sie darin säumig, so hat sie bei der Vorsteherin um Aufgabe eines Besuchs bei diesen Leuten anzusuchen, damit sie erfahre, woran die Schuld solcher Säumnis liege, und um sie, wenn kein genügender Entschuldigungsgrund vorhanden, zu größerer Pünktlichkeit anzutreiben.

„Bei anbrechendem Winter soll ihnen dann ihr Erspartes mit einer Prämie von 25 Prozent zurückgegeben werden, doch nicht eher, als bis sie sich darüber ausgewiesen, daß ihre Martinimiete entrichtet ist, da im entgegengesetzten Falle das zurückgelegte Geld ja nicht als ihr Eigentum, sondern als dem Hauswirte gehörig zu betrachten ist. Der Wert ihres kleinen

Kapitals aber wird dadurch noch gar sehr erhöht, daß wir es ihnen nicht in barer Münze zurückstellen, sondern für den Betrag ihnen einen Vorrat an Feuerung und Kartoffeln liefern, welche Artikel wir ihnen, da sie von uns in großen Quantitäten aufgekauft sind, zu bedeutend niedrigern Preisen anrechnen können, als wenn sie selber bei hundert Soden und bei einzelnen Spinten kaufen."

Auf ganz ähnlichen Grundsätzen beruhte die vom Verein erteilte Hauszinsprämie. Auch hier handelt es sich nur um eine Aufmunterung und Belohnung des richtigen Einteilens, des durch Entsagung und strenge Ordnung ermöglichten Auskommens. Der Verein hatte den trotz seiner anscheinenden Härte doch vollkommen richtigen Grundsatz, eine eigentliche Beisteuer zur Miete nicht zu gewähren, weil diese in der Regel anstatt den armen Mietern den Hauswirten zu gute gekommen sein würde, und weil gerade der Hauszins als erste Bedingung eines jeden Hausstandes und als vertragsmäßig an Termine gebundene Forderung auch vom Aermsten mit der größten Anstrengung regelmäßig aufgebracht werden soll. Damit aber die Armen des Vereins dieser harten und unerläßlichen Bedingung ihrer Lage mit größerer Freudigkeit nachkommen könnten, erkannte der Verein solchen Familien, denen die Aufbringung der Miete besonders schwer fiel, eine halbjährige Prämie von einem Schilling auf die Mark ($^1/_{16}$ des Betrages) zu, wenn sie ihre Mietsquittung rechtzeitig dem Vereine vorzeigten.

Mit welcher liebevollen Weisheit war diese Bestimmung abgemessen! Die schwere Leistung konnte nicht von den Schultern der Armen genommen werden! Aber unmittelbar nach derselben erhielten sie eine wenigstens teilweise Erstattung, die ihnen im günstigsten Falle gleich den Anfang einer neuen Ansammlung bedeutete.

3. Das Amalienstift und das Kinderhospital

„Durch die uns zugekommenen großen Geldmittel, schreibt Amalie in ihrem fünfundzwanzigsten Jahresberichte, sind wir in den Stand gesetzt worden, Häuser zu bauen.

„Eine Armenkolonie ist angelegt. In drei Gebäuden haben siebenundzwanzig Familien eine gesunde und ihren Bedürfnissen entsprechende Wohnung gefunden zu einer Miete, welche ungefähr die Hälfte des wertseienden Preises beträgt."

Der Wert eines solchen Obdachs für rechtliche, Ordnung und Reinlichkeit liebende Arme, die erziehende und Halt gebende Bedeutung einer solchen Hausgenossenschaft — es wurde den Bewohnern des Amalienstifts im Hause selbst auch noch durch tägliche Andachten geistige Nahrung geboten — bedarf keiner Erörterung für solche, die durch nähere Bekanntschaft mit dem Leben der Armen und mit den verschiednen Bedingungen und Arten ihres Unterkommens, mit all den physischen und moralischen Uebeln vertraut sind, die die Beschaffenheit und die Lage ihrer Wohnungen über sie bringt.

„In den schrecklichen Tagen des Brandes [des großen Stadtbrandes], schreibt Amalie im zehnten Berichte, gewährte unser Haus nahe an hundert Abgebrannten einen willkommenen einstweiligen Zufluchtsort."

In dem Amalienstift wurde auch im zehnten Jahre des Vereins eine Heilanstalt für kranke Kinder, namentlich für solche errichtet, die an chronischen Uebeln litten und einer ausdauernden Pflege bedurften. Amalie selbst bezeichnet in ihrem fünfundzwanzigsten Jahresberichte dies Hospital als ein Kleinod, als eine Perle des Vereins. Im fünfzehnten Jahre des Bestehens zählte das Kinderhospital so viel Pfleglinge, daß eine Hausmutter und vier „Schwestern" nötig waren, um sich in die Arbeit zu teilen.

4. Leitende Gesichtspunkte

Mit dem Geiste einer thatkräftigen, freudigen Liebe wußte Amalie überhaupt ihren Verein zu durchdringen; nicht minder aber bedurfte es ihres energischen Charakters, ihres klaren Verstandes, ihrer einsichtigen Menschenliebe, um die richtigen Gesichtspunkte für die Führung und das Gedeihen des Unternehmens zu finden und festzuhalten, dessen äußere Großartigkeit und Komplizirtheit wir uns vergegenwärtigt haben.

Ueber diese leitenden Gesichtspunkte und Grundsätze giebt

Amalie nicht minder als über die Thätigkeit des Vereins in ihren Berichten Rechenschaft; und wahrlich, schon die Frische und Kraft, das die Sache treffende ihres Ausdruckes würden dafür sprechen, daß diese Ueberzeugungen in lebendiger Erfahrung wurzelten und mit rüstiger That Hand in Hand gingen, wenn nicht das Werk ihres Lebens selbst davon Zeugnis gäbe.

Bei der Begründung wohlthätiger Vereine pflegt es die erste Frage zu sein: Woher nehmen wir die nötigen Geldmittel, um die Verheißungen zu erfüllen, die wir durch unser Zusammentreten aussprechen? Manche ängstliche Gemüter kehren vor dieser Frage um; andre halten durch das Betonen der ökonomischen Sorge jeden kräftigen Atemzug der Gemeinschaft nieder, auch nachdem schon die Arbeit in vollem Gange und mit Segen hie und da gekrönt ist; der Ruf nach einem eisernen Fonds übertönt oft die dringendsten Hilferufe der Armen, und um künftiger Not vorzubauen, bleibt die heutige ungestillt. Solcher engherzige und kleine Sinn würde schwerlich gewagt haben, sich mit Amalien einzuschiffen!

Amaliens Verein begann seine Thätigkeit, ohne einen Schilling in der Kasse zu haben; ähnliche Lagen wiederholten sich für den Verein, nachdem er schon seine Thätigkeit über ein weites Feld erstreckt hatte und viele Hunderte von Bedürftigen mit berechtigtem Hoffen zu ihm aufschauten, wie die Kinder zu ihrer Mutter. Aber das kühne und vernünftige Vertrauen, womit Amalie bei leerer Kasse das Werk begonnen, ist niemals zu Schanden geworden. Mit der Thätigkeit des Vereins wuchs die Teilnahme, das Zutrauen aller Wohlgesinnten, und die Gaben folgten naturgemäß. Als im zweiten Jahre dem Verein eine unerwartet große Gabe in Gestalt eines Legats von 1000 Pfund Sterling zu teil wurde, beschloß der Verein, diese Summe in unmittelbare Verwendung zu nehmen. Amalie äußert bei dieser Veranlassung in ihrem zweiten Jahresberichte: „Uebrigens muß ich sagen, daß mir sehr wenig daran liegt, unserm Vereine einen bedeutenden Kapitalfonds zu verschaffen. Selbst wenn künftig einmal ein noch ansehnlicheres Legat uns zufallen sollte und wir in keiner augenblicklichen Verlegenheit uns befänden, würde ich vorschlagen, die Summe nicht zu belegen, sondern sie gleich anzulegen, zum Bau von Freiwohnungen etwa, zur Errichtung einer Arbeitsanstalt oder dergl. Es dürfte manchem wohl die Behauptung etwas seltsam vorkommen, mir aber scheint, daß bei einer Institution wie die unsrige, die ganz auf Glauben und Liebe gebaut sein soll, es eben ganz recht ist, wenn es sozusagen immer nur aus der Hand in den Mund geht. Man fühlt dabei um so lebhafter, wie bei unserm Werke alles abhängt von dem immer sich wiederholenden Segen des Herrn: das treibt zum Gebet; man erkennt es bestimmter, wie wichtig es sei, uns das Vertrauen unsrer Mitbürger zu erhalten, und das erweckt ein kräftiges Streben, es wirklich zu verdienen."

Die ganze Art der trefflichen Amalie liegt in diesen Worten und — nicht zu vergessen! — in der That, womit sie ihnen zu entsprechen gewußt hat! Kühnes Gottvertrauen neben unabläßiger Anstrengung, sich selbst zu helfen; das Aidetoi Dieu t'aidera neben dem kindlichen Gebet um den Geist, der die Hand zum Werke stärken und führen soll! und infolge dieses Schöpfens aus der reichen Quelle aller Kraft die großherzige Sorglosigkeit, die den Kopf oben, den Blick frei behält, wenn auch einmal die Not herantritt.

Mit der frommen Lebensweisheit, die dem Verein für sein eignes Thun zur Richtschnur diente, wollte er auch seine Pfleglinge durchdringen. „Unser Wahlspruch ist: Bete und arbeite, sagt Amalie (Zweiter Bericht S. 11); beides gehört zusammen, keines darf sein ohne das andre. Sollte hier aber eine Trennung stattfinden, so würde uns das Arbeiten ohne Beten noch lieber sein als das Beten ohne Arbeiten, vorausgesetzt natürlich, daß diese Unthätigkeit nicht gerechtfertigt würde durch ein physisches Unvermögen. Nicht als ob die dem äußern praktischen Leben zugewendete Richtung an sich in unsern Augen einen höhern Wert hätte als das, wodurch der Mensch sich bewußt wird seiner Verbindung mit dem, was unsichtbar und ewig ist; aber es ist uns eine ganz undenkbare Sache, daß eine dem Himmel zugekehrte Richtung ohne heiligenden Einfluß bleibe

auf die irdischen Verhältnisse und namentlich auf die treue Abwartung des irdischen Berufs. Wo wir also eine äußerliche Gottesfurcht sehen ohne solchen Einfluß, da glauben wir uns zu dem Urteil berechtigt, daß sie nur ein eitles, lügenhaftes Vorgeben sei; und mehr als die sturmfeste Gleichgiltigkeit, als der entschiedenste Widerspruch gegen heilige und göttliche Dinge ist ihre heuchlerische Profanation, ist ein jedes Gewerbetreiben mit der Gottseligkeit in tiefster Seele uns verhaßt."

Im achten Jahresbericht (S. 20) sagt sie dann wieder: „Unser Hauptstreben geht immer dahin, unsre Armen zu solchen Tugenden, Fleiß, Sparsamkeit u. s. w. anzureizen, von deren Uebung wir uns eine Verbesserung ihrer Lage versprechen mögen, eine Verbesserung, wodurch sie zugleich in ihrem Innern sich fühlen und also die Summe eines höhern Lebensglücks, als das die bloße Befriedigung ihrer äußern Bedürfnisse gewährt, vermehrt sehen werden." C D

Die Gesetzesvorlage gegen die öffentliche Sittenlosigkeit

So unerfreulich die Gerichtsverhandlung gegen Heinze in ihren einzelnen Erscheinungen gewesen ist, so hat sie doch das Gute gehabt, daß sie weitern Kreisen die Augen über die sittlichen Zustände in unsern großen Städten öffnete. Seitdem jener Prozeß wie ein greller Blitzstrahl in dunkler Nacht den Abgrund erleuchtete, der jährlich ungezählte Seelen unrettbar verschlingt, hat man wenigstens in etwas mit der bis dahin beliebten Vogel-Straußpolitik gebrochen und eingesehen, daß man gegen die Vergiftung unsers Volkslebens durch die Unsittlichkeit besondre Maßregeln ergreifen muß. Unter dem 29. Februar 1892 hat der Reichskanzler einen Gesetzesentwurf eingebracht, der im Kampfe gegen die Sittenlosigkeit die Waffen liefern soll.

Diese Vorlage, die von der deutschen Presse in wenig taktvoller Weise lex Heinze genannt wurde — wodurch der Mörder des Nachtwächters Braun gleichsam zu einem modernen Herostratus gemacht wird —, enthält soviel Wertvolles, daß man ihre baldige Annahme nur wünschen kann. Vor allem richtet sie sich gegen die Zunft der Zuhälter und Kuppler, aus der erfahrungsgemäß die gefährlichsten Verbrecher hervorgehen, gegen die man aber mit den bestehenden Gesetzen nicht viel ausrichten kann. § 180 des Strafgesetzbuches soll dahin ergänzt werden, daß die niedrigste Strafe gegen diese Menschenklasse im Falle der Verurteilung nicht mehr wie früher einen Tag, sondern einen Monat beträgt, daß außerdem zugleich auf eine Geldstrafe von 150 bis 6000 Mark erkannt werden kann. § 181, der den Kuppler mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren, Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht bedroht, war bisher darum in vielen Fällen wirkungslos, weil er einen Zuhälter, der mit der verkuppelten Person vor dem Standesamt die Ehe geschlossen hatte, nicht traf. Die „Zivilehe" wurde deshalb für solche Leute ein beliebtes Mittel, sich Straflosigkeit zu sichern. Man will darum diesen Paragraphen dahin vervollständigen, daß er auch dann angewendet werden kann, wenn der Schuldige zu der verkuppelten Person in dem Verhältnis des Ehemannes zur Ehefrau steht. Außerdem kann auch hier auf Geldstrafe von 150 bis 6000 Mark erkannt werden. Nicht minder wie in der Strafzumessung, plant man auch im Strafvollzuge Verschärfungen. § 16 soll einen Zusatz erhalten, wonach es gestattet ist, in Fällen besondrer Roheit und Sittenlosigkeit dem zu Gefängnis oder Zuchthaus Verurteilten auf die Dauer von sechs Wochen eine harte Lagerstätte und als Nahrung Wasser und Brot zu geben. Diese Einrichtung würde von sehr heilsamen Folgen sein. Zur innerlichen Umwandlung eines Menschen bedarf es freilich andrer Mittel. Aber solche Verschärfungen werden doch vielleicht etwas zum Nachdenken anregen oder zum mindesten einige Scheu vor dem Gefängnis erwecken. Und das thut sehr not. Antwortete doch vor kurzem bei der Entlassung aus dem Zuchthause ein Zuhälter dem Geistlichen auf die Frage, ob er jetzt das Stehlen lassen und arbeiten würde, ohne jegliche Scheu: „Das fällt mir doch nicht ein. Wenn ich mich mit die Mädchens abgebe, habe ich immer die Tasche voll Geld."

Aber neben diesen durchaus dankenswerten Bestimmungen enthält der Entwurf eine, durch die das Gemeinwohl mit einer schweren Gefahr bedroht wird. Es ist die in Alinea 2 des § 180 in Vorschlag gebrachte Straffreiheit des Vermietens von Wohnungen an Lohndirnen, wenn die Vermietung unter Beachtung der hierüber erlassenen polizeilichen Vorschriften erfolgt. Diese polizeilichen Vorschriften würden aber weiter nichts verlangen, als daß alle die Hauswirte, die ihre Wohnungen derartig vermieten wollen, in einen von der Polizei näher zu bestimmenden Stadtteil ziehen müssen. Man will damit erreichen, daß die Prostitution lokalisirt, auf einen bestimmten Raum eingeschränkt wird. Auf den ersten Blick hat dieser Vorschlag etwas Bestechendes. Aufsicht und Kontrolle jeder Art ließe sich leichter handhaben, und dadurch würde die Polizei imstande sein, gegen manche Unzuträglichkeiten wirksam einzuschreiten. Aber diese Vorteile sind nur scheinbar.

Ueberall hat die Erfahrung es bewiesen, daß die Prostitution sich gar nicht polizeilich lokalisiren läßt. Außer den unter Kontrolle stehenden Personen giebt es noch eine bei weitem größere Anzahl, die diesem Laster ebenfalls ergeben, über die ganze Stadt verbreitet ist. In Berlin berechnet man die Zahl jener auf viertausend, dieser dagegen auf etwa vierzigtausend. Diese letzten würden bis auf einen ganz verschwindend kleinen Teil über ganz Berlin zerstreut bleiben. Sie werden vielfach ihre Wohnung wechseln, da an willigen Vermietern kein Mangel sein wird. Und wenn die Polizei auch noch so energisch vorginge, daß sie in diesem Kampf Sieger bleiben und die Lokalisation erzwingen werde, ist nicht zu erwarten.

Diese Bestimmung würde also nichts nützen. Aber nichtsdestoweniger könnte man einen Versuch machen, um sich in der Praxis von der Erfolglosigkeit zu überzeugen, wenn nicht schon der bloße Versuch von dem unheilvollsten Einfluß sein würde. Macht sich nicht in diesem Falle der Staat selbst zum Protektor des Lasters, indem er ihm eine Freistatt errichtet; sanktionirt und schützt er es nicht geradezu mit seinem Arm; verstößt er nicht damit gegen seine vornehmste und höchste Aufgabe?! Er selbst würde die Autorität seines eignen, gegen die Sittenlosigkeit gegebnen Gesetzes untergraben, die Gewissen verwirren, die heiligsten Interessen des Volkes verachten. Man wende nicht ein, dies schlimmste aller Laster sei ein notwendiges Uebel und darum der Kampf dagegen aussichtslos. Ob sich wohl schon einmal jemand eingebildet hat, daß Raub, Mord und Diebstahl völlig unterdrückt werden könnten? Und doch schließt man mit diesen Lastern nicht einen solchen Pakt, weil man nicht — will. Die Nachsicht gegen die Unzucht hat einen viel tiefern Grund — das eigne Fleisch!

Wie würden sich nun die thatsächlichen Verhältnisse gestalten, wenn die in Rede stehende Bestimmung Gesetz würde und man ein solches Stadtviertel einrichtete? Die Strafbestimmungen gegen die Zuhälter würden damit einfach wirkungslos sein. Die Zuhälter würden als Vermieter von Wohnungen auftreten, und die unglücklichen Wesen, die jetzt schon fast völlig in ihrer Gewalt stehen, würden der Ausbeutung bis zum Aeußersten ausgeliefert werden. Daß derartige Vermieter um ihrer eignen Existenz willen darauf bedacht sein werden, besonders lockende „Ware" zu gewinnen, ist wohl nicht zweifelhaft. Ist solche nicht an Ort und Stelle zu haben, so wird sie von auswärts bezogen; an Agenten für dies schmachvolle Geschäft fehlt es nicht. In Paris ist man vor einiger Zeit einer Gesellschaft auf die Spur gekommen, die mit einer großen Anzahl Agenten in Frankreich, Belgien, England und Amerika in Beziehung steht. Aus ihren Büchern ergab sich, daß sie in den letzten drei Monaten über hundert junge Mädchen unter falschen Vorspiegelungen der Schande überliefert hatten. Und nach dem internationalen Adreßbuch solcher Häuser, die sich mit der Lieferung weißer Sklavinnen befassen, befinden sich in Holland allein nicht weniger als dreiundzwanzig solcher Adressen. Man sieht also, es ist ein schwungvoller Handel.

Wie müssen sich ferner die sittlichen Zustände in jenen Stadtteilen gestalten, die man zu privilegirten Brutstätten des Lasters macht? Es handelt sich ja nicht um einzelne Häuser, sondern um ganze Stadtviertel. Natürlich

werden sich die sogenannten vornehmen Stadtteile für eine solche Nachbarschaft bedanken. Denn für die „höhere“ Gesellschaft ist der Schmutz der Prostitution, die zum guten Teil von ihr hervorgerufen wird, zu schmutzig. Die freigegebnen Straßen und Distrikte werden also naturgemäß in die entlegenern Gegenden verlegt, die vorzugsweise von den unbemittelten Volksklassen, kleineren Beamten, Arbeitern, Witwen u. a. bewohnt werden. Ist etwa die Unzufriedenheit unter diesen Bevölkerungsschichten noch nicht groß genug? Oder wäre es ein Wunder, wenn sie sich von einem Staatswesen, das sich nicht scheut, eine solche Menge gefährlichsten Giftes über arme, aber anständige Familien auszuschütten, abwenden und Hilfe bei den Sozialdemokraten suchen! Man lese nur einmal die Aeußerungen aus sozialdemokratischem Lager über diese Fragen, und man wird dort vielfach einem sittlichen Ernst und einer Wertschätzung des Menschen als Persönlichkeit — und nicht als Sache — begegnen, die sich die übrigen Parteien zum Muster nehmen könnten.*) Welch ein Sumpf moralischer Verworfenheit würde in solchen Gegenden entstehen oder vielmehr vom Staat angelegt werden. Alle noch dort wohnenden anständigen Familien werden, umgeben von der gewerbsmäßigen Unzucht, ihrer Atmosphäre sich nicht entziehen können. Christliches Familienleben und christliche Kindererziehung wird dort und bei den Bewohnern benachbarter Straßen zur Unmöglichkeit werden. Giebt es etwas Widersinnigeres, als auf der einen Seite nach neuen Mitteln gegen die erschreckende Verwahrlosung der Jugend zu suchen und auf der andern mit vollem Bewußtsein die Kinderwelt vom frühesten Alter an in den Pfuhl der Sünde hineinzustoßen? Schule und Kirche könnten doch hier nur eine Sysiphusarbeit verrichten. Welcher Lehrer, welcher Beamte möchte hier wohnen?! Die Gewerbetreibenden jener Quartiere sind auf die Kundschaft von Dirnen und Zuhältern angewiesen, der beste Wille eines Meisters, seine Gesellen oder Lehrlinge, der beste Wille der Herrschaften und Arbeitgeber, ihre Dienstboten und Angestellten dem Einfluß einer solchen Umgebung zu entziehen, wird an der absoluten Unmöglichkeit scheitern.

Einsichtigen, mit unserm Volksleben vertrauten Männern ist es klar, daß solche Zustände nicht geschaffen werden dürfen. So hat denn der Zentralausschuß für innere Mission eine Denkschrift ausgearbeitet, worin er gegen derartige Maßnahmen unter Darlegung der Gründe auf das ernstlichste Verwahrung einlegt und gleichzeitig Mittel und Wege zur wirksamern Bekämpfung der Uebelstände angiebt. Im Anschluß hieran soll folgende Petition abgesandt werden:

Der hohe Reichstag wolle dem zweiten Alinea des in Vorschlag gebrachten § 180 des Strafgesetzbuches seine Zustimmung versagen und zur Eindämmumg der Prostitution Maßnahmen beantragen, welche dieselbe an der Wurzel anzufassen und ihre Zuflüsse zu hemmen imstande sind.

Alle die Vereine (auch politische), Gemeindevertretungen und alle einzelne Gleichgesinnte, die in dieser Petition ihre eigne Ueberzeugung ausgesprochen finden, können sie zu ihrer Unterzeichnung ebenso wie die Denkschrift unentgeltlich erhalten, wenn sie sich mit einer Zeile an den Zentralausschuß für innere Mission (Berlin W, Genthinerstraße 38) wenden. Aber es ist keine Zeit zu verlieren, da gerade dieser Punkt der Vorlage in gewissen Kreisen viele Freunde hat.

Hier können wir aus naheliegenden Gründen auf die Sache nicht tiefer eingehn. Aber wir rufen allen unsern Lesern, die den sittlichen Nöten unsers Volks ins Auge zu schauen den Mut besitzen, und die über den fraglichen Gesetzentwurf ihr Urteil noch nicht abgeschlossen haben, die dringende Bitte zu, sich noch in dieser letzten Stunde mit der Angelegenheit ernstlich zu beschäftigen. Die vorzüglichsten Dienste wird ihnen dabei das „wissenschaftliche Fachorgan der deutschen Sittlichkeitsvereine“ leisten: Streitfragen, herausgegeben von P. Philipps, Berlin (Selbstverlag der deutschen Sittlichkeitsvereine SW, Oranienstr. 104). Sie erscheinen in zwangsloser Folge, höchstens zwölf Hefte im Jahr, das Heft für 50 Pfennige. Das zweite Heft des Jahrgangs 1892 enthält den Gesetzentwurf selbst mit

*) Es ist beschämend, aber wahr, daß bei der ersten Lesung des Gesetzes im Reichstag das ernsteste und treffendste Wort zur Sache von dem sozialdemokratischen Redner gesprochen wurde. D H

kritischen Bemerkungen von Philipps; auch die sämtlichen spätern Hefte beschäftigen sich mit demselben Gegenstande. In hervorragendem Maße lesenswert ist das sechste Heft des Jahrgangs, worin ein Aufsatz über Sittenpolizei aus dem neusten Verwaltungsbericht der Berliner Polizei mitgeteilt und von Philipps kritisch gewürdigt wird. Hm

Verschiedenes

(Die vom Evangelisch-sozialen Kongreß veranstaltete Enquete) Soeben sind vom Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses an die sämtlichen evangelischen Geistlichen Deutschlands Fragebogen über die Lage der ländlichen Arbeiter verschickt worden. In diesen Fragebogen steckt ein gutes Teil ernster Arbeit, und ihre Beantwortung wird wieder ein gutes Teil ernster Arbeit erfordern. Mancher Empfänger wird erschrecken über die Zumutung, die an ihn gerichtet wird, und vielleicht auch über seine eigne Unkenntnis von den Dingen, über die er Auskunft geben soll. Ein heilsames Erschrecken, wenn es uns dazu führt, uns nun um so gewissenhafter mit diesen Dingen bekannt zu machen. Jedenfalls ist zu hoffen, daß einige hundert kundige und eifrige Landpfarrer die Mühe und geistige Arbeit nicht scheuen und dem Unternehmen zu gutem Gelingen helfen. Daß Interesse für die sozialen Fragen im Pastorenstande vorhanden ist, bezweifelt niemand; ob mit dem Interesse auch Verständnis und Kenntnis verbunden sei, soll er nun zeigen. In diesem Sinne ist die Ehre des Standes engagirt, daß bei der Enquete etwas herauskomme. Möge auch diese Erwägung mit über den bösen Punkt hinweghelfen, daß die Arbeit gerade in der zumeist arbeitsreichsten Zeit, zwischen Weihnachten und Ostern, zugemutet wird. Für die Unterredung mit den Arbeitern, auf die es ja vornehmlich ankommen wird, ist die Zeit günstig. Wir kommen auf das Unternehmen demnächst zurück; heute war es uns nur um einen schnellen vorläufigen Appell an die soeben mit den Fragebogen bedachten Männer zu thun, hier ihren Mann zu stehen: insbesondre unsre Freunde unter den Geistlichen möchten wir aufrufen, auch bei dieser jeden Einzeln fordernden Veranlassung den Ernst ihres sozialen Interesses zu beweisen. R

(Das Freie Wort) Die Christliche Welt brachte in Nr. 50 des Jahrgangs 1889 einen Artikel: „Abseits von der Heerstraße,“ worin sie ihre Leser auf die von J. Pestalozzi herausgegebne „Wächterstimme“ aufmerksam machte. Nachdem jenes Blatt mangels genügender Teilnahme leider hat eingehen müssen, ist es unter demselben Herausgeber von neuem aufgelebt unter dem Namen: Das Freie Wort. Es dürfte nun nach den ganzen Verhältnissen der Gegenwart sehr angebracht sein, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieses Blatt, und nicht auf dieses allein, sondern vornehmlich auf die durch es vertretene Gesamtanschauung zu lenken.

Wie es in dem oben genannten Artikel der Christlichen Welt angedeutet ist, vertritt Pestalozzi auf christlichem Gebiet eine Auffassungsweise, die von der sonst in christlichen Kreisen — gleichviel welcher theologischen Richtung — zwar in verschiednen Schattirungen, aber doch fast durchgängig herrschenden prinzipiell abweicht. Die wesentliche Frage, die hierbei in Betracht kommt, ist die nach dem Verhältnis von Staat und Kirche. Während die interessirten, lebendigen Glieder der Kirche eben fast allgemein dem Ideal eines „christlichen Staates“ und einer vom Staat geschützten und gestützten Volkskirche zustreben, will Pestalozzi nichts davon wissen und erhebt wie seine „Wächterstimme,“ so sein „freies Wort“ dagegen, daß die Kirche die Gunst des Staates brauche, um ihren Beruf in der Welt zu erfüllen. Er weist die Kirche an, ihre Kraft allen menschlichen Gewalten gegenüber ausschließlich in sich selbst zu suchen und nicht von einer christlichen Obrigkeit, christlichen Gesetzen u. s. w. mehr oder minder mit abhängig zu machen. Seine Bestrebungen berühren sich mit den „christlichen Bedenken,“ die ein Sorgenvoller dem kirchlichen Gewissen unsrer Tage vorgehalten hat, sowie mit den Meletemata ecclesiastica des Veracius Rusticus.

Ueber die Wichtigkeit der großen Frage, was hat die Kirche vom Staate zu fordern und zu erwarten, dürfte unserm Geschlecht gegenüber nichts zu erinnern sein; die Frage ist eine der einschneidendsten der Gegenwart, und von ihrer Beantwortung hängt die vieler andrer „brennender“ Fragen ab; es soll und kann auch nicht im gegenwärtigen Zusammenhang ihre positive, ausführliche Lösung gegeben werden. Erlaubt aber sei es und Pflicht ist es, die Bitte auszusprechen, daß unsre christlichen Kreise darüber mit sich zu Rate gehen, ob denn nach den Andeutungen und Anweisungen des Neuen Testaments und nach den Grundsätzen der Reformation, ob nach dem genuinen Wesen der Kirche, wie auch nach dem Begriff des Staates und nach beider Geschichte es richtig ist, für die gesegnete Arbeit der Kirche zum Heile der Menschen die Unterstützung und die Mitwirkung der Staatsmacht in Anspruch zu nehmen. Daß man in der Gegenwart immer nach dem Staate ruft — von dem man doch andrerseits die Kirche selbständig haben will —, ist im letzten Grunde Mangel an Glauben und an Vertrauen auf die Kraft des Wortes, an der alles, aber auch einzig und allein alles liegt, was das gedeihliche Wirken der Kirche und die geistliche Wohlfahrt ihrer Glieder angeht.*) B B

*) Wenn wir obiger Empfehlung Raum geben, weil wir meinen, daß die ernste Stimme Pestalozzis so viel und mehr Anspruch auf Gehör in in unsrer Kirche hat wie manche andre, so bedeutet das doch selbstverständlich keine unbedingte Zustimmung zu seinen Ansichten. D H

(Gemeinde Gottes oder Priesterkirche?) Wie auch auf entlegnen und scharf umgrenzten Gebieten des Protestantismus, wie in Schottland, die Gedanken und Bestrebungen hin und wieder gehen, dafür entnehmen wir zwei sprechende Beispiele der Christian World, 1892, 8. Dezember und 27. Oktober. Henry Drummond, ein Glied der schottischen Freikirche, hat auf Weihnachten wieder eine seiner kleinen Broschüren, Traktate modernsten Stils, ausgehen lassen. Der Titel ist: The Churchless City, „die Stadt ohne Kirche." Anknüpfend an die Worte der Offenbarung Johannis (Kap. 21): „Ich Johannes sahe die heilige Stadt, das neue Jerusalem von Gott aus dem Himmel herabfahren, — und ich sah keinen Tempel darinnen, denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel und das Lamm," sucht Drummond darzulegen, daß das Christentum, richtig verstanden, vor allem die Kraft sei, die die sozialen und bürgerlichen Beziehungen des Menschen läutere und weite. In den Lebensverhältnissen, die das Gemeinwesen dem Menschen bietet, findet dieser sein eigentliches Selbst, und die wahre Religion zielt wesentlich darauf ab, die Gesellschaft der Vollkommenheit zuzuführen. Der wahre Heilige ist der wahre Bürger. „Christus stellen wir uns nie vor in Verbindung mit einer Kirche; unmöglich können wir ihn uns denken im Talar eines Priesters oder als einen aus der Klasse, die Religion als Spezialität treibt. Sein Dienst war von allgemein menschlicher Art; er war der Menschensohn, der Bürger." Mit allem Nachdruck betont Drummond die Bedeutung der Kirche als der zur Zeit wichtigsten „Bildungsstätte guter Menschen," als der „Pflanzschule der Kräfte, die die Stadt erlösen." Aber „ein großer Irrtum liegt an der Schwelle der Kirche, wofür deren Lehrer in hohem Grade verantwortlich sind. Bis auf diese Stunde giebt es in Europa ganze Nationen, die leben, beten und sterben in dem Glauben, daß Christus ein kirchlicher Christus sei, Religion der Inbegriff aller kirchlichen Ordnungen, der Glaube ein Hangen am Bekenntnis der Kirche. In vielen Ländern hat die Kirche dem Volke Christum buchstäblich gestohlen; sie hat den Menschensohn zum Priester eines Ordens gemacht; sie hat das Christentum aus der Stadt genommen und hinter Altargittern verschlossen; sie hat es dem nationalen Leben entzogen und an die Wenigen ausgeliefert, die dafür zahlen, um die unbewußte Täuschung aufrecht zu erhalten." Drummonds Meinung faßt sich zusammen in dem von ihm angeführten Wort eines Oxforder Universitätspredigers: „Das alte Jerusalem war ganz Tempel; die mittelalterliche Kirche war ganz Tempel. Aber das Ideal des neuen Jerusalem ist — kein Tempel, sondern eine gotterfüllte Gesellschaft."

Während nun Drummond den Abstand zwischen Christentum und Kirchentum betont, das humane und soziale Moment im Christentume hervorhebt und in großem Optimismus die irdische Verwirklichung seines Ideals herannahen sieht, hören wir zu gleicher Zeit, daß im Oktober zu Edinburg eine einflußreiche Versammlung die Bildung einer Scottish Church Society beschlossen hat. Den altehrwürdigen Titel minister, der in Schottland für den Geistlichen üblich ist, läßt das Programm der Gesellschaft weg und spricht statt dessen nur von „Klerus" und „Laien." Sie will „gebührendes Verständnis für den geschichtlichen Zusammenhang der Kirche von Anbeginn wecken, auf eine giltige Ordination des heiligen Amtes dringen, in den Laien das entsprechende Bewußtsein ihres Priestertums pflanzen, die Wirksamkeit der Sakramente sichern, die Feier des heiligen Abendmahls wieder in die richtige Stellung innerhalb des kirchlichen Gottesdienstes wie zum geistlichen Leben der Getauften bringen." Als Endziel wird angegeben: „die Förderung katholischer Einheit auf jegliche Weise, die mit aufrichtiger Loyalität gegen die schottische Kirche vereinbar ist." Einen ganz merkwürdigen Ausdruck hat diese Sorte von hochkirchlichem Presbyterianismus gefunden in der jüngst erschienenen Selbstbiographie eines hervorragenden, geistreichen Mannes, des Dr. Boyd. Er nimmt in St. Andrews John Knox' berühmte Kanzel ein; aber sein Buch strömt über von Bewunderung für anglikanische Bischöfe. Boyd ist denn auch Vizepräsident der neuen „Kirchengesellschaft." C S

(Das gläserne Auge) Es ist uns berichtet worden, daß es Leute giebt, die unter dem gläsernen Auge in Nr. 1 — das Apostolikum verstanden haben. Ein solche Urteils- und Geschmacksverwirrung sollet man uns doch nicht zutrauen. Das Angriffsobjekt jenes Artikels war einerseits enger, andrerseits weiter gemeint: alles, das — und sofern es — den Anspruch einer äußerlichen Objektivität erhebt! Ein solcher Anspruch wird heute auch in der evangelischen Kirche, so scheint es, mancherlei Dingen und Lehren zugeschrieben. Das ist aber ein Abfall von dem seinem Wesen nach ganz innerlichen evangelischen Christentum und ein Hindernis des Segens, den Gott durch sein Evangelium wirken will. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 5 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. min. mit sehr gut. Zeugn. sucht zum 1. April Stell. als Prädikant oder Vicar. Offerten sub. M. V. 68 postlagernd Jena.

Am 19. d. M. sind wir durch die glückliche Geburt eines gesunden Söhnchens erfreut worden.
Halle a. S., d. 22. Januar 1893.
Professor D. Loofs und Frau Helene, geb. Steche.

Ein gebildetes Mädchen wünscht Stelle als Gesellschafterin und Pflegerin einer älteren Dame oder auch als Pflegerin in Privatklinik oder sonstigen Krankenanstalt. Gefl. Offerten unter S. S. 8 an die Expedition dieses Blattes erbeten.

Missionskonferenz in der Provinz Sachsen

Die diesjährige Versammlung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen findet statutengemäß statt in Halle am Montag und Dienstag nach Sexagesimae, also

am 6. und 7. Februar

und zwar sämtliche Versammlungen wieder im großen Saale des Restaurants „Prinz Carl" (in der Nähe des Bahnhofes).

I. Montag, den 6. Februar: 1. Abends 6 Uhr: Missionsgottesdienst in der Marktkirche. Prediger: Generalsuperintendent D. Dryander aus Berlin. 2. Abends 8 Uhr: Vorversammlung im „Prinzen Carl": a) Mitteilungen des Vorstandes. b) „Das Studium der Mission." Referent Pastor D. Warneck.

II. Dienstag, den 7. Februar: 1. Hauptversammlung vormittags punkt ½ 11 Uhr, ohne Pause. a) Biblische Ansprache: Schloßprediger Schubart in Ballenstedt. b) Bericht des Vorstandes: Superintendent Rothe. c) **„Der Menschensohn und seine Sendung an die Menschheit."** Referent: Professor D. Kähler. 2. Abendversammlung punkt 6 Uhr. Missionsgeschichtliche Ansprachen: a) Die evangelischen deutschen Missionen in den deutschen Schutzgebieten: Dr. Büttner in Berlin. b) Die Mission in Uganda: Pastor Richter in Rheinsberg. Schlußwort: Pastor Kobelt in Neinstedt.

Gemeinschaftliches Mittagessen im „Prinzen Carl" ½3 Uhr. Marken zu 1,50 Mark sind spätestens am Dienstag Vormittag zu entnehmen.) 3. Spezialkonferenz der Agenten von 4 bis ½6 Uhr im Vorderhause des „Prinzen Carl."

Im Anschluß an die Prov.-Miss.-Konf. finden ferner Versammlungen der Provinzialvereine für Berlin I und II statt. Für Berlin I am Dienstag den 7. Februar, vorm. ½9 Uhr im Vorderhause des „Prinzen Carl" und für Berlin II zu derselben Stunde im „Gasthof zur goldnen Kugel."

Gegenstände der Verhandlung (Berlin I): Berichte über die Thätigkeit der Provinzial-Vertreter in den Komiteesitzungen; Jahresfest; Predigtreisen. (Berlin II): Was nützt die Beschäftigung mit der Kolsmission dem geistlichen Amte?

Mittwoch Abend am 8. Februar:
Allgemeine studentische Missionsversammlung,
in welcher Dr. Büttner den Hauptvortrag halten wird. Alles Weitere wird später bekannt gemacht werden.

Rothenschirmbach, den 2. Januar 1893.

Der Vorstand
D. Warneck

Verlag von **M. Wilckens** in **Eisenach.**

Soeben erschien:

Um was handelt es sich beim Fall Harnack?

Vortrag

gehalten im Evangelischen Vereinshause zu Barmen am 15. Dez. 1892 von Dr. **Ernst Fr. Wencken**, Pastor zu Edesheim bei Northeim

Preis 40 Pfg.

Reuther & Reichards Verlagsbuchhandlung in Berlin, SW. 12.

Zur Jesuitenfrage

1. **Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid,** aus Liguoris Moraltheologie mitgeteilt und erläutert von D. H. Hering, Prof. in Halle. 1891. 50 S. 8°. 60 Pf.
2. **Die Unvereinbarkeit des Jesuitenordens mit dem deutschen Reiche.** An authent. Gesetzen des Ordens nachgewiesen von D. P. Tschackert, Prof. in Göttingen. 1891. 39 S. 8°. 60 Pf.

Was die Redemptoristen lehren, ist in der Schrift Herings klar und authentisch dargestellt.

Pensionat des Evangelischen Johannesstiftes in Plötzensee, Berlin N. W.

Das Pensionat (Edithahaus) des Evangelischen Johannesstiftes ist eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände. Es umfaßt die Gymnasial- und Realklassen von Sexta bis Untersekunda inkl. Schwachbegabte Knaben finden besondre Berücksichtigung und Nachhülfe. Der Unterricht wird von Philologen und Theologen erteilt, die Erziehung liegt in den Händen junger Theologen. Prospekte werden gratis versandt durch den Vorsteher

Pastor Philipps

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 6 **Leipzig, den 2. Februar** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Er muß wachsen, ich muß abnehmen — Paulus und seine Gegner: 3. Zum Frieden — Gedanken über geistlichen und kirchlichen Gesang. Zweite Hälfte — Edmond Scherer. 1 — Die Arbeit der belgischen Missionskirche: 2. Die belgische Missionskirche — Das Militärwochenblatt über Jugenderziehung — Bücher und Schriften: Christliche trostreiche Grabgesänge; Kämpfe und Leiden der Evangelischen auf dem Eichsfelde; Livländisches — Anzeigen

Er muß wachsen, ich muß abnehmen

Joh. 3, 30

1

Das Wort ist immer ein Liebling derer gewesen, die Sinn für wahre Größe gehabt haben. Der Morgenstern hat sein Licht von der Sonne; er erbleicht, wenn die Sonne steigt. Das ist das Naturgleichnis für die Stellung des Vorläufers zu dem, der da kommen sollte. Aber im Reiche des Geistes ist es eine That, zurücktreten können vor dem Gewaltigern, und eben darin liegt die wahre Größe des Kleinern.

In uns allen ist ein Zug zur Größe. Schon der Jüngste streckt sich, um auf den Tisch sehen zu können. Dann wächst mit uns der Wunsch, und wer aufhörte wachsen zu wollen, hörte auf zu leben, wie es menschenwürdig ist. Der Trieb stammt von Gott, er hat seine ewige Kraft in dem Schöpfungswort: „ein Bild, das uns gleich sei." Mannigfaltig ist das Bild von Größe, dem wir zustreben, für jeden ein andres. Ob wir aber „groß" werden oder nicht, in unser aller Leben folgt auf die Zeit frohen Wachstums das Abnehmen, mögen wir es uns gestehen oder verbergen.

Die wahre Größe besteht in der Unterordnung unter den Größern. Wir haben auch alle in uns neben jenem Zuge zur eignen Größe einen Zug zur Hingabe an fremde Größe. Ob er zu friedevoller Klarheit reift? Oder ob wir ihm nur widerwillig folgen, wenn wir umsonst der eignen Schranke trotzten? Ob wir es wohl gar mit der Verkleinerung des Großen versuchen? Es ist vielleicht heutzutage besonders viel Neigung zu diesem hoffnungslosen Großwerdenwollen vorhanden.

Schlichter und rührender als in den Worten des Täufers Johannes ist wohl nie der Geistesadel zum Ausdruck gekommen, der groß genug ist, um den Größern anzuerkennen und dadurch, daß er sich beugt, in ihm seine Hoheit zu finden. Seine Worte im Evangelium (3, 27—30) zeigen einen wundervollen Fortschritt. Die erste Stufe ist sein Bekenntnis: „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel." Das ist die einzig sichere Grundlage aller Selbstbeurteilung. Bengel sagt mit Recht, es liege so etwas Bescheidnes in dem Worte „vom Himmel." Haben wir erst einmal das rechte tiefe Gefühl solcher Anerkennung, so sind wir geborgen. Die Erkenntnis mag noch sehr schwach sein. Aber was wäre auch die höchste Erkenntnis ohne Demut? Dann ruft Johannes seine Jünger zu Zeugen auf, daß er nie mehr habe sein wollen, als er war. Es ist eine erwählte kleine Schar von Menschen, die ihm das mit Wahrheit nachsagen kann. Zum dritten will er gern nicht der Erste sein. Man kann einsehen, ich bin klein, und darüber murren, oder doch nicht als der Freund des Bräutigams sich freuen, so warm und hell, wie wir hier aus jedem Wort die Freude herausklingen hören. Er hat darum auch kein „aber" in seine Anerkennung gemischt. Endlich kann er, weil er dies alles sagen durfte, schließen: Er muß wachsen, ich muß abnehmen — ohne Bitterkeit, neidlos, voll klarer Einsicht in göttliche Notwendigkeit, die allezeit unsre Seligkeit ist.

2

Wahre Größe ist Anerkennung des Größern. Das gilt allenthalben, aber nur Christus gegenüber ist es ganz wahr, recht schwer, unvergleichlich selig.

Ganz wahr nur dem gegenüber, der uns alle unwidersprechlich und einzig überragt, und doch in dem überragt, was uns kein Fremdes ist, sondern unser eigenstes Eigentum werden soll und kann. Daher vergöttert man sonst in dem einen Kreise einen Helden, der andern gleichgiltig bleibt, und Schatten entdeckt man mit Schmerz oder wie zum Trost an allen. Wir brauchen einen, der über alle ist. „Der von oben ist, ist über alle." Groß ist nur Gott; wir sind zu freigebig mit dem Worte „groß," und unter uns Menschen groß ist, der von Gott zeugen kann, was er gesehen und gehört, indem er Gottes Art an sich trägt, denkt, wie Gott denkt, und will, was Gott will; der den Geist ohne Maß hat, nicht nur „geistreich" ist. Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in seine Hand gegeben. Wir aber dürfen die Probe machen, daß es einen solchen unter uns giebt, der es wert ist, daß man ihm sich ganz unterordne. Wir tragen, wenn auch verschleiert von dichten Hüllen des Scheins, doch alle ein Bild in uns nicht nur dessen, was wir sein möchten, sondern was wir sein sollen. Eine tiefe Totenklage um verlornes Leben klingt auch in dem glücklichsten Leben an. Sehen wir Jesus, so sehen wir, was uns fehlt, werden klein vor ihm, müssen zugeben, daß wir abnehmen, er wächst, je länger wir nebeneinander stehen.

Das ist zunächst schwer. Niemand schämt sich gern. Da wird uns seine Größe leicht lästig. Es verdrießt uns, daß er nicht nur eines Hauptes höher sein soll als alles Volk, sondern daß er sich allen gegenüberstellt mit seinem Wort: „Ihr, die ihr arg seid." „Ihr seid von unten her, ich bin von oben herab." Jedem sagt er das, auf jedes Weg tritt er, wenn auch immer in einer andern Gestalt.

Wer stille hält unter diesem Eindruck, findet, daß es sich um ein seliges Abnehmen und Wachsen handelt. Er hat seinen Vorzug für uns und nimmt unsern Mangel auf sich. Er ist der Bräutigam und giebt alles seiner armen Braut, der Gemeinde, die er reich macht, wie das Luther so ergreifend schildert. Unsre Größe ist es, dem Schein Lebewohl zu sagen, als wären wir groß, und aus seiner Fülle zu nehmen, was groß ist und groß macht. —

„Sein Zeugnis nimmt niemand an." So spricht der Glaube, dem es unbegreiflich ist, daß nicht alle den Reichtum teilen, den er selbst gefunden. Und er weiß, was auf dem Spiele steht. „Der Zorn Gottes bleibt über dem," der nicht „glaubt." Wir haben alle eine besonders verwundbare Stelle, unser an der wir sofort den Zorn Gottes fühlen, erleben als unser Leben zerstörende Macht. „Wer aber sein Zeugnis annimmt,

versiegelt es, daß Gott wahrhaftig ist.“ Wir sind berufen, Gott diese Ehre zu geben, daß seine Liebe in Christus als die Wahrheit anerkannt wird. Und diese Ehre Gottes ist unsre Ehre und Seligkeit. Ja, unsre einzige wahre Größe ist und bleibt es, daß wir Christi Größe uns dankbar unterordnen.

Th H

Paulus und seine Gegner

3. Zum Frieden

Paulus war ein Pharisäer gewesen. Pharisäische Christen sind ihm dann entgegengetreten. Sollen wir etwa auf diese gemeinsame Vergangenheit und ihre Nachwirkungen die Erregung des Apostels in diesen Kämpfen zurückführen? Ist es der Zorn des Renegaten, der sich am heftigsten gerade auf die ehemaligen Gesinnungsgenossen wirft? Nichts wäre ungerechter als eine solche Deutung. Paulus stand hoch und frei genug da, um auch andre neben sich dulden zu können, andre auf anderm Standpunkt der Erkenntnis und mit andrer Auffassung der Ziele christlicher Wirksamkeit. Es ist eines der schlagendsten Beweise für die großartige Charakteranlage des Apostels, daß er nach dem schroffen Umschwung in seinem Leben, als er aus einem erbitterten Feinde der glühende Anhänger des Christenglaubens wurde, sich so gar nicht dazu gedrängt fühlte, eine Auseinandersetzung mit seinen alten Genossen zu suchen. Die That sollte die Wahrheit seines neuen Glaubens erweisen. So wenig gehört Streitsucht zu den persönlichen Eigentümlichkeiten des Paulus, daß er in offenbarer Absichtlichkeit sich für seine Wirksamkeit im Dienste der neuen religiösen Erkenntnis und Gemeinschaft Gegenden auswählt, die jeder Berührung mit den ehemaligen Genossen möglichst fern stehen. Nicht in Jerusalem hebt er an zu wirken, Jerusalem ist überhaupt niemals ein Ziel seines eignen, selbständigen Handelns gewesen. Es ist Raum genug da in der Welt zu schiedlich-friedlichem Wettkampf (2. Kor. 10, 13 ff. Röm. 15, 20 f.). Und nicht nur örtlich trennt er sich von dem, was vor ihm da war. Es ist eine sehr bestimmte Erinnerung des Apostels, deren Genauigkeit wir zu bezweifeln keinen Anlaß haben, daß der Entschluß zur Heidenmission das unmittelbare Ergebnis seiner Bekehrung gewesen ist. Mit dem Glauben an den auferstandnen Herrn war er sich alsbald auch des Berufs zu dieser Wirksamkeit bewußt geworden (Gal. 1, 16; vergl. Röm. 15, 15 f.). Nicht erst persönliche Erfahrungen und besondre schwierige Verhältnisse, sondern diesen vorausgehend der Wille des Apostels selbst, das Bewußtsein einer geschichtlichen Bestimmung haben zu einer scharfen Trennung der Arbeitsgebiete zwischen ihm und Petrus geführt (Gal. 2, 8). Mag dieses Bewußtsein mit der Zeit an Klarheit gewonnen haben, keimhaft und grundlegend müssen wir es uns schon in die Anfänge seines christlichen Lebens verwachsen denken. Auf seiner Höhe hat er nicht nur einen bestimmten Ausdruck für den thatsächlichen Verlauf seiner Wirksamkeit, sondern auch einen Schriftbeweis für deren Berechtigung gefunden. Das Heil der Heiden soll die Eifersucht Israels wecken (Röm. 11, 11; vgl. 10, 19). Nur so mittelbar will Paulus durch seine Erfolge Einfluß auf sein Volk, seine Stammes- und einstigen Gesinnungsgenossen zu gewinnen suchen. Er will keine fremden Kreise stören, nirgends und in keiner Weise in fremde Arbeitsfelder einbrechen. Wirken, nicht streiten ist sein Lebensziel.

Und wie er so unnützem Kampf von Anfang an aus dem Wege geht, so weiß er auch genau die Grenzen dessen zu bezeichnen, was ihm als berechtigte Erkenntnisverschiedenheit innerhalb der einen Christengemeinde erscheint. Denn er ist weit entfernt gewesen von der Art jener kleinen Geister, die alsbald jammern, daß die Welt oder die Kirche untergeht, wenn sich nicht alles gleich in ihre Schablone und abgeschlossenen Theorien fügt. Wie er die großartige Freiheit bewiesen hat, sogar die Förderung anzuerkennen, die der Christenglaube selbst der Wirksamkeit seiner Feinde verdankte (Phil. 1, 18), so hat er dieselbe Weitherzigkeit und kraftvolle Zuversicht noch viel mehr in der Beurteilung der Korinthischen Parteiwirren bewiesen. Es ist wirklich ein Trost für unsre Tage, daß dieses Unwesen schon so alten Ursprungs ist. Vier Parteien standen unter den Gläubigen Korinths wider einander, als noch kein halbes Jahrzehnt vergangen war, seit der Name des Christus in der großen Handelsstadt zuerst genannt war. Wie tief erregend muß doch dieser Glaube auf das Gemüt der jungen Heidenchristen gewirkt haben! Die Parteien beriefen sich auf Paulus, auf Apollos — einen, wie es scheint, Alexandrinischen, also wohl auch von jüdisch-griechischer Weisheit getränkten Lehrer —, auf den Apostel Petrus und auf den Christus selbst (1. Kor. 1, 12; vgl. 3, 4. 22). Es ist für uns gleichgiltig, wie sich diese Gruppen gegen einander abgegrenzt haben. Worauf es uns ankommt, ist vielmehr die Art, wie Paulus sie behandelt oder, wenn man will, gewürdigt hat. Er ist gar nicht darauf ausgegangen, die Verschiedenheiten christlicher Erkenntnis, die dabei zum Vorschein kamen, einfach als unberechtigt abzuweisen. Er beruft sich auf kein Dogma, kein Bekenntnis, kein Gesetz, das diesen Abweichungen ihr Ziel setzte oder sie verurteilte. Er weiß, daß es sich hier um mannigfaltige Abstufungen handeln kann. Milch brauchen die einen, nicht alle schon können feste Speise vertragen (3, 2), nicht in jedem Kreise von Gläubigen ist die Rede der Weisheit gleich sehr am Platz (2, 6). Und indem er seine Erörterung ausdrücklich auf eine Beurteilung des Verfahrens beschränkt, das er und der ihm nahestehende Apollos beobachten (4, 6), deutet er eben damit an, daß er auch für die gegnerischen Gruppen der Petrus- und Christusleute nur die gleichen Maßstäbe anerkennt. Nicht ihre abweichende Erkenntnis verurteilt der Apostel. Er weist ihr nur den Ort an, den sie einzunehmen hat. Alle diese Verschiedenheiten sollen im Dienst der einen Gemeinde stehen. Sie ist das Ackerfeld, das Haus, der Tempel Gottes (3, 9. 16). Jesus Christus ist ihr Grund (3, 11). Nach Menschenweise wird auf diesen Grund mancherlei gebaut werden: Gold, Silber, Edelsteine, aber auch Holz, Heu, Stroh (3, 12). Es ist Gottes Sache, über den Wert dieses verschiednen Materials zu entscheiden (Vers 13 ff.). Ueber den Wert des Arbeiters selbst, des Haushalters wird allein die Treue entscheiden, mit der er das Seinige zu verwerten gesucht hat (4, 2). Denn so wenig wie die Spaltungen, die aus sozialen Gegensätzen hervorgehen, werden auch diese Parteibildungen ein andres Ziel haben dürfen, als die Bewährten offenbar zu machen (11, 19), das heißt, sie werden zu einem friedlichen Wetteifer führen sollen. Nicht theologischer Streitsucht, geschweige denn einem armseligen Personenkultus (3, 4) darf diese Mannigfaltigkeit zur Nahrung dienen, sondern allein der Erbauung der Gemeinde, von der es gilt: „Heiße es Paulus, Apollos, Kephas — alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes“ (3, 22 f.).

In diesem Zusammenhange hat Paulus das wunderbar schöne dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs geschrieben. Zwar er hat jenen Hymnus auf die Liebe nicht unmittelbar den Erörterungen über die Parteiverhältnisse in Korinth eingefügt. Aber wer sieht nicht, daß er jene Wirren im Auge hatte, als er diesen Erguß seinem schreibenden Gehilfen diktirte. „Die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Wenn man die einzelnen kurzen Sätze, die sich hier aneinanderreihen, mit der uns bekannten Charakteristik seiner Gegner vergleicht, so wird es deutlich, von welchem Hintergrunde sich dieses Lichtbild der Liebe abhebt: „sie prahlt nicht, sie blähet sich nicht — sie sucht nicht ihren Vorteil, sie läßt sich nicht aufreizen.“ Aber sie mildert nicht nur die Gegensätze, sie drückt sie auf das bescheidne Maß ihrer Bedeutung hinab. Denn „unser Erkennen ist Stückwerk.“ Einst, wenn wir im Mannesalter der Vollendung den Vollbesitz von Glaube, Hoffnung, Liebe erlangt haben werden, wird uns dies Streiten um Stückwerk wie kindisches Gebahren erscheinen. Die Folgerung für seine erregten Korinther lag auf der Hand. Nur soweit haben Parteiverhältnisse, haben auch tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten in der christlichen Gemeinde Daseinsberechtigung, als auch im Kampfe die Liebe nicht verleugnet wird, jene gegenseitige brüderliche Anerkennung nicht schwindet, die die unerläßliche Bedingung gemeinsamer Wirksamkeit ist.

Aber wir besitzen noch einen andern Beweis gleicher Art für diese hohe, freie Stellung über den Parteien, die Paulus eingenommen hat. Er liegt in dem Verhältnis des Apostels zu der Gemeinde in Jerusalem und deren Führern. Paulus

unterscheidet deutlich zwischen seinen Gegnern, über die sich sein Zorn entladet, und den Häuptern in der Urgemeinde, auf die sich jene allerdings berufen. Er unterscheidet. So bitter er sich über jene ausläßt, so zurückhaltend redet er doch von diesen. Eine Autorität, unter die er sich beugen müßte, sind sie ihm freilich nicht. Aber eben weil er sich ihnen durchaus gleichberechtigt weiß, kann er ihre Bedeutung, ja ihren geschichtlichen Vorrang willig anerkennen (1. Kor. 15, 5 ff. Gal. 1, 38 f.). Bei alledem wäre die Berufung der Gegner auf Petrus, Jakobus, Jerusalem doch nicht wohl möglich gewesen, wenn sie nicht dort irgend einen Rückhalt gehabt hätten. Und die Mitteilungen des Paulus im Galaterbrief lassen auch erkennen, worin dieser Rückhalt bestand. Es waren zunächst verschiedne Anschauungen über die Aufgaben der Gemeinde, über die Wege der Ausbreitung des Christentums, die Paulus auf der einen, Jakobus, der Bruder Jesu, auf der andern Seite vertraten. Zu den Heiden geht der eine, auf die Juden beschränkt sich der andre (Gal. 2, 7 ff.; vgl. Matth. 10, 5 f.). Aber es war unvermeidlich, daß diese reinliche Scheidung in den nächstliegenden Zielen der missionirenden Wirksamkeit eine Verschiedenheit in der Auffassung des Christenglaubens selbst nach sich zog oder immer wieder aus sich hervortrieb. Denn jene Beschränkung war doch nur möglich, wenn in der christlichen Ueberzeugung eines Jakobus ein Vorzug der Juden vor den Heiden auch innerhalb der neuen Gemeinde von mindestens vorläufigem, vielleicht aber auch von dauerndem Bestande sein sollte. Und diese Anerkennung führte fast notwendig eine Wertlegung auf jüdische Art und Sitte, auf Gesetz neben dem Glauben und der Liebe, auf Moses neben Christus mit sich. Und auf jedem Schritt lauerte hier die Gefahr von Differenzen tiefgreifender Art. Der „Fall Petrus“ in Antiochien (Gal. 2, 11 ff.) zeigte deutlich, worauf Paulus fortwährend gefaßt sein mußte.

Der Apostel verbarg sich die Verschiedenheiten der Anschauung nicht, die hier unter Christusgläubigen bestanden. Es ist nicht kleinliche Eifersucht, die ihn so ängstlich die Selbständigkeit seines Wirkens, die Eigenheit und Freiheit seiner Gemeinden, seines Arbeitsfeldes hüten läßt. Niemals läßt er sich durch dies Selbstgefühl dazu verführen, den „Heiligen in Jerusalem“ (Röm. 15, 26. 1. Kor. 16, 1) ihr christliches Bruderrecht aufzusagen. Aber eben weil die vorhandnen Gegensätze tief greifen, wollen sie mit zarter Hand berührt, müssen sie mit viel Geduld getragen werden. Denn freilich, überwunden sollen sie werden. Die Christenheit darf auf die Dauer nicht in eine Juden- und eine Heidenkirche zerfallen. Sein ganzes Werk, seinen Lauf sieht Paulus als vergeblich an, wenn er keine Anerkennung seiner Thätigkeit in Jerusalem erlangt (Gal. 2, 2). Und die bloß neutrale Stellung, ein einfaches Gehenlassen darf nicht das Aeußerste sein, wozu er die dortigen Brüder bewegen kann. Er will mehr. Die Neutralität zwischen den Häuptern der Judenkirche und dem Apostel der Heidengemeinden muß einer festen, wirksamen „Gemeinschaft“ zwischen beiden weichen.

Welche Wege schlägt er zu diesem Ziele ein? Wiederholt freilich sucht er es durch persönliche Berührung zu erreichen (Gal. 1, 18 f. 2, 1 ff.). Aber es ist offenbar, daß dieser, wenn ich so sagen darf, theologische Gedankenaustausch wenig Förderung verspricht. Damals wie heute, und vielleicht wie immer. Paulus kennt noch ein andres Mittel zu seinem Zweck. Dies Mittel führt den Namen Liebesthätigkeit. Daß er „der Armen in Jerusalem gedenken“ wolle, hatte er vor seiner großen Missionsreise den Häuptern in Jerusalem zugesagt (Gal. 2, 10). Und unermüdlich sehen wir ihn in Galatien, Macedonien, Achaja an der Einlösung dieses Versprechens arbeiten. Kein Brief des Apostels aus dieser Zeit, in dem die große Kollekte für Jerusalem nicht ihre Stelle fände (vgl. Gal. 6, 10. 1. Kor. 16, 1 ff. 2. Kor. 8, 9. Röm. 15, 25 ff.). Und der Eifer, mit dem er dies Werk überall fördert, zeigt deutlich, daß er mit ihm Gedanken verbindet, die über den nächstliegenden Zweck der Abhilfe der Not in Jerusalem hinausliegen. Aber wir brauchen diese Gedanken nicht zu erraten. Er hat sie unmißverständlich ausgesprochen. Das Wort „Gemeinschaft“ kehrt in diesen Ausführungen immer wieder. Dieser Dienst, den seine Gemeinden den Armen Jerusalems im Fleischlichen leisten, soll der Anerkennung Ausdruck geben,

daß sie ihren geistlichen Besitz dorther empfangen haben. Und umgekehrt, diese Opferleistung wird nicht nur den Mangel der Heiligen decken, sondern darüber hinaus in viel Dank gegen Gott ausströmen. Dieser Dank aber wird eine Anerkennung des Glaubens der Heidengemeinden in sich schließen, er wird in Jerusalem eine Sehnsucht nach den fernen Brüdern wecken, in denen die überschwängliche Gnade Gottes wirksam wurde (Röm. 15, 27. 2. Kor. 8, 13 f. 9, 12 ff.). Wo die Meinungen trennen, die Ansichten scheiden, da soll die Liebe verbinden, sie alle Parteiungen überwinden, sie Einheit und Gemeinschaft wirken. Wir sind auf gutem Wege, wenn wir heute der Hoffnung leben, daß die Werke der Liebe in der evangelischen Christenheit ihre innere Einheit erhalten, ein festes Band des Friedens auch um getrennte Brüder schlingen werden.

Und dennoch: Paulus, dieser Mann, dem die Liebe so hoch stand, war zugleich der Mann des Kampfes. Aber wir verstehen erst jetzt die tiefe Erregung, in der er in seinen Briefen den Kampf gegen die Gegner führt. Es wird bei seinem persönlichen Auftreten nicht anders gewesen sein. Wenigstens über einen Aufenthalt in Korinth besitzen wir sein eignes Zeugnis, daß er infolge dieser Streitigkeiten „in Betrübnis“ verlief, daß „Herzensbeklemmung und Drangsal“ noch lange Zeit nachwirkten, und daß er in seinem Geiste erst wieder Freiheit fand, als ihm Titus freundlichere Nachrichten brachte (2. Kor. 2, 1. 4, 13). Er hätte „mit dem Stocke kommen“ mögen, weil „Liebe und Sanftmut“ nichts wirkten (1. Kor. 4, 21). Das gilt nicht nur von diesem einen Fall, es bezeichnet auch die Kampfesweise des Apostels im ganzen. Er hatte alles gethan, um unnötigen Streit zu meiden. Er arbeitete unausgesetzt an der Herstellung einer engern und wirksamen Gemeinschaft auch mit Brüdern, die ihren Christenglauben mannigfach anders verstanden und deuteten als er. Sie aber trugen den Streit in seine Gemeinden hinein. Freilich sie griffen in erster Linie nur ihn selbst an. Sein Apostelrecht, die Lauterkeit seiner Gesinnung, die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung, ja auch nur seine Begabung und seine geistige Gesundheit — nichts blieb unangetastet. Aber an eine Scheidung zwischen Person und Sache war in diesem Falle nicht zu denken. Es ruhte hier wirklich alles auf ihm. Fiel das Evangelium dahin, wie er es verkündete, so war das Ende nicht etwa die Verschiebung aus der Freiheit Paulinischer Predigt in die Knechtung unter eine pharisäische Auffassung des Christentums, sondern einfach der Untergang dieser Gemeinden selbst. Sie hätten aus der Verwirrung nur denselben Aberglauben retten können, dem viele Zeitgenossen sich in der Annahme andrer aus dem Orient eingeführter Religionen und Kulte hingaben. Denn was auf dem Boden der Nation, des Judentums selbst, ererbte und darum bei aller Unfreiheit immer noch erträgliche Sitte war, das mußte bei diesen Heidenchristen fast mit Notwendigkeit den Schein des Superstitiösen, Abergläubischen annehmen. Kein Band knüpfte hier an diese alten wunderlichen Lebensregeln, an den frommen Gebrauch der Beschneidung, an die einschränkenden Vorschriften der Speiseordnung u. a. an. So furchtbar hart das Urteil des Paulus klingt, so bezeichnet es dennoch genau die thatsächliche Lage: nichts anders als eine neue Knechtung unter „die armseligen Elemente der Welt“ (Gal. 4, 9), das heißt neuer Aberglaube wäre die unausbleibliche Folge gewesen. Bestätigt nicht die Geschichte mit hundertfachem Zeugnis dieses vorausschauende Urteil des Apostels? Und es war immer noch etwas andres, wenn diese dunkeln Triebe im Laufe der Jahrhunderte sich um das lautere Evangelium schlangen, als wenn sie von vornherein als die Substanz, das Wesen desselben aufgetreten wären. Es ist darum im eigentlichsten Sinne Notwehr, die den Paulus in diesen Kampf treibt und ihn in der Erregung führen läßt, die seine Briefe kennzeichnen.

Aber wie mächtig hebt sich, wenn wir uns diese Gefahr für den geschichtlichen Bestand des Christentums vergegenwärtigen, die Gestalt des Heidenapostels von einem dunkeln Hintergrunde ab! Dieser Jude hat niemals seine Abstammung, sein Volkstum, auch nur die Religion seiner Väter verleugnet (vgl. Gal. 1, 13 f. 2, 15. 2. Kor. 11, 22. Phil. 3, 5). Noch in späten Jahren bezeugt er mit eidlicher Beteuerung seine heiße

Liebe zu seinen Volksgenossen (Röm. 9, 1 ff.). Er wollte selbst verbannt werden von Christo fort, wenn er durch eine solche That des Heroismus sein Volk aus blindem Fanatismus (10, 2) hätte retten können. Jüdisch war die Art seiner Gelehrsamkeit, jüdisch zum guten Teil die Formen seines Denkens. Und dennoch wußte er das Bild Jesu Christi, das er im Herzen trug, von den engherzig-nationalen Zügen gründlich zu befreien, die die Mehrzahl der Anhänger der Nazarenersekte damals bewußt oder unbewußt wahrzunehmen meinten und darum festzuhalten sich verpflichtet fühlten. Sein feuriger Geist, der fortwährend im aufreibenden Tagewerk aus einer glühenden Zukunftshoffnung Nahrung schöpfte, war freilich nicht geeignet, jene stille Arbeit zu vollbringen, die die palästinensischen Christen in den Grundlagen unsrer Evangelienlitteratur zu Tage förderten. Aber nicht an einem Messiasbilde eigner Gedankenschöpfung hielt sich dieser spekulirende Theologe aufrecht. Er hatte in dem Leben Jesu den festen Punkt gefunden — sein Kreuz —, an dem alle Versuche einer Rückbildung in vergangne, überwundne Glaubensweisen scheitern mußten. Und darum in ihm und durch ihn zuerst bewies der Christenglaube seine wunderbare Macht, im Wechsel der Länder und Völker und Zeiten, im Wandel ihrer Sitten und Gebräuche, in der rastlos umgestaltenden Folge ihrer Gedanken und Weltanschauungen sich als ewige Wahrheit zu beweisen und zu behaupten. „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Mann noch Weib, hier ist nicht Knecht noch Freier — sondern in dem Christus Jesus eine neue Schöpfung" (Gal. 3, 28. 5, 16. 6, 15. 1. Kor. 7, 19 ff.; 2. Kor. 5, 17). Paulus — man kann ihn wohl auch eine Weissagung nennen auf den Gang der Kirchengeschichte bis auf unsre Tage. Er hat das Christentum losgelöst vollends aus den Fesseln einer alten jüdischen Ueberlieferung, er hat es in Verbindung gebracht mit einer andern Welt, der Welt des griechisch-römischen Geistes. Aber wie fest diese Verbindung werden mochte, auf Paulus soll sich nicht berufen, wer sie für alle Ewigkeit geschlossen wähnt. Heute wieder klopft eine neue — man sagt die moderne — Weltanschauung an die Thore der Kirche. Und wieder würde Paulus sagen: Hier gilt nicht altehrwürdige Ueberlieferung, noch gelten hier Träume der Zukunft, sondern allein der Christus Jesus, und zwar der Gekreuzigte. In den Kampf aber zwischen denen, die am Alten hängen, und den andern, die ungeduldig eine ungewisse Zukunft heraufbeschwören wollen, würde er sein Streit- und Friedenswort hineinwerfen: „Ist aber jemand überzeugt, daß er Christo eigen ist, der erwäge bei sich selbst, daß wie er, so auch wir Christo angehören!" (2. Kor. 8, 7.) S E

Gedanken über geistlichen und kirchlichen Gesang

Zweite Hälfte

Nach der in diesen Ausführungen herrschenden Grundanschauung ist die Kirchenmusik, zu der wir jetzt übergehen, von der weltlichen am meisten abgewandt. Die geistliche Sangeskunst dient ihr als Schutzmauer. Und, wie gesagt, die evangelische Kirche hat allen Grund, der eigentlichen Kirchenmusik ihre Besonderheit, ihre eigentümliche Würde und Weihe zu erhalten, wenn anders ihre öffentlichen Gottesdienste für den evangelischen Christen etwas Besondres sein, eine selbständige Bedeutung haben sollen. Sie hat daneben gar keinen Grund, auf andern Kunstgebieten Anleihen zu machen, da sie, hier in glücklicherer Lage als der Katholizismus, dem bloß Geistlichen und Erbaulichen außerhalb ihrer besondern Sphäre volle Freiheit läßt, eine Vermengung unzusammengehöriger Dinge also vermieden werden kann.

Die evangelische Kirchenmusik ist, wie unser deutsch-evangelisches Christentum überhaupt, von nationaler Eigenart. Man braucht sich nur einmal vorzustellen, der Choral „Ein feste Burg" werde etwa zum Vortrag französischer Worte verwendet; oder wir sängen zu der Weise „Nun ruhen alle Wälder" einen englischen Text, und man wird der Behauptung zustimmen. Wo hier Uebertragungen versucht werden, stellt sich auch sofort die Unmöglichkeit heraus. Es hat nun einmal kein Volk der Neuzeit etwas so Eigentümliches und Urwüchsiges hervorgebracht, wie das deutsche in der Reformation Luthers. Und diese durchaus geniale Schöpfung hat auch eine besondre religiöse Musik aus sich herausgesetzt, die immer für spezifisch deutsch und lutherisch gelten wird. Mit den Melodien des deutsch-evangelischen Kirchentums werden die Protestanten Italiens ihr Volk nicht bezwingen.

Damit ist schon der weitere Gedanke gegeben, daß unsre Kirchenmusik auch nach konfessioneller Seite hin den Stempel führt: „nicht übertragbar." Im Kölner Dom singt der Chor am Karfreitag die Bachschen Harmonien zu dem Liede „O Haupt voll Blut und Wunden." Aber wer von den anwesenden Katholiken sich daran freut, der thut es als Kunstfreund, oder weil er die Bachsche Matthäuspassion kennt und sich mit feiernden Gedanken in diesen noch erhabneren Dom versetzt. Mit dem, was gleichzeitig dort am Hochaltar der Kathedrale vorgeht, hat jener Chorgesang keinerlei innern Zusammenhang; und auf das Gemüt des Evangelischen wirkt dies Nebeneinander höchst befremdlich.

Der Gemeindegesang ist bekanntlich überhaupt nur bei den deutschen Katholiken üblich, die ihn von uns überkommen haben; in den romanischen Ländern beschränkt sich der Kirchenbesucher, d. h. der andächtige, auf das Gebetbuch und den Rosenkranz. Aber der bloße Gedanke, daß eine katholische Gemeinde eines unsrer Kirchenlieder singen sollte — etwa „Allein Gott in der Höh sei Ehr" oder „Von Gott will ich nicht lassen" —, ist eine Ungereimtheit. Es sind nicht die Worte allein, die solche Uebertragung ausschließen. Es ist auch der in den Tonreihen waltende Geist, der Geist persönlicher Heilsgewißheit und Glaubensklarheit, sieghafter Gottesgemeinschaft und Weltüberwindung, der so nur in dem evangelischen Christentum und dem protestantischen Gottesdienst heimisch ist.

Vielleicht haben wir dennoch schon gehört, daß ein O bone Jesu von Palestrina oder das Ave verum von Mozart mit deutschem Text in eine evangelische Kirche eindrang. Aber so bezaubernd schön, so musikalisch effektvoll beide Stücke immer sein mögen, sie sind doch der Ausdruck einer unpersönlichen, mystischen Devotion vor den Geheimnissen des Altarsakraments im römischen Sinne. Es weht in ihnen eine unevangelische Weihrauchsluft, die man einen Augenblick erträgt, die aber in unserm Gottesdienst niemals die Grundstimmung ausmachen kann. Aehnliches gilt von allem Bortnianskischen Zuckerwasser.

Sagten wir von der geistlichen Musik, daß sie immerfort neue Blüten treibt und allerorten wild aufschießt, so hat die Kirchenmusik ihre klassischen Vertreter und ihre vorläufig längst abgeschlossene Blütezeit. In den Tagen der Reformation sind viele hundert Kirchenweisen entsprossen. Von einigen kennt man die Komponisten, von den meisten weiß man sie nicht. Sie sind mit einem male da; und bei aller Mannigfaltigkeit, sie sind aus ein und demselben Geiste geboren. Sie tragen eine Lebenskraft in sich, die bis auf diese Stunde sich nicht nur an jedem glaubenden Herzen erweist, sondern aus der die gewaltigsten und verschiedenartigsten Meister, wie Johann Eccard, Heinrich Schütz und Johann Sebastian Bach, die Begeisterung und den richtunggebenden Auftrag zu ihren Wunderwerken geschöpft haben. Zwar von den eben genannten Kirchenkomponisten gehört keiner der Reformationszeit an. Aber sie wurzeln mit ihrem Denken und Empfinden in eben jener Zeit, und sie bauen mit dem eben damals geschaffenen Material, dem deutsch-evangelischen Gemeindelied. Auch heute noch haben nennenswerte Meister im Dienste evangelischer Kirchenmusik. Neben dem jüngst verstorbnen Eduard Grell die noch lebenden Friedrich Eduard Wilsing, Albert Becker, Herzog und Bernhard Schulz. Allein sie alle haben von den Vorläufern gelernt und an ihnen sich gebildet; und ihre Gaben sind in demselben Grade wertvoll und von dauernder Wirkungskraft, als sie auf dem altbewährten Grunde des evangelischen Gemeindeliedes erwachsen sind. Unser Jahrhundert, das Zeitalter des Vereinschristentums, hat auch nicht einen Choral, nicht ein Kirchenlied geschaffen.

Auch in dem Sinne ist die Kirchenmusik gebundner, denn die geistliche, als sie durchaus des kirchlichen Raumes und der kirchlichen Versammlung bedarf, um zu voller Geltung zu ge-

langen. Ein Mendelssohnscher Psalm nimmt sich auch im Konzertsaal gut aus. Aber wenn ich das Programm einer Elberfelder städtischen Aufführung lese:

(21. Febr. 1891) ... 2. Vorspiel des ersten Aktes und Schluß des dritten Aktes (Isoldens Liebestod) aus „Tristan und Isolde" von Richard Wagner; 3. Anfangschor und Schlußchoral aus der Kantate „Bleib bei uns, denn es will Abend werden" von Johann Sebastian Bach; 4. Symphonie in Esdur von Josef Haydn ...

so befällt mich, und nicht mich allein, ein Grausen.

Mit Recht ist die Frage aufgeworfen worden: Ist es nicht eine billige Forderung, daß jedes Gemälde gerade in dem Rahmen und in der Beleuchtung dem Publikum dargeboten werde, die dem Willen des Malers entsprechen? Muß nicht notwendig jede Kunstschöpfung an Eindruck und Wirkung verlieren, wenn man ihr die Bedingungen versagt, unter denen allein ihr besondrer Wert erkannt werden mag? — Wer wollte sich nicht freuen, daß auch der Altmeister Bach immerfort eingeladen wird, zu Juden und Heiden zu reden? Aber der Mann, der vor der Kirchenorgel und im Kantorenrock, meinetwegen mit Starrsinn und Einseitigkeit, ganz ausschließlich zu Hause war, will auch heute nicht irgend einer Kunstgemeinde als solcher, er will der Kirchengemeinde dienen. Ist Händel Volksredner, Bach ist Prediger. Und ein Prediger gehört als Prediger nicht auf das Podium des Konzerthauses oder der städtischen Tonhalle. Er gehört dahin, wo die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit ihre Stätte hat, wo der Anblick gottesdienstlicher Räume und andächtiger Scharen, wo das eigne Andachtsbedürfnis den Christen in den Stand setzt, die Offenbarungen eines der frömmsten und tiefsten, demütigsten und kräftigsten Jünger Jesu Christi auf sich wirken zu lassen.

Der Umstand, daß taktvolle Dirigenten und feinfühlige Musikvorstände ihr Publikum zu bitten pflegen, eine Bachsche Musik nicht zu beklatschen, ist ein immerhin wertvoller Beweis dafür, daß man auch auf jener Seite für notwendig hält, diese Heiligtümer mit besondern Schutzmaßregeln zu umgeben. Aber ausreichend sind solche Vorkehrungen nicht, wenn entweder am selben Tage oder zu andern Zeiten von dieser nämlichen Stätte ein berühmter Geigenkünstler oder Pianist Auge und Ohr der Hörer entzückt und sie zu tobendem Beifall hinreißt, oder eine elegante Primadonna die bekannten stürmischen Huldigungen empfängt, und ein andres mal die unbeschreiblich weihevollen Gebetsklänge dieselben Räume durchzittern: „Wenn ich einmal soll scheiden." — Die Gerechtigkeit erfordert es, einzugestehen, daß Mißstände der bezeichneten Art allermeist nicht durch die Musiker verschuldet werden, sondern nicht selten durch leidige äußere Rücksichten, die Unzulänglichkeit oder akustische Ungunst der Kirchenräume, die konfessionelle Mischung der Singvereine u. dergl., häufig aber auch durch das mangelnde Entgegenkommen der Vertreter der Kirche, „vor deren Thüren die heilige Kunst vergeblich betteln geht!"

Was nun von den großen kirchlichen Musikwerken gilt, gilt im Grunde von jedem einfachen Choral. Er verliert sehr viel von seiner angebornen Würde, wenn er auch nur in den freien Nachversammlungen unsrer christlichen Vereinsfeste dienen muß, wo die Kaffeekanne und der Kuchenberg, das Bierglas und die Cigarre ihm den Aufenthalt ernstlich widerraten müssen. Und sollte auch immerfort zwischendurch gepredigt werden, das heilige Lied senkt trauernd seine Flügel.

Die Herrlichkeit des evangelischen Kirchenliedes offenbart sich in der wundervollen Harmonie der Worte mit der Weise. Ein Umstand, der in den meisten Fällen das Singen zweier verschiednen Lieder nach einer Melodie oder ein und desselben Liedes nach verschiednen Melodien strikte verbietet, — während die verschiednen Strophen des nämlichen Liedes für gewöhnlich immer wieder herrlichen Zusammenklang geben. Denken wir an Text und Melodie von „Wachet auf, ruft uns die Stimme" oder „Jerusalem, du hochgebaute Stadt." Man kann diese Lieder nicht lesen, ohne an die Klänge der Orgel, an die mächtigen Tonwellen einer zahlreichen Gemeinde zu denken. Und gerade darin beruht ihre hinreißende, himmelhoch tragende Macht.

Nicht nur die Geistlichen, jeder erfahrene Christenmensch hat schon beobachtet, daß ein Kranker, Leidender oft mehr durch

irgend einen Vers unsrer Kreuz- und Trostlieder, als durch ein kräftiges Schriftwort aufgerichtet wird. Das muß doch darin begründet sein, daß dem Herzen des Darniederliegenden bei solchem Spruche nicht immer eine gute Predigt, die er etwa einst gehört, einfallen will, daß er aber bei dem Klange der Liederworte sich unmittelbar in die christliche Gemeinde versetzt fühlt, als deren Kind er vormals mit Inbrunst diese Zeilen sang, als deren gläubiges Glied er leben und sterben will.

Ich darf zur Bestätigung des Gesagten an den Tod eines der edelsten Fürsten unsrer Zeit erinnern, an das Sterben des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Bei einem Brande in seiner Residenz das Opfer einer gefährlichen Erkältung geworden, war er in wenigen Tagen gesund und tot. Als ihm, auf die Frage nach dem Stande der Dinge, die Aerzte nur noch einige Stunden Lebensfrist gaben, da wandte er sich zuerst zu seinem Adjutanten mit der Weisung: „Reisen Sie zu Sr. Majestät dem Kaiser und melden Sie ihm, die erste Armee-Inspektion sei erledigt." Und nachdem er so echt kriegerisch seinen Dienst quittirt, ließ er im Vorzimmer seinen Domchor versammeln und sich die beiden Bachschen Choräle singen: „Wenn ich einmal soll scheiden" und „Ach, Herr, laß dein lieb Engelein." Und im Sterben noch umgab sich der fürstliche Held mit der Menge seiner Glaubensgenossen, von ihrem Bekenntnis und Gebet sich hinüberführen zu lassen zu den himmlischen Chören.

Die Kirchenmusik ist ihrem Wesen nach ernster, einfacher, gedrungner, wuchtiger. Das geistliche Lied darf unter Umständen der Schwermut oder auch einer gewissen Keckheit Töne leihen; es darf süß und lieblich, einschmeichelnd und selbst tändelnd sein. In der kirchlichen Versammlung soll alles mäßig, ernst, würdig und von erhabner Ruhe bleiben. Alles so, um einen Ausdruck des nicht genug zu rühmenden Thibaut zu gebrauchen, „daß ein ausgezeichneter Kanzelredner sagen könnte: diese herrliche Musik hat meine Predigt gut vorbereitet, oder: sie hat nach meiner Predigt im Geiste derselben das Empfinden der Gemeinde zu voller Lebendigkeit gebracht; oder, was auch unter Umständen gut sein könnte (!): wo so gesungen ward, da möchte ich verstummen und die Gemeinde ganz ihrer stillen Andacht überlassen."

Diese selbst, die Gemeinde, weiß am besten, was kirchlich ist, was ihren gottesdienstlichen Bedürfnissen am meisten entspricht. Nur gilt dies nicht von allen Gemeindegliedern oder Kirchgängern. Vielfach ist der Sinn für das Große und wahrhaft Gottesdienstliche unter den Unsern ungeweckt oder verbildet. Man weiß, daß gewisse minderwertige Melodien sich einer unerfreulichen Popularität rühmen können; so die Erzeugnisse gefühligen oder auch hausbacknen Sinnes, wie „Eins ist not" (die Dichtung in Ehren!), oder „Fahre fort" (durchaus ein geistliches, aber kein Kirchenlied), oder „Marter Christi" (dies noch am *ersten* im Kirchengebrauch zu rechtfertigen). — In manchen Fällen urteilt die evangelische Gemeinde durchweg richtig. Wir merken es an dem Grade der Lust und Beteiligung, mit dem gesungen wird. Melodien wie „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende," obwohl einer spätern Zeit angehörig, wird sich die Gemeinde nicht wieder nehmen lassen.

Der Gemeinde verständlich muß natürlich alles sein, was im Gottesdienste zur Verwendung kommt. Doch herrschen in dieser Beziehung noch große Unklarheiten. Versteht man jene Forderung so, daß der einzelne Kirchenbesucher oder deren Durchschnitt alle ihm dargebotene Musik nach ihrer technischen Struktur, dem zu Grunde liegenden Plan, dem eigentümlichen Kunstwert müsse beurteilen können, dann ist das ganze Lebenswerk eines Bach ein Irrtum und völlig verfehlt gewesen. Selbst ein geübter Musikkenner wird nicht immer imstande, ja auch nur geneigt sein, die Führung der Stimmen in einem fugenartig ansteigenden Chorwerk im einzelnen zu verfolgen. Er begnügt sich damit, die eigentümliche Luft, die wundervolle Stimmung, den keuschen, gottesfürchtigen Geist, in dem sich solch ein Riese vor dem allmächtigen Gotte beugt, in sich aufzunehmen, ja vielmehr sich ihm hinzugeben und mit ihm sich emporzuschwingen. Bei der Mehrzahl auch der städtischen Gemeindeglieder wird diese Art der Wirkung vielleicht das höchste

sein, was man von dem Eindruck frommen Kunstgesanges erwarten darf. Aber die meisten unsrer Kirchgänger fassen am Ende auch nicht die einer tüchtigen Predigt innewohnende Gedankenarbeit, und sie gehen doch nicht ungesegnet heim. Inzwischen soll man in allen diesen Dingen nicht einen zu geringen Maßstab anlegen. Auch das Kunstverständnis unsrer Gemeinden, nicht zum wenigsten der ländlichen, ist in hohem Grade entwicklungs- und bildungsfähig.

4

Ich kann mich am Schlusse meiner Erörterungen nicht der Empfindung entziehen, daß sie manche Frage unbeantwortet lassen. Vieles konnte nur in loser Aneinanderreihung, einiges nur in ziemlich unbestimmter Form geboten werden. Somit muß ich mich lediglich mit der üblichen Hoffnung trösten, dem Leser einige Anregung gewährt zu haben. — Wir wollen die Summe unsrer Ausführungen kurz zusammenfassen. Dr. Luther hat gesagt: „Die Musik ist eine schöne und herrliche Gabe Gottes. Ich wollte mich meiner geringen Musik nicht um was Großes verzeihen.“ Es steht fest, daß unser Reformator alle und jede gute Musik geliebt und gepflegt hat. Und so kann es einem gesunden evangelischen Christen nicht in den Sinn kommen, irgend einen Zweig wahrer Musik zu mißachten. Immerfort heilige Musik zu treiben ist ungesund und auf die Dauer nicht durchführbar. Selbst der fromme Friedrich Wilhelm IV. meinte einmal, man könne besser vier Stunden in der Oper als zwei in der Kirche zubringen.

Was man im Interesse einer jeden besondern Musikgattung wünschen muß, ist dies, daß jede an ihrem besondern Orte bleibe und möglichst wenig der andern ins Gehege komme. Der weltliche Gesang erklinge vornehmlich im Wald und auf dem See, auf der Landstraße und in der Werkstatt; die Erbauungsmusik vor allen in Missions- und ähnlichen Vereinen; die geistliche Konzertmusik in der Tonhalle; die Kirchenmusik in der Kirche. Man darf überzeugt sein, daß, je mehr der zuletzt ausgesprochene Wunsch — die Kirchenmusik in der Kirche! — sich erfüllt, unser kirchliches Leben an Zugkraft, an Einfluß, an Segen gewinnen wird. Die Hörer und erst recht die Sänger werden es auf neue Art empfinden und spüren, was im 84. Psalm geschrieben steht: „Mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott!“ J S

Edmond Scherer

1*)

Das Schicksal des Menschen ist in hohem Grade heroisch. Alles muß der Mensch sich erobern, die Welt und die Wahrheit; sein Leben selbst ist der Einsatz zum Kampfe. Wir machen uns nur eine schwache Vorstellung davon, wie tragisch die Lage unsrer Vorfahren war, als sie sich, schwach und nackend, zum erstenmale mit den kosmischen Kräften maßen. Alles war ihnen feindlich; Gefahren, Geheimnisse und Schrecken umgaben sie von allen Seiten; alles mußte erst errungen werden durch das sinnreiche Bestreben eines noch schwankenden Willens und die Kühnheit eines noch zagenden Herzens. Jahrhunderte gingen darüber hin, bis der Mensch vom Spielzeuge der Natur sich zu deren Herrn emporgeschwungen hatte. Die Geschichte dieser Herrwerdung ist die Geschichte der Zivilisation; ihr Werk ist weit davon entfernt, beendet zu sein.

Bald ward ein neues Element in den Kampf gezogen. Kaum hatte der Mensch sich auf einer Erde niedergelassen, die er nur unvollkommen seiner Herrschaft unterworfen hatte, so wurde er der Feind des Menschen. Statt dem Boden reichlichere Erzeugnisse abzugewinnen, zog er es vor, sich diese durch Gewalt anzueignen. Er kehrte den neugewonnenen Mut gegen seinen

*) Gaston Frommel, der Verfasser der Esquisses contemporaines, die wir im vorigen Jahrgang in Nr. 11 ff. eingehend gewürdigt haben, hat uns erlaubt, eine seiner Skizzen verdeutscht hier wiederzugeben. Daß wir dazu seine Ausführungen über Edmond Scherer wählen (vgl. Nr. 18 d. v. J.), ist aus dem doppelten Interesse begreiflich, das wir nicht nur an dem berühmten Litteraten, sondern auch an dem gewesenen Theologen nehmen. D H

Bruder und rötete die Waffen, die ihn von den Tieren der Wüste befreit hatten, mit Menschenblut. Edlere Gefühle, generöse Prinzipien, die die Begeisterung weckten, gesellten sich zu der körperlichen Tapferkeit, und in dem allgemeinen Ringen entwickelte sich der ritterliche Heldenmut. Das jugendliche Europa zehrte sechshundert Jahre lang davon.

Vom Heldenmut zehrt der Mensch noch heute, obgleich in anderm Sinne. Früher stand der Mensch, um zu handeln; heute sitzt er, um zu sinnen. Das stürmische Blut hat sich beruhigt; die erwägende Vernunft hat den Drang der Leidenschaften gezügelt und, die Gedanken auf sich lenkend, dem Auge neue Fernen eröffnet. Eine Gesellschaftsordnung wie die unsre, die mit ihrer vielhundertjährigen Wucht alle persönliche Initiative erdrückt und das Leben von vornherein bis in seine kleinsten Einzelheiten bestimmt, enthält keine andern Dramen mehr als die des innern moralischen Menschen.

An die Seite der äußern Thatsachen, die weniger aufdringlich geworden sind, stellen sich die innern. Das Tragische liegt nicht länger in der jeweiligen Lebenslage, die zum größten Teile mittelmäßig, doch gesichert ist; es hat sich in die Seele geflüchtet und in die Probleme, die sie sich stellt. Denn während die Bedingungen des materiellen Lebens gesicherter und fester geworden sind, werden die des geistigen Lebens ringsum erschüttert, und ein von allen bekannter, gemeinsamer Glaube, der Kraft im Leben und Frieden im Tode verleiht, geht verloren in ängstlichem Suchen und grausamem Zweifeln.

Jene kriegerischen Heldenthaten, jene Waffenkünste, die unsre ritterlichen Vorfahren mit Helm und Speer bewaffnet ausübten, und die die Troubadoure an den langen Winterabenden von Burg zu Burg ziehend sangen, wir vollbringen sie in einsamem Sinnen, in den langen schlaflosen Nächten, wo wir Brust an Brust mit dem Schicksal ringen. Streich gegen Streich, die unsern gelten soviel als die, die unsre Väter führten, nur daß niemand darum weiß und der Ruhm der alten Kämpfer uns fehlt. Das Buch allein bleibt uns, um von dem großen Zweikampf, in dem die meisten von uns begriffen sind, zu zeugen und seinen fruchtbaren Verlauf kund zu thun.

Edmond Scherer gehörte zu diesen stillen, tragischen Kämpfern. Neben einigen andern Briefen aus dieser Epoche tragen die seinigen, doch besonders tief und scharf ausgeprägt, die Anzeichen dieses gewaltigen Zweikampfes. Es blinkt stellenweise wie ein düsterer Wiederschein von geschwungnen Schwertern daraus hervor; man glaubt den harten Schlag des Stahls zu hören; manche von tiefem Schmerze zeugende Seite legt eine blutende Wunde bloß. Doch das sind nur vereinzelte Blitze, seltne Momente des Sichgehenlassens einer Seele, die sich gewöhnlich in erhabnen Gleichmut hüllt. Außer in dem dumpfen Grollen eines streng an sich haltenden Stiles und in den fast unwillkürlichen Enthüllungen einiger kurzer Sätze erschloß Scherer sein Inneres der Oeffentlichkeit nicht. Dies geschah nur seinen vertrauten Freunden gegenüber; und um ihn gründlich zu verstehen, mußte man sein Leben kennen, das nach manchen bewegten Tagen voll stürmischer Verhandlungen endlich wieder, nicht in Vergessenheit, sondern in Schweigen zurückgesunken war. Dieses Schweigen und die schamhafte Scheu dessen, der sich also der indiskreten oder verletzenden Neugier entzog, galt es zu achten.

Doch Scherers Leben war ein zu getreues Abbild seines Geisteslebens, und seine geistige Entwicklung berührte sich zu eng mit der Entwicklung des allgemeinen Geisteslebens seiner Zeit, daß es auf immer in geheimnisvollem Dunkel hätte verbleiben können. Herr Gréard hat es durch ein bewundrungswürdiges Buch daraus hervorgezogen und es der Geschichte und der Religionsphilosophie unsers Jahrhunderts, d. h. den berechtigten Faktoren zugestellt.*) Und keiner war besser dazu geeignet als er, dieses Auferstehungswerk zu vollbringen. Durch seine intime Freundschaft mit Scherer und dessen Familie konnte er sowohl eigne persönliche Erinnerungen wie ungedruckte Notizen zu Rate ziehen, sie dem durch den Druck schon bekannt gewordnen einverleiben und eins durch das andre aufklären. Ein Auferstehungswerk ist es in der That. Mit einer Selbstver-

*) Edmond Scherer par Gréard. Paris, Hachette 1890.

Zeugnung, die man heute auf litterarischem Gebiete selten genug antrifft, ist der Verfasser nur darauf bedacht, seinen Gegenstand ins Licht zu rücken, während er sich selber in den Schatten stellt. Es ist Scherer, Scherer, wie er leibte und lebte, der das Buch von Anfang bis zu Ende ausfüllt. Scherer vom ersten Erwachen seiner geistigen Fähigkeiten an bis zur Zeit seiner Vollkraft; der Scherer der ersten und der der letzten Bekehrung; Scherer als Christ und Scherer als Ungläubiger; Scherer der Theopneust und Scherer der Agnosticist; er allein der Reihe nach Theologe, Philosoph, Schriftsteller und Kritiker steht vor uns wunderbar verstanden und fein gezeichnet. Es wäre schwer, bei der Bekundung andauernder Sympathie mehr Maß und Takt zu bezeugen, als Herr Gréard ihm gegenüber beweist; es wäre schwer, eine lebendigere Gestalt maßvoller und anschaulicher darzustellen und einen Menschen aus der innern Entwicklung seiner Eigenschaften, seiner hervorragenden Fähigkeiten und seiner Bedürfnisse heraus besser zu erklären.

Aber gerade diese Objektivität des Biographen, die eine so leuchtende Klarheit über Scherers Dasein verbreitet, rückt nicht weniger das religiöse Problem, das in diesem Dasein verborgen liegt, ins Licht — und dieses Problem ist nicht gelöst. Es wirkt um so beängstigender, weil die gegebnen Thatsachen wirklich sind, und weil es ebenso unmöglich ist, Scherers früheres Christentum wie seinen spätern Unglauben in Zweifel zu ziehen. Wie ist es möglich, daß sich die christliche Ueberzeugung, nachdem sie sich auf eine solche Weise und mit so großer Gewalt bewährt hat, bei einem Gläubigen bis zum völligen Erlöschen verdunkeln kann? Diese wahrhaft furchtbare Frage ist keineswegs gelöst, auch konnte sie es nicht wohl sein, denn sie existirt nur für den Christen. Für die Litteratur und Philosophie existirt sie nicht; sie ist dort nur von psychologischem Interesse und wird zurückgeführt auf die ganz naturgemäße Fortentwicklung eines nach Wahrheit ringenden Geistes. Dieses Ringen und die dadurch herbeigeführten Umwandlungen sind gewiß schon wichtig genug, um unsre Aufmerksamkeit zu erregen, noch dazu wenn sie mit einer so absoluten Aufrichtigkeit verbunden sind, wie es bei Scherer der Fall ist, und wenn sie bei einem Manne von seiner Bedeutung auftreten. Sie werden tief schmerzlich für den, der in dem Christentum nicht nur eine Wahrheit neben vielen andern zu erkennen vermag, sondern ihm das Attribut der Wahrheit selber beilegt.

Die Klarheit und Objektivität von Herrn Gréards Buche erhöhen, wie wir bereits gesagt haben, die Tragik unsers Beispiels. Der Verfasser beschränkt sich darauf, uns als Biograph wie auch als Psychologe einen Gedankengang vorzuführen, wofür er die Bedingungen sucht, und den er in seinen Folgen darlegt. Er erlaubt sich kein eignes Urteil; er begnügt sich damit, die verborgnen Triebfedern des geistigen Organismus, den er studirt, bloßzulegen und ihre geheime Kunst zu entdecken. Aber er identifizirt sich oder scheint sich mit seiner Beweisführung dermaßen zu identifiziren, und diese ist an sich so augenscheinlich, daß der christliche Leser, in die Enge gebracht und verwirrt, sich ängstlich fragt, wer Recht hat, er oder Scherer, und ob der Glaube wohl doch am Ende nichts weiter sei als ein hartnäckiges gegen die Vernunft widerspenstiges Vorurteil, eine Art traditionelle Parteinahme, den Enthusiasmus empfangen hat, Trägheit oder Unwissenheit nährte, und der bei dem ersten ernstlichen Versuch zu denken unfehlbar verloren gehen muß?

Denn das Besondre an Scherers Unglauben ist nicht nur, daß er einen vom Christentum zuerst völlig Ueberzeugten, der sich dann aber völlig davon losgerissen, ergriffen hat, sondern daß er sich unwillkürlich aus dem Innern heraus langsam und allmählich entwickelt, daß das Gewissen dabei beteiligt ist und nicht nur das Gemüt, daß er einzig und allein aus der rücksichtslosen Anwendung der Gesetze des Verstandes auf den Gegenstand des Glaubens erfolgt ist und sonach den allgemeinen Charakter logischer Notwendigkeit erhält und der Typus einer normalen sowohl wie unvermeidlichen Krisis wird. Von diesem Standpunkte aus nimmt das Problem einen noch weitern Umfang an, und man fragt sich, ob das Schicksal dieses Theologen nicht in Wahrheit das der Theologie, d. h. der

Religion selber sei, die sich über ihren Glauben Rechenschaft abzulegen suche? Augenscheinlich hat Scherer es so aufgefaßt; und auch Herr Gréard, dessen ruhiges, verständnisvolles Eindringen über nichts erstaunt und vor nichts zurückschreckt, und der mit gleicher Bereitwilligkeit bestrebt ist, die fromme Orthodoxie des Genfer Professors wie den kühnen Skeptizismus des Kritikers von Versailles zu legitimiren, scheint es dahin zu verstehen.

Für die Kirche ist also „das Problem Scherer" nicht gelöst. Es steht da in seiner ganzen Größe und drängt sich gebieterischer als je der Aufmerksamkeit des Christen auf. Seine allgemeine Bedeutung, auf die wir soeben verwiesen haben, wird noch vielseitiger, wenn man die besondern dem französischen Protestantismus eigentümlichen Bedingungen in Betracht zieht, sowie das geschichtliche „Milieu," daraus es hervorgegangen ist.

Zur Zeit, da Scherer die Fesseln der Theopneustie*) abschüttelte, obwohl er sich noch zu einem positiven Glauben bekannte und ihn lehrte, vollzog sich, durch Vinet angebahnt, in Frankreich ein Aufschwung des theologischen Liberalismus. Sein tönendes Organ wurde die im Jahre 1851 zu Straßburg gegründete Revue de théologie. Doch es dauerte nicht lange, bis diese Bewegung, die in der jüngern Schule große Hoffnungen erweckt hatte, völlig aus dem Geleise kam und mit Réville und Colani ganz allmählich, in kaum merkbaren Annäherungen, sich in den wissenschaftlichen Naturalismus Scherers verlief. Von denen, die daran teil genommen hatten, fühlten sich die, die noch Christen geblieben waren, gezwungen, auszutreten. Doch sie konnten lange nicht wieder ins Gleichgewicht gelangen, und ihre Stellung als Geistliche war einigermaßen erschüttert. Durch dieses erbärmliche Ende fiel die neuere Theologie, die sich hatte Bahn brechen wollen, in völligen Mißkredit, der auch jetzt noch lange nicht überwunden ist. Vinet selbst ward dadurch verdächtig. Die starre Orthodoxie hat den Umstand benutzt, um sich aus dem gewaltigen Fall eine um so gewaltigere Waffe zu schmieden, und fällt nun über alle seitdem gemachten Bestrebungen, den religiösen Gedanken zu befreien, dasselbe Verdammungsurteil.

Ist dieses Urteil berechtigt? Ist es gerecht, die verschiednen Teilhaber an einer Bewegung also in eins zusammenfassen zu wollen? Ist Scherers Beispiel hierfür maßgebend? Ist damit alles gesagt, wenn man ihn zitirt? Und wäre nicht ein andrer Ausgang, als der bisher erfolgte, aus dem Konflikte, in dem gegenwärtig die alte und die neuere Theologie begriffen sind, denkbar?

Dies ist die zweite Seite des Problems. Die erste berührte die wesentlichen und dauernden Beziehungen der Welt und der Kirche, der Ueberzeugung des Christen und des natürlichen Menschen zu einander; diese berührt die sich im Schoße der Kirche gestaltenden zufälligen und vorübergehenden Beziehungen zweier Schulen und zweier verschiednen Auffassungen der religiösen Autorität. Obschon dieses eine nur untergeordnete Frage ist, ist sie doch wichtig, weil sie die Gemüter beschäftigt und neuerdings viel Staub aufgewirbelt hat. Wir werden sie nicht einzeln behandeln; die Antwort wird sich aus der Gesamtheit unsrer Betrachtungen ergeben. Denn wir haben es uns im Folgenden zur Aufgabe gesetzt, eine Lösung für das Problem zu finden, das das Leben Edmond Scherers für den christlichen Denker aufwirft, oder anders: was Herr Gréard, von der Neugierde des Schriftstellers getrieben, unternommen hat, unternehmen wir zum Zweck der Apologetik. Sein Werk werden wir dabei als Basis unsrer Arbeit beibehalten, wir werden uns daher um so kürzer fassen können und schon erledigte Punkte nicht zu berühren brauchen. Wir wollen es uns genügen lassen, unsre von der seinigen übrigens etwas verschiedene Analyse in einigen Punkten weiter durchzuführen, als es ihm ermöglicht war. Gleich ihm werden wir alles zu verstehen suchen, doch wüßten wir nicht, wie er, alles zu entschuldigen. Ueberzeugt davon, daß die Moral, wenn es überhaupt eine giebt, eine universelle, über alles menschliche Thun und Treiben waltende

*) Der Inspirationslehre.

sein muß, unterwerfen wir ihr auch die Thätigkeit des Verstandes und erkennen in dem kategorischen Imperativ als einer absoluten, nicht anzuzweifelnden Thatsache den Grundpfeiler und das unfehlbare Kriterium selbst des theoretischen Denkens.

Gaston Frommel

Die Arbeit der belgischen Missionskirche

2. Die belgische Missionskirche*)

Zur Zeit der Reformation war das jetzige Belgien eines der Länder Europas, in denen das Licht des Evangeliums am hellsten schien. Diese glorreiche Periode der belgischen Geschichte wird oft vergessen, weil die Protestanten des sechzehnten Jahrhunderts bald durch die spanische Inquisition verjagt, zu Tausenden hingerichtet, verbrannt oder durch die Soldaten Philipps II. ermordet wurden.

Mehr als zwei Jahrhunderte hindurch herrschte Finsternis im Lande, bis endlich im Jahre 1825 die britische und ausländische Bibelgesellschaft einen ihrer Agenten, Mr. Tiddy, nach Brüssel sandte, um daselbst ein Bibeldepot anzulegen. Eines Tages meldete man in Mr. Tiddys Geschäftszimmer einen Landmann aus Genval, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Waterloo, an. Dieser erzählte, wie er in den Besitz einer Bibel gelangt sei; er habe darin gelesen, und sein Interesse sei so sehr erregt worden, daß er den Weg bis nach Brüssel nicht gescheut habe, um zu sehen, ob er für seine Nachbarn nicht auch einige Bibeln bekommen könne. Als der Landmann die gefüllten Bücherregale sah, wunderte er sich höchlichst und sagte: „Diese Bücher sollten im ganzen Lande verkauft werden; doch dann brauchten wir auch jemanden, der uns das Wort Gottes erklären könnte."

Mr. Tiddy fühlte, daß dieser Wink vom Herrn kam, und es gelang ihm, sich einen Evangelisten zu verschaffen, um in Genval das Evangelium auszulegen. Aus diesem geringen Samenkorn ist nun der Baum aufgewachsen, der seine Zweige schon über einen großen Teil des Landes ausbreitet.

Dies ereignete sich im Mai 1837. Noch vor Jahresschluß hatte Mr. Tiddy mit einigen andern christlichen Freunden eine Gesellschaft zur Evangelisation des Landes gegründet. Im Jahre 1849 war das Werk schon soweit gediehen, daß eine regelrecht organisirte Kirche mit jährlicher Synode eingerichtet werden konnte. Sie erhielt den Namen: „Belgische christliche Missionskirche." Die Geistlichen, die im südlichen Teile des Landes arbeiten sollten, wurden aus der Schweiz und aus Frankreich berufen, die für Flandern bestimmten kamen aus Holland. Bald machte sich auch die Notwendigkeit eines Generalsekretärs fühlbar, und dieses Amt wurde mehr als dreißig Jahre hindurch von dem jetzt verstorbnen Pastor Leonhard Anet, der in seinem Sohn einen tüchtigen Nachfolger gefunden hat, verwaltet.

Die „belgische Missionskirche" besteht gegenwärtig aus 27 organisirten Pfarrämtern und Stationen, die in ungefähr 200 Gemeinden arbeiten; sie zählt ungefähr 8000 Kirchenmitglieder, von denen nur 420 evangelischer Abkunft sind.

Das Amt eines belgischen Geistlichen ist außerordentlich mühsam. Sein Arbeitsfeld umfaßt viele Meilen, und das will etwas sagen in einem Lande, das so dicht bevölkert ist. Des Sonntags hat er vier bis fünf Gottesdienste abzuhalten, manchmal in Orten, die weit von einander entfernt liegen; außerdem ist er in der Woche unaufhörlich in Anspruch genommen.

In einigen Bezirken wird der Geistliche durch einen Bibelleser unterstützt, der von Haus zu Haus geht und das Wort Gottes vorliest und erklärt. Diese Bibelleser leiten auch Versammlungen und Sonntagsschulen. Sie werden unter den Neubekehrten ausgewählt, und es ist oft außerordentlich interessant, sie zu dem Volk in dessen Mundart reden zu hören, und das oft in sehr kräftigen Ausdrücken.

Zu den wertvollsten Agenten, die in der belgischen Kirche arbeiten, gehören auch die Kolporteure. Diese Männer streuen weit und breit den Samen des Evangeliums aus und verkaufen

*) Vgl. Nr. 2.

ihre Bibeln und Testamente in den abgelegensten Weilern. Oft, wenn der Kolporteur wieder in ein Dorf kommt, findet er, daß der Priester in allen Häusern gewesen ist und die Leute gezwungen hat, ihm die „ketzerischen" Bücher auszuliefern, die er dann auf einen Haufen getürmt und verbrannt hat. Die Leute, die sich nicht aufzulehnen wagten, bedauern ihren Verlust tief und kaufen die Bücher oft wieder, diesmal aber mit dem festen Vorsatz, ihre Bibeln unter keinem Vorwande herauszugeben.

Ein besonders ergiebiges Feld für den Absatz religiöser Schriften sind die Messen und Jahrmärkte. So erzählt z. B. ein Kolporteur folgendes Erlebnis. Er hatte sich gerade einen Tisch für seinen Verkauf zurechtgestellt und fing an die Riemen seines wohlgefüllten Ranzens zu lösen. Eine ziemlich ansehnliche Menschenmenge hatte sich um ihn versammelt und beobachtete ihn atemlos. Als er fragte, wodurch er solche Aufmerksamkeit errege, erhielt er zur Antwort: die Leute erwarteten, daß ein böser Geist aus dem Pack hervorspringen werde. Diese Furcht war den Leuten wahrscheinlich durch einen Priester, der sich in der Nähe aufhielt, eingeflößt worden; nichts destoweniger verkaufte der Kolporteur seine Bücher bis aufs letzte.

Ein andres Bild. In einer der Stationen lebt ein Schuhflicker. Er war früher Maschinenführer gewesen, und man hatte ihm als ehrenvolle Auszeichnung eine Pension gewährt. Um doch ein Gewerbe zu haben, hatte er sich aufs Schuhflicken verlegt; den größten Teil seiner Zeit widmete er jedoch der belgischen Mission, indem er als freiwilliger Kolporteur umherzog. So wanderte er von Dorf zu Dorf, knüpfte Unterhaltungen mit den Fuhrleuten an, besuchte jedes Haus und schlief, wo er gerade eine Unterkunft fand. Waren die Leute zu arm, eine Bibel auf einmal zu bezahlen, so überließ er sie ihnen auf Abzahlung und kam, wenn es nicht anders ging, zehn bis zwanzigmal wieder, um bei jedem Besuch seine paar Sous zu holen, bis die Summe endlich voll war. Eines Tages wurde dieser Mann auf einer seiner Wanderungen von einem Schneesturm erfaßt und verlor den Weg. Aufs Geratewohl trabte er durch den tiefen Schnee, fühlte jedoch bald, wie seine Kräfte dahinschwanden; endlich erreichte er ein Haus, auf dessen Schwelle er ohnmächtig niederfiel. Die Bewohner des Hauses nahmen ihn auf, und nach vielen Bemühungen gelang es ihnen endlich, ihn ins Leben zurückzurufen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie seine erste Frage hörten, nachdem er wieder zum Bewußtsein gekommen war. „Meine Freunde, besitzt ihr das Buch, das von der Erlösung durch Jesus Christus spricht?" Diese einfache Frage hatte später die Bekehrung der ganzen Familie zur Folge.

Das Interesse, das durch die Besuche der Kolporteure und durch das Lesen ihrer Bücher erweckt worden ist, muß nun durch persönliches Eingreifen des Missionsgeistlichen vertieft werden. Zu diesem Zwecke begiebt sich dieser in den Sommermonaten an einem Sonntagnachmittag in eins dieser Dörfer, von einem Teil dieser Gemeinde begleitet. Auf einem freien Platz wird Halt gemacht; die kleine Schar singt eine entsprechende Melodie, die die Leute aus den Häusern hervorlockt. Die Neugierde ist oft so groß, daß die jungen Leute ihre Spiele verlassen; sogar die Musik in den Tanzsälen verstummt. Ist eine ziemliche Menschenmenge zusammengekommen, so hält der Geistliche seine Ansprache; dann legen die schon Bekehrten Zeugnis von der ihnen widerfahrenen Gnade ab und ermahnen ihre Zuhörer, doch auch die selige, friedenbringende Wahrheit anzunehmen. Nach Schluß des Gottesdienstes findet gewöhnlich noch ein Meinungsaustausch statt mit einzelnen Personen, die über Verschiednes Aufklärung haben möchten; fliegende Blätter werden ausgeteilt; dann kehrt die Missionsschar heim und verkürzt sich die Einförmigkeit des langen Weges durch den Gesang ihrer Lieder.

Ein vorzügliche Gelegenheit, die Massen zu erreichen, sind auch protestantische Begräbnisse. Da drängt sich die Menge um das Trauerhaus, und der Geistliche steht auf der Thürschwelle, um von allen gehört zu werden, von den Trauernden drinnen im Haus sowohl wie von ihren Freunden draußen. Auf dem Friedhof findet ein zweiter Gottesdienst statt, dem oft Hunderte beiwohnen, und so ist es begreiflich, daß sehr viele Be-

kehrte ihre ersten religiösen Eindrücke auf ein protestantisches Begräbnis zurückführen. Ein junger Mann, der im Alter von 24 Jahren zum evangelischen Glauben übertrat, erzählte, daß er den ersten Lichtstrahl des Evangeliums als Kind empfangen habe. Er war Chorknabe und mußte als solcher den Priester bei einem Begräbnis bedienen. Während dieser nun lateinische Gebete hermurmelte, hörte der Knabe mit gespannter Aufmerksamkeit auf die ernsten Worte eines evangelischen Geistlichen, der in geringer Entfernung ein Grab einsegnete. Der Knabe hätte lange lauschen mögen, wenn er nicht plötzlich durch einen derben Stoß des entrüsteten Priesters an die Pflichten seines Amtes erinnert worden wäre.

Ist in einem Dorfe das Bedürfnis nach weiterer Unterweisung wachgerufen, so werden, wenn irgend möglich, regelmäßige Zusammenkünfte abgehalten und eine Sonntagsschule eingerichtet. Da ist es nun oft schwierig, unter den zahlreichen Bewerbern, die um das Vorrecht wetteifern, ihre Küche zu leihen, eine Entscheidung zu treffen. Ist dieser heikle Punkt geordnet, so wählt der Pastor einige der Bekehrten, die gewillt sind, die neue Außenstation auf sich zu nehmen. Diese Leute begeben sich dann an einem Sonntagnachmittag oder an einem Werktagabend dorthin; die jungen Leute unterweisen die Kinder, während die ältern die Versammlung für Erwachsene leiten. Es ist höchst interessant, eine solche Zusammenkunft zu beobachten, besonders des Abends, wenn die überfüllte Küche nur von einer trüben Lampe erleuchtet wird. Ein Teil der Leute sitzt auf rohen Brettern, die quer über zwei Stühle gelegt sind, andre auf dem Tische und auf den Kommoden; wieder andre hocken dicht eingezwängt auf der Treppe, die aus der Küche in den obern Raum führt. In der offnen Thür erscheinen zuweilen schmutzige Gesichter; es sind Bergleute, die von der Grube her kommend einige Minuten einhalten; andre stecken die Köpfe zum Fenster hinein, und oft steht draußen eine ganze Schar, die sich abmüht, sich hineinzudrängen oder doch etwas von dem, was gesprochen wird, aufzufangen.

Die bei diesen Versammlungen gewonnen worden sind, schließen sich zunächst als „Schüler" an die Gemeinde an; sie erhalten eine christliche Urterweisung und wohnen den Gottesdiensten sowie den Bibelstunden bei. Nach einer Probezeit können sie als ordentliche Mitglieder eingeschrieben und zum Abendmahl zugelassen werden. Diese Neubekehrten sind die besten Missionare, denn nichts übt größern Einfluß aus als das einfache Zeugnis eines geänderten Lebenswandels. So sieht man zum Beispiel einen Mann, der ehemals in der ganzen Fabrik oder Grube als Flucher, Trinker und Hahnenkämpfer bekannt war, sanft und mäßig werden. Natürlich sticheln seine Gefährten an ihm herum; einige sind wohl auch neugierig, die Ursache einer solchen Veränderung zu erfahren. Sie fragen ihn darüber aus, und er benutzt die günstige Gelegenheit, ihnen von seinem Erlöser zu reden und seine Zuhörer aufzufordern, doch auch zu ihm zu kommen.

„He, Fremder," rief eines Tages ein Grubenarbeiter einem Bergmann, der über ihm arbeitete, zu, „ich habe nun hier einen halben Tag gearbeitet und noch keinen einzigen Fluch von Euch gehört; ich wette, Ihr seid ein Protestant." Und solch unparteiische Urteile über den veränderten Lebenswandel der Bekehrten kann man täglich hören.

Ein andres Mittel, das Evangelium zu verbreiten, ist auch das Austeilen loser Blätter. Viele Mitglieder der belgischen Kirche gehen nie an ihr Tagewerk, ohne einen Vorrat davon in ihre Tasche zu stecken. Ist die Nachfrage lau, so erbieten sie sich, während der Mittagspause eins vorzulesen, dann sind sie sicher, ihren Vorrat bald gut untergebracht zu sehen, und mancherlei ernste Gespräche und Erörterungen erheben sich dann in der kleinen Arbeitergruppe.

Einst fragte man einen armen Kohlengräber, welchen Anteil er denn an dem Missionswerk habe. „Ich bin kein Sprecher und kann also in den Versammlungen nicht helfen," gab er zur Antwort; „so kam ich mit einem Freund überein, daß wir auf eigne Hand etwas unternehmen wollten. Am Sonntag Nachmittag gehen wir von Haus zu Haus und fangen zuerst an, mit den Leuten über allerhand gleichgiltige Sachen zu sprechen.

Dann frage ich meinen Freund über seine Bekehrung und über seinen Glauben; wir spinnen das Gespräch weiter fort, und so gelingt es uns, doch auch etwas für die Sache zu thun."

Einige haben sich gelobt, nie auszugehen, ohne ein Neues Testament zum Verkauf mitzunehmen; wieder andre gehen nie zur Kirche, ohne einen Katholiken mitzubringen. Ein Missionsbund, der unter den jungen Leuten ins Leben gerufen wurde, verkaufte in einem Monate 49 Neue Testamente und teilte 9000 lose Blätter aus.

Von der unschätzbaren Hilfe, die die Neubekehrten in den Missionszusammenkünften und den Sonntagsschulen, die sie sogar oft in ihren eignen Häusern aufnehmen, leisten, habe ich schon gesprochen. Im Jahre 1889 wurden 7850 solche Versammlungen abgehalten. Es ist erstaunlich, wie diese einfachen Leute, die in vielen Fällen erst lesen lernten, um die Bibel studieren zu können, und die sonst weiter keinen Unterricht genossen haben — wie diese einfachen Leute so schnell eine so gründliche Kenntnis und ein so tiefes Verständnis der heiligen Schriften erlangen, und mit welcher Gewandtheit und Geistesgegenwart sie den Einwürfen der Katholiken und der Ungläubigen Stand halten. Folgender Zug ist ein Beispiel davon. Ein Maurer putzte eines Tages das Haus eines Dorfrichters ab. Die Dienstmagd fing an, ihn zu schmähen. „Wie könnt Ihr es wagen, Euch den Protestanten anzuschließen und Euch einzubilden, daß Ihr klüger seid, als monsieur l'Echevin, der doch nicht der Mutterkirche untreu geworden ist, obgleich er ein Magistrat und ein gelehrter Mann ist?" — „Madame," antwortete unbeirrt der junge Handwerker, „Pontius Pilatus war ein Magistrat, und er hat dennoch den Herrn Jesus kreuzigen lassen."

Nach all dem Vorhergehenden ist es wohl unnötig, die gesegneten Erfolge, die Gott den Anstrengungen der tapfern kleinen Missionskirche hat zu teil werden lassen, weitläufig auseinanderzusetzen. Wir haben gesehen, wie einzelne Personen und ganze Familien bekehrt worden sind; in manchen Fällen haben ganze Dörfer den Katholizismus abgeschüttelt und das evangelische Bekenntnis angenommen. Die Berichte der Geistlichen sind voll erfreuender Mitteilungen über Verfolgungen, die um Christi willen glaubensmutig erduldet worden, über den Missionseifer unter den Neugewonnenen, über das treue Bekenntnis, den christlichen Wandel der Lebenden und über das triumphirende Abscheiden der Sterbenden.

Die Arbeit wächst so rasch an, daß an mehreren Stellen die Außenstationen in selbständige Gemeinden umgewandelt werden und eigne Geistliche und Kapellen haben sollten. Hier und da befinden sich überanstrengte, alte Missionare, die junge Kräfte nötig hätten, um sie zu unterstützen; wenigstens ein halbes Dutzend neuer Stationen könnte in Orten eingerichtet werden, wo der Boden gut vorbereitet worden ist, und dessen Bewohner um jemanden bitten, der sie im Evangelium unterweisen könnte.

Alle diese Anforderungen stürmen auf das Komitee ein; dieses ist jedoch unfähig ihnen zu entsprechen, da seine finanziellen Schwierigkeiten immer größer werden. Die belgische Missionskirche ist nicht nur außer stande, ihre Thätigkeit weiter auszubreiten — sie wird sogar von der Notwendigkeit bedroht, ihr gegenwärtiges Wirken einschränken zu müssen, wenn ihre Einkünfte sich nicht vermehren.

Augenblicklich betragen die jährlichen Ausgaben ungefähr 120 000 Mark. Die Gemeindemitglieder liefern ein Drittel dieser Summen; das Übrige muß von den christlichen Freunden protestantischer Länder zusammengebracht werden. Nach dem, was wir über die pekuniären Verhältnisse der belgischen Protestanten gehört haben, können wir nur sagen, daß sie schon so viel wie nur irgend möglich zur Unterhaltung ihrer Kirche beitragen, da sie zur Freigebigkeit als zu einer ihrer ersten Pflichten ermahnt werden. Jedes Familienoberhaupt hat seinen wöchentlichen Beitrag in einen Briefumschlag zu stecken; oft ist es nur ein Groschen, der noch dazu von dem unumgänglich Notwendigsten abgespart worden ist. Dieser Beitrag kommt in den Kasten an der Kirchthür, der jede Woche geleert wird, und am Ende des Jahres stellt sich heraus, daß viele von den ärmsten Mitgliedern

5—10 Mark beigesteuert haben; die in bessern Verhältnissen leben, haben sogar 80—100 Mark zusammengebracht.

Aus dem Vorstehenden kann man ersehen, daß Hilfe für das belgische Missionswerk dringend not thut. Die Geistlichen, die darin wirken, danken Gott für die Erfolge, durch die er sie ermutigt, doch der Geldmangel drückt sie schwer und wird immer fühlbarer. Um weiter mit Segen wirken zu können, müssen sie notwendigerweise unterstützt werden.

Wir wenden uns deshalb mit dringender Bitte um Hilfe an alle Christen, die diesen Mahnruf lesen. Die Frauen können uns helfen, indem sie der „belgischen Frauenhilfsmissionsgesellschaft" beitreten; jedes Mitglied erhält Nachrichten über den Fortschritt des Werkes und eine Karte, die mit den Namen von zehn Personen, die freiwillige Gaben für die Mission spenden wollen, ausgefüllt wird. Solche Karten sind zu haben bei Mademoiselle Merle d'Aubigné, La Graveline Genf, der Gaben zugeschickt werden können.

Die unsrer Leser, die nicht geneigt wären, Mitglieder dieser Gesellschaft zu werden, bitten wir herzlich, uns durch ihre Gaben zu ermutigen. Die kleinsten Gaben werden auch mit Dank angenommen von dem Secrétaire général Monsieur le Pasteur Kennedy Anet, 129 Chaussée d'Ixelles Brüssel, Belgien und von der Redaktion dieser Zeitung. Bl B

Das Militär-Wochenblatt über Jugenderziehung

In Nr. 5 vom 18. Januar 1893 brachte das Militär-Wochenblatt einen Artikel „Ueber militärische Jugenderziehung," dessen Tendenz man kurz in den folgenden Worten ausgesprochen finden kann:

Längst schon ist es ein Wunsch weiter Kreise des deutschen Volks, daß dem heranwachsenden Geschlecht neben dem Erwerb von Kenntnissen und der Schulung des Verstandes auch eine gewisse Ausbildung und Festigung des Charakters verliehen werden möge. Nur dadurch, daß dies in einem Lebensalter geschieht, wo Geist und Gemüt noch bildungsfähig sind, läßt sich ein Gegengewicht gegen die drohende allgemeine Verflachung der Erwachsenen bilden.

Meiner Vermutung nach stammt dieser Artikel aus der Feder eines hochgestellten Offiziers, und wahrscheinlich wird er um deswillen innerhalb der Armee und vielleicht auch darüber hinaus einen gewissen Eindruck machen. Hören wir nun, auf welche Weise der Verfasser die Erreichung des oben gekennzeichneten Zieles für gewährleistet ansieht!

Er fordert, kurz gesagt, innerhalb der allgemeinen Volksschule nicht mehr und nicht minder als eine „militärische Jugenderziehung." Diese solle freilich nicht nach dem Muster der französischen Schülerbataillone organisirt werden. Denn nicht „um Exerzieren und den Gebrauch der Waffen" soll es hierbei sich handeln, sondern „um die Einimpfung der Elemente der körperlichen und namentlich der geistigen Kriegserziehung, um die Gewöhnung an Zucht, Pflichttreue, Ordnung und Selbstlosigkeit, mit einem Worte: um die Heranbildung des Knaben zu einem tüchtigen Mitbürger des Volkes in Waffen, des nationalen Staates und Heeres."*)

Muß nun hierbei schon auffallen, daß von dem Verfasser ein viel zu großer Nachdruck auf den Gedanken des „Volkes in Waffen" gelegt wird, den er allerdings durch das Ansehen etlicher berühmter Autoren zu decken sucht, und der Meinung Vorschub geleistet wird, als ob in der That das gesamte nationale Leben, ja nicht bloß dieses, im Militarismus aufzugehen habe, anders ausgedrückt: als ob der alleinige und letzte Zweck des Friedens nur der Krieg sei, darüber hinaus aber kein weiteres, zumal kein höheres Interesse möglich oder zulässig sei, so wird das, was der Verfasser noch weiterhin vorbringt, ein nicht minder großes Befremden erregen.

Mit nackten und dürren Worten wird da erklärt — was nicht ausdrücklich gesagt wird, ist zwischen den Zeilen zu lesen —, daß die gegenwärtige Beschaffenheit der deutschen Volksschule eine sehr mangelhafte sei, und der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die jetzige deutsche Volksschule für „eine gewisse Ausbildung und Festigung des Charakters" so gut wie nichts thue. Auch die Wirksamkeit der Kirche wird in einer mir freilich vollkommen unverständlichen Bemerkung, die unten mitgeteilt werden soll, herabgesetzt. Und da nun nach der Ueberzeugung des Verfassers die gegenwärtigen Volksschullehrer sich jedenfalls überhaupt nicht dazu eignen, daß man mit ihrer Hilfe die deutsche Volksschule auf das ihm vorschwebende ideale Niveau erhebt, so macht er den völlig ernstgemeinten Vorschlag, gut gediente Unteroffiziere künftig an den Volksschulen, zumal an den ländlichen, als Lehrer zu verwenden.

Ich lasse den Verfasser selber reden; er sagt:

Diese — die Volksschullehrer — besitzen zweifellos ein verhältnismäßig großes Wissen — sie erlernen auch auf den Seminarien die Hauptgrundsätze der Pädagogik —, legt man aber den Schwerpunkt von der Verstandesseite mehr nach der Charakterseite, so dürfte sich doch bei vielen der oft sehr jungen und unerfahrenen Leute ein bedeutender Mangel fühlbar machen. Und dies führt mich zu einem Vorschlag, . . . nämlich: gut gedienten Unteroffizieren nach Ablegung eines Examens eine Anstellung als Volksschullehrer, insbesondre auf dem Lande, zu gewähren.

Zunächst vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, würde mit diesem Vorschlag einigermaßen dem fühlbaren Mangel an Unteroffizieren abgeholfen werden können [!]. Denn die wenn auch bescheidne, so doch ruhige und sichere Stellung als Volksschullehrer wird manchem Unteroffizier gewiß begehrenswerter erscheinen [!],*) als die sich ihm jetzt bietenden Aussichten, die zumeist, wie Schutzmannschaft, Gendarmerie, Grenzaufseher u. s. w., Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit stellen, denen nicht jeder nach acht- bis zehnjährigem Frontdienst gewachsen ist. Was aber die Tauglichkeit der meisten**) Unteroffiziere für den Volksschullehrerposten angeht, so dürfte sie außer Zweifel sein. An Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und innerer Reife stehen sie dem Durchschnitt der das Seminar verlassenden jungen Leute gewiß voran [!]; die praktische Pädagogik, die sie Jahre hindurch getrieben haben, ist zweifellos mehr wert, als ein theoretischer Kursus darüber. Die Gewöhnung der Kinder an Gehorsam, Zucht und Ordnung kann auch die Kirche allein nicht mehr leisten; das vermögen nur Lehrer, die zunächst selber zu gehorchen und dann in richtiger Weise zu befehlen gelernt haben.

Aber auch das Maß der Kenntnisse für die vorgeschlagne Stellung dürfte bei den Unteroffizieren in den meisten Fällen genügen. Die Leistungen der Regiments- und Kapitulantenschulen sind höchst bedeutend und werden in Zivilkreisen wohl vielfach unterschätzt oder kaum gekannt. Die Teilnehmer an diesen Schulen erfassen ihre Aufgabe fast stets mit einem Eifer und einer Ausdauer, die man bei jüngern Schülern nicht findet und auch nicht erwarten kann, und die zu oft überraschenden Erfolgen führt. Sollte es aber den Schulamtskandidaten doch noch irgendwo fehlen, so wäre dem leicht durch einen zu diesem besondern Zweck abzuhaltenden Kursus abzuhelfen [!].

Bekanntlich hat schon Friedrich der Große seine ausgedienten Unteroffiziere vielfach zu Schulmeistern verwendet. . . . .

Man traut seinen Augen kaum, wenn man das liest! Was für absprechende, anmaßende Urteile des militärischen Schriftstellers über Dinge, die er von Grund aus — nicht versteht! Hat die bisherige und gegenwärtige Volksschule, deren Mängel ganz gewiß auch von mir nicht geleugnet werden sollen — und ein sehr großer Mangel besteht allerdings darin, daß zwanzigjährige junge Leute nach der gegenwärtigen Organisation eine relativ viel zu selbständige und verantwortliche Stellung einnehmen müssen; aber andrerseits stehen einer Aenderung nach dieser Richtung auch sehr erhebliche praktische Schwierigkeiten entgegen! — es nicht vermocht, in den ihr anvertrauten Kindern den Grund zu Charakteren zu legen, so soll der deutsche Unteroffizier in den meisten Fällen dazu imstande sein: denn dieser besitzt ja eine größere „Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und innere Reife" als der Durchschnitt der Seminarabiturienten! Man denke sich also einen beliebigen Unteroffizier frisch von der Truppe hinweg in einem einsamen, weltentlegnen Dorfe als Lehrer angestellt; kein Kollege steht ihm in seiner einsamen Stellung zur Seite; der Pfarrer, unter dessen Aufsicht er steht, hat seinen Wohnsitz in einer andern, vielleicht stundenweit abgelegnen Gemeinde und kann nur äußerst selten die betreffende Schule visitiren; der Bezirks- oder Kreisschulinspektor aber vermag vielleicht gar nur in einem zwei- bis dreijährigen Turnus nach dem Rechten zu sehen; an sonstigen merklichen

*) Um das in Kürze gleich hier abzuthun, frage ich den Verfasser: wie denkt er sich die Schulerziehung der Mädchen, die doch in den meisten Schulen auf Grund der realen Verhältnisse gemeinsamen Schulunterricht mit den Knaben empfangen müssen?

*) Vom innern Berufe zum Lehreramte meint also der Verfasser gänzlich absehen zu dürfen!

**) Vom Schreiber dieses gesperrt. Ebenso das Folgende.

Autoritätspersonen fehlt es in jenem Dorfe ganz und gar, sodaß der Lehrer daselbst in der That die einzige Autoritätsperson ist: — der dem Unteroffiziersstande entstammende, wenngleich nun nicht mehr am Gängelbande des Feldwebels oder Kompagniechefs geführte, sondern relativ sehr selbständige Volksschullehrer wird trotzdem so viel „innere Reife“ und sittliche Energie besitzen, daß er in keiner Weise weder sich selbst noch seine Schüler vernachlässigt! So meint doch wohl der Herr Verfasser?

Es kommt mir nicht in den Sinn, seine Ausführungen widerlegen zu wollen. Einer ausführlichen Widerlegung bedürfen sie nicht und sind sie nicht würdig. Aber eine energische Zurückweisung erheischen sie, nicht etwa deshalb, weil ich meinte, so gründlich verkehrte Velleitäten könnten in der That bei denen, die über das Schulwesen gesetzt sind, praktische Erfolge haben, sondern deshalb, weil jene Ausführungen eine schwere Beleidigung wie der Seminarlehrer, so insbesondre der Volksschullehrer enthalten, und weil in ihnen ferner eine so niedrige Vorstellung von der Bedeutung der Volksschule und von den der letztern gestellten Aufgaben sich Ausdruck verschafft hat, wie nur immer möglich! Denn was zunächst das Letztere anlangt, so muß doch wohl mit aller Kraft dagegen protestirt werden, daß die Volksschule zur Versorgungsanstalt für Unteroffiziere (das ist wohl das primum movens bei dem ganzen kläglichen Aufsatz) und zum „Vorhof der Kasernen“ gemacht werde. Wohl bei weitem die meisten und zwar gerade auch patriotisch denkenden Eltern würden sich hiergegen energisch verwahren! Ich fühle mich zwar durchaus nicht berufen, über die gegenwärtig im Reichstage zur Beratung gestellte Militärvorlage öffentlich ein Urteil abzugeben, aber so viel scheint mir sicher, daß der in Rede stehende Vorschlag eine Blüte ist, die diese Vorlage im Kopfe eines innerlich Unberufenen getrieben hat. Ich frage: wohin soll das führen? Soll denn jedes staatliche Institut gut oder schlecht genug dazu sein, um sich einen solchen Einbruch in seinen Bestand, in seine Organisation, in seine innere Art, in seine Rechte gefallen zu lassen? Es liegt hier in der That ein öffentliches Interesse von größter Bedeutung vor, das gegenüber den hochtrabenden, teilweise auf völliger Unkenntnis der in Betracht kommenden Dinge beruhenden Worten des Mitarbeiters des Militär-Wochenblattes verteidigt werden muß.

Was aber sodann die in den Ausführungen des militärischen Schriftstellers von mir gefundne Beleidigung des Seminar- und Volksschullehrerstandes betrifft, so liegt diese doch ganz offen vor Augen, wenn man bedenkt, daß — bei aller Hochachtung vor wirklich tüchtigen Unteroffizieren, von der ich hier ausdrücklich Zeugnis abzulegen nach den von mir selber gemachten Erfahrungen mich verpflichtet fühle — die meisten Unteroffiziere für eine allerdings lediglich nationale Jugenderziehung (wie steht es mit der religiösen Grundlage der Erziehung, die doch auch in diesem Falle völlig unentbehrlich sein würde, die aber der Verfasser mit keinem Worte erwähnt?) sich besser eignen sollen als die gegenwärtigen Lehrer und Bildner unsers Volkes, sowie daß jene nicht nur mehr pädagogisches Geschick, sondern auch mehr Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und innere Reife offenbaren sollen, als wenigstens die Jüngsten unter diesen. Es wird nicht ausbleiben, daß seitens des Seminar- und Volksschullehrerstandes ein Sturm der Entrüstung gegenüber dieser Beleidigung sich erheben wird. Es liegt mir zwar vollkommen fern, die gegenwärtige Vorbereitung der Seminaristen für ihren spätern Lehrerberuf etwa für vollkommen und unübertrefflich auszugeben: aber soll denn die pädagogische Arbeit, die in vielen Jahrzehnten von Hunderten trefflicher Männer gethan worden ist, auf einmal so gar nichts mehr wert sein, und das, was von jenen in langem, pflichttreuem Ringen erreicht worden, urplötzlich mit leichter Mühe von der „praktischen Pädagogik“ eines Unteroffiziers überboten werden können, ganz abgesehen von den oft sehr schweren sittlichen Defekten, welche zahlreiche Unteroffiziere an sich tragen? Hat der militärische Schriftsteller wirklich die Stirn, derartige Leute als die unübertrefflichen Jugenderzieher und sittlichen Vorbilder unsers Volkes hinzustellen?

Doch die eigentlichen Proteste gegen die ihnen zugefügte schwere Beleidigung überlasse ich den Lehrern selbst; mögen diese sich an ihre Behörde mit der Bitte wenden um Schutz gegenüber so maßloser Verunglimpfung. Mir selbst kommt die ganze Angelegenheit noch auf einen andern Punkt hinaus. Ich frage: will man denn nie aufhören, die bereits vorhandne Verbitterung noch immer zu mehren? Will man absichtlich auch die auf die Seite der Unzufriednen und Mißmutigen drängen, von deren Pflichttreue, von deren Vaterlandsliebe, von deren Liebe zu König und Obrigkeit, von deren Beispiel und Vorbild wahrlich oft genug so unendlich viel abhängt; will man nicht endlich ein wenig mehr wahrhaft patriotisch und zugleich sozial denken und handeln lernen? Hohe Zeit ist es dazu!*)

C Gr

Bücher und Schriften

(Christliche trostreiche Grabgesänge) Für den Männerchor gesetzt von Johannes Zahn. Gütersloh, Bertelsmann, 1892. 60 Pfge.

Eine verdienstliche Sammlung geistlicher Lieder alter und neuer Zeit, die Männerchören bei Leichenbegängnissen dienlich sein wollen und können. Der Herausgeber ist als Meister des strengen musikalischen Satzes rühmlich bekannt. Sein Liederschatz „Psalter und Harfe für die deutsche Haus,“ seine „Kirchengesänge für den Männerchor aus dem 16. und 17. Jahrh.,“ sein großangelegtes, nahezu vollendetes Lieferungswerk „Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder“ u. a. sind mit Recht weit geschätzt. Das vorliegende Werkchen — im ganzen 39 Nummern, darunter 4 besondre Gesänge für die Beerdigung von Kindern — bietet Altes und Neues in reicher Auswahl; einige oft und gern gesungne Lieder scheinen uns freilich ohne Grund zu fehlen, z. B. „Christus der ist mein Leben,“ „Mein Leben ist ein Pilgrimstand,“ „Es ist noch eine Ruh vorhanden.“ Deren Gabe wäre uns ungleich wertvoller als z. B. die Nr. 23, deren Melodie so wenig ansprechen dürfte wie ihr sechsmaliger, ermüdender Versanfang: „Nein, nein, das ist kein Sterben.“ — Im übrigen ist das Gebotene sehr empfehlenswert, zumal es zu billigem Preise (60 Pf.) in sehr handlicher Form eine vorhandne Lücke besonders da ausfüllt, wo bei Leichenbegängnissen ein gemischter Chor nicht zu haben ist oder nicht beliebt wird. Auf dem Titel wünschten wir das „Trostreiche“ lieber nicht zu sehen. Wir geben Zahn zu, daß „man häufig an Gräbern Gesänge zu hören bekommt, in denen von der trostreichen Hoffnung des christlichen Glaubens keine Spur zu finden ist.“ Aber solche Grablieder sind eben keine „christlichen Grabgesänge“; oder sollte es auch „christliche Grabgesänge“ geben, die der „trostreichen Hoffnung des christlichen Glaubens“ bar wären?

A

(Kämpfe und Leiden der Evangelischen auf dem Eichsfelde) Daß es Protestanten giebt, die aus politischen Gründen oder Parteirücksichten den Jesuiten den Weg ins deutsche Reich ebnen möchten, ist leider eine bekannte Thatsache; daß aber Max Oberbreyer, wie er es jüngst in der Kreuzzeitung gethan, auf Grund seiner historischen Studien eine so günstige Meinung von den Jesuiten gewinnt, daß er der Zulassung des Ordens kein Hindernis bereiten möchte, steht wohl bis jetzt einzig da und überrascht wohl jeden, der in der Geschichte die Thaten der Jesuiten verfolgt hat. Selbst ein Historiker wie Moritz Ritter, der, beiläufig bemerkt, nicht evangelisch, sondern katholisch ist, und dem in seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation“ wahrlich keine sträfliche Parteinahme für den Protestantismus vorgeworfen werden kann, muß es sich von Max Oberbreyer sagen lassen, er stelle in Bezug auf die Gründung des Jesuitenordens unhaltbare Sätze auf.

Lassen wir es auf sich beruhen, ob Ignatius mehr oder minder deutlich die Ausrottung der Ketzer als vornehmste Pflicht seinem Orden in die Wiege gelegt hat. Beurteilen wir die Jesuiten nach ihren Thaten, die sie bald nach der Gründung des Ordens in Deutschland vollbracht haben. Da unterliegt es nun keinem Zweifel, daß ohne die Jesuiten die Durchführung der tridentinischen Beschlüsse in Deutschland unmöglich gewesen wäre, daß sie es gewesen sind, die die Ausrottung der Ketzer zur Erhaltung der römischen Kirche aufs geschickteste und eifrigste betrieben haben. Ueberall, soweit wir sehen, arbeiten sie in dieser Zeit der Gegenreformation nach gleichem Plane: sie suchen Einfluß auf den Landesherrn zu gewinnen; ist dieser gewonnen, ist dessen Beichtvater ein Jesuit geworden, so muß die Obrigkeit ihren Plänen dienstbar werden. Nun gehen sie, begleitet von weltlichen Kommissaren und Soldaten, in die Städte und Dörfer; unter deren Schutz stellen sie den evangelischen Gottesdienst ab und setzen es durch, daß die lutherischen Prediger vertrieben und die widerspenstigen Unterthanen auf alle mögliche Weise gequält werden. Jesuitenfreunde hüben und drüben sollten sich mit diesen Thaten der Jesuiten gründlich bekannt machen; sie würden es verstehen, warum wir alle Ursache haben, gegenüber diesen feingebildeten Männern mit gesellschaftlichem Takt und seinen Umgangsformen auf der Hut zu sein.

*) Wie wir aus den Zeitungen ersehen, ist inzwischen im Militärischen Wochenblatt selbst eine Stimme gegen den oben zurückgewiesenen Artikel laut geworden. Es ist ja auch an eine Ausführung solcher Gedanken nicht zu denken. Aber wozu in aller Welt erst noch unnötig böses Blut machen!

D H

Aus diesem Grunde möchte ich die Leser der Christlichen Welt hinweisen auf eine jüngst erschienene Schrift, die die Gegenreformation auf dem Eichsfelde behandelt: Die Leiden und Kämpfe der Evangelischen auf dem Eichsfelde von Freih. von Wintzingerode-Knorr. (Nr. 36 der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Halle, Niemeyer, 1892. 1,20 Mark.) Mit Bienenfleiß hat der Verfasser, ein eichsfeldischer Edelmann, dessen Geschlecht seinen evangelischen Glauben durch die Kämpfe der Gegenreformation bewahrt hat, zahlreiche Einzelheiten aus öffentlichen und privaten Archiven, besonders aus den Archiven evangelischer Adelsgeschlechter des Eichsfeldes, zusammengetragen und sie zu einem ansprechenden Gesamtbilde vereinigt. Die Schrift schließt mit dem Jahre 1585, dem Todesjahr des Kurfürsten Daniel von Mainz, während ein weiteres Heft die Geschichte der Gegenreformation auf diesem früher kurmainzischen Gebiete zu Ende führen wird. Aber schon aus dem vorliegenden ersten Hefte sehen wir, wie das Eichsfeld ein durchaus evangelisches Land war und seine Bewohner mit zäher Treue auch am evangelischen Bekenntnis hingen, während der jesuitische Kurfürst und seine Helfershelfer mit List und Gewalt den Protestantismus auszurotten suchten. P B

(Livländisches) Von einem Pseudonymen Friedrich Dukmeyer sind ein Drama — Tod dem Verräter — und ein Bändchen Novellen — Russisches Leben (Berlin, E. Rentzel. 1 und 3 Mk.) erschienen, die, wie ihre gleichzeitige Veröffentlichung zeigt, zusammengehören. Der künstlerische Wert dieser Dichtungen ist gering, ihr Gedankengehalt äußerst mager. Dies Blatt hätte keine Veranlassung, sich mit ihnen zu befassen, wenn nicht eine vorgedruckte Widmung ihnen eine Tendenz verliehe, an der wir nicht schweigend vorübergehen können:

. . . . Das deutsche Livland bald in Trümmern steht,
Sein Schicksal trägt das Volk, nur feiges Knurren
Verrät, daß ihm ein Feind zu Leibe geht.
Schlag nieder den Beleidger! — Laß die Schnurren! —
Ja, schnurrig scheint ihm eine kühne Art,
Und Siege suchts in tückisch trägem Murren.
Drum groll ich dir und höhn dich scharf und hart,
Weil du, mein Volk, im Hausloch schmollend kauerst,
Wo dir ein rechter Herr der Slawe ward.
Nichts hilfts dir, daß du knirschest, daß du trauerst,
Ein Sommerfrost bedroht das blühnde Land.
Erwache, Volk! eh vollends du versauerst.

Absicht und Bedeutung der Dichtungen wird so allerdings verständlich. Das Drama behandelt in verherrlichender Weise die Ermordung Kotzebues durch Karl Sand. Dieser That wird dadurch eine besondre Spitze verliehen, daß in das Schicksal des Helden ein Livländer verflochten und durch ihn Kotzebue zu Ausfällen gegen die Russenfeindschaft der Livländer gereizt wird. Zu dieser Predigt des Hasses fügen dann die Novellen und Skizzen einen Anschauungsunterricht sehr zweifelhafter Art hinzu. Sie schildern überwiegend das Leben „gebildeter" Stände in Rußland. Wenn ich irgend recht verstanden habe, will der Verfasser die vollendete geistige und sittliche Leere dieser Gesellschaft kennzeichnen. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß diese Gesellschaft in der That ungefähr so lebt, wie der Verfasser darstellt. Aber diese blasirten, oberflächlichen, sittenlosen Menschen sind es nicht, die Livland bedrohen. Ueberdies konnte der Satiriker wissen, wo diese aufgepfropfte „Bildung" herstammt. Und wenn man nicht manchmal, wo „russische" Beziehungen schwer herauszufinden sind, den Eindruck hätte, als stünde er selbst dem Realismus seiner Schilderungen nicht ganz fern, so möchte man ihn auffordern, sich eher gegen die Quelle als gegen den abgeleiteten Strom zu wenden. Jedenfalls aber sind litterarische Produkte dieser Art die Waffen nicht, mit denen Livland geholfen werden könnte. S E

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 6 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol., Rheinländer, sucht für die Zeit vom 1. April bis 1. Oktbr., in der er sich zum ersten Examen vorbereiten will, Stellung als Hauslehrer. Off. unter **R. M. 40** befördert d. Exped. d. Bl.

Evang. Pensionat Marienheim für Töchter gebildeter Stände.
Verbindung mit dem Westfälischen Diakonissenhause zu Bielefeld. Wissenschaftlicher Unterricht. Treue Gesundheitspflege. Christliches Familienleben.
Näheres durch Herrn Pastor **v. Bodelschwingh-Bielefeld** oder durch die Vorsteherin, die verwittwete Pastorin **Lohmeyer** zu **Oeynhausen.**

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis u. fco. Reuther & Reichards** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Ein gebildetes, junges Mädchen, welches in Handarbeiten erfahren und kinderlieb ist, wird zum 1. März als Stütze der Hausfrau gesucht; völliger Familienanschluß gewährt; Gehalt nach Uebereinkunft. Meldungen zu richten an Frau Domdiakonus **Bithorn, Merseburg.**

Pensionat des Evangelischen Johannesstiftes in Plötzensee, Berlin N. W.

Das Pensionat (Edithahaus) des Evangelischen Johannesstiftes ist eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände. Es umfaßt die Gymnasial- und Realklassen von Sexta bis Untersekunda inkl. Schwachbegabte Knaben finden besondre Berücksichtigung und Nachhülfe. Der Unterricht wird von Philologen und Theologen erteilt, die Erziehung liegt in den Händen junger Theologen. Prospekte werden gratis versandt durch den Vorsteher

Pastor Philipps

Reuther & Reichards Verlagsbuchhandlung in Berlin, SW. 12.

Zur Jesuitenfrage

1. **Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid,** aus Liguoris Moraltheologie mitgeteilt und erläutert von D. H. Hering, Prof. in Halle. 1891. 50 S. 8°. 60 Pf.
2. **Die Unvereinbarkeit des Jesuitenordens mit dem deutschen Reiche.** An authent. Gesetzen des Ordens nachgewiesen von D. P. Tschackert, Prof. in Göttingen. 1891. 39 S. 8°. 60 Pf.

Was die Redemptoristen lehren, ist in der Schrift Herings klar und authentisch dargestellt.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig

Euler, C., Grundriß der evangelischen Sittenlehre. 66 S. 80 Pfg.

Graul, K., Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im Lichte der heil. Schrift. Zwölfte, verbesserte und vielfach neu bearb. Auflage, herausgegeben von Dr. Reinhold Seeberg in Erlangen. 210 S. 1 Mk. 60 Pfg.; eleg. gebunden 2 Mark.

Luthardt, Dr. Ch. E., Zur Einführung in das akademische Leben und Studium des Theologen. In Briefen an einen angehenden Theologen. 177 S. 2 Mark; eleg. geb. 3 Mark.

Luthardt, Dr. Ch. E., Kompendium der Dogmatik. Achte verbess. Auflage. 400 S. 7 Mark; eleg. gebunden 8 Mk. 50 Pfg.

Schlottmann, K., Kompendium der biblischen Theologie des Alten und Neuen Testaments. Herausg. von Dr. E. Kühn, Konsist.-Rat und Pfarrer in Dresden. 192 S. 4 Mark; eleg. gebunden 5 Mark.

Stellhorn, F. W., Kurzgefaßtes Wörterbuch zum Griech. Neuen Testament. 153 S. 3 Mark; eleg. geb. 4 Mark.

Soeben erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besonderer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfennig.

Nr. 5. **Die Norm des echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfennig.

vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangelische Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfennig.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** von Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfennig.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Professor D. Adolf Harnack. Preis 40 Pfennig.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 7 **Leipzig, den 9. Februar** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Du und ich — Die Pfarrersfrage eine Gemeindefrage — Die gegenwärtige sittliche Lage des Pfarrers. Aus Württemberg — Eine neue „Quelle" über Luthers Tod — Huttens letzte Tage. Eine Dichtung von Conrad Ferdinand Meyer — Verschiedenes: Der Evangelisch-kirchliche Anzeiger von Berlin — Anzeigen

Du und ich

In Leben und Sterben ist Eines mein Ruhm:
Daß Du mich geliebt hast — ich weiß nicht, warum?

Doch weiß ich mein Herz nun Dir also vereint,
Daß ohne Dich leer auch der Himmel mir scheint.

Doch weiß ich: Dein Lieben denkt also an mich,
Daß ohne mich Himmel nicht Himmel für Dich.

So wirst Du mich führen und pflegen hinfür,
Bis einst ich vollendet und ewig bei Dir.

Da soll unsre Liebe sich selig erneun
Und soll mir im Himmel mein Himmelreich sein.

August Hermann Francke † 1891.

Die Pfarrersfrage eine Gemeindefrage

1*)

Die Pfarrersfrage ist durch den Fall Schrempf eine brennende geworden. Es würde unserm Blatte schlecht anstehn, wenn es daran vorübergehn und etwa so thun wollte, als ob nun alles in Ordnung sei, nachdem der Erlaß des preußischen Oberkirchenrats erschienen ist. Denn dieser Erlaß ist ja nur der getreue und insofern erfreuliche Spiegel dessen, daß unsre kirchlichen Zustände verworren und unhaltbar sind.

Nachdem Schrempf aus dem Pfarramt ausgeschieden war, hatte er eine „Frage an die evangelische Landeskirche Württembergs" **) drucken lassen, in der er Auskunft darüber verlangte, ob er dieser Kirche noch angehöre. Er hatte in dieser Schrift ein anziehendes und erschütterndes Bild seiner innern Entwicklung gegeben. Der kirchliche Unterricht hat ihn in eine Denkweise eingeführt, die sich wieder auflöst, je näher er der Theologie kommt, mit der die Kirche die Jugend der Gymnasien und der theologischen Fakultät versorgt. Seinen Glauben hat er darüber nicht verloren. Er fühlt sich in dem, was er in der Schule der Landeskirche geworden ist, als Christ. Aber als er im Dienst der Landeskirche anfängt, den Unterricht zu erteilen, dessen Früchte bei ihm zum Teil verwelkt sind, und als Vertreter des Bekenntnisses zu handeln, über das er hinausgewachsen zu sein meint, da bricht eine Not über ihn herein, aus der erst er errettet wird, als er seine Absetzung erzwingt. Er fragt nun, ob er in dieser Verfassung, als ein Mann, der um des Gewissens willen sich weigern muß, das Bekenntnis der Landeskirche zu vertreten, dieser Kirche noch angehöre. Hierauf hat Schrempf durch die kirchliche Presse zwei Antworten erhalten, die darin übereinkommen, daß er nicht mehr auf dem Glauben der Landeskirche stehe, nachdem er sein Konfirmationsbekenntnis zurückgenommen habe. Es war zwar nur in einer dieser Antworten daraus die Folgerung gezogen, daß Schrempf der Landeskirche nicht mehr angehören könne. Aber Schrempf selbst hat in einer kraftvollen Streitschrift, die er „Zur Pfarrersfrage" betitelt,*) jenen beiden Beratern geantwortet: wenn es richtig wäre, daß er den Glauben dieser Kirche nicht mehr teile, so würde er selbstverständlich aufgehört haben, ihr Glied zu sein.

Er ist indessen ganz und gar nicht der Meinung, daß seine Stellung zum Glaubensbekenntnis auch seine Stellung zum Glauben der Kirche ausdrückt. Denn er ist überzeugt, daß das Glaubensbekenntnis den wirklichen Glauben der Kirche nicht ausdrückt. Er ist seines Glaubens sich bewußt. Denn er ist so weit gekommen, daß er das Zeugnis des lebendigen Gottes überhaupt wieder innerlich zu vernehmen vermag, und daß sein Herz ihn treibt, andern zu bezeugen, daß ein Gott ist, „was gegenwärtig nicht viele Gläubige glauben." Wie er das aber vermag, hat er die Zuhörer fühlen lassen, denen er vor kurzem in Stuttgart drei religiöse Reden gehalten hat.**)

Auf die dritte Rede mit ihrem Nachweise, daß die Landeskirche seiner Heimat überhaupt keine religiöse Gemeinschaft mehr sei, wollen wir später eingehn. Die beiden ersten aber beweisen, daß er eine unvergleichliche Gabe hat, zu den Gebildeten unsrer Zeit von dem Höchsten zu reden. Eines der größten Hindernisse der christlichen Verkündigung ist hier gründlich abgethan. Was dem Menschen dazu dienen soll, ihn zu Gott zu führen, wird hier wirklich als Mittel dazu verwertet und nicht als Mittel dagegen. Wenig, und wie mir scheinen will, zu wenig hat Schrempf ausgesprochen, was er selbst von Jesus denken muß, weil er bei ihm Hilfe und Rat in der Lebensfrage gefunden hat, bei der ihn alles andre in der Welt hilf- und ratlos ließ. Aber das hängt mit seinem größten Vorzuge zusammen. Er vermeidet es sorgfältig, aus seinem religiösen Besitz eine Last und ein Hindernis für die zu machen, die ihren Mangel empfinden und Gott suchen. Er sagt daher seinen Zuhörern nicht: ihr müßt die Bibel für Gottes Wort und Jesus für den Sohn Gottes halten. Jesus und die Bibel sollen dem Menschen dazu verhelfen, daß er aus der Natur und aus seinen Lebensführungen den Vater vernehmen kann. Wenn sie dazu dienen und gebraucht werden, geschieht ihnen die höchste Ehre. Sie werden daher ihrer Ehre beraubt, wenn irgend etwas andres mit ihnen angefangen wird. Dessen macht man sich aber schuldig, wenn da, wo alles darauf ankommt,

*) Ich kann mich nicht entschließen, den Aufsatz zu zerteilen, wie sehr seine Länge mich dazu auffordert. Er will als Ganzes gelesen sein. Und der große Ernst des Gegenstandes rechtfertigt eine besondre Rücksicht. Ich wage es sogar, einen zweiten Artikel, der die gleiche Sache behandelt, unmittelbar anzufügen und verweise zu meiner weiteren Rechtfertigung auf mein Schlußwort zu diesem zweiten Artikel. Uebrigens hängen die obigen Ausführungen eng mit dem zusammen, sind eine Weiterführung dessen, was Herr Professor Herrmann im zweiten Teil seiner Schrift „Worum handelt es sich im Streit um das Apostolikum?" (Hefte zur Christlichen Welt Nr. 5) gesagt hat. Ich möchte nachdrücklich darauf hinweisen. D H

**) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1892. 1 Mk.

*) Stuttgart, Frommanns Verlag 1893. 80 Pfge.

**) Drei religiöse Reden. Stuttgart, 1893. 1,20 Mk.

den Menschen auf Gott selbst zu weisen, von ihm gefordert wird, er müsse an die Bibel glauben und an die Gottheit Christi. Denn wenn er es für seine Aufgabe hält, solche Gedanken über die Bibel und Christus sich anzueignen, wird er leicht vergessen, daß er nach dem Einen trachten soll, den ihm gegenwärtigen Gott zu finden und dessen Sprache zu verstehen. Dazu soll uns Christus Mittel sein. Aber das wird er nicht dadurch, daß wir etwas über ihn zu denken suchen, sondern dadurch, daß er selbst auf uns wirkt. Durch jene Forderung wird also den Menschen ihr wahres Ziel, nach dem sie unablässig zu ringen haben, aus den Augen gerückt. Durch den Mißbrauch religiöser Gedanken wird dann das Leben der Religion gehemmt. Die Schmach dieses Mißbrauchs lastet ohne Zweifel auf der Kirche. Es wird dadurch vielen die Möglichkeit gewährt, sich durch den Tribut, den sie ohne Mühe dem Mittler entrichten, von dem Gott zu befreien, der in ihrem eignen Leben an sie herantritt und ihr Herz und Gewissen in Anspruch nimmt. Andre wieder werden durch die Vorstellung, um ein Christ zu werden, müsse man sich der unheimlichen Bemühung unterziehen, einen Menschen für Gott zu halten, darum betrogen, dessen froh zu werden, was Christus ihnen gegeben hat. In der Meinung, daß ihnen so etwas zugemutet werde, werden sie so bestürzt, daß sie sich nicht mehr auf das Wichtigste besinnen können, woran es sich thatsächlich entscheidet, ob ein Mensch zum Leben kommt oder nicht. Die Kirche befördert dieses Unwesen, um das überlieferte Bekenntnis, „auf das die Gemeinden ein Recht haben," recht sicher zu stellen. Aber sie selbst büßt darüber die moralische Macht ein, die sie haben würde, wenn sie ihrem Berufe gemäß den Menschen klar machte, wie ungeheuer schwer es für sie alle ist, die Einfalt des Herzens zu bewahren und wahrhaftig zu sein.

Ich hebe diesen Gedankengang, den ich der Kürze halber nicht mit Schrempfs Worten wiedergegeben habe, besonders hervor, weil er mir in den beiden ersten Reden als das Wichtigste entgegengetreten ist. Andern mag es bei der Inhaltsfülle dieser Reden anders gehn. Ich kann mir nun wohl denken, daß solche Ausführungen Schrempfs seine Zuhörer gepackt haben. Er verdankt das nicht nur der Frische der Sprache, die ihn als einen Menschen, der selbst denkt, in hohem Maße auszeichnet, auch nicht nur der glänzenden Schlagfertigkeit seiner Polemik, der es ein Leichtes ist, seine Gegner in einer traurigen Verfassung vorzuführen. Die Hauptsache ist vielmehr die Wahrheit jener Gedanken. Sie rütteln hier mit den Kräften eines seltnen Talents an einer Last, die Trägheit und Furcht auf das Leben der evangelischen Gemeinden gewälzt haben. Die Zuhörer haben sicher herausgemerkt, daß der Mann, der zu ihnen redete, nicht seine Ehre suchen, sondern ihnen helfen und wahrhaftige Regungen der Religion in ihnen frei machen wollte. Ich meine aber, daß wir alle ihm von Herzen dankbar sein müssen, namentlich für die erste Rede, die in dem Satze gipfelt:

> Ein Vater redet jetzt und immer wieder mit seinen Kindern; und der Schwerpunkt des Verhältnisses eines lebendigen Vaters zu seinen lebendigen Kindern liegt nie in der Vergangenheit, stets in der Gegenwart. Weil ich aber den Schwerpunkt meines Verhältnisses zu Gott in der Gegenwart suche und finde, deshalb fühle ich mich der Vergangenheit gegenüber frei, — deshalb bin ich so „ungläubig."

Nicht wenige der von Schrempf entwickelten Gedanken sind mir bekannt und geläufig. Das mindert aber meinen Dank für seine Gabe nicht. Denn um so besser kann ich seine eindringliche und anschauliche Ausführung dieser Gedanken würdigen und für mich verwerten. Wieviel Schrempf hierbei Paul de Lagarde verdankt, den er als einen seiner Lehrer nennt, kann ich nicht beurteilen. Das Wenige, was ich von der religiösen Schriftstellerei dieses Mannes kenne, hat mir den Eindruck hinterlassen, daß er es meisterhaft verstand, Stimmungen zu erregen, aber keine Lust oder Zeit hatte, religiöse Gedanken ruhig durchzubilden.

Schrempf erwartet, daß sein Auftreten und das Schicksal, das er sich bereitet hat, der evangelischen Kirche zum Segen ausschlagen werde. Ich hoffe auch, daß er darin sich nicht täuschen wird. Seine Worte müssen in unsrer Kirche gehört werden. Aber auch das Opfer, das er gebracht hat, und das er als eine Befreiung empfindet, wird der Kirche Frucht bringen.

Sollte das nicht die „Positiven" zum Nachdenken über ihre Sünden anregen, daß ein solcher Mann, dem Jesus die Sonne seines Lebens geworden ist, das Amt der Kirche los sein wollte, damit er nicht verlernte, auf sein Gewissen zu hören? Sie sind es doch, die durch ihre Wünsche dem Amt seine jetzige Form erhalten. Sollte es nicht die „Liberalen" stutzig machen, daß derselbe Mann, der wie keiner von ihnen sich dem Strom der kirchlichen Gewohnheit entgegenwirft und sein irdisches Wohl von ihm zertrümmern läßt, es dennoch ablehnt, sich bei ihnen einschreiben zu lassen? Er meint, sie seien durch die ganze Entfernung einer andern entgegengesetzten Weltanschauung von ihm geschieden. Positive wie Liberale werden ihn schließlich hören müssen. Denn ihr eignes Gewissen wird als Zeuge eintreten für die Lebendigkeit seines Glaubens, der über alle Zäune hinweg zu dem allein Wesenhaften vordringt, und für den Ernst seiner Liebe, die es fertig bringt, in Selbstverleugnung zu dienen.

Dagegen ist es mir ziemlich klar, daß das, was Schrempf über die „Pfarrersfrage" sagt, keinen Segen stiften kann. Schrempf hat den Notstand, gegen den er angeht, nur nach seiner einen Seite gezeichnet, und er hat keine positiven Vorschläge zur Besserung gemacht. Deshalb muß ich bestreiten, daß sein Vorgehen gegen die Landeskirche ein sittliches Recht hat.

2

Indem ich darangehe, diesen Widerspruch zu begründen, drängt es mich aber, etwas andres vorauszuschicken. Ich selbst kann ihm nicht genug dafür danken, daß er mir in dieser Sache das Gewissen geweckt und mir klar gemacht hat, daß ich auch einen Zustand, der geändert werden muß, habe hingehn lassen, ohne mich dagegen zu rühren. Ich will den Ruf zur Umkehr nicht überhören. Es muß ein Ende damit gemacht werden, daß die Theologie, und zwar die positivste sowohl wie die liberalste, jungen Männern eine Bildung vermittelt, die es ihnen sittlich unmöglich macht, das zu thun, was ihnen nach der Meinung vieler und oft nach ihrer eignen in dem kirchlichen Amte zugemutet wird. Wie die Dinge jetzt liegen, muß der theologische Universitätslehrer jeder Richtung sich sagen, daß er in Gefahr ist, die jungen Männer, die seiner Führung sich anvertrauen, um so unglücklicher zu machen, je intensiver er arbeitet und sie lernen, auch wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist, sie zu Christus zu führen. Denn wenn es ihm auch gegeben ist, durch seine Person den Glauben, der selig macht, in ihnen zu kräftigen und durch seine Lehre zu klären, so muß er sich dennoch sagen, daß er dazu mitwirkt, die Denkweise in ihnen aufzulösen, die nach einem freilich vielfach durchbrochnen Herkommen bei der Uebertragung des geistlichen Amtes vorausgesetzt wird. Bestimmungen, die zwar nicht konsequent gehandhabt werden, aber auch nicht ausdrücklich aufgehoben sind, verlangen von dem Kandidaten eine Denkweise, die unaufhaltsam schwindet, je mehr der Mensch mit der Wissenschaft in Berührung kommt, und je mehr er darüber klar wird, was es heißt, an Gott glauben.

Warum ich dann nicht mein Lehramt aufgebe, wie Schrempf sein Pfarramt? Darauf werde ich im Folgenden die Antwort nicht schuldig bleiben. Wir müßten allerdings dasselbe thun, wie er, wenn seine Auffassung der Lage durchaus richtig wäre. Das ist sie aber nicht.

Den Notstand hat Schrempf unvollständig gezeichnet. Er spricht von einer Pfarrersfrage und schildert das Pfarramt als eine Stätte schwerster sittlicher Gefährdung:

> Daher weiß ich, was ich weiß: daß der Pfarrer gegenwärtig zu den sittlich gefährdetsten Personen gehört, und daß ihm notwendig geholfen werden muß. Und ich möchte manchem Pfarrer zurufen: „Laß Sozialdemokraten, laß Trunkenbolde und Prostituirte nur noch eine Weile laufen und sorge erst dir für eine sittlich unanfechtbare Existenz!" Auch möchte ich der Kirche raten, die „soziale Frage" zunächst ganz auf sich beruhen zu lassen und vielmehr erst dafür besorgt zu sein, daß in ihr dem Heiligen nur heilig, der Wahrheit nur wahr gedient werde...
>
> Uebrigens muß auch andern Leuten geholfen werden. Es muß den Lehrern geholfen werden, die gegenwärtig das Beste, was sie ihren Schülern zu bieten haben, ebenfalls oft nur mit Gewissensbefleckung darreichen können. Es muß den Laien geholfen werden, welche sich bei den Handlungen, die sie dem Ewigen, Heiligen am nächsten bringen

sollten, nicht selten das Gewissen beflecken: bei der Taufe und Konfirmation ihrer Kinder.

Vor allem aber muß dem Pfarrer geholfen werden: denn er als der eidlich verpflichtete Vertreter göttlicher Wahrheit ist am gefährdetsten; bei ihm ist die Gewissensbefleckung am schrecklichsten.

Deshalb rede ich von der „Pfarrersfrage," die mir als einstigem Pfarrer noch nahe genug liegt, die ich vor allem anregen wollte.

Und wenn andre rufen: „Das heilige Bekenntnis ist in Gefahr! Das unbezweifelte Recht der Gemeinde auf das Bekenntnis ist bedroht!" oder auf einer andern Seite: „Die Freiheit der Wissenschaft wird angetastet!" — so sage ich meinerseits: „Das mag ja sein, ist aber Nebensache; es steht etwas andres in Frage, das viel wichtiger ist, als das aller-allerheiligste Bekenntnis, als das unzweifelhafteste Recht der Gemeinde, als die höchste und tiefste Wissenschaft: die Seele des Pfarrers ist in Gefahr!"

Es handelt sich also auch (nach meiner — richtigen — Meinung) gar nicht um einen Lehrstreit, sondern um eine Liebesfrage.

Wie richtig diese Schilderung ist, kann man den jungen Theologen nicht eindringlich genug sagen. Es ist viel schwerer geworden, mit den auf der Universität erworbnen Erkenntnissen sich dem zu unterstellen, was das kirchliche Amt herkömmlich fordert. Wer vor zehn oder zwanzig Jahren in das Amt getreten ist, hat vielleicht von solchen Nöten nichts erlebt oder sie vergessen. Aber es ist für ihn eine dringende Liebespflicht, sich in die Lage der jüngern Genossen zu versetzen. Sie können doch nichts dafür, daß keiner ihrer Lehrer ihnen die heilige Schrift so auslegt, wie das unfehlbare Wort Gottes ausgelegt werden müßte, sondern wie man ein historisches Dokument auslegen und bearbeiten muß, d. h. mit beständiger Kritik der Ueberlieferung. Daß in dieser Beziehung ein wesentlicher Unterschied zwischen den verschiednen theologischen Richtungen nicht mehr besteht, hat vor kurzem ein Altlutheraner durch eine interessante Uebersicht vor Augen gestellt.*) In der Gemeinde findet der Kandidat wenigstens die kirchlich Regsamen bis an die Zähne bewaffnet mit den einfachen Konsequenzen der Vorstellung, daß die Bibel das unfehlbare Wort Gottes sei. In der Theologie aber hatte der Student bei Theodor Zahn und Luthardt sowohl wie bei Grau oder Bernhard Weiß die Gründe gefunden, warum die Vorstellung falsch sei. In der Gemeinde ist man der Ansicht, mit dem Schriftbeweis müsse alles erledigt sein. Der Student hat aber auch von Frank in Erlangen hören müssen, mit dem „Es steht geschrieben" sei es nicht mehr gethan.

Daran knüpft sich sofort der Hauptgegensatz zwischen dem Theologen und der Gemeindeorthodoxie. Beide haben eine verschiedne Vorstellung vom Glauben. In der Gemeinde pflegen Liberale wie Positive bei dem Worte „Glauben" zunächst an die Bereitwilligkeit zu denken, überlieferte Vorstellungen in größerer oder geringerer Anzahl gutzuheißen. Die Theologie dagegen würde mit einer solchen Vorstellung vom Glauben nicht auskommen können, möchten auch die Theologen noch so sehr an dieser Vorstellung hangen. Denn die Theologie hat sich selbst in die Lage versetzt, gegenüber ihrer eignen historischen Forschung das Christentum als Wahrheit vertreten zu müssen, die durch alle Kritik der Ueberlieferung nicht berührt wird. Dann darf sie aber die Aneignung des Christentums oder den Glauben nicht damit anfangen lassen, daß man einer Ueberlieferung zustimmt, die sie selbst der historischen Kritik preisgegeben hat. Der Student muß froh sein, wenn er auf eine systematische Theologie trifft, die dieser gewachsen ist und die Vorstellung mit Stumpf und Stiel ausrottet, der Glaube fange damit an, daß man sich entschließt, das in der heiligen Schrift Ueberlieferte rundweg für wahr zu halten. Hat er nun von einer solchen Theologie gelernt, daß es ganz anders zugeht, wenn man ein Christ wird oder Glauben empfängt, so muß ihm beim Eintritt in das kirchliche Amt klar werden, daß seine Lage unerträglich zu werden droht. Denn er sieht, daß der Gedanke, von dem die Augustana Art. 20 sagt, daß über ihn vor allem in der Kirche Klarheit herrschen müsse, nämlich was der Glaube sei, von der Gemeinde anders verstanden wird als von ihm. Er sieht auch, daß fast durchweg das Kirchenregiment und fast durchweg die kirchliche Presse, die er gern unterstützte, sich der Vorstellung der Gemeindeorthodoxie anbequemt, die er selbst als eine heillose Entstellung der Wahrheit erkannt hat. In seinem Neujahrsvorwort hat Luthardt vor kurzem wieder ausgeführt, damit fange das Christsein an, daß man Thatsachen anerkenne; natürlich meint er Thatsachen, die von andern berichtet sind.

Endlich tritt dem Kandidaten das kirchliche Amt selbst mit dem Gebot entgegen, eine Art von Glauben zu bethätigen, die auf jeden Fall neben historischer Forschung nicht bestehen kann, die aber auch von dem wirklichen Leben der Religion gerade so weit verschieden ist, wie Menschenwerk von Gottes Werk. Ich meine die Bekenntnisverpflichtung, wie sie in Preußen nicht anders als in Württemberg gehandhabt wird. Der Kandidat soll bekennen, er glaube das Apostolikum. Keiner meint dabei, er solle nur das aussprechen, was er, auch wenn er ganz sich selbst überlassen wäre, dennoch sagen würde, weil er nicht anders könnte. So, als den ungezwungnen Ausdruck seiner eignen Ueberzeugung, kann der Kandidat gewiß nicht das Bekenntnis auffassen, das ihm zugemutet wird. Mit einzelnen Sätzen des Apostolikums hat er sich mühselig auseinandergesetzt. Er würde sie gewiß nicht aussprechen, wenn er einfach reden sollte, wie es ihm ums Herz ist. Sie kommen nicht aus seinem Herzen in seinen Mund, sondern aus seinem Gedächtnis und durch seinen Willen. Das Bekenntnis, das er ablegt, ist also nicht ein Glaubensbekenntnis, sondern im besten Falle ein Willensbekenntnis. Ob auch ein solches einen vernünftigen Sinn haben und aus irgend welchen Gründen gefordert werden kann, ist fraglich. Auf jeden Fall darf es nicht bedeuten, daß man sich durch seine eigne Anstrengung dahin bringen wolle, etwas der eignen Ueberzeugung Widerstreitendes dennoch für wahr zu halten; denn es ist sinnlos, etwas für wahr halten zu wollen, was sich einem nicht selbst als wahr aufdrängt. Man darf es auch nicht Glaubensbekenntnis nennen und unter diesem Namen fordern. Denn der eigne Glaube spricht sich eben nicht darin aus. Es wird aber Glaubensbekenntnis genannt, und die Folge davon ist für die Kandidaten eine Situation, in der die meisten nur mit dem Bewußtsein stehen können, daß sie einem klar empfundenen Gebote Gottes zuwiderhandeln. Denn wer gelernt hat, christlichen Glauben von der römisch-katholischen Art des Glaubens zu unterscheiden, weiß auch, daß das Glaubensbekenntnis eines Christen nur ein persönliches sein kann, das aus dem eignen Herzen kommt. Wenn er daher die Anerkennung von Sätzen, zu denen er nur mit Willen und Mühe eine friedliche Stellung gewonnen hat, sein Glaubensbekenntnis nennt, so spricht er die Unwahrheit. Dazu wird er aber durch die bestehende Praxis der Bekenntnisverpflichtung verleitet. In früherer Zeit wurde das kaum, jetzt wird es deutlich empfunden. Deshalb ist es unerträglich geworden.

*) Rohnert, Was lehren die derzeitigen deutschen Professoren der evangelischen Theologie über die heilige Schrift und deren Inspiration?

3

Das alles hat Schrempf packend geschildert, als ein Mann, der den Jammer dieser Zustände durchlebt hat. Aber die ganze Größe des Notstandes hat er damit doch nicht geschildert. Er kann auch nicht sagen, daß ihn das andre, das er unberücksichtigt läßt, nichts angehe. Eine Pfarrersfrage ist immer zugleich eine Gemeindefrage. Ist es dahin gekommen, daß das Pfarramt dem Theologen keine sittlich haltbare Existenz gewährt, so leidet darunter nicht nur der Pfarrer, sondern auch die Gemeinde, der ein solcher Theolog als Pfarrer dient. Schrempf hebt mit Recht hervor, daß viele Laien sich in einer ähnlichen Lage befinden, wie die Pfarrer, indem sie das, was andern eine leichte Gewohnheit ist, als eine Last empfinden, wenn es ihnen als Notwendiges zugemutet wird. Aber er scheint die Not der vielen nicht zu empfinden, die in Verwirrung geraten, wenn andre in der Gemeinde und unter ihnen die Pfarrer sich von Vorstellungen lossagen, die ihnen selbst unantastbar sind. Von einem Recht der Gemeinde auf das Bekenntnis redet Schrempf in ironischem Ton. Er sollte lieber einfach an die Stellung der Gemeinden zum Bekenntnis als an etwas Gegebenes anknüpfen und sich sagen, daß er selbst, ob Pfarrer oder nicht, auf jeden Fall dazu berufen ist, mit diesen Menschen geistige Gemeinschaft zu suchen. Mit den Gemeinden aber steht es so. Den meisten von denen, die sich für gläubig halten,

d. h. mit Ernst Christen sein wollen, ist das, was das Apostolikum ausdrückt, so selbstverständlich wie die Wirklichkeit, in der sie leben.

Damit sind sie freilich noch keine Christen. Sie wissen wohl in den meisten Fällen selbst, daß das davon abhängt, wie sie sich in dieser ihnen selbstverständlichen Wirklichkeit verhalten. Aber ihr Weg zum Heil wird doch ohne Zweifel durch die Thatsache bestimmt, daß ihnen alle jene Dinge gewohnheitsmäßig feststehen. Sie kommen zu persönlich lebendigem Christentum, wenn ihnen auffällt, wie wenig ihr Verhalten mit dem zusammenstimmt, was ihnen doch eben so sicher zu sein schien, wie die Welt, in der sie leben, und nach der sie sich unwillkürlich richten. Wenn ihnen schmerzlich aufgefallen ist, daß sie zu dem allmächtigen Vater, an den sie „glauben," doch nicht in einem solchen Verhältnis des Empfangens und Vertrauens stehen, wie ein Kind zu seinem wirklichen Vater, dann sind sie Suchende geworden und auf dem Wege des Glaubens. Bekanntlich ist Luthers Auslegung des Apostolikums ein herrliches Mittel, um dazu anzuregen. Von einem Recht solcher Leute auf das Bekenntnis will ich trotzdem nicht reden. Denn es ist nicht leicht, zu ermitteln, was für Sinn und Verstand hinter dieser vielgebrauchten Phrase steckt. Wahrscheinlich hängt sie meistens mit der Vorstellung zusammen, daß das Christentum eine Sammlung von heiligen Geräten, Büchern und Gebräuchen sei, und daß es deshalb auch juristisch behandelt werden könne. Dagegen ist ohne Zweifel klar, daß jenen Leuten nur von Christen geholfen werden kann, die auf ihre geistige Verfassung eingehen. Es kommt mir aber so vor, als ob die moderne Theologie vielfach die Wirkung hätte, den jungen Theologen diesen Dienst der Liebe abzugewöhnen. Wenn das richtig ist, so liegt hier eine andre Seite des Notstandes vor, die auch der Erwägung wert oder vielmehr unerträglich ist. Ich bin aber dessen ziemlich sicher, daß es richtig ist. Ich schließe das aus einem Zuge von Schrempfs Auftreten. Denn ich sage mir: wenn das sogar bei ihm geschehen kann, wie mag es dann bei andern aussehen!

Schrempf klagt, seine Richter hätten es ihm als Verbrechen angerechnet, daß er seinen Bauern von der Kanzel mitteilte, was er bei Weizsäcker in Tübingen gelernt hatte. Solche Mitteilungen zu machen, hielt er für sein Recht oder vielmehr für seine Pflicht. Denn in dem Hause Gottes muß ja Aufrichtigkeit herrschen. Der Theolog muß an den Mann bringen, was er gelernt hat. Wozu hätte er es sonst gelernt? Die in der Gemeinde kursirenden Vorstellungen darf er vor der Gemeinde nicht unwidersprochen lassen, wenn er selbst durch historische Kritik von ihnen losgekommen ist. Sonst wird er ein Heuchler. Wenn das Kirchenregiment so plump ist, ihm das zu verwehren, so bietet ihm das Amt keine unanfechtbare sittliche Existenz. Die muß er aber verlangen. Deshalb nur recht kräftig mit dem Hebel sittlicher Entrüstung gearbeitet, damit die Landeskirche in allen Fugen krache.

Ich zweifle nicht, daß nach diesem Rezept auch von andern durch historische Theologie geschulten Theologen gearbeitet wird. Auf jeden Fall wird es bei den jüngern, die dem Amt entgegengehen, auf reichen Beifall rechnen können. Es ist aber kurz zu sagen, warum das verkehrt ist. Das Wissen, das der Theolog auf der Universität erwirbt, soll der Gemeinde durch das kirchliche Amt überhaupt nicht mitgeteilt werden, weder in geringer noch in starker Verdünnung. Bekanntlich läßt sich Wissen nur so mitteilen, daß man dazu anleitet, es zu erwerben. Die bloßen Resultate der Forschung können keinen Menschen bereichern. Wenn Schrempfs Bauern nach Weizsäckers Vorlesungen hörten, die Berichte über die Auferstehung Jesu stimmten nicht überein, das Johannesevangelium sei nicht von dem Apostel, die Pastoralbriefe nicht von Paulus verfaßt, so blieben sie auf demselben Fleck, mochten sie ihrem Pfarrer das glauben oder nicht. Den höher gebildeten Gemeindegliedern würde es nicht anders gehen. Für den Pfarrer aber ist es trotzdem ein unschätzbarer Gewinn, wenn er die Unterweisung eines Historikers genossen hat, der nicht rechts noch links, sondern einfach auf die Sache sieht. Er kann daraus vor allem lernen, daß die Stellung zu Gott nicht davon abhängen kann, wie

der Mensch über das in der Geschichte Vergangene denkt, daß aber für das Leben der Religion sehr viel darauf ankommt, ob der Mensch das in der Geschichte Lebendige erfährt und versteht. In der Gemeinde stößt der Pfarrer bei den Aufgeklärten nicht weniger als bei den Positiven auf die Meinung, daß das Christentum mit gewissen historischen Vorurteilen stehe und falle. Diese Vorurteile braucht er weder zu beweisen, noch zu zerstören. Aber die Meinung soll er überwinden, daß die Stellung zu ihnen für die innere Stellung des Menschen zu Gott irgend etwas austrage. Das wird er zwar nicht erreichen, wenn er mit theologischen Erörterungen dagegen vorgeht, wie er sie bei einem theologischen Systematiker zu seinem eignen Nutzen gehört hat. Wohl aber wird er es thatsächlich erreichen, wenn er Christum selbst verkündigt, d. h. die Menschen das persönliche Leben Jesu finden und sie verstehen lehrt, daß die Entscheidungsstunde ihres Lebens gekommen ist, wenn sie es gefunden haben. — Wenn Schrempf mit der Mitteilung seines historischen Wissens bei seiner Gemeinde schlecht angekommen ist, so muß er nicht seinen Lehrer dafür schelten. Denn der hat ihm nicht die Anweisung gegeben, solchen Unfug damit zu treiben.

4

Wenn wir uns durch Gott vor die eine Aufgabe gestellt sehen, daß wir persönliche Gemeinschaft suchen sollen, so folgt daraus die Pflicht der Aufrichtigkeit, daß wir uns selbst darstellen sollen, wie wir sind. Richtig ist, daß Schrempf diese Pflicht so stark betont; aber es ist mir zweifelhaft, ob er sie recht versteht. Wir sollen uns selbst in unsrer Gesinnung dem andern mitteilen; nicht mehr aus uns machen wollen, aber auch unbeugsam mit dem herausrücken, was uns wirkliche, das verborgene Leben bestimmende Ueberzeugung geworden ist. Das wirkt erfrischend und anregend da, wo Gemeinschaft möglich ist; aber auch kräftig abstoßend da, wo zur Zeit keine Gemeinschaft möglich ist. Dies also durch Worte und, was wichtiger ist, durch Thaten mitzuteilen, ist unbedingte Pflicht. Dagegen ist es nicht unbedingte Pflicht, Wissen mitzuteilen. Für unsern Fall kommt in Betracht, daß die Pflicht aufhören kann, wenn wir nicht gefragt werden, und daß sie sicher aufhört, wenn es auf der Hand liegt, daß wir nicht verstanden werden. Im allgemeinen wird das auch Schrempf zugeben. Aber er wird sagen, es handle sich hier darum, ob der Pfarrer ein ehrlicher Mann bleiben könne, wenn er infolge des theologischen Studiums nicht mehr imstande ist, einige Sätze des Apostolikums als den genauen Ausdruck seines eignen Wissens hinzustellen, und diese Sätze dann doch noch amtlich als den Ausdruck dessen gebraucht, was die christliche Gemeinde wisse. Ich gebe ihm ohne weiteres zu, daß es verkehrt wäre, sich hierbei mit der Unterscheidung zwischen dem Pfarrer als Privatperson und dem Pfarrer als amtlicher Person helfen zu wollen. Was der Pfarrer in seinem Amte sagt, muß er eben selbst sagen können. Wenn er sich also eingestehen muß, daß das im Apostolikum ausgesprochene Wissen nicht mehr durchweg sein Wissen ist, so darf er die betreffenden Sätze nicht ohne weiteres vorlesen. Ebensowenig aber ist es statthaft, daß er nur sagt, er könne diese Sätze oder das Apostolikum nicht bekennen. Nicht etwa deshalb, weil er damit sich selbst in äußern Schaden bringen und die Ordnung stören würde; sondern einfach deshalb muß das unterbleiben, weil die Gemeinde ihn nicht verstehen würde. Die Gemeinde würde, wenn sie nichts weiter hören würde, darin das Eingeständnis des Pfarrers sehen, daß er nicht glauben könne. Das will aber der Pfarrer selbst mit einer solchen Erklärung nicht sagen. Seine Erklärung würde also nicht verstanden werden, also nicht der persönlichen Gemeinschaft dienen, obgleich zwischen ihm und dem ernsten Teil der Gemeinde persönliche Gemeinschaft möglich wäre. Er würde auf jene Weise vielleicht dem eignen leidenschaftlichen Temperament eine Befriedigung gewähren, aber dem Gesetze Gottes würde er zuwiderhandeln.

Er muß gewiß auf seinen eignen Zustand Rücksicht nehmen, daß für ihn manches nicht mehr wie für einen Teil der Gemeinde den Charakter sichern Wissens hat. Aber dieser Teil der Gemeinde dürfte doch auch einige Rücksicht verdienen. Es möchten viele darunter sein, denen es mit ihrem Christentum

ebenso Ernst ist, wie dem Pfarrer mit seiner Aufrichtigkeit. Ihr Christentum leidet aber ohne Zweifel Schaden, wenn das Wissen, das ihnen sicher schien, und das das innere Leben ihres Glaubens umhegte, ihnen unsicher wird. Hält sich der Pfarrer etwa für berufen, eine völlig unnütze Bewegung in ihr Denken zu bringen, deren sie nicht Herr werden können, weil sie Nötigeres zu thun haben? Das wäre ein närrischer Pfarrer.

Wegen dieser Leute soll das Apostolikum in der Kirche gelesen und die entsprechende Tradition überliefert werden. Aber es giebt andre in der Gemeinde, die davon keinen Gewinn haben. Die Kirche hat sie nicht davor bewahren können, daß sie eine geistige Nahrung empfingen, die ihnen manches an der Ueberlieferung gleichgiltig und fremd macht. Das gilt nicht nur von Hochgebildeten, sondern auch von Menschen geringen Standes. Von beiden mag auch oft in gleicher Weise gelten, daß das neue Wissen, das bei ihnen eingezogen ist, ebenso wenig selbsterworbnes, begründetes Wissen ist, wie das alte, das ihm weichen mußte. Aber wie es damit stehen mag, kommt für die Kirche nicht in Betracht. Sie muß sich an die Thatsache halten, daß ein Teil der Gemeinde nicht mehr in den historischen Anschauungen lebt, die in der Gemeinde überliefert werden. Mit dem Gebot, es solle jeder diese Anschauungen haben, ist nichts auszurichten. Denn man kann sie nicht haben wollen, wenn man sie nicht hat. Niemand weiß das besser als der Pfarrer, der durch sein Berufsstudium gelernt hat, das Ueberlieferte mit kritischen Augen anzusehen. Es läßt sich durch menschliches Vornehmen nichts daran ändern, daß einige in der Gemeinde die alte Gewohnheit des Wissens behaupten, während das andern unmöglich geworden ist. Aber wie mir scheint, ist gerade der Pfarrer dazu berufen, trotz diesem Unterschiede für eine Gemeinschaft des religiösen Lebens zu wirken.

Er wird in der Regel zu denen gehören, die ohne ihr Verdienst und ohne ihre Schuld einsehen, daß sie das nicht wissen, was andre zu wissen gewohnt sind. Die Forderung, daß er sich bestreben müsse, das eben zu „glauben," wird er als gänzlich sinnlos von sich abweisen. Wie aber kann er der einen Gruppe der Gemeinde durch den ordnungsmäßigen Gebrauch des Apostolikums dienen, wenn er sich doch sagen muß, daß er einiges von dem, was das Bekenntnis über das irdische Leben des Erlösers berichtet, nicht als sein eignes Wissen aussprechen kann?

5

Auf diese Frage muß eine Antwort gefunden werden, und zwar nicht nur der Pfarrer wegen, sondern eben sowohl um eine schwere Gefahr von den Gemeinden abzuwenden. Schrempf nennt es eine dringende Liebespflicht aller Beteiligten, dazu zu wirken, daß der Pfarrer aus seiner sittlichen Notlage befreit werde. Das ist sehr richtig. Wir müssen auch Gott dafür danken, daß sich in ihm ein Pfarrer gefunden hat, dem das sittlich Unmögliche seiner Lage so unerträglich war, daß er trotz aller irdischen Aengste dem Gebote Gottes folgen konnte. Ich wünschte nur, daß er in die Liebespflicht die Rücksicht auf die Gemeinde mit eingeschlossen hätte, die schwer gefährdet ist, wenn ein Pfarrer, der so empfindet wie er, in ihrer Mitte steht. Wenn die Frage in der Praxis gelöst werden soll, so müssen alle Beteiligten, das Kirchenregiment, die Theologie, die Pfarrer und die Gemeinden mit dem ernsten Willen zusammenwirken, daß die Wahrhaftigkeit des Bekenntnisses zu Christus gewahrt werden soll, und daß die Christen, die sich um ihn versammeln, in der geistigen Verfassung geschont werden sollen, die nicht aus dem Bösen stammt, sondern aus dem Wesen und der Geschichte des Geistes, die Gottes Werk sind.

Dem Theologen aber, der in das Amt treten will, ist schon jetzt das Verfahren vorgezeichnet, das er gegenüber der kirchlichen Ordnung befolgen muß. Voraussetzung ist dabei, daß er weiß, was christlicher Glaube ist, und daß es sein aufrichtiges Verlangen ist, Menschen zu Christus zu führen und sie verstehen zu lehren, daß ihn finden, seine Macht erfahren und ihm folgen Frieden und Freude bringt. Wenn alsdann von ihm gefordert wird, er solle sich auf die Bekenntnisse der Reformation, die das Apostolikum mit einschließen, verpflichten lassen, so hat er Folgendes zu erklären. Erstens, er habe

etwas von dem Glauben, den das Bekenntnis der Reformation rechtfertigenden oder erlösenden Glauben nennt, und trachte darnach, diesen Glauben zu gewinnen, d. h. Zuversicht zu dem in seinem eignen Leben gegenwärtigen und wirksamen Gott in Kraft des Vertrauens auf die Person Jesu Christi. Zweitens, er habe einen dem Kirchenregiment wohlbekannten theologischen Unterricht genossen, der es ihm unmöglich mache, den Satz, daß die heilige Schrift das unfehlbare Wort Gottes sei, den schon Luther nicht durchweg festhalten konnte, zu behaupten. Drittens, infolge desselben theologischen Unterrichts könne er manches von dem Wissen, das den Reformatoren selbstverständlich war und noch jetzt bei vielen in der Gemeinde dieselbe Geltung habe, als sein eignes Wissen nicht mehr hinstellen. Er wisse aber, daß dadurch das Fundament seines Glaubens nicht erschüttert sei: denn er wisse aus eigner Erfahrung, wie die Person Jesu selbst ihre geschichtliche Wirklichkeit an dem Gewissen des Menschen erweist und ihm dadurch zur Offenbarung des Gottes wird, der denen, die ihn finden, alles sein will. Viertens, er könne sich nicht vornehmen, sich das ihm entrissene und zerronnene Wissen wieder zu erwerben, sondern müsse abwarten, ob Gott ihm dieses Wissen wieder so zu teil werden lasse, wie man überhaupt allein Wissen gewinnen kann, nämlich durch wirkliche Ueberzeugung von seiner Wahrheit. Fünftens, es sei sein ernster Wille, andern, die jenes Wissen noch zu besitzen meinen, ihren Besitz nicht zu stören, aber zugleich ihnen so klar wie möglich zu machen, daß ein solcher Besitz weder den Glauben, der selig macht, ausmacht, noch bei jedem Menschen für diesen Glauben nötig ist. Sechstens, er verpflichte sich, gemäß dem Glaubensbekenntnis in diesen Bekenntnissen zu leben und zu lehren; er könne sich aber nicht verpflichten, die darin enthaltene Aussprache eines Wissens, das ihm jetzt fremd sei oder fremd werden könne, für die seinige auszugeben. Er verpflichte sich auch, die von der Kirche ihm vorgelegten Bekenntnisse, besonders die der Reformation, zum Gegenstande unablässigen Studiums zu machen. — Ich bin überzeugt, daß ein Kirchenregiment, das ein Verständnis dafür hat, was Religion und was christlicher, erlösender Glaube ist, einem Theologen, der ihm diese Stellung kundgegeben hat, das Amt nicht verweigern wird. Eine solche Bekenntnisverpflichtung wird dem Kandidaten, wenn er ein Christ ist, eine heilige Sache sein. Sie wird ihn viel fester binden, als eine Verpflichtung, bei der von beiden Seiten im Unklaren gelassen wird, wie sie, genau genommen, gemeint sei. In dem Amte aber, in das er auf solche Weise tritt, wird er Gott dienen können.

6

In der Gemeinde hat der so verpflichtete Pfarrer das Apostolikum als Glaubensbekenntnis zu verlesen und auszulegen. Für Schrempf ist das das Zweite, was ihm die Pfarrersfrage drückend macht und ihn aus dem Amte hinaustrieb. Nachdem er eine Verpflichtung übernommen hatte, bei der es unklar blieb, wie sie eigentlich gemeint war, konnte das nicht ausbleiben. Ist dagegen die Verpflichtung in der angegebnen Weise begrenzt, und ist bei dem Pfarrer der gute Wille vorhanden, so sehe ich zwar Schwierigkeiten, aber solche, die sich überwinden lassen. Unter dem guten Willen verstehe ich freilich nicht die von Schrempf verspottete Gemütlichkeit, die alle Kanten abzuschleifen sucht, sondern den Willen, der der Sache Jesu Christi, daß Gott in den Menschen herrsche, alles andre entschlossen opfert.

Die Schwierigkeit knüpft sich daran, daß zwar ein Teil der Gemeinde das in dem Apostolikum ausgesprochne Wissen besitzt, der Pfarrer aber einiges davon nicht mehr. Wenn also der Pfarrer solche Sätze des Apostolikums verliest, so teilt er etwas mit, was andre erzählt haben und andre zu wissen meinen, er aber nicht. Diese Thatsache, daß er weniger weiß, als manche andre in der Gemeinde, darf er nicht verbergen. Er thut seine Pflicht, wenn er nicht in feierlicher Protestation, sondern bei passender Gelegenheit ausspricht, daß er in seiner jetzigen Verfassung zu einer Lehre oder einem Bericht über Christus nicht so stehe, daß er sagen könne, es sei das seine eigne Ueberzeugung. Dagegen hat er nicht die Pflicht, auseinanderzusetzen, was ihn in diese Lage gebracht hat, und verboten ist es ihm, durch

historische Kritik das Wissen, das der Gemeinde gegeben ist, zu erschüttern. Denn er soll nicht Theologie lehren, sondern dem Leben der Religion, der Herrschaft Gottes in den Menschen soll er dienen.

Wenn er nun erkennen läßt, daß er manches von dem Wissen nicht besitzt, das in dem Bekenntnis ausgesprochen ist und den Positiven in der Gemeinde feststeht, so kommt er in eine schwierige Stellung zu der Gemeinde sowohl, wie zu dem Bekenntnis, das er als Glaubensbekenntnis der Gemeinde gebrauchen soll. Hinter einem Teil der Gemeinde scheint er an religiöser Erkenntnis zurückzustehen, und mit dem Bekenntnis, das er als Glaubensbekenntnis gebraucht, scheint er nicht einig zu sein.

Es kommt aber, wie mir scheint, auf den Pfarrer selbst an, ob er das Erstere in einen Gewinn für sich selbst und für die Gemeide verwandeln will. Oft wird es ihn schmerzlich berühren, wenn Menschen, die er für aufrichtig fromm hält und mit denen er sich gern verständigte, sich befremdet von ihm abwenden. Ihn selbst wird es zwar nicht kränken, wenn andre auf ihn herabsehen, weil er nicht den rechten Glauben habe. Aber in seiner amtlichen Wirksamkeit wird es ihn doch vielfach hemmen. Solchen Leiden geht der Theolog unvermeidlich entgegen, wenn er der Wahrheit treu bleibt und sich vor den Menschen nicht fürchtet. Aber es wird immer so bleiben, daß man den Menschen nur dann von irgend einer Verkehrtheit helfen kann, wenn man für sie leidet. Deshalb wird der Pfarrer, wenn er weiß, daß er der Gemeinde etwas zu bieten hat, solche Leiden mit derselben Stimmung aufnehmen, wie Paulus die seinen. Er wird sich darüber freuen, daß er mit Christus leidet. In dieser Stimmung aber liegen auch die Kräfte, vor denen die feindselige Geringschätzung nicht Stand hält. Der Pfarrer, der solches leidet, befindet sich daher gegenüber der Verkehrtheit, die er bekämpfen will, in gar keiner schlechten Position. Er hat, als der Glaube in ihm erwachte, und als dieser Glaube durch das Feuer einer rücksichtslosen historischen Forschung ging, von Gott den Beruf empfangen, den Wahn zu bekämpfen, der für das Leben der evangelischen Gemeinden gegenwärtig die größte Gefahr ist. Er hat die geistigen Mittel, Menschen von dem schimpflichen Vorsatz loszubringen, sie wollten, um Christen zu sein, etwas für wahr halten, was sie nicht als wahr erkennen. Vor allem aber kann er in seiner eignen Person ein Mittel dazu werden. Wenn er für sich selbst jenen Vorsatz ablehnt und es geduldig trägt, daß die Frommen ihn deshalb ungläubig schelten, so hilft er diesen seinen verirrten Brüdern, sobald er sie fühlen läßt und sie zu der Anerkennung zwingt, daß Glaube in ihm lebt. Denn dann ist er selbst ihnen der lebendige Beweis dafür, daß Christenglaube nicht auf Berichten ruht, die man auch wieder erst glauben soll, damit sie einem helfen können, sondern auf einer Thatsache, die durch die Vermittlung dieser Berichte überzeugend in das Herz des Menschen hineindringt, auf dem persönlichen Leben Jesu, das durch seinen eignen Inhalt den Menschen zwingen kann, es in seiner geschichtlichen Wirklichkeit zu sehen. Diesen Dienst andern zu leisten und damit wirklich ein Zeuge Jesu Christi zu werden, ist das Ziel jedes Pfarrers, der es mit seinem Amte treu meint. Dem Theologen, der es ablehnt, in der üblichen Weise „positiv“ zu werden, wird jener Dienst erleichtert durch die Leiden, die ihm infolge dieser Weigerung in der Gemeinde auferlegt werden. Suchen aber die jungen Theologen in dem Amte etwas andres, als daß ihnen dieser Dienst ermöglicht werde, so ist es für sie besser, dem Amte fern zu bleiben.

7

Hat der Pfarrer so eine feste und klare Stellung zur Gemeinde gewonnen, so kann es für ihn nicht mehr schwierig sein, zur Bezeichnung des gemeinsamen Glaubens ein Bekenntnis zu gebrauchen, das seine Ueberzeugung und die andrer Gemeindeglieder nicht in allen Punkten ausdrückt. Er muß freilich sehen können, daß das Bekenntnis im ganzen ausspricht, was auch seine feste Ueberzeugung und sein Trost ist, und daß keine der im Bekenntnis enthaltenen Vorstellungen da, wo sie herrscht, das Leben des Glaubens hemmen muß. Dieses wird

auch Schrempf von dem Apostolikum nicht behaupten und jenes nicht in Abrede stellen. Wenn wir aber so über das Bekenntnis urteilen, so giebt es uns kein Aergernis weder bei der Taufe unsrer Kinder, noch bei seiner Anwendung im Gemeindegottesdienst. Im Gegenteil, die Differenzen, in denen wir zum Gemeindebekenntnis stehn, bewahren uns davor, aus ihm einen Götzen zu machen, wie ebenso die offen eingestandne innere Unmöglichkeit, in jedem Schriftwort den Ausdruck des eignen Denkens oder ein Gesetz für das eigne Denken zu sehn, uns davor bewahrt, aus der heiligen Schrift einen Götzen zu machen. Das erinnert uns immer wieder daran, daß die einzige in der Welt wirkliche und dem Menschen faßbare Macht, die unbedingte Hingabe von uns fordert, Jesus selbst ist, dessen persönliches Leben sich in keine Bekenntnisformel fassen läßt und nicht bloß in Dokumenten, sondern in den Personen seiner Zeugen überliefert wird. Haben wir seine Wirklichkeit empfunden und uns seiner Macht als der an uns herantretenden Macht Gottes mit freiem Herzen, mit unendlichem Vertrauen und in unbedingtem Gehorsam unterwerfen können, so sehen wir auch, daß es nichts andres giebt, dem der Christ sich völlig unterwerfen kann. Auf ein von andern gemachtes Bekenntnis kann sich der unbedingte Gehorsam eines Christen ebenso wenig erstrecken, wie auf die Sprüche eines Papstes. Mit dem Gemeindebekenntnis, es sei, wie es sei, befindet sich der einzelne Christ notwendig in Differenz, mag ihm das zum Bewußtsein kommen oder nicht. Denn wenn Gott aus einem Menschen einen Christen macht, läßt er ihn zwar erfahren, daß der Mensch nur in der Unterwerfung frei sein kann, nämlich in der völligen Unterwerfung unter den Gott, der sich ihm in dem persönlichen Leben Jesu offenbart. Aber zugleich macht er ihn neu und macht damit aus jedem Christen etwas Besondres. Der Glaube ist bei jedem Christen derselbe; denn der Herr ist derselbe, und der Glaube besteht darin allein, daß der Christ sich diesem Herrn, unbekümmert um seine eignen und andrer Menschen Gedanken, in die Hand giebt. Dagegen ist die Art, wie Gott sich finden und den Glauben entstehn läßt, bei jedem Menschen eine besondre, und ebenso die Art, wie die Gedanken des Glaubens zum Ausdruck gelangen. Denn die besondre Art des einzelnen Menschen wird zwar in der Welt geknechtet, aber in Gott wird sie frei.

Deshalb muß der einzelne Christ zwar dessen sicher sein, daß das Gemeindebekenntnis ihm dazu dienen kann, den Einen Herrn zu bezeichnen und den Einen Glauben auszudrücken. Daß aber diesen Dienst ihm alles leiste, was in dem Bekenntnis über Jesus berichtet oder als Inhalt der Erlösung ausgesagt wird, kann er nicht verlangen. Es wird einiges darin stehn, was ihm nicht dient, und andres wiederum wird er vermissen. Das ist unvermeidlich, wenn überhaupt in dem öffentlichen Kultus der Gemeinde eine überall gleiche Bekenntnisformel gebraucht werden soll. Der Pfarrer muß es wissen, und die Gemeinde muß unablässig darüber belehrt werden, welche Stellung der lebendige Glaube des Einzelnen notwenoig zu dem gemeinsamen Bekenntnis einnimmt. Das muß geschehn, wenn es wahr ist, was die Augustana sagt, daß die Christen vor allem wissen müssen, was Glaube sei. Jene Forderung ist also nicht ein Attentat auf den Bestand der evangelischen Kirche, sondern die ernste Durchführung einer Erkenntnis, die die Reformation erschlossen hat. Soll aus praktischen Gründen eine gemeinsame Bekenntnisformel gebraucht werden, so muß jeder in der Gemeinde vor dem Irrtum bewahrt werden, er solle sich bemühen, jeden Satz dieser Formel für wahr zu halten. Wer ihn zu einer solchen Bemühung verleitet, schädigt seine Seele und verdirbt bei ihm das, was ihm allein Kraft geben kann, den Glauben, d. h. die wahrhaftige Unterwerfung unter Gott. Wohl soll sich jeder fragen, ob ihm das Gemeindebekenntnis jene Dienste leisten kann, ihm den Herrn zu bezeichnen, dem allein er sich unterwerfen darf, und anzudeuten, was er als Erlösung erfahren und verstanden hat. Können wir diese Frage bei dem Apostolikum bejahen, so sehe ich nicht ein, daß uns eine sittliche Pflicht gebiete, nach einem andern Bekenntnis für den Kultus der Gemeinde, der wir angehören, zu verlangen.

Schrempf äußert seine sittliche Entrüstung darüber, daß wir

uns an dem Gebrauch des Apostolikums beteiligen, obgleich wir uns bewußt sind, in manchen Punkten nicht damit übereinzustimmen. Das klingt sehr erhaben. In Wahrheit fehlt diesem leidenschaftlichen Vorgehen die ruhige Ueberlegung. Denn wenn Schrempf andeutet, es müsse für den Kultus ein andres Bekenntnis gefunden werden, in dem sich wirklich die religiöse Ueberzeugung der Gemeinde frei bewegen könnte, so drängt er damit auf einen Weg, auf dem das Gegenteil dessen erreicht würde, was er erstrebt. Ein solches Bekenntnis würde uns noch viel drückender werden. Denn es würde daran mit viel größerm Nachdruck der Anspruch geknüpft werden, daß wir so denken sollen, wie es vorsagt. Das ist aber unmöglich. Wirklich freie Bewegung hat jeder Christ nur in seinem persönlichen Bekenntnis. Das Gemeindebekenntnis dagegen kann keinem Einzelnen in der Gemeinde das gewähren. Wenn man daher nach einem neuen Bekenntnis sucht, das diesen Anspruch mit mehr Recht als das Apostolikum erhalten soll, so wird der Einzelne nur um so nachdrücklicher zu unwahrem Wesen verleitet werden. Daher wollen wir ruhig bei dem kirchlichen Gebrauch des Apostolikums bleiben, so lange wir wissen, daß viele in der Gemeinde unbefangen mit seinen Vorstellungen einig sind. Wir wollen aber zugleich die Einsicht fördern, daß es Verleitung zum Bösen ist, wenn man den Leuten einredet, sie müßten, um Christen zu werden, sich vornehmen, diese Vorstellungen für wahr zu halten.

Schrempf hat offenbar deshalb so traurige Erfahrungen mit dem Apostolikum gemacht, weil er sich einbildete, das Gemeindebekenntnis müsse der genaue Ausdruck seiner eignen Ueberzeugung sein. Infolgedessen hat ihn beim Verlesen des Bekenntnisses seine Differenz mit einzelnen Sätzen beschäftigt und gequält, wie er es selbst anschaulich schildert.*) Das wäre nicht geschehen, wenn er nicht die sinnlose Forderung erhoben hätte, das Gemeindebekenntnis müsse das persönliche Bekenntnis des Einzelnen sein. Hätte er sich recht dazu gestellt, so würde er die Verlesung nicht mit den stillen Aeußerungen seiner Kritik begleitet haben, sondern mit den Worten: Du, Herr, bist damit gemeint, und jeder wahrhaft Gläubige in der Gemeinde denkt hierbei an Dich.

8

Indem wir Schrempfs Schilderung des kirchlichen Notstandes richtig zu stellen suchten, sind wir unwillkürlich dazu gekommen, Vorschläge zur Besserung zu machen. Das ist auch gar nicht anders möglich. Wenn wir an der Kirche, der wir angehören wollen, wirklich Schäden erkennen, so sehen wir auch, wie es anders sein sollte. Schäden aufzudecken, gegen die wir keinen Rat wissen, würde uns nicht einfallen. Wir würden uns dann vielmehr sagen müssen, daß wir uns vielleicht Schäden eingebildet oder sie auf jeden Fall nicht richtig erfaßt haben. Dann von ihnen öffentlich zu reden, wäre aber verkehrt, wenigstens wenn uns das Wohl der Kirche wirklich am Herzen liegt. Deshalb kann ich das Vorgehen Schrempfs nicht verstehen. Er will die schwersten sittlichen Schäden an der Kirche seiner Heimat enthüllen und thut das mit großer agitatorischer Kraft. Aber er will es dem Konsistorium überlassen, auf Besserung zu denken. Er beklagt sich mit leidenschaftlichen Worten über die innere Not, in die ihn die historische Forschung der Theologie versetzt habe. Aber daß die Kirche auf diese Forschung nicht verzichten dürfe, giebt er zu. Seinen Lehrer in dieser Forschung klagt er schwerer Pflichtverletzung an, weil er ihn nicht in den Stand gesetzt habe, mit seinen historischen Erkenntnissen im kirchlichen Amte eine einwandsfreie Stellung zu finden. Aber daß das nicht der Beruf des Historikers ist, daß im Gegenteil die historische Forschung durch die Rücksichtnahme auf solche Bedürfnisse Schaden leiden würde, weiß Schrempf auch. Dies allein würde auf die Annahme führen, daß er sich dafür begeistert, die Landeskirche zu sprengen. Da diese Kirche nach seiner Meinung ihre Kinder, vor allem redliche junge Theologen in ihren Umarmungen erstickt, so würde sie auch nichts Besseres verdienen. Aber derselbe Mann erklärt, daß er sich durch seine Differenzen mit dem Glaubensbekenntnis von dem Glauben der

*) Zur Pfarrersfrage, S. 49.

Kirche nicht geschieden wisse. Er will sich auch von ihr selbst nicht scheiden. In seiner dritten Rede, in der er sämtlichen Organen dieser Kirche den sittlichen Ernst abspricht, mahnt er zum Verbleiben in der Kirche, in der viel Gutes geboten werde, die zwar vor einer Entscheidungsstunde stehe, aber noch nicht verloren sei. Diese Haltung Schrempfs ist unklar, und bei einem Manne von seiner Erkenntniskraft darf man die Ueberlegung erwarten, ob diese Haltung sich sittlich rechtfertigen läßt. Eine Pfarrersfrage ist vorhanden. Wir müssen ihm dafür danken, daß er sie brennend gemacht hat. Aber wenn er keinen andern Weg einschlägt, so wird er mehr zerstören als er beabsichtigt, vielleicht die Landeskirche, mit größerer Wahrscheinlichkeit sich selbst.

Zwischen Schrempf und mir liegen theologische Differenzen, die bewirken würden, daß ein von ihm verfaßtes Glaubensbekenntnis mich nicht befriedigen würde. Aber ich finde nichts, was mich hinderte, dankbar von ihm zu lernen. Eine Kirche, die eine religiöse Aussprache wie die in seinen drei Reden nicht für sich verwerten könnte, müßte den Zugang zu der Quelle alles religiösen Lebens verloren haben. Wenn er dagegen uns und den Theologen, die wir unterrichten, die Teilnahme an dem kirchlichen Leben vergällen möchte, so lassen wir uns dadurch den Blick für die wirkliche Sachlage nicht trüben. So sind die Verhältnisse noch, daß die Leiter der evangelischen Kirchen in Preußen und Württemberg und viele von denen, die unsre theologischen Gegner sind, uns die religiöse Gemeinschaft nicht aufsagen, wenn wir rückhaltlos und ohne Selbstüberhebung unsre Stellung darlegen und daran mitarbeiten wollen, daß das Volk sehen lerne, was ihm in Jesus Christus gegeben ist. Ist aber das wahr, so ist es einfach unsre Pflicht, zu bleiben und die Probe abzulegen, ob wir nicht im Dienste Christi mit Gottes Hilfe einiges besser machen können als unsre Gegner.

W H

Die gegenwärtige sittliche Lage des Pfarrers

Aus Württemberg

Am 23. Januar hielt Lic. Schrempf in Tübingen unter lebhafter Beteiligung, namentlich von seiten der Studierenden der Theologie, einen Vortrag über das in der Ueberschrift bezeichnete Thema. Es sei mir gestattet, die Grundgedanken des Vortrags in Kürze anzugeben und einige Bemerkungen daran zu knüpfen.

Dem Redner war es vor allem angelegen, daß die Frage, die gegenwärtig die evangelische Kirche bewegt, richtig aufgefaßt werde. Mit Unrecht, sagte er, rede man von einer Lehr- und Bekenntnisfrage, vielmehr handle es sich durchaus um eine sittliche Frage der Personen. Der Streit, den man um die Geltung des Bekenntnisses führe, lenke die Aufmerksamkeit nur von der Hauptfrage ab, wie Glieder der evangelischen Kirche, die Zweifel am Bekenntnis haben, wie namentlich Pfarrer, bei denen dies der Fall ist, eine sittliche Existenz in der Kirche führen können. Er betonte, daß man sich auf den Boden der Thatsachen stellen müsse: es sei Faktum, daß viele Glieder der Kirche im Bekenntnis nicht mehr den richtigen, vollen Ausdruck ihres Glaubens sehen; man möge das bedauern oder sich darüber freuen, eine Thatsache sei es, die man nicht leugnen könne. Ebenso sei es aber Faktum, daß viele im Bekenntnis die richtige, adäquate Formulirung ihres Glaubens erkennen und unbedingt daran festhalten. Daraus ergebe sich eine Schwierigkeit im Leben der Kirche: wie nämlich solche Personen christlich innerhalb einer religiösen Gemeinschaft zusammen leben und zusammen wirken können. Diese Frage sei jetzt zu einer brennenden geworden, aber vorhanden sei sie schon lange, und schuld daran sei ein altes Versäumnis, das schon von der Reformation herrühre.

Schrempf zeigte nun in einer sehr interessanten Ausführung, wie die Reformation hier einen Mangel aufweise. Luther hat sich von der Kirche losgesagt, die ihren Gliedern eine objektive Wahrheit darbot und ihnen nur die Verantwortung dafür überließ, wie sie diese Wahrheit benützen wollten; er hat die Verantwortung für das, was er als Wahrheit erkenne, auf sich selbst genommen. Aber die Schwierigkeit, die damit gegeben

war, wie nämlich Personen, deren jede diese Verantwortung selbst trage, eine religiöse Gemeinschaft bilden können, hat er nicht erkannt. Denn er hat wohl für sich selbst die Freiheit der Wahrheitserkenntnis in Anspruch genommen und sich geübt, aber andern hat er sie nicht zugestanden, vielmehr sofort wieder eine Autorität, die der heiligen Schrift, aufgerichtet. Und doch hätte er wohl merken können, daß auch durch diese Autorität dem Einzelnen die Verantwortung für seine Wahrheitserkenntnis nicht abgenommen sei, denn es gab ja keine anerkannte Norm für die Auslegung und Benutzung der heiligen Schrift. Zwingli berief sich gerade so wie Luther auf die Bibel; wer hatte nun mit seiner Benutzung der Bibel recht? Diese Schwierigkeit zu bemerken hinderte Luther sein Unvermögen, Gegner gerecht zu beurteilen. Die Folge davon war, daß keine auf einem neuen Prinzip beruhende Kirchengemeinschaft entstand, sondern die alte Art der religiösen Gemeinschaft nur unter neuen Formen fortgesetzt wurde. Das ist nun auch im reformatorischen Kirchenbegriff zum Ausdruck gekommen. Die Kirche ist nach Artikel 7 der Augsburgischen Konfession da, wo das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut des Evangeliums gereicht werden. Fragt man nun, wo das reine Evangelium und der rechte Gebrauch der Sakramente ist, so kann hier die Konkordienformel ergänzend eintreten, nach der die alleinige Regel und Richtschnur, wonach alle Lehren beurteilt werden sollen, die prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments sind. Aber wer hat die richtige Auslegung dieser Schriften? Hierüber besteht keine Einigkeit in der Kirche, denn es ist keine anerkannte Norm da. Für uns kommt noch eine weitere Schwierigkeit dazu, die Bibelkritik, über deren Grundsätze ebenfalls kein Einvernehmen herrscht, während kaum eine Theologie in der Gegenwart leugnet, daß die Bibel überhaupt irgendwie mit Kritik behandelt werden müsse. So ist denn unsre Situation die: jede theologische Richtung hat, wenn man sie hört, die rechte Schriftauslegung und -Kritik und das reine Evangelium; hört man aber ihre Gegner, so hat sie es nicht, ihre Exegese und Kritik ist unbiblisch oder willkürlich oder fleischlich, nicht pneumatisch. Wo ist also die Kirche? Sie ist — überall und nirgends. Der Fehler im Begriff der Kirche ist also klar. Die Schwierigkeit, die durch das Zusammenleben religiöser in ihrer Wahrheitserkenntnis freier Persönlichkeiten entstehen muß, ist nicht erkannt und darum auch nicht gelöst.

Nun ging der Redner dazu über, den gegenwärtigen Zustand in der Kirche zu schildern und die Stellung, die die Wissenschaft, ferner die Laien und die Geistlichen in ihr einnehmen, zu beschreiben. Wir halten uns nur an dem letztern Punkt auf. Er machte darauf aufmerksam, daß der Pfarrer eine Doppelstellung einnehme, indem er einerseits freier Zeuge Jesu ist, „Botschafter an Christi Statt," worauf ihn auch die Kirche in der Ordination und Investitur hinweist, andrerseits Beamter der Kirche; als solcher hat er das Bekenntnis der Kirche zu bekennen und ihre Religionsbücher, die ganz den Geist der Orthodoxie atmen, sowie die Liturgie, in der die Orthodoxie etwas gemildert ist, zu gebrauchen. Sein Rat an die Studenten der Theologie ging nun dahin, vorausgesetzt, daß sie Zweifel am Bekenntnis haben, sich genau darüber zu unterrichten, was die Kirche von ihren Dienern verlange, die Verpflichtung, die sie übernehmen, die Religionslehrbücher und die Liturgie, die sie gebrauchen müssen, genau anzusehen und dann sich wohl zu überlegen, ob sie ohne Gewissensverletzung in den Dienst der Kirche treten können, die diese Anforderungen stelle; auch dann sollen sie sichs überlegen, wenn sie einen Ruf in sich fühlen, Zeugen Jesu Christi zu werden. Sie sollen sich fragen, ob die Religion der Kirche auch ihre Religion sei (eine Frage, die nicht ohne weiteres mit Ja beantwortet werden könne); wäre dies nicht der Fall, so dürften sie keinesfalls Diener der Kirche werden, denn sonst müßten sie in ihr wie Missionare für eine andre Religion werben, und das sei ganz unzulässig. Finden sie aber, daß ihre Religion dieselbe sei, wie die der Kirche, so sollen sie untersuchen, ob die Kirche die Punkte, in denen sie abweichen, als Nebenpunkte kennzeichne. Dies thue nun die Kirche zwar nicht in der Theorie, aber vielfach in der Praxis, und in den meisten Fällen können daher vom Bekenntnis abweichende Theologen wirklich annehmen, daß sie nur in Nebendingen abweichen. Aber selbst in diesem Fall erklärte es der Redner für bedenklich, sich für den Kirchendienst zu entscheiden, da man sich auch dann nur durch eine teleologische Suspension des Sittlichen rechtfertigen könne, mit andern Worten, durch den Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Schrempf erklärte zwar, daß er diesen Grundsatz nicht für absolut verwerflich halte: „ich selbst," fügte er hinzu, „werde mich seiner nicht mehr bedienen." Jeder Einzelne müsse sich jedenfalls dessen wohl bewußt sein, daß es ein gefährlicher Grundsatz sei, und er möchte den Theologen raten, trotz allem lieber nicht in den Dienst der Kirche zu treten, als eine partielle Unwahrhaftigkeit auf sich zu nehmen. Dabei mögen sie sich aber wohl hüten vor irgend welchem agitatorischen Vorgehen: nicht gemeinsame Resolutionen fassen oder Petitionen einreichen, überhaupt nichts thun, um einen Druck auf die Kirche auszuüben, vielmehr solle jeder Einzelne, der Bedenken gegen den Kirchendienst hat, für sich erklären: ich kann nicht. Je bescheidner und anspruchsloser das geschehe, um so mehr sei zu hoffen, daß, wenn sie Ernst machen mit ihrem Verhältnis zur Kirche, auch die Kirche mit der Zeit mehr Ernst zeigen würde als bisher und so auch ihren Dienern eine befriedigendere sittliche Stellung verschaffe, als die sei, die sie jetzt einnehmen. —

Mit lautloser Stille hatte die Versammlung dem fast anderthalbstündigen Vortrage zugehört, und man konnte wohl merken, welch tiefen Eindruck er auf die Zuhörer gemacht hatte. Wer dabei zugegen gewesen ist, wird schwerlich der Meinung sein, der Fall Schrempf sei abgethan, und kann sich nur wundern über die wohlfeilen Redensarten von Subjektivismus und Individualismus, mit denen man über den Mann und die Sache hinweggehen will; wer sich davon überzeugt hat, mit welcher Aufmerksamkeit und innerer Ergriffenheit eine Versammlung von mehreren hundert Personen Schrempf zuhörte, wird schwerlich glauben können, daß sein Einfluß im Abnehmen begriffen sei und sein Auftreten nichts mehr zu bedeuten habe. Doch nicht um die Person ist es mir zu thun, sondern um die Sache, und da wird man sagen müssen: mit unwiderleglicher Klarheit und Deutlichkeit hat Schrempf gezeigt, daß die gegenwärtig schwebende Frage eine sittliche Frage ist, bei der es sich darum handelt, wie Personen, deren Stellung zum Bekenntnis der Kirche nicht die gleiche ist, in religiöser Gemeinschaft leben können, ohne daß einem Teile eine Verleugnung des Wahrheitssinnes zugemutet wird, insbesondre aber darum, wie Pfarrer, die das Bekenntnis der Kirche nicht in allen Teilen für zutreffend halten, im Amt sein können, ohne daß ihre sittliche Persönlichkeit Schaden leidet.

Daß man diese Frage nicht lösen kann, wenn man nur von dem unveräußerlichen Bekenntnisstande der Kirche ausgeht und nur von dem Recht der Gemeinden auf das Bekenntnis redet, dürfte klar sein. Denn keine Frage kann so gelöst werden, daß man nur der einen Seite Recht zugesteht und der andern Seite einfach zumutet, sich zu fügen, und sie für rechtlos erklärt. So wenig sich die soziale Frage lösen läßt, wenn man bloß auf seiten der Arbeiter Rechte und wohlbegründete Ansprüche sieht, so wenig läßt sich die „Pfarrerfrage" lösen, wenn man nur von Rechten der Gemeinde weiß. Und es ist das keine Uebertreibung: denn was von positiver Seite in der Bekenntnisfrage geltend gemacht wird, kommt immer wieder darauf hinaus, daß der Pfarrer der rechtlose Knecht der Gemeinde sein soll. Die Gemeindeglieder haben ein Recht, sich sittlich und religiös zu entwickeln, im Glauben befestigt und erbaut zu werden, und der Pfarrer soll in erster Linie ihnen hierzu Dienste leisten; der Pfarrer selbst aber hat kein Recht, sich sittlich und religiös zu entwickeln, denn wenn er mit dem Bekenntnis der Kirche nicht ganz einverstanden ist, so ist er im Unrecht und hat einfach die Pflicht, seine Ueberzeugung zu verbergen und sich so weiter zu entwickeln, daß er die Wahrheitserkenntnis, die er gewonnen zu haben glaubt, beständig zurückzunehmen bestrebt ist. Mit andern Worten: die sittliche Persönlichkeit des Pfarrers ist rechtlos.

Daß das ein unhaltbarer Zustand ist, sollte in der evangelischen Kirche anerkannt werden. Der Geistliche hat in einer

Kirche, die sich rühmt, ihren Gliedern Freiheit vom Zwang menschlicher Satzungen zu geben, das Recht, zu verlangen, daß auch seine sittliche und religiöse Persönlichkeit nicht einem unwürdigen Joch unterworfen werde, sondern sich frei entwickeln dürfe. Selbst wenn man dabei die stillschweigende Voraussetzung macht, daß das Ziel einer normalen Entwicklung eine positive Stellung zur Lehre der Kirche sei, das, was man Bibel- und Bekenntnisgläubigkeit heißt, selbst dann muß den vorausgehenden Stadien dieser Entwicklung ein Recht eingeräumt werden, denn nur dann kann sie in gesunder normaler Weise vor sich gehen, während, wenn man ihr den Hauptfaktor, die Freiheit, raubt, wenn ein beständiger äußerer und innerer Druck auf ihr lastet, krankhafte Erscheinungen nicht ausbleiben können, die die sittliche Persönlichkeit schädigen. Soll aber eine solche normale Entwicklung möglich sein, so muß die Verwirrung der Gewissen aufhören, die dadurch geübt wird, daß die Kirche nach dem Buchstaben des Rechts die Wirksamkeit ihrer Diener nur zuläßt unter der Bedingung der Uebereinstimmung mit den Bekenntnissen, dagegen unter der Hand davon dispensirt, wenn man nur in der Oeffentlichkeit nichts davon verlauten läßt.

Die Kirche muß daher eine Lösung anstreben, bei der die sittliche Persönlichkeit des Pfarrers die Achtung und den Schutz erhält, den sie beanspruchen kann. Will sie das Recht der Gemeinden auf das Bekenntnis, so wie es jetzt als ein begründetes und unverletzliches angesehen wird, aufrecht erhalten, so muß sie ihre Theorie auch in der Praxis wirksam machen, indem sie nur bekenntnisgläubige Geistliche anstellt. Dies natürlich nicht so, daß sie den Glauben und das Bekenntnis des Einzelnen untersucht, aber so, daß sie es jedem ins Gewissen schiebt und deutlich erklärt: nur der unbedingt Bekenntnistreue hat ein Recht, in der Kirche zu lehren, alle andern, wenn sie sich doch ins Amt drängen, thun es auf eigne Gefahr, die Kirche übernimmt keine Verantwortung dafür. Das ist die sittliche Konsequenz des Festhaltens am Bekenntnis.

Will dagegen die Kirche den gegenwärtigen Thatbestand aufrecht erhalten, wonach auch solche Geistliche in ihr lehren dürfen, die eine abweichende Stellung zu manchen Teilen des Bekenntnisses einnehmen, so darf sie das nicht länger als bloße Verwaltungspraxis üben, denn dadurch wird das Recht ihrer Diener auf Achtung und würdige Behandlung ihrer sittlichen Persönlichkeit verletzt, sondern sie muß sich entschließen, es öffentlich auszusprechen, daß man ihr Diener sei und das Evangelium verkündigen kann, ohne in allen Stücken das Bekenntnis der Kirche für den genauen Ausdruck des Glaubens zu halten.

So wie die Dinge gegenwärtig stehen, ist freilich diese Lösung kaum zu hoffen, denn die „Positiven" thun in ihrem Bekenntniseifer alles, um eine Verständigung in dieser Richtung unmöglich zu machen und den Pfarrern, die sich religiös als Glieder der Kirche fühlen und wissen, ohne doch mit dem Bekenntnis in allen Teilen übereinzustimmen, das Bleiben im Kirchendienste sittlich unmöglich zu machen.*) Ob aber die Kirche, wenn sie diese Elemente zum Ausscheiden genötigt hat, auf der objektiven Wahrheitsgrundlage des Bekenntnisses sich als eine lebendige Gemeinde wird erbauen können? Wir bezweifeln das. Das Volk Israel ist mit seinem Schriftglauben und seinem Gesetzeseifer zu Grunde gegangen, weil es die Fähigkeit verloren hatte, die Wahrheit persönlich zu nehmen und unter ihren Ernst, der in Jesus ihm entgegentrat, sich zu beugen.

Mögen die, die die Macht haben, nicht durch die Rücksicht auf menschliche Ordnungen, auch nicht durch Furcht vor Massenaustritten aus der Kirche sich bestimmen lassen, sondern allein durch die Erwägung, welche Lösung der evangelischen Kirche würdig und dem Geiste Christi gemäß ist!

*) Es giebt doch auch viele „Positive", die sehr wohl zu unterscheiden wissen und die Einigkeit im Geist auch mit solchen pflegen, die der Ueberlieferung freier gegenüberstehen und doch glauben. Nur hört man freilich ihr Geschrei nicht auf den Gassen. Aber auf diesen Positiven ruht zum guten Teil die Zukunft unsrer Kirche. D H

Nachwort des Herausgebers

Der vorstehende Artikel hat eine willkommne Ergänzung und Beantwortung in den vorausgehenden Ausführungen Professor Hermanns gefunden. Es seien mir gleichwohl einige Bemerkungen dazu gestattet.

Der öffentliche Streit um den Apostolikumartikel Professor Harnacks steht unter dem Zeichen der Ebbe. Aber wie er in vielen Gemütern und Verhältnissen noch nachzittert und nachwirkt, so ist insbesondre in den Kreisen der theologischen Jugend die Gährung und Erregung noch groß. Und zwar hat diese Erregung, wie ich keinem Kundigen zu sagen brauche, seine letzte Ursache gar nicht in dem Votum Professor Harnacks, das ja zunächst als mündlich abgegebnes nur beruhigend gewirkt hat und auch als gedrucktes erst durch die Behandlung, die es erfuhr, zu dem Kriegsruf geworden ist, von dem eine Zeit lang alles wiederhallte: nein, ihren Ausgang hat die Unruhe von dem Fall Schrempf genommen. Und wie es scheint, wird der Name Schrempf es sein, an den die weitere Auseinandersetzung der Gegensätze geknüpft bleibt. Man mag den Mann beurteilen wie man will, die Thatsache steht fest, daß er auf eine Wunde am Körper unsrer evangelischen Kirchen den Finger gelegt hat, die nun schmerzen wird, bis sie geheilt ist.

Die Christliche Welt hat bewiesen und wird es ferner beweisen, daß sie sich vor der von Schrempf ans Licht gezognen Frage nicht fürchtet. Wir haben auch gar keine Ursache dazu. Sind wir dessen fröhlich und gewiß, daß wir das Evangelium haben, daß wir unsern Gott haben, daß wir damit Glieder der ewigen wahren Kirche sind, so werden wir mit den Nöten, die uns unsre irdischen Kirchengemeinschaften mit ihrer unvollkommnen Art machen, auch noch fertig werden. Mag das Vorgehen Schrempfs, die Einseitigkeit, mit der er die Pfarrersfrage gestellt und Antwort gefordert hat, manchem unbequem sein, genug, die Frage ist auf dem Plan, und das geschieht nicht ohne Gottes Willen. Er wird uns, wenn wir ihn darum bitten und aufrichtig sind, auch die rechte Antwort schenken. Daß die Christliche Welt die ganze Antwort schon hätte, nehmen wir nicht in Anspruch. Aber so gewiß uns der von Schrempf so lebhaft empfundne Notstand niemals ganz fremd und unbekannt gewesen ist, und wir eben durch unser Blatt an seiner Hebung still und bewußt immer an unserm Teil mit gearbeitet haben, so gewiß haben wir keine Ursache, jetzt zu klagen oder zu verklagen. Man schreibt mir von unlautern Motiven, die Schrempf bei seinem ganzen Verhalten bestimmen, von dem unberechenbaren Schaden, den er anrichte. Nun, ins Herz kann ihm niemand sehen; seine Person ist mir prinzipiell gleichgiltig; von dem, was er gesagt und gethan, billige ich vieles nicht, aber ich habe bisher keine Ursache gefunden, weshalb ich es nicht ernst nehmen sollte; den Schaden, den sein Auftreten etwa anrichten könnte, gilt es mit vereinten Kräften abzuwenden. Ich bin sehr erfreut, daß Herr Professor Herrmann, wie der vorhergehende Artikel zeigt, nicht anders zu Person und Sache steht wie ich. Die Verantwortung, die Schrempf auf sich nimmt, indem er vom Protest des Leidens zum Protest der That, der öffentlichen Rede, der Agitation übergeht, ist ja groß. Möge er sich ihrer bewußt sein! Möge er nicht selbst seiner Sache noch schaden! Vorläufig hat der Mann nichts gethan, wozu die Berechtigung ihm abzusprechen wir irgend in der Lage wären. Nur ist er uns bisher leider sehr vieles schuldig geblieben, was seinem Thun erst den vollen reformatorischen Wert geben würde.

Die Studenten, Kandidaten und jungen Pfarrer sind es, denen diese Verhandlungen vorläufig am meisten an die Seele gehen. Sie sollen nicht meinen, Schrempf allein kenne ihre Not und trage sie auf dem Herzen. Und noch soll sich erst ausweisen, ob er es ist, der Hilfe hat. So viel ich sehe, ist seine Antwort weder religiös noch moralisch genügend.*) Moralisch nicht, weil er die Bedingungen nicht erschöpfend würdigt, unter denen überhaupt Gemeinschaft von Gottesverehrung in einer irdischen Kirchengemeinschaft möglich ist.

*) In der Allgemeinen Zeitung hat der Straßburger Professor der Philosophie, Theobald Ziegler, Schrempf neuerdings als religiösen Genius gefeiert (Nr. 25, Beilage). Ich gönne Schrempf von Herzen, daß er Anerkennung findet. Aber hat Ziegler Vollmacht, über den religiösen Beruf eines Mannes zu urteilen? Diese Vollmacht zu prüfen werden wir Gelegenheit haben, wenn seine in Frankfurt a. M. gehaltenen Vorträge über „Religion und Religionen" im Druck vorliegen.

Religiös nicht, weil es doch in letzter Instanz Gott selbst verantwortet, daß wir eine solche Last der Ueberlieferung auf unsern Herzen und Gewissen tragen müssen.

Und ich sehe eine religiöse und moralische Notwendigkeit für unser gegenwärtiges Theologengeschlecht darin, daß es durch diese innern Kämpfe hindurch muß. Es darf uns gar nicht leicht gemacht werden, als moderner Mensch der christliche Pfarrer moderner Menschen zu werden. Daß gleichwohl auch nach meiner Ansicht an den Ordnungen unsrer äußern, irdischen Kirchengemeinschaften gar vieles der Reform bedürftig und fähig ist, brauche ich kaum zu wiederholen. Unsre Kirchenbehörden haben hier große ernste Aufgaben vor sich, aber über Nacht können sie die auch nicht lösen. Also Geduld, Mitarbeit und treues Gebet zu dem Gott, der auch in diesen Nöten Wollen und Vollbringen geben muß.

Wenn aber endlich, wie ich aus mancherlei Zuschriften ersehe, vielfach von Seiten der jüngern Theologen ihren Professoren der Vorwurf gemacht wird, daß diese sich um die Schwierigkeiten, unter denen sie ins Amt eintreten, nicht genug kümmern, so mag das ja von einzelnen gelten. Wie aber im Kreise unsrer akademischen Freunde die Pfarrersfrage als Gewissensfrage auch der Professoren empfunden wird, beweisen die beiden Hefte zur Christlichen Welt (Nr. 4 und 6), die Herrmann und Kaftan geschrieben haben, beweist die bekannte Schrift von Achelis, beweist die ganze Zeit- und Streitschriftenlitteratur dieser Tage. Die letzte innere Entscheidung kann kein Professor seinem Schüler abnehmen; Gott wird dem, der aus redlichem Studium und lebendigem Glauben heraus das geistliche Amt begehrt, die Freudigkeit geben, den Kampf mit den vorhandnen Schwierigkeiten aufzunehmen. Mögen die jungen Theologen, die diese Schwierigkeiten am tiefsten empfinden, sich nicht verleiten lassen, mit schnellem Entschluß den erwählten Beruf aufzugeben! Wer keinen innern Zug dazu hat, der freilich soll davonbleiben. Für ihn ist das Amt zu schwer. Aber die den innern Zug haben und die Schwierigkeiten sehen, sollen ihnen fest ins Auge schauen. „Die Pfarrersfrage" lösen, das müssen mit Gottes Hilfe die Pfarrer selbst thun.

Diese aber in und mit der Gemeinde! Gott schenke uns gläubige Gemeinden, so wäre die Pfarrersfrage bald gelöst!

R

Eine neue „Quelle" über Luthers Tod

Mit dem Märlein von Luthers Selbstmord waren im ultramontanen Lager doch nur schlechte Geschäfte zu machen; der anständigere und vorsichtigere Teil ihrer Presse lehnte mehr oder weniger entschieden Majunkes Entdeckungen als fragwürdige ab und hatte nicht Lust, für eine so faule Sache sich zu engagiren. Aber Luthers Tod scheint ihnen doch keine Ruhe zu lassen; der alte treuherzige Bericht der Augenzeugen muß es sich wieder aufs neue gefallen lassen, als bewußte Fälschung denunzirt zu werden, und eine neue, natürlich sehr wertvolle und glaubwürdige Quelle muß dafür den Beweis liefern. Die Germania bietet in ihrem Sonntagsblatt vom 22. Januar ihren Lesern diese Neuigkeit als Sonntagsfreude. Da wir befürchten müssen, daß der betreffende Artikel alsbald im katholischen Deutschland weitere Verbreitung finden und schließlich auch wieder evangelische Leser düpiren könnte, so wird es gut sein, ihn schleunigst in die ihm gebührende Beleuchtung zu rücken.

Der neue Zeuge ist die der Lutherforschung in einer Reihe von Bruchstücken längst bekannte, „jüngst" aber (d. h. 1891) vom Stuttgarter litterarischen Verein vollständig veröffentlichte Chronik des Hildesheimer Prälaten Johann Oldecop. Derselbe, zehn Jahre jünger als Luther und einst (1515) sein Schüler in Wittenberg, hatte sich frühzeitig der Reformation feindlich gegenübergestellt, war katholischer Geistlicher geworden, was ihn nicht hinderte, jahrelang im Dienste des kaiserlichen Vicekanzlers Balthasar Merklin (des erwählten Bischofs von Hildesheim) politisch thätig zu sein; von 1531 bis 1574 lebte er in seiner Vaterstadt Hildesheim als Domscholaster, später

als Dekan; er sammelte seine Lebenserinnerungen in den letzten Jahren seines Lebens zu einer für hildesheimische und niedersächsische Geschichte nicht unwichtigen, besonders auch kulturgeschichtlich wertvollen Chronik. Da findet sich denn auch (S. 249 des Druckes) sein Bericht über Luthers Tod. Die Germania druckt ihn niederdeutsch, dann auch in hochdeutscher Uebertragung ab und fügt folgende Schlußbetrachtung hinzu:

> Luther ist plötzlich gestorben. Plötzlicher Tod kann dem Besten begegnen. Zu Luthers Zeit wurde plötzliches Sterben als schlimm gedeutet. Die Heiligen der katholischen Kirche sterben insgemein nicht plötzlich, sondern unter Gebet und Beistand der Freunde, Schüler ꝛc. Das eigentliche Facit besteht aber darin, daß Oldecops Bericht die anders lautenden Berichte des Justus Jonas ꝛc. zu Lügenberichten stempelt. Warum sagten letztere gegen besseres Wissen die Unwahrheit? Sie haben wie im Leben so beim Tode Luthers Fürst und Volk getäuscht und täuschen müssen.

Diesen Effekt erzielt die Germania durch folgende Kunstgriffe:

1. Sie täuscht ihre Leser über den Charakter ihrer neuen Quelle, unter Verweis auf die Ausführungen des Herausgebers K. Euling über deren geschichtlichen Wert und den „urteilsfähigen und ehrenhaften" Verfasser, indem sie gerade die beiden hier allein in Betracht kommenden Bemerkungen Eulings verschweigt: a) als Geschichtsquelle sei er fast ohne Wert für uns, soweit er aus Cochleus, Fontaine und Gennep ausschreibe (Oldecop sagt nämlich S. 17: soweit er nicht selbst dabeigewesen, seien für Luthers Lebensgeschichte Cochleus, Fontanus und die Epitome Jaspar Genneps seine Quelle); und b) Oldecop erweise sich als „sehr leichtgläubig, falls er etwas den Urhebern und Anhängern der Reformation Ungünstiges in Erfahrung brachte." Die Germania wird selber wissen, daß gerade diese beiden Sätze aus des Herausgebers Charakteristik jener Chronik hier in Anwendung kommen, aber eben von diesen verrät sie ihren Lesern nichts.

2. Sie täuscht ferner die Leser über den Charakter speziell des Oldecopschen Berichtes über Luthers Tod, indem sie in ihrem Abdruck seine Schmähworte gegen Luther wie besonders gegen Jonas vorsichtig tilgt; auch die Roheit seines Vergleichs des Todes Luthers mit dem angeblich scheußlichen Ende des Arius dadurch umgeht, daß sie statt wörtlicher Mitteilung der Stelle ein lind umschreibendes Referat einsetzt. Dadurch verwischt sie den ganzen Charakter des Berichts: aus dem haßsprühendem Bericht eines persönlichen Feindes der Wittenberger ist das objektive Referat des „urteilsfähigen und ehrliebenden" Historikers geworden.

3. Sie täuscht die Leser weiter, indem sie den Satz fortläßt, aus dem jeder, der wenn nicht die Quelle, so doch Majunkes berühmte Selbstmordschrift kennt, sofort wissen könnte, daß Oldecops Quelle, mittels deren er, und die Germania mit ihm, Jonas zum Lügner stempeln will, der in der Ausgabe des Cochleus von 1565 beigefügte böswillige Bericht eines „Mansfelders Bürgers" ist. Denn die hier enthaltene Erzählung von dem Apotheker, seinem Klystier u. s. w. ist fast wörtlich dorther entnommen. Die Germania ist klug genug gewesen, diesen die Quelle für Oldecop verratenden Passus nur durch Punkte und eine allgemein gehaltne Bemerkung anzudeuten. Hätte sie ehrlich gesagt: Oldecop schreibt, ohne selber etwas von Luthers Tode zu wissen, jenen Bericht bei Cochleus aus und behauptet nun, dieser sei richtig, der des Augenzeugen Jonas dagegen falsch, dann wäre jeder Verständige sofort orientirt gewesen.

4. Sie täuscht ihre Leser, indem sie zu Oldecops Worten von dem Incubus, der Luthers Tod verkündigt, in einer zahmen Anmerkung nur von „dem bösen Geiste" redet, der Luther seine irrigen Lehren eingab; Seite 18 hat vielmehr Oldecop auch berichtet, „wie Luther von dem unreinen Geist Incubus soll geboren sein"; aber der „urteilsfähige" Berichterstatter sollte den Lesern des Sonntagsblattes nicht genommen werden, darum mußte die Mär von dem „actu diabolico von Margarethe Luther empfangenen" Wechselbalg ihnen leider verschwiegen bleiben. Wir können die Urteilsfähigkeit des braven Oldecop noch weiter durch die Mitteilung illustriren, daß nach ihm Bugenhagens Vater ein Jude war, der wegen Marterung des heiligen Sakraments in Spandau vom Kurfürsten Joachim I. verbrannt wurde

(S. 33), und daß Luther gar nicht wirklich in Ordensangelegenheiten nach Rom pilgerte, sondern weil er den Papst bitten wollte, ihm zu gestatten, zehn Jahre lang Mönchsgewand abzulegen und in Italien zu studiren (S. 31).

5. Daß die Germania sich selbst und ihre Leser endlich auch in den stolzen Schlußworten, die wir wörtlich mitgeteilt haben, täuscht, bedarf demnach nicht erst längern Nachweises.

G K

Huttens letzte Tage

Eine Dichtung von Conrad Ferdinand Meyer

Kein neues Werk ist es, wofür ich das Interesse der Leser gewinnen möchte, sondern ein längst bekanntes. Schon liegt die achte Auflage vor. Es hat also bereits einen Siegeszug hinter sich. Und doch ist es nicht zu spät, hier noch einmal von ihm zu reden. Es ist nie zu spät und nie überflüssig, der wirklichen echten Schönheit Freunde zu werben und dankbar Zeugnis abzulegen, wenn ein Dichter uns unvergängliche Freuden bereitet hat. In unsrer Zeit, die sich als eine Epigonenepoche fühlt, ist es geradezu eine Pflicht, die Dankbarkeit zu wecken und zu pflegen für die Männer, die wir haben. Laßt uns nur erst einmal alles von ihnen lernen, was wir lernen können, anstatt immer sehnsüchtig nach dem Propheten der Zukunft auszuschauen oder uns zu Männern der Vergangenheit zu flüchten. Der Mann, von dem ich hier schreibe, ist einstweilen verstummt. Er leidet unter schwerer Krankheit, und wer weiß, ob es ihm gegeben sein wird, noch einmal zu uns zu reden. Zu denen, die durch sein Geschick zu tiefer Teilnahme erregt worden sind, gehört auch der Schreiber dieser Zeilen, der ihm mehr als gewöhnliche Erhebung und Erfrischung verdankt.

Wie alles, was Conrad Ferdinand Meyer geschrieben hat, so erfordert auch das vorliegende Werk eine besondre Art von Lesern. Die Hauptkunst unsers Dichters besteht darin, mit sehr geringen Mitteln große Wirkungen zu erzielen. Mit einer fast peinlichen Knappheit und Sparsamkeit bringt er eine überraschende Gedankenfülle zum Ausdruck. Bei dieser konzentrirten Art der Darstellung versteht sich von selbst, daß kein Wort überflüssig ist. In jeder noch so geringen Wendung steckt ein feiner oder bedeutender Gedanke. Daraus folgt, daß es einer gesammelten, aufmerksamen Lesung bedarf, um die ganze Fülle und Reife solcher Dichtung in sich aufnehmen zu können. Darum ist eine Schrift von Meyer recht nur zu genießen, wenn man sie laut liest. Denn nur so wird man die plastische Schönheit und Musik dieser Rede würdigen können. Er ist kein papierner Dichter!

Ganz besonders treffen diese Dinge bei seinem „Hutten" zu. Hier hat er sich noch eine besondre Fessel angelegt, indem er statt der ihm so herrlich fließenden Prosa Verse gewählt hat, gereimte fünffüßige Jamben. Es giebt kaum ein Metrum, das stärker der Gefahr der Monotonie ausgesetzt wäre. Die Schillerjamben ohne Reime fließen ja ganz anders, als diese Verspaare, deren jedes ein kleines Ganze bildet. Man könnte leicht den Eindruck des Zerhackten bekommen. Diese Gefahr hat der Dichter vermieden und damit seine Kunst in glänzender Weise bethätigt. Freilich es bedarf auch eines gutens Vorlesers, um die Schattirungen und Wellenbewegungen hervortreten zu lassen, die der musikalische Dichter und Leser hinein- oder herausfühlt. Es fällt nicht aus dem Rahmen der Christlichen Welt, über die dichterische Form eines Werkes zu reden, denn es ist ein falsches Vorurteil, daß man den Inhalt wirklich ganz in sich aufnehmen könne, während man das Kleid, das ihm der Künstler angelegt hat, vernachlässigt.

Freilich ist es ja nun doch besonders der Inhalt, um dessen willen wir diese Dichtung immer lieben werden. Weil wir trotz all seiner Schwächen diesen Hutten lieben, diesen Ritter vom Schwert und von der Feder, darum werden wir stets dem Meister danken, der uns seine Gestalt in unvergleichlichen Pinselstrichen vor die Seele zu zaubern gewußt hat. Und zwar so, daß bei aller geschichtlichen Treue doch die Seele gerade eines modernen Menschen durch diese Schilderung aufgerührt wird. Meyer zeigt uns kein Idealbild, er zeichnet uns den

„Menschen mit seinem Widerspruch," den streitbaren Humanisten, in dessen weltfreudige Seele das Wort Luthers mit seinem nie geahnten Ernst wie ein Blitz hineingeschlagen ist. Sein wildes Leben zieht in bunten, grellen Bildern an uns vorüber, aber wir empfinden, daß seine Flecken ausgelöscht sind durch die bittere Sühne seines tötlichen Leidens, und daß sie vollends verbleichen müssen vor dem Allbezwinger Tod, dessen Schwingen ihn schon überschatten. Ueberhaupt ist dies das gewaltig Stimmungsvolle an diesem Werk, daß ein gebrochner, dem Tode geweihter Mann vor unsern Augen sein ganzes Leben innerlich noch einmal durchlebt, daß aus der ausgebrannten Feuerstätte immer noch — wenn auch nur auf Augenblicke — die alten Flammen in lodernder Pracht emporschlagen. Wahrhaft tragisch-heroische Stimmung mischt sich mit der Wehmut um das Leiden eines Menschen, den wir lieben. Hierfür ist mir am bedeutsamsten erschienen

Der wilde Hutten

Glückselig schreit ich hier im Abendglanz,
In klaren Lüften zittert Mückentanz.

Das Heute war so sonnig, wolkenrein,
Das Morgen wird noch wolkenloser sein.

Ein Zug von Tagen warm und wonniglich
Geleitet zu den Todesschatten mich.

So heiter glaubt ich nicht davon zu ziehn.
Der wilde Hutten fährt in Frieden hin.

Nicht allzu köstlich, reiche Erde, hast
Du mich bewirtet, deinen armen Gast!

Nun nehm ich Urlaub, und zur Scheidezeit
Erweisest du mir alle Lieblichkeit;

Nun geh ich, und du sprichst mit leichtem Sinn:
Du wanderst, Hutten? Sieh, wie schön ich bin!

Den Pulsschlag der großen Zeit fühlen wir in den Stücken: das Mainzer Kindlein, Erasmus und andern in wahrhaft packender Größe; der Unterschied zwischen Hutten und Luther wird nicht verschleiert, sondern deutlich gezeichnet; in der Begegnung mit Loyola ist ein schwüles beängstigendes Bild entworfen, das prophetisch einen Blick in die Zukunft eröffne.

Daneben eine Fülle von unvergeßlichen Einzelheiten: der alte Pfarrer, der dem Gaste die ihn sonderbar ergreifende Entdeckung des Kopernikus mitteilt, oder der Knabe Zwingli, den die Säemannsarbeit mit frommer Rührung erfüllt, oder die vorbeifahrenden Studenten, die das „Huttenlied" singen, ohne zu ahnen, daß der Held dieses Liedes dicht neben ihnen auf der Insel ruht.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß die Begeisterung, die der Dichter mit diesem Werke bei mir hervorgerufen hat, sich noch in ungezählten Seelen erneuern möge.

J W-G

Verschiedenes

(Der Evangelisch-kirchliche Anzeiger von Berlin) würzt seit einiger Zeit fast jede seiner Nummern durch einen Ausfall gegen die „Christliche Welt" oder „die Ritschlianer." Das hindert den Herausgeber des im Auftrage des Evangelischen Vereins von ihm geleiteten Blattes nicht, notorische „Ritschlianer" nach wie vor zu den Vorträgen des Evangelischen Vereins heranzuziehen. Wer gewöhnt ist, alles zum Besten zu kehren, hält sich an diesen erfreulichen Beweis theologischer Weitherzigkeit und nimmt an, daß jene journalistischen Freundschaftsbeweise einer bösen Laune des Herausgebers oder einer untergeordneten Feder ihre Entstehung verdanken. Schließlich muß ein Zeitungsschreiber wissen, was sein Publikum mag und verträgt. Wir haben von uns aus keine Ursache, über solche Gewohnheiten uns zu beschweren, beklagen sie höchstens im allgemein christlichen, kirchlichen Interesse.

In letzter Nummer 4 nimmt sich nun das Blatt des Feldpropsts D. Richter an gegen unsre Bemerkung über seine Schiffahrtspredigten. Es ist „weniger durch die Geschmacklosigkeit unsrer Ausstellung, als durch die Verkehrtheit unsrer einzelnen Sätze überrascht." „Dieser gehässige Ausfall gegen eine so hervorragende kirchliche Persönlichkeit, die dem Parteileben völlig fernsteht, bliebe durchaus unverständlich, wenn nicht der Feldpropst vor kurzem an die ihm unterstellten Geistlichen einen Erlaß betreffend das apostolische Glaubensbekenntnis hätte ergehen lassen, der den bekannten Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats noch verschärft. Es liegt daher die Annahme nahe, daß die Christliche Welt bewußt oder unbewußt das Bedürfnis empfunden hat, für den Erlaß mit Obigem zu quittiren."

Hiergegen sind wir genötigt, folgende Thatsachen festzustellen. 1. Das angefochtene Artikelchen lag uns bereits vor, ehe der Erlaß des

Evangelischen Oberkirchenrats erschien. 2. Daß der Feldpropst D. Richter an seine Geistlichen einen Erlaß gerichtet hat, der den des Oberkirchenrats noch verschärft, haben wir erst aus dieser Auslassung des Evangelisch-kirchlichen Anzeigers erfahren. Es ist uns sehr interessant. Der preußische Oberkirchenrat kann daraus ersehen, falls er es noch nicht weiß, wie Generalsuperintendenten — denn der Feldpropst der Armee rangirt mit diesen — seine Kundgebung verstehen und befolgen. Und D. Richter kann daraus ersehen, daß selbst der Evangelisch-kirchliche Anzeiger seinen Erlaß nicht als eine korrekte Interpretation des oberkirchenrätlichen Erlasses auffaßt, sondern als eine Verschärfung.*) 3. Wäre Herr D. Richter nicht „eine so hervorragende kirchliche Persönlichkeit," so würden wir den bösen Schein des Byzantinismus, den er auf sich geladen hat, minder beachtenswert gefunden haben. Der Unwille über seine Veröffentlichung war schon nach dem Erscheinen des ersten Heftes weit verbreitet, nicht nur in Kreisen, die uns nahe stehen. Wir haben die schriftlichen Beweise dafür in den Händen. Es ist uns schwer genug geworden, so persönlich zu werden, als es in diesem Falle unvermeidlich war; aber derlei ohne Ansehn der Person zu rügen, halten wir für die Pflicht einer ernsten christlichen Presse. Die Gefahren des Byzantinismus für die preußische Landeskirche sind groß genug, das sollte der Evangelisch-kirchliche Anzeiger auch wissen. 4. Was hat nun das alles mit der Ritschlschen Theologie zu thun? Wenn der Anzeiger den Verfasser jenes Artikelchens wüßte, würde er zugleich ganz genau wissen, daß die bösen „Ritschlianer" diesmal unschuldig sind. R

*) Auf weitere Erkundigung wird mir klar, daß der E. K. A. nur jene kurzen Worte meinen kann, die D. Richter unter dem 29. November an die ihm unterstellten Geistlichen gerichtet hat, als er ihnen den Erlaß des Oberkirchenrats mitteilte. Wenn ich nicht irre, habe ich sie in der Kreuzzeitung gelesen. Ich habe keinen Anstoß daran genommen und beneide den E. K. A. nicht um seine Phantasie, die ihn verleitet hat, uns so leichtfertig eines häßlichen Racheakts zu beschuldigen.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 7 der „Chronik der Christlichen Welt"

Fr. Frommanns Verlag in **Stuttgart**

Soeben erschien:

An die
Studenten der Theologie
zu Tübingen

Noch ein Wort zur Pfarrersfrage
von
Christoph Schrempf
2 Bogen. 8°. Preis 50 Pfg.

Was der Verfasser sonst über die sittlich bedenkliche Lage des gegenwärtigen Pfarrers sagt, eignet er hier direkt den Studenten zu. Dabei hebt er möglichst stark hervor, was schon bis jetzt die mehr nur angedeutete Voraussetzung seines ganzen Auftretens war: daß nämlich der Pfarrer zwar auch Kirchenbeamter, wesentlich aber freier Zeuge Jesu Christi ist, der direkt Jesu Rechenschaft für sein Wirken abzulegen hat. Daß dies eigentlich auch die kirchliche Auffassung ist, zeigt die Beilage, welche Auszüge aus den Formularien für die Ordination und Investitur enthält.

Zu Ende Dezember sind von **Chr. Schrempf** erschienen:

Drei religiöse Reden
Zweite Auflage
76 S. 8°. Preis 1.20 M.

Inhalt: 1. Unser Unglaube. 2. Ueber Religion. 3. Die Kirche.

Ein Bekenntnis, nicht nur des „Unglaubens", sondern auch des Glaubens; ein Versuch mit Frommen aller Art, bis zum „Atheisten", Fühlung zu gewinnen; eine scharfe Abrechnung mit der Kirche, die doch in einen versöhnlicheren Schlußton ausklingt und nur das herrschende Vertuschungssystem unerbittlich verurteilt.

Zur Pfarrersfrage
52 S. 8°. Preis 80 Pf.

Die beiden wirklich sehr offenen Briefe und die noch offnere Beilage suchen das Geständnis zu erpressen, daß man unmöglich in der evangelischen Kirche so fortleben könne. Verhöhnend wirkt die dreimalige Bitte an die „Positiven", mitzuwirken an der Hebung des sittlichen Notstands der Kirche.

Das schönste Konfirmationsgeschenk!

Geistliche Lieder
Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen
nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister
Herausgegeben von
Konsistorialrat H. Ahlfeld, Professor Dr. H. Kretzschmar und Paul Stöbe

Gegen 700 Seiten. Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt 6 Mk., in Satin mit Goldschnitt 7 Mk., in Atlas oder Kalbleder 12 Mk.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Pensionat des Evangelischen Johannesstiftes
in Plötzensee, Berlin N. W.

Das Pensionat (Edithahaus) des Evangelischen Johannesstiftes ist eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände. Es umfaßt die Gymnasial- und Realklassen von Sexta bis Untersekunda inkl. Schwachbegabte Knaben finden besondre Berücksichtigung und Nachhülfe. Der Unterricht wird von Philologen und Theologen erteilt, die Erziehung liegt in den Händen junger Theologen. Prospekte werden gratis versandt durch den Vorsteher

Pastor Philipps

Strickmaschinenindustrie
zu Hohenkirchen und Herrenhof bei Ohrdruf

Endesunterzeichneter bringt hierdurch im Namen aller Beteiligten zur öffentlichen Kenntnis, daß einzig zu dem Zweck, armen und fleißigen Frauen, Witwen und Mädchen einen lohnenden Verdienst zu verschaffen und die Armenpflege daselbst zu heben, in Hohenkirchen und Herrenhof eine Strickmaschinenindustrie ins Leben gerufen worden ist und darum hierselbst Wollartikel, wie Strümpfe, Gamaschen, Kinderkleidchen, Jäckchen, Unterröcke, Westen u. s. w. verfertigt werden. — Alle diejenigen, die das Unternehmen durch ihre geschätzten Aufträge zu fördern gedenken, werden versichert, daß nur solide Ware zu den billigsten Preisen geliefert wird, auch gebeten, ihre Bestellungen an die unterzeichnete Adresse zu senden.

Hohenkirchen bei Ohrdruf, im Januar 1893

Pfarrer **Graebenteich**

Soeben sind erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besonderer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfennig.

Nr. 5. **Die Norm des echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfennig.

vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangelische Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfennig.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** von Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfennig.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Professor D. Adolf Harnack. Preis 40 Pfennig.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Meine reiche Kollektion von
Konfirmations-Scheinen
ist durch Übernahme des rühmlich bekannten, früher im Verlag von **Morstatt, Schrodt & Co.** erschienenen
Konfirmations-Gedenkblattes
nach Maler **Th. Schüz** erweitert worden.
Vollständige ***Mustersendungen*** stehen auf Verlangen ***gratis*** zur Verfügung.
Ernst Kaufmann, Lahr i. Baden.

15jähr. Mädchen (Lehrerswaise) sucht Stellung in christl. Familie od. b. einzelner Dame. Kein Gehalt, aber Familienanschluß. Näh. durch Diakonus **Zillinger, Dresden.**

Cand. theol., dessen 2 Jahre mit Erfolg unterrichteter Schüler Ostern die Quarta besuchen soll, s. v. da ab Stell. als Hauslehrer. Gefl. Off. u. **K. S. K.** d. die Exp. d. Ztg. erb.

Tauf- & Trauscheine
empfiehlt
Ernst Kaufmann, Lahr i/Baden.

Für Haus und Familie
Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg
Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu haben:

Das Haus
in unsrer Zeit und in unsrem Volke
seine Gefährdung, seine Bewährung und seine Erbauung
Ethische Zeitbetrachtungen
von
Dr. theol. und phil. C. R. Moeller
emerit. Generalsuperintendenten für die Provinz Sachsen u. Prediger am Dom zu Magdeburg
352 Seiten brosch. Preis M. 4. Geb. in gepreßtem Leinen M. 4.60.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 8 **Leipzig, den 16. Februar** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Frei durch den Sohn! — Die ethische Bewegung: Geschichte — Edmond Scherer. 2. — Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege: 5. Religiöse Einwirkung; 6. Wie sittliche Schäden zu beurteilen sind — Glockenklänge — Verschiedenes: D. J. H. Wichern und die Brüderanstalt des Rauhen Hauses; Kunstgeschichte im Grundriß — Erklärung — Quittung — Anzeigen

Frei durch den Sohn!*)

Es war eine schöne Zeit, als man, die studentische Mütze auf dem nicht immer von Gedanken schweren Haupte, in frischem Trotze sein „Frei ist der Bursch“ sang. Das Vorrecht der ideal gerichteten Jugend ist der perspektivische Blick, der über die tausend Schranken in Raum und Zeit sorglos hinweggleitet und das Ganze in einer Harmonie schaut, die den Einzelnen nicht bedrückt. Und wenn ja Tage und Verhältnisse ihr Fragezeichen hinter die ungehinderte Bewegung des Individuums setzten, dann rettete man aus trüber Stimmung rasch vorübereilender Gegenwart seine Hoffnungen in die Zukunft mit dem in elegischer Inbrunst angestimmten Liede: Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt, komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild!

Sicher lag der Sehnsucht nach der so begeistert gemeinten Freiheit der Glaube an das Recht und die Kraft der eignen Persönlichkeit zu Grunde, mit einem Dennoch, dennoch! gegenüber der aufdringlichen Welt der Erscheinungen sich festzuhalten, zu behaupten und durchzusetzen. Freilich in welchem Sinne und unter welchen Bedingungen dies „Dennoch“ der Persönlichkeit seine Geltung erlange, hatte sich schwerlich der schwärmende Geist klargelegt; er träumte wohl nur von den Ansprüchen und Erfolgen seiner Individualität und bedachte kaum, daß diese noch bildungsfähig und bildungsbedürftig zu einer frei sich fühlenden Persönlichkeit nur ausreife, wenn sie von dem das Ganze bestimmenden Absoluten in seinen Willen und seine Arbeit sich einfügen läßt.

Allerdings wandern wir zunächst auf vorgezeichneten Wegen. Die Gemeinschaft, in die der Beruf uns stellt, überliefert uns eine feste Summe von Anschauungen und Vorstellungen, durch die unser Wille beeinflußt wird. Das gesamte Handeln des Einzelnen wird verschieden formirt, je nachdem der Katholizismus oder der Protestantismus der Nährvater seines Geistes ist. Und die meisten stehen in einer so starken Abhängigkeit von dem Ganzen, dessen Glieder sie sind, daß für eigne Erwägungen und für die einst so feurig besungene Freiheit fast gar kein Raum übrig scheint. Im Blick auf solche Naturen schauen wir dann einen Luther riesengroß, der das „Dennoch“ seiner Persönlichkeit gegen die furchtbarste Weltmacht und gegen eine im Banne tausendjähriger Tradition gehaltene Gesellschaft durchsetzte.

Und neben den großen Kreisen, die ihre Ingredienzen unserm Wesen beimischen, drängen sich noch so viele andre Verhältnisse an uns heran, deren Stift in unsrer Seele Richtlinien zieht. Jeder Stand hat Standesbewußtsein, durch das dem Individuum vieles von vornherein festgelegt wird. Einen Geistlichen, der vor einem Menschenalter etwa seinen Hals nicht mit einem weißen Tuch, dafür aber seine Oberlippe mit einem schwarzen Bärtchen geziert hätte, sahen manche für einen Revolutionär an, vor dessen grundstürzenden Tendenzen Staat und Kirche zu schützen seien. Zudem begann die Wissenschaft wieder einmal mit der Frage der menschlichen Freiheit sich zu befassen. Ein neuer Zweig jener, die Moralstatistik, wies auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit auch in den willkürlichen Handlungen hin, und rasch zufahrende Weisheit schmiedete daraus wieder ein Glied zu der Kette, an die man die Freiheit des Individuums legte. Und nun gar noch der Darwinismus mit seiner Lehre von der Vererbung! Wenn man sich sagen lassen mußte, daß man in den Windungen seines Gehirns die Arbeit und die Last einer langen Vergangenheit mit sich herumtrage, und daß durch diese von den Vorfahren dem Enkel und Urenkel die Marschroute seiner Handlungen gegeben sei, wenn man bei der Beobachtung des eignen Wesens plötzlich da und dort die Spuren erkannte, in denen Vater und Mutter gewandelt waren, so wurde man, auch wenn man sich noch nicht am haut goût Schopenhauerscher Philosophie ergötzte, immer bedenklicher, ob denn für das liebe Ich noch ein Gebiet freier Bestimmung übrig bleibe. Aber muß wirklich der Weg, den der schwärmerische Freiheitsgesang des Studenten eröffnete, nach längerer Zeit durch niederdrückende Erfahrungen hindurch an dem traurigen Ziele ankommen: l'homme machine?

Immer wird gegen ein solches Ergebnis ein festes Nein aus unserm Innern erklingen. Zwar wir stehen in einer uns gegebenen und nicht durch uns gerufenen Welt. Vielleicht haben wir zu ihr dasselbe Verhältnis, wie spielende Kinder zu ihrem Sandhaufen, der, nimmer ihr Werk, sie mancherlei Gebilde nach freier Eingebung formen läßt. Mag auch das Sichtbare uns in festen Bahnen halten, mag auch die große und kleine Geschichte, die der Menschheit, des Volkes, des Geschlechtes auf uns einwirken, wir behalten das Gefühl, daß für ihre Erfolge in uns und über uns unsre Zustimmung zu ihrem Inhalt und Ziel erfordert sei, wie nicht minder, daß wir sie unserm Zwecke und unserm Wesen einordnen und anpassen können. Die uns gewordne Individualität ist kein Gegensatz gegen die Freiheit der Persönlichkeit; diese erhebt sich zwar auf jener, aber auch über sie, denn unser Ich kann und soll die uns überwiesene Anlage, nach mancher Seite ein Schöpfer im kleinen, gestalten. Es darf dann freilich den letzten Zweck für sich selber nicht in den erscheinenden Dingen suchen, die es sonst gewaltsam mit sich fortreißen, sondern es muß die Motivirung seines Willens in dem haben, der über der Welt thront, und der in ihr alles auf sich hin angelegt hat, auch das Kleine, wie das Meer, zu dem dem Wassertropfen die Tendenz bleibt, mag er auch erst nach langer Wanderung und vielen Wandlungen den Ozean erreichen. Mit andern Worten: eine wahrhaft freie Bestimmung unsrer Persönlichkeit kann sich nur auf religiösem, d. h. auf christlichem Grunde erheben. Das sagt der große Ausspruch unsers Herrn: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei (Joh. 8, 36).

Freilich — ist nicht gerade im Namen der Religion oft

*) Der Artikel giebt die Ansprache eines Superintendenten an die Geistlichen seines Bezirks wieder, mit den Aenderungen, die die Bestimmung unsers Blattes auch für Nichttheologen nötig machte. D H

der härteste Zwang ausgeübt worden? Die Despotie des Glaubens steht nicht bloß in den Annalen heidnischer und jüdischer Geschichte; sie hat ihre Fortsetzung auch in der christlichen Kirche. Beispiele genug liegen vor. Neben dem daran überreichen Rom liefert auch unsre Kirche einige. Noch ist das Richtschwert vorhanden, auf dem jenes Cave Calviniane eingravirt war. Der Pfarrer Blume hatte den Kanzler Crell zum Schafott zu bereiten; in voller Ueberzeugung sprach er es aus: Ein rechter Christ muß den Widersacher nicht nur verdammen, sondern verfluchen. Natürlich — solche Meinung liefert den Stahl zu dem Richtschwert: Cave Calviniane. Es ist eine furchtbare Verwechslung, wenn das absolute sittliche Recht der Religion, das mächtigste, alles übergreifende Motiv des Willens bei allen und für alles zu sein, umgedeutet wird in eine Rechtsformel, die einer Erscheinung der Religion, einer Gemeinschaftsgestalt derselben Gewissen, Glauben, Leben ihrer Glieder in eine zum Zwange befugte Hand legt. Gerade hieraus ist viel Haß auch gegen das Christentum geflossen. Voltaire hat von seinem Satze her: „Das Dogma hat zehn Millionen Menschen unter Qualen umkommen lassen," einen Vernichtungskampf gegen die Staatsreligion Frankreichs geführt: Écrasez l'infame! Zu seiner gerechten Beurteilung macht Strauß geltend: „Wir dürfen nicht vergessen, daß es die Erinnerungen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christentum kehrten." Das Damnamus hat einen schauerlichen Triumphzug in der Geschichte gehalten; wir wollen uns nicht wundern, wenn eine oberflächliche Betrachtung der Dinge der seichten Sozialdemokratie die Anschauung bietet, Kirche und Religion seien die schrecklichsten Zwangsanstalten, die gebrochen werden müßten, damit die Menschheit endlich einmal frei aufatme.

Und doch gerade bei diesen traurigen Verirrungen des Fanatismus wird die höchste und herrlichste Freiheit des Geistes offenbar. Wir denken an die tausend und abertausend Märtyrer, die sich nicht zwingen ließen; sie beugten ihr Inneres vor keiner Macht der Erde; ihr „Dennoch, dennoch!" übertönte alles; ihr Glaube blieb ungebrochen. Und gerade sie beriefen sich auf Christus; gerade sie fanden in der Gemeinschaft mit ihm für ihre Persönlichkeit eine der Außenwelt überlegene Macht; gerade sie beweisen, daß sie der Sohn frei gemacht hat, um recht frei zu sein!

Ja, der Sohn! Christus waltet im Hause nicht als der Knecht, sondern als der Sohn. Er ist nicht an die mancherlei Ordnungen des Hauses sklavisch gebunden; dem Knechte stehen diese als ein objektives Muß gegenüber, weil er nur in diesen den Willen seines Herrn vor sich sieht, dessen innerste Tendenzen ihm nicht offen liegen. Der Sohn aber ist vertraut mit den Anschauungen seines Vaters; er lebt in seinem Geiste; von dem Sinn und den Zwecken dieses aus beurteilt und ändert er das gegebne Gesetz. Wie deutlich wird dies kund in dem freiheitatmenden Wort: Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths. Er sichert damit allen Zeiten das Recht, die Formen, in denen sich das religiöse Leben Ausdruck verleiht, immer wieder zu prüfen, ob sie noch genaue Umrisse und zweckmäßige Vermittler desselben sind. Und die Reformation hat, im Geiste des Sohnes souverän über viele Bildungen zähen Alters, von der Befugnis, alte Schläuche hinzulegen und für den ewig neuen Wein des Evangeliums neue zu bereiten, einen für damals ziemlich ausgiebigen Gebrauch gemacht. Gewiß, nirgends ist man ängstlicher, frühere Formen zu zerbrechen, als auf religiösem Gebiet; sie sind nicht selten der Sieg längerer, mühevoller Kämpfe, um irgend eine Seite des Glaubens oder der Glaubensgedanken zu bewahren; man zittert für die Volksseele, als müsse mit dem Bruch der überlieferten Gestalt ein Stück des Inhalts für sie verloren gehen, für den doch einst so viel eingesetzt worden sei. So haben auch damals die Knechte gegen den Sohn geeifert; Christus hatte an den Pharisäern seine erbittertsten Gegner. Sie wollten bei ihren ausgemauerten Cisternen bleiben, während doch vor ihnen aus Gottes Tiefen ein munterer, lebendiger Quell sprang. Nirgends begegnet uns der Unsichtbare so sicher und deutlich als in Christo, nirgends so liebenswert. Im Sohne spiegelt sich die ganze majestätische

Schönheit des Vaters; im Charakter Christi haben wir Charakterzüge Gottes. Und eben durch diese, wie sie am Sohne aufleuchten, gewinnen wir wieder Mut, mit frischem Atemzug in der Religion die Freiheit unsrer Persönlichkeit zu bethätigen. Viel finstere und harte Züge haften am Heidentum und Judentum. Hier ist die Religion nicht immer die freundliche Mutter, die sanft und geduldig den Geist pflegt und entwickelt, sondern die Tyrannin, die ihn verschüchtert. Bei solchen aber, die ihr Leben lang aus Furcht vor dem grausamen Walten der Gottheit und ihrer Priester Knechte sein müssen, kann von Freiheit des Handelns nicht mehr die Rede sein. Liebe allein vermag für den Willen das starke Motiv zu sein, daß er in voller, innerer, freudiger Zustimmung sein Wirken in Einklang mit dem Gesetze des Alls, dem Willen Gottes bringe, ohne von dem Gefühl bedrückt zu sein, daß er sich selber aufgebe und verliere, nein, von der Gewißheit erfüllt, gerade darin sich selber zu wollen und zu behaupten. Die Liebe Gottes hat uns Christus gebracht; der Sohn ist für die Welt die Liebe des Vaters; sie kann und soll durch ihn der Besitz aller werden. Wie sehnsüchtig, wie dankbar dafür schaut der Glaube zu Christus auf, zu diesem in goldnem Himmelslicht alles überragenden Berg der Gnade und Wahrheit, von dem aus neue geistige Lebensadern in die Ebene eilen! Dem Sohne, der in der Liebe zu Gott die Freiheit dieses Lebens uns schenkte, müssen die Herzen voll feuriger Glut entgegenschlagen. Hier war einer, der nicht von unten her sein konnte; er war von oben und zeigte die obere Welt im milden Glanze der Gnade. Drum setzte man alles daran, sich diesen Besitz zu sichern, daß er nie wieder der Menschheit verloren gehe, die ohne ihn arm, bettelarm werden müßte, ohne den auch der Einzelne nur ein Stein ist, den der harte Fuß der Dinge vor sich hinstößt, dahin, dorthin, bis er im Abgrunde des Nichts und der Schatten versinkt. Aber alles neue geistige Eigentum — auch die große Pädagogin, die Geschichte, übt die Apperzeption — wird zu seiner Festigung in das Vorhandne eingegliedert. Bereits gebildete und erworbne Vorstellungen legte man um das Bild des Sohnes. Wie wollte man sonst ihn auch verstehen? Und der Trieb zur Erkenntnis ist ein unwiderstehlicher. Diejenigen, die wissenschaftlicher Arbeit mit ihren metaphysischen Versuchen die Schwelle der Kirche verbieten, müssen die bisherige Entwicklung, die unter dem Zeichen des theoretischen Interesses mit steht, als einen Irrgang des menschlichen Geistes bezeichnen. Wenn auch das wissenschaftliche Ringen um das Verständnis des Sohnes für die religiöse Kräftigkeit des Einzelnen keine direkte Bedeutung und Notwendigkeit haben sollte, für die Kirche ist es unerläßlich, wenn sie auf dem Gebiete des menschlichen Geistes ihr Recht, ihre Freiheit, ihre Eigenentwicklung sich schützen will. Der Besucher von Karlsbads heißen Quellen beschäftigt sich nicht zunächst mit der chemischen Analyse des Wassers, er trinkt es und spürt seine heilende Kraft. Aber andre, die den Beruf dazu haben, mögen den Gehalt der Quellen untersuchen, mögen zu erkennen sich bemühen, worin ihre Wirkung bestehe, wie diese sich vollziehe. Das fordert das wissenschaftliche Interesse, zu dem der Geist getrieben wird; mag es ungewiß sein, ob er je in diesem Punkte vollen Aufschluß erlange, gleichviel, das Wasser entfaltet seine belebende Kraft. So hat man auch das Wesen des Sohnes zu analysiren versucht. Man wendete zu seiner Erklärung bereits vorhandne Vorstellungen an. Der erste und zugleich größte Theolog, der Apostel Paulus, hat dies zuerst systematisch gethan. Er hat seine pharisäische Wissenschaft nicht mit dem Tage von Damaskus abgestreift; er hat sie nur in den Dienst des Sohnes gestellt. „Vor dem Tage von Damaskus war es seine, des pharisäischen Gelehrten Meinung: der Messias werde kommen, sobald das Volk gerecht sei; nach Damaskus erkannte er: der Messias ist gekommen, um das Volk gerecht zu machen." Der Begriff der Gerechtigkeit, der Hauptpunkt pharisäischer Theologie, steht auch in der Mitte Paulinischer Anschauung. Und dort in seiner vorchristlichen Wissenschaft liegt manche Wurzel noch für seine Anthropologie und Christologie: jedenfalls hat er für die göttliche Person des Messias, die ihm vor Damaskus vom Himmel her erschienen war, die ihn unmittelbar in ihren Dienst nahm, das Höchste gesucht, was zu ihrer Bezeichnung und Erklärung seine

bisherigen Wissenschaft ihm bot. Die meisten Prädikate, die er dem Herrn beilegt, sind nicht den Aussagen Jesu entnommen. Dieser ist der Sohn; er hat im Hause Gottes eine einzigartige Stellung; der Sohnesname kommt ihm zu, nicht bloß um sein Messiasamt oder seine innere Uebereinstimmung mit dem Willen des Vaters zu bezeichnen, sondern um ein im Wesen begründetes Verhältnis zu Gott hervorzuheben, das ihm eignet. Eine besonnene Theologie wird immer genötigt sein, zur Erklärung Jesu und seines Wirkens über die Zeit und über die Erde hinauszugreifen und metaphysische Vorstellungen zu Hilfe zu nehmen; nur daß man in diesen nicht eine adäquate Erkenntnis des Sohnes suche, nur daß man ihnen gegenüber es auch bewähre: so euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei!

Eine gewaltige, geradezu beispiellose geistige Arbeit der Spekulation hat die Christenheit von ihren ersten Tagen her an die Ergründung des innern Verhältnisses Gottes zu dem Sohne und zu Jesu gesetzt; kein andres Gebiet der Wissenschaft weist eine so gesteigerte Produktivität auf; die verschiedensten Systeme tauchten auf und maßen sich in hartem Kampfe; aber keines hat den Herrn in seiner Tiefe erschöpft: er bezeugt seine Gottesart auch dadurch, daß er zwar lichte, klare Offenbarung in allem uns zum Heile Nötigen, aber uns verborgen ist, wenn wir das Innerste seines Wesens mit dem Sezirmesser der Spekulation bloßlegen wollen. Die Religion muß eben ihre Geheimnisse haben, soll sie Religion bleiben. Darum wollen wir uns hüten, den verschiednen Systemen, die für die Menschensprache Unsagbares sagen wollen, dieselbe Rolle anzuweisen, die in der römischen Kirche die heiligen Röcke Christi spielen. Wir dürfen nicht dem Kleid eine Verehrung erweisen, die nur der Person selber gehört. Und dies ist um so weniger zu vergessen, als doch wohl auch auf die spätere Theologie das Wort angewendet werden muß, das der erste und größte Theolog, der Apostel Paulus, auf seine anwendete: Unser Wissen ist Stückwerk. Nicht bloß das Christsein des Einzelnen und der Menschheit, auch das Erkennen der christlichen Wahrheit ist im Werden. Darum ist tiefer Glaube weitherzig, nur die Gläubigkeit ist ängstlich und beschränkt. Gerade sie, das Kennzeichen der kleinen Leute, hat der Furcht Vorschub geleistet, als breche das Christentum, wenn die Forschung dies oder jenes in der bisherigen Auffassung oder im Gebrauche des Alten ändre. Wenn der Putz von einer Burgmauer fällt, so stürzt noch lange nicht die Burg, und am allerwenigsten der granitne Fels, auf dem sie erbaut ist. Wie oft ist gezetert worden, das Evangelium sei in Gefahr, wenn die Wissenschaft nötigte, das oder jenes im System der christlichen Theologie umzuarbeiten! Soll man, so wurde seiner Zeit gefragt, dem Kopernikus mehr glauben als dem göttlichen Wort? Kopernikus hat Recht behalten, das Wort Gottes hat nichts dadurch verloren. Als Reaumur vermeintlichen Blutregen für Exkremente von Insekten erklärte, schrie man ihn an, er wolle die Zeichen des göttlichen Zorns verwischen; wir verstehen heute den göttlichen Zorn viel tiefer. Und wenn wir gar einmal hinüber ins römische Treiben horchen, so hören wir bei tausend Dingen: Das Christentum ist in Gefahr! — bei Dingen, bei denen es thatsächlich gar nicht beteiligt ist. Als die Provinzen des Kirchenstaates dem Nachfolger des armen Fischers entschwanden, da klagten die Bischöfe, der Untergang des Evangeliums sei da; und auch die Kreuzzeitung fürchtete damals zwar nicht den Ruin des Christentums direkt, aber das Verderben aller kirchlichen und staatlichen Ordnung, denn sie schrieb: „Nicht bloß die lutherische Pfarrhuse, auch der preußische Königsthron steht unter einerlei Recht mit dem Patrimonium Petri." Reizt das nicht zu dem Vorwurf: „Ihr Kleingläubigen, was seid ihr so furchtsam"? Die Systeme wechseln, er selber bleibt: Jesus Christus gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. Es steht einem protestantischen Theologen übel an, wenn der Spaten der Wissenschaft tief und tiefer gräbt und unter seiner Arbeit laut große Massen auffliegen, wie ein Kind in den Winkel zu flüchten und dort ängstlich wider die Männer ernster Arbeit zu schreien und zu schimpfen. Es steht ihm um so schlechter zu Gesicht, als er wissen müßte, Christus ist das Haupt der Gemeinde, das durch die geschichtliche Bewegung auch immer klarere Gedanken herausetzt. Oder wollten wir wirklich den

Fortschritt in der Erkenntnis leugnen? Wie ganz anders sieht die Orthodoxie von heute als die des siebzehnten Jahrhunderts aus! Die Systeme wechseln; Christus selber bleibt; diese Einsicht stellt uns über die Systeme; wen der Sohn frei macht, der ist recht frei. Auf diesem Standpunkt fühlt man sich durch kein Ergebnis der Spekulation gebunden und beengt. Die theologischen Richtungen wechseln. Welche Wandlungen hat unsre Kirche seit den Tagen der Reformation gesehen! Jede Richtung wähnt in frohem Gefühl ihres Daseins und in der Plerophorie ihres Glaubens ihren Platz für immer zu behaupten. „Aber alles fließt." Und die Flutwelle jeder Richtung läßt am Strande des Gottesreiches ein bleibendes Gut zurück. Auch die Orthodoxie dieses Jahrhunderts wird einer andern Auffassung weichen. Sie hat durch ihren historischen Sinn, mit dem sie die Gegenwart wieder an die Vergangenheit knüpfte, von der der Rationalismus sie gelöst hatte, durch die feste Betonung der Göttlichkeit Jesu, durch neues Hervorrücken des rechtfertigenden Glaubens, durch die Belebung des kirchlichen Gemeinschaftsgefühls, durch Pflege des Missionssinnes der Entwicklung des Reichs Gottes so wesentliche Dienste geleistet, daß diese von keiner nachfolgenden Zeit vergessen oder ungenutzt gelassen werden können. Und es erklärt sich aus ihrer vollen Berührung mit der ganzen großen Vergangenheit, daß sie jenes für jede Richtung eherne Wort: Unser Wissen ist Stückwerk, zu übersehen und bitter und hart zu werden vermochte gegen eine bereits herandringende andre Zeit, die doch auch ein Stück der Erkenntnis zu dem Schatz der Wahrheit über den Sohn herbeitragen will. Es ist ein schöner Spruch Rückerts:

> Ein Bruchstück ist mein Lied, ein Bruchstück das der Erde,
> Das auf ein Jenseits hofft, daß es vollständig werde.

Es ist der dichterische Ausdruck für das Pauluswort: Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk; wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Wahrlich, es ist etwas Großes, die Jahrhunderte eins um das andre sich die Hand reichen zu sehen, um aus dem Bergstock der christlichen Wahrheit ein Stück um das andre zu brechen zum Aufbau der Erkenntnis des Herrn und zur Aufrichtung seines Reichs; es ist etwas Großes, wie alle, jeder in seiner Weise, sich an den Sohn anschließen, um den Geist des Vaterhauses mit seinen vielen Wohnungen auch in der irdischen Geschichte zu erfassen und sich anzueignen. Man sieht dieser regen, mannichfaltigen Arbeit zu, nicht ängstlich, nicht mit dem Anathema auf den Lippen, nicht vergrämt und unmutig, sondern fröhlich und hoffnungsreich, daß es durch Kampf und Streit, durch Irren und Fehlen hindurch lichter und lichter werde, des gewiß, daß jede Richtung und jedes Jahrhundert etwas zum Verständnis des Sohnes beitrage. Wenn man ihn selber hat, steht man an ihn gebunden, innerlich frei, furchtlos vor der Geistesbewegung um ihn. Das ist der perspektivische Blick des Glaubens, der über die Besonderheiten und Einzelheiten der zeitlichen Entwicklung hinwegblickt und eine große Harmonie in dem einen Streben entdeckt, dem Sohne mit Kopf und Herz, mit Hand und Willen nahe zu kommen. Das ist die irdische Verwirklichung jenes großen, hohenpriesterlichen Gebets: auf daß sie alle eins seien, gleichwie Du, Vater, in mir und ich in Dir. Das ist das innere Gefüge: die Bruchstücke hienieden unter einander und mit dem Vollen, Ganzen drüben zusammengeschlossen in dem einen Bewußtsein: Wir sind des Herrn. Mr

---

Die ethische Bewegung

Es sind jetzt gerade hundert Jahre her, daß Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" erschien. Nachdem er hier von dem radikalen Bösen in der menschlichen Natur und seinem Kampfe mit dem guten Prinzip im Menschen gehandelt hat, sagt er im dritten Stück von dem Siege des guten Prinzips über das böse und die Gründung eines Reichs Gottes auf Erden:

> Die Herrschaft des guten Prinzips, sofern Menschen dazu hinwirken, ist, so viel wir einsehen können, nicht anders erreichbar, als durch Errichtung und Ausbreitung einer Gesellschaft nach Tugendgesetzen

und zum Behuf derselben; eine Gesellschaft, die dem ganzen Menschengeschlecht in ihrem Umfange sie zu beschließen durch die Vernunft zur Aufgabe und zur Pflicht gemacht wird. — Denn so allein kann für das gute Prinzip über das böse ein Sieg gehofft werden. Es ist von der moralisch-gesetzgebenden Vernunft außer den Gesetzen, die sie jedem Einzelnen vorschreibt, noch überdem eine Fahne der Tugend als Vereinigungspunkt für alle, die das Gute lieben, ausgesteckt, um sich darunter zu versammeln und so allererst über das sie rastlos anfechtende Böse die Oberhand zu bekommen.

Man kann eine Verbindung der Menschen unter bloßen Tugendgesetzen nach Vorschrift dieser Idee, eine ethische, und sofern diese Gesetze öffentlich sind, eine ethisch-bürgerliche [im Gegensatz der rechtlich-bürgerlichen Gesellschaft oder ein ethisches gemeines Wesen nennen. (Ausgabe von Kehrbach, S. 97 f.)

So hat der Königsberger Philosoph schon vor hundert Jahren einen Gedanken ausgesprochen, der jetzt unter uns verwirklicht werden soll, wie er ja auch sonst mannichfach seiner Zeit voraus war und noch unsrer Zeit voraus ist. Ich kann das hier nicht näher ausführen, ebenso wenig, inwiefern wir entschieden über ihn hinausgekommen sind; nur jene eine von Kant bereits angeregte Frage will ich zu beantworten suchen: können ethische Gesellschaften das Reich Gottes auf Erden bringen? Vorher aber: was sind ethische Gesellschaften?

1. Ihre Geschichte

Der Gründer der ersten Society for Ethical Culture ist Dr. Felix Adler, Sohn eines Rabbiners an der ersten Synagoge New-Yorks, der in Deutschland zu freiern Anschauungen gekommen, den väterlichen Beruf aufgeben mußte. Er wurde 1873 Professor an der Cornell University und gründete drei Jahre später eine besondere Gemeinde unter dem angeführten Namen. Zunächst gehörten ihr nur Reformjuden an, aber allmählich gewann sie auch aus andern Kreisen so viel Anhänger, daß man 1880 ein größeres Versammlungslokal mieten mußte. Zugleich wurde Dr. Adler Präsident der Free Religious Association, einer 1867 von der National Unitarian Conference getrennten, äußerst liberalen Gemeinschaft, und hatte als solcher 1881 einen Streit mit Rev. M. J. Savage, dem Verfasser des „Katechismus eines frommen Darwinisten" (vgl. Jahrgang 1888, Nr. 24 ff.). Dabei vertrat aber der christliche Geistliche merkwürdigerweise den Eudämonismus, die Nützlichkeitsmoral, der Sprecher der ethischen Gesellschaft dagegen den Transcendentalismus, das absolute Pflichtgebot. 1883 erschien seine Schrift Creed and Deed (Glaube und That), die der ganzen Bewegung ihr Motto gab. Ihm entsprechend legt Dr. Adler den Hauptnachdruck auf praktische Sittlichkeit und hatte bis 1884 eine Sonntagsschule gegründet, in der Moral, Religionsgeschichte und Philosophie gelehrt werden, einen Fröbelschen Kindergarten, eine Arbeitsschule für drei- bis neunjährige Kinder, ein Industriemuseum und endlich eine freiwillige Krankenpflege. Aehnliche Gesellschaften stifteten W. M. Salter in Chicago, S. B. Weston in Philadelphia, W. B. Sheldon in St. Louis. 1888 zählten sie im ganzen bereits ungefähr zwölfhundert Mitglieder, sollen aber seitdem noch beträchtlich gewachsen sein.

In England entstand eine ähnliche Bewegung, zunächst unabhängig von amerikanischem Einfluß. Unter der Aegide von Professor Thomas Hill Green und Arnold Toynbee — jener unsern Lesern aus dem Roman der Frau Ward „Robert Elsmere," dieser durch seine Volksbildungsanstalt Toynbee Hall im Londoner Eastend bekannt — traten im Jahre 1886 mehrere Männer zu der London Ethical Society zusammen. Sie richtete zunächst in Toynbee Hall an den Sonntagabenden Vorträge ein, siedelte nach zwei Jahren mehr nach der innern Stadt, nämlich nach Essex Street über und begann endlich 1891 auch Werktagskurse über ethische, religiöse, politische und pädagogische Fächer. Die Sonntagsvorlesungen werden von Herren und Damen der verschiedensten Stellungen und Standpunkte gehalten und ziehen meist ein recht zahlreiches Auditorium an, das sich vielfach auch sehr lebhaft an der anschließenden Debatte beteiligt. Ich hörte einmal eine solche über den Vortrag einer Dame über das Frauenideal, in der einfache Leute so vernünftige Ansichten äußerten, wie sie in Deutschland auch unter den Gebildetsten noch sehr selten sind.

Jedenfalls pflegt die genannte Gesellschaft namentlich die theoretische Ethik. Das Gleiche gilt von der 1888 gegründeten

Cambridge Ethical Society unter dem Vorsitz von Professor Henry Sidgwick, auf den ich nachher noch zurückkomme, und dem ethischen Club in Edinburg.

Anders die South Place oder, wie sie sich jetzt nennt, die West London Ethical Society, die vor sechs Jahren Dr. Stanton Coit, der vorher in New-York in ähnlicher Stellung gearbeitet hatte, in dem bisherigen South Place Religious Institute gründete. Es ist dies eine alte Dissenterkapelle am Eingange der City von Norden her, äußerlich freilich mehr einem griechischen Tempel ähnlich, die nach dem Tode ihres letzten unitarischen Geistlichen, W. Fox, im Jahre 1864 in die Verwaltung des Theisten Moncure D. Conway übergegangen war, ebenfalls eines Amerikaners, der damals im Dienste der konföderirten Südstaaten in England weilte. Schon er hatte aus der bisher in der Kapelle gebräuchlichen Gottesdienstordnung das Gebet gestrichen oder vielmehr durch stille Meditationen ersetzt und neben den Schriftlektionen solche aus dem Koran und den Veden oder auch aus modernen Dichtern und Denkern eingeführt.*) Aber selbst jetzt, nach einer abermaligen Metamorphose, erinnern die Sonntagsversammlungen in South Place Institute noch immer an christliche Gottesdienste, wenigstens solche englischer Art. Denn darnach ist es ja auch sonst nichts Ungewöhnliches, daß in einem Raum neben dem Eingang die bisher gedruckten Predigten des betreffenden Geistlichen und andre Schriften ähnlicher Tendenz feilgeboten werden; ebenso wenig scheut man sich, die etwa erworbne Lektüre vor Beginn des Gottesdienstes einmal durchzublättern. Macht doch auch das Gebäude vielfach einen recht wenig kirchlichen Eindruck. An Stelle der Kanzel ist eine geräumige „Plattform" getreten, die nun hier jeden Sonntag sehr geschmackvoll mit Blumen und Topfpflanzen geschmückt wird. Der „Sprecher" erscheint natürlich nur im schwarzen Gesellschaftsrock, dreht das Gas an und giebt die erste Hymne aus. Sie sind freilich zum Teil sehr trocken und nichtssagend; aber nach einer frischen Melodie gesungen wirken sie dennoch. Die Motetten, die der Chor vorträgt, und sehr gut vorträgt, haben natürlich meist christlichen Text, der auch nicht immer geändert wird. Als ich vor zwei Jahren einmal die Kapelle besuchte, wurde ein Mendelssohnscher Satz gesungen; die Lektionen waren, wenn ich mich recht erinnere, aus unserm David Friedrich Strauß und dem englischen Philosophen Matthew Arnold. Die Rede dagegen betraf den Propheten Jesaja und gab ein gutes Bild seiner Wirksamkeit und ihrer Bedeutung für unsre Zeit. Am Schluß bat Dr. Coit um Helfer und Helferinnen zur Einrichtung einer Sonntagsschule.

Das führt uns auf die andre, wichtigere Thätigkeit der South Place Ethical Society und ebenso der von Dr. Coit gegründeten Gesellschaft in Kentish Town (im Nordwesten), sowie derer in Bethnal Green (im Osten) und endlich in Croydon (im Südosten von London). Sie widmen sich vor allem dem Jugendunterricht, über dessen Methode Dr. Coit ja auch neulich in Berlin geredet hat. Schon früher waren seine Vorschläge zur Gründung von Nachbarschaftsgilden in Deutschland bekannt und sind auch an dieser Stelle eingehend besprochen worden (vgl. Jahrgang 1892, Nr. 7. Endlich erscheint seit Oktober 1890 ein International Journal of Ethics, zu dem auch deutsche Gelehrte, nämlich die Professoren Bender in Bonn, Cohen in Marburg, Dilthey, G. v. Gizycki, Kaftan, Lazarus, Paulsen, Pfleiderer in Berlin, Brentano und Stumpf in München, Jodl in Prag, Beiträge teils versprochen, teils schon geliefert haben.

Was also endlich die Bewegung bei uns anlangt, so geht sie auch hier, obwohl schon vorher in Berlin eine ethische Gesellschaft und ein ethischer Klub bestand, doch im wesentlichen auf amerikanische Einflüsse zurück. Nachdem der Uebersetzer von Salter und Coit, Professor von Gizycki, schon längst den Boden bereitet hatte, wurde im April vorigen Jahres unter dem Eindrucke des gescheiterten von Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurfes und

*) Vgl. die Schilderung einer solchen Feier bei Braun, Das kirchliche und christlich-soziale Leben in Großbritannien, Deutsch-evangelische Blätter 1877, 301 ff., und d'Alviella, L'évolution Religieuse Contemporaine chez les Anglais, les Américains et les Hindous 1884, 143 ff.

im Anschluß an einen Vortrag Dr. Adlers in Berlin die Gründung einer deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beschlossen. Die Nationalzeitung berichtete darüber in ihrer Sonntagsbeilage vom 15. Mai; dann erschien der Artikel nochmals in den vorbereitenden Mitteilungen über die ethische Bewegung in Deutschland (Berlin, Dümmler, 1892). Diese referirten weiter in ihrem ersten Heft vom 20. November über die konstituirende Generalversammlung vom 18. bis 21. Oktober, nachdem schon verschiedne Tageszeitungen Mitteilungen darüber gebracht hatten — soweit sie nämlich nicht durch die wichtigere Frage des Distanzrittes, die man vielleicht auch einmal unter ethischen Gesichtspunkten hätte betrachten können, noch allzu sehr in Anspruch genommen waren. Ich brauche daher hier nicht noch einmal auf jene Verhandlungen zurückzukommen, zumal auch unsre Chronik Nr. 45 vom 3. November 1892 bereits das Nötigste gegeben hat, und behalte mir nur vor, bei späterer Gelegenheit noch diese oder jene Aeußerung aus ihnen herauszugreifen. Hier zum Schluß noch einige Daten über den äußern Verlauf, den die Bewegung seitdem genommen hat. Am 6. November 1892 hielt die Abteilung Berlin ihre erste Sitzung ab; Oberst von Gizycki trug ethische Betrachtungen über den Krieg vor. Von den vier geplanten Gruppen wurde die litterarische am 14., die soziale am 23. November gebildet; die beiden andern, die pädagogische und musisch-agitatorische, sind seither wahrscheinlich auch ins Leben getreten. Ebenso dürfte Herr Dr. Keibel, wie beabsichtigt, im Januar dieses Jahres seinen ethischen Jugendunterricht begonnen haben. In Kiel, Magdeburg, Breslau, Frankfurt a. M., Jena und Freiburg i. B. sind die einleitenden Schritte zur Begründung von Zweigvereinen geschehen; Ende Oktober betrug die Gesamtzahl der Mitglieder 552: Grund genug, uns auch an dieser Stelle über Wesen und Ziele der Bewegung Rechenschaft zu geben. C C

Edmond Scherer

2

Durch eine natürliche Reaktion gegen den Deismus des achtzehnten Jahrhunderts, der sich auch in die protestantischen Kirchen eingeschlichen und ihr inneres Leben seltsam verändert hatte, kam es, daß bei der neuen religiösen Erweckung vom Jahre 1820 wieder mehr Gewicht auf das göttliche Element im Heilswerke gelegt ward. Dem freien Vermögen des Menschen war zuviel darin zuerkannt worden; dem konnte nur abgeholfen werden dadurch, daß man die Initiative Gottes betonte. Doch wurde, wie das bei solchen Gelegenheiten oft geht, das rechte Maß überschritten. Unter dem Vorwande, zur Lehre der Reformatoren zurückzukehren, kehrte man zur Theologie ihrer unmittelbaren Nachfolger zurück. Die orthodoxe Scholastik des siebzehnten Jahrhunderts fand ohne Prüfung und Vorbehalt volle Wiederaufnahme; sie unterbreitete den Gläubigen von vornherein ein vollständiges und durchaus logisches christliches System, bei dessen praktischer Anwendung ihrer freien Thätigkeit kein Spielraum gewährt war, und das man auf seine Wahrheit hin nicht prüfen durfte.

Sein unterscheidendes Merkmal — ich spreche von dem theologischen System der religiösen Erweckung, nicht von dieser Erweckung selber — ist der Intellektualismus; und hieran ist vielleicht seine Abkunft von der rationalistischen Philosophie erkennbar. Die Thatsachen der christlichen Heilslehre stehen nicht mehr da als historische und moralische Wahrheiten, sondern als durch die Vernunft erklärbare Dogmen. Diese Dogmen selber, von dem geschichtlichen Boden, auf dem sie entstanden, gewaltsam losgerissen, fanden ihren ursprünglichen Zusammenhang kaum wieder und bilden nun einen abstrakten Kodex, der in einer gerichtlichen Dialektik zugleich sein Prinzip der Einheit, der Auslegung und der praktischen Anwendung findet. Der Grundstein dieses Gebäudes, das in dem persönlichen, durch juridische Genugthuung und stellvertretende Sühnung erlangten Heil seine Krone hat, ist die oberste Autorität der heiligen Schrift. Dies ist der Eckstein. Zwar eine geistige und moralische Autorität, das läßt sich nicht leugnen, aber nicht in erster Instanz, da man sie erst durch Wunder, d. h. durch äußere Beweiskräfte und

nach Art eines Theorems durch syllogistische Schlußfolgerungen herstellte. Die Bibel gilt für das Wort Gottes im materiellsten Sinne des Wortes; die Offenbarung ist keineswegs der fortschreitende Gang einer heiligen Geschichte, sondern ein Katechismus mit Sätzen und Lehren zum Auswendiglernen; die göttliche Inspiration ist nichts Aktives, Lebendiges, Geistiges, sondern etwas von außen Kommendes, Passives, Mechanisches; sie hat nichts Menschliches noch Zufälliges, nichts von Zeit und Ort Abhängiges; der Mensch nimmt sie maschinenartig auf, weiter hat er kein Teil daran; er schreibt nieder, was der heilige Geist ihm diktirt, gerade wie der Schüler niederschreibt, was der Lehrer ihm diktirt. Hieraus folgt die Lehre von der absoluten, wörtlichen Inspiration, nach der Inhalt und Form, Geist und Buchstabe der Bibel gleich unfehlbar und gleich maßgebend sind. Also steht die Autorität der Schrift vor uns da wie vom Himmel herabgefallen, ohne jedwedes Band mit dem menschlichen Herzen, unfaßbar zugleich und schrecklich wie ein Felsen mitten im Meere. Alle, die sich aus den Wogen des Zweifels nicht haben retten und dort festen Fuß fassen können, sind an den starren Klippen dieses Felsens zerschellt. Das Hauptdogma dieser Theologie ist von Professor Gaussen*) in einem ebenso durch seine tiefe Frömmigkeit, wie durch seine Offenheit und konsequente Durchführung ausgezeichneten und berühmten Buche unter dem Namen Theopneustie dargelegt worden.

Ueber diese Auffassung, die uns heute mit Staunen erfüllt, staunte damals niemand. Ein ganzes Geschlecht gläubiger Seelen ging darin auf; sie fühlten sich wohl dabei und hatten keine Ahnung von den Schwierigkeiten, die sie dem kommenden Geschlechte bereiteten. Es giebt keinen bessern Beweis dafür, wie weit in einer gegebnen Zeit Theologie und Glauben von einander entfernt sein können, ohne daß dieser darunter zu leiden scheint, und wie ihm dennoch diese Trennung auf die Dauer gefährlich wird. Denn die Männer der Erweckung waren echte Christen; ihre Herzen waren wirklich von der Gnade berührt worden. Ihr Leben als Christen war so fruchtbar, als ihr Denken unfruchtbar sein mußte. Nicht daß sie der Wissenschaft ermangelt hätten, doch ihre Lehre erlosch mit ihnen und trug nicht die erhofften Früchte. Man darf jetzt wagen es auszusprechen: sie hatten einem mit tiefer Inbrunst erfaßten Evangelium eine sehr mangelhafte Formel verliehen, durch die denn auch die wahre Kraft dieses Evangeliums verloren gehen mußte. Dadurch, daß sie an die Quelle ihres Glaubens eine dem eigentlichen Gegenstande und Wesen dieses Glaubens fremde Autorität stellten, kehrten sie auf einem Umwege zur römisch-katholischen Methode zurück, davon sie sich befreit zu haben glaubten.

Es sei übrigens ferne von uns, ohne Vorbehalt einen Irrtum zu verurteilen, für den diese Christen nicht völlig verantwortlich sind. Wie es scheint, bildete er eine notwendige Phase in der Entwicklung der protestantischen Glaubenslehre, die sich in allen Ländern wiederholt hat. Die Theopneustie**) hob eine nicht unbeträchtliche Wahrheit hervor, die die Kirche sich stets gedrungen gefühlt hat zu bestätigen: die der wirklichen göttlichen Gegenwart und göttlichen Autorität. Das ganze Mittelalter hindurch waren die apostolische Succession, das Sakrament und die Ueberlieferung allein die Träger dieser Gegenwart und die Formen dieser Autorität gewesen. Das achtzehnte Jahrhundert setzte die menschliche Vernunft an ihre Stelle und suchte in dieser die göttliche Gegenwart und die Autorität, die man in den offenbar verrotteten kirchlichen Einrichtungen nicht mehr anerkennen wollte. Dieser zweite Versuch scheiterte noch gründlicher und noch schneller als der erste. Was blieb da weiter zu thun, als beide aufzugeben? Was war natürlicher, als beide, die Vernunft und die Ueberlieferung, zu demütigen und sich durch eine kühne Rückkehr zu den Anfängen des Glaubens hinter der als ausschließlich und genügend betrachteten Autorität der Bibel als einer Dogmatik von Gottes

*) Vertreter der strengreformirten Theologie, gestorben als Professor in Genf 1863. Seine Théopneustie erschien 1842 in zweiter Auflage. D H

**) Wörtlich verdeutscht etwa: Gotteingebung. Vgl. 2. Tim. 3, 16. D H

Gnaden zu verschanzen? Das war fast unvermeidlich. Dazu treten als weitere Faktoren das allen starken Ueberzeugungen eigne Bedürfnis nach dem Absoluten, die bestehende Unwissenheit über die Entstehung des biblischen Kanons und vor allem der damals herrschende Intellektualismus, durch den die Verwirrung, die zwischen dem geschriebnen Buche, dem Träger der Offenbarung, und der Offenbarung selber entstand, noch bedeutend begünstigt werden mußte. Ohne Unterschied legte man beiden die strengste Unfehlbarkeit bei und glaubte aufrichtig daran, diesmal endgiltig den Erfordernissen der besondern Lage sowie denen des allgemeinen christlichen Gewissens genügt zu haben.

Um das Gebäude der Theopneustie *) niederzureißen und in der Bibel den Unterschied zwischen der religiösen Offenbarung und ihren Dokumenten nachzuweisen, bedurfte es keiner geringern Anstrengung als der durch Vinet vertretenen religiösen Vertiefung einerseits und der Entwicklung der kritischen Wissenschaft, wie sie sich in Deutschland vollzog und eine Zeitlang in Scherer ihren Vertreter fand, andrerseits. So innig war übrigens die Verschmelzung von Theologie und Glauben, daß bei vielen der Sturz der einen den Ruin des andern herbeiführte. Erst nach jahrelangem mühseligem Kampfe gelang es, in einer besser erfaßten heiligen Schrift das Prinzip eines schriftgemäßern Glaubens und einer schriftgemäßern Theologie wiederzufinden und der Kirche zu vermitteln. Doch immerhin war es nur ein halbes Gelingen, und groß ist die Zahl derer, die sich weigern, den leichten, doch täuschenden Wahn von der buchstäblichen Inspiration aufzugeben.

Zur Theopneustik, mit der sich damals das evangelische Christentum deckte, gelangte man wie zum Christentum aller Zeiten durch mehr als eine Thür; doch dem ewigen Christentum entgegen blieb man darin nur unter der Bedingung, nicht zu viel nachzudenken, nicht die einander feindlichen Elemente eines geistigen Glaubens und einer mechanischen Theologie aufeinander stoßen zu lassen, und weder mit der Vernunft noch mit dem Gewissen die Idee einer Autorität zu untersuchen, die man vorsätzlich ihrem Bereich entzogen hatte, und die man blindlings hinnehmen mußte. Wie die andern alle trat auch Scherer frischweg und ohne Vorbehalt zur Theopneustik über. Wie sie verwechselte er die Autorität des Buchstabens mit der des Geistes, wie sie identifizirte er die Gottheit Christi mit der des Buches, das davon zeugt.

Doch ein Unterschied hatte sich zwischen ihnen herausgestellt. Die Männer der Erweckung entäußerten sich aus moralischen Gründen ihrer menschlichen Anforderungen. Der Abscheu vor der Sünde und ihre Realität beugten sie darnieder und warfen sie, allen Verdienstes beraubt, zitternd und unwürdig zu den Füßen des dreimal Heiligen, dessen zuvorkommende, unverdiente Gnade allein sie wieder aufrichten konnte. Mit der Hingebung an diese verleugneten sie sich selbst völlig und gründeten die Rechtmäßigkeit dieser gänzlichen Selbstentäußerung auf die Anerkennung der schlechthinigen Gewalt Gottes und ihrer eignen Unwürdigkeit. Bei solcher Geistesverfassung mußten die Schwierigkeiten der Theopneustie von selbst verschwinden. Wenn sie ihnen übrigens zum Bewußtsein gekommen wären, so hätte man sie demütig hingenommen und die Anmaßung, sie aufklären zu wollen, als einen neuen Wahn bezeichnet. Die Befriedigung so mächtiger moralischer Bedürfnisse bewirkte, daß andre Bedürfnisse vergessen wurden, und die freudige Dankbarkeit für die erhaltene Vergebung machte, daß alles, was nur im entferntesten damit zusammmenzuhängen schien, zugelassen wurde.

Nicht ganz so scheint es sich mit der Bahn, die Scherer verfolgte, verhalten zu haben, wenn es uns gestattet ist, nach einigen weitern Anzeichen zu urteilen. Von seiner Bekehrung wissen wir wenig. Sie fand statt während eines Aufenthaltes in England, als er sechzehn Jahre alt war.**) Er selber datirt sie

*) Des auf der orthodoxen Inspirationslehre ruhenden Systems. D H

**) Geboren am 8. April 1815 in Paris, studierte Scherer in England und Straßburg, wurde 1845 Professor der Exegese in Genf und trat 1850 von dieser Stellung zurück. Er starb am 16. Mai 1889 in Paris. D H

von Weihnachten 1832. Die am besten darüber Unterrichteten sagen, sie sei geschehen infolge einer persönlichen Erscheinung Christi. Diese an sich sehr glaubwürdige Hypothese bestätigt sich, wenn man eine Art Tagebuch, das er später unter dem Namen Besuche Christi schrieb, öffnet. Neben anderm liest man dort unter dem 24. Mai 1848:

Ist es wahr, o Herr! du warst vor meiner Thür, und ich wußte es nicht; du klopftest, und ich habe dir nicht geöffnet. Vielleicht war es der Lärm der Straße, der mich verhinderte dich zu hören. Komm herein, du lieber Gast! Nicht wahr, du bist gekommen, um bei mir zu bleiben? Lege deine Hand auf meine Stirne und segne mich! Lenke meine Gedanken mit deinem Auge; bleibe zu meiner Rechten, sei mein Halt und meine Stütze. Welche Freude! Schon ist meine ganze Zelle von deiner Gegenwart erleuchtet. Sie war so dunkel! Ich war so allein! Von nun an werde ich nie die Augen aufschlagen von meinem Buche, ohne dich zu erblicken. Und selbst wenn ich dich nicht sehe, fühle ich doch deine Nähe. Wenn ich müde bin, ruhe ich mein Haupt an deinen Busen. Zittert mein Herz in Angst und Schmerz, so werfe ich mich an das deine. Brauche ich Rat, so setze ich mich zu deinen Füßen. . . Hattest du nicht schon einmal deine Wohnung in mir aufgeschlagen? Es war vor drei Jahren. Du bliebst drei Tage. Und mein Leben war umgewandelt, meine Zweifel dahin, meine Kämpfe vergessen, die Finsternis in mir ward Licht. Mein Herz floß über von Liebe, der Tod ängstigte mich nicht mehr, ein Märtyrer werden hätte mir ein Leichtes geschienen. Mein erster Gedanke, wenn ich aufwachte, und mein letzter, wenn ich einschlief, warst du. Und diese Gedanken kamen ohne jedes Bemühen, denn du warst da. An dich denken hieß dich sehen. Komm wieder zu mir, o mein Herr!

Wie dem auch sei, seine wahrhaft tiefe und echte Frömmigkeit trägt von vornherein den doppelten Stempel mystischer Gemütsbewegung und streng geregelten Denkens. Er hing mit ganzer Seele an seinem Glauben, und bald sollte er die ganze Thätigkeit seines sich schnell entwickelnden Denkens an ihn dahingeben. Ganz natürlich verband sich in ihm die zärtliche Liebe zum Evangelium mit der unerbittlichen Dialektik der Nachfolger Calvins. Aber wenn er auch in dogmatischer Strenge seinen Zeitgenossen gleicht, so ist die seine doch von andrer Art. Sie entspringt nicht wie bei ihnen aus geistiger Trägheit, sondern vielmehr aus geistiger Thätigkeit. Scherer schreckte nicht vor einer Formulirung zurück, die bis aufs äußerste getrieben war und zu der er gelangte, nachdem er alles Dazwischenliegende durchlaufen hatte, und dies geschah mehr aus Bedürfnis nach Klarheit als aus dem Wunsche, eine lebendige, persönliche Ueberzeugung allgemein anerkannt zu wissen. Er faßte hauptsächlich sich selbst gegenüber Stellung und kümmerte sich weniger darum, gegen die Kämpfe des äußern und praktischen Lebens die notwendigen Verwahrungen zu treffen. Er verstand unter Christentum hauptsächlich ein neues Leben; doch dieses Leben war für ihn Gefühl und Logik. Freilich fehlte das sittliche Element nicht — das könnte es bei keiner wahrhaften Bekehrung —, aber es stand nicht zu oberst. Sein Leben als Christ war davon durchdrungen, ohne davon beherrscht zu sein; sein eigentliches Wesen scheint es nicht ausgemacht zu haben. Die Aufrichtigkeit gegen sich selber, die Vinet ins Mark des Gewissens verlegte und an der er die höhern Bedürfnisse der Seele und ihren Einklang mit dem Evangelium nachwies, verlegte Scherer in die urteilende Vernunft. Seine Redlichkeit in diesem Punkte ist bewunderungswürdig. Sein ganzes Gewissen geht auf in seiner Logik.

Wissenschaftlicher Intellektualismus und religiöser Mystizismus sind die beiden gegenseitig unreduzirbaren Faktoren, die sich in Scherer während der ganzen Zeit seiner theologischen Studien und selbst darüber hinaus zusammengesellen, ohne auch nur ein einziges mal in Zwiespalt zu geraten. Es war dies die glückliche Zeit, wo ihre entgegengesetzten Einflüsse von gleicher Stärke, sich gegenseitig aufwogen und ihren Antagonismus noch nicht ahnten. Das Bild, das Herr Gréard von dem Leben des jungen Straßburger Studenten entwirft, ist ein köstliches Gemälde. Man verweilt gern dabei, man möchte am liebsten nicht weiter blättern in den Seiten eines Buches und eines Lebens, das fortan seinem Niedergang anheimfällt, und so tieftragisch endet.

Scherer betreibt seine Studien auf der Universität mit einem Eifer, einer Konsequenz und einer Disziplin, die schon den Mann der Wissenschaft und den Gelehrten andeuten, und die eines Tages den Denker ergänzen sollten. Alles, was die geistige

Nahrung des Menschen ausmacht, wird ihm mehr zur Beute als zur Nahrung. Sein wunderbares Gedächtnis klassifizirt und bewahrt alles, was das heiße Verlangen nach Erkenntnis seinem gewaltigen Hirn gleichsam als Weide zugewiesen hatte. Vor allem jedoch sind es religiöse Fragen, die ihn beschäftigen und fesseln. Gleichzeitig mit der deutschen Sprache, die er völlig beherrschte, macht er sich die deutsche Theologie zu eigen, die damals in schneller Weiterentwicklung begriffen war. Er beobachtet die verschiednen Strömungen, die sich geltend machen, macht sich mit der dann hervortretenden historischen Kritik bekannt, und was das Sonderbare an der Sache ist, er fühlt, von welcher Bedeutung dieser Umschwung in der Methode ist, ohne jedoch ihre Tragweite zu erfassen. Es wird ihm nicht klar, daß diese Neuerung einen völligen Umschwung in der christlichen Wissenschaft herbeiführt und voraussetzt — wenn auch nicht im Glauben selber, so doch in der Art, ihn aufzufassen und zu begründen. Obgleich er von allen Seiten von den Einflüsterungen der freien Forschung bestürmt wird, bleibt er der feste, treue Anhänger des überlieferten Dogmas. Der innerste Kern des Menschen, wo die Erfahrung des Christen mit den Theorien des Gelehrten zusammenfließt, ist noch nicht berührt.

Dadurch, daß er sich auf dem Gebiete des Denkens ungewöhnlich auszeichnet, wie durch seine seltene Arbeitskraft erringt er sich alsbald die Achtung seiner Professoren, die große Hoffnungen auf ihn setzen. Von dem damaligen Studenten legt Professor Reuß später folgendes Zeugnis ab:

Scherer war mir durch den verstorbnen Pastor Härter zugeführt worden. Er trat sogleich in den Kreis meiner theologischen Gesellschaft ein und ward einer der besten Debatters. Ich bemerkte bald, daß er einer strengen Orthodoxie angehörte, der man gerade nicht den etwas süßlichen Pietismus seines Beschützers anmerkte. Da er jedoch, was von calvinischem Rigorismus in ihm steckte, durch solides Wissen und unermüdlichen Eifer für seine theologischen Studien ausglich und eine Klarheit des Geistes und des Ausdrucks damit verband, wie man sie selten, namentlich bei einem jungen Studenten vereinigt findet, so gewann ich ihn lieb und ahnte, daß er dazu berufen sei, an der Spitze der konservativen Partei einst die so tief erschlaffte protestantische Wissenschaft mit neuem Leben zu beseelen. . . . Scherer verblieb drei Jahre in dieser Gesellschaft, und obgleich uns trotz den vielen unter meinem Vorsitze geführten Diskussionen gegenseitiger Meinungsaustausch auf theoretisch-konfessionellem Gebiete nicht näher gebracht hat, so wurde mir doch durch das einem so außergewöhnlichen Schüler von mir entgegengebrachte Interesse mehr und mehr klar, daß mich im Grunde etwas mit ihm verband.

Scherer wurde im Jahre 1839 Baccalaureus der Theologie und verheiratete sich kurz darauf. Er wurde Licenziat und erhielt den Doktortitel (1843) durch die vielberufne Dissertation über die Prolegomena zur Dogmatik der reformirten Kirche. Inzwischen hatte er am 11. April 1840 die Weihe zum Predigeramte empfangen. Die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede zeugt von einer Tiefe christlichen Gefühls, einer heiligen Ergriffenheit und freudigen Gewißheit, wie sie einem wahren Jünger des Herrn gebühren.

Von nun an lag das Amt der Seelsorge vor ihm. Seine Freunde drangen in ihn, sich ihm zu widmen. Doch ein unübersteigbarer Widerwille hielt ihn von der praktischen Thätigkeit fern, der er immer das stille Arbeiten im Studirzimmer vorzog. Er schrieb mehrere Artikel für den Semeur und veröffentlichte seine Betrachtungen über die reformirte Kirche Frankreichs, worauf er später wieder zurückkam und sie in seinem Plan einer Theorie der christlichen Kirche eingehender behandelte.

Das Tagebuch eines Egotikers, das aus dieser Epoche stammt, zeigt uns Scherer fern von allem Verkehr mit Menschen, den stillen Freuden hingegeben, die echte Frömmigkeit, ein ruhiges Familienglück und rege geistige Thätigkeit gewähren. Auf seine Umgebung übt er nur mäßigen, doch wohlthuenden Einfluß aus, und von Zeit zu Zeit hält er Predigten, die seine Hörer mit der ganzen unwiderstehlichen Gewalt, die jeder mit vollem Eifer erfaßten, absoluten Ueberzeugung eigen ist, hinreißen.

Edmond de Pressensé zitirt in seinem meisterhaften Aufsatze über Vinets Geistesentwicklung ein Stück aus einer ungedruckten Predigt Scherers, das für seinen Standpunkt und für seinen Begriff von religiöser Autorität charakteristisch ist. Es heißt dort:

Damit es uns möglich sei, zuzugeben, daß das Gewissen Prinzip und Sitz der Moral ist, müßte dieses sich selbst genügen können und stets von allem außer ihm Befindlichen unabhängig sein. . . . Eine offenbarte Moral ist die einzige, die mit der Idee von Gott übereinstimmt. Gott allein gebührte es, uns eine Aufgabe zu setzen. Ohne Offenbarung wären die moralischen Ideen nichts weiter als mehr oder weniger individuelle Meinungen. . . . Die Moral kann uns nur von Gott kommen, und Gott hat nur durch Christum, seinen ewigen Sohn, zu uns gesprochen. Alles läuft, wie man sieht, auf die äußere Offenbarung hinaus (Tout en revient, on le voit, à la révélation extérieure). . . .

Den letzten Satz darf man nicht vergessen. Der theologische Standpunkt, den Scherer in Straßburg einnahm, ist kurz darin zusammengefaßt. Man kann unmöglich seinen Glauben auf einen vollständigern Skeptizismus in Bezug auf die Elemente dieses Glaubens selber gründen; man kann auf die Notwendigkeit einer äußern Offenbarung nicht strenger hinweisen und ihr nicht sicherer allen subjektiven Boden, d. h. jeden Anhaltspunkt, um Zutritt zum Menschen zu erlangen und Stütze in ihm zu finden, entziehen. Diese Verneinung der Autorität des Gewissens zu Gunsten der äußern Autorität steht in direktem Widerspruch mit dem Geiste des Evangeliums. Es liegt ein geheimer Atheismus darin verborgen, und der Grund der spätern Katastrophe ist schon darin vorhanden. Doch Scherer ist weit davon entfernt, dies zu ahnen. Sein Gesang Je suis à toi, einer der schönsten im französischen protestantischen Liederschatze, beweist aufs neue, daß christliche Gemütstiefe und religiöser Mystizismus nicht immer von einer gesunden Theologie abhängen, wie sie denn auch nicht genügen eine solche zu schaffen. G Fr (L S)

Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege

5. Religiöse Einwirkung

Während aber Amalie gerade die Echtheit der andächtigen Gemütsrichtung an der Tüchtigkeit im praktischen Leben bewährt sehen will, ist es ihr auch heilige Angelegenheit der Armenpflege, da, wo durch Krankheit dem Menschen die Richtung auf That und Arbeit versagt ist, und wo der Herr nur das rechte Leiden und Stillhalten von ihm verlangt, einer wahren Erhebung des Gemütes zu Hilfe zu kommen und sich nicht zu begnügen mit dem für den Kranken selbst unfruchtbaren Schein einer frommen Erregung: „Wenn wir überall darauf Bedacht nehmen sollen, unsern Armen neben der leiblichen auch etwas geistliche Gabe mitzuteilen, so sollen wir doch bei den Kranken insbesondre Sorge tragen dafür. Die Anfechtung lehret aufs Wort merken; aber bei der Anfechtung der Krankheit wird es nur zu oft erfordert, daß das Wort den Angefochtenen von außen nahe gebracht werde, da körperliche Schwachheit und Schmerz ihren Geist niederdrücken und seinen freien Aufschwung hemmen, welches Hindernis in der Regel, wo sie sich selbst überlassen bleiben, nicht überwunden wird. Freilich heißt es oft bei den armen Kranken, daß sie Gott Tag und Nacht anrufen; aber wenn wir der Sache auf den Grund gehen, so möchte darunter in sehr vielen Fällen nichts andres zu verstehen sein, als die Seufzer, die Schmerz und Angst ihnen auspressen, ja wodurch nicht selten ihre Ungeduld sich Luft macht.

„Wie nun soll da, was zu ihrem Frieden dient, ihnen vorgehalten werden? In ernster Unterredung, oder durch geistliche Lektüre, oder in eigentlichem Gebete? — Ich denke, wir haben diese verschiednen Weisen mit einander zu vereinigen so doch, daß nach den Umständen und nach der verschiednen Individualität der Kranken bald die eine, bald die andre mehr hervortritt. Vielleicht möchte in der Regel eine mit Weisheit geleitete Unterredung das wirksamste Mittel sein, die Leute zu ernster Sorge um ihr Seelenheil zu erwecken. In der von ihnen geforderten Gegenrede liegt schon eine gewisse Bürgschaft ihres Aufmerkens auf das, was wir ihnen vorhalten, und zugleich mögen wir daraus abnehmen, wie weit sie uns verstanden, worin es bei ihnen noch an richtiger Erkenntnis mangelt, und welche irrige Vorstellungen bei ihnen müssen bestritten werden. Aber eine leichte Sache ist es nicht, in dieser Weise mit den Armen zu reden, daß man sie nicht allein zum Hören, sondern auch zu offner Mitteilung über geistliche Dinge bringt, ohne sie, was vor allen Dingen sorgfältig zu vermeiden

ist, zu einem Parademachen mit ihrer vermeinten Frömmigkeit zu veranlassen. Zweierlei Schwierigkeiten treten uns hier besonders entgegen. Oft hält es überhaupt sehr schwer, die Aufmerksamkeit des Armen bei religiösen Gegenständen festzuhalten; ehe wirs uns versehen, ist er davon wieder abgekommen und vertieft in weitläuftige Schilderung seines leiblichen Elends: da gilt es denn Sanftmut zu beweisen und Geduld, und den zur Erde gerichteten Sinn des armen Leidenden mit freundlich schonender, aber doch mit sichrer Hand immer wieder hinzulenken zu dem, das droben ist. Andre scheinen uns mit stiller Aufmerksamkeit anzuhören und unterbrechen uns nur, um uns in allem beizupflichten; allein wir fühlen es gar deutlich, daß solches Ja nur von ihren Lippen, nicht aus ihrem Herzen uns entgegen tönt. Wir würden ihnen Unrecht thun, wenn wir sie um deswillen immer einer eigentlichen und absichtlichen Heuchelei beschuldigen wollten; aber sie haben in solchen Sachen einmal gar kein eignes Urteil, weil sie ihnen noch nie zur Herzenssache geworden, und sie halten es für eine Art von Pflicht und Schuldigkeit, was in der Art von Personen höhern Standes ihnen vorgelegt wird, ohne weitere Prüfung anzunehmen und gutzuheißen. Wem nun aber wirklich daran liegt, ihr Seelenheil zu fördern, der würde aus ihrem Munde natürlich immer viel lieber eine verständige Gegenbemerkung oder selbst entschiednen Widerspruch vernehmen; auf den wird solch seelenloses, totes Bejahen leicht einen lähmenden, niederschlagenden Einfluß üben. Es gehört schon eine gewisse Uebung in geistlicher Beredsamkeit dazu, in solchen Fällen immer neue Anknüpfungspunkte zu finden und durch geschickt gestellte Fragen den immer Bejahenden doch endlich zum Verneinen und ihn zu der Erkenntnis zu bringen, daß er doch eigentlich nicht glaubt, was er zu glauben meint. Traut nun eine Besucherin die dazu nötige Gewandtheit sich selber nicht zu, so mag sie ihre Zuflucht nehmen zum Vorlesen aus der Bibel, aus dem Gesangbuche oder sonst aus einer guten Erbauungsschrift. Dabei aber wird billig erwartet, daß sie eine verständige Auswahl treffe, mit Berücksichtigung sowohl der sittlichen Verfassung der Armen, soweit ihr dieselbe bekannt, als auch ihres körperlichen Zustandes. Ja, auch dieser soll wohl in Acht genommen und durch diese Rücksicht insbesondre das verhütet werden, daß man die Kranken durch eine zu lange Vorlesung auf eine für sie schädliche Weise ermüde oder anspanne. Hüten wir uns hierin überhaupt vor Ueberschätzung des geistigen Vermögens unsrer Armen, daß wir ihnen nicht zumuten, was sie nicht leisten können. Auch bei gutem Willen ist mancher wirklich nicht imstande, einem längern Vortrage mit voller Aufmerksamkeit zu folgen, daher ich unter den Eigenschaften einer Erbauungsschrift für das Volk kernhafte Kürze obenanstellen möchte. Gut wäre es wohl, daß man an das Gelesene eine wenn auch nur kurze Unterredung knüpfte, um zu erfahren, wie weit die Zuhörer es aufgefaßt. Man könnte sonst leicht in den Fall kommen, einem Armen jahrein jahraus vorzulesen, ohne irgend einen wesentlichen Nutzen für ihn, da er anscheinend ja ganz aufmerksam zuhören und in seinen Gedanken vielleicht doch mit ganz andern Dingen beschäftigt sein kann.

„Aber nun noch die Frage: Sollen wir denn auch mit den armen Kranken und für sie aus dem Herzen beten? Und wenn wir es sollen, wie sollen wirs? Ich glaube nicht, daß sich hierüber eine für alle geltende Vorschrift geben läßt. Beter und Beterinnen sollen wir alle sein; aber nicht allen ist es gegeben, laut vor andern zu beten, und wem es dazu an der rechten Befähigung fehlt, der soll sich des nicht unterwinden. So wenig aber zu solcher Befähigung eine bloße Wohlredenheit ausreicht, ebensowenig genügen dafür einige fromme Gefühle. Im einsamen Kämmerlein mag schon der unartikulirte Seufzer ein mächtiges Gebet sein; anders ist es mit dem, was vor Andern ausgesprochen wird. Hier soll das Bedürfnis dieses Andern berücksichtigt, hier sollen Vorstellungen gegeben werden, die seine Andacht fesseln mögen. Wer diesen Zweck zu erreichen meint mit einigen ihm geläufig gewordnen, immer sich wiederholenden Gebetsphrasen, der täuscht sich sehr.

„Die lieben Schwestern, die mir jene Frage wegen des Gebets gestellt, sehen es vielleicht nicht ungern, wenn ich ihnen sage, wie ich es darin halte. Nachdem ich mich mit den armen Kranken zunächst über ihren Krankheitszustand unterhalten und ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Klagen auszuschütten, und nachdem ich dann mich bemüht, der Unterredung eine religiöse Wendung zu geben, pflege ich sie wohl zu fragen, ob sie es gerne sähen, wenn ich ihnen einmal etwas vorläse, welches Anerbieten natürlich fast immer mit Dank angenommen wird. Dann lese ich entweder einen kurzen Abschnitt aus der heiligen Schrift, oder ich nehme auch ein Büchlein zur Hand, das eine Auswahl einzelner Bibelstellen enthält. Jedenfalls aber verknüpfe ich diese Lektüre immer mit erläuternder Betrachtung und Gebet, die ich bei jedem einzelnen Verse einschalte, hierin der Weise folgend, die August Hermann Francke beim Bibellesen überhaupt empfiehlt.

„Wie die Befolgung dieser Methode mir selbst den größten Segen gebracht, so scheint mir die Anwendung derselben auch bei unsern Armen sehr zweckmäßig. Der Gefahr, sich ins leere Worte machen zu verlieren, ist da vorgebeugt, da Betrachtung und Gebet ja ruht auf dem Grunde des heiligen Bibelwortes. Das göttliche Wort aber wird durch die lebendige, ihren individuellen Bedürfnissen möglichst sich anschließende Anwendung den Leuten eindringlicher, als es sonst der Fall sein würde, und die kurzen, nur hin und wieder eingestreuten Gebetsseufzer werden sie in der Regel mehr zur Andacht erwecken, als lange Gebetsformeln, die so leicht etwas Ermüdendes und Eintöniges haben, ja bisweilen wohl gar in ein gedankenarmes Geschwätz ausarten. Wenn ich übrigens beim Gebete nicht bloß dunkle Gefühle, sondern auch eine gewisse Klarheit des Gedankens fordere, so wird man sich doch gewiß darüber leicht mit mir einverstanden erklären, daß es bei der oben beschriebnen Uebung eben so wenig ankommt auf eine streng logische Gedankenfolge, als auf einen wohlgerundeten Periodenbau u. dergl. Der einfachste, kunstloseste Ausdruck, wenn er nur wirklich vom Herzen kommt, trifft das Herz des Armen gewiß immer am sichersten. Ob es aber getroffen, wie erfahren wir das? — Die äußern Symptome der Rührung sind hier gewiß ein sehr trüglicher Maßstab, und ich möchte ernstlich warnen davor, daß niemand darauf ein zu großes Gewicht lege. Bei Kranken namentlich sind die Thränen, die sie vergießen und die wir für Zeichen einer religiösen Erweckung halten, oft nur Beweis eines erschütterten Nervensystems, oder auch, sie beweinen damit nur ihre leibliche Not. Wo aber das Auge trocken und Miene und Rede kalt bleibt, da sollen wir uns doch wohl hüten, unsre armen Kranken um deswillen allein schon der geistlichen Unempfindlichkeit zu beschuldigen. Vielleicht ists ihnen eben nicht gegeben, die innere Empfindung auch äußerlich an den Tag zu legen, vielleicht ist nur zur Zeit ihr Geist durch die Macht der Krankheit gar zu sehr herabgestimmt; vielleicht auch sagt nur unsre Weise ihnen nicht zu, während ein Andrer es wohl verstehen würde, ihr Interesse für geistliche Dinge zu wecken. Das Wesen der Frömmigkeit soll fürwahr nach einem andern Kriterium beurteilt werden, als nach Worten und Thränen. Ob aber und wiefern in jedem einzelnen Falle unser schwaches Wort bei unsern Armen ein Förderungsmittel echter Frömmigkeit geworden, das brauchen wir gar nicht zu wissen. Streuen wir unsern Samen nur in Einfalt aus, und es wird schon offenbar werden zu seiner Zeit, daß auch das geringste Körnlein nicht ganz verloren gegangen."

Bei dieser hohen Würdigung und sorgfältigen Prüfung dessen, was dem Armen durch eine herzliche und andächtige Unterstützung seines religiösen Lebens gegeben werden könne, mußte es für Amalie von der größten Bedeutung sein, sich mit ihren Vereinsgenossinnen in Glaube und lebendiger Frömmigkeit verbunden zu wissen. Um zu verhüten, daß nicht Frauen dem Verein sich anschlössen, die in dieser Beziehung Fremdlinge wären, waren schon die Statuten und die „Instruktionen" für die Vereinsmitglieder so gefaßt, daß die Eintretenden sich nicht über den hervortretend religiösen Charakter der Genossenschaft täuschen konnten; geschah es aber ja einmal, daß eine Genossin sich anschließen wollte, die nicht von gleichem Geiste beseelt war, so trat Amalie diesem Versuch

nicht prinzipiell entgegen, sondern überließ es den Eintretenden selbst, mit der Zeit wahrzunehmen, daß bei verschiedner Abweichung des Standpunktes ein Zusammenwirken nicht möglich ist.

6. Wie sittliche Schäden zu beurteilen sind

Für Amaliens liebevolles Verständnis der Schwierigkeiten, die es gerade für den Armen hat, mutig und tugendhaft zu bleiben, und für ihre kluge und tüchtige Auffassung der Erziehungsmittel, deren die höhere christliche Bildung sich im Verkehr mit den Geprüften zu bedienen hat, mögen wieder einige Stellen ihrer Berichte sprechen:

„Wer nur sein Auge offen erhält dafür, sagt sie einmal, der wird auch wohl bei Menschen, die auf einer noch tiefern Stufe der Moralität stehen, neben vielem Verkehrten immer noch manches Gute entdecken, darauf er seinen Blick mit gläubigem Vertrauen, mit freudiger Hoffnung wird können ruhen lassen, als auf dem Anfangspunkte einer künftigen Bekehrung." Dann wieder an einer andern Stelle: „Die Verzagtheit, die so leicht zu einer dumpfen Apathie führt, ist auch für die bessere Klasse der Armen eine der gefährlichsten Klippen. Ach, und wenn wir ihnen nicht freundlich entgegenkommen mit Rat und Hilfe, wie viel Entschuldigung haben sie da nicht, wenn sie an dieser Klippe scheitern, und wer unter uns dürfte da in stolzem Selbstvertrauen den ersten Stein aufheben und sie richtend verdammen?"

Bei aller dieser Milde und diesem langmütigen Vertrauen weiß aber Amalie wohl, daß die erziehende Liebe auch der Strenge bedarf: „Man glaube nicht, daß das Mitleiden den Sinn für Recht und Wahrheit in uns abstumpft. Nein; Gott bewahre uns vor jener sein sollenden, schwächlichen, alles sittlichen Ernstes ermangelnden Liebe, die kein strafendes Wort auszusprechen vermag, die den Unterschied zwischen Recht und Unrecht aufhebt, die Böses gut und Finsternis Licht heißt, und die niemals wehe thun mag, wo das Wehethun gerade die ist. Wie keine gesegnete christliche Kinderzucht gedacht werden mag ohne heilsame Strenge, so auch, meinen wir, keine gesegnete christliche Armenpflege. Nachdrückliche, ernste Verweise, temporäre und bei fortgesetztem Mißverhalten völlige Entziehung der gewährten Unterstützung, das sind die Strafmittel, zu deren Anwendung wir uns nicht allein befugt, sondern in manchen Fällen streng verpflichtet halten, vornehmlich aber da, wo die Armen darauf ausgehen, durch Lug und Trug reichere Spenden der Wohlthätigkeit zu erpressen."

Amalie hatte den Mut, wo es zum Gedeihen der Armenpflege nötig war, sogar in ihren Berichten Arme namhaft zu machen, die der Verein als solche erfunden hatte, die mit dem guten Glauben milder Menschen ein betrügerisches Spiel trieben.

Doch überwog die vertrauende Liebe in ihrem Herzen und ihrem Thun die richtende Strenge bei weitem, und daher kam es denn auch, daß die erfreulichen Erfahrungen nach ihrer wiederholten warmen Versicherung die niederschlagenden bei weitem überwogen. C D

Glockenklänge

Obgleich das niemand gemerkt hatte, so waren sie doch durch die fromme Schönheit der Umgebung auf die Frage gelenkt worden, ob man das Läuten der Glocke von der kleinen Kirche herüber vernehmen könne, die auf einem Hügel einsam in der Nähe einsamer Bauernhöfe lag.

Man hatte von ganz andern Dingen geredet.

Aber an der freien Halde abwärts von den Rastenden stand eine Gruppe hoher, in prächtigem Gleichmaß aufsteigender Akazien, und diese waren eben mit den weißen Trauben ihrer süß duftenden Blüten reich bedeckt; der Saum des Buchenwaldes, an dem man rastete, hatte noch sein helles Grün des Vorsommers, und der lichte Flaum der Buchenblätter umzog das Blatt noch wie eine silberne Linie.

Das alles und noch viel mehr hatte die Seele gesehen, ohne es zu wissen.

Die Rastenden hatten ihre Heimat unten in dem alten Städtchen, dessen von Türmen überragte Stadtmauer hie und da zwischen den Obstbäumen der tiefern Gebäude sichtbar war.

Ein Gang durch wogende Getreidefelder, durch die Felstrümmer, die über die Berge hin zerstreut waren, und den Buchenwald, der sie traulich und dämmernd umkleidete, hatte sie hierher geführt.

Es war Magdalene Luise gewesen, die auf die Frage gekommen war, ob man die Glocke jenes Kirchleins noch hier an diesem Orte vernehmen könne. Eine Antwort war nicht gegeben worden. Innerliche Menschen, die die Natur umfängt und mit ihrem heimlichen Gesange von fernen, stillen Wäldern und abendlich beleuchteten Wiesen und zarten, langsam auf blauer Bahn wandelnden Wolken einwiegt, fragen nicht als Fragende, und das Schweigen der Gefragten gilt ihnen als ein freundliches, fortführendes Echo.

Franz hatte den begonnenen Faden auf seine Weise fortgesponnen und wandte sich an Georg Friedrich mit dem Worte: Kann man das Glockengeläute als musikalische Töne bezeichnen? — Nein! sagte dieser, der Glockenklang ist eigentlich kein musikalischer Ton, und zwar liegt der Grund in der Mischung der Teiltöne, die ihn zusammensetzen, vor allem darin, daß der eigentliche Grundton schwächer klingt als einzelne Obertöne, als namentlich der nächsthöhere Oberton. Aber die Seele des Hörenden durchdringt die Glockenklänge derart mit ihrer eignen Musik und umspinnt sie mit ihren höchsten und seligsten Gedanken, daß ein schönes Geläute die volle Wirkung der Musik ausübt.

Ludwig war mit besondrer Aufmerksamkeit diesen Worten gefolgt und sagte, sobald Georg Friedrich geendigt hatte: Eigentlich ist das Glockengeläute die erste Musik, an der Kinder gewahr werden, daß der Ton Geist ist und Geist weckt. Die wandelnde Glocke ist uns allen in den Jugendtagen nachgegangen —

Und mehr als das, unterbrach hier Hans, wir sind ihr nachgegangen. Wie habe ich mich als Knabe manchesmal auf den Turm unsrer Stadtkirche gewagt, um die Glocken zu besuchen. Die Mutter sah es nicht gerne, und auch der Türmer liebte diese Knabenbesuche nicht. Da war es denn eine heimliche Sache. Das Heimliche fing schon unten an. Von dem schmalen Pförtchen am Kirchenplatze ging es eine ganz enge, dunkle steinerne Wendeltreppe hinauf, über sehr ausgetretene Stufen, an einem feuchtkalten Leitseile hin; aus dem turmartigen Vorbau, in dem diese Treppe lief, trat man schon in beträchtlicher Höhe in den erschreckend leeren Turm selbst; nur ein Gerüstwerk füllte ihn, in dem die Treppe in Absätzen herüber und hinüber ging; wer abwärts schaute, sah in die matterhellte Tiefe des Turmes, wer aufwärts blickte, dem winkte ein Schein des Tageslichtes durch die Fallthüre, die sich vor der Wohnung des Türmers öffnete. Ueber dieser Wohnung noch einmal hoch oben in dem enger und enger gewordenen Turme hingen die Glocken. Sie waren weit größer, als der Knabe sie sich gedacht hatte, als er zum erstenmale hochaufatmend und ängstlich vor ihnen stand, sie erschienen nicht kleiner, als der älter gewordene sie wieder aufsuchte. Wenn ich vor ihnen hielt, so wünschte ich das Schaudern, das das Niederfallen des Hammers auf den mächtigen Rand der großen Glocke zum Stundenschlage weckte. Noch beängstigender und noch schöner war es, wenn sie geläutet wurde; dann zitterte der Turm und der Bretterbodeu, auf dem ich stand, und es zitterte das Herz des Knaben: aber es war etwas Zwingendes und Ueberwältigendes darin, am Quell so gewaltiger Töne zu stehen. Am liebsten aber rief ich mir selbst die Töne. Ich schlug mit dem Metall meines Taschenmessers oder mit dem Fingerknöchel auf den Rand der Glocke und trat dann rasch an das Schallloch, um über den Kirchenplatz, die Straßen, die Hunderte dunkler Schieferdächer und das weite, fröhliche Thal zu sehn; denn ich sah mit lustvollem Schrecken das Unsichtbare, wie die Töne sich hinausschwangen über die Dächer und die grünen Wiesenflächen jenseits der Stadt und die Tannenwälder an der niederen Hügelschwelle, die in einem weiten Rund die Vaterstadt umgab, und ich sann, wie weit sie sich schwängen, ob wie jene Kreise auf dem weiten Wasserspiegel, die betrübt am Ufer heraufbranden, das ihrem schönen, stolzgemessenen Fluten, das ins Unendliche anmutig und still sich fortbewegen möchte, die frühe Grenze setzt. Es kam auch die Angst des Knaben und mit ihr zugleich die Freude des Hexenmeisters hinzu, wenn die Töne hinabsanken in die Straße und die

Vorübergehenden stehen blieben, fragend horchten und zum Turm hinaufschauten.

Wenn man dir so zuhört, sagte Franz, scheint es, als sei in das Gemüt des Knaben etwas von dem göttlichen Rausche und der Sehnsucht späterer Jahre hineingelegt; aber wem unter uns Männern hier sind nicht ähnliche Erinnerungen wachgeworden. Und es sind andrerseits Erlebnisse, für die man nicht zu alt wird. Etwas in der Seele, das das Herz zum tiefsten Echo der Glockenrufe macht, altet nicht.

Ja, sagte Martin, ich habe als ein angehender Vierziger diese Macht des Glockenklanges an mir in ganzer und jugendlicher Gewalt erfahren. Ich war mit einem Jugendfreunde auf dem Frühboote von Lugano gekommen und in Porlezza ausgestiegen, um nach dem See von Como hinüber zu gehen. Es war der Morgen des Ostersonntags. Als wir den See etwa eine halbe Stunde hinter uns hatten, begannen im Lichte eines herrlichen Frühlingstages die Glocken in den katholischen Gebirgsdörfern und in der Ebene zwischen Porlezza und Bene-Lario zu läuten. Wir hatten in der Nähe des Dörfchens Tadorno an einem Zimmerplatze Halt gemacht und uns auf einem Baumstamme niedergelassen. Vor uns und in unserm Rücken glänzten die Schneefelder der noch stark beschneiten Berge, die Sonne ruhte aber warm und lebenverheißend auf den grauen und blattlosen Rebengeländen und Wiesen. Vor uns lagen zwei Dörfer, das eine hoch im Gebirge, von einem sehr hohen Kirchturme überragt, das andre am Fuße der Berge, an einer Schlucht, die unterhalb des Bergdorfes den Riegel des Gebirges durchbrach. Oben läutete die Glocke in wunderschönen, hell und recht wie Musik klingenden Tönen, immer nur wenige, dann verstummten diese Rufe, und unmittelbar darauf fielen die Glocken des untern, uns nähern Dorfes mächtiger und dröhnender ein und gaben die Antwort auf den Gruß ihrer ehernen Schwestern aus der Höhe. Es war eine Osterbotschaft eigenster Art. In dieser Welt hoher und zum Teil wildphantastisch zerklüfteter Dolomitberge, heller Schneefelder, noch dunkler, aber treibender Knospen, nickender Anemonen, lächelnder Primeln sprachen nach Zwischenräumen des Schweigens und der Verehrung die hellen Glockenrufe das Frühlingswort der Christenheit und mahnten zu einem Ostern des Gemüts, in dem keine andre Botschaft mehr vernommen werden will, als die von der Ueberwindung des irdischen Mangels, der irdischen Beschränktheit, des irdischen Jammers durch das Ewige und selig Mangellose. Seitdem weiß ich es besser als früher, daß jene geheimnisvollen Glockenrufe, die aus der Tiefe undurchschreitbarer Wälder lockend und sehnsüchtig rufen, wie die Dichter sagen, aus jenen Tiefen unsrer eignen Seele heraufrufen, wo das Zeitliche in das Ewige, das Menschliche in das Heilige übergeht.

Konstanze, die Martin ihre Liebe geschenkt hatte, eine Frau von einem freundlichen, mutigen und seines Reichtums unbewußten Herzen, faßte seine Hand, als er geredet hatte, und drückte sie innig ohne Worte.

Glockenklänge, die man mitten im Walde vernimmt, haben doch etwas besonders Ergreifendes, sagte nun Ludwig, nach Martin hingewandt. Laßt mich erzählen, wie ich sie einst vernahm. Ich ging vor Jahren einmal von Misdroy aus quer hinein in die Wälder nach Südosten; es war ein unvergleichlich schöner Augusttag. Durch die hohen Föhrenwipfel und durch das Laub alter Buchenbäume schien ein dunkelblauer Himmel herein, über den Wäldern von Heidelbeersträuchern und von Farnkraut, das den Dahinschreitenden noch überragte, schwebten unzählige Falter, und ein leichter Südwind trug den Duft und Hauch der Wälder und Blüten vom Haff zur Ostsee durch die grüne Nacht. Ich war auf einen schmalen Pfad gelangt, der gerade dahinlief tief hinein in das Innerste des großen Waldes; ich folgte ihm und ging über weichen, mit Moos, kleinem Farnkraut und Gräsern bedeckten Boden. Mit einemmale erklang aus weiter Ferne ein heller Glockenklang; zuweilen verstärkte ihn ein lebhafter Windstrom, sonst aber klangen die Töne gleich sanft, hell und wie an keinen Ort gebunden. Ich blieb auf meinem stillen Pfade, damit kein Brechen der Zweige den Klang mir nehme. Mit dem Auge die Ferne suchend, aus der die Glocke rief, hatte ich übersehen, daß eine Beerensammlerin aus dem Walde auf den Pfad zugeschritten war: plötzlich trat sie in diesen hinein, ein hohes, schönes Mädchen, ein buntes Tuch um das braune, von dem Rot der Jugend zart überzogne Gesicht geschlagen; sie sah mich aus großen, dunkeln Augen mit einem ruhigen, ernsten Blicke an und ging dann den Pfad vor mir her; ich schritt zögernd weiter, sie ging gemessen ihres Weges, so sah ich sie auf dem geraden Pfade langsam verschwinden, in Sonnenlichter tauchend und von Schatten wieder aufgenommen, wie Licht und Schatten das freudige Wechselspiel des Sommerwaldes spielten, und von Faltern umflattert, die sie aufscheuchte, ohne ihrer zu achten. Da auf dem Sammet des Waldweges kein Schritt zu vernehmen war, so ward ihr gleichmäßiges Dahinwandern wie ein Zug, den die Glockentöne ausübten, auf die sie für mein Auge feierlich und ernst zuschritt. Jugend der Seele, Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe, Sabbath, Moriah nahm sie mit sich in die geheimnisvolle Tiefe dieses Waldes, und ich streckte sehnsüchtig meine Arme nach der Welt aus, aus der die Glocke rief, und in die die Unbekannte zu wandern schien.

Nach Ludwigs Worten schwiegen alle.

Nach einer Weile aber fragte Konstanze: Woran denkst du, Frau Magdalena Luise? Diese kehrte mit dem innern Auge, das eben noch in ein Reich des Guten und der Liebe geschaut hatte, zu ihren Freunden zurück, sah die Fragende freundlich an und sagte: Ich dachte an das Lied, das eine edle fromme Frau gedichtet hat:

Psyche spannte die Flügel.
„Wohin? Wohin?“
Nur nach meiner Heimat,
Dahin! Dahin!

„Willst du denn nicht bei uns bleiben,
Bei so viel Liebe und Freud?
Draußen ist's kalt, du wirst frieren.
Ach, und der Weg ist so weit!“

Nicht spür ich Kälte, nicht Weite.
Heimat zu! Heimat zu!
Sehnsucht, die giebt mirs Geleite
Zu meiner Heimatruh!

Noch ehe Frau Magdalene Luise geendet hatte, erklang die Glocke von der Bergkirche drüben fromm und lieblich herüber und rief die Feierabendstunde in den Thälern aus, die um den Berg gelagert waren. H O

Verschiedenes

(D. J. H. Wichern und die Brüderanstalt des Rauhen Hauses) Hamburg, 1892, 70 Seiten.

Oft werden alte Freunde vergessen, wenn sie nichts von sich hören lassen. Daher müssen die alten bewährten Anstalten sich immer wieder in Erinnerung bringen. Das Rauhe Haus hat das Recht, in Nord und Süd an alte Freundschaft zu erinnern. Es war vor mehr als einem halben Jahrhundert ein Leuchtturm der Kirche und steht auch heute noch inmitten der großen Menge christlicher Anstalten als eine Heimat ganz besonders gesegneter Arbeit. Es dient dem ganzen evangelischen Vaterlande, und darum darf es auch vom ganzen evangelischen Deutschland Gegenliebe erwarten. Gerade jetzt haben die Kirchenregimente von Preußen, Mecklenburg, Hessen, Württemberg und andern kleinen Kirchenkörpern eine allgemeine Kirchenkollekte für das Rauhe Haus bewilligt. Um nun bei dieser Kollekte überall Material in die Hand zu geben, hat Direktor Wichern nach Provinzen und Ländern geordnet, was D. Wichern gethan und geredet und was das heutige Rauhe Haus geschafft hat. Es ist sehr viel Stoff, der auf wenig Blätter zusammengedrängt ist. Wir empfehlen die kleine Schrift und empfehlen die Kollekte. F N

(Kunstgeschichte im Grundriß), jungen Mädchen zu ernstem Studium und frohem Genuß von M. von Broecker. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1893. 151 S. 2,60 Mk.

Wer einmal vor der schwierigen Aufgabe gestanden hat, einen kunstgeschichtlichen Stoff in allgemeinverständlicher Fassung vorzutragen und trotzdem all den abstrakten Gedankengängen, die er verlangt, unter Berücksichtigung der konkreten Anschauung, die er nicht entbehren kann, annähernd gerecht zu werden, wird die Arbeit der Verfasserin gern als einen erfolgreichen Versuch in dieser Richtung begrüßen. Wenn dabei einzelne Fragen, über die die Fachwissenschaft eigentlich noch nicht ganz mit sich im Reinen ist, eine etwas apoditische Beantwortung erfahren haben, so mag dies einerseits im Interesse einer kurzgefaßten Darstellung notwendig erschienen sein, andrerseits hat es nicht viel zu sagen, da es sich hier ja um keinen Spezialunterricht, sondern um eine allgemeine geistige Anregung und Förderung handelt, die das Buch vermitteln will.

Und eben diesem letztern Zweck wird die frisch geschriebne Dar-

stellung gewiß in reichem Maße dienlich sein. Auch die Auswahl des gebotenen Stoffes wird dazu beitragen; sie beruht auf pädagogischer Erfahrung nicht minder, wie auf einem künstlerischen Urteil, das jeder Erscheinung, gleichviel ob antik oder modern, ohne Voreingenommenheit gegenübersteht, in der richtigen Erkenntnis dessen, daß das Geheimnis einer guten Kunstkritik nicht im Verurteilen liegt, sondern im Verstehenlehren. H Wzf

Erklärung

In voriger Nummer habe ich unter andern gesagt: „Man schreibt mir von unlautern Motiven, die Schrempf bei seinem ganzen Verhalten bestimmen, von dem unberechenbaren Schaden, den er anrichte. Nun, ins Herz kann ihn niemand sehen; seine Person ist mir prinzipiell gleichgiltig (Sp. 162)." Der ganze Zusammenhang, in dem diese Sätze stehen, die ganze Art, wie wir von Anfang an in der Christlichen Welt den Pfarrer Schrempf und seine Sache behandelt haben, beweist zwar, daß ich mit solchen Worten nichts Ehrenrühriges oder Kränkendes gegen den Mann habe sagen wollen; aber bei der schwierigen Lage, in der er sich befindet, will ich, auf die Möglichkeit eines Mißverständnisses aufmerksam gemacht, ohne Verzug die Erklärung abgeben: daß der Pfarrer Schrempf mir persönlich gar nicht gleichgiltig ist, daß ich von den zuverlässigsten Gewährsmännern über seinen Charakter das Beste gehört habe, daß unter den „unlautern" Motiven, die man ihm andrerseits auch nachgesagt hat, keine gemeinen verstanden werden dürfen, sondern nur solche, die allerdings den höchsten sittlichen Maßstab nicht vertragen würden, daß endlich jene ganze Stelle nichts andres besagen will als dies: die Person Schrempfs sei mir unbekannt, es sei kein persönlicher Beweggrund für mich vorhanden, mich seines „Falls" anzunehmen, die Sache sei abgesehen von seiner Person zu behandeln und trage ihre Wichtigkeit in sich selbst. Rade

Quittung

Für das gelähmte Mädchen (vgl. Nr. 52 des vorigen Jahrgangs): 10 Mk. von O. L., Heidelberg.

Für die Lipsiusstiftung im Januar 5 Mk. von N. N.

Für die evangelische Kirche in Rom: 25 Mk. von einigen Mitgliedern des Gustav-Adolf-Frauenvereins in Wandsbeck; 3 Mk. von N. N.

Für die evangelische Mission in Japan: 2 Mk. von N. N.

Ohne Angabe des Zwecks: 5 Mk. Poststempel Sinn.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 8 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einladung

Die Unterzeichneten, evangelische Männer aus allen Teilen Deutschlands, laden hiermit ein, an einer

Einspruchversammlung
gegen die Wiederzulassung der Jesuiten

teilzunehmen, welche am

Montag den 20. Februar 1893, nachmittags 4½ Uhr, in Barmen (Rheinland) im Evangelischen Vereinshause

stattfinden soll.

Nicht leichten Herzens, aber durchdrungen von dem Gefühle einer unabweisbaren Pflicht, nichts unversucht zu lassen, um eine gesteigerte **Gefährdung des konfessionellen Friedens** von unserm teuren Vaterlande abzuwenden, thun sie diesen Schritt, überzeugt, damit im Sinne ihrer evangelischen Glaubensgenossen zu handeln.

Noch einmal möchten sie — ehe es zu spät ist — laut ihre Stimme erheben und es aussprechen, daß die einzige Antwort auf alle Bestrebungen zu Gunsten der Wiederzulassung der Jesuiten für jetzt und alle Zukunft nur ein

Niemals!

sein kann und darf.

Der Jesuitenorden, dessen Morallehren und dessen Lehren vom Eide besonders jede Grundlage der Rechtspflege, sowie deutsche Treue und Redlichkeit untergraben müssen,

der Jesuitenorden, dessen Lehren vom Staate Fürsten und Könige unter die Herrschaft eines Papstes stellt, der auch die Unterthanen ihres Treueides entbinden kann, sodaß heimlich und leise zwar, aber mit unfehlbarer Sicherheit das monarchische Gefühl im Volke untergraben wird,

der Jesuitenorden, ausgeschlossen schon im vorigen Jahrhundert aus zahlreichen katholischen Staaten und aufgehoben als **Störer des konfessionellen Friedens** von einem unfehlbaren Papste,

gehört **nicht** in das deutsche Reich mit seiner überwiegend protestantischen Bevölkerung.

Ansprachen haben zugesagt die Herren Professor D. theol. **Achelis**, Marburg, Professor D. theol. **Rietschel**, Leipzig, Hofprediger D. theol. **Rogge**, Potsdam.

Der Zutritt ist nur **evangelischen Männern** gegen eine **Eintrittskarte**, die am Nachmittage selbst im Bureau (Vereinshaus) oder im Kontor des Mitunterzeichneten Herrn D. B. Wiemann-Barmen in Empfang zu nehmen ist, gestattet. Letzterer sendet die Eintrittskarte vorher auf Bestellung franko gegen Einsendung einer 10-Pfennigmarke jedem Evangelischen zu. Die **Eintrittskarte**, auf den Namen des Teilnehmers lautend, wird beim Eingang zur **Feststellung der Präsenzliste** abgegeben.

Herren, die Freiquartier oder ein Zimmer zu ermäßigten Preisen in einem Hotel wünschen, wollen solches rechtzeitig ebenfalls Herrn D. B. Wiemann-Barmen melden. Nach der Versammlung findet ein einfaches Abendessen statt; Anmeldungen hierzu nehmen die Herren Verwalter E. Fink, Vereinshaus und D. B. Wiemann-Barmen bis zum 15. Februar entgegen.

Dr. phil. O. Arendt, Landtagsabgeordneter, Berlin. Konsistorialrat Balan, Posen. Oberschulrat, Gymnasialdirektor Dr. Albert v. Bamberg, Gotha. Professor D. Willibald Beyschlag, Halle a. S. Geh. Justizrat Professor D. Dr. Bierling, Greifswald. Konsistorialrat Dr. Borgius, Posen. Professor Lic. Wilh. Bornemann, geistlicher Inspektor vom Kloster U. L. Fr., Magdeburg. Landgerichtsrat Büff, Kassel. Generalmajor z. D. v. Cramer, Blankenburg a. H. Konsistorialrat D. Cremer, ord. Professor der Theologie, Greifswald. Geh. Kommerzienrat Herm. Delius, Bielefeld. Konsistorialrat Professor D. Deutsch, Berlin. Pastor D. Disselhoff, Kaiserswerth a. Rh. Konsistorialpräsident Frhr. v. Dörnberg, Königsberg i. Pr. D. Dr. Richard Dove, Geh. Justizrat und Professor, Mitglied des Herrenhauses, Göttingen. Generalsuperintendent D. Dryander, Berlin. Superintendent Eichler, Pasewalk. Konsistorialrat und Superintendent Eilsberger, Königsberg i. Pr. Königl. Hof- und Domprediger Faber, Propst zum heiligen Grabe, Berlin. Konsistorialrat G. Goebel, Halle a. S. Propst und Professor D. Frhr. v. d. Goltz, Wirkl. Oberkonsistorialrat, Berlin. Professor Dr. A. Graefe, Geh. Medizinalrat, Halle a. S. Hilmar Graf vom Hagen, Königl. Hofmeister, Kammerherr und Erbschenk im Herzogtum Magdeburg, Möckern. v. Helldorf-Zingst, Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer auf Zingst bei Nebra (Prov. Sachsen). Professor D. Hermann Hering, z. Z. Rektor der Universität Halle-Wittenberg, Halle a. S. Adolf Graf Hohenthal, Königl. Schloßhauptmann, Kammerherr und Rittmeister a. D., Rittergutsbesitzer auf Dölkau (Provinz Sachsen). Superintendent Holtzheuer, Weferlingen (Provinz Sachsen). Professor D. Julius Kaftan, Berlin. Professor D. G. Kawerau, Kiel. Universitätsprofessor Dr. v. Kirchenheim, Heidelberg. Kirschstein, Pastor, Superintendent a. D., Präses der rheinischen Provinzialsynode, Barmen. Dr. Robert Koenig, Daheim-Redakteur a. D., Potsdam. Dr. Alexander Kolbe, Lic. theol., Professor und Königl. Gymnasialdirektor, Treptow a. d. Rega. Korsch, Geheimer Oberjustizrat und Landgerichtspräsident, Landtagsabgeordneter, Insterburg. Ord. Professor der Theologie Dr. L. Lemme, Heidelberg. Professor und Konsistorialrat D. Meuß, Breslau. Senatspräsident v. Meyeren, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Berlin. Meyer zu Selhausen, Gutsbesitzer, Landtagsabgeordneter, Laemershagen (Westfalen). Professor v. Nathusius, Greifswald. Professor D. Nippold, Jena. Königl. Landesökonomierat M. A. Nobbe, Vorsitzender des Evangelisch-sozialen Kongresses, Berlin. Konsistorialrat und Hofprediger D. Pelka, Königsberg i. Pr. Superintendent G. Pfeiffer, Cracau bei Magdeburg. Generalsuperintendent Pötz, Königsberg i. Pr. Julius v. Polenz, Rittergutsbesitzer und Kammerherr, Obercunewalde (Sachsen). Konsistorialpräsident Dr. Richter, Stettin. Frhr. v. Rigal-Grunland, Rittergutsbesitzer, Godesberg. Superintendent a. D. D. Rübesamen, Präses der pommerschen Provinzialsynode, Möringen bei Stettin. General der Infanterie z. D. v. Sandrart, Hannover. Carl Schnatsmeier, Rittergutsbesitzer und Landtagsabgeordneter, Melbergen b. Bad Oeynhausen. Universitätskurator und Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. W. Schrader, Halle a. S. Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger a. D., Berlin. Graf v. Wartensleben-Rogaesen, Präses der sächsischen Provinzialsynode, Genthin. Werner, Kontreadmiral a. D., Wiesbaden. Dr. L. Wiese, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat a. D., Potsdam. Levin Frhr. v. Wintzingerode-Knorr, Geh. Regierungsrat, Mitglied des Herrenhauses, Wehnde bei Ferna, Kreis Worbis (Provinz Sachsen). Graf v. Wintzingerode-Bodenstein, Landesdirektor, Merseburg. Professor und Konsistorialrat D. O. Zöckler, Greifswald. Ord. Professor der Rechte Dr. jur. Philipp Zorn, Königsberg i. Pr.*)

*) Aus Raumrücksichten nur eine geringe Anzahl der unterzeichneten Namen, deren Auswahl wir der Kreuzzeitung entnehmen. D H

Soeben ist erschienen:

Die Juden

und die

deutsche Kriminalstatistik

von

W. Giese

Preis: 1 Mk.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig, Querstr. 14

M. F. J. Bernhard, Biblische Konkordanz, oder dreifaches Register über Sprüche im Allgemeinen, über Textstellen für besondere Fälle und über Namen und Worte der von Dr. Luther übersetzten heiligen Schrift. — Format: Groß-Lexikon, ca. 1000 Seiten. — 7. Auflage. — Preis: Geh. 6 Mk., eleg. geb. 8 Mk.

Unsre Konkordanz zeichnet sich aus vor den Konkurrenz-Ausgaben durch das ihr beigegebene Kasuale Textregister und allgemeine Spruchregister. Um Inhabern andrer Konkordanzen die Anschaffung unsrer kompletten zu ersparen, haben wir von diesen beiden Abteilungen Sonderabdrücke geschaffen, die wir zu je 2 Mk. liefern.

Prof. D. G. Rietschel, Das Wort vom Glauben. Predigten für alle Sonn- u. Festtage des Kirchenjahres. Eleg. geb. 8, brosch. 7 Mk.

Die Predigten zeichnen sich ohne Unterschied ebenso durch Klarheit der Gedanken, wie durch eine edle und doch volkstümliche und allgemein verständliche Sprache aus. (Die Post.)

Prof. D. G. Rietschel, Univ. Leipzig, Die Aufgabe der Orgel, geschichtlich dargelegt bis ins 18. Jahrhundert. Preis eleg. geb. 3 Mk.

Diese Arbeit behandelt eine von den Theologen bisher ganz übersehene und auch von den Musikschriftstellern über Vermutungen nicht hinausgeführte Frage und führt den Nachweis, daß die Begleitung des Gemeindegesanges durch das Orgelspiel bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts nirgends vorhanden war, aber auch im 18. Jahrhundert noch vielfach gefehlt hat.

Rev. James Hart., Judas Ischarioth, eine Selbstbiographie, übertragen von **M. Ballhorn.** Preis: Brosch. 2 Mk.

Gleichwie diese Schrift in England großes Aufsehen erregte, so scheint es auch in Deutschland der Fall zu werden.

Bauer, Die deutschen Reichsgesetze in Bezug auf **Kirche, Religion und Geistlichkeit.** Preis: 1 Mk. 80 Pfge.

Eine sehr verdienstliche Arbeit, deren Studium namentlich angehenden Geistlichen nicht dringend genug angeraten werden kann. Die Behandlung des vielberufenen § 166 des Strafgesetzbuches ist für Geistliche von ganz besonderm Interesse. (Pfarr-Haus.)

Pensionat des Evangelischen Johannesstiftes in Plötzensee, Berlin N. W.

Das Pensionat (Edithahaus) des Evangelischen Johannesstiftes ist eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände. Es umfaßt die Gymnasial- und Realklassen von Sexta bis Untersekunda inkl. Schwachbegabte Knaben finden besondre Berücksichtigung und Nachhülfe. Der Unterricht wird von Philologen und Theologen erteilt, die Erziehung liegt in den Händen junger Theologen. Prospekte werden gratis versandt durch den Vorsteher

Pastor Philipps

Tauf- & Trauscheine

empfiehlt

Ernst Kaufmann, Lahr i/Baden.

Meine reiche Kollektion von

Konfirmations-Scheinen

ist durch Übernahme des rühmlich bekannten, früher im Verlag von **Morstatt, Schrodt & Co.** erschienenen

Konfirmations-Gedenkblattes

nach Maler **Th. Schüz** erweitert worden.

Vollständige ***Mustersendungen*** stehen auf Verlangen ***gratis*** zur Verfügung.

Ernst Kaufmann, Lahr i. Baden.

Zu **Konfirmationsgeschenken** empfohlen:

Geistliche Lieder

Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister

Herausgegeben von

Konsistorialrat H. Uhlfeld, Professor Dr. H. Kretzschmar und Paul Stöbe

Gegen 700 Seiten.

Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt 6 Mk., in Satin mit Goldschnitt 7 Mk., in Atlas oder Kalbleder 12 Mk.

Den Lesern der Christlichen Welt liefert die Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung des Betrags zu folgenden **ermäßigten** Preisen: Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt für 4 Mk., in Satin mit Goldschnitt für 4.50 Mk., in Atlas oder Leder für 8.50 Mk.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Palästina-Weine

von eingewanderten Deutschen **im heiligen Lande** gezogen, **rot und weiß, herb und süß, garantirt rein, vorzüglich im Geschmack,** liefert direkt ab Zollamt unter Zollverschluß in **Flaschen und Gebinden zu außergewöhnlich billigen Preisen das Palästina-Weinhauptlager für Deutschland.**

Philipp Kübler,

Stuttgart, Württemberg.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	40
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	**do.** Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft. Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pf. D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift** D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum" von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Konfirmations-Zeugnisse

mit hundert verschiedenen biblischen Sprüchen und Liederstrophen.

Auch ohne eingedruckte Sprüche zu haben.

Ein Blatt kostet bei einem Bezug unter 25 Expl. 12 Pfg., bis zu 50 Expl. je 10 Pfg. und über 50 Expl. je 8 Pfg.

Das Blatt, in feinem Farbendruck hergestellt und auf gut schreibfähiges Papier gedruckt, zeichnet sich durch seine schöne, sinnvolle Komposition aus und ist das billigste der in Farbendruck hergestellten Konfirmationsscheine.

Probeblätter und Katalog werden kostenfrei zugesandt.

Johannes Schrodt,
vormals Morstatt, Schrodt & Co.
Frankfurt a. M. Wielandstr. 33/35.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

Illustr. Kataloge gratis.

Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Georg Reimer in Berlin

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 9 **Leipzig, den 23. Februar** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Verlassenheit — Aus der Festschrift für den Tübinger Kanzler Karl von Weizsäcker. Zur Geschichte der Abendmahlsfeier — Die ethische Bewegung: 2. Ihre Ziele — Edmond Scherer. 3 — Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege: 7. Beschäftigung der Armen für Arme; 8. Schlimme Erfahrungen — Die Tägliche Rundschau — Verschiedenes: Der Kaplan; Zur Nachricht — Anzeigen

Verlassenheit

Luk. 22, 45.

Es giebt wenig so Schweres im Leben, wie wenn man empfindet, daß man unter den Menschen allein steht.

Aeußerlich sowohl wie innerlich.

Wer äußerlich allein steht, wem die unersetzliche natürliche Gemeinschaft seiner Lieben genommen ist, daß er vereinzelt durchs Leben hin seine Straße ziehen muß, der kann es oft wie ein zehrendes Heimweh am Herzen nagen fühlen. Die Hände strecken sich unwillkürlich aus, wie um die Vaterhand zu suchen, das Auge forscht, wie um dem Mutterauge wieder zu begegnen, aber es sieht nur, wie rings die andern im warmen Schoße der Familie geborgen sind, und gramvoll fühlt man die Leere der Einsamkeit, fühlt sich wie ein vom Baume gerissenes, hin und her getriebenes Blatt.

Aber kennst du innerliche Verlassenheit? Jene qualvolle Einsamkeit, da ein Mensch sich mit dem Besten, Größten, das er geben möchte, unverstanden, ausgestoßen sieht? Wo er anpocht, da blickt man befremdet, wo er sich aufschließt, da steht man stumpf oder verachtend oder entrüstet; wo er redet, da ist kein Wiederhall, wo er handelt, da stößt er auf eine geschlossene Macht ganz fremden Geistes; und findet sich einmal ein guter Wille, der lernen und aufnehmen möchte, so fehlt ihm doch die Reife und die Kraft des Verständnisses. Pläne, Gedanken, Ideale, aus dem Echtesten seines Leben gezeugt, sie werden belacht, blöde angestarrt. Er muß mit seines Herzens teuersten Gütern wie ein Händler von Menschenseele zu Menschenseele wandern, aber nirgends nimmt man sie an, nirgends findet er die Heimatluft gleichen Denkens und Sehnens, nirgends ein Zuhause.

Solche Verlassenheit muß Jesus oft empfunden haben.

Seine Geschichte, wie die Evangelisten sie uns erzählen, spiegelt dies freilich nur vereinzelt wieder. Hie und da hören wir, wie er die Jünger um ihrer Unverständigkeit willen tadeln muß, wie er den Jüngern manches nicht sagen kann, weil sie es nicht tragen können, zu schweigen von dem Volke, das dem Verständnisse seines Wesens noch viel ferner stand. Jesus muß gewiß oft das Schwere der Verlassenheit gefühlt haben. Denken wir uns einmal, wir hätten statt der Erzählungen von Jüngern, die doch vorwiegend den auf sie gewirkten Eindruck der Gestalt Jesu wiedergeben, eine Darstellung, die wie aus Jesu eignem Geiste heraus sein Leben betrachtete und verfolgte, uns alles von *seinem* Standpunkte aus nacherleben ließe: mich dünkt, da würde der Zug viel stärker hervortreten, wie sehr er sich unter den Menschen, auch unter den Jüngern, einsam, verlassen gefühlt haben muß.

„Er stund auf von dem Gebet," heißt es in der Leidensgeschichte, „und kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafen vor Traurigkeit."

In diesen Worten tritt die Verlassenheit Jesu erschütternd hervor. Da er mit dem Tode ringt, sind sie eingeschlafen. Vor Traurigkeit freilich. Ihre Herzen sind nicht kühl und gleichgiltig, sondern der Schmerz hat sie müde gemacht. So sehen wirs an den Kindern; ein Leid macht sie weinen, bis die von Thränen schweren Augen sich im Schlummer schließen. Kinder waren auch die Jünger. Aber das ist eben das Schwere für den Herrn, daß sie noch Kinder, nur Kinder sind, und kein Mann, kein Freund unter ihnen, der ihn verstehet, der im Ringen dieser Stunde ihm zur Seite wacht. Schärfer als je tritt in dieser dunkeln Nachtstunde die Schwachheit der Jünger hervor, ihre Unfähigkeit, das zu fassen, was des Herrn Seele so tief bewegt. Sie trauern; denn der Herr hatte dunkle Ereignisse angekündigt. Aber sie entschlummern; denn was konnte geschehen, darüber er nicht als Gottessohn die Macht hatte? Legionen Engel standen ihm ja zur Seite. Daß er aber die Hand des Vaters noch da sah, wo sie ihm einen Kelch reichte, vor dem ihm graute, daß er sich mit Riesenkraft beugte unter die verborgne göttliche Macht, die ihm jetzt den Tod bereitete, festhaltend an dem Worte, das er einst gesprochen: Eure Haare auf dem Haupte sind alle gezählet — das war vor ihren Augen verborgen.

Er stand allein und kämpfte allein.

Aber seine Verlassenheit hat ihn nicht erschüttert.

War er denn einsam, nun so ging er einsam seinen Weg und schloß sich um so fester mit seinem Gotte zusammen. Um so fester stellte er das, was da kommen sollte, dem Vater anheim, um so stärker machte er sein Herz, das, was kommen sollte, als aus Gottes Hand entgegenzunehmen, um so heißer und inniger umfing er im Gebete den ewigen Hort.

Wer ist unter uns verlassen?

Es starrt wohl dein Auge am Abend traurig, trübe in das Dunkel, und du sprichst: Was soll ich, und was bin ich? Einsam und verloren wandre ich unter fremden Menschen, mein Fuß findet nicht, da er ruhe, noch mein Herz, wo es daheim ist; und wie die Nacht dunkel auf die Erde fällt, legt sie sich düsternd über meine Zukunft. — Siehst du die Lichtgestalt durch das Dunkel schreiten? Dir ging einer voran, durch größre Finsternisse, als sie dich umgeben. Und siehe, du bist nicht allein! Wärest du auch verlassen, ein Einsamer im Getümmel der Welt, äußerlich und innerlich, siehe, auf dem Wege, da du einsam zu wandeln meinst, wandelt neben dir ein Begleiter. Der, der einst über die Erde ging, ohne daß er seines gleichen fand, er tritt zu dir, Verlassener, auf deinem dunkeln Wege. Er spricht: So ging ich auch, einsamer als du, durchs Leben, und darum that ichs, daß ich dir jetzt stärkend, aufrichtend zur Seite gehen könnte. Sieh auf mich! Und sieh mit mir dahin, woher ich dir zum Segen meine Stärke nahm, siehe gen Himmel! So wird auch ein Engel vom Himmel kommen, dich zu stärken.

H-G

Aus der Festschrift für den Tübinger Kanzler Karl von Weizsäcker

— Zur Geschichte der Abendmahlsfeier —

Akademische Festschriften sind in der Regel nicht auf einen größern Leserkreis berechnet; und besonders bei den Gratulationsschriften, die den hervorragenden Männern der Wissenschaft an

ihren Freuden- und Ehrentagen als Gabe von Schülern und Berufsgenossen überreicht zu werden pflegen, ist es üblich geworden, daß jeder irgend eine Frucht seiner besondern Studien als Zeichen der Arbeitsgemeinschaft in der Wissenschaft darbietet. So haben sich auch zehn Forscher auf dem Gebiete des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte — erfreulicherweise erscheint in ihrer Mitte auch der Name eines akademischen Philologen — jüngst vereinigt, dem Tübinger Kanzler Karl von Weizsäcker zu seinem siebzigsten Geburtstag (11. Dezbr. 1892) eine Festschrift zu widmen. Der Name dieses Mannes, „des größten Meisters neutestamentlicher Forschung in unsern Tagen," ist nicht nur allen Theologen, sondern auch vielen Gemeindegliedern wohl bekannt. Stammt von ihm doch jene Uebersetzung des Neuen Testaments, die sich dem Grundtext aufs genaueste anschmiegt, aber ihn zugleich ganz in der heutigen Sprache zu uns reden läßt. Sie erhebt nicht den Anspruch, Luthers Werk in Kraft der Erbauung zu übertreffen oder als Volks- und Erbauungsbuch irgendwie zu ersetzen; aber kein Glied unsrer evangelischen Gemeinde, das von seinem evangelischen Rechte auf selbständige Bibelforschung Gebrauch machen will, sollte dieses beste Hilfsmittel dazu beiseite liegen lassen. Mancher, der mit ungünstigen Vorurteilen einer „modernen" Uebersetzung entgegenkam, hat es dankend bezeugt, daß ihm die neutestamentlichen Schriften durch dieses kleine und doch so große Werk auf einmal viel lebensvoller und verständlicher geworden, ja in einem ganz neuen Lichte erschienen seien.*)

Auch eine der wissenschaftlichen Schriften Weizsäckers, die „Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche" in einem Gesamtbilde vorführt, ist mit Recht über die Kreise der Theologen hinaus gedrungen; sie kann einen Eindruck davon geben, wie die historisch-kritische Erforschung des Neuen Testaments doch nur dazu dienen muß, uns seinen Reichtum und die Macht der Persönlichkeiten, die in ihm Zeugnis vor uns ablegen, besser verstehen zu lehren.

Bei diesem Charakter der wissenschaftlichen Arbeiten des Jubilars ist es verständlich, daß auch manche der ihm gewidmeten Studien sich mit Gegenständen befassen, die auch für den Nichttheologen verständlich sind. Da untersucht die eine der Abhandlungen das Interesse, welches das apostolische Zeitalter an den historischen Thatsachen des Lebens Jesu und an den von ihm überlieferten Worten genommen hat; eine andre sucht den Gedankengang und Grundgedanken einer schwierigen neutestamentlichen Schrift, des ersten Johannesbriefs, festzustellen; wieder eine andre behandelt eingehend die Frage nach dem Sinn einer einzelnen Stelle wie Offenb. Joh. 2, 20, wo „das Weib Isabel, die sich für eine Prophetin ausgiebt," im Zusammenhang mit Thyatira genannt wird. Andre Arbeiten führen auf das Gebiet der Kirchengeschichte hinüber. — Doch es ist unmöglich, durch bloße Aufzählung einen Eindruck von den mannigfaltigen hier verhandelten Fragen zu geben. Wir greifen darum eine einzelne heraus.

Adolf Jülicher giebt einen Beitrag zur Geschichte der Abendmahlsfeier in der ältesten Kirche. Ein im Jahre 1891 erschienener Aufsatz von Harnack hat es der kirchengeschichtlichen Forschung lebhaft zum Bewußtsein gebracht, daß es in vielen Beziehungen noch der Aufklärung bedarf, wie sich in der alten Kirche allmählich eine feste Form und Auffassung der Abendmahlsfeier gebildet hat. Wir sind gewöhnlich geneigt, anzunehmen, daß zum mindesten der Gebrauch von Brot und Wein von Anfang an und allgemein als das Wesentliche im Abendmahl müsse gegolten haben; und als eine ganz seltsame Verirrung pflegen wir es anzusehen, wenn in neuerer Zeit extreme Verfechter der Temperenz sogar gegen den Wein im Abendmahl Widerspruch erhoben haben. Wie überraschend muß daher die These sein, die Harnack aufstellte: die Stiftung des Herrn sei ursprünglich so verstanden worden, daß ihr Segen nicht in gesetzlicher Weise an Brot und Wein hafte, sondern an dem Essen und Trinken, d. h. an der einfachen Mahlzeit. Zu dieser gehörte nach der Auffassung der alten Christenheit Speise und

*) Das Neue Testament, übersetzt von Karl v. Weizsäcker. Fünfte Auflage. Freiburg, Mohr 1892. Gebunden 3.60 Mark.

Trank, also das Brot und der Becher oder, wie Luther in 1. Kor. 11, 16 dafür übersetzt, der Kelch; aber nicht notwendig der Kelch mit Wein, sondern ebensogut konnte der Becher mit Wasser dafür gebraucht werden. Nicht nur in einzelnen sektirerischen Kreisen, sondern auch innerhalb der großen Kirche sei, so erklärt Harnack, das Abendmahl von vielen nur mit Wasser gefeiert worden. Ein Teil der alten nordafrikanischen Kirche habe fast ein Jahrhundert lang das Abendmahl so gehalten, und unzählige Christen um das Jahr 150 ebenso. Ja sogar der bekannteste unter den christlichen Apologeten dieser Zeit, der als ein Zeuge für die christliche Sitte in den großen Gemeinden Kleinasiens und Roms gelten darf, spreche in Wahrheit nie vom Wein im Abendmahl. An den drei Stellen, an denen der Abendmahlswein neben dem Wasser ausdrücklich erwähnt ist, sei er von einem spätern Abschreiber hineingeschmuggelt worden, der es für ganz unmöglich hielt, daß Justinus nur Brot und Wasser als die Abendmahlselemente genannt haben solle. — Aus was für Gründen aber entsprang diese Abweichung von der Form, in der Jesus Christus selbst mit den Jüngern einst das letzte Mahl gehalten hatte? Nach Harnack nicht bloß aus einer asketischen Abneigung gegen den Genuß irgend eines berauschenden Getränkes; sondern neben diesem Motiv, das allerdings für manche Sekten den Ausschlag gab, haben wir in der Armut vieler Christen den Grund zu suchen, daß man sich mit Wasser statt des Weins begnügte; dazu kam, seit die Abendmahlsfeier auf den Morgen verlegt war, auch die Befürchtung, daß besonders in den Verfolgungszeiten der Weingenuß am frühen Morgen einem Christen gefährlich werden könne, indem sein Mund leicht durch den Geruch den Genuß des „Blutes Christi" verrate.

Diese überraschenden Resultate Harnacks haben starken, zum Teil erregten Widerspruch hervorgerufen, obwohl es sich doch keineswegs um eine Glaubensfrage, sondern um ein rein historisches Problem handelt, wenigstens für den evangelischen Christen, dem die einheitliche Tradition der Kirche in gottesdienstlichen Ordnungen nicht Gegenstand des Glaubens ist. In ruhiger und sachlicher Weise prüft nun Jülicher die Beweisführung Harnacks; doch gelangt auch er dazu, sie in den Hauptpunkten abzulehnen. Besonders die Gründe, aus denen Harnack bei Justinus annimmt, daß erst später der Wein neben dem Wasser in den Text eingesetzt worden sei, hält Jülicher für nicht zureichend; er bleibt dabei stehen, daß Justinus selbst Brot und Mischwein als die richtigen Abendmahlselemente kennt und nennt. Wie uns scheint, hat er in diesem Hauptpunkt Harnacks Beweise wirklich entkräftet. Auch in Beziehung auf die afrikanische Kirche sucht Jülicher Harnacks Aufstellung, daß dort fast ein Jahrhundert lang die Sitte, nur Brot und Wasser beim Abendmahl zu verwenden, in weiten Kreisen eingebürgert und sogar von Bischöfen begünstigt gewesen sei, erheblich einzuschränken. Es handle sich doch nur um „ein paar Afrikaner," die keineswegs etwa jeden Weingebrauch beim Abendmahl verworfen hätten, sondern nur für die Feier am frühen Morgen den Weingenuß als unanständig abgelehnt und sich für diesen Fall, um nicht gegen die gute Sitte zu verstoßen, mit dem Wasser begnügt hätten. Auch hier hat wohl Jülicher den Beweggrund der „Wassertrinker," wie sie in spätern Zeiten genannt wurden, richtig erkannt; doch bleibt soviel von Harnacks Ergebnissen bestehen, daß nicht nur in zahlreichen Sekten, die den Gegensatz von Gott und Materie, Geist und Fleisch überspannten und asketischen Grundsätzen huldigten, das Abendmahl ohne Wein im Brauche war, sondern daß auch in manchen kirchlichen Kreisen eine Geneigtheit bestand, dieser Sitte sich anzuschließen. Auch ist die schon vorher bekannte Thatsache aufs neue beleuchtet worden, daß in der alten Kirche die Vermischung des Weines mit Wasser nicht bloß gleichgiltige Sitte war, sondern daß man darauf von christlicher Seite Gewicht legte, nicht nur um heidnischen Verleumdungen, die sich auf das christliche Abendmahl richteten, die Spitze abzubrechen, sondern auch wegen der symbolischen Bedeutung, die man der Mischung des Weins mit Wasser beilegte; sollte dieselbe doch die Vereinigung Christi mit der Gemeinde andeuten. Endlich ist es gut, daß durch Harnacks Untersuchung wieder scharf betont

worden ist, daß in der ältesten Christenheit das Hauptgewicht bei der Abendmahlsfeier auf die Handlung, also auf das Halten eines gemeinsamen Mahls, nicht auf die dabei gebrauchten Elemente fiel.

Aber die Bedeutung der Feier als eines gemeinsamen Mahles weist zurück auf die Frage, wie Paulus das Abendmahl aufgefaßt, ja in welchem Sinne Jesus selbst es mit seinen Jüngern gehalten hat. Auch darauf mußte Jülichers Abhandlung eingehen, schon um sich mit Harnacks Ansicht auseinanderzusetzen, daß schon Paulus in Römer 14, 21 durch den Satz: „Es ist gut, nicht Fleisch zu essen, noch Wein zu trinken, noch sonst etwas, woran dein Bruder Anstoß nimmt," es freigebe, das Abendmahl ohne Wein zu halten. Mit Recht lehnt Jülicher diese Folgerung aus den Worten des Paulus, der an jener Stelle gewiß gar nicht an das Abendmahl gedacht hat, entschieden ab. Aber eine Reihe von andern Fragen taucht hier auf: Wie verhielt sich bei Paulus das Abendmahl zu den sogenannten Liebesmahlen für die Armen, von denen wir aus späterer Zeit wissen? Welches ist die Paulinische Deutung des Abendmahls? Ist die Fassung der Abendmahlsworte, die Paulus in 1. Kor. 11, 23—25 giebt, die ursprüngliche? oder die des Matthäus? oder die einfache Form des Markus, die nicht einmal die Aufforderung enthält, die Feier zu wiederholen? Und wenn Jesus diese Aufforderung etwa nicht ausdrücklich ausgesprochen hätte, mit welchem Rechte feiern wir doch unser Abendmahl? Sind wir dabei in Uebereinstimmung mit Jesu Christi Sinn und Willen?

Auch über diese Fragen setzt sich Jülicher mit Weizsäcker und Harnack auseinander. Weizsäcker charakterisirt die Worte, die Jesus beim Abendmahl gesprochen, als „eine Parabel, deren Auflösung er aber nicht gegeben hat." Daher fragt er: wie hat die apostolische Zeit, besonders Paulus, den Sinn der Worte gedeutet? Auf diesem Wege findet er, daß in den Worten, die beim ersten Teile der Feier von Jesu gesprochen wurden, wenigstens in der Fassung des Paulus („Das ist mein Leib für euch") und in der wohl ursprünglichsten Form bei Markus („Nehmet, das ist mein Leib") noch keine Beziehung auf den Tod liege; viel näher scheint ihm die Deutung dieses Sinnbilds auf die bleibende persönliche Gegenwart Jesu bei den Seinen zu liegen, wie sie in Matth. 18, 20 verheißen ist (vergl. Joh. 14, 18 f. 23). Paulus habe dann diese ursprüngliche Bedeutung sich nur noch näher gebracht durch den Gedanken, daß die Gemeinde selbst der „Leib Christi" sei, in dem er mit seinem Geiste wohnt (vergl. 1. Kor. 10, 17; 12, 27). Umso sicherer findet Weizsäcker in dem zweiten Teile der Feier eine deutliche Beziehung auf den bevorstehenden Tod: die Worte in der Fassung des Paulus („Dieser Becher ist der neue Bund in meinem Blut") wie des Markus („Das ist mein Bundesblut, das für viele vergossen wird") lassen sich nicht anders erklären, als daß der Bund durch das Blut, also durch den Tod geschlossen werde. — Gegenüber Weizsäckers Anschauung von dem ersten Teile der Feier erklärt nun Jülicher, dies sei einer der wenigen Punkte, an denen er Einwendungen gegen die Ansichten dieses Mannes zu erheben wage. Er weist — und, wie uns scheint, in der That mit Recht — darauf hin, daß in allen Berichten das Brechen des Brotes erwähnt ist; auf zerstückeltes Brot deutet also Jesus hin und sagt dabei zu seinen Jüngern: Das ist mein Leib; eben diese Behandlung wird alsbald meinem Leibe widerfahren. Das war nicht eine erst aufzulösende Rätselrede, sondern eine Parabel im echten Sinne des Worts, ein Gleichnis, das den Jüngern das ihnen noch Dunkle, das so nahe bevorstand, aufhellte. Das verstanden sie alle, daß er ihnen seinen nun herannahenden Tod verkündigte. Und ganz in demselben Sinne läßt Jesus auch den Becher mit dem Mischwein am Tische kreisen. Die beiden Teile der Handlung sind ein Gleichnispaar, das eine und dieselbe Wahrheit enthüllt, ähnlich wie Jesus auch in seinen Reden Gleichnispaare zu bilden liebte (vergl. Matth 9, 16 f.; 13, 31—33. 44—46; Luk. 15, 4—10). Jesus hat also in dem sinnbildlichen Akte von den Seinigen Abschied genommen, indem er ihnen klar machte, daß seine Hinrichtung schon im Werke sei, und zugleich andeutete, daß dieser sein Tod eine Quelle des Segens werden solle.

Weiter aber stellt nun Jülicher auf Grund der Fassung des Markus, die er für die ursprüngliche ansieht, fest: Jesus selbst hat nicht angedeutet, daß er jene sinnvolle Handlung auch künftig von seinen Gläubigen vollzogen sehen möchte; eine eigentliche „Einsetzung" oder „Stiftung" des Abendmahls für die Gemeinde hat er also nicht vorgenommen. In diesem Punkte sind Weizsäcker und Harnack weniger skeptisch als Jülicher. „Der Herr hat ein Gedächtnismahl seines Todes eingesetzt," erklärt Harnack; und Weizsäcker spricht entschieden aus: „Diese Feier beruht auf einer Anordnung Jesu selbst an seinem letzten Lebensabend. Jede Annahme eines Aufkommens derselben erst in der Gemeinde, durch die Erinnerung an die Tischgenossenschaft mit ihm und das Bedürfnis der Erinnerung an seinen Tod, ist ausgeschlossen." Müssen wir dem gegenüber wirklich mit dem Ergebnis Jülichers uns bescheiden, daß Jesus mit jener Feier nur seinen bevorstehenden Tod klar machen wollte, und daß erst die Jünger, einem innern Bedürfnis folgend, jene Abschiedsszene in ihrem Kreise wiederholten, um sie sich recht lebendig zu vergegenwärtigen, und so den Anlaß zu einem ständigen Gebrauch gaben? — Wie mir scheint, zeigt Jülicher uns selbst einen Punkt, von dem aus wir über seine Position hinausgeführt werden. Er giebt es als möglich zu, daß Jesus, wenn er menschliche Nahrungsmittel, Brot und Wein als Sinnbilder wählte, doch noch einen besondern Sinn damit verband. Vielleicht wollte er damit andeuten: Wie das Brot dadurch, daß man es zerstückelt und aufzehrt, Kräftigung und Genuß verschafft, so ist es mit meinem Leibe; er muß zerstört werden, aber den Menschen, die ihn zerstören, erwächst durch seinen Tod das Heil. Desgleichen beim Kelch, wo schon in der Erwähnung des „Bundes" und in dem „vergossen für viele" (so Markus und Matthäus) ein Ansatz zu einer genauern Bezeichnung dieses Segens liegt. Doch betont Jülicher: sicher sei nur die Hinweisung Jesu auf seinen Tod, die eben angeführte Deutung stehe nicht ebenso fest. — Wir dürfen sie aber wohl etwas zuversichtlicher behaupten. Wozu sonst das ausdrückliche „Nehmet" (bei Markus und Matthäus)? Wozu sonst die Verteilung des gebrochnen Brots und des Kelchs, die unsre Evangelisten berichten (Markus beim Kelch noch besonders: „und sie tranken alle daraus"; Matthäus als Gebot Jesu: „Trinket alle daraus"), und die Paulus ganz unzweifelhaft voraussetzt? So dürfen wir sagen: Jesus hat doch nicht bloß in dem gebrochnen Brot und eingeschenkten Wein seinen Jüngern beschreiben wollen, was sein Leib erleiden werde; sondern er hat auch seine Jünger zu einer Handlung aufgefordert, durch die sie selbst die bleibende Heilskraft seines Todes für ihr eignes Leben sich lebendig vergegenwärtigen und aneignen sollten, dieselbe Heilswirkung, die er auch sonst in Worten wie Matth. 20, 28 (= Mark. 10, 45) ausgesprochen hat. Wenn aber Jesus beim Abschiedsmahl diese ausdrückliche Aufforderung an seine Jünger gerichtet hat, so braucht uns die Frage nicht zu quälen, ob er auch noch besonders das Gebot hinzugefügt hat, diese Handlung zu wiederholen. Auch wenn es nicht der Fall war (wenn also der Markusbericht gegen den doch auch sehr gewichtigen, noch ältern Paulusbericht Recht behält), so durften die Jünger doch sicher sein, durchaus im Sinne Jesu zu verfahren, wenn sie die Handlung, zu der Jesus sie beim Abschiedsmahl aufgefordert hatte, nun auch im Gemeindekreise wiederholten und damit, ganz ebenso, wie er damals es bei ihnen bezweckt hatte, die Heilskraft seines Todes sich immer aufs neue innerlich klar machten und im Glauben aneigneten. Diese Handlung dürfen darum auch wir in der vollen Zuversicht feiern, daß wir darin mit der gesamten Christenheit ein Testament Christi erfüllen, sei es daß er es in ausgesprochnem Gebote oder durch sprechendes Thun seinen Jüngern kundgethan hat. Auf die Handlung kommt es bei dieser Feier auch für uns an, mehr als auf die Elemente, die gegessen und getrunken werden; darin muß auch Jülicher Harnack Recht geben. Die Handlung aber ist im Abendmahl zugleich ein Empfangen. „Die Gemeinde — dieses Wort Weizsäckers gilt auch für uns — handelt wohl dabei durch ihr Bekenntnis, mit diesem bethätigen die Gemeindemitglieder ihren Willen; aber dieser ist darauf gerichtet, anzunehmen, was ihnen der Herr der Gemeinde in seinem Bunde darbietet." M R

Die ethische Bewegung

2. Ihre Ziele

Die erste Frage, die viele, vielleicht auch unter unsern Lesern der neuen Gesellschaft gegenüber stellen möchten, wird gewiß die sein: wie verhält sie sich zu den bereits bestehenden, ähnlichen Bewegungen? Nach zwei entgegengesetzten Seiten hin ist sie in dieser Beziehung bereits auf der Berliner Oktoberversammlung mißverstanden worden. Während die Sozialdemokraten, die wohl gehofft hatten, wie die ethische Gesellschaft des Dr. Wille und Dr. Völkel, so auch die neue Gesellschaft für ethische Kultur ihren Parteizwecken dienstbar machen zu können, diese schließlich für ein Angstprodukt der Bourgeoisie erklärten, befürchteten Vertreter der Kirche von ihr eine aggressive Stellung gegen sie. Aber wenn auch Oberst von Gizycki, der zweite Vorsitzende der Gesellschaft, hier indes zunächst nur seine eigne Ansicht vertretend, in seiner Broschüre: Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen! (Berlin, Bibliographisches Büreau, 1893) zumal die Bibel in der unglaublichsten Weise verunglimpft,*) so ist doch im allgemeinen rühmend anzuerkennen, daß namentlich die Leiter der Versammlung, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Förster in Berlin und Professor Dr. Tönnies aus Kiel, sehr wohlwollend von der Kirche sprachen; und zumal Professor von Gizycki — denn er ist doch wohl der Verfasser des Schlußwortes in den vorbereitenden Mitteilungen — traut bei allem Gegensatz „gegen hierarchische Ausschließlichkeit und gegen die Unvollkommenheiten der Rechtspflege, . . . gegen Uebel der wirtschaftlichen Zustände, insbesondre auch gegen die Thorheiten des Luxus und der Mode," überall den an der Kirche beteiligten Personen zu, daß sie von ebensolcher Wohlmeinung beseelt sind, wie die Mitglieder der ethischen Gesellschaft selbst sie zu besitzen glauben, daß sie nur in gewissem Grade durch ihre erklärliche und verzeihliche äußere Bedingtheit befangen und unfrei sind (a. a. O. 36).

Dieselbe Noblesse in der Beurteilung andrer, die man sonst ja vielfach vermißt, zeigen die Hauptvertreter der Bewegung in Amerika und England, Dr. Adler und Dr. Coit. Dieser hat einmal einen besondern Vortrag über die Gefahren des Radikalismus in der Religion gehalten, in dem er jene Bibelkritik von seiten gewisser Freidenker brandmarkt — er denkt wohl besonders an W. St. Roß, der unter dem Pseudonym Saladin schreibt —, die aus deren astronomischen Irrtümern den absoluten Unwert der Schrift beweisen. Er selbst will sich dem Gottesglauben gegenüber nicht einmal agnostisch verhalten, d. h. so, daß er, ohne ihn zu leugnen, doch seine Beweisbarkeit bestritte; nur für die Ethik meint er davon abstrahiren zu können und zu sollen. Ebenso haben Professor von Gizycki und Professor Tönnies immer wieder betont, „daß Moral unabhängig von Religion, über sie erhaben sei und nicht bedingt durch sie sich geschichtlich entwickle, — daß der Atheist ebenso moralisch sein könne oder mehr als der Bekenner irgend welchen Gottesglaubens."

Ich möchte mir schon dazu zunächst einen *ersten*, vorläufigen Einwand zu machen gestatten und ganz einfach auf eine Thatsache hinweisen, auf die ich selbst früher einmal in dieser Zeitung aufmerksam gemacht habe, (Jahrg. 1891, Sp. 199). Als vor zwei Jahren General Booth dem englischen Volke seinen Plan einer Sozialreform vorlegte, sah der hervorragende Biologe Professor Huxley darin einen unberechtigten Eingriff in den natürlichen Kampf der Starken gegen die Schwachen. Mochten dabei die Faktoren der Entwicklung des Menschengeschlechts irrtümlich auf die der Entwicklung der sonstigen organischen Welt eingeschränkt werden — Herr Geheimrat Förster hat selbst in seiner Einleitungsrede über die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin, Dümmler, 1892) auf diesen Fehler aufmerksam gemacht —, jedenfalls ist das nun einmal Professor Huxleys „Weltanschauung," die freilich außer einseitigen Gelehrten nur unreife Gymnasiasten und Litteraten teilen dürften. Mehr Anklang hat unbegreiflicherweise neuerdings Nietzsches Herrenmoral des Uebermenschen gefunden, gegen die sich daher auch Herr Professor Tönnies bereits hat verteidigen müssen. („Ethische Kultur" und ihr Geleite. Ebenda 1893.) Aber muß er dann nicht auch zugeben, daß die Moral doch nicht unabhängig von jeder Weltanschauung sei? Indes immerhin mögen ja die meisten heutzutage in ihren allgemeinsten und namentlich ihren sozialethischen Anschauungen übereinstimmen; aber sind dafür wirklich ihre verschiednen Standpunkte gleichgiltig? Dies ist eine *zweite* Frage, die ich hier aufwerfen möchte.

Ich gebe zunächst gern zu, daß man in sehr vielen Fällen auf Grund altruistischer oder auch wenigstens utilitarianischer Prinzipien ebenso handeln würde, als auf Grund egoistischer, mit andern Worten, daß die Rücksicht nur oder zugleich auf fremdes Glück vielfach dasselbe verlangt, wie die auf das eigne Wohlbefinden. Man kann die meisten hygienischen Maßregeln entweder um seiner selbst, oder um der andern willen, ja sowohl im Interesse des leiblichen als des geistigen Wohles treffen, das ja jenes zur Voraussetzung hat: der Effekt ist derselbe. So werden auch in der ethischen Gesellschaft die verschiedenst Gerichteten vielfach zusammenarbeiten können — wie sie es übrigens auch sonst schon längst konnten —, und wenn auch bei uns Institute nach der Art der englischen settlements gegründet werden, und so namentlich junge Männer und Mädchen, die jetzt vielleicht keine Gelegenheit dazu finden können, zur Mitarbeit an ihren Brüdern und Schwestern herangezogen werden sollen, so wollen wir das gewiß aufs allerfreudigste begrüßen. Ebenso thut es sicher im höchsten Maße not, den einzelnen Lebensaltern und Ständen ihre besondern Pflichten ganz anders, als es bisher geschieht, zum Bewußtsein zu bringen, und können dafür mit andern die Reden jener Sprecher der ethischen Gesellschaften in Amerika und England, daneben zahlreiche andre Schriften gerade in englischer Sprache zum Vorbild dienen. Auch dürfte es, nach den Erfolgen in jenen Ländern zu urteilen, angebracht sein, wie man weiter verlangt, dem Laienelement, d. h. vor allem den Eltern, außer den kompetenten Fachleuten einen gewissen Einfluß auf die Pädagogik des Jugendunterrichts einzuräumen. Aber umgekehrt fürchte ich doch wieder gerade auf Grund der Erfahrungen jener englischen Vereinigungen, daß auch in unsrer ethischen Gesellschaft in den Fragen, über die wir heutzutage uns und andern vor allem Klarheit zu verschaffen suchen müssen, sofort die Ansichten auseinander gehen werden. Ich greife nur eben drei solcher Probleme heraus: die Hebung der Ehe, die Bekämpfung der Unsittlichkeit und die Verhütung der Uebervölkerung, über deren Gefahren ich mich nicht so leicht

*) Der Artikel erschien, geringe Veränderungen abgerechnet, bereits im November 1891 in der seitdem eingegangnen (Egidyschen) Monatsschrift: Das „angewandte" Christentum S. 87 ff. unter dem Titel: Zur Schulreform von Hugo Gozdawa, Berlin. Pseudonym oder Druckfehler? Die Identität der Verfasser ist sicher, denn Herr Oberst von Gizycki wird doch nicht sein persönliches Glaubensbekenntnis von einem andern abgeschrieben haben. Nur an einer Stelle wurde ich einen Augenblick an dieser Voraussetzung irre. Auf S. 4 f. der Broschüre heißt es nämlich: Obgleich auf jeder Universität gelehrt wird, daß es im Jahre 325 nach Chr. ein heidnischer Kaiser Konstantin war, der, hauptsächlich politischen Interessen folgend, auf dem ersten Konzil, dem zu Nicäa, durch Machtspruch die Person des Jesus von Nazareth zum Gotte im Sinne unsrer heutigen Kirche erhob, obgleich in jeder Dogmengeschichte zu lesen, daß erst durch die beiden Synoden zu Konstantinopel 381 und 383 n. Chr. die Dreieinigkeit geschaffen wurde, und daß sie (!) nichts weiter als eine Unionsformel ist, trotzdem bleibt das Neue Testament der „Ausfluß des göttlichen Geistes." Aber was soll diese letzte Bemerkung hier? In dem „angewandten" Christentum S. 90 steht statt des Urteils über die konstantinopolitanische Formel der Satz: daß also erst nach diesen Entscheidungen die entsprechenden Zusätze (z. B. Matth. 28, 19) in die Evangelien aufgenommen sein können. Jetzt erst bekommt die Argumentation, ist sie schon Tollheit, doch wenigstens Methode. Aber wie konnte Herr von Gizycki denn bei der Superrevision jenen Nebensatz streichen? Hatte er das erstemal vielleicht doch Unverstandnes abgeschrieben? Dann hätte er sich wenigstens eine bessere Quelle suchen können; denn über seine sonderbaren Mißverständnisse bezüglich der Entstehung des neutestamentlichen Kanons hätte ihn schon jeder Student der Theologie aufklären können. Statt dessen findet er „die theologische Forschung, die, ohne sich durch das Treiben der Geistlichkeit beirren zu lassen, nur die Wahrheit zu ergründen sucht, und sich daher der Annahme hinzuneigen scheint, daß der Vater des Nazareners ein Essäer, kein Semit, sondern ein Arier gewesen sei, daß die Mutter, eine Jüdin, Mirjam geheißen habe" — in einer, in Nr. 1 jener Monatsschrift angezeigten Schrift für 50 Pfge.: Jesus der Arier, die Versöhnung im Germano-Semitischen Weltkampf, die ihn indes gleichwohl wenigstens über das Alter unsrer Evangelien eines Richtigern hätte belehren können.

hinwegsetzen kann, als Herr Geheimrat Förster; sie alle führen sich schließlich auf die eine Frage zurück: sollen wir unsre natürlichen Triebe zu Gunsten höhrer Zwecke und Einsichten unterdrücken? Angenommen, die ethische Gesellschaft machte damit wirklich Ernst — denn nur dann lassen sich jene Probleme lösen —, sind solche Grundsätze nun wirklich „aus dem eignen Herzen und Gewissen zu produziren," ohne daß es eines andern Motivs bedürfte? Das ist mein drittes, hauptsächlichstes Bedenken.

Ich sprach vorhin von verschiednen ethischen Maßstäben, dem egoistischen, utilitarianischen, altruistischen, nach denen gleicherweise viele Handlungen als gut oder schlecht beurteilt werden müßten, habe damit aber, obwohl man beides oft verwechselt, noch nicht angegeben, weshalb man jene Maßstäbe anlegen kann und soll. Denn wenn auch alle, die ihn nicht künstlich ertöteten, den Trieb zur Selbsterhaltung in sich fühlen, so werden sie doch an andre aus sehr verschiedenen Motiven denken, jener, weil er sich davon schließlich auch für sich selbst Vorteil verspricht, dieser, weil er es der Menschheit schuldig zu sein glaubt u. s. w. Auch in den englischen Gesellschaften für ethische Kultur werden von einigen Sprechern zuweilen, wenn auch nicht solche positivistische Beweggründe, wie sie die Schule Auguste Comtes vertritt, wohl aber die utilitarianischen Motive der Bentham und Mill ins Feld geführt, selbst von Dr. Coit: jedoch im allgemeinen ist er Kantianer und sieht im kategorischen Imperativ den einzigen Beweggrund zum sittlichen Handeln. Es erinnert direkt an Kants berühmte Apostrophe an die Pflicht, (Kritik der praktischen Vernunft, Ausgabe von Kehrbach S. 105), wenn er einmal sagt:

Wie, bin ich nicht das Höchste? sagt die Stimme der Pflicht. Denkst du, daß, wenn der Schleier zerrissen würde und du von Angesicht zu Angesicht dem gegenüberstündest, was jetzt das Geheimnis des Seins ist, du es für schöner halten würdest, als mich? Du hast mich nie gekannt. (Die ethische Bewegung in der Religion. Leipzig, Reisland 1890, S. 210)

Ebenso appellirt Dr. Adler unmittelbar an das Gewissen, oder wie er in einem Artikel über The Freedom of Ethical Fellowship (Internat. Journ. I, 23) gegenüber kritischen Einwürfen ausführt, an das Gewissen der Gebildeten, Verständigen und Guten in der modernen zivilisirten Gesellschaft. Ich gehe nicht nochmals darauf ein, ob deren Gewissen wirklich durchaus übereinstimmt, übereinstimmen kann, sondern verweise dafür auf den Aufsatz des dänischen Philosophen Harald Höffding über The Law of Relativity in Ethics, der durch die Ironie des Zufalls unmittelbar auf jenen andern Artikel folgt; worum es sich hier handelt, ist dies: läßt sich jenes Gewissen wirklich andern mitteilen, oder braucht es gar bei ihnen nur aus dem Schlaf geweckt zu werden? Daß man Kindern autoritativ begegnen kann und muß, ist ja nichts Neues; aber werden unbegründete Prinzipien (moral ideas ohne ideas about morality, wie man wohl unterscheidet) wirklich auch auf Erwachsene durch die bloße Ansteckung (contagion) überspringen? Namentlich in England hat sich allerdings die ethische Bewegung vor allem auf diesem Wege ausgebreitet; aber dort ist eben sowohl die Prädisposition des Publikums als die Leitung der Gesellschaften eine andre. Zumal Dr. Coit besitzt eine so edle, herrliche, hinreißende Begeisterung, daß er dadurch auch über die Mängel gerade seines Standpunktes hinweghilft. Denn mag er es schon leugnen: im Grunde ist er doch Agnostiker oder vielmehr Atheist; aber obwohl er auch dies an andern Stellen wieder in Abrede stellt, so setzt er doch nun an Gottes Stelle als Gegenstand unsrer Anbetung „die einzige Macht in der Welt, die würdig ist, verehrt zu werden, den Trieb, recht zu thun und gut zu sein. . . . So lasset uns denn, sagt er einmal, niederknieen vor jenem Triebe, jenem Hauch, jener Regung, jener Bewegung in den Seelen der Menschen, bis sie uns ganz erfüllt. Lasset uns diesen König anerkennen, bis er König geworden ist" (a. a. O. 3. 4. 23. 64. 191 ff. 209 f.).

Und doch fühlt er recht wohl, „daß, wenn wir die Gemeinschaft mit Gott ausschließen und nur die Gemeinschaft mit den Menschen behalten, wir in unserm Leben eine schreckliche Leere schaffen" (199), ja er giebt schließlich zu, „daß gewisse bewußte Beziehungen zu der letzten Macht des Universums der ethischen Kultur wesentlich sind" (205).

Und lag ein solches Zugeständnis nicht schon in der schroffen Abfertigung, die nicht ein offenbarungsgläubiger Theolog, sondern der Sprecher der von den Besonderheiten der Weltanschauung unabhängigen ethischen Gesellschaft jedem Zweifel an jenem Moralprinzip zu teil werden läßt: „Halt ein! Das ist eine Blasphemie gegen die Menschheit, und wir wollen sie nicht dulden, ohne gegen solche entartete Zweifelsucht Verwahrung einzulegen" (10)?

Wenn nun aber statt dieses Apriorismus doch nicht nur sekundäre, sondern ein primäres Motiv für unser gesamtes Handeln gesucht werden muß, das auch dann, wenn jene versagen, noch giltig bleibt: so wird das eben, wie der wissenschaftlichste Vertreter der ethischen Bewegung, Professor Sidgwick, alten und neuen Einwürfen zum Trotz immer von neuem betont (The Methods of Ethics [4], 1890, 500 ff.), nur der Glaube sein können, daß eine Macht über uns das Glück aller ihrer Geschöpfe will und also auch, wenn wir uns im Dienste andrer aufopfern, uns dadurch nicht untergehen lassen wird. Nur wer das predigt, kann völlige Selbstlosigkeit verlangen; und müssen wir dies, dann können wir nicht anders, als in Verbindung mit jenem Postulat, das zu beweisen nicht dieses Ortes ist. Vollends die aus einzelnen Verirrungen geschichtlicher Religionen gegen die Religion als solche entnommenen Einwände sollte man gebildeten Leuten überhaupt nicht mehr zu widerlegen brauchen. Auch erwartet ja Dr. Adler selbst, „daß die ethische Bewegung einen ethischen Glauben erzeugen werde, einen moralischen Optimismus, einen Glauben, daß das Universum redliches Handeln begünstige, daß in den Dingen eine Richtung auf das Gute herrsche."

Schon jetzt sind in seiner Gesellschaft alle Religionen vertreten; ja manche sind durch sie auch der Kirche wieder zugeführt worden. In Deutschland aber hat der nunmehrige erste Schriftführer der ethischen Gesellschaft, Dr. Keibel, dessen Schrift ich auch die vorhin zitirten Worte entlehne, schon 1891 „die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus" verteidigt (Leipzig, Pfeffer). Selbst Professor von Gizycki scheint jetzt von der ethischen Bewegung eine Stärkung des religiösen Lebens zu erwarten, obwohl er daneben, noch immer nicht ganz frei von jener Verwechslung evangelischen Glaubens mit orthodoxer Dogmatik, jede religiöse Begründung der Moral ablehnt und früher zumal die Pflicht direkt an Gottes Stelle setzte und auf sie Ps. 73, 25 anwandte: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Ich fürchte, obwohl man gesagt hat: „die Armee, die Frankreich besiegte, war eine Schöpfung des kategorischen Imperativs," (Ferdy, Der Malthusianismus in sittlicher Beziehung 1885, 30), jetzt dürften doch nur noch wenige für ein solches absolutes Pflichtgebot zu haben sein. Vollends jener Kult des Gutseins würde in Deutschland nur Lächeln hervorrufen und soll deshalb auch unterbleiben. Muß die ethische Gesellschaft dann aber nicht nur Kindern, sondern vielmehr Erwachsenen gegenüber ihre Forderungen begründen, so kann sie gewiß durch Hebung der Sittlichkeit, Beeinflussung der öffentlichen Meinung und Abstellung mancher Mißstände sehr viel Gutes thun, wofür wir ihr von ganzen Herzen dankbar sein wollen; aber das Beste, was wir von ihr erwarten, ist, daß sie mit ihrer religionslosen Moral doch schließlich Bankerott machen und so auf anderm Wege, als sie jetzt meint, allerdings das religiöse Leben stärken wird.

Man darf der ethischen Bewegung dieses Prognostikon stellen, weil schon ihr minder aristokratischer Vorgänger, der Säkularismus in England, ähnlich verlaufen ist. Er wollte alles Denken und Streben auf diese Welt beziehen, in der jeder das eigne und allgemeine Glück suchen müsse. Noch vor zehn Jahren nannte sich die British Secular Union die größte, einflußreichste und angesehenste unter allen freireligiösen Gemeinschaften in England. Pasteur und Renan waren unter ihren Vizepräsidenten, Victor Hugo ihr Ehrenmitglied. Von ihren Gründern sprach G. J. Holyoake oft in unitarianischen Kirchen, errang sich Ch. Bradlaugh im Parlament die Anerkennung aller Parteien. Und jetzt geben die besten ihrer Anhänger zu, ihre Propaganda habe keine positive, innerlich erziehende und aufbauende Bedeutung gehabt, ja Frau A. Besant hat behauptet,

sogar für ihre sozialen Reformen hätten die Säkularisten das Beste von den Christen gelernt. Sie selbst aber hat sich schließlich, unbefriedigt auch durch ihre segensreiche öffentliche Thätigkeit, dem abenteuerlichsten Okkultismus in die Arme geworfen: gewiß ein ergreifendes Beispiel für die unausrottbare Sehnsucht der Menschenseele nach einer höhern Macht über ihr — zugleich freilich auch für die ebenso tiefgewurzelte Abneigung vieler, und nicht der schlechtesten, gegen das Christentum, das in England doch wahrlich jetzt weitherzig genug ist. Und sollten trotz aller gegenteiligen Dekrete nicht auch unsre deutschen Kirchen thatsächlich bereits so verschiedne Elemente in sich befassen, daß die, die wirklich an sich und andern arbeiten wollen, in ihr Raum haben und nicht erst eine neue Gemeinschaft zu gründen brauchen, die doch schließlich ebensolche Gegensätze umspannt, alles das aber entbehrt, was dem Christentum auf Grund seiner jahrtausendelangen Geschichte eignet? C C

Edmond Scherer

3

In solcher Geistesverfassung folgte Scherer im Jahre 1846 dem Ruf zu einer Professur am Oratorium*) zu Genf. Er las im ersten Jahre Kirchengeschichte, doch schon im darauffolgenden biblische Exegese. Hier hatte er das Feld gefunden, das sowohl seinen Neigungen und Fähigkeiten wie der Natur seines Wissens am besten zusagte. Er ahnte nicht, daß gerade die Vorliebe, die er seiner Arbeit entgegenbrachte, und die Strenge, mit der er sie betrieb, eines Tages das Gebäude seines Glaubens stürzen sollten.

Hier beginnt die dramatische Periode seines Lebens. So lange hatte Scherer sich in allgemeinen Ideen bewegt. Die Schrift hatte er zwar studirt, doch mehr zufolge der religiösen Bedürfnisse des Gläubigen und mit dem weiten Horizonte des Philosophen, als mit der Genauigkeit des Kommentators. Seine aus einem logischen Postulate abgeleitete Inspirationstheorie war noch nicht auf die Einzelheiten des Textes hin geprüft worden. Jetzt jedoch macht er den Text zum Gegenstande seiner Prüfung. Er untersucht, ergründet, analysirt, wägt die darin enthaltenen Behauptungen, vergleicht die vielfachen Angaben und sieht mit Schrecken, daß das System der Theopneustik dort keine Bestätigung findet. Er findet Abweichungen, dehnbare Begriffe, Freiheiten des Ausdrucks, Einfluß der lebendigen Sprache auf Stil und Wortgebrauch, für die die buchstäbliche Inspiration, wie er sie versteht, keine Rechenschaft ablegen kann. Zu gleicher Zeit erhält er durch dieses aufmerksamere Studium einen Begriff davon, welche Rolle die Geschichte in der Bildung des biblischen Kanons gespielt hat. Er konstatirt, daß das biblische Dokument weder aus einem einzigen Stücke gehauen, noch auf einmal entstanden ist. Von einem Verfasser zum andern stößt er auf unverhoffte Abweichungen, auf Unterschiede, die immer mehr Gewicht bekommen. Die so bestimmten einfachen Grenzen, die die Ueberlieferung um die kanonischen Schriften gezogen hatte, verwirren und verwickeln sich. Andre ihnen ähnliche, ebenfalls vom christlichen Geiste inspirirte Schriften gruppiren sich in reicher Anzahl um sie und bilden den kaum merkbaren Uebergang von der religiösen zur profanen Litteratur. Im Laufe der Jahrhunderte wird von der Kirche aus eine verspätete, oft unsichre und zuweilen willkürliche Ausscheidung vorgenommen, die durch keinen äußern, noch andern greifbaren oder übernatürlichen Beweisgrund sich rechtfertigen läßt. Diese Entdeckungen erfüllen Scherer mit Schrecken und Bangen, denn um ihnen entgegenzutreten, besitzt er keine andre Waffe, als ein Argument seiner theologischen Schule, das beim ersten Treffen zersplittert.

Man treibt leider nicht ungestraft Exegese, schreibt er später. Sobald man so weit gekommen ist, sich gewisse Fragen vorzulegen, ist die ungezwungne Heiterkeit der Jugend dahin. . . . Also geschieht es, daß das Studium, das scheinbar am berechtigtsten, am harmlosesten und am notwendigsten ist, das Studium der Schrift und der evangelischen Heilsthatsachen, zum zersetzendsten Elemente des Glaubens wird. Man macht sich ohne Hintergedanken daran, und nach und nach verwandelt

*) Ecole libre de théologie.

sich alles vor dem Auge des gewissenhaft Suchenden. Wie viele habe ich nicht schon gekannt, die sich der Evidenz nicht verschließen konnten, und Artikel ihres Glaubens, an denen sie mehr hingen als an ihrem Leben, mit Schmerzen dahingaben, weil sie den Mut hatten, die Wahrheit vorzuziehen.

Nicht daß die Schwierigkeiten, mit denen Scherer kämpfte, seinen Vorgängern durchaus entgangen wären. Man sprach schon lange vor ihm von den „scheinbaren Widersprüchen" der Bibel. Aber man hielt sie eben für nur scheinbar; man glaubte sie durch spitzfindige Unterscheidungen und erkünstelte Vernunftschlüsse erklären zu können, die sich oft mit Unredlichkeit nahe berührten und die Macht des Vorurteils oder die Furcht vor dem Unbekannten nur spärlich verhüllten. Die einen waren von der herrschenden Scholastik verblendet und gaben nicht einmal zu, daß man sie in Frage ziehen könne; die andern, die einen allgemeinen Zusammenbruch fürchteten, wichen zurück vor den Gefahren eines Wiederaufbaus. Scherer erkannte bald den Wert dieser Ausflüchte, Vorurteile oder Geistesträgheit. Seinem Bedürfnisse nach dem Absoluten, der unerschrocknen Aufrichtigkeit seines Denkens widerstrebte aller trügerische Schein. Kraft der unerbittlichen Logik seines Geistes war er vor allem bemüht, mit sich selbst in Einklang zu bleiben; er wich den Hindernissen nicht aus, sondern ging ihnen gerade entgegen. Er hatte nicht eher Ruhe, bis er sie überwunden hatte.

Wir wissen wenig über die innern Kämpfe, die er damals zu bestehen hatte. Sie waren zu ernster Natur, als daß er gern darüber gesprochen hätte, und sein zurückgezognes Wesen machte ihn an und für sich schon nicht mitteilsam. Die einzigen Anzeichen davon besitzen wir in jener tagebuchartigen Schrift „Besuche Jesu Christi," woraus wir bereits eine Stelle vom 24. Mai 1848 zitirt haben. Es war jenes Zitat ein vertrauensvolles Gebet, eine mystische Anrufung, auf die bald ein viel dringenderer, schmerzvollerer Ruf folgte. Am 15. August desselben Jahres ruft er aus:

Ich trage Deinen Namen, o Herr! All mein Thun hat Bezug auf Dich. Ich stehe zu Dir mit denen, die Dich lieben. Dir gehöre ich an, Deiner Kirche, Deinem Dienste. Und dennoch — ach! Lüge, Lüge! — — Wahrheit ist Einheit, und ich bin nichts weniger als eins mit mir. Aufrichtigkeit, Einheit, Harmonie, Frieden — alles Worte, die zusammengehören. — — O mein Gott! Laß mich wahr sein, wahr namentlich in Bezug auf Dich, wahr in Deinem Dienste; denn das ist die oberste Wahrheit, aus der alle andern entspringen.

Zwei Monate später, als er vor der Aufgabe steht, öffentlich Zeugnis abzulegen, wiederholt sich derselbe Gebetsruf:

Die Wahrheit gieb mir, o mein Gott! damit ich ganz Licht bin, ohne einen Schatten und ohne Falsch. Gieb mir Aufrichtigkeit, damit ich die Wahrheit, die ich erkannt habe, ganz und voll, ohne jeden Rückhalt kund thue. — Laß mein Herz in mir sein, wie das Herz des Kindes, das soeben erst von der Mutter Brust entwöhnt ist.

Ein volles Jahr vergeht, bevor wir wieder auf eine neue Kundgebung stoßen; doch die einmal in seinem Geiste begonnene Arbeit nimmt ihren Verlauf. Scherer gelangt nach und nach über den religiösen Wert der Bibel und über das Wesen des Christentums selber zu einer Auffassung, die weder zu der seiner Kollegen, noch zu der Schule, der er angehört, paßt. Im November 1849 reichte er beim Direktor des Oratoriums seine Entlassung ein; am 28. Dezember nimmt er öffentlich von den Studenten Abschied und kündigt ihnen an, daß er gesonnen sei, außerhalb der Fakultät und unabhängig von ihr öffentliche Vorlesungen über die Natur der religiösen Autorität zu halten. Der Kursus dauerte vom 21. Februar bis zum 7. Juni 1850 und war zahlreich besucht.

Diese Ereignisse kamen nicht ganz unerwartet. Schon seit dem Frühling des Jahres 1849 waren unbestimmte Gerüchte über die Heterodoxie des jungen Professors im Umlauf gewesen. Nach einer stürmischen Auseinandersetzung mit Merle d'Aubigné schrieb Scherer diesem einen Brief, worin er die Ansichten, zu denen er gelangt war und die er noch nicht mitgeteilt hatte, darlegte. Er verfaßte bald darauf einen zweiten, und geleitet von dem Wunsche, auch die öffentliche Meinung für die Beweggründe seiner Handlungsweise, die er einigen Wenigen gegenüber gerechtfertigt hatte, zu interessiren, veröffentlichte er beide in der Broschüre: Kritik und Glaube.*)

*) Marc Ducloux & Cie. Paris 1850.

Diese Broschüre, die schon alle jene Eigenschaften besitzt, die Scherer in hohem Grade auszeichneten, nämlich Klarheit des Geistes, der kühne, feste Mut der Aufrichtigkeit, ist für das Verständnis der Krise, die er damals durchmachte, besonders wichtig. Leider ist der Inhalt so wenig bekannt, als die Schrift berühmt geworden ist. Eine kurze Analyse derselben mit einigen Auszügen wird daher willkommen sein.

Der erste Brief legt hauptsächlich dar, welche Veränderung eine unparteiische und wahrhaft objektive Kritik in der theopneustischen Auffassung von der Schrift bewirkt und was dadurch zerstört wird. Die Beweisführung läßt sich auf die folgenden vier Punkte zurückführen: Die orthodoxe Inspirationslehre steht weder mit der Natur noch mit dem besondern Inhalte des Neuen Testaments im Einklang; sie stützt sich auf keine Behauptung oder Aussagen seiner Verfasser; auch mit der Kundgebung des heiligen Geistes im Gewissen des Christen steht sie keineswegs im Einklang; diese Würde, mit der man den Buchstaben der apostolischen Schriften bekleidete, beruht daher auf einem Vernunftschlusse, demzufolge der Begriff des durch Christum erlangten Heiles notwendigerweise den der buchstäblichen Inspiration voraussetzt.

Die weitere Ausführung dieser Sätze ist: Das Neue Testament läßt seiner Natur wie seinem Inhalt nach eine theopneustische Auslegung nicht zu, weil diese Sammlung von Schriften in einer toten Sprache verfaßt ist, zu der die Gläubigen nur durch annähernd richtige Uebersetzungen Zutritt haben, weil nicht mit Sicherheit bewiesen werden kann, daß der Originaltext noch überall vorhanden ist; endlich, weil in einer großen Anzahl von Stellen der Sinn undeutlich ist:

Wie kann das Neue Testament angesichts dieser Thatsachen, sei es dem einfachen Gläubigen oder dem Gelehrten gegenüber, die Rolle einer absoluten Autorität ausfüllen?

Mehr noch: Keine übernatürliche Vermittlung scheint die Verfasser der heiligen Schrift vor Irrtümern bewahrt zu haben, die den geschichtlichen Verhältnissen, in denen sie sich bewegen, entspringen. Also bedienen sie sich der fehlerhaften Septuaginta für Zitate aus dem Alten Testamente, verfallen an mehreren Stellen der jüdischen Tradition und der rabbinischen Exegese ihrer Zeit. Außerdem begegnet man in ihren Schriften Ungenauigkeiten in der Darlegung der Thatsachen, Nachlässigkeiten, Wiederholungen, die mit der alten Lehre von der buchstäblichen Inspiration nicht verträglich sind.

Keine Aussage der Verfasser bestätigt diese Lehre:

Es ist seltsam und wohl beachtenswert: das Neue Testament giebt sich nirgends für inspirirt aus. Keiner von den Verfassern macht den leisesten Anspruch hierauf. Paulus redet nicht von Inspiration, sondern von den Offenbarungen, die er empfangen hat, was doch etwas ganz andres ist, wie ich kaum nötig habe zu erwähnen. . . . . Wir haben es also wesentlich mit einer für die Orthodoxie grundlegenden Theorie zu thun, die sich nicht auf die Schrift stützen kann, und die, streng genommen, unbiblisch ist.

Kommt man auf das Zeugnis des heiligen Geistes zurück, so beweist dieses nicht, was man bewiesen haben möchte, denn es läßt gerade den Hauptgegenstand des Beweises außer acht. Es bezeugt und bekräftigt die religiöse und geistige Autorität, nicht die materielle.

Wir fühlen, daß auf dieser oder jener Seite der Briefe Pauli oder der Schriften Johannis der Geist Gottes zu uns redet; wir fühlen es aber nicht bei einem der Geschlechtsregister.

Die Inspirationslehre beruht also auf einem Vernunftschlusse a priori:

Wenn die Bibel nicht inspirirt und folglich nicht unfehlbar ist, so bleiben wir im Zweifel über das, was die größte Bedeutung für uns hat; unser Glaube verlangt nach absoluter Gewißheit; sobald diese, wie sie uns allein durch die buchstäbliche Inspiration gewährt wird, uns abhanden gekommen ist, haben wir keine Erlösung mehr.

Darauf antwortet Scherer:

Unglücklicherweise sind die Vernunftschlüsse a priori nichts als Trugschlüsse. Es handelt sich nicht darum, was nach unsern Begriffen sein sollte, sondern um das, was ist; und alles Hin- und Herreden in der Welt würde doch nichts nützen, um das Geringste an einer Thatsache zu ändern.

Sein Schlußsatz ist:

Der Glaube an die Inspiration*) gründet sich also auf nichts.

*) Er meint immer die wörtliche mechanische Inspiration.

Er soll gleich der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit in der katholischen Kirche alles beweisen und kann sich selbst nicht beweisen; also bleibt einem nichts weiter übrig, als sich die Augen zuzubinden und durch einen Willensakt, nicht aus Gehorsam gegen triftige Gründe, sondern aus gewissen Beweggründen sich dazu zu bekennen.

Gegenstand des zweiten Briefes ist die Frage: Was bleibt uns bei solcher Auffassung der Schrift von der Offenbarung? Die Antwort könnte in folgende Worte zusammengefaßt werden: Sie bleibt eine geschichtliche Thatsache, gestützt auf einen moralischen Beweis. Die Autorität des Buches verschwindet hinter der persönlichen Autorität Christi und der des Geistes Christi bei den Jüngern. Scherer geht von dem Bewußtsein der Sünde aus, das er als eine Grundthatsache der innern Erfahrung hinstellt. Er zeigt, wie der Gläubige, der die Bibel durchliest, erst bei der geschichtlichen Erscheinung Christi, des Heilandes, angekommen, anhält und in der vollen Gewißheit des Heiles in ihm Ruhe findet. Der Brief müßte ganz gelesen werden, so schöne Stellen enthält er.

Ihr fragt mich, was noch vom Christentum übrig bleiben würde, wenn man die Lehre von der buchstäblichen Inspiration daraus entfernte? Es bleibt Jesus Christus. Was von der heiligen Schrift bleiben würde? Die Geschichte Jesu Christi. Was für den Glauben? Die Person Jesu Christi. Da ist der Anfang und das Ende, das Zentrum und Alles. An der geschichtlichen Thatsache des Lebens unsers Herrn sich anklammern, ihn so nehmen, wie er sich giebt, alle menschlichen Systeme beiseite lassen und nur ihn befragen, allen vorher erfaßten Ideen mißtrauen und ihm allein vertrauen, sich in seine unmittelbare Nähe wagen und ihn direkt auf sich einwirken lassen, so wie er es will; sich seinem Worte, seiner Individualität, seiner Macht überlassen, werden wie einer von denen, die ihm in die Flecken Galiläas und auf die Straßen von Jerusalem folgten, ihn hören, ihn sehen und fühlen, wie es Maria gethan, sich ihm zu Füßen setzen wie Zachäus, ihn aufnehmen in unsern Häusern, seinem Leben und seinem Streben, seinem Tode und seiner Auferstehung beiwohnen, zu seinem Kreuze aufschauen, in stummer Betrachtung sich in seine Leiden und in seine Liebe versenken, sich unabläßig vorstellen, wie soviel Kraft mit soviel Güte, soviel Demut mit soviel Größe, soviel Milde mit soviel Heiligkeit gepaart war, mit jedem Tage weiter in die klaren Tiefen seines Charakters und seiner Lehre eindringen, sich in den Strom ewigen Lebens tauchen, der von ihm ausgeht, mit ihm triumphiren, wie er den Tod und das Böse überwindet, jeden Zug dieses unsers unsterblichen Ideals sich in unsre Seele eingraben lassen, gleichsam auf unser ganzes Wesen übertragen, sodaß wir ganz nach seiner erhabnen Persönlichkeit gestaltet werden — o, mein Freund, ist das nicht der Glaube? Ist das nicht das Heil, das dem Glauben verheißen ist? Und was brauchen wir dazu die Inspirationslehre? . . . .

Doch ist mit der sittlichen Erscheinung Christi, durch die er uns am nächsten gebracht wird, nicht seine ganze, volle Persönlichkeit gegeben. Seine vollkommene Menschlichkeit läßt etwas noch Höheres durchscheinen. Obgleich er voll und ganz ein Mensch ist wie wir, so hat er doch das Bewußtsein, über dem Menschen zu stehen. Die Menschheit wird in ihm zur Gottheit. Er allein hat den Vater gekannt und hat in einem einzigartigen Verhältnis zu ihm gestanden. Wer ihn gesehen, der hat Gott gesehen. Alles ist in seine Hände gelegt worden. Er bleibt bei den Seinen bis an der Welt Ende. Gebet und Anbetung weiht ihm die Kirche; sie weiß, daß ihr Heiland im Himmel und auf Erden regiert, und daß durch ihn die Versöhnung gekommen ist, weil sie sich in ihm vollzogen hat, d. h. in der Vereinigung Gottes mit dem Menschen.

Nachdem Scherer also dargelegt hat, welch einen hervorragenden Platz die sittliche, menschliche und göttliche Persönlichkeit Christi in der neuern Theologie einnimmt, kommt er zum biblischen Dokument:

Weil der Glaube hauptsächlich im Verkehr, in der Gemeinschaft mit Christo besteht, darum ist die heilige Schrift von so wesentlicher Bedeutung für das Leben der Kirche und des Gläubigen. . . . Um Christum selbst zu schauen, sein Leben zu verfolgen, sein Wort in sich aufzunehmen, sein Ebenbild zu betrachten und es in denen wiederzufinden und zu betrachten, die ihn zuerst gesehen, dazu müssen wir uns an die Bibel halten. Dort vernehmen wir den Jünger, der ihn mit eignen Augen gesehen, mit eignen Händen seinen Herrn berührt hat. Dort finden wir, durch eine authentische Ueberlieferung vermittelt, die tiefen Spuren, die Jesus im Gedächtnisse derer, die ihn umgaben, zurückgelassen hat. . . . Die Lehre von der buchstäblichen Inspiration ist falsch, doch sie enthält, wie alle Irrtümer, ein Körnchen Wahrheit, und diesem verdankt sie ihr Dasein. Das Wahre an diesem Aberglauben, zu dem sich die Bibel hergeben mußte, liegt in dem ganz einzigen Verhältnis, in dem die Schrift zu Christo und demnach zu unserm Glauben steht.

Sicherlich, dies sind noch Worte eines Gläubigen. Trotz der unabhängigen Stellung gegenüber dem Dogma der Inspiration bleibt Scherer seines Glaubens gewiß. Einem Freunde, der sich seinetwegen beunruhigte und ihn fragte, ob er bei diesem

theologischen Abenteuer nicht Gefahr liefe, die Wahrheit selber zu verlieren, die ihm teuer geworden, ob nicht wie Woge auf Woge so Zweifel auf Zweifel folgen und er eines Tages an dem öden Strande des religiösen Skeptizismus scheitern würde, antwortete er:

Es ziemt sich nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe mache, weil Sie Befürchtungen aussprechen, die ich selber schon lange gehegt habe. Dennoch müssen Sie zugeben, daß solche Furcht mehr Unglauben als Glauben in sich birgt. Ist das Evangelium für Sie die richtige göttliche Wahrheit? Hat seine Macht, d. h. seine Wahrheit sich nicht in Ihrem Herzen bewiesen? Haben Sie nicht Heil und Leben in Christo gefunden? Und wenn dem so ist, wie können Sie fürchten, daß irgend etwas diese innere Selbstgewißheit zerstören möchte? Kann das Evangelium etwas von der ernsten Forschung oder von Ergebnissen, die nicht in Frage zu stellen sind, zu befürchten haben? . . . . Der Glaube, weit entfernt davon, mit der Kritik unvereinbar zu sein, ist selber eine kritische Macht. Deswegen läutert, erneuert und verjüngt er sich ohne Unterlaß. Es geht mit dem Glauben wie mit dem lebendigen Organismus, der durch die ihm innewohnende Lebenskraft nicht nur die Fähigkeit besitzt, alles ihm Fremde auszuscheiden, sondern mit allen seinen Bestandteilen in einer fortwährenden Bewegung, wie in beständigem Wechsel begriffen ist. Dieser Wechsel mit der Identität verbunden, diese Identität im Wechsel ist das Leben selber, das Leben des Menschen, das Leben der Seele.

Wie man sieht, geht Scherer nicht ins Ungewisse darauf los; er weiß genau, was er vorhat. Er will zuerst Glauben und Theologie von einander trennen, dann das Gebäude der Theologie niederreißen und ein neues errichten. Wie Luther sich von der Tradition der römischen Kirche frei machte, um für die Reformation Bahn zu schaffen, befreit er sich auf dem Boden der Reformation selber von der überlieferten Inspirationslehre und legt, wiederum wie Luther, den Grund zu einem neuen theologischen System in den sich beständig gleichbleibenden Glauben. Man wird zugeben, daß er zu diesem Versuche ebenso notwendig gedrängt wurde, als er berechtigt war, ihn zu machen. Doch es lag in dieser Stellungnahme Scherers etwas Beunruhigendes, weil er einerseits durch sein allzu heftiges Vorgehen gegen die alte Theologie über das rechte Maß hinausging und andrerseits nicht mit den genügenden Mitteln ausgestattet war, um den bezweckten Wiederaufbau zu vollführen.

Mit der buchstäblichen Inspiration scheint er in der That jedwede Inspiration zu verwerfen. Zu behaupten, wie er es thut, daß die Aufstellung eines Geschlechtsregisters in keiner Weise die christliche Inspiration bekundet, heißt viel zu weit gehn und sich auf einen zu exklusiven Standpunkt stellen, heißt andre Bedürfnisse verkennen, die der Glaube hat, wie Ordnung, Harmonie, Fortbestehn der göttlichen Offenbarung und die Art und Weise, wie Gott dafür gesorgt hat. Eine andre Gefahr, die ebenfalls einer Uebertreibung entspringt, ist die, daß dem historischen Element in den christlichen Heilsthatsachen ein allzu hervorragender Platz über dem sittlichen Element angewiesen ist. Freilich ergiebt sich letzteres nach Scherer aus einer unmittelbaren, geistigen Evidenz, die er mit gutem Rechte betont, doch mit weniger Nachdruck und Bestand, und der er jedenfalls den zweiten Platz anweist, während ihr doch der erste gebührte. Die Folge hiervon war, als Scherer aufs neue prüfend an den Gegenstand seines Glaubens herantrat, eine zersetzende Kritik, die sich nicht mehr jene Beschränkungen auferlegte, die ihm früher die Achtung vor der Tradition geboten hatte, und die allein das unverbrüchliche Gebot des Gewissens wirksam hätte ersetzen können.

Welches jedoch auch die Lücken seien, die sich in dieser Broschüre zeigen, sie zeugt unzweifelhaft von Mut, Wahrheitsliebe und edlem Freimut. Sie erregte ungeheures Aufsehen. Die Folge davon war, daß sich eine kleine Gruppe von Anhängern, zum größten Teil aus seinen früheren Schülern bestehend, um den Verfasser scharte, während die ganze eigentliche Gemeinde sich schroff von ihm lossagte. Einerseits erblickte die neue Schule in diesem kühnen Manifeste den Anbruch einer Reformation der Reformation; man drängte sich um Scherer wie um den direkten Erben und Nachfolger Luthers und Calvins; Reuß, Madame de Staël bezeugten ihre Sympathie; Lutteroth, Adolf Monod selbst stellten sich ihm zur Seite und unterstützten ihn mit ihrem Rat und mit sorgender Liebe.

Andrerseits ergoß sich über ihn von seiten der starren Orthodoxie eine Flut des Zornes, von deren Wucht man sich heute schwerlich einen Begriff macht.

Eine scharfe Polemik war in den Zeitungen entbrannt; von den Kanzeln herab schleuderte man den Bannfluch gegen den früheren Professor und warnte die Gläubigen vor dem Gift seiner Worte. Daraus, daß er gewisse Glaubensartikel verworfen hatte, schloß man mit Unrecht, daß er allen positiven Glauben aufgegeben habe. Es ward immer öder um ihn, und die Feindschaft nahm mit jedem Tage zu. Scherer bewahrte in dieser Vereinsamung seine volle Würde. Falsche Andeutungen und Beleidigungen nahm er ruhig hin, ohne darauf zu antworten, doch insgeheim blutete ihm das Herz. Er hatte mehr Gerechtigkeitssinn erwartet von Gegnern, die er nicht aufgehört hatte zu achten, mehr christliche Nächstenliebe von Christen. Den Kampf hatte er vorausgesehn, aber nicht, was er selber „eine Flut von Verleumdungen und Albernheiten“ nennt. Da die Kirche, die er noch immer lieb hatte, ihm fortan verschlossen war, zog er sich in die Einsamkeit seines Studierzimmers zurück, um dort mit einer Leidenschaft und mit einer unerschrockenen Logik, die nunmehr durch keinen Verkehr mit Glaubensgenossen gehemmt wurde, die Analyse der Grundbestandteile seines Glaubens fortzusetzen.

Bei dem verhängnisvollen Absturze, der nun begann, hätte eines ihn zurückhalten können: der Einfluß Vinets. Durch seine gewaltige synthetische und kritische Fähigkeit, dadurch, daß er die Theologie aus ihrer Achse gehoben hatte, die Offenbarung aus einem ganz andern Gesichtswinkel ansah, war Scherer mit einemmale bei den von der modernen religiösen Wissenschaft so mühsam erlangten Resultaten angekommen. Der unvollendete und gefährliche Vorläufer der theologischen Bewegung unsrer Zeit traf für einen Augenblick mit deren wirklichem Vorläufer, Alexander Vinet, zusammen. Dieser hatte sich in der That niemals dem Inspirationssystem Gaussens angeschlossen. Aus Gründen, die er aus seinem Glauben selber schöpfte, hatte er sich ihm widersetzt; ihm galt der freie Anschluß des individuellen Gewissens an die Wahrheiten des Evangeliums als das einzig wahre Christentum. Die kanonische Autorität der Schrift war für ihn nicht von jener höchsten Wichtigkeit, die die Orthodoxie der Erweckung ihr beilegte. Die innere moralische, durch christliche Erfahrung erlangte Ueberzeugung galt ihm als die oberste Autorität. Hält man sich an diese auffallendste Aehnlichkeit zwischen beiden, so ist Scherer sicherlich der Nebenbuhler Vinets. Und das Aehnliche in ihrer beiderseitigen Lage machte, daß Scherer besser als irgend jemand jenen verstand, den er seinen Meister nannte, und mit dem ihn außerdem die Bande einer tiefen Verehrung verknüpften. Der Aufsatz,*) den er damals über ihn verfaßte, gehört zu den besten, gerechtesten und verständnisvollsten, die je über den Waadtländer Denker geschrieben worden sind. Dieses Verständnis ist so tief und vollkommen, daß man sich versucht fühlt, an eine gänzliche und andauernde Identität der beiden Geister zu glauben.

Dem ist jedoch nicht so. Unter dieser zufälligen Uebereinstimmung in den Endpunkten verbarg sich ein doppelter Unterschied in den Anfangspunkten. Der eine betrifft die Richtung, der andre die Methode. Die Theologie Vinets ist innig mit seinem religiösen Leben verknüpft, dessen verschiednen Phasen sie sich nach einander anschließt. Sie ist nur der Ausdruck einer beständig in ihm vorgehenden Arbeit innerer Erneuerung und Erleuchtung. Vinet stützt den neuen Menschen auf die Gnade, und indem er unentwegt der Geistigkeit des Christentums sich nähert, zerreißt er natürlicherweise die Fesseln des traditionellen Materialismus. Er folgt einer aufsteigenden Bewegung, während bei Scherer das Umgekehrte der Fall ist. Dieser bricht mit einer falschen Theologie, nicht zufolge seiner innern religiösen Entwicklung, sondern infolge einer wissenschaftlichen Notwendigkeit. Er entsagt dem Dogma der Inspiration nicht vor allem deswegen, weil der Glaube darunter leidet, sondern weil es theoretisch unhaltbar ist. Wenn auch seine Auffassung eine Zeitlang mit der Vinets übereinstimmt, so ent-

*) Alexandre Vinet, Notice sur sa vie et ses écrits. Paris, 1853.

spricht sie bei ihm doch nicht denselben Bedürfnissen und beruht auch nicht auf derselben Grundlage. Man hat es eher mit dem Zugeständnis eines Kritikers zu thun, als mit der Errungenschaft eines Christen.

Zu dieser bedeutenden Abweichung, was die Richtung anbetrifft, tritt eine noch bedeutendere Abweichung in der Methode. Vinet giebt die buchstäbliche Inspiration auf, weil er eine höhere Autorität im Gewissen gefunden hat, dem er schon lange den höchsten Platz angewiesen hat. Scherer giebt diese selbe Inspiration auf, weil sie vor seiner Vernunft nicht stand hält, die darum, und darum allein, für ihn die höchste Richterin ist. Bei dem einen herrscht eine sittliche Tendenz, bei dem andern eine intellektuelle.

Diese beiden Tendenzen, die einander sich einen Augenblick berühren und zu gleichen Ergebnissen zu führen scheinen, sind einander im Grunde diametral entgegengesetzt. Die beiden innewohnende Triebkraft, schon ihre fortgesetzte Bethätigung allein und das Inkrafttreten ihrer Konsequenzen mußten sie bald soweit von einander entfernen, als in der That der religiöse Moralismus und der mystische Intellektualismus von einander entfernt sind.

Da Scherer sich nicht länger an die Unfehlbarkeit des Buchstabens klammern konnte, sondern hinausgetrieben war in die Oede des spekulativen Denkens, und das Absolute, das ihn von seinen Zweifeln befreien sollte, nirgend anders als in seinem eignen Denken fand, so wurde er für einen Augenblick von Vinet angezogen. Doch diese Anziehung ist nur vorübergehend. Der ursprüngliche Antrieb ist zu mächtig, und sein Fall, der nunmehr in gerader Linie vor sich geht, vollzieht sich mit der ganzen Genauigkeit mathematischer Gesetze.

G Fr (L S)

Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege

7. Beschäftigung der Armen für Arme

Eins der kräftigsten und schönsten Mittel zur sittlichen Hebung der Armen fand der Verein darin, daß er sie zu gegenseitiger Hilfeleistung anhielt und, wo die Verhältnisse es forderten, auch dafür bezahlte. — „Wenn durch die Hilfe des Vereins die Hilfe guter getreuer Nachbarn überflüssig gemacht würde," sagte Amalie, „so hieße das, mancher liebenden Seele einen schönen Edelstein rauben aus der Krone, die dort sie schmücken soll; aber ich meine nicht, daß das geschieht bei uns. Wo wir an dem Krankenlager unsrer Armen eine arme Nachbarin finden, da werden wir nicht hoch herfahren und sie wegdrängen und zu ihr sprechen: Geht nur, gute Frau; ihr seid hier nun nicht mehr nötig, es soll jetzt schon alles besorgt werden durch uns; o nein, wir werden ihr freundlich die Hand reichen und ihr bezeugen, wie lieb es uns sei, sie hier zu finden, und wie schön, daß sie uns helfen wolle; sie könne ja nicht alles allein thun, und wir können es auch nicht, und darum freue es uns, an ihr eine Mitarbeiterin zu haben. In unserm Herzen mögen wir da auch wohl in manchem Falle zu uns selber sagen: Wie viel mehr als du thut diese Arme! In den Augen Gottes wie viel höher mag ihr Liebeswerk gelten, als das deine!"

Um weder dem hilfreichen Armen die Gelegenheit zu aufopfernder Liebesübung zu nehmen, noch die Leidenden von den kargen Mitteln seiner mitfühlenden Schicksalsgenossen abhängig zu machen, fand der Verein die Auskunft, daß er gutherzige und zuverlässige Arme, namentlich Frauen, für die Pflege andrer Armen anstellte und besoldete.

Amalie giebt zu, daß die vom Verein herbeigeführten „Relationen der Armen unter einander" nicht immer Liebe, sondern zuweilen auch Neid und Eifersucht wachgerufen hätten. Sie bemerkt, daß in solchen Fällen der Verein dem Uebel dadurch zu begegnen gesucht habe, daß er sich entschieden weigerte, kleinlichen Angebereien sein Ohr zu leihen.

„Wie es gewiß ein Mißgriff in der Erziehung ist, wenn man jeden kleinen Streit der Kinder unter einander vor das richterliche Forum der Eltern und Lehrer bringt, so scheint es mir auch bei Erwachsenen in sehr vielen Fällen das sicherste Mittel, sie zu Frieden und Einigkeit zurückzuführen, wenn man

keiner Partei in ihren Klagen Gehör giebt, sondern nur beide ermahnt, in Liebe einander zu tragen und nachzugeben. Wollte es dann aber damit nicht gehen, so trennten wir sie lieber, gaben der Kranken eine andre Person zur Bedienung, und der Gesunden eine andre Anstellung, beide bedeutend, daß, je nachdem in diesen neuen Verhältnissen nun wieder neue Klagen über sie einlaufen würden oder nicht, unser Urteil sich bestimmen würde, auf welcher Seite vornehmlich die Schuld des Streits gelegen." „Doch nun," fährt sie fort, „darf ich auf der andern Seite auch sagen, daß diese Streitfälle bei uns wirklich zu den Ausnahmen gehören."

8. Schlimme Erfahrungen

Es mögen aus dem reichhaltigen Schatz der Berichte noch einige von den Erlebnissen und Erfahrungen Amaliens und ihrer Mitarbeiterinnen an ihren Pfleglingen mitgeteilt werden. Schwerlich möchte ein Lob irgend so beredt für die herzliche Wärme und für die Kraft zeugen, in der diese Frauen wirkten, als Amaliens schlichte Erzählung. Schwerlich auch kann irgend etwas besser von den Segnungen überzeugen, die auf dem Verkehr von Armen und Reichen, auf dem christlichen Austausch von Erbarmen und Dankbarkeit ruhen, als der Anblick dessen, was diese hilfreichen Frauen an ihren gebeugten Schwestern und Brüdern erlebt und gewirkt haben. Die Lichtseiten der Vereinserfahrungen überwiegen in Amaliens Berichten; doch verschweigt sie die entgegengesetzten Erfahrungen nicht, obgleich sie immer einen gewissen „Widerwillen" empfand, „das Schlimme," das sie auf ihren Wegen in die Hütten des Elends entdecken mußte, „dem Publikum vor Augen zu stellen."

„Wollten wir nur von angenehmen Erfahrungen reden, sagt Amalie, so würde einmal für unsre erfreulichen Mitteilungen eine gewisse Beglaubigung fehlen, daß wir nicht alles in rosenfarbenem Lichte sehen; es fehlten dann aber auch die Winke und Bemerkungen, wie im Verkehr mit den Armen wohl ihren Verkehrtheiten entgegen zu wirken sei; endlich möchten vielleicht die Erwartungen solcher, die unserm Vereine als thätige Mitglieder beizutreten wünschen, zu hoch gespannt werden."

Die Geduld und Schonung gegen die Verirrten kam aus der rechten Quelle, aus der wahren Demut, zu der Amalie ihre Helferinnen unablässig hinwies, weil ihre eigne Aufrichtigkeit sie dieselbe finden gelehrt hatte: „Sollte es denn wirklich gleich eine so große himmelschreiende Sünde sein, sagt sie, wenn Wohlmeinen von unsrer Seite nicht so aufgenommen wird, wie wir glaubten, es fordern zu dürfen? Die unermeßliche Liebe des Ewigen stößt täglich auf den schnödesten Undank; ach und wie oft haben wir selbst uns dessen schuldig gemacht? Aber sie liebt langmütig fort; und wir, wir sollen sogleich von Zornesglut entbrennen, wenn unser armes schwaches Lieben nicht die verlangte Erwiederung findet?" Amalie wußte außerdem sehr wohl, wie viel schwerer den Armen oft die Tugenden werden, die bei den Wohlhabenden als selbstverständlich angenommen sind, und deren Mangel sich bei diesen leichter verbergen, leichter leugnen läßt. So z. B. die Herzlosigkeit der Kinder gegen die Eltern. „Lassen wir nicht außer acht, sagt Amalie (Zwölfter Bericht, S. 63), auf wieviel härtere Proben in dieser Hinsicht die Pflichttreue des Armen gestellt wird, als dies in der Regel bei den Wohlhabenden der Fall ist." „Unsre alte O .... hat sich oft genug bitter gegen die Besucherinnen beklagt über ihren mit ihr zusammenlebenden Sohn, und gewiß nicht mit Unrecht, da er wohl oft recht unfreundlich gegen sie gewesen, und hat er sich manchmal wohl schwer gegen sie versündigt, indem er es sie mit Härte empfinden ließ, daß sie ihm zur Last sei. Aber es war diese Last für ihn auch wirklich nicht gering! Der Mensch hatte etwas Strebsames, er mochte es im Hause gern recht sauber und ordentlich haben, und als ein Vierzigjähriger wollte er sich gern verheiraten und seinen eignen Hausstand anfangen. In dem allem war ihm nun aber die alte erblindete und mehrere Jahre lang bettlägerige Mutter hinderlich. Kam er ermüdet von der Arbeit nach Hause, so wußte er, daß seiner nichts warte als Klagen und Stöhnen. Die Alte hatte einen so unzufriednen Charakter, daß sein Hauptgrund, warum er sich nicht verheiratete, der war, daß die Schwiegertochter mit seiner Mutter sich doch gewiß nicht würde

vertragen können." „Aehnliche Fälle nun, wo die Erfüllung der Kindespflichten fast eine gänzliche Verzichtleistung erheischt auf das irdische Lebensglück, kommen gewiß unter den Armen viel häufiger vor, als unter den Reichen."

Ungeachtet dieser entschuldigenden Auffassung konnte Amalie nicht umhin, über einige Beispiele kindlicher Undankbarkeit entrüstet zu sein, und sie gewinnt es über sich, dieselben in ihrer ganzen Kraßheit darzulegen. Ebensowenig verschweigt sie Beispiele von hochmütiger Unzugänglichkeit gegen die Erziehungsversuche und Ratschläge des Vereins. C D

Die Tägliche Rundschau

In Nr. 1 dieses Jahrgangs habe ich unsern Lesern als politische Tageszeitung die Tägliche Rundschau empfohlen. Darauf sind mir ebenso lebhaft zustimmende wie auch verwundert ablehnende Aeußerungen zugegangen. Jedenfalls darf ich die versprochne Begründung meines Votums nicht schuldig bleiben.

Es scheint für ein kirchliches Blatt und für einen Pfarrer das Nächstliegende, auf eine der Tageszeitungen hinzuweisen, die grundsätzlich christlich-kirchliche Tendenzen verfolgen. Dies gilt — da Provinzialblätter nicht in Betracht kommen — allein von der Kreuzzeitung und dem Reichsboten, etwa noch von dem „Volk." Ich achte den Eifer, mit dem sich diese Zeitungen der kirchlichen und christlichen Interessen, wie sie sie verstehen, annehmen. Ich zweifle nicht an dem aufrichtigen Willen der leitenden Männer, Gott und seinem Reiche durch ihre Preßthätigkeit zu dienen. Ich stoße mich auch nicht allzu sehr an der einseitigen Parteirichtung, der sie sämtlich angehören, denn einseitig sind wir leider alle; ich könnte mir ein Blatt derselben Richtung sehr wohl denken, das einer warmen Empfehlung vor unsern Lesern wert wäre. Nein, wodurch diese Zeitungen es uns unmöglich machen, sie zu empfehlen, das ist die Art von Journalistik, die in ihren Spalten fast ebenso wie in den verachteten und geschmähten Judenblättern leider ihre Stätte findet, und die hier darum viel unerträglicher ist als dort, weil sie sich mit dem christlichen Namen schmückt. Ich meine jene beklagenswerte Kunst, den Gegner herunterzureißen, alles, was von anderm Standpunkt gesagt wird, so zu drehen und zu beleuchten, daß kein Leser imstande ist, wenn er die bekämpfte Meinung nicht bereits kennt, sie in ihrem eigentlichen Sinn aufzufassen. Diese Kunst wird ebenso an politischen wie kirchlichen Gegnern geübt. Und ich frage mich zuweilen, was jüdische oder sonst dem Christentum entfremdete Journalisten, die von Berufs wegen die genannten ex professo „kirchlichen" und „christlichen" Zeitungen lesen und nur daraus ihre Kenntnis von der Kirche und vom Christentum schöpfen, von Kirche und Christentum für eine Ansicht gewinnen müssen. Jedenfalls nicht die, daß es Christenpflicht sei, auch vom Gegner Gutes zu reden und unter allen Umständen gerecht und wahrhaftig zu sein. Findet man diese Forderung naiv, meint man mit solchen idealistischen Grundsätzen in der Politik nichts ausrichten zu können, dann schreibe und treibe man Politik, wie man will, aber man lasse den Namen Gottes und Jesu Christi mit solcher Schriftstellerei unverworren. Gerade weil diese Tageszeitungen sich einen christlich-kirchlichen Charakter beilegen, dabei aber es nicht fertig bringen, einigermaßen mit großem Sinn über den Parteien zu stehn, sondern das Christentum selbst zu einer Parteisache machen und sich jeweilen nicht scheuen, mit den Künsten einer perfiden Journalistik dem Reiche Gottes dienen zu wollen, gerade darum können wir sie niemandem empfehlen.

Ich weiß wohl, daß ein solches Urteil manchem guten Christen, der jahrelang seinen Reichsboten oder seine Kreuzzeitung und nur diese gelesen hat, fast wie eine persönliche Beleidigung empfinden mag.*) Nun es sind Gott sei Dank nicht alle Leser wie ihre Zeitung, sonst müßte man an weiten

*) Es ist keine angenehme Aufgabe, aber wir werden uns ihr einmal unterziehen müssen, den Charakter dieser Presse bis ins Einzelne näher aufzuweisen. Unwissenheit oder Bosheit? vor diese Frage sieht sich nur zu oft der Kundige gestellt. Hier nur ein ganz kleines Beispiel. Die Kreuzzeitung schreibt in Nr. 39: „Harnack setzt einfach die Unechtheit des vierten Evangeliums voraus. Natürlich. Was in das Ritschlsche System nicht paßt, ist unecht. Das ist die einfachste Lösung." — Ritschl war in solchen Fragen sehr konservativ. Das weiß jeder einigermaßen fähige Student Die „Echtheit" des Evangeliums Johannis hat er stets anerkannt. In der dritten Auflage des zweiten Bandes seiner „Rechtfertigung und Versöhnung," deren Vorrede er neun Wochen vor seinem Tode geschrieben hat, heißt es S. 28 Anm. (fast wie S. 27 f. der ersten Auflage): „Das vierte Evangelium, welches abgesehen von Kennzeichen der Ueberarbeitung ich von dem Zebedaiden Johannes ableite, enthält eine Gestalt der Verkündigung Jesu, die durch die individuelle Aneignung des Verfassers stark bedingt ist." Das ist etwa der Standpunkt, den die gelehrten Vertreter der „Echtheit" alle einnehmen. Offenbar verkannte Ritschl, wie wenig diese Herkunft des Evangeliums in sein System paßt! Von Professor Harnack will ich hinzufügen, was der Kreuzzeitungsrezensent weniger leicht wissen konnte, daß er zu einer Zeit, wo er wohl ein besserer „Ritschlianer" war als heute, als ich ihn in Leipzig hörte, die „Echtheit" des Johannesevangeliums vertrat, und daß dabei weder ihm noch seinen Zuhörern der Gedanke kam, ob es ins System paßte oder nicht! Jeder Zeitungsschreiber kann irren, unsereiner wahrlich auch, aber das dürfen wir frei sagen: wir haben wenigstens das feste Bestreben, unsern Gegnern nicht unrecht zu thun, ihre Meinung zu verstehen und ernst zu nehmen; aber die gehäuften Fälle von Verdrehungen und Entstellungen wie diese lassen jenes Bestreben drüben nur zu sehr vermissen. Es scheint oft, als hielten sie zur Ehre Gottes gegen die Irrlehrer alles für erlaubt.

Schichten unsers Volkes — nicht bloß an denen, wo die genannten Blätter herrschen — verzweifeln. Andrerseits gilt es zu bedenken: niemand hat ein Urteil über seine Zeitung, über Politik und öffentliches Leben, der nur eine Zeitung liest. Das ist ein Satz, von dem ich nicht weichen kann. Wenigstens einige Jahre seines Lebens muß ein jeder, der in diesen Dingen selbständig werden will, zwei oder mehrere Zeitungen verschiedner Richtung gleichzeitig gelesen haben, um von seiner Zeitung unabhängig zu werden.

Nun kann aber nicht jeder zwei Zeitungen lesen. Es fehlt ihm dazu die Zeit. Denn das Geld sollte er wo möglich aufbringen, wo es sich um das kostbare Gut der Freiheit von einseitiger Parteipolitik handelt. Aber die Zeit fehlt. So sieht man sich nach einem Blatte um, das im wahren Sinne des Wortes anständig redigirt ist und bei aller Fehlbarkeit des eignen Urteils gerecht und billig nach jeder Seite hin zu sein wenigstens bestrebt ist. Ein solches Blatt ist die Tägliche Rundschau. Früher im Nebentitel: „Zeitung für unparteiische Politik." Jetzt: „Unparteiische Zeitung für nationale Politik."

Ich bemerke, daß ich mit ihrem Herausgeber oder Verleger weder verschwägert noch verwandt bin. Ich bemerke, daß ich weder für meine Person noch für die Christliche Welt irgendwelchen Vorteil von jener Seite je erfahren habe. Meine Reklame für das Blatt ist also die denkbar freiwilligste. Ich bemerke weiter, daß ich nicht einmal zu seinen regelmäßigen Lesern gehöre. Mein Beruf veranlaßt mich, regelmäßig die Kreuzzeitung und die Nationalzeitung zu lesen, zwei Zeitungen, die sich vortrefflich ergänzen. Aber ich halte die Tägliche Rundschau für meine Familie und würde, wenn ich so glücklich wäre, selber meine Schriftstellerei aufgeben zu können, mich gern und vertrauensvoll allein von ihr auf dem Laufenden erhalten lassen.

Davon, daß ich mit der Täglichen Rundschau in allem übereinstimmte, kann nicht die Rede sein. Ihr Herausgeber Dr. Friedrich Lange ist ein großer Schulreformer, näher gesagt ein entschlossener Gegner von alledem, was „humanistisches Gymnasium" und „klassische Bildung" heißt. Ich kann da nicht mit. Das Blatt hat neuerdings immer mehr eine antisemitische Wendung genommen, die Aenderung des Nebentitels hängt ohne Zweifel damit zusammen. Ich muß mir als evangelischer Christ bei aller Anerkennung des patriotischen Rechts dieser heute so mächtigen Strömung doch den Mut nehmen, Menschen und Dinge vielfach anders zu beurteilen. Das Blatt ist endlich keineswegs kirchlich oder protestantisch oder überhaupt christlich interessirt, will sagen, es hat weder in dem oben verworfenen Sinne unsrer christlich-konservativen Parteiblätter, noch in dem Sinne, wie unsre christliche Welt ein alles Christliche anerkennendes und zusammenfassendes Blatt sein möchte, eine christliche Tendenz. Aber eine größere Zeitung, die in dem letztern Sinne das Christentum verträte, giebt es nicht, und da ist uns eine Zeitung lieber, die nicht christlich sein will, als eine andre, die durch die Prätension ihres christlichen Charakters das Christentum in zweifelhaften Ruf bringt.

Die Tägliche Rundschau trägt immer mehr den Stempel ihres nunmehrigen Leiters. Friedrich Lange darf man vielleicht als den Vertreter eines edlen Naturalismus bezeichnen. Die Grundlage seiner Anschauungen bildet die Nietzschesche Philosophie. Daß er von hier aus sogar mit der christlichen Ethik in Konflikt kommen kann, ist klar.*) Aber mit seiner Herrenmoral weiß Lange so viel Idealismus zu verbinden, so viel persönliche Wahrhaftigkeit und Gesundheit des Empfindens, so viel religiöse Empfänglichkeit, daß wir über den Jünger ganz anders urteilen müssen als über den Meister. Gar kein Interesse hat er offenbar für die im engern Sinne kirchlichen Fragen; die Religion und ihre Pflege ist ihm ganz Sache der Einzelpersönlichkeit. Vielleicht überzeugt er sich noch, wie sehr die Religion doch zugleich Sache der Gemeinschaft ist, der Familie wie des Volkes, und gewinnt von hier aus noch einmal Verständnis auch für unsre mancherlei Kirchengemeinschaften. Offen gestanden, man kann es einem Fernerstehenden nicht so sehr verdenken, wenn er sich für unsre „Kirchen" nicht leicht begeistert, denn sie haben zur Zeit wenig Einladendes und — das Wort recht christlich verstanden — Imponirendes.

Reden wir nun aber von dem, worin die Stärke und Kraft der Täglichen Rundschau ruht. Es ist ein helles und starkes Deutschtum, das in ihr lebt. Der nationale Gedanke beherrscht alles. Und was will man von einer Tageszeitung mehr? Ueber das politische Parteigezänk wird man hier emporgehoben durch eine alles Unedle verzehrende Vaterlandsliebe. So sehr ist der „Deutschgedanke" das Bestimmende, daß von hier aus auch gewisse Einseitigkeiten, die ich nicht billigen kann, ihre Erklärung empfangen. Unterstützt werden die Bestrebungen der Sprachreiniger, des deutschen Schulvereins, der Kolonialfreunde. Bismarck findet hohe Verehrung; aber zugleich wird für den jungen Kaiser als den Führer der Zukunft treue Gefolgschaft gefordert, ohne irgendwelchen Byzantinismus. Konservativ ist das Blatt, wo es gilt, deutsche Sitte und deutsches Recht zu wahren, liberal, wo es gilt, deutschem Wesen neue Bahn zu brechen. Der Nationalliberalismus ist ihm zu kapitalistisch; den Kapitalismus haßt und verfolgt es, tritt frisch und fröhlich für eine soziale Neugestaltung unsers Volks- und Wirtschaftslebens ein, zum mindesten für eine ernste Prüfung dieser Fragen — insofern ein willkommner Bundesgenosse des Evangelisch-sozialen Kongresses. Von hier erhält auch sein Antisemitismus das rechte Licht: es sieht mit Lagarde u. a. im jüdischen Wesen, d. i. im internationalen Kapitalismus, im praktischen Materialismus, in der zersetzenden Autoritätsuntergrabung, in dem solidarischen Zusammenhalten jener undeutschen Rasse schwere Gefahren für unser Volk und seine Entwicklung und begrüßt dagegen die antisemitische Strömung als das Erwachen eines neuen Geistes, der dem eigentlichen Denken, Fühlen und Wollen der deutschen Art und damit einer neuen sozialen Gestaltung der Dinge zum Siege helfen will. Mit dem Hetzantisemitismus hat unser Blatt nichts gemein; sehr oft aber hat es gezeigt, daß, was jüdische Zeitungen von Ausschreitungen des Antisemitismus zu melden wußten, Erzeugnis ihrer eignen Verlogenheit war, und dabei eine feine Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse und beteiligten Personen bewiesen.

Besonders kräftig ist der Ton, den die Tägliche Rundschau in Sachen der Kunst anschlägt. Mit Leidenschaft drängt sie auch hier auf deutsche Art, stellt über die schöne Form das Deutsch-Charakteristische (Dürer!), bekämpft derb und herb alles Flache und Unbedeutende, Gewöhnliche und Gemeine. Freunde unsrer Modedichter werden manche unbarmherzige Kritik ihrer Lieblinge in Kauf nehmen müssen, ein (maßvoller) Realismus wird hier gehegt, aber mit so warmer Begeisterung, in so treuer wachender Liebe zu deutschem Volk und Wesen, also auch so frei von Franzosendienst, daß die innere Berechtigung dieses Standpunktes immer wieder siegreich durchdringt.

Von einer Seite ist mir das Blatt wegen Kryptokatholizismus verdächtigt worden. Ich sagte schon, daß es keine konfessionell-protestantische Haltung einnimmt. Die Absicht auf Unparteilichkeit mag dazu verführen, auch zuweilen Beiträge von römisch-katholischen Federn aufzunehmen, die in edler oder vorsichtiger Form den Geist ihrer Kirche bergen. Insbesondre mag das einmal in den Erzählungen der Fall sein, wie überhaupt in der an sich vorzüglichen Unterhaltungsbeilage sich recht verschiedne Geister tummeln. Aber das Blatt hat doch auch seine gut evangelisch-kirchlichen Mitarbeiter, die nicht selten ein Wort sagen dürfen, das uns aus der Seele gesprochen ist. Und der Ultramontanismus ist ihm schon um seines undeutschen Wesens willen in tiefster Seele verhaßt. Luther schätzt es mehr als deutschen Mann denn als religiösen Genius; die Reformation ist ihm die große That der Geistesbefreiung, der das deutsche Volk zugejubelt hat. Luthers Verhalten im Bauernkriege versteht es nicht — Luther war nie größer —; die Spaltung in zwei Konfessionen ist ihm zu sehr ein Unglück für Deutschland, als daß es hier der Reformation gerecht werden könnte. Aber wie viele von unsern Zeitungen haben doch in diesen Dingen überhaupt keine Meinung, und es ist eben der deutsche Grundton, der auch hier durchschlägt. „Vom deutschen Reich zum deutschen Vaterlande!" Das ist die Losung, der alles sich unterordnen muß. Das Reich steht da als äußerer Bau wohl gezimmert, nun gilt es ihn mit deutschem Wesen zu füllen, dazu bedarf es neuer Männer in neuer Zeit. Kann evangelisches Christentum den Leitern der Täglischen Rundschau den Beweis führen, daß diese ersehnte Zukunft unsers Volkes nicht erreicht werden wird, ohne daß es das Beste hinzuthut, so werden sie zu seinen begeisterten Verkündigern werden. Einstweilen schwärmen sie für Privatreligion, bei ihrem sozialen Sinn merkwürdig blind für die soziale Seite gerade des evangelischen Christentums: aber wie unentwickelt diese in der Wirklichkeit leider ist, dürfen wir das doch nicht so merkwürdig finden.

Zum Schluß noch die Thatsache, daß der Nachrichtendienst vorzüglich ist. Und so bleibt es bei dem Votum, daß ich keine andre Tageszeitung so empfehlen kann wie diese. Mögen andre ein Wort für andre Blätter einlegen und gleich mir sagen, warum; ich werde ihnen gern das Wort geben. Weder kenne ich alle Blätter, noch maße ich mir ein zuverlässiges Urteil an. Aber wenn man mich fragt, warum soll ich nicht antworten? Ich empfehle die Tägliche Rundschau als politisches Tagesblatt solchen Lesern, die über die kirchlichen Fragen und Ereignisse sonsther unterrichtet sind; denn für dieses Gebiet ist es bisher unzureichend. Auf politischem Gebiete verfolgt es Ziele, die denen ähnlich sind, die wir in der Christlichen Welt auf kirchlichem verfolgen. Hierin liegt die innere Verwandtschaft, alles zusammenzufassen: es müht sich ehrlich unparteiisch zu sein, ist gut deutsch, gut sozial, durchaus anständig, trotz allem grundsätzlichen Realismus doch von einem schönen Idealismus getragen und im letzten Grunde — ich brauche das Wort nicht gern, aber hier ist es bezeichnend — religiös.*) R

*) Vgl. über Nietzsche den Artikel „Jenseits von Gut und Böse" in Nr. 31 des vorigen Jahrgangs.

*) Vgl. über einen Roman, der auch in den Kreisen unsrer Leser Anstoß gefunden hat, unter „Verschiedenes."

Verschiedenes

(Der Kaplan) Ueber einen Roman in der Täglichen Rundschau, auf den ich aufmerksam gemacht worden war, erbat ich mir das Urteil eines kundigen Freundes. Hier die Antwort:

Der „Kaplan" von Jensen überschreitet als Kunstwerk um ein Bedeutendes das Mittelmaß solcher Sachen. Der Gang der Handlung ist straff und folgerichtig ohne Abschweifungen. Die Charakteristik der Gestalten fein und mit großer Seelenkenntnis durchgeführt. Alle Schilderungen ungemein anschaulich und behaglich. Sodaß keine Frage sein kann, die Tägliche Rundschau hat — den Roman rein als Kunstwerk betrachtet — mit ihm einen glücklichen Griff gethan.

Ich möchte dies auch wegen des Inhalts, des Grundgedankens, meinethalben der Tendenz behaupten; doch kann ich mir denken, wie nach der überkommnen Schablone Gläubige argen Anstoß daran nehmen mögen. Es wird hingestellt der Gegensatz zwischen vulgärem Rationalismus und moderner Gläubigkeit, wobei aber auf das entschiedenste bemerkt werden muß, daß die Geschichte in Dänemark spielt und von einem Dänen geschrieben ist.*) Da ist uns manches in der theologischen und kirchlichen

*) Henning Jensen war früher Pastor, wurde aber aus politischen Gründen (nicht aus kirchlichen) aus seiner Stellung entlassen und war dann längere Zeit in der dänischen Kammer Mitglied der Linkenpartei. Der jetzt veröffentlichte Roman ist die erste dichterische Arbeit aus seiner Feder, doch hat der Verfasser sich früher auf andern Gebieten schon vielfach schriftstellerisch bewährt. Nr. 284. Tägliche Rundschau.

Entwicklung unverständlich und unbekannt. Der Rationalismus ist einer, wie er in Pfarrhäusern bei uns wohl gänzlich ausgestorben ist, die Orthodoxie eine sehr gesteigerte pietistische mit besondrer Betonung der Teufels- und Höllenlehre. Sollte der Roman in Deutschland spielen, würde ich vermutlich sagen: er übertreibt; ob er das für dänische Verhältnisse thut, weiß ich nicht, ich glaube es aber nicht;*) mir kommt die Darstellung innerlich und äußerlich sehr wahrscheinlich vor: ein gesteigertes norddeutsches Kirchentum.

Inhalt: In ein rationalistisches Pfarrhaus, dessen Pfarrer ein alter, tüchtiger Landwirtschaftspastor ohne Schwung und Christusglauben ist, kommt ein junger modern-orthodoxer Kaplan, beredt, fanatisch, mit glänzender Persönlichkeit. Er treibt arg auf Bekehrung, die Gemeinde fällt ihm zu, im Hause entsteht viele Verwicklung der Herzen. Die mit einem Freigeist verlobte — gläubig gewordne — Tochter wird infolge dessen wahnsinnig, eine Freundin von ihr hat der Zwiespalt zwischen ihrem Herzen und Glauben schon vorher in den Tod getrieben. Der alte Pfarrer, von seiner Gemeinde verlassen und verhöhnt, stirbt. Das Ganze geht im Mißklang aus, auch etwas abgebrochen, man hätte weitere Entwicklung namentlich des Kaplans erwartet. Ich kann nicht finden, daß die Farben tendenzmäßig dick aufgetragen sind. Der Dichter steht ja auf Seiten der Rationalisten oder Freigeister, aber er malt die Vertreter dieser Richtung durchaus nicht einseitig engelhaft. Der Kaplan dagegen wird auch durchaus als ehrlicher Mensch dargestellt, nur als fanatisch. Daß auch er — der fromme glaubenssichere — gelegentlich versucherische Stimmen in sich vernimmt, fand ich besonders fein dargestellt; allerdings ist die Gelegenheit, wo das stathat und wie ers ausdrückt, für zartbesaitete Gemüter vielleicht etwas anstößig — das gebe ich zu; aber ein psychologisch feiner Zug ists doch. Betonen möchte ich, daß gerade dem Kaplan nichts Uebles nachgesagt wird. Er ist ein tüchtiger Mensch, wenn auch beschränkt fanatisch. Die übrigen, namentlich bei Abhaltung einer Konferenz gezeichneten Geistlichen sind allerdings mit sehr satirischen Griffel dargestellt, vielleicht nur zu wahr, ich weiß es nicht. Freilich mags Anstoß bei den Gläubigen erregen. So könnte man am Ende sagen, eine Zeitung von der Bedeutung der Täglichen Rundschau sollte lieber keinen Roman annehmen und abdrucken, der die gläubige Welt abstoßen könnte, weil er Orthodoxie und Pastorenschaft als etwas beschränkt darstellt. Das gebe ich zu. Aber: in wieviel „christlichen" Romanen werden die „Ungläubigen" als die Heuchler und Sünder dargestellt! Und dann: ich persönlich sehe da viel mehr Wahrheit, als Karikatur.

Falsch ist nicht die Darstellung, falsch ist der ganze Grundgedanke des Romans, nämlich das immer wiederholte Bekenntnis der rationalistischen Figuren: „Es kommt nicht darauf an, was der Mensch glaubt, sondern wie er lebt." Also das Drängen auf den sittlichen Lebenswandel gegenüber dem Glauben. Ja, was ist das für ein Glaube! Der Quantitätsglaube, d. h. einer, bei dem man immer fragt: Wieviel glaubst du? und wer am meisten glaubt, ist der frömmste. — Das ist der alte falsche Glaubensbegriff, gegen den die Christliche Welt von Anfang an kämpft. Wer ihn teilt, dem wird das in dieser Darstellung unangenehm sein, weil nämlich diese dänische Orthodoxie die Folgerungen solches Glaubens viel straffer zieht, als ihre Gesinnungsverwandten bei uns. Nämlich: Glaubst du nicht an diese und diese Wahrheiten, so hast du den rechten Glauben nicht; hast du den nicht, so kannst du nicht selig werden, bist Beute des Teufels, kommst in die Hölle. Indem der Verfasser nur diese Art Glauben kennt, ist die Grundfrage grundfalsch gestellt — aber er giebt keine dogmatische Erörterung, sondern die Darstellung vorhandner Zustände. Und da lernen wir aus seiner Dichtung nichts andres kennen als eine Steigerung von Zuständen, die es auch bei uns giebt, und die es in Dänemark gerade so gesteigert geben mag. Man weiß dort eben auch in manchen gläubigen Kreisen nicht recht, was evangelischer Glaube ist.

Item: ein guter Roman, aber für eine Tageszeitung vielleicht etwas unklug gewählt. Uebrigens absichtlich gewählt, um das Hinfällige des alten Dogmenglaubens zu erweisen. Denn die Tägliche Rundschau weiß ja leider auch nicht, was eigentlich Glaube ist. Und so könnte ich dabei mehr klagen, daß die Tägliche Rundschau sich etwas mehr um das Wesen des Evangeliums kümmern möchte, als sie in ihrer Angst vor Semitismus thut.

(Zur Nachricht) In manchen Exemplaren von Nr. 8 sind Sp. 185, Z. 34 die Worte „höchste Wohlthat" beim Druck ausgefallen.

*) Wenn ein Kenner der kirchlichen Kreise Dänemarks uns darüber Auskunft geben wollte, würde uns das sehr willkommen sein. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 9 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Pensionat des Evangelischen Johannesstiftes
in Plötzensee, Berlin N. W.

Das Pensionat (Edithahaus) des Evangelischen Johannesstiftes ist eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände. Es umfaßt die Gymnasial- und Realklassen von Sexta bis Untersekunda inkl. Schwachbegabte Knaben finden besondre Berücksichtigung und Nachhülfe. Der Unterricht wird von Philologen und Theologen erteilt, die Erziehung liegt in den Händen junger Theologen. Prospekte werden gratis versandt durch den Vorsteher

Pastor Philipps

Für Haus und Familie
Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg
Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu haben:

Das Haus
in unsrer Zeit und in unsrem Volke
seine Gefährdung, seine Bewährung und seine Erbauung
Ethische Zeitbetrachtungen
von
Dr. theol. und phil. C. K. Moeller
emerit. Generalsuperintendenten für die Provinz Sachsen u. Prediger am Dom zu Magdeburg
352 Seiten brosch. Preis M. 4. Geb. in gepreßtem Leinen M. 4.60.

Verlag von Reuther und Reichard in Berlin

Für Ostern

Die christlichen Feste
— Gespräche aus der Gegenwart —
Herausgegeben von Irenäus.
Zweiter unveränderter Abdruck. 2 M., geb. 2,50 M.

Religiöse Weltanschauung
Gedanken über Glauben, Religion und Kirche
von **A. v. Marschall,**
Großh. badischer Wirklicher Geheimer Rat.
Dritte verbesserte u. vervollst. Aufl. 1,50 M., geb. 2 M.

Das Leben des Freiherrn vom Stein
von **Wilhelm Baur.**
Dritte, durchgesehene, **billige** Ausgabe.
Mit dem Bildnis Steins in Lichtdruck. Hübsch gebunden 2,40 M.

Aus meinem Leben
Mitteilungen von Dr. **H. Martensen.**
Drei Teile in einem Bande, mit dem Bildnis des Verfassers.
Zweite durchges. Aufl. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Gottesglaube und moderne Weltanschauung
von **J. H. Kennedy,** Doktor der Theologie.
Mit einer Einführung
von Dr. **Otto Zöckler.**
80. XVI. 214 S. 4 M., geb. 5 M.

Geburtstagsbuch
für alle Tage des Jahres
Herausgegeben von **Frauenhand** (Frau Professor L. Nickles.)
Siebente Auflage.
Mit einer Kunstbeilage in ff. Photogravure, sowie 4 prächtigen Heliotypien.
Min.-Form. In elegantem Kalikoband mit Goldschnitt 3 M.

Vorrätig in oder zu beziehen durch jede Buchhandlung

Würdige und sinnige Konfirmationsgaben

Allzeit im Herrn
Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung.
Herausgegeben von **E. Rogge,** Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von Karl Gerok. Sehr reich mit künstlerischen Bildern geziert. 3. Aufl. In Kleinquart. Prachtband 12,50 Mk.

Auf der Schwelle d. Lebens
Eine Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von **Helene Stökl.** Mit Titelbild und Widmungsblatt. Geb. 4 Mk.

Verlag v. Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis u. fco. Reuther & Reichards** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Palästina-Weine
von eingewanderten Deutschen im heiligen Lande gezogen, **rot und weiß, herb und süß, garantirt rein, vorzüglich im Geschmack,** liefert direkt ab Zollamt unter **Zollverschluß** in **Flaschen und Gebinden** zu **außergewöhnlich billigen Preisen das Palästina-Weinhauptlager für Deutschland.**

Philipp Kübler,
Stuttgart, Württemberg.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 10 **Leipzig, den 2. März** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen — Der Christ im Zeitalter der Maschine — Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege: 9. Günstige Erfahrungen — Edmond Scherer. 4 — Verschiedenes: Noch einmal die neueste „wissenschaftliche" Leistung der Germania; Zur richtigen Beurteilung Schrempfs; Zeichen der Zeit — Anzeigen

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen

Matth. 5, 8

Dies Wort des Herrn aus der Bergpredigt hat eine unermeßliche Tragweite. Es sagt zunächst, daß das Christentum keine Theorie, sondern Praxis ist. Denn es spricht aus, daß der Gott, den Jesus Christus seinen Vater nennt, und zu dem er die Menschen führen will, nicht ein Gott der Philosophie ist, den wir denkend gewinnen, der sich uns als Fazit einer Kette verstandesmäßiger Erörterungen und logischer Schlüsse ergiebt, daß er also kein Gedankenbild ist, das wir uns selbst erzeugt haben — wie schlecht paßte dazu der Ausdruck: Gott schauen! Darum verheißt Christus auch nicht den Weisen und Klugen, den Philosophen und klaren Denkern die Erkenntnis Gottes, sondern — wunderbarer Ausdruck! — den reinen Herzen.

Damit sind wir mit der christlichen Gotteserkenntnis in das Gebiet gewiesen, wo das Herz den Dienst des Auges thut, nicht der Verstand. Es giebt eine Welt, die sieht und in der sieht nicht der Verstand, die entdeckt keine Logik, keine Gelehrsamkeit, keine Mathematik; eine Welt, in der das Kind vielleicht schon mit einiger Sicherheit sich bewegt, während es sonst noch sehr unverständig ist und von der sonstigen Welt blutwenig weiß. Es ist das Reich der Liebe, der Heiligkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit. Hier herrscht das Herz, das Gewissen, und der Verstand thut nur Handlangerdienst, er entscheidet nicht, er sieht nicht. Wie aber mein leibliches Auge mich Licht von Finsternis, Rot von Blau unterscheiden läßt, so das Herz Gut von Böse, Liebe von Haß, Wahrhaftigkeit von Falschheit, Reinheit von Gemeinheit. In diese Welt weist uns sofort Christus, wenn er spricht: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Den reinen Herzen traut ers also zu, daß sie das Höchste, wonach überhaupt der Mensch sich ausstrecken kann, erkennen: Gott.

Nicht eine Verheißung spricht der Herr damit aus, sondern ein Gesetz, einen Grundsatz. Reinheit des Herzens giebt die Fähigkeit, hat die Kraft, Gott zu schauen, und wird Gott schauen, so sicher, wie das gesunde Auge die sonnenfrische Welt sieht. Warum muß das so sein?

Es ist ein Gesetz, das sich durch die ganze Welt zieht, daß nur Gleiches das Gleiche, Verwandtes das Verwandte erkennt. „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nie erblicken." Wir reden vom „Glanz," vom „Leuchten" des Auges, wie von dem der Sonne; und unser Herr vergleicht das Auge mit der Sonne, wenn er spricht: Das Auge ist des Leibes Licht. Unser großer Dichter hat jenes Wort einem griechischen Denker entlehnt, der diesem Gedanken sofort folgende Anwendung giebt: „und wenn die Seele nicht schön ist, kann sie das Schöne nicht sehen." Nach demselben Gesetz sieht auch das reine Herz allein das Reine; das unreine lebt in einer Welt voll Unreinheit und Gemeinheit. Der Habsüchtige wird auch die beste Beschreibung von der Habsucht der Menschen geben; der Wollüstling sieht gemeine Dinge überall, wo der Reine nichts sieht; Menschen, die überall Falschheit wittern, sind selten ganz ehrlich. Die Sonne spiegelt sich mit ihrem reinen Glanz nicht im trüben Sumpf, sondern im hellen Wasser. Zeigt gemeinen Menschen einen edlen, vortrefflichen Charakter, und sie werden euch versichern, er sei ein Bösewicht; sie sind eben gar nicht imstande, Reines und Großes zu sehen, noch weniger es zu schätzen und sich darüber zu freuen. Zeigt einem edlen Menschen Edles, und er bricht in lauter Freude, in Entzücken aus. Daher die so verschiedne Beurteilung der Menschen untereinander. Wer ist entgegengesetzter beurteilt worden als unser Herr? Den einen ein gemeiner Gotteslästerer, den andern Gottes Sohn. Die Gemeinheit *konnte* seine Herrlichkeit nicht sehen; je stärker die Herrlichkeit glänzt, desto schärfere, bessere, kräftigere Augen sind nötig. Nur reine Herzen können Christum und in Christo Gott schauen.

Denn in Christo ist Gott zu schauen; am deutlichsten am Kreuz. Dort, in der dunkelsten Stunde der Menschheitsgeschichte, bricht das helle Licht Gottes am gewaltigsten in die Menschheit herein. Es leuchtete immer in Christo, aber wie sich oft das Beste, das ein Mensch in sich getragen während seines Lebens, in sein Sterben zusammendrängt und darin aufbricht, so war es im besondern bei Christus der Fall. Nirgends zeigt sich diese Sünderliebe gewaltiger als am Kreuz, hier ist sie auf ihrer Höhe, hier aber erlebt es jeder Mensch mit wachem Gewissen, jedes reine Herz, daß wirs hier nicht mit einem Menschen und seinen Gedanken, sondern mit Gott unmittelbar selbst zu thun haben. Wir fühlen uns von Gott erkannt, geschaut, fühlen, daß Gottes Auge auf unser Herz gerichtet ist, und schauen wiederum Gott selbst ins Auge und ins Herz. Das ist das gewaltigste Erlebnis, das es für eine Menschenseele geben kann, wenn sich ihr Gott offenbart; dann glaubt sie im rechten Sinn, dann hat sie den rechten, wahren, lebendigen Gott. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Reine Herzen — warens denn reine Herzen, die Christum, und in Christo Gott erkannten? Petrus, der Wankelmütige? Oder gar der Schächer am Kreuz? Was meint der Herr mit den „reinen Herzen"? Er meint nichts andres, als was er vorher mit „geistlich arm," mit „hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit" bezeichnet hat. Er macht uns nur darauf aufmerksam, daß solche demütige Herzen, die ein so lebendiges Bewußtsein von ihrer eignen Unreinheit haben, reine Herzen sind. Denn es lebt in solchen Herzen ein reines Ideal sittlicher Vollkommenheit, wenn auch nur als Wunsch, als Sehnsucht. Das Innerste, gewissermaßen das Herz des Herzens ist doch rein; es lehnt sich gegen die eigne Unreinheit auf; es erkennt seine eigne Reinheit nicht an, ja kennt sie nicht einmal. Das Gebet: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist" ist das Gebet der reinen Herzen. In ihnen ist noch ein reiner Glanz vorhanden, in dem sich die vollkommne Herrlichkeit Gottes spiegeln kann, er mag klein sein, aber er ist vorhanden. Spiegelt sich doch auch im kleinsten

Tautropfen der Glanz der Sonne. Einem reinen Herzen erschließt sich Gottes Majestät und Hoheit in der sündenvergebenden Liebe. Und damit ist es in ein neues Leben erhoben.

Wie es optische Täuschungen für das natürliche Auge giebt, so auch für unser geistiges Auge. Wir können uns einbilden, den rechten, wahren Gott zu sehen, und wir sehen das Trugbild, das unser Herz aus sich selbst hinauswirft. Die Pharisäer waren gesetzlich streng, im letzten Grunde nicht weil sie einen gesetzlich starren Gott glaubten, sondern der gesetzliche Geist in ihnen zeigte ihnen Gott als die unerbittliche, starre Gesetzlichkeit. Sie beteten einen Gott an, den zwar nicht ihre Hand, aber ihr verkehrtes Herz gemacht hatte, und ihr Herz redete ihnen den Betrug ein, dies sei wirklich der rechte, einzige Gott. Gott in Christo zu schauen bleibt unsre Pflicht, um uns vor optischer Täuschung zu bewahren, damit wir nicht einen Götzen, ein von uns hervorgebrachtes Gedankenbild anbeten, nicht eine Lehre über Gott, schließlich nicht unser Herz oder unsern Verstand, sondern ihn selbst.

Zwei Merkmale giebts, an denen es offenbar wird, ob wir den rechten Gott schauen. Das erste ist dies, daß Gottschauen selig macht. Wer den Vater Jesu Christi schaut, wird seliger, zufriedner, ruhiger, gesammelter in Glück und Leid. Wohl kann auch der Pharisäer nach seinem Gebet im Tempel sehr beruhigt und befriedigt heimgekehrt sein. Aber dieser Friede trug in sich nicht die Bürgschaft der Dauer. Er war nicht sicher, durch schweres Leid oder durch das plötzlich erwachende Gewissen in die allergrößte Unruhe geworfen zu werden, aus der er sich durch seinen Gott nicht emporheben lassen konnte, sondern diesen Gott schauen machte ihn erst recht unglücklich. Wohl kann auch eine entartete Frömmigkeit, die Gott aus Berechnung sucht und einen andern Gott schaut, als der ist, der Herz und Nieren prüft, sich in einen Trost und Frieden einwiegen, die fast wie echt erscheinen. Aber auf wielange? Ein schwerer Unglücksfall, und mit dem erdachten Gott liegt auch der Friede am Boden.

Selig sind, die Gott schauen; dauernden, wachsenden, immer wiederkehrenden Frieden haben sie, im Leid am stärksten und selbst unter Schuldanklage und Todesleiden. Sie lassen sich an der Gnade genügen. Sie schauen Gott, heben ihr Auge auf zum Kreuz, und alle Zweifel müssen still werden. „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und ob mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du, Gott, doch allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ So betet nur der, der Gott wirklich kennt und schaut und hat.

So geht von Gottes Angesicht eine beseligende, friedvolle Kraft aus; aber auch eine bessernde, heiligende. Das ist das andre Merkmal echten Gottschauens. Ich darf wohl das Wort unsers Herrn ein wenig ändern, und sagen: „Selig sind, die Gott schauen, denn sie werden reines Herzens werden.“ Auch das ist ein fester Grundsatz, ein sicheres Gesetz. Wie der Maler dadurch, daß er eines großen Meisters Bilder schaut, sich allmählich in dessen ganze Art hineinlebt und ihm geistig verwandt wird, etwas von seinem Geist empfängt, so kann keiner wahrhaft Gott schauen, ohne reinen Herzens zu werden, ohne Gottes Geist zu empfangen. Das Schauen ist ein Ergreifen. Wer kann den Gott unergründlicher Liebe schauen, ohne daß der Geist der Liebe in ihm einkehrt? Wer kann den Gott der unbestechlichen Wahrhaftigkeit schauen, ohne daß er verlernt, die Menschen nach ihren Theorien zu beurteilen und nicht nach der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Gesinnung? Wer kann den Gott der reinsten Gerechtigkeit schauen, der nicht verlernte, hochmütig sich über ärmere und niedrigere Menschen zu heben, und vielmehr lernte, in Demut überall das Gute anzuerkennen?

Wenn aber beides wahr ist: das Schauen Gottes macht reines Herzens, und die Reinheit des Herzens schaut Gott, so liegt es auf der Hand, daß wir hier vor einem unendlichen Prozeß stehen, der in die Ewigkeit weist. Und so ists auch. In der Ewigkeit werden wir Gott vollkommen erkennen, weil wir dort vollkommen rein sein werden. Dort erst wird unser Auge stark genug sein, die ganze Herrlichkeit Gottes unmittelbar zu ertragen. Hier erkennen wir stückweise, stufenweise. Aber in demselben Maße, als unser Charakter gottähnlicher wird, werden

wir auch gewisser in unserm Glauben. So wachsen wir Christen, bis sich das Selig ganz an uns erfüllen kann. P D

Der Christ im Zeitalter der Maschine

Jede Zeit hat das Gefühl, daß in ihr sich die Menschheit umgestaltet, aber die Gebiete, auf denen man die Umgestaltung wahrnimmt, und die Heftigkeit, mit der die Volksmenge sie empfindet, sind sehr verschieden. Heute ändert sich nicht bloß der Gesichtskreis der obern Schichten, es ändert sich Leben und Lebensauffassung von unten her nach oben hin. Das Eis einer alten festen Volkstradition hebt sich, als wollte es brechen, noch hat das Treiben der Schollen nicht begonnen, aber man fühlt: so, wie es ist, kann es nicht bleiben. Alte Stände sind morsch, alte Parteien sind mürbe, alte Häupter verstehen die Zeit nicht mehr. Was ist die Ursache solcher Umänderung? Die Ursache ist nicht eine einzige. Nie ist das Leben so einfach, daß eine einzige Formel zu seiner Erklärung genügt. Eine Hauptursache aber ist die Maschine.

Wenn wir in solchem Zusammenhang von „Maschine“ reden, so denken wir an den ganzen Fortschritt der modernen Technik. Auch Telegraph und Telephon, auch elektrische Uebertragung und komprimirte Luft sind in diesem Sinne „Maschine.“

Als vor Zeiten Orpheus seine Melodie spielte, da begannen die Bäume, Steine, Tiere, Menschen den Wirbeltanz. Durch die Melodie der sausenden Räder ist ein Tanz von Gegenständen und Personen entfesselt, wie ihn die Welt vor heute nicht gesehen hat. Man denke sich die Eisenbahnen, die Fabriken, die Schnellpressen von dem Erdboden hinweg, er wird uns ansehen, als ob wir träumten. Berlin ohne Maschine, Chicago ohne Elektrizität — das müssen wir zu denken versuchen, wenn wir ahnen wollen, was für uns das Zeitalter der Maschine bedeutet.

Ein halbes Jahrhundert hat Riesenhaftes geschaffen.

1838 fuhr das erste Dampfschiff über das Weltmeer, und heute ist der Ozean durchfurcht vom regelmäßigen Verkehr der großen Dampferlinien.

1830 fuhr die erste Eisenbahn von Manchester nach Liverpool, und jetzt liegen 560 000 Kilometer Schienen auf der Erde, und die Kräfte der Lokomotiven sind so groß, als ob jeder Mensch auf dem weiten Erdenraum jährlich für zwölf Tage ein Pferd zu seiner Verfügung hätte.

1844 kam der erste Telegraph in Anwendung, und heute blitzen die Worte durch die Meere und über die Wüsten.

Auf der elektrischen Ausstellung in Frankfurt a. M. stellten Siemens und Halske eine Maschine auf von 6000 Pferdekräften. Wo hatte vorher ein Mensch soviel konzentrirte Naturgewalt in seiner Hand? Was vom Meere gilt, daß es Fregatten tragen kann und Nußschalen, das gilt auch von der Maschine: sie knetet im Mannesmannschen Verfahren das Eisen wie Brotteig, und sie zerzupft die zarteste Wolle feiner, als es die Finger einer Jungfrau vermögen. Unerschöpflich wirft die Maschine Gegenstände in die Welt. Habt ihr einmal zugesehen, wie die fertigen Zeitungen in die Körbe hineingesprudelt werden? Oder sahet ihr, wie endloses Garn sich im Nu auf hundert Spulen drehte? Während vor Zeit ein Mann an einem Tage drei Dutzend Paar Hemdenknöpfe herstellte, schafft ein Knabe an der Maschine 9000 Paar. Während der Nagelschmied als allerhöchste Leistung täglich 2000 kleine Nägel fertigt, entstehen unter der Leitung eines Menschen durch die Maschine 500 000.

Und bei alle dem ist die Maschine selbst ein immer erst Werdendes. Man kann mit Recht von einem Kampf um das Dasein unter den Maschinen reden. Die größere Maschine verschluckt die kleinere, die neuere Konstruktion erhebt sich wider die ältere. Zwanzig Jahre machen oft den größten Unterschied: 1860 bis 70 lieferte ein europäischer Spinner soviel wie 100 indische Handweber, 1890 soviel wie 1600 Chinesen oder 3000 Hindu.

Ueberall steht die Maschine. Sie klettert auf den Pilatus, sie durchbohrt den Sankt Gotthard, sie steht da, wo die Flüsse entspringen, und dort, wo sie sich ins Meer ergießen, sie hat ihren Platz am Rhein und am La Plata, sie dient der Großstadt

und dem Landgut, dem Hospital und dem Theater. Ueberall, überall rollt es, summt es, schafft es.

Wieviel es wohl Maschinen giebt? Sie sind fast schon wie die Sterne am Himmel und der Sand am Meer. Dennoch hat es der österreichische Nationalökonom Hertzka vor etlichen Jahren gewagt, die Summe der in Maschinen vorhandnen Kräfte abzuschätzen. Er rechnet fünf Milliarden Menschenkräfte. Auf den Kopf der abendländisch-amerikanischen Bevölkerung macht dies zwölfeinhalb, auf die Familie durchschnittlich sechzig Diener. Wer nun weiß, daß im alten Athen auf eine Bürgerfamilie zehn Sklaven kamen, der rechnet sich aus, daß bei gleicher Verteilung der Maschienendienste heute ohne Sklaverei jeder Haushalt der Kulturvölker viel mehr dienende Kraft zur Verfügung haben könnte als einstmals das stolze Geschlecht der freien Herren.

Mag aber diese Milliardenrechnung zutreffen oder nicht, jedenfalls sind wir noch lange nicht am Ende des Kraftzuwachses für die Arbeit der Menschen. Soviel wir wissen, war es der jüngst verstorbne Siemens, der am Niagarafall sich frug, wieviel ungenützte Kraft in diesem tosenden Gewässer verschwendet würde. Man sagt, es seien zwölfeinhalb Millionen Pferdestärken, ein Kapital von unermüdlicher Arbeitsleistung für die wachsenden Riesenstädte im Westen Nordamerikas. Und wie mancher Bach rollt noch hold und naiv zu Thal, den der Techniker in seine Schule nehmen könnte. Einst zähmte man organische Wesen, bis sie Haustiere wurden, heute zähmt man unorganische Bewegungen, bis sie Gesellschaftselemente sind. Die wilden Wasser, sie werden sterben, wie das wilde Getier vor der zahmen Tierwelt ins Nichts versank. Ja selbst die Sonnenstrahlen sollen nicht mehr ohne Dienst und Arbeit in diese schaffenseifrige Welt hineinstrahlen dürfen wie spielende Kinder, man will sie auf großen Dächern chemisch fangen, verwandeln und in Sammelapparate leiten. Wer weiß, was noch alles kommt? Die Welt ist noch voll von Keimen, und noch immer ist das Klima der Kulturmenschheit ihrer Entfaltung günstig.

* * *

Ist denn nun mit der Maschine das Glück gekommen?

Wenn man vor Jahrhunderten bestimmt gewußt hätte, was für Hilfsquellen sich erschließen könnten, so würde man eine Zukunftsstimmung gehabt haben, wie sie in dem Frühlingsliede liegt:

Es blüht das fernste, tiefste Thal,
Nun armes Herz, vergiß die Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden.

Es dampft das fernste, tiefste Thal, aber die goldnen Tage sind nicht erschienen. Um die Maschinen herum wohnt das leise Weinen. Unter den hohen Essen kauert die Klage. Es ist, als führen wir, kämen aber nicht vorwärts. Das Leben verliert seine Traulichkeit, seine Behaglichkeit, seine zufriedne Grundfarbe. Einige leiden direkt, andre mehr nur indirekt unter dem Zeitalter der Maschinen. So recht von Herzen pfeifen, lachen und trommeln beim Einzug neuer Maschinen mag niemand. Mit der Maschine kamen Thränen . . . viel gebrochnes Glück.

Darum klagen etliche die Maschinen an und nennen sie den Dämon des Jahrhunderts. Ich habe nicht nur unter den armen Handwebern des Erzgebirges, sondern auch unter den Handwerkern der Großstadt Leute gefunden, die am liebsten die Maschinen zerbrechen würden. Sie zürnen dem ganzen Zeitalter, in dem der Dampf und der Funke regiert. Sie träumen sich rückwärts in die Menschenalter vor der Maschine, wo das Handwerk noch einen goldnen Boden, wo jeder Ort noch ein eignes Ortsleben für sich, wo der Einzelne noch Ruhe und Sicherheit hatte. Die Armen, sie sind wie die alten Leute, sie zehren von der Vergangenheit!

Ueber diese nach rückwärts gerichtete Sinnesweise würde ich aber jetzt hier nicht reden, wenn nicht unter gläubigen Christen vielfach eine ähnliche Denkungsart sich vorfände. Viele Christen von heute haben ihre Ideale in vergangnen Tagen. Das ist ein schwerwiegender, aber leider ein wahrer Satz. Es giebt etwas, was ich Romantik in der Kirche nennen möchte, ein Sichzurückziehen in die Vorstellung alter Zeiten, in denen

noch keine andern Glockensignale gegeben wurden als die Glockentöne der Gotteshäuser, wo noch keine hohen Essen wie Minarets der Neuzeit um die Kirchtürme herumstanden. Man sehe sich unsre gelesensten Sonntagsblätter darauf an, ob sie nicht im großen und ganzen für Leute vor der Maschinenzeit geschrieben sind; sie preisen die Lebensverhältnisse, wie sie in der guten alten Zeit waren. Ob nicht auch noch vielfach für das vorige Menschengeschlecht auf den heutigen Kanzeln gepredigt wird? Vielen unsrer treusten Kirchenkinder ist, nicht ohne Schuld ihrer geistigen Väter, die Zeit, in die Gott uns gesetzt hat, unheimlich. Sie wollen von dieser Zeit weltlicher Fortschritte nichts wissen und ziehen sich daher in ein Betstunden- und Konventikelchristentum zurück, das ihnen selbst möglicherweise zur Ruhe verhilft, das aber der Christenheit im ganzen sehr schadet.

Inwiefern schadet die rückwärts gerichtete Stimmung vielen Christen?

Sie schadet, weil die bessern Köpfe unsers Zeitalters, die Köpfe, die mit den Maschinen um die Wette sich regen, durch das Verhalten der Christen den Eindruck bekommen, als sei das Christentum ebenso verstaubt und veraltet wie das Spinnrad und die Postkutsche. Das Christentum wird durch thörichte Vertreter zu einer Sache für Lebensmüde, Denkfaule, für schwache Existenzen und halbe Kräfte gestempelt, zu einer Angelegenheit, die man ohne Bedenken den Großmüttern und den jungen Mädchen überlassen kann. Eine solche Auffassung der christlichen Religion ist aber ihrem Ursprung ganz zuwider. Das Christentum kam als Kraft der Erneuerung in die Welt, als Kraft der Umgestaltung, als Begeisterung thatkräftiger junger Männer. Es war ein Morgenwind, kein Abendlüftlein, es war eine welterobernde Gemeinschaft, aber keine Schutzmacht für das Alte. Heute wird es durch viele seiner Bekenner zur Vergoldung der absterbenden Vergangenheit benutzt. Es soll eine alte Politik, eine alte Wirtschaftsordnung, einen alten Besitzstand und wer weiß was sonst für altes Gemäuer fester und ehrwürdiger machen. O käme er doch mit Menschenrede zu uns, Jesus der Herr! O käme er doch! Er würde dem Zeitalter der Maschinen nicht fremd gegenüberstehen, sondern mitten in dem Heere der Maschinen würde er als der Sohn Gottes sprechen: „Das Alte ist vergangen, siehe, ich mache alles neu."

Die Maschine ist nichts Unchristliches, denn Gott will sie. Gott redet zu uns durch die Thatsachen der Geschichte. In Thatsachen hat er seit Jahrzehnten lauter und lauter zum Christenvolk gesprochen: Ich will die Maschine. Wer konnte sie aufhalten, da Gott sie wollte? Alle Seufzer der Christen haben den Fortschritt nicht hemmen können. Sie kommt, sie kommt, die neue Zeit, sie kommt von Gott. Das ist die Hauptwahrheit, die wir uns heute einprägen wollen:

Gott will den technischen Fortschritt, er will die Maschine.

Dem Nachdenken über diese Wahrheit soll das Folgende dienen.

* * *

Im Zeitalter der Maschine haben sich die Menschen gewöhnt, alles als Maschine anzusehen. Am Beginn der neuen Periode steht ein Büchlein mit dem Titel: „Der Mensch eine Maschine." Man vergaß die Seele. So dachte man auch, die ganze Welt sei eine Maschine, und vergaß die Weltseele, den lebendigen Gott. Aber dieser Wahn von der Maschine, diese ödeste, leerste Weltanschauung, kann nicht immer bleiben. Die Menschen werden wieder nach Saft und Seele dürsten. Die materialistische Zeit wird verlangen nach Gott, nach dem persönlichen Gott. Dann aber wird sie ihn nur fassen können als den Gott, der diese Zeiten der Maschine gegeben hat, nicht als einen Gott, der bloß war im ruhigen Alter der Väter, sondern der da ist in der Periode der Erfindungen, und der da kommt im Wetter der sozialen Umwandlungen. Dann wird sie von ihm bekennen: „Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer, den Herrn des Ackers und der Maschine, den Geber der Erfindungen und Fortschritte."

Als vor hundert Jahren in der abendländischen Völkerfamilie

die Zahl der Kinder groß und die Menge des Brotes knapp werden wollte, da verloren auch manche herzensgute Menschen den Kopf, weil sie nicht glaubten. Sie vertrauten Gott nicht, sie hielten sich nicht an das Wort: „Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten," und deshalb redeten sie mit Malthus von Uebervölkerung und Beschränkung der Menschenzahl. Die Volkswirtschaft begann das neue Jahrhundert glaubenslos. Während die Menschen aber ratschlagten, wie sie die Naturkraft der Volksvermehrung hemmen sollten, da rief Gott ganz im stillen seine Engel zusammen. Der eine Engel hieß Feuerflamme, und der andre hieß Dampf, ein dritter hieß Kohle, und ein vierter hieß Eisen. Und er, der Flammen zu seinen Boten macht und Winde zu seinen Engeln, er sprach zu seinen Dienern: Kommt und helft mir meine Kinder ernähren! Da schufen Gottes unsichtbare Diener den Welthandel, da machten sie Indien zur Kornkammer Europas und die Felder Südrußlands zum fruchtbaren Gefilde für unser Land. Er hörte von des Himmels Höhe, wie die kleinen Menschen sich sorgten, der Wald sei zu Ende, und das Feld sei zu eng, da ließ er Livingstone und Stanley durch Afrika wandern und dort ein unerschöpfliches Hinterland künftiger Kulturepochen entdecken. Und als er erfuhr, daß man selbst bei Eisen und Dampf noch Sorge hatte, da öffnete er zugleich die Elektrizität und das Aluminium. So sorgt Gott für uns. Wer kann sagen, was er noch für Brunnen des Völkerlebens verborgen hält, wie er die Elektrizität verborgen hielt, bis seine Stunde kam?

Im Jakobusbrief lesen wir: „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab von dem Vater des Lichts." Alle gute Gabe! Darin liegt die Siemenssche Dynamomaschine so gut wie der Pflug. Alle Erfinder sind nur Hilfsarbeiter Gottes. Sie wissen es selber oft nicht, sie glauben zu schieben, und werden geschoben. In der Weltregierung Gottes ist das Zittern eines Erfindergehirns vielleicht ebenso wichtig wie das Beben eines in Buße erschütterten Herzens. Auch ein Mann wie Edison ist gesendet vom Herrn der Welt. Darum sollte und müßte die ganze Christenheit für dieses Jahrhundert der Erfindungen Gott danken mit Herzen, Mund und Händen. Pythagoras opferte eine Hekatombe, weil er nichts erfand als einen Lehrsatz, durch den kein Mensch warm oder satt wird; wie groß müssen die Dankopfer der Kulturwelt von heute sein, wenn sie sich einmal bekehrt!

Neben dem Dank steht das Vertrauen. Der Gott, der soviel für die Menschen gethan hat, wird nicht aufhören für sie zu sorgen. Daher sollen wir alle Theorien, in denen die Angst und der Unglaube lebt, fahren lassen. Wir sollen uns von niemand, und ob er noch so gelehrt wäre, vorreden lassen, daß es natürliche Hindernisse der glücklichen Weiterentwicklung der Menschheit gäbe. Wir haben es in den letzten hundert Jahren erfahren, was in dem Spruch liegt: „Aller Augen warten auf dich, und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, du thust deine milde Hand auf und sättigst alles, was lebet, mit Wohlgefallen."

Die große Gottesgabe der Maschine muß dem Reiche Gottes dienen. Weil sie von Gott kommt, so ist sie bestimmt für den Erlösungsplan der Welt. Das gilt in Hinsicht auf die äußere Ausdehnung des Reiches Gottes auf Erden und in Hinsicht auf dessen innere Vollendung.

Im kleinen Winkel fing das Reich Gottes an. Seine erste Stufe war die Gewinnung der Völker am Mittelmeer. Seine zweite Stufe war die Erfüllung der westeuropäisch-amerikanischen Völkergemeinde mit Himmelswahrheit. Jetzt aber fühlen wir den Beginn der dritten Stufe, über der das Psalmwort steht: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist." Durch die Maschine entsteht eine internationale Gemeinschaft, ein zunächst wirtschaftliches Zusammenleben aller Teile der Erde. Ein deutsches Industriedorf reicht sich die Hand mit den Städten Südamerikas, und die Japaner schaffen eine Industrie für Europa. Diese Wirtschaftsgemeinschaft soll die Grundlage einer Ideengemeinschaft werden. So treibt und hilft die Maschine zur Mission. Versäumen wir die Mission, so wird durch die Maschine das Heidentum uns überfluten. Im Zeitalter der Maschine muß daher mehr als zuvor der Missionssinn im Vordergrunde des Glaubenslebens stehen. Der Christ im Zeitalter der Maschine ist Missionschrist.

Seinem Inhalt nach aber ist das Reich Gottes auf Erden die allmähliche Ueberwindung von Weltsünde und Weltleid durch den Glauben, es ist die Fortsetzung des Lebens unsers Herrn Jesu. Jesus hat geliebt, geheilt, geholfen und durch sein liebendes Helfen die arme Erde verklärt. Die erste Gemeinde hat versucht, die Not auszulöschen. Not beseitigen ist Christensache. Die Armut aus der Welt zu schaffen ist unsre Aufgabe. Zur Erfüllung dieser Aufgabe schenkte uns Gott die Maschine. Er gab die Milliarden eiserner Sklaven, er gab die Möglichkeit zahlloser Produkte, er sagte: Hier, meine Söhne, gebe ich euch das Werkzeug, um die Nacht des Mangels zu lichten. Nehmet die Maschine und verklärt mit ihr die Erde, nehmet sie und bauet mit ihr eine neue Zeit! Gott gab die Tuchfabriken, damit niemand mehr unbekleidet zu sein brauche, und die Transportschiffe, damit keiner mehr hungern müsse. O wie wunderbar ist Gott! Wer hat seine Wege ganz erkannt? Seine Weisheit und seine Güte ergreifen unser tiefstes Herz. Ich wollte, es gäbe einen Sonntag im Jahr, wo alle Pfarrer über „die Gnade Gottes in der Maschine" predigen müßten. Das wäre die beste Gelegenheit über die Pflichten zu predigen, die die Christen im Zeitalter der Maschine haben, über Dank, Vertrauen, Mission und Beseitigung der Armut. Warum feiert man eigentlich die vergangnen Gottesthaten in den Kirchen mehr als die gegenwärtigen? Müssen wir nicht sagen: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich? Ja, niemand kann über die Maschine so begeistert sein wie ein rechter Christ.

* * *

Und doch! Und doch! Das Seufzen neben den Maschinen ist keine Einbildung. Es ist bittre Wahrheit, daß das Elend im Zeitalter der Maschine zum Himmel schreit. Wenn auch Minister den Notstand nicht anerkennen, wir sind von ihm umgeben. Der Schrei, der aus der Tiefe herausklingt, ist nicht etwa bloß Echo von Agitationsreden. Nein, es ist wahr, daß wir ein gequältes Volk sich um die Maschinen lagern sehen. Wie paßt das nun zur Begeisterung? Wie paßt das zu dem Satze, daß die Maschine eine gute Gabe ist vom Vater des Lichts? Ist Gottes Gnade die Ursache der Uebel? Das sei ferne! Gottes Gabe ist gut, aber die Menschen haben noch nicht gelernt, sie zu gebrauchen. Die Kinder Gottes wissen noch nicht, wie sie mit dem neuen Riesenwerkzeug umgehen sollen. Das ist ein Hauptteil dessen, was man soziale Frage nennt.

Gott giebt niemals Gaben ohne Aufgaben. Auch in den Gebrauch des Feuers, des Eisens, des Ackers mußten sich die Menschen langsam und mühsam hineinfinden. Gottes Gaben haben immer etwas von der rätselhaften Größe, die Gott selbst hat. Sie entschleiern sich in ihrer Tragweite und in ihren Forderungen erst nach und nach. Wir leben in den Tagen, wo man eben beginnt die Augen dafür aufzumachen, was Gott mit der Maschine uns gab: ein Zeitalter mit neuen Formen des Lebens.

Vielleicht dient es zur Klarheit in dieser Richtung, wenn wir uns im Geiste zu einem Gerichtshof versammeln, vor dem die Maschine verklagt wird. Natürlich soll sie sich verteidigen dürfen.

Tretet vor, die ihr klagen wollt!

Der Industriearbeiter tritt ein und sagt (nicht jeder seiner Genossen würde dasselbe sagen), er sagt: Die Maschine ist mein Tyrann. In einerlei Arbeit bin ich tagaus tagein an sie geschmiedet, sie raubt mir alle Freiheit. Ich bin nichts als selber ein Maschinenteil.

Die Maschine antwortet: Bin ich daran schuld, daß du keinen freien Tag hast, bin ich etwa daran schuld, wenn du keine Zeit hast für deine Kinder? Ich bin zufrieden, wenn du acht Stunden an mir stehst, halte dich an die, die dich länger an mich fesseln! Ich habe euch die Arbeit zehnfach erleichtert, nun aber ist es an euch, sie euch auch untereinander leicht zu machen.

Der Handwerker tritt vor den Gerichtshof, und da er die Maschine erblickt, wird er zornig und bös. Du hast mich zertreten! Ich war geachtet und begütert, da hast du mir das Brot aus den Fingern genommen, du hast mich zum Lohndiener gemacht. Ich war wie einer, der neben dem Eisenbahnzuge herlaufen soll. Ich bin gerannt, was ich konnte, schließlich bin ich doch matt und halbtot auf dem Bahndamm liegen geblieben.

Die Maschine antwortet: Sag selber, ist es nicht Unverstand, neben dem Zuge herlaufen zu wollen? Setze dich doch in den Zug!

Ich kann nicht.

Du allein kannst nicht. Aber es ist auch nicht recht, wenn du auf deinem Schemel sitzen bleibst und von dort aus verlangst, die Welt solle um dich herum bleiben, wie sie ist. Je schneller du dich in das neue Zeitalter hineinfindest, desto besser für dich. Vereinige dich mit deinen Brüdern nicht zu einer Innung „selbständiger" Meister, sondern zu einer Genossenschaft mit Großbetrieb. Ist dazu euer gemeinsamer Kredit zu gering, so agitirt für die Hilfe der Kommunen und Kreisverbände!

Es ist die alte Sache: Die Menschen sind noch nicht für die Maschine eingerichtet.

Der Arbeitslose erzählt: Ich konnte und ich wollte arbeiten. Da kam eine neue Maschine und machte mich überzählig. Ich wurde entlassen, ging auf die „Walze," verbummelte und bin heute nicht mehr sehr zu brauchen. Unser aber sind mehr als hunderttausend.

Die Maschine antwortet: Der Schein ist gegen mich. Arbeiterentlassungen wegen neuer Maschinen kommen überall vor. Eine Schuhmachermaschine macht fünf Arbeiter brotlos. Aber, hoher Gerichtshof, gestatte mir eine wichtige Frage.

Wir gestatten die Frage.

Die Frage lautet: Giebt es nicht noch viele Menschen, die barfuß gehen, weil sie keine Schuhe haben? Giebt es nicht noch Menschen, die Trikotwaren brauchen könnten oder Bettstellen oder Ofen oder Bilder oder sonst etwas?

Ja, diese giebt es.

Für alle diese, sagt die Maschine, wollte ich schaffen. Warum darf ich denn nicht? Warum laßt ihr die Arbeitslosen nicht alle an mir arbeiten, bis jeder Mangel gedeckt ist?

Warum? Wer soll denn die Ware bezahlen??

Also dort liegt die Schwierigkeit, spricht die Maschine; dann bin ich gerechtfertigt. Eure Geldverhältnisse sind noch nicht eingerichtet für das Zeitalter der Maschinen. Es ist eine Einrichtungsfrage.

* * *

So führt eine Besprechung über die Maschine mitten hinein in die sozialpolitische Arbeit. Diese Arbeit ist als solche christliche Arbeit, sobald man den Vordersatz zugiebt: Die Maschine ist eine Gottesgabe. Man kann nicht sagen: Gott gab die Maschine, aber um die Folgen dieser Thatsache brauche ich mich als Christ nicht zu kümmern.

Die Besprechung zeigte ferner, daß die christlich-soziale Arbeit, sie beginne an diesem oder jenem Ende, schließlich zur Behandlung der Eigentumsfrage gedrängt wird. Es ist nicht möglich, um eine klare Stellung zu Kapital und Geld auf die Dauer herumzukommen. Es giebt Leute, die glauben, der christliche Sozialismus sei ein Sozialismus, der das Kapital in Ruhe ließe. Wir bitten diese Leute, sich die soziale Frage von der Maschine nochmals durchzudenken. Entweder die Maschine muß weichen, oder die heutige Geldeinrichtung. Welches von beiden wird wohl Gottes Wille sein?

Daß in diesen letzten Sätzen Stoff zu mehr als einem weitern Artikel verborgen liegt, wissen wir. Heute aber können wir ihnen nicht weiter nachgehen. Wir schließen mit dem Wort der Bitte, die für das Zeitalter der Maschine doppelt inhaltreich zu werden beginnt:

Dein Reich komme! F N*)

*) Der Artikel giebt im Wesentlichen einen am 23. Januar in Barmen vor gemischtem Zuhörerkreise gehaltenen Vortrag wieder.

Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege

9. Günstige Erfahrungen

Wenn Amalie es aus den erwähnten Gründen sich auferlegte, von diesen schlimmen Erfahrungen Rechenschaft abzulegen, so ist dagegen die Mitteilung der entgegengesetzten Wahrnehmungen ihr wahres Herzensbedürfnis.

Mit welchem Anteil und mit welcher Freude erzählt sie von dem 68jährigen Manne, dessen einfache, kernhafte und heitere Frömmigkeit sich unter den schwersten Prüfungen und Entbehrungen bewährt:

„Er leidet an einer schwachen Brust, hat auf dem rechten Auge einen schwarzen Staar, und auch auf dem linken ist die Sehkraft sehr geschwächt; in beiden hat er oft viele Schmerzen zu leiden. Seine 75jährige Frau ist beinahe erblindet, hat einen doppelten Bruch und leidet an allgemeiner Altersschwäche. Ihre fünf Kinder haben die guten alten Leute vor sich hinsterben sehen. Anfang Januars in diesem Jahre ward die alte Frau bettlägerig krank, durch Gicht an der einen Seite gänzlich gelähmt, und dies Leiden dauerte Monate lang; erst seit kurzer Zeit ist sie wieder soweit, daß sie aufsein und einige ganz leichte Arbeiten in ihrem kleinen Hausstande verrichten kann. Zu dem allen kommen nun oft noch bittere Nahrungssorgen. B. ist Arbeitsmann und hatte als solcher, so lange er noch jung und kräftig war, sein gutes Auskommen. Aber wer weiß es nicht, daß in diesem Fache die Alten und Schwachen immer zurückstehen müssen! Bei ihm kommt aber zu der durch die höhern Jahre herbeigeführten Abnahme der Kräfte noch die besondre Schwäche des Gesichts hinzu, wodurch natürlich seine Unfähigkeit sehr vermehrt wird. Ueberdies wird er auch von manchen seiner Kollegen seines Christentums wegen angefeindet. So ist die äußere Lage unsers alten B. Wer sollte es nicht gestehen müssen, daß ein mehr als gewöhnlicher Glaubensmut dazu gehört, sie in stiller Ergebung zu ertragen? Bei ihm aber wird diese Ergebung oft zur triumphirenden Freudigkeit. Seine alte Frau, bei der der Glaube nicht in gleichem Maße lebendig, ist mitunter ein wenig verzagt und besonders durch den Druck der Armut sehr gebeugt. Da ich sie einmal in dieser Stimmung antraf, er aber gegenwärtig war, erwiderte ich absichtlich nur wenig auf die von ihr ausgesprochnen Klagen und hatte so Gelegenheit, mich der christlichen Weisheit zu freuen, in der er sich über das Verhältnis zwischen Armen und Reichen aussprach, so wie des freundlichen Ernstes, mit dem er sie zur Geduld ermahnte.

„Ganz kürzlich war er bei mir; ich fragte, wies ihm jetzt ginge, und bekam ein: Gut! zur Antwort. Prüfend schaute ich ihn an; da setzte er hinzu: Es muß ja gut sein, »Kreuz und Not sind Liebesschläge, Zeichen seiner Vaterhuld,« und fügte dann noch mehrere Sprüche hinzu, in denen der Segen des Leidens gepriesen wird. Da schaute ich ihm noch prüfender ins ehrwürdige Antlitz und erkannte in seinen redlichen, heitern Zügen, daß er nur zeuge von dem, was er wahrhaftig selber erfahren, daß es ihm bei aller äußeren Trübsal doch in der That wohl gehe, weil er den Frieden gefunden mit seinem Gott. Im Verfolg des Gesprächs äußerte er noch, daß wohl viele Tausende, und unter diese rechnete er sich selber, gewiß nie würden zu dem Herrn gekommen sein, wenn der Herr sie nicht zu sich gezogen durch Kreuz und Elend. Diese heilsame Wirkung des Leidens habe er eben in der letzten Zeit noch wieder recht sichtbar bei seiner Frau verspürt, in der in den Tagen der Krankheit ein Hunger und Durst nach dem Worte Gottes erweckt sei, wie er ihn früher noch nicht an ihr gekannt, und weshalb er denn also auch für diese Krankheit seinem Gott als für eine große Gnade zu danken habe."

In ihrem siebzehnten Jahresberichte spricht Amalie von Frau H. und dem sie umgebenden zahlreichen Kinderkreise: „Die Frau lernten wir schon vor vierzehn Jahren kennen als Pflegerin ihres an der Schwindsucht leidenden Mannes und als Mutter eines Säuglings. Fast zwei Jahre lang waren wir Zeugen der unendlichen Liebe, Treue und Sorgfalt, die sie ihrem Kranken widmete. Den 7. Juni 1837 ward er ihr durch den Tod entrissen. Zu ihrem großen Schmerze hatte sie

gerade in den letzten Wochen ihm keine Handreichung mehr thun können, da sie selbst ernstlich erkrankt an einer Art Lähmung. Aber ich sprach erst von einem zahlreichen Kinderkreise; woher denn der? Es sind neun Kostkinder, die nach und nach durch unsre Vermittlung der guten H. anvertraut sind. Von jener ersterwähnten Krankheit nämlich ist der Frau eine Lähmung des rechten Armes zurückgeblieben, die es ihr gleich unmöglich macht, ihren Unterhalt durch Händearbeit, wie durch Waschen, Scheuern u. dgl. zu erwerben. Aber bei der Treue und Liebe, die wir an ihr kennen gelernt, dachten wir, daß sie gewiß eine gute Kostmutter abgeben würde, und wie schön hat sie unser Vertrauen gerechtfertigt! Leider freilich ist das Kostgeld, das wir ihr verschaffen konnten, sehr gering. Natürlich kommen wir ihr zu Hilfe, so viel wir können. Wir haben ihr die beste Wohnung in unserm Amalienstift für zwölf Schillinge wöchentlich überlassen; wir halten ihr eine Aufwärterin, die täglich auf eine oder ein paar Stunden kommt, um diejenigen häuslichen Geschäfte zu verrichten, die sie ihres lahmen Armes wegen nicht selbst besorgen kann, und alle vierzehn Tage wird ihr aus gleicher Rücksicht auch noch eine Nähterin zugeschickt; wöchentlich einmal bekommt sie eine Mahlzeit aus einem Privathause, und außerdem erhält sie von uns vieles an Lebensmitteln und Feuerung und auch manches Kleidungsstück. Aber wenn ich auch alle diese Hilfen in Anschlag bringe, ich muß doch gestehen, daß es mir immer fast unbegreiflich ist, wie die gute Hausmutter damit soweit reichen kann, daß täglich elf Personen gesättigt werden.

„Aber die Frau giebt uns noch ein andres Rätsel auf. Unter jenen neun Kostkindern sind zwei Mädchen von acht und zehn Jahren; die übrigen sind Knaben von fünf bis fünfzehn Jahren. Wird da nicht manche Mutter erstaunt fragen: Aber wie ist es möglich, daß eine schwache Frau, die nicht einmal den freien Gebrauch ihrer Gliedmaßen hat, die großen Jungen in Ordnung halte?

„Ich muß hier noch etwas hinzufügen: die Frau ist nicht allein schwach, sondern oft auch wochenlang durch Krankheit an ihr Bett gefesselt, und doch weiß sie unter den Kindern Zucht und Ordnung zu erhalten, und das ohne übermäßige Strenge. Gebraucht sie der Schärfe, so ist es gewiß ihr eignes Kind, ihr Augapfel, ihre Marie, die sie am meisten empfinden muß. Oft schon ist Klage geführt von den Bewohnern des Stifts über die Kinder bald dieser, bald jener Familie: über die Kostkinder der H. noch nie. Ich fragte die Frau neulich, ob doch nicht oft Zank und Streit unter ihnen entstünde. Nun, antwortete sie mir auf plattdeutsch, ein Wortwechsel kommt allerdings mitunter einmal vor; aber zu einer eigentlichen Balgerei, zum Schimpfen und Schelten kommt es doch nicht.

„Es war an einem Sonntag Nachmittag, als ich dort den letzten Besuch machte. Daß ich die vier engen, von elf Menschen bewohnten Räume sauber und ordentlich fand, nahm mich nicht Wunder; denn zu welcher Zeit man auch dorthin komme, man findet es nie anders. Die Kinder spielten zum Teil im Garten; ich ließ sie heraufkommen und mir vorstellen. Alle reinlich gekleidet, alle freundlich und zutraulich; drei aber fehlten noch. Die beiden ältesten Knaben holten den fünfjährigen Vincent aus der Nachbarschaft ab von einer Bekannten seiner verstorbnen Mutter, die er bisweilen besucht und von der er mitunter ein Kleidungsstück geschenkt bekommt. Auch der hübsche Anzug, in dem er bald darauf seine Erscheinung machte, war ein solches Geschenk. Es war jetzt etwa halb sieben Uhr. Aber der Kleine wollte so gerne noch ein Stündchen im Garten spielen. Ganz still und ungeheißen führte Marie ihn da in die Kammer, zog ihm sein Festkleidchen aus und zog ihm ein andres an, reinlich wie jenes, aber von geringerer Güte. Da sie auf jenes aber etwas hinwarf, wodurch es konnte zerdrückt werden, ward ihr das von der Mutter als eine Unachtsamkeit verwiesen.

„Ich sah mich in dem Stübchen um. Die weißen Wände sind geschmückt mit Bildern: Geschenke eines Bruders aus dem Rauhen Hause und einiger Missionszöglinge zum Andenken, als sie in die Ferne gezogen; denn diese Männer sind hier auch oft gekommen, zumal in der Zeit, als die kleine Marie so krank darniederlag. Aber neben den bekannten Bildern erblicke ich

eines, das ich noch nicht gesehen: es ist das Bild des Gekreuzigten, zierlich eingerahmt. Woher denn das? frage ich und erfahre nun, daß es ein Geschenk ist, womit unsre gute H. erfreut worden an ihrem letzten Geburtstage, und zwar von wem? von den vier ältesten Knaben. Es kommt nämlich nicht oft, aber doch mitunter vor, daß diese durch Wegegehen, durch Verkauf von Knochen, die sie gesammelt u. dgl., einen Schilling oder ein paar verdienen. In der Regel wird nun, wie billig, solcher kleine Verdienst mit in der Haushaltung verwendet; aber da die Jungen nun den großen Plan gemacht zu einem Geburtstagsgeschenk, da baten sie so schön, es möchte ihnen doch gestattet werden, sich ein paar Schillinge zusammen zu sparen, daß die gute Kostmutter nicht widerstehen konnte, zumal da sie schon eine Ahnung hatte von ihrem Vorhaben. So kam nun ein Kapital zusammen von neun Schilling. Das Bild des Gekreuzigten erstanden sie für zwei Schilling; die übrigen sieben Schilling wurden für den Rahmen ausgegeben. So prangt es nun da als eine neue Zierde des freundlichen Stübchens. Bei einem Bilde für zwei Schilling wird man wohl keinen hohen Kunstwert erwarten; aber das Kennerauge des Menschenfreundes wird in ihm einen andern Wert entdecken, der ihm höher gilt als jener; es ist ihm ein Denkmal der Liebe in dreifachem Sinne: der Liebe des Gekreuzigten zu der sündigen Menschheit, der Liebe zu verlassenen Kindern, die ein fromm einfältig Mutterherz von ihm gelernt, und der Liebe der Dankbarkeit, die dadurch in jenen Kinderseelen entzündet ist.“

„Wird man mir Unrecht geben, wenn ich behaupte, daß wohl manche Hausfrau, manche Mutter bei dieser armen Frau in die Schule gehen und von ihr lernen könnte, gut Hausregiment zu führen und christliche Kinderzucht zu üben? Da mag uns wohl das schöne Wort Schillers einfallen: Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Es ist vorhin gesagt worden, daß Amaliens Berichte Beispiele von aufopfernder Redlichkeit enthalten. Wer überhaupt sich das Bild der Armut vergegenwärtigt, der kann sich nicht dagegen verschließen, daß der Arme nur rechtlich zu bleiben vermag, indem er oft das dringendste Bedürfnis des Augenblicks, Hunger, Frost, Ermüdung der Forderung des Gewissens halber überwindet. „Bei schon recht empfindlicher Winterkälte, erzählt Amalie in ihrem siebenten Jahresbericht, traf eine unsrer Damen die alte erblindete K. und ihre Tochter, die die Mutter durch ihre Händearbeit ernährt, im durchaus ungeheizten Zimmer. Da sie ihre Verwundrung darüber zu erkennen gab, ward ihr erwidert, daß der Verdienst der Tochter nicht ausreiche, die Kosten der Heizung zu bestreiten, wenn davon auch für den Hauswirt zurückgelegt werden sollte, und darauf müßte doch vor allen Dingen Bedacht genommen werden. Als sie sich so aussprachen, hatten sie fünf Schilling, die dem Hauswirte bestimmt waren, im Schranke liegen; diese aber sahen sie als ein Heiligtum an, das sie auch nicht, um sich eine warme Stube zu verschaffen, angreifen dürften.“

Einen andern Zug von heldenmütiger Rechtschaffenheit, in dem zugleich fromme mütterliche Strenge und kindliche Willigkeit auf das rührendste verflochten sind, weist uns Amalie in ihrem achtzehnten Bericht auf:

„Unsre gute Frau M. hatte in einer Woche zwei Tage hintereinander mit ihren Kindern hungrig zu Bette gehen müssen, da sie mittags nichts gehabt, als etwas Kaffee und per Kopf zwei Butterkringel. Ihr dreizehnjähriger Karl aber hatte sie getröstet und gemeint, es wäre doch besser, daß sie einmal nichts zu essen bekämen und dabei gesund seien, als wenn sies vollauf hätten, und sie, die Mutter, krank darniederläge (wie das vor einiger Zeit der Fall gewesen), da ihnen dann das Essen doch nicht schmecken könne. Als achtjähriger Junge schon, erzählte mir die Frau, da sie auch einmal in großer Not gewesen, habe er ihr einmal versprochen, er wolle nicht an Brot denken, so werde der Hunger wohl vergehen. Den andern Abend indessen, da er aus der Schule gekommen, sei sein erstes Wort gewesen, daß er furchtbar hungrig; da sie ihn aber an sein Versprechen erinnert, habe er ganz beschämt gesagt: Dat is og wahr; daran hev ick gar nich dacht; vergev Mutter mi dat.“

Daß es dem Armen nicht nur Opfer kostet, sein Verhältnis zur Gesellschaft unbefleckt zu erhalten, sich vor Unredlichkeit zu bewahren, sondern daß er auch seine Pflichten gegen die Seinen oft nur mit Aufopferung erfüllen kann, ist bereits mit Amaliens Worten hervorgehoben. Es fehlt aber in den Berichten auch nicht an Beispielen einer aufopfernden kindlichen Dankbarkeit; nur eins dieser Beispiele möge hier Aufnahme finden, es ist ein liebes freundliches Bild.

„Pauline R. ist die einzige Tochter eines armen Schusters, ein gesundes, kräftiges, wohlgebildetes Mädchen, das gewiß leicht einen guten Dienst gefunden hätte oder auch, falls sie das vorgezogen, Beschäftigung außerm Hause als Nähterin, in welchem Fache sie sich eine vorzügliche Geschicklichkeit erworben. Aber um die Zeit ihrer Konfirmation ward die Mutter infolge eines gichtischen Leidens ganz verlähmt und konnte die Hilfe der Tochter nicht entbehren. Als wir vor zwei Jahren die Familie aufnahmen, hatte dieser Krankheitszustand der Alten schon sieben Jahre gewährt und hatte sich von Jahr zu Jahr verschlimmert. Sie war jetzt so ganz hilflos geworden, daß die gute Tochter sie an- und auskleiden, sie füttern mußte wie ein kleines Kind u. s. w. Dabei war der Vater in hohem Grade harthörig, sodaß ihm fast aller Verkehr mit andern Menschen unmöglich geworden. Die Tochter mußte also für ihn Bestellungen annehmen, die fertigen Arbeiten austragen u. s. w. Alle Zeit aber, die ihr von diesen Geschäften und von der Besorgung ihres kleinen Hausstandes, in dem sie alles ungemein sauber und ordentlich hielt, übrig blieb, verwendete sie mit so musterhaftem Fleiße auf den Erwerb durch die Nähnadel. So war denn ihre ganze Zeit geteilt zwischen mühsamer Arbeit und der noch beschwerlichern Pflege der alten Mutter; nur den Besuch des Gottesdienstes erlaubte sie sich zu Zeiten und dann auch das Lesen eines guten geistlichen Buches.

„Das arme junge Mädchen! wird gewiß mancher denken, welch ein trauriges, freudenleeres Leben! — Und gewiß, er hätte recht, wenn es keine andre Freuden gäbe, als die, die Außenwelt uns darbietet. Allein wer unsrer Pauline nur einmal in ihr klares, und ich möchte sagen, von lachender Heiterkeit leuchtendes Auge gesehen, — unglücklich kann sie der nicht nennen; aber ist er selber so unglücklich, die Quelle nicht zu kennen, aus der auch unter schwerem äußerm Drucke Fried und Freude und Seligkeit sich schöpfen läßt, dann freilich muß ihre Erscheinung ihm ein nicht zu lösendes Rätsel bleiben."

Je länger Amaliens Verein bestand, und je ausdauernder er an den Armen festhielt, die er teils zu seinen Pfleglingen, teils zu seinen Mitarbeitern gemacht hatte, um so tiefer mußte seine Wirksamkeit in das Leben und Wesen der Armen eindringen; ja die Armen mochten nach und nach das Gefühl haben, als bildeten sie mit ihren Wohlthäterinnen zusammen den Verein, und damit war dann wohl jener „christliche Kommunismus" erreicht, den Amalie als das allein wirksame homöopathische Gegenmittel gegen den antichristlichen Kommunismus so warm empfahl. Von dieser herzlichen Angehörigkeit der Armen an den Verein, die bis zur Identifizirung nicht nur, sondern bis zur Unterordnung des eignen Interesses unter das des Vereins ging, gab dessen Botin ein rührendes Beispiel, das Amalie mit dem ihr eignen liebevollen Humor mitteilt. Durch Lähmung der rechten Hand zu jedem andern Erwerbe unfähig, wurde Jungfer J. vom Verein zum Botengehen angenommen, namentlich auch zum Einkassiren der Subskriptionsgelder. Sie stand in ihrem einundsiebzigsten Jahre und war seit siebzehn Jahren Botin des Vereins, als Amalie in ihrem achtzehnten Jahresbericht ihrer gedenkt:

„Von Anfang an wurden die ihr übertragnen Geschäfte mit einer Treue und Pünktlichkeit besorgt, die nichts zu wünschen übrig ließen; aber bald lebte sie sich auch so hinein in unsre Interessen, daß sie unsre Sache wie ihre eigne ansah und sich nun auch gewöhnte, wo es sich um Sachen des Vereins handelte, immer in der ersten Person der Mehrheit zu sprechen. Insbesondre ist nun natürlich unsre Kasse Gegenstand ihrer Fürsorge. Sie erhält immer Kunde von dem Stande unsrer Finanzen, da sie mir monatlich von unserm Herrn Kassenverwalter einen offnen Zettel mit einer kurzen Notiz darüber zu

überbringen hat. Da hat es mich manchmal wirklich gerührt, mit welcher triumphirenden Freude sie mir solchen Zettel überreicht, wenn diese Notiz eine günstige ist, welch eine besorgliche Miene sie dagegen macht, wenn das Gegenteil der Fall und, so wenig sie für sich zu bitten hat: wenn unsrer Kasse ein Ausfall droht, indem ein Geber etwa eine uns bisher bewilligte Gabe zurückziehen möchte, da weiß ich, daß sie bei aller Bescheidenheit sich doch gar schön aufs Bitten zu legen versteht. Ich besuchte sie einmal, als unsre Kasse durch einen schönen Zufluß gefüllt worden, nachdem längere Zeit hindurch eine tiefe Ebbe in derselben gewesen. Sie hatte mir jenen Zettel aber nicht selbst überreichen können, weil ich nicht zu Hause gewesen. Als ich nun zu ihr eintrat, bezeugte sie eine lebhafte Freude, mich zu sehen. Es war aber, merkte ich bald, besonders deshalb, daß sie neue Gelegenheit hatte, mir eine wohlgemeinte ernstliche Vorhaltung zu machen. »Ja,« fing sie an, »nu hevt wi denn wedder wat stahn bi Herr Senator Meyer; aber nu möt wi og nich wedder so väl afhalen; sünst waart dat bald wedder all.« Ich bemerkte ihr lächelnd, daß das Geld uns doch einmal dazu gegeben sei, es wieder wegzugeben, und daß wir es also nicht auf einem Haufen dürften liegen lassen. Aber sie schüttelte den Kopf und sagte: »Ja, dat is all recht got; aber ick segg man, wenn wi all to väl wegnähmt, so hevt wi bald wedder nix,« und so fuhr sie fort, mir Sparsamkeit zu predigen. — Um aber den Geist, aus dem bei ihr solche Ermahnung hervorgegangen, richtig zu würdigen, muß ich nun noch bemerken, wie sie mit dieser Sparsamkeit den Anfang gemacht bei sich selber. Es gilt bei uns die Bestimmung, daß bei unsern bescheidnen Armen, wenn ihnen in einigen Monaten außer der gewöhnlichen Unterstützung von Lebensmitteln und Feuerung keine besondre Bewilligung gemacht worden, den Besucherinnen das Recht zusteht, die Aeußerung eines Wunsches bei ihnen zu veranlassen. Als ich jenen Besuch bei unsrer guten J. machte, war bei ihr eben jener Fall eingetreten; ich hatte beim Durchsehen des Heftes bemerkt, daß ihr in langer Zeit keine außerordentliche Gabe bewilligt war; so machte ich denn von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch, ihr gewissermaßen ein Geschenk anzubieten, und da ich bedachte, wie viel sie für den Verein zu gehen habe, so meinte ich, daß ein Paar neue Schuhe ihr wohl besonders willkommen sein möchte. Als ich aber darauf hindeutete, erklärte sie mir bestimmt, daß sie das nicht brauche. Sie lasse sich immer von einem ihr bekannten Schuster recht starke Schuhe machen, und da sie sorgfältig umgehe damit, so brauche sie davon im Jahre nur ein Paar, und diese Ausgabe zu bestreiten, dazu reichten ihre Einkünfte hin."

Wohl hatte Amalie Recht, wenn sie ihre Mitschwestern einlud, ihr in die Hütten der Armen zu folgen, um solche „im Schatten der Verborgenheit reifende stille Seelengröße kennen zu lernen." Schon um Zeuge dessen zu sein, was unter dem Druck der Not in denen gedeiht, die sich ganz in die Hand des Herrn geben, würde es der Mühe lohnen, aus den Regionen des Wohllebens hinab zu steigen in die der Mühseligkeit und der Bedrängnis. C D

Edmond Scherer

4

Scherer hatte die Autoritätsfrage gelöst. Durch den Gegenstand seines Studiums selbst war diese Frage aufgeworfen worden. Doch die Art und Weise, wie er sie löste, und die Methode, die er dabei verfolgte, drängten ihn bald zu andern Problemen hin, zu den Problemen des Uebels und des Uebernatürlichen. Jenem stellten ihn zufällig gegebne Verhältnisse gegenüber; zu diesem gelangte er durch eine mit logischer Konsequenz unaufhaltsam sich vollziehende Fortentwicklung.

Er hatte aufgehört, an die buchstäbliche Unfehlbarkeit der Bibel zu glauben, nicht weil diese ihm mit der Natur seines Glaubens unvereinbar schien, sondern weil sie mit den Thatsachen und den hiervon abgeleiteten Vernunftschlüssen nicht vereinbar war. Während der Arbeit hatte sich seine Vernunft, die

ihm die Aufgabe gestellt hatte und sie allein beherrschte, völlig frei gemacht. War sie bis dahin in den Fesseln einer überlieferten, ohne Prüfung übernommenen Theorie gefangen gewesen, so macht sie sich jetzt davon los und will sich in dem Kraftbewußtsein ihrer neuerrungnen Rechte nur auf die Feststellung von Thatsachen stützen, deren freie Prüfung sie sich übrigens vorbehält. Bei diesem plötzlichen Uebergange von der Scholastik zur Wissenschaft wird die Moral gar nicht oder nur ungenügend bedacht. Die Quellen der Autorität, die er vorher in einem aprioristischen Postulate der Vernunft gesucht hatte, wird nun in die Beobachtung und objektive Erfahrung verlegt. Der Umschwung ist deutlich; doch das Kriterium der Gewißheit bleibt im Grunde genommen dasselbe: ein intellektuelles. Ob auf dem Wege der Erfahrung oder durch das reine Erkennen gewonnen — der Beweis fordert nach wie vor vor allem Verstand und wendet sich an die Vernunft. Nun ist aber das Hauptbedürfnis der Vernunft dialektische Einheit. Diese Einheit hatte Scherer versucht durch eine Umgestaltung der Theologie in die Widersprüche der Schrift zu bringen, die die Exegese ihm enthüllt hatte. Er war nun gezwungen, sie auch in die innern Widersprüche zu bringen, die ihm das Gewissen enthüllte. Denn der Widerspruch zwischen Gut und Böse ist jedenfalls ebenso thatsächlich als die Abweichungen der Texte; er durfte nicht unauflöslich sein. Für einen Geist, den die Logik ganz beherrschte, und der zur Zeit seines größten religiösen Eifers die „moralischen Ideen“ auf „persönliche Meinungen“ zurückführte, mußte sich der Dualismus des Gewissens in dieselbe endliche Harmonie auflösen. Es war ein gefahrvolles Unternehmen; Scherer ging stracks darauf los.

Sein Aufsatz über die Sünde, der zuerst in der Revue de Strasbourg*) erschien, stammt aus dem Jahre 1853. Der Verfasser giebt zu, daß das Gefühl der Sünde berechtigt ist; er erkennt darin den Kern des Christentums. Auch richtet sich seine Beweisführung nicht gegen das Bewußtsein der Sünde, sondern gegen den biblischen Begriff vom Wesen und Ursprung der Sünde. Die Lehre vom Sündenfalle beseitigt er durch das wohlbekannte Dilemma: entweder ist die Sünde ein freier Willensakt, und dann kann sie nicht übertragbar sein durch die Zeugung, oder sie ist ein angeerbter Zustand, dann aber hört sie auf frei und infolgedessen auch verantwortlich zu sein. Die orthodoxe Hypothese ist also mit einem prinzipiellen Fehler behaftet, der sie unhaltbar macht. Um der doppelten Natur der Sünde, die, wie es nur allzu klar am Tage liegt, natürlich und zugleich widernatürlich ist, gerecht zu werden, muß eine andre, glaubwürdigere Erklärung gefunden werden, die sich besser eignet, die beiden Pole des Problems zu versöhnen, ohne sie zu vergewaltigen. Scherer findet sie in den Bedingungen der menschlichen Fortentwicklung selbst und in dem Begriffe einer subjektiven Freiheit, die in Wirklichkeit nichts ist, als eingebildete Freiheit.

Die Sünde und das Gewissen sind für ihn zwei von einander unzertrennliche sittliche Größen. Sie entstehen zusammen und entwickeln sich gleichzeitig, weil Gott den Menschen nicht heilig oder böse, sondern unvollkommen und vervollkommnungsfähig geschaffen hat. Das Gefühl des Abstandes zwischen unsrer Unvollkommenheit und der Vollkommenheit ist das Sündenbewußtsein, das daher an den Fortschritt gebunden ist und dessen Hauptfaktor wird. So verstanden bleibt die Sünde nach Scherer Sünde: eine That, die dem Menschen zuzuschreiben ist, nicht Gott, da Gott sie als solche nicht gewollt hat; eine Schuld, da sie dem Ideale, das der Mensch in sich trägt, widerspricht. So verstanden ist sie schließlich eine Thatsache, die mit dem Begriffe, den sich die Kreatur von Gott macht, vereinbar ist. Es ist eines großen und allgütigen Gottes überaus würdig, daß er dem Menschen die Bahn eines beständigen Fortschritts in der Vergeistigung eröffnet hat, indem er ihn dem Ringen und Kämpfen aussetzte, das notwendig mit einer vervollkommnungsfähigen Unvollkommenheit verbunden ist.

Wir haben hiermit den gedrängten Inhalt einer Auseinandersetzung gegeben, die fast vierzig Seiten füllt, und die durch

*) Er befindet sich jetzt in den Melanges de critique religieuse, S. 66—107. Paris, Cherbuliez, 1869.

eine gewisse Verlegenheit, durch Dunkelheiten im Ausdruck und durch ihren schwankenden Charakter zur Genüge beweist, wie abschüssig der Boden war, auf den der Verfasser sich begeben hatte, und wie schwer es war, das, was noch von christlichen Ideen bei ihm zurückgeblieben war, mit der deterministischen Evolutionstheorie zu vereinigen, die schon sein Denken in Anspruch nahm. Daß der Versuch übrigens mißlungen ist, liegt auf der Hand. Diese Verdolmetschung des christlichen Moralismus durch den philosophischen Intellektualismus bleibt ein Zwitterding; der letztere Faktor, als der stärkere, überwuchert und erstickt die Kraft des andern. Der Gedanke hat keine Achtung mehr vor der Thatsache; er vergewaltigt, verstümmelt und entstellt sie. Scherer hat das selbst eingesehen; er sagt darüber:

> Vergebens würde man sich bemühen, einem geängsteten Gewissen zu beweisen, daß die Sünde, obgleich sie, soweit sie eben Sünde ist, nicht sein darf, doch zugleich die Bedingung unsrer Fortentwicklung ist. Vergebens würde man ihm wiederholen, daß Gott uns lieb hat trotz unsrer Sünden, weil er uns zu geistigen und sittlichen Wesen geschaffen hat, d. h. ausgestattet mit den Bedingungen geistigen und sittlichen Lebens. Der Sünder würde in solchen Betrachtungen keinen Trost finden können.

Da haben wir das Bekenntnis von der Unzulänglichkeit seiner Theorie; im Folgenden finden wir auch die Gründe, weshalb er trotzdem darin verharrt.

> Diese Betrachtungen, heißt es weiter, die den Sünder nicht zu trösten vermöchten, sind dem Standpunkte des Verstandes, der Wissenschaft, der Theodicee eigen, aber nicht dem des Gewissens. Der Sünder, der unter dem Einfluß seiner Sünde steht, muß sie als etwas Unbedingtes, Unwiderrufliches, d. h. als Sünde fühlen; es wäre ein Widerspruch in sich selbst, wenn er in ihr die Bedingung seiner Weiterentwicklung sähe, weil er sie dann nicht mehr als Sünde fühlen würde. Mit andern Worten: der Standpunkt des Gewissens ist die subjektive Erfahrung, während der Standpunkt der Theodicee das objektive Denken ist — richtiger: „die vernünftelnde Vernunft.“

Hat man jemals eine frechere Leugnung der sittlichen Ueberzeugung zu Gunsten der verstandesmäßigen Auffassung vernommen! Ist es nicht unerhört, wenn Scherer erklärt, „es sei widerspruchsvoll, zu sagen, der Sünder betrachte seine Schuld als eine Bedingung seiner Weiterentwicklung,“ und trotzdem dabei beharrt, sie als solche darzustellen! Was muß man von dem sittlichen Zustande eines Menschen denken, der die Thatsachen des Gewissens durch Betrachtungen erklärt, „die dem Standpunkte des Gewissens nicht eigen sind“? Was muß man selbst von seinem wissenschaftlichen Auffassungsvermögen denken? Sein Vertrauen zu einem glücklich gezognen Vernunftschlusse ist hinfort so groß, daß ihm in Bezug darauf weder Zweifel noch Furcht, noch Skrupel bleiben. An diesem Zuge erkennt man den unbekehrten Doktrinär, den frühern und unverbesserlichen Theopneustiker, der freilich von der Orthodoxie abtrünnig geworden ist, ihre Methode aber dabei nicht aufgegeben hat.

Die dialektische Synthese übt auf seinen Geist eine so gewaltige Anziehungskraft aus, hat ihn schon bis dahin gebracht, daß er, nachdem er den Sturz der Thatsache des Gewissens herbeigeführt hat, nun auch die Thatsachen des Christentums entstellt. Das war unvermeidlich. Man höre, wie er folgert:

> Wir stehen also vor einem doppelten Problem, einem theoretischen, bestehend in einer Versöhnung des Gewissens, das die Sünde als unwiderruflich darstellt, mit dem Verstande, der darin nur eine relative Bedingung sieht, — und einem praktischen: wie ist es dem Sünder möglich, einen Gott zu lieben, von dem er sich verdammt fühlt? Die Lösung dieser beiden Probleme ist im Evangelium enthalten, d. h. in dem Glauben an einen Gott, der die Barmherzigkeit selber ist. . . . Im Grunde ist der Glaube an einen Gott, der die Liebe ist, der Glaube an einen Gott, der stärker ist als die Sünde oder, was auf dasselbe hinauskommt, die Ueberzeugung, daß die Sünde nur relativ ist. . . . Man sieht, der evangelische Glaube besitzt die unmittelbare Intuition jener tiefen Wahrheit, daß die Sünde nur da ist, um verneint zu werden, oder mit andern Worten, daß sie nur eine Bedingung des geistigen Fortschrittes der Menschheit ist.

Da hören wirs: das Evangelium, die frohe Botschaft besteht darin, daß „die Sünde nur da ist, um verneint zu werden“ — verneint, nicht vergeben! —, „daß sie nur relativ,“ d. h. „daß sie nur eine Bedingung des geistigen Fortschrittes der Menschheit ist“! So macht man aus dem erhabnen Zeugnis von der göttlichen Heiligkeit ein weiches Kissen der Trägheit,

auf dem die Seele leise einschlummert! So muß ein Irrtum notwendigerweise den andern nach sich ziehen!

Scherer blieb nicht bei der Entkräftung des Gewissens stehen; der Schlag sollte auch auf die Offenbarung zurückfallen. Denn, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, aus dem Evangelium sind wir nun hinaus. Indem wir über das Christentum der Erfahrung hinausschritten, verließen wir auch den Boden des historischen Christentums, und, was beachtenswert ist, wir entsagen diesem nur, weil wir schon jenem entsagt haben. Sicherlich ist der Gott des Heils „der Gott, der stärker ist als die Sünde"; aber die Ursache dieser das Böse überwindenden Macht ist nicht die passive Erkenntnis seiner Zufälligkeit, sondern das lebendige, persönliche Wirken einer allumfassenden Liebe, die der absoluten Thatsache der Sünde die absolute Thatsache der Vergebung entgegensetzt. Scherers Auffassung beseitigt das Kreuz auf Golgatha eben so sicher wie die Reue im Herzen. Sie setzt eine dialektische Gottheit auf den Thron in einem intellektuellen Himmel; Jesus Christus ist nichts weiter als der Prophet einer metaphysischen Wahrheit: daß das Böse schlechterdings notwendig sei, um das Gute ins Leben zu rufen, und daß Gott, nach dessen Willen der Mensch unvollkommen geschaffen sei, die Sünde als die natürliche Folge dieser Unvollkommenheit hinnehme. Mit solcher Philosophie verquickt ist die ganze Kraft des Evangeliums dahin; die tiefe Wahrheit des Heils fällt mit der tragischen Wahrheit des Sündenfalles.

Scherer erkannte, wie folgenschwer seine These war; auch stellte er sie nicht als endgiltig hin. Er bat um die Nachsicht des Lesers für einen Aufsatz, der keinen andern Zweck habe, als den Begriff der Sünde zu retten und die einander entgegengesetzten Interessen der Religion und der Wissenschaft zu versöhnen. Er weigerte sich nicht, sich eines Bessern belehren zu lassen, und forderte die Diskussion über den Gegenstand heraus.

Diese wurde ihm nicht erspart. Die religiöse Presse erhebt sich einstimmig gegen seine kühnen Umsturzideen und drückt unumwunden ihre Mißbilligung aus. Seine besten Freunde wenden sich von ihm ab oder treten gegen ihn auf; einer von ihnen, der seitdem berühmt gewordne Philosoph Charles Secrétan, antwortet ihm darauf mit seiner Schrift: Untersuchungen über die Methode. Die Angriffe erschüttern Scherer jedoch nicht, im Gegenteil sie befestigen ihn nur in seinen Ansichten. In einer seiner Schrift angehängten Nachschrift formulirt er diese noch klarer als zuvor in einer Reihe von Thesen, davon wir die beiden ersten folgen lassen.

Der Mensch bestimmt sich selber, und in diesem Sinne betrachtet ist er frei. Doch dieser Mensch, der sich selbst bestimmt, ist zugleich von Anbeginn durch die ihm verliehene Natur bestimmt worden, und in diesem Sinne ist er nicht frei. Oder, was auf dasselbe hinauskommt: der Mensch ist nicht frei im absoluten Sinne des Wortes, sondern nur im relativen.

Das unüberwindliche Gefühl der Freiheit und das uns beherrschende Bewußtsein unsrer Verantwortlichkeit, diese beiden Hauptbedingungen der Moral erklären sich durch den eben nachgewiesenen Unterschied. Ich fühle mich frei, weil ich frei bin, ich sage ich, d. h. das gegebne, bestimmte Wesen, das sich also bezeichnet, und dessen Ich gerade in dieser Bestimmung besteht. Ich fühle mich frei, weil das, was in mir bestimmt ist, mein Ich ist, und weil ich mich nicht von mir selber unterscheiden kann. Wohl fühle ich mich gezwungen, aber wodurch? Durch meine Natur. Aber meine Natur, das bin ich selber, und darum fühle ich, daß ich mich selbst bestimme, obgleich ich mich durch sie bestimmt weiß, was soviel heißt als: ich fühle mich frei. Die Freiheit ist die unvermeidliche Illusion des Bewußtseins meiner selbst. Daher kommt es, daß wir von der Realität dieser Freiheit überzeugt sind, sobald es sich um unser persönliches Ich handelt, während wir die andern sowie die menschliche Gesellschaft fortwährend vom Standpunkte des Determinismus aus beurteilen. Man hält sich selbst für frei, sieht aber leicht ein, daß es die andern nicht sind.

Das ist der vollendete psychologische Determinismus und die Basis, die Bedingungen des christlichen Glaubens selbst sind damit untergraben. Sehen wir jedoch recht zu. Die Schlußfolgerung ist richtig; sie bietet nichts Außergewöhnliches oder Neues als die äußerste Strenge einer unbestechlichen Analyse, die zu einem unumstößlichen, vollständig durchgeführten Beweise führt. Von Satz zu Satz folgert Scherer weiter bis zu dem letzten, endgiltigen Schlusse, der sich einem mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängt. Wer das Problem des Uebels und der Freiheit

unter demselben Gesichtswinkel und von derselben Seite aus betrachtet, muß notwendigerweise zu demselben Resultate gelangen und wird mit der Willensfreiheit auch das Gebiet der Sittlichkeit verschwinden sehen. Das Falsche liegt nicht in dem Syllogismus selber, sondern in dessen Anwendung auf ein Gebiet, wo er nicht berechtigt ist. Nicht auf einer Ideenverkettung ruht die sittliche Wahrheit, sondern auf der Evidenz der Thatsachen. Man kann sie aufweisen, nicht aber beweisen.

Scherer hat Recht, wenn er sagt:

Die absolute oder indifferente Freiheit ist ein Begriff, der sich im Nichts verliert. . . . Ein Wille, der sich ohne ein Motiv zum Handeln bestimmt, ist ein Widerspruch in sich. . . .

Gewiß, der Wille ist nicht indifferent oder neutral, und die Willkür einer unendlichen Wahl ist ihm durchaus nicht zugefallen. Er trägt den Grund seiner Bestimmung immer in sich, ist der Schauplatz eines beständigen Dranges. Die abstrakte Freiheit ist eine philosophische Chimäre. Der Wille wählt nicht; er geht auf im Begehren oder verwirklicht sich im Gehorsam. Ohne Verpflichtung kein Gehorsam, sondern nur Begierden; ohne Gehorsam keine Freiheit, sondern Knechtung unter die natürlichen Triebe. Hier liegt der Schlüssel zu einer Lehre der praktischen Lebensführung wie der Erkenntnis. Hierauf hätte er sich stützen sollen, von diesem Punkte hätte er ausgehen müssen. In dem Gefühl der Verpflichtung ist uns die erste, sicherste, unleugbarste Thatsache gegeben; es begründet unser Ich, indem es das Bewußtsein dieses Ich wachruft. Alles aber, was wir wissen und wahrnehmen, wissen wir nur und nehmen wir nur wahr, weil es durch das Bewußtsein dieses Ich hindurchgegangen ist.

Alle metaphysischen Spekulationen zusammen sind nicht soviel wert, als eine zuverlässig festgestellte Erfahrung; alle Erfahrungen zusammen jedoch sind nicht soviel wert, als die eine Thatsache der Verpflichtung [des kategorischen Imperativs], denn sie läßt sich nicht nur feststellen, sie drängt sich dem Wesen, das sie feststellt, unabweislich auf. Sie allein ist allgemein, unbedingt und stets sich gleich bleibend, weil in ihr das Absolute sich verwirklicht. So ist das Gefühl der Verpflichtung [oder der kategorische Imperativ] die Quelle selbst unsers Willens, dem es in seiner Existenz zeitlich voraufgeht (weil es eben jeder Willensbethätigung zu Grunde liegt). Dies Bewußtsein der Pflicht ist die ursprüngliche Ueberzeugung des Menschen, das Maßgebende aller Einzelerfahrung, an dem alle andern gemessen werden müssen, weil es sie alle erklärt, während es sich nur durch sich selber erklärt.

Woher kommt es denn, daß Scherer seine wissenschaftliche Bedeutung also unterschätzt und das Problem des Uebels und der Freiheit ohne Berücksichtigung der wirklichen Bedingungen beider behandelt hat? Das kommt in erster Linie daher, daß er eigentümlicherweise den sittlichen Wert des Gewissens außer acht ließ, dem er stets ein gar nicht zu rechtfertigendes Mißtrauen entgegenbrachte. Sodann ist es der fortgesetzten analytischen Forschung, der er sich von nun an hingab, und mehr noch der bei dieser Analyse befolgten Methode zuzuschreiben. Einerseits hatte er die Kritik in den Bereich einer Gläubigkeit hineingetragen, die keine Kritik vertrug — wir meinen den Inspirationsglauben. Andrerseits überschritt diese durch allzuleichten Triumph hochmütig gewordne Kritik ihre Grenzen und wurde immer zersetzender, weil sie immer intellektualistischer wurde. Wenn Scherer nicht von dem Begriffe der Pflicht als der obersten Thatsache ausgeht, sondern von dem Verlangen nach Erkenntnis als dem obersten Bedürfnis, so geschieht dies, weil in ihm eine der normalen Ordnung entgegengesetzte Verschiebung eingetreten ist. Die geistigen Fähigkeiten überwuchern und erdrücken die praktische Thatkraft, statt sich ihr, wie es sich gebührt, unterzuordnen. Diese Zunahme des Intellektualismus geht Hand in Hand mit dem Verfall des sittlichen Lebens. Der Zweifel stellt sich ein in Bezug auf geistliche Dinge, weil die Beobachtung mehr der greifbaren äußern Thatsache als der innern zugewandt wird. Einheit in der Theorie wird ein dringenderes Bedürfnis als die Einheit im innersten Wesen, weil der Geist sich vom Geiste abwendet, der objektiven Betrachtung zu viel Platz einräumt und es unternimmt, im Universum das Geheimnis des Universums zu suchen. — Man stelle einen Menschen, bei dem sich diese Bedingungen finden, für den die Sünde nicht mehr ein Stocken

der Willensbethätigung im Quell und Ursprung alles Wollens selber ist, die brennende Pein einer tötlichen Schuld, für die wir uns verantwortlich wissen, einen solchen Menschen, sage ich, stelle man einmal vor das Problem der Sünde. Er wird sie nur in ihrer äußern Erscheinung erfassen, nur eine Antithese, den natürlichen Gegensatz des Guten, darin sehen, und zugleich das Notwendige wie das Zufällige ihres Auftretens verstehen wollen. Aber die Sünde in dieser Weise verstehen heißt ihr ein Recht zugestehen, das sie in ihrem Charakter als Sünde aufhebt. Das Gewissen verbietet es uns, die Erklärung der Schuld aus dem Bereiche seines Urteils hinauszuverlegen. Es fordert, daß sie nicht nur nicht begangen werden darf; es will auch nicht, daß sie verstanden werde. Es stellt sie hin als etwas, was durchaus nicht sein soll, weder thatsächlich noch nach dem Begriffe, den man sich davon macht.

Von diesem Gebote ist Scherer, seiner spekulativen Neigung folgend, abgewichen. In dieser Abweichung, nicht in dem, was voraufging, noch irgend anderswo, wie man sonst anzunehmen pflegte, liegt die entscheidende Krisis seines Lebens. Hier war die Verantwortlichkeit in Frage gezogen, und der kategorische Imperativ hätte als entscheidender Richter wider die Uebergriffe des Denkens auftreten sollen. Zweifelsohne war durch das immer zunehmende Uebergewicht der intellektuellen Faktoren der Weg dazu angebahnt worden; doch der wirkliche Anfang liegt einzig und allein in einer Willensentscheidung. Bei seinem Angriffe auf die Inspirationslehre hatte Scherer der Autorität einer Idee die einer Thatsache entgegengesetzt: er war in der Wissenschaft geblieben, weil er in der Moral geblieben war. Durch den Angriff auf die Sünde vernichtet er im Namen einer Idee eine Thatsache, er ist aus der Wissenschaft herausgetreten, weil er nicht in der Moral geblieben ist. So wahr ist es, daß alles miteinander verschlungen ist, und daß der Imperativ, der das praktische Leben beherrscht, nicht weniger in der Theorie herrscht.

Wir werden keinen Versuch machen, hier Schuld und Verantwortlichkeit abzuwägen: Gott allein kennt und wägt sie. Scherer trägt sicherlich nicht die ganze Schuld. Die damalige höchst intellektualistische und deswegen dem Aufblühen eines autonomen Intellektualismus äußerst günstige Theologie; die verderbliche Identifizirung der christlichen Offenbarung mit dem Dogma der orthodoxen Inspiration, dieser harten, zerbrechlichen Form, die aus dem kleinsten theologischen Risse einen unheilbaren Schaden für den Glauben machte, und endlich die seelische Veranlagung seines entschlossenen, erwägenden, kühnen und scharfen Geistes entlasten ihn zum Teil. Der Protestantismus unsrer Zeit bleibt auch nicht ohne Vorwurf. Hätten die Christen, die Scherer umgaben, in einem mehr ihrem Meister gemäßen, weniger engherzig ausschließenden und fanatischen Geiste gehandelt, hätten sie, statt auf Grund ungerechter Beschuldigungen den Bannfluch gegen ihn zu schleudern, ihm eine einsichtigere Milde bewiesen und demütigere Ratschläge gegeben, hätten sie, statt ihm die Thür ihres Herzens wie ihrer Kirchen zu verschließen, ihn in jener gläubig frommen Atmosphäre, die er so lange eingeatmet, und aus der er nicht ohne Schaden zu nehmen hinaus durfte, leben lassen, so läßt sich annehmen, daß die Katastrophe weniger plötzlich gekommen oder doch nicht so von Grund aus umstürzend gewesen wäre.

Doch so, wie sie nun einmal war, wir wiederholen es, ist sie nicht sowohl ein Abschluß, als ein Anfang, weniger ein Resultat, als ein Akt persönlicher Initiative. Mehr als der Druck der Verhältnisse oder die Tyrannei einer fortschreitenden seelischen Entwicklung that hier der freie Entschluß eines verantwortlichen Willens. Der kategorische Imperativ drängt sich unbedingt auf, er läßt sich nicht erläutern. Es ist niemandem und war auch Scherer nicht gestattet, ihn in Frage zu stellen. Denn die oberste Pflicht ist der Glaube an die Pflicht.

G Fr (L S)

Verschiedenes

(Noch einmal die neueste „wissenschaftliche" Leistung der Germania) Bereits in Nr. 7 hat Herr Professor Kawerau den Versuch der Germania, ein im Jahre 1891 erschienenes Buch: Chronik des Johann Oldecop, herausgegeben von K. Euling, für ihre Zwecke zu benutzen, zurückgewiesen und den Thatbestand im allgemeinen aufgeklärt. Das Verfahren der Germania ist aber doch auch in seinen Einzelheiten so lehrreich, daß es sich der Mühe verlohnt, diese Art „wissenschaftlicher Leistung" einmal niedriger zu hängen.

Daß der gelehrte Verfasser jenes Germaniaartikels von den Worten des Herausgebers nur das abschreibt, was ihm zu seinen Zwecken dient, und das Wichstigste verschweigt, hat Kawerau schon hervorgehoben, aber noch nicht darauf hingewiesen, wie in jenem Aufsatze in der gewissenlosesten Weise mit dem Texte der Chronik umgegangen ist. Die Kraftstelle nämlich, auf die alles in dem Sonntagsblatte der Germania hinauskommt: „daß Luther völlig tot gefunden," ist nur durch Verdrehung und die staunenswerteste Unwissenheit das geworden, was der Artikelschreiber aus dem alten Texte zu machen für gut fand. Dieser heißt S. 249, 10: Dar steit inne, wo se dem Luther, do he rede dot was, velichte dot gefunden, ein clistere . . . in setten laten. = „Darin steht, wie sie Luther, als er bereits tot war, vielleicht tot gefunden, ein Klystier hätten geben lassen." Dafür übersetzt die Germania S. 29: „Da steht drin, wie sie den Luther, da er schon tot war, völlig tot gefunden." Was im alten Bericht in Parentheſe vorsichtig vermutet war, wird in der Feder des kühnen Gelehrten verdreht zur unumstößlichen Behauptung und geradezu auf den Kopf gestellt: aus „vielleicht" wird „völlig" gemacht. Soll man sich über die edle Dreistigkeit dieser Leute mehr wundern, oder über ihre klägliche Unwissenheit? Jedenfalls wird ihre Anmaßung von ihrer Ignoranz erreicht. Noch ein Wort darüber!

Die schauderhaftesten Uebersetzungsschnitzer schmücken die ganze Leistung: bleif (blieb) heißt dort „bleibt," leit (ließ) wird „läßt," umbetoleiden (herumzuführen) heißt „umzuleiden," vorhalet (wiederholt) wird wiedergegeben durch „vorhält," velichte (vielleicht) wird gegen Schluß des Artikels nochmals durch „völlig" übersetzt; Indikativ und Konjunktiv verwechselt, der Sinn an mehreren Orten entstellt; aus einer Gräfin von Mansfeld werden, um die Anzahl der „Zeugen" zu mehren, flugs mehrere „Gräfinnen" gemacht, statt seelichen (liebe Seele) muß Luther sagen: „mich armen Seligen."

Uns ist es unbegreiflich, wie der Redakteur einer größern Zeitung ein solches gar nicht zu bezeichnendes Elaborat annehmen kann. Kein Ausdruck ist scharf genug, um ein so gewissenloses Verfahren gebührend zu brandmarken. In Betreff der Berichte des Chronisten Oldecop aber ist hervorzuheben, daß ihr Wert ein sehr verschiedner ist, und ihre Benutzung vom Forscher hinlängliche philologische und historische Schulung erheischt. Es ist auch völlig verkehrt, den Chronisten mit dem Maßstabe eines Historikers unsrer Tage zu messen, wie Professor Frensdorff in Göttingen that, und von ihm zu verlangen, was es im sechzehnten Jahrhundert noch nicht gab, Objektivität. Davor warnte schon Döllinger in der Einleitung zu einem ähnlichen Quellenschriftsteller, Kilian Leib.

Gegen den Mißbrauch solcher Berichte aber soll hiermit nachdrücklich Verwahrung eingelegt werden! K J

(Zur richtigen Beurteilung Schrempfs) wird uns geschrieben: Viele werden sich der Worte, die Herr Professor Herrmann zu Anfang seiner Ausführungen über Schrempf sagt, herzlich gefreut haben; viele werden doch die Empfindung gehabt haben, als komme der persönliche Charakter des Apostaten im weitern Verlauf der Abhandlung mehr und mehr in ein schiefes Licht. Professor Herrmann stimmt vielleicht zu, wenn ich urteile, daß ihm über der Sache die Person und die etwa festzustellende subjektive Berechtigung ihres Verfahrens aus dem Auge entschwunden ist. Das sollte auch geschehen, aber es ist leider nicht klar genug geschehen. Wie konnte sonst nun doch das Verfahren Schrempfs an einem Punkte als „Unfug" gebrandmarkt werden? Was gemeint war, ist ja auch ein andres. Die religiöse Entwicklung, die in den ergreifenden Selbstbekenntnissen der „Frage an die evangelische Landeskirche Württembergs" gezeichnet ist, mögen viele ebenso oder ähnlich erlebt haben. Aber gerade das, was darin äußerlich entscheidend ist, ist ganz individuell bedingt, und eine Situation, wie die, die jene offne Aussprache erzwang, kehrt so nicht wieder, schon deshalb nicht, weil sie einmal durchlebt wurde. Professor Herrmann will nun gerade feststellen, was wir andern aus der Angelegenheit lernen können und sollen, um eine ähnliche Situation zu vermeiden. Seine Frage ist genauer nicht die, wie Schrempfs Verfahren zu beurteilen sei, sondern wie seine Nachahmung zu beurteilen sein würde. Und da wird man ihm allerdings Recht geben müssen. Andrerseits glaube ich im Namen vieler dem lebhaften Eindruck Worte verleihen zu sollen, daß jene Handlungsweise in der individuell durch eine lange eigentümliche Entwicklung bedingten ganz besondern Lage des Verfassers der „Frage" sittlich berechtigt war. Wir können seine Härte gegen die Bedürfnisse der Gemeinde, die scheinbare Lieblosigkeit, mit der er davon spricht, lebhaft bedauern, wir können darin auch einen Mangel seiner religiösen Anschauung sehen, die nicht genügend von der Forderung der Nächstenliebe bestimmt sei, ein scholastisches Wertlegen auf reine Lehre tadeln, und wir können das alles bekämpfen — aber wir müssen einem in solcher Beklemmung und Gewissensangst nach Luft ringenden Manne das Recht lassen, Aeußerungen zu thun, die unter andern Umständen rücksichtslos wären. Die sehr berechtigte Kritik Professor Herrmanns kann nur gewinnen, wenn sie die Sache noch mehr von der Person und ihrem individuell berechtigten Verfahren trennt. Den Schrempfschen Heften wohnt eine sehr

starke religiöse Wucht inne. Die Christliche Welt will für alles christlich Kraftvolle, auch wenn es ihr fremde Wege einschlägt, ein offnes Verständnis vermitteln. Sie muß helfen, dem Eindruck dieser Hefte die Bahn frei zu halten.

(Zeichen der Zeit?) Vor einiger Zeit stand auf den Berliner Anschlagsäulen mit großen Buchstaben auf schönem gelben Papier zu lesen:

Circus Renz

Auf allerhöchsten Wunsch

zu Gunsten des Fonds für den Bau einer

Kaiser-Wilhelms-Gedächtsniskirche

Grosse Gala-Extra-Vorstellung

Auftreten etc. etc.*)

Mir fiel, als ich das las, eine Geschichte ein von einem französischen Menestrel. Der war von Hause aus Akrobat und in ein Kloster eingetreten. Wenn nun seine Brüder psallirten, so mußte er stumm dabei stehen; denn lesen konnte er nicht. Das lag ihm auf der Seele. Eines Tages, als die andern zur Hore gingen, schlich er sich weg, ging in einen verborgnen Winkel, wo ein altes Muttergottesbild hingestellt war. Da legte er sein Obergewand ab und machte nun die schwersten und kunstvollsten Sprünge. So hielt er es nun täglich. Und wenn die andern zurückkamen, so gesellte er sich froh zu ihnen. Denn auch er hatte der Heiligen gedient auf seine Weise.

Die katholische Frömmigkeit des Mittelalters kommt in dieser einfachen Erzählung in rührender Weise zum Ausdruck. Darum ist sie für jene Zeit so charakteristisch. Sollte es jener Säulenanschlag für unsre Zeit auch sein? E P

*) Auch in der Tagespresse ist die Verwunderung über dieses Ereignis laut geworden. So schreibt die Münchener Allgemeine Zeitung: „Eine Kunstreitervorstellung mit Feuerwerk zu Gunsten der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche erscheint doch als eine seltsame Beitragsleistung für ein Gotteshaus, und nun gar für ein solches, das einen der ganzen Nation teuern Namen führen und demnach einen monumentalen Charakter haben soll. Kaiser Wilhelm I. würde damit schwerlich einverstanden gewesen sein."

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 10 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Bethesda Joh. 5

1892.	24. November	Mk.	1.—	L. H. Meyer, Oldesloe.
	1. Dezember	„	0.50	Zeitungsausschn., Lübeck.
	21. „	„	1.—	N. N., Spandau.
	22. „	„	5.—	Joh. 5, 2, Einschr. Berlin N.W. 7.
	22. „	„	5.—	Fr. v. Rosenberg, Dresden, Wienerstr.
	22. „	„	10.—	Lina Leist, Großtychon.
	23. „	„	1.—	V. K., Leipzig, Kurprinzstraße.
1893.	4. Januar	„	5.—	Fr. Prof. Egelhaaf, Stuttgart.
	4. „	„	1.—	M. G., cand. th., Eisleben.
	6. „	„	5.—	Helene Juch, Pattensen.
	6. „	„	0.60	N. N., Adorf (Waldeck).
	7. „	„	6.—	v. Stockhorner, Karlsruhe.
	11. „	„	1.—	N. N., Berlin N. 24.
	15. „	„	1.—	H. T., Werden (Ruhr).
	18. „	„	10.—	N. N., Düsseldorf.
	17. Februar	„	10.—	v. Mangoldt, Dresden.

in Sa. Mk. 63.10 für das seit 38 Jahren gelähmte Mädchen eingegangen. Den freundlichen Gebern ein Vergelts Gott! Weitere Gaben erbittet zum Bethesdafond

Lucka S.-A., 23. Febr. 1893 **Pfarramt Michelwitz**

Empfehlenswerte Konfirmationsgeschenke

aus dem Verlage von

C. A. Schwetschke & Sohn in **Braunschweig**

Luthers Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. a.
Einfache Ausgabe: 8 Bände geb. in Halbfranz 21.50 M.
Pracht-Ausgabe: 8 „ „ „ 34.50 „

Hülsmann's Beiträge zur christlichen Erkenntnis für die gebildete Gemeinde. Neue vermehrte Ausgabe. Mit biographischer Charakteristik und dem Bildnis des Verfassers. 4 M., gebunden 5.20 M.

Hasenclever, Aus Geschichte und Kunst des Christentums. Preis 2 M., gebunden 3 M.

Schulze, G. W., Das Gleichnis vom verlorenen Sohne. Dem Christenvolke ans Herz gelegt und mit einer Zugabe in Liedern dargereicht. Preis 2 M., geb. 3 M., mit Goldschnitt 3.50 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung.

Cand. theol. mit absolv. Seminarkursus sucht Stellung als Haus- oder Institutslehrer.

Off. unter **H. D. 12** postlagernd **Enger** in Westfalen.

Ich suche für einen als Kaufmann ausgebildeten Mann von 29 Jahren mit guten Zeugnissen und von solider Lebensführung irgend eine **Vertrauensstellung** ev. auch als Schreiber oder niederer Beamter.

Eisenach.
B. Otto, Gymnasiallehrer.

In ein bürgerliches Haus wird für das Schuljahr 1892/93 ein Hauslehrer für zwei Kinder von 10 und. 11 Jahren per 15. April gesucht. Gehalt 500 Mark bei freier Station. Offerte erbittet

Robert Haehnel in **Falkenhorst** bei **Wolkenstein.**

Die glückliche Geburt eines Töchterchens zeigen ergebenst an

Straßburg, 17. Februar 1893.

Professor **Ficker** und Frau,
Mimi geb. v. Born.

Schönes Confirmations-Geschenk!

Billiges Gebet- und Communionbuch!

Eins ist noth!

Evangelisches Gebet-, Beicht- u. Communionbuch,

insbesondere für Confirmanden.

Eine Mitgabe für's Leben
von **Martin Bischoff,** Pastor.
12°. 224 Seiten. Mit einem Stahlstich.
Ausgabe A. Gepreßter Leinenband mit Rothschnitt Mark 1,20.
Ausgabe B. Reicherzierter Originalband mit Goldschnitt Mark 1,75.

In Partien noch billiger!

Würdig ausgestattet! Vorzüglich recensirt!
Vorräthig in allen Buchhandlungen, eventuell direct vom Verleger
Freiburg i. Schlesien. **Herm. Heiber.**

Würdige und sinnige Konfirmationsgaben

Allzeit im Herrn

Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung.

Herausgegeben von **F. Rogge,** Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von Karl Gerok. Sehr reich mit künstlerischen Bildern geziert. 3. Aufl. In Kleinquart. Prachtband 12,50 Mk.

Auf der Schwelle d. Lebens

Eine Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von **Helene Stökl.** Mit Titelbild und Widmungsblatt. Geb. 4 Mk.

Verlag v. Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Soeben erschien das erste Heft des VIII. Jahrganges der

Zeitschrift
für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgem. evangelisch-protestantischen Missionsvereins

Herausgegeben von
Prediger Dr. **T. Arndt** in Berlin, Pfarrer Dr. **E. Buß** in Glarus und Pfarrer **J. Happel** in Heubach.

Allen Freunden der evangelischen Mission wird diese reichhaltige Zeitschrift um ihrer ausführlichen Missionsberichte willen besonders aus den Kulturländern Ostasiens und wegen ihrer wertvollen Aufsätze über die verschiednen Zweige der Religionswissenschaft zum Abonnement (jährlich 4 Mark) bestens empfohlen.

A. Haack, Berlin NW. 7, Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien im Verlag von
Th. G. Fisher & Co., Cassel:

Der Glaube Jesu

Ein Evangelium
für das deutsche Volk aus den Evangelien

Ladenpreis 1 Mark

In dieser Schrift wird gegenüber den verwirrenden Glaubensstreitigkeiten unserer Tage auf den **Glauben Jesu** als die letzte Quelle und Norm dessen, was für evangelische Wahrheit zu gelten hat, hingewiesen, gegenüber dem immer lauter werdenden Vorwurf geistlicher Unwahrhaftigkeit gerade **auf der Grundlage einfachster Wahrhaftigkeit** eine religiöse Weltanschauung erbaut und gegenüber der wachsenden Gefahr völliger Religionslosigkeit der ursprüngliche Gottesglaube d. Stifters der christlichen Religion nach seinem natürlich einfachen Ursprung, seiner überwältigenden, einzigartigen Heldengröße und seiner segensvollen ethischen Triebkraft als Evangelium für die Gegenwart erwiesen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pf. D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Danksagung

Auf die Bitten in Nr. 48 und 52 der Christlichen Welt 1892 für den lungenkranken Cand. theol. zu einer Winterkur in Schreiberhau i. R. sind von 36 Gebern im Ganzen 198,55 Mark eingegangen. Gott vergelts!

Oelse b. Freib. Schl. Februar 1893. **E. Gebhardt, P.**

Passion, Ostern und Pfingsten!

Passionspredigten. Das Wort vom Kreuz. Passionspredigten in Beiträgen namhafter Geistlichen. Hrsg. von Lic. theol. **Gustav Leonhardi.** Geh. 1 Mk.

Konfirmationsreden. Heft II der unter dem Titel Im Reiche der Gnade erschienenen Sammlung von Kasualreden in Beiträgen namhafter Geistl. Hrsg. von Lic. theol. **Gustav Leonhardi.** Geh. 1 Mk.

Beicht- und Abendmahlsreden. Bildet das III. Heft der vorstehenden Sammlung von Kasualreden. Geh. 1 Mk.

Osterpredigten. Band II der unter dem Titel Festpredigten erschienenen Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Hrsg. von Superintendent D. **Emil Quandt.** Geh. 3 Mk. Geb. m. G. 4 Mk.

Pfingstpredigten. Band III der Quandt'schen Sammlung von Festpredigten. Geh. 3 Mk. Geb. m. G. 4 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung.

Fr. Richter in Leipzig, Königsstraße 8.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Soeben ist erschienen:

Das Neue Testament

unsers

Herrn und Heilandes Jesu Christi

(Neuer Hallischer Luthertext)

— Mit fünfzehn Vollbildern in Lichtdruck —

von **Heinrich Hofmann**

Geschmackvoll gebunden mit Goldschnitt 15 Mark.

Diese Ausgabe des Neuen Testaments mit den **einzigartigen unübertroffnen Heinrich Hofmannschen Bildern** wird bald eines der beliebtesten Geschenkwerke sein.

Die in gleichem Druck erschienene „Sternbibel" (in vorzüglichem Lederband 40 Mark) sei gleichzeitig als **rechte Hausbibel** warm empfohlen. Für das Alte Testament enthält diese 30 Bilder nach berühmten Meistern, außerdem eine praktische Familienchronik.

Beide Werke sind vortrefflich geeignet als

Patengeschenk zur Taufe oder Konfirmation, Hochzeits- oder Jubiläumsgabe.

Ein ausführlicher Prospekt über die Sternbibel steht portofrei von jeder Buchhandlung zu Diensten, er enthält Urteile von den Herren:

Bauer, Generalsuperintend. D.	Koblenz.	Jeep, Superintendent	Stendal.
Behrmann, Hauptpastor	Hamburg.	Kähler, Professor D.	Halle a. S.
Beyschlag, Professor D.	Halle a. S.	Kirnß, Prediger Lic.	Berlin.
v. Buchrucker, Ober-Konsistorialrat Dr.	München.	Kögel, Rudolf, Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat D.	Berlin.
Cremer, Professor D.	Greifswald.	Krummacher, Karl, Superint.	Elberfeld.
Dammann, Pastor	Essen a. R.	Meier, Oberhofprediger D.	Dresden.
Dilthey, Hofprediger	Weimar.	Pank, Superintendent D.	Leipzig.
Dryander, Generalsuperintendent D.	Berlin.	Poetter, Generalsuperintendent	Stettin.
Erdmann, Generalsuperintendent D. Dr.	Breslau.	Rogge, Generalsuperintend. D.	Altenburg.
Frommel, Emil, Hofpredig. D.	Berlin.	Rogge, Hofprediger D.	Potsdam.
Funcke, Otto, Pastor	Bremen.	Schmalenbach, Superintend.	Mennighüffen.
v. d. Goltz, Freiherr, Ober-Konsistorialrat Propst D.	Berlin.	Stoecker, Adolf	Berlin.
Hesekiel, Generalsuperint. D.	Posen.	Taube, Generalsuperintend. D.	Danzig.
Hölscher, Pastor D.	Leipzig.	Tiesmeyer, Pastor	Bremen.
		Weber, Pfarrer Lic.	M.-Gladbach.
		Zöckler, Professor und Konsistorialrat D.	Greifswald.

Perikopen — Parallelstellen — Klarer Druck.

Von den Hunderten warmer Besprechungen in der Presse seien nur hervorgehoben: „Christliche Welt" 1892 Nr. 50, Harnack-Schürers „Theologische Litteratur-Zeitung 1892 Nr. 24 und der Aufsatz im „Daheim" vom 17. Dezember 1892.

Für sehr verwöhnten Geschmack führen wir die Sternbibel sowohl, wie Hofmanns Neues Testament neben den Originalbänden in glattem Saffianlederband mit einfacher Goldlinie, Linienkreuz, innerer Kantenvergoldung und Hohlgoldschnitt. Die Preise stellen sich hierfür auf 48 und 25 Mark.

---

30 Stück 1 ℳ
60 Stück 2 ℳ

Konfirmationsscheine

100 Stück 3 ℳ
300 Stück 9 ℳ

in hübscher Ausführung mit 2 Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.

Jährlicher Absatz 30—40000 Stück! Probeschein gratis.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Einsendung portofrei.

Zu **Konfirmationsgeschenken** empfohlen:

Geistliche Lieder

Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen

nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister

Herausgegeben von

Konsistorialrat H. Ahlfeld, Professor Dr. H. Kretzschmar und Paul Stöbe

Gegen 700 Seiten.

Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt 6 Mk., in Satin mit Goldschnitt 7 Mk., in Atlas oder Kalbleder 12 Mk.

Den Lesern der Christlichen Welt liefert die Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung des Betrags zu folgenden **ermäßigten** Preisen: Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt für 4 Mk., in Satin mit Goldschnitt für 4.50 Mk., in Atlas oder Leder für 8,50 Mk.

Ein Besteller schreibt uns:

„Ich bin erstaunt über den reichen Inhalt, die treffende Auswahl und schöne Ausstattung des Buches."

Pfarrer K in B

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig**

Für die Konfirmationszeit:

Konfirmationsscheine, zwanzig, **Prachtausgabe,** mit Zeichnungen von Prof. **C. Andreae.**

1. Folge, 2. Auflage (20 Scheine) Preis 2 M.
2. „ 2. „ (20 „) „ 2 „
3. „ (20 Scheine) Preis 2 M.
4. „ (20 „) „ 2 „

Von diesen 4 Folgen enthalten die 1.—3. Scheine mit eingedruckten Sprüchen, die Scheine der 4. haben dagegen **einen leeren Raum zum Einschreiben selbstgewählter Sprüche,** wie dies von vielen Seiten gewünscht wurde.

Konfirmationsscheine, vierzig, mit Zeichnungen von **Otto Speckter.**

Dieselben 1. Folge, 9 Auflage, 1 M. 60 Pf.
2. „ 5. „ 1 „ 60 „

Ferner erschien:

Trauscheine, zwanzig, mit Zeichnungen von Prof. **C. Andreae.** 3 Hefte à 2 M.

Hiervon enthält Heft 1 und 2 je 20 Scheine mit eingedruckten Sprüchen, die Scheine des 3. Heftes haben dagegen einen leeren Raum zum Einschreiben selbstgewählter Sprüche.

Sämtliche Scheine liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Bielefeld und **Leipzig.** **Velhagen & Klasing.**

Verlag von Reuther und Reichard in Berlin

Für Ostern

Die christlichen Feste

— Gespräche aus der Gegenwart —

Herausgegeben von **Irenäus.**

Zweiter unveränderter Abdruck. 2 M., geb. 2,50 M.

Religiöse Weltanschauung

Gedanken über Glauben, Religion und Kirche

von **J. v. Marschall,**

Großh. badischer Wirklicher Geheimer Rat.

Dritte verbesserte u. vervollst. Aufl. 1,50 M., geb. 2 M.

Das Leben des Freiherrn vom Stein

von **Wilhelm Baur.**

Dritte, durchgesehene, **billige** Ausgabe.

Mit dem Bildnis Steins in Lichtdruck. Hübsch gebunden 2,40 M.

Aus meinem Leben

Mitteilungen von Dr. **H. Martensen.**

Drei Teile in einem Bande, mit dem Bildnis des Verfassers.

Zweite durchges. Aufl. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Gottesglaube und moderne Weltanschauung

von **J. H. Kennedy,** Doktor der Theologie.

Mit einer Einführung

von Dr. **Otto Zöckler.**

8°. XVI. 214 S. 4 M., geb. 5 M.

Geburtstagsbuch

für alle Tage des Jahres

Herausgegeben von **Frauenhand (Frau Professor L. Nickles.)**

Siebente Auflage.

Mit einer Kunstbeilage in ff. Photogravure, sowie 4 prächtigen Heliotypien. Min.-Form. In elegantem Kalikoband mit Goldschnitt 3 M.

Vorrätig in oder zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 11 Leipzig, den 9. März **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Sprache des Kreuzes — Jesus Christus, der einzige Gottesbeweis: 1. Von den sogenannten Gottesbeweisen — Das Ergebnis der jüngsten Verhandlungen über die Entstehung des Apostolikums. Nachgewiesen an D. Zahns Schrift „Das apostolische Symbol“: 1. Allgemeine Bemerkungen zu Zahns Schrift; 2. Die Entstehung des Symbols — Edmond Scherer. Schluß — Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege: 10. Die Frauen und die Armenpflege. Schluß — Verschiedenes: „Das einzige richtige Bild unsers Heilandes“; Ein empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk; Ein neues Bild von Professor Heinrich Hofmann in Dresden — Quittung — Anzeigen

Die Sprache des Kreuzes

Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Jes. 53, 5.

1

Im Altertum erzählte man von einer Memnonsäule, die durch ihr eignes Tönen zu Herz und Gewissen der Hörenden soll geredet haben. Wie vor einer solchen Säule steht die Christenheit, wenn sie um das Kreuz des sterbenden Heilandes versammelt ist. Denn das Kreuz auf Golgatha redet von selber allen Beschauern zu Herz und Gewissen. Es ist ja das Wort vom Kreuz eine Kraft Gottes, an Lebenden und Sterbenden aller Geschlechter durch die Jahrhunderte bewährt und noch heutigen Tages von gleicher Wirksamkeit, wo immer Seelen sind, die auf sich wirken lassen und nicht mit Gewalt ihre Gefühle und Empfindungen unterdrücken.

Darum haben die Worte, die wir dazu machen, im Vergleich mit der ursprünglichen und ureignen Kraft, die dem Worte, das vom Kreuze an uns ergeht, von selber innewohnt, immer nur etwas Abgeleitetes, sie haben keine eigne Kraft, sondern sind nur Mittel, um die Kraft näher zu bringen, und sie sollen nichts andres sein wollen.

Ebenso bedarf aber dieses Wort vom Kreuze nicht erst unsrer menschlichen Auslegung; wie es selber zu uns redet, so legt es sich auch selber aus, und zwar nicht nur auf irgend eine bestimmte Weise, wie es Menschen in dieser oder jener Lehre und Formel sich zurechtgelegt haben, sondern so, daß es jeder Einzelne nach seinem besondern Vermögen verstehen kann. Angesichts des sterbenden Jesus am Kreuze gilt alle Menschenmeinung, woher sie auch stamme, nichts; da stehst und fällst du allein deinem Herrn, und was der Herzenskündiger dir zu sagen hat, ist besser, als was wir und andre dir sagen.

Aber freilich, wir wollen und sollen das Gedächtnis der Passion nicht nur ein jeder für sich in stillem Bedenken des Kreuzestodes Jesu feiern, sondern vereint mit der Christenheit, und da wiederum nicht in stummer Beschaulichkeit und sprachlosem Ueberlegen dessen, was das Wort vom Kreuze uns sagt. Wir müssen davon reden und das aussprechen, wessen das Herz voll ist, einer mit dem andern seine Empfindung bekennen und Antwort geben auf das, was in dem Sterben Jesu uns gesagt wird. So wird doch das Unsagbare, das unsre Seele empfindet, in Worte gefaßt werden müssen, in Gebet, Gesang und Predigt.

Um so den rechten Ausdruck für das gemeinsam Empfundne zu finden, wird sich die Christengemeinde in allen ihren Gruppen und Kirchen immer wieder gern an das oben vorangestellte Wort des großen Evangelisten im Alten Bunde halten. Dieser Prophet stellt sich mit uns unter das Kreuz Jesu Christi. Er faßt die Empfindung, die uns erfüllt, in die rechten Worte zusammen, indem er sagt: Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet.

Wenn heute ein mit Jesu ganz Unbekannter herzuträte und sich mit uns unter sein Kreuz stellte, er hätte ohne Zweifel sofort den Eindruck: Strafe liegt auf ihm, Strafe ist es, die an diesem Gekreuzigten vollzogen wird, eine schwere, ja vielleicht die schwerste Strafe, die Menschen verhängen können. Und wenn er dann stehen bliebe und die Qualen, die ein Gekreuzigter ausstehen muß, mit ansähe, er müßte kein menschliches Fühlen kennen, wie die abgestumpften römischen Kriegsknechte, oder mit herzloser pharisäischer Härte die Stimme des Herzens ertötet haben, wenn er eine Befriedigung gleich den Schriftgelehrten und Hohenpriestern über den Vollzug des vermeintlichen Rechtes empfinden sollte. Nein, wenn er noch irgend ein empfängliches Gemüt besitzt, so muß er Mitleiden fühlen mit dem Unglücklichen, auf dem solche Strafe lastet. Denn eine heilige Sache ist der Unglückliche; möchte er auch nach Recht und Verdienst im Unglück sein, das erbarmende Mitgefühl der Menschen wendet sich ihm zu, und sein Leid durch ein unmenschlich hartes Wort zu erhöhen hütet sich, wer das Herz auf dem rechten Flecke hat. Und nun dieses edle Antlitz, in dem keine Spuren von Sünde und Schuld zu entdecken sind, in dem nichts zu erkennen ist von der harten Resignation des Verbrechers, die sich auf dem Gesichte des Schächers zu seiner Linken ausprägt, und die wunderbaren Worte, zu denen der sterbende Mund sich öffnet: Vergebung für die, die ihn kreuzigten, Gnade des Himmelreichs für den, der neben ihm leidet, sorgende Liebe zu den Seinen, die in der Welt sind, noch bis ans Ende! Wer da Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der muß ja wohl merken, daß hier etwas Wunderbares vorgeht, daß er hier etwas gefunden hat, das sonst nirgends zu finden ist, und sein Herz wird, wenn er auch noch nichts Weiteres vernommen hat, wider die seine Stimme erheben, die die Strafe auf ihn gelegt und an ihm vollzogen haben. Sein Herz wird schon so von dem, auf dem die Strafe liegt, gewonnen sein, daß, wenn er ihn sterbend seine Seele in des Vaters Hände befehlen hört, ausrufen muß mit dem heidnischen Hauptmann: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch gewesen!

Nun, uns ist der Gekreuzigte nicht bloß ein Unbekannter, ein unbekannter Unglücklicher, dem erst das Herz zuschlägt, weil er als ein Unglücklicher, ein schuldlos Unglücklicher uns vor Augen tritt. Wir kennen seinen ganzen Wandel, sein gesamtes heiligendes Arbeiten und liebreiches Wirken für andre; wir kennen auch die ganze Verworfenheit, die Heuchelei und Selbstgerechtigkeit, die Furcht- und Gewissenlosigkeit derer, die ihn ans Kreuz gebracht haben, und es regt sich zuerst auch in uns beim Anblick des Gekreuzigten etwas von dem Unwillen und der Erbitterung gegen die Feinde des Herrn, wie es unsre Vorfahren empfanden, die bei der ersten Kunde von der Kreuzigung des Herrn unwillkürlich an den Knauf ihrer Schwerter griffen, um die Verurteilung des Unschuldigen, um solche

Schlechtigkeit an seinen Feinden zu rächen. In der That, unser Herz ist voll Wehmut über so viel Schmerzen, voll Unmut über so viel menschliche Roheit, voll Bekümmernis darüber, daß Strafe auf ihm liegt, der unschuldig und reines Herzens war, voll Entrüstung, daß die Sünder sich zu Vollstreckern eines ungerechten Gerichts über den Schuldlosen aufwerfen dürfen! Welch eine Verwechslung! Die Schuldigen kreuzigen den Unschuldigen, die Selbstsüchtigen töten den, der sich selbst verleugnete, der nicht das Seine suchte, sondern das Wohl des andern sein Leben lang schaffte, die Ungerechten spotten über den Gerechten. Missethäter gehen straflos aus; von dem, der von keiner Sünde wußte, heißt es: Die Strafe liegt auf ihm.

Aber mit solchen Gedanken ist unsre Bewegung nicht am Ziel. Die Frage, die sich uns nun aufdrängt, ist die: Was waren das für Menschen? Sind wir von andrer Art als jene Menschen zu Jerusalem? Schauen wir doch einmal in unser Herz, auf unsre Gesinnung, da wir so hart über andre Menschen urteilen! Ach, wird es uns nicht bei dem ersten Blick in unser Inneres wind und weh; denn wir haben im Grunde, wenn wir über jene Juden und Männer in Jerusalem ergrimmten, uns selber das Urteil gesprochen. Wir waren nicht dort dabei, als sie Jesum hinausstießen; aber wie oft haben wir nicht auch ihn und seine Weisung zurückgewiesen, nicht annehmen wollen, was zu unserm Frieden dient! Wir waren dort nicht dabei, als er im Rate der Juden verurteilt wurde; aber haben wir nicht oft schon uns für das entschieden, was gegen ihn war, dem nachgegeben, was nicht zu ihm führte! Wir waren nicht dabei, als im Pochen auf die eigne Gerechtigkeit man von Bußfertigkeit nichts wissen wollte und ihn verwarf; aber wie oft haben wir auch dem Eigenwillen nachgegeben und von dem Gesetz in unsern Gliedern uns hinreißen lassen! Sehen wir nicht die Wurzeln dessen, was in den Feinden und Richtern war, die den Herrn zum Kreuzestode verurteilten, in uns, dieselbe Unbußfertigkeit, die von ihm nichts hören will, dieselbe Selbstsucht, die sich immer weiter breit macht! So ist es eine viel tiefere Erregung, die sich unser bemächtigt, eine viel aufregendere und angreifendere Bedeutung, wenn wir sagen: die Strafe liegt auf ihm; die Strafe ist es ja, die Menschen, denen wir gleichen, ihm aufgelegt haben, die Strafe, die wir ihm auferlegten, unsre Strafe liegt auf ihm. Er kam zu uns in sein Eigentum, und wir, die Seinen, nahmen ihn nicht auf, sondern stießen ihn von uns und töteten ihn. Ohne daß wir wollen, unter seinem Kreuze müssen wir uns selber verurteilen; da tritt uns unsre Art, unser Unwesen entgegen, das schließlich selbst davor nicht zurückschreckt, den Helfer, der jedermann nur Gutes erwies, den Unschuldigen, der von keiner Sünde wußte, dem Tode zu überantworten. Da tritt uns, wie nirgends sonst, unsre Sünde in ihrer Schrecklichkeit und Verwerflichkeit vor Augen, da geht uns mit vollster Klarheit die Erkenntnis unsrer Schuld auf. Unter dem Kreuze sprechen wir das Gericht über uns und unsre Sünde. Da bekennt voll Scham und Reue unser Herz: wo wir als die größten Sünder, die Strafe verdient haben, erscheinen, haben wir Strafe verhängt; unsre Strafe, unsre, die vielmehr wir erleiden sollten, unsre Strafe, die wir über ihn gebracht haben, liegt auf ihm.

K M

Jesus Christus, der einzige Gottesbeweis

Uebersicht: 1. Daß die sogenannten Gottesbeweise keine Beweiskraft haben; 2. Daß es im Interesse des Glaubens keine Gottesbeweise geben darf; 3. Daß sich ebenso wenig mit dem rechten Begriff von Gott die Beweisbarkeit Gottes verträgt; 4. Daß wir die volle Gewißheit von Gott, die wir auf andern Wegen vergebens suchen, allein in Jesus Christus haben.

1. Von den sogenannten Gottesbeweisen

Beweise für das Dasein Gottes sind in der Christenheit gebräuchlich gewesen, seit es in ihr eine Theologie giebt, d. i. seit dem zweiten Jahrhundert. Die Apologeten, jene Männer, denen wir überhaupt den Grundriß unsrer herkömmlichen Dogmatik verdanken, haben mit andern Stücken der natürlichen, außerhalb christlicher Offenbarung aufgekommenen Theologie auch dieses uns zugeführt. Die größten Gelehrten und Denker der Kirche haben sich weiter darum bemüht, kleinere Geister haben ihr Scherflein beigetragen, und im siebzehnten Jahrhundert konnte der Jesuit Athanasius Kircher nicht weniger als 6561 Beweise für das Dasein Gottes zählen. Neuerdings rechnet man nur wenige: nach Kants Kritik der reinen Vernunft kann es überhaupt nur drei geben, doch fügt er selbst in seiner Kritik der praktischen Vernunft noch einen vierten hinzu.

Es liegt mir fern, mit einer philosophischen Kritik ermüden zu wollen. Die schwache Seite der sogenannten Gottesbeweise ist von den Verschiedensten so scharfsinnig und überzeugend nachgewiesen, daß heute kaum jemand sich offen und frei zu ihnen bekennen mag. Im Geheimen aber hält man doch noch vielfach mehr davon, als erlaubt ist, und schmuggelt die Gedankengänge, deren Unzulänglichkeit man vorn anerkannt hat, durch ein Hinterthürchen wieder ein. Insbesondre im katechetischen Unterricht, in der Volksschule wie vor den Konfirmanden, spielen die populäreren Gottesbeweise noch eine verhängnisvolle Rolle. Verhängnisvoll darum, weil die Vernünftigkeit solcher Erwägungen und Schlüsse dem Kinde sehr wohl einleuchtet: wenn es aber ein Mann wird und anders darüber urteilen lernt, wirft es mit den gebrechlich erfundenen Stützen seines Gottesglaubens nur zu schnell diesen selber beiseite.

Wenn wir hier gegen die sogenannten Gottesbeweise streiten, so thun wir das selbstverständlich in einem rein religiösen Interesse. Das wird in den drei folgenden Abschnitten deutlich zur Geltung kommen. Immerhin müssen wir heute wenigstens an einem Beispiel uns von der Unzureichendheit des sonst beliebten Beweisverfahrens vor dem Forum des Verstandes und der allgemeinen Erfahrung überzeugen. Denn diesen Maßstab an sie anzulegen fordern ja die Gottesbeweise, so wie sie von Haus aus gemeint sind, von jedermann. Und wenn sie so vernünftig wären, wie sie vorgeben, würde unser Glaube mit dieser Thatsache sich irgendwie abfinden müssen.

Der Gottesbeweis, der in der populären apologetischen Litteratur und im Unterricht die größte Rolle spielt, ist der kosmologische und in Verbindung mit ihm der teleologische.

Der kosmologische Beweis schließt von dem Dasein des Kosmos, der Welt, auf einen Urheber. Wie natürlich scheint dieser Schluß, und wie betrüglich ist er doch! Es ist ein Analogieschluß, und zwar ein ganz schlechter. Wir kennen ja viele Dinge, die einen Urheber haben, aber von unzähligen Dingen kennen wir einen solchen nicht. Warum sollen sich nicht die Dinge irgendwie gegenseitig verursachen? Was hier Wirkung ist, ist dort Ursache, und so fort in endlosem Kreislauf. Oder sollte es der Vernunft nicht würdiger sein, stillzustehn an der gegebnen Schranke und zu sagen: Woher nun diese Welt schließlich ist, ob einer und wer sie gemacht hat, weiß ich nicht, als vorzugeben, daß sie von sich aus als letzte Ursache der Welt Gott gefunden habe? Und schließlich, wenn die Vernunft eine letzte Ursache setzt und nennt sie „Gott," was ist damit erklärt und bewiesen? Mir fällt da immer jene wahre Geschichte ein von dem Knaben, der mit seinem Vater über Land ging und fleißig fragte: Wer hat denn das gemacht? Wer hat denn das gemacht? Und der Vater antwortete redlich, und zumeist wußte er nichts andres zu sagen als: Das hat der liebe Gott gemacht. Da fragte das Kind: Wer hat denn den lieben Gott gemacht? Antwort: Der hat sich selber gemacht! Das muß aber schwer sein! sagte der Knabe. Im Grunde war er doch noch nicht am Ende des Fragens angekommen.

Weil der Einwand gegen den kosmologischen Beweis, daß die Welt ihren zureichenden Grund doch auch in sich selbst tragen könnte, zu nahe liegt, nimmt man in der Regel mit ihm den teleologischen Beweis zusammen. Telos heißt auf griechisch Zweck. Der teleologische Beweis schließt aus der Zweckmäßigkeit der Welt auf einen vernünftigen Urheber. Führte jener erste Beweis im besten Falle zu einer letzten Weltursache, so dieser zu einer höchsten Intelligenz als Weltursache, zu einem weisen Schöpfer. In dieser Wendung gewinnt die Beweisführung viel Anziehendes für jedes fromme Gemüt.

Aber dieser teleologische Beweis beruht auf unrichtiger,

weil unvollständiger Beobachtung. Der wundervolle Bau unsers Leibes mag mit Recht der Gegenstand unsers frommen Erstaunens sein; aber ist er nicht ebenso die Ursache vieler Unfälle, Beschwerden, Krankheiten und Leiden? Was nützt das kunstvolle Werk des Auges dem Blinden? Ist nicht der Organismus je feiner desto zarter, desto leichter zu verletzen und zu zerstören? Ja ist dieser wunderbare Leib nicht recht eigentlich dazu da, sich endlich selbst zu verzehren, zu sterben und zu verwesen?

Oder die Herrlichkeit des Frühlings, sie stimmt uns zur Andacht, zum Lobe des Schöpfers. Aber eine einzige Frostnacht nimmt dem Phänomen seine Beweiskraft, sie macht ebenso dem ästhetischen Genuß wie den materiellen Hoffnungen, die in der Frühlingsluft sich verschmolzen, mit Einem Schlage ein Ende.

Und die Welt als Ganzes? Mag sie uns in vielem Betracht einen harmonischen Eindruck machen: es muß einer doch wenig zu Hause sein an den Krankenbetten, in den Hütten der Armut, an den Gräbern, an den Brut- und Brandstätten der Sünde, wenn er den teleologischen Beweis mitsamt der ganzen teleologischen Weltansicht nicht zu dem alten Eisen wirft. Wohlgemerkt: als vernünftigen Erfahrungsbeweis. Im Zeitalter der sozialen Frage, in einem Zeitalter, wo wir nüchtern beobachten, sehen gelernt haben, soll niemand uns sagen, daß diese Welt, in der wir leben, erfahrungsgemäß die beste aller Welten sei. Gegen solche Schwärmerei, gegen solch mangelhafte Beobachtung hat der Pessimismus sein Recht.

Will jemand dagegen die Zweckmäßigkeit im Kosmos behaupten als Glaubensansicht und Glaubensurteil, das ist etwas ganz andres! Sehen wir doch eben darin eine Hauptleistung des christlichen Glaubens, daß er die handgreiflichen Unzweckmäßigkeiten der Welt uns ansehen, beurteilen lehrt als zweckmäßige Schickungen unsers Gottes. Der zweifelhaften Lage der Dinge, wie die Vernunft sie begreift, setzt der Glaube sein Dennoch! entgegen und sieht alles licht und vollkommen — sub specie aeterni, unter dem Scheine des ewigen Lichts. Es sind in Wahrheit christliche Anschauungen, die wir an die Welt der Schöpfung heranbringen, wenn wir unter gewissen Eindrücken den Preis des Schöpfers singen und aus den Werken der Natur seine Weisheit und Güte wahrnehmen. Matthias Claudius redet, wie er ausdrücklich ausspricht, nicht als Philosoph, sondern als Christ, wenn er in seiner Chria schreibt:

Mir kann kein Mensch auf Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und dann ahndet mir von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Matthias Claudius hat Recht, daß er in diesen Gedankengängen kein Philosoph ist, aber er irrt darin, wenn er meint, ihm ahne draußen im Walde von einem Unbekannten: er denkt an den Gott, zu dem er dank Jesu Christo von Kind auf sein Vaterunser gebetet hat.

Dabei wollen wir uns heute nicht aufhalten, daß der Christ noch eine andre Betrachtung der Welt kennt, die den teleologischen Beweis vollends ins Unrecht setzt, jene, die Johannes im ersten Briefe zu Worte kommen läßt, wenn er 5, 19 sagt: „Die ganze Welt liegt im Argen," die den Teufel den „Fürsten dieser Welt" heißt. . . . Lieber wollen mir mit allem Nachdruck darauf hinweisen, wie dieser ganze Versuch vernünftiger Beweisführung in der Praxis nur zu oft mehr Schaden als Nutzen stiftet. Ich behaupte, daß diese Praxis schuld daran ist, daß viele am Glauben ihrer Kindheit sind irre geworden. Unzureichend und unhaltbar wie dieser Gedankengang ist, macht er die ganze im Zusammenhang damit vorgetragne Lehre verdächtig, sobald der Mensch aus geläuterter Erfahrung das Trügerische jenes Vernunftschlusses kennen gelernt hat. Es genügt an jene berühmte Stelle in Goethes Dichtung und Wahrheit zu erinnern:

Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im tiefsten erschüttert. Am 1. November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuern Schrecken. Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her, der königliche Palast zum Teil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien: denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wütet eine Schar sonst verborgner oder durch dieses Ereignis in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebnen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt, und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür. . . .

Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, das überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

Diese Ratlosigkeit des Knaben Goethe ist kein Wunder, wenn ihm der erste Glaubensartikel erklärt worden ist, wie es heute noch vielfach geschieht, als ein Stück der natürlichen Theologie, wenn er den weisen, gütigen, väterlichen Gott kennen gelernt hat unter dem Zeichen der teleologischen Naturansicht statt unter dem Zeichen des Kreuzes.

Was aber die merkwürdigen Thatsachen anlangt, auf die der teleologische Beweis sich gründet, so müssen wir — auf dem Boden rein vernünftiger Erwägung — zugeben, daß sie, ganz ähnlich wie beim kosmologischen Beweis, auch eine andre Deutung zulassen als jene, die zu keinem Gott führt. Ein großartiger Versuch in dieser Richtung ist von Darwin gemacht worden; andrer Versuche müssen wir von Seiten der Naturwissenschaft gewärtig sein. Wir haben kein Interesse daran, daß die Wissenschaft von Gott rede im Sinn einer Hypothese, die in jedem Augenblick von einer bessern verdrängt werden kann.

Aber damit lenken wir schon zu unserm zweiten Satze hinüber, daß es im Interesse unsers Glaubens überhaupt keine Gottesbeweise geben dürfe. Das zu erhärten, daran liegt uns viel mehr als an dem Nachweise der Selbstauflösung dieser Vernunftschlüsse durch andre vernünftige Erwägungen. R

Das Ergebnis der jüngsten Verhandlungen über die Entstehung des Apostolikums

Nachgewiesen an D. Zahns Schrift „Das apostolische Symbol"

Uebersicht: 1. Allgemeine Bemerkungen zu Zahns Schrift; 2. Die Entstehung des Symbols; 3. Die einzelnen Artikel und das Neue Testament.*)

1. Allgemeine Bemerkungen zu Zahns Schrift

So wenig Wert die meisten der durch den „Streit um das Apostolikum" hervorgerufnen öffentlichen Kundgebungen an sich und für die Leser dieses Blattes besitzen: eine vor kurzem erschienene Schrift über diesen Gegenstand, „Das apostolische Symbolum. Eine Skizze seiner Geschichte und eine Prüfung seines Inhalts von Th. Zahn, D. und ord. Professor der Theologie in Erlangen (Erlangen und Leipzig 1893)," darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der Feuilletonist der Kreuzzeitung (1893 Nr. 47), der es „dahin gestellt bleiben" ließ, „inwieweit diejenigen, die für den Gebrauch der Leser der Christlichen Welt die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen zurechtstutzen," an dieser Schrift nicht vorübergehen werden, kann sich also beruhigen. Da ich mich an jener Zurechtstutzung bisher nicht beteiligt habe, darf ich vielleicht die Vermutung wagen, daß, wie nach meiner Beobachtung die frühern gelehrten Arbeiten Zahns, so auch diese jüngste in den Kreisen seiner theologischen Gegner eifriger studirt werden dürfte als bei den Männern seiner Richtung, die mit wenigen Ausnahmen sich für seine Beweisführung nicht interessiren und die dort an die Forderungen

*) Man würde es uns übel auslegen, wenn wir Zahns Schrift unbeachtet ließen. Wenn wir sie aber besprechen, so kann das nur mit näherem Eingehen geschehen. D H

moderner Wissenschaft gemachten Konzessionen nicht bemerken oder nicht bemerken wollen, sondern sich nur dessen freuen, daß in Zahn ein Mann von anerkannter Gelehrsamkeit und seltenem Scharfsinn die Wahrheit der kirchlichen Ueberlieferung wieder einmal erwiesen hat.

Jedenfalls hat Zahn Recht, wenn er bei dem Streit um das Apostolikum in den weitern Kreisen der Theologen die erforderliche Kenntnis der Sachen nicht wahrgenommen hat, und wir sind ihm dankbar, daß er sich bemüht hat, diesem Mangel abzuhelfen mit einer historischen Betrachtung des Streitobjekts, die in einer für jeden Gebildeten verständlichen Form, ohne doch auf streng quellenmäßige Beweisführung zu verzichten — das gelehrte Material ist in die Anmerkungen verwiesen — eine unparteiische Orientirung über die Geschichte des apostolischen Symbols und über sein Verhältnis zu der biblischen Grundlage sich zum Ziel setzt. Ausdrücklich erklärt er S. 1, sein Buch solle keine Streitschrift sein; wahrscheinlich hat er nur deshalb jedwede Bezugnahme auf verwandte Forschungen von Harnack und Kattenbusch auch da, wo das sehr auffällt (z. B. 72 n. 2, 88 n. 1), unterlassen, um nicht durch Polemik gegen sie den Charakter seiner Schrift zu ändern und sie dadurch dem so durchaus friedfertigen und stillen Gemüt des verewigten Caspari, dem er sie gewidmet hat, allzu fremdartig zu machen.

Auf einzelne Mißverständnisse gegnerischer Ansicht wird man gleichwohl gefaßt sein; dazu rechne ich es, wenn S. 6 die Vorwände von den Gründen der Abneigung gegen das apostolische Symbol unterschieden werden: soweit mir bekannt, hat niemand gewisse Bestandteile des zweiten Artikels bestritten, weil das Symbol, das sie enthält, erst aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert stamme, sondern man hat nur die Berufung auf das Symbol als Garanten ihrer Apostolizität wegen seiner Jugend zurückgewiesen. Unmotivirt erscheint mir auch die Anklage auf „Mangel an gutem Willen oder Kenntnis der Dinge," „wenn man im Streit des Tages den Namen des apostolischen Symbolums vielfach mit einer gewissen Beharrlichkeit auf diejenige Rezension desselben beschränkt, die in den späten Zeiten des kirchlichen Altertums entstanden und dann sehr allmählich im Abendlande zur Herrschaft gelangt ist"; denn die Gemeinde weiß eben nur von diesem apostolischen Symbol, und die Unantastbarkeit nur dieser Fassung wird so leidenschaftlich behauptet.

Später aber folgen Aeußerungen, die zwar die Kreuzzeitung gegenüber den Entstellungen einer falschmünzerischen Theologie „selbstverständlich" findet: ob sie der Würde einer wissenschaftlichen Untersuchung, die nicht einmal Streitschrift sein will, angemessen sind und Unbefangenheit des Verstehens und Urteilens verraten, möge der Leser nach einer Auswahl begutachten. Relativ harmlos und kaum ganz neu ist die Bemerkung S. 55: „Der alte Kerinth" — der den eigentlichen Christus mit dem Menschen Jesus bei dessen Taufe eine nur bis zur Leidenszeit währende Personalunion eingehen ließ — „würde unter unsern modernen Theologen eine gar nicht so fremdartige Erscheinung sein"; ihre volle Schärfe wird S. 57 klar, wo das angebliche Wort des Apostels Johannes berichtet wird: Laßt uns fliehen, damit das Bad nicht zusammenbreche, in dem Kerinth, der Feind der Wahrheit, weilt.*) Mindestens streitschriftlich scheint es mir zu klingen, wenn nach S. 102 die Betrachtungen von L. A. Petri über das apostolische Symbol unendlich mehr Verständnis der christlichen Wahrheit und Erfahrung der Höhen und Tiefen menschlichen Lebens und Kraft gefunden, stichhaltigen Denkens enthalten sollen, als die gesamte Litteratur, die die heute sich vordrängende theologische Schule bis jetzt hervorgebracht hat, und das alles in einer deutschen Sprache, die ihre Kraft und Würde von der Wahrhaftigkeit hat. Ich stehe

*) In der Kirchengeschichte des Eusebius (3,28) lesen wir: Der Apostel Johannes sei . ... einstmals in eine Badestube gekommen, um sich zu baden, aber sobald er bemerkte, daß Kerinth innen sich befinde, sei er zurückgesprungen und zur Thür hinausgeeilt, ohne es über sich gewinnen zu können, mit ihm nur unter einem Dache zu bleiben. Deshalb habe er auch seinen Begleitern geraten und ihnen zugerufen: Laßt uns fliehen! Die Badestube möchte einfallen, da Kerinth, der Feind der Wahrheit, darinnen ist. D H

der Ritschlschen Schule, die Zahn hier im Auge hat, ganz fern, welchen Wert aber dieser an den Haaren herbeigezogne Angriff mit unbeweisbaren Verdächtigungen hier haben kann, gestehe ich nicht zu begreifen. Das Stärkste freilich leistet Zahn S. 75 in der Prüfung der Schriftmäßigkeit des: am dritten Tage auferstanden von den Toten. Diese Prüfung hätte sich der Verfasser ersparen können, da niemand die Einstimmigkeit der apostolischen Ueberlieferung über diesen Satz bestreitet. Zahn macht hier den Leser glauben, wir hätten die widerwärtige und widersinnige Erscheinung eines innerkirchlichen „Kampfes um das Apostolikum" nicht — wenn jeder Theolog (!) sich jährlich einmal ehrlich fragte, ob er 1. Kor. 15, 20 freudig bekennen könne oder es mit denen halte, „welchen der Spott der Heiden und die Lüge der Juden so sehr imponirt, daß sie trotz ihres Christennamens sagen: Auferstehung von Toten giebt es nicht!" Kläglich sei es zu sehen, daß und wie Männer, die überdies gelehrte Theologen sind und Lehrer des Christentums sein wollen, an dem so überaus einfachen Ja oder Nein und den unausweichlichen Konsequenzen der einen oder andern Antwort sich vorbeischleichen. Und nicht nur von schweigendem Sichvorbeidrücken an dem leeren Grabe Jesu oder von Anleihen beim Heiden Celsus oder bei dem Juden Spinoza redet dann noch Zahn; er schließt den Abschnitt mit der an 1. Kor. 15, 33 anknüpfenden Erklärung: „Verderblicher für den Charakter als der oft sehr lehrreiche Umgang mit Heiden und Juden ist die Gewohnheit, sich mit zweideutigen Antworten auf das unzweideutige Entweder-Oder des Apostels Paulus und des vorstehenden Satzes unsers Bekenntnisses zu begnügen." Bisher hat es nicht für vornehm gegolten, auch nur in Streitschriften den Charakter wissenschaftlicher Widersacher zu — kritisiren; bisher nicht für christlich, einen Gegner so zu bekämpfen, daß man vor dem Publikum eine Karrikatur von ihm zeichnet und ihn durch bodenlose Unterschiebungen dem allgemeinen Ekel preisgiebt: „das Widerwärtigste und Widersinnigste" ist meines Erachtens bei diesem innerkirchlichen Kampfe, daß in ihm, trotzdem bis jetzt nur Männer das Wort ergriffen hatten, von denen jene Thorheiten, jener Skeptizismus und jene Lügenhaftigkeit mit keinem Schein des Rechts angenommen werden können, ein hervorragender Führer der einen Partei sich soweit vergißt, die Ausgeburten seines Zorns und seines Mißtrauens schlankweg als zweifellose Thatsache den nur zu sehr zur Zustimmung geneigten Lesern vorzutragen, daß er es sich und ihnen so bequem macht, die Gegner einfach als Feinde des Christentums zu verachten und einen Kampf, der aus der Not christlicher Gewissen hervorgewachsen ist, als Wiederaufnahme des uralten Kampfes von Heiden und Juden wider das Evangelium, sonach als einen außerkirchlichen zu behandeln.

2. Die Entstehung des Symbols

Man thut aber gut, in Zahns Arbeiten solche Ausbrüche der Leidenschaft zu ignoriren: es bleibt genug Förderndes und Erfreuliches übrig. Das gilt hier vornehmlich von dem ersten Teile (S. 4 bis 48), der eine Uebersicht über die Geschichte des apostolischen Symbols von seiner Entstehung an geben will. Im Anschluß an ältere, wohl nicht gebührend gewürdigte Aufsätze korrigirt da Zahn in einigen Punkten die seit Casparis grundlegenden Forschungen herrschende Vorstellung von dieser Geschichte und sucht sie zu vervollständigen. Immerhin ist das Erfreulichste für den unbefangnen Leser, zu sehen, wie weitgehende Uebereinstimmung über fast alle wichtigen Fragen hier bereits erzielt ist; erhebliche Differenzen zwischen Harnack und Zahn sind nur ausnahmsweise vorhanden. Auch Zahn erkennt das heutige apostolische Symbol als das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung an, auch nach Zahn ist es nur eine von den vielen Formen, die das sehr alte Taufbekenntnis angenommen hat; auch nach Zahn finden wir es zuerst im fünften Jahrhundert in der Kirche Südfrankreichs, von wo es sich dann sehr allmählich im Abendlande weiter, auch nach Rom verbreitet hat. Er betont nun lebhaft, daß gerade unser heutiges Symbolum den Namen des apostolischen zunächst nicht gehabt habe, daß eine viel ältere Form des Bekenntnisses in andern Kirchen lange vorher so benannt und entsprechend — als von den zwölf

Aposteln am Pfingsttage aufgesetzt — betrachtet worden sei. Letzteres ist unbestritten, ersteres meines Erachtens von Zahn nicht erwiesen; die naheliegende Folgerung, daß auch die heutige Form des Symbols durch eine andre, längere oder verkürzte ersetzt werden dürfte, ohne daß die Kirche dadurch zu Grunde geht, vermeidet Zahn zu ziehen. Mit Recht spricht er der südgallischen Kirche das Verdienst zu, „das alte Taufbekenntnis, das während des vierten Jahrhunderts in den verschiednen Kirchenprovinzen in den mannigfaltigsten Variationen gebraucht wurde, zu einem rhythmisch wohllautenden Stück der Liturgie ausgestaltet zu haben"; wobei nur nicht vergessen werden darf, daß Zusätze wie „niedergefahren zur Unterwelt" und „Gemeinschaft der Heiligen" natürlich nicht im Interesse der Rhythmik gemacht worden sind. — Einigkeit besteht darüber, daß die Grundform aller lateinischen Taufsymbole das Taufbekenntnis ist, das die Gemeinde von Rom seit etwa 200 bis in das sechste Jahrhundert hinein mit zäher Treue festgehalten hat, um 200 noch im griechischen Wortlaut, später, als die griechische Sprache aus dem Kultus verdrängt worden war, in genauester lateinischer Uebersetzung. Wir kennen diesen Wortlaut; es fehlen, von Kleinigkeiten zu schweigen, im ersten Artikel die Worte: Schöpfer Himmels und der Erden, im zweiten: gelitten, gestorben, niedergefahren zur Hölle (auch hieß es da: geboren aus heiligem Geist und Maria, der Jungfrau); der dritte Artikel lautete viel kürzer als jetzt: und an heiligen Geist, eine heilige Kirche, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches. Dieses ihr Symbol hat die römische Kirche nicht mit der gallischen Umformung vertauscht; sie hat es, gewiß unter griechischem Einfluß, nach 500 gänzlich fallen gelassen und das nicäno-konstantinopolitanische Bekenntnis an die Stelle gesetzt; wieder einige Jahrhunderte später hat sie, nachdem sie auch ohne Apostolikum weitergelebt hatte, das Symbol der Franken übernommen und es langsam zur allgemeinen Anerkennung im Abendlande gebracht.

Diese Sätze sind Gemeingut der heutigen Wissenschaft, aber gegenüber den Mitforschern behauptet Zahn, daß auch das altrömische Symbol nicht immer so ausgesehen habe, wie nach 200; daß es zwar bedeutend früher in Rom zu finden gewesen und von Rom anderswohin, z. B. nach Afrika, überbracht worden ist, aber in einer, wie die Schriften des Bischofs Irenäus von Lyon um 185 und des Presbyters Tertullian zu Karthago um 200 beweisen, abweichenden, altertümlichern Gestalt, einer Gestalt, wie sie etwa 180 auch in der kleinasiatischen Kirche (Smyrna-Ephesus) nachweisbar ist. Ich kann dieser These Zahns nur beipflichten. Darnach hätte der erste Artikel gelautet: Ich glaube an einen Gott, den Allgewaltigen; auch das Wort „Vater" für später zu halten, ist wenigstens das Wahrscheinlichere. Die Schwierigkeiten, die diese Betonung der Einheit oder Einzigkeit Gottes im Kampf mit den Monarchianern bereitete, veranlaßte die Ausmerzung; auch der Zusatz „Vater" erklärt sich aus den Interessen der Ausbildung des Trinitätsdogmas. Für die Altertümlichkeit des „einen" Gott spricht alles; ein energischer Protest gegen jeden Polytheismus war anfangs fast unentbehrlich. Die orientalischen Kirchen haben dies „einen" oder „einzigen" auch fast alle beibehalten, die römische Rezension von etwa 210 hat dort eben keinen Eingang mehr gefunden.

Nicht so einleuchtend wie diese mit musterhafter Präzision begründete Behauptung erscheint mir die Ausführung über das Taufbekenntnis des Ketzers Marcion, der vor 145 in Rom den überlieferten Glauben bekannt haben soll. Weil in dem Marcionitischen Texte von Gal. 4, 24 ff. die Worte standen . . . „unser aller Mutter, die (uns) hineingebiert in die heilige Kirche, zu welcher wir uns bekannt (oder »der wir Treue gelobt«) haben," und das an letzterer Stelle gebrauchte Wort ἐπαγγέλλεσθαι sonst auch das Gelübde bezeichnet, durch das sich einer zum Christenglauben bekennt, hält Zahn die Folgerung für unweigerlich, daß die Worte eine heilige Kirche in dem Taufbekenntnis Marcions und somit in dem römischen Symbolum von 145 enthalten waren. Notwendig ist diese Deutung der Worte wohl nicht; eine sonst nicht begründete Hypothese wäre hiermit allein nicht zu stützen. Dagegen wird Zahn wieder darin Recht haben, wenn er bei dem Märtyrer Justinus, der um 150 mehrere große

Schriften in Rom verfaßt hat, Spuren eines formulirten Bekenntnisses wahrnimmt, das dem römischen sehr ähnlich sieht, und wenn er daraus, daß Justinus um 130 in Ephesus getauft worden ist, nun schließt, daß um diese Zeit bereits Ephesus dasselbe Taufbekenntnis besaß, das wir um 170 (nach Zahn schon 145) zu Rom im Gebrauch finden, das aber Justinus gewiß auch in Rom wiedergefunden hatte, als er von Kleinasien dahin übersiedelte. Zahn brauchte kaum auf Widerspruch zu rechnen mit seinem Satz (S. 37): „Sicher ist, daß das . . . Taufbekenntnis, welches Justinus um 130 in Ephesus gelernt . . . hat, spätestens um 120 irgendwo entstanden ist," wenn er das „irgendwo" fortgelassen hätte. Den andern gilt die Entstehung des Symbols in Rom als gewiß. Widerlegt ist ihre Anschauung auch jetzt nicht; das Symbol könnte ja, wie manches andre, von Rom nach dem Osten gewandert sein; aber allerdings über den Wert einer guten Hypothese kommt die Rede von dem römischen Symbol nicht hinaus.

Leider kann sich nun Zahn bei diesem vorsichtigen „spätestens um 120 irgendwo" nicht beruhigen. Der Inhalt des Symbols würde es ja gestatten, mit der Entstehungszeit „selbst bis in die Lebenszeit des Paulus und des Petrus hinaufzugehen." Trotz der auch von ihm beklagten Wortkargheit der Quellenschriften will er „einige anspruchslose Bemerkungen" wagen, die sich unter der Hand zu einer vollkommnen Vorgeschichte des Symbols gestalten und in der abschließenden Skizze von dem wahrscheinlichen Hergang bei der viele Jahrhunderte umfassenden Entwicklung unsers Symbols, S. 46 ff., gar nicht mehr abgehoben werden von den wirklich und allgemein „wahrscheinlich" erachteten Thatsachen.

Zahn glaubt, daß es schon zur Zeit der Missionsreisen des Paulus in dem Gebiete dieser Mission „ein mehr oder weniger fest formulirtes Taufbekenntnis" gab. Daß das Schweigen der „Lehre der zwölf Apostel" über ein solches Bekenntnis kein Gegengrund ist, will ich gern zugeben. Aber von den Argumenten, die Zahn zu Gunsten seiner Hypothese anführt, erscheint mir keins stichhaltig. Es soll „selbstverständlich" sein, daß schon zur Zeit der ersten Missionsreise Pauli „der Täufling beim Empfang der Taufe ein Glaubensbekenntnis abzulegen pflegte" — eine in Ermanglung irgend eines Beweises (was ist denn in der Geschichte überhaupt selbstverständlich?) ebenso wertlose Behauptung wie die, daß es viel näher liegen mußte, dem Taufbekenntnis und Taufgelübde eine bestimmte, regelmäßig anzuwendende Form zu geben, als liturgische Gebetsformeln beträchtlichen Umfangs vorzuschreiben. Die Formulirung dieses Schlusses, der auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, ist für Zahns Argumentation bezeichnend. Die als sicher vorausgesetzte „Vorschreibung" umfangreicher liturgischer Gebetsformeln beschränkt sich selbst bei Zahn darauf, daß das „älteste Kirchengebet" im ersten Klemensbrief (etwa 97 n. Chr. geschrieben) „nicht als eine völlig freie Schöpfung des Briefverfassers" angesehen werden kann, und daß die frühestens im zweiten Jahrhundert verfaßte „Apostellehre" Abendmahlsgebete vorschreibt für den gewöhnlichen Gebrauch, „die allem Anschein nach aus der Apostelzeit und aus der Kirche Palästinas stammen." Da die Apostolizität dieser liturgischen Formeln selbst von Zahn nicht einmal ernsthaft vermutet wird, dürfte es „näher liegen," über ein apostolisches Taufbekenntnis nichts zu vermuten. Freilich soll ja nun Paulus „zum Ueberfluß" bezeugen, daß zu seiner Zeit ein Glaubensbekenntnis vor der Taufe abgelegt wurde, und Zahns Scharfsinn weiß auch dessen Hauptinhalt zu rekonstruiren; nur schade, daß die Belegstellen 1. Tim. 6, 11 ff., 4, 1; 2. Tim. 2, 2. 8. 3, 10 ff. alle aus Briefen entnommen sind, deren Abfassung durch den Apostel bloß von sehr wenigen Sachverständigen noch für haltbar angesehen wird. Jene Briefe machen in jedem Punkte den Eindruck, Produkte des zweiten Jahrhunderts zu sein; in den zweifellosen Paulusbriefen fehlt jede Anspielung auf solch ein Bekenntnis, selbst da, wo sie wahrlich nahe gelegen hätte, 1. Kor. 15! Denn nach Zahn bezog sich das schon von Timotheus — also später von den Korinthern erst recht — „erlernte" kurze Bekenntnis „erstens auf Gott, den Erzeuger alles Lebens, zweitens auf Christus Jesus," den es bezeichnete „als den aus dem Samen Davids hergekommnen,

vor Pontius Pilatus gestandnen, von den Toten erweckten, der dereinst wieder erscheinen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten." Die Hauptelemente dieser Formel hört er auch noch in den Ignatiusbriefen durchklingen, außerdem werde jener Bischof von Antiochien um 100 die „Jungfrau Maria" in seinem Symbol gehabt haben. Eine Seite tiefer wird dann ruhig von dem Taufbekenntnis der Paulinischen Zeit gesprochen — während doch selbst Zahn günstigstenfalls nur die Existenz eines solchen wahrscheinlich gemacht haben könnte! —, es wird seine Uebereinstimmung mit dem um 130 zu Rom und Ephesus gebrauchten in der allgemeinen Anlage und bezüglich einzelner Ausdrücke konstatirt, allerdings auch auf charakteristische Abweichungen hingewiesen, indem es das „aus Davids Geschlecht" oder „Davids Samen" enthielt, das in den übrigen wechselnden Formen des Taufsymbols ausnahmslos fehlt. Also muß „das" Paulinische Symbol vor 120 „irgendwo und irgendwann" zu dem römischen Symbol um 180 umgearbeitet worden sein, und nur, ob das in Ephesus oder in Rom oder an einem dritten Ort geschehen ist, wagt Zahn nicht mehr zu entscheiden. Die Motive zur Umarbeitung, insbesondere zur Beseitigung des „aus Davids Geschlecht" sind ihm klar. Dieser Ausdruck „war die natürliche Form für die Zeit, da das Evangelium vorwiegend den Juden gepredigt wurde, die auf den Davidssohn warteten. Als der rein heidenchristliche Charakter solcher Gemeinden, wie die von Ephesus und Rom, entschieden war, und fast nur noch Neubekehrte aus den Heiden getauft wurden, war es natürlicher, die Davidische Abkunft auf sich beruhen zu lassen und dagegen andre, für die Heiden wichtigere und verständlichere Momente in die kurze Formel neu aufzunehmen oder, sofern sie schon im Taufbekenntnis enthalten waren, stärker zu betonen."

Den Schluß der Erörterungen Zahns über die Geschichte des Apostolikums bildet der Satz: „Die Sage, wonach die Apostel vor Beginn ihrer Missionsreisen das nach ihnen genannte Symbolum festgestellt haben, enthält mehr geschichtliche Wahrheit und Weisheit, als die Behauptung, das apostolische Symbolum sei ein Erzeugnis des fünften oder sechsten Jahrhunderts." Ueber Weisheit erlaube ich mir kein Urteil, hinsichtlich der Wahrheit werden aufmerksame Leser Zahns nur mit höchster Ueberraschung diese Bevorzugung römisch-katholischer Tradition vor dem Ergebnis protestantischer Wissenschaft lesen können. Daß das, was heute jeder Christ unter dem apostolischen Symbol versteht, so wie es lautet und wie es leidenschaftlich als unantastbar von vielen vertreten wird, nicht vor dem fünften Jahrhundert entstanden ist, hat Zahn dem Leser selber gesagt; daß die größere Hälfte dieses Symbols, und zwar seine wesentlicheren Sätze, schon in den Kirchen des zweiten Jahrhunderts nachweisbar sind, hat niemand bestritten, ebensowenig, daß die meisten dieser Sätze Bestandteile der apostolischen Verkündigung sind. Der schillernde Ausdruck: „Erzeugnis des fünften und sechsten Jahrhunderts" trifft entweder Zahns eigne Aussagen, oder er konstruirt eine Albernheit, deren Existenz Zahn doch nicht erst denen, die bloß die Schlußergebnisse Zahnscher Forschung für sich zurechtstutzen, einreden oder beglaubigen sollte.

Im wesentlichen besteht zwischen Zahn und seinen theologischen Gegnern volle Einigkeit. Selbst wenn wir alle seine Thesen, auch die bezüglich des von Timotheus erlernten Taufbekenntnisses uns aneignen, werden wir Zahn als wertvollsten Bundesgenossen in der geschichtlichen Begründung einer freien Haltung gegenüber dem Apostolikum begrüßen. Man kann, wenn man es nicht schon weiß, von ihm lernen, daß das Apostolikum eine lange „Entwicklungsgeschichte" hinter sich hat, daß die Kirche, trotzdem sie wußte oder zu wissen glaubte, daß die Bekenntnisformel unmittelbar von den Aposteln rühre, immer wieder Umarbeitungen, Aenderungen daran vorgenommen hat, daß der Grundsatz, ein Abthun oder ein Zuthun zu dem frühren Bestande als Frevel am Symbolum zu betrachten, „in Rom selbst ebensowenig wie anderwärts immer gegolten hat," endlich daß man solche Aenderungen sich erlaubte, sobald neue Interessen der Kirche es zu fordern schienen, um 100 das Interesse der Heidenmission, nach 200 das Interesse der Polemik wider den Monarchianismus, zuletzt unter anderm die Neigung zu rhythmischer Abrundung. Sonach dürfte die Wahrheit die sein, daß unser Symbol ein Werk der Kirche ist; nur wer an die Unfehlbarkeit der Kirche glaubt, kann und darf die Unfehlbarkeit des Symbols behaupten; hier spreche ich mit Zahn (S. 3): Qui credit in auctorem, credit et in opus auctoris.*) Wieso ein Abthun oder Zuthun, das bis 600 kein Frevel war, sondern trotz des Glaubens an direkt apostolischen Ursprung der Formel geübt wurde, 1892, wo jener Glaube endgiltig aufgegeben ist, ein so schamloses Beginnen sein soll, das zu begreifen wird nur einem Infallibilisten leicht sein; wenn die Kirche unter veränderten Verhältnissen um 100 zweifellos apostolische Sätze der Bekenntnisformel wie den von der Davidischen Abkunft Jesu „auf sich beruhen ließ" und für ihr nunmehriges Publikum „wichtigere und verständlichere Momente" aufnimmt, dann sollte es Verrat an der Kirche Gottes sein, unter wiederum veränderten Verhältnissen Elemente dieser Formel, deren apostolischer Ursprung recht zweifelhaft ist, lieber auf sich beruhen zu lassen und durch Sätze, die dem modernen Christen wichtiger und verständlicher sind, zu ersetzen, wenn andernfalls die Kirche in Gefahr ist, den Einfluß auf Unzählige zu verlieren? J

Edmond Scherer

5

Wir könnten hiermit unsre Untersuchung schließen. Die Grenze ist überschritten, die die beiden einander feindlichen Weltanschauungen, die natürliche und die sittliche, von einander trennt. Indem Scherer die Sünde so erklärt, wie er es thut, hat er aufgehört, ein Christ zu sein. Es ist jedoch für unsern Gegenstand und für den apologetischen Zweck, den wir uns gesetzt haben, wichtig, die Entwicklung bis in ihre letzten Konsequenzen zu verfolgen und zu sehen, wie dieselben Gründe, die Scherer von der christlichen Ueberzeugung abgebracht haben, ihn auch von jeder andern Gewißheit abbringen werden. Wenn wir sehen, wie sein religiöser Skeptizismus ihn zum absoluten Skeptizismus führt, wenn wir beobachten, wie die Stellung, die er in Zukunft zu allem Bestehenden einnimmt, in letzter Instanz von seiner Stellung zum Christentume abhängig ist, so dürfen wir daraus den unwiderleglichen Schluß ziehen, daß das Christentum eine Realität ist. Und so kommt es am Ende, daß dieser Mann, der zuerst unsern Glauben verwirrte, gerade dazu beitragen muß, ihn aufs neue zu befestigen.

Scherer ist kein Christ mehr, doch er bleibt religiös, bleibt es noch eine Zeitlang infolge des Mystizismus, der noch in ihm fortlebt. Das Interesse für das geschichtliche Christentum und für kirchliche Dinge ist ihm geblieben. In Artikeln wie: Die Apokalypse von Kommodian, England und die religiöse Kritik, Peter Gratry, Josef de Maistre, M. Veuillot und die katholische Partei u. s. w. stellt er Betrachtungen an über ihre Veröffentlichungen, bespricht ihre Entwicklung und ihre Aussichten. Eine Arbeit über Lamennais vom Jahre 1854 zeigt ihn uns in das Studium des Uebernatürlichen vertieft, er leugnet es zwar nicht gerade entschieden, ist aber doch auf dem Wege, es zu thun, ohne es selbst zu wissen. Auf diese Frage mußte er notwendigerweise kommen und ebenso notwendigerweise sie in negativem Sinne lösen. Denn sie ergiebt sich aus dem Problem der Sünde, mit dem sie so eng zusammenhängt, wie der Folgesatz sich aus dem Lehrsatz ergiebt. Die Lösung des einen kündigte die Lösung des andern an. Den Dualismus des Gewissens im Menschen, den der Verfasser geleugnet hat, muß er jetzt, will er sich keiner Inkonsequenz schuldig machen, auch in der Geschichte der Welt leugnen. Wenn der Mensch nicht frei ist, so ist auch Gott nicht frei; und somit herrscht ein absoluter Monismus in der aufsteigenden Weltentwicklung.

Diesen Gegenstand behandelt das dritte der berüchtigten theologischen Gespräche (1857). Der Dialog entwickelt sich zwischen Scherer und Montaigu, einer eigentümlichen Persön-

*) Wer an den Urheber glaubt, glaubt auch an das Werk des Urhebers.

lichkeit, die Scherer hier zum erstenmale vorführt, die später jedoch bei jeder entschiednen Epoche seines Geisteslebens wiederauftritt und niemand anders ist als Scherer selbst, sein zweites Ich. Der Dialog wird in ernstem Tone geführt, ist gedrängten Inhalts und von jenem schwermütigen Ernste durchhaucht, der am Abend einer verlornen Schlacht über dem Schlachtfelde schwebt. Die Logik wird vertreten durch Montaigu. Seine Beweise sind klar und genau; seine Sprache, scharf wie ein zweischneidiges Schwert, dringt bis ins Innerste der Seele und zerreißt sie ohne Erbarmen. Scherer selbst spielt die Rolle eines gläubigen Theologen, der den Beweisen andrer zugänglich, über seine eignen Entdeckungen beunruhigt und in seinen teuersten Ueberzeugungen schmerzlich getroffen ist .... Augenscheinlich ist es nur das getreue Echo jenes innern Dialogs, in dem Scherer bis an sein Ende das Für und Wider erwog und seinem Geiste durch Feststellung des Zweifelhaften und Gewissen den Frieden zu verschaffen suchte. Es ist begreiflicherweise unmöglich, den Inhalt eines Gesprächs wiederzugeben, das ganz den Charakter einer Plauderei trägt und sich durch tausend Verschlingungen hindurchwindet. Wir lassen hier nur die letzten Seiten folgen:

Mir ists manchmal, sagte Montaigu, als ob die Geschichte der Menschheit sich innerhalb folgender Grenzen bewegte: Die Welt beginnt mit der Religion, und da man alle Erscheinungen in der Natur auf eine erste Ursache bezieht, so sieht man überall eine Gottheit. Dann kommt die Philosophie. Sie entdeckt die Verkettung der Mittelursachen und die Gesetze, nach denen sie wirken, und beschränkt dadurch das göttliche Eingreifen sehr, indem sie sich auf den Begriff der Notwendigkeit stützt (denn das Notwendige allein gehört in das Gebiet der Wissenschaft, und die Wissenschaft ist nur die Kenntnis des Notwendigen). So trachtet sie darnach, ihren grundlegenden Prinzipien entsprechend, Gott ganz aus der Welt auszuschließen. Sie geht noch weiter; sie gelangt dahin, die menschliche Freiheit zu leugnen, gleichwie sie Gott geleugnet hat. Wie das zugeht, ist begreiflich. Die Freiheit ist eine wirkende Ursache-außerhalb der Verkettung der natürlichen Ursachen, eine erste Ursache, eine Ursache, die ihren Grund in sich selbst hat. Die Philosophie, die sie sich also nicht erklären kann, fühlt sich gedrungen, sie zu leugnen. Eine streng folgerichtige Philosophie wird immer fatalistisch sein. Doch eben darin liegt der Grund ihres Verfalls und ihrer Selbstauflösung. Wenn sie keinen andern Gott kennt als das Weltall und im Menschen nur das oberste Säugetier erblickt, so ist sie nichts weiter als Naturgeschichte. Die Naturgeschichte ist die Wissenschaft materialistischer Zeitalter, und in einem solchen (nebenbei gesagt) befinden wir uns. Doch der Materialismus ist nicht das letzte Wort des Menschengeschlechts. Unter fürchterlichen Katastrophen bricht der Bau einer entarteten und entkräfteten Gesellschaft zusammen; die eiserne Pflugschar der Revolution gräbt blutige Furchen in die Reihen der Völker, daraus die neuen Geschlechter hervorsprießen. Die verzagte Seele faßt aufs neue Glauben; sie glaubt an die Tugend; sie findet die Sprache des Gebetes wieder. Auf das Jahrhundert der Renaissance ist das Jahrhundert der Reformation gefolgt, auf das Deutschland Friedrichs des Großen das Deutschland von 1812. Also entsteht der Glaube immer wieder aufs neue aus seiner Asche. Ach! die Menschheit schwingt sich auf, nur um immer wieder den eben beschriebnen Lauf zu beginnen. Kommt sie wenigstens wie unsre Erde, indem sie sich um sich selbst dreht, im Raume vorwärts? Und wenn sie vorwärts kommt, welchem Ziele strebt sie zu?

„Wohin, o Herr, im weiten Himmelsraum zieht doch die Erde?"

Montaigu schwieg. Eine Antwort schien mir nicht nötig. Wir waren bewegt, schüttelten einander die Hände und trennten uns. Sobald ich zu Hause angekommen war, versuchte ich mir unser Gespräch, das mich mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Traurigkeit erfüllte, ins Gedächtnis zurückzurufen und aufzuzeichnen. Für eine Zeit allgemeiner Umwälzungen wie die unsre bin ich nicht geschaffen, das fühle ich; meine Sympathie gehört der Vergangenheit, und dennoch „es giebt eine Tiefe im menschlichen Leben, aus der kein Weg wieder hinaufführt." So sehe ich mich fortgerissen von den Ueberzeugungen meines Geistes, einer Zukunft entgegen, die mir weder Interesse noch Vertrauen einflößt.

Mit diesem Gedanken endet das Gespräch, ohne einen rechten Schluß zu finden. Das ist dramatisch und tief tragisch. Scherer sieht schmerzlich zurück auf eine Vergangenheit, die er zwar nicht verleugnet, von der er sich jedoch langsam und entschlossen loslöst. Die neue Bahn liegt offen vor ihm, er muß sie beschreiten; er weiß es und thut es. In stolzer Einsamkeit vollendet er, mit Gleichmut und Entsagung gerüstet und von seltsam finsterm, unbezähmbarem Mute beseelt, schweigend sein Geschick. Ein Spielball der zerstörenden Mächte, in deren Gewalt er sich begeben hat, wird er bald zum völligen Wrack.

Hegel ist sein letzter Halt vor dem allgemeinen Skeptizismus, und das Hegelsche System die letzte Schutzwand, die ihm den tiefen Abgrund verhüllt. Er hatte sich mit dem deutschen

Philosophen genau bekannt gemacht und dessen spekulativem Pantheismus nach und nach den Platz eingeräumt, den sein abnehmender christlicher Moralismus noch frei ließ. Es war vorauszusehen, daß der Meister des Intellektualismus eine starke Anziehungskraft auf den ausüben mußte, der derselben Erkenntnistheorie wie er anhing, und den ebenso leidenschaftlich wie ihn selber das Verlangen nach Einheit des Denkens beseelte. Der Aufsatz, den er ihm im Jahre 1861 widmete, bezeugt eine fast gänzliche Uebereinstimmung mit seinen Ideen.*) Folgende von Gréard zitirte Sätze scheinen uns am charakteristischsten:

Hegel, schreibt Scherer, hat uns die Achtung vor den Thatsachen und ihre Vernünftigkeit gelehrt. Durch ihn wissen wir, daß alles, was ist, das Recht hat zu sein. . . . Daher die gewaltige Methode seiner Untersuchung und Kritik. . . . Wir gestalten die Welt nicht mehr nach unser Einbildung, sondern lassen uns im Gegenteil von ihr gestalten und bilden. . . . Für den modernen Gelehrten ist alles wahr, alles an seinem richtigen Platze: in der Stellung, die ein Ding einnimmt, liegt seine besondre Wahrheit. Das Gebäude der alten Welt beruhte auf dem Glauben an das Absolute. Religion, Politik, Moral, Litteratur — allem war der Stempel dieses Begriffs aufgedrückt. . . . Man kannte nur zwei wirkende Kräfte: Gott und den Teufel; die Menschen waren in zwei Lager geteilt: die Guten und die Bösen; zwei Plätze gab es in der Ewigkeit, zur Rechten und zur Linken des Richters. Der Irrtum war ganz auf einer Seite; die Wahrheit ganz auf der andern. Heute giebt es für uns weder Wahrheit noch Irrtum. Wir haben nicht mehr eine Religion, sondern Religionen; nicht mehr eine Moral, sondern Sitten; nicht mehr Prinzipien, sondern Thatsachen. . . . Und gerade darum — welch ein wunderbares Verständnis der Geschichte! Wie hell ersteht die Vergangenheit vor unsern Augen! Die langen Reihen der Völker, der Gang der Zivilisationen, der Geist der Zeiten und der Sprachen, der Sinn der Mythologien, die Begeisterung in den Dichtungen der Nationen, das Wesen der Religionen sind lauter Enthüllungen der modernen Wissenschaft. . . . In der Auslegung der Vergangenheit, diesem Maßstabe unsers Urteils, liegt zugleich das Geheimnis der Zukunft. Wesen und Ordnung der Dinge erheischen, daß eine Wahrheit erst durch ihr Gegenteil vollkommen wird, daß eine Behauptung nicht wahrer ist, als das gerade Gegenteil davon, daß jede Behauptung eine Gegenbehauptung hervorrufen muß, um mit ihr vereint zu einer höhern Wahrheit sich emporzuschwingen; daß das Augenblickliche, Gegenwärtige eine nur flüchtige Existenz hat, die in seinem Erscheinen sowohl wie in seinem Verschwinden besteht, eine Existenz, die kaum geschaffen, schon wieder dahin ist. Es genügt also nicht, zu sagen: Alles ist nur relativ, mit Bezug auf etwas andres; wir müssen hinzufügen: Alles ist Beziehung. Nichts existirt schlechthin. Das Dasein ist ein ewiges Werden. Das Wahre ist nicht an sich wahr. Es giebt keine fest bestimmte Wahrheit. Es giebt nur Wahrheiten, die werden, indem sie sich zerstören. So birgt die Wissenschaft die Kritik in sich. Die vernünftige Gliederung der Systeme ist ihre Aufeinanderfolge, und das einzig gerechte und nützliche Urteil, das man über sie fällen kann, ist das, was sie während ihrer Umgestaltung selber über sich bilden.

Diese enthusiastische Verherrlichung der Thatsachen, der sinnlichen, äußern Thatsachen, die an sich schlechthin berechtigt und maßgebend sind, birgt dennoch einen geheimen Idealismus. Scherer erkannte eine tiefe Harmonie und innere Verwandtschaft in den Dingen der Erscheinungswelt, weil er den innern Zusammenhang der Welt ahnte, weil er diesen Organismus als in fortschreitender Entwicklung begriffen sah. Trotz allem standen also, wie das sich nun auch verhalten mochte, die Thatsachen im Dienste einer Idee, deren Ausdruck sie sind, also etwas nur Vorübergehendes: der Idee eines Fortschritts im Werden. Scherer hat die Erbschaft des Hegelschen Idealismus angetreten. Doch er sollte sie wieder verlieren, wie er aller andern verlustig geworden war. Denn der Begriff des Fortschritts hängt von dem Begriffe des Guten ab. Leugnet man das Gute, so ist Fortschritt nichts weiter als ein der menschlichen Vernunft unzugänglicher Begriff einer zwecklos fortgesetzten Bewegung. Die Dinge, durch ihr bloßes Dasein gerechtfertigt, kommen und gehen in Dunkel gehüllt, an sich zufällig und willkürlich. Und der Verstand, dem jedes Kriterium zu ihrer Beurteilung fehlt, muß sich mit passiver Kenntnisnahme begnügen. Er kann wohl noch die innere Verkettung von Ursache und Wirkung erfassen, ist aber nicht mehr fähig, sie zu verstehen, weil er sie nicht mehr beurteilen kann. Zur selben Zeit, wo dem Menschen der Unterschied zwischen Gut und Böse entschwindet, geht ihm auch das Verständnis für das Weltganze verloren. Da er sich

*) Erschienen in der Revue des Deux Mondes, kurz vor seiner Abreise von Genf. Dieser Aufsatz begründete seinen Ruf in Frankreich, öffnete ihm die Pforten der politischen Journalistik und der schönwissenschaftlichen Kritik.

blindlings gegen die ihm unbegreifliche, doch unumstößliche Thatsache der Erscheinungswelt geschleudert fühlt, so verfällt er in einen nominalistischen Phänomenismus, der nur eine andre Bezeichnung ist für den Skeptizismus.

Die Geschichte dieses Skeptizismus ist die Geschichte Scherers während der letzten Jahre seines Lebens. Er hatte mit der Verwerfung der Stimme des Gewissens den Anfang gemacht und allein der Idee Glauben beigemessen; von nun an geht es unaufhaltsam bergab, bis auch der Glaube an diese Idee, der er alles geopfert hatte, dahin ist. Wie ein krankhaft überladenes Organ platzt, wenn es die Kräfte des ganzen übrigen Körpers in sich aufgesogen hat, also muß sein immer zunehmender Intellektualismus sich durch seine eigne Thätigkeit zerstören.

Denn es ist der geheime Zweck jeder Theorie, das Einzelwesen durch ein vernünftiges Band, das edler ist als das einfach Thatsächliche, mit dem großen Urwesen zu verknüpfen. Keine Synthese könnte sich auf Beobachtungen aus der Erscheinungswelt allein stützen. Sie geht immer aus dem doppelten Bedürfnis des Herzens und des Verstandes hervor. Wir sind in dem Maße geistige Wesen, daß wir die Ketten, mit denen wir gebunden sind, erst rechtlich begründen wollen, bevor wir sie anerkennen. Die Freiheit ist in dem Maße der Grund unsers Wesens, daß wir uns erst dann mit dem menschlichen Leben ausgesöhnt fühlen, wenn wir sie auch in der Theorie anerkannt wissen. Doch um die Stimmen der Vernunft besser hören zu können, hat Scherer gerade die Stimme des Herzens erstickt. Weil er alles anerkennt, kann er nichts mehr anerkennen; er kann keine Theorie mehr besitzen: er betrachtet die Dinge, läßt sie über sich ergehn und bescheidet sich. Er vertraut nur der Logik; doch indem er das sittliche Element aus seinem Denken ausscheidet, nimmt er ihm thatsächlich alles, was es noch an Wirklichem hatte. Um sich hiervon zu überzeugen, lese man die letzten Betrachtungen, die aus seiner Feder geflossen sind, die letzten Lehren, die der Greis nicht lange vor seinem Tode einem unsrer jüngern Schriftsteller*) gab:

Wozu die Welt, und wozu das Leben? Gott bewahre mich davor, diese Fragen ins Lächerliche ziehen zu wollen. Ich verkenne weder ihren im gewissen Sinne hohen moralischen Wert, noch das tiefe, ergreifende Interesse, das sie besitzen, und dennoch — Sie müssen mir schon gestatten, es auszusprechen — höre ich sie nie, ohne dabei an die Geschichte von dem goldnen Zahn zu denken. Sie kennen sie: die Gelehrten Europas kommen mit ihren Erklärungen, die Hochschulen veröffentlichen ihre Memoiren, bis endlich einer auf den Einfall kommt, das wunderbare Gebiß selbst zu betrachten. . . .

Die erste Pflicht des denkenden Menschen ist, sich mit den Bedingungen menschlicher Erkenntnis vertraut zu machen und sich alles Suchen und Fragen, das sich mit diesen nicht verträgt, zu untersagen, nicht weil es zu hoch hinausgeht, sondern weil es sinnlos ist. Er hütet sich vor Wörtern wie: unergründlich, unerreichbar, wunderbar — woran sich die Einbildungskraft des Dilettanten berauscht. Der Grund, weshalb wir die genannten Probleme nicht berühren dürfen, ist einfach der: weil sie auf einer petitio principii, einer Voraussetzung, die erst bewiesen werden muß, beruhen.

Wenn Sie fragen, warum die Welt sei, so nehmen Sie an, daß sie einen Anfang und folglich eine Ursache habe, daß sie auf ein Ziel zusteure und folglich einer Absicht entspringe. Sie geben das in Frage Stehende zu. Es empört Sie der Gedanke an all die Pein, an all das Ekelhafte, das uns das Leben enthüllt. Es widerspricht Ihrem Sinn für Gerechtigkeit, es erfüllt Sie mit dem tiefsten Erbarmen, wenn Sie bedenken, welche Blut- und Thränenströme täglich auf der Erde fließen. Wie sollte man Ihnen diese innere Empörung, die aus ihrem edelmütigen Herzen kommt, verargen? Doch wie kann man andrerseits umhin zu fragen, mit welchem Rechte Sie das All als Ihren Gemütsbewegungen unterworfen betrachten? Mit welchem Rechte Sie es mit dem Maße Ihres Begriffsvermögens messen? Mit welchem Rechte Sie ihm die Begriffe des Guten und Gerechten unterschieben, an die wir freilich nicht minder fest gebunden sind als an unsre Haut, die für die äußere Natur jedoch völlig fremd sind? Was ist da zu machen? Und wozu der Widerspruch des Gewissens? Die Welt ist nun einmal eine Thatsache; nicht wir regieren sie, sie schließt uns völlig ein; und darüber spekuliren, was sie sein könnte oder sollte, ist ein ebenso fruchtloses Bemühen, wie wenn die Geometer Berechnungen über die vierte Dimension anstellen.

Ich weiß wohl, was Sie erwidern werden. Das sei also all der Beistand, den ich Ihnen in Ihrer Ratlosigkeit geben könnte, all der Trost, den ich für den edlen Kummer ihrer Seele bereit habe? Nun ja, das ist alles; und doch wären Sie im Unrecht, wenn Sie meinten, es sei nichts. Wenn Sie darüber nachdenken, werden Sie erkennen, daß diese Wahrheiten, wie bitter oder trocken sie auch sein mögen, ihre beruhigende Kraft besitzen. Man hat etwas gelernt, wenn man zu der Einsicht gekommen ist, daß es unter den Fragen, die den menschlichen Geist am meisten beschäftigt haben, welche giebt, die keine Lösung und keinen Sinn haben. Und für den Frieden der Seele ist es nicht gleichgiltig, ob man die Pflicht der Ergebung verstanden hat. Die Dinge nehmen, wie sie sind, sich daran gewöhnen, sie als die unabweislichen Lebensbedingungen hinzunehmen, ist ein sehr schönes Rezept der Resignation. Leidet man deswegen nicht weniger, so lehnt man sich doch weniger gegen seine Leiden auf; die Traurigkeit ist ohne Bitterkeit, der Schmerz ohne Leidenschaft. Der Protest, den die Sittlichkeit erhebt, bleibt bestehen, das ist nur zu wünschen, doch er trägt nicht mehr den Charakter fieberhaften kindischen Trotzes. „O Weltenall, ich will, was du willst," rief Sankt Mark Aurel.

*) Ed. Rod gelegentlich seines Buches: Der Sinn des Lebens. Diese Stelle stammt aus einem der letzten Artikel Scherers im Temps (24. Januar 1889), wenige Wochen vor seinem Tode.

Was ist das anders, als ein Verzicht auf menschliche Persönlichkeit und Menschenwürde? Was in aller Welt bleibt da dem Menschen noch, das ihn zum Menschen macht? Wo bleibt das Feuer der Begeisterung, die Kraft zu lieben oder zu hassen, zu kämpfen und zu siegen? Der Lebensnerv ist durchschnitten. Vom Nichts trennt einzig und allein nur der Zufall der physischen Existenz. Der Selbstmord ist vollbracht. Scherer konnte sterben, er war schon tot.

Furchtbare Rache der verkannten Wahrheit! Unversöhnliche Rache des Gewissens, das den, der ohne es leben zu können wähnt, zur Verzweiflung oder zu trübem Stumpfsinn verdammt! Das Bild von Scherers Tode muß uns tiefes Mitleid erwecken; aber man muß doch sagen, es ist nicht ohne Gerechtigkeit. Es hat sich an ihm erfüllt, was da gesagt ist: „Wer da sündiget, soll sterben." Die größte aller Sünden aber ist die Leugnung der Sünde.

6

Wir überlassen es denen, die sich für das traurige Unternehmen begeistern können, das zu preisen, was man gewöhnlich Scherers theologische Selbstbefreiung nennt. Wir unsrerseits können dies Ende eines an glänzenden Hoffnungen so reichen und mit so schönen Aussichten begonnenen Lebens nur beklagen. Doch früh schon ward es von einem furchtbaren — soll ich sagen unheilbaren? — Uebel angenagt, das die mittelalterliche Scholastik der Kirche und die Kirche unserm Jahrhundert vererbt hat: dem Intellektualismus. Wie Amiel, wie Taine und Renan, wie die meisten unsrer Schriftsteller, unsrer Philosophen und Gelehrten, wie fast die ganze Jugend unsrer Schulen, wie eine Reihe selbst unsrer Theologen — denn der Intellektualismus kann, so lange er unbewußt bleibt und im Gefolge des Dogmas auftritt, orthodox und fromm sein, ohne deswegen weniger unheilvoll zu sein — ist Scherer ein Opfer des Intellektualismus, obgleich er bei ihm durch sein Temperament und durch jene strenge von seiner unerschütterlichen Aufrichtigkeit herrührende Logik eigenartig gestaltet ist. Der verhängnisvolle Irrtum des Intellektualismus ist aber der, daß er die Welt mit dem Verstande zu erfassen sucht, bevor er sie durch das Pflichtbewußtsein ergriffen und dadurch dem Wissen eine Gewißheit gegeben hat, die einzig und allein im Gewissen liegt.

Scherers Hauptleidenschaft, vielleicht seine einzige, war das Absolute. Das tiefe Bedürfnis nach synthetischer Einheit ließ ihm keine Ruhe. Es war zuerst ein Bedürfnis seines ganzen Wesens, dann mehr und mehr vornehmlich seines Verstandes, und die Einheit, nach der er strebte, wurde allmählich zu einer Vernunfteinheit. Die Krisis, die er durchmachte, kann man den Bankerott des Absoluten nennen. Aber je mehr das Absolute sich ihm verbarg, desto größer wurde sein Durst darnach, und durch eine ganz natürliche Wendung machte er sich aus dem Relativen ein neues Absolutes und gab sich diesem nun ebenso absolut hin wie vorher dem Absoluten selbst. Sein zweiter Glaube wurde ebenso unumschränkt, als es der erste gewesen war; er negirte jetzt mit derselben Energie und Hartnäckigkeit, mit der er früher bejaht hatte. Hierüber kann kein Zweifel aufkommen. Wir haben unwiderlegliche Beweise dafür, daß Scherer seiner vorherrschenden Leidenschaft nie untreu geworden ist, daß das Bedürfnis nach dem Absoluten den Skeptiker von Versailles beherrscht hat, wie es den Gläubigen von Straßburg beherrschte.

Ist dies das stete leitende Prinzip einer allem Anschein nach so widerspruchsvollen Laufbahn, so lassen sich die drei folgenden Schlüsse daraus ziehen:

Die Periode der Fortentwicklung, während der Scherer in Genf sich langsam vom Christentum loslöste, ist nur vom religiösen Standpunkte aus eine Katastrophe. Psychologisch betrachtet hingegen bezeichnet sie das stufenweise Wachstum und den endlichen Sieg einer schon vorher existirenden und schon seit lange wirkenden Anlage. Zusammenbruch und Umsturz erleidet seine Gläubigkeit, Logik und Konsequenz, bewährt sein Intellektualismus, der eine Zeit lang das Organ seiner Gläubigkeit war.

Die zeitweilige Analogie, die sich zwischen Scherer und Vinet aufstellen ließe, ist weder zutreffend noch für die Dauer giltig. Ihre Anschauungen treffen zusammen wie zwei Reisende, die einander an einem Bergabhange begegnen, und von denen der eine hinauf, der andre hinunter geht. Vinet war infolge einer innern, religiösen Entwicklung zu den Schlüssen gelangt, zu denen Scherer durch eine äußere wissenschaftliche Notwendigkeit gedrängt wurde. Vinet wurde durch die Anforderungen eines in hohem Grade sittlichen und geistigen Glaubens getrieben, während Scherer den Ansprüchen einer Theologie nachgab, die um so widerspruchsvoller wurde, je mehr sie an wissenschaftlicher Tiefe gewann. Für jenen ist es ein Fortschritt, für diesen ein Rückschritt; was der eine erwirbt, tritt der andre ab.

Wenn endlich ein falsches theologisches System den Anlaß zu der Krisis gab, so war ihr tiefster Grund ein von vornherein falscher Ausgangspunkt. Die Theopneustik beschleunigte nur einen Fall, der auch ohne sie drohte. Gewiß ist sie für Scherers Abfall verantwortlich, aber nur insofern, als er bei einer gesündern Theologie einen festern Boden unter den Füßen gehabt hätte. Der Widerspruch zwischen dem religiösen Mystizismus und dem wissenschaftlichen Intellektualismus mußte unfehlbar hervortreten, es sei denn, daß sie zusammengehalten wurden durch einen Faktor, der seiner Theorie vom Christentum immer gefehlt hat: durch das Gewissen und den kategorischen Imperativ. G Fr (L S)

Amalie Sieveking über Armen- und Krankenpflege

10. Die Frauen und die Armenpflege

Amalie läßt es sich angelegen sein, immer aufs neue darauf hinzuweisen, welchen Segen die werkthätige Barmherzigkeit denen bringt, die sie üben. „Gleich bei der ersten Begründung meines Werkes, sagt Amalie in ihrem achtzehnten Jahresbericht, schwebte mir deutlich ein doppeltes Ziel vor: Linderung der Not unter den Armen war das eine; das andre: Erstattung des Mangels einer würdigen Berufsthätigkeit für unser Geschlecht.“ „Ich wünsche eine Emanzipation unsers Geschlechts, sagt sie in einem am 25. April 1849 zu Berlin gehaltenen Vortrage; aber nicht fürwahr in dem Sinne mancher Neuerer, die alle göttliche und menschliche Ordnung umstoßend auch die von dem Herrn selbst bestimmte Unterordnung des schwächern Geschlechts unter das stärkere aufheben möchten. Was ich für die Frauen in Anspruch nehme, das ist eine Ablösung von jener Frivolität und Leerheit des Daseins, der nur zu viele unterworfen sind durch die Macht der Konvenienz; es ist die Berechtigung zu einer geregelten, Geist und Herz befriedigenden, ihre Zeit wirklich ausfüllenden Thätigkeit, die Berechtigung, wo das Haus ihnen keinen genügenden Spielraum darbietet, für das Maß ihrer Kräfte sich einen würdigen Lebensberuf zu suchen auch außer dem Hause.“ „Nicht mag ich es leugnen, sagt sie ein andermal, daß seit vielen Jahren schon eine gewisse Emanzipation unsers Geschlechts zu meinen Lieblingsträumen gehört. Nicht in dem Sinne fürwahr, wie sie von manchen neuren Schriftstellern und Schriftstellerinnen gepredigt wird. Nein, das schöne Wort der Iphigenia: »Gehorsam fühle ich mich am schönsten frei,« das, denke ich, muß die Losung jedes edeln Weibes sein und bleiben. Aber eine Ablösung möchte ich für Mädchen und Frauen von den tausend Nichtigkeiten und Eitelkeiten, denen so manche arme Seele ihr ganzes schönes Leben opfert, eine Ablösung von dem Sklavenjoche der Mode und Konvenienz. Beide haben ihre Rechte, die ich ihnen nicht absprechen will; aber das Recht sollte ihnen doch nie zustehen, ein armes weibliches Herz ganz auszudörren oder ganz zu zerdrücken, wie mir das in so vielen tausend Fällen zu geschehen scheint. Einen ernsten Beruf möchte ich in Anspruch nehmen für jedes weibliche Wesen. Es mag derselbe sehr verschieden sich gestalten, nur soll er wenigstens den größten Theil unsrer Zeit ausfüllen, soll Geist und Herz beschäftigen, soll den Charakter dienender, werkthätiger Liebe tragen und endlich einen würdigen Zweck uns geben, der nicht allein auf das Diesseits sich bezieht.“

Wer könnte leugnen, daß Amalie Recht hat, wenn sie in ihrem vorhin erwähnten Vortrage (Berlin, 1849) die Beobachtung ausspricht, daß die Jugend des Weibes in vielen Fällen den Verheißungen der Kindheit nicht entspricht: „Ich sah die Lust, die Fröhlichkeit des Kindes; in seinem Leben war alles geregelt, seine Zeit genau eingeteilt; mochte es auch mitunter seufzen über die Lasten seines Schullebens, sie waren doch eine wesentliche Bedingung seines Glücks; sie gaben namentlich auch den Stunden des Spiels und der Erholung ihren schönsten Reiz. Dennoch sah das kleine Mädchen, allmählich zur Jungfrau heranreifend, mit einer gewissen Ungeduld dem Zeitpunkte entgegen, wo dieser lästige Zwang ganz aufhören würde. Er kam endlich heran, aber mit demselben denn auch zugleich die erwartete höhere Summe des Lebensglücks? — Ach, wie oft habe ich davon gerade das Gegenteil sehen müssen!

„Sagen Sie mir nicht, daß das die natürliche Folge des reifern Alters, dem der Frohsinn der Kindheitsjahre immer fremd sein wird. Bei allem eigentümlichen Zauber, der das kindliche Alter umschwebt, habe ich doch nie das Gefühl derer teilen können, die dahin zurückschauen wie in ein verlornes Paradies, für dessen Freuden auf keiner spätern Stufe des Lebens ein Aequivalent, geschweige denn ein höheres Maß der Glückseligkeit zu finden sei. Nein, ich finde die Ursache jener betrübenden Erscheinung vornehmlich in einem Mangel an ausreichender Berufsthätigkeit.“

Wer etwa so glücklich wäre, die betrübenden Folgen der Berufslosigkeit bei jüngern Mädchen nie beobachtet zu haben, wird doch aus eigner Wahrnehmung bei ältern Mädchen die Zustände kennen, von welchen Amalie mit schmerzlichem Anteil spricht: „Ach, ich habe manches arme, isolirte Wesen gesehen, dessen Anblick mich mit tiefer Wehmut erfüllte. Ausgewurzelt aus dem Boden des Familienlebens stand die Arme da, wie ein kahler Baum ohne Blüte und Frucht, und mehr und mehr schien mir in ihr alles höhere Leben zu ersterben, wie mehr und mehr der Kreis ihres Wirkens und Denkens sich verengte, bis er sich zuletzt nur auf die eigne Person bezog. Ach, es ist ein so unbeschreiblich armes Leben, das Leben des Menschen, der nur sich selber angehört! Und sollte nicht, so fragte ich, wo eine so traurige Erscheinung mir aufstieß, sollte doch nicht auch in dieser Seele einst der Funke einer, wenn auch nur natürlichen Liebe geglimmt haben, der, wenn er nur die gehörige Nahrung gefunden, wohl hätte mögen angefacht werden zu einer höhern, einer ewigen Liebe?“

Gerade die, die am meisten die Verantwortung dafür tragen, und die am inbrünstigsten wünschen, daß aus dem hoffnungsvollen Keim der fröhlichen Kindheit ein kräftiger Baum erwachse, gerade die Eltern sind es häufig, die ihre jugendlichen Töchter verhindern, durch eine zeitig ergriffene Liebesaufgabe ihrem Herzen beglückende Arbeit zu geben. Einige meinen, die Töchter sollten allerdings zur Thätigkeit angehalten werden, aber dieselben sollen nur fürs Haus und den engern Familienkreis bestimmt sein. Diesem Bedenken setzt Amalie eine gewisse Ungläubigkeit entgegen; sie bezweifelt nach ihrer Kenntnis der wohlhabenden Haushaltungen, daß für die herangewachsenen Töchter sich wirklich im Elternhause eine ihre Kräfte genügend in Anspruch nehmende Beschäftigung finde. Die Aufgabe der Hausfrau ist nach Amaliens Ueberzeugung: das Hauswesen zu überwachen und zu leiten, je nach den beschränktern oder reichlichern Verhältnissen mehr oder weniger ins Einzelne gehend; ihre mütterliche Wachsamkeit und Leitung soll sich nicht bloß über die Kinder, sie soll sich auch über die Dienenden erstrecken; dem Manne soll sie nicht bloß Wirtschaftsführerin,

sondern verstehende Gefährtin sein, deren Bildung ausreicht, seine freien Stunden durch ihre Unterhaltung zu verschönern. Alle diese Leistungen der Hausfrau werden nicht dadurch vorbereitet, daß die jungen Mädchen, wie es in der Regel geschieht, „ihre Zeit im Elternhause mit feinen Handarbeiten und schönen Künsten, mit Bemühungen für die Toilette und mit spielendem geselligem Verkehr ausfüllen." Amalie führt die briefliche Aeußerung eines „Freundes der guten Sache" zum Beweise an, daß auch Männer ihrer Ansicht über die rechte Vorbildung der Jungfrauen für den spätern Beruf beipflichten: „Was schreckt die Männer oft vom Heiraten ab? In vielen, ja in den meisten Fällen die Thatsache, daß die Mädchen, die sie kennen und heiraten könnten, als Frauen bloße Luxusartikel repräsentiren würden, die sie sich nur bei sehr günstigen Vermögensverhältnissen anzuschaffen getrauen." Der Schreiber des Briefes setzt hinzu, daß er selbst seine Frau in einer dauernden Aufgabe schwieriger Krankenpflege kennen, schätzen und lieben gelernt habe.

Manche Eltern fürchten aber gerade, wenn sie ihren Töchtern eine gewisse selbständige Berufsthätigkeit gestatteten, würde ihrem Wesen „ein zu bestimmtes Gepräge aufgedrückt werden," während der Mann doch in seiner Lebensgefährtin „vor allen Dingen eine weiche und anlehnende Natur wünsche." Amalie warnt vor der Illusion, daß die dem Weibe allerdings geziemende Unterordnung und Hingebung am besten durch eine Lebensweise anerzogen werde, die das Mädchen vor jeder ernstern Aufgabe bewahrt; vor allem findet sie, daß ein spielendes, berufloses Jugendleben die Launenhaftigkeit des Weibes begünstige, und in dieser sieht sie ein viel größeres Hindernis der spätern Unterordnung unter den Willen des Mannes und die Pflichten des Hauses als in der Gewöhnung an eine selbständige Berufsthätigkeit, die auf der einen Seite allerdings zu einer gewissen Bestimmtheit des Charakters und der Ansichten führt, andrerseits aber auch die Unterwerfung der eigensüchtigen Neigungen und Stimmungen unter eine höhere Aufgabe lehrt.

Wie aber die Uebung eines christlichen Liebesberufes nicht nur bildend, heiligend, sondern auch beglückend auf die Ausübenden selber wirkt, wie die Gottseligkeit nicht nur die Verheißung des zukünftigen, sondern auch dieses Lebens hat, darauf kommt Amalie immer aufs neue zurück; war doch sie selbst das sprechendste Beispiel, die einmal sagte, wenn ich meine Lebensgeschichte aufschriebe, würde ich ihr den Titel geben: „Memoiren einer glücklichen alten Jungfer." Und welches lieblich ernste Bild giebt sie von den beiden jungen „Schwestern," die sich in den sauern Beruf teilen, im Amalienstift die Wartung von zwölf kranken Kindern und dazu die ganze Arbeit des Haushalts für diese zu besorgen. „Meintet ihr, ruft Amalie aus, nachdem sie die Aufgaben der beiden Schwestern aufgezählt, meintet ihr — ich frage insbesondre euch, meine jüngern durch jede Bequemlichkeit des Lebens verwöhnten Mitschwestern —, daß jene sich unglücklich fühlen, daß sie ihr Los als ein freudenarmes betrachten? O geht hinaus, beobachtet sie in ihrem Wirken, und laßts euch sagen durch ihre fröhliche Miene, durch ihre über ihr ganzes Wesen ausgegossene Heiterkeit, daß dem Herrn Dienen in seinen armen kranken Kindern, ob es schon manches Opfer heischt, doch deshalb keine traurige, allen freudigen Lebensmut ertötende Sache ist; lernt es vielmehr erkennen, daß im Gegenteile nichts mehr geeignet ist, unserm Geist eine gewisse Frische und Spannkraft zu erhalten, als ein würdiger, dem Herrn geweihter Lebensberuf."

Weit entfernt zu verkennen, daß der Frau auch im eignen Hause ein würdiger, gottgeweihter Lebensberuf gegeben sei, beklagt Amalie vielmehr, daß so manche junge Frau es nicht ernst genug nehme mit den ihr anvertrauten Pflichten als Mutter ihres Hauses und ihrer Kinder. Aber es ist ihre Ueberzeugung, daß in der Mehrzahl der Fälle, wenn nur nicht den unbilligen Ansprüchen gefröhnt werde, mit denen Konvenienz, Mode und Gesellschaft „uns um den eigentlichen Gehalt des Lebens betrügen wollen," auch neben der Erfüllung des häuslichen Berufs die Frauen noch heute wie in den ältesten Christengemeinden dem schönen Geschäft obliegen können, in die Hütten der Armen und Kranken Trost und Unterstützung zu bringen.

Und ist es nicht schöner und edler noch, wenn das Gefühl

des eignen Glückes zum Erbarmen mit den Verlassenen und Entbehrenden treibt, als wenn nur die Leere und Berufslosigkeit des eignen Lebens dazu führt, in der Hingebung an die Verlassenen eine Beschäftigung und Erheiterung zu suchen? „Du liebe Schwester, ruft Amalie der beglückten Mutter und Hausfrau zu, wohl oft schon hast du den Herrn mit gerührter Seele für dein schönes häusliches Glück gepriesen. Aber sprich, drängt es dich denn da nicht, ihm ein Opfer darzubringen, wie es ihm gefällt? Und sollte dahin nicht auch das gehören, daß du den Segen, den er dir beschert, weiter bringst und ihm dienest in seinen armen Brüdern und Schwestern? Wie behaglich fühlst du dich in deinem Hause, wo alles von Sauberkeit strahlt! Blick in die Wohnung jener Armen, wo alles in Schmutz verkommt! Du wendest dich mit Widerwillen ab! Aber bedenkst du auch, was dazu gehört, unter dem Drucke bittrer Armut für die Erhaltung von Ordnung und Reinlichkeit zu sorgen? Wie, wenn du durch umsichtige Hilfe dort Wandel schaffen könntest?

„Mit welcher Sorgfalt, welcher Liebe wird deiner gepflegt in kranken Tagen? Sieh jene arme Wöchnerin, die vielleicht am dritten Tage schon nach ihrer Niederkunft sich aufrafft und kaum imstande, sich aufrecht zu halten, ohne stärkende Nahrung, mit übermäßiger Anstrengung schon wieder ihre häuslichen Arbeiten verrichten muß, dadurch aber vielleicht auch den Grund legt zu einem dauernden Siechtum. Fühlst du dich nicht getrieben, etwas für die Arme zu thun? Du freust dich deines fröhlich aufblühenden Kinderkreises — oder kränkelt eines von ihnen? Ja, was kannst du da nicht alles aufbieten, seine Gesundheit herzustellen oder doch seinen Zustand zu erleichtern! Nun sieh hin auf jene arme Mutter, die ihre Kleinen dahin welken sieht nur aus Mangel an gehöriger Wartung und Pflege. Sie hat kaum Milch genug für den eignen Säugling; aber um ein paar Thaler zu verdienen, nimmt sie noch ein fremdes Kind auf die Brust, oder sie übergiebt das Kindlein der Obhut einer Nachbarin; sie weiß, daß es da nicht zum besten aufgehoben ist, aber was soll sie thun? Sie muß auf Tagelohn ausgehen, um den notdürftigen Lebensunterhalt zu verdienen für die übrigen Kinder, die doch gar manchen Tag, weil die Mutter nicht zu Hause, sich mittags mit Kaffee und Brot behelfen müssen. Hast du ein Mutterherz, und solltest es dem Mutterherzen der Armen nicht nachfühlen können, wie wehe es thun muß, so sich genötigt sehen die eignen Kinder zu versäumen? So gehe denn hin und thue, was in deinen Kräften steht, das gepreßte Herz zu erleichtern. Mehr noch, als das leibliche Wohlsein der Deinen, freut dich ihre geistige Entwicklung, freut dich der Geist der Liebe und des Friedens, der in deinem Hause waltet. Nun wirf einen Blick in das Innere jener armen Familie, welch ein andres Bild stellt sich dort deinem Auge dar! Es fehlt dort die Gottesfurcht, und mit ihr ist auch das Band der Liebe zerrissen, der Vater trinkt, die Mutter keift, der Sohn pocht und trotzt, die Tochter putzt sich heraus, um ein Vergnügen zu suchen außer dem Hause, dem sie vielleicht Unschuld und Gesundheit zum Opfer bringt. O fürwahr, es giebt Hausstände unter den Armen, die wohl eine Hölle auf Erden genannt werden mögen. Aber, sagst du vielleicht, das ist denn doch der Leute eigne Schuld. Das ists gewiß. Aber sag mir, ist es denn dein Verdienst und Würdigkeit, daß du unter so ganz andern Umgebungen aufgewachsen, daß du den Segen einer guten Erziehung genossen und ihn darum denn nun auch wieder deinen Kindern mitteilen kannst? Erkennst du den unendlichen Gewinn, der dir dadurch zu teil geworden, — sollte dir da das Herz nicht brennen, doch auch in dieser Beziehung den fremden Mangel einigermaßen zu erstatten?"

Amalie hat gerade in diese Ansprache (sie ist einem im Jahre 1850 erlassenen Aufruf an die Frauen und Jungfrauen Deutschlands entnommen) die dunkelsten Bilder verflochten, die das Leben der Armen dem verwöhnten Auge der Glücklichen zeigt. Wir haben gesehen, wie hoch sie die erquickenden Erfahrungen anschlägt, die auch inmitten der Not da uns entgegen treten, wo Frömmigkeit das Leben verklärt. Aber für sie galt es überhaupt nicht, durch angenehme Täuschung über die Kehrseite des irdischen Lebens, durch Flucht vor irgend welcher bittern Erkenntnis die eigne Fröhlichkeit und Unbefangenheit zu schützen;

das Leben sehen, hinnehmen und verarbeiten, wie es ist, getrost, aufrichtig, war ihr ein Teil der Gottesfurcht, und eine Heiterkeit, ein Glück, das man einer künstlichen Abschließung gegen die Leiden Andrer verdankt, das würde nicht nur ihre Menschenliebe, sondern auch ihre Wahrhaftigkeit und Tapferkeit verschmäht haben.

„Von einer ernsten, sehr ernsten Seite lernen wir das Leben kennen," sagt sie schon in ihrem zweiten Jahresbericht; „aber kann denn irgend ein denkender Mensch diesen Ernst ganz von sich weisen? Und wenn er es könnte, sollte das der Weg sein zu wahrer Weisheit, zu wahrem Lebensgenusse? Nein, uns erscheint die heiterste Lebensweisheit bedingt durch ein inniges Ergreifen seines tiefsten Ernstes.

„Weder der Licht- noch der Schattenseite unsrer Erdenwelt soll unser Auge ausschließend zugekehrt sein, wir fassen sie beide in einen Blick zusammen, und zwar von dem Standpunkte aus, auf den uns unsre Bibel stellt. Sie lehrt uns erkennen die notwendige Verbindung zwischen Sünde und Elend; aber in dem leiblichen Elende zeigt sie uns zugleich die Gnadenhand unsers Gottes und Heilandes, der die gefallene Menschheit auch auf Dornenpfaden einem ewigen Heile entgegenführt. In dieser Anschauung des Glaubens lösen sich uns die dunkelsten Rätsel des Lebens, und in dem höchsten Erdenjammer erblicken wir hoffend eine Stufe künftiger Herrlichkeit. So aber kann sein Anblick uns auch nicht niederdrücken; nur eine mächtige Anforderung finden wir in ihm, zu helfen und zu dienen nach dem Maße der Kraft, das uns der Herr verliehen, ob es ihm etwa gefallen möge, uns zu Werkzeugen des Segens zu machen in seiner Hand. Denn nicht die Not allein, auch die Hilfe aus der Not, sonderlich wo in dieser Hilfe eine Kraft der Liebe sich offenbart, bildet — das mag wohl aufgestellt werden als unbestreitbare Wahrheit — einen wesentlich integrirenden Teil in dem großen Menschenerziehungsplane unsers Vaters da droben. O wie sollen wir es ihm genug verdanken, wo er die hohe Lust uns gönnt, auch das Geringste nur zu wirken in seinem Reiche, zu seiner Ehre!"

Solche Worte, die gleichsam der Widerschein tiefster Herzenserfahrung sind, und deren feuriger Drang an den Ausruf des Apostels erinnert (Apgesch. 20, 4): „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben," solche Worte mußten wohl zünden und Mitarbeiterinnen gewinnen für Amaliens Lebenswerk; so sind sie denn in Wahrheit ein Teil ihres Wirkens, und ihre Wiederholung wird, so Gott will, nicht nur dazu dienen, das in Hamburg fortlebende Werk nach seiner Geschichte und seinem Charakter in weitern Kreisen näher kennen zu lehren, sondern den kräftigen Antrieb zu ähnlicher Bethätigung der Liebe im Geiste des Glaubens hier und da wecken. Amalie aufrichtig bewundern und ihr nachstreben ist eins.

Charlotte Duncker

Verschiedenes

(Das einzige richtige Bild unsers Heilands) abgenommen von einem Schnitt in Smaragd, der auf Befehl des Kaisers Tiberius angefertigt wurde, bringt der Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin in zwei verschiednen Gattungen von photographischer Nachbildung neuerdings zum Verkauf. In dem Begleitschreiben, das den uns zur Ansicht zugesandten Exemplaren beigegeben ist, wird als ein gutes „Zeichen der Zeit" berichtet, „was der Verlagshandlung bei einigen mit dem Bilde angestellten Versuchen widerfuhr, daß ein pfälzischer Lehrer, der das Bild in einer Wirtschaft ausstellte, über 300 davon absetzte, und daß in einem kleinen Dörfchen am Hunsrück 150 Leute sich das Bild anschafften." Wir wünschten, daß wir nicht nötig hätten, in einem solchen Handel mit solchen Erfolgen überhaupt ein „Zeichen der Zeit" zu erkennen. Ferner können wir — von der künstlerischen Ausführung ganz zu geschweigen — mit unserm Bedauern auch gegenüber dem gedruckten Texte nicht zurückhalten, der den einzelnen Blättern beigegeben ist und der, wie das Beispiel der Hunsrücker Bauern zu lehren scheint, denn doch unter Umständen zu Mißverständnissen führen kann. Derselbe beruft sich nämlich zum „Beweis der Echtheit des Bildes" auf den zweifellos unechten Brief eines gewissen Lentulus, den die Sage als Vorgänger des Pilatus im Statthalteramt bezeichnet, ein Schriftstück, das in der That eine eingehende Schilderung der äußern Erscheinung Jesu giebt, dessen Vorhandensein jedoch nicht weiter als bis ins elfte Jahrhundert zurückverfolgt werden kann, wenn es auch vielleicht um einige Jahrhunderte früher entstanden ist.

Es versteht sich von selbst, daß wir die Art von Kolportage, wie sie hier vorliegt, auf das schärfste verurteilen. Die Darstellung selbst, um dies noch kurz zu erwähnen, zeigt ein Brustbild in Profil, jugendlich,

mit kurzem Vollbart, dessen Prototyp wir in einem Cammeo, wahrscheinlich von mittelalterlich-byzantinischer Herkunft, zu vermuten haben, der als Geschenk des Sultans Bajazid II., Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, an Papst Innocenz VIII. gelangte. Das Original dieses Steins ist seitdem verschollen; seine Zeichnung aber ist in zahlreichen Nachbildungen seit jener Zeit sowohl in Abgüssen als in Wiedergaben durch Malerei und Bilddruck erhalten geblieben. Wir finden vielleicht noch Gelegenheit, unsern Lesern von diesem und andern Christusbildern an dieser Stelle eingehender zu berichten. H Wzj

(Ein empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk) hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart soeben herausgegeben: Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und zwanzig Liedern von Ludwig Ziemssen. Preis 20 Mark. Es sind Holzschnitte von verschiednem Wert, zum Teil doch von großer Schönheit der Ausführung, auf japanischem Papier, das Blatt mit Rand 43 cm hoch, 32 cm breit. Alte und neuere Maler durch einander haben die Vorlage geliefert: Raffael, Luini, Lionardo, Tizian (2), Veronese (2), Correggio (2), Reni (2), Murillo, Rubens (3), Dyck, Bol, Honthorst, Scheffer, Gebhardt. Merkwürdigerweise fehlt die Auferstehung ganz; Grablegung und Himmelfahrt schließen. Die Verse, mit denen Ziemssen die Bilder begleitet, stören nicht: das sage ich ihnen zum Lobe. Wenn ich das Ganze als ein ebenso sinnvolles wie schönes Konfirmationsgeschenk empfehle, so will ich damit selbstverständlich nicht sagen, daß es nicht auch sonst christlichen Häusern eine willkommene Gabe sein mag. R

(Ein neues Bild von Professor Heinrich Hofmann in Dresden) darf in der Christlichen Welt freudiger Aufnahme gewiß sein. „Die Gefangennahme Jesu" erweckt schon dadurch unser besondres Interesse, daß wir es hier mit einer Jugendarbeit des frommen Meisters zu thun haben. Das Bild wurde 1859 in Rom gemalt und befindet sich im Besitz der Galerie zu Darmstadt, der Heimat des Malers. Mit Recht ist das Werk jetzt durch den unermüdlich thätigen Kunstverlag von C. T. Wiskott in Breslau in einer vorzüglich gelungnen Heliogravüre (Bildgröße 53 : 69,5 cm, Blattgröße 80 : 110 cm, Preis 30 Mark) dem weitern Kreis der Verehrer Heinrich Hofmanns zugänglich gemacht worden. Denn wir erfreuen uns bei diesem Anfangswerk des Meisters schon an all den Vorzügen, die ihn später zum beliebtesten und verehrtesten Christusmaler unter den mitlebenden Künstlern gemacht haben. In der Mitte der lebhaft bewegten Gruppe schreitet Jesus, bereits gefesselt, von den rohen Kriegsknechten davongeführt, Trauer und tiefen Seelenschmerz im edeln Antlitz. In den Verbrechermienen des Judas kämpft schon die beginnende Reue mit der Bosheit, während auf der andern Seite der unerbittliche Gegner mit pharisäischer Genugthuung auf die Unschädlichmachung des unbequemen Feindes blickt. Petrus umklammert noch in ohnmächtiger Wut sein Schwert, während Johannes sein Angesicht an der starken Brust des Freundes verbirgt. Durch das Geäst der Oelbäume im Hintergrunde fällt ein Schimmer vom Licht des Ostervollmonds, der den ergreifenden Vorgang beleuchtet. Dunkles Gewölk steigt auf, das bald die That der Finsternis verhüllen wird, die Preisgebung des Reinen an die Sünder. — Aus dem Hofmannschen Bilderkreis zum Leben Jesu „Kommet zu mir" (Breslau, Wiskott; Preis 25 Mark) sind seit der eingehenden Würdigung in der Christlichen Welt (1. Jahrgang, Sp. 439) drei Bilder (Einladender Christus, Flucht nach Aegypten, Jesus und die Samariterin) in vergrößerten Heliogravüren von vollendeter Technik erschienen (Bildgröße 44,5 : 71,5 cm, Blattgröße 80 : 110 cm, Preis 15 Mark), außerdem noch vier Darstellungen (Jesus und die Samariterin, Jüngling zu Nain, Seht, welch ein Mensch, Grablegung) in fein abgetönten Aquarelldrucken (Bildgröße 46 : 63 cm, Blattgröße 72 : 91 cm, Preis 30 Mark). Von der Sammlung selbst wird bereits das neunte Tausend verbreitet, und außerdem sind die darin enthaltnen Bilder in verkleinertem Maßstabe in die „Sternbibel" übergegangen (vgl. Christliche Welt, vor. Jahrg., Sp. 1167), ein Beweis dafür, daß Hofmanns Darstellungen längst den Weg zum Herzen des christlichen Volks gefunden haben. Um aber dem Bedürfnis entgegenzukommen, die Bilder in entsprechender Ausstattung auf dem Schreibtisch oder Eckbrett aufstellen zu können, hat der Verleger von den Weisen aus dem Morgenlande, der Flucht, dem Jakobsbrunnen, der Gefangennahme, der Kreuzigung, Himmelfahrt und dem einladenden Christus Photographien in Panelformat (21,5 : 32 cm, Preis 4 Mark) herstellen lassen, sodaß die Bilder nun in den verschiedensten Größen und Preislagen jedem Bedürfnis entsprechen dürften. — An Hofmanns Werke schließt sich würdig der „segnende Christus" von Professor A. Noack in Darmstadt an, einem Freunde und Strebensgenossen Hofmanns (Heliogravüre 42 : 74 cm, bezw. 80 : 110 cm, Preis 15 Mark, Panelphotographie 21,5 : 32 cm, Preis 4 Mark). Das Original, ein Altargemälde unter Anlehnung an Cima da Conegliano, hat im vergangnen Jahre als Geschenk des verstorbnen Großherzogs Ludwig IV. von Hessen seinen Platz in der evangelischen Kirche zu Fischbach im Riesengebirge gefunden. Das Antlitz des Herrn ist in ernster und doch milder Hoheit dem Beschauer voll zugekehrt; die linke Hand hält den Kelch, das Sinnbild des neuen Bundes. Die Rechte ist zu dem Segensgruß erhoben: „Friede sei mit euch." — All diese verschiednen Werke christlicher Kunst rufen uns die Worte Schleiermachers ins Gedächtnis, die er im Jahre 1809 an seine Braut schrieb: „Deine Andacht zu dem Bilde hat es mir wieder recht anschaulich gemacht, wie zu der Zeit, als die Malerei in ihrem höchsten Flor war und die heilige Legende noch lebendig, der Glaube an wunderthätige Bilder hat aufkommen können. Denn es ist doch unglaublich, was für lebendige Kraft in einem Bilde ist, wenn es mit rechtem Sinn gemacht ist und auch so angeschaut wird."

R K

Quittung

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 5 Mk. von F L in N.

Für die belgische Mission: 16,35 Mk. von W N, Schwerin; 10 Mk. Honorarverzicht von N N; 5 Mk. von F L in N; 3 Mk. von M G, Breslau.

Für die Kinderherberge und Konfirmandenanstalt in Reinerz: 2 Mk. Honorarverzicht von N N.

Für die Evangelisation in Spanien: 10 Mk. von Sch, Gandersheim.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 11 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Nachstehende von der Christlichen Welt auf das Wärmste empfohlenen Werke eignen sich auch vorzüglich zu

Geschenken für reifere Konfirmanden:

Bornemann, W., Der Unterricht im Christentum. 2. Auflage. 1891. Geb. 4 Mk. 60 Pf.
Siehe Christliche Welt 1890 Nr. 49 u. a.

Smend, J., Feierstunden. Kurze Betrachtungen f. d. Sonn- u. Festtage d. Kirchenj. 1892. Geb. 4 Mk.
Siehe Christliche Welt 1892 Nr. 15.

Rindfleisch, G. H., Feldbriefe 1870/71. Mit Bild d. Verf. 3. (Stereotyp-) Auflage. 1891. Geb. 5 Mk.
Siehe Christliche Welt 1889 Nr. 23.

v. Broecker, Kunstgeschichte im Grundriß, jungen Mädchen z. ernsten Studium u. frohem Genuß. 1893. Geb. 2 Mk. 60 Pf.
Siehe Christliche Welt 1893 Nr. 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Zu **Konfirmationsgeschenken** empfohlen:

Geistliche Lieder

Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen
nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister
Herausgegeben von
Konsistorialrat H. Ahlfeld, Professor Dr. H. Kretzschmar und Paul Stöbe

Gegen 700 Seiten.

Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt 6 Mk., in Satin mit Goldschnitt 7 Mk., in Atlas oder Kalbleder 12 Mk.

Den Lesern der Christlichen Welt liefert die Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung des Betrags zu folgenden **ermäßigten** Preisen: Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt für 4 Mk., in Satin mit Goldschnitt für 4.50 Mk., in Atlas oder Leder für 8,50 Mk.

Ein Besteller schreibt uns:
„Ich bin erstaunt über den reichen Inhalt, die treffende Auswahl und schöne Ausstattung des Buches."
Pfarrer K in B

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Soeben erschien in unserm Verlage:

Religiöse Zweifel

Zwei Predigten
von
Prof. Lic. theol. W. Bornemann
(Auf Verlangen gedruckt)
Preis: —.60 Pfge.
Creutz'sche Verlagsbuchhandlung in Magdeburg

Empfehlenswerte Konfirmationsgeschenke

aus dem Verlage von
C. A. Schwetschke & Sohn in **Braunschweig**

Luthers Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. a.
Einfache Ausgabe: 8 Bände geb. in Halbfranz 21.50 M.
Pracht-Ausgabe: 8 " 34.50 "

Hülsmann's Beiträge zur christlichen Erkenntnis für die gebildete Gemeinde. Neue vermehrte Ausgabe. Mit biographischer Charakteristik und dem Bildnis des Verfassers. 4 M., gebunden 5.20 M.

Hasenclever, Aus Geschichte und Kunst des Christentums. Preis 2 M., gebunden 3 M.

Schulze, G. W., Das Gleichnis vom verlorenen Sohne. Dem Christenvolke ans Herz gelegt und mit einer Zugabe in Liedern dargereicht. Preis 2 M., geb. 3 M., mit Goldschnitt 3.50 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pf. D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Zur Konfirmation!
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Fr. Wilh. Opitz
Heilige
Stunden einer Jungfrau
Eine Konfirmationsgabe
13. verb. u. verm. Auflage
242 S. 8° Mit 1 Kupfer Eleg. geb. m. Goldschnitt 4.— M.

Fr. Wilh. Opitz
Heilige
Stunden eines Jünglings
Eine Konfirmationsgabe
Neue Ausg. der VIII. Auflage
216 S. 8° Mit 1 Kupfer Eleg. geb. m. Goldschnitt 4.— M.
Verlag von W. Haynel in Emden

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Soeben erschien das erste Heft des VIII. Jahrganges der
Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Organ des Allgem. evangelisch-protestantischen Missionsvereins
Herausgegeben von
Prediger Dr. **T. Arndt** in Berlin, Pfarrer Dr. **E. Buß** in Glarus und Pfarrer **J. Happel** in Heubach.

Allen Freunden der evangelischen Mission wird diese reichhaltige Zeitschrift um ihrer ausführlichen Missionsberichte willen besonders aus den Kulturländern Ostasiens und wegen ihrer wertvollen Aufsätze über die verschiednen Zweige der Religionswissenschaft zum Abonnement (jährlich 4 Mark) bestens empfohlen.
J. Haack, Berlin NW. 7, Verlgbhdl.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig, Querstr. 14

M. F. J. Bernhard, Biblische Konkordanz, oder dreifaches Register über Sprüche im Allgemeinen, über Textstellen für besondere Fälle und über Namen und Worte der von Dr. Luther übersetzten heiligen Schrift. — Format: Großlexikon, ca. 1000 Seiten. — 7. Auflage. — Preis: Geh. **6** Mk., eleg. geb. **8** Mk.
Unsre Konkordanz zeichnet sich aus vor den Konkurrenz-Ausgaben durch das ihr beigegebene Kasuale Textregister und allgemeine Spruchregister. Um Inhabern andrer Konkordanzen die Anschaffung unsrer kompletten zu ersparen, haben wir von diesen beiden Abteilungen Sonderabdrücke geschaffen, die wir zu je 2 Mk. liefern.

Prof. D. G. Rietschel, Das Wort vom Glauben. Predigten für alle Sonn- u. Festtage des Kirchenjahres. Eleg. geb. **8**, brosch. **7** Mk.
Die Predigten zeichnen sich ohne Unterschied ebenso durch Klarheit der Gedanken, wie durch eine edle und doch volkstümliche und allgemein verständliche Sprache aus. (Die Post.)

Prof. D. G. Rietschel, Univ. Leipzig, Die Aufgabe der Orgel, geschichtlich dargelegt bis ins 18. Jahrhundert. Preis eleg. geb. **3** Mk.
Diese Arbeit behandelt eine von den Theologen bisher ganz übersehene und auch von den Musikschriftstellern über Vermutungen nicht hinausgeführte Frage und führt den Nachweis, daß die Begleitung des Gemeindegesanges durch das Orgelspiel bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts nirgends vorhanden war, aber auch im 18. Jahrhundert noch vielfach gefehlt hat.

Rev. James Hart., Judas Ischarioth, eine Selbstbiographie, übertragen von **M. Ballhorn.** Preis: Brosch. **2** Mk.
Gleichwie diese Schrift in England großes Aufsehen erregte, so scheint es auch in Deutschland der Fall zu werden.

Bauer, Die deutschen Reichsgesetze in Bezug auf **Kirche, Religion und Geistlichkeit.** Preis: **1** Mk. **80** Pfge.
Eine sehr verdienstliche Arbeit, deren Studium namentlich angehenden Geistlichen nicht dringend genug angeraten werden kann. Die Behandlung des vielberufenen § 166 des Strafgesetzbuches ist für Geistliche von ganz besonderm Interesse. (Pfarr-Haus.)

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 12 — Leipzig, den 16. März — 1893

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Sprache des Kreuzes — Jesus Christus der einzige Gottesbeweis: Die Gottesbeweise und der Glaube — Das Ergebnis der jüngsten Verhandlungen über die Entstehung des Apostolikums. Nachgewiesen an D. Zahns Schrift „Das apostolische Symbol": 3. Die einzelnen Artikel und das Neue Testament — Der Katechismusunterricht — Eine katholische Passionsmusik im protestantischen Berlin — Verschiedenes: Hamburger Volksblatt; Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben — Zur Beachtung — Anzeigen

Die Sprache des Kreuzes

2

Die Strafe liegt auf ihm. In diesen Worten ergeht, das haben wir gesehen, ein vernichtendes Gericht über uns und unsre Sünde von dem Kreuze aus. Sollen wir noch unter dem Kreuze länger verweilen, sollen wir nicht lieber eilig fliehen! O schon längst hat sich unsre Faust vom Knaufe des Schwertes zurückgezogen, sie schlägt, wie beim Zöllner im Tempel, an die Brust über die eigne Sünde. Aber wohin wir auch fliehen wollten vor dem Kreuze, wo unsre Sünde offenbar ist, die Klarheit über uns ist uns gegeben, sie wird uns überall hin begleiten; möchten wir unstet und flüchtig wie Kain herumirren, wohin wir gelangen, kein Mensch kann uns Frieden geben für unsre Seele. Sollen wir gar wünschen, daß wir doch niemals unter dem Kreuze gestanden hätten, das solche Unruhe uns bereitet? War es nicht eine glückliche Selbsttäuschung, in der wir dahin lebten?

Nein, selig, wer dieses Gericht vom Kreuze über sich ergehen läßt, denn die große eigne Sündenschuld ist nicht das einzige, was er dort erfahren und empfinden soll; an demselben Orte, wo wir das erleben, sollen wir auch Heil und Frieden finden. Fliehen wir nicht vom Kreuz, so falten wir bald dankbar die Hände für die große Gabe, die eben hier nun uns zu teil wird.

Denn bald hören wir, wenn wir demütig dastehen, vom Kreuze Worte, die mit wunderbarer Gewalt in unser Herz dringen. Wir hören sein Gebet zum himmlischen Vater für seine Feinde, für alle, die ihm entgegen waren und noch bis heute ihm nicht folgten: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Das schlägt bei uns ein: Ja, vorher wußten wir nicht, was wir thaten in unsern Sünden, jetzt ist auch uns unsre ganze Verworfenheit offenbar geworden, und so hat er auch für uns Fürbitte, hat für uns Liebe und Vergebung. Und will unsre Schuld uns doch zu groß erscheinen, denn daß sie uns vergeben werde, bald vernehmen wir das Wort zu dem Schächer: Wahrlich, ich sage dir: heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Da wird es uns deutlich offenbar, klingt in unser Herz hinein: Wie er liebte die Seinen, die in der Welt waren, so liebt er sie bis ans Ende. Jesus nimmt die Sünder an und stößt seine Feinde, auch uns, nicht zurück. Das ist Heilung für unser schuldbeladnes Gewissen, für unser zerrissenes Herz, das bringt Frieden in unsre unruhige Seele, die keine Hilfe sah. Jetzt erst tritt uns sein ganzes Lebenswerk vor die Seele, wie er nicht müde ward, uns einzuladen zu sich, daß wir die Vergebung annehmen möchten, die er bringe, jetzt erst verstehen wir recht sein Mühen und Werben um uns, wie er die Sünder und Zöllner zu sich rief, wie er den Reuigen und Bußfertigen das Himmelreich verhieß. Jetzt erst verspüren wir recht mit Nikodemus das Wehen des Geistes von oben, da er uns von dem am Kreuze erhöhten Menschensohn zu teil wird. Denn vom Kreuze aus fällt das rechte Licht auf sein ganzes Leben, da offenbart sich seine Liebe zu uns als eine Liebe, die nicht von dieser Welt ist. Niemand hat ja größere Liebe, denn daß er sein Leben lasse für seine Freunde; er hat es gelassen für seine Feinde; der Eifer der Liebe zu denen, die ihn haßten, verzehrte sein Leben. Trotzdem unsre Strafe ihn ans Kreuz gebracht hat, bleibt auch im todesbleichen Angesicht seine Liebe unverändert, ja nur um so deutlicher thut sie sich kund. Jetzt redet das Kreuz zu unserm Herzen und Gewissen, daß wir erfahren: Nie beim Kreuze gewesen sein heißt in Selbsttäuschung dahinleben, vom Kreuze sich wegwenden heißt im Unfrieden und im Verzweifeln umherirren, nur bei dem am Kreuze ist Heil, Gerechtigkeit und Frieden zu finden. Durch seine Wunden sind wir geheilet; die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden haben.

Aber nicht nur augenblicklichen Frieden und vorübergehende Heilung finden wir unter dem Kreuz: Das Wort vom Kreuz erweist sich als eine Gotteskraft, die gesunde Lebensmächte uns mitteilt und eine Erneuerung und Umgestaltung unsers Wesens mit sich führt, sodaß wir den in Jesus Christus offenbar gewordnen Gotteswillen in uns wohnen und wirken lassen. Denn wenn wir in Erkenntnis unsrer Schuld unter dem Kreuze stehen, dann klingt das Wort vom Kreuze, daß Gott den Sündern Vergebung schenke, daß er die Menschen liebe und sich ihrer erbarme, nicht nur als eine neue Lehre von oben herab, die wir mit dem Verstande bloß erfassen und in den Kopf aufnehmen müßten, daß wir sie in der rechten Form wiederholen könnten; es klingt aber ebenso wenig als ein Wort, das etwa uns leichtfertig machen könnte im Gedanken daran, Gott sei ja gnädig; nein, es dringt hinein in unser Herz als eine heilende und heiligende Kraft, die nicht nur die Schuld, die auf uns lastet, wegnimmt, sondern die Sünde zu fliehen und zu meiden uns treibt und so in der Verleihung völliger Genesung unsern Frieden befestigt. Unter dem Kreuze werden wir so von Jesus ergriffen, daß wir nicht anders können, wir müssen darnach ringen, in unserm Thun und Lassen, in allem Sinnen und Denken ihm ähnlich zu werden, und so ganz seiner Gemeinschaft teilhaftig werden, daß nichts uns von ihm zu trennen vermag.

Hat nun das Wort vom Kreuz eine solche die Sünde richtende und neues Leben wirkende Gotteskraft, so erhält das Wort des Evangelisten im alten Bunde erst seinen vollen Inhalt und bekennen wir es in seinem höchsten Sinne. Denn nun sagt es nicht mehr bloß: Die Strafe, die wir verhängten, liegt auf ihm, auch nicht nur: Strafe, wie wir sie in unsern Sünden verdienten, liegt auf ihm, sondern jetzt heißt es: Unsre verdiente Strafe ist damit abgethan, daß er in den Tod gegangen und die Leiden auf sich genommen hat. Er hat sie getragen: es wird nicht mehr mit uns gehandelt nach unserm Verdienst, nach unsern Sünden; in ihm, in Jesus Christus, sind sie uns vergeben; er hat sie auf sich genommen, damit wir Frieden haben, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Er ist zum Fluch geworden für uns und hat sich für uns zur

Sünde machen lassen; er ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. In Demut und Reue schauen wir zu ihm empor, hassen die Sünde, die ihn ans Kreuz schlug, und bringen aus der Kraft der göttlichen Liebe, die uns in ihm aufgegangen ist, Opfer der Buße und des Dankes. K M

Jesus Christus der einzige Gottesbeweis

2. Die Gottesbeweise und der Glaube

Wenden wir uns zur religiösen Kritik dieses Unternehmens, das Dasein Gottes irgendwie abgesehen von Christus zu beweisen, oder, was dasselbe ist, ein vom Glauben verschiednes und unabhängiges Wissen von Gott zu erzielen, das jeder zurechnungsfähige Mensch anerkennen müsse. Beweise wenden sich an den Verstand eines Menschen, gleichviel ob er gut oder böse, fromm oder gleichgiltig, Christ oder Heide ist. Ich behaupte nun, daß es ein religiöses Interesse sei: Beweise für Gottes Dasein in diesem Sinne darf es nicht geben.

Sie würden uns nötigen zu einem Wissen von Gott, das den Untergang alles wahren Glaubenslebens bedeutete. Wo bliebe das Wunder der Bekehrung, wo die That der Hingabe an den Höchsten! Kein inneres, moralisches Ueberwundensein durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit (biblisch ausgedrückt: keine Erleuchtung durch den heiligen Geist, vgl. 1. Kor. 2, 14) würde dann der Grund des Gottesgedankens in uns sein, sondern der Gottesgedanke wäre eine Erkenntnis gleicher Art und gleichen Wertes wie andre Erkenntnisse.

Sehen wir näher zu: was würde daraus folgen, wenn das Dasein Gottes für jeden denkenden Menschen ebenso beweisbar, also ebenso Gegenstand seines Wissens wäre, wie andre Ergebnisse der Wissenschaft?

1. Es würde den denkenden, wissenschaftlich gebildeten Menschen ein ungeheurer Vorteil zugesprochen vor den ungebildeten. Es ist gesagt und mit großem Scharfsinn begründet worden, daß der Beweis für das Dasein Gottes ebenso zwingend erbracht werden müsse und erbracht werden könne wie jeder andre wissenschaftliche Beweis — aber allerdings nur für das wissenschaftlich ausreichend geschulte Bewußtsein. Glückliche Menschen, die ein wissenschaftlich ausreichend geschultes Bewußtsein haben! Für sie giebt es ein Wissen von Gott, ein Wissen, das zwar nicht auf Wahrnehmungen der Sinne beruht, aber auf dem unanfechtbaren Grunde wissenschaftlicher Schlüsse! Glückliche Gnostiker, die ihr an eurer Spekulation einen Ausweg gefunden habt zu wissen, wo die Einfältigen, die Pistiker, nur glauben müssen.*)

Dieser Stufenunterschied von Wissenden und Glaubenden ist in der christlichen Religion unerträglich. Paulus beschreibt uns die erste Gemeinde klar genug als eine Gemeinde der Einfältigen: 1. Kor. 1 und 2; und Jesus Christus kann dem Vater im Himmel dafür danken: Ich preise Dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß Du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor Dir. Matth. 11, 25 f.

2. Beweise für das Dasein Gottes darf es also nicht geben, weil es nicht eine erste Klasse wissender Christen geben darf neben einer zweiten, geringern Klasse von Christen, die auf das Glauben angewiesen sind. In Wahrheit freilich wäre die erste Klasse nicht besser, sondern schlechter dran als die zweite, die Wissenden als die Glaubenden. Denn obwohl das Wissen mit größter Prätension aufzutreten liebt gegenüber dem Glauben, so ist doch dem Wissen genau besehen eigentümlich sein Verzicht auf absolute ewige Giltigkeit.

„Ich weiß," das heißt: ich bin auf Grund der und der Beobachtungen, Untersuchungen und Erfahrungen der Ansicht, daß etwas so ist und nicht anders, bin aber bereit, mich jederzeit eines Bessern, wenn es sein muß auch vom Gegenteil überzeugen zu lassen. So „wissen" wir, daß die Erde sich um sich selbst und gleichzeitig um die Sonne bewegt. Es gab eine Zeit, wo mans anders wußte. Es kann eine Zeit kommen, wo mans wieder anders wissen wird, morgen oder in tausend Jahren. — Wir „wissen," daß die Geschichte vom Tell eine Sage ist; früher hielt man diese Geschichte für so sicher, wie die sichersten Daten der Weltgeschichte; was gilts, ob dem Tell nicht wieder einmal ein siegreicher Retter ersteht? Gerade der Wissende weiß, daß zum Wissen die Kenntnis seiner Grenzen gehört und die stete Bereitschaft umzulernen.

Nun denn, daß ich einen Vater im Himmel habe, diese meine Zuversicht mag ich nicht degradiren zu einer Erkenntnis, die auf gleich unsicherm Boden stünde mit den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft. Man hat von einem zur Wissenschaft sich erhebenden Glauben geredet. Der Glaube kann nicht zum Wissen oder zur Wissenschaft erhoben werden, weil er etwas ganz andres und in gewissem Betracht Höheres ist als Wissen und Wissenschaft. Ich bin als Christ entschlossen, alle Argumente auch des wissenschaftlich tüchtigsten Menschen für die Nichtexistenz eines Gottes unbeachtet zu lassen: das ist Glaube! Die Wurzeln seiner Kraft liegen eben ganz wo anders als im wissenschaftlichen Denken.

Die apologetischen Versuche, Gottes Dasein verstandesmäßig zu erweisen, haben bis auf die neuesten Tage kräftig geholfen, den Glauben an Gott zu erschüttern. Sie verschulden mit den theoretischen Atheismus. Indem sie zugeben, daß das Dasein Gottes ein Gegenstand des reinen Denkens, der wissenschaftlichen Beobachtung, Erfahrung und Beweisführung sei, erklären sie Gott in thesi für ein Hypothetisches, für ein Problem, das zu lösen dem wissenschaftlichen Forscher die Wege völlig freistehen. Der geht nun seine Wege — und findet Gott nicht! Denn den Weg der Scholastik und der Spekulation, den einzigen, auf dem eine allzu konservative Theologie ihn zum Ziele weisen möchte, geht er nun einmal nicht mehr. Und so ist der theoretische Atheismus eine naturgemäße Reaktion gegen die das Wesen unsers Gottesglaubens verkennenden Unternehmungen unsrer Apologetik.

Der christliche Glaube, der evangelische Glaube verträgt keine Gottesbeweise. In dem Augenblick, wo durchs Fernrohr oder durchs Mikroskop die Spur Gottes gefunden würde, wäre mein Glaube dahin. Ich würde irre an meinem Gott und könnte nur vor dieser furchtbaren Entdeckung erzittern. R

*) Gnostiker von gnosis „das Erkennen": solche, die auf der Stufe der Erkennenden stehen. Pistiker von pistis „der Glaube": solche, die aufs Glauben angewiesen bleiben. Ein von der alten Sekte der Gnostiker durchgeführter, aber auch von rechtgläubigen Theologen der alten Kirche anerkannter Unterschied.

Das Ergebnis der jüngsten Verhandlungen über die Entstehung des Apostolikums

Nachgewiesen an D. Zahns Schrift „Das apostolische Symbol"

3. Die einzelnen Artikel und das Neue Testament*)

Gerade für den „rechtgläubigen" Evangelischen kann das apostolische Symbol auf Grund seiner Geschichte einen Anspruch auf unveränderte Beibehaltung nur haben, wenn eine weitere historische Untersuchung es als identisch mit dem Evangelium, mit dem Worte Gottes erweist. Auf dem Boden strengen Inspirationsglaubens ist solch ein Beweis nie zu erreichen, denn ein so kurzer Auszug kann sich mit dem Ganzen nicht decken; auch die Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem nützt nicht, weil die verschiednen Kirchen sie in verschiedner Weise machen, und weil eine solche Unterscheidung bei etwas rein Göttlichem, Vollkommnem schon logisch unzulässig ist. Zudem lehrt die Geschichte ja nach Zahn, daß menschliches Gutbefinden, menschliche — wenn immerhin kirchliche — Willkür Anno 100 Andres für wesentlich erachtet hat als fünfzig Jahre früher und hundert Jahre später: selbst wenn zu jedem Wort des Apostolikums die biblischen Belege massenhaft aufgetürmt werden könnten, bliebe die Frage unerledigt, ob nicht andre mindestens ebenso wichtige biblische Gedanken darin schweigend übergangen seien, selbst solche, die die gesamte Christenheit auf Erden anerkennt.

*) Ich wiederhole: man würde es uns übel deuten, wenn wir zu Zahns Schrift schwiegen. Wenn wir uns aber mit ihr auseinandersetzen, so war das in größerer Kürze unmöglich. D H

Mit einem „Messen der einzelnen Sätze des Symbolums an der Geschichte der altkirchlichen Lehre und an dem Zeugnis des Neuen Testaments," wie es Zahn im zweiten Teil seines Buches sich zur Aufgabe nimmt, kann sonach in keinem Fall mehr als eine relative Apostolizität des Symbols nachgewiesen werden. Wenn Zahn schon S. 5 das apostolische Symbol „das älteste, das volkstümlichste und das allgemeinste Bekenntnis der Christenheit" nennt, so sind auch das nur relative Werte, und bezüglich des Alters und der Allgemeinheit dürfte das Nicaeno-Constantinopolitanum seine Vorrechte nicht erfolglos geltend machen. Wenn Zahn am Schluß S. 102 f. es preist als einen „Vorzug des Symbolums vor den meisten andern Bekenntnissen, die die Träger des Christennamens trennen, daß es dieselben einigt," so wird die die Konfessionen einigende Kraft des Apolikums von vielen auf Grund der Kirchengeschichte bezweifelt werden, und ich kenne unzählige „Träger des Christennamens," die sich durch gewisse Stücke desselben vielmehr in schweren Zwiespalt mit andern Christen versetzt fühlen. Und die Art, wie die Abstinenz der morgenländischen Kirchen gegenüber dem Apostolikum von Zahn außer Rechnung gesetzt wird, ist mindestens merkwürdig. Sie bekennten sich zu dem gesamten Inhalt unsers Symbolums, wenngleich in andern Formen. Als ob nicht eben die Formen die Eigentümlichkeit einer Bekenntnisformel ausmachten, als ob nicht wie die Prädikate „älteste" und „volkstümlichste" so auch das „allgemeinste" nur von dieser bestimmten Form ausgesagt sein wollte. Trotz Zahn ist das apostolische Symbol nicht das Bekenntnis der gesamten Christenheit auf Erden. Die Synode von Chalcedon 451 hat wohl den Brief Papst Leos, „in welchem das römische Symbolum jener Zeit [— also nicht unser Apostolikum —] als die lauterste Quelle christlichen Glaubens ... gepriesen und stückweise wörtlich angeführt wird," feierlich approbirt und förmlich kanonisirt: eine „Anerkennung des abendländischen Symbolums" kann darin nur Zahns Auslegungskunst erblicken; der Ruf der Synodalen: Das ist der Glaube der Väter, das der Glaube der Apostel! galt nicht dem Symbolum der Römer, sondern dem gesamten Briefe Leos. Zahn wird auch wissen, daß das Entzücken der Griechen nicht den schlichten Worten des römischen Taufbekenntnisses galt, sondern den dogmatischen Formeln, mit denen der Papst das Problem der Naturen in Christo zu lösen schien. Und lediglich Einbildung ist Zahns Behauptung, noch viel mehr sei auf dem Trullanischen Konzil 692 geschehen, da hätten die Griechen offenbar das Bekenntnis, das längst vor Nicäa und noch lange nachher bei ihnen in mannigfaltiger Gestalt als Taufbekenntnis in Brauch war, als ein Werk der Apostel bezeichnen wollen. Hätte er Recht, so wäre es von geringer Bedeutung, denn nicht um die Griechen von 692, sondern um die von heute handelt es sich, und diese kennen kein Apostolikum; aber von andern Einwänden zu geschweigen, seine Auslegung ist falsch, die Bischöfe 692 bekennen sich nicht „zu dem von den Augenzeugen und Dienern des Worts, den gotterwählten Aposteln der Kirche überlieferten, sodann aber (?) von den 318 Vätern zu Nicäa gegen Arius näher bestimmten Glauben" als zu zwei verschiednen Instanzen, sondern wie schon die gesonderte Besprechung jedes der fünf folgenden ökumenischen Konzilien zeigt, liegt ihnen daran, die Apostolizität des nicänischen Glaubens zu betonen, oder, wenn das nicht, so meinen sie mit dem Glauben den in den heiligen Schriften gelehrten; die Idee einer Unterscheidung zwischen dem nicänischen Glaubenssymbol und einem ältern direkt apostolischen ist in den Kanon lediglich eingetragen. Auch nach Zahns Broschüre bleibt es eine Unwahrheit, die Allgemeinheit gerade dieser Formulirung des christlichen Glaubens im Gottesdienste feierlich zu bekennen.

Was Zahn sonst als Ergebnis seiner „Prüfung" vorführt, kann zum Teil nicht geschichtlich beurteilt werden. Doch darf ich wohl meine Verwunderung darüber aussprechen, daß das Apostolikum keinen Satz enthalten soll, „welcher nicht einem für den seligmachenden Glauben wesentlichen Moment der geschichtlichen Offenbarung Gottes entspräche." Denn S. 88 lesen wir, daß der Ursprung und der ursprüngliche Sinn des Zusatzes: Gemeinschaft der Heiligen „noch immer dunkel" sei! Zahn ist geneigt, ihn auf Teilhaberschaft an den Sakramenten zu deuten, will aber deshalb doch nicht auf Luthers Uebersetzung „Gemeine der Heiligen" und die von ihm vertretene Auffassung des Stückes verzichten: die dabei von Luther entwickelten Gedanken seien viel wertvoller als eine dem ursprünglichen Sinn vielleicht, aber eben nur vielleicht, genauer entsprechende Uebersetzung! Welche Auffassung enthält denn nun das für den seligmachenden Glauben wesentliche Moment, die von Zahn oder die von Luther? Und wenn man Luther es dankt, daß er den ursprünglichen Sinn verlassen hat, verklagt man Heutige wegen Falschmünzerei, wenn sie an einer andern Stelle den ursprünglichen Sinn zu verlassen wagen? Paßt überhaupt solche „Dunkelheit" in ein schlichtes, volkstümliches Bekenntnis des christlichen Gemeinglaubens? Und wenn man nicht einmal überall weiß, was das Bekenntnis sagen will, darf man es rühmen, weil es „in einer durch kein andres Bekenntnis erreichten Vollständigkeit alles das enthalte, dessen ein Christ eingedenk bleiben solle," wenn er an Gottes Heilswerken seinen Trost und seine Freude haben will? Also auch die Confessio Augustana ist unvollständig gegenüber dem Apostolikum?

Indessen die eigentliche Absicht Zahns bei dem zweiten Teil ist doch der Beweis, daß jedes Stücklein des Symbolums „in der Geschichte und Lehre Jesu und (!) in der diese deutenden und ausführenden Predigt und Lehre der Apostel wohl begründet" ist, und diesen Beweis geliefert zu haben, ist (S. 100) seine Ueberzeugung. Hinsichtlich der Mehrzahl der Abschnitte — bei ihm sind es zehn — hätte er sich nicht zu bemühen brauchen; da, wo der ursprüngliche Sinn eines Satzes, wie bei „niedergefahren zur Hölle" und „Gemeinschaft der Heiligen," dunkel ist, kann, dächte ich, ein starker Beweis gar nicht geführt werden. Davon abgesehen, leidet die Beweisführung öfters an der innern Gebundenheit des Verfassers, der jeden andern Standpunkt zu der Frage nach dem Verhältnis von Apostolikum und Neuem Testament außer dem seinigen für unmöglich, unwahrhaftig hält und sich begnügt, die Sache zu seinen Gunsten zurechtzulegen. Wir können hier nur einige Beispiele herausgreifen.

Neuerdings ist vielfach behauptet worden, die Lehre von einer „Auferstehung des Fleisches" sei widerpaulinisch. Die höhnische Bemerkung über den aufgewärmten Manichäismus, der sich da zeige, ignorirt man am besten; viel scheint mir auf den Streit nicht anzukommen; denn daß die alten Christen, die die Hoffnung auf Fleischesauferstehung aussprachen, ziemlich dasselbe meinten, wie Paulus nach Kor. 15, halte ich für sicher. „Ein Fortleben der vom Leibe erlösten Seele" wäre dem Paulus allerdings nicht genug gewesen; ich wüßte aber auch unter den von Zahn bekämpften Theologen keinen, der ihm auch nur einen Schein des Rechts gegeben hätte, solche Sinnlosigkeiten entrüstet zu bekämpfen. Dagegen bleibt es trotz Zahn dabei, daß das Wort „Fleisch" von Paulus in diesem Zusammenhange nie gebraucht sein könnte, es ist für ihn nicht ein Synonymum von „Leib," sondern bezeichnet im geraden Gegensatz zu „Geist" die Substanz, an der Sünde und Tod als unabtrennbare Qualitäten hangen: „ein durch den Geist verwandeltes und verklärtes Fleisch" ist ein für Paulus unvollziehbarer Gedanke; geistliches Fleisch ist genau so unmöglich wie thörichte Weisheit oder unfähige Allmacht; leibliches Leben und „Fleisch" setzt wohl Zahn — und auch viele alte Kirchenmänner — aber nicht Paulus gleich. Diese Erklärung „klammert sich nicht trügerischerweise an ein aus dem Zusammenhange gerissenes Wort" (1. Kor. 15, 50), wie Zahn seine Leser glauben macht, sondern ist die einzige zu all den zahlreichen Stellen, wo Paulus von „Fleisch" redet, passende; der Mann, der Röm. 7, 5 f. jubelt, daß die Zeit, „da wir Fleisch waren," die Zeit des Sünden- und Todesjochs, einem neuen Zustande Platz gemacht hat, hätte von Auferstehung des Fleisches so wenig reden können, wie andre von Ewigkeit dieser Welt. Zahn verkennt diesen auf der Hand liegenden Sachverhalt nur, weil andre neutestamentliche Schriftsteller von Fleisch in einem andern Sinne reden und er keine Verschiedenheit zwischen diesen dulden will. Sein Hinweis auf 1. Kor. 15, 39 gehört günstigstenfalls zu den „exegetischen Erwägungen," für die es nach seiner Meinung (S. 39) immer besonders schwer ist, allgemeine Anerkennung zu finden. Denn 1. Kor. 15, 39 ff. will der Apostel den zweifelnden Korinthiern

nur an mehreren Beispielen klar machen, daß man einen Auferstehungsleib glauben kann, auch wenn der irdische Leib einer Neubelebung ganz unfähig ist: welcher Differenziirung sei doch solch ein Begriff wie „Leib" fähig. Leib und Fleisch sind hier synonym höchstens, wenn jedes von ihnen auch mit „Klarheit" (δόξα) synonym wäre; das ist aber nicht einmal der Fall, wenn man gegen die Logik statt Klarheit gleich setzt: Glanz der körperlichen Erscheinungen (Zahn S. 98).

Musterstücke eines mit allen Schwierigkeiten schon im voraus fertigen Scharfsinns sind die Prüfungen der Höllenfahrt und der jungfräulichen Geburt Jesu. Erstere ist eine „Thatsache, ohne welche Jesus nicht wahrhaft gestorben wäre": das überzeugt uns nur nicht von der Notwendigkeit ihrer ausdrücklichen Erwähnung, denn die Wahrhaftigkeit seines Sterbens dürfte in dem „gekreuzigt," „gestorben," „begraben" hinreichend bezeugt sein. Daß aber die „Grundgedanken" über die Wirkung des gestorbnen Christus auf die Totenwelt im Neuen Testament wohlbegründet seien, ist eine These, die mehr mit dogmatischen Forderungen als mit exegetischen Belegen plausibel gemacht wird. Es müsse Jesu Seele, nachdem sie den Leib verlassen, in die Gemeinschaft der abgeschiednen Seelen, an den Ort der Toten eingegangen sein. Wagt Zahn im Ernst seine psychologische Vorstellung von dem Tode als einer Trennung der Seele vom Leibe als eine allen neutestamentlichen Schriftstellern gemeinsame hinzustellen? Und ist das so sichere Bibellehre, daß die (also alle!) abgeschiednen Seelen eine „Gemeinschaft" bilden? — Die Belegstellen dafür, daß Jesus und die Apostel von jenem Eingang seiner Seele an den Ort der Toten als von etwas Selbstverständlichem geredet haben, sind von seltsamer Kraft: wenn Jesus Luk. 23, 43 dem Schächer am Kreuz mit seinem feierlichen Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! weiter nichts verhieß, als daß dessen Seele mit der seinigen in die Gemeinschaft der Toten alsbald eingehen werde, so lag darin doch ein ungewöhnliches Quantum von Selbstverständlichkeit. — Weiter kann Zahn Jesu Weilen im Totenreich nicht als einen rein leidentlichen Zustand denken. „Giebt es, wie wir nicht bezweifeln können, im Jenseits [ist das der Ort der Toten?] ein Bewußtsein der Personen um sich selbst und um andre, so muß es auch in der Totenwelt spürbar geworden sein, daß der Herr der Toten wie der Lebenden in ihrer Mitte erschienen ist." Der Schluß ist offenkundig unhaltbar, wenn das „Bewußtsein" nicht als alle andern umfassend, also als eine Art von Allwissenheit gedacht wird: und ob der Herr nicht auch auf Erden wiederholt drei Tage zugebracht hat, ohne spürbar geworden zu sein? Der dritte Satz ist noch problematischer, aber ich übergehe das, um zu Zahns Abschnitt 3: „der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria" noch ein paar Worte zu sagen.

Zahn schließt ihn mit der Versicherung, daß die Annahme eines ursprünglichen Christentums ohne den Glauben an den von der Jungfrau gebornen Gottessohn Jesus eine Fiktion ist, mit der man wirklich nicht groß thun sollte! Daß dieser Glaube in Matth. 1. 2 und Luk. 1. 2 vorliegt, bestreitet kein Mensch; man hat nur behauptet, daß sonst im Neuen Testament keine — oder sehr unsichere — Spuren dieser Anschauung sich finden, wohl aber Stellen, bei denen es das Natürlichere ist, eine andre Auffassung vorauszusetzen, und daß das Schweigen so großer Teile des Neuen Testaments über jenen Punkt uns berechtige, ihn für einen minder wesentlichen zu halten. Daß die Kirche des zweiten Jahrhunderts einmütig für dies „Mysterium des Christenglaubens" eintritt, ist selbstverständlich, wenn ihr jene Evangelien bekannt waren; diese Theorie über den ganz einzigartigen Beginn des irdischen Lebens bei Jesus kam antikem Denken, das sich die Gottmenschheit begreiflich machen wollte, zu sehr entgegen, als daß irgendwelcher Widerspruch, außer wo dogmatische Motive ihn erzeugten, erwartet werden könnte. Sonach ist es ein sehr müßiges Vergnügen, zur Befestigung des Glaubens an diese Lehre die Ketzer von Kerinth (nach 100) an aufzuzählen, die an ihr Anstoß genommen haben. Damit ist doch die rhetorische Frage (S. 57): „Hat es überhaupt je eine Gemeinde Christi ohne diesen Glauben gegeben?" nicht gerechtfertigt, auch nicht die genauere Behauptung (S. 67):

„Was wir wissen, ist dies, daß es unter den Gemeinden der apostolischen Zeit . . . keine Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf die Person Jesu gegeben hat," oder die auf S. 64: „Daß es in apostolischer Zeit irgend eine Gemeinde gegeben habe, welche auf den Josephssohn Jesus ihren Glauben gestellt hätte, ist eine von allen geschichtlichen Zeugnissen entblößte Hypothese, welche niemals bewiesen werden wird." Es ist ein ziemlich grober Kunstgriff, durch den hier der Beifall des Lesers erzwungen werden soll. Betreffs der Person Jesu mögen ja alle Gemeinden der ersten Generation einig gewesen sein, für sie alle war er der Sohn Gottes; folgt daraus, daß sie alle über die Weise, wie der Sohn Gottes Mensch geworden war, auch nur sonderlich nachgedacht hatten? Und auf den Josephssohn Jesus stellte freilich keine Gemeinde ihren Glauben, sondern wiederum allein auf den Sohn Gottes, aber folgt daraus irgendwie, daß sie seine Josephssohnschaft leugnen mußten? War es auch nur um ein Haar schwerer, Gott die Kraft zuzutrauen, einen Josephssohn wunderbar mit seinem „eingebornen" Sohne zu verbinden, als die, diesen seinen Sohn ohne männliche Mitwirkung von der Maria empfangen und geboren werden zu lassen? Und wie kann ein ernsthafter Historiker die Entblößung von allen geschichtlichen Zeugnissen triumphirend vermerken bei einer Hypothese, die Zeugnisse, wie Zahn sie verlangt, ja gerade für undenkbar erklärt? Im Gegensatz zur Jungfrauengeburt ist die Josephssohnschaft von den Gemeinden natürlich nie betont worden; aber wenn im Unterschied von dem lebhaften Interesse der spätern „Gemeinden" für die Jungfrauengeburt viele Vertreter der allerältesten Kirchen sich um Jesu Erzeugung gar nicht bekümmern oder, wo sie von seiner Geburt einmal reden, mit keiner Silbe andeuten, daß ihnen jenes „Mysterium" bekannt sei, so dürfte das eben ein Zeugnis zu Gunsten jener Hypothese sein. Bei der Dürftigkeit unsrer Quellen über die ersten Jahrhunderte des Christentums finde ich den Satz Zahns, Meinungsverschiedenheiten zwischen den apostolischen Gemeinden über die Person Jesu „hätten nicht existiren können, ohne Spuren in der Litteratur zurückzulassen," unglaublich kühn — als ob Zahn auch nur die Namen von der Hälfte der apostolischen Gemeinden kennte! —; aber er ist in seiner Anwendung auf unsern Gegenstand nicht einmal richtig: hier, wo es sich nur fragt, ob die Theorie von der Jungfrauengeburt schon oder noch nicht auftritt, ist das argumentum e silentio ein geschichtliches Zeugnis ersten Ranges. Ein andres zu erwarten, ist nicht erlaubt.

Nun will zwar Zahn Spuren von dem Jungfrau-Maria-Glauben allerorten im Neuen Testamente aufweisen. Das wäre auch, wenn er Recht hätte, wertvoller als die vielfachen Beteuerungen hinsichtlich des Glaubens apostolischer Gemeinden (die für uns so wenig maßgebend sein können, wie etwa die Wittenberger oder Genfer Gemeinden von etwa 1560), und auf die von Zahn zugegebnen Widersprüche der Geburtsgeschichten des Matthäus und des Lukas würden wir dem gegenüber kein Gewicht legen; ich erkläre Zahn offen, daß ich ganz so wie jetzt urteilen würde, „wenn die beiden Berichte in der Sache vollkommen übereinstimmten und nur im Ausdruck von einander abwichen." Einen Schluß der Art freilich, daß „die Erzählungen in Lukas 1 und 2 damals nicht das Sondereigentum eines kleinen Kreises von Christen gewesen sein können," kann ich so wenig durch den Plan der betreffenden Evangelien berechtigt finden, wie Zahns Entdeckung, daß die Geburtsgeschichte bei Matthäus und besonders deutlich schon seine Genealogie 1, 1 ff. apologetische Tendenz habe — Jesum in Schutz zu nehmen gegen eine schmähliche Verleumdung der Juden, als sei er einer Ehebrecherin Sohn! Gerade der Vergleich mit Matth. 28, 11—15, wo Matthäus gegenüber jüdischer Verleumdung doch sehr deutlich zu reden weiß, zeigt, daß Matth. 1 ohne eine ähnliche Absicht geschrieben ist; eine Absicht, die erst so spät wie hier von einem Gelehrten bemerkt wird, dürfte schwerlich existirt haben. Zahns Appell an das „herzhafte Denken" S. 60 f. hat jedenfalls den Erfolg, die meisten Leser glauben zu machen, Zahns theologische Gegner seien in Gefahr, die jüdische Schmähredе bezüglich der Erzeugung Jesu „für das Original und für wahr" zu halten: aber auf eine dahin zielende Absicht Zahns schließe ich trotz-

dem noch nicht; er giebt seiner Phantasie gar zu stark nach, wenn er jene jüdische Verleumdung, die immer als eine Karikatur von Matth. 1 und Luk. 1 betrachtet worden ist, von Matthäus als allgemein bekannt vorausgesetzt findet. Die Frage, wie es wohl kommt, daß diese Karikatur uralter christlicher Ueberlieferung bei Lebzeiten Jesu nirgends aufgetaucht ist, übergeht Zahn.

Besonders interessirt ist er, da in das Markusevangelium — nach fast allgemeiner Annahme das älteste — die übernatürliche Geburt nicht hineinzuentdecken ist, daran, wenigstens das jüngste der vier Evangelien, das des Johannes, als Zeugen aufzubieten. Daß hier die jungfräuliche Geburt geleugnet würde, fällt mir nicht ein zu behaupten, genau ebensowenig aber sehe ich sie dort behauptet oder vorausgesetzt. Zahn sieht letzteres in dem Satz: der Logos (das Wort) sei Fleisch geworden, wie die Menschen Fleisch sind. Als ob nicht jeder der Menschen auch einmal Fleisch geworden wäre! Daß Johannes Jesum nicht für ein Erzeugnis des sich selbst fortpflanzenden Menschengeschlechts hält, ist freilich richtig, aber überaus selbstverständlich.

Eine unzweifelhafte Anspielung auf die Ueberlieferung der beiden Vorgeschichten soll indessen Joh. 1, 13 enthalten, mehr noch, ein unzweideutiges Bekenntnis zu ihr. Aber was berechtigt uns, hinter einem Worte des in Joh. 1, 13 über die Wiedergebornen Gesagten noch besondre Anspielungen auf Jesu Geburt zu vermuten? Zahn nennt „die ausdrückliche Verneinung des Manneswillens als eines mitwirkenden Faktors bei der Erzeugung der Gotteskinder" neben der Verneinung des „Geblüts" und des Fleischeswillens. Aber auf solche Fragen, warum ein Begriff dreimal und nicht bloß zweimal formulirt wird, eine „glaubwürdige" Antwort zu verlangen, ist eben ein nur zu verbreiteter grober Fehler theologischer Exegese; dann kann ich auch fragen, warum man sagt: Thür und Thor öffnen und sich nicht mit einem von beiden begnügt. Der Evangelist häuft die Ausdrücke, um den Gegensatz der neuen Geburt der Gläubigen und der ersten recht ergreifend einzuprägen: gewiß gilt alles, was er von dieser Geburt sagt, von dem Eingebornen erst recht, aber von ihm, sofern er Logos, Kind Gottes von Ewigkeit her ist; wenn es auf seine Fleischwerdung sich bezöge, so hätte der Evangelist mit grobem Doketismus deren Wirklichkeit und sonach die Menschheit Jesu preisgegeben. Denn neben diesem „aus Gott" bleibt für ein „aus einer Jungfrau" kein Raum; Jesus wäre dann überhaupt nicht im eigentlichen Sinne geboren.

Paulus soll sich zur Jungfrauengeburt Gal. 4, 4 bekennen mit seinem „geboren aus einem Weibe." Das „Weib" mag die „Jungfrau" nicht ausschließen, aber doch noch weniger kann es sie fordern. Zahn verlangt „gebieterisch" Antwort auf die Frage: Warum nennt Paulus hier nur die Mutter, da es doch offenbar für die Unterstellung Jesu unter das mosaische Gesetz, worum es sich dem Zusammenhang nach handelt, viel entscheidender war, daß er als Sohn eines israelitischen Mannes geboren wurde und aufwuchs? Er hat die Antwort: „Doch wohl darum, weil im Denken des Paulus neben dem himmlischen Vater Jesu für Joseph als seinen Erzeuger kein Raum war." Die Frage ist eine der oben beleuchteten. Sie ist aber auch falsch gestellt; denn es ist reine Willkür, die Worte „geboren von einem Weibe" in den Dienst der nachfolgenden „unter das Gesetz gethan" zu stellen; Paulus redet davon, wie alle Christen, ob ehedem Heiden oder Juden (3, 28), aus dem Zustande der Unmündigkeit dadurch enthoben worden sind, daß Gott seinen Sohn sandte, ihn nicht verschonte, sondern ihn das werden ließ, was die zu Erlösenden waren, Menschen, Gesetzessklaven. Die doppelte Erniedrigung, die für den ewigen Gottessohn darin liegt, daß er sich von einem Weibe geboren werden lassen und das Joch des Gesetzes auf sich nehmen muß, kommt in den beiden Attributen zu starkem Ausdruck. Die dem Gottessohne auferlegte Passivität tritt nur durch die Nennung des Weibes, die übrigens jüdischem Denken für solche Fälle immer näher lag, entschieden hervor; hier ein „erzeugt vom Manne" zu setzen, wäre mehr als absonderlich, wäre geschmack- und taktlos gewesen. — Daß die Bezeichnung Jesu als Davidssohn oder aus Davids Samen bei Paulus und bei andern am natürlichsten, mag Zahn es immerhin „plump" nennen, von direkter Abstammung, von Blutsgemeinschaft verstanden wird, kann nur ein hochgesteigertes Vorurteil leugnen; eine Beanspruchung des Titels Davidssohn durch Jesum, nur „weil er von Maria als der legitimen Gattin — des Davididen — Josephs geboren" sei, erscheint mir fast sittlich bedenklich, denn er erweckte in den Hörern dadurch unbedingt falsche Vorstellungen; Zahns Erklärung, daß dieses Verhältnis — zu David — dem Herrn selbst für sein Wirken unter seinem Volk genügt hat, leidet an dem Fehler, das als bewiesen vorauszusetzen, was bewiesen werden soll. Dasselbe ist S. 66 f. der Fall, wo Zahn zwar zugiebt, daß in unsern Evangelien keine auf Jesu physisches Verhältnis zu Joseph und Maria sich beziehenden Fragen der Jünger aufbewahrt sind, aber meint, dies sei „noch kein Beweis dafür, daß man im Kreise der um ihren Meister gescharten Jünger hierüber beharrlich ein ängstliches Schweigen beobachtet habe." Dieses Schweigen wäre ein „ängstliches" nur, wenn die Jünger einen Beweis für Jesu Gottessohnschaft in den unkontrollirbaren Vorgängen bei seiner Menschwerdung vermutet hätten. Und wenn Zahn Andersdenkenden den Vorwurf macht, sie phantasirten, wenn sie die Geschichte des Christentums anders wünschten, als die Quellen sie bieten, so hat er nicht bloß vergessen, daß nicht bloß „die christliche Gemeinde" und D. Zahn berufen sind zu konstatiren, was „die Quellen bieten," sondern vor allem, daß möglicherweise — und in vielen Fällen ist es nachgewiesen! — „die Quellen" Verschiednes bieten und die Kritik zu wählen und die Verschiedenheit zu erklären verpflichtet ist.

Uebrigens scheint er schließlich selber einzuräumen (S. 67), daß die Apostel beim Missioniren mit dieser Lehre, die „nur Glauben fordert," nicht gleich hervorgetreten sind, daß dieses Lehrstück vielleicht „dem Lehrvortrag im Kreise der bereits getauften und im Glauben befestigten Christen vorbehalten geblieben" ist. Damit hat er zugestanden — und dann ist ja schon jeder Anlaß zu heftigem Streit aufgehoben —, daß Glaube an Jesum, seligmachender Glaube ohne Anerkennung dieses Lehrstücks möglich ist, denn solcher ist doch die Voraussetzung und Wirkung der Taufe.

Ich breche hier ab: ich wünsche der Broschüre Zahns über das apostolische Symbolum gerade aus den Kreisen der Freunde dieses Blattes viele Leser, allerdings nur solche, die mit kritischen Augen zu lesen verstehen. Unter dieser Voraussetzung kann reicher Nutzen nicht ausbleiben: in erster Linie die Erkenntnis, daß die Geschichte des Apostolikums in den wesentlichen Zügen feststeht, daß sie sehr lang und an Wechselfällen reich ist, und daß zufällige Interessen der Kirche in ihr eine wichtige Rolle spielen; die andre, daß „eine Prüfung seines Inhalts" das von den Traditionsgläubigen sans phrase gewünschte Ergebnis an entscheidenden Stellen nur liefert durch einen großen Aufwand von exegetischen Willkürlichkeiten, falschen Schlußfolgerungen und leidenschaftlichen Entstellungen des gegnerischen Standpunkts; endlich die Erkenntnis, daß der vermeintliche Streit um das Apostolikum ein Streit um die Verbindlichkeit jedes einzelnen Bibelwortes ist: denn daß jedes Wort des Apostolikums in irgendwelcher Auffassung (dabei denke ich an Gemeinschaft der Heiligen) durch irgendeine Stelle der Schrift gedeckt werden kann, ist nicht zu bestreiten. Sollte aber ein evangelischer Christ so sehr Unrecht haben, wenn er in seinem allerheiligsten Glaubensbekenntnis einfach das sucht, was von aller heiligen Schrift „getrieben" wird?*)

Jülicher

*) Eine Anmerkung zum zweiten Abschnitt obigen Artikels hat infolge formeller Schwierigkeiten in vorige Nummer keine Aufnahme gefunden. Sie ist veranlaßt durch ein Schriftchen, das allerdings nur auf den Ungelehrten hat Eindruck machen können, das wir aber darum eben nicht ignoriren möchten, weil es thatsächlich Beachtung gefunden hat. So ist es von der Kreuzzeitung ihren Lesern empfohlen worden. Es ist ein Schriftchen zum Streit von Bauerfeind, bei Bertelsmann in Gütersloh erschienen. Der Verfasser obigen Aufsatzes schrieb mit Rücksicht darauf Folgendes:

Die „kirchliche" Tradition über die Abfassung des Apostolikums (direkte Herkunft von den Aposteln) wird von Zahn als „Sage" aufgegeben, sie ist selbst nach dem Schlußsatz nicht die Wahrheit, sondern enthält nur ein Quantum Wahrheit — aber mit relativen Wahrheiten

Der Katechismusunterricht

In dem ersten Hefte 1893 der „Zeitschrift für praktische Theologie“ erschien vor kurzem ein längerer Aufsatz von Professor Lic. Bornemann, betitelt „Der zweite Artikel im Lutherischen kleinen Katechismus. Fragen und Vorschläge“, der mit Recht in weiten Kreisen Aufsehen erregte.*) Die bedeutende und einschneidende Arbeit ist nur ein Teil eines größern Werkes, das — wenn wir recht berichtet sind — demnächst von demselben Verfasser erscheint, und das den gesamten Katechismusunterricht in Schule und Konfirmandenstunde, wie er heutzutage gewöhnlich betrieben wird, einer genauen Prüfung unterzieht. In der That ist das ein sehr zeitgemäßer Gegenstand der Untersuchung, der mit der theologischen und religiösen Bewegung der Gegenwart in gewissem Zusammenhang stehen dürfte. Der Katechismusunterricht in Schule und Kirche ist an einem Wendepunkte angekommen, bei dem man sich wirklich fragen muß, ob der bisherige Betrieb so einfach fortgeführt werden kann. Jährlich erscheinen immer neue Erklärungen des kleinen Lutherischen Katechismus. Die Zahl dieser Katechismuserklärungen ist bald Legion. Jeder Geistliche oder Lehrer, der sich im Katechismusunterricht eine Art System ausgearbeitet hat, hält sich für berechtigt, dasselbe dem Druck zu übergeben und andern anzubieten. In einer Hinsicht ähneln sich alle diese Katechismuserklärungen: sie bringen in den kleinen Lutherischen Katechismus die theologische Dogmatik hinein und suchen in irgend einer Weise diese dem kindlichen Gemüte einzuprägen. Vor allem ist dies bei dem zweiten Hauptstück, dem christlichen Glauben, der Fall. Die christliche Lehre wird so als eine Art dogmatischen Kompendiums der Jugend dargeboten. Bornemann sagt ganz mit Recht in Betreff der katechetischen Behandlung des zweiten Glaubensartikels:

> Durch die Tradition verführt, halten es die meisten theologisch gebildeten Lehrer für notwendig, sei es, wie es meistens geschieht, an der Hand der traditionellen Dogmatik oder, was hie und da auch vorkommt, auf Grund eines eignen dogmatischen Systems einen mehr oder minder vollständigen theologischen Abriß der Lehre von der Person und dem Werke Jesu Christi zu geben. Die nicht theologisch gebildeten Lehrer, also neben den mit Religionsunterricht betrauten Philologen vor allem die überaus zahlreichen Volksschullehrer, fühlen sich natürlich verpflichtet, dies Verfahren nachzuahmen, und kommen dabei in die für einen Lehrer sehr bedenkliche Lage, bei einem der wichtigsten Stücke des Religionsunterrichts sich in fremdartigen, angelernten und für sie steifen Formen und Theorien zu bewegen, sodaß der Erfolg des Unterrichts in erster Linie nur im Gedächtnis, dann im theologisirenden Verstande und erst zuletzt im Gemüt, Willen und persönlicher Ueberzeugung zu finden ist.

So ist es gekommen, daß diese Erklärungen des Katechismus Luthers viel mehr einer vermeintlichen Verbesserung Luthers durch die theologische Dogmatik gleichen, als einer wirklichen Erklärung der Gedanken des Reformators. Denn während dieser wohlweislich solche Gedankenreihen, durch die in der kirchlichen Entwicklung ein theologisches Verständnis der christlichen Wahrheit erstrebt wurde — sie waren ihm aufs genaueste bekannt —, aus dem Volks- und Jugendunterricht ausgeschlossen sehen wollte, während ihm auch alle Polemik fern lag und all sein Streben nur darauf ging, dem jugendlichen Gemüte zu einer festen und überzeugungsvollen Aneignung der christlichen Wahrheit zu verhelfen, bringen die Katechismuserklärungen eine Menge Ergänzungen und Begründungen herbei und stopfen sie in den Lutherischen Wortlaut hinein, durch die der Absicht des Reformators geradezu entgegengearbeitet wird. Bornemann sagt:

> Die Unfähigkeit, in religiösen Dingen sich ohne theologische Gedanken und Theorien einfach der schlichten Wahrheit hinzugeben und die Kraft der unmittelbaren religiösen Rede an sich und andern zu erproben, zugleich die Unfähigkeit, zu unterscheiden zwischen dem Wesen und den Aufgaben der eignen theologischen berufsmäßigen Bildung einerseits und dem Wesen und den Aufgaben der allgemeinen praktischen religiösen Volksbildung andrerseits, die Unfähigkeit endlich, im Sinne des Volkes zu fühlen, zu fragen, zu sehen und zu reden — alles das wirkt zusammen, wenn es sich um die schulmäßige Behandlung des Katechismus handelt. . . . Es liegt da wirklich heutzutage die Decke Mosis auf dem Angesichte der Schriftgelehrten. Aber es ist hohe Zeit, daß sie hinweggenommen werde, und daß wir Theologen die volkstümliche Sprache Luthers auch wieder volkstümlich verstehen und volkstümlich deuten lernen, daß wir wirklich bei ihm in die Schule gehen und nicht den kleinen Katechismus bei unsrer theologischen Weisheit in die Schule gehen lassen.

Sehen wir z. B. den zweiten Glaubensartikel an. Luther hat diesem Teil des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses eine Erklärung hinzugefügt, durch die er Gedankenreihen, die in früherer Zeit ohne Zweifel von Wichtigkeit waren, die aber für die Aneignung der christlichen Wahrheit von seiten unsrer Jugend unbrauchbar sind, abwies. Ihm war selbstverständlich die christologische Entwicklung nicht nur bekannt, sondern auch theologisch sehr wertvoll; trotzdem wollte er nicht, daß den Kindern die Zweinaturenlehre vorgetragen werde. Er war überzeugt, daß auf diesem Wege die Liebe zum Heilande und ein wirkliches persönliches Verhältnis der Kindesseele zu ihm nicht hervorgerufen werde. Für den Katechismus lehnte er die sogenannte Ständelehre ab, er wünschte nicht, daß das Leben Jesu nach der Kategorie des Erniedrigungsstandes und

---

kann Kirche, Glaube und Religion nichts anfangen. Zahn verzichtet völlig darauf, etwa wie es neuerdings wohlmeinende Verehrer der apostolischen Abfassung des Symbols — nicht ohne Erfolg bei Lesern ohne kirchengeschichtliche Bildung — versucht haben, die Verbindung zwischen einer apostolischen Synode, die das Taufbekenntnis endgiltig formulirt, und dem für uns erst im fünften Jahrhundert auftauchenden Texte mit Hilfe der sogenannten Arkandisziplin herzustellen. Unter Arkandisziplin versteht man nämlich eine besonders im vierten und fünften Jahrhundert reichlich bezeugte Uebung der Kirche, über gewisse gottesdienstliche Handlungen und heilige Objekte vor Ungeweihten unverbrüchliches Schweigen zu bewahren; sakramentale Akte und liturgische Formeln sind natürlich in erster Linie so behandelt worden, und kein Mensch bestreitet, daß man das Taufbekenntnis erst kurz vor der Taufe den Katechumenen mitteilte und es vor jedem Fremden vollends sorgfältig geheimhielt. Aber um des willen nun als unbestreitbare Thatsache behaupten (so Bauerfeind in seiner Antwort auf Harnacks Apostolisches Glaubensbekenntnis), „daß das apostolische Glaubensbekenntnis oder Taufbekenntnis als Formel von Anfang und durch Jahrhunderte hindurch von allen getauften Christen mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit als Ueberlieferung der Apostel geheim und heilig gehalten wurde mit dem besondern Verbot des Aufschreibens,“ mitgeteilt zunächst von Bischof zu Bischof bei der Ordination und von diesen den andern Klerikern, von ihnen wieder an die Täuflinge, daß als Erster Rufinus in Rom mit Umgehung der Arkandisziplin eine Aufschrift aus seinem eignen Gedächtnis und dem, was er von andern gehört, herzustellen sich erlaubte, natürlich mangelhaft, worauf endlich Faustus von Riez eine zuverlässige Aufschrift unter bischöflicher Autorität der Christenheit vorlegte, die dann auch ohne eine Spur von Widerspruch diese Formel als die allgemein richtige und ursprüngliche anerkannte — dazu gehört eine ungewöhnliche Kühnheit.

Wenn die Arkandisziplin nicht verhindert hat, daß wir alle ihre Gegenstände, auch die „Glaubensbekenntnisse“ der Kirchen des vierten und fünften Jahrhunderts, kennen, dann wird sie im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter schwerlich jede Spur dieses Bekenntnisses vertilgt haben, zumal sie damals noch gar nicht existirte, ihre Entstehung erst aus den Verhältnissen des zweiten Jahrhunderts heraus begriffen werden kann. Auch ordinirte Bischöfe und tausende Diakonen werden der Apostelzeit rein aufgedrängt; und vollends steht die „peinlichste Gewissenhaftigkeit,“ mit der alle Christen „die Formel“ geheim und heilig hielten, in merkwürdigem Gegensatz zu den zahllosen Gedächtnisfehlern, die angenommen werden müssen nicht nur bei Rufinus, sondern bei allen, die auf das Symbol Bezug nehmen, selbst bei dem Faustus, der die allein echte Formel publizirt, denn auch bei ihm liegt ja die heutige „Formel“ noch nicht ganz vollständig vor! Und Rom hat die Formel des Faustus doch noch Jahrhunderte lang nicht besessen; sie scheint sich demnach dort nicht einfach geltend gemacht und legitimirt zu haben als übereinstimmend mit der bisherigen mündlichen, dem Herzen und Gedächtnis eingeprägten Ueberlieferung! Die Vertreter dieser Beweisführung mit Hilfe der Arkandisziplin arbeiten nicht bloß mit den gröbsten Quidproquos, sie bewegen sich ganz und gar in den Bahnen römisch-katholischer „Wissenschaft“; nur ist ihre Stellung viel unglücklicher, als die aller ultramontanen Ausnutzer der Arkandisziplin, weil sie im offenbaren Widerspruch zu der Thatsache, daß zahllose verschiedne apostolische Symbole in der alten Kirche vorhanden waren, teilweise bis auf den Buchstaben in ihrer Formulirung uns bekannt, das Vorhandensein nur einer solchen Formel sich einreden. Dort drüben will man meistens Nichtvorhandnes als schon vorhanden erweisen, hier Andersvorhandnes zu dem Jetztvorhandnen verdrehen. Und welch ein Glaube an die Unfehlbarkeit kirchlicher Tradition bei Lutheranern! Zahn ist zu gelehrt und besitzt zu viel geschichtlichen Sinn, um auf solche Konstruktionen auch nur Rücksicht zu nehmen; hoffen wir, daß auch die „positiven“ Berichterstatter über sein Buch die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf diese seine Stellungnahme hinlenken.

*) Wir geben obiger Besprechung vornehmlich aus dem Grunde Raum, weil uns daran liegt, die Aufmerksamkeit der Theologen unter unsern Lesern auf die sehr tüchtige „Zeitschrift für praktische Theologie“ hinzulenken, die in vierteljährigen Heften neuerdings unter der Leitung von Professor Baumgarten in Jena, Prediger Kirmß in Berlin und Pfarrer Teichmann in Frankfurt a. M. erscheint. (Vgl. unter den Anzeigen.) Dabei befürchten wir nicht, daß die obigen Mitteilungen für unsre nichttheologischen Leser des Interesses entbehren könnten. D H

des Erhöhungsstandes den Kindern vorgeführt werde, obwohl der zweite Artikel des apostolischen Symbols allerdings nach diesem Gesichtspunkte seine Aussagen eingerichtet hat. Allein Luther wußte, daß dies in früherer Zeit seine Bedeutung gehabt hatte, daß aber gegenwärtig für den Jugendunterricht darauf kein Wert zu legen sei. Einst hatte der Gnostizismus das Leben Jesu zu einem Gemisch mythologischer Phantasien und heidnisch-philosophischer Ideen gemacht. Die geschichtliche Person Jesu war darüber völlig in den Hintergrund getreten. Es war eine That des christlichen Geistes, daß man dem gegenüber die Thatsachen des menschlich-geschichtlichen Lebens Jesu in dem kirchlichen Taufbekenntnis ausdrücklich an seine Gottessohnschaft und Herrschaftsstellung anschloß. Aus den Bedürfnissen der damaligen Zeit ist es zu erklären, daß dabei Thatsachen des Lebens Jesu, die von größter Bedeutung gewesen sind (z. B. seine Taufe durch Johannes, seine Versuchung u. s. w.), unerwähnt bleiben, während andre, die solche Bedeutung nicht haben, stark hervorgehoben, ja mit verschiednen Ausdrücken wiederholt werden (Begräbnis, Höllenfahrt, „gestorben, begraben, niedergefahren zur Hölle," „auferstanden, zum Himmel gefahren, sitzend zur rechten Hand Gottes"). Wer theologisch das apostolische Symbol sich klar machen will, untersuche die Gründe und die Bedeutung der Zusammenstellung der einzelnen Ausdrücke so eingehend wie möglich. Aber im Katechismusunterricht soll das nicht geschehen. Hier kommt es beim zweiten Artikel vielmehr ausschließlich darauf an, daß das Kind zu der innern Ueberzeugung und damit zu dem freudigen Bekenntnis gelangt, daß dieser Jesus Christus sein Herr sei, dem es zugehöre, und daß es durch ihn ewiges und seliges Leben empfange, wie er selbst dieses in sich trug und von Gott dazu bestimmt und gesandt war, es in der Menschheit auszuteilen. Luther wünscht daher, daß dieser Abschnitt des Glaubensbekenntnisses in entsprechender Weise behandelt werde. Es soll dem Kinde gezeigt werden, daß, so lange Jesus nicht der Herr des Menschen geworden, dieser andre Herren hat, die ihn aber nicht selig machen, sondern ins Verderben führen. Es sind Sünde, Tod und Teufel, durch die des Menschen Leben verloren geht, um zuletzt verdammt zu werden. Es soll gezeigt werden, welche seligen Güter der Mensch wirklich durch Jesus empfängt, wie er durch ihn frei wird von allen knechtenden Mächten, wie er in den Stand gesetzt wird, den Willen Gottes zu erfüllen, mit Freuden zu erfüllen und das ewige Leben schon hier auf Erden zu haben und zu genießen — auch bei allen Leiden und Prüfungen der Zeit und Welt. Wenn aber dem Kinde die Ueberzeugung beigebracht werden soll, daß es Jesu eigen sei, ihm zugehöre, von ihm erworben und gewonnen sei, so kann es diese nicht aus logisch-juristischer Beweisführung gewinnen, wie sie die theologische Dogmatik in der sogenannten Anselmschen Erlösungstheorie ausgebildet hat. So verlockend das erscheint, so kommt man auf diesem Wege doch nicht zu dem erwünschten Ziele. Das Kind kann so zu einem innern Verständnis der Erlösung durch Christum nicht gelangen. Dieser Weg ist der breite Weg, den viele wandeln; die Katechismuserklärungen bieten immer wieder die sogenannte Genugthuungstheorie des Mittelalters den Kindern dar. Selbst wenn es jetzt noch möglich wäre, diese dem kindlichen Verstande plausibel zu machen, so wird doch nur der Verstand in Anspruch genommen, das Gemüt geht leer aus. Die Dinge der Religion aber müssen das Herz gewinnen. Dazu kommt, daß alle jene rechtlichen Verhältnisse, auf die in früherer Zeit hingewiesen werden konnte, Sklaverei, Leibeigenschaft, Schuldhaft mit ihren Wirkungen u. s. w., der Gegenwart ferngerückt sind. Nur so kann dem heutigen Kinde die Erlösung durch Christus verständlich gemacht werden, daß ihm gezeigt wird, wie der Heiland durch die Erweisung seiner vollkommnen Liebe, die ihn sich für die Menschheit aufopfern ließ, diese zu seinem Eigentum erworben hat. Sein Leben, heilig und vollkommen, für die Sünder in den Tod dahingegeben, ist der Kaufpreis, mit dem das Höchste und Wertvollste eingesetzt ist. Der Wert dieses Kaufpreises ist nicht durch eine logische oder juristische Notwendigkeit zu begründen, sondern durch die heilige und vollkommne Liebe, die Menschenseelen erretten will. Von hier aus, von dem thatsächlichen Zustand aus, in

den die Menschen durch Christum versetzt sind, wird dann das Geheimnis der Person des Erlösers dem Kinde nahe zu bringen sein.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der heutige Katechismusunterricht eben deshalb vielfach seinen Zweck nicht erreicht, weil die theologischen und juristischen Theorien ihn beherrschen. Auch da, wo im übrigen ein populärer Ton angeschlagen wird, kann deshalb ein wirkliches Verständnis der Jugend, nämlich ein solches, das das Herz gewinnt und als sittliche Ueberzeugung im Herzen haften bleibt, nicht erreicht werden. Man hat aber merkwürdigerweise vielfach kaum eine Ahnung davon, daß man damit sich den Intentionen des Lutherischen Katechismus gegenüber ablehnend verhält. Die Scholastik — wenn auch die modifizirte Scholastik des Luthertums — hat sich im Katechismus wieder geltend gemacht und die reformatorischen Absichten Luthers beseitigt. Es mag sein, daß die schlimmen Wirkungen dieses Thatbestandes früher nicht so stark sich offenbarten wie jetzt; jedenfalls liegt es heutzutage jedem, der sehen will, deutlich genug zu Tage, daß nicht mit Unrecht in den weitesten Kreisen über Unfruchtbarkeit des Katechismusunterrichts geklagt wird. Dieselbe Erscheinung, die gegenwärtig auf dem Gesamtgebiete der Theologie hervortritt, nämlich die Notwendigkeit, zu Luther und den ursprünglichen Intentionen der Reformation zurückzukehren und von hier aus dem religiösen Verlangen des gegenwärtigen Geschlechts Genüge zu thun, zeigt sich auch hier. Unser geschichtliches Verständnis kann uns darüber nicht in Zweifel lassen, daß die anfängliche Kraft der Reformation unter der Ungunst der Zeit bald gebrochen wurde. Ihre gewaltigen urchristlichen Prinzipien wurden unter dem Einfluß der rückläufigen Strömungen modifizirt. Das Resultat, das sich erhielt und einige Jahrhunderte feststand, war ein Gemisch des Reformatorischen und der mittelalterlichen Entwicklung. Der Sieger unterwarf sich tausendfältig wieder dem Besiegten; er war eben im Kampfe so matt und müde geworden, daß es nicht zu verwundern ist, wenn seine Kraft schwach wurde. Alle weltgeschichtlichen Fortschritte pflegen in dieser Weise zunächst nur gebrochen zu Tage zu treten. Es ist kaum anders möglich, als daß die Mächte, die durch ein neues Prinzip überwunden werden, im Erliegen doch noch ihre Kraft auf dem Boden des neuen Prinzips geltend machen. Diese Erscheinung stellt sich auf allen Gebieten des Protestantismus, auf dem der Lehre, der Verfassung, des Lebens u. s. w. dar. Ist aber ein Prinzip lebensfähig, hat es die Wahrheit in sich aufgenommen, so rührt sich seine ursprüngliche Kraft doch immer wieder. Die Entwicklung mag langsam vor sich gehen; dennoch ruht sie nicht eher, als bis die ursprünglichen Intentionen zur Geltung gekommen sind. Wir stehen in unsrer Zeit ohne Zweifel an einem Wendepunkte, der zu den ursprünglichen Prinzipien der Reformation zurückführt. Die Entwicklung hat uns die Ueberzeugung beigebracht, daß der Protestantismus, wenn er nicht zu wesentlich ähnlichen Resultaten wie der Katholizismus gelangen soll, seine eigentümlichen Prinzipien reiner als bisher auswirken muß. Die wissenschaftlichen Fortschritte der Theologie weisen außerdem aufs deutlichste dahin. Wohin anders gehen alle gegenwärtigen Bestrebungen auf dem Gebiete der religiösen Lehre und der kirchlichen Verfassung, als dahin: die reinen reformatorischen Grundsätze zur Durchführung zu bringen. Und Luther vor allen war es, in dessen religiösem Gemüte sich die urchristlichen Wahrheiten in merkwürdig divinatorischer Weise erschlossen. Zu ihm zurück! Von ihm lernen! Dieser Ruf ertönt immer kräftiger. Lernen von dem wirklichen, dem geschichtlichen Luther, der noch viel zu wenig bekannt ist! Denn man hat sich einen Luther zurechtgemacht, der nicht ein Reformator war, der eigentlich nur einen verblaßten Abklatsch dessen, was er bekämpfte, zurückließ.

Nun wohl, auch auf dem Gebiete des Katechismus heißt die Losung: den Intentionen des großen Reformators folgen! Er hat die Scholastik aus der Kinderlehre verbannen wollen; die nachfolgenden Zeiten haben sie wieder eingeführt. Er hat ein sittliches Verständnis der christlichen Wahrheit dem Kinderherzen einprägen wollen; die nachfolgenden Zeiten haben dem Verstande logische Gedanken zugeführt. Er wollte keine

Polemik und Belehrung über theologische und kirchliche Streitigkeiten, sondern Einführung in das christliche Bekenntnis, das Trost im Leben und Sterben gewährte; die nachfolgenden Zeiten haben auf die verstandesmäßige Erkenntnis der kirchlichen Polemik den größten Wert gelegt, obwohl dadurch christliche Religiosität in keines Kindes Herz kommt. Es gilt jetzt, den Lutherschen Katechismus wirklich zur Herrschaft zu bringen, den Absichten Luthers zu folgen, die er in diesem seinem Meisterwerke niederlegte, vor allem zu brechen mit jener mittelalterlichen, im Protestantismus erneuerten Scholastik, die unsrer Zeit völlig fremd geworden ist und jedenfalls wirkliche Religiosität nicht mehr erwecken kann. In dieser Hinsicht ist Bornemanns Aufruf wirklich von großer Bedeutung, er spricht das aus, was von tausenden längst gefühlt und gedacht ward. Keine scholastische, sondern Katechismuslehre nach reformatorischen, nach Lutherschen Ideen! *Tn

Eine katholische Passionsmusik im protestantischen Berlin

Aus der Bilderwelt Berlins hat sich dem Verfasser im Jahre 1892 eine musikalisch-plastische, religiöse Darstellung ganz eigner Art eingeprägt, wo sich in der schönsten Weise das lebende Bild mit der Musik zu einem Totaleindruck ergreifendster Art vereinte, der namentlich um die Passionszeit eine ebenso weihevolle wie tief künstlerisch erbauliche Feier bot.

Ich war nie in Oberammergau, hatte aber Gelegenheit, Devrients Lutherfestspiel in Kiel vortrefflich aufgeführt zu sehen, hörte und sah auch den Parsifal in Bayreuth, sodaß jenes Berliner Erlebnis in der Passionszeit 1892 — ein kleines Oberammergau für sich und, so viel ich weiß, der erste derartige Versuch im protestantischen Berlin — eine Art Ersatz für das Fehlen jenes dritten, des katholischen Faktors war, der mit zur charakteristischen Signatur, ich möchte sagen — der ikonistischen Neigung unsers Zeitalters gehört, sofern die Gegenwart in ihrer ausgesprochnen Vorliebe für das Bühnenbild und die dramatische Darstellung historischer Vergangenheit auch religiöse Gedanken im Bilde darstellt und so auf das Herz des modernen Menschen einwirkt. Denn dieser ist genötigt, mehr Eindrücke durch das Wort gegen früher aufzunehmen und bringt vielleicht eben darum dem sich samenartig der Phantasie einprägenden Bilde bereitwilligere Empfänglichkeit entgegen als dem Wort, das er in fast zu massenhafter und darum zerstreuender Weise als tägliche Speise aufzunehmen sich gewöhnt hat. Die folgende Skizze soll ein Versuch sein, aus der Erinnerung die erwähnten tief erbaulichen Eindrücke wiederzugeben.

Eine dichtgedrängte Zuhörermenge füllt den prächtigen Saal und die weiten Galerien der Philharmonie in Berlin. Lautlose, andächtige Stille ruht über den Tausenden von Köpfen. Vor dem geschlossenen Vorhange Damen und Herren in Schwarz, am Dirigentenpulte ein noch verhältnismäßig jugendlicher Kapellmeister. Hinter dem Chor das Orchester, bescheiden im Hintergrunde sich haltend, wenngleich nicht gerade „versenkt“ wie in Bayreuth.

Das Textbuch bereitet uns auf „die Passion unsers Herrn Jesu Christi in sieben Bildern“ *) vor. Nichts besonders Charakteristisches verrät dem Uneingeweihten, daß man in einer katholischen Versammlung sich befindet, wenn nicht der schärfer zusehende Blick an dem physiognomischen Ausdruck einzelner Gesichter, am Schnitt der Kleider u. s. w. die Konfession erkennen würde. Das musterhafte Verhalten dieser großen andächtigen Gemeinde, in der die ganze Zeit hindurch durchaus der Charakter einer solchen und nicht der eines, wenn auch gebildeten Konzertsaalpublikums zu Tage trat, stellte der Bildung des Katholizismus das günstigste Zeugnis aus.

Die Musik beginnt ohne jede moderne Orchesterprätension, ein keusches Maß beobachtend, das an Glucks antike Ouverturen und Musikdramen erinnert und, dem Textinhalte der Chöre nach, meist der geistlichen Lyrik des Mittelalters entstammt. Das Textbuch weist Namen auf, wie die der Liederdichter Friedrich von Spee, Clemens Brentano, Angelus Silesius, Kardinal Diepenbrock u. a., die auch bei den Evangelischen von gutem Klange sind.

Die Einfachheit des Chorsatzes, die nur zum Ende der Passion mit mehr moderner Polyphonie den Rahmen des schlichten geistlichen Volksliedes sprengt, hat etwas Ergreifendes. Solo und Chor wechseln ab und malen uns in dramatischem Dialoge die Stunde der Todesangst in Gethsemane. Ein Bariton singt (Christus):

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Sollst du die Schmerzen wissen,
Die Angst und Not zur Leidensfahrt,
Dein Herz wär schon zerrissen.

Ohne jede weltliche Leidenschaft haben diese Worte doch etwas so Weihevolles und wahr Empfundnes, daß man dieser Musik sofort ihren Himmelscharakter abfühlt. Sie führt uns in eine neue Welt, die über den Erdenschmerzen und -leiden so hoch sich erhebt, als der Himmel über der Erde steht. Es ist geistliche Luft, die wir atmen.

Der Schmerz, tief und wahr empfunden, hat etwas Geläutertes und Abgeklärtes.

Der schöne Mond will untergehn,
Vor Leid kann er nicht scheinen,
Die Sterne auch ohn Glanz dastehn,
Mit ihm sie wollen weinen.

Diese von sanftem Flötennachspiel begleitete Chorstrophe malt die voll Mitgefühl zum Mitleiden bewegte Natur überzeugender, als mancher moderne Himmelstürmer es mit dem Aufgebote großer Orchestermittel vermöchte. Die Flötenstimmen schimmern durch die Violinentöne hindurch; es wird dadurch ein Laut malerischer Charakteristik ebenso einfacher wie zutreffender Art erreicht.

Zum Ende eines jeden musikalischen Passionsabschnitts zeigt sich in drei kurzen Zwischenräumen ein lebendes Bild, während der Gesang und das Orchesterspiel weiter gehen. Die drei Künste reichen sich hier die Hände zu einem Totaleindrucke tief erbaulicher Wirkung. In atemloser Spannung lauscht alles auf den Augenblick, wo sich der Vorhang teilt und eine Leidensstation nach der andern uns bis zur Katastrophe von Golgatha führt. Das erste lebende Bild führt uns den Herrn in Gethsemane vor Augen, wie er ins Knie gesunken mit dem Ausdrucke tiefen Seelenleids im Leidenskampfe hinaufblickt, wo der Engel erscheint und ihn stärkt.

Ein feiner psychologischer Zug kommt in das Gemälde des Leidens dadurch, daß jedesmal die ausgestreckten Hände Christi eine andre Geberde des Gebets ausdrücken.

Diese Beredsamkeit der Hände sagt mehr als Worte und Musik. Eine Perspektive des Leidens wird eröffnet, die nur noch durch den stummen Ausdruck der Hand angedeutet zu werden vermag.

Von den zuerst nach unten wie fragend ausgestreckten Armen, bis zu den flehend erhobnen im zweiten Bilde — die im dritten wieder niedergesunken sind — welch eine diskrete Andeutung dessen, was hier gelitten wurde! Zuletzt ist die Rechte so sprechend ausgereckt, als wollte sie sagen: „Ich habe Trost und Klarheit, Gewißheit und Kraft empfangen!“ Der Kampf ist beendet. In den drei Bildern bleibt sonst alles unverändert; die in Schlaf versunknen Jünger links und rechts der erscheinende Engel — sie stehen unbeweglich wie aus Erz gegossen: das einzig sich Bewegende sind die Hände Christi. Während der Chor die letzte Zeile singt, schließt sich der Vorhang; in uns aber klingt in erschütterndem Bußernst die Gewissensfrage nach, die Frage der leidenden Liebe:

Weh! Weh!
Und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an mich!

Ein choralartiger Chorsatz leitet den zweiten Abschnitt ein: die Gefangennehmung. Der erzählende Evangelist erinnert uns an dieselbe Sitte, die auch in der evangelischen Passionsmusik die fortlaufende evangelische Geschichtserzählung einem rezitirenden

*) Nach Worten der heiligen Schrift für Solo und gemischten Chor mit Klavierbegleitung komponirt von Heinrich Fidelio Müller, Ehrenmitglied der Academie St. Cäcilia in Rom, Dechant in Amöneburg u. s. w. op. 16. Fulda, Aloys Maier, 1892. 20 Pfge.

Tenor zuweist. Freilich beschränkt sich hier das Rezitativ des Erzählers auf die allerkürzesten andeutenden Notizen. Elegischer und melodienreicher als das einfache Rezitativ sind die Worte Christi:

Freund — mit einem Kusse verrätst du des Menschen Sohn?

Der Chor wiederholt in dramatischer Steigerung diese Zeile und endet mit der Frage:

Herr, sollen wir mit dem Schwert dreinschlagen?

Während das Bild erscheint, ertönt mit sinnreicher Verwendung alttestamentlicher weissagender Typik in treffenden symbolischen Bibelstellen dreimal der Ruf des Chores:

Heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger unsterblicher Heiland,
du ewiger Gott, erbarme dich unser!

Jedesmal zu diesen Worten bietet sich uns der Anblick der Rotte von Kriegsknechten, in deren Mitte der Herr steht, mit gebundnen Händen, deren schweigende, unbewegliche Aktion doppelt ergreifend wirkt in dem Ausdruck ihrer wehrlosen Ergebenheit.

In dem innern Gegensatz von Gemälde und Musik liegt dieses mal das Erweckliche. Wir werden zwischen den Zeilen jener Bußbitte heraushören können das Wort tiefer, einschneidender Gewissensmahnung:

Wir haben das verschuldet,
Was du erduldet hast.

Der dritte Abschnitt „Vor dem hohen Rate" läßt im Text der einleitenden Chöre Worte aus der Weisheit Salomos erklingen. Man vermißt in der Folge die kontrapunktische Größe der Frömmigkeit eines Bach, der uns ähnliche Situationen bereits großartiger gezeichnet hat.

Diese katholische Passion geht ihre eignen Wege und trägt ihren Stilmaßstab in sich. Nichts liegt mir ferner, als Bach im allgemeinen zum Beurteilungsmaßstab für sie zu machen In ihr lebt der mystische Geist des frommen deutschen katholischen Mittelalters, und nur unter diesem Gesichtspunkte sind ihre Schönheiten zu würdigen. Nur wo hie und da — im ganzen selten genug — fugirte Ansätze gemacht werden, die sich meist in recht bescheidnen Bahnen halten, wird man dem an Bach und Händel gebildeten Protestanten einen Seitenblick auf diese Heroen des cantus figuratus nicht übel nehmen.

Das vierte Bild zeigt uns den Dorngekrönten vor Pilatus. Die innigen Worte des Angelus Silesius ertönen dazu in sehr einfachem, aber ergreifend schönem, choralartigem Gesange:

O allerschönstes Angesicht
Wie bist du zugericht!
O Sonne der Gerechtigkeit,
Wie ist dein Glanz verspeit.
Wo ist der Purpur deiner Wangen,
Wo der korallne Mund?
Wo die Gestalt, die mich gefangen
Und bis ins Herze hat verwundt?

Und während die Geißelungsgruppe zum zweiten- und drittenmale erscheint, und der wunderbare Ausdruck des dornengekrönten, sanft geneigten Hauptes allein, bereits alle Zuhörer in weihevolle Stimmung versetzt, erhöht der sanft ausklingende Schlußchoral des Cherubinischen Wandersmanns die Heiligkeit des künstlerischen Eindrucks dieser im besten Sinne erbaulichen Darstellung:

O allerliebstes Angesicht, vergieb und zürne nicht:
O wonnig süßer Rosenmund, verzeih mirs diese Stund.
Ich will mit lauter Liebestränen
Abwaschen diesen Spott
Und mich mit höchstem Fleiß gewöhnen
Zu ehrn dein Antlitz bis zum Tod.

Ein Soloquartett von ausgesprochen altkirchlichem Stile leitet den Abschnitt ein, der mit dem Bilde der Kreuztragung schließt.

O Mensch gedenke, ins Herz versenke,
Wie Gott so willig für dich stirbt;
Mit vielen Schmerzen in seinem Herzen
Dein treuer Heiland dir dein Heil erwirbt —

Diese Worte dringen wunderbar rührend in die innerste Brust des Hörers; welch eine Einfalt und Tiefe des Empfindens! Es bewährt sich auch hier wieder, daß die Wahrheit einfach ist

und die höchste Kunst jenen Kindessinn atmet, der sie zur Dolmetscherin göttlicher Geheimnisse macht.

Niemals ein Leiden, kein Kampf noch Scheiden
Auf Erden je gefunden ist:
Wie er gelitten, für dich gestritten
Bis in den Tod, dein Heiland Jesus Christ.

Ein kurzer Instrumentalsatz schildert den Jubel der Feinde im ersten Thema. Aber nachhaltiger wirkt der tiefe Frieden der Sordine, der wie ein Heiligenschein über der Gruppe schwebt, die den Kreuztragenden umgiebt. Im Leid ist Frieden!

Die Perle des fünften Teils ist der Frauenchor:

Wunden hast du, Geliebter, und sie schmerzen dich!
Hätte doch ich sie für dich!
Wer hat dich also geschlagen, süßester Jesu, mein Leben!

Es sind die Klagen der Töchter von Jerusalem. Das Lied, vom Kardinal Diepenbrock aus dem Spanischen übertragen, gehört zu jenen rührenden melismatischen Tonsätzen, die einmal gehört nie vergessen werden.

Jedesmal, wenn das Bild erscheint, steigt diese klagende Melodienfigur wie eine Blume aus dem Chor und schwingt sich — eine passiflora amans — um das Gemälde der leidenden Liebe.

Wir sind auf dem Wege nach Golgatha.

Ein schönes Vorspiel empfängt uns an der Schwelle des sechsten Teils, der die sieben letzten Worte enthält.

Das uralte Kirchenlied in seinen herrlichen getragnen Choralrhythmen, die uns so altdeutsch anmuten wie ein Kreuzgang, oder ein Klostergarten aus der Zeit des Ekkehard, leitet zu den Rezitativen und Chören über:

Da Jesus an dem Kreuze stund
Und ihm sein Leib war ganz verwundt
Mit bitterlichen Schmerzen,
Die sieben Worte, die er sprach,
Betracht in deinem Herzen.

Der Chor singt die sieben Worte, die dadurch etwas Typisches, weltumfassend Allgemeines erhalten. Es ließe sich eine interessante Parallele durchführen zwischen dieser Komposition und der Neidthardschen der sieben Worte, die ich fast um dieselbe Zeit in einer Karvesper vom Kgl. Domchor vortragen hörte. Was die Vollendung des Tones und Vortrages betrifft, so läßt sich dem Domchor nichts an die Seite stellen.

Man muß die beiden Worte „Mich dürstet!" in der Neidthardschen Auffassung im Berliner Dom gehört haben, um zu ahnen, welch eines Eindrucks die menschliche Stimme fähig werden kann. Ohne jede Wiederholung komponirt, flüstert der Chor die beiden Worte mehr, als daß er sie singt. Dabei sind die Sänger bekanntlich unsichtbar. Es klingt wie der letzte Atemzug eines Sterbenden; die Wirkung dieser Worte ist fast eine geisterhafte!

Wir würden einen ungerechten Maßstab an die katholische Passion anlegen, wenn wir hier Aehnliches auch nur vermuteten, was nur der höchsten Kunst in ihrer Vollendung gegeben sein kann. Immerhin erreicht der katholische Komponist der sieben Worte in anerkennenswertester Weise das gesteckte Ziel.

Die Worte des sterbenden Erlösers sind weniger rezitativisch, mehr motettenartig gehalten.

Interessant ists, wie sich im dritten Worte der Katholik verrät. Aber es geschieht in so liebenswürdiger Weise, daß wir nichts einwenden können. Das „Weib, siehe da deinen Sohn" wiederholt der Chor einmal, während er das Wort „Sohn, siehe da deine Mutter" zweimal und mit augenscheinlicher Vorliebe singt. Der Komponist verweilt auf dem Worte Mutter und läßt in einer schönen, aufsteigenden Sopranfigur die Fülle der Herzensgefühle aufleben, die dieser hohe Name in seiner Brust weckt. Das ist menschlich tief und edel empfunden, und wir folgen ihm gern in der angedeuteten Richtung.

Bekannt ist, wie eine ähnliche Melodienranke sich in der Matthäuspassion um den Laienkelch schlingt, wo der Protestant Bach in freudigem Jubel über den in der deutschen Reformation errungnen Sieg die Worte: „Trinket alle daraus!" mit dem Figurenwerk seiner aus dem Herzen schaffenden Kunst verklärt.

Bei den Worten des Chors:

Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!

erscheint die Gruppe der Kreuzigung. Der lebensgroße Crucifixus allein ist ein plastisches Bildwerk, alle andern Personen leben.

Die Darstellung lehnt sich an die edelsten Vorbilder der Kunst an. Maria Magdalena hat den Fuß des Kreuzes umfaßt und lehnt ihr Haupt an den Stamm. Nur einen Augenblick schauen wir auf die ergreifende Gruppe. Der Vorhang schließt sich geheimnisvoll, wie er sich geöffnet. In vielen Augen schimmern Thränen. Auch ich konnte mich deren nicht erwehren. Mir ist ein ähnlicher Eindruck im ganzen Gebiete der Kunst bisher noch nicht begegnet.

Ihren wesentlichsten Anteil hieran hat ganz ohne Zweifel die Musik. Die sinnenden Worte des Angelus Silesius, die der Chor wie einen Choral singt, und mit dem dieser Teil schließt, haben hier etwas tief Erfassendes, zur Anbetung Bewegendes.

Während ihres Gesanges erscheint noch zweimal das Bild. Es umfängt uns wie die Stimmung eines friedevollen Abends. Das Gewitter, das noch soeben alle Elemente in Aufruhr versetzte, ist vorüber. Die dunkle Wetterwolke hat sich zum Horizont geneigt, sie droht nicht mehr, sie erinnert nur. Wir gedenken an unsern Tod und an den letzten Abend auch unsers Lebens, und milden, warmen Thränentropfen gleich, die der Himmel weint, senken sich die Worte des Schlußchorals in den Acker unsers Herzens:

Ich danke dir für deinen Tod,
Herr Jesu, und die Schmerzen,
Die du in deiner letzten Not
Empfingst in deinem Herzen;
Laß die Verdienste solcher Pein
Ein Labsal meiner Seele sein,
Wann mir die Augen brechen.

Wir kommen zum Ende der Passion. Das letzte Bild ist die Grablegung des Herrn. Die Musik ist auf ihrem Höhepunkte. Diese Chöre stehen in Bezug auf Stimmungsgewalt den Schlußchören der Matthäuspassion keineswegs nach, wenngleich sie sich in Bezug auf Kunst des Satzgefüges dem einzigartigen polyphonen Kirchenstile Bachs nie an die Seite stellen dürfen. Aber die Würde des ewig großen Passionsstoffes hat in sich schon einen tiefen Stimmungsgehalt, der einen jeden halbwegs empfindungsfähigen Zuhörer schon allein hinreißen muß. Wir suchen vergeblich nach einer ähnlichen Situation tiefer welterschütternder Tragik in der Litteratur aller Völker, wie wir sie hier vor uns haben. Es ist zu begreiflich, daß hier die Musik von dem Stoffe erfaßt, sich zu einer Höhe des Adels aufschwingt, der das ganze schöne Werk würdig krönt. In dem Vorspiele klagen die Harfen, und über dem Eingangschore, dessen erhabne Abgetöntheit der Farben wundersam berührt, schwebt eine Verklärtheit des Schmerzes, wie sie nur auf dem Boden der christlichen Offenbarung denkbar ist, wo das Leiden im Lichte ewiger Freude seine Lösung gefunden.

Trauert, ihr englischen Chöre, und weinet,
Weinet in unsern Trauergesang,
Da der Erlöser gekreuzigt erscheinet,
Töne die Harfe den tiefsten Klang. — —

Der Tenor-Evangelist berichtet nach Markus über den geschichtlichen Vorgang.

Der Text eines uralten Kirchenliedes, dessen Harmonien von einer wunderbaren Wahrheit sind, rührt uns zu Thränen. Es ruht eine seraphische Klarheit über diesen schlichten Klängen, mit denen die Passion schließt. Wie eine Vision erscheint das im milden Lichtreflex des Abends leuchtende Bild. Der Leichnam liegt in einem Steinsarkophage, Johannes hat das edle Haupt gestützt, das mit der Brust aus dem Sarge ragt, Nikodemus, Joseph, die Frauen neigen sich über das Grab. Die Gruppe ist von einer stil- und weihevollen Würde und Schönheit. Und während der Schlußgesang in der Art des antiken Chors uns zur Betrachtung unsers eignen Sterbens einladet und in herrlicher Schlichtheit und Innigkeit gleichsam die Summe der Passion und ihre Bedeutung für unser Herzensleben zieht, schließt sich der Vorhang. Still und in sich versunken lauscht die andächtige Versammlung den letzten Tönen:

Mein Jesus wird am Abend spät
Ins neue Grab getragen.
Die Mutter weinend mit ihm geht,
Ist matt von Leid und Klagen.
Den heilgen Leib legt man zur Ruh,
Ein Stein soll ihn beschließen.
O Mensch, nun deck die Augen zu
Und laß die Thränen fließen.

Mit dem Gefühle, einen künstlerisch erbaulichen Eindruck ersten Ranges erlebt zu haben, ging man auseinander. Kein profaner Applaus störte die religiöse Stimmung des Abends. Es war dem Schreiber dieser Erinnerung eine schöne Genugthuung, aus dem Geiste der Versammlung den Trost entnommen zu haben, daß doch noch religiöse Bildung im Zeitalter des Materialismus anzutreffen sei und Bilder immer bildend auf das Herz wirken müssen, wenn es sich den Rest schöner Empfänglichkeit durch das verflachende Treiben der Großstadt nicht rauben ließ. Und — füge ich ausdrücklich hinzu — wir hatten es hier mit katholischer Musik, katholischen Künstlern, katholischen Zuhörern zu thun.

* * *

Einige Tage darauf stand ich in demselben Saale auf meinem Beobachtungsposten. Es war der Mittwoch in der Karwoche. Der Sternsche Gesangverein hatte die Matthäuspassion von Bach auf sein Programm gesetzt. Der Saal war ebenso gefüllt, wie zur „Passion." Aber Musiker sowohl wie Sänger — vor allem aber auch die Zuhörer — waren von einem andern Geiste erfüllt. Das zeigte sich sofort beim bekannten ersten Chore, der in seiner gewaltigen, trinitarischen Polyphonie dieses mal profanen Herzen predigte. Ein aufmerksames und scharfes Auge überblickt rasch den Geist einer großen Zuhörermasse. Das war nicht die Versammlung, die dem Riesengeiste und dem gigantischen Herzen eines Bach kongenial mitzuempfinden vermochte. Bereits im zweiten Teil ermüdete ein Teil der schwachbrüstigen modernen Christen, und es begann eine so empörende Völkerwanderung, daß man aus allen Himmeln gerissen wurde.

Vergebens sah man sich nach dem rücksichtslosen Taktstocke Hans von Bülows „als Erzieher" um. Alles Zischen, zur Ruhe weisen und drohende Anblitzen prallte an dieser Gefühllosigkeit wie an einem Eispanzer ab. Sogar das Drohen, eine derartige musikalische und religiöse Unbildung öffentlich an den Pranger zu stellen, verfing nichts. Um das Maß des Ueberraschenden zum Ueberlaufen zu bringen, geschah schließlich noch das Unerhörte, daß eine Schar frommer Damen sich just in dem Augenblicke den Ausgang suchend von ihren Plätzen erhob und die Länge des Saales durchschritt, als der Chor pianissimo den berühmten Choral anstimmte:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!

Nicht einmal der Tod Christi nötigt diesen modernen Bildungsbarbaren in der Stadt der Intelligenz die selbstverständliche Achtung und Pietät ab. Drohende Zurufe schüchterten sie nicht ein, und der musikgebildete Christ mußte wohl oder übel während des ganzen Chorals ein janitscharenhaftes Gepolter und Geklirr in den Kauf nehmen, das die Fußtritte dieser modernen Protestanten auf den Gittern der Fußbodenheizung vollführten. — Ein weiterer Zusatz ist unnötig.

Aber die Gerechtigkeit verlangt es, daß, ehe wir unsern Beitrag zur Physiognomik des Katholizismus schließen, dieses protestantischen Zerrbildes gedacht werde, das uns doch wohl die größte Bescheidenheit in Bezug auf uns selbst dringend nahe legen sollte.

Ein derartiges Benehmen wäre in der katholischen Passionszuhörerschaft undenkbar gewesen. Dazu waren die Zuhörer in ihrer Kirche besser erzogen worden. Unsre Kirche ist ja aber schon längst nicht mehr, wie sie es sein könnte und sollte — eine erziehende Macht. Das darf doch nicht mehr länger verheimlicht werden.

Als ich mich zum Besuche der „Passion" anschickte, fehlte es keineswegs an den unvermeidlichen engherzigen Abmahnungen und Entrüstungsinterjektionen über die Profanation des Heiligen.

Ich ließ mich freilich durch solche Eckardisstimmen keineswegs irre machen und ging meine Wege. Wer weiß, was jene protestirenden Eikonoklastiker, die über eine künstlerisch vollendete Darstellung heiliger Geschichte im lebenden Bilde, wo freilich alle Mitwirkenden „arme Sünder" sind, Zeter zu schreien für einen Beweis gesunden evangelischen Empfindens halten mögen, zu der Sternschen Völkerwanderung als protestantisches „lebendes Bild" zur Matthäuspassion gesagt hätten. Ob sie hier protestirt hätten?! — Es wäre dies sicher ein „gutes Werk" gewesen, wobei ihr evangelisches Gewissen ganz ruhig hätte bleiben können.

Uns aber drängte sich der Gedanke auf, als wir den protestantischen Konzertsaal verließen, daß Ben Akiba auch heute noch eine Autorität geblieben. Der Unterschied zwischen Golgatha und Berlin reduzirt sich auf die gebildetere Art und Weise des Kreuzigungsmodus: einst auf der Schädelstätte — heute im Konzertsaal der Karwoche, einst mit eisernen Schmiedenägeln — heute mit Stiefelabsätzen, dort von rohen Kriegsknechten — hier von „gebildeten" Protestanten, damals der Leib des Herrn — heute sein Gedächtnis, sein heiliger Geist im Werke seines Jünger-Propheten, des Thomaskantors und Musikheros, für dessen Heldentum die Pygmäen von heute nicht immer das Verständnis und die Tiefe religiöser Bildung besitzen.

Wir sind am Schluß. Jene katholische Passionsmusik stärkte uns die Gewißheit, daß in allen Konfessionen wahre Jünger Christi zu allen Zeiten sich fanden, die jene Gemeinde der Heiligen bilden, in deren Mitte Christus lebt und sich auch heute noch in der Liebe offenbart. Je ernster die Zeiten sich gestalten, desto wichtiger ist es, daß die Gemeinde Christi, wo es möglich ist, das Trennende unter sich zurücktreten läßt hinter dem Gemeinsamen und Verbindenden.

Vor mir liegen die Gedichte des Papstes Leo XIII., wo in bewunderungswertem klassischen Latein der hohe Dichter auch an seinem Teil uns an die veränderten Zeiten erinnert, in denen wir leben. Man kann ein guter Protestant sein und sich doch an vielen dieser edlen Gaben einer vornehmen Muse herzlich erbauen.

Möge das große und erhabne Bild in der herrlichen Distichondichtung Sr. ökumenischen Klarität „Jesus Christus, von dem heiligen Johannes, dem Vorläufer, getauft" unsre Bilderskizze beschließen. Klingts doch, wenn wir hier das Oberhaupt der katholischen Christenheit eine so evangelische Sprache reden hören, wie eine Weissagung auf die Erfüllung jenes Johanneswortes von der „einen Herde und dem einen Hirten." Möge die himmlische Schönheit dieses Bildes vom sich öffnenden Himmel und der niederschwebenden Taube zum Symbol jener Geistesausgießung des wiederkommenden Christus werden, der die Christenheit seufzend und sehnsuchtsvoll entgegenschaut:

Unterdessen erschließt sich mit strahlendem Lichte der Himmel,
Selber des Jordans Gestad schimmert in zitterndem Glanz.
Plötzlich erscheint glanzreicher als Schnee die Taube, sie senkt sich
In rasch gleitendem Flug hoch aus dem Himmelsgewölb.
Er, der heilige Geist war erschienen in leuchtendem Luftmeer,
Selbst Gott, aber zu schaun hier in der Taube Gestalt.
Lieblich sich nahend schwebt sie jetzt ruhig über dem Heiland;
Da durchdröhnet das Wort klar den ätherischen Raum:
Dieser hier ist mein Sohn; ihn höret, den Lehrenden höret,
Den ich gezeugt, den mit mir ewig die Liebe vereint!

Karl Hunnius

Verschiedenes

(Hamburger Volksblatt) herausgegeben vom Evangelisch-sozialen Arbeiterverein. Preis vierteljährlich, durch die Post bezogen, 90 Pfge. Es war vorauszusehen, daß mit dem immer stärkern Einleben der Evangelischen Arbeitervereine in die soziale Strömung das Organ der rheinisch-westfälischen Vereine, der „Evangelische Arbeiterbote," der durch örtliche Verhältnisse einen antiultramontanen Zug tragen muß, auf die Dauer den übrigen Vereinen in andrer Umgebung und andern Gegnern nicht genügen würde. Wohl blieb da noch „Das Volk," das in manchen Vereinen des mittlern und östlichen Deutschland gern gelesen wird. Aber dieses beschäftigt sich nicht speziell mit den Arbeiterverhältnissen. So entschloß sich denn der Hamburger Verein, ein eignes Blatt herauszugeben, in dem vor allem die soziale Seite eingehend behandelt werden

sollte. Gewiß keine leichte Aufgabe, wenn wir bedenken, daß der christliche Sozialismus sowohl nach seiner theoretischen wie nach seiner praktischen Seite bisher noch wenig ausgebildet ist. Um so mehr freut es uns, daß das „Hamburger Volksblatt" dieser Aufgabe, soweit dies bei der jetzigen Lage möglich gewesen ist, gerecht geworden ist. Klar und scharf hat es erkannt, daß der Hauptgegner der evangelischen Weltanschauung das sozialdemokratische Lager ist. Mit dieser zur Zeit mächtigsten Bewegung setzt sie sich darum in fast allen Nummern in würdiger, sachlicher und geschickter Weise auseinander. Aber wir finden nicht bloß Diskussionen, sondern auch prinzipielle Erörterungen über die sozialdemokratische Bewegung insbesondre, wie über die gesamte wirtschaftliche im allgemeinen. Ebenso wenig vermissen wir das statistische Material und die Ergebnisse von Enqueten aller Art. Als einen Vorzug werden wir es ebenfalls bezeichnen können, daß dem Antisemitismus nicht in besonders pointirter Weise das Wort geredet wird, wie das jetzt in manchen Vereinen geschieht. Auch der politische Teil, aus dem ein stark monarchistisches Bewußtsein spricht, kommt nicht zu kurz und bringt alle wichtigeren Vorgänge. — Wir können darum das „Hamburger Volksblatt" nur mit Freuden begrüßen und ihm wünschen, daß es einen seiner Arbeit und seiner Bedeutung entsprechenden Erfolg finde. Möge sein Wunsch, eine Arbeiterzeitung größern Stils zu werden, in nicht zu weiter Ferne sich erfüllen. M

(Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben) Vortrag gehalten im Protestantenverein zu Bremen von Dr. Kalthoff. Bremen, Max Nößler, 1893. Preis 30 Pfge.

Ein gutes, mannhaftes Wort, geredet zur rechten Zeit. Möge es bei vielen — Geistlichen wie Laien — eine gute Statt finden! Rücksichtslos wird hier die Hand auf die Wunde der orthodoxen wie liberalen Religionsverkündigung gelegt und gerade die letztere — in demütigem Selbstgericht — am wenigsten geschont. Im Gegensatz zu der üblichen falschen Theodicee, die die sozialen Uebel und Notstände als gottgeordnete in Kauf nimmt, kennt der Redner „nur eine wahre Theodicee, nur eine wirklich fromme Abfindung mit den Unvollkommenheiten und Uebeln des Lebens, nämlich das energische Anspannen aller Kräfte, um das, was durch Menschenthat gesündigt ist, auch durch Menschenthat wieder gut zu machen. Wer das thut, aber auch nur der, hat ein Recht, sich bei dem, was zur Zeit oder auch für alle Zeiten über Menschenkräfte hinausgeht, zu beruhigen und das weitere Gott zu überlassen." Er ist von der heiligen Ueberzeugung durchdrungen, „daß es Gottes Wille ist, allen Menschenkindern die Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins zu gewähren," und von der Hoffnung, „daß die Liebe aller Gesetze höchste und geistigste Erfüllung werden wird." Wie der Vortrag mit dem Hinweis auf Schleiermachers Reden über die Religion beginnt, so schließt er im Sinne und Geiste dieses größten Propheten unsers Jahrhunderts folgendermaßen: „Unsre Hoffnung, meine Hoffnung besteht darin, daß, während wir meinen, die Religion erhalten zu müssen, und das oft ungeschickt und falsch genug anfangen mögen, die Religion vielmehr uns erhält und unser kirchliches Leben auch über uns hinweg erneuern wird. Wir haben ja doch in unsrer Kirche noch ein Menschenbild, an dem wir das Geheimnis der Kunst, dem Volke die Religion zu erhalten, immer von neuem studiren können: das Bild des Menschensohnes, des Zimmermannssohnes aus Nazareth. Der hat den Menschen einmal in böser, kritischer Zeit an der Wende der Jahrhunderte die Religion erhalten, und wie ers gemacht hat, so wird es immer gemacht werden müssen: er hat die Ausgestoßenen und Enterbten seines Volkes aufgesucht und sie als Brüder und Schwestern behandelt; er hat sein Leben eingesetzt dafür, daß der heilige Wille Gottes nicht nur geschrieben sein solle auf steinernen Tafeln oder in Büchern, sondern auf der ganzen Erde geschehen soll wie im Himmel; er hat geglaubt an einen Tag des Heils, dem das vergängliche Leben entgegenreift, bis alle die Gleichnisse des Geistes, dessen Spuren er im Leben der Natur und der Welt entdeckte, Wahrheit und Wirklichkeit gewesen sind.

„Das vierte Evangelium redet von einem Jünger dieses Christus, der nicht stirbt. Das ist nicht Petrus oder Paulus, nicht Jakobus oder Johannes, es ist der große Unbekannte, der in allerlei Volk der Erde umherwandelt als der echte Geistesjünger Jesu, als der Geist der Wahrheit und der Liebe, der Geist ernsten Ringens und fröhlichen Glaubens. Solange dieser Jünger in uns, unter uns nicht stirbt, wird dem Volke auch die Religion erhalten bleiben. Sorgen wir nur dafür, daß er in uns allen lebe!" H-Sch

Zur Beachtung

Die Verlagshandlung bittet um ungesäumte Bestellung für das neue Quartal.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 12 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Die glückliche Geburt eines kräftigen Jungen zeigen hocherfreut an
Gießen, am 8. März 1893
Prof. Dr. Krüger und Frau Helene geb. Vermehren.

Ergebene Mitteilung

Anfangs dieses Jahres hatte das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin sämtlichen evangelischen Herren Geistlichen im Reiche Fragebogen über die Lage der ländlichen Arbeiter ihrer Gemeinde zuzusenden sich erlaubt. Die Beantwortung der Fragebogen war bis spätestens den 15. März d. J. erbeten worden. Von vielen der befragten Herren ist dieser Termin indes als zu kurz für eine gründliche Bearbeitung erklärt und eine Verlängerung desselben im Interesse der Sache dringend gewünscht worden. Das Aktionskomitee hält sich nach reiflicher Ueberlegung für verpflichtet, diesen Wünschen nachzukommen, und erlaubt sich auf diesem Wege die Herren Geistlichen zu bitten, die Ergebnisse ihrer Untersuchung bis spätestens 1. Mai d. J. freundlichst an die früher angegebne Adresse einsenden zu wollen. Es benutzt zugleich diese Gelegenheit, die Herren Geistlichen hiermit nochmals auf das dringlichste zu recht lebhafter Beteiligung aufzufordern. Das Aktionskomitee des Kongresses ist erfreut, mitteilen zu können, daß der größte Teil der mehreren Hundert von Bearbeitungen, die bereits eingelaufen sind, an Umfang, Darstellung, Gründlichkeit und sozial-psychologischen Urteilen ganz ausgezeichnete Leistungen sind. Dürfen wir weiter auf zahlreiche derartige Beantwortungen rechnen, so hoffen wir in der in Aussicht genommenen Bearbeitung des gegebnen Materials einen beachtenswerten Beitrag zur Lösung der eben jetzt brennend gewordenen Landarbeiterfrage bieten zu können.

Berlin, 1. März 1893.

Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses
J. A.: **P. Göhre**, Generalsekretär.

Zeitschrift für praktische Theologie

Unter Mitwirkung von

Bassermann (Heidelberg), **Bornemann** (Magdeburg), **Drews** (Dresden), **Dreyer** (Meiningen), **Ehlers** (Frankfurt a. M.), **Evers** (Düsseldorf), **Groß** (Spandau), **Hans** (Augsburg), **Hesse** (Weimar), **Holtzmann** (Straßburg), **Jülicher** (Marburg), **Kawerau** (Kiel), **Kesselring** (Zürich), **Koehler** (Darmstadt), **Marbach** (Eisenach), **Mehlhorn** (Heidelberg), **Meinicke** (Hamburg), **Rade** (Frankfurt a. M.), **Spitta** (Straßburg), **Sulze** (Dresden), **Wurster** (Heilbronn),

herausgegeben von

Prof. **Baumgarten** (Jena) Pred. Lic. Dr. **Kirmß** (Berlin) Pfarrer **Teichmann** (Frankfurt a. M.)

Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften: 6 Mark.

XV. Jahrgang. Heft 1. Inhalt:

	Seite
Bornemann: Der 2. Artikel im Lutherischen kleinen Katechismus	1
Kalthoff: Evangelische Gesangsgottesdienste	32
Köhler: Ueber Lehrfreiheit und Lehrverpflichtung	53
Kirmß: Reformationspredigt über 2. Mos. 19, 3—6	69
Nippold: Ansprache über Matth. 10, 28	79
Rezensionen.	
Schuster: Der gute Vortrag (Bassermann)	88
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft I (Bassermann)	89
Bassermann: Geschichte der evangelischen Gottesdienstordnung in Baden (Zittel)	90
Weber: Christus ist unser Friede II Walther: Soziale Gedanken (Teichmann)	92
Weizsäcker: Das Neue Testament (Teichmann)	95
Berichtigung	95
Eingegangene Bücher	95

---

30 Stück 1 ℳ **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 ℳ
60 Stück 2 ℳ 300 Stück 9 ℳ

in hübscher Ausführung mit 2 Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.

Jährlicher Absatz 30—40000 Stück! Probeschein gratis.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Einsendung portofrei.

Nachstehende von der Christlichen Welt auf das Wärmste empfohlenen Werke eignen sich auch vorzüglich zu

Geschenken für reifere Konfirmanden:

Bornemann, W., Der Unterricht im Christentum. 2. Auflage. 1891. Geb. 4 Mk. 60 Pf.
Siehe Christliche Welt 1890 Nr. 49 u. a.

Smend, J., Feierstunden. Kurze Betrachtungen f. d. Sonn- u. Festtage d. Kirchenj. 1892. Geb. 4 Mk.
Siehe Christliche Welt 1892 Nr. 15.

Rindfleisch, G. H., Feldbriefe 1870/71. Mit Bild d. Verf. 3. (Stereotyp-) Auflage. 1891. Geb. 5 Mk.
Siehe Christliche Welt 1889 Nr. 23.

v. Broecker, Kunstgeschichte im Grundriß, jungen Mädchen z. ernsten Studium u. frohem Genuß. 1893. Geb. 2 Mk. 60 Pf.
Siehe Christliche Welt 1893 Nr. 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Empfehlenswerte Konfirmationsgeschenke

aus dem Verlage von

C. A. Schwetschke & Sohn in **Braunschweig**

Luthers Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. a.
Einfache Ausgabe: 8 Bände geb. in Halbfranz 21.50 M.
Pracht-Ausgabe: 8 „ „ „ 34.50 „

Hülsmann's Beiträge zur christlichen Erkenntnis für die gebildete Gemeinde. Neue vermehrte Ausgabe. Mit biographischer Charakteristik und dem Bildnis des Verfassers. 4 M., gebunden 5.20 M.

Hasenclever, Aus Geschichte und Kunst des Christentums. Preis 2 M., gebunden 3 M.

Schulze, G. W., Das Gleichnis vom verlorenen Sohne. Dem Christenvolke ans Herz gelegt und mit einer Zugabe in Liedern dargereicht. Preis 2 M., geb. 3 M., mit Goldschnitt 3.50 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung.

Zahn, Prof. Dr. Th., Erlangen, **Das apostolische Symbolum**
E. Skizze f. Geschichte u. e. Prüfung f. Inhalts. 7 Bgn. gr. 8°. Mk. 1.35.
A. Deichertsche Verlagsb. Nachf. (G. Böhme), Leipzig.

Das Töchter-Pensionat in Hildesheim

von Frl. **Marie Mensching**
(22 Jahre Hoyermannsches Institut)

bietet Kindern und jungen Mädchen in einer siebenklassigen Schule Gelegenheit zu gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung mit Berücksichtigung der besondern Anlagen der Zöglinge und darauf bezüglichen Wünsche der Eltern. Für Musik, Zeichnen und Malen sowie für fremde Sprachen bewährte Kräfte im Hause. Auf Grundlage eines gesunden Christentums wird Bildung des Charakters und Herzens angestrebt, daneben Aneignung guter Formen. Freie Lage des Hauses und gute Pflege sichern eine gesunde körperliche Entwicklung. Pensionspreis 600 Mk. exkl. Schulgeld.

Auskunft erteilen gütigst: Herr Professor Bornemann in Magdeburg, Herr Pastor Juhle in Hildesheim, Herr Dr. Meyer, Direktor der höhern Töchterschule I und des Lehrerinnenseminars in Hannover.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse**, sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. frc. **Reuther & Reichards** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
„	**Hertha**	mittel voll	do.	40
„	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
„	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
„	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
„	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
„	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
„	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
„	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valldo**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
„	**Juanita**	mittel voll	do.	80
„	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
„	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
„	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
„	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
„	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft. Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 13 **Leipzig, den 23. März** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das Erbe Jesu — Zum Palmsonntag — Jesus Christus der einzige Gottesbeweis: 3. Die Gottesbeweise und der rechte Gottesbegriff — Aus Kierkegaard zur Sache Schrempfs — Aus der Gemeinde. Ein Notschrei einer durch Herrn Lic. th. Schrempf verwirrten Seele. Nebst Antwort — Von Zeit und Ewigkeit — Ibsens Pastoren: 1. Ibsen und das Christentum; 2. Pastor Manders in den „Gespenstern" — Verschiedenes: In Sachen der Evangelischen Arbeitervereine; Die Auferstehung Jesu Christi; Ein recht gutes Konfirmandengeschenk — Zur Beachtung — Anzeigen

Das Erbe Jesu

Unter Jesu Kreuze saßen
In der Stunde seines Todes
Lärmend, streitend, Würfel rollend
Blutgesellen des Herodes.

Achtend nicht auf Jesu Worte,
Denen Erd und Himmel lauschten,
Teilten sie sich die Gewandung,
Um das Kleid sie Lose tauschten.

Eines nur sie ganz vergaßen —
Teuer wars dem Menschensohne —:
Unterm Kreuze lag zertreten
Jesu schwere Dornenkrone.

Nur die Tropfen blutgen Schweißes
Und die Thränen, die geflossen
Auf dem letzten bittern Kreuzgang,
Perlen gleich sie rings umschlossen.

Aber siehe, eine Jüngrin
Tritt jetzt in der Söldner Mitte,
Zitternd greift sie nach der Krone,
Eilt davon mit raschem Schritte.

Liebend birgt sie sie am Herzen,
Drückt sie an die Brust mit Weinen,
Ist sie doch des Meisters Erbe,
Letztes Erbe an die Seinen.

Eine Sündrin wars, so hört ich,
Einst verdorben und verloren,
Die um ihrer Thränen willen
Jesus Christus sich erkoren. — —

Unter Jesu Kreuze sitzen
Heute, wie vor langen Jahren,
Immer noch mit Lärm und Streiten
Rauhe, wilde Mietlingsscharen.

Achtend nicht auf Jesu Worte,
Achtend nicht auf seine Klagen
Streiten sie voll schnöder Habgier
Um den Rock, den er getragen.

Kennst du diese wilden Scharen
Die nur ihrem Vorteil dienen?
Ueberall sind sie zu finden —
Und bist du nicht unter ihnen?

O, wie oft nur Jesu Kleidung,
Nur den Namen, nur die Hülle
Suchst du spielend, lärmend, streitend,
Nimmst die Leere statt der Fülle.

Doch vergessen unterm Kreuze
Und zertreten im Gedränge
Liegt die schwere Dornenkrone,
Unbeachtet von der Menge.

Heut noch glänzen dran die Tropfen
Und des Heilands blutge Thränen,
Die um Zions Sünden willen
Er vergoß in heilgem Sehnen.

Heut noch holen diese Krone,
Jesu Erbe an die Seinen,
Sünder nur, die Gnade fanden,
Heilge nur, die jauchzend weinen.

Kl

Zum Palmsonntag

Herr, gedenke an mich! Luk. 23, 39—43.

In vielen Gegenden unsers Vaterlandes steht der Konfirmationstag vor der Thür. Man sinnt, wie noch in letzter Stunde die jungen Seelen berührt und bewegt werden mögen, ehe sie aus schützenden Schranken hinaustreten in den Genuß oft kaum verstandner Freiheit und Mündigkeit. Und je weniger den Kindern bangt, desto mehr ihren treuen Pflegern und Hütern, die der Bewährung ihrer eignen Arbeit fast noch in höherm Maße mißtrauen, als dem Werte jugendlicher Bekenntnisse und Gelübde.

Es ist allein die Zuversicht zu der Unverwüstlichkeit einmal empfangener Eindrücke göttlichen Lebens, was uns in Augenblicken dieser Art beruhigt und stärkt. Und solche Zuversicht gewährt uns, schier über den Bedarf, der Anblick des bußfertigen Schächers zur Seite des Herrn. Denn das Ende dieses Uebelthäters wird uns kaum anders verständlich und fruchtbar, als durch die Annahme eines letzten Wiedererwachens — nicht nur der seiner Seele eingebornen Sehnsucht, sondern auch des vormals in sie eingepflanzten, durch Dorn und Diestel nimmer ganz erstickten guten Samens. Ist denn die Entlassung unsrer Konfirmanden in tausend Fällen bedenkenerregend, vielen ein Anstoß und mindestens ein Wagnis, nun, der Fromme hat ein Recht, der unbesieglichen Macht der Wahrheit zu trauen. Was uns überkommen ist durch Gottes Fügung, will, bis sich Besseres findet, nicht blos gelitten, es will auch mit Vertrauen und Dank verwertet sein. Die Konfirmation ist eine Glaubensthat der evangelischen Gemeinde. Eins der sichersten Kennzeichen wahren Glaubens aber ist sein kühner Mut.

Ist nicht der Glaube des Schächers über alle Maßen kühn? Er ist Wunderglaube in mehr als einem Sinne; überspannt, schwärmerisch, unsinnig wird ein Fernstehender ihn heißen. Der im Leben seine Sache auf nichts gestellt, beginnt im Tode zu hoffen; der bisher wohl keinen seiner glücklicheren Mitmenschen um etwas bat, fleht einen sterbenden Genossen um Hilfe an. Er sieht ein dorngekröntes, verspeites Angesicht, er hört die Seufzer eines Erblassenden und redet von einem Reiche der

Ehren, das durch diesen verachteten, von Gott und Menschen verstoßenen Mann heraufkommen soll, — darf man sich wundern, wenn für Uneingeweihte solcher Glaube ein Rätsel ist und solche Rede die Phantasie eines schon umnachteten, entschwindenden Bewußtseins?

Nur Einer hat diesen Wunderglauben in uns zu wecken vermocht. Er, der selbst geglaubt hat, da ihm nichts mehr Recht gab, als die Stimme seines Herzens. An die Unbeweglichkeit seines Gottvertrauens lehnt sich unser Glaube an, wie der des Schächers. Die Majestät dieses Einen ist uns die Gewähr, daß es ein ewiges Heil giebt, daß keines Frommen Verlangen ein Traum ist und keine seiner Bitten eine Frage ohne Antwort. Als die Welt zu verderben drohte in Hoffnungslosigkeit, da hat er in das Leben einiger weniger verzagten und kleinmütigen Seelen dies heldenhafte Hoffen und Harren, dies thatkräftige Wirken und Wagen gepflanzt. Und was ohne ihn sinnlos und bodenlos wäre, ist ihm Klarheit und Gewißheit geworden: Die Rechte des Herrn behält den Sieg.... Dein Reich, Herr, ist ein ewiges Reich; denn es muß Dir alles dienen!

Die größte Verwegenheit dieses Glaubens liegt aber doch darin, daß ein Geächteter und Gerichteter, für den die Welt keinen Raum mehr hat, eine Hoffnung hegt, die ihm erlaubt, sein dürftiges Ich noch geltend zu machen! Wenn denn wirklich der Weg dieses Jesus zur Herrlichkeit führt, was solls dem Armen, der kein andres Verdienst in Anspruch-nehmen kann, als daß man ihn am gleichen Tag und Ort mit des Menschen Sohn hat abgethan? Dennoch verleugnet er sein Verlangen nicht, noch erwartet er eine Absage, da er bittet: „Herr, gedenke an mich!" Und wenigstens dieser Zug seines Glaubens ist, sollte man meinen, auch für den Fremden von überzeugender Gesundheit und Kraft. Mag sich selbst preisgeben und wegwerfen, wer es will, der Glaube ist kühn genug, sich zu behaupten und noch im Tode voll Zuversicht zu sprechen: Ich werde bleiben; denn ich bleibe an Dir!

Auch dieses größere Wunder ist sein Werk. Hat er lebend und sterbend seiner selbst vergessen um unsertwillen, ist er liebend und werbend dem Einzelnen nachgegangen, bereit, auch den Geringsten zu seinem Bruder zu machen; hat er keinen je verschmäht und keinen entbehren wollen, — so hat er damit Bahn gebrochen für jenen gesunden Lebensdrang des Herzens, das sich noch allezeit mitgemeint weiß und mitgetragen von der Macht der Liebe Gottes. Ja, dieser Glaube wagt es gar, inmitten einer unfaßbar und grauenhaft großen Welt und ungeachtet aller eignen Mangelhaftigkeit, Versäumnis und Verfehlung das eigne Leben als den Gegenstand ewiger göttlicher Fürsorge zu betrachten. Und weil er weiß, woher ihm diese Kühnheit gekommen, so bekennt er es auch mit Herz und Mund:

Du, der freisprach einst Marien
Und dem Schächer noch verziehen,
Hast auch Hoffnung mir verliehen!

Findet sich etwas in uns von diesem Heldenglauben, so sehen wir auch das Leben der Unsrigen mit Glaubensaugen an. Vor allem das Leben unsrer Kinder. Sind sie schwach, unreif, in jeder Art gefährdet und doch mit der Zeit der traulichen Beeinflussung entwachsen, die uns so unentbehrlich für sie scheint, so darf auch im Blick auf sie ein gottesfürchtiger Vater, eine fromme Mutter, ein treuer Seelsorger kühnen Mutes sein. Sie gehen desselben Wegs, den auch wir gegangen sind, von derselben Sonne überstrahlt, von denselben Augen bewacht. Sie sind ein Stück von unserm Leben, ihr Leid das unsre, ihr Heil unser Heil; so sind sie auch mit eingeschlossen in die zum voraus erhörte Glaubensbitte: Herr, gedenke an mich! In solcher Zuversicht wollen wir weitergehen, immer eingedenk des rechten Christentrostes: Der Herr gedenkt an uns und segnet uns. Er segnet, die den Herrn fürchten, beide, Kleine und Große!

Sm

Jesus Christus der einzige Gottesbeweis

3. Die Gottesbeweise und der rechte Gottesbegriff

Wir sahen, die Beweisbarkeit Gottes verträgt sich nicht mit dem evangelischen Glauben. Es ist nur die Probe auf

diesen Satz, wenn wir weiter merken, die Beweisbarkeit Gottes verträgt sich nicht mit dem rechten, evangelischen Begriff von Gott.

Wollte man dessen sich bewußt bleiben, was Gott ist, so würde man es wohl anstehn lassen, sein Dasein für den gemeinen Verstand zu beweisen. Ist freilich Gott „das Absolute," so mag man leicht auf den Irrtum kommen, daß er Gegenstand des rein wissenschaftlichen Denkens sei. Denn vom Absoluten ist in der Wissenschaft, besonders in der philosophischen, seit alten Zeiten so viel die Rede gewesen! Sieht man näher zu, so erkennt der Gläubige wohl, daß unser Gott, der Christengott, mit diesem Schemen des Absoluten auch nicht das Geringste zu thun hat. Das Absolute ist das Abgelöste, das isolirte, von allen Eigenschaften des Seienden losgelöste Ding. Abstrahiren wir von aller Wirklichkeit, so haben wir das Absolute.

Fort mit diesem leeren philosophischen Gottesbegriff! Wir kennen keinen andern Gott als den Heilsgott. Für uns steht, was Gott ist und bedeutet, unübertrefflich geschrieben in der Lutherischen Erklärung des ersten Gebots. Gott ist das Wesen, die Person, die der Gegenstand unsers höchsten Fürchtens, Liebens und Vertrauens ist. Indem wir Ursache haben, ihn über alle Dinge zu fürchten, ihn über alle Dinge zu lieben, ihm über alle Dinge zu vertrauen, und thun es auch, ist er für uns da. Fürchten und lieben wir ihn nicht, so ist er für uns nicht da, gleichviel ob wir dann noch das All Gott nennen, oder ein erstes Bewegendes, das nirgendher bewegt worden, kennen, oder mit unsrer Spekulation bis zu einem Absoluten uns versteigen, oder einem erklärten Atheismus huldigen. Fürchten und lieben wir ihn, vertrauen wir ihm von ganzem Herzen, d. h. glauben wir an ihn, so kommen wir gar nicht auf die Frage nach seinem Dasein, oder wenn sie uns gestellt wird, ist sie uns ebenso thöricht wie die, ob wir selber existiren. Wer zuerst nach dem Gotte an sich fragt, dann erst nach dem Gotte für uns, der begeht denselben Irrtum, wie wenn er erst nach dem Dinge an sich suchte und verschmähte das Ding für uns, wenn er erst die Abstraktion ergründen wollte und dann die Wirklichkeit.

Dem könnte etwa entgegengehalten werden, daß doch erst das Subjekt dasein müsse, damit man davon die Prädikate aussagen könne. Erst müsse man eine Idee haben von Gott und seiner Existenz, ehe man von ihm sagen kann: dieser Gott — ist die Liebe, oder: dieser Gott — hat mich zu seinem Kinde angenommen. Indessen, es wird eben dieses Subjekt uns bekannt durch das Wirken, das wir von ihm aussagen. Indem es sich auf eine bestimmte Art, als Liebe, als himmlischer Vater, als Weltenleiter und -Richter uns gegenüber äußert, offenbart es uns sein sonst verborgnes Dasein.

Man könnte ferner entgegnen, daß andre Religionen auch ihren Gott haben, daß die bedeutendsten Philosophen mit großem Aufwande von Scharfsinn und Spekulation ihren Gottesbegriff formulirt und begründet haben.

Was den Gott der Philosophen anlangt, so ist nicht einzusehen, warum gerade dieses Stück ihres Systems auf mehr Dauer und Ansehn Anspruch haben soll als andre, die man längst aufgegeben hat, und in Wahrheit ist der Gott der Gottesbeweise heute aus der Lehre der Philosophen so gut wie verschwunden. Im allgemeinen aber wird man sagen dürfen: taugt der Gott der Philosophen etwas, so wird es der Gott der christlichen Gemeinde sein, wo nicht, so hat er für uns keinen Wert.

Mit den andern Religionen und ihrem Gottesglauben ist es ein besondres Ding. Wir sollten nicht so freigebig von „Religion," „Glaube," „Gott" und „Göttern" reden. Die bunte Menge der Naturreligionen hat wenig Verwandtschaft mit unsrer christlichen Religion, ihre Götter wenig mit unserm Gott. Man vergleiche sie mit dem Aberglauben bei uns, der Viehställe und Webstühle verhext, die Zukunft aus der Hand, den Karten oder dem Kaffeesatz weissagt, Gespenster fürchtet, Heiligen opfert, Teufel austreibt und von heilvollen und unheilvollen Mächten aller Art sich abhängig weiß. Die Frage, ob alle Völker Religion haben, ist ja natürlich im Zusammenhang gewisser Studien sehr interessant, aber den apologetischen Wert, den man gern auf die bejahende Antwort legt, hat sie für mich nicht. Im besten Falle wird damit nur das Dasein einer allgemeinen religiösen

Anlage, eines allgemeinen religiösen Bedürfnisses bewiesen, aber gewiß nicht das Dasein Gottes. Denn warum sollte es diesem Nachweis gegenüber nicht genügen, die menschliche Phantasie als Erzeugerin der religiösen Vorstellungen zu begrüßen?

Eine andre Bewandtnis hat es ja mit den höhern Religionen. Ihr Gott ist dem unsern wirklich verwandt, und es entsteht die Frage, welcher der rechte sei. Es wird die Sache der Gläubigen sein, das praktisch zu erproben, indem sie sich miteinander messen in der Energie des Glaubens, in der Tiefe des sittlichen Empfindens und in der Fruchtbarkeit an guten Werken. Hier gilt allein der Beweis des Geistes und der Kraft. Und doch werden daneben historische Erwägungen am Platze sein: der Buddhismus kommt nicht in Frage, weil er von Hause aus Gottes Dasein gar nicht mit bekennt, sondern leugnet; das Judentum, weil es in seiner Entwicklung zum Christentum stecken geblieben ist; der Islam, weil er sich als eine Mischreligion von christlichen, jüdischen und heidnischen Elementen erweist, dem ursprünglichen Christentum gegenüber als eine Entleerung und Verkehrung.

Missionare thun ja recht, wenn sie an alle die vorhandnen „Religionen" und „Gottes"vorstellungen irgendwie anknüpfen; für unsern Zweck ist durch die vergleichende Religionswissenschaft nichts zu gewinnen. Ein Gottesbegriff, den man feststellen wollte auf induktivem Wege, würde der leerste und unbrauchbarste von der Welt sein und die dürftigste Spekulation über das Absolute an Bedeutungslosigkeit noch hinter sich lassen. Was uns zur Verantwortung unsers Gottesglaubens vielmehr notthut, ist die klare Einsicht in das spezifisch Verschiedne, in den eigentümlichen Vorzug der christlichen Gotteserkenntnis. Wenn wir Gewißheit von dem Dasein eines Gottes haben wollen, liegt uns einzig an dem Dasein des Gottes, den wir als Christen kennen. Den kennen und haben wir aber nur durch Jesus Christus. Wollen wir von ihm eine Gewißheit, die gegen alle Zweifel besteht, eine Gewißheit, wie alle die sogenannten Gottesbeweise sie uns nicht geben können, müssen wir uns an denselben Jesus Christus halten. Die Offenbarung Gottes in Jesus Christus, oder kürzer gesagt: Jesus Christus ist der einzige Gottesbeweis.

Dies positiv auszuführen wird die Aufgabe unsers Schlußartikels sein. R

Aus Kierkegaard zur Sache Schrempfs

Was ich will? Ganz einfach, ich will Redlichkeit! — Aber bisher hat das Bestehende nicht mit eignem Drange auf diese Art Redlichkeit eingehen wollen und wollte auch von mir nicht auf sich einwirken lassen. Doch werde ich deshalb weder Milde noch Strenge, nein ich bin und bleibe ganz einfach menschliche Redlichkeit. . . . Will nun das offizielle Christentum im Lande, von dem, was hier gesagt ist, Veranlassung nehmen, Gewalt gegen mich zu brauchen: ich bin bereit, denn ich will Redlichkeit. Für diese Redlichkeit will ich wagen; dagegen sage ich nicht, daß ich für das Christentum wage.

Wer diese Worte Kierkegaards*) vom März 1855 kennt, wird jetzt durch Schrempf an sie erinnert. Und ebenso an die Stelle in dem offnen Briefe an Rudelbach vom 31. Januar 1851:

Gewöhnlich ist das Christentum innerhalb der „Christenheit" gerade Gleichgiltigkeit gegen das Aeußere in Selbstbekümmerung — aber stößt einer so mit dem Bestehenden zusammen, daß es ihm eine Gewissensfrage ist: dann hat er ein einzelner Mann zu sein, leidend zu streiten, das Martyrium zu wählen. Gewissen und Gewissenssache kann nur von einem einzelnen Manne und in Charakter durch Handlung repräsentirt werden.

So hat Schrempf gethan. In einer Gewissenssache hat er Handlung eingesetzt. Und solche Redlichkeit hat immer Erweckendes, Wirksames.

Daß Kierkegaard dabei auf ihn Einfluß geübt, wurde gleich in den ersten Besprechungen der Sache berührt; es ist ja auch bekannt, daß Schrempf sehr gründlich sich mit Kierkegaard beschäftigt hat. Dies alles legt nahe, zu der brennenden Frage etwas von Kierkegaard zu sagen.

Was Kierkegaard nicht für sich in Anspruch nehmen wollte, das muß doch jeder von ihm sagen: er hat für das Christentum gewagt, für das Recht des Neuen Testaments, für seine Forderungen, seine Ideale. Vor diesen forderte er Redlichkeit, redliches Eingeständnis, daß sie gelten, redliches Eingeständnis, wie groß die Gnade sein muß, wenn auch wir die Gnade uns aneignen dürfen. Er kämpfte dafür, daß nicht das Christentum einer Apologie bedarf, sondern wir, wenn wir uns Christen nennen!

Ja gewiß, es ist auch eine christliche Forderung, die Schrempf in Gewissensunruhe gebracht hat: daß, was der Mund bekennt, auch Glaube im Herzen sei. Und nachdem er als redlicher Mann die Frage für sich gelöst hat, wirft er die Frage auf: Wie ist den andern zu helfen?

In Nr. 7 der Christlichen Welt wies Professor Herrmann darauf hin, daß es eine Sache des Wissens ist, die Schrempf Gewissenssache wurde, eine Sache der Erkenntnis. Erkennen läßt sich nur das Notwendige, und Schrempf kann nicht einsehen, daß die Anerkennung gewisser Aussagen notwendig sei zum Glauben an den Herrn Jesus Christus als unser Leben.

Bewußt oder unbewußt sind wir alle beeinflußt von der Auffassung: Ich glaube, damit ich erkenne. Dagegen hat Kierkegaard seine erste Schlacht geschlagen. Sein siegreicher Kampf gegen das System interessirt hier nicht, aber die Weise, wie er das Christentum vor die Erkenntnis stellte.

Das Christentum ist keine Wissenssache! Das ist ja, als wäre Christus — ja, ich habe keine Schuld, wenn ich es sage —, als wäre Christus Professor gewesen, und als hätten die Apostel eine kleine wissenschaftliche Gesellschaft gebildet.

Darum versteht er es als seine Aufgabe, die Erkenntnis schwieriger zu machen — doch nicht schwieriger, als sie ist. Was er gethan hat darin, indem er den paradoxen Charakter des Christentums scharf betonte, das hat die moderne Entwicklung nun zum Teil allgemein nahe gebracht. Es ist die Schwierigkeit, „als moderner Mensch der christliche Pfarrer moderner Menschen zu sein," wie das D. Rade in der Nachschrift zu dem Artikel „Die sittliche Lage des Pfarrers" in Nr. 7 sagte.

Kierkegaard sagt: Je mehr Bildung und Wissen, um so schwieriger Christ zu werden. Das Christentum ist gleichmäßig für alle Menschen, darum wächst die Schwierigkeit mit der Begabung. Was für den einfachen Menschen eine einfache Sache ist, daß Gott Wunder thut, daß die Sünde im Wesen liegt und doch Schuld ist, daß etwas Geschichtliches, das Leben Jesu auf der Erde, eine ewige Entscheidung einschließt, — das ist für den Denker nach dem Maß seiner Begabung schwierig. Die Theologie müht sich die Schwierigkeiten zu beseitigen, aber wie das Nachwort sagte: es darf nicht leicht gemacht werden. Der Herr Jesus Christus sagte, da er alle zu sich ladet: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart! Und doch brachte der Widerstand der Schriftgelehrten ihm das Leiden! Aber es ist gut so und soll so sein. Kierkegaard ist ein Denker, er gilt für den größten Denker seines Volks, und er fand eine Freude darin, daß er mit seiner gewaltigen Denkanstrengung nicht weiter kam, als der einfache Mann, wenn der darüber nachdenkt. Wenn der einfache Mann sagt: Aber ich kann doch diese göttliche Barmherzigkeit nicht verstehen; je lebendiger ich sie glaube, um so weniger kann ich sie verstehen — dann antwortet der Weise:

Mir geht es ebenso; du weißt, ich habe Gelegenheit gehabt, viel Zeit zum Forschen und Nachdenken anzuwenden, und doch ist die Summe von all dem höchstens die, daß ich fasse, es kann nicht anders sein, es muß wohl unverständlich sein. Dieser Gewinn kann dich ja nicht veranlassen, wehmütig an deine mühseligere Lebensweise und vielleicht geringeren Gaben zu denken, als hätte ich einen Vorzug vor dir. Doch sollst du dieses Studium niemals verachten, wie ich es auch nicht bereue, da es mir vielmehr am meisten gefällt, wenn ich darüber lächle, und dann wieder begeistert an die Anstrengung der Gedanken gehe.

Wenn das Denken zu diesem Ziele kommt, da ist Versöhnung unter den Menschen und Friede mit Gott; wenn es nicht soweit durchdringt, dann bleibt der Widerstreit und ist ohne Ende. Es ist eine halb komische, halb wehmütige Täuschung, wenn von Egidy und andre meinen, das Heil würde sich ausbreiten auf Erden, wenn nur einige Aussagen des Neuen Testaments und der Bekenntnisse abgethan wären. Ach,

*) Vgl. den voraussichtlich in nächster Nummer erscheinenden Artikel: Ein Jünger Jesu (Sören Kierkegaard). D H

als machten einige unwesentliche Punkte dem Denken Schwierigkeit, und nicht das Christentum selbst!

Kierkegaard ist nicht für Gefangennehmen der Vernunft, sondern für Denken, aber für energisches, rückhaltloses und redliches Denken, wobei auch der Einfluß des Willens beobachtet wird; dann soll schon klar werden, daß das Christentum paradox ist, nicht in einzelnen Stücken, sondern in seinem Wesen. Und diese Sprödigkeit für das Erkennen ist eben nicht eine Mangelhaftigkeit, sondern die Vollkommenheit des Christentums, sie ist der Ausdruck dafür, daß es nicht eine Wissenssache ist, sondern viel mehr! Diese Sprödigkeit bringt zum Bewußtsein, hier gilt nicht: Ich glaube, um zu erkennen, oder, was ich erkenne, sondern: Ich glaube, um zu leben — ewiges Leben!

Das Christentum ist eine Existenzsache und darum nicht faßlich von Denkannahmen aus, sondern von persönlichen Voraussetzungen aus. Wenn das Selbstbewußtsein vernimmt: Ich bin ein Sünder, und doch die Selbstbestimmung sich streckt nach unendlicher Giltigkeit der Persönlichkeit und unvergänglichem Wesen, dann und nur dann werden in diesem Zwiespalt die Gegensätze, die hart im Denken sich stoßen, zu bewegenden Lebensmächten.

Kierkegaard sagt davon:

> Jeder, der in der Christenheit lebt, hat gewöhnlich Kenntnis genug vom Christentum, um anrufen und anflehen zu können. Thut er dies mit dem Drange der Innerlichkeit in Aufrichtigkeit des Herzens, so wird er wohl ein Gläubiger. Ist es nur vor Gott ganz bestimmt, daß dieser Mensch Drang fühlt zu glauben, so bekommt er schon noch ganz bestimmt zu wissen, was er glauben soll. Das Umgekehrte ist: ohne Drang zum Glauben forschend, grübelnd, untersuchend, immer kleinlicher — Jahr um Jahr seines Lebens und zuletzt seine Seligkeit verlieren, um es bis auf den Punkt über dem Buchstaben ganz bestimmt zu haben, was man glauben soll. (Zwölf Reden, S. 184.)

Wenn man glaubt, um zu leben, dann läßt sich abwarten von beiden Seiten, bis wir alle hinankommen zu einerlei Erkenntnis.

Und das Glaubensbekenntnis? Es hält vor den Glauben an Jesus Christus, der war und ist und sein wird! Ob alle die angeführten Punkte wesentlich sind? Darüber läßt sich streiten, und je entwickelter einer im Denken ist, um so mehr Einwendungen kann er finden. Aber eins kann man sehen: es ist ausgeprobt von denen, die bewiesen — soweit das bewiesen werden kann —, daß ihnen das Christentum Lebenssache war. Christen ersten Ranges, die Nachfolger, haben darin niedergelegt ihre Glaubenserfahrung, und es ist das Gebiet, wo es nicht gilt, die Wahrheit zu wissen, sondern zu sein, wo das Verständnis kommt aus der Bethätigung, nicht aus dem Denken. Wenn wir es noch nicht ergriffen haben, sollen wir es uns von ihnen nicht vorhalten lassen? Vergeben wir etwas der Wahrheit, wenn wir uns neigen vor den Wahrheitszeugen und unsre „Wahrheit“ nicht in dem, was wir begriffen haben, sondern in dem sehen, wonach wir trachten, ob wir es auch ergreifen möchten, nachdem wir von Christo Jesu ergriffen sind?

Bd

Aus der Gemeinde

Ein Notschrei einer durch Herrn Lic. th. Schrempf verwirrten Seele*)

Es war von jeher meine feste Ueberzeugung, daß Christentum und Vernunft sich nicht auf die Dauer widersprechen können, sondern vielmehr im letzten Grunde übereinstimmen müssen. Diese frohe Ueberzeugung schien mir, seit ich die neuern Theologen in der Christlichen Welt kennen lernte, völlig bestätigt zu sein. Ihre Aufsätze, sowie die Predigten von Beyschlag und Ehlers u. a. bewiesen mir, daß man wirklich auf dem Boden der modernen Weltauffassung und der wissenschaftlichen Theologie stehen könne, ohne doch von dem wahren Glauben, in dem Paulus und Luther ihre Stärke und ihren Trost fanden, etwas preisgeben zu müssen. Eben indem die neuere Theologie unser Aufmerken auf den geschichtlichen Christus lenkt, thut sie das, was Luther als das Merkmal wahren Christentums bezeichnet: sie lehrt uns „Christum treiben.“ Aber ich vermisse jetzt etwas Großes an dieser Theologie. Während sie fortwährend gegen die Orthodoxie streitet — die doch meines Erachtens noch von selbst vollständig verschwinden wird, wenn die modernen, aber religiösen Menschen erst finden werden, daß sie das Christentum in einer ihnen zusagenden Gestalt haben können —, hört man von ihr selten ein Wort gegen die Anschauung, die Christus auf die menschliche Stufe herabdrückt, also, kurz gesagt, gegen den Protestantenverein, von dem uns Schrempf — wenigstens nach seinen Aeußerungen in seinen „Drei religiösen Reden“ — sich nicht mehr wesentlich zu unterscheiden scheint.

Wir bekennen nun offen, daß Schrempf durch seine Warnung auf Seite 46 a. a. O. uns nicht wenig in Gewissensunruhe versetzt hat. Er erklärt dort, daß man mit jedem Mittel als Mittler zwischen Gott und den Menschen — also auch mit Christus — Götzendienst treiben könne. Schrempfs Beredsamkeit und besonders die Klarheit seines Ausdrucks sind ganz dazu angethan, einen Laien zu seiner Ansicht zu bekehren. Er versteht es in der That, einem gerade das zur Sünde zu machen, was man bisher als Bedingung der Seligkeit ansah: die Hingabe, den „Glauben“ an Christus. Er drückt den Wert des Evangeliums herab, damit wir fähiger seien, der Stimme Gottes, die unmittelbar in unserm eignen Herzen und Gewissen an uns ergeht, angespannt zu lauschen. Bei einem Versuch dazu fand ich mich nun sehr ungeschickt; denn ich habe keine Anlage zur Mystik. Ich empfinde die Stimme Gottes immer nur sozusagen als Wiederhall und Reminiscenz aus der heiligen Schrift. Wenn ich unter den Wilden aufgewachsen wäre, so würde ich ohne Zweifel Gott und seine Gebote sehr verschieden von der Weise des Christentums auffassen.

In dieser Not setzte ich meine Hoffnung auf die Theologen der Christlichen Welt, sah mich aber sehr enttäuscht. Nur die Orthodoxie hat es bisher, so viel ich sehe, unternommen, Schrempfs Ansichten von Christus entgegenzutreten. Soll ich daraus schließen, daß die Christliche Welt mit Schrempf einverstanden ist? Ist es möglich, daß wir Laien mit unserm ungeübten Denken die neuere Theologie so falsch verstehen konnten, daß wir meinten, sie vertrete den alten Christusglauben nur in einer andern und zwar tiefern Form als die Orthodoxie, während sie vielleicht in Wahrheit sich vom Protestantenverein nur um eine geringe, oberflächliche Schattirung unterscheidet? Solche Zweifel müssen uns aber in der That dann aufsteigen, wenn sich in der Christlichen Welt gar kein ernster Protest gegen Schrempfs Christusauffassung erhebt, vielmehr immer nur seine Wahrheitsliebe und sein sittlicher Ernst in allen Tonarten gepriesen werden. Auch der neueste Artikel von W H in Nr. 7 der Zeitschrift weiß über Schrempf in dem betreffenden Punkte nichts zu sagen als: „wenig, und wie mir scheinen will, zu wenig hat Schrempf ausgesprochen, was er selbst von Jesus denken muß, weil er bei ihm Hilfe und Rat in der Lebensfrage gefunden hat, bei der ihn das andre in der Welt hilf- und ratlos ließ.“ Diese Worte mögen auf Schrempfs „Akten“ zutreffen; in den „Reden“ aber läßt er gar keinen Zweifel darüber, daß ihm Christus nur ein Mittel ist unter vielen, um zu Gott zu gelangen. Schrempf weiß nicht, soll er Christus unter die vorzüglichen Menschen rechnen, die uns Führer zu Gott sein können, oder soll er ihm ein besondres Mittleramt zuschreiben; jedenfalls aber warnt er mit allem Nachdruck davor (S. 46 und 47), daß man sich allzusehr an Christus hingebe, sodaß man den hinter ihm stehenden Gott übersehe; wir sollen das Mittel nicht die Stelle Gottes selbst einnehmen lassen, uns nicht zu lange bei ihm aufhalten u. dergl. Eine solche Auffassung von Christus genügt unserm Herzensbedürfnis nicht. Wir haben das Evangelium von Christo, wir feiern Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt, und doch sollen wir uns bei ihm nicht zu lange aufhalten und durch ihn hindurch zu Gott selbst vordringen. Wir streiten nun zwar mit Schrempf nicht um eine Bekenntnisformel und nicht um das ganze Bibelbuch; die Persönlichkeit Christi, des Gekreuzigten, aber wollen wir uns nicht von ihm nehmen lassen, gerade weil wir nur in ihm Gott finden und lieben lernen. Verschafft er uns aber das, so wollen wir ihn nicht

*) Es sei bemerkt, daß dieser Doppeltitel von dem Einsender — oder der Einsenderin — selbst herrührt. D H

beiseite lassen, sondern erst recht an ihm festhalten, in Gott ihn wiederfinden und mit Gott auch ihn lieben, zum Beweis, daß unsre Hingabe nicht einem dunkeln, vielleicht kopflosen oder gar abergläubischen Abhängigkeitsgefühl entstammt, sondern der Liebe zu der unbedingten Liebe, die sich uns in Christo geoffenbart hat. Aus diesem „Glauben" ergiebt sich uns aber der Schluß, daß Jesus wenigstens seiner geistigen Natur nach kein Mensch sein kann, sondern ein religiöses Wunder und ein göttliches Geheimnis sein muß.

Antwort

Der Herausgeber der Christlichen Welt hat die Freundlichkeit gehabt, mir obigen Notschrei aus der Gemeinde vor dem Abdruck zuzusenden, damit ich mich zu ihm äußere. Es war mir das eine große Freude; nicht bloß aus persönlichen Gründen, sondern ebenso sehr aus dem sachlichen, daß mir dies den Anforderungen an eine christliche Auseinandersetzung zu entsprechen schien. Doch geriet ich durch diese Freundlichkeit auch wieder in eine gewisse Verlegenheit. Denn die Antwort, die ich auf jenen Notschrei allein geben kann, dürfte als Antwort auf einen Notschrei leicht hart erscheinen.

„Schrempf weiß nicht, soll er Christus unter die vorzüglichen Menschen rechnen, die uns Führer zu Gott sein können, oder soll er ihm ein besondres Mittleramt zuschreiben; jedenfalls aber warnt er mit allem Nachdruck davor, daß man sich allzusehr an Christus hingebe, sodaß man den hinter ihm stehenden Gott übersehe." Das hat den Einsender, der nur in Christus Gott finden und lieben lernt, verwirrt. Mich wundert das. Warum hat er nicht lächelnd zu meinen Worten bemerkt, daß es für ihn meiner Warnung gar nicht bedürfe, da er Gott überhaupt nicht hinter Christus, sondern in ihm sehe, sich deshalb auch nie zu sehr an Christus hingeben könne, da er sich in ihm immer zugleich an Gott hingebe? Warum ist er vielmehr in Verwirrung geraten? Ich will es ihm sagen: weil meine Warnung gerade auf ihn paßt. Würde er wirklich in Jesus Gott selbst sehen, so hätte ich ihn unmöglich verwirren können. Denn was man mit eignen Augen sieht, wird einem nicht so leicht zweifelhaft gemacht. Deshalb habe ich den Einsender auch gar nicht verwirrt, sondern ihm bloß die Verwirrung, worin er schon war, aufgedeckt.

Das bestätigt sich mir durch eine weitere Beobachtung. Ohne der Christlichen Welt zu nahe zu treten, darf ich doch wohl sagen, daß sich der Einsender nicht an die richtige Adresse gewendet hat, um sich aus seiner Verwirrung herausführen zu lassen. Konnte ich doch eine Unruhe in ihm erwecken, ob wirklich Gott in Christus und nur in ihm zu finden sei: so mußte ihn diese Unruhe, richtig verstanden, nicht zur Christlichen Welt führen, sondern zu den Evangelien. Dort ist Jesus selbst zu finden; und nur daß der Einsender in Jesus, so oft er zu ihm kommt, immer wieder Gott selbst sieht, nur das kann ihn von seiner Unruhe wirklich befreien. Von den Theologen der Christlichen Welt aber kann er sich billigerweise nur einige Beihilfe erbitten, Jesum schauen, beobachten, durchschauen zu lernen. Solche haben sie ihm, wie ich glaube, auch schon gewährt. Aber vielleicht hat er die Sache bis jetzt so aufgefaßt, daß jene für ihn zu sehen, für ihn festzustellen haben, daß Gott in Jesus sei. Und dieser ganz falsche Glaube an eine stellvertretende Genugthuung, die die Theologen für die Laien zu leisten haben: der hat ihn wohl in seine verwirrte Lage gebracht.

Das hat noch einen tiefern Grund. Der Einsender sagt, meine Auffassung von Christus genüge seinem Herzensbedürfnis nicht. Er beschwert sich gegen die Christliche Welt, daß sie meine ungenügende Auffassung nicht nachdrücklich genug ablehne. Er schielt fast sehnsüchtig nach der Orthodoxie zurück, die die befriedigendere Auffassung mit zweifelloser Sicherheit darzubieten vorgiebt. Aber er verrät mit alledem nur, wie sehr verwirrt er ist. Denn „eine Auffassung Christi" soll seinem Herzensbedürfnis überhaupt nicht genügen, sondern Christus. Wie auch das Herzensbedürfnis einer Frau nicht durch eine Auffassung ihres Mannes befriedigt werden soll, sondern durch ihren Mann. Das ist doch zweierlei. Aber der Einsender hat seine Befriedigung bis jetzt offenbar zu sehr in

„Auffassungen" gesucht. Deshalb allein konnten ihn auch meine „Auffassungen" verwirren. Geholfen wird ihm aber nicht durch irgendwelche bessere, zuverlässigere, befriedigendere Auffassung Christi, sondern durch Christus: dadurch, daß er von der Christologie zu Christus übergeht.

Ich muß also zunächst wirklich ungünstigen Bescheid geben. Der Einsender ist wirklich verwirrt und hat alle Ursache zur Unruhe: denn seine Religion ruht auf einer Lehre von Christus, statt auf Christus selbst. Daraus ist ihm allerdings kaum ein Vorwurf zu machen; die übliche religiöse Erziehung leitet fast durchaus auf die Verwechslung der Lehre von Christus mit Christus selbst hin. Ich bitte nun den Einsender, einmal alle „Auffassungen" Christi beiseite zu legen und durch die Evangelien nicht Jesus, den Menschen, auch nicht Jesus, den Gott, sondern einfach Jesus auf sich wirken zu lassen, der so lebte, lehrte, kämpfte und litt, ob er nun Mensch oder Gott oder beides war. Er wird dabei jedenfalls nicht schlecht fahren. Sollten meine Reden die Veranlassung dazu geben können, daß er entschieden von aller und jeder Christologie zu Jesus übergehe, so wird es mich und später vielleicht auch ihn nicht verdrießen, daß er durch mich zunächst etwas „verwirrt" worden ist.*)

Cannstatt, 6. März 1893 Christoph Schrempf

Von Zeit und Ewigkeit

Nachwort zu dem Artikel in Nr. 4: Welches ist der Sinn der Weltgeschichte?

Dem Verfasser der Besprechung über die „Geschichtsphilosophischen Gedanken" in Nr. 3 bis 5 sei es gestattet, noch einmal auf einen Punkt in jenen Artikeln zurückzukommen, an den sich Mißverständnisse geknüpft haben.

1. Ich hatte eine Stelle aus Lotzes Mikrokosmus zitirt, aus der sich ergiebt, daß dieser Philosoph, zu dessen Schülern auch ich mich dankbar rechne, dem Gedanken eines weltgeschichtlichen Fortschritts skeptisch gegenübersteht und vielmehr geneigt ist, das Leben des Einzelnen „demütig nicht höher zu schätzen als zu dem Wert eines Uebungsbeispiels." Wenn wir dies thun, „so können wir mit allem Ernst der Vorbereitung zu einem hohen Ziele zugleich die ruhige Entsagung verbinden, die es sich gefallen läßt, daß unsre Versuche hier ohne Fortschritte und bleibende Folgen sind."

Mir ist eingewandt worden, daß Lotze nicht bloß zu diesem resignirten Standpunkte sich bekennt, sondern noch darüber hinaus andre Gedanken vertritt. Das ist richtig, und wenn es darauf angekommen wäre, Lotzes Gedanken in ihrem ganzen Zusammenhang darzustellen, so hätte die folgende Betrachtung (Mikrokosmus 3, 49 ff.) nicht fehlen dürfen. Es gereicht mir zu doppelter Befriedigung, auf den Punkt zurückkommen und zugleich eine Ergänzung zu meinen Artikeln hinzufügen zu können, die auch andern wünschenswert erschienen ist.

Lotze redet von „einem sittlichen Gefühl," „das uns warnt, etwas aufzugeben, was wir nicht begreifen, und das uns zuruft, doch auch in dem irdischen Fortschritt der Geschichte ein wirkliches Gut zu ehren."

Die merkwürdige Erscheinung einer „allgemeinen Neidlosigkeit jeder Gegenwart gegen ihre Zukunft," die Aufopferung der Generationen für ihre Nachwelt, diese instinktive, mächtige Neigung des Menschen —

> mag wohl den Glauben in uns befestigen, daß es noch einen höhern Zusammenhang gebe, in dem das Vergangne nicht bloß nicht ist, in dem vielmehr alles, was der zeitliche Verlauf der Geschichte für einander trennt, in einer unzeitlichen Gemeinschaft mit und neben einander ist, in dem endlich die Güter, die dieser Verlauf erzeugte, auch dem nicht verloren sind, der sie gewinnen half, ohne sie zu genießen.
>
> Die Sehnsucht, in der verworrenen Mannigfaltigkeit der Geschichte einen leitenden Faden zu finden, ... treibt uns . . zu der . . Forderung einer ewigen Erhaltung dessen, mit dessen beständiger Wiedervernichtung alle Entwicklungsmühe auch jenes Allgemeinen fruchtlos sein würde.

*) Ich bitte um die Erlaubnis, dieser Antwort vorläufig nichts hinzufügen zu dürfen. D H

Die Ahnung, daß wir nicht verloren sein werden für die Zukunft, daß die, die vor uns gewesen sind, zwar ausgeschieden sind aus dieser irdischen, aber nicht aus aller Wirklichkeit und daß, in welcher geheimnisvollen Weise es auch sein mag, der Fortschritt der Geschichte doch auch für sie geschieht: dieser Glaube erst gestattet uns, von einer Menschheit und von ihrer Geschichte so zu sprechen, wie wir es thun.

Mit wahrer, inniger Freude lesen wir dies warmherzige Bekenntnis eines unsrer edelsten Philosophen. Was bedeutet es für die von uns erörterte Frage nach dem Sinn der Geschichte?

Sicher ist zunächst, daß Lotze, ebenso wie Jentsch, den Gedanken eines „Reiches Gottes auf Erden" nicht hat. Dieser Glaubensgedanke, für den so viele ihr Herzblut eingesetzt haben, und den wir recht eigentlich als das Evangelium des zwanzigsten Jahrhunderts bezeichnen möchten, liegt ihm ferne, wie er allen Individualisten — auch im edelsten Sinne — fernliegt.

Er ersetzt ihn durch den Glauben an eine geeinigte, vollendete Menschheit in einer höhern Welt, christlich gesprochen: durch den Gedanken des vollendeten, himmlischen Reiches Gottes.

Hieran ist uns ein Doppeltes bemerkenswert. Erstens das deutliche Eingeständnis, daß das geschichtsphilosophische Grundproblem, der Sinn der Geschichte, nur auf religiöse Weise gelöst werden kann. Er sagt ja selber: „dieser Glaube erst gestattet uns, von einer Menschheit und von ihrer Geschichte so zu sprechen, wie wir es thun." So bestätigt er aufs schlagendste den ersten Satz, den wir gegen Jentsch verfochten haben, daß alle Geschichtsphilosophie nichts Rationales, sondern etwas Religiöses sei.

Sodann aber: die religiöse Lösung, deren wir bedürfen, denkt Lotze wie Jentsch nur in der Form einer Forderung oder Anweisung auf eine übergeschichtliche, ewige Zukunft. Der evangelische Christ kennt dagegen eine doppelseitige Lösung. Er lebt eben nicht nur von der Vertröstung auf eine Zukunft, sondern schon von den Heilserfahrungen, die er in der Gegenwart macht. Was wäre ein Glaube, der erst in der Zukunft seine Bestätigung erhielte? Wäre er eigentlich sehr viel mehr, als ein leichtsinniges Wagnis? Nein — alle christliche Hoffnung hat doch ihren eigentlichen Halt und ihre Ueberzeugungskraft an den religiösen Erfahrungen der Gegenwart. Nur wer da weiß, daß wir mit Gott über die Welt schon gegenwärtig triumphiren, der kann auch der wohlbegründeten Ueberzeugung leben, daß wir einst alles, Welt und Tod und Sünde unter unsern Füßen haben werden.

Auf die christliche Hoffnung gehe ich um so lieber hier noch etwas näher ein, als sich an die soziale Reichsgottesidee, die ich in den frühern Artikeln entwickelt habe, die Meinung angeschlossen hat, es komme dabei der Glaube an ein ewiges Leben der einzelnen Persönlichkeiten zu kurz. Nichts kann irriger sein, als diese Befürchtung.

2. Wenn wir dem alten Satze: Trachtet am ersten nach der Seelen Seligkeit, den andern überordnen: Trachtet am ersten danach, daß das Reich Gottes gebauet werde — so thun wir dies, weil wir erfahren haben, daß unsre Seele durch nichts besser und stärker ihrer seligen Vollendung entgegenreift, als durch solche Arbeit im und am Reiche Gottes. Wie das Reich Gottes, dieser starke Bruderbund in Gott gefestigter Persönlichkeiten, doch eine Gemeinschaft lebendiger und unvergänglicher Seelen ist, so kann der Dienst in diesem Reiche nie und nimmer zu einer Vernachlässigung oder Zerreibung der einzelnen Menschenseele führen. Es ist ein Verstoß gegen den Kernglauben des Christentums, daß auch nur eine einzige menschliche Seele bloß Mittel zu einem außer ihr liegenden Zweck sei. Gerade die unendliche Wertschätzung jeder einzelnen Seele ist ja ein Grundgedanke des Evangeliums. Wer also den Gedanken des Reiches Gottes, wer mit andern Worten eine soziale christliche Ethik fordert, der kann damit nie und nimmermehr auf die Ewigkeit und Unvergänglichkeit der einzelnen Persönlichkeiten verzichten. Im Gegenteil — sie folgt erst recht eigentlich aus dem wohlverstandnen Reichgottesgedanken.

Wie viel Mühe hat die Menschheit seit Jahrtausenden darauf verwandt, den Gedanken einer Unsterblichkeit zu fassen, zu begründen, zu erweisen! Wie viele sehnsuchtsvolle Fragen sind gestellt, wie viele wohlgemeinte Antworten sind versucht worden — und das Resultat? Es war sehr verschieden. Mancher Frager hat sich wirklich trösten lassen, mancher ist mit Zuversicht seinem Tode entgegengegangen. Wie aber liegt die Sache heute? Wenn wir die gebildete moderne Jugend ansehen und die vom Evangelium der Diesseitigkeit erregten Massen — hat jener Haufen von Argumenten eine Gewißheit herbeiführen können? Ich meine Gewißheit, nicht nur eine Meinung oder eine Ahnung, sondern ein festes Vertrauen, auf das hin man stirbt und — lebt? Ich dächte, wir wären weiter denn je davon entfernt, solchen Glauben auch nur bei der Mehrzahl annehmen zu können. Alle jene Philosophien, Platos Phädon und wie sie heißen mögen — sie haben die Menschheit nicht davor schützen können, daß nagender Zweifel die Zuversicht auf ein besseres jenseitiges Leben erschütterte.

Es giebt nur einen Weg, solchen Glauben zu gewinnen und zu erproben: die religiöse Erfahrung von der Wahrheit des Evangeliums. In mannigfacher Weise hat man versucht, den Unsterblichkeitsglauben aus dem Evangelium zu begründen. Man führt den Beweis aus der Auferstehung Christi, aus den Worten der Schrift, aus der kirchlichen Lehre.

Ich verzichte heute auf alle jene Beweise und begnüge mich, den schließlich doch entscheidenden praktischen Erfahrungsbeweis hervorzuheben. Wenn du dem Rufe Gottes folgst und im Vertrauen auf seinen väterlichen Liebesernst dein Leben ganz neu ansiehst als eine Arbeit in seinem Dienst und dich selber als einen Verbreiter von Liebe, Wahrheit, Recht, wenn du die dir zur Gemeinschaft gegebnen Menschen als solche ansiehst, für die du mit verantwortlich bist, und wenn du schließlich bei solcher Weltanschauung, bei solcher Arbeit erfährst, wie allein durch sie deine eigne Persönlichkeit ihre Schwingen entfaltet, wächst und erstarkt, — dann hast du das Ziel deines Lebens kennen gelernt: von dem Augenblick an aber steht dir auch fest, daß du es in deinem Leben nie ganz erreichen wirst. Doch ebenso klar wie diese schmerzliche Gewißheit, ebenso gewiß bleibt es und wird dir immer gewisser, daß die Aufgabe ihre volle Lösung, daß deine Unvollkommenheit ihre Vollendung fordert, daß Gott sie will. Aus der doppelten Ueberzeugung von der unverbrüchlichen Forderung Gottes, von der nichts nachgelassen werden kann und aus der Erkenntnis des eignen Unvermögens erhebt sich zuerst die schüchterne Bitte, dann das zagende Vertrauen und schließlich die unumstößliche Gewißheit: es giebt eine Vollendung, Gott wird uns ihr noch einmal entgegen führen, sein gnädiger und guter Wille mit uns muß sein Ziel erreichen.

Da ist einer, dem Gott die Aufgabe gestellt hat, den Zusammenhang der Welt und ihrer Geschichte zu erforschen. Einige glänzende Lichtblicke haben sich ihm geöffnet, und mit rastloser Ungeduld und heißer Arbeit ringt er fortan, daß sich der Schleier weiter lüfte, mit allem Aufgebot einer ganz der göttlichen Aufgabe hingegebnen Kraft arbeitet er schweigend und mit heiliger Entschlossenheit weiter. Aber, aber, immer ferner rückt das Ziel, statt Klarheit und Erkenntnis häuft sich das Dunkel, bis die Schatten der Nacht aller Arbeit ein Ende machen. Je fester dieser Mann an seine Aufgabe glaubt, in ihr Gottes Aufgabe sieht, um so gewisser wird ihm sein, daß er schauen wird, wo er bisher nur hat glauben dürfen. Gott kann ihm nicht umsonst diese Sehnsucht in seine Seele gepflanzt haben.

Ein andrer kämpft sein Leben lang für die Verwirklichung einer Idee, die ihm von Gott auf die Seele gebunden ist. Tausendfache Hemmung, nicht zum wenigsten die eigne Thorheit und Trägheit wollen ihm den Arm lähmen; immer wieder rafft er sich auf, bis die Kraft versagt. Nun wird es sich zeigen, ob er jenes Lebenswerk nur sich selber zuliebe unternommen oder ob er wirklich in ihm seinem Gott gedient hat. Hat er doch im Grunde genommen nur auf eigne Kosten und Gefahr gearbeitet, so wird und muß er jetzt verzweifeln. Hat er sein Leben wirklich vor Gottes Augen und in seinem Dienste geführt, dann wird sein Glaube sich jetzt zu der heldenhaften Gewißheit erheben, daß der in ihm das gute Werk angefangen hat, es auch vollenden werde, trotz Nacht und Tod.

Kehren wir in unser eignes kleines Leben den Blick. Wir kämpfen alle an einer Sisyphusarbeit gegen unser Fleisch und Blut, gegen Unwahrheit und Oberflächlichkeit, Trägheit und Leichtsinn in uns. Sollen wir wirklich zugeben, daß wir vielleicht noch ein paar Jahre lang fortschreiten werden, bis dann das kommende Alter uns ein fürchterliches: Zu spät! zuruft? Wenn nun mit den kommenden Jahren die Sünden sich verfestigen, die Begeisterung erlischt, die Gedanken stumpf werden! Das alles wird kommen, das ist ganz gewiß und unabwendbar. Es wird noch mehr kommen. Körperliches Elend, vielleicht völliges Ermatten und Verlöschen. Es fragt sich nur: ist das wirklich das letzte Wort über uns? Also dazu all der Aufwand von Mühe und Enttäuschung, all die rührenden kleinen Freuden und Hoffnungen, daß wir eine Weile, einen kurzen Sommertag blühen und wachsen und dann welk werden, abfallen und vermodern? Wenn das alles ist, so wäre es wahrlich besser — — Doch nein, so ist es nicht. Es giebt eine andre Antwort. Freilich nicht für jeden. Nur wer imstande ist, wirklich mit Wahrheit zu sagen: ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat, um sein Kind und ihm ähnlich zu werden, nur der kann auch fest glauben, daß jenes Welken und Sterben nur eine vorübergehende Trübung ist, ein flüchtiger Schatten, von Gottes Standpunkt aus vielleicht kaum bemerkbar, für uns eine Prüfung, ob wir trotzdem die Hand Gottes festhalten wollen und können. Freilich man muß sie fest ergriffen haben, wenn nicht Not und Tod uns abdrängen sollen. Es giebt vielleicht hier ein Zuspät. Vielleicht reicht einst unsre Geistesstärke nicht mehr aus, um uns dem Gott zuzuwenden, den wir in den Tagen unsrer Kraft entbehren zu können meinten. Vielleicht können wir dann nicht mehr die Hingabe und Sammlung uns abgewinnen, weil unsre Glaubensfähigkeit durch Zerstreuung und Genuß verwüstet ist. Hoffen wir, daß wir rechtzeitig unsrer Seele die gerade Richtung gegeben haben, aus der sie auch durch die Dunkel und Schwächen der letzten Zeiten nicht abgelenkt werden kann.

3. Laßt uns aber noch eines Zweifels gedenken, der auch den Glaubenden beängstigen kann. Ich rede nicht von einem Zweifel an dem „Daß," sondern an dem „Wie" des ewigen Lebens.

Wenn wir uns denken, daß wir dereinst zu einem neuen Leben erwachen werden vor dem Angesichte Gottes, zu einem ewigen Leben vor und bei ihm — erfaßt uns da wirklich nur Freude? Wir wollen einmal nicht bloß nachsprechen, sondern uns ernstlich und mit eindringender Wahrhaftigkeit uns fragen: wie wird das werden? Wie sollen wir das Unaussprechliche ertragen? Ich denke nicht an unsre Sünde, die uns heute ja noch trennt von dem dreimal Heiligen — sie wird ja durch Gottes überschwängliche Gnade von uns abgefallen sein. Ich denke an etwas andres: Wer sind wir denn, daß wir in der Gemeinschaft des Ewigen weilen könnten? Wie eng, wie klein und dürftig ist doch unser Geist, und wie leer wird er vollends sein, wenn einmal all jene Gedanken, Hoffnungen und Wünsche erstorben sind, die uns heute beleben und unserm Innern einen gewissen buntfarbigen Inhalt geben? Das Meiste von all diesem müssen wir doch hinwegdenken, und was bleibt dann übrig? Wenn wir das fragen, kann uns ein Schauder erfassen. Was für Nichtigkeiten sind es, die uns erfüllten? wir selber eine große Nichtigkeit! Und nun sollen wir so leer, so ärmlich, so trocken vor dem Herrn der Welt erscheinen? Er will mit uns verkehren, wie ein König unter seinem Volke. Gestehen wir nur: uns bedrückt der Gedanke. Das ist keine Seligkeit, wie wir sie uns dachten, das ist Angst, Fassungslosigkeit und ein furchtbares Gefühl von Oede.

Mannigfach sind die Farben, mit denen der Glaube das Bild zu beleben gesucht hat. Ewige Anbetung und Lobgesang, unendlicher Festesjubel und ungeahnte himmlische Freuden. Aber all jene Verheißungen dienen doch eigentlich nur dazu, die Last der Ewigkeit um so fühlbarer zu machen. Doppelt empfinden wir, und um so bitterer, den Schmerz der Leerheit in unserm Innern bei aller Fülle.

Da ist ein andrer Gedanke, der den Menschen die beängstigende Idee der Ewigkeit ertragbarer macht. Sie sprechen

vom Wiedersehen der Geliebten. In diesem auch dem Einfachsten naheliegenden Gedanken liegt etwas, woran wir hier anknüpfen können.

Woher stammt denn jene Beängstigung, von der wir geredet haben? Ich glaube, sie ist ein Zeichen davon, daß wir noch zu individualistisch denken. Wir stellen uns die Ewigkeit vor, indem wir dabei nur an uns selber und an unser Verhältnis zu Gott denken, als ob wir ganz allein nur Gott gegenüber stehen sollten. Und als ob wir all die Beziehungen zu andern Menschen, die hier unser Leben ausmachen, dort aus unsrer Persönlichkeit wegdenken müßten. Freilich Hunderte von Beziehungen werden schwinden. Aber wo immer im Leben ein wirkliches Band geknüpft worden ist, wo man sich berührt hat auf geistigem Gebiete, wo ein wirkliches Seelenband entstand, da ist etwas Unvergängliches geworden. Wie viel mehr werden die Beziehungen bleiben zu unsern Nächsten und Allernächsten! Lassen sie sich überhaupt aus unserm Leben herausreißen? Sind sie nicht mit unsrer Persönlichkeit so verwachsen, daß die Persönlichkeit selber mit ihnen steht und fällt? Was bliebe dann übrig in uns, wenn man Gatten- und Freundesliebe, Kindes- und Elternliebe aus uns herausnehmen wollte? Eben jenes leere Gefäß, jenes klingende Erz und tönende Schelle, die sich in der himmlischen Harmonie so furchtbar blechern ausnehmen würde. Nein, wenn in uns etwas ewig ist, so wird es unsre Liebe sein. Nur daß sie dann vollendet sein wird, freudig und rein, ganz verständnisvoll, ganz hingebend und in solcher Hingabe ganz selig. Dann wird sie erst ihren vollen Inhalt haben, dann werden wir eben wirklich gemeinsam vor Gottes Angesicht stehen, was wir hier nur unvollkommen können. Kurz, jenes ewige Leben wird ein wirkliches Leben sein, in herrlicher, einiger Gemeinschaft werden wir uns aneinander freuen. O wie wird es sein, wenn von denen, die wir hier nicht so lieben konnten, wie wir sollten und wollten, jene störenden Flecken und Fehler abgefallen sind! Wenn wir ihnen die Liebe schenken können, die wir ihnen hier schuldig geblieben sind! Wenn wir die, an denen wir gesündigt haben, uns versöhnt sehen dürfen und so manchen Schmerz wieder gut machen können! Wie wollen wir uns vereinigen zu dem Dank gegen den Gott, der uns zu sich erhoben hat!

Gott Lob, wir sehen keiner unendlich feierlichen, beängstigenden Einsamkeit entgegen. Ein Reich lebendiger, seliger Geister wollte Gott schaffen, in seiner Mitte will er thronen als König und Vater, an ihrer Liebe will er seine Freude haben, in ihrer vollkommnen, von allen Schwächen und aller Sünde freien Liebesgemeinschaft vollendet sich der Zweck seiner Welt.

Dieser Gedanke ist auch das Glaubensbekenntnis Lotzes. Mit Freuden begrüßen wir unsre Uebereinstimmung. Aber eins müssen wir ihm gegenüber aufrecht erhalten. Das Recht, auf ein solches himmlisches Gottesreich hoffen zu dürfen, haben wir nur dann, wenn wir den Glauben haben und nach ihm leben, daß Gott auch schon auf Erden sein Reich gebaut wissen will, und daß er der Menschheit die Arbeit an ihm auferlegt als Bedingung der Anteilnahme an dem Reiche der Vollendung. Hier gerade gilt das Wort: Wer da hat, dem wird gegeben. Was soll der von der Zukunft erwarten, dessen Seele nicht schon hier einen ewigen Inhalt gewonnen hat? Nur wer nicht nur der Nichtigkeit gedient, sondern Liebe geübt hat, kann der Ewigkeit mit freudiger Gewißheit entgegensehen. J W-G

Ibsens Pastoren

1. Ibsen und das Christentum

Leben — ein Krieg mit den Wichten
In unserm Herzen und Hirn;
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangner Stirn.

Dieses Motto zu Ibsens Gedichten sagt deutlich, was der Leser in seinen Werken zu erwarten hat. Jedenfalls keine gemütliche Erbauung oder ästhetische Erfrischung. Die Lektüre ist so ungemütlich als möglich. Kalt, in der nüchternsten Be-

leuchtung des Werktags tritt uns die nackte Wirklichkeit entgegen; unerbittlich, kein Gott hat Erbarmen, schreitet das Schicksal vorwärts, seinen Opfern keine einzige Konsequenz ihres Handelns ersparend. Beim Lesen dieser Schauspiele spürt man erschrocken den eiskalten Luftzug im Genick, der von diesem unheimlichen Geist ausgeht; aller rosige Schimmer, in dem man gern Gestalten, Erlebnisse und Bilder des Tageslebens anschaut, ist weggewischt. Manches holde Ideal verflüchtigt sich zur Illusion, und wenn es wahr wäre, daß diese Gestalten, die mit photographischer Genauigkeit wiedergegeben sind, denen aber jede mitleidige Retouchirung versagt bleibt, nicht Ausnahmen, sondern Regeln unsers Kulturlebens bilden, dann wäre dieses allerdings reif zum Untergang. Aber darin hat Ibsen Recht: mit Verhüllung oder Schönfärberei sind die Nachtseiten und Klippen unsrer heutigen Gesellschaft nicht weggeschafft. Und wenn wir im Leben nur allzurasch optimistisch aus den öden Partien unsers Thuns und Denkens uns wieder zu Lichtpunkten flüchten: hier stehen diese krassen Gestalten vor uns schwarz auf weiß, und es mag uns bei ihrem Anblick zumute werden wie dem Manne, der, aus lieblichem Traume erwachend, erst nach und nach wieder zur Besinnung darüber kommt, daß die Stadt, in der er schlief, von der Pest heimgesucht ist. Und auch darin hat er Recht, nicht, daß Ideale weiter nichts als Lügen seien, aber daß im Verlaufe der Zeit auch Ideale zu leeren Futteralen, zu Schablonen werden können, die gedankenlos angebetet, nachgesprochen werden von vielen, denen ihr herrlicher Inhalt längst verschwunden ist. Wie steht Ibsen zum Christentum? Das läßt sich freilich vorerst nur andeuten.

Es ist bekannt, daß er anfangs beeinflußt war von Sören Kierkegaard. „Brand" erschien im Jahre 1866, und wenn Ibsen auch schon im Jahre 1869 erklärte, er hätte ebensogut einen Bildhauer oder Politiker zum Träger der Gedanken dieses Stücks machen können, wie den Theologen, so beweist doch „Kaiser und Galiläer," das 1873 erschienene Doppeldrama, wie sehr eben in jener Zeit religiöse Ideen ihm im Vordergrunde standen. Wenn ferner Ibsen auch in seinen jüngsten Dramen immer krankhaftere Gestalten uns vorführt, so ist doch der Grundgedanke, der auch in diesen Stücken das Leitmotiv bildet, der durch und durch christliche Gedanke des Siegens im Unterliegen, wie er z. B. im „Gebet der Frauen" ausgesprochen ist:

Erschlagen die Schlange!
Gebeugt und bange
Kommt der Sünder. —
Halt in den Armen
Ihn, voll Erbarmen,
Allesergründer!
Gewinnend weicht er,
Flüchtet zum Throne;
Siegend steigt er: —
Nun hat er die Krone.

Und wenn Ibsen den Vernichtungskampf führt gegen alle morschen Stützen der Gesellschaft, gegen Lüge und gegen Schein, so kämpft er doch gegen das Böse in der Welt, und das ist ja der Kampf des Christentums. Selbst wenn er diesen Kampf in einer ohne Christus gedachten Welt führen würde als der Geist, der stets verneint, er müßte ihn für das Gute in der Welt führen, so gut und noch mehr als Satan im Prolog zu Hiob. Wenn Ibsen mit aller Macht dahin wirkt, den Menschen aus einem Herdentier zum Individuum zu gestalten, wenn er verlangt, man soll nicht zuerst oder allein Bürger, Beamter, Gatte u. s. w. und erst zuletzt oder vielmehr gar nicht mehr Mensch sein, sondern umgekehrt; wenn er eine Revolution im Menschengeist hervorbringen will, streift er damit nicht an die Sinnesänderung, die Christus fordert? Endlich: Ibsen lebt längst als völliger Einsiedler, jeder Politik, jeder Partei, jedem Streit des Tages vollständig fern und fremd, und doch drängen sich ihm alle die großen Fragen, die unsre Zeit umwühlen, zu immer neuer Behandlung auf: die soziale Frage, die Frauenfrage, die religiösen Fragen; muß es uns denn nicht doppelt bedenklich machen, einen Dichter einfach auf der Seite liegen zu lassen, der für diese Fragen ganz dieselben Antworten wenigstens andeutet, wie wir sie in sozialdemokratischen Zeitungen täglich wiederholt finden?

Doch ich möchte im Folgenden nicht über Ibsens Stellung zu Religion und Christentum überhaupt reden. Sonst dürfte ich nicht vorbeigehen an „Kaiser und Galiläer," worin neben der Hoffnung auf „das dritte Reich" (den „Zukunftstag," den Ibsen im „reinen Hochzeitkleide erwarten" will), sowohl im Gang der Handlung im allgemeinen, wie in den Gestalten von Basilius und Gregor von Nazianz der Gedanke vom Siegen im Unterliegen, von der Ermannung zu kühner That und starkem Dulden infolge der Unterdrückung ausgeführt ist. Ich dürfte dann auch die „Kronprätendenten" nicht übergehen, die in der Gestalt des Bischofs Nikolas Arnessson so manche Kirchenfürsten des Mittelalters karrikiren, wie sie bei tiefster sittlicher Verworfenheit in der Kirche zu herrschen und die Kirche zur Herrschaft zu führen verstanden. Und wie erschütternd ist das Schlußwort dieses Stücks, in welchem Ibsen durch König Hakon seine eigne Stellung in der Litteratur ausspricht, gegenüber steter Wiederholung der „alten Sage", einem großen neuen Gedanken zum Sieg zu helfen. Ein Hauptvorzug Ibsens ist, daß er in einem kurzen, überraschenden Schlußwort dem Leser einen spitzigen Angelhaken in Herz und Gewissen bohrt, den man nicht so leicht los wird. Dem finstern Jarl Skule, dem Gegenkönig, ist nichts übrig geblieben, als seine Schuld durch freiwilligen Tod von Feindeshand zu sühnen. Da schließt Hakon, sein siegreicher Gegner, dem von innen die Pflicht und ein großer Gedanke, von oben das Glück auf seinem Wege leuchtet, das Stück mit dem Wort über seinen unterlegnen Gegner: „Er wurde von allen falsch beurteilt; er war ein Rätsel. Skule war ein Stiefkind Gottes auf Erden; das war das Rätsel an ihm." Ein Stiefkind Gottes — kann man in zwei Worten Großartigeres sagen?

Nur Ibsens Pastoren möchte ich vorführen. Diese spielen ja überhaupt im nordischen Drama eine große Rolle, vergl. Björnsohn, der selbst Pfarrerssohn ist. Daß auch ich Pfarrer bin, brauche ich wohl kaum zu sagen. Und wie viel habe ich für mein eignes Wirken, wie für die Betrachtung unsrer heutigen Verhältnisse überhaupt aus der Art gelernt, wie diese Vertreter des geistlichen Standes hier gezeichnet sind! Ich habe daraus gesehen, wie in weiten Kreisen unser Stand beurteilt wird; ich mußte oftmals an die eigne Brust schlagen; ich bitte ausdrücklich und herzlich, mir zu glauben, daß allem Folgenden nur das eine Verlangen zu Grunde liegt, unsern Beruf zu Ehren zu bringen und in Ehren zu halten. Auch ich möchte in dieser Beziehung mit Ibsen sagen: „Ich frage meist, Antworten ist mein Amt nicht."

So kommen für mich fünf Stücke Ibsens in Betracht. Peer Gynt fällt weg; denn die ergreifende Grabrede des Pfarrers für den Bauern, der einst als Rekrut vor der Musterung sich den Daumen abgehackt hat, um nicht fürs Vaterland in den Krieg ziehen zu müssen, thut nichts zur Sache. Auch der zum Asoten herabgesunkne Kandidat in der „Wildente" gehört nicht hierher. Dagegen bleiben uns Pastor Manders in den „Gespenstern," Hilfsprediger Rohrland in den „Stützen der Gesellschaft," einige Gestalten aus der „Komödie der Liebe," „Rosmersholm" und zuletzt „Brand." Die Stücke sind hier natürlich nicht chronologisch, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet.

2. Pastor Manders in den „Gespenstern"

Gesehen habe ich dieses Stück nie, wie mir überhaupt mein Beruf den Theaterbesuch verbietet. Wie der Schauspieler die Rolle des Pastors auffaßt, weiß ich nicht. Ich kann nur sagen, wie sie auf den Berufsgenossen gewirkt hat. Und da muß ich vorausschicken, daß Ibsen von seinem Standpunkte aus alles streng vermieden hat, den Pfarrer dem Gelächter, der Verachtung preiszugeben. Ibsen hat ja eben das Interesse, ihn nach Legalität und Moralität möglichst hoch zu stellen, weil er ihm mit Beweis werden soll für den lästerlichen Satz, den Frau Alving einmal ausspricht: „Manchmal glaube ich beinahe, daß diese beiden, die Ordnung und das Gesetz, alles Unglück hier auf Erden stiften." Ebenso aber muß auch das von vornherein betont werden: Ibsen häuft in so raffinirter Weise die Schwierigkeiten, die sich dem Wirken des Pastors entgegenstellen, daß ein Gewinn davon gar nicht denkbar ist.

Im Haus der reichen Witwe Alving wird der Pastor, der zur Einweihung eines von Frau Alving zum Gedächtnis ihres Mannes, des Kammerherrn Alving, errichteten Asyls hergereist ist, von der Hausjungfer empfangen. Sie ist die „Tochter" des Tischlers Engstrand, eines Heuchlers und Schuftes, wie er nur je in einen Gesellen- oder Arbeiterverein sich eingeschmuggelt hat; der Pastor hat seinerzeit die Eltern getraut. Es widersteht mir, genauer auszumalen, unter welchen Umständen. Aber ich mußte mir sagen: Wie manche Ehe hast du selbst, unwissend oder nur halbwissend, unter denselben oder ähnlichen Verhältnissen im Laufe der Jahre kirchlich einsegnen müssen unter Hohen und Niedern! Alle Achtung vor der kirchlichen Statistik, in der jährlich genau der Prozentsatz der kirchlich, der evangelisch Getrauten festgestellt wird; aber wer mitten in der Praxis drin steht, wird den Satz wenigstens nicht ganz umstoßen: die Triumphe der kirchlichen Statistik, wenn sie eine Zunahme ihrer kirchlichen Trauungen vermeldet, stellen sich dem tiefer Eingeweihten manchmal als betrübende Niederlagen der Religion, des religiösen Takts im Volke dar.

Pastor Manders blättert, bis Frau Alving kommt, in einigen aufgelegten Büchern, die der neuen freien Richtung angehören. Sein Gewissen treibt ihn, hernach seelsorgerlich von solcher Lektüre abzumahnen. Auf die Frage Frau Alvings, ob er die Bücher kenne, antwortet er, daß er hinlänglich über diese Bücher gelesen habe, um sie zu mißbilligen, und fügt bei, es gäbe so vieles heutzutage, wobei man sich auf das Urteil andrer verlassen müsse. Er leugnet nicht, daß diese Schriften manches Anziehende enthalten können, und verdenkt es der Frau gar nicht, wenn sie sich mit den geistigen Strömungen bekannt zu machen wünscht, die draußen in der großen Welt vor sich gehen, „wie ich höre" — aber man spricht nicht darüber! „Man braucht doch wahrhaftig nicht allem und jedem Rechenschaft über das abzulegen, was man innerhalb seiner vier Wände liest oder denkt."

Der Pastor, der Bücher verurteilt, die er nicht kennt — das ist auch ein Zeichen der Zeit. Wie nahe liegt es, auf der Kanzel Furore zu machen durch seicht-oberflächliches Berühren von Tageserscheinungen, die nun geächtet oder in den Himmel erhoben werden — ohne daß man sie kennt. Wie leicht ist es, in Versammlungen und Sonntagsblättern sich den Nimbus der Rechtgläubigkeit zu sichern durch ein kräftiges Zeugnis gegen Männer der Wissenschaft und Ergebnisse der Forschung — ohne daß man sie kennt. Wie viel Schaden wird der Sache, der man zu dienen meint, dadurch zugefügt, daß man der Schuljugend schon Parteien und Richtungen in Staat und Kirche verdächtigt — ohne daß man sie kennt. Wie manchmal fehlen wir auch dadurch, daß wir der ruhigen Meinung leben, solche Strömungen und Fragen seien wohl „in der Welt draußen" vorhanden, aber gewiß nicht innerhalb der uns anvertrauten Herde. Und wenn der Pastor den Grundsatz ausspricht, man sei keine Rechenschaft schuldig über das, was man in seinen vier Wänden liest oder denkt, so haben wir hierin eine viel gehörte Antwort auf die Frage, um die es sich beim Streit über das Apostolikum handelt. Aber ob in dieser Frage dieser Grundsatz zureicht?

Das Gespräch mit Frau Alving richtet sich auf das morgen einzuweihende Asyl. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit legt der Pastor alle Urkunden und Wertpapiere vor. Da erhebt sich die Frage, ob das Asyl versichert werden soll. Der Pastor ist gegen die Versicherung: es giebt Männer in der Gegend, die könnten daran, als an einem Mangel von Gottvertrauen, Anstoß nehmen. — Dann vollends „all die Anhänger meines Amtsbruders in der Stadt! Ich kann mich der peinlichen Stellung nicht verschließen, in die ich möglicherweise kommen könnte."

Hier wäre viel zu sagen über die Stellung des Pfarrers zur Gemeinde, zu seinen Amtsbrüdern. Ja, gewiß sollen wir, die wir stark sind, der Schwachen Gebrechlichkeit tragen, Röm. 15, 1. Aber das thun wir doch nicht dadurch, daß wir der Schwachen Schwachheit uns selber zueignen, sondern dadurch, daß wir sie mit Geduld zu unsrer Höhe zu heben suchen. Statt dessen wird ängstlich die Meinung einer kirchlichen, aber urteilslosen Masse geschont und gehätschelt; man hütet sich wohl, sie in christlicher Erkenntnis weiterzuführen. Ja, gewiß sollen wir Rücksicht nehmen auf Amtsbrüder, so sehr, daß keiner, dem nicht die Kollegialität über der Popularität steht, auf einen Platz taugt, wo Kollegen neben ihm stehen. Aber ist es nicht ein Hemmschuh unsers Wirkens, wenn wir etwas Gutes und Notwendiges nicht thun, weil es vielleicht die Kollegen zu unserm persönlichen Schaden ausdeuten und ausbeuten könnten, statt daß unsre einzige Richtschnur Christus ist und seine Sache. Sollte Schrempf recht haben, wenn er in einem seiner Vorträge sagt:

Da steht ein gläubiger Pfarrer auf der Kanzel und warnt vor dem Unglauben und der gegenwärtig so gefährlichen Verführung zu ihm, und warnt damit, wie er wohl weiß, vor seinem Amtsbruder, der vielleicht am nächsten Sonntag von derselben Kanzel aus den Unglauben verdeckt als Glauben verkündet. [NB. Woher nimmt Schrempf das Recht, den Glauben des Amtsbruders als verdeckten Unglauben zu bezeichnen!?]

Doch, gehen wir weiter. Oswald, der Witwe Alving einziges Kind, kürzlich als Maler aus Rom zurückgekehrt, und zwar mit dem Keim der Gehirnerweichung, tritt auf. „Ein Zug um den Mund" mahnt den Pastor überraschend an dessen Vater; die Mutter dagegen findet diesen Zug „priesterlich." „O ja, o ja," antwortet der Pastor, „mehrere meiner Amtsbrüder haben einen ähnlichen Zug." Das ist ein ganz bösartiger, unmotivirter Ausfall gegen den geistlichen Stand; er ist freilich sehr geschickt verdeckt dadurch, daß weder die Mutter etwas von der furchtbaren Krankheit ihres Kindes, noch der Pastor etwas von dem Lebenswandel des Vaters ahnt. Oswald geht spazieren; diese Gelegenheit benutzt der Pastor, mit Frau Alving nicht mehr als Geschäftsführer und Ratgeber, nicht mehr als der Jugendfreund ihres Gatten, sondern als der Priester zu sprechen. Mit richterlichem Ernst wirft er ihr doppelte Pflichtverletzung vor: als Gattin, indem sie nach einjähriger Ehe zu ihm, dem Pastor, floh und dadurch auch ihn kompromittirte; als Mutter, indem sie den Sohn mit sieben Jahren schon aus dem Hause gegeben. Der Gattin Pflicht wäre es gewesen, mit demütigem Sinn das Kreuz zu tragen, das ein höherer Wille ihr auferlegt habe. „Danken Sie Gott, daß es mir vergönnt war, Sie auf den Weg der Pflicht zurückzuführen, in Ihr Heim, zu Ihrem rechtmäßigen Gatten". Aber auch ihren Sohn habe die Mutter ins Unglück geführt; denn der allzufrüh der Heimat Entwöhnte habe leichtfertige Grundsätze von draußen zurückgebracht. „Kehren Sie um," schließt er mit erhobnem Zeigefinger, „Sie sind eine schuldbeladene Mutter!"

Nun aber hält Frau Alving auch nicht mehr an sich. „Alles das sind Dinge, die Sie ja nicht aus eigner Anschauung kennen." Vom Herzen ringt es sich ihr wie ein Schmerzensschrei, mit welch übermenschlicher Kraft sie gearbeitet, geschwiegen, getragen hat unter des Gatten fortgesetzter „Ruchlosigkeit — der Hausarzt gebrauchte diesen Ausdruck"; aus solch vergifteter Atmosphäre mußte sie den Sohn sobald als möglich retten, damit er wenigstens die Achtung vor seinem Vater behalte. Und wie kommt der Pastor dazu, Gericht zu üben? „Seit Sie mich, wie Sie es nennen, auf den Weg der Pflicht zurückgeführt haben, haben Sie keinen Fuß mehr über unsre Schwelle gesetzt." Als darauf der Pastor „leise, unsicher" entgegnen will, fällt sie ihm ins Wort:

Ja, die Rücksichten, die Sie Ihrer Stellung schuldig sind! Und dann war ich ja eine entlaufene Frau! Solchen rücksichtslosen Frauenzimmern gegenüber kann man niemals zurückhaltend genug sein.

Wir sehen, so unglücklich der Pastor war im Entschuldigen und Zumbestenkehren gegenüber dem verstorbnen Kammerherrn, ebenso unglücklich ist er im Strafen und Richten gegenüber der Gattin, und setzen wir gleich hinzu, in der Wahl seiner Vertrauensmänner, wie des Tischlers Engstrand. Wenn er nun gar noch erfahren muß, daß das Asyl, zu dessen Weihe er eine salbungsvolle Lobrede auf den verstorbnen Kammerherrn mitgebracht hat, genau um die Summe erbaut ist, die einst den Leutnant Alving zu einer begehrenswerten Partie gemacht hatte, und die die Witwe jetzt abgegeben hat, um so jeden Zusammenhang mit der Vergangenheit zu tilgen, dann bleibt ihm allerdings nichts übrig, als bei Ueberreichung der Festgesänge für morgen mit gefalteten Händen zu sprechen:

Wie ich morgen mit freudigem Sinn meine Rede halten soll, das — —

Frau Alving: O, Sie werden sich schon damit abfinden!

Pastor: Ja, es muß sein; denn ein Aergernis dürfen wir doch nicht geben!

Ein schönes Resultat dieser Seelsorge, auf die wir anwenden möchten, was Frau Alving über ihre eignen Ergebnisse sagt: alles „Maschinennähterei," wobei durch Aufziehen eines einzigen kleinen Stichs das Ganze aufgeht.

Ich will hier Ibsen einiges zugeben; wir werden nachher sehen, daß trotzdem an diesem Punkte seine Verurteilung unsrer Seelsorge nicht Stich hält. Ja, der Erfolg unsrer Seelsorge ist häufig genug ein ungenügender; wir vertrauen oft, wo wir mißtrauen, wir richten, wo wir aufrichten sollten. Das wird uns, die wir keine Herzenskenner sind, je und je zu tiefem Schmerz begegnen. Und auf diesem Gebiet ist vor allem die Warnung Christi an seine Apostel beachtenswert: Freuet euch nicht darin, daß euch die Geister unterthan sind, Luk. 10, 20. Weder ein großer Zulauf, den ein Seelsorger hat, noch die Vielgeschäftigkeit, die er auf diesem Boden entwickelt, ist ein Zeichen der Meisterschaft. Und auch eine Ursache dieses Fehlers deckt Ibsen richtig auf: wir machen uns vielfach zu Sklaven des Vorurteils, bilden unsre Meinung zu sehr nach dem, was die Leute reden, und dadurch wird zu oft ein glimmender Docht vollends ausgelöscht, ein zerstoßenes Rohr vollends geknickt, während umgekehrt der Heuchler obenan kommt, nicht bloß in unsrer Meinung, sondern auch in allerlei Stellen kirchlicher Gemeindevertretung.

Noch eins gebe ich zu: die Weiherede, die der Pastor mitbringt, ist doch eigentlich eine nachträgliche, verherrlichende Grabrede für den Kammerherrn. Ja, diese Grabreden! Und was dann hinterher, wenn sie gesprochen sind, ans Licht kommt! Wie manchmal wird da, statt daß wir im Namen des Herzenskündigers Trost und Rat bringen und durch die Wahrheit frei machen dürften, von uns verlangt, daß wir im Dienst konventioneller Lüge und wesenlosen Scheins reden! Wie manchmal bereiten wir selber durch allzu idealistische Anschauungen den Hörern viel mehr Verlegenheit als Weihe!

Aber, wie gesagt, in dieser Hauptsache, der Seelsorge des Pastors, schießt Ibsen über das Ziel hinaus. Hier zeigt es sich, daß er auch in seinen Pastorengestalten eine Welt ohne Christus zeichnet. Das persönliche Motiv, daß Frau Alving vor ihrer Verheiratung den Pastor geliebt hatte, lasse ich ganz beiseite, weil es die Erklärung unnatürlich und unnötig erschwert. Der Fehler, den Ibsen macht, liegt auch nicht allein an ihm; er ist verschuldet durch unsre kirchlichen Kreise selber, zum Teil mitverschuldet durch den bei uns ganz unmöglichen Namen „Beichtvater." Ein Schriftsetzer hat mir einmal ein gedrucktes Formular, auf dem dieser Name stand, zurückgeschickt mit der Bemerkung: Beichtväter giebt es in der evangelischen Kirche nicht. Er hat ganz recht gehabt. Das Formular redet auch seither vom „Seelsorger." Aber Pastor Manders hält sich für einen „Priester" im katholischen Sinne. Er tritt als Richter auf — und hat doch vorher keine Ohrenbeichte gehört; wie kann da sein Wort ein lösendes und erlösendes werden? Will ich eine Beichtszene in diesem katholischen Sinne, so weiß ich noch heute keine ergreifendere, als in Schillers Maria Stuart. Wir aber stehen in unserm Beruf nicht als Richter, nicht als Priester, nicht als Geistliche gegenüber von Laien, sondern als Brüder unter Geschwistern, als Aerzte unter Kranken, etwa noch als Väter unter Kindern. Man wird die Forderung an mich stellen, zu erklären, was ich an Pastor Manders Statt zu Frau Alving gesagt hätte. Vielleicht Folgendes: „Sie selbst, Frau Alving, haben dem Kammerherrn Ihre Hand gereicht am Altare, und als eine Ibsensche Gestalt wissen Sie, daß es unmöglich ist, den Konsequenzen seines Handelns zu entgehen. Aber noch mehr: eben aus Ibsen wissen Sie auch, welch kostbare Frucht Ihnen der schwere Druck getragen hat, unter dem Sie so heldenmütig ausgeharrt und gerungen haben. Was wären Sie ohne den gewesen und geworden? Und endlich: Wenn jetzt scheinbar noch das Schwerste über Sie kommt, Ihr Ein und Alles blödsinnig wird — müssen Sie nicht nach der furchtbaren Perspektive, die Ihnen und mir im Blick auf die Zukunft Ihres Sohns sich eröffnet hat, auch dafür Gott danken, daß er auf diese Weise gnädig das Schlimmste abgewendet hat, und Ihnen, die Sie die Nichtigkeit dieser Welt so bis zur Hefe kennen lernen mußten, auch noch das Martyrium am Krankenbett des Liebsten, was Sie besitzen, gegönnt, mit Segensstunden, deren Wert und Weihe Sie erst noch kosten werden?"

Doch zum Schlusse! Tischler Engstrand kommt im Sonntagskleid, den Pfarrer ins Asyl zu holen zu einer Abendandacht, „was man so eine kleine Erbauung nennt." Dieser leistet Folge; aber kaum ist er zurück, so kündet ein Lichtschein vor dem Fenster, daß das — nicht versicherte — Asyl in Flammen steht, (wobei freilich zu bedenken ist, daß auch, wenn die Versicherung eine Stunde vorher beschlossen worden wäre, das an der Sache nichts geändert hätte.) Engstrand, der schon früher in der Trunkenheit nahezu einen Brand daselbst verursacht hätte, ist natürlich der Schuldige. Aber er weiß frech den Pastor glauben zu machen, dessen unvorsichtiges Hantiren mit dem Licht sei die Ursache. Dabei flüstert er seiner Tochter ins Ohr: „Jetzt haben wir den Vogel endlich, mein Kind!" Teuflisch hetzt er den Pfarrer immer tiefer in die Angst der Thäterschaft hinein; wird er nicht durch die öffentliche Meinung zum Abtreten genötigt werden? Aber gegen das Versprechen, ihm zu einem „Seemannsheim" behilflich zu sein, will Engstrand großmütig die Schuld auf sich nehmen — und der Pfarrer geht in die Falle. Mit dem nächsten Dampfschiff reisen beide nach der Stadt zurück.

Wie es Ibsen dem Leser überläßt, sich die furchtbare Frage selbst zu beantworten, ob wohl die Mutter dem kranken Sohne ihr Versprechen halten wird, durch die sorgsam gesparten Pulver ihn von der Qual des Daseins zu befreien, so steht es auch uns frei, auszumalen, wie dem Pfarrer, „dem großen Kinde," das er nach Frau Alving ist und bleiben wird, vom Tischler Summe um Summe und zuletzt noch jede Berufsfreudigkeit ausgepreßt werden wird, immer mit der Drohung, ihn als Anstifter des Brandes im Asyl zu verraten, — falls es ihm nicht gelingt, das Joch der Menschenfurcht abzuschütteln und zu beweisen, daß die Religion Christi etwas andres ist, als ein Amtstitel und als das Urteil der Menschen über uns.

Natürlich wäre über das Stück im ganzen noch viel zu sagen, dessen Personen allen wir selber im Leben schon begegnet sind. Eine ganze ethische Abhandlung ließe sich schreiben über die Frage, wie sich die Pflicht der Gattin verhält zu ihrer Verantwortung als Mutter; eine kasuistische Debatte ließe sich anknüpfen über die Pflicht des Zusammenlebens mit einem „ruchlosen" Gatten, über den oft so fraglichen Segen der Wiedervereinigung getrennter Gatten. Hier handelte es sich nur um Pastor Manders. — Wieder eine andre Photographie ist die des Hilfspredigers Rohrland in den „Stützen der Gesellschaft."

G G

Verschiedenes

(In Sachen der Evangelischen Arbeitervereine) Wir haben über den Evangelisch-sozialen Kursus, der vom 22. bis 24. Januar in Elberfeld abgehalten worden ist, in der Christlichen Welt keinen Bericht gebracht, sondern dies der Chronik überlassen. Was von größerem Interesse war, die Verhandlung über ein etwaiges „Programm," in dem die Arbeitervereine zu den einzelnen Punkten und Parteien des heutigen öffentlichen, insbesondre wirtschaftlichen Lebens Stellung nehmen sollten, haben wir für eine innere Angelegenheit dieser Vereine gehalten, die zu einer Besprechung in weiterem Kreise vorläufig sich noch nicht eignete. Daß derartige Fragen und Aufgaben an die Evangelischen Arbeitervereine herantreten müssen, ist unvermeidlich; daß die einen die Entwicklung in dieser Richtung gern in rascheren Gang bringen, die andern sie möglichst verlangsamen und gar verhindern möchten, ist beides natürlich; daß die ganze Frage aber nur dadurch prinzipiell entschieden werden wird, ob ein lebens- und tragfähiges Programm wirklich dargeboten wird, liegt auf der Hand. Die durch Naumann in Elberfeld hervorgerufenen Verhandlungen können meines Erachtens nur klärend und nach innen wie außen fördernd wirken; ihr praktisch-politisches Ergebnis vorauszusagen ist niemand imstande. Man lasse aber die Arbeiter mit allem Ernst die aufgeworfene Frage erörtern und suche nicht mit Keulenschlägen die Gedanken zu ersticken, die nun doch einmal in ihren Kreisen sich regen müssen. Sie müssen sich regen, wenn sie nicht Kinder, sondern Männer sein wollen. Und solche wollen wir doch an ihnen haben ebenso für den wirtschaftlichen wie für den religiös-sittlichen Kampf. Die Art, wie z. B. ein von Reichsboten und Kreuzzeitung alsbald abgedrucktes Eingesandt an den Evangelischen Arbeiterboten die ganze Erörterung als dem Prinzip der Vereine zuwider abschneiden will, kann unter den Mitgliedern nur böses Blut machen. Der Satz: „Die Evangelischen Arbeitervereine wollen Kandidat Göhre und der Frankfurter Vereinsgeistliche Naumann zu einer christlich-sozialen Partei machen" (Kreuzzeitung Nr. 117), ist geeignet, die falschesten Vorstellungen

zu erwecken und zeugt von völliger Unkenntnis der Vorgeschichte des Programms. Wenn aber der Herr Einsender auch noch die Christliche Welt in diesem Zusammenhang unterbringt, so muß man das bei dem Klange, den dieser Name in den betroffenen Leserkreisen hat, beinahe als eine illoyale Kampfesweise bezeichnen. Ich meine: gegen das Programm und seine Freunde. Wer die Arbeitervereine lieb hat, soll helfen, daß das Programm in allen Instanzen sachlich und gründlich durchberaten werde, und wer etwas Förderndes für und wider zu sagen hat, möge es thun: zu parlamentarischen Zwischenrufen und Protesterklärungen liegt kein Grund vor; was man das Programm nennt, ist vorläufig nichts weiter als eine Zusammenfassung von Generalthesen zur Diskussion für die Arbeitervereine und ihre Helfer.

Es war um der Sache und des Friedens willen angezeigt, über diese Angelegenheit dunkler zu reden, als unsern Lesern vielleicht lieb ist. Wer Näheres wissen will, dem seien die eben erschienenen Verhandlungen des evangelisch-sozialen Kursus in Elberfeld am 22., 23. und 24. Januar 1893 hiermit empfohlen. Sie sind „nach den Manuskripten der Vorträge und Zeitungsberichten zusammengestellt," im Verlage des Evangelischen Arbeiterboten (Hundt Wwe. in Hattingen) erschienen und kosten 90 Pfennige. Vergl. Nr. 2 der diesjährigen Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses. R

(Die Auferstehung Jesu Christi) Eine historische Untersuchung für die Gebildeten von Lic. Steude in Dresden, dem Verfasser der Evangelischen Apologetik, geht soeben in zweiter Ausgabe aus (131 Seiten, Preis M. 1,50, bei Grunow in Leipzig). Der Verfasser nennt sein Büchlein ein Wort zur Verständigung im Apostolikumsstreit. Unsre älteren Leser kennen die zu Grunde liegenden Aufsätze, die zuerst in der Christlichen Welt erschienen sind; denen, die sie nicht kennen, seien sie hierdurch warm empfohlen, zumal für die nahe österliche Zeit. R

(Ein recht gutes Konfirmandengeschenk) scheint ein Buch zu sein, das uns soeben zugeht: Friedrich Wilhelm Opitz' Heilige Stunden einer Jungfrau. Dreizehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Emden und Borkum, Haynel. 242 S. 4 Mk. Ich wage es nach flüchtigem Durchblättern warm zu empfehlen. R

Zur Beachtung

Wir bitten um rechtzeitige Bestellung des mit nächster Nummer beginnenden neuen Quartals. Bleibt die Nr. 14 aus, so wolle man sich an seine Postanstalt oder Buchhandlung halten; von unsrer Expedition aus erfährt die Lieferung keinen Verzug. Die Postabonnenten machen wir besonders darauf aufmerksam, daß die Post bei verspäteter Bestellung die bereits erschienenen Nummern nur gegen die besondre Gebühr von 10 Pfennigen nachliefert.

Nr. 14 wird sowohl bei der „Christlichen Welt" wie bei der „Chronik" in größerer Auflage gedruckt, um als Probenummer zu dienen. Sie steht unentgeltlich in beliebiger Zahl zur Verfügung: wollen die Leser freundlichst davon Gebrauch machen. Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Das erste Quartal wird auf Verlangen für 2 Mark nachgeliefert. Von den früheren Jahrgängen sind noch zu haben: 1888 für 6 Mark und 1890 für 8 Mark geheftet, gebunden für 9 und 11 Mark.

Die Jahrgänge 1887 und 1889 sind vollständig, vom Jahrgang 1891 ist Nr. 1 vergriffen, vom Jahrgang 1892 das vierte Quartal. Die Verlagsbuchhandlung kauft gut erhaltene Exemplare des Fehlenden zurück.

Einbanddecken zu den sechs ersten Jahrgängen der Christlichen Welt und zu den Jahrgängen 1891 und 1892 für Christliche Welt und Chronik zusammen sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagsbuchhandlung selbst zu beziehen.

Die sowohl bei der „Christlichen Welt" als bei der „Chronik" stetig wachsende Abonnentenzahl verpflichtet uns zu größeren Anstrengungen. Leider hat die unentrinnbare Notwendigkeit, gewisse kirchliche Tagesfragen ernstlich mit durchzuarbeiten, zuweilen eine Eintönigkeit des Inhalts zur Folge gehabt, die vielleicht niemand schmerzlicher empfand als der Herausgeber, angesichts nicht nur der verschiedenartigen Bedürfnisse unsers Leserkreises, besonders des in erster Linie erwünschten nichttheologischen, sondern auch angesichts der Gott sei Dank vorhandnen Mannigfaltigkeit eingegangner Manuskripte. Wir haben Ursache, den Herren Mitarbeitern zu danken für die Geduld, mit der sie die lange Beiseitelegung oft der wertvollsten Beiträge hinnehmen, und um fernere freundliche Nachsicht zu bitten. Möchten die verehrten Herren daraus niemals den Schluß ziehen, daß ihre Mitarbeit unerwünscht und für neue Artikel kein Raum wäre. Es liegt in der Natur der Sache, daß gar manchmal das Neueste dem Neuen und das Knappe dem Umfangreichen vorgezogen wird.

Die Verlagshandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 13 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Bei ev. Pf. i. d. Rheinpr., i. Unt. erf., find. Knaben liebevolle Erz. u. Unterr.
Anerb. u. H. K. a. d. Exp. d. Bl.

Cand. min. (Rheinld.) im Predigen geübt, sucht zum 1. Mai Stellung zur Stütze eines Pfarrers gegen freie Station und mäßiges Honorar.
Gefl. Offerten unter B. E. durch die Exped. dieser Zeitung.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel, Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Kinderheilstätte Westerland-Sylt

Die vorzügliche Einwirkung eines Aufenthalts in den Kinderheilstätten der Seebäder auf alle konstitutionellen Schwächezustände der Pfleglinge wird in immer weiteren Kreisen des Vaterlands geschätzt und als Folge dieser günstigen Beurteilung steigert sich die Besucherzahl der Anstalten von Jahr zu Jahr. Es wird deshalb auch die Nachricht überall mit dem Gefühl freudiger Genugthuung aufgenommen werden, daß die Verwaltung der Kinderheilstätte in Westerland-Sylt den Eröffnungstag der Anstalt in diesem Jahre auf den 1. Mai festgesetzt hat.

In erster Linie soll dadurch die uneingeschränkte Wirkung der heilbringenden Frühlingslust unsrer Insel den Kindern zu gute kommen und unterstützt werden soll diese Wirkung durch den Gebrauch des Sylter Stahlbrunnens, dessen vorzügliche Eigenschaften in den weitesten Kreisen reiche Anerkennung gefunden haben. Seitens der Seebadedirektion ist auch in diesem Jahre der kostenlose Gebrauch des Sylter Stahlbrunnens allen Pfleglingen der Kinderheilstätte gewährt worden.

Um eine nachhaltige Kur von längerer Dauer ohne große Kosten durchführen zu können, hat die Verwaltung der Kinderheilstätte die Verpflegungsgelder für Kinder, welche länger als einen Monat in der Anstalt verbleiben wollen, auf Mk. 50 für den Monat festgesetzt. Die wöchentliche Verpflegungsgebühr beträgt unverändert Mk. 15 und für minder Bemittelte Mk. 10.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Glück. Ein Wort für die ideale Weltanschauung von Theodor Arndt, Prediger an St. Petri in Berlin. Preis: 60 Pf.

Der christliche Adel deutscher Nation. Ein Rückblick und Ausblick auf seine Vergangenheit und Zukunft. Mit besondrer Beziehung auf die deutsche Adelsgenossenschaft und das Adelsblatt von F. Nippold, Professor der Theologie in Jena. Preis: 1,80 M.

Johannes Ward, die Geschichte eines Geistlichen von Mar-garete Dealand. Aus dem Englischen übersetzt von M. L. Preis: brosch. M. 3.—, geb. M. 3.80.

Der Sonntagabend. Religiöse Betrachtungen für denkende Christen von D. Karl Zittel, † Dekan in Heidelberg. Herausgegeben von D. Emil Zittel, Dekan in Karlsruhe. Erster Band. Preis: brosch. 4 M., gebd. 5 M.

Fr. Ahlfeld

Evangelium-Predigten. 12. Aufl. mit großem Druck. 1893. 6 M. Gut gebunden 7 M.

Ein Kirchenjahr in Predigten (freie Texte). 3. Aufl. 1892. 8 M. Gut gebunden 9 M.

Derselbe: Epistelpredigten 8 M., geb. 9 M., Katechismuspredigten 3 Bände à 4,50, Morgen- und Abendandachten à 4 M., geb. à 5 M., Leben im Lichte des Wortes Gottes 7.20 M., geb. 8.20 M.

R. Mühlmann's Verlag (Max Grosse) in **Halle a. S.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pf. D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

In meinem Verlage erschienen:

Suchet, was droben ist!

Predigten,
gehalten in der Zwölfapostelkirche zu Berlin
von
D. Julius Kaftan,
Professor der Theologie.
Gedruckt zum Besten der Lutherkirche in der Zwölfapostelgemeinde.
8°. (VII, 166 Seiten.) M. 2.—. In Ganzleinen gebunden M. 3.— .

Griechentum und Christentum

Zwölf Hibbertvorlesungen
über
den Einfluß griechischer Ideen und Gebräuche auf die christliche Kirche
von
D. Edwin Hatch,
weiland Professor der Kirchengeschichte in Oxford.
Deutsch von
Erwin Preuschen.
Mit Beilagen von **Adolf Harnack** und dem **Uebersetzer.**
Gr. 8°. M. 6.—. Gebunden M. 8.—.

Hand-Commentar zum Neuen Testament

Bearbeitet von **H. J. Holtzmann, † R. A. Lipsius, P. W. Schmiedel** und **H. v. Soden**
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Komplett in vier Bänden. Lex.-8°. M. 33.—. Gebunden M. 41.—.

Band-Ausgabe:

Band I

Die synoptischen Evangelien; Apostelgeschichte — Professor D. H. J. Holtzmann. **Zweite,** verbesserte und vermehrte Auflage. M. 8.—. Gebunden M. 10.—.

Band II

I. Briefe an die **Thessalonicher** und an die **Korinther** — Professor Lic. P. W. Schmiedel. **Zweite,** verb. u. verm. Auflage. M. 5.40.

II. Briefe an die **Galater, Römer, Philipper** — † Geh. Kirchenrat Prof. D. R. A. Lipsius. **Zweite,** verb. u. verm. Auflage. M. 4.60. Band II M. 10.—. Gebunden M. 12 —.

Band III

I. Briefe an die **Kolosser, Epheser, Philemon. Pastoralbriefe** — Prediger D. H. v. Soden. **Zweite,** verbesserte Auflage. M. 4.50.

II. **Hebräerbrief,** Briefe des **Petrus** (I. II), **Jakobus** und **Judas** — Prediger D. H. v. Soden. **Zweite,** verb. u. verm. Auflage. M. 4.—. Band III M. 8.50. Gebunden M. 10.50.

Band IV

Evangelium, Briefe und **Offenbarung des Johannes** — Professor D. H. J. Holtzmann. **Zweite,** verbesserte und vermehrte Auflage. M. 6.50. Gebunden M. 8.50.

Subskriptions-Ausgabe

in 32 Lieferungen à M. 1.—.

Bis zum 30. Mai wird die Subskriptions-Ausgabe vollendet vorliegen. Mit Ausgabe der 32. Lieferung wird die Subskription geschlossen.

Wichtige Ergänzung zu Band I: **Synopse** der drei ersten Evangelien von **A. Huck.** M. 2.80. Geb. M. 3.80.

Für die Konfirmationszeit

werden als schöne und sinnige Gaben für die Einsegnung empfohlen:

„Kommet zu mir"

von **Heinrich Hofmann.** (Neuntes Tausend)

Eine Festgabe für christliche Familien

15 Zeichnungen aus dem Leben Jesu. In hocheleganter Mappe M. 25.—

Kunstblätter in Heliogravüre (Kupferätzung):

Segnender Christus

Jesus und die Samariterin

Flucht nach Egypten

aus „Kommet zu mir", Bildgröße 44,5:71,5 bezw. 55:73 cm
Blattgröße 80:110 cm

Friede sei mit euch!

Christus den Kelch segnend

von Hofmaler Professor **A. Noack**

Bildgröße 42:74 cm, Blattgröße 80:110 cm

Preis M. 15.— pro Bild

Jedes der vier Bilder bietet einen prächtigen Wandschmuck für das christliche Haus.

→ Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen ←

Breslau **C. T. Wiskott**
Verlags- und Kunst-Anstalt

Zahn, Prof. Dr. Th., Erlangen, **Das apostolische Symbolum**
E. Skizze s. Geschichte u. e. Prüfung s. Inhalts. 7 Bgn. gr. 8°. Mk. 1.35.
A. Deichertsche Verlagsb. Nachf. (G. Böhme), Leipzig.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:
In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	40
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Mariners**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft. Versand von 200 St. an portofrei.

Hochachtungsvoll

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 14 **Leipzig, den 30. März** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? — Jesus Christus der einzige Gottesbeweis: 4. Der einzige Gottesbeweis — Ein Jünger Jesu (Sören Kierkegaard) — Philosophische Zeitstimmen über Christentum und Kirche: 1. Eduard von Hartmann – Helianthus. Tagebuchblätter und Aufsätze: 5. Die Pietistenbank — Miß Marsdens Reise zu den Aussätzigen Sibiriens: 1 — Verschiedenes: Zur Bekenntnisfrage; Die Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses; Spener in Frankfurt; Bachs Matthäuspassion in Berlin — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen

Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?

Luk. 24, 5.

Es gab eine Zeit, in der die Christen den Todestag eines der Ihren als seinen Geburtstag feierten. Und noch immer geht etwas davon durch unsre Seele, wenn wir einem unsrer Abgeschiednen nach vollbrachtem Kampf, ob auch unter Thränen, die Augen zudrücken mit Dank gegen Gott. Das macht, daß wir durch Christum wissen: Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Wo Er hindurchgegangen ist, da muß die Sonne scheinen, auch mitten in der Nacht. Denn Jesu Sterbetag ist sein Siegestag, sein Ende seine Verklärung, sein Ausgang aus Not und Schmach der Eingang zur Herrlichkeit. Nun liegt die Anfechtung auf ewig unter seinen Füßen; nun treten die Engel zu ihm und dienen ihm. Und durch aller Himmel Himmel jauchzt es und schallts: Das Reich ist unsers Gottes und seines Christ!

Dennoch ist uns der stille Freitag kein Jubeltag. Auch die evangelische Christenheit, die sich von einem auf ewig erhöhten Herrn erleuchtet und geleitet weiß, mag am Karfreitag nichts andres singen, als das „O Haupt voll Blut und Wunden, gegrüßet seist du mir!“ Die in plötzlichen Zuckungen sich regende Kreatur, die öde Finsternis, die zerspringenden Felsen um Golgatha her, die erschütterte Schar der ersten Zeugen, sie sind uns das treue Abbild dessen, was unser innerstes Leben durchbebt, so oft dieser Tag uns wiederkehrt. Es ist der Anblick des Getöteten, was wir suchen, und wie fromme Kinder, in Scheu und Verlangen, treten seine Jünger und Jüngerinnen vor des Heilands Leichnam hin: Mein Jesu, gute Nacht!

Wir Christen sind noch immerdar im Werden. Zu jedem Halleluja und Gloria erringen wir zuvor erst Kraft und Recht. Darum müssen wir immer wieder vor dem Mann der Schmerzen stillestehn, und das Panier des Evangeliums, das Sinnbild unsers freudereichen Glaubens ist immer noch das Kreuz. Wohl war das Osterfest das erste in der Christenheit, aber es war das Fest des Todes und des Lebens zugleich. Es galt und gilt ein immer neues heilsames Erschrecken vor der furchtbaren Macht des Bösen, und noch viel mehr ein stets erneutes Ueberwundenwerden von der Liebesgewalt dessen, der diese Macht der Finsternis durch seinen Tod zerbrochen hat, damit wir um seinetwillen und an ihn all unser Leben verlieren möchten.

Keine Bosheit und Verworfenheit unsers Geschlechts, wie unheimlich sie in den tiefen Schatten der Gegenwart zu Tage treten mag, keine Selbsterforschung peinlicher Art, wie wir sie in ernsten Stunden dem zerstreuten Sinn entringen, verhilft uns zur Erkenntnis dessen, was uns frommt. Kein Triumph der Sünde, wie groß er sei, reicht von fern heran an die Geschichte des Karfreitags; kein Opfer menschlicher Greuelthat läßt sich vergleichen dem Lamm, das erwürget ward. Gleichwohl schauen wir nicht auf das, was Menschen ihm angethan haben, wir halten inne vor der großen Gottesthat, die durch die Hingabe des einzig Geliebten in Schimpf und Qual uns eine Erbarmung gewährt hat, die unser Denken übersteigt.

Wir verzichten auf alles Begreifen, Zerlegen oder Nachrechnen des wunderbaren Rats. Wir empfinden in dem Tode des Herrn mit vielen, vielen, die sonst fern stehen, eine Gottessprache an unser Herz, die uns zwingt, uns aufs neue zu entscheiden — wider die Sünde und für den Einen, der mit ihr gerungen hat uns zu gut, so lange ein Odem in ihm war, und der sie auch bezwungen hat mitten im Unterliegen durch Gehorsam und Treue. Dabei wird es jedem von uns offenbar, wie jene Gottfeindschaft noch stets Gewalt übt in unserm Leben. Wir schlagen an unsre Brust und bekennen, daß unser keiner wert ist dieser unbegreiflichen Gnade, die der Menschen Uebelthat in lauter göttlichen Segen hat verwandeln wollen, und die noch immer allen Fluch der Sünde umsetzen kann in ewigen Gewinn.

Wo anders sollten wir denn diese Botschaft hören wollen, wo anders ihr trauen können, als da, wo die erblaßten Lippen des Herrn und seine ausgebreiteten verwelkten Arme mit der Allmacht göttlicher Rede verkündigen: „Wenn ich erhöhet bin von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen!“ Daraus entspringt uns eine tiefe, heilige, ewig neue Traurigkeit. Es sollen alle, die je und je auf dieser Welt der Sünde in das Leben treten, über ihren Häuptern das Zeichen seines Todes finden, das die Schrecken eigner Pein und Sterblichkeit so unwichtig und jedes Spiel mit der lockenden Lust zu fluchwürdigem Frevel macht. Doch sollen auch alle, die darnach verlangen, des inne werden, daß unter Christi Kreuz etwas in uns zu Boden fällt, vergeht und stirbt, und daß zugleich ein Neues sich regt, die Flügel hebt und empor sich schwingt, erweckt durch seinen Tod. Und wer davon je etwas erfuhr, dem ist die eigentümliche Luft unsrer Karfreitagsfeier nicht drückend oder beengend; sie ist ihm Lebensluft und Frühlingswehen. Der so Großes an uns gethan, wie könnte er uns versinken lassen in der Nacht der Sünde und des Todes! Wie sollte er es uns versagen, als Christi Glieder einst frei von allen Ketten und rein wie er in seinem Reich zu wohnen!

Solche Erfahrung von der erneuenden, reinigenden Lebensmacht des Gekreuzigten ist aber der zuverlässige Weg zur Ostergewißheit. Führt der stille Freitag ihrer viele in die Mitte der Gemeinde, die schon am dritten Tage befremdet draußen bleiben, so zeigt sich darin, daß jene den wahren Gewinn des Kreuzes Christi nicht kennen, wie er sich denn nicht als ein Raub hinnehmen läßt. Sie haben den Lebendigen bei den Toten gesucht und gelassen. Sie folgten einem nur halbverstandnen Drange; denn sie wissen nicht, wessen Macht und Sieg auch an ihnen zu Zeiten noch kund wird. Es war eine letzte Ehre, dem großen Toten erwiesen, der doch nicht nur mehr begehrt, sondern auch unendlich viel Größeres geben will, als Ahnungen oder Rührungen, als Augenblicke heiliger Erhebung oder Versenkung. Karfreitag ohne Ostern, das wäre kein Evangelium. Es wäre ein Blatt mehr in dem großen Sterberegister der Welt, das denkwürdigste, aber auch das rätselvollste, das Todesurteil über die Menschheit, die Ohnmachtserklärung der Weisheit und Wahrheit Gottes.

Wohl muß gerade hier in eigner Art die Herrlichkeit des Christenglaubens offenbar werden. Wie jedes rechte Kleinod mag er nicht anders als in heißem Bemühen und stets erneutem Kampf erworben und behauptet werden. Aber Mühe und Kampf können nicht vergeblich sein, das hat das Kreuz des Herrn auf ewig dargethan. Und ein durch ihn zum wahren Leben erwachtes Herz, es wird nicht lange zweifeln an der Lebenskraft seines Schöpfers. Jenes Verheißungswort Jesu: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben" verwandelt sich ihm in das frohe Bekenntnis: Wir leben, wie solltest du nicht leben, der uns vom Tode geholfen hat!

Das ist der rechte Weg zur Osterfreude, der einzige. Sind wir nicht selbst in irgend einem Maße mit ihm gestorben und wieder erwacht und lebendig geworden, so ist die Kunde von seinem Sieg uns gar nichts nütze, uns in ihrem wesentlichen Sinne schlechthin verborgen. Giebt es Ostergläubige, die auf andrer Bahn, und wäre es durch ein anstandloses Hinnehmen biblischer Zeugnisse, zur Gewißheit gelangt zu sein meinen, so ist ihr Glaube über seine Herkunft nicht klar, oder er ist nicht Leben und Kraft. Giebt es aber Osterzweifler, denen kein Bericht aus Menschenmund, und käme er von den Lippen der Apostel, genügenden Grund zu freudigem Bekenntnis schafft, so soll man sie nicht aufhalten mit irreführenden Forderungen. Unser Herr verlangt von keinem seiner Jünger, daß er auf die Erfahrung eines andern sein Vertrauen und Heil begründe. Er will noch jedem Thomas nahe treten als der Lebendige in den Lebendigen und als die Stärke der Schwachen.

Führen auch wir die Verzagten und Ungewissen nicht alsbald vor die offne Gruft, sondern zuvor und immer wieder unter das Kreuz und in dies gotteinige Leben hinein, das sich am Kreuze vollendet. Laßt sie allda ihr Leben befragen, ob es nicht den Ursprung seiner besten Habe und seines tiefsten Verlangens spürt. Gebt ihnen Zeit zu überlegen, ob nicht auch über sie der gekreuzigte Christus eine Segensherrschaft übt, die darum nicht minder groß und unentbehrlich ist, weil wir ihrer gerade so oft gedankenlos genießen, wie der Luft, die unsre Brust einatmet, oder des Lichts, das unser Auge trinkt. Verlangt kein Ja und Amen für euer Bekenntnis, ehe seine Liebesthat und Lebensfülle den Herzen fühlbar und wirklich geworden ist. Gewährt vor allem durch euer eigenes Leben den überzeugenden Beweis, daß er in uns sein Wesen treibt, daß das Alte in uns vergangen und alles neu geworden ist

So nur kommt ihnen wie uns durch Gottes Gnade die selbige Zuversicht, die jenen Erstlingen den Mund geöffnet hat, einer hoffnungslosen und verblendeten Welt zu verkündigen: „Gott hat den Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht!" In diesem Glauben, der die Welt überwindet, lobsingen und flehen wir, auch über den Grüften der Unsrigen, soll man danksagen und bitten, auch über unserm Grab:

Ehre sei dir, Christe,
Der du littest Not,
An dem Stamm des Kreuzes
Für uns den bittern Tod,
Und herrschest mit dem Vater dort in Ewigkeit,
Hilf uns armen Sündern zu der Seligkeit. Kyrieleis.

Sm

Jesus Christus der einzige Gottesbeweis

4. Der einzige Gottesbeweis

Daß wir hier in einem besondern Sinne von einem „Beweise" für das Dasein Gottes reden, haben die vorausgehenden Erörterungen gezeigt. Wir haben im Namen des evangelischen Glaubensbegriffes und im Namen des christlichen Gottesbegriffes gefordert, daß es keine Gottesbeweise im gemeinen Sinne geben darf. Angenommen, es fände sich, daß Gott in diesem gemeinen Sinne für jeden verständigen Menschen beweisbar wäre, so würde das für den evangelischen Christen eine solche Probe seiner Frömmigkeit bedeuten, wie kaum eine andre Anfechtung. Aber daß dieser Fall eintritt, steht nicht zu befürchten.

Gleichwohl giebt es einen Gottesbeweis. Aber nur für den Menschen, der weiß, was gut und böse ist. Für den

Menschen, der ein Gewissen hat. Für den Menschen, der Ideale hat. Für den Menschen, der wirklich von Herzen nach Gott fragt. Dagegen für den Menschen, der vielmehr im Grunde des Herzens dem Gottesgedanken feind ist, giebt es keinen Gottesbeweis, er mag so klug und gescheut sein, wie er will.

Und zwar giebt es nur einen solchen Gottesbeweis. Wir leugnen ja nicht, daß man auf unüberseh baren Wegen zu Gott kommen kann. Der Geist wehet, wo er will. Gewiß hat Christus gesagt: Ich bin der Weg. Aber er hat damit nicht die Monotonie der göttlichen Führungen proklamirt. Innerhalb der christlichen Kulturwelt wird er immer irgendwie dazwischen sein, wenn ein Mensch zum Glauben an Gott kommt. Aber vielleicht wird er nicht im Vollglanze seiner unmittelbaren persönlichen Erscheinung, sondern durch Menschen, Worte, Erlebnisse, in denen er irgendwie Gestalt gewonnen hat, in denen Geist von seinem Geiste wirkt, diesen so, jenen anders zu Gott führen. Immer wird der Gott, den jemand hat, wenn es der wahre Gott ist, wenn es sich lohnt, ihn anzubeten, der Vater dieses Jesus Christus sein, und worauf seine Erkenntnis schließlich zurückgeht, der einst über diese Erde gegangene Mensch Jesus Christus.

Nicht immer wird es notwendig sein, daß man sich auf den letzten festen Grund seiner Gotteserkenntnis besinnt. Vielleicht sind die Menschen glücklich zu preisen, die im heitern Besitz ihres Gottesglaubens nicht daran denken, sich über die Gewähr seiner Herkunft Rechenschaft zu geben. Und doch beneiden wir sie nicht. Der moderne Mensch will wissen, warum er an Gott glaubt, und er soll es wissen. Er soll es wissen, damit er in eignen Zweifelsstunden weiß, woran er sich zu halten hat, und damit er andern in ihrer Anfechtung mit vollgiltigem Zeugnis zu Hilfe kommen kann. Dem frivolen Gottesleugner antworten zu können, dafür liegt kein sittliches Bedürfnis vor: hat jemand das Zeug, ihm „das Maul zu stopfen," so soll ers thun — einen „Gottesbeweis" haben wir für ihn nicht.

Alle unsre Ausführungen rechnen in erster Linie bei den Christen auf Zustimmung. Für sie muß es doch von Gewicht sein, daß Christus selbst sich ausschließlich die Kraft zugeschrieben hat, uns zum Vater zu führen. Nicht nur sein Apostel bezeugt uns: Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündigt (Joh. 1, 18). Christus spricht: Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren (Matth. 11, 27). Wer mich siehet, der siehet den, der mich gesandt hat (Joh. 12, 45). Und auf die Bitte des Philippus: Herr, zeige uns den Vater, so genüget uns! weist er diesen nicht ohne Vorwurf zurecht: So lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht? Wer mich siehet, der siehet den Vater. Wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater!! (Joh. 14, 6—11.) Als der andre Judas ihn fragt: Herr, was ists, daß du uns willst dich offenbaren, und nicht der Welt? antwortet Jesus: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. (Joh. 14, 22 f.)

Deutlicher kann Jesus Christus nicht sagen, daß es keine andre Möglichkeit giebt, Gott zu finden, seines Gottes wirklich gewiß zu werden, als durch seine, Jesu Christi, Vermittlung. Dieser Anspruch Jesu ist natürlich für einen Nichtchristen ganz unmaßgeblich; auch der Christ hat das Recht, unter Umständen die Pflicht, ihn zu prüfen. Daß aber Jahrhunderte lang eine Theologie möglich gewesen ist, die das Dasein „Gottes" als ein Stück natürlicher Erkenntnis behauptet hat, für den Unbekehrten, Unwiedergebornen, Ungläubigen so gut zu haben wie für den Bekehrten, Wiedergebornen, Gläubigen — das mag geschichtlich sich begreifen lassen, es muß einem aber die Klassizität jener Theologie höchst verdächtig machen, und heutzutage ist dergleichen nicht mehr erlaubt. Heute sollten alle christlichen Theologenschulen darin einig sein, daß Christus die Offenbarung Gottes schlechthin ist, daß wir allein in ihm Gewißheit haben von dem Unsichtbaren, der unser aller Vater ist. „Willst du

wissen, wie du mit Gott dranseist, und wie er gegen dich gesinnt sei oder über dich denkt, in Summa wie du zu ihm kommen mögest — denn solches wissen heißt eigentlich den Vater kennen —: so frage nur nicht dein Herz, Vernunft und Gedanken, auch keinen Mosen oder andern Lehrer darum, sondern allein Christum." „Ich weiß von keinem andern Gott im Himmel und auf Erden, denn diesem, der also gegen mir redet und geberdet, wie ich in Christo sehe und höre." So Luther, von dem leicht ein Dutzend solcher Worte beizubringen wäre, und der in dieser Sache uns ein guter Führer ist.

Und nun ein Blick nur auf die Erscheinung, die uns das leisten soll, was keine Erfahrung sonst, keine verständige Erwägung, keine wissenschaftliche Forschung leisten kann: uns Gewißheit geben von Gott.

Was offenbart uns Christus von diesem sonst verborgnen Gott? Nicht seine Majestät und Herrlichkeit, nicht seine „Natur," auch nicht sein blasses, bloßes „Dasein," sondern sein Sosein, sein Fürunssein, seinen Charakter, seine Gesinnung, seine Liebe, Gnade und Heiligkeit. Und wie überführt er uns davon? Indem er uns unter die Wirkung dieses Gottes und seines Wesens stellt. Nicht also vornehmlich durch seine Lehre verkündigt er uns den Vater: diese ist dem erläuternden Kommentar zu dem eigentlichen Text vergleichbar. Auch nicht durch sein Vorbild: denn so gewiß der Meister für die Jünger als solches in Betracht kommt, so kenne ich keinen Begriff von Christus, der dem Verständnis seiner Person und seines Werks hinderlicher wäre als dieser, wenn er irgend zum beherrschenden wird: Christus, das Vorbild, würde mich nur als ein ewiger Vorwurf unerträglich belasten, wenn er mir nicht zuvor etwas ganz andres wäre. Nein, durch das Gnadengeschenk seiner ganzen Erscheinung ist er der große Bürge und Offenbarer des Daseins Gottes. Er bildet Gott, d. i. seine Gesinnung, sein Herz, uns ab durch die Liebe und Heiligkeit, Wahrheit und Freiheit, die ihm eignet, durch den Dienst für uns, der sein Leben ausmacht, kurz durch seine ganze Persönlichkeit. Die ist etwas Neues, sonst nicht Dagewesenes in der Geschichte des Menschengeschlechts, und sie ist es darum, weil hier Gott so wie sonst nirgends in diese Geschichte eingreift, eintritt: Christi Werk — Gottes Werk, Christi Wohlthat — Gottes Wohlthat, Christi Liebe — Gottes Liebe. „In ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig." „Ich und der Vater sind eins."

Hier mag man tausendmal sagen: aber es gehört eine bestimmte Ansicht von Christus, eine bestimmte Lehre, ein bestimmtes Dogma, eine bestimmte Christologie dazu, damit diese Erscheinung Christi uns den Dienst leiste: wir antworten tausendmal Nein! Allein Jesus Christus selbst gehört dazu, daß man durch ihn Gott haben kann. Oder man mag uns von der andern Seite sagen: diesen Jesus Christus kennt ja niemand! Sein Bild zerfließt unter den Händen, wenn man es historisch-kritisch anfaßt! — Es ist mit diesem Bilde wie mit manchem alten Bilde: wers mit der Lupe betrachtet, sieht nichts als Schäden und Uebermalung; wer aber mit kunstgeübtem, empfänglichem Auge hinschaut, dem leuchtet seine Schönheit schon von ferne entgegen, und je vertrauter er damit wird, im lebenslänglichen Anschauen, geht dem Kenner und Liebhaber die Echtheit und Größe des Bildes immer siegreicher auf. Mit dem Christusbilde in den Evangelien wird es immer so gehn: der glaubenslose Historiker wird niemals etwas damit anzufangen wissen, mag er in Fragen der Quellenkritik u. s. w. noch so konservativ stehn. Der Christ wird immer mächtiger zu diesem Christus hingezogen werden, Christus wird vor seinen Augen immer mehr Leben und Gestalt gewinnen, auch wenn er in Fragen der historischen Kritik recht radikal steht.

Und freilich kann dieser Christus uns das nicht sein, auch nicht der Gottesbeweis sein, den wir brauchen, wenn wir seine geschichtliche Erscheinung ablösen wollten von seiner Wirkung, von seinem Fortleben nach seinem Tode. Wie ungeschichtlich, wie unverständig, wie unpraktisch wäre das! Und hier gilt doch nun Folgendes.

An diesem Jesus machte die Welt eine neue Erfahrung. Nämlich daß sie seiner in keiner Weise Herr werden konnte. Sonst hat sie alle die erdgebornen Menschenkinder hereingezogen in den Fluch der Sünde und des Todes. Sie versuchten auch ihn, aber er blieb ohne Sünde; sie verfolgten ihn, er verleugnete nicht; sie töteten und begruben ihn, er stand wieder auf von den Toten. Die Ordnung der Dinge ist umgekehrt, seit dieser Christus versucht und verfolgt und gekreuzigt worden ist: es giebt einen Sieg im Unterliegen, es giebt ein Leben, ob einer gleich stürbe, es giebt eine ewige, unverwüstliche Herrschaft des Guten, es giebt einen Gott!

„Die Welt" erlebte das, all ihre Weisheit wurde an ihm zu Schanden; aber sie blieb „Welt": sie kennet bis heute Gott nicht (1. Joh. 3, 1). Etliche aber erlebten es mit ihrem Herzen und Gewissen, und ihnen ging daran mitten in dieser sündigen und vergänglichen Welt eine neue Welt auf, eine Welt des Lebens und der Wahrheit, darin Gott König ist. Nun gehn von diesem Reiche Gottes Kräfte, Gedanken, Persönlichkeiten aus und durchdringen die gottfremde Welt draußen. Und viele möchten solche Kräfte, Gedanken und Persönlichkeiten wohl haben und festhalten, auch den Gott, der über dem allen schwebt, aber ohne Christus. Kurzsichtiges Bemühn! Ohne Christus, in dem das Gute Person geworden, kein Sieg des Guten auf Erden; ohne den Sohn Gottes und den Geist, der von ihm ausgeht, kein Vater droben, der Himmel und Erde geschaffen hat uns, seinen Kindern, zu lieb, der das noch Größere kann, aus Sündern Heilige machen!

Wer eine Ahnung hat von diesem Gott und seinem Werk, weiß, wo allein er eine Gewähr dafür findet, daß das kein schöner Traum ist, sondern Wirklichkeit. Und will ein andrer zur gleichen Gewißheit durchdringen, wir können ihn nirgends anders hinführen als unter das Kreuz Christi. Kann er auch dort den Unsichtbaren nicht spüren, so ist ihm nicht zu helfen.

R

Ein Jünger Jesu

(Sören Kierkegaard)

Unter Leiden prägt der Meister
In die Seelen, in die Geister
Sein allgeltend Bildnis ein.

Aus einander geht das Bekenntnis zu dem Herrn Jesus Christus, verschieden ist das Verständnis in der Christenheit — darin aber ist wesentliche Einmütigkeit, daß er die Liebe zu Gott und den Menschen in die Welt gebracht hat, weil sie in ihm verkörpert ist.

Doch seine Zeitgenossen sahen das nicht. Voll Hoffnung und Erwartung schauten sie auf ihn; gelauscht auf seine Worte, gepriesen seine Thaten haben viele — ihn geliebt nur wenige: die unter seinem Kreuze standen, die zu seinem Grabe gingen. Auch in dem kleinen Kreise der Getreuen ist jener Unterschied zu merken, den Alexander der Große einst machte, da er von dem einen sagte: „er liebt den Alexander," aber von dem andern: „er liebt den König." Die große Menge hatte ihre eignen Erwartungen geliebt; darum machte sie gemeinsame Sache mit seinen Feinden, als sie ihre Erwartungen in ihm getäuscht sah. Auch nicht das Wort: „Sehet, welch ein Mensch!" machte Eindruck. Aber daraus folgt ja, seine Liebe war nicht handgreiflich, nicht so, daß sie jedermann in augenblicklichem Verständnis deutlich wurde; denn sie war nicht das, was man gewöhnlich Liebe nennt: Nachgiebigkeit und Willfährigkeit. Sie war dafür zu wahr und zielbewußt, allmächtig darin gebunden; darum blieb sie unverstanden und war doch unendlich groß. Erst in besondrer Erleuchtung des Sinnes wurde begriffen, welch eine Gnade und Liebe in dem allem war; da kam die Begeisterung für ihn, die Liebe zu ihm, der zuerst geliebt hat bis zum Tode. So haben ihn dann seine Jünger verstehen gelehrt.

Darin hat Sören Kierkegaard eigentümliche Aehnlichkeit mit seinem Herrn. Auf seinen Geist, auf seine Genialität wurden seine Zeitgenossen wohl aufmerksam, allenfalls wohl auch auf seine Pietät gegen einzelne Personen; aber sonst war er den einen der scharfe, stachlige Dialektiker und Kritiker, zuletzt der rücksichtslose und schonungslose Agitator, den andern der Mann, der rückhaltslos die Wahrheit sagte und deshalb im Stillen ihren Beifall hatte.

Unter den Zeitgenossen sind es zwei Professoren der Philosophie, die seiner großen Menschenliebe Zeugnis gaben. In dem letzten Streit für die Ideale des Christentums, da Kierkegaard bis zum äußersten ging und eine Flut Druckerschwärze mit Scheltworten und Beschuldigungen sich über ihn ergoß, als den Menschen ohne Pietät, ohne Ernst, ohne Sittlichkeit, da erklärte Professor Rasmus Nielsen:

Ich habe den Eindruck, daß Kierkegaard bei all seiner Reflexion ein Gemütsmensch ist. Wenn ich ihn las, wenn er mit mir redete, (selbst wenn er mich drillte), hatte ich ein Gefühl davon, daß in dem schmächtigen Manne mit dem tadligen Wort doch gleichwohl ein weicher und kindlicher Sinn war.

Unter den damaligen Verhältnissen war das nicht wenig gesagt. Stärker äußerte sich nach Kierkegaards Tode Nielsens philosophischer Gegner Hans Brøchner. Er bezeugt ihm, daß er in dem gewaltsamen Kampfe, der seine letzten Kräfte aufzehrte, in erstaunlicher Weise die Klarheit des Gedankens und die Ruhe des Sinnes bewahrte, aber auch die liebevolle Teilnahme für andre, selbst für die kleinsten Dinge des Lebens, und die Milde und die Freundlichkeit, gleichwie den Frieden den er auch nicht verlor unter den herben Schmerzen seines Sterbelagers.

Diesen beiden hat sich in neuster Zeit Professor Harald Höffding angeschlossen. Er redet nicht mehr aus persönlicher Erfahrung — bei Kierkegaards Tode war er erst zwölf Jahre alt —, er kennt ihn aus seinen Schriften und Tagebüchern, die Dr. Gottsched sehr umfichtig herausgegeben hat. Während er ihn als Philosophen behandelt, sagt er, daß man ihn nicht versteht, wenn man nicht einen möglichst nachdrücklichen Eindruck von seinem milden und liebreichen Sinn bekommt, der in den Büchern nicht mit solcher Innerlichkeit hervortrete, wie bei den Auseinandersetzungen mit sich selbst in der Einsamkeit.

Kierkegaards Liebe bestand nicht in Worten und nicht in dem leichten Schluß: ich will ihnen zum Besten helfen, also liebe ich sie; nein, sie war eine Macht in seinem Herzen, der er die Durchführung seines Werkes im Dienste Gottes abringen mußte in jahrelangen Kämpfen.

Es ist etwas Bezeichnendes darin: diese drei Zeugen stehen kühl zu seiner Sache. Der Klarheit und Konsequenz seines Denkens, der Genialität seiner Auffassung geben sie prinzipiell recht als Denker; sie erkennen an, daß nur in seiner Darstellung das Christentum eine wirkliche Eigentümlichkeit hat und Ehrerbietung einflößt — aber auch persönliche Anforderungen stellt, auf die sie nicht einzugehen wünschen. Diese philosophische Ruhe der Sache gegenüber hat ihren Blick für seine Persönlichkeit frei gemacht.

Höffdings Bemerkung ist sehr richtig. Erst in den Tagebüchern sieht man die Größe seiner Liebe daran, wie schwer sie ihm den Kampf für die Ideale machte. Seine Wahrhaftigkeit machte es ihm auch nicht leicht. Mit ungewöhnlicher Redlichkeit unterscheidet er, was er mit Ursprünglichkeit verstanden hat und mit Durchsichtigkeit als Existenzweise darstellen kann von dem, was er persönlich sich angeeignet hat und lebt. Gewiß hat Höffding recht, wenn er meint, Kierkegaard habe kaum jemals seinesgleichen gehabt in solcher Kritik innerhalb der subjektiven Welt, die seine Welt war. Als er 1848 sagen kann:

Nun, in meinem vierunddreißigsten Jahre, habe ich vielleicht so viel Abgeschiedenheit von der Welt gelernt, um mein ganzes Leben und meine ganze Seligkeit in dem Glauben an die Vergebung der Sünden zu finden —

wird seine Sorge, daß er sich nicht als außerordentlichen Christen hinstelle, sich nicht als Wahrheitszeugen geberde, während er kaum sich einen einfachen Christen nennen könne.

Aber viel größere Unruhe macht ihm die Sorge, daß die strengere Verkündigung des Christentums so vielen ihr Glück, ihren Frieden störe. Denen, die in der Religion Trost und Beruhigung suchen bei ihrem mühevollen Leben, soll er den Preis in die Höhe schrauben, von Absterben und Leiden sagen?

Ich, von Kindheit auf unglücklich, mit unsäglichen Leiden, und dann ein Bönhaser, ich finde es ganz in der Ordnung mit dem Christentum. Aber nun andern es verkünden! — Mich freut ihr glückliches Leben, ich wollte so gern sie darin unterstützen — o, ich habe auch einmal gewünscht, so glücklich zu sein! Das wurde mir versagt und das Christentum angewiesen. Aber nun, wenn ich soll das Christentum in Wahrheit verkünden, so soll ich also dieses ganz glückliche Dasein verstören, das stattfinden kann, wenn man nicht in Berührung mit Geist kommt. Und ich, wenn ich sehe die Fröhlichkeit der jungen Mädchen, das Glück der Verlobten, den Frieden des Familienlebens — ich sollte das stören durch Verkündigung des Christentums? Ich, der Unglückliche, brauchte das Christentum, meine Freude welkte längst, nur Dornen blühen mir — ich lernte das Christentum brauchen. Aber ich habe nicht die Kraft, andre unglücklich zu machen, um sie zum Christentum zu führen.

Er findet eine Lösung; was gesagt werden muß, was gehört werden soll, läßt sich doch milde wenden:

Nun verstehe ich, die Nachfolge soll nicht angebracht werden, um Gericht zu halten, sondern um Demut zu lehren und Drang zur Gnade; auch um den Zweifel anzuhalten.

Dann ist es Beruhigung und Seligkeit — und dann ist es nicht unmöglich, daß die Menschen durch alle diese Liebe so gerührt werden und sich so selig fühlen, daß ihnen das Absterben eine Freude der Liebe wird.

Diese Wendung gab er der „Einübung im Christentum." Er versteht diese unendliche Liebe, sie macht ihn so froh, so reich, so unendlich reich, und doch wiederholt sich immer wieder die Klage (bis in die Tagebücher von 1853), daß Gott lieben Leiden ist, daß des Christentums Ernst die Menschen unglücklich mache.

Als ich das alles zum erstenmale las, hat es mich sehr befremdet. Denn es ist ja offenbar: so sieht sich das alles nur an vom Gesichtspunkt irdischer Daseinsfreude und in dem Grade, wie man Glück im Leben hat. Und die Daseinsfreude ist ja gar nicht so groß. Die Freude an all diesen Gütern altert; daß sie nicht volles Genügen geben, wird bald empfunden. Nun wohl, es ist begreiflich, ihm erschien der ruhige Lebensgenuß in der Gemeinschaft viel beglückender, als er in Wirklichkeit ist, weil er ihn nie kennen lernte. Wie kommt er aber dazu, von diesem Gesichtspunkt aus zu urteilen — er, der schwermütig war von Jugend auf und das Ungenügende der Zeitlichkeit durchschaute, wie immer der Geist thut? Darauf giebt es nur eine Antwort: Welche tiefe Sympathie ist das, die sich so hineindenkt, so mit den andern fühlt, so darum bangt, daß ihnen ihr Glück gestört werden möchte. Welche Sympathie, die sich so hineindenkt, daß sie zeitweilig das Ihre vergißt über dem, was der andern ist! Er macht sich möglichst ungleichartig, um die andern zu entschuldigen und frei zu machen.

Am meisten befremdlich war mir, daß dieser Menschenkenner einen so tiefen, verstörenden Eindruck erwartete, wenn die Menschen zu wissen bekämen, daß ihr Christentum gar kein Christentum ist. Er erwartete, daß die einen aufs tiefste geängstigt und die andern aufs äußerste gegen ihn erbittert würden — bis er dann sah, zu welch starken Tönen er greifen mußte, um doch etwas tiefern Eindruck zu machen. Der die Menschen durchschaute bis ins Verborgne, wie konnte er sich so täuschen? Aber wenn man genauer zusieht, dann ist gar nicht zu übersehen: es ist eben die Liebe, die alles glaubt und alles hofft, nämlich alles Gute; die Herz und Gemüt zutraut und Energie des Empfindens. Diese Liebe ist doch ergreifend, und wie wahr ist, was Kierkegaard zu 1. Kor. 13 ausführt: sie wird niemals zu schanden, auch wenn sie zu viel zutraute — sie behält ihre Ehre!

Wie ist das doch in Aehnlichkeit mit dem Herrn Jesus Christus! Er kannte die Menschen wahrlich, und doch traute er ihnen die Selbsterkenntnis zu, daß sie die stärksten Versicherungen brauchen, um zu Gott Vertrauen zu haben, um zu glauben: Gott sorgt für euch; auch das Geringste, das euch widerfährt, ist euerm Gott nicht verborgen! — ach, während doch die große Menge der Juden wie heute der Christen darin beruhigt war, daß der Ewige ihr Gott sei, auf den sie ohne weitres rechnen könnten. Wie traut er ihnen zu, daß sie Ewigkeitssinn haben und erfaßt werden von der Verkündigung, daß sie sollen selig werden, auch verstehen das Uebergewicht der Seligkeit über alles andre! Und wie ist es ihm so wehmütig und schmerzlich, wenn er dann sich umgeben sieht von Neugierde, irdischem Sinn und Mißverstand.

Die Liebe zu den Menschen war in Wahrheit eine große Macht in Kierkegaards Leben. Das Wort von seinem Sterbebette: „Grüße alle Menschen, ich habe so viel von ihnen allen gehalten!" — zeigt zurück auf sein ganzes Leben, da hat es seine Bestätigung, und in diesem Wort krönt sich sein Leben,

da er dieser Liebe treu blieb trotz allen Erfahrungen. Die Größe der Liebe erweist sich doch immer an der Größe des Leides, das sie verursachen kann. Was hat ihm die Liebe zu den Menschen für Leid angethan — weil er die Menschen liebte, that ihm so weh, was sie ihm anthaten —, und wie hat sie ihm den Dienst der Wahrheit so schwer gemacht! Davon gewann er jenes eigne Verständnis von dem innerlichen Leiden des Herrn.

Eins überwog allerdings noch die Liebe zu den Menschen, das war die Liebe zu Gott und seinem Herrn. Es paßt buchstäblich auf ihn, was er in der Rede: „Er ist geglaubt in der Welt" sagte:

Ich kann wahrlich Antwort geben auf die Frage, wem ich am meisten schulde, ohne Vergleich am meisten. Ihm nämlich, an den ich geglaubt habe, der auch für mich sein Leben eingesetzt hat; sein Leben eingesetzt hat, nicht wie es ein Mensch für den andern thun kann, um das Leben des andern zu bewahren, nein, um mir das Leben zu *geben*. Denn ohne Ihn ist es gleichgiltig, ob ich lebe oder sterbe, ist es eine leere Redensart, daß einer mein Leben gerettet habe, wenn dieses Leben, das er mir rettete, doch ein Sterben ist. Aber Er ist das Leben, Ihm schulde ich, ewig verstanden, das Leben, Ihm, an den ich glaube... Ich nehme gläubig auf mich den Schmerz des Leidens und die Bürde der Verantwortung; ich trage geduldig jedes verdammende Urteil über mich, selbst das der Geliebten, bis sie einmal in der Ewigkeit mich verstehen werden, dafür wird er sorgen! Wenn Er, an den ich glaube, es von mir fordert, ich lasse alle diese Liebe fahren — aus Liebe zu Ihm, an den ich glaube.

Und in dem letzten Lebensjahre:

Ja, o Gott, wenn Du nicht die Allmacht wärest, die allmächtig zwingen kann, und wenn Du nicht die Liebe wärest, die unwiderstehlich ergreifen kann — auf keine andre Weise, um keinen andern Preis könnte mir einfallen, dies Leben zu wählen. — — — Doch Deine Liebe, o Gott, bewegt, der Gedanke, Dich lieben zu dürfen, begeistert dazu, froh und dankbar das sein zu wollen, was daraus folgt, daß man von Dir geliebt ist und Dich liebt: ein Opfer, geopfert von einem Geschlecht, dem die Ideale ein Narrenstreich sind.

Ja gewiß, er kann zürnen; das kann nur die Gleichgiltigkeit nicht, wohl aber die Liebe.

Und woher hat er die Liebe zu Gott und den Menschen? So mancher weiß die Liebe anzupreisen als das Beste in der Welt und zeigt doch nicht, wie man sie gewinnt. Denn es ist wohl leicht, im Abstande die Menschen mit Liebe zu umfassen, aber schwer ist es, auf die Dauer Liebe zu üben im Nahesein. Diese wirkliche Liebe ist nicht Naturanlage, sonst könnte sie ja nicht gefordert werden; bei Kierkegaard war sie es, sozusagen, erst recht nicht. Seine Ueberlegenheit, dazu seine Schwermut und Kränklichkeit, die ihn von dem Leben der andern absonderten, zogen ihn zu Menschenverachtung. Die frühern Tagebücher enthalten auch Ausströmungen mit dem Refrain: denn ich verachte die Menschen und räche mich. Seine Magisterdisputation hielt er über Ironie; die ist ja die Form, in der ein stolzer Geist sich selbst in Abgeschlossenheit behauptet. Da er in seinen Augen schuldig geworden war, da ward sein Herz weit und weich durch den Herrn Jesus Christus.

Makarius überliefert als ein Wort des Herrn: „Tragt Sorge für Glauben und Hoffnung, denn aus ihnen gehet hervor die Liebe zu Gott und den Menschen, die das ewige Leben gewinnt." Daß Kierkegaard Glauben und Hoffnung erarbeitete, das gab ihm Liebe zu Gott und den Menschen. Bd

---

Philosophische Zeitstimmen über Christentum und Kirche

1. Eduard von Hartmann

„Die kirchlichen Zustände in Preußen," so lautet die Ueberschrift eines vielbesprochnen Aufsatzes, den Eduard von Hartmann im November vergangnen Jahres in der „Gegenwart" veröffentlicht hat. Der Philosoph des Unbewußten ist der Ansicht, daß die preußische Landeskirche nur noch dem Namen nach protestantisch, in Wirklichkeit „neokatholisch" sei. Die kirchlich regsamen Kreise in ihr arbeiten auf Vernichtung der evangelischen Prinzipien hin; sie suchen das Recht der freien Forschung aufzuheben und dulden nicht das Zurückgehen von den Bekenntnissen auf die Bibel; sie verkehren das protestantische Verhältnis von Einzelnem und Gemeinde, von Gemeinde und Kirche in sein katholisches Gegenteil.

Die kirchenpolitische Tendenz steht gegenwärtig an der Spitze des ganzen neuen Lebens der evangelischen Kirche. Dem Volke soll die Religion erhalten und, wo sie ihm abhanden gekommen ist, wieder gegeben werden. Das soll aber nicht durch die innere Macht des Glaubens, sondern auf hierarchisch-büreaukratischem Wege durch die Wirksamkeit der Kirche geschehen. Die Kirche soll dem Volke Religiosität andrillen. Auf die Kirchlichkeit kommt es an, nicht mehr auf den Glaubensinhalt. Die kirchliche Zugehörigkeit in Wort und Handlung wird als politische Anstandspflicht behandelt; der äußere Schein der Kirchlichkeit gehört zum legalen preußischen Staatsbürgertum, insbesondre zum Beamtentum; der Unkirchliche wird mit Mißtrauen als Störenfried in der Zentralisation der politischen Kräfte angesehn.

Innerhalb der konservativen Parteien herrscht sonst viel Hader und Zwietracht, aber darin sind alle einig, daß allein von der Kirche das Heil auch für den Staat und die Gesellschaft kommen könne und müsse, und daß jeder Zweifel an der Bedeutung der Kirche ein Sakrilegium und zugleich ein revolutionäres Attentat auf den Staat sei. Deshalb erfreuen sich auch die Bestrebungen auf eine festere, zentralistische und büreaukratische Organisation der Kirche und auf stramme Kirchenzucht sowohl über die Geistlichen als über die Laien thatkräftiger Sympathien innerhalb der konservativen Parteien. Vor allem ist die akademische Freiheit innerhalb der theologischen Fakultäten den Vertretern der Kirchlichkeit ein Dorn im Auge, und das Bestreben geht dahin, einerseits den Schwerpunkt der theologischen Bildung in Seminarien zu verlegen, die von der Universität unabhängig sind, andrerseits die Besetzung der theologischen Lehrstühle der Kirche zu übertragen. Alle Personen und Gemeinden, die sich dieser zentralistisch-kirchenpolitischen Tendenz widersetzen, sucht man möglichst aus der evangelischen Landeskirche hinauszudrängen, ihnen das Ausleben in draußenstehenden Sekten großmütig gönnend.

Diese Entwicklung ist durchaus folgerichtig; aber im Einklang mit dem evangelischen Prinzip ist sie nicht, sondern sie ist neokatholisch. Die römisch-katholische Kirche hat von jeher die Prinzipien befolgt, die Vertreter der evangelischen Kirchlichkeit jetzt innerhalb der evangelischen Kirche zu verwirklichen bemüht sind. Aber so viel, wie das römische Weltreich es räumlich und sachlich weiter gebracht hatte in der büreaukratischen Zentralisation als der preußische Staat, so viel überlegen ist die römische Kirche der preußischen Landeskirche. Die Vertreter der evangelischen Kirchlichkeit blicken deshalb mit offnem oder heimlichem Neide nach Rom und suchen in der römischen Hierarchie ihr Vorbild in jeder Hinsicht, so weit die Verquickung der preußischen Landeskirche mit dem monarchischen preußischen Staatswesen und die Verschmelzung des obersten Bistums mit der Krone es zuläßt.

Nach Hartmanns Meinung ist diese „folgerichtige" Entwicklung der preußischen Landeskirche zum Neokatholizismus hin nicht zu beklagen. Er hoffe, daß sie „eine Aussonderung aller wahrhaft protestantischen Bestandteile" aus der Kirche zur Folge haben werde.

Alle lebendige Religiosität der Gebildeten würde in freien Sekten, Gemeinden, Vereinen oder individualisirter Religionspflege ihre Befriedigung suchen; zu kräftigen Reformbestrebungen, sei es auf christlichem Boden, sei es über den christlichen Ideenkreis heraus, würde erst dadurch freie Bahn geschaffen.

Von der modernen protestantischen Theologie erwartet Hartmann keine Erneuerung der Kirche. Die wahrhaft liberalen Geistlichen haben in seinen Augen kein Recht, sich noch christlich zu nennen. Ihr Verbleiben in der Kirche beruht auf Unbequemungen, bei denen die Wahrhaftigkeit nicht zu ihrem Rechte kommt. Am wenigsten ist von den sogenannten Ritschlianern zu hoffen. Diese arbeiten im Grunde nur auf dasselbe Ziel hin, wie die Vertreter der konservativen Kirchenpolitik.

Ritschl ist sogar in dem Werte, den er der Kirche für den Heilsprozeß des Einzelnen beilegt, im Widerspruch gegen die Lutherschen Grundsätze noch viel weiter gegangen als die neue Orthodoxie. —

Welchen Wert haben diese Ausführungen? Sind sie ein getreuer Spiegel der gegenwärtigen kirchlichen Lage in Preußen? Professor Beyschlag hat in einer vortrefflichen Neujahrsbetrachtung Hartmann gelegentlich einen neutralen Beobachter genannt; besser dürfte er als der tertius gaudens bezeichnet werden. Hartmann hat bereits vor ungefähr zwanzig Jahren dem Christentum ein Sterbelied gesungen; er befindet sich daher gegenwärtig in der Lage eines Arztes, der mit einer gewissen Genugthuung die Richtigkeit einer längst aufgestellten Diagnose meint feststellen zu können. Ist er dazu berechtigt? Ist seine auf „Selbstzersetzung des Christentums" lautende Diagnose wirklich richtig?

Man wird dem Philosophen des Unbewußten nicht bestreiten können, daß er sich im Laufe der Zeit auf den verschiedensten Lebensgebieten als ein kundiger Beurteiler bewährt hat. Der ursprünglich den zünftigen Gelehrten als Phantast und Dilettant erscheinende Offizier a. D. hat sich immer mehr

den Ruf eines unermüdlichen, vielseitigen und tiefeindringenden Denkers erworben. Eine staunenswerte Fülle von Einzelkenntnissen verbindet er mit großem spekulativen Scharfsinn. In der stattlichen Reihe seiner großen und kleinen Werke hat er ein glänzendes Zeugnis dafür abgelegt, wie sehr er bemüht gewesen ist, über anfängliche Flachheiten und Verschwommenheiten hinaus zu größerer Tiefe und Klarheit vorzudringen. Auch auf dem Gebiete der Ethik und Religionsphilosophie hat er nicht nur zerstörende Arbeit geleistet. Dennoch ist ihm ein tieferes Verständnis der christlichen Religion nicht aufgegangen. Die Grundanschauungen der 1874 erschienenen Schrift „Die Selbstzersetzung des Christentums" sind bisher nicht zurückgenommen oder wesentlich verbessert worden. Auch in der neusten Auflage sind folgende Sätze zu lesen:

Jesus war ein Jude vom Kopf bis zur Zehe; er lebte und starb in dem Anschauungskreise seiner Zeit und seines Volkes und teilte den Aberglauben jener und den Verheißungsglauben dieses. (S. 43.)

Zum Mittelpunkt der Ethik ist die Liebe in ihrer tiefern Bedeutung erst von Johannes gemacht worden, und es ist durchaus ungeschichtlich, wenn man diesen Standpunkt in die Lehre Jesu hineinträgt. Auch in ethischer Beziehung bleibt von der Lehre Jesu nichts Eigentümliches übrig, was brauchbar wäre, und das Brauchbare schrumpft auf gelegentliche Zitate zusammen, deren Tiefe und Tragweite Jesus nachweislich nicht verstanden hat. (S. 53)

[Für die Religion der Zukunft] haben wir mehr aus dem Buddhismus als aus dem Christentum zu entlehnen. (S. 118.)

Solche Aeußerungen machen dem Forschergeiste und der Gerechtigkeit Hartmanns keine Ehre; sie zeugen von einer feindseligen Verbissenheit gegen das Christentum, wie sie nur aus einem tiefen Gegensatz in der Grundstimmung des Herzens erklärt werden kann. Der pessimistische Geist lehnt sich in Hartmann offenbar mit Macht gegen den freudigen Geist des Evangeliums auf. Die christliche Weltanschauung ist im Grunde aus dem stärksten Lebensdurste herausgeboren, während die Philosophie des Unbewußten ihre Entstehung der Lebensmüdigkeit verdankt. Dieser prinzipielle Gegensatz tritt freilich oft bei Einzelausführungen kaum irgendwie spürbar hervor. Man kann beim Lesen Hartmannscher Schriften ganz ähnliche Erfahrungen machen, wie beim Betrachten buddhistischer Weisheitslehren; viele Aussprüche, ja ganze Abschnitte rufen den Eindruck hervor: hier weht ein dem Christentum innerlich nahe verwandter Geist. Wie sympathisch klingt es, wenn Hartmann in einer Abhandlung über Wundts Ethik ausspricht:

Nur der Vorsehungsglaube kann dem Menschen dafür Bürgschaft leisten, daß er Leib und Leben in seinem sittlichen Handeln nicht einer haltlosen Fiktion opfert; nur der Vorsehungsglaube kann die Menschheit dazu bewegen, sich ergebungsvoll der göttlichen Führung des universellen Heilsprozesses anzuvertrauen und an dessen unbekanntem Endzweck in der ruhigen Zuversicht mitzuwirken, daß er das wahre Heil bedeute.

Allein so wenig uns einzelne herrliche Sittensprüche über die Hohlheit des buddhistischen Lebensideals täuschen dürfen, so wenig dürfen uns schönklingende Ausführungen der Hartmannschen Philosophie für den Gegensatz blind machen, der zwischen dem ihnen zu Grunde liegenden Geiste und der christlichen Lebensauffassung besteht. Sobald die Gesamtanschauung beachtet wird, tritt die zunächst sehr bedeutend scheinende Uebereinstimmung ganz in den Hintergrund. Hartmann redet wie der Christ vom Vorsehungsglauben, aber er versteht darunter etwas ganz andres. Die Hartmannsche Vorsehung leitet die Menschheit allmählich zur Erkenntnis der gänzlichen Zwecklosigkeit des irdischen Daseins hin; der christliche Vorsehungsglaube dagegen führt gerade dazu, die Leiden und Freuden dieser Zeit als zweckvolle Mittel für das ewige Ziel verstehen zu lernen.

Angesichts solcher tiefgreifenden Gegensätze ist naturgemäß auch der Aufsatz über die kirchlichen Zustände in Preußen mit großem Vorbehalte aufzunehmen. Eine gerechte Würdigung der Thatsachen ist nach den Grundanschauungen Hartmanns nicht möglich. Wer die verächtlichen Aeußerungen über Christus und Christentum kannte, wird sich darüber nicht täuschen, welche Zukunftspläne unter der schüchternen Andeutung verborgen sind, daß durch die katholisirende Verengung und Versumpfung der preußischen Landeskirche die Bahn frei werde „zu kräftigen Reformbestrebungen, sei es auf christlichem Boden, sei es über den christlichen Ideenkreis hinaus." Da für Hartmann

zwischen moderner Bildung und christlicher Weltanschauung eine unüberbrückbare Kluft besteht, so ist ihm von vornherein gewiß, daß jede Kirche, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch christlich sein will, der Verdummung anheimfallen muß, und daß alle Versuche der modernen Theologie, dies Schicksal abzuwenden, vergebliche Liebesmüh sind. Nur durch unehrliche Anpassung, meint er, könnten wahrhaft gebildete protestantische Geistliche noch den Schein der Christlichkeit erwecken. Das ist gewiß richtig, so lange man unter Bildung und Christentum nur das versteht, was Hartmann in diese beiden Begriffe hineinlegt. Wem dagegen der Besitz hoher Geistesbildung unabhängig ist von der Annahme gewisser metaphysischer Dogmen, wem Christentum etwas andres ist als dem Philosophen des Unbewußten, der wird es verstehen können, daß wahrhaft protestantisch gesinnte und zugleich wissenschaftlich hochgebildete Männer in der evangelischen Kirche als Prediger und Lehrer ohne bedenkliche Anbequemungen freudig ihres Amtes walten können. Da, wo anstatt des Hartmannschen Zerrbildes das wahre, geschichtliche Bild Jesu im Glauben ergriffen ist, überwiegt das Bewußtsein der Uebereinstimmung mit allen denen, die sich von Herzen zu Christus als ihrem Herrn bekennen, so sehr, daß die kirchliche Gemeinschaft trotz vieler Unterschiede und Gegensätze mit gutem Gewissen aufrecht erhalten werden kann. Die draußen Stehenden (zu diesen zählt sich Hartmann) werden nie fähig sein, zwischen Hauptsache und Nebensache, zwischen Schale und Kern richtig zu unterscheiden; sie werden leicht die Neigung haben, Differenzen innerhalb der Kirche zu überschätzen und Heuchelei zu wittern, wenn Kritik übende Protestanten nicht sogleich in der Praxis den Gegensatz gegen die Orthodoxie mit aller Schärfe geltend machen. Der mitten in der religiösen Gemeinschaft stehende und von ihrem Geist innerlich Ergriffene wird dagegen viel eher imstande sein, Trennendes in Nebenpunkten zu übersehen, weil er das Gefühl, im Wichtigsten mit den ernstgesinnten Gliedern der Kirche eins zu sein, in sich trägt.

Daß die der Metaphysik abgeneigten Ritschlianer von dem Schüler Hegels (als solchen hat Hartmann sich neuerdings mit einigen Einschränkungen selbst bezeichnet) besonders ungünstig beurteilt werden, darf nicht Wunder nehmen. Die Anklage auf katholisirenden Kirchenbegriff klingt zwar angesichts des Entrüstungssturmes gegen die kirchenzerstörenden Tendenzen jener theologischen Richtung etwas seltsam; aber sie ist so oft von Professoren der Theologie und Pastoren von rechts und links erhoben worden, daß man es einem Philosophen nicht verübeln darf, wenn er unbedenklich in den Chor der Verdammenden einstimmt. Eine Widerlegung ist der Vorwurf gleichwohl nicht wert.

Leider läßt sich die Hauptanklage, die Hartmann in seinem Aufsatze gegen die Grundrichtung innerhalb der preußischen Landeskirche erhebt, nicht ebenso kurzer Hand abweisen. Es kann nicht geleugnet werden, daß „die kirchenpolitische Tendenz" in unserm kirchlichen Leben eine verhängnisvolle Rolle spielt. Die Machtfrage drängt die Frage nach der Wahrheit in den Hintergrund; die Kunst, die Kirchenmaschinen exakt funktioniren zu lassen, steht höher im Preise als die Fähigkeit, evangelischen Geist zu pflegen; Agitationen und leidenschaftliche Massenkundgebungen erfreuen sich größerer Beliebtheit als brüderliche Auseinandersetzungen. Die Kämpfe der letztvergangnen Zeit haben deutlich gezeigt, wie schwer es tonangebenden Kreisen in der preußischen Landeskirche wird, mit Theologen über theologische Fragen wissenschaftlich und mit evangelischen Christen über Glaubensfragen vom Standpunkte des Glaubens aus zu verhandeln. „Es fehlt der warme Hauch der Liebe, der freie große Zug des wahren Idealismus; jeder ernste und entschlossene Gedanke verfällt dem Gericht." Wächst dieser Geist, so wird als unvermeidliche Folge zwar nicht die Selbstzersetzung des Christentums, aber mit Sicherheit die Selbstzersetzung der preußischen Landeskirche eintreten.

Doch darf die Hoffnung auf eine nach andrer Richtung hin gehende Entwicklung nicht aufgegeben werden. Zu Hartmannschem Pessimismus ist noch kein Grund vorhanden. So große Macht auch die kirchenpolitische Tendenz erlangt hat, zur Alleinherrschaft ist sie noch nicht gekommen. Man muß sich hüten, die unevangelischen Wortführer in konservativen Tagesblättern

und Kirchenzeitungen mit der preußischen Landeskirche zu verwechseln. Das äußere Bild jedes kirchlichen Kampfes spiegelt fast nie die wahre innere Sachlage wieder. Einzelne Rufer, um nicht zu sagen Schreier, im Streit drängen sich hervor und erwecken durch den Ton, den sie anschlagen, den Anschein, als seien sie die berufenen Vertreter der gesamten evangelischen Christenheit, während doch vielleicht die große Schar der Schweiger von ganz andern Stimmungen beseelt ist. Das will auch für den jüngsten Apostolikumsstreit beachtet sein. Er darf keine Veranlassung werden zu kleinmütiger Beurteilung der kirchlichen Verhältnisse. Zur Beruhigung weiter Kreise, die durch den zu Tage getretnen unevangelischen Fanatismus erschreckt und abgestoßen sind, und namentlich auch zur Aufmunterung des heranwachsenden Theologengeschlechts muß mit aller Bestimmtheit darauf hingewiesen werden, daß es in der preußischen Landeskirche bis in die höchste Kirchenbehörde hinauf nicht an einer großen Zahl von Persönlichkeiten fehlt, die gesonnen sind, mit echt evangelischem Geiste allem unchristlichen und katholisirenden Wesen mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Möge es ihnen im Verein mit allen wahrhaft protestantisch Gesinnten gelingen, von unsrer Landeskirche das durch Hartmann prophezeite Geschick abzuwehren. Bu

Helianthus

Tagebuchblätter und Aufsätze

5. Die Pietistenbank

Das waren doch schöne Wochen, die wir im vorigen Jahre im Gebirge zusammen verlebten, sagte ich zu einem Freunde, den ich eben damals gefunden hatte; ein paar alte, vom letzten Abendlichte rotgolden beschienene Föhren, die einzeln und einsam über den jungen Schlag hinausragten, hatten mich an die gemeinsamen Wanderungen im Gebirgswalde erinnert und so den Gedankengang des seitherigen Gesprächs unterbrochen.

Ja, sie waren schön; sie stehen mir oft mit dieser, oft mit jener Einzelheit vor der Seele, erwiederte er.

Ich wollte dich doch schon im vorigen Jahre fragen, warum du so seltsam lächeltest, als wir mit unsern Zimmer- und Tischnachbarn vor der Pietistenbank hielten und sie sich über diesen Namen und die Zeichen in der Buche stritten. Was erheiterte dich?

Ich erhielt nicht gleich eine Antwort. Ihm war diese Spätsommerabendstunde im Gebirge offenbar sofort in aller klaren Gegenwärtigkeit vor das innere Auge getreten. Wir waren damals mit jenen Mitgästen von unserm Hotel zur sogenannten Buchenleite hinaufgegangen, um von der Pietistenbank — so hatte der Wirt den Punkt genannt, von dem aus wir das Nachbargebirge mit der ihm vorliegenden Ebene im Lichte des Spätabends besonders schön sehen sollten — den breiten Strom und die dunkle, westwärts ihn begleitende Gebirgswand im Purpur des Abends zu sehen. Nach einer einstündigen Wanderung langsam auf schmalem, in Gestrüpp, jungem Schlag und Ginsterhalden laufendem Pfade hinauf hatten wir damals die Bank erreicht. Sie stand an eine alte gewaltige Buche gelehnt am Rande des Hochwaldes und ließ den Pfad, den wir gekommen waren, und die blauen Höhenzüge unsers Gebirges, sowie die kecken, eckig gebrochnen Linien der fernen, wie mit dem Riesenbeile der Vorwelt zerschlagnen Sandsteinberge im Westen überblicken. Die Buche trug von kräftiger Hand, wie sie ein Jüngling zum Werk ansetzt, eingeschnitten das uralte Christenzeichen $\alpha \cdot \chi \cdot \omega$; die tiefen Schnitte mußten vor Jahren eingegraben worden sein, denn der gesunde Baum hatte die Narbe durch mächtige Korkleisten ausgefüllt, sodaß die Schrift schon erhaben über der Rinde stand. Unsre Begleiter hatten gewußt, daß jedermann die Bank nach diesen Zeichen am Baume die „Pietistenbank" nenne, und daß der Name durch Sommergäste schon vor Jahren in Umlauf gebracht worden sei, die so wenig wie die Leute im Thale gewußt hätten, wer die Schrift eingegraben habe. Seitdem nannte man eben den Aussichtspunkt überhaupt die Pietistenbank, und der Name stehe sogar, so belehrte uns der Wirt, in der neuesten

Touristenkarte. So war es; ja er war unterstrichen als ein lohnender Punkt. Angesichts der Buche stritten sich unsre Begleiter über die Zeichen und ihre Geschichte; mein Freund schwieg und lächelte flüchtig; ich sah hinüber nach den Zeichen, die das scheidende Tageslicht in feuriger Schrift auf den Strom, die Berge und die Wolken schrieb, und ließ den Streit hinüber- und herübergehen, wie Vermutungen und Einsichten sich kreuzten und sich fanden. Nachträglich aber, schon auf dem Heimwege, war mir dann doch die Miene meines Freundes bewußt geworden, und ich hatte ihn darnach gefragt, er war ausgewichen, und ich hatte darum die Frage nicht wiederholt.

Nun war mehr als ein Jahr vergangen, die Erinnerung führte mich zur Stellung derselben Frage.

Nach einer Weile erwiederte er: Weißt du, daß ich vor zwanzig Jahren schon einmal in Steinklingen — so hieß jenes Gebirgsdorf — gewesen bin?

Mir ist, als hättest du es mir im vorigen Jahre gesagt, erwiederte ich.

Damals ging ich auch die Buchenleite herauf und in tiefen Gedanken. Der leere Bildstock von grauem, stark ummoostem Sandstein, der da steht, wo es aus den Wiesen in den Wald hereingeht, war mir bei jenem Gange besonders aufgefallen. Rechts von der Nische steht, du weißt es ja, ein Einer und ein Fünfer, links davon eine Null und ein Siebner; den Bildstock hat also im Jahre 1507 ein frommer Mensch aufgerichtet, vielleicht zum Trost für die, die hinauf in das einsame Waldland steigen wollten, vielleicht auch in Erfüllung eines Gelübdes dafür, daß der Blitz, der über ihm aufflammte, den Baum getroffen hatte und nicht ihn; — die Nische ist nun leer wie das Grab, das die Kreuzfahrer in Jerusalem öffneten. Ich folgte diesen Gedanken und dachte Dinge, die ich seit den Primanerjahren oft gedacht hatte: daß er, dessen Leidensbild vor Zeiten in dem Bildstocke gestanden, eigentlich langsam aus unsrer Welt verschwinde, so wie Platon einmal die Gedanken der Besten beherrscht hat und heute nur noch für deutsche Schüler eine Wörterbuch- und Leidenssache ist, so wie Goethe einmal von einem Weltalter zu Ende erlebt sein wird und dann im Friedhof der Geschichte seine Ruhestätte angewiesen erhält. Ein Mann wie Platon, ein Mann wie Goethe, kein Gott, so hatte ich, als ich oben an der Bank unter der alten Buche angelangt war, alte Gedankengänge, in denen kein Element des Zweifels, der Unruhe oder des Leides mehr enthalten war, in mir von neuem überschaut und geordnet, wie ein Buchhalter die üblichen Posten gelassen bucht.

Hier unterbrach ich meinen Freund, oder ich wollte ihn unterbrechen, aber er sah mich freundlich an, wehrte mit der Hand und sagte: Noch nicht!

Dann fuhr er fort: Ich ließ mich auf der Bank nieder und dachte mit dankerfülltem Herzen erst an Goethe, dann an alle andern, die mein Herz zur Ehrfurcht angeleitet hatten: an den frommen Ungenannten der deutschen Theologie, an den geliebten Michelangelo, an die gewaltige Seele, die in der Zeitlichkeit den Namen Thomas Carlyle trägt, an den einsamen, schmerzensreichen Erleber der Innerlichkeit, Sören Kierkegaard, an Martin Luther, den zu verehren meine Eltern mich angeleitet hatten —

Da warst du aber doch in guter christlicher Gesellschaft, schaltete ich ein.

Noch nicht! sagte er bittend.

Ich dachte an diese Größten. Ich sah den, der mir in den ersten Jünglingsjahren teuer geworden war, den Verfasser der deutschen Theologie, und ihm gegenüber die Zeit. Sie wirkt zerstreuend auf Kopf und Herz, die Menschen werden durch sie so leicht — so leicht wie die Samen des Löwenzahns, und der Teufel der Zeit bläst sie lachend in die Luft, der alte Frankfurter aber geht in seine Zelle und giebt seine Seele an Gott, wie die Wärterin das Kind in die Arme der Mutter legt. Der Herr Christus aber, das sah ich nun, geht nur dann in die Einsamkeit, wenn er sich für die Wanderung auf den breiten Gassen der Weltzerstreuung rüsten will. Wie der, der über einen breiten Graben springen will, zum entscheidenden Sprung ein paar Schritte zurückgeht und sich zurückbiegt, so weicht der

Herr Christus zurück, um gerade den Boden der drüben liegenden Welt der Sünde um so sicherer zu erreichen. Ich sah, es war etwas andres um Christus.

Ich prüfte alles, was mir von Michelangelo, dem großen Glaubenden und Könnenden, wie die Welt seines gleichen kaum kennt, bekannt war. Erweist sich jemand nicht von der Gefühlskraft, wie er es von ihm erwartet hat, nachdem er ihm selbst sein Herz geschenkt hat, so schleudert er ihn mit der Handbewegung in die Menge zurück, mit der der Knabe den Stein wegwirft, den er eben des Glaubens, einen schönen Krystall gefunden zu haben, aufhob, und in dem er nur einen nüchternen Spat erkennen muß. Aber der Herr Christus wirft Petrus in jener Stunde, da er ihn verriet, nicht weg, er sieht ihn nur traurig an, so traurig, daß Petrus allen Reichtum seines ganzen folgenden Lebens aus diesem Blicke gewinnt. Es ist doch etwas andres um Christus, als um Michelangelo.

Und ich sah Thomas Carlyle, den Sohn des Puritanismus, ich sah ihn vor mir, den reinen, unschuldigen, geistvollen, geistesmächtigen und willensstarken Mann, dessen Worte uns und ungezählten andern, die wir nicht kennen, eine Schlachtmusik sind, die uns am schweren Tage und im Streite der Zeit belebt, mutig erhält und führt; aber ich sah ihn, wie er einem Ehrlosen so entschlossen, wie ein Richter, der nicht begnadigen darf, den Rücken kehrt. Könntest du dir, so mußte ich mich fragen, das vom Herrn Christus denken: eilt er nicht zu den Gefallnen, um sie aufzurichten? Es ist doch etwas andres um den Herrn Christus, als um den großen Christen Thomas Carlyle von Ecclefechan.

An Sören Kierkegaard dachte ich; sein schmales, blasses Gesicht, sein tiefes Auge erschienen mir, die Zeugen eines heiligen und das körperliche durch Geistesfeuer verzehrenden Lebens; ich mußte mir ihn vorstellen, wie er jemand, von dem er irgendwie erfährt, daß er ein Neues in seiner Brust erlebt, Schmerzen, die vorher noch niemand auf solche Weise erfahren hat, beobachtet, prüft, wie er dahinter kommen will, was nun diese Seele erfährt, wie sie erfährt, wie es in ihr wirkt. Den Herrn Christus sah ich nicht Beobachtungen anstellen, ich sah, daß er ein Seelenfreund war: daß er Seelenkunde betrieben habe, sah ich nicht. Er war doch etwas andres, als der tiefsinnige, lodernde, wahrhaftige, schmerzensreiche Sören Kierkegaard.

Von solchen Gedanken bewegt saß ich unter der Buche, erst im Abendschein, dann in der Dämmerung, dann in der Nacht; weit unten im Thale glänzten die Lichter des Dorfes auf, über das Rauschen des Waldes ward das Rauschen des raschen Gebirgswassers mächtig, und über den Höhen erglommen die Sterne. Kindererlebnisse, die Worte der seligen Mutter, manches Blatt in manchem Buche zogen traulich heran in dem Sinnen dieser Stunde; meine Seele grüßte sie bekannt, aber doch wie man über eine Schlucht hinüber die Wandrer begrüßt, die jenseits eines tiefen, eingerissenen Flusses die Straße drüben zum selben Ziele benutzen, das oben im Gebirge liegt.

Als es in Steinklingen elf Uhr schlug, ging ich wieder durch die Dorfgasse; dann blieb ich auf dem Balkon vor meinem Zimmer bis in die späte Nacht hinein, und da glaubte ich im Hinträumen in die Nacht und ihre Sterne ein Zweites ahnen zu lernen. Ich hatte wenige Tage vorher in einem astronomischen Werke die merkwürdige Thatsache der plötzlich aufleuchtenden, gemach in der Lichtstärke und Färbung abnehmenden und dann völlig verschwindenden Sterne kennen gelernt. Dem sann ich nun nach, und da glaubte ich zu verstehen, daß so einmal zu der Zeit, als ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde, das Göttliche aus der Welt, die nicht Zeit und Raum hat, in unsrer an Zeit und Raum gebundnen Welt aufleuchtete, damit die armen Seelen, die „leben," das heißt, eine vorirdische Schuld im Schrankendrucke des Vergänglichen büßen müssen, durch Gott auf ihre Weise erfahren, daß sie sich von der Schuld freimachen und in Gott zurückkehren können, wenn sie nur wollen. Nach dreiunddreißig Jahren erlosch dieser Stern, aber die Erzählung von ihm, die Sehnsucht nach ihm erfüllte die Welt und erlöst die von dem scharfangeschlossenen Kettenschmerze der Zeitlichkeit Verwundeten, wenn sie auf jenes Leben schauen und ihm folgen,

folgen, wie es dies schwere, leidensreiche Wort meint, jenes Leben, das in dreiunddreißig Jahren vorüberging am Horizont des Menschenvolkes.

Hier nahm ich mir den Mut, ihn doch noch einmal zu unterbrechen, obgleich er sichtlich diese Darstellung eines wuchtigsten Erlebnisses, zu der er wohl sich selbst zum Erstaunen sich bereit gefunden hatte, gern in einem Zuge zu Ende bringen wollte. Ich sagte: Du sprachst vorhin von einer Schuld der Seele vor dieser Zeitlichkeit, wie soll ich das verstehen?

Er erwiderte: Ich glaube, daß unsre Seele ein Unsterbliches ist, und darum fühle ich mich genötigt, die Geschichte der Seele nicht mit unserm „Geburtstage" zu beginnen; ich weiß es, daß sie einst in Gott war, zeitlos, raumlos, in seligem Sein, und daß sie da mit eignem Willen und darum zu eigner ganzer Verantwortung eine Schuld begangen hat, für die sie nun büßt in einem Entwicklungsleben von aufsteigender Richtung —

Dann wäre aber der Herr Christus dir in deinem vorirdischen Leben, das doch wohl nicht die erste Stufe in deinem Läuterungsgange ist, schon einmal erschienen? fragte ich.

Ich habe nicht das Bedürfnis, das anzunehmen, erwiderte er; aber ich lehne den Gedanken nicht ab, daß in andern Menschenwelten, auf andern Sternen das Göttliche ebenso in Raum und Zeit als Heiland eingetreten ist. Gott hilft wie eine Mutter und ist unerschöpflich in den Formen der Berhätigung wie die Mutterliebe.

Und folgen nun Erinnerungen aus den frühern Stufen in die gegenwärtige? mußte ich weiterfragen.

Gewiß, ich glaube auch das, das Schöne ist solch eine Erinnerung an das herrliche, mühelose, fromme, selige Sein, das die Seele schauen durfte, und das sie ahnete, ehe sie in den Staub der Straße trat, die wir „Leben" nennen. Und hast du es nicht schon manchmal erfahren, daß dir bei Erlebnissen von heute auf einmal war, als hättest du ganz dasselbe schon einmal gehört, nur leiser, ferner? Bei solchen Erfahrungen stutzt die Seele und merkt, daß sie nicht von heute ist.

Wie gut, unterbrach ich ihn lächelnd, daß der Pastor Stubenluft dich nicht hört; Phantast wäre das Geringste, was du von ihm zu hören hättest. Aber, fuhr ich fort, Stubenluft, dieser Christ auf Kündigung, erinnert mich an die andern; ich glaube nun zu verstehen, warum du mit den Traditionschristen dich verwandt fühlst. Wie siehst du aber ihr Teuerstes an, alles das, was die Tradition —

Beziehungsweise die Differenzirung, unterbrach er mich mit einem Lächeln, wie Pastor Stubenluft sagt —

Bis heute aus Angaben, Einzelheiten, Sätzen und Möglichkeiten der neutestamentlichen Schriften zu einem System heraus entfaltet hat?

— Ich halte es mit Thomas Carlyle. Ich sage wie er: man kann ein Leben Jesu schreiben, aber man soll es nicht. Ich frage nicht, wie das Göttliche in ihm erschienen ist, wie ihr sagt, oder wie er ein Menschliches angenommen hat, wie ich sage; ich glaube, daß Gott in ihm Erscheinung geworden ist, alles Weitere von seinem an Raum und Zeit gebundnen Lebensgange lasse ich, in mir darüber schweigend, an seinen Ort gestellt sein. Ich fühle den Einheitspunkt mit den Traditionschristen in ganzer Stärke, denn ich ehre mit ihnen das Göttliche in Christus, und ich fühle mich völlig getrennt von denen, die die Hand Christi ergreifen und nicht fühlen, daß Gottes Hand sie tröstend, strafend und beseligend umschließt.

— Wenn aber die „Schriftgläubigen," wie jene sich nennen, Recht damit hätten, daß das gerade Zeugnisbedingung ist, was du vorhin als ein solches bezeichnetest, das du schweigend an seinen Ort gestellt sein lässest?

Vielleicht haben seine Zeitgenossen sein Zeitliches uns recht überliefert, vielleicht: ich lese gern, was sie von ihm erzählen. Sollte aber das Verständnis des Diesseitigen an Jesus Christus die Bedingung meiner Heimkehr in das Jenseitige sein? Sollte der Glaube an Begebenheiten Seligkeitsbedingung sein? fragte er ernst zurück.

Nun, mein Freund, sagte ich, was von dem Neuen Testamente dir übrig bleibt, geht auf eine Hand.

Nein, sagte er, es geht in ein Herz.

Und nun zum Schlusse! fuhr er nach einer Weile des stillen Weitergehens fort. In jenen Sommertagen hatte ich das alles als ein unaussprechlich Frohes erlebt. Am Tage vor meiner Abreise ging ich — wie ich damals dachte, zum letztenmale — hinauf zur Buchenleite und zur Bank, und hier richtete ich mir ein Mal auf von dem, was Gott zu mir geredet hatte, ich schnitt die Zeichen ein, wie du sie mit mir sahest, erst das Chi und Rho, dann das Alpha und das Omega. Dann sah ich hinaus in das Land als ein Abschiednehmender. Ueber grünen Wäldern lag das Licht des Tages, auf fernen Geländen waren Menschen thätig, die Hacke arbeitete, aber ich hörte keinen Lärm der Arbeit, alles war zu fern; über der Halde der Buchenleite schaukelten sich die Schmetterlinge, und die Vögel flogen vom Ast zur Erde, von der Erde zum Strauche, vom Strauche zum hohen Aste. Ich sah mich von einer Stille umfangen, die ich als Geist ohne Worte, als tragende Flut ohne Wellen empfand. Ich hatte mir auf dem Hinwege einen Strauß von blühendem Ginster und Buchenzweigen gebrochen, nun legte ich ihn, als ich hinabschritt, in die leere Nische des Bildstocks.

Wenn du aber, so schloß er, vorhin meintest, ich hätte im vorigen Jahre durch den Wortstreit über die Pietistenbank erheitert gelächelt, so irrtest du dich; als wir damals vor der Buche standen, lag der Sonnenglanz der heiligsten Erinnerung über mir, ich schaute zurück in das Ostern meiner Seele.

H O

Miß Marsdens Reise zu den Aussätzigen Sibiriens

Daß die Menschen sich eine bestimmte Lebensaufgabe wählen und diese mit allen Kräften zu erfüllen suchen, sollte nicht so selten sein, wie es thatsächlich ist; anderseits sind solche „Menschen eines Gegenstandes," wie ein berühmter Kanzelredner sie einmal genannt hat, häufiger, als man gewöhnlich annimmt. Jedes Jahrhundert hat deren etliche aufzuweisen, zu keiner Zeit fehlen sie ganz. Auch nicht in der unsern, so groß auch die Zahl der Durchschnittsmenschen, die ohne klar vorgesteckte Ziele dahinleben, sein mag. Eine Erscheinung dieser Art ist heutzutage jene Engländerin, die sich die Lebensaufgabe gestellt hat, die furchtbare Krankheit des Aussatzes zu bekämpfen und solchen, die davon befallen und infolgedessen aus der übrigen menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind, ein höchst elendes Dasein fristen, hilfreich die Hand zu bieten. Ihr Name ist Miß Kate Marsden, ihr Stand barmherzige Schwester, ihr Beweggrund die christliche Liebe, das Objekt ihrer Wirksamkeit die Leidensgenossenschaft der Aussätzigen im fernen nordöstlichen Sibirien. Dort sollte, wie sie vernommen hatte, eine Pflanze wachsen, die das Uebel des Aussatzes, der bisher als unheilbar galt, zu bannen imstande wäre, dort sollten aber zugleich zahlreiche Aussätzige leben, deren sich bisher noch niemand auf der Welt angenommen habe. Dorthin zog es sie mit unwiderstehlichem Drange, dorthin unternahm sie eine lange und gefährliche Fahrt. Das Resultat ihrer Reise und ihre Erlebnisse hat sie kürzlich in einem Buche niedergelegt, das sie in London unter dem Titel veröffentlichte: On Sledge and Horseback to the outcast Sibirian Lepers. („Auf dem Schlitten und zu Pferde zu den ausgestoßenen sibirischen Aussätzigen"). Es ist der Zweck dieser Zeilen, den Inhalt dieses höchst interessanten Buches in Kürze wiederzugeben.

1

Mit den Verheerungen, die der Aussatz am menschlichen Körper anrichtet, war Miß Marsden im russisch-türkischen Kriege bekannt geworden. Seitdem hatte sie den Gedanken an die Leiden der Aussätzigen nicht mehr loswerden können, und der Plan, sie zu erleichtern, stand in ihr fest.

Ich hatte, schreibt sie, von Krankheit und Leiden unter den Armen meines Vaterlandes und unter den Opfern des Krieges genug gesehen. Aber diese waren den vereinten christlichen und philanthropischen Bestrebungen unmittelbar erreichbar. Wer hingegen trug Sorge für die Aussätzigen in den fernen, unzivilisirten Gegenden der Welt? Welche ärztliche Hilfe empfingen sie? Welche Pflege von linder Frauenhand erleichterte die Leiden? Abgeschnitten von ihren Mitmenschen, gemieden, verachtet, zu lebendigem Tode verurteilt, verdienten diese Elenden vor allen andern das Ziel meiner Mission zu werden. Des Verkehrs mit andern, als mit ihren Leidensgenossen beraubt, ausgeschlossen von den Annehmlichkeiten der Zivilisation, dahinlebend ohne geeignete Nahrung für den Leib, ohne den Trost der Religion für ihre Seele, schienen diese Aussätzigen mir in einer besondern und einzigen Weise menschlichen Beistand herauszufordern.

Gedacht, gethan! Zunächst begab sie sich nach Jerusalem und Konstantinopel, um sich mit dem Zustande der dortigen Aussätzigen bekannt zu machen. Was sie von diesen trotz der guten Pflege, die sie genossen, sah, genügte vollkommen, um ihren Entschluß, die sibirischen Aussätzigen zu besuchen, unerschütterlich zu machen. Unverzüglich begab sie sich daher nach Moskau, um dort die ersten Schritte zu thun, die zu dessen Verwirklichung notwendig waren. Da sie einsah, daß sie ohne den Beistand der russischen Behörden nichts würde ausrichten können, begab sie sich zu allererst zu dem Gouverneur der Stadt. Freundlich wurde sie empfangen. „Was kann ich für Sie thun?" lautete seine Frage, und als sie ihm ihre Pläne offenbarte, zeigte er sich bereit, ihr behilflich zu sein. Aber sie bedurfte noch einflußreicherer Hilfe. Empfohlen durch die Prinzessin von Wales, die Schwester der Kaiserin von Rußland, erbat sie in St. Petersburg eine Audienz bei Ihrer Majestät und wurde nicht nur auf das huldvollste empfangen, sondern erlangte von ihr auch einen eigenhändigen Brief, der die Behörden aller Orte, die sie besuchen würde, anwies, ihr jedweden Beistand zu leisten. Nicht genug kann Miß Marsden das Wohlwollen rühmen, das die hohe Frau ihrem Plane entgegenbrachte. Auch erhielt sie von ihr ein namhaftes Geldgeschenk als Beihilfe zu den Reisekosten. Dem Beispiele der Kaiserin folgten andre, und so konnte sie höchst befriedigt Petersburg verlassen und nach Moskau zurückkehren.

Die nächsten Wochen vergingen mit mancherlei Vorbereitungen für die weite und gefahrvolle Reise, die sie, von einer Freundin, Miß Field, begleitet, demnächst anzutreten beabsichtigte. Vor allem galt es, sich mit Vorräten und Kleidungsstücken auszurüsten, die geeignet waren, der strengen Kälte des russischen Winters Trotz zu bieten. Endlich, am ersten Februar 1891, waren die Damen zur Abreise bereit. Und worin bestand ihr Reisekostüm? Zunächst waren sie ganz nach dem „System Jäger" gekleidet, darüber aber zogen sie noch mehrere dicke Schaf- und Rennтierpelze mit hohem Kragen und langen Aermeln, um Kopf und Hände genügend zu schützen, während dicke russische Filzschuhe, die bis an die Kniee reichten, große Fußsäcke und allerlei Shawls und Decken nebst Pelzkappen die höchst unbequeme und doch so notwendige Ausrüstung vollendeten. Kaum erkannten sie selbst sich in dieser Bekleidung wieder.

Die erste Strecke ihres Weges konnten sie mit der Eisenbahn zurücklegen, dann aber mußten sie auf Schlitten weiterfahren, und die nächste Schwierigkeit für die beiden Reisenden bestand darin, ihn zu besteigen. Wohl, da war der Schlitten, und da waren sie; aber das Gefährt war sehr hoch, und wie sollten sie, die in ihren zahlreichen Umhüllungen mehr einer unförmlichen Masse, als zarten Menschengebilden glichen, da hinaufkommen? Wahrlich, sie sehnten sich nach der Hilfe von Feenhänden; da aber solche nicht zur Stelle waren, mußte andrer Rat geschafft werden. Drei muskulöse Polizisten versuchten zuerst, Miß Marsden auf den Schlitten zu heben, aber es gelang ihnen nicht. Dann unternahm sie es, allein und ohne Beistand das Gefährt zu besteigen, aber o weh! die Kniee wollten sich nicht beugen. Endlich kamen zwei Polizisten und versuchten es auf eine andre Weise. Sie ergriffen sie bei den Armen, und dann auf ein gegebnes Zeichen machte sie selbst eine verzweifelte Anstrengung und war oben im Schlitten. Aber damit war noch nicht alles gethan. Sie mußte erst noch vollständig eingepackt werden, und erst nach langem Zupfen und Ziehen und Stopfen war sie mit ihren Kleidern und Hüllen zur Abfahrt bereit. Miß Field hatte dieselben Prozeduren zu bestehen. Dann schwangen sich der Kutscher und ein Soldat, der die Damen begleiten sollte, auf ihre Sitze, und fort ging es.

Eine Schlittenfahrt in den Straßen oder Anlagen einer Stadt oder vor ihren Thoren draußen auf der Chaussee ist gewiß für viele ein herrliches Vergnügen; aber auf einer rauhen, von unzähligen Lastschlitten ausgefahrenen russischen Landstraße bei strengster Kälte und gelegentlichen Schneestürmen Tage, ja

Wochen lang auf dem Schlitten zubringen zu müssen, das hört schließlich auf auch für den leidenschaftlichsten Schlittenfahrer noch irgendwelchen Reiz zu haben. Unsre Reisenden wurden dessen sehr bald inne. Auf und ab, wie wenn es über Wellen dahinginge, wurde der Schlitten bald durch tiefe Löcher, bald über große, gefrorene Schneeballen hinweggezogen. Das stieß und warf, schüttelte und schleuderte sie bald nach rechts, bald nach links, bald vorwärts, bald rückwärts in solchem Maße, daß ihnen vom Kopf bis zu den Füßen jedes Glied weh that und das arme Gehirn pochte, als wenn es zerspringen wollte. Dabei stürmten die Pferde dahin, als wenn sie eine Feuerspritze zögen, und der Kutscher stieß unaufhörlich Zurufe aus, als wenn es seine erste Pflicht gewesen wäre, das Schlittengeläute durch Lärmmachen noch zu übertönen. Sein Geschrei nahm zu, wenn sie in ein Dorf kamen, und er alarmirte dadurch nicht nur dessen Bewohner, sondern auch die Hunde, die bellend und heulend den Schlitten umgaben, daran emporsprangen und für eine weite Strecke ein unerwünschtes Geleit gaben. Nahte die Nacht, so nahm die Kälte zu, aber auch das Puffen und Stoßen des Schlittens, denn der Jehu fuhr immer rasender, dem Nachtquartier zustürmend, um sobald als möglich seinen „Wodka" zu haben. War dann jenes erreicht, woraus bestand es? An ein „Hotel" mit guter Bewirtung und entsprechenden Betten war gar nicht zu denken! Man hielt vor dem Hause und begehrte Einlaß. Dann war oft der Schlüssel nicht zu finden oder das Licht und die Streichhölzer. Endlich öffnet sich knarrend die Thür, und der Eintretende prallt fast zurück vor der heißen, verdorbnen Luft, die ihm entgegenströmt. Auch von einer Bewirtung ist kaum die Rede. Der Reisende ist hauptsächlich auf das angewiesen, was er bei sich führt, wenn es nicht etwa zuvor aus dem Schlitten geschleudert und ein Raub der verfolgenden Wölfe geworden ist. Nach der Mahlzeit, die im besten Falle aus heißem Thee und einigen trocknen Bisquits besteht, werden die Schaffelle, oft keineswegs sauber, mitten auf die Dielen gelegt und bilden das Bett, das dem Reisenden leider nicht einmal allein gegönnt, sondern von zahllosen kleinen Familien mitbeansprucht wird, deren Anwesenheit er schon vorher an den Wänden bemerkt und deren Besuch zu nächtlicher Stunde er befürchtet hat. Aber auch andre Reisende, die im „Hotel" einkehren, werden in demselben Raume untergebracht. Man kann sich denken, wie den Damen in solch einem Nachtquartier oft zu Mute gewesen sein mag. Zuweilen freilich hatten sie es besser, so in Ekaterinenberg, wo sie in einem ordentlichen amerikanischen Hotel absteigen konnten, und in Tjumen, wo sie die Gäste einer dort ansässigen englischen Familie waren. Als sie dort ankamen und allen „Komfort" einer echt englischen Häuslichkeit wieder einmal genießen durften, fühlten sie sich nach den bisherigen Strapazen und Unannehmlichkeiten der Reise wie im Himmel. Allerdings nur auf kurze Zeit; denn wenn sie daselbst auch eine verhältnismäßig lange Rast hielten, mußten sie doch schließlich wieder aufbrechen und weiter, immer weiter gen Osten ziehen, um endlich ihr fernes Ziel zu erreichen.

Aber was hatten sie noch alles durchzumachen, ehe sie soweit waren! Schon sechs Stunden, nachdem sie von ihren englischen Freunden Abschied genommen hatten, begann eine Reihe von Unfällen. Sie hatten auf der letzten Station einen noch recht jungen Kutscher bekommen, „ein echtes Exemplar von Jung-Sibirien," und bemerkten, als es zu dunkeln anfing, daß dieser, sei es infolge zu reichlichen Wodkagenusses, sei es wegen der zunehmenden Kälte, so tollkühn fuhr, daß leicht etwas passiren konnte. Und so kam es denn auch. Zwei von den Pferden, denen das Geschirr nicht paßte, verwickelten sich in die zu ihrer bessern Befestigung zu Hilfe genommenen Stricke dermaßen, daß sie an einer ungünstigen Stelle des Weges hinfielen und wilde Anstrengungen machten, wieder aufzukommen. Der Kutscher rief den Damen zu: Nichivo (es macht nichts)! Der Soldat sprang von seinem Sitze herab und begann furchtbar zu schimpfen auf Pferde, Kutscher und Weg. Da das nichts helfen wollte, versuchte er ein andres Mittel. Er spuckte auf die Pferde. Dann standen Soldat und Kutscher eine Weile ganz still, sahen sich die Geschichte an und thaten nichts. Jetzt warf sich Miß Marsden ins Mittel und weckte sie aus ihrer Träumerei, sodaß sie einsahen, daß sie etwas andres zu thun hatten, als still zu stehen und zu schimpfen. Inzwischen wurden die Pferde immer wilder, um sich aus ihrer Verwicklung zu befreien, und da ihnen nun die beiden Männer zu Hilfe kamen, gelang es endlich, sie wieder auf die Beine zu bringen. Sie wurden von neuem angeschirrt, und die Fahrt konnte weitergehen. Aber es dauerte nicht lange, so erlitt sie eine neue Unterbrechung. Vor ihnen befand sich mitten auf der Landstraße ein Frachtschlitten. Die Männer schrieen, so laut sie konnten, aber er blieb im Wege. Da sie sehr schnell fuhren, erwarteten die Damen einen furchtbaren Zusammenstoß. Der wurde zwar glücklich vermieden, aber dafür fuhren sie an der Stelle, wo er hätte stattfinden können, mit aller Macht in einen mit Schnee angefüllten, tiefen Graben, in dem die Pferde natürlich festsaßen und trotz allem Drohen, Stoßen und Schlagen nicht von der Stelle zu bewegen waren. Das war eine häßliche Situation, zumal es ein Uhr morgens und bitterkalt war. Dazu hatten auch die Damen den Schlitten verlassen und standen nun da im tiefen Schnee und vor Frost zitternd wie zwei arme, verlorne Kreaturen, die auf Rettung warten. Nach langen Bemühungen gelang es den Männern endlich, Pferde und Schlitten aus dem Graben wieder auf die Straße zu bringen, alle stiegen wieder auf, und die Reise konnte fortgesetzt werden. Aber noch ehe sie die nächste größere Stadt erreichten, hatten sie wiederholt ähnliche Abenteuer, sodaß sie äußerst erschöpft in Tobolsk ankamen. O St

Verschiedenes

(Zur Bekenntnisfrage) Dem Manne der christlichen Praxis kann es jetzt leicht angst und bange werden, wenn er dem Streite um Apostolikum und Amtsverpflichtung lauscht. Er hat das Gefühl, als verhandle man über den Anstrich der Feuerspritze, während schon das Haus brennt. Vor uns wächst die Sozialdemokratie, hinter uns wächst der Kapitalismus, eines so unchristlich wie das andre; wir könnten Lebenswasser bieten für diese wirre, arme Welt, aber wir haben keine Zeit; wir müssen uns auseinandersetzen über natus ex virgine und über die etwaigen verschiednen Vorstellungen, die wir von Auferstehung und Himmelfahrt haben. Wir erkämpfen vielleicht unsre Ansicht, vielleicht auch nicht. Aber für wen erkämpfen wir sie? Für wen? Das Volk, dem wir die erkämpfte Wahrheit predigen wollen, geht inzwischen verloren. Wir sind wie die Monotheleten und Dyotheleten in Kleinasien, als der Muhammedanismus in Syrien stand. Wer hat denn schließlich von jenen beiden Theologenschulen recht gehabt? Keine von beiden, denn über beide hin jagte der Islam mit seinem: Allah ist Gott! Können wir nicht lernen aus der Vergangenheit? Haben wir nicht Missionsgeist genug, um jetzt alle Kraft nur auf Gewinnung des Volkes zu richten?

In solcher Stimmung hörten wir dem Streite zu und sahen in ihm ein Zeichen von Glaubensarmut hüben und drüben, aber wir wagten nicht recht, unsrer Stimmung Ausdruck zu geben, da viele kluge und gläubige Freunde auf beiden Seiten im Kampfe standen und ihn also für nötig hielten. Nun aber hat eine Stimme das geäußert, was wir gefühlt haben. Pastor Lorenz in Erfurt schreibt über „Die Lösung der Bekenntnisfrage" ein Heft von 42 Seiten (Hugo Günther; 80 Pfge.). Dieses Heftchen hat viele einzelne Behauptungen, die uns zur Debatte anregen könnten, es scheint uns etwas schnell und ungleichmäßig gearbeitet, aber wir vergessen alles dieses vor dem Gesamteindruck: Hier redet ein Mann, der Glauben genug hat, um die jetzigen Streitigkeiten innerlich zu überwinden. Was ihn beschäftigt, ist nicht Kritik, nicht Aufräumen von Schutt, sondern lebendiger Aufbau aus dem Neuen Testament heraus. Er sagt etwa so: Es giebt fünf Bekenntnisse, die älter und inhaltlich tiefer sind als alle spätern Bekenntnisschriften. 1. Das heilige Vaterunser, 2. die Taufe, 3. das heilige Abendmahl, 4. das Bekenntnis des Wandels im Licht, in der Liebe und im Leben, 5. das Zeugen von Christo und das Martyrium.

Diese fünf Arten „Bekenntnis" sind ja nicht ganz gleichartig, indem die ersten drei Bekenntnisse in bestimmten Worten (bei 2 und 3 Einsetzungsworte) formulirt sind, während zu 4 und 5 eine Reihe von Bibelsprüchen herangezogen werden muß. Immerhin ist soviel richtig, daß die fünf Punkte zum unzweifelhaften eisernen Bestande des Glaubens gehören, daß sie verständlich sind für jeden Gläubigen, daß sie genügen, um den christlichen Charakter des Bekenners festzustellen, und daß sie nicht geeignet sind, theologische Kämpfe zu veranlassen.

Der Lorenzsche Vorschlag verdient, so scheint uns, nicht bloß als ein vorübergehender Einfall behandelt zu werden. Er ist mehr. Er ist eine ausführbare Mittellinie zwischen der alten Bekenntnismäßigkeit und dem Suchen nach einem neuen Dogma. Er kann das Bedürfnis derer befriedigen, denen es auf dem Meer der neuen Theologie zu windig ist, und ebenso das Bedürfnis derer, die am Menschenwort des alten Bekenntnisses Anstoß nehmen. Dabei ist es nicht ein Kompromiß der Schwäche, sondern ein Versenken in die heilige Kraft, die aus Christi Munde fließt. Lorenz will nicht, daß man alte Bekenntnisse „abschafft," er will nur, daß man in der ganzen Kirche ein Bewußtsein dafür be-

kommt, was im Munde Jesu und der Apostel das „Bekennen“ für einen Sinn hatte.

Wieviel Inhalt gerade für unsre Tage in den fünf Punkten liegt, hat Lorenz auszuführen versucht. Hier werden andre noch mithelfen müssen; aber wir freuen uns dessen, was er bietet. Das heilige Vaterunser ist als Bekenntnis unendlich reich, der Taufbefehl und die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls enthalten eine Fülle bekenntnismäßiger Wahrheit, und das praktische Bekennen im Leben, Lieben, Leiden bedarf auch immer erneuter Hervorhebung.

Das Lorenzsche Schriftchen ist die erste Nummer einer Serie „Kirche und Sozialismus.“ Wir sind gespannt, was die Fortsetzung bringt. F N

(Die Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses) nehmen durch ihre neuste Nummer (Nr. 3) unser besondres Interesse in Anspruch. Zuerst durch ein sehr dankenswertes Urteil über den Bergarbeiterstreik im Saarrevier von einem evangelischen Geistlichen, der als Augenzeuge offenbar mit warmem Herzen und gutem Verständnis der Entwicklung der Dinge dort gefolgt ist. Wer so ratlos wie wir trotz aufmerksamer Zeitungslektüre jenem Streik gegenüber stand, wird mit uns für dieses aufklärende Wort dankbar sein. Das zweite Wertvolle ist ein dreifacher Beitrag zur Programmfrage der Evangelischen Arbeitervereine, von Naumann, Weber und Göhre. Hätte uns die Nummer schon vorgelegen, so würden wir die Zurückhaltung, die wir „in Sachen der Evangelischen Arbeitervereine“ in Nr. 13 d. Bl. uns auferlegten, nicht nötig gehabt haben. Diese dreifache Aussprache kann nur klärend und beruhigend wirken; der Sache selbst hoffen wir nun, jedenfalls noch vor dem Kongreß, einen eingehendern Artikel zu widmen. Besonders erfreulich ist die Nachricht, daß die Enquete über die Lage der ländlichen Arbeiter gute Frucht getragen hat. „Von den dreihundert Antworten, die eingelaufen sind,*) sind kaum zehn ganz untauglich. Ein Viertel von ihnen sind geradezu glänzende Leistungen.“ Aber die Kongreßleitung dringt um so mehr darauf, daß die Zahl der Antworten wenigstens noch dreimal so groß werde. Sie hat daher auf mehrfachen Wunsch den Termin der Einsendung auf den 1. Mai hinausgeschoben. Wir bitten unsre bisher durch die besondre Arbeitslast der vergangnen Monate verhinderten Freunde diese Frist zu benutzen und mit dafür zu sorgen, daß diese Enquete immer noch mehr zu einem Zeugnis für die wirtschaftliche Einsicht unsrer Landgeistlichkeit sich gestalte! — In den Besitz der „Mitteilungen“ kommt man, indem man Mitglied des Evangelisch-sozialen Kongresses wird. Hierzu genügt ein Jahresbeitrag von 5 Mark. Dafür hat man auch noch die Kongreßberichte unentgeltlich und freien Eintritt zum Kongreß. Man melde sich bei dem Generalsekretär Herrn P. Göhre, Berlin W, Lützowstraße 84. R

(Spener in Frankfurt) Vor einigen Jahren ist auch in diesem Blatte für eine Spenergedenktafel in Frankfurt a. M. gesammelt worden. Die Sammlung hat damals in Frankfurt einen so bescheidnen Ertrag gehabt, daß der Gedanke eine Zeitlang ruhte. Er wurde aber wieder lebendig, als die Stadt die Paulskirche (an deren Stelle einst Speners Barfüßerkirche stand) im Innern reich und schön ausschmückte. Sie hat mehr als 40000 Mark darauf verwendet. Da hat man denn auch in guter Zuversicht, daß die Mittel sich finden werden, die Tafel hergestellt und in die Wand gegenüber der Kanzel eingelassen. Das Denkmal hat die Kunst und Liebe des Bildhauers Rumpf entworfen und das in weißem Marmor ausgeführte Medaillonbild Speners modellirt. Zur Deckung der Kosten sind noch tausend Mark aufzubringen. Darum wirbt ein Schriftchen: Spener in Frankfurt, vom Herausgeber dieses Blattes, zunächst als Manuskript gedruckt, nunmehr auch im Buchhandel für eine Mark zu haben (Kommissionsverlag von Karl Brechert, Frankfurt a. M.). Der Erlös kommt fast ohne Abzug dem Zwecke zu gut. — Als Verfasser bemerke ich nachdrücklich, daß das Schriftchen auf eignen Forschungen nicht beruht; dazu war weder Zeit noch Gelegenheit günstig. Es gründet sich vornehmlich auf die vor kurzem erschienene Biographie von Lic. Paul Grünberg, Pfarrer am Alt-St. Peter in Straßburg i. E.: Philipp Jakob Spener. Sein Leben und Wirken (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Erster Band. 10 Mark, gebunden 11,50 Mark) und will an seinem Teil dieses treffliche Werk mit empfehlen und verbreiten. R

(Bachs Matthäuspassion in Berlin) Daß unsre Berliner Leser die Bemerkungen in Nr. 12 über eine Berliner Aufführung der Matthäuspassion nicht ohne Protest würden hingehen lassen, war ja mit Sicherheit zu erwarten. Der Protest mußte sich freilich von rechtswegen viel mehr gegen die gerügten Vorgänge selbst wenden, als gegen den, der sie richtig beobachtet hat. Also nicht, wie wenn wir etwas Thatsächliches zu berichtigen hätten — denn warum läßt sich „das protestantische Berlin“ dergleichen gefallen? — sondern zur Vervollständigung des Gesamtbildes geben wir gern der folgenden Zuschrift Raum:

In Nr. 12 dieses Blattes Sp. 248 wird die Aufführung einer katholischen Passionsmusik in Parallele gestellt mit einer solchen der Bachschen Matthäuspassion, die der Verfasser jenes Artikels innerhalb weniger Tage sich beide in dem Saale der Philharmonie angehört hat. Es sind Eindrücke, wie sie nur zu leicht empfangen kann, wer sich auf der Durchreise in einer großen Stadt aufhält. Der Sternsche Gesangverein hatte im vorigen Jahre, was er in vielen Jahren nicht gethan hatte, unter seinem neuen Dirigenten F. Gernsheim die Bachsche Passionsmusik neu einstudirt, um eine, wie anerkannte Musikkritiker erklärten, ziemlich mittelmäßige Aufführung des Werkes zustande zu bringen. Zwei Tage vorher hatten katholische Kreise im gleichen Saale

*) Heute sind es siebenhundert. D H

eine Passionsmusik aufgeführt, zu der übrigens auch ein weiteres Publikum durch die öffentlichen Anschläge eingeladen worden war. Der Unterschied zwischen diesem ersten Abend und dem zweiten ist aber keineswegs so zu erklären, wie es oben S. 248 geschehen ist. Denn bei dem zweiten hätte, wer mit den Berliner Verhältnissen vertraut ist, leicht erkennen können, wie hier unter den Mitwirkenden sowohl als unter den Zuhörern jenes sehr wohlhabende Element der Berliner Bevölkerung gar zahlreich vertreten war, dem Bachs Matthäuspassion lediglich Konzertprogramm ist. Wenn dann Zuhörer wie Mitwirkende die Auffassung zeigen, wie sie oben S. 248 geschildert wird, darf wohl an 1. Kor. 1, 23 erinnert werden. Zwei Tage später, am Karfreitag, hat auch im vorigen Jahre, wie alljährlich, die Aufführung der Bachschen Matthäuspassion in der Singakademie unter Leitung Martin Blumners stattgefunden. Dort hätte der Verfasser jenes Artikels lernen können, wie das protestantische Berlin die Passionsmusik anhört; sie hat dort gewiß seit Jahren schon auf Tausende von Zuhörern viel tiefere Wirkung hinterlassen, als so manche Karfreitagspredigt von der Kanzel. Dies zur Steuer der Wahrheit. W—l

Quittung

Für die belgische Missionskirche: 20 Mark von X X in U; 10 von H S in B; 5 von v. B, Kiel; 5 von E, Obernigk.

Für die Kinderherberge und Konfirmandenanstalt in Reinerz: 5 Mark von H S in B.

Für den Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsverein: 5 Mark von demselben.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichst. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Das erste Quartal wird auf Verlangen für 2 Mark nachgeliefert. Von den früheren Jahrgängen sind noch zu haben: 1888 für 6 Mark und 1890 für 8 Mark geheftet, gebunden für 9 und 11 Mark.

Die Jahrgänge 1887 und 1889 sind vollständig, vom Jahrgang 1891 ist Nr. 1 vergriffen, vom Jahrgang 1892 das vierte Quartal. Die Verlagsbuchhandlung kauft gut erhaltene Exemplare des Fehlenden zurück.

Einbanddecken zu den sechs ersten Jahrgängen der Christlichen Welt und zu den Jahrgängen 1891 und 1892 für Christliche Welt und Chronik zusammen sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie durch die Verlagsbuchhandlung selbst zu beziehen.

Die Verlagshandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 14 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigengebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Bei ev. Pf. i. d. Rheinpr., i. Unt. erf., sind. Knaben liebevolle Erz. u. Unterr.
Anerb. u. H. K. a. d. Exp. d. Bl.

Innerhalb 4 Monaten 2. Aufl. **Quandt**, Emil, I. Dir. d. Predigersem., **Allein durch den Glauben.** Ein Jahrg. Wittenbg. Pred. über freie Texte. Festgabe z. Einweih. d. wiederhergest. Schloßkirche am 31. 10. 1892. 2. Aufl. 6 ℳ Gut geb. 7 ℳ **R. Mühlmanns Vrlg.** (Max Grosse) in Halle a. S.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1388. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 11: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber die „Ungläubigkeit“ unsrer Universitäten und höheren Lehranstalten; Ein Anliegen der reformirten Kirche; die Vakanz der früher von Lipsius innegehabten Professur — Römische Kirche: Die Ansprachen bei dem Empfange des Generals von Loë durch den Papst — Heidenmission. Innere Mission: Württembergischer Konsistorialerlaß; Die englische Universitätenmission; Die Hebung der Zucht unter den jugendlichen Arbeitern — Personalien

Nr. 12: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Fortsetzung der Debatte über die „Ungläubigkeit“ unsrer Universitäten; Zu dem Erlaß des Württembergischen Oberkonsistoriums in der Apostolikumsfrage; Die wissenschaftlichen Vorträge; Ueber eine Neuorganiation des Brandenburgischen Konsistoriums; Kirchenbauten in Halle — Evangelische im Auslande: Die Verlobung des Erbgroßherzogs von Luxemburg; Entstaatlichung der englischen Kirche in Wales — Soziales: Ueber die entsetzliche Ausbreitung der Unzucht; Der Vortrag Naumanns beim Evangelisch-sozialen Kursus in Elberfeld; Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses — Verschiedenes: Berliner kirchliche Presse — Personalien.

Nr. 13: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur Debatte über die „Ungläubigkeit“; Ueber den Fall Harnack; Zwei Briefe Albrecht Ritschls — Römische Kirche: Aus Ungarn. Zur Kirchenpolitik der Regierung; Die Oedenburger Katholikenversammlung — Von der Weltausstellung in Chicago: Die Ausstellung des preußischen Unterrichtsministeriums; Katholikenkongreß während der Weltausstellung in Chicago; Logirhäuser in Chicago; Weltenthaltsamkeitskongreß während der Weltausstellung in Chicago — Heidenmission. Innere Mission. Soziales: Aus England. Heidenmission; Zum Trunksuchtsgesetz; Die Programmfrage in den evangelischer-Arbeitervereinen — Verschiedenes: Die landeskirchliche Versammlung der Freunde der positiven Union.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pf. D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum“** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Schwer erziehbare Knaben und Mädchen,

wie nervöse, schwach oder einseitig veranlagte, zurückgebliebene u. ä. finden jederzeit Aufnahme in

Trüpers Erziehungsanstalt zu Jena.

Aerztl. Beirat seitens der Herren Professoren Binswanger, Leubuscher und Ziehen. Aufs beste empfohlen durch Hrn. Prof. Mendel-Berlin, Dir. Dr. Koch-Zwiefalten, Prof. Dr. W. Rein und Prof. Lic. O. Baumgarten-Jena u. a. **Alles Nähere durch die Direktion.**

Zahn, Prof. Dr. Th., Erlangen, **Das apostolische Symbolum**
E. Skizze f. Geschichte u. e. Prüfung f. Inhalts. 7 Bgn. gr. 8°. Mk. 1.35.
A. Deichertsche Verlagsb. Nachf. (G. Böhme), Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Die Juden

und die

deutsche Kriminalstatistik

von

W. Giese

Preis: 1 Mk.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Soeben erschien:

Wach auf, Evangelisches Volk!

Aufsätze über Kirche und Kirchenpolitik

von **Adolf Stöcker,** Hofprediger a. D.

40 Bogen 8°. **Preis M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—**

In diesem stattlichen Bande bietet der bekannte Verfasser dem deutschen Volke ein außerordentlich wertvolles Werk. Kein andrer wie **Stöcker** ist so berufen, einen derartigen Gegenstand zu behandeln; steht er doch in dem seit Jahren bestehenden Kampf für die Rechte der evangelischen Kirche allzeit in der Mitte.

Bestellungen nimmt jede Sortiments-Buchhandlung entgegen, sowie auch die Verlagshandlung

Berlin SW 61, Johannistisch 6

Buchhandlung der Berliner Stadtmission

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend
				Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	40
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valdo**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Hochachtungsvoll

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig, Querstr. 14

M. F. J. Bernhard, Biblische Konkordanz, oder dreifaches Register über Sprüche im Allgemeinen, über Textstellen für besondere Fälle und über Namen und Worte der von Dr. Luther übersetzten heiligen Schrift. — Format: Groß-Lexikon, ca. 1000 Seiten. — 7. Auflage. — Preis: Geh. **6** Mk., eleg. geb. **8** Mk.

Unsre Konkordanz zeichnet sich aus vor den Konkurrenz-Ausgaben durch das ihr beigegebene Kasuale Textregister und allgemeine Spruchregister. Um Inhabern andrer Konkordanzen die Anschaffung unsrer kompletten zu ersparen, haben wir von diesen beiden Abteilungen Sonderabdrücke geschaffen, die wir zu je **2** Mk. liefern.

Prof. D. G. Rietschel, Das Wort vom Glauben. Predigten für alle Sonn- u. Festtage des Kirchenjahres. Eleg. geb. **8,** brosch. **7** Mk.

Die Predigten zeichnen sich ohne Unterschied ebenso durch Klarheit der Gedanken, wie durch eine edle und doch volkstümliche und allgemein verständliche Sprache aus. (Die Post.)

Prof. D. G. Rietschel, Univ. Leipzig, Die Aufgabe der Orgel, geschichtlich dargelegt bis ins 18. Jahrhundert. Preis eleg. geb. **3** Mk.

Diese Arbeit behandelt eine von den Theologen bisher ganz übersehene und auch von den Musikschriftstellern über Vermutungen nicht hinausgeführte Frage und führt den Nachweis, daß die Begleitung des Gemeindegesanges durch das Orgelspiel bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts nirgends vorhanden war, aber auch im 18. Jahrhundert noch vielfach gefehlt hat.

Rev. James Hart., Judas Ischarioth, eine Selbstbiographie, übertragen von **M. Ballhorn.** Preis: Brosch. **2** Mk.

Gleichwie diese Schrift in England großes Aufsehen erregte, so scheint es auch in Deutschland der Fall zu werden.

Bauer, Die deutschen Reichsgesetze in Bezug auf **Kirche, Religion und Geistlichkeit.** Preis: **1** Mk. **80** Pfge.

Eine sehr verdienstliche Arbeit, deren Studium namentlich angehenden Geistlichen nicht dringend genug angeraten werden kann. Die Behandlung des vielberufenen § 166 des Strafgesetzbuches ist für Geistliche von ganz besonderm Interesse. (Pfarr-Haus.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 15 Leipzig, den 6. April **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Nach Ostern — Das Reich Gottes in der Lehre Jesu: 1 — Einst und Jetzt: 1 — Phillips Brooks. Eine Lichtgestalt aus der amerikanischen Kirche — Gottfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen — Zum Semesteranfang. Ein Appell an unsre Leser in den Universitätsstädten — Aus der Gemeinde. Ein zweites Wort. Nebst Antwort — Miß Marsdens Reise zu den Aussätzigen Sibiriens: 2 — Berichtigung — Anzeigen

Nach Ostern

Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. 1. Petr. 1, 3.

So war den ersten Jüngern Jesu zu Mute, da Er sich ihnen nach seinem Tode und trotz seinem Kreuzestode als den Lebenden, den in himmlischer Herrlichkeit Lebenden mehrmals bezeugt hatte. Und diese Hoffnungsfreudigkeit ist ihnen geblieben, auch als es wieder Abend in ihrem Leben wurde und sie mit ihrer besten Absicht und Gabe auf vielen Unverstand und Widerstand stießen. Auch unter Spöttern und Feinden wußten und bekannten sie: Es ist in keinem Andern das Heil; unter den Steinwürfen ihrer Verfolger sahen sie den Himmel offen, und ob sie alles opfern mußten und sich selbst wie Schlachtschafe fühlten, ihr Blick blieb fest auf eine herrliche Zukunft gerichtet, auf das himmlische Erbe, das ihnen nichts und niemand rauben konnte. So waren und blieben sie wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, immer und überall in österlicher Stimmung.

Und wie sie auch spätere Christen. Als in der Mitte des dritten Jahrhunderts in Karthago eine furchtbare Pest ausbrach und viele auch aus der Christengemeinde hinwegraffte, mahnte und tröstete der Bischof Cyprian die Seinen: „Wir dürfen die nicht betrauern, die durch den Ruf des Herrn aus der Welt befreit sind, da wir wissen, daß sie nicht verloren, sondern vorausgegangen sind. Wir dürfen hienieden keine schwarzen Trauergewänder anlegen, da sie dort oben schon die weißen Gewänder der Herrlichkeit angelegt haben. Wir dürfen den Heiden keine Gelegenheit geben, uns mit Recht anzuklagen, daß wir die, von denen wir sagen, daß sie bei Gott leben, als Erloschene und Verlorene betrauern.“ Wie ganz anders würde derselbe Cyprian zehn Jahre früher gedacht und gesagt haben, als er noch ein Lehrer der Rhetorik war und gemäß seiner heidnischen Bildung die Verstorbnen für Erloschene hielt und im Tode eher alles andre als eine Befreiung aus der Welt durch göttlichen Liebeswillen sah! Was hatte ihn so ungestimmt und machte ihn auch in schrecklichster Heimsuchungs- und bald darauf Verfolgungszeit so ruhig und gewiß und hoffnungsfroh? Die unterdes gewonnene Ueberzeugung, daß Jesus Christus von den Toten auferstanden und der Erstling geworden sei unter denen, die da schlafen!

Haben wir nicht denselben Glauben? Können wir ihn nicht ebenso zuversichtlich haben wie jene ersten und dieser spätere Jünger Jesu? Bezeugt sich Jesus nicht auch uns als den Lebenden draußen und drinnen? „Die Apostel sahen das Haupt und glaubten an den Leib [die Kirche]; wir sehen den Leib und glauben an das Haupt.“ Ich denke, wir können angesichts und in der fortwährenden Erfahrung des Lebens dieses Leibes nach achtzehn Jahrhunderten mit noch mehr Grund und Nachdruck so denken und sagen als Augustin nach dreihundertjährigem Bestande der Kirche. Und ist unser Osterglaube nicht wieder erfrischt und gestärkt worden durch das eben gefeierte Osterfest? Wie jeder Sonntag, der christlich gefeiert wird, so ist doch jedes Osterfest beides zugleich: ein erhebendes Bekenntnis einer großen Gemeinde zum Auferstandnen bei allem Widerstreit und ein mächtiges Zeugnis für die Auferstehung Jesu Christi, ohne die es weder den Sonntag noch das Sonntagsfest gäbe.

In solcher österlichen Stimmung, also wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die erneuerte Gewißheit: Christ ist erstanden! sind und bleiben auch wir fest und froh in den Nöten, die uns betroffen haben. Will uns bange werden beim Blick auf so viele Feindschaft wider Christum und auf die noch betrübendere große Gleichgiltigkeit gegen das Christentum in ganzen Kreisen unsers Volks und bei der Erfahrung großer Unchristlichkeit vieler Christen in Gesinnung, Wort und Wandel und tief greifenden Unfriedens und Zwiespalts in der Christenheit — der Blick wird wieder hell durch die Ostergewißheit: Jesus lebt und will und wird bei den Seinen bleiben alle Tage bis an der Welt Ende. Und will es dunkel um uns und in uns werden an den Gräbern unsrer Lieben, nach deren Scheiden wir uns so arm und so verlassen fühlen — es wird wieder licht durch die lebendige Hoffnung: Jesus lebt; durch ihn und mit ihm leben die Seinen; wir werden bei dem Herrn sein allezeit. St

Das Reich Gottes in der Lehre Jesu

Wie haben wir den Begriff des Reiches Gottes zu verstehen, wenn wir im Vaterunser beten: „Dein Reich komme!“ oder wenn wir andern oder uns selbst die Forderung vorhalten: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“? Die Gefahr liegt sehr nahe, daß wir uns entweder bei der Erklärung dieses Begriffes mit der Umschreibung durch gewisse allgemeine Ausdrücke begnügen, wie etwa „Christentum,“ „christliche Kirche,“ „christlicher Heilszustand,“ die den Begriff doch nur ungenau wiedergeben, oder daß wir bei dem Versuche einer genaueren Begriffsbestimmung Gedanken eintragen, die mehr unsrer eignen religiösen Auffassung als der Auffassung Jesu entsprechen. In unsrer Gegenwart wird sowohl in der wissenschaftlichen wie in der populären Darstellung der christlichen Lehre dem Begriffe des Reiches Gottes eine bedeutsame Rolle zugewiesen. Man gebraucht ihn, um den letzten Zweck des ewigen Heilswillens Gottes, seines Wirkens in der Schöpfung, Erlösung und Heiligung und zugleich den höchsten Zweck des Menschen, sein höchstes Gut und seine höchste Aufgabe, zusammenfassend zu bezeichnen. Wie nahe liegt es da, daß wir eine eigne, uns ideal erscheinende Vorstellung von diesem „Reiche Gottes“ in die Aeußerungen Jesu über das Reich Gottes hineindeuten, während doch offenbar umgekehrt der Sinn, in dem Jesus diesen Begriff gebraucht hat, maßgebend für dessen Anwendung sein müßte. Es kommt ja freilich nicht darauf an, daß wir nur in den Ausdrücken Jesu reden und die einzelnen Worte nur in demselben Wortsinne gebrauchen wie er. Das

Wichtige ist vielmehr, daß wir die religiösen Anschauungen Jesu uns aneignen und andern mitteilen, wenn wir sie auch vielleicht mit ganz andern Worten bezeichnen wie er. Aber wo es sich um einen Begriff handelt, zu dessen Aufnahme in unsern christlichen Sprachgebrauch schon in der Lehre Jesu der Anlaß und in den Worten unsrer Evangelien, die wir lesen und zu erklären haben, eine sich immer erneuernde Aufforderung liegt, würde es doch verwirrend sein, wenn wir diesen Begriff in einem andern Sinne anwenden wollten, wie Jesus selbst. Man denke z. B. an die oben angeführten beiden Aussprüche Jesu. Wie könnten wir den in ihnen ausgedrückten Gedanken Jesu richtig erfassen, wenn wir uns daran gewöhnt hätten, den Begriff des Reiches Gottes in einem andern Sinne zu verstehen als er?

Jesus hat diesen Begriff in mannigfachen Zusammenhängen und Beziehungen gebraucht, während er doch, gemäß der populären Art seiner Predigt, nirgends eine solche Definition desselben gegeben hat, die uns ausdrücklich sagte, worin für sein Bewußtsein die wesentlichen Merkmale dieses Begriffs bestanden. Wollen wir eine Erklärung dieses Begriffs in seinem Sinne geben, so haben wir nicht etwa bloß zu fragen, was er im allgemeinen unter einem „Reiche," einer „Königsherrschaft" versteht, und was er demgemäß wohl im besondern unter einem „Gott gehörigen Reiche," einer „Königsherrschaft Gottes" verstanden haben wird. Denn wir würden auf diesem Wege zu einer viel zu weiten und allgemeinen Begriffsbestimmung gelangen und der Thatsache nicht Rechnung tragen, daß Jesus den Begriff des Reiches Gottes nicht seinerseits zuerst ausgeprägt hat, sondern an eine bestimmte, geschichtlich gegebne Ausprägung desselben angeknüpft und diese weitergebildet hat. Der allgemeine Begriff des Königreiches Gottes, wie er uns im Alten Testament an mehreren Stellen begegnet (z. B. Ps. 93, 1; 96, 10; 97, 1; 103, 19), hatte im spätern Judentum eine spezielle Beziehung auf das Heilsreich, das Gott in der Endzeit aufrichten werde, bekommen (vgl. Dan. 7, 27); und bei dieser speziellen Beziehung hat nun wieder Jesus das Reich Gottes noch anders aufgefaßt als seine jüdischen Zeitgenossen. Ueber diese besondre Auffassung Jesu giebt uns auch der Umstand keinen besondern Aufschluß, daß im Matthäusevangelium sehr häufig der Ausdruck „Himmelreich," „Reich der Himmel" steht und unsre andern Evangelien den Ausdruck „Reich Gottes" haben. Denn wir können — auf Grund unsrer übrigen Erkenntnis des Verhältnisses unsrer Evangelien zu einander und zu älteren Quellen — mit großer Bestimmtheit sagen, daß nicht Jesus selbst diesen Ausdruck „Himmelreich" gebraucht hat, um dadurch etwa die Art des Reiches Gottes genauer zu erklären, sondern daß erst der Evangelist Matthäus den Ausdruck eingesetzt hat, um mit ihm den Ausdruck „Reich Gottes" zu umschreiben, ebenso wie z. B. Luk. 15, 18 „der Himmel" Umschreibung für Gott ist. Die richtige Auslegung des Begriffes des Reiches Gottes im Sinne Jesu gewinnen wir also nur so, daß wir unter Berücksichtigung der Ausprägung dieses Begriffes, die Jesus vorfand und an die er anknüpfte, die mannigfachen Aussagen untersuchen, die er selbst mit Bezug auf dos Reich Gottes gethan hat.

In dieser Weise ist nun auch der Begriff des Reiches Gottes bei Jesus in neuester Zeit besonders oft und gründlich untersucht worden. Auch ich selbst habe mich bemüht, in einer zusammenhängenden Darstellung des Ganzen der Lehre Jesu diesen Hauptbegriff derselben ausführlich zu erläutern und die Gründe für meine Auffassung darzulegen.*) Den Anlaß dazu, hier von neuem die Bedeutung dieses Begriffes bei Jesus zu besprechen, entnehme ich hauptsächlich der anregenden und zum Nachdenken auffordernden Schrift, die Professor Johannes Weiß in Göttingen unter dem Titel „Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag, 1892) veröffentlicht hat. J. Weiß kommt zu dem Ergebnisse, daß die heutzutage viel vertretene Auffassung, nach der das Reich Gottes einen schon während der irdischen Gegenwart in der christlichen Gemeinde verwirklichten und sich weiter entwickelnden Zustand wesentlich ethisch-religiösen Charakters bedeute, nicht dem ursprünglichen Sinne Jesu entspreche, da Jesus das Reich Gottes lediglich als einen solchen eschatologischen Zustand gedacht habe, wie er sich nicht unter den Bedingungen des gegenwärtigen irdischen Weltverlaufs verwirklichen könne und solle. Mit diesem Urteile, in dem Johannes Weiß mit andern gegenwärtigen Forschern wesentlich zusammentrifft, meine eigne abweichende Auffassung auseinanderzusetzen, ist mir ein Bedürfnis. Ich hoffe aber auch dem Interesse mancher Leser der Christlichen Welt entgegenzukommen, wenn ich auf diesen Anlaß hin den Begriff des Reiches Gotttes bei Jesus speziell mit Rücksicht auf die Frage zu erörtern suche, ob wirklich das Reich Gottes im Sinne Jesu einen rein eschatalogischen Charakter hat und im ausschließenden Gegensatze zu dem gegenwärtigen irdischen Weltzustande steht. Ich glaube mich verhältnismäßig kurz fassen zu dürfen, weil ich zur vollständigern Begründung meiner Ansichten auf meine erwähnte ausführliche Darstellung verweisen kann.*)

1

Ohne Zweifel hat zur Gesamtanschauung Jesu als wichtiger Bestandteil die zuversichtliche Erwartung eines neuen, von dem gegenwärtigen Weltzustande ganz verschiednen Zustandes gehört, den Gott vermöge seiner wunderbaren Macht, unter Vollziehung eines großen, zum ewigen Verderben führenden Strafgerichtes über alle seinem Willen Widerstrebenden, zum ewigen Heile seiner Frommen herbeiführen werde. Im Gegensatze zu den vergänglichen Gütern des gegenwärtigen irdischen Zustandes betrachtete er die himmlischen Güter dieses zukünftigen neuen Zustandes als die unvergänglichen und deshalb echten, wahrhaften Güter des Menschen (Matth. 6, 19 f.; Luk. 16, 11 f.), ebenso im Gegensatze gegen das vergängliche irdische Leben das ewige Leben in dem kommenden Aeon als das eigentliche Leben, „das Leben" schlechthin (Mark. 8, 35; 10, 30; Matth. 7, 14). Weil dieses ewige Leben nur denen zu teil wird, die Gott, der Herzenskündiger, als gerecht, d. h. fromm anerkennt, so forderte Jesus seine Hörer auf, im Hinblick auf diesen von Gott zu erwartenden Heilslohn eine wahrhafte, nicht nur auf das Ansehen vor den Menschen berechnete Gerechtigkeit der Gesinnung zu bethätigen (Matth. 6, 1. 4. 6. 18) und lieber die schmerzlichsten Verzichte auf irdisches Wohlsein und Leben zu leisten, als sich durch Einwilligung in den Anreiz zur Sünde und durch Verleugnung des Evangeliums den Verlust des unersetzlichen ewigen Heilslebens zuzuziehen (Mark. 8, 35—38; 9, 43. 45; 13, 12 f.; Luk. 12, 4 f.).

Sich selbst legte Jesus die Bedeutung bei, daß er als Beauftragter Gottes, bekleidet mit himmlischer Macht und Herrlichkeit, nicht in Verborgenheit und Unscheinbarkeit, sondern in einer allen Menschen an allen Orten unmittelbar erkennbaren Erscheinungsform, bei der wunderbaren Herbeiführung dieses neuen Zustandes der Dinge mitwirken, das Gericht über die Feinde und die Verleugner seiner Verkündigung vollziehen und die treuen Jünger zum ewigen Heilsleben führen werde (Mark. 8, 38; 14, 62; Luk. 17, 22—18, 8). Ich möchte hier nicht die Frage erörtern, ob Jesus von Anfang seines Auftretens an die deutliche Erkenntnis gehabt hat, daß er zu diesem Gerichts- und Heilsvollzuge wiedererscheinen werde, oder ob er etwa in der ersten Zeit gehofft hat, er werde als selbst noch auf Erden Befindlicher den wunderbaren Uebergang von dem gegenwärtigen zum neuen Aeon erleben. Die Beantwortung dieser Frage müßte ganz durch die andre bedingt sein, ob Jesus von Anfang seines Auftretens an sich der Notwendigkeit klar bewußt gewesen ist, in seinem Berufe nicht nur im allgemeinen Leiden und Verzichte aller Art auf sich nehmen, sondern auch den Tod erfahren zu müssen. Geredet hat Jesus,

*) H. H. Wendt, Die Lehre Jesu, Teil II. Göttingen, 1890.

*) Um eine Austragung der die Theologen jetzt viel bewegenden Streitfrage nach der eigentlichen Bedeutung des „Reiches „Gottes" in der Predigt Jesu kann es uns im Rahmen unsers Blattes nicht zu thun sein. Wohl aber sollen unsre bibellesenden „Laien" auch mit der Frage bekannt gemacht werden und für das Verständnis mancher einschlägigen Stelle Anleitung und Förderung empfangen. Daß hierzu ein Vertreter der konservativen Ansicht das Wort nimmt, ist einem Gemeindeblatt angemessen. D H

soweit wir nach unsern evangelischen Berichten urteilen können, von seiner herrlichen Wiederkunft jedenfalls erst, seitdem er die Notwendigkeit seines Todes verkündigte (Mark. 8, 38; vgl. V. 31). Dessen war er zuversichtlich gewiß und suchte er ebenso seine Jünger zu versichern, daß, wenn seine Feinde ihn töten würden, dieses Schicksal ihn nicht in Widerspruch zu seinem von Gott empfangenen Berufswerke, sondern als eine von Gott geordnete Notwendigkeit um seines Berufes willen treffen werde. Sein Tod werde seiner Jüngergemeinde zum Heil gereichen (Mark. 10, 45; 14, 24), ihn selbst zum himmlischen Auferstehungsleben führen (Mark. 8, 31) und auch seine große Aufgabe, bei der Herbeiführung des Endgerichtes und der Heilsvollendung als Beauftragter Gottes mitzuwirken, nicht vereiteln. Er, der von den Menschen verworfene und in den Tod gestoßene, werde zur Vollziehung dieser seiner Aufgabe vom Himmel her wiedererscheinen.

Jesus nahm an, daß seine Wiederkunft und die damit zusammenfallende Herstellung des neuen Zustandes der Dinge verhältnismäßig nahe bevorstehe und daß noch die zeitgenössische Generation seiner Jünger und seiner Feinde diesen Tag erleben werde (Mark. 9, 1; 14, 62; vgl. Luk. 18, 7). Er hat zwar bestimmt ausgesprochen, daß er selbst Tag und Stunde seiner Wiederkunft nicht wisse (Mark. 13, 32), und er hat seine Jünger wiederholt aufgefordert, in Anbetracht dieser Ungewißheit des Termins sich jederzeit bereit zu halten und ebenso auf die Möglichkeit eines unerwartet frühen wie eines unwartet verspäteten Kommens zu rüsten (Mark. 13, 33—37; Luk. 12, 35—46; Matth. 24, 43—25, 13). Aber für sein Bewußtsein — ebenso wie nachher für das des Paulus (1. Thess. 4, 15—5, 3) — schloß die Anerkennung dieser Ungewißheit doch nicht die Voraussetzung aus, daß dieser unberechenbare Tag schon innerhalb der Grenzen einer menschlichen Generationsdauer eintreten werde. Nicht nur die ausdrückliche Aussage Mark. 9, 1 zeugt für diese Voraussetzung Jesu, sondern auch die Thatsache, daß er da, wo er von seiner Wiederkunft redet, sich immer einfach so ausdrückt, als ob direkt seine Hörer diese Wiederkunft erfahren würden, und ferner besonders die Thatsache, daß seine Ermahnungen zur steten Bereitschaft auf die ungewisse Stunde seiner Wiederkunft ganz die Stelle solcher Ermahnungen zur Bereitschaft auf die ungewisse Stunde des Todes vertreten, wie wir sie dann erwarten müßten, wenn er vorausgesetzt hätte, daß die große Masse seiner Hörer eines natürlichen Todes vor seiner Wiederkunft sterben würde. Wohl hebt er hervor, daß seine Jünger sich auf einen gewaltsamen Tod um seinet- und des Evangeliums willen ebenso gefaßt machen müssen, wie er um des Evangeliums willen den Verbrechertod am Kreuze auf sich nimmt (Mark. 8, 34 f.; 13, 12 f.; Luk. 12, 4; 14, 26 f.). Und er hat auch mit Bezug auf den natürlich eintretenden Tod das Wort gesprochen, daß, wer an ihn glaube, leben werde, ob er gleich stürbe (Joh. 11, 25; vgl. die Berufung des Paulus 1. Thess. 4, 15 auf ein Herrenwort, das den gleichen Sinn gehabt haben muß). Aber er scheint ein natürliches Sterben seiner Jünger vor seiner Wiederkunft doch nur für ausnahmsweise vorkommend gehalten zu haben.

Wie nun die Juden zur Zeit Jesu unter dem Reiche Gottes den zukünftigen Zustand verstanden, in dem die alttestamentlichen Weissagungen erfüllt werden würden, so hat auch Jesus in einigen Aussprüchen den Begriff des Reiches Gottes als Bezeichnung für den von ihm selbst bei seiner Wiederkunft in Vollmacht Gottes herbeizuführenden zukünftigen Heilszustand gebraucht, sofern er eben in diesem Zustande eine rechte Erfüllung der alttestamentlichen Verheißungen sah. Diesen Sinn hat der Begriff, wo Jesus im unmittelbaren Anschlusse an eine Aussage über seine Wiederkunft zum Gerichte (Mark. 8, 38) fortfährt: „Wahrlich, ich sage euch, es stehen etliche hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie sehen das Reich Gottes in Kraft kommen“ (9, 1); oder wo er bei seinen Ermahnungen, lieber Krüppel zu werden, als durch Nachgeben an den sündigen Reiz sich den Verlust des ewigen Lebens zuzuziehen, mit dem Ausdrucke „eingehen in das Leben“ (Mark. 9, 43. 45) den Ausdruck „eingehen in das Reich Gottes“ abwechseln läßt (V. 47; vgl. das Verhältnis von Mark. 10, 23 zu V. 17). Ferner in dem Ausspruche an seine Zeitgenossen, die äußerlich ihm nahe stehen, die er aber doch dereinst verleugnen wird, weil sie Thäter der Ungerechtigkeit sind: „Da wird sein Heulen und Zähneklappen, wenn ihr sehen werdet Abraham und Isaak und Jakob und alle Propheten im Reich Gottes, euch aber hinausgestoßen; und es werden kommen vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und von Mittag, die zu Tische sitzen werden im Reich Gottes“ (Luk. 13, 28 f.). Sodann in dem Worte an seine Jünger beim letzten Mahle: „Wahrlich, ich sage euch, daß ich hinfort nicht trinken werde von dem Gewächs des Weinstocks bis auf den Tag, da ich es neu trinke in dem Reich Gottes“ (Mark. 14, 25). Ebenso in dem von Lukas überlieferten Worte beim Abschiedsmahle: „Ihr sollt essen und trinken über meinem Tische in meinem Reich und sitzen auf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels“ (Luk. 22, 29 f.). Auch in der Bergpredigt am Anfang der Seligpreisungen, die mir von Lukas in ursprünglicherer Gestalt wiedergegeben zu sein scheinen als von Matthäus, hat das Reich Gottes diesen Sinn (Matth. 5, 3; Luk. 6, 20). Denn hier wird das zukünftige Heil gegenübergestellt dem gegenwärtigen irdischen Unglücklichsein. Glückselig, wer dieses zukünftige Heil des Reiches Gottes gewinnt, ob er auch auf Erden arm ist und Leid trägt! Wehe über denjenigen, der des zukünftigen Heiles verlustig geht, ob er auch auf Erden reich und glücklich ist!

Sehr zahlreich sind ja diese Stellen nicht. Aber in ihnen ist doch wirklich deutlich, daß der Begriff des Reiches Gottes spezielle Beziehung auf jenen zukünftigen Heilszustand hat. Wir müssen uns nur hüten, von diesem Ergebnis gleich Anwendung zu machen auf viele andre Aussagen, in denen diese spezielle Beziehung auf den zukünftigen Zustand zwar auch passen könnte, bei denen sie aber doch dem Zusammenhang nach nicht notwendig ist. H H W

Einst und jetzt

1

Die Ereignisse des letzten Jahres innerhalb der württembergischen und preußischen Landeskirche haben mannigfach Veranlassung gegeben, an die außerordentliche Generalsynode der preußischen Landeskirche von 1846 zu erinnern.

Die Zeit, in die diese Generalsynode fiel, zeigte auf kirchlichem Gebiete eine noch viel größere Erregung, als das vorige Jahr sie uns hat sehen lassen. Schon seit der Mitte der dreißiger Jahre hatte sich diese Erregung zu bilden begonnen, ein Jahr vor dem Zusammentritt der Generalsynode erreichte sie ihren Höhepunkt. Der tiefste Grund dieser Erregung war der, daß der alte Rationalismus, der in den Kreisen der akademischen Theologen und jungen Pfarrer zu verschwinden begann, im Volke, namentlich in den wachsenden Städten, noch breiten Boden besaß und nun Anlaß erhielt, sich zu regen. Den Anlaß hatte einesteils Strauß' Leben Jesu (1835) und die Philosophie gegeben: aus der Hegelschen Schule, die bisher als Stütze reaktionärer Frömmigkeit und Politik gegolten hatte, war eine Linke hervorgewachsen, die die Negationen von Strauß noch überbot. Anderenteils wurden die „liberalen“ Elemente dadurch zu lautem Hervortreten gereizt, daß die aus der antirationalistischen Gläubigkeit hervorgewachsene neue Orthodoxie, die an Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung ihr leitendes Organ, an Hengstenberg, dem Juristen Stahl u. a. ihre Führer hatte, zusehends an Einfluß gewann und die Neigung verriet, diesen Einfluß kirchenpolitisch auszunutzen. In der lichtfreundlichen Bewegung (seit 1841), der auf katholischem Gebiete die deutschkatholische parallel lief (seit 1844), machte die Erregung sich Luft. Auf Volksversammlungen und in den Zeitungen wurden die religiösen Fragen um so leidenschaftlicher erörtert, je günstiger die Gelegenheit war, hier den Liberalismus zu bezeugen, dem auf politischem Gebiete die Möglichkeit einer Bethätigung genommen war. Im Jahre 1845 regnete es Proteste, Proteste gegen eine Partei, die der Freiheit Luft und Licht nehmen, eine Symbolknechtschaft einführen wolle u. s. w. Selbst Körper-

schaften mischten sich ein: die Magistrate von Berlin, Breslau, Königsberg wandten sich an den König, um den Schutz protestantischer Lehrfreiheit petitionirend. Zu Anfang des Jahres 1846 hatten in einzelnen Orten (Königsberg und Halle) die Gegensätze sich so verschärft, daß das Kirchenregiment zu Amtsentsetzungen sich genötigt sah.

Die Generalsynode hatte mit diesen wirren Verhältnissen zunächst direkt nichts zu thun. Sie war durch die Geschichte der Union veranlaßt. Die Union und die Kämpfe gegen sie forderten gebieterisch eine Regelung der viel erörterten Bekenntnisfrage; und Friedrich Wilhelm IV. hatte seit Anfang seiner Regierung sich mit Plänen einer Neuregelung der kirchlichen Verfassung getragen: 1843 waren Kreissynoden, 1844 Provinzialsynoden veranlaßt, und das durch diese Synoden gesammelte Material von Wünschen, Anregungen und Fragen wartete auf Verarbeitung. Diese zu bringen wurde im Frühjahr 1846 auf Anfang Juni desselben Jahres eine „Generalsynode" berufen. Die Wahl ihrer Mitglieder erfolgte durch die Regierung. Neben hervorragenden Geistlichen und Vertretern der theologischen Fakultäten wurde auch eine der Zahl der Geistlichen entsprechende Zahl hervorragender Laien berufen. Und bei diesen Berufungen waren mit Ausnahme des im Absterben begriffnen alten Rationalismus alle damals in der Kirche vorhandnen Richtungen berücksichtigt. Die Rechte war durch Juristen wie Professor Stahl-Berlin, Konsistorialpräsident Göschel-Magdeburg und durch Theologen wie Konsistorialrat Heubner-Wittenberg, Generalsuperintendent Sartorius-Königsberg u. a. vertreten, die Linke durch Hofprediger Sydow-Potsdam, den durch den Sydowschen Streit bekannt gewordnen spätern Berliner Prediger, Konsistorialrat Falk-Breslau und hervorragende Laien wie Landrat Graf Schwerin aus Putzar bei Anklam, die Mitte durch Männer wie Oberkonsistorialrat Professor Nitzsch-Bonn, Konsistorialrat Professor Julius Müller-Halle a. S., Konsistorialrat Professor Dorner-Königsberg, Konsistorialrat Professor Sack-Bonn, Bischof und Generalsuperintendent Ritschl-Stettin u. a. Man kann darüber streiten, ob der vom König eingeschlagne Weg der zweckmäßigste war. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, mit dem Ausbau der Synodalverfassung von unten beginnend Ernst zu machen. Denn auch die Kreissynoden und Provinzialsynoden der Jahre 1843 und 1844 waren nicht Synoden im heutigen Sinne gewesen. Die Kirche der östlichen Provinzen hatte noch keine presbyteriale Verfassung, während die rheinischen Provinzialkirchen längst synodale Verfassung besaßen. Allein über dem, was vielleicht besser gewesen wäre, darf man das Gute, das hier wirklich wurde, doch nicht gering schätzen: es ist unbestreitbar, daß die Generalsynode von 1846 ein Lichtpunkt im Leben der damaligen kirchlichen Zeit war. Ja, wenn wir heute unsre kirchliche Gegenwart mit jener Zeit von 1846 vergleichen, so müssen wir mit tiefster Trauer gestehen, daß wir in mancher Hinsicht weit hinter jener Zeit zurückstehen, und viele Wirren der Gegenwart wären uns vielleicht erspart geblieben, wenn die Kirchenbehörde sich hätte entschließen können, die von der Synode mit überwältigender Mehrheit gefaßten Beschlüsse dem Könige zur Genehmigung vorzulegen.

Nach zwei Seiten hatte die Generalsynode von 1846 eine bedeutsame Aufgabe vor sich: sie sollte Vorschläge für eine Neuregelung der kirchlichen Verfassung machen und die Frage der Verpflichtung der Geistlichen auf die kirchlichen Bekenntnisse prüfen, eine Frage, die durch die oben skizzirten Verhältnisse zu einer brennenden geworden war. In Bezug auf jenen ersten Punkt ist die Generalsynode den Wünschen des Königs sehr wenig entgegengekommen. Territorialismus und landesherrlichen Episkopat sah Friedrich Wilhelm IV. als die beiden wesentlichen Uebel an, die es zu beseitigen galt. Schien ihm doch ein jedes groß genug „um die evangelische Kirche zu töten, wenn sie sterblich wäre." Er strebte daher eine vom Staate und auch vom Staatsoberhaupte unabhängige Verfassung an, als deren Ideal er die bischöfliche erkannt hatte. Es ist bezeichnend für den Charakter und die Einsicht der auf der Generalsynode vereinigten Männer, daß sich auch nicht eine Stimme für die bischöfliche Verfassung erhob; schweigend wurden diese Gedanken abgelehnt, und erst unsrer Zeit blieb es vorbehalten, diese

Ideen wiederzubeleben und als Heilmittel für die kirchlichen Schäden der Gegenwart anzupreisen. Die Verhandlungen der Synode über die Kirchenverfassungsfrage genauer zu verfolgen und ihre Vorschläge im einzelnen zu beurteilen, hat für unsre Tage dennoch kein praktisches Interesse. Die zweite wichtige Angelegenheit aber, die die Synode beschäftigte, die Frage der Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisse, eine Frage, die zugleich die beiden andern der Lehrordnung und Lehrfreiheit einschloß, sie ist noch heute von unmittelbarer Bedeutung, denn gerade in Bezug auf diesen Punkt bietet jene Zeit überraschende Parallelen mit der unsrigen.

Die hervorragendsten theologischen Mitglieder der (ersten) Kommission, die zur Vorbereitung dieser Frage berufen wurden, waren der Bischof Ritschl, Julius Müller, Sydow und Karl Immanuel Nitzsch. Letzterer wurde mit der Ausarbeitung des Gutachtens betraut und war die eigentliche Seele dieser Kommission. Er namentlich war es auch, der den bei den Verhandlungen im Plenum der Generalsynode anfangs von den verschiedensten Seiten hervortretenden Widerstand zu überwinden wußte, nicht durch Abbrechen der Spitzen und Vertuschen vorhandner Gegensätze, sondern durch seinen vielen andern überlegnen Geist und die Schärfe seines Urteils, durch die Kraft seiner religiösen Stellung und nicht zuletzt durch die Tapferkeit und Lauterkeit seiner, auch dem Gegner Achtung abnötigenden Persönlichkeit. Das Gutachten Nitzschs, das die Kommission vorlegte, begann mit einer geschichtlichen Darlegung über die Geschichte der Bekenntnisverpflichtung. Die ersten Beispiele solcher Verpflichtung treten zu Wittenberg 1533 hervor; bis ins siebzehnte Jahrhundert hatte die Verpflichtung vom einfachen Gelöbnis sich bis zum Religionseide mit Unterschriften gesteigert. Nachdem unter Georg Calixt und Philipp Jakob Spener eine Reaktion eingetreten war, insofern sich beide vorbehielten, zu sagen: ich verpflichte mich den Symbolen, weil sie die schriftmäßige Lehre Gottes enthalten und sofern sie diese enthalten, folgten die Zeiten des Rationalismus, die das weil immer mehr fallen ließen und mit dem sofern kaum noch etwas von dem wirklichen Inhalt der Symbole gedeckt sahen. Die Zeit des Rationalismus war nun zwar für die Theologie und wachsende Schichten des Volkes durch die Erweckung der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts abgelöst, allein eine neue Regelung der Bekenntnisfrage hatte die Erweckung nicht gebracht. Ja, der Union zuliebe war durch Ministerialreskript seit 1813 die Verpflichtung auf die Bekenntnisse beseitigt. Andrerseits aber hatte die seit 1822 und 1829 eingeführte Agende, um die Union gegen Indifferentismus und Negation zu schützen, in der stärksten Weise das altkatholische Moment betont, das von beiden Reformationen genehmigt war, indem sie in der ursprünglichen Fassung neben dem apostolischen Symbolum auch das nicänische und athanasianische, daneben in unbestimmter Form „die symbolischen Bekenntnisbücher" für Glaubensnorm erklärte. Dies Doppelte im Zusammenhang und Gegensatz mit den auseinandergehenden Richtungen der Theologie der Gegenwart hatte jene Verwirrung verschuldet, unter der man zu leiden sich bewußt war, und die man nicht länger ungeschlichtet meinte lassen zu dürfen.

Die Frage, ob überhaupt in der evangelischen Kirche eine Verpflichtung zulässig sei, wurde von Nitzsch bejaht, weil die evangelische Kirche als Lehrgemeinschaft bei aller Lehrfreiheit doch der Lehrwillkür Schranken ziehen müsse. Freilich könne die Kirche sich nicht mit einer Verpflichtung auf die heilige Schrift begnügen, weil sie als evangelische es nicht mit der erst auszulegenden, sondern mit der schon irgendwie ausgelegten zu thun habe, auch würde eine derartige Verpflichtung weder gegen Zwang und Knechtschaft noch gegen Willkür und Verwirrung schützen. In Bezug auf den ersten Punkt betonte Nitzsch, offenbar im Blick auf gewisse Zeiterscheinungen, daß die Forderung „schriftgemäßer Lehre" ohne jede nähere Erläuterung den Orthodoxisten verleiten könnte, sie supranaturalistisch anzuspannen und den Theologen zu verdächtigen, der Wort Gottes und heilige Schrift unterscheidet, der nicht einräumt, daß der Geist des Herrn den Propheten und Aposteln die für alle Zeiten normale Wissenschaft geoffenbart habe u. s. w. Demnach,

so meinte Nitzsch, müsse die Kirche Bekenntnisse haben, in denen sie ihr Schriftverständnis zum Ausdruck gebracht hat, auf die sich daher die Verpflichtung mitbeziehen muß. In der Erörterung dieses Punktes wies Nitzsch auf die Notwendigkeit hin, die Ordination als Akt der Gesamtkirche von der Vokation als Akt der einzelnen Gemeinde zu unterscheiden. Da die Union die Sonderbekenntnisse der Gemeinden nicht aufheben wolle, müsse den Vocirenden die herkömmliche Berufung auf Sonderbekenntnisse gestattet sein, bei der Ordination aber müsse der Unionsstandpunkt der Landeskirche zur Geltung kommen. Bei der Ordination könne daher von einer Verpflichtung auf ein besondres Bekenntnis schon deshalb keine Rede sein, weil die Union eben kein Sonderbekenntnis habe, sondern auf dem Konsensus sämtlicher Symbole bestehe. Aber auch deshalb verbiete sich eine derartige Verpflichtung, weil das der Stand der theologischen Arbeit nicht zulasse. Nitzsch sagt:

Dem Geist des Widerspruchs gegen das Ja der Heilswahrheit hat man keine Konzessionen zu machen, Gegensätzen in wissenschaftlicher Ueberzeugung und theologischer Glaubenslehre hat man Rechnung zu tragen, wenn von öffentlichen Verpflichtungen die Rede ist.

Wir vermögen überhaupt nicht im Sinne des siebzehnten Jahrhunderts uns zu den Symbolen des sechzehnten Jahrhunderts zu verpflichten; unsre jetzige Bekenntnisentschiedenheit kann sich nicht durch Verschärfung oder neue Einführung alter Formeln vollziehen, sie muß anders verfahren.

Im Anschluß an solche Ausführungen legte Nitzsch dann dar, daß bei der Ordination nächst der Verpflichtung, das biblische Wort Gottes zu lehren, eine unbestimmtere Beziehung auf die Symbole genüge, falls das Ordinationsformular von da zu einem vereinfachten materiellen Bekenntnis übergehe. Dies letztere könne aber keines der drei ökumenischen Symbole sein: das athanasianische nicht, weil es gerade am meisten theologisch und am meisten den Irrungen und Fragen der Zeit ausgesetzt ist; das apostolische nicht, weil es zu unentwickelt ist und Mängel an sich hat, die bei genauerer Einsicht in die Entwicklung des apostolischen Lehrgangs auffallen; das nicänische endlich nicht, weil unsre protestantische Stellung darin nicht zum Ausdruck kommt. Es empfehle sich daher ein in Urworte der heiligen Schrift gefaßtes, von dem Ordinanden ausdrücklich zu bestätigendes Bekenntnis der Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Evangeliums. Aber auch die Verpflichtung auf dieses Bekenntnis sei nicht so zu verstehen, daß die Kirchenbehörde jede mehr oder weniger positive Verkündigung dieses Bekenntnisses zum Gegenstande einer rechtlichen Prüfung machen, sondern so, daß jedes mit dem Kern des Bekenntnisses im Widerspruch stehende Lehren und jedes aggressive Vorgehen des Geistlichen gegen diese, sowie gegen die Schrift und die Bekenntnisse überhaupt geahndet werden sollte. Der von Nitzsch im Namen der Kommission vorgelegte Entwurf, der sich im wesentlichen mit der von ihm in die Kommission gebrachten Vorlage deckte, forderte, daß sich der Geistliche bekenne zum Glauben —

An Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden;

Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm und als Prophet mächtig von That und Wort den Frieden verkündigte, der um unsrer Sünden willen dahingegeben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt ist, sich gesetzt hat zur Rechten Gottes und herrscht als Haupt der Gemeinde ewiglich;

Und an den heiligen Geist, durch welchen wir Jesum einen Herrn heißen und erkennen, was uns in ihm geschenkt ist, der den Gläubigen bezeuget, daß sie Gottes Kinder sind, und ihnen das Pfand des unvergänglichen Erbes wird, das behalten wird im Himmel. Insbesondre bezeugt das evangelische Lehramt, daß wir nicht durch des Gesetzes Werke, sondern aus Gnaden selig werden durch den Glauben, der das Herz erneuet, und in der Liebe kräftig die Früchte des Geistes hervorbringt.

Bei der Verhandlung über die Vorschläge der Kommission kam es zu heftigen Kämpfen. Die Rechte warf der Kommission vor, daß sie die Bekenntnisse aus faktisch geltenden zu geduldeten mache, ja sie im Grunde abschaffe; das von ihr vorgeschlagne Bekenntnis sei jeder Ausdeutung fähig, übergehe wesentliche Punkte u. s. w. Aber selbst Männer wie Stahl mußten doch zugeben, daß davon keine Rede sein könne, die Bekenntnisse zu einer äußerlichen Fessel des Predigtamts, zu einem Kodex der Lehre zu machen; auch sie wollten, daß der einzelne Geistliche eine freie Stellung zu den Bekenntnissen

habe. In evangelischer Freiheit solle der Geistliche aus seinem Innern heraus die Schriftwahrheit reproduziren, damit auch die Kirche an Schriftwahrheit sich stets bereichere und im Fortgang der Zeit ihr Symbol zwar nicht abändre, wohl aber je mehr und mehr in ihrem Bewußtsein läutere, vergeistige, verkläre. Doch keiner von den Gegnern vermochte einen Weg anzugeben, auf dem man zu einer Limitation*) dieser Bekenntnisschriften neben einer klaren und festen Verpflichtung auf sie käme. Der Widerspruch verstummte daher angesichts der warmen und sachlichen Verteidigung der Kommission durch Julius Müller, Dorner, Sack und vor allem durch Nitzsch selbst immer mehr. Es wurde schließlich der Kommission aufgegeben, ihren Vorschlag unter Zuziehung von Dorner, Sack, Stahl und Twesten zu revidiren. Aus diesen erneuten Beratungen ging folgendes Formular, das auch Stahl sich angeeignet hatte, hervor:

. . Hiernach frage ich Euch insonderheit: Ob Ihr mit der allgemeinen Christenheit auf Erden bekennet Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist? Sodann: Ob Ihr mit der gesamten evangelischen Kirche zum ersten Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, bekennet als den einigen Mittler, sintemal er als Prophet von Gott, mächtig von Thaten und Worten, den Frieden verkündigt hat, dahingegeben ist um unsrer Sünde willen und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt, danach sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe und herrscht ewiglich als das Haupt der Gemeinde, die er sammelt und erhält mittelst des Wortes und der heiligen Sakramente durch den heiligen Geist, der von ihm gesendet in unsre Herzen uns Jesum nennen lehrt unsern Herrn, und die Gnade erkennen, so uns in ihm geschenkt ist? Zum andern: ob Ihr im Glauben an solche frohe Botschaft von der freien Gnade Gottes in seinem geliebten Sohne bekennen und bezeugen wollt, daß wir allzumal Sünder sind, aber Kinder Gottes werden durch den Glauben an Christum, in welchem wir, gerechtfertigt vor Gott aus Gnaden ohne Verdienst der Werke, das Pfand des unvergänglichen Erbes haben, das behalten wird im Himmel, und daß wir durch denselben Glauben, der in der Liebe kräftig die Früchte des Geistes hervorbringt, in täglicher Erneuerung des Herzens vollbereitet werden auf den Tag Jesu Christi?

Abgesehen von geringfügigen Aenderungen, wurde dieser Vorschlag im Plenum mit achtundvierzig gegen vierzehn Stimmen angenommen. W N

Phillips Brooks

Eine Lichtgestalt aus der amerikanischen Kirche

Am 23. Januar starb nach nur viertägiger Krankheit Phillips Brooks, Bischof der protestantisch-bischöflichen Kirche in Massachusetts, seit Henry Ward Beechers Tode der bedeutendste Prediger Amerikas. Am 26. wurde er unter Beteiligung einer zahllosen Trauerversammlung aus Boston und dem ganzen Staat, ja der Union mit aller Feierlichkeit zur letzten Ruhe bestattet.

Phillips Brooks war am 13. Dezember 1835 in Boston geboren, wo er auch seine erste Schulbildung erhielt. Dann studierte er in Harvard College und auf dem theologischen Seminar in Alexandria, Va. 1859 wurde er Rektor an der Advents-, später an der Dreieinigkeitskirche in Philadelphia. 1869 kam er nach Boston und wurde hier vor zwei Jahren zum Bischof erwählt. Den Anstrengungen seines neuen Amts ist er erlegen.

Er war kein origineller Denker, überhaupt ohne besondre spekulative Interessen. Mit allen Anschauungen wohl vertraut, wußte er eines jeden besondern Bedürfnissen gerecht zu werden. Daß er der bischöflichen Kirche angehörte, erschien wie ein äußerer Zufall; er hätte sich überall über die Schranken seiner Denomination hinweggesetzt. So besuchten auch Angehörige der verschiedensten Richtungen seine Kirche, von den orthodoxesten bis zu den liberalsten; wußten sie doch, hier fänden sie, was sie wirklich brauchten.

Phillips Brooks war kein glänzender Redner. Anders, als Henry Ward Beecher, sprach er selten in Bildern, die sich dem Gedächtnis besonders eingeprägt hätten; bei ihm war alles einfach und natürlich. Mochte er nach seinem Manuskript predigen oder extemporiren, immer sprach er mit derselben Gewandtheit und Schnelligkeit, die ihn zu einem Schrecken für alle Stenographen machte. Eine imponirende Gestalt, über sechs

*) Zu einer Feststellung der Grenzen ihrer Geltung. D H

Fuß hoch, mit einem gebieterischen blauen Auge, einer edeln breiten Stirn und einem liebenswürdigen Ausdruck: so weckte er in jedem die Ueberzeugung von einer fleckenlosen Ritterlichkeit, weitherzigen Toleranz und herzlichsten Sympathie mit andern.

Und sie bewies er auch in seiner ganzen übrigen Thätigkeit. Unter den verschiednen Unternehmungen seiner Gemeinde lag ihm besonders der Mädchenklub und das Hospital am Herzen; aber auch für jede neue Einrichtung war er sofort begeistert. Daneben führte er die ausgedehnteste Korrespondenz nach allen Seiten hin; denn von überall her wandte man sich in den verschiedensten Angelegenheiten an den Bischof, der jeden Brief eigenhändig beantwortete. Was er nur für einen Bittsteller thun konnte, das geschah; selbst unverheiratet, verwandte er einen großen Teil seines Gehalts für andre, auch arme Geistliche seiner Diözese, ohne daß jemand davon erfuhr. Hörte er von irgend einer innern oder äußern Not, so ging er ihr nach, tröstete, ermahnte und griff nötigenfalls selbst ein, wo irgend Hilfe not that. Als er einmal eine arme Wöchnerin besuchte, der der Arzt gerade Bewegung in freier Luft verordnete, schickte er sie sogleich auf eine Stunde fort, legte seinen Ueberrock ab, zog ein Buch aus der Tasche und beaufsichtigte das Kindchen während der Abwesenheit seiner Mutter. So fand den Bischof dann eins seiner Gemeindeglieder, das auch nach der armen Frau sehen wollte.

Ich schließe mit dem Nachruf, den der Bostoner Verein christlicher junger Männer dem Heimgegangnen widmet:

Gottes bestes Geschenk an die Menschheit ist ein wahrhaft großer Mann. In dem Charakter von Phillips Brooks, wie er dasteht unter den großen Männern seiner Zeit, finden wir eine unerreichbare, unvergleichbare, unüberschreitbare Individualität. Gott setzte dieses Mannes Herz in Feuer, damit er Menschenherzen anfeuern könnte. Er führte sie zu dem lebendigen Christus, weil er Christi Leben vor ihnen lebte. Man wußte besser, was er lebte, als was er glaubte. Sein Wunsch und Verlangen, der Menschheit Bedürfnisse (need) ins Auge zu fassen, war stärker als irgend welche Neigung, ein Bekenntnis (creed) für der Menschheit Glauben zu formuliren. Er liebte sie, und ihre Liebe für ihn war nur ein Reflex der Fülle von Herz, das er an alle verwandte.

Das Denken seines Herzens war ein Denken der Liebe. Er sah, daß alle Menschen über die großen Thatsachen in der Natur übereinstimmten, obwohl sie sie nicht erklären könnten, und daß sie nur in den Theorien, die sie zur Erklärung der Thatsachen aufstellten, sich unterschieden. So betonte er, worin sie einander glichen, und vermied, was Gegensatz und Verwirrung hervorrufen würde. Er war das höchste Vorbild eines theologischen und kirchlichen Freundes. Er sprach in dem Vokabularium des Herzens. Er dachte in der Sprache der Liebe. Die Logik seines Lebens war ein Appell an Herz und Gewissen. Andre betonten die Notwendigkeit einer Revision der Bekenntnisse, klares Denken; er plädirte für eine Revision des Handelns, für reines Leben. . . .

. . . Seine bescheidne Beurteilung seiner selbst war unbewußterweise sein Maßstab für andre. Er glaubte an die Menschen, weil er an sich selbst glaubte. Er glaubte an die Menschen, wie er an sich selbst glaubte. Sein Glaube an die Menschen erzeugte Glauben im Herzen der Menschen. Sie liebten ihn, weil er sie liebte. Sie arbeiteten gern mit ihm, weil er immer für sie arbeitete. Es war ein brennendes und scheinendes Licht. Gott hatte sein Herz gerührt. So schlug in ihm ein glühendes Herz. So kamen von seinen Lippen glühende Worte. So entsprangen seinem Hirn glühende Gedanken. Und aus seinen Augen strahlten flammenbeschwingte Blitze. „Er hatte die Salbung von dem, der heilig ist."

In den Herzen der Tiefstgesunknen schien er den Keim zu einem Christen zu entdecken, den unverlöschten und unverlöschbaren Funken der Gottheit. Er war ernst, nicht trübsinnig. Er hatte Zeit für den Aermsten, aber er hätte auch dem Stolzesten zuliebe doch keinen Augenblick verschwendet. Allgemeine Bewundrung für einen solchen Mann: das ist die Huldigung der Welt an die Kirche.

Bischof Brooks mag einen Nachfolger erhalten. Phillips Brooks wird keinen Nachfolger erhalten. Sein Name wird immer in dem Diadem von Neu-England strahlen. In ihm faßten sich die religiösen Fortschritte seiner Generation zusammen. Er arbeitete, um diese Welt gut genug für Menschen zu machen. Er arbeitete, um Menschen gut genug für diese Welt zu machen. Seines Herzens Sehnsucht war eine Welt, die Gott abbildete, und Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht. Er war im Kleinsten treu. Das Geringste schien ihm in lebendiger Beziehung zu allem.

Seine Gegenwart atmete die Nähe von etwas Heiligem, und immermehr schien er, wie ein begeisterter Prophet, den Vorhang zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten, dem Wirklichen und Möglichen hinwegzuziehen, wenn seine Seele strebte, einen Blick in das zu thun, was bald kommen soll. C C

Gottfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen

Der vorliegende Band nachgelassener Schriften und Dichtungen Gottfried Kellers bietet zu seinem weitaus größten Teile wenigstens nicht einen Nachlaß im eigentlichen Sinne, sofern man darunter die mehr oder minder vollendeten, nicht mehr zur Veröffentlichung gelangten Erzeugnisse eines Schriftstellers versteht, mit deren Herausgabe dem Abgeschiednen bekanntlich oft ein zweifelhafter Dienst geleistet wird. Der Herausgeber des Kellerschen Nachlasses, Professor Jakob Bächtoldt in Zürich, hat sich darauf beschränkt, uns eine Sammlung von Aufsätzen und Dichtungen des Meisters zu bieten, die so ziemlich alle schon früher in verschiednen Tagesblättern und Zeitschriften einzeln erschienen waren, und die Keller selbst noch mit andern, erst noch zu schreibenden Aufsätzen in einem besondern Bande herauszugeben beabsichtigte.

Wir finden also hier — mit Ausnahme eines Trauerspielfragments — nichts Unfertiges, auch nichts Minderwertiges, sondern die Verehrer des Dichters werden in diesem Vermächtnis den Freund in seiner ganzen geistigen Frische und Eigenart wiedererkennen.*)

Die Reihe der Aufsätze wird eröffnet durch zwei autobiographische Skizzen. Die erste ist ein ziemlich kurz und trocken gehaltener Lebensabriß des Dichters, geschrieben im Jahre 1889, das Letzte, was wir überhaupt aus seiner Feder haben; die zweite, im Jahre 1876 in der „Gegenwart" erschienen und mit köstlichem Humor und feiner Selbstironie geschrieben, giebt hauptsächlich ein Bild seiner künstlerischen Thätigkeit und Entwicklung. Aus diesen Zeilen spricht die behagliche Feierabendstimmung eines Mannes, der sein Werk gethan hat und sich damit sehen lassen darf. Man meint den Dichter selber zu sehen, wenn man die Worte liest:

> Dagegen ist gewiß, daß noch jetzt jeder, der etwas Rechtes will und kann, in der Regel auch ein anständiger und wohlwollender Gesell ist, der nach gethaner Arbeit sein kluges Pfeifchen in Ruhe zu rauchen versteht und nicht immer von bösen Mücken geplagt ist.

Er gesteht mit Ruhe seine Irrtümer ein und kommt sich nicht als ein besondrer Heiliger vor; ohne Geschraubtheit und ohne Ziererei spricht er von dem, was ihm versagt und gegeben war. Mit gutem Humor zählt er sich „zu jener zweifelhaften Geisterschar, welche mit zwei Pflügen ackert und in den Nachschlagebüchern den Namen »Maler und Dichter« führt. Sie sind es, bei deren Dichtungen der Philister zuweilen beifällig ausruft: Aha, hier sieht man den Maler! und vor deren Gemälden: Hier sieht man den Dichter!"

Interessant ist diese Skizze durch die Aufschlüsse, die sie über seine Dichtungen, insbesondre über den „Grünen Heinrich" giebt. Es bestätigt sich, daß wir in diesem einen autobiographischen Roman vor uns haben, in dem namentlich die Kindheitsgeschichte des Helden fast durchweg auf eignen Erlebnissen des Dichters beruht. Er sagt im Gedenken an Heinrichs, d. h. an seine Kinderuntugenden in seiner Weise:

*) Vgl. Jahrg. 1891, Nr. 33—35: G. Keller und seine Werke.

Es giebt Leute, welche fast alle möglichen Untugenden in blinder Kindheit antezipiren und wie Kinderkrankheiten ausschwitzen, während z. B. zu wetten ist, daß ein recht fleißiger und solider Gründer, der Millionen stiehlt, als Kind niemals die Schule geschwänzt, nie gelogen und nie seine Sparbüchse geplündert hat.

Es ist wirklich eine Freude, den Dichter seine Betrachtungen über sich selbst anstellen zu sehen, und man möchte diesen gern eine noch größere Ausführlichkeit wünschen. Aber auch wo er uns fremde Gestalten und Gegenstände in gelegentlichen Erinnerungen und Besprechungen vorführt, ist er köstlich. Wer wüßte jetzt noch etwas von dem ehrenwerten Herrn Xaver Schnyder von Wartensee, weiland Luzerner Musiker und Poeten? Und doch wird jedermann die „Erinnerung" an ihn mit Entzücken lesen. Es muß ein Mann gewesen sein, der mit maßvoller Begeisterung der Kunst oblag, noch mehr aber auf eine reinliche, harmonische Lebensführung hielt. Den Mann und sein Dichten zugleich schildert Keller also:

Ein ferner Sommer, ein noch fernerer Lenz leuchtet uns mild aus diesen Blättern herüber. Nicht ein verbitterter Süßholzraspler von heute steigt vor uns einher, sondern der lächelnde feine Mann in seinem unsterblichen Nanking sommerlich gekleidet, die Nankinggamaschen mit artigen aber soliden Messingkettchen unter den Sohlen befestigt, wandelt vor uns über blühende Auen und darf über ein Wiesenbächlein springen, ohne daß ihm die Stegreife reißen.

Schließlich die Szene, wo Schnyder den Dichter in einer schönen Mondnacht einem Kreis zechender Freunde entführt und ihm zu Hause das altertümliche Instrument der Glasharmonika vorspielt, „auf dem weiland die schöne Angelika Kaufmann in Rom ihre Verehrer entzückte und rührte" — das kann auch nur ein echter Dichter so beschreiben:

Dann wusch er, immer leise und andächtig sich bewegend, die Hände und trocknete sie mit Kleie, bis auch sie in religiöser Reinheit erglänzten. Jetzt erst setzte er sich an die Harmonika, lang und hübsch, wie er war, in fast ganz weißem Hausgewand, mit seinen silbernen Locken. Durchs offne Fenster strahlte der im Mondlicht ruhende See, schaute der mächtige, geheimnisvolle Umriß des Pilatusberges herüber, und nun begann das Spiel mit den geisterhaftesten Tönen, die ich je gehört, bis sie in voller Harmonie zusammenflossen und mit wunderbar sanfter Gewalt von einem schönen Adagio ins andre gingen, bis fast eine Stunde vorüber war. . . . Es war, dicht vor dem Sonderbundskriege und dem Jahre 1848 wie der scheidende, melodisch klagende Gruß einer frühern Kultur.

Ebenfalls eigne Erlebnisse des Dichters behandelnd folgen noch die Artikel „Am Mythenstein" und „Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus." Im ersteren führt uns Keller zur Schweizer Schillerfeier des Jahres 1859 und läßt sich dann, wie ein einsamer Wandrer auf seinem Wege wohl thut, zwanglos von seinen Gedanken dahin und dorthin tragen, bis ihn die Idee einer großen Nationalbühne mit grandiosen Aufführungen, bei denen das Volk der Schauspieler ist, festhält und zu näherer Ausführung lockt — eine Idee, die in den letzten Jahren an den großartigen Festspielen der Schweizerstädte Schwyz, Bern und Basel bis zu einem gewissen Grade schon ihre Verwirklichung gefunden hat.

Das zweite der genannten Stücke ist mit einer so innigen Zartheit geschrieben, wie man sie bei einem Genius, der mitunter recht scharf und skeptisch sein kann, kaum vermuten sollte. Aber er kann, wo es ihm nötig scheint, ordentlich poltern und im nächsten Augenblick ein Kind auf den Schoß nehmen und es liebkosend sich an seiner Unschuld freuen.

In einer ganzen Reihe von litterarischen und kunstkritischen Aufsätzen macht uns Keller mit Schriftstellern und Künstlern bekannt, die meist seinem engern Vaterland angehören. Interessant und für eine nicht schablonenhafte litterarische Kritik mustergiltig sind namentlich die ziemlich umfangreichen Abhandlungen über den Dichter Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bitzius von Lützelflüh im Kanton Bern), dessen „Uli, der Knecht" auch über die Schweizer Grenzen hinaus bekannt geworden ist. — Mag der Gegenstand, den Keller bearbeitet, anscheinend oft noch so sehr von beschränktem und lokalem Interesse sein, er versteht es, durch Anmut und Eigenart seiner Darstellung auch den fernerstehenden Leser zu fesseln und zu interessiren.

Den zweiten, an Umfang geringern Teil des Nachlaßbandes bilden die „Dichtungen," zwei treffliche Erzählungen: „Verschiedne Freiheitskämpfer" und „Der Wahltag"; das Bruchstück eines Trauerspiels „Therese" und zum Schluß eine Parabel,

die Keller seinerzeit in das „Selbstschriftenalbum des deutschen Reichs (In Sturm und Not)" geschrieben hatte.

Die erste der genannten Erzählungen spielt in der Zeit, als die Heere der Revolution mit ihrer Art von Freiheit gewaltsam auch die Berge und Thäler der Schweiz beglücken wollten. Nicht überall war der Empfang, den sie fanden, ein gleicher. Der Dichter schildert uns gar anschaulich, wie an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1798 ein französisches Bataillon seinen Einzug hält in einem alten Städtchen der deutschen Schweiz, „dessen Namen verschwiegen bleibt"; wie „die Bürger mit ihren Weibern und Kindern vor lauter Bewunderung den Mund so weit aufsperrten, daß das Bataillon in jedes Maul mit unabgebrochnen Zügen hätte hineinmarschieren können," und wie es nicht lange dauert, bis namentlich die weibliche Bevölkerung mit den Ankömmlingen Freundschaft geschlossen hat. Der Dichter nennt diese freundschaftliche Gesinnung der Bürgerinnen gegen den Feind die „Löwenlaune," denn „man sagt, daß die Löwin, wenn die Männchen um sie streiten, ruhig dem Kampfe zuschaue und dann mit demjenigen gehe, der zuletzt Meister bleibt." Eine Figur ist in diesem bunten Treiben mit besondrer Virtuosität gezeichnet, der Chasseur Peter Dumanet. Er repräsentirt die eine Art von Freiheitskämpfern, die der Dichter uns vorführt: „er hielt sich allen Ernstes für einen Vorkämpfer der einen und wahren Völkerfreiheit." „Dieser rückte unmittelbar ins Herz der Babette Zulauf, dicht vor der er beim Halt zu stehen kam."

Dies Paar bildet das Pendant zu einem zweiten, ganz anders gearteten, das in der nun folgenden prächtigen Schilderung des heroischen Kampfes, den das kleine Nidwalden ganz allein gegen den Eindringling aufnahm, durch seinen Heldenmut und sein tragisches Geschick hervorleuchtet. Es ist das junge Ehepaar Aloisi und Klara Allweger, eben erst unter dem Donner der feindlichen Geschütze vermählt.

Keller ist immer bewundrungswürdig, wo er ein junges Menschenpaar schildert, das in treuer Liebe verbunden unter der Ungunst oder der Tragik der Verhältnisse zu leiden hat oder ihr zum Opfer fällt, so im „Martin Salander," im „Verlornen Lachen," in „Romeo und Julie auf dem Dorfe," so auch hier. Und mit besondrer Vorliebe zeichnet er gesunde, kräftige, mutvolle Frauencharaktere, als wolle er zeigen, daß zu allen Zeiten in den Bergen seiner Heimat mehr als eine Staufacherin gewaltet habe. So gehört zum Schönsten, das der Dichter geschrieben, die Szene, wo die junge Frau am Sonntag Morgen, dem Tage des letzten Kampfes, ihren schlummernden Mann weckt, ihn und sich selbst festlich schmückt, „um diesen Ehrentag im Feierkleide zu durchleben und zu durchleiden"; wie sie dem Manne „die frisch gegossnen glänzenden Kugeln sorglich wie ein Reisegeld" zuzählt und ihm das Pulverhorn auffüllt.

So traten sie vor ihre Hütte, schön wie die Natur umher, in welcher durch das Morgengrauen eben der Rigiberg und der Pilatus das erste Gold zurückwarfen. Sie gingen Hand in Hand so weit es Zeit und Weg noch gestatteten, heiter, wie alle, denen sie begegneten und die desselben Wegs gingen, da die Würfel geworfen waren und die Glocken im ganzen Land zur That stürmten. Als aber die ersten Kanonenschüsse donnerten, nah über den See, fern hinter dem Berge, da trennten sie sich rasch. Aloisi eilte die steilen Hänge hinunter nach Kehrsiten, wo sein Platz am Gestade des Sees war. Klara stand und verschlang ihn mit den Augen, bis die wehenden Federn und Bänder an seinem Strohhut unter den Baumwipfeln unter ihr verschwanden. Dann lauschte sie dem Aufruhr in der Tiefe und lief heftig weinend und hastig an den Herd zurück, ihn zu bewachen. —

Die zweite Erzählung „Der Wahltag" erinnert einigermaßen an die politischen Szenen im „Martin Salander"; so trefflich die Erzählung als solche ist, so liegen ihr doch im allgemeinen zu sehr örtliche Tendenzen und Verhältnisse zu Grunde, als daß sie ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen könnte.

Noch ein kurzes Wort über das Trauerspielfragment „Therese." Nur die beiden letzten Akte liegen schriftlich fixirt vor. Der Dichter hat zu verschiednen Zeiten an diesem Stück gearbeitet und ist im Laufe der Zeit von seiner ursprünglichen Absicht, ein Tendenzstück gegen den Pietismus zu schreiben, mehrfach wieder zurückgekommen, doch so, daß die Aenderung selber wieder

nicht gründlich durchgeführt ist und daher eine gewisse Unsicherheit über dem Ganzen schwebt, die eben den Eindruck des Unfertigen macht.

Therese ist eine junge Witwe von streng religiöser Richtung, dabei aber, wie sich im weitern Verlauf zeigt, noch sehr lebens- und liebefähig. Sie lebt mit ihrer heranwachsenden Tochter, einem „reizenden naiven Naturkinde, dem der anerzogne Glaube unschädlich umhängt wie ein Kindermänkelchen," in den angenehmsten Verhältnissen. In ihrem Hause herrscht ein pietistischer Ton, der sich bis auf die Dienerschaft erstreckt und dort zur Karikatur wird. „Da kommt ein junger Missionar ins Haus, von edler äußerer Bildung und schwärmerischen Augen." Er verliebt sich in die Tochter, und seine Liebe wird erwiedert. Zugleich aber faßt die jugendliche Mutter eine leidenschaftliche Neigung zu ihm, und in einer hochdramatischen Szene gesteht sie ihre Leidenschaft. Nun ist der Konflikt zwischen Mutter und Tochter, zwischen Verwandtenliebe und Liebe der Geschlechter in voller Wirkung. „Alle Schranken einer weisen, von Sitte und Religion eingedämmten Lebenführung stürzen zusammen vor dem Aufschrei der Stimme der Natur." Therese sucht Trost in der heiligen Schrift, wo sie ihn so oft gefunden; allein das Orakel, dem sie sich vertraut, führt sie auf Stellen des Predigers Salomo, und gar auf solche des Hohenliedes, die nur Oel in ihre Flamme sind. Sie findet in ihrer Verzweiflung keinen andern Ausweg als den Entschluß, in den Wellen einen freiwilligen Tod zu suchen.

Dies der ursprüngliche Plan, der im ganzen auch so zur Niederschrift gelangt ist, nur daß das pietistische Element zurücktritt (und in einer weitern Bearbeitung vielleicht noch mehr zurückgetreten wäre) und der Missionar mit einem Weltmann von edler Bildung vertauscht ist.

In beiden Akten fehlt es nicht an hochpoetischen, ergreifenden Szenen. Das Ringen zwischen Mutter und Tochter um den geliebten Mann, das mit dem verzweifelten Entschluß der ersteren endigt, ist außerordentlich wirkungsvoll dargestellt. Auch der szenische Hintergrund, einmal die blütenduftige Vorsommernacht und dann der prächtige, taufrische, sonnige Pfingstmorgen, ist von großer poetischer Wirkung. Daneben aber trägt auch manches den Stempel des Unfertigen an sich, wie das bei einem Bruchstück kaum anders sein kann; so der zwar schöne, aber viel zu lange nächtliche Monolog am Anfang des vorletzten Aktes. Jedenfalls hatte ein Versuch, das Stück, so wie es ist, auf die Bühne zu bringen, von vornherein wenig Aussicht auf Erfolg und ist auch, wie es scheint, gänzlich mißlungen, als er in Zürich gemacht wurde.

Blinde Verehrung hat aus dem vorhandnen Bruchstück auf eine ungewöhnliche dramatische Begabung Kellers geschlossen. Das ist gewiß ein voreiliges, aus dem wenigen Vorhandnen nicht zu rechtfertigendes Urteil. Bezeichnend ist doch, daß der Dichter von allen seinen dramatischen Projekten abgekommen ist, ja daß er in seiner oben erwähnten Selbstbiographie die Absicht ausspricht, er wolle sie in Gestalt von Erzählungen erscheinen lassen, „um die so lange Jahre vorgeschwebten Stoffe oder Erfindungen wenigstens als Schatten der Erinnerung zu erhalten." —

Noch verheißt uns der Herausgeber eine weitere schöne Gabe aus der Hinterlassenschaft des Dichters: nämlich eine Sammlung seiner Briefe und Tagebuchfragmente, die demnächst in zwei Bänden erscheinen soll. P. B—r

Zum Semesteranfang

Ein Appell an unsre Leser in den Universitätsstädten*)

Es läßt sich nicht länger verschweigen. Der Stand der Moralität innerhalb unsrer Studentenschaft giebt zu den ernstesten Besorgnissen Ursache. Wir stehen wahrlich der Eigenart studentischen Treibens nicht ohne Verständnis gegenüber, können uns an Jugendlust und Jugendübermut mit freuen. Aber die Zeit ist ernst. Sie fordert die Bewältigung großer Aufgaben im politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Leben und braucht zu Führern der Nation mehr denn je Männer von reiner Jugend und gutem Gewissen.

*) Kirchliche Blätter seien hierdurch gebeten, der gleichen Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und unsern Appell zu unterstützen.

Doch beabsichtigen wir hier keine allgemeine Sittenpredigt. Auf einen dunklen Punkt wollen wir hinweisen, der uns am meisten erschreckt und beunruhigt. Die sittliche Verderbnis, an der unsre Studentenschaft krankt, hat in sonst ungekanntem Maße auch die Studirenden der theologischen Fakultät ergriffen. Leute, die unmäßig tranken, an allerlei Roheit teilnahmen, die eben nur der starke Geist akademischen Lebens erträgt und verdaut, gab es zu meiner Zeit auch. Aber das darf ich sagen aus meiner ausgiebigen Erfahrung heraus, daß zu meiner Zeit von Zuständen, wie man sie jetzt kennt, unter den Theologiestudirenden nicht die Rede war. Es ist schwer, davon zu reden; von mancher Seite wird es uns übel vermerkt werden; aber es muß sein. Hier sollte aller Hader kirchlicher und theologischer Richtungen schweigen, hier sollte nur Ein Schmerz alle Nächstberufnen zu einmütiger Abhilfe zusammenschließen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir auf den Thatbestand uns nicht näher einlassen. Genug, daß wir von großen und kleinen Universitäten, aus Studenten- und Professorenkreisen nur allzu gewisses Zeugnis haben. Ja wir sind gelegentlich einem entsetzlichen Erstaunen begegnet darüber, daß uns diese Zustände so unbekannt seien.

Gewiß besteht für die Theologen unter den Studirenden kein andres Moralgesetz als für ihre Kommilitonen von den andern Fakultäten. Aber von einem jungen Mann, der als Lehrer und Leiter christlicher Gemeinden durchs Leben gehen will, muß man erwarten, daß er an seiner Entscheidung für diesen Beruf einen besondern sittlichen Halt hat unter den unausbleiblichen Versuchungen der akademischen Freiheit. Man darf von seinem Studium, das ihn auf Schritt und Tritt mit den höchsten und heiligsten Dingen beschäftigt, erwarten, daß es ihm den Dienst thue, auch sein persönliches Sinnen und Wollen dem Idealen zuzuwenden. Diesen Schutz des erwählten Studiums haben unzählige Theologen aller Zeiten erfahren und Gott dafür gedankt inmitten der sittlichen Gefahren, denen sie ihre Genossen von den andern Fakultäten oft so widerstandslos erliegen sahen.

Warum ist das nicht mehr so? Warum ist das Gegenteil nicht mehr die Ausnahme, die von der Gesamtheit als Schmach und Schande empfunden wird? Warum tragen sich Dinge an der Oeffentlichkeit zu, die auch schändlich sind zu sagen? Warum weiß davon alle Welt, aber die Professoren der Theologie und die Kirchenbehörden wissen, so scheint es, wenig davon? Wäre es nicht an der Zeit, hier mit allem Ernst einzuschreiten? Sollte es wirklich keine Mittel und Wege geben, den jungen Leuten das sittliche Rückgrat zu stärken und die Kirche, der sie dienen wollen, vor schwerem Schaden zu bewahren?

Es ist nicht unsre Sache, den nächstberufenen Instanzen Rat zu erteilen. Wir sind überzeugt: fassen sie erst das Uebel fest ins Auge, so wird es an Schutz- und Hilfsmitteln nicht fehlen. Unsre Sache ist es, an einen weitern Kreis zu appelliren, der hier mit zu schützen und zu helfen berufen ist.

Die Ursache des sittlichen Verfalls, dem unsre jungen Studirenden erliegen, ist in den meisten Fällen der Mangel jeden veredelnden Familienverkehrs. Wir reden nicht von jenen Burschen, die schon früh verdorben auf die Universität kommen. Wir reden von denen, die unverdorben hinaus gehen. Es sind ihrer zumal unter den Theologie Studirenden Gott sei Dank viele. Denn daß einer beim Abgang von der Schule mit gebrochnem Gewissen gerade diesem Berufe sich zuwenden sollte, das sind wir so vertrauensvoll für in der Regel ausgeschlossen zu halten.

Wenn nun dem jungen Manne in der Universitätsstadt vielleicht nur eine Familie sich aufthäte, wo er ungenirt aus- und eingeht, wo er, am liebsten im Verkehr mit reiner Weiblichkeit, die Luft eines bessern Daseins atmen, auch der Vorzug eines edlen, von Bildung und Sitte getragnen Lebensgenusses ihm aufgehn könnte, dann hätte er vielleicht den Halt, das Maß

von Unterstützung, dessen sein besseres Ich in den Versuchungen bedarf, die ihn umringen. Ist es ein Professorenhaus, das sich ihm so öffnet, glückliche Fügung! Aber vielleicht sind die Professorenhäuser gar nicht die in erster Linie, jedenfalls nicht die allein berufnen! Dem Studenten kann nichts so heilsam sein, als mitten in seinen Studien und kommentmäßigen Vergnügungen eine lebendige Fühlung mit der nichtakademischen Wirklichkeit draußen, mit Menschen, die dieses Namens im höchsten Sinne wert sind. Geht sein Tag dahin zwischen Kolleg, Bude und Kneipe, was Wunder, wenn er versumpft, wenn er den Drang nach Leben und Liebe bei einer Gelegenheit befriedigt, die ihn nur tiefer herabzieht. Er muß in guten Familien kennen lernen, daß der reine, gesittete Verkehr der förderlichste und fröhlichste ist, muß lernen das Ziel der einstigen eignen Häuslichkeit sich hoch stecken und im Trachten nach einem solchen Ideal Kraft sammeln. Wo ein Ideal ist, wo ein Trachten nach sittlichen Gütern ist, wo freundliche, verständnisvolle, tüchtige Menschen mitbestimmend eintreten in den Lebenskreis, da steigt der eigne Wert, die eigne Kraft, die Widerstandskraft gegen das Gemeine.

Was bedarf es vieler Worte! Die guten Familien in den Universitätsstädten sollen sich unsrer jungen Studenten annehmen. Und die christlichen Familien zumal sollen sich unsrer jungen Theologen annehmen. Mag einer ungewandt und unerzogen von der Schule kommen, vielleicht ist das Herz um so besser, der Geist um so bildsamer: köstliche Aufgabe für die Frau, das Fräulein vom Hause, an der Bildung eines Menschen mitzuarbeiten, der voraussichtlich in irgend einem kleinern oder größern Kreise zu den leitenden und bestimmenden Männern gehören wird. Von Luthers Lehrer Trebonius in Eisenach wird erzählt, er habe, wenn er in die Schulstube trat, vor seinen Schülern das Barett abgezogen: denn, meinte er, man könnte nicht wissen, ob nicht später aus solchem Knaben ein Bürgermeister, Kanzler, Doktor oder Regent würde. Ist denn die Aufgabe so wenig lockend, diesen noch in der Entwicklung stehenden Männern der Zukunft mit ein wenig Freundlichkeit und Hingabe zu Hilfe zu kommen?

Aber wie viele Empfehlungsbriefe werden abgegeben, und die einzige Antwort ist die gelegentliche Einladung zu einer „Abfütterung.“ Wir geben zu, es kann das studentische Element für die bessern Familien zumal der kleinen Universitätsstädte eine gar nicht leicht zu tragende Belastung bedeuten; es giebt auch Bedenken gegen den Einlaß dieser Gäste, zumal da die sittliche Verwilderung in der Studentenschaft bereits soweit gediehen ist. Aber die heilige Verpflichtung, unsrer studirenden Jugend zu dienen, kann von den Häusern, die mit etwas zu dienen haben, nicht lebhaft genug empfunden werden. Die Professoren sollten ihrerseits, da sie nicht imstande sind, allein mit ihrer Familie das Notwendige zu leisten, versuchen, ob sie nicht für die ihnen nahetretenden Studenten befreundete Familien öffnen können. Sie sollten jeden jungen Mann, der ihnen irgendwie sich vertraut, darnach fragen, ob er Familienverkehr hat, und wenn nicht, ihm solchen verschaffen. Die fernen Eltern sollten mit allem Fleiß darauf dringen, daß solche Gelegenheiten von ihren Söhnen gesucht und gepflegt werden. Es giebt da für manche Studios eine gewisse Schüchternheit zu überwinden, auch für solche, die auf der Bierbank gar nicht schüchtern sind; es gilt die Abneigung und den Hohn wider das „Familie simpeln“ zu überwinden; auch bringt das Dasein heiratsfähiger Töchter die bekannten Gefahren mit sich für beide Teile. Aber das alles muß überwunden werden, wenn die sittliche Tüchtigkeit der studirten Männer auf dem Spiele steht, und zumal die sittliche Reinheit des Pastorenstandes.

Ein neues Semester steht vor der Thür. Viele Söhne ziehen zum erstenmal hinaus nach der Hochschule. Die Sorgen und Hoffnungen treuer Eltern und Angehörigen, die vielleicht bis dahin selbst imstande waren zu hüten und zu bewahren, begleiten sie. Wenn doch einem jeden dieser jungen Männer draußen in der Fremde, in dem Lande einer fast schrankenlosen Freiheit, der Halt eines Hauses von Sitte, Bildung und Frömmigkeit beschieden wäre — wie viel Sünde bliebe unbegangen, wie viel junge Saat würde reicher und fröhlicher reifen! Unsern Lesern in den Universitäten legen wir die Sache ans Herz. Aber auch die Familien in der Umgebung sind da mit berufen, die in den Pfarrhäusern zumal. Wie weit reicht doch heutzutage im Zeitalter der Schnellzüge der Begriff Nachbarschaft! Und wie reisefertig ist der junge, noch unverdorbne Studio! Es giebt auch für die Studenten eine Sonntagsfrage, und sie ist so leicht zu lösen. In dieser ganzen Angelegenheit geben wir uns der Hoffnung hin: es bedarf nur der Anregung, es bedarf nur offner Augen für die zu sehr versäumte Pflicht, und ein schwerer Schade wird verhältnismäßig leicht abgethan werden. Was zunächst ein Opfer scheint, das man unsrer studirenden Jugend bringt, wird sich schnell an denen lohnen, die es mit rechtem Herzen bringen. Denn soviel Inhalt trauen wir unsrer Jugend noch immer zu, daß jede Art von Hingabe an sie ihren Dank in sich selbst trägt. R

Aus der Gemeinde

Ein zweites Wort

Aus der „Antwort“ des Herrn Lic. th. Christoph Schrempf in Nr. 13 der Christlichen Welt ersehe ich, daß mein „Notschrei“ mißverstanden worden ist. Ich wollte keineswegs sagen, daß damals, als ich jene Worte schrieb, mein eigner religiöser Standpunkt, mein „Glaube“ sich noch in einem durch Herrn Schrempf verwirrten Zustande befand. Das Rezept, das er mir vorschreibt, hatte ich von selbst angewandt. Die Unruhe empfand ich mehr im Gedanken an andre als für mich. Unbekümmert um alle „Auffassungen“ von Christus, um alle „Christologien“ habe ich Christus da aufgesucht, wo er meiner Ansicht nach in seinem Selbst und allein zu finden ist, in den Evangelien; und aus ihnen habe ich erkannt, daß so wie Jesus redet, kein Mensch reden, daß das, was er fordert, kein Mensch fordern, das, was er verheißt — Sündenvergebung, Versöhnung der Seele mit Gott —, kein Mensch verheißen kann. Mit andern Worten, ich habe begriffen, daß Jesu Art über-, oder widermenschlich, also göttlich ist.

Mir also steht das, Gott sei Dank, unerschütterlich fest; aber nicht in gleicher Lage befinden sich auch alle gebildeten Laien. Diese stehen dem Christentum großenteils zweifelnd oder abgeneigt gegenüber, weil sie bezweifeln, ob überhaupt irgend eine sichere Ueberlieferung über Christus vorhanden sei, oder weil sie sich die Sätze, die die Orthodoxie, alle Schwierigkeiten kühn beiseite werfend, über Christi übernatürliche Geburt und sein stellvertretendes Leiden aufstellt, mit ihrer Vernunft nicht zusammenreimen können. Sie halten vielfach Christus, wenn er überhaupt gelebt habe, für einen bloßen, wenn auch besonders vorzüglichen und frommen Menschen, nicht aber für „den Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Die Aufgabe der „neuen Theologie“ schien mir nun keineswegs die zu sein, daß sie festzustellen habe, was die Menschen glauben sollen. Ich bin mit Herrn Schrempf ganz darüber einverstanden, daß jeder Mensch seinen Glauben sich selbst erringen und erkämpfen muß. Aber das soll die „neue Theologie“ leisten, daß sie zeigt, worin der lebendige, wahrhaft diesen Namen verdienende Glaube an Christus besteht, und weshalb dieser Glaube das Wesen und den Kern des Christentums als der einzig wahren und vollkommenen Religion ausmacht. Sie soll alle Zweifel und Hindernisse entfernen, die dem gebildeten, aber für die Stimme der Wahrheit nicht ganz verschlossenen und tauben Laien den Weg zu dieser Erkenntnis versperren. Das scheint mir die Pflicht der „neuen Theologie“ zu sein, und auf deren Erfüllung scheint mir ihre Existenzberechtigung zu beruhen.

Herr Schrempf aber ist der Meinung, daß dieser Glaube an Christus gar nicht unerläßlich sei, er warnt davor, daß man sich bei Christus allzulange aufhalte, weil man sonst leicht den hinter ihm stehenden Gott übersehe, und er behauptet, daß Christus selbst diesen Glauben an sich gar nicht gefordert habe. Siehe „Drei religiöse Reden,“ S. 46—47.

Er steht also in einem schneidenden Widerspruch zu dem, was die „neue Theologie“ anstrebt oder anstreben muß; seine Thätigkeit, so geistvoll und wahrhaftig er auch ist, gefährdet die Gewinnung der Laien für das Christentum, für den Glauben

an Christus; er bestärkt sie in ihrer Meinung, daß man Christus nicht oder doch nicht notwendig braucht, um zu Gott zu gelangen.

Die „neue Theologie" hat also allen Grund, sich klar und deutlich in diesem Hauptpunkte von Herrn Schrempf loszusagen, und mein Notschrei erging nicht an Herrn Schrempf, sondern eben an die „neue Theologie." An ihren letzten Gedanken bin ich, und nicht ich allein, irre geworden, und sie sollte mir Rede stehen, nicht aber Herr Schrempf, den ich bis jetzt zu dieser „neuen Theologie" nicht gerechnet habe und nicht rechnen zu dürfen glaubte.

Antwort

Aus den letzten Worten des verehrten Einsenders muß ich einen Vorwurf entnehmen. Ich hätte selbst antworten sollen im Namen einer „neuen Theologie" oder im Namen der Theologen der Christlichen Welt; statt dessen habe ich Herrn Lic. Schrempf gebeten, sich zu äußern. Aber diesen Weg halte ich noch jetzt für den gewiesenen, um vorwärts zu kommen. Daß die nähern Gesinnungsgenossen unsers Blattes nicht leicht so von Christus reden und schreiben würden, wie Schrempf in seinen „Drei religiösen Reden" a. a. O., sieht jeder, der unser Blatt kennt. Es traf sich, daß ich eben in den letzten Nummern meine Artikel veröffentlichte „Jesus Christus der einzige Gottesbeweis," Artikel, die gewiß manche Einwendungen gestatten, mit denen ich mich ja gern auseinandersetzen will, aber die denn doch anders von Christus reden, als Schrempf a. a. O. gethan hat. Von sonstigen Zeugnissen unsrer Stellung zu Christus erwähne ich nur ausdrücklich die Artikel „Jesus Christus" in Nr. 1 und „die Gottheit Christi" in Nr. 7 des Jahrgangs 1891. Unsre „neue Theologie" ist voll von der Verkündigung eines Jesus Christus, *an den man glauben muß und glauben darf, an den man nicht genug glauben kann*, ohne den wir auch den Vater nicht haben, und in dem der Vater geehrt sein will.

Wir lassen uns von dem verehrten Einsender gern gesagt sein, daß dies kündlich große Geheimnis Gottes in Jesu Christo in diesen Blättern und überall gerade unter den gegenwärtigen Kämpfen mit immer neuen Zungen treu und freudig von uns verkündigt werden muß. Aber daß es die Probe auf unsre Stellung zu Christus sein soll, daß wir uns von Schrempf „lossagen," lehnen wir schlechtweg ab. Einmal hat sich Schrempf nirgends zu unserm Sprecher aufgeworfen, folglich haben wir uns gar nicht von ihm loszusagen. Zweitens aber möchten wir niemals die Gemeinschaft aufheben mit einem Menschen, der mit allem Ernst um die Wahrheit ringt und kämpft, der praktisch und inhaltlich in vielem irren mag, aber der uns und unsrer Kirche, wenn wir ihn recht auf uns wirken lassen, dennoch zum Segen werden kann und muß. Professor Ziegler in Straßburg hat mir neulich wohl aus Unkenntnis unsrer Gesamthaltung im Falle Schrempf infolge eines direkten Mißverständnisses vorgeworfen, ich hätte im Hic-niger-est-Stile von Schrempf geredet. Etwas Aehnliches verlangt heute der verehrte Einsender von uns. Wir werden uns niemals dazu verleiten lassen. Es ist uns das bei unsrer ganzen Art und Gesinnung unmöglich.

Was nun jene Stelle in Schrempfs Reden anlangt, so habe ich im Augenblick beim besten Willen nicht die Zeit, mich damit auseinanderzusetzen. Wenn ich die Stelle so verstände, wie der Herr Einsender thut, würde ich sie nur bedauern und mißbilligen. Ich finde aber, daß sie eine Deutung zum Bessern verträgt, und das, was Schrempf in unsrer Nr. 13 geschrieben hat, bestärkt mich darin. Allerdings glaube ich kaum, daß ich mich völlig mit Schrempf einigen könnte. — Einen Widerspruch zwischen dem, was Schrempf in Nr. 13 und auf S. 46 f. seiner Reden gesagt hat, haben auch andre gefunden. Ich halte noch immer dafür, daß vorläufig es vom größten Interesse ist, Schrempfs ganze Meinung über Christus kennen zu lernen. Irre ich nicht, so werden wir bald Gelegenheit dazu haben.*)

R

*) Soeben vor Schluß der Nummer geht mir eine Schrift zu, deren bevorstehendes Erscheinen ich im Auge hatte, als ich die obigen letzten Worte schrieb: *Natürliches Christentum. Vier neue religiöse Reden von Christoph Schrempf*, Lic. theol. Stuttgart, Frommann. 104 S.; 1,50 Mark. Lesen konnte ich sie noch nicht. Die zweite Rede ist überschrieben: „Von Jesus Christus." — Inzwischen ist mir auch von einem unsrer Herren Mitarbeiter ein Artikel zugekommen: *Die Anklage gegen Schrempf und gegen die Theologen der Christlichen Welt*, worin der Verfasser zuerst die Frage behandelt: Ist die Antwort Schrempfs [in Nr. 13] befriedigend? und sodann die andre: Was haben *wir* dem Einsender zu antworten? Diesen Artikel wird die nächste Nummer bringen.

Miß Marsdens Reise zu den Aussätzigen Sibiriens

2

Schon auf der bisher zurückgelegten Strecke hatte Miß Marsden und ihre Begleiterin, wo es anging, an verschiedenen Orten die Gefängnisse besucht und darin bisweilen ähnliche traurige Zustände wahrgenommen, wie sie Kennan in seinem bekannten Buche über Sibirien beschreibt. Aber die russischen Gefängnisse sind nicht überall gleich. So fand Miß Marsden z. B. in Tobolsk in jeder Beziehung geradezu musterhafte Einrichtungen. Jede Zelle enthielt nur wenige Gefangne. Anstatt der sonst üblichen Holzpritschen hatten sie hier ordentliche Betten mit Matratzen. Auch das Hospital für krank gewordne Gefangne war sehr sauber gehalten und durchaus nicht überfüllt. Freilich in Tukalinsk, einem der nächsten Orte, wo sie Halt machten, und wo auch ein Gefängnis war, fanden sie leider wieder ganz andre Zustände vor, obgleich das dortige Gefängnis in demselben Gouvernement lag wie das von Tobolsk. Das Haus war nur für 70 eingerichtet, statt dessen befanden sich 200 Gefangne darin. Die Dielen des Fußbodens waren durch die Feuchtigkeit verfault, und mit den Holzwänden stand es nicht besser. Die Ventilation und alle andern gesundheitlichen Einrichtungen waren vernachlässigt. Miß Marsden benutzte hier wie an andern Orten die Gelegenheit, den Gefangnen eine kleine Gabe an Thee und Zucker zu verabreichen, ein Wort von Christo zu ihnen zu reden und ihnen Exemplare des Neuen Testaments zu schenken. Für alles zeigten sich die armen Leute stets höchst dankbar. In Tukalinsk befand sich eine Art Nacht-Zufluchtshaus für entlassene Strafgefangne; aber auch dieses war wegen Ueberfüllung nicht in einem Zustande, wie es wünschenswert gewesen wäre.

In Omsk mußte Miß Marsden ihre Freundin Miß Field zurücklassen, da diese durch die ausgestandnen Strapazen zu leidend geworden war, um an eine Fortsetzung der Reise denken zu können. Mit schwerem Herzen nahm sie von ihr Abschied, da sie ihr nicht nur eine treue Begleiterin gewesen war, sondern auch, weil der russischen Sprache mächtig, wertvolle Dienste als Dolmetscher geleistet hatte. Mit Besorgnis sah sie den fernern Schwierigkeiten der Reise entgegen, die sie von nun an ganz allein zu bestehen haben würde. Indessen ein Teil ihrer Besorgnis wurde bald dadurch gehoben, daß ihr der Generalgouverneur von nun an neben dem Soldaten noch einen seiner Attachés zum besondern Schutze mitsandte, eine Aufmerksamkeit, für die sie um so dankbarer war, als dieser neue Begleiter Französisch sprach und auch ein wenig Englisch verstand. Natürlich vor Wind und Wetter, betrunknen Kutschern und allerlei andern Widerwärtigkeiten konnte er sie nicht schützen, und Miß Marsden hatte auch in Zukunft von dem allen genug zu erdulden.

Wieder unterwegs, trafen sie auf einer Poststation einen Transport für Sibirien bestimmter Sträflinge, die für die Nacht in zwei großen dunkeln Zellen untergebracht waren. Miß Marsden erlangte Zutritt zu ihnen und sah sie in ihrer traurigen Verfassung, wie sie teils auf der Erde, teils auf etwas erhöhten Brettern so eng beisammen lagen, daß sie kaum atmen konnten. Ganz erstaunt starrten sie sie an. So neu war es ihnen, daß eine Dame allein zu ihnen kam und ihnen Nahrung für Leib und Seele brachte. Aehnliche Transporte überholten sie zu verschiedenen malen mitten auf dem Wege. Miß Marsden ließ dann stets ihren Schlitten halten, stieg ab, ging zu den Leuten hin und beschenkte sie mit kleinen Gaben von Thee und Zucker. Oft bemerkte sie Frauen, bisweilen mit Kindern, im Zuge. Ihnen

gab sie jedesmal eine doppelte Menge von diesen stets so willkommenen Eßwaren. Aber so dankbar sie selbst dafür war, daß sie den armen Unglücklichen vorübergehend eine kleine Freude bereiten konnte, ebenso niedergedrückt fühlte sie sich durch ihr tiefes Mitgefühl mit dem Elende, das sie in diesen traurigen Gestalten mit den Ketten an den Händen verkörpert sah. Indessen ihre Mission lag auf einem andern Gebiete, und so konnte sie sich niemals lange durch sie aufhalten lassen. Aber bei Nacht wurde sie oft noch im Traume von solchen Szenen menschlichen Elends verfolgt, „und," schreibt sie, „die Gesichter jener Verbannten verfolgen mich noch heute."

Neue Fährlichkeiten brachte das nach langer Winterkälte eintretende Tauwetter. Denn nun waren die Flüsse mit dem Schlitten nicht mehr passirbar, und diesen selbst mußte sie jetzt mit dem Reisewagen, in jenen Gegenden Tarantaß genannt, vertauschen. Nachdem sie in Krasnojarsk nach langem Handeln mit den zuerst enorme Summen fordernden Verkäufern ein solches Gefährt für dreißig Rubel erstanden hatte, wurde umgepackt, und die Reise konnte weitergehen. Aber wer sich einbilden würde, daß diese Art der Fortbewegung eine bequemere, als die zu Schlitten war, würde im Irrtum sein. Denn der Tarantaß ist „unschuldig auch nur an einer einzigen Feder," und da zu jener Jahreszeit die Wege in einem schrecklichen Zustande waren, so bereitete auch diese Fahrt Miß Marsden nur neue Pein. „Tarantaß-Rheumatismus" nennt sie sie in ihrem glücklichen Humor, der sie trotz allen ausgestandnen Qualen auf der ganzen Reise niemals verlassen zu haben scheint, und beschreibt diese Krankheit folgendermaßen:

Alle Glieder schmerzen, alle Muskeln schmerzen, der Kopf schmerzt, und was das Schlimmste ist, auch das ganze Innere schmerzt furchtbar. Am Ende des ersten Tages sehnt man sich nach einem Federbett für eine ganze Woche lang, aber wenn dann bei Einbruch der Nacht sich keine Gelegenheit findet, irgendwo einzukehren, muß man auch die ganze Nacht über in seinem Gefährt bleiben. Natürlich schläft man und erwacht erfrischt zur Frühstückszeit. Aber gegen Sonnenuntergang und vielleicht schon vor jener Zeit sehnt man sich nach jenem Federbette von neuem und wünscht sich dazu ein klein wenig Pflege und geschickte ärztliche Behandlung. Diesmal vielleicht findet sich für die Nacht ein Absteigequartier, aber jetzt weigert sich der Körper, irgendwelche Bewegung in perpendikulärer Lage auszuführen, und daher bleibt man wieder, wo man ist. Im Verlauf der nächsten vierundzwanzig Stunden überkommt einen ein Gefühl der Erschlaffung, der Ohnmacht, wo einem alles gleichgiltig ist, ein wenig später verliert sich das Gedächtnis an die Ereignisse des vergangnen Lebens, am nächsten Tage weiß man überhaupt nichts mehr von Wind, Wetter oder irgend etwas anderm, und endlich, nachdem man mehrere hundert Meilen auf diese Weise zurückgelegt hat und bewußtloser als je in ein Quartier getragen ist, hat man nur einen einzigen Wunsch, und das ist der, einen ganzen Monat ausruhen und schlafen zu können.

Einen längern Aufenthalt in Irkutsk, einer nicht unbedeutenden Stadt, benutzte Miß Marsden dazu, sich zunächst von ihren Strapazen wenigstens etwas zu erholen, dann suchte sie einige einflußreiche Personen auf, die sie für ihre Mission zu interessiren versuchte, endlich zog sie über die Aussätzigen, zu denen sie sich begeben wollte, so weit es möglich war, nähere Erkundigungen ein. Das Resultat war nicht unwesentlich. Wenigstens erfuhr sie, daß im Jahre 1827 ein Arzt zum erstenmale das Auftreten des Aussatzes unter den Jakuten des Voluisk-Distrikts konstatirt hatte, und daß seitdem zu verschiednen malen Versuche gemacht waren, die an dieser schrecklichen Krankheit Leidenden in besondere Hospitäler aufzunehmen, Versuche, die allerdings aus den verschiedensten Gründen bisher gescheitert waren. Einmal freilich, im Jahre 1860, war bereits ein kleines Hospital zu diesem Zwecke errichtet worden; aber aus Mangel an Mitteln hatte es schon nach drei Jahren wieder geschlossen werden müssen. Inzwischen waren in jenen Gegenden einige kleine Hospitäler für andre Kranke hergestellt worden, aber für die Aussätzigen war weiter nichts geschehen. Daß der Aussatz in jenem Distrikt sich hatte einwurzeln können, schrieben die Aerzte teils der Bodenbeschaffenheit des von endlosen Sümpfen durchzognen Landes, teils der Unreinlichkeit und ungesunden Ernährungsweise der Eingebornen zu. Im Jahre 1890 war ein Arzt mit der besondern Aufgabe betraut worden, den Zustand der Aussätzigen behufs spätrer Maßnahmen zur Erleichterung ihrer Leiden an Ort und Stelle zu studiren. Zur Entschuldigung der Behörden, die trotz ihrer Kenntnis von den Verheerungen der Krankheit unter den armen Jakuten so wenig dagegen gethan hatten, führt Miß Marsden den Umstand an, daß Jakutsk von St. Petersburg gegen 5000 englische Meilen entfernt ist, sodaß eine Reise hin und her mehrere Monate in Anspruch nimmt. „Trotzdem, schreibt sie, bleibt die Thatsache bestehen, daß während vierundsechzig Jahren die Aussätzigen von Jakutsk vergeblich auf ein permanentes Unterkommen erwarteten." Dabei ist Jakutsk im Winter der kälteste Ort der Erde. Der Boden ist dreißig Fuß tief gefroren, und im Sommer ist wieder die Hitze so groß, daß Myriaden von Moskitos und Fliegen die Luft durchschwirren, Menschen und Tiere quälen und besonders die Wunden der Aussätzigen heimsuchen, die oft zu schwach sind, sich ihrer zu erwehren.

Wer je einmal von der Krankheit ergriffen ist, wird von den Seinigen wie ein wildes Tier vertrieben und muß wie ein lebendig Toter an einem einsamen Orte im Walde oder in den Sümpfen elend dahinsiechen. „Keine Hoffnung! keine Hoffnung!" ist der Gedanke, mit dem er seine Angehörigen verläßt, denn er weiß, daß niemals mehr ein freundliches Antlitz ihn begrüßen, eine liebevolle Hand ihm Beistand leisten, die Stimme der Gattin, der Schwester, des Bruders sein Ohr treffen wird. Und doch hat er vielleicht noch fünfzehn oder zwanzig Jahre seines Lebens vor sich, vermieden, verstoßen von jedermann. Die einzige Zufluchtsstätte, die er finden kann, ist irgend eine schmutzige kleine Jurta (Hütte), die er mit einem oder mehreren seiner Leidensgenossen zu teilen hat. Wenn sich ihm jemand zufällig nähern sollte, hat er das Zeichen des Kreuzes zu machen, damit der andre sich rechtzeitig vor ihm hüten kann. „Niemand wird bezweifeln," äußert sich Miß Marsden, „daß solche Aussätzige die bedauernswertesten unter allen Gottesgeschöpfen sind. Ebensowenig wird sich niemand wundern, daß ich, nachdem ich einmal den Ruf von Gott empfangen, denen zu dienen, um die sich niemand kümmert, diesem Rufe Folge leiste und trotz aller Hindernisse alles thue, was in meinen Kräften steht, ihnen zu helfen."

Von Irkutsk nach Jakutsk reiste Miß Marsden meist zu Wasser auf dem Lenaflusse. Die Barke, deren sie sich bediente, war freilich zur Aufnahme von Passagieren in keiner Weise eingerichtet, sodaß auch dieser Teil ihrer Reise ihr neue Unbequemlichkeiten verursachte. Aber sie überwand auch die und erreichte Jakutsk binnen drei Wochen.

Die Provinz Jakutsk, im nordöstlichen Sibirien gelegen, erstreckt sich über ein Gebiet von über drei und einer halben Million russischer Quadratmeilen, zählt aber nur 250,000 Einwohner, die meist aus Nomadenstämmen bestehen, in weit von einander entfernten Gemeinden meist an den Ufern von Seen oder Flüssen leben und sehr arm sind. Sie wohnen in kleinen, höchst einfach konstruirten Hütten, die meist sehr schmutzig sind, und entbehren fast jeder Behaglichkeit des häuslichen Lebens. Im Winter sind diese Jurten durch eine dichte Bedeckung mit Lehm oder Dung fast hermetisch verschlossen.

Die Stadt Jakutsk mit 7000 Einwohnern gewährt einen traurigen, toten Anblick. Um acht Uhr abends werden die Häuser geschlossen, denn Vergnügungs- oder Erholungsorte irgend welcher Art giebt es dort nicht. Im Winter ist es so kalt, daß auch kräftige Leute tagelang nicht auszugehen wagen. Es wird dann vor zehn Uhr nicht hell, gegen zwei Uhr wird es schon wieder dunkel, und dieser Zustand dauert fast acht Monate lang.

Bald nach ihrer Ankunft in Jakutsk besuchte Miß Marsden den dortigen Bischof, teilte ihm ihre Pläne mit und hatte die große Freude, von ihm einige Exemplare jenes Krautes zu erhalten, das zu suchen sie ausgezogen war. Doch konnte er ihr keine bestimmte Auskunft darüber erteilen, ob es wirklich Heilkräfte gegen den Aussatz enthalte. Dagegen ging der ehrwürdige Mann mit größter Bereitwilligkeit auf ihre Pläne ein, bildete zu ihrer Unterstützung ein Komitee von den einflußreichsten Leuten der Stadt und erteilte ihr seinen Segen für ihr edles Unternehmen.

Nach sehr sorgfältigen Vorbereitungen für die fernere Reise

von noch etwa 2000 Meilen durch Gegenden, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach dem Vordringen eigentümliche Schwierigkeiten entgegenstellen mußten, begab sich Miß Marsden eines Tages wieder auf den Weg. Natürlich nicht allein, denn das wäre ganz unmöglich gewesen, auch nicht nur in Begleitung einiger wenigen ortskundigen Leute, nein, diesmal brach mit ihr eine ganze Kavalkade auf, bestehend aus fünfzehn Männern mit dreißig Pferden, von denen ein großer Teil zum Transport der so notwendigen Vorräte und Zelte benutzt werden mußte. Sie selbst war natürlich auch zu Pferde, da mit einem Tarantaß ferner nicht durchzukommen gewesen wäre. Ja sie war aus mehreren Gründen sogar gezwungen, wie ein Mann zu reiten, besonders wegen der Unebenheit des Weges und der Wildheit der kleinen sibirischen Pferde. Ihre Kleidung bestand dabei aus einem Jacket mit langen Aermeln, ordentlichen Beinkleidern und einer Art Jagdhut, den sie sich schon in London gekauft hatte. Um die Schultern trug sie eine kleine Reisetasche. Auch fehlte ihr wie den Männern der Revolver nicht, denn sie mußten fürchten, in den Wäldern gelegentlich Bären anzutreffen. Der Tag, an dem der Distanzritt begann, war der 22. Juni 1891.

Bald hatte Miß Marsden neue Abenteuer.

Wir waren noch nicht lange unterwegs, so sanken die Pferde bis an die Flanken in einen Morast und begannen wild um sich zu schlagen. Ich hatte mich mit aller Macht festzuhalten, während die Männer die Tiere anfeuerten, weiterzugehen. Wir ritten einer hinter dem andern, und wenn das Pferd des Führers teilweise verschwand, wußten wir, daß vor uns Moräste waren, und mußten uns deshalb einen andern Weg suchen. Die erste Nacht kampirten wir am Saume eines Waldes. Feuer wurden angezündet, Zelte aufgeschlagen, Thee gemacht, die Pferde entlastet und angebunden, dann begaben wir uns zur Ruhe, nicht ohne für alle Fälle Flinte oder Revolver an unsrer Seite zu haben. Auch waren einige Leute als Schildwachen ausgestellt und hatten zugleich die Feuer zu unterhalten. Am andern Morgen brachen wir frühzeitig auf, und unsre Moskitoplage begann. Diese Plagegeister umgaben uns buchstäblich in Schwärmen, und trotz der Handschuhe und besondrer Vorkehrungen zum Schutze des Kopfes und Halses schwollen meine Hände und mein Gesicht von ihren Stichen entsetzlich an. Sie schienen jeden Spalt zu erspähen, um durch ihn hindurchzugleiten. Nur wenig vermochte ich sie abzuwehren, da ich nicht wagen durfte, die Zügel aus den Händen zu lassen, die übrigens sehr primitiver Art und so hart waren, daß sehr bald meine Handschuhe durchgescheuert und meine Hände voller Blasen waren.

Daß die Moskitoplage auch des Nachts fortbesteht, ist bekannt, und so kann man sich denken, was Miß Marsden durch dies Uebel allein schon während des langen Rittes erlitten haben mußte. Aber wie viele andre Beschwerden gesellten sich noch hinzu! Wiederholt zogen gewaltige Gewitter herauf, mit ungeheuern Regengüssen verbunden, die sie nicht nur bis auf die Haut durchnäßten, sondern auch das Reiten auf dem schlüpfrigen, morastigen Boden noch beschwerlicher machten. Außerdem würden auch die Mundvorräte dadurch verdorben, und neue Schwierigkeiten entstanden, als diese bis auf Thee und etwas hartes Brot schon lange vor Beendigung der Reise erschöpft waren. Es ist fast als ein Wunder zu betrachten, daß Miß Marsden alle diese Leiden und Beschwerden ertragen konnte. Freilich war sie oft zu Tode erschöpft, und nichts hielt sie aufrecht als der Gedanke an die armen Aussätzigen, denen sie so gern helfen wollte.

Endlich war Viluisk und damit jener Distrikt erreicht, wo die verschiednen Niederlassungen der Aussätzigen sich befinden.

O St

Berichtigung

In dem Hefte zur Christlichen Welt Nr. 9 „Christentum und Staat" ist auf Seite 59 in der Anmerkung zu meinem lebhaften Bedauern ein Irrtum mit untergelaufen. Freiherr von Minnigerode hat nicht gefordert, daß die Museen am Sonntag geschlossen werden sollten, sondern sich nur gegen die geplante Verlängerung der Besuchszeit ausgesprochen. Für die Beurteilung trägt der Irrtum nichts aus.

Gustav Habermann

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 15 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pf. D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. frc. **Reuther & Reichards** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Soeben vollständig
Zweite wohlfeile Ausgabe von
Bessers Bibelstunden N. T.
12 Bände in 15 Abt.
statt Einzelpreis 66 ℳ für 40 ℳ,
in Leinw. geb. für 50 ℳ.
Auch in 40 wöchentl. Lief. à 1 ℳ.
R. Mühlmanns Vrlg. (M. Grosse),
Halle a. S.

Cand. theol. aus der Provinz Hannover sucht Stellung als **Haus- oder Privatlehrer.**
Offerten unter **H. H. 2020** befördert die Exped. dieses Blattes.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Nordwest

Monatsschrift für Gemeinnützigkeit und Unterhaltung
Sprechsaal für alle Tages- und Lebensfragen
Herausgeber: **Dr. Wilhelm Bode** in **Hermsdorf** bei Dresden
Zu beziehen durch den Herausgeber,
durch die Post und durch den Verleger **Chr. G. Tienken** in **Bremerhaven**
Halbjährlich 3 M.; einzelne Hefte 60 Pf.

Inhalt der ersten Hefte unter der neuen Leitung:

Januar 1893 (72 S.). **August Lammers** (mit Bild) — Eine Zuflucht der Elenden. I. Zur Einleitung — Hie Volkskunst! — Demokratie und Kunst — Neue Statistik — Lesefrüchte aus Hilty — An August Lammers.

Februar (64 S.). **Mathilde Lammers** (mit Bild) — Drummonds neuestes Buch — Eine Zuflucht der Elenden II — Kellnerleben — Die Lage der Sozialdemokratie — Die allgemeine Unzufriedenheit — Förderung der Binnenschiffahrt — Schönheit der Wohnung — Unterschiedliche Arme — Aussprüche englischer Armenpfleger — Ein Kulturbild aus Böhmen — Japanische Statistik — Neue Statistik — Litteratur.

März (64 S.). **Viktor Böhmert** (mit Bild) — August Lammers — Selbstbeherrschung — Eine Zuflucht der Elenden III — Kritik des Gefängniswesens — Unsittlichkeit der Wohlhabenden — Die Volksbibliothek als kulturelle Großmacht — Herbert Spencer über Bodenverstaatlichung — Gymnasialleben vor achtzig Jahren I — Litteratur.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow in Leipzig**

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung
des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 16 **Leipzig, den 13. April** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die tote Kirche. Von Charles Kingsley — Das Reich Gottes in der Lehre Jesu: 2 — Einst und Jetzt: 2. 3. (Schluß) — Die Anklage gegen Schrempf und die Theologen der Christlichen Welt — Noch einmal: Zum Semesteranfang. Aus der Studentenschaft — Miß Marsdens Reise zu den Aussätzigen Sibiriens: 3. 4 (Schluß) — Verschiedenes: Wie ein orthodoxer Geistlicher vor 130 Jahren im Katechismusunterricht vom „Apostolischen Bekenntnis" handelt; Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage; Das Schlechteste in der Welt — Anzeigen

Die tote Kirche

Von Charles Kingsley

Tiefdunkle Nacht, bist du noch nicht vergangen?
Stöhnender Wind, wie lange willst du wehn?
Erstarrte Kirche, von Todesschlaf umfangen,
Nach Fastenzeit, Karfreitagsweh kam dir kein Auferstehn!

Still, zagend Herz, drückt auch die Nacht dich nieder,
Ruh, schöne Leiche, wo auch dein Herr geruht.
Wein, Herr, ob Deiner Braut, weck die erstarrten Glieder
Zu neuem Leben, neuer Kraft durch Deiner Thräne Glut.

Das Reich Gottes in der Lehre Jesu

2

In welcher Art hat Jesus den zukünftigen Heilszustand oder das im Sinne dieses Heilszustandes verstandne Reich Gottes gedacht? Als ein auf dieser Erde sich verwirklichendes Reich, dessen Glieder die irdischen Güter in ungestörter Glückseligkeit genießen und irdische Macht und Herrschaft über Unterthanen in ungetrübtem Frieden ausüben werden? So hatten sich die alttestamentlichen Propheten und frommen Juden zur Zeit Jesu das messianische Heilsreich der Endzeit vorgestellt. Durch die große von Gott herbeizuführende Katastrophe sollte eine solche Neuordnung der Dinge hergestellt werden, gemäß der die Frommen Israels aus Leidenden und Unterdrückten zu glückselig Genießenden und Herrschenden würden. Und ebenso hat sich auch die nachapostolische Christenheit bis an den Schluß des zweiten Jahrhunderts das „tausendjährige Reich Christi" vorgestellt: als ein Reich irdischen Glanzes und Glückes für die Christen, dem dann erst hinterher der rein himmlische Vollendungszustand folgen sollte. Hat nicht auch Jesus, dessen Lehre die Vermittlung zwischen jenen alttestamentlich-jüdischen und diesen altchristlichen Erwartungen bildet, das „zukünftige Reich Gottes" in derselben Art gedacht und denken müssen?

Der Umstand, daß in den angeführten Stellen vom „zu Tische liegen" und vom „Trinken vom Gewächs des Weinstocks" im zukünftigen Reiche Gottes die Rede ist, scheint zunächst eine deutliche Bestätigung dafür zu bieten, daß Jesus einen Zustand irdisch-sinnlichen Genießens gemeint hat. Aber wir müssen doch auch in Betracht ziehen, wie sich Jesus an andern Stellen über die Güter und das Leben des zukünftigen Heilszustandes geäußert hat. Einerseits hat er die Schätze, nach denen seine Jünger trachten sollen, im Gegensatze zu vergänglichen irdischen Gütern als unvergängliche Schätze im Himmel bezeichnet (Matth. 6, 19 f.), d. h. er hat nicht geurteilt, daß seine Jünger in der Gegenwart auf irdische Güter verzichten sollen, weil sie zum Ersatz für diesen Verzicht bei dem zukünftigen großen Wechsel der Dinge eine um so reichere Fülle von Gütern dieser selben Art erlangen würden; sondern er hat sie gelehrt, von den Gütern des irdischen Lebens, die sich bei genauer Betrachtung wegen ihrer Vergänglichkeit als gar nicht wahrhafte, eigentliche Güter herausstellen (Luk. 16, 11 f.), ihr Trachten auf solche Schätze himmlischer Art zu lenken, die wegen dieser ganz andern, himmlischen Art unvergängliche, wahrhafte Schätze sind. Andrerseits hat er den Sadduzäern gegenüber den Ausspruch gethan: „Wenn sie von den Toten auferstehen werden, so werden sie nicht freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel im Himmel" (Mark. 12, 25). Die Sadduzäer gingen von der Voraussetzung aus, daß, wenn es eine Auferstehung der Toten, eine Auferstehung zur Teilnahme an dem dereinstigen messianischen Heilsreiche gebe, die Auferstandnen in einen solchen Zustand irdischer Glückseligkeit kommen würden, wie er eben nach jüdischer Vorstellung charakteristisch und wesentlich für das messianische Reich der Endzeit war. Unter dieser Voraussetzung hoben sie nun hervor, zu welcher Absurdität es führen würde, wenn eine Frau, die infolge gesetzlicher Vorschriften (also ohne daß sie dafür ein Vorwurf treffen könnte) siebenmal verheiratet gewesen sei, mit diesen sieben Ehemännern auferstehen würde, wo sie doch nicht mit allen zugleich in glückseliger Ehegemeinschaft von irdisch-sinnlicher Art stehen könne (Mark. 12, 18—23). Jesus aber greift eben diese verkehrte Voraussetzung an, die ihrer Schlußfolgerung zu Grunde liegt. Der zukünftige Zustand, zu dem die Frommen auferweckt werden, wird nicht einfach eine neue Art von irdischem Leben sein, in dem ein solcher Verkehr der Menschen unter einander geübt und ein solcher Genuß erstrebt wird, wie er den Trieben der gegenwärtigen irdisch-sinnlichen Naturbeschaffenheit der Menschen entspricht. Es wird vielmehr ein ganz himmlisches Leben sein, so wie es die Engel im Himmel führen.

Ich meine, daß man diesen bedeutsamen Ausspruch Jesu nur sehr unvollkommen zur Geltung kommen ließe, wenn man zwar, dem Wortlaut entsprechend, das Freien und Sichfreienlassen von dem zukünftigen Vollendungszustande ausschlösse, aber dabei vorbehielte, daß (im Sinne Jesu) in andern Beziehungen dieser zukünftige Heilszustand wesentlich irdischer Art sein und einen den sinnlichen Trieben entsprechenden Genuß irdischer Güter und irdischer Gemeinschaften einschließen würde. Schwierigkeiten und Absurditäten solcher Art, wie sie die Sadduzäer mit Bezug auf das eheliche Leben im Auferstehungszustande ausgeklügelt hatten, ließen sich doch auch in Bezug auf alle möglichen andern irdischen Verhältnisse erdenken, wenn die Voraussetzung gälte, daß das Leben im zukünftigen Heilszustande ein Leben von irdisch-sinnlicher Art sein würde. Gewiß aber hätte Jesus jedwede derartige Schwierigkeit, wenn sie ihm gegenüber als Einwand geltend gemacht wäre, ebenso abgewiesen: im zukünftigen Reiche Gottes werden sie nicht kaufen noch verkaufen, nicht Herrscher sein oder Unterthanen, nicht essen oder trinken, „sondern sie sind wie die Engel im Himmel." Wollen wir nicht annehmen, daß Jesus an verschiednen Stellen einander widersprechende Vorstellungen über die Art des zukünftigen Heilszustandes geäußert hat, so müssen

wir erklären, daß in jenen vorher angeführten Stellen die Begriffe „zu Tische liegen“ und „vom Gewächse des Weinstocks trinken“ im Reiche Gottes einen bildlichen Sinn haben. Ebenso wie z. B. das „Sitzen zur Rechten und zur Linken Jesu“ in seiner Herrlichkeit im Munde Jesu (Mark. 10, 40) ein bildlicher Ausdruck ist zur Bezeichnung der unmittelbarsten Teilnahme an seiner himmlischen Macht- und Herrlichkeit, ist auch das gemeinsame „Essen und Trinken“ im Reiche Gottes eine bildliche Bezeichnung für den gemeinsamen Genuß der Seligkeit in jenem Vollendungszustande.

Oder sollen wir etwa vermittelnd sagen, daß Jesus das zukünftige Reich Gottes zwar als einen nicht im Himmel, sondern auf Erden sich verwirklichenden Zustand irdischen Glanzes und irdischer Güter sich vorgestellt, aber doch zugleich diesen Zustand und diese Güter eigentümlich idealisirt und vergeistigt gedacht habe? So urteilt Johannes Weiß a. a. O. S. 41:

Alle diese wertvollen Dinge werden [nach der Anschauung Jesu] dort in einer völlig andern, reinen, unirdischen, geistigen Beschaffenheit vorhanden sein. Werden sie doch in der Welterneuerung alles, was von Fleisch und Blut und Sünde und Unwahrheit an ihnen haftet, verloren haben. Und gewiß werden die dann geöffneten Schätze (Matth. 6, 19 f.), die Freuden der großen messianischen Mahlzeit, die Erhöhung und Größe, das Sitzen auf dem Thron und das Richten — so konkret und unbildlich es auch gemeint ist — geläutert und verklärt sein durch die himmlische Herrlichkeit Gottes, in deren Lichte das alles erglänzen wird. Aber es fehlen diese gewöhnlich mit Achselzucken und Verständnislosigkeit besprochnen „äußerlich-politischen Güter“ keineswegs in dem Zukunftsbilde Jesu.*)

Ich gestehe, daß mir dies doch keine recht klare und einheitliche Vorstellung zu sein scheint. Betont man das Moment, daß die Güter des zukünftigen Reiches eine „völlig andre, reine, unirdische, geistige Beschaffenheit“ haben werden und die Menschen „alles, was von Fleisch und Blut an ihnen haftet,“ verloren haben werden, so setzt man eine solche Umwandlung der Welt voraus, bei der sie an Stelle ihres irdischen, sinnlichen Wesens ein himmlisches Wesen erlangt hat. Daß Jesus das zukünftige Reich Gottes als einen Zustand solcher himmlischen Art gedacht hat, ist gerade auch meine Meinung. Aber ich begreife nicht, wie er dann doch gleichzeitig an das Vorhandensein „äußerlich-politischer Güter,“ an Mahlzeiten u. s. w. in „konkretem und unbildlichem“ Sinne in diesem zukünftigen Reiche gedacht haben soll, da doch diese Güter ihrem Begriffe nach solche nichtgeistige, sinnliche Güter sind, die nur zu der sinnlichen Naturbeschaffenheit der Menschen in Beziehung stehen. Freilich haben die jüdischen Theologen im Zeitalter Jesu und im Anschlusse an sie auch die Christen der ersten Jahrhunderte wohl davon geredet, daß die in der messianischen Endzeit zu verwirklichenden Güter schon gegenwärtig im Himmel in einer himmlischen Seinsform vorhanden sind (vgl. z. B. das obere, vom Himmel auf die Erde herunterkommende Jerusalem: Gal. 4, 26. Hebr. 11, 22. Offenb. 3, 12. 21, 2). Aber dabei gilt dann doch die Vorstellung, daß diese himmlischen Güter entweder, wenn sie in der Endzeit vom Himmel auf die Erde herunterkommen, eben damit eine irdische Existenzform annehmen (wir möchten sagen: aus ihrem bloß ideellen Sein in ein ihrem Begriffe entsprechendes reales Sein hinübergeführt werden), — oder daß sie, wenn sie ihre himmlische Existenzform behalten, nur Abbilder der irdischen Güter sind, die in bildlichem Sinne den Titel dieser irdischen Güter führen. Bei Jesus haben wir nun aber keinen Anlaß, anzunehmen, daß er an eine Versinnlichung geistiger, himmlischer Güter oder umgekehrt an eine eigentümlich vergeistigende Verklärung irdisch-sinnlicher Güter im dereinstigen Heilszustande gedacht habe. Er hat nicht geurteilt, daß die aus dem Tode Auferstandnen freien und sich freien lassen würden, nur in verklärter, geistiger, unsinnlicher und unsündlicher Weise; sondern er hat einfach erklärt, sie würden überhaupt nicht freien noch sich freien lassen, weil diese Art der Gemeinschaft und des Genusses ihrem Begriffe nach eine so sinnliche, durch „Fleisch und Blut“ bedingte ist, daß sie fortfallen muß, wo himmlisches Leben eintritt.

Aber es hatten nun doch die alttestamentlichen Propheten von dem äußerlichen, irdischen Glücke des Volkes Israel in der

*) Die Hervorhebungen durch gesperrten Druck rühren von mir her.

erwarteten Endzeit geweissagt, wo ein jeglicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen solle in ungetrübtem Wohlsein und Frieden! Sie hatten das Reich der Endzeit doch auch als einen Zustand politischer Art gedacht, wo das Gottesvolk weiter unter den übrigen Völkern der Erde wohnen würde, aber nicht mehr unterdrückt und mißachtet, sondern herrschend über sie und anerkannt von ihnen! Sind denn Jesu die seinem Volke gegebnen irdischen Verheißungen nicht heilig geblieben? Hat er es seinem Vater nicht zugetraut, daß er diese zur rechten Zeit und auf die rechte Weise in Erfüllung gehen ließe?*)

Auf solche Fragen ist zu antworten, daß, wenn Jesus in seiner Vorstellung von dem himmlischen Charakter des zukünftigen Heilsreiches abwich von den äußerlich-irdischen Hoffnungen der Propheten, in der That der Grund hierfür nicht in einem Zweifel an der Wundermacht Gottes zur Herbeiführung eines solchen idealen Glückszustandes gelegen haben kann. Wohl aber lag der Grund hierfür darin, daß ihm ein solcher äußerlich-irdischer Glückszustand nicht ideal und groß genug erschien, um ein Zustand des vollendeten Gottesheils für die Menschen zu sein, und daß er der Macht und der Liebe Gottes noch unendlich viel Größeres zutraute, als die Aufrichtung eines solchen glücklichen irdischen Zustandes: nämlich die Verleihung eines ewigen himmlischen Lebens an alle rechten Gotteskinder. Gewiß hat Jesus die dem Volke Israel gegebne Gottesoffenbarung, die in der alttestamentlichen Schrift bezeugt war, heilig gehalten; aber doch nicht in dem Sinne, daß er einfach den ganzen Inhalt der alttestamentlichen Gesetzesforderungen und Heilsverheißungen unberührt übernommen und weiter gelehrt und zur praktischen Erfüllung zu bringen gesucht hätte. Er hat vielmehr das volle Bewußtsein gehabt, als „der Sohn Gottes“ zuerst und allein das Vaterwesen und den Vaterwillen Gottes ganz erkannt und offenbart zu haben (Matth. 11, 27). Und in diesem Bewußtsein hat er sich berechtigt und verpflichtet gefühlt, auch die Schranken der bisherigen Gottesoffenbarung hervorzuheben und aufzuheben, nicht um aufzulösen, wohl aber um an Stelle des noch Unvollendeten das Vollendete zu bringen (Matth. 5, 17). Gerade so wie er sich dazu verpflichtet wußte, gemäß seiner vollern Gotteserkenntnis große Teile des alttestamentlichen Kultus- und Zeremonialgesetzes, die äußerlich betrachtet dessen Hauptbestand ausmachten, für unwesentlich zu erklären (Mark. 7, 14—23; Joh. 4, 23 f.), und wie er hinsichtlich der sittlichen Forderungen dem, was den Alten gesagt war, sein „Ich aber sage euch“ gegenüberstellte (Matth. 5, 21 ff.) — gerade so konnte er das Recht und die Pflicht dazu fühlen, die alttestamentlichen Heilshoffnungen soweit aufzuheben oder zu verändern, als sie noch nicht der vollendeten Erkenntnis des väterlichen Heilswillens Gottes entsprechend waren. Er hat sich nicht knechtisch der Autorität der alttestamentlichen Gottesoffenbarung unterworfen, sondern er hat mit pietätvoller geschichtlicher Anknüpfung an sie verbunden ein Bewußtsein seines Rechtes und Vermögens zur freien Unterscheidung zwischen dem Wesentlichen und dem Unwesentlichen, dem Bleibenden und dem Vergänglichen, dem Göttlichen und dem Menschlichen in ihr (vgl. z. B. Mark. 2, 28. 10, 5—9).

Daher dürfen wir nun aus der unzweifelhaften Thatsache, daß die alttestamentlichen Propheten den heilvollen Zustand der Endzeit als einen irdischen mit äußerlichen Glücksgütern und politischer Macht und Herrlichkeit dachten, nicht einfach folgern, auch Jesus müsse selbstverständlich diese gleiche Vorstellung gehabt haben. Aber ebensowenig dürfen wir urteilen, wenn er in dieser Beziehung von der alttestamentlichen Weissagung abgewichen sei, so habe er die alttestamentlichen Verheißungen nicht heilig gehalten. Er hielt sie heilig, erkannte ihre göttliche Wahrheit an und wußte sich selbst berufen zu ihrer Verwirklichung insofern, als in ihnen die fromme Zuversicht einen Ausdruck fand, daß Gott dereinst einen neuen Zustand herbeiführen werde, in dem die Frommen volle Gemeinschaft mit Gott und volles Heil durch ihn finden würden, während alles

*) Vgl. W. Baldensperger, Das Selbstbewußtsein Jesu im Lichte der messianischen Hoffnungen seiner Zeit. Zweite Auflage. Straßburg 1892. S. 129.

Widergöttliche in der Menschheit endgiltig gerichtet und verdammt werden würde. Aber dadurch war nicht ausgeschlossen, daß er zugleich das Mangelhafte dieser alttestamentlichen Verheißungen insofern erklärte, als sie, in noch unvollkommener Würdigung des Heilswillens Gottes und seines Vermögens, ganz neue Lebensformen zu schaffen (Mark. 12, 24), voraussetzten, der neue Heilszustand der Endzeit müsse doch wieder ein Zustand irdischer Art mit irdischen Glücksgütern und irdischer Macht sein. Er war dessen gewiß, die herrlichste und vollste Erfüllung dieser Verheißungen nicht dadurch zu bringen, daß er auch das Mangelhafte an ihnen mit verwirklichte, sondern dadurch, daß er ihre Mängel aufhob und sie zu einer ihrer wahren Idee und dem wahren Wesen Gottes ganz entsprechenden Verwirklichung führte. H H W

Einst und jetzt

2

Aber freilich die Stürme, die während der Synode namentlich über Nitzsch hereingebrochen waren, waren nur ein Vorspiel von dem, was seiner nach Schluß der Synode wartete. Namentlich die Evangelische Kirchenzeitung unter Hengstenbergs Leitung suchte die Pastoren gegen Nitzsch mobil zu machen. Man glaubte nun — besonders im Wupperthale — Nitzsch einen Bruch mit seiner gläubigen Vergangenheit vorwerfen zu können; auf der Generalsynode sei er zur Schleiermacherschen Linken übergegangen, so hieß es. Im Vordergrunde der Klagen stand die Weglassung der Jungfrauengeburt; denn in Bezug auf „Höllenfahrt" und „Auferstehung des Fleisches" war man geneigt, Konzessionen zu machen. Es ist erhebend, zu sehen, wie Nitzsch, dessen kirchliche Wirksamkeit man zu untergraben suchte, trotz dieser Diskreditirung seines Christenstandes nicht einen Zoll breit wich oder die Fragen, um die es sich handelte, zu bemänteln suchte. Er schrieb damals:

Ich leugne, daß die im Ordinationsformular weggelassenen Punkte des apostolischen Symbols zu den Grundthatsachen des Heils gehören laut der Apostellehre, da die Apostel doch am besten wissen müssen, was das Fundament ihrer Predigt ist. Ich behaupte, daß diejenigen, die nicht aus naturalistischen Zweifeln, sondern aus Gründen, die in der heiligen Schrift selber liegen, zwar nicht die Erzählung von der Auferstehung (die für die historische Ableitung des Apostolats zwingende Notwendigkeit hat), aber die Erzählung von der jungfräulichen Geburt für deuterokanonisch oder symbolisch oder für ein Problem halten, darin die Uebernatürlichkeit Christi überliefert werde, gute gläubige Christen, Theologen und Pastoren sein können. . . . . Ich will und rate, daß die Kirche jetziger Zeit 1. um der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, 2. um der evangelischen Union willen, 3. um des Zusammenhaltens aller willen, in denen sich noch christliches Element findet, hinter die Symbole zurück in die unmittelbar apostolischen Zeugnisse hereintrete, um von da aus, was tief und wahr und gemeinsam bindend an den Symbolen ist, wieder ins Lebensbewußtsein zu bringen. (Vgl. Beyschlag, K. J. Nitzsch, eine Lichtgestalt. 1872. S. 302.)

Und mit derselben Tapferkeit wie Nitzsch trat Julius Müller allen Angriffen entgegen. Er vermochte in jener „angespannten Kirchlichkeit," die es bestreite, daß wir das Recht haben auch die ehrwürdigsten Symbole nicht nur auf ihre Schriftgemäßheit, sondern auch darauf hin zu prüfen, ob alle ihre Sätze als fundamental im strengsten Sinne zu betrachten sind, nur einen Bruch mit dem protestantischen Prinzip zu erkennen. (Julius Müller, Die erste Generalsynode. 1847. S. 130.) Und in Bezug auf die Frage der Geburt Jesu schreibt er ebenda (S. 153) die im vergangnen Jahre mehrfach angeführten Worte:

Wenn jemand wahrhaft verstünde, was Buße und Glauben ist, und so das Evangelium von dem Heiland der Welt, dem Sohne Gottes und der Menschen, aus lebendiger Erfahrung seines Herzens predigte, also auch unfehlbar an der fleckenlosen Heiligkeit Christi festhielte, und doch dabei verriete, daß nach seiner Ansicht die göttliche Wirksamkeit in dem Anfang des menschlichen Lebens Jesu das natürliche Medium nicht ausschließe — nun so hoffen wir zu Gott, daß er die evangelische Kirche nimmer so tief sinken lassen wird, einen solchen heterodoxen Prediger, der ihr hundertmal mehr nütze ist als ein Amtsgenoß von der reinsten, aber seelenlosen Orthodoxie, aus ihrem Amte entfernen zu wollen.

In der oben erwähnten Schrift nimmt Müller auch auf den Kampf der Hengstenbergschen Richtung gegen die Schleiermachersche Schule Bezug; hatte man doch die Beschlüsse der Synode als einen Ausfluß dieser Schule hingestellt. Es ist bezeichnend für die an Erfolgen in der Kirche zwar arme, aber durch die innere Tüchtigkeit ihrer Führer ausgezeichnete „Vermittlungstheologie," daß hier Müller zwar die berechtigten Momente beider Richtungen heraushebt, dann aber mit aller Schärfe sich gegen den Versuch richtet, die genuin Schleiermachersche Richtung in Kirche und Theologie mundtot zu machen. Die Parteien sollen sich in frischer wissenschaftlicher Polemik an einander berichtigen, aber sie sollen einander nicht das Recht streitig machen, in derselben evangelischen Kirche und ihrer Theologie sich fortzuentwickeln. Müller betont, die Geschichte der nachreformatorischen Zeit habe es gelehrt, daß eine straffgespannte Rechtgläubigkeit, die sich dem Wahne überlassen darf, die ausschließlich berechtigte Lehre und Theologie zu sein in der protestantischen Kirche, lähmend und austrocknend wirke nicht bloß auf das kirchliche Leben, sondern auf das innere geistige Leben selbst. Es sei nicht bloß die Enge des Herzens und der lieblose Eifer, zu dem sie durch die eng gezognen Schranken ihres theologischen Gesichtskreises verführt werde, sondern es liege auch in ihr eine mächtige Neigung, sich zu einem neuen Gesetzeswerk zu machen, worauf sich der Mensch vor Gott verläßt und damit der Buße und dem Glauben und dem ernsten Trachten nach Heiligung aus dem Wege geht. Als Ferment in dem Ganzen unsers kirchlichen Lebens sei die streng orthodoxe Richtung sehr heilsam, im Besitze der Herrschaft wäre sie grundverderblich. (S. 188 ff.)

Es schien uns notwendig, ausführlicher auf die Stellung dieser beiden Männer, Nitzsch und Julius Müller, einzugehen, nicht nur weil aus ihr klar hervorgeht, wie sie ihre Aufgabe als Vermittlungstheologen aufgefaßt haben, sondern auch weil sie nebst ihren Mitarbeitern Tholuck und Dorner, die im Geist mit ihnen wesentlich eins waren, im Gegensatz zu den heutigen akademischen Theologen als die Begründer der „positiven Theologie" geltend gemacht werden. Daß ihr damaliges mutiges Auftreten nicht ohne Erfolg blieb, ist bekannt genug: die namentlich gegen Nitzsch so hochgehenden Wogen legten sich, und noch war die Zeit gesund genug, daß man es wagen konnte, den Theologen, der mit aller Entschiedenheit es geleugnet hatte, daß die vaterlose Geburt Jesu ein Fundamentalsatz des biblischen Christentums sei, in die Berliner Propstei und die oberste Kirchenbehörde Preußens zu berufen.

3

Fast ein halbes Jahrhundert ist seit jenen Tagen vergangen, und auf allen Gebieten der Kirche und Theologie hat sich ein neues Leben geregt, wie es damals kaum zu hoffen war. Die ganze gewaltige Arbeit der innern Mission ist seitdem neu entstanden, die damals in Preußen von verschiednen Seiten erhoffte synodale Verfassung ist schließlich auch in Preußen und andern in dieser Hinsicht lange zurückhaltenden Ländern nicht ausgeblieben; die Theologie hat nicht nur ungeahnte Forschritte gemacht und auf dem Wege freier geistiger Arbeit jene damals auf dem Boden Hegelscher Philosophie erwachsene bodenlose Negation überwunden, die theologischen Fakultäten sind heute auch mehr als irgendwann in unserm Jahrhundert sich ihrer kirchlichen Aufgabe bewußt geworden, wie jeder wirkliche Kenner der Personen zugeben wird. Und dennoch — mit welcher Sorge muß jeder, der von Herzen unsrer deutschen evangelischen Kirche zugethan ist, in ihre Zukunft schauen: neben jenen Fortschritten, die wir gemacht haben, welche erschreckenden Rückschritte im Verhältnis zu jener oben skizzirten Zeit müssen zugestanden werden. Das vergangne Jahr macht das zweifellos. Es ist nicht nötig, den „Fall Harnack" den Lesern dieser Zeitschrift noch einmal vorzuführen, er wird in den wesentlichen Punkten allen gegenwärtig sein. Nicht das ist dabei das Bedenkliche und Erschreckende, daß er überhaupt eine lebhafte Diskussion hervorgerufen hat; das wird Harnack selber nicht anders erwartet haben. Vorschläge, wie er sie gemacht hat, bedürfen einer eingehenden Verhandlung: wer im praktischen kirchlichen Leben gestanden hat, wird schwer dem fakultativen Gebrauch des Apostolikums, der unter andern Verhältnissen möglich ist, innerhalb der preußischen Landeskirche, wie sie jetzt gestaltet ist, zustimmen

können. Auch darüber konnte er sich nicht wundern, daß nicht wenige mit diesem Heraustreten vor die Gemeinde unzufrieden waren, weil sie aus ihrer Kenntnis der östlichen Provinzen und der kirchenpolitischen Ereignisse seit 1877 eine leidenschaftslose Erörterung der Fragen nicht gewärtigen konnten, auch der Meinung waren, daß angesichts der bevorstehenden außerordentlichen Generalsynode, die sich mit der endgiltigen Regelung der agendarischen Bräuche zu beschäftigen haben wird, jede Erörterung derartiger Fragen vor dem Forum der Gemeinden besser unterbleibe. Nein, das wirklich Betrübende und Erschreckende ist die bei dieser Gelegenheit zu Tage getretene unglaubliche Verhetzung, ja Verrohung christlicher Kreise, die die schlimmsten Zeiten der Vergangenheit zu erneuen schien*), ist vor allem die Art, wie seitens eines großen Teils unsrer Pfarrwelt dieser Kampf geführt wurde. Ueberschauen wir die von den Synoden, Pfarrkonferenzen u. s. w. gegen Harnack erlassenen Erklärungen, so tritt in den Mittelpunkt aller Proteste und Erörterungen der achte von Harnack hervorgehobne Punkt, daß das „Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ einen Notstand herbeiführe für jeden aufrichtigen Christen, der dies Symbol als Ausdruck seines Glaubens brauchen soll und sich doch nicht von der Wahrheit jenes Satzes überzeugen kann. Wenn aber um eines einzelnen Satzes willen, der mindestens nicht im Zentrum des Christentums steht, die Fähigkeit, die Gemeinde zu erbauen und an ihrem innern Leben teil zu nehmen, aufgehoben sein sollte, so könnte eine religiöse Gemeinde überhaupt nicht bestehen, weil es unmöglich sei, Institutionen der Lehre und des Kultus zu schaffen, die in jedem Stück die Ueberzeugung aller wiedergeben. Demgegenüber betonen Synoden und Konferenzen, daß hier der grundstürzende Irrtum Harnacks vorliege: „daß der Sohn Gottes »empfangen ist von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria,« das ist das Fundament des Christentums; es ist der Eckstein, an dem alle Weisheit dieser Welt zerschellen wird,“ auch nach dem von dem Evangelischen Oberkirchenrat angeführten Zeugnis der Herren Generalsuperintendenten ist in jener Aeußerung Harnacks über die Jungfrauengeburt eine der Hauptursachen der Beunruhigung der Gemeinden zu erkennen.

Gerade hier tritt aufs deutlichste der Rückschritt zu Tage, den wir gemacht haben. Harnack hat allerdings kein Hehl daraus gemacht, daß er persönlich anders zu dem Bericht von der Jungfrauengeburt steht, als einst Nitzsch und Julius Müller, ja anfangs hat er in mißverständlicher Weise den Eindruck, den ihm jener Bericht macht, allen gebildeten Theologen zugemutet. Doch war wirklich diese Mißverständlichkeit, war wirklich Harnacks persönliche, allen Unterrichteten längst bekannte Stellung zur Frage der Geschichtlichkeit der Jungfrauengeburt der eigentliche Stein des Anstoßes? Ganz gewiß nicht. Auch die Eisenacher Erklärung ist aufs leidenschaftlichste angefeindet worden, obwohl einzelne ihrer Unterzeichner persönlich eine negative Stellung zu der fraglichen Ueberlieferung nicht einnehmen. Was erbitterte, war vornehmlich die Energie, mit der von Harnack wie von der Eisenacher Erklärung behauptet wurde, es sei unevangelisch, die Jungfrauengeburt für etwas Fundamentales auszugeben. Eben dies aber hatten einst Nitzsch und Müller unter Zustimmung fast der ganzen Synode behauptet. Selbst Stahl erklärte, „es sei nicht seine Meinung, daß dem Geistlichen der Prozeß gemacht werde, welcher die übernatürliche Zeugung nicht lehre; nur solle die Kirche nicht amtlich aussprechen, was Grundthatsache und Grundwahrheit sei“ (amtliches Protokoll S. 398).**) Was ist denn seit jener Zeit geschehen, daß dieselben Gedanken

*) Ich erinnere hier nur an den in Nr. 48 der Christlichen Welt von 1892 veröffentlichten Sonettenkranz aus dem Pastoralblatt für den Konsistorialbezirk Kassel. Ich könnte andre Beispiele beibringen, könnte eingehendere Mitteilungen machen über die in letzter Zeit in „positiven“ Kreisen zur Blüte gekommene anonyme Briefschreiberei; aber aus leicht begreiflichen Gründen unterlasse ich das.

**) In einer frühern Sitzung hatte Stahl folgende zur Beurteilung des oberkirchenrätlichen Erlasses wichtige Aeußerung gethan: Ich will, daß alle Dissenters, die nicht extremes Aergernis geben, in der Kirche gehalten werden. Aber ich will diese Duldung und Weise dadurch erreicht wissen, daß die Kirche in so bedrängten Zeiten schweige, nicht dadurch, daß sie zweideutig rede (S. 320).

heute soviel anders beurteilt werden als damals? Hat inzwischen die neutestamentliche Exegese und die neutestamentliche Theologie Nitzsch und Müller Lügen gestraft? Das ist so wenig der Fall, daß auch die „hochangesehenen Mitglieder der Berliner Fakultät,“ auf die der Oberkirchenrat hinwies, obgleich sie an der Geschichtlichkeit der Jungfrauengeburt festhalten, dennoch — vielleicht mit Ausnahme von Steinmeyer — der von Nitzsch und Julius Müller vertretenen Position zustimmen. Ja einer der gemeinten Berliner Lehrer, Bernhard Weiß, der namhafteste unter den neutestamentlichen Exegeten der rechten Seite, giebt in seinem Leben Jesu wie in seiner biblischen Theologie des Neuen Testaments unumwunden zu, daß die Jungfrauengeburt in dem Ideenkreise der urchristlichen Gemeinde keine Rolle gespielt hat, daß bei Paulus die Gottessohnschaft Jesu ganz anders motivirt wird, daß überhaupt „Menschwerdung des Sohnes Gottes“ und „Sohn Gottes“ in keinem notwendigen innern Zusammenhang mit der Jungfrauengeburt stehen. Und wie Weiß, so denken die meisten neutestamentlichen Exegeten auch der rechten Seite. Nur völlige Unbekanntschaft mit diesem Stande der wissenschaftlichen Arbeit konnte daher zu jenen oben angeführten überstürzenden Behauptungen verführen; es ist eben nur zu wahr, was seiner Zeit der selige Dorner sagte, der einst aufgefordert wurde, seine Eindrücke von der Generalsynode des Jahres 1875 mit denen zu vergleichen, die die Synode von 1846 bei ihm hinterlassen hatte: „viel mehr parlamentarische Gewandtheit, aber unendlich geringere theologische Bildung.“ Damals war es wesentlich die Partei der Hengstenbergschen Kirchenzeitung, die den Sturm gegen Nitzsch unternahm, heute sind diese Scharen erschreckend angewachsen und finden innerhalb der höchsten Kirchenbehörden ihre beredten Vertreter. Damals war es Nitzsch — eben der, der die heute angefochtene Position vertrat —, der wenige Jahre darauf in eine der höchsten kirchenregimentlichen Stellungen Preußens berufen wurde. Wie damals sich ein Sturm gegen die Schleiermachersche Schule erhob, unter deren Einfluß man jene verderblichen Beschlüsse gefaßt glaubte, so wütet man heute gegen die Schule Ritschls.*) Aber während damals ein Mann wie Julius Müller tapfer seine warnende Stimme gegen diesen wieder erwachenden streitsüchtigen Konfessionalismus erhob und auf die Notwendigkeit hinwies, daß beide Richtungen, die freiere wie die orthodoxe, neben einander in der Kirche wirken und sich gegenseitig beeinflussen müßten, haben im Vorjahre viele einflußreiche Mitglieder der Mittelpartei sich ausgeschwiegen, und der Oberkirchenrat hat nur gewagt, einen Erlaß zu publiziren, dessen Zweideutigkeit vielleicht auch in Müllers Sinn gedeutet werden kann.

Damit komme ich auf den andern Punkt, den ans Licht zu stellen mir am Herzen liegt. Neben der stark gesunkenen theologischen Bildung unsrer Pfarrer im Norden und Osten, die schon lange denen kein Geheimnis mehr ist, die die Verhältnisse namentlich seit den Zeiten des kirchlichen Notstands kennen, ist der ungeheure Rückschritt, den wir gemacht haben, wesentlich darin begründet, daß die preußische Landeskirche eine starke Mittelpartei heute nicht mehr hat, oder besser gesagt, daß der noch vorhandnen Mittelpartei, außer dem allzeit unerschrocknen Beyschlag, dem Biographen Nitzschs, die Männer fehlen, die in solchen Zeiten überstürzender Behauptungen und sich drängender Proteste ihre warnende Stimme erheben, Männer, die, getragen von jener urwüchsigen religiösen Kraft und dem unbeugsamen Wahrheitsmut eines Nitzsch und Julius Müller, auf die wesentlichen Grundlagen evangelischen biblischen Glaubens hinweisen, Männer, die angesichts einer stets sich steigernden Abneigung vor der theologischen wissenschaftlichen Arbeit den Mut haben, mit ganzem Ernste zu betonen, daß ohne die Kritik der Protestantismus nicht vorhanden wäre, wie er auch ohne fortgehende wissenschaftliche Arbeit nicht bleiben wird. Freilich noch fehlt es unter unsern Geistlichen, besonders auch unter den in kirchlichen Kreisen angesehenen und hervorragenden Kanzelrednern und den Männern des Kirchenregiments, den Schülern von Nitzsch, Müller, Dorner

*) Der Verfasser hält es nicht für überflüssig, ausdrücklich hervorzuheben, daß er weder Mitglied des Protestantenvereins ist, noch der Schule Ritschls zugehört.

u. a. nicht an solchen, die wie diese ihre Lehrer den Thatbestand kennen. Allein warum ist ihr Mund in dieser ganzen Zeit stumm geblieben? Wo ist seitens der Kirchenbehörden ein Wort laut geworden, das klärend hätte wirken können? Hätte man nicht den Thatbestand neutestamentlicher Theologie herausstellen können? Hätte man nicht gegenüber dem fortwährenden Betonen des Einheitsbandes, das uns in dem Apostolikum gegeben sei, auf das Wesen des rechtfertigenden Glaubens hinweisen können? Daß das keine leichte Aufgabe ist, daß dabei seitens der großen Masse kein Dank winkt, das ist klar; wer es weiß, in welchem Maße seit etwa fünfzehn Jahren die Gemeindeorthodoxie erstarkt ist, wird sich darüber keinen Täuschungen hingeben. Aber derartige Erwägungen und Erfahrungen dürfen auf christlichem Boden keinen Einfluß gewinnen, sie haben auch jene oben erwähnten Männer nicht zum Schweigen zu bringen vermocht. Es fehlt nicht an sehr bedrohlichen Anzeichen dafür, daß eine gedeihliche Entwicklung bei weiterem Fortschreiten auf diesem Wege nicht möglich ist — ich erinnere an die der Heterodoxie angeklagten Professoren Grau, Franz Delitzsch u. a. und an Forderungen, wie sie jetzt in Schleswig-Holstein laut werden, daß die neu zu berufenden Professoren der Theologie in Kiel auf die symbolischen Bücher verpflichtet werden. Vielleicht giebt es noch eine Gesundung, aber gewiß nur dann, wenn die, die dazu berufen sind, eine ausgleichende Stellung zwischen den streitenden Parteien einzunehmen, sich ihrer ernsten Pflichten dazu bewußt werden, vor allen Dingen aber, wenn unsre Kirchenbehörden sich als *über* den streitenden Parteien stehend ausweisen und kraft- und zielbewußt, unbekümmert um Lob und Tadel von links, *aber auch von rechts*, von unten und von oben, ihren Weg gehen.*) Die Grenzlinien nach links sind oft und scharf gezogen, werde man sich auch darüber klar, daß eine protestantische Kirche und Kirchenbehörde nicht ungestraft *die Grenzen nach rechts hinüber* aus den Augen verlieren darf. Vor allen Dingen erkenne man, daß die zur Leitung unsrer Geistlichkeit berufnen Männer mit einer gewissen Tüchtigkeit auf dem Gebiet der innern Mission und einer achtungswerten Predigtbegabung noch nicht genügend ausgerüstet sind. Wären überall in den leitenden Stellungen theologisch durchgebildete Männer, uns wäre manches erspart geblieben; nur solche wissen, wie wahr, aber auch wie notwendig der Rat ist, den Nitzsch einst einer auf dem Sandhof bei Frankfurt a. M. versammelten Pfarrkonferenz gab, als er unvermutet eintrat, während man gerade über ihn und seine Thätigkeit in der Generalsynode zu Gericht saß: „Legen Sie Ihren Grund tief, damit er auch breit genug sein könne, die ganze Fülle der in der Kirche berechtigten Mannigfaltigkeit zu tragen!“

W N

Die Anklage gegen Schrempf und die Theologen der Christlichen Welt

Wer durch die Worte Jesu Matth. 18, 6 in seinem Herzen getroffen worden ist, der muß die ganze Schwere der Anklage empfinden, die gegen Schrempf erhoben wird, wenn „ein Notschrei einer durch Herrn Lic. theol. Schrempf verwirrten Seele“ laut wird. Es war daher billig, daß die Christliche Welt dem Angeklagten Gelegenheit zur Verantwortung gab. Ist die Antwort, die er gegeben hat, befriedigend? — Aber die Anklage gegen Schrempf enthält zugleich eine Klage gegen die Theologen der Christlichen Welt. Was können diese antworten?**)

1. Ist die Antwort Schrempfs befriedigend?

„Die Antwort, die ich auf jenen Notschrei allein geben kann, dürfte als Antwort auf einen Notschrei leicht hart erscheinen,“ diesen Eindruck hatte Schrempf selbst, als er die Rechtfertigung gegen die Anklage niederschrieb. Suchen wir uns einmal in die Lage des Einsenders hineinzudenken, so wie er selbst sie uns andeutet! Derselbe — ob es ein Mann ist oder eine Frau oder ein Mann, der zugleich im Namen einer Frau redet, kann uns gleichgiltig sein — stand von jeher auf dem Boden der modernen Weltauffassung, aber zugleich war ein Eindruck von dem Christentum, unter dessen Einfluß er aufgewachsen war, in ihm haften geblieben. Die Ueberzeugung stand ihm fest: das Eine und das Andre kann sich nicht widersprechen. Aber, wie so viele, wußte er nicht, *wie* sich beides solle vereinigen lassen. Denn das Christentum war wohl auch ihm im christlichen Unterricht als eine Summe von Belehrungen über Gott, Christus, Welt und Menschen, von Anschauungen über die Schrift und die Schriftwahrheit entgegengebracht worden, denen er sich nicht mit innerer Wahrhaftigkeit zu unterwerfen vermochte. Da war ihm durch Predigten von Beyschlag und Ehlers u. a. und durch Aufsätze der Christlichen Welt ein Weg gezeigt worden, wie man zugleich seines Glaubens leben und gegenüber der Wissenschaft ein gutes Gewissen haben könne. Er gewann zunächst von den Theologen selbst, die in diesen Predigten und Aufsätzen zu ihm redeten, den Eindruck, daß sie an dem Glauben, in dem Paulus und Luther Stärke und Trost fanden, festhalten und doch der Wissenschaft und ihrer Forschung ihr Recht lassen. Und nun, da sie sein Aufmerken auf den geschichtlichen Christus lenkten, versuchte auch er es mit ihm. Und er *fand* in ihm, was er suchte. Aber *fertig* fühlte er sich noch nicht. Nein, er war noch recht anlehnungsbedürftig und schaute darnach aus, daß ihn die Theologen, die ihn auf Jesum hingewiesen hatten, in der Erkenntnis dessen, was uns in Jesu gegeben ist, noch weiter fördern möchten. Da kamen plötzlich aufregend die Fragen dazwischen, die infolge von Schrempfs Amtsentsetzung die Gemüter vieler Christen bewegten. Er hatte von dem Vielgeschmähten den Eindruck, daß es ein aufrichtiger Mann sei, der seiner christlichen Ueberzeugung ein Opfer zu bringen weiß. Sollte er nicht nach dem hinhorchen, was dieser in seinen religiösen Reden ihm werde zu sagen haben? Aber was vernahm er dort über Jesum Christum? Die kühle Reflexion:

> Ich bin mir darüber nicht ganz klar, ob ich Jesum Christum hier besonders aufzählen soll, oder ob ich ihn als ersten der vom Geiste Gottes getriebnen Männer Gottes unter diese rechnen sollte. Doch gerade weil ich mir darüber nicht klar bin, will ich hier besonders von ihm reden.

Dann allerdings das Bekenntnis:

> Auch ich sehe in ihm *die* Offenbarung Gottes, die vollkommen klar und wohlgeschliffne Linse, welche keinem Strahle göttlicher Herrlichkeit den Durchgang verwehrt und die Fülle derselben so sammelt, ihren Glanz so mildert, daß das Auge des Menschen Gott durch sie in deutlichem Bilde zu schauen vermag.

Bald aber wieder die Warnung, daß wir uns durch diese Offenbarung in der Vergangenheit die gegenwärtige Offenbarung Gottes in der Natur, im Menschen, in andern Gottesmännern ja nicht sollen verdrängen lassen. An den Jüngern Christi, die das Vertrauen in Christum als den Kern des Evangeliums verkündigten, wird es bedenklich gefunden, daß sie die Leute „christus-gläubig“ machen wollten, ein Bedenken, das doch wohl auch einen Paulus und den Evangelisten des vierten Evangeliums treffen muß. Und endlich noch die Mahnung:

> *Halten wir uns bei den Mittlern nie zu lange auf!* Auch nicht bei Jesus! Gehen wir nach jeder Berührung mit einem Offenbarungsorgane Gottes sofort in der Richtung weiter, die es uns jedenfalls giebt, wenn es ein Organ Gottes ist — in der Richtung auf Gott!

Auch der christusgläubigste Theologe muß in diesen Worten *etwas* Richtiges anerkennen; ich möchte dieses Richtige in den Satz fassen: Nichts Größeres *kann* uns Christus und *will* uns Christus geben, als daß wir im rechten Kindesglauben das „Unser Vater“ beten lernen. Aber um dieses Richtige, das wir in Schrempfs Worten finden, handelt es sich zunächst nicht; sondern um die Frage: Wie mußte jener Einsender Schrempfs Anleitung auffassen? wie mußte sie auf ihn wirken? Er hatte es aufgegeben, andre Wege zu verfolgen, und auf den Rat hin, der ihm einleuchtete, an Jesum Christum, an ihn allein sich gewendet. Und nun, da er diesen Weg vertrauensvoll weitergehen will, das erkältende Vielleicht, das lähmende Nimm dich in acht, der zurückhaltende Zuruf: Hüte dich, daß du nicht Götzen-

*) Nach allem, was verlautet, scheint man besonders in Kassel von solchen Erwägungen sehr weit entfernt zu sein. D H

**) Dem Verfasser obigen Artikels ist bei dessen Niederschrift das „zweite Wort“ in voriger Nummer noch unbekannt gewesen. D H

dienst mit Jesu treibst! — Ists ein Wunder, wenn da eine „Gewissensunruhe“ in ihm erregt wird, wenn er zögernd stille hält und sich fragt, ob er nicht zu viel thue? Er fühlt sich verpflichtet, gegen die Gefahr der bedenklichen Einseitigkeit anzukämpfen, und versucht es, die Stimme Gottes im eignen Herzen und Gewissen zu vernehmen; soll doch „ein solches Wort Gottes an uns für uns unendlich wichtiger sein als alles, was Gott vor achtzehnhundert bis dreitausend Jahren zu andern redete.“ Aber es will ihm nicht damit gelingen; er hört, wenn er auf das lauscht, was Gott ihm zu sagen habe, doch immer nur den Wiederhall dessen, was Gott vor achtzehnhundert Jahren durch Jesu Christi Reden, Thun, Leiden, Sterben, Auferstehen ins Herz und Gewissen der Menschen hineingesprochen hat. — Also zurück von dieser vergeblichen Bemühung! zurück auf den Weg, den die Theologen der Christlichen Welt als den allein zum Ziele führenden bezeichnet haben! Aber wie der Einsender sich nach ihnen umschaut und ein Wort der Ermunterung und Stärkung von ihnen erwartet, da ist es ihm, als ob auch sie, die vorher als Führer zu Christo ihm gedient hatten, betreten schwiegen, als ob sie dem warnenden Zuruf Schrempfs zustimmten und sich scheuten, Jesum Christum entschieden als den Weg, die Wahrheit und das Leben zu bekennen. Der Entschluß steht ihm zwar trotzdem schon fest: die Persönlichkeit Christi, des Gekreuzigten, kann und will ich mir nicht mehr nehmen lassen; nur in ihm will ich Gott suchen und werde ich Gott finden. Aber er fühlt sich wie verlassen bei diesem Protest, zu dem er gegen Schrempfs Worte über den Christusglauben sich innerlich erhebt, verlassen und getäuscht gerade von denen, die ihm vorher den alten Christusglauben frei und freudig, nur in einer andern und tiefern Form als die Orthodoxen zu vertreten schienen. Ja, seltsam! nur bei diesen Orthodoxen findet er einen ernsten Protest gegen Schrempf. Sollte denn doch nur bei diesen der volle Ernst des Christenglaubens vorhanden sein? Sollte bei den Theologen, die mit ihrem Glauben die Freiheit auch gegenüber der Schrift und dem Bekenntnis vereinigen wollen, doch schließlich die traurige Konsequenz sich ergeben, daß sie bei einer reservirten Stellung zu Christo ankommen, die sie nur durch begeistertes und gesteigertes Reden über ihn verdecken? Aber nein! auch bei den Orthodoxen findet er kein Verständnis und keinen Halt; denn sie verweisen ihm die Freiheit gegenüber dem Bibelbuch und kirchlichen Bekenntnisformeln, ohne die er nicht fröhlich seines Glaubens leben kann, als Unglauben. So sieht er sich, nachdem ihm die Vereinigung seines Glaubens mit der Freiheit wissenschaftlicher Ueberzeugungen schon gewonnen schien, wieder führerlos und verlassen. Er ist zuerst in seiner vertrauensvollen Hingabe an Christus durch Schrempf irre gemacht worden; zwar hat er aus seiner Herzensüberzeugung heraus sich zu einem Dennoch gegen ihn aufgerafft, aber er möchte es auch mit Gründen gegen Schrempfs Klarheit und Beredsamkeit vor sich und andern rechtfertigen; und darin findet er sich von den Theologen der Christlichen Welt nicht genügend unterstützt.

So suche ich mir den innern Zustand der „durch Herrn Lic. theol. Schrempf verwirrten Seele“ zurechtzulegen. Ob ich ganz das Richtige getroffen habe, das weiß nur der mir unbekannte Einsender, und vielleicht auch er nicht einmal mit voller Sicherheit zu sagen. Denn wer kann sein eignes Herz ergründen? Auch wer sich selbst, so wie Schrempf in seiner „Frage an die evangelische Landeskirche Württembergs,“ gleichsam anatomisch zu zergliedern sucht, ist vor Selbsttäuschung nicht sicher. Doch wie dem auch sei, wenn wir auf den Hilferuf wirklich antworten und zu einer „christlichen Auseinandersetzung“ mit einem Hilfsbedürftigen kommen wollen, müssen wir seine Hilfsbedürftigkeit so gut wie möglich uns klar zu machen suchen.

Und welche Antwort giebt nun Schrempf selbst? „Mich wundert das,“ so erwidert er, „daß der Einsender sich durch mein Wort überhaupt hat verwirren lassen.“

Warum hat er nicht lächelnd zu meinen Worten bemerkt, daß es für ihn meiner Warnung gar nicht bedürfe? ... Würde der Einsender wirklich in Jesus Gott selbst sehen, so hätte ich ihn unmöglich verwirren können. Denn was man mit eignen Augen sieht, wird einem nicht so leicht zweifelhaft gemacht. Deshalb habe ich den Einsender auch gar nicht verwirrt, sondern ihm bloß die Verwirrung, worin er schon war, aufgedeckt.

Damit ist also die ganze Anklage auf den Einsender zurückgewälzt: Warum hast du dich denn überhaupt irremachen lassen? Warum hast du nicht lächelnd das dich verwirrende Wort abgewiesen? — Ja, warum nicht? Die Frage ist schnell gethan! — Gewiß, so mag der Einsender antworten, wenn ich fertig wäre im Glauben, wenn ich schon volle Klarheit hätte, dann hätte mich Schrempfs Wort nicht irre gemacht. Aber ich stehe noch im Ringen nach Klarheit; ich trachte darnach, Gott immer mehr in Christo zu schauen; aber das, was ich schon geschaut habe, kann mir, weil es eben ein Schauen des Glaubens ist und darum oft im Widerspruch mit dem äußern Augenschein steht, doch manchmal wieder zweifelhaft gemacht werden. — In der That, die Antwort Schrempfs muß dem, dessen Anklage durch sie zurückgewiesen wird, hart erscheinen; und auch wir müssen fragen: Hätte Schrempf, statt dem Ringenden seine Unvollkommenheit vorzurücken, nicht vielmehr sich selbst ernstlich prüfen sollen, ob er nicht störend und schädigend in seine Entwicklung eingegriffen habe?

Freilich, Schrempf beruhigt sich damit: ich habe ihn wirklich nicht in frischem Fortschritt gehemmt oder zurückgebracht, sondern ihm nur gezeigt, daß er noch gar nicht im wahren Fortschritt begriffen war. Aber das mutet mich an, wie wenn man sagen wollte: Wenn der scharfe Nordwind das frische Wachstum einer Pflanze ins Stocken bringt, so hat er sie nicht geschädigt, sondern nur gezeigt, daß noch kein rechtes kräftiges Leben in ihr ist; oder: Wenn ein ungeduldiger Lehrer einen lernenden Knaben durch zu große Zumutungen, die er an sein Verständnis stellt, verwirrt macht, so hat er ihn nicht im Lernen zurückgebracht, sondern ihm nur aufgedeckt, daß er in der That noch sehr zurück ist. Das liebevolle Verständnis für den, der im Werden ist, vermisse ich in Schrempfs Antwort. Mag die Erzählung von dem sinkenden Petrus geschichtlich oder ungeschichtlich sein, jedenfalls ist das für uns vorbildlich, daß Jesus den Sinkenden zuerst bei der Hand ergreift, dann erst die vorwurfsvolle Frage an ihn richtet: Du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?

Diesem Vorbild scheint mir Schrempfs Antwort nicht zu entsprechen. Aber nicht nur im vorliegenden Fall, sondern an Schrempfs ganzem Wirken vermisse ich das liebevolle Eingehen auf die Bedürfnisse derer, die noch unfertig und unklar in ihrem Glauben sind. Wo er eine Unklarheit sieht im kirchlichen Leben oder im Christenleben des Einzelnen, da ist sein Grundsatz: Hinweg damit! mag auch die Wahrheit, die mit dem Vorurteil oder der Gewohnheit unklar verflochten ist, mit zu Grunde gehen, wenn nur einmal Klarheit da ist! Wo er wahrnimmt, daß ein Glaube noch anlehnungsbedürftig ist, daß er noch an die Hand theologischer Führer sich anklammert oder an den Krücken menschlicher Autorität und Tradition geht, da sucht er die falsche Stütze zu zerschlagen, nicht sachte den Glauben ihrer zu entwöhnen. Mag dann auch der schwache Glaube darüber zu Boden sinken, vielleicht zertreten werden, was thuts? ein Glaube, der nicht selbständig ist, ist ja nur Scheinglaube! — Aber ich meine, die höchste Weisheit bleibt es doch, das glimmende Docht nicht auszulöschen. Es giebt ja freilich trüben Schein. Warum nicht durch einen Strahl kalten Wassers es auslöschen und dann neu anzünden? Ja, wenn es nur beim Auslöschen nicht unbrauchbar zum Brennen wird! Und wenn man nur nachher die zündende Flamme hat, um es mit sichrer Hand wieder in hellen Brand zu bringen!

Aber Schrempf will doch gewiß selbst nur einreißen, um neu zu bauen, den Schritt nur hemmen, um ihn auf den rechten Weg zu leiten. Ja, auch in der vorliegenden Antwort sagt er dem Einsender nicht bloß, er sei wirklich recht verwirrt, sondern er giebt ihm einen Rat:

Ich bitte den Einsender, alle „Auffassungen“ Christi beiseite zu legen und durch die Evangelien ... einfach Jesus auf sich wirken zu lassen, der so lebte, lehrte, kämpfte und litt, ob er nun Mensch oder Gott oder beides war.

Wird der Einsender für diesen Rat besonders empfänglich sein? Schwerlich. Er wird sagen: „Auf eben diesem Wege war ich, mich an den geschichtlichen Jesus allein zu halten! Da aber war es eben Schrempf, der mir ein Halt zurief und mich gegen den Christusglauben bedenklich machte. Und jetzt bittet er mich,

ich solle nur Jesum auf mich wirken lassen, was ich gerade schon früher zu thun bemüht war. Was gilt denn jetzt? Gerade bei ihm, der alle Unklarheit verbannen möchte, weiß man nicht, wie man mit ihm daran ist. Ich bin doch nicht dazu da, mit seinen Paradoxen mich abzumühen." — Ich glaube, daß die gute Wirkung, die sich Schrempf von seinem Einfluß verspricht, bei dem Einsender verloren ist. Wenn dieser sich wieder Jesu vertrauensvoll zuwendet und ihn auf sich wirken läßt, so verdankt er dies nicht Schrempfs Anleitung. Schrempf mag erwidern: „Nun desto besser, wenn er stark genug ist, sich selbst zurechtzufinden und meiner nicht dazu bedarf; um so kräftiger wird dann jetzt sein Glaube sein." Ja, wir wollen das für ihn hoffen; aber wie dereinst, da ich mit Schrempf in gemeinsamem Berufswerk zusammenarbeitete und oft eine für mich anregende und gewinnreiche Zwiesprache mit ihm hielt, möchte ich auch jetzt ihn dringend mahnen: Denke daran, daß du nicht bloß Starke vor dir hast, die sich schon selbst herausfinden werden, sondern auch Schwache, denen du den Ausweg aus den Schwierigkeiten, in die du sie führst, zu zeigen *schuldig* bist! Und nun:

2. *Was haben wir dem Einsender zu antworten?*

Ich meine, wir wollen vor allem mit Freuden das Bekenntnis des Einsenders begrüßen:

> Die Persönlichkeit Christi wollen wir uns nicht . . . nehmen lassen, gerade weil wir nur in ihm Gott finden und lieben lernen. Verschafft er uns aber das, so wollen wir ihn nicht beiseite lassen, sondern erst recht an ihm festhalten, in Gott ihn wiederfinden und mit Gott auch ihn lieben.

Nur darin liegt für uns selbst die Gewähr und für andre der Erweis, „daß unsre Hingabe nicht einem dunkeln, vielleicht kopflosen oder gar abergläubischen Abhängigkeitsgefühl entstammt, sondern der Liebe zu der unbedingten Liebe, die sich uns in Christo geoffenbart hat." — Wir haben keinen Grund zu argwöhnen, daß der Einsender dies den „Theologen der Christlichen Welt" nur nachspricht; sondern wir dürfen annehmen, daß wirklich Jesus ihm dieses Zeugnis abgewonnen hat, und daß er gerade durch die Anfechtung, die ihm Schrempfs Worte bereitet haben, sich klarer bewußt geworden ist, warum er von Jesu nicht lassen kann.

Doch wenn wir das Bekenntnis der durch Schrempf verwirrten Seele als ein Zeugnis des Glaubens ansehen, der sich wieder zu Jesu hindurchgerungen hat oder vielmehr von ihm gehalten worden ist, so gestehen wir damit zu, daß die eigentliche Gewissensverwirrung, die Schrempfs Worte bewirkt haben, schon überwunden ist, daß also das, was bei dem Einsender von Verwirrung noch übrig ist und in dem Notschrei hervorbricht, im wesentlichen in dem Befremden über das matte Verhalten der Christlichen Welt und ihrer Theologen besteht und in dem Gefühl, von seinen Führern bei seinem Gewissenskampf gegen Schrempf und bei seinem Suchen nach Glauben und Freiheit getäuscht und verlassen zu sein. Um so dringender ist es notwendig, daß diese Theologen auf den Hilferuf hören; und sofern mich jedenfalls der Vorwurf, daß wir zu Schrempfs Worten zu viel geschwiegen haben, mittrifft, fühle auch ich mich verpflichtet, dem Einsender des Notschreis zu antworten.

Aber was können denn wir Theologen überhaupt für Hilfe bringen? Wir sind keine römischen Beichtväter, die den richtigen Glauben vorschreiben und dem Einzelnen es abnehmen könnten, von der Wahrheit des christlichen Glaubens sich selbst zu überzeugen. Was wir vor dem Nichttheologen voraushaben, ist nur, daß wir die verschiednen Wege, die man einschlagen kann, um zu einer Glaubensüberzeugung zu gelangen, an der Hand der Geschichte und in möglichst umfassendem Zusammenhang zu durchdenken versucht haben. Auf Grund davon können wir andern den Rat geben: Geh diesen Weg! Auf ihm kommst du am sichersten zu einem seiner selbst gewissen Glauben und zur Lösung auch der wissenschaftlichen Schierigkeiten, die deinen Glauben hindern wollen. Damit aber geben wir eigentlich nur Anleitung, die Lebens*frage* richtig zu stellen, und wir können als Christen, nicht als Theologen, zugleich bezeugen, welche Antwort wir für unser persönliches Leben gewonnen haben und was wir daran haben; aber diese persönliche Antwort muß

doch jeder *für sich selbst* geben in einem fortdauernden persönlichen Sichentscheiden. Darum war es in der That auch für den Einsender selbst vielleicht ganz heilsam, daß er sich einmal von Theologen verlassen und zu persönlicher Stellungnahme gedrungen sah. Aber nun, da er sich ausdrücklich an uns wendet, soll unser Rat und Zuspruch ihm nicht fehlen. Dreierlei möchte ich ihm sagen:

1. Wenn du wirklich nur den Wirkungen dich hingiebst, die von Jesu auf uns ausgehen, von ihm, der unser Gewissen weckt und tröstet, unsern sittlich schwachen Willen kräftigt und uns Not und Tod zum Segen macht, so brauchst du keinerlei Bangen zu haben, daß du Götzendienst mit Jesu treibst; sondern je mehr du dich vertrauensvoll ihm hingiebst, desto mehr wirst du Gott die Ehre geben, und desto mehr wirst du in allen Führungen deines Lebens, als einen Wiederhall von Gottes Redens in Christo, auch eben dieses Gottes besondres Gebot an dich und sein besondres Mahnen, Warnen, Züchtigen und Leiten anerkennen. Das zeigt uns die Erfahrung der größten Gottesmänner, die es auf Jesum gewagt haben; das sollst auch du erproben.

2. Merke wirklich auf das, was Jesus selbst dir sein will; die Gefahr liegt nahe, daß wir fragen: Welche Auffassung von Christo „genügt *unserm* Herzensbedürfnisse"?, statt daß wir fragen: was will Christus selbst uns gewiß machen über Gott und Gottes Willen, über sich selbst, über unser eignes Bedürfen, über unsre Bestimmung und über die Welt, in der wir leben?

3. Mühe dich nicht ab mit *Schlüssen* aus deinem Glauben oder mit vermeintlichen Hypothesen zur Erklärung dessen, was du glaubst! „Daß Jesus wenigstens seiner geistigen Natur nach kein Mensch sein kann, sondern ein religiöses Wunder und ein göttliches Geheimnis sein muß," brauchst du nicht erst aus deinem Glauben zu *erschließen*, sondern im Glauben an Jesum selbst soll sich dir die Gewißheit ergeben, daß er ein Gotteswunder und ein Gottesgeheimnis für dich ist, größer als dein Herz und größer als alles, was in eines Menschen Herz gekommen ist. —

Aber mit all dem haben wir uns gegen die Anklage noch nicht gerechtfertigt, daß wir gegen Schrempfs Worte über Christum nicht entschieden genug Protest erhoben haben. Nun, wenn der Protest nicht so scharf ausgefallen ist, wie der Einsender es erwartet hat, so mögen zwei Gründe mitgewirkt haben: wenn viele auf Schrempf geschmäht haben, ohne ihn persönlich zu kennen und seine Motive zu würdigen, so wollte die Christliche Welt um so mehr alle Gerechtigkeit gegen ihn walten lassen. Darum haben auch solche, die von Anfang an sein Auftreten entschieden mißbilligten, geschwiegen oder auch da, wo sie verurteilten, sich bemüht, so billig und mild als möglich zu sein. Dazu aber kam noch ein andrer Grund: bei allem Bedenklichen und Verwirrenden, was wir in seinen Reden fanden, vernahmen wir aus ihnen doch immer wieder ein persönliches Glaubenszeugnis. Ja wir hörten mehr, als es der Einsender vermocht hat, aus seinen Reden auch ein allerdings eigenartiges und zurückhaltendes Bekenntnis zu Jesu heraus; der Rat, den er dem Einsender gegeben hat, mündet ja doch auch in eine Hinweisung auf Jesum aus. So konnten wir hoffen, daß er solchen Gebildeten, die vom Glauben überhaupt und vom Glauben an Christum ganz abgeirrt sind, als ein Wegweiser zum christlichen Glauben dienen werde. Man konnte auch — wie es wohl Herrmann in seinem Artikel in Nummer 7 angesehen hat — annehmen, daß er mehr in pädagogischer Absicht so vorsichtig auch von Christo rede, und hoffen, daß er die, die sich seiner Leitung anvertrauen, schon noch weiterführen werde. Daß nur dann, wenn er wirklich zu Jesu Christo hinführt, aus seinem Wirken ein bleibender Gewinn erwachsen wird, das steht nicht nur dem Verfasser des Artikels in Nummer 7 fest, sondern das ist die innerste und nicht bloß äußerlich zur Schau getragne Ueberzeugung aller derer, die dem leitenden Grundgedanken der Christlichen Welt zustimmen. Täuscht uns die Hoffnung, daß Schrempf sich in *diesem* Punkte doch noch als ein Bundesgenosse der Christlichen Welt erweise, nun dann auf zum Kampfe auch gegen ihn! Aber schon jetzt möge der Notschrei des Einsenders den Mitarbeitern der Christlichen Welt eine Mahnung sein, niemals den Kampf gegen falschen Bibel-

und Bekenntnisglauben zur Hauptsache zu machen, auch nicht mit einer neuen Formel zur Bezeichnung von Jesu Person und Wirken sich zu begnügen, sondern unermüdlich die Leser der Christlichen Welt zu Jesu selbst hinzuführen, daß sie nur ihn recht erkennen lernen. Max Reischle

Noch einmal: Zum Semesteranfang

Aus der Studentenschaft

Wer je als junger Student mit einem Herzen voll Begeisterung für die Hoheit und den idealen Charakter des theologischen Studiums in die Universitätsstadt einzog und nach wenig Tagen schon die niederschlagende, allen jugendlichen Idealismus zu vernichten drohende Erfahrung machen mußte, daß auch Genossen der eignen Fakultät, spätere Amtsbrüder, ihre sittliche Mannesehre nicht unbefleckt erhielten, der wird es gewiß nur mit Freude begrüßen, wenn er hört, daß das, was ihn vielleicht im Stillen drückte, auch andern schwer auf der Seele lag, und daß man nun Ernst machen wolle mit der Bekämpfung dieses so beunruhigenden Krebsschadens. Und Gott sei Dank! wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß die christliche Nächsten- und Bruderliebe, wenn sie die Aufgabe einmal fest ins Auge gefaßt hat, gerade hier schöne und gesegnete Erfolge haben wird. Wir dürfen es hoffen, weil das Uebel noch im Entstehen und so die Möglichkeit gegeben ist, es an der Wurzel anzufassen.

Verstehen wir die Worte des Herausgebers dieses Blattes in voriger Nummer recht, so sollen sie zunächst nichts andres sein als ein Weckruf, ein Trompetenstoß, der die Gefahr ankündigt und zur Hilfe und Abwehr aufruft. Dann wird es ihm auch nicht unlieb sein, von solchen, die seine Sorgen und seine Hoffnungen auf Besserung teilen, Ergänzendes zu seinen Worten zu hören.

Wir fragen mit Recht zuerst nach den Gründen der uns beunruhigenden Erscheinungen. D. Rade hat in erster Linie auf den Mangel jeden veredelnden Familienverkehrs hingewiesen. Ich stimme dem aus eigner Erfahrung vollkommen zu, möchte jedoch, bevor ich hierauf näher eingehe, noch auf einen andern Punkt hinweisen, der auf keinen Fall übersehen werden darf, wenn nicht alle andre Mühe in ihrem Erfolge wieder in Frage gestellt werden soll. Daß im einzelnen die Verführung eine große Rolle spielt, braucht für den, der die Verhältnisse einigermaßen kennt, kaum hervorgehoben zu werden. Aber ein Fallstrick für die jungen Leute verdient doch, da wir nun einmal von diesen Dingen reden, nachdrücklich an den Pranger gehängt zu werden: der Aberglaube nämlich, daß ein gewisses Maß von Ausschweifung einem jungen Manne nur gesund und förderlich sei. Man sollte es kaum für möglich halten, wie dieses Gerede, mit dem Scheine einer wissenschaftlich begründeten Gesundheitsregel aufgeputzt, unter den Studenten — wie überhaupt in der jungen Männerwelt — kritiklos geglaubt und fortgepflanzt wird. Und leider mit großem Erfolg. Die einen sind wirklich davon überzeugt, die andern benutzen es gern als willkommnen Deckmantel ihrer eignen Sinnlichkeit. Ich kann und muß davon reden, weil an mich selbst in meiner Studentenzeit der Versucher in dieser Gestalt wiederholt herangetreten ist. Und ich weiß es, wie dankbar man sein muß, daß man solcher Versuchung einen festen sittlichen Halt entgegenzustellen hatte.

Es gilt also, der Verderbnis auch auf dem sonst oft so verachteten Boden der Theorie entgegenzutreten. Es gilt jene unglaubliche Lehre, jenen von besonnener medizinischer Wissenschaft durchaus nicht bestätigten Satz aufs gründlichste zu widerlegen. Dazu giebt es für den Theologen genug Gelegenheit in den Vorlesungen über Encyklopädie, praktische Theologie, Kirchengeschichte und ganz besonders natürlich über Ethik. Aber ich wenigstens kann mich nicht erinnern, daß man während meiner Studienzeit jene Theorie einmal vom Katheder herab gründlich mit den Mitteln der „exakten" Wissenschaft bekämpft und bloßgestellt habe. Offenbar haben die theologischen Professoren keine Ahnung von der regen Verbreitung dieses Satzes. Wo das der Fall ist, wird es gewiß nur der Anregung bedürfen. Sie werden dann gewiß mit allem Ernst und Eifer sich der Sache annehmen. Möchten ihnen dazu die Kollegen aus der medizinischen Fakultät das Material an die Hand geben.

Eine andre Frage ist die, wie weit der Militärdienst mit an der gerügten Unmoralität teil hat. Es ist nicht leicht, dies auszusprechen. Mancher sieht hierin eine Diskreditirung und Kompromittirung unsrer Armee. Aber solche Bedenken sollten ihn doch nicht hindern, zu sehen, was für jeden Kundigen unleugbare Thatsache ist. Unsrer Armee als solcher treten wir auch gar nicht mit solcher offnen Aussprache zu nahe. Auch die strammste äußere Disziplin vermag nicht zu verhindern, daß zuchtlose Gesinnung sich in Wort und That äußere. Wer irgend die Verhältnisse näher kennt, wird es nicht leugnen können, daß es mit der Sittlichkeit bei einem großen Teil unsrer Mannschaften leider recht traurig aussieht. Und nun kommen die jungen Studenten, oft direkt von der Schule her, in die Gesellschaft von Burschen sittlich rohester Art, gegen die es z. B. in der Wachtstube, auf gemeinsamem Lager im Manöver und sonst bei zahlreichen Gelegenheiten gar keine Abwehr giebt. Kann man sich allzusehr wundern, wenn in vielen Fällen das sittliche Urteil durch das tägliche Sehen und Anhören sittlicher Roheiten auch bei solchen getrübt und verwirrt wird, die sich nach Ablauf ihrer Dienstzeit dem Studium der Theologie widmen? Ich meine, daß gerade auch die Studenten, die ihrer Dienstpflicht genügen, und insbesondre die Theologen unter ihnen, einen Anspruch darauf haben, daß man ihrer starken Proben und Versuchungen ausgesetzten Sittlichkeit thatkräftig zu Hilfe komme.

Ehe wir aber zur Besprechung praktischer Vorschläge weitergehen, müssen wir zu der Frage Stellung nehmen: Warum genügt die bisherige sittlich-religiöse Versorgung der Theologie Studirenden nicht, um ihnen einen festen sittlichen Halt zu geben? Man sollte doch meinen, daß die tägliche Beschäftigung mit den höchsten Fragen der Religion und Sittlichkeit zu Hause wie in den Vorlesungen den jungen Theologen eine starke Stütze für ihre sittliche Haltung und Selbstbehauptung geben müßte!

Gewiß. Der Student der Theologie, wenn er sein Studium recht versteht und angreift, hat hierin einen beneidenswerten Vorzug vor den Kommilitonen andrer Fakultäten, denen in dieser Beziehung so gut wie nichts geboten wird. Dennoch darf man das nicht überschätzen. Man darf nicht vergessen, daß die theologischen Vorlesungen keine Erbauungsstunden sind und sein sollen, vielmehr der Ort, wo Bauholz bearbeitet wird und Steine behauen werden. Es ist ein besondres Charisma, eine besondre Gottesgabe, wenn die Persönlichkeit des theologischen Lehrers den Hörern auch sittliche und religiöse Impulse mitgeben kann. Aber man überlege doch auch, ob die, die sich schon in bedenklicher Gesellschaft, auf schiefer Ebene befinden, überhaupt zu den pflichttreusten und fleißigsten Studenten gehören werden; ob nicht gerade die, denen kräftige sittliche Anregung im Kolleg am meisten notthut, hier am meisten durch Abwesenheit zu glänzen pflegen? Wird nicht auch hier ein innerer Zusammenhang zwischen Müßiggang und lockerm Leben bestehen? „Müßiggang ist aller Laster Anfang!"

Und wie ist es mit der Predigt? Sollte sie ihre Wirksamkeit verloren haben? Gewiß nicht. Aber auf die, die nicht kommen, sie zu hören, kann sie freilich nicht wirken. Man sehe doch einmal zu, wie viel fröhliche Zechgelage gerade „nach der Woche Last und Hitze" am Sonnabend Abend abgehalten werden. Nun, wer am Sonntag Morgen mit wüstem Kopfe aufwacht, wird in den meisten Fällen nicht gerade Lust und Trieb zum Kirchgang haben. Aber abgesehen davon kommt noch etwas Prinzipielles hier in Betracht. Es fragt sich, ob die Predigt überhaupt imstande ist, der sittlichen Gesinnung eines jungen Mannes gegen die Versuchungen zur Unsittlichkeit einen dauernden Halt zu geben. Die Berechtigung und Wirksamkeit einer kräftigen Bußpredigt zur rechten Zeit am rechten Platze soll natürlich nicht in Frage gestellt werden. Der ernste Hinweis auf den Reichtum der Güte, Geduld und Langmütigkeit Gottes, ein Wort, wie das des Apostels Paulus: Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? (Röm. 2, 4) wird auf ein nicht ganz verstocktes junges Herz gewiß Eindruck machen. Jedenfalls mehr als eine Bußpredigt, die an der Hand des Gesetzes den Menschen durch die Angst vor dem Gericht und dem

Schaden, den der Sünder sich selbst durch seine Sünde zuzieht, erschüttern und bessern soll. Luther verurteilt in einer Predigt von der Buße aus dem Jahre 1518*) diese Praxis, eine Sinnesänderung hervorzubringen, mit harten Worten. Denn er erkennt richtig, „daß Menschen, die in eine solche Art von Reue geraten, in Wahrheit das Gesetz hassen, das mit der Sünde den Schaden verknüpft, und daß sie den Reiz der Sünde in einem solchen Moment nur noch lebhafter empfinden.“**) Das Richtige sieht Luther darin, daß der Prediger dem Sünder das wahrhaft Gute in seiner ganzen Schönheit vor Augen führe und es einfach auf ihn wirken lasse. Er verlangt also Vertrauen zu der Macht des Guten. Aber er verhehlt sich auch nicht, daß auch so die Wirksamkeit der Predigt eine beschränkte bleibt darum, weil in ihr das Gute doch nur in mehr oder weniger abstrakter Form zur Darstellung kommen kann. Seine eigentliche durchgreifende Macht entfaltet es erst, wenn es in konkreter Gestalt dem Menschen entgegentritt. Denn es kommt nach Luther darauf an, daß man „beim Anblick eines keuschen, demütigen, gütigen Menschen von Herzen darüber seufze, daß man nicht auch so ist.“ Diesen Eindruck einer lebendigen Persönlichkeit kann nun einmal die Predigt, und wenn sie mit noch so lebendigen Farben malte, nicht hervorbringen. Der Anblick eines Menschen, in dem das Sittlich-Gute eine Lebensmacht ist, bringt es allein zu Wege, was die erschütterndste Predigt nicht vermag: daß in dem Menschen das aufrichtige Verlangen erwacht, an diesem Guten teilzuhaben. Da fällt unser Blick gewiß sofort auf die Person Jesu Christi, die uns aus den Evangelien entgegenleuchtet. Und doch müssen wir Luther Recht geben, wenn er behauptet, daß gerade sittlich unreife Menschen durch wahrhaft sittliche Persönlichkeiten aus der unmittelbarsten Nähe und Gegenwart oft mehr ergriffen und zu wahrer Sittlichkeit hingeführt werden, als durch das Bild des Herrn. Empfinden wir es doch an uns selbst, daß uns, gerade während wir sittlich wachsen, die sittliche Schönheit Jesu allmählich immer herrlicher aufgeht. So mahnt denn Luther — und wir bewundern hier wieder seine tiefe Menschenkenntnis —: „Schaue die Keuschheit an keuschen Jungfrauen und an der Unschuld der Kinder, bis du seufzen lernest unter dem Eindruck ihrer [sittlichen] Schönheit.“

Es lag mir daran, diese Gedankengänge ausführlicher, als es vielleicht nötig scheinen könnte, vorzuführen, um damit auf die Wichtigkeit des von D. Rade ausgesprochnen Gedankens hinzuweisen, daß der Studentenschaft der für jeden Jüngling so sehr fördernde Verkehr mit edeln Frauen in weiterm Maße als bisher ermöglicht werde. Es giebt wirklich nicht wenige unter den Studenten, die ganz allein in der Welt dastehen ohne Mutter, ohne Schwester, ohne gesitteten Familienverkehr; die vielleicht während ihrer ganzen Studentenzeit mit der Frauenwelt nur auf Tanzvergnügen zweifelhaftester Art und an schlimmen Orten in Berührung kommen. Bedenkt man dies, so lernt man es erst dankbar erkennen, welchen Schatz man an dem Verkehr mit reiner Weiblichkeit hatte. Man muß die furchtbare Gewalt der Versuchung, die für so viele in der völligen Ungebundenheit des akademischen Lebens nach engebundner Schülerzeit liegt, man muß die unheimliche Macht der Verführung gerade in Studentenkreisen, wo die Anciennität eine so hervorragende Rolle spielt und die Autorität eines vielleicht lockern Leibburschen leicht größer ist als die des eignen Vaters — man muß, sage ich, diese Verhältnisse kennen, um milde urteilen und doch den Notstand in seiner ganzen Dringlichkeit empfinden zu können. Aber man muß es auch erlebt haben, wie wunderbar erfrischend, reinigend und hebend auf jeden sittlich noch nicht ganz verkommenen jungen Mann der Verkehr mit Familien wirkt, denen christliche Zucht und Sitte, denen die christliche Lebens- und Weltauffassung zum Lebenselement geworden ist; man muß solche gekannt haben, die es nachher schmerzlich beklagten, daß es ihnen nicht vergönnt war, ihr

*) E. A. lat. I S. 331 ff. W. A. I 319 ff.

**) Vgl. W. Herrmann, „Die Buße des evangelischen Christen.“ Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1891, S. 28 ff. Ich darf es hier dankbar bekennen, daß dieser Aufsatz wahrhaft befreiend auf mich gewirkt hat. Er hat mir auch den Mut gegeben, von dem vorgeschlagenen Wege Besserung zu hoffen.

sittliches Selbstbewußtsein in veredelndem Verkehr zu stärken zu einer Zeit, wo die Gefahr auf Abwege zu geraten, am größten war — man muß dies alles wissen, um das feste Zutrauen zu fassen, daß durch den Einfluß reinen, christlichen Familienlebens wirklich viel Segen gestiftet werden kann, vor allem aber auch, um die Aufgabe, die hier der Lösung wartet, in ihrer ganzen Größe und Tragweite und mit dem Ernst und der Selbstverleugnung zu erfassen, die erforderlich sind, wenn wirklich gründlich geholfen werden soll.

Und nun seien noch ein paar praktische Winke gestattet. Gewiß tritt an viele die Aufforderung, sich der Studenten thatkräftig anzunehmen, als etwas so Neues heran, daß sie vielleicht gern diesem oder jenem Rate über das Wie? Gehör schenken möchten, um sich darnach einzurichten. Andrerseits — und das will mir als das Wichtigere erscheinen — kommt sehr viel darauf an, daß die Aufgabe möglichst einheitlich angegriffen wird. Und um da eine Gleichheit zwischen den begüterten und den weniger begüterten Familien herzustellen, schlage ich vor, daß so wenig wie möglich — besser gar kein Aufwand gemacht werde. Verursacht die Sache erst Kosten, so ist damit der erste Hemmschuh angelegt. Das wollen wir bereitwilligst zugeben: auch bei dem besten Willen würde die übernommene Verpflichtung doch vielleicht bald als drückend empfunden werden; dann verliert sich die rechte Luft, der rechte Eifer, die rechte Liebe und so fort. Die weniger bemittelten Familien würden sich vielleicht ihrem guten Willen entsprechend zunächst im Wetteifer über ihre Kräfte anstrengen, schließlich aber einsehen, daß sies nicht durchführen können, und die Sache würde recht schnell ein Ende haben. Auch würde die Verschiedenheit gewiß viel böses Blut machen, und das soll doch vermieden werden. Eins aber steht allen gebildeten Familien zur Verfügung: edle Unterhaltung, gute Bücher zum Vorlesen u. dergl. Aber nicht nur aus dem Grunde der Gleichheit raten wir zu der größten Einfachheit auch in reichen Häusern — man könnte das sogar offen als Prinzip aussprechen —, sondern vor allem auch aus dem Grunde, um unlautere Motive zu dem Erscheinen im Familienkreise von vornherein abzuschneiden, deutlicher gesagt: um solchen Elementen die Luft zum Wiederkommen zu nehmen, die nur mit der Absicht hingehen, um sich damit Ausgaben fürs tägliche Brot und Bier zu sparen. Daß man im übrigen armer, würdiger Studenten und ihrer Nahrungssorgen sich im Stillen annehme, ist ja durchaus nicht ausgeschlossen. Bei dem Zwecke, den wir hier im Auge haben, kommt es aber wirklich nur auf sittliche Nahrung an. Sollten sich nicht die materiellen Bedürfnisse einmal ganz zurückstellen oder — wenn das nicht durchführbar erscheint — auf ein Geringes herabdrücken lassen?

Ich bin überzeugt: wenn die Sache mit Ernst, Aufrichtigkeit, Liebe und gesundem christlichen Takt und vor allem mit Vertrauen auf den Gott, an dessen Segen alles gelegen ist und der es den Aufrichtigen gelingen läßt, in Angriff genommen wird, so müßte es seltsam zugehen, wenn nicht ein neues, frisches, gesünderes Leben in die so empfängliche Studentenwelt käme. Mit wie viel fröhlicherem, dankbarerem Herzen wird der ehemalige Student an seine frohe Studienzeit zurückdenken, wenn er mit reinem Gewissen von der alma mater hat Abschied nehmen können, und wenn er offen und ehrlich dem deutschen Mädchen ins Auge schauen darf, das er sich zur Lebensgefährtin erwählt.

Und die Häuser, die sich der gefährdeten Mannesehre der Studenten liebevoll angenommen haben — sie werden gewiß nicht am wenigsten Freude daran haben. Was für ein reges geistiges Leben könnte aus dem Gedanken- und Interessenaustausch in den Familien entstehen, was für ein lebhaftes, allseitiges und fruchtbares Interesse für die höchsten Ziele unsers Volkslebens! Und sie werden auch den Segen spüren, der auf dieser Arbeit ruht. Denn sie werden sich dessen bewußt sein, daß ein wirklich heilsamer Einfluß, eine erfolgreiche Arbeit an den Studentenherzen nur möglich ist bei steter, aufrichtiger, sittlicher Arbeit an sich selbst. Und auf solcher demütiger, einfältiger, ernster und aufrichtiger Selbstzucht sollte kein Segen ruhen?

Es ist noch nicht gar lange her, da erging durch diese

Blätter der Ruf an die Gebildeten: Mehr Herz dem Volke! Wir dürfen nicht müde werden, ihn zu wiederholen. Aber nicht weniger eindringlich rufen wir es den gebildeten Familien ins Herz und Gewissen hinein: Mehr hingebende Liebe der jungen Männerwelt, vor allen denen, die dereinst berufen sind, führende Stellungen im Staats- und Volksleben einzunehmen! Auf zur Arbeit, daß die schweren Aufgaben, die unser warten, unsre Jugend stark finden an Leib und Seele!

Miß Marsdens Reise zu den Aussätzigen Sibiriens

3

Aber bevor Miß Marsden diese Unglücklichen selbst aufsuchte, setzte sie sich mit den angesehensten Leuten des Ortes in Verbindung und überlegte mit ihnen allerlei Pläne zu deren Gunsten. Auch besuchte sie mit einigen Herren die Stelle im Walde, wo man schon lange ein Hospital für die Aussätzigen hatte erbauen wollen, fand sie aber dazu ganz ungeeignet. Dasselbe galt von dem Platze, wo schon einmal jenes kleine Hospital errichtet wurde, das, wie bereits erwähnt, wieder eingegangen war. Im übrigen benutzte Miß Marsden die Zeit ihres Aufenthaltes in Viluisk dazu, neue Informationen über den Zustand der Aussätzigen zu sammeln, die ihr im vollsten Maße bestätigten, was sie darüber schon früher erfahren hatten. Dann begab sie sich wieder auf den Weg und sah nun die erste Niederlassung von Aussätzigen mit eignen Augen.

Ein seltsames Gefühl durchzitterte sie dabei, denn jetzt endlich, nach monatelangem Reisen, hatte sie die armen Geschöpfe aufgefunden, für die sie sich in so hohem Maße interessirte. Sie erblickte vor sich zwei Jurten und eine Anzahl Leute — alles Aussätzige. Die einen humpelnd, andre auf Stöcke gelehnt, kamen sie näher mit ihren entstellten Gesichtern und verstümmelten Gliedern und jenem Ausdrucke der Hoffnungslosigkeit in ihren Augen, der mit dieser Krankheit stets verbunden ist. „Schnell stieg ich vom Pferde," schreibt Miß Marsden, „und eilte in die Mitte dieser kleinen Schar von Lahmen, Hinkenden und Blinden, die teils standen, teils knieten, teils am Boden krochen, Spannung auf allen Gesichtern." Sie sagten ihr später, daß sie glaubten, Gott habe sie gesandt, „und meine Freunde, fügt Miß Marsden hinzu, wenn ihr alle hättet dort sein können, würdet ihr euch nicht länger wundern, warum ich mich mit Leib und Seele diesem Werke ergeben habe." Sie hatte ihnen mancherlei Gaben mitgebracht, und als diese ausgeteilt wurden, strahlten manche dieser verzerrten Gesichter vor Entzücken, während andre nicht mehr, wie zuerst, Furcht, sondern Vertrauen zeigten.

Der Zustand der Hütten, in denen sie wohnen, muß nach allem, was Miß Marsden davon mitteilt, ein entsetzlicher sein. Klein und eng, wie sie sind, dringt kaum ein Lichtstrahl von außen hinein, und die Luft ist durch die Ausdünstungen der Aussätzigen und ihrer Nahrung, die vielfach aus verdorbnen Fischen besteht, so verpestet, daß man fast meint ersticken zu müssen, wenn man sie betritt. Und doch leben in diesen Jurten, die eigentlich zu menschlichen Wohnungen ganz ungeeignet sind, jene armen Geschöpfe, krank wie sie sind, ohne Betten, ohne Wäsche, nur mit zerrissenen Schaffellen oder Kuhhäuten bekleidet, im Winter bei entsetzlicher Kälte, im Sommer bei furchtbarer Hitze, von Insekten und Ungeziefer heimgesucht, bei höchst mangelhafter, ungesunder Nahrung jahre-, ja jahrzehntelang. Dabei sind diese elenden Löcher meist überfüllt, sodaß auf den Planken, die an den Wänden herum angebracht sind und als Bettgestelle dienen, die Füße des einen bereits den Kopf des andern berühren. Außerdem findet man darin oft noch Kühe und Kälber. Noch schrecklicher wird der Zustand, wenn einer der Bewohner dieser Jurten von seinen Leiden endlich erlöst wird und stirbt. Dann wird der Leichnam niemals sogleich herausgeschafft, sondern nach der Landessitte noch drei Tage in der Jurte gelassen. Man kann es kaum fassen, wie dergleichen möglich ist!

Einzelne Szenen, die Miß Marsden bei den Aussätzigen erlebte, sind wahrhaft ergreifend. Einmal traf sie unterwegs einen dieser Unglücklichen allein an, der bereits von ihrem

Kommen gehört und sie mit großer Geduld erwartet hatte. Als sie zu ihm eilte, weinte der arme Mann wie ein Kind, weil sie sich vor seiner Krankheit nicht fürchtete. Niederknieend berührte er mit seiner Stirn den Erdboden, um seine Dankbarkeit auszudrücken. Er war in schmutzige Lumpen gehüllt und hatte jahrelang ganz allein tief im Walde gelebt. Ein andresmal kamen sie zu einer Kolonie von zwölf aussätzigen Männern, Frauen und Kindern, die in zwei kleinen Jurten zusammengepfercht waren. Der Geruch im Innern war entsetzlich. Einer der Männer lag im Sterben; zwei andre hatten fast keine Füße mehr. Um sich einigermaßen fortbewegen zu können, hatten sie an ihren Beinen bis zu den Knieen Bretter befestigt. Ein andrer Mann hatte keine Finger. Dennoch machte er mit seinen verstümmelten Händen das Zeichen des Kreuzes. Nicht lange zuvor hatten die Pocken und der Typhus die kleine Kolonie heimgesucht. An einem dritten Orte lebte ein Mann, bei dem der Aussatz erst kürzlich ausgebrochen war. Er sollte deshalb nach einer entfernten Kolonie gebracht werden. Wie kommt er dahin? fragte Miß Marsden, denn sie sah, daß er schon Teile seiner Füße und Hände verloren hatte. — Er muß dahin gehen! war die Antwort. Aber er hätte höchstens durch Kriechen sein fernes Ziel erreichen können. Durch ihre Vermittlung wurde beschlossen, ihn mittels eines Schlittens zu befördern. Sonst werden die Kranken oft auf einem Stier festgebunden und auf diese Weise nach ihrem Bestimmungsorte gebracht. Wieder an einem andern Orte kam Miß Marsden zu neun Aussätzigen, deren Lage noch trauriger war, als was sie bisher gesehen. Fünf von ihnen, ein Mann, zwei Frauen und zwei Kinder, hatten gar keine Kleidung mehr, dabei aber schreckliche Wunden. Von Fliegen gequält, wanden sie sich vor Schmerzen. In einer Jurta, die kaum für einen Menschen groß genug war, befanden sich ein Mann, zwei Frauen und ein Kind. Seltsamerweise war der Mann selbst nicht aussätzig, aber er teilte das Geschick seiner furchtbar kranken Frau aus Liebe zu ihr. In einer andern Jurta fand Miß Marsden außer andern eine Frau, die schon seit zwanzig Jahren dort lebte und kaum etwas auf dem Leibe hatte. Sie hatte nach ihrem eignen Berichte Entsetzliches erlebt und erlitten. Ein Mann wurde angetroffen, der sechs Jahre im Walde zugebracht hatte ohne jede andre Gesellschaft als die seines treuen Hundes, der ihn auch vor den Bären schützte. Wenn nämlich ein Bär in der Nähe war, was er leicht durch den Geruch wahrnehmen konnte, so lief das gute Tier dorthin, wo sich der Bär befand, reizte und quälte ihn durch unaufhörliches Bellen und leitete ihn dabei unmerklich immer weiter von der Hütte seines Herrn hinweg, bis er endlich nicht mehr bellen konnte und halbtot zurückkehrte.

Die Niederlassungen der Aussätzigen Ost-Sibiriens sind über ein großes Gebiet zerstreut und tief in den Wäldern versteckt, sodaß Miß Marsden, um von einer zur andern zu kommen, meist enorme Strecken Weges durch die Wildnis zurückzulegen und infolge dessen manche Gefahren und viele Leiden zu bestehen hatte. Trotzdem war sie unermüdlich bestrebt, von der Lage der Aussätzigen mit eignen Augen so viel wie irgend möglich zu sehen, bis sie endlich nach dem Besuch von dreizehn verschiednen Niederlassungen fast völlig zusammenbrach und dadurch genötigt wurde, von fernern Kreuz- und Querritten durch jene unwirtlichen Gegenden abzustehen und ernstlich an ihre Rückkehr zu denken.

4

Die Rückkehr! Aber auf welchem Wege? Natürlich auf demselben, auf dem sie gekommen, und was wollte das sagen! Wie muß es ihr zu Mute gewesen sein bei dem Gedanken, jene tausende von Meilen noch einmal zurücklegen zu müssen! Freilich hatte sie das erhebende Gefühl, den ersten Teil ihrer Mission unter Gottes Beistand glücklich vollendet zu haben, denn sie hatte die Lage der Aussätzigen genau kennen gelernt und konnte von nun an aus eigenster Erfahrung sprechen, wenn sie für ihre Schützlinge wirksam auftreten wollte. Auch hatte sie diese mit Hoffnungen auf eine endliche Rettung erfüllen dürfen, und Hoffnung ist viel für das Menschenherz. Aber wie, wenn sie nun nicht imstande sein sollte, diese Hoffnungen zu erfüllen, und jene Unglücklichen dort in den fernen Wäldern Sibiriens

von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr nach einer Hilfe ausschauten, die niemals kam? Hatte sie dann nicht die Verantwortung solcher schweren Enttäuschung zu tragen? In der That, man kann sich denken, daß sie aus solchen Gründen nicht leichten Herzens ihre Heimreise antrat. Und wie, wenn sie selbst den sicher zu erwartenden Beschwerden erlag? Nun, dann war allerdings alles vergeblich gewesen! Indessen dies trat nicht ein. Zwar unter vielen Mühsalen und Leiden, aber doch glücklich traf sie nach beinahe elfmonatlicher Abwesenheit wieder in Moskau ein.

Nachdem sie dort einige Tage ausgeruht hatte, begann eine neue Thätigkeit für sie. Schon unterwegs hatte sie hie und da für ihre Mission die Sympathie einflußreicher Personen zu wecken versucht. Jetzt galt es, das Feuer da zu schüren, wo die wirksamste Hilfe möglich war. Wiederum reiste sie deshalb nach St. Petersburg, erbat und erhielt eine abermalige Audienz bei der Kaiserin und hatte die große Freude, daß diese ihr versprach, ihren ganzen Einfluß zur Förderung ihres Werkes aufbieten zu wollen. Zugleich zeichnete sie den ersten Beitrag zur Bildung eines Fonds für die Aussätzigen. Nicht minder erfolgreich war ihr Empfang bei andern einflußreichen Persönlichkeiten, wie der Gräfin Tolstoi und dem Oberprokureur des Synod. Als sie diesem einen offiziell beglaubigten Bericht über ihre Reise überreicht hatte, ordnete er an, daß er nicht nur in einem weitverbreiteten kirchlichen Blatte veröffentlicht werden, sondern auch als besondre Broschüre in 40 000 Exemplaren gedruckt werden sollte. Deren Ertrag sollte natürlich dem Fonds für die Aussätzigen zu gute kommen, zu der er gleichfalls eine namhafte Summe beisteuerte. Jetzt gingen auch von andrer Seite mehr oder minder große Beiträge ein, sodaß der genannte Fonds sich bald auf über 25 000 Rubel belief.

Miß Marsdens Pläne wurden aber auch noch auf andre Weise gefördert. Das Medizinaldepartement beauftragte Professor Petersen, eine Autorität auf dem Gebiete des Aussatzes, sich der Sache besonders anzunehmen, und unter seinem Beistande wurde eine Versammlung namentlich von solchen Aerzten zusammenberufen, die Jakutsk und die Verhältnisse von Land und Leuten kannten, das Projekt der Errichtung einer ständigen Kolonie für alle Aussätzigen der dortigen Gegend gründlich durchberaten und definitiv Beschluß darüber gefaßt. Demnach sollen zehn Häuser für je zehn Aussätzige errichtet werden und zwei Hospitäler für solche, deren Krankheit schon sehr weit vorgeschritten ist, außerdem andre Gebäude wie eine Kirche, Häuser für die Aerzte, die Pflegeschwestern und den Priester, und Baulichkeiten für wirtschaftliche Zwecke. Jedes Haus soll einen besondern Garten erhalten, während ein großer Küchengarten für die Bedürfnisse der ganzen Kolonie anzulegen ist. Die Kosten für die Errichtung der Gebäude allein wurden auf etwa 60 000 Rubel veranschlagt. Alles Uebrige, die innere Einrichtung der Häuser, die Versorgung der Aussätzigen mit Kleidung, Wäsche und allem andern und schließlich die Erhaltung des Ganzen wird natürlich noch ganz andre Summen erfordern, zumal wenn man bedenkt, daß vieles nicht an Ort und Stelle bezogen werden kann, sondern auf weiten Wegen herbeizuschaffen sein wird. Ob die Sammlungen für die Aussätzigen, so erfolgreich sie bisher waren, die nötige Höhe erreichen werden? Ob das Interesse für die Sache auch rege bleiben wird? Ob sich nicht noch besondre Hindernisse und Schwierigkeiten der Ausführung des edeln Vorhabens entgegenstellen werden? Dies sind Fragen, die sich einem unwillkürlich aufdrängen, wenn man sich erinnert, daß auch früher schon Ansätze gemacht wurden, um den Aussätzigen Hilfe zu bringen, diese aber niemals zum Ziele führten. Dennoch ist die Lage der Sache gegenwärtig unstreitig günstiger als je zuvor. Das Interesse hoher und höchster Personen für jene Unglücklichen ist erregt und wird von den verschiedensten und weitesten Kreisen des russischen Volkes geteilt. Die Seele aber der ganzen Bewegung ist und bleibt Miß Marsden, an deren Beispiel man erkennen kann, was ein einziger Mensch vermag, wenn er einer Sache sein ganzes Interesse, seine ganze Energie, sein ganzes Herz zuwendet.

Auch gegenwärtig kennt Miß Marsden keine Mühe noch Rast. Nachdem sie, von Rußland nach England zurückgekehrt, ihr Buch geschrieben, das durchaus in jedem Kapitel den Stempel der Wahrheit ohne Uebertreibungen trägt, auch von zahlreichen offiziellen Dokumenten, die ihre Erfahrungen bestätigen, umgeben ist, ist sie augenblicklich auf einer Vortragstour durch Nordamerika begriffen, um auch dort das Interesse für ihre Mission anzuregen und zu diesem Zwecke Geld zu sammeln. Später gedenkt sie natürlich wieder nach Rußland zu gehen, um, sofern es Gott gefällt, das begonnene Werk seiner Vollendung entgegen zu führen. D St

Verschiedenes

(Wie ein orthodoxer Geistlicher vor 130 Jahren im Katechismusunterricht vom „Apostolischen Bekenntnis" handelt) Immanuel Gottlieb Anton, Pfarrer zu Güldengossa, hat 1767 eine Auslegung des kleinen Katechismus Luthers in zwei Bänden von 1279 und 1534 Seiten veröffentlicht; seine Orthodoxie ist unbezweifelt, seine Gelehrsamkeit bedeutend und von keinerlei Kirchenpolitik angekränkelt. In seinem Werke finden sich Bd. 1, S. 973 f. folgende beachtenswerte Ausführungen:

„Woher wissen wir, daß die Apostel dies Symbolum nicht selbst verfertiget haben? — 1. Weil die heilige Schrift nichts davon gedenkt; 2. weil die alten Kirchenväter und Lehrer, die im ersten und andern Jahrhundert und also gleich nach den Aposteln gelebt, gleichfalls nichts davon erwähnen, die etwas spätern aber, die es anführen, solches bald länger, bald kürzer setzen; 3. die alten Kirchenlehrer haben viele andre Symbole verfertigt, hätten sie der Apostel ihres gehabt oder wären sie überzeugt gewesen, daß die Apostel solches Bekenntnis gemacht, so wären sie gewiß bei demselben stehen geblieben; 4. war dies Symbolum nicht bei allen christlichen Gemeinden eingeführt; hätten es aber die Apostel verfertigt, so würden sie solches gleich ihren andern heiligen Schriften ja hoch gehalten haben; 5. ist es auch nur ein Bekenntnis des dreieinigen Gottes, wie es einer, der durch die Taufe als ein Mitglied der Kirche und zur Hoffnung der christlichen Kirche aufgenommen werden will, abzulegen hat, die Heilsordnung selbst aber ist darinnen nicht ausgedrückt, z. E. die Lehre von der Bekehrung und Wiedergeburt u. s. f." — „Können wir denn nun alle diejenigen für unsre Glaubensbrüder halten, welche dieses Symbolum annehmen und demselben unterschreiben? — Der Augenschein lehret, daß solches nicht angehet, weil die kurzen Ausdrücke verschiedentlich gedeutet werden können, viele wichtige Lehren aber, welche die Heilsordnung zunächst ausmachen, gar nicht berührt werden. Es giebt aber heuchlerische Leute, die zum Nachteil der Wahrheit widrige Religionen vereinigen wollen, welche dieses Glaubensbekenntnis pro norma fidei adaequata für eine vollständige Richtschnur des Glaubens halten; diese wollen alle diejenigen für Brüder in Christo angenommen wissen, welche sich zu diesem Symbole bekennen. Allein weit gefehlt, daß wir ihnen hierinnen nachfolgen könnten; denn alle Papisten, Kalvinisten und irrige Widersacher nehmen dies Glaubensbekenntnis an und gehen demungeachtet von der wahren Glaubenslehre in vielen Stücken weit von uns ab." W B

(Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage) Von Hermann Kötzschke. Leipzig, 1893. 90 Seiten. 1 Mark.

Dieses Schriftchen wurde, wie die Einleitung erwähnt, ursprünglich für die „Evangelisch-sozialen Zeitfragen" ausgearbeitet. „Der etwas scharfe und offne Ton machte indes ein Erscheinen in dieser Zeitschrift bedenklich." Uns hat nach Lektüre des Heftes diese Bemerkung gewundert. Wenn die Evangelisch-sozialen Zeitfragen diese Art der Behandlung nicht vertragen, dann fürchten wir, sie leiden an etwas zu starker Vorsicht. Kötzschke bespricht natürlich die Fragen des vorehelichen und ehelichen Lebens und der Prostitution ausführlich, aber haben wir denn nun nicht endlich genug an Litteratur, die gerade unter der Ueberschrift „Frauenfrage" um die eigentlich fraglichen Seiten des Frauenlebens sich herumwindet?

Die vorliegende Arbeit hat den Mut, der immer Freude macht, sie glaubt an sittliche Kraft und an volksrettenden Entschluß, sie liest sich angenehm und bietet im einzelnen viele gute Beobachtungen und Ratschläge. Ihr Geist ist evangelisch-sozial im weiteren Sinne des Wortes. Von sozialistischer Denkweise enthält sie sehr wenig; der große Zusammenhang zwischen der kapitalistischen Entwicklung und der heutigen Lage der Frau wird nur gestreift, nicht klar behandelt. Daher laufen auch die Besserungsvorschläge, soweit sie wirtschaftlicher Natur sind, meist in der Bahn der kleineren Hilfsmittel. Einiges ist recht empfehlenswert, wie die Vorschläge zu Erleichterungen der Eheschließung und wie die Beurteilung des jüngsten Gesetzentwurfs gegen die Unsittlichkeit. Die sittlichen Partien sind warm und klar. Der Inhalt gliedert sich in folgender Weise: die vorchristliche Frauenfrage — das Christentum und die Frauenfrage — die Frauenfrage seither — allgemeine Gesichtspunkte — die Frauen und die Ehe — die unverheirateten Frauen — die Frauenfrage und die Prostitution. F N

(Das Schlechteste in der Welt) oder über den Teufel und das Menschenleid. Von Primula Vera. Leipzig, Dürr, 1893. 1 Mk.

Der geschmackvolle Einband, vor allem der Titel des Schriftchens reizt zum Lesen. Gehört doch das Lehrstück vom Teufel zu denen, die immer auf das Interesse des großen Publikums rechnen dürfen. Ich gestehe, daß ich in allen Erwartungen, mit denen ich an das Schriftchen herantrat, bitter enttäuscht worden bin. Denn was hier in breiter, langatmiger, sentimentaler Sprache vorgetragen wird, ist inhaltlich so trivial, ja teils so widerspruchsvoll, teils so unchristlich, daß ich nur wünschen kann, daß das Buch so wenig wie möglich verbreitet und gelesen werde. Ich will nun gar nicht verhehlen, daß ein ernster Ton

durch das Schriftchen hindurchklingt, ein Wiederhall des bittern Leides in dieser Welt, insonderheit der schmerzvollen Erfahrungen, in deren Geschichte uns die Verfasserin S. 28 ff. einen Einblick giebt. Ich sehe aber keinen Grund ein, warum die Erzählung dieser Leiden und die allgemeinen, mangelhaften Reflexionen darüber durchaus gedruckt werden mußten — noch dazu wenn einem in dem Grade die rechte christliche Erkenntnis des Bösen und seiner Art nicht minder wie die Gabe geordneter Darstellung mangeln wie der Verfasserin. Das Büchlein hat schließlich leider auch wieder nur den Wert, daß es den großen Mangel wahrhaft christlicher Erkenntnis in unsern Laienkreisen offenbart, selbst dort, wo ein ernstes Nachdenken über die Fragen dieses Lebens und die Antworten des Christentums darauf vorhanden ist. F G

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 16 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Der **„Bund vom Weißen Kreuz"** ist ein Zweig der monatlich wachsenden Sittlichkeitsbewegung. Nichts thut unsrer von tausend Gefahren umdrohten Jugend mehr not, als daß sie vor den Wegen der Unsittlichkeit bewahrt bleibe. Auf einer keuschen, leibesstarken und geistesfrischen Jugend beruht die Zukunft unsers Volkes. Diesen Schutz unsern jungen Leuten von ihrer Konfirmation an zuzuwenden und sie zu stählen zum ritterlichen Kampf gegen die jugendverderbenden Mächte der Unsittlichkeit, ist der Zweck des „Bundes vom Weißen Kreuz." Möchten alle Eltern, alle Meister, alle Arbeitgeber, alle Leiter von Jünglingsvereinen unsre Jugend auf diesen Bund hinweisen. Daß der erst wenig über zwei Jahre alte Bund — sein Vorsitzender ist Generalsuperintendent D. Braun in Berlin, seine Zentralstelle die Geschäftsstelle der deutschen Sittlichkeitsvereine in Berlin W, Ansbacherstraße 53, die zu jeder weitern Auskunft bereit ist — ein Zeitbedürfnis ist und es versteht, unsre Jugend an Herz und Gewissen zu fassen, beweist die Zahl seiner Mitglieder und die Nachfrage nach seinen Schriften. Dem Bunde sind bereits 3870 junge Leute beigetreten. Die beiden vom Bunde herausgegebnen gut geschriebnen und sehr billigen Schriftchen (à 10 Pfge.) haben in allen Teilen Deutschlands und weit über seine Grenzen hinaus weite Verbreitung gefunden. „Ein Wort an junge Männer" ist in über 11000 Exemplaren verbreitet, „Das Weiße Kreuz" in 6300 Exemplaren. Wer Einsicht in diese Bücher genommen hat — und darum werden auch sonderlich die Lehrer unsrer Jugend gebeten — wird gewiß die Arbeit, die hier empfohlen wird, freudig willkommen heißen. Bestellungen auf die beiden Heftchen werden von der vorgenannten Geschäftsstelle pünktlich ausgeführt.

Im Kommissionsverlag von **Karl Brechert** in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Spener in Frankfurt

Von

Pfarrer D. Rade

Zum Besten einer Spener-Gedenktafel in der Paulskirche zu Frankfurt am Main

Preis: 1 Mark

Nordwest

Monatsschrift für Gemeinnützigkeit und Unterhaltung

Sprechsaal für alle Tages- und Lebensfragen

Herausgeber: **Dr. Wilhelm Bode** in **Hermsdorf** bei Dresden

Zu beziehen durch den Herausgeber, durch die Post und durch den Verleger **Chr. G. Tienken** in **Bremerhaven**

Halbjährlich 3 M.; einzelne Hefte 60 Pf.

Inhalt der ersten Hefte unter der neuen Leitung:

Januar 1893 (72 S.). **August Lammers** (mit Bild) — Eine Zuflucht der Elenden. I. Zur Einleitung — Die Volkskunst! — Demokratie und Kunst — Neue Statistik — Lesefrüchte aus Hilty — An August Lammers.

Februar (64 S.). **Mathilde Lammers** (mit Bild) — Drummonds neuestes Buch — Eine Zuflucht der Elenden II — Kellnerleben — Die Lage der Sozialdemokratie — Die allgemeine Unzufriedenheit — Förderung der Binnenschiffahrt — Schönheit der Wohnung — Unterschiedliche Arme — Aussprüche englischer Armenpfleger — Ein Kulturbild aus Böhmen — Japanische Statistik — Neue Statistik — Litteratur.

März (64 S.). **Viktor Böhmert** (mit Bild) — August Lammers — Selbstbeherrschung — Eine Zuflucht der Elenden III — Kritik des Gefängniswesens — Unsittlichkeit der Wohlhabenden — Die Volksbibliothek als kulturelle Großmacht — Herbert Spencer über Bodenverstaatlichung — Gymnasialleben vor achtzig Jahren I — Litteratur.

Luth. Pfarramtskandidat mit gut. Zeugnissen u. Empfehlg. sucht Stellung als **Vikar** oder **Hauslehrer** auf sogleich.

Offerten befördert die Exp. der Christlichen Welt

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pf. D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

In **Fr. Frommanns Verlag** in **Stuttgart** erschien soeben:

Natürliches Christentum

Vier neue religiöse Reden

von

Christoph Schrempf, lic. theol.

112 Seiten gr. 8°

Geheftet Preis Mark 1,50

Inhalt: I. Von Gott. II. Von Jesus Christus. III. Von dem heiligen Geist. IV. Wie man das Bekenntnis verteidigt.

Natürliches Christentum — im Gegensatz zu einem künstlichen, manierirten Christentum, das sich häufig aus der gegenwärtigen christlichen Erziehung ergiebt. Ist man dem offiziellen Christus gegenüber oft nur offiziell sündig, offiziell bußfertig, offiziell gläubig, so will Schrempf vielmehr darauf hinleiten, daß man sich gegen den wirklichen Christus gebe, wie man wirklich ist, und dann durch ihn, wo nötig, auch wirklich verändert werde.

Von demselben Verfasser sind kurz vorher erschienen:

Drei religiöse Reden

Dritte Auflage. 76 Seiten gr. 8°

Preis Mark 1,20

Inhalt: 1. Unser „Unglaube." 2. Ueber Religion. 3. Die Kirche.

Zur Pfarrersfrage

52 Seiten gr. 8°. Preis 80 Pfg.

An die

Studenten der Theologie

zu Tübingen

Noch ein Wort zur Pfarrersfrage

32 Seiten gr. 8°. Zweite Auflage

Preis 50 Pfg.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ

Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.

Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

Illustr. Kataloge gratis.

Wilh. Rudolph

in **Giessen Nr. 162**

grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	36
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 17 Leipzig, den 20. April **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ewige Freude — Das Reich Gottes in der Lehre Jesu: 3 — Die Anklage gegen Schrempf und die Theologen der Christlichen Welt: 3. Schrempfs Stellung zu Christo in seinen neuesten Reden — Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule: 1. Ueberblick über die Geschichte der Schulreform der dritten Republik — Der Weg zur Verständigung zwischen Judentum und Christentum — Statistik und kirchliches Leben — Donovan. Ein moderner Engländer: 1 — Verschiedenes: Der Hirtenbrief der drei Kasseler Generalsuperintendenten; Der Blutaberglaube; Bibelkenntnis eines Abreißkalenders — Anzeigen

Ewige Freude

Joh. 16, 22

Jubilate! ruft der Sonntag. —

Eines Kindleins Mund ist von Natur voll von Jubel und Freude. Leicht jauchzt es auf, schnell zaubert ihm das bunte Leben ein Lächeln auf die kleinen Züge, mit frohem Rufen mischt es sich harmlos in das Spiel des Lebens. Noch einiges davon hat der Jüngling behalten. Ihm glänzt im Auge noch ein fröhliches Vertrauen, sein Wesen zeigt noch die schnelle Munterkeit innern Glückes, obschon ihm von der rückhaltlosen Kinderfröhlichkeit längst viel entschwunden ist. Das Antlitz des Mannes aber furcht die Sorge. Das Lächeln kommt seltener, und ein ernster, wehmütiger Zug ist ihm leicht beigemischt; das Jubiliren gar ist vorüber. Der Greis endlich sitzt ernst in sich versunken da und wartet, da sich ihm hier des Lebens Rätsel aufgeschlossen hat, der Lösung der Ewigkeit.

So wird auf dem schweren Gange über diese Erde hin allmählich dem natürlichen Menschen die angeborne Heiterkeit vom Antlitze gestreift.

Tief drunten aber, in der Stille des innern Lebens, in dem geheimnisvollen Werden der Seele, da giebts eine gerade umgekehrte Entwicklung, aus trübem Mute und düstrer Verzagtheit heraus zu ewiger Freude.

Da erwacht der Mensch zu Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, und — Schmerz, Betroffenheit und Verwirrung sind seine ersten Empfindungen, da er sein inneres Leben beginnt. Wo soll ich hin? klingt seine Klage. Zu Gott? Wo ist er? Wer sagt mir, daß er ist? In dieses Daseins selbstkräftigem Gefüge, wo ist ein Raum für Gottes Walten? In dieses Daseins blindem Werden und Vergehen, wo ist die Spur von Gottes Willen? In einer unermeßlichen Einöde bin ich zum Bewußtsein erwacht. — Da überschleicht das Herz ein bittres Weh, ein so unsäglich bittres Heimweh, und der innere Mensch erschauert unter der kalten Luft, die ihn anweht. Mit Gram und Leid beginnt er sein neues Leben.

Doch geht es vorwärts auf der Bahn, denn auch hier, wie in der äußern Entwicklung, hat der große Schöpfer seine Hand im Spiele, ohne daß das Menschenkind davon weiß. Das Herz wird ruhiger, ergebner; ergiebt sich zunächst vielleicht in des Schicksals ebenmäßig Walten. Dann kommen andre Mächte darüber. Ein reiferes und reicheres Seelenleben tritt mit seiner Uebermacht an Kraft und Liebe, an Klarheit und Reinheit nahe heran und wirkt wie Regen und Sonnenschein. Der Glaube an den Menschen, an das Gute im Menschen erwacht, erwacht mit all dem Troste, den er der lechzenden Seele giebt. Es geht weiter. Des Menschen Leben und Wirken weist auf den, der im Menschen ist, und allmählich, allmählich kehrt Gott im Herzen ein. Zuerst leise und geahnt; dann deutlicher erkannt; zuletzt aber kommt die Stunde, da Christus auferstanden ist im Herzen.

„Ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen."

Diese Freude ist dann da.

Was ist das für eine Freude? —

Im stillen Kämmerlein auf dem Krankenlager liegt eine Frau, eine Mutter. Die Thür geht auf, und ihr Sohn tritt herein, ein Jüngling mit den Fehlern der Jugend. Er kommt an ihr Lager heran, erfaßt ihre Hand und spricht leise: Mutter, liebe Mutter, ich fühle, daß ich dir oft mit meinen Fehlern wehe gethan habe, vergieb mir, es quält mich, was dich gekränkt hat, unsäglich. Der Mutter Auge füllt sich mit Thränen. Gewiß, ich verzeihe dir gern, sagt sie, bete nur zu Gott. Er kniet an ihrem Lager, und es ist still im Kämmerlein, eine lange Weile. Dann steht er auf und geht hinaus. Was ist mit ihm geschehen? Aeußerlich ist er ernster als zuvor, zurückhaltender, aber in seinem Herzen fühlt er sich unbeschreiblich glücklich, rein und frei: die große Freude ist für ihn angebrochen, denn etwas von Christi Leben ist in ihm lebendig geworden.

Die Mutter kennt diese Freude schon länger; sie fühlt sofort das Verwandte des neuen Lebens in ihrem Sohne, und ihr Herz wallt vor Glück. Er findet das Kleinod, o Gott sei Dank! Jenes Kleinod, das ihr des Lebens Sorge und Mühseligkeit, der arbeitsrauhen Hände kümmerliches Schaffen so herrlich verklärt hat. Sie kennt seinen Wert, sie erkennt ihn doppelt, da sie jetzt auf ihrem stillen Lager zurückblickt in die vergangne Zeit. Jene Tage der Entbehrung sind Tage der Gemeinschaft mit ihm gewesen, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte; jene Tage der Verachtung sind Tage der Gemeinschaft mit ihm gewesen, der der Allerverachtetste und Unwerteste war; die Tage der Einsamkeit sind mit ihm im Gebete zum Vater verbracht. Und immer größer, immer glänzender ist sie geworden, die ewige Freude, die Freude in Christo und durch Christum in Gott. Ihr Blick richtet sich vorwärts. Wie lange wirds noch sein, so schließt sie die Augen zur letzten Ruh. Dann wird vollendet werden, was hier begonnen ist. Ja, in der ewigen Freude wird sich das Rätsel des Lebens lösen. „Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein."

Ewige Freude! H-G

Das Reich Gottes in der Lehre Jesu

3

Bevor wir weiter fragen, ob bei Jesus der Begriff des Reiches Gottes wirklich durchweg nur den zukünftigen himmlischen Heilszustand bezeichnet, der bei Auflösung der gegenwärtigen irdischen Welt und beim Vollzuge des großen Endgerichtes eintreten wird, müssen wir uns Rechenschaft darüber geben, in welchem Verhältnis diese Vorstellung Jesu von dem zukünftigen himmlischen Heilszustande, dem Reiche Gottes in dem bisher besprochenen Sinne, zu dem Ganzen seiner religiösen Anschauungsweise und Lehre gestanden hat.

Sie hat doch nur einen Teil dieses Ganzen gebildet, nicht das Ganze selbst. Neben den Belehrungen und Ermahnungen Jesu, die sich auf die Zukunft, auf seine Wiederkunft, das End-

gericht, das himmlische Heilsleben beziehen, steht eine große Fülle solcher Lehren und Forderungen, die sich, wenigstens direkt, nur auf die Gegenwart, auf das gegenwärtige rechte Verhältnis der Menschen zu Gott beziehen. Wie sich Jesus selbst während seines irdischen Lebens seiner eignen lebendigen, engen Gemeinschaft mit Gott bewußt war, so suchte er auch die andern Menschen in eine gleiche Gemeinschaft mit Gott hineinzubringen, ihnen zu diesem Zwecke eine rechte Erkenntnis des Wesens und Heilswillens Gottes zu erschließen und ihnen zu zeigen, wie ihre rechte, gottgefällige Frömmigkeit beschaffen sein und sich bethätigen müsse.

Ich will diesen ganzen wichtigen Anschauungskreis Jesu hier nicht ausführlich besprechen, sondern nur kurz an die Hauptpunkte erinnern. Jesus geht überall von der Gewißheit aus, daß Gott der Vater ist, und er folgert aus dieser Gewißheit einerseits, daß Gott ein väterliches Verhalten gegen die Menschen übt, und andrerseits, daß die Menschen ein kindliches Verhalten gegen Gott zu erweisen haben. Gott ist von Liebeswillen gegen die Menschen erfüllt; er thut wohl den Bösen wie den Guten (Matth. 5, 45); er kennt und befriedigt die Bedürfnisse der Menschen (Matth. 6, 32) und kann seinen Kindern nur gute Gaben schenken (Matth. 7, 9—12); er läßt auch dem Sünder gegenüber, wenn er reuig zu ihm zurückkehrt, nicht richterliche Gerechtigkeit, sondern väterlich vergebende Gnade walten (Luk. 15, 11—32). So müssen die Menschen nun auch volles, unbeschränktes Vertrauen zu Gott haben und in ihren Gebeten die Macht und Hilfe Gottes vertrauensvoll erstreben (Luk. 11, 2—10. 12, 22—32. 17, 5 f. 18, 1—7. Mark. 9, 23. 11, 22—24). Zugleich aber müssen sie in Gehorsam gegen Gott eine ebensolche Liebe gegen die Mitmenschen, ihre Brüder, üben, wie sie Gott den Menschen erweist: zuvorkommende, vergebende Liebe (Matth. 5, 39—48. 7, 12. 18, 21—35. Luk. 14, 12—14); sie müssen ihre Größe nicht darin suchen, übereinander zu herrschen, sondern einander zu dienen, und zwar mit Aufopferung (Mark. 9, 35—37. 10, 42—45; vgl. Joh. 13, 12—17. 34. 15, 12—17). Eine Gerechtigkeit (d. h. Frömmigkeit) dieser Art muß ihre ganze Gesinnung beherrschen; denn Gott sieht auf die Gesinnung, und alle bloß äußerlich geübte Gerechtigkeit hat vor ihm keinen Wert (Matth. 5, 21. 6, 1. 12, 34—37. Mark. 7, 15—23. Luk. 16, 15). Diese Forderung rechter Gerechtigkeit hat Jesus mit größtem Nachdrucke gestellt. So bestimmt er lehrte, daß Gott zur Vergebung an den reuigen Sünder bereit sei, ebenso energisch betonte er die Notwendigkeit der ernstlichen Sinnesänderung, damit man das Wohlgefallen und das Heil Gottes erlange (Mark. 1, 15. Matth. 21, 31 f. Luk. 12, 57—13, 9. 13, 22—27). Er hat Wehe gerufen und Gerichtsverderben verkündigt über alle die, die in ihrem weltlichen Treiben oder in ihrem äußerlichen Gerechtigkeitsdünkel seinen Ruf zur Sinnesänderung und zur wahren Gerechtigkeit mißachteten (Matth. 11, 20—24. 12, 39—45. 23, 13 ff.).

Jesus hatte auf Grund seiner eignen Erfahrung die Ueberzeugung, daß seine Jünger, wenn sie sich während ihres gegenwärtigen irdischen Lebens in dieses von ihm verkündigte rechte Kindschaftsverhältnis zu Gott stellten, auf Gottes Heilsgaben vertrauten und Gottes Willen zu erfüllen suchten, ein schon gegenwärtiges hohes Glück genössen, allen feindseligen schädlichen Gewalten überlegen seien (Luk. 10, 19), erquickende Ruhe fänden unter den Mühsalen und Lasten des irdischen Lebens (Matth. 11, 28 ff.), innern Frieden, sowie er selbst ihn hatte auch angesichts des Todes (Joh. 14, 27. 15, 11. 16, 33). Deshalb konnte er Gott danken für das Heil, das durch seine Offenbarung den irdisch Unweisen, die diese Offenbarung aufnahmen, geschenkt sei (Luk. 10, 21), und konnte er seine Jünger glückselig preisen, daß sie jetzt die Zeugen der Verwirklichung eines solchen Zustandes seien, wie ihn viele Propheten und Könige zu sehen und zu hören gewünscht, aber nicht wirklich gesehen und gehört hätten (Luk. 10, 23 f.).

Diese ganze Verkündigung Jesu von dem rechten beseligenden Verhältnisse, das zwischen Gott und den Menschen wie zwischen einem Vater und seinen Kindern während des gegenwärtigen Erdenlebens der Menschen bestehen könne und solle, stand nun aber doch seiner Verkündigung von dem zukünftigen Heilszustande im jenseitigen Aeon nicht unabhängig zur Seite, sondern war vielmehr innerlich aufs engste mit ihr verbunden.

Erstens war die Vorstellung von Gott als dem liebenden Vater, die die Grundlage dieser Anschauung von dem gegenwärtigen idealen Verhältnisse zwischen Gott und Menschen bildete, dieselbe Gottesvorstellung, die jene ideale Zukunftserwartung begründete. Sowohl die Gewißheit, daß Gott den jenseitigen Heilszustand für die Seinen herbeiführen wird, als auch die Gewißheit der himmlischen, ewigen Art dieses Heilszustandes folgte für Jesus aus der vollkommenen Vaterliebe Gottes (Luk. 12, 32. 18, 1—8).

Zweitens lag in der zuversichtlichen Erwartung des zukünftigen himmlischen Heilszustandes die wesentliche Voraussetzung dafür, daß Jesus schon für die irdische Gegenwart eine volle Heilserweisung und Gebetserhörung Gottes verkündigen und ein unbedingtes Gottvertrauen und eine völlig aufopfernde Liebe fordern konnte. Nur die Gewißheit, daß das wahre Leben des Menschen erst in dem zukünftigen Heilszustande liege, ermöglichte ihm eine solche der äußerlichen Betrachtungsweise widersprechende Schätzung des gegenwärtigen irdischen Lebens und der zu diesem Leben gehörigen Güter, daß er auch die Beeinträchtigung und den Verlust des irdischen Lebens als zum Lebensgewinne des Menschen gereichend beurteilen konnte (Mark. 8, 35). Seine Versicherung an die Jünger, daß sie in ihrem gegenwärtigen irdischen Leben nur heilsame Gaben Gottes zu gewärtigen hätten, gegen alle schädlichen Mächte und alle Gewalt des Feindes gefeit seien und volle Erquickung und Freude finden würden, stützte sich nicht auf die phantastische Erwartung, daß sie in wunderbarer Weise alle gewünschten irdischen Güter von Gott empfangen und vor allen möglichen irdischen Uebeln und Leiden bewahrt werden würden, sondern darauf, daß ihre „Namen im Himmel eingeschrieben" seien (Luk. 10, 20), d. h. daß sie durch Gottes Liebe zu Bürgern des zukünftigen himmlischen Lebens bestimmt seien. Nur mit dem Schlüssel dieser eschatologischen Idee konnte Jesus ein solches Verständnis der gegenwärtigen Welt sich selbst und andern erschließen, daß alle irdischen Erfahrungen sich als heilsame Gaben und Fügungen des himmlischen Vaters herausstellten.

Drittens war die rechte Gerechtigkeit, die Jesus in dem gegenwärtigen Verhältnisse zwischen Gott und Menschen als eine Erweisung der schuldigen Pflicht der Menschen forderte (Luk. 17, 7—10), identisch mit dem Verhalten, das er als Bedingung zur Erlangung des zukünftigen Heilszustandes verlangte. Wäre diese Identität nicht vorhanden, so läge in der Anschauungsweise und Lehre Jesu ein großer innerer Zwiespalt vor. Es ist besonders wichtig, dies in folgender Beziehung zu beachten.

Jesus hat zum Teil in außerordentlich schroffer Form ausgesprochen, daß man auf alle irdischen Güter Verzicht leisten und sich von den nächststehenden und liebsten Menschen völlig trennen müsse, wenn man ihm als Jünger nachfolgen und das ewige Leben erlangen wolle (Mark. 10, 21—25. Luk. 9, 57—62. 12, 51—53. 14, 26—33). Es liegt nahe, diese Worte so zu verstehen, daß er gemäß der eschatologischen Anschauungsweise und Stimmung, in der er lebte, ganz dualistisch den Gegensatz zwischen dem gegenwärtigen Weltzustande mit seinen verderbten und dem Verderben geweihten Gütern und Gemeinschaften und dem zu erwartenden zukünftigen Heilszustande aufgefaßt und deshalb so rücksichtslos zum völligen Abschütteln aller dieser irdischen Güter und Gemeinschaften aufgefordert habe. So faßt es Joh. Weiß a. a. O. S 42 ff. auf, der erklärt, daß Jesus die Bedingung für den Eintritt in das zukünftige Reich Gottes „ebenso sehr oder vielleicht noch mehr negativ-asketisch gemeint habe, als ein wirklich positives Sittlichkeitsideal." Aber Jesus hat doch jedenfalls auch die sehr positiven Gerechtigkeitsforderungen des unbedingten Vertrauens auf Gott, des Betens auch um die zum täglichen Leben gehörigen irdischen Güter und der dienenden, hilfsbereiten Liebe zu den Menschen ausgesprochen, und er hat von diesem Liebesgebote mit großer Energie, im Gegensatze zu dem laxeren sittlichen Pflichtgefühl seiner

Volksgenossen, die Anwendung darauf gemacht, daß die Kinder ihre Achtung gegen die alten Eltern in praktischer Hilfeleistung (Mark. 7, 10—13), die Gatten ihre eheliche Treue gegeneinander in unbedingtem Festhalten an der ehelichen Gemeinschaft (Mark. 10, 1—12. Matth. 5, 27 f.), die Unterthanen ihre Pflicht gegen den Kaiser in Zahlung des schuldigen Tributs (Mark. 12, 16 f.) zu erweisen hätten. Er hat gefordert, daß man durch Treue in der Verwendung der irdischen Güter sich der wahrhaften Güter würdig mache (Luk. 16, 10—12), und daß man die anvertrauten Pfunde nicht unthätig vergrabe, sondern in fleißiger Arbeit verwerte (Matth. 25, 14—30). Stehen denn nun diese Forderungen in unvermitteltem Widerspruch zu jenen schroffen Worten von der um seinet- und des Reiches Gottes willen notwendigen völligen Verzichtleistung und Trennung? Faßt man diese letztern Worte in einem dualistisch-asketischen Sinne auf, so wäre ein solcher Widerspruch vorhanden. Denn man kann nicht diese gegenwärtige Welt mit all ihren Gütern asketisch verachten und fliehen und doch gleichzeitig mit freudigem Gottvertrauen in ihr leben und ihre Güter verwerten; man kann nicht der Gemeinschaft mit seinen Angehörigen völlig entsagen und doch gleichzeitig die Pflichten der Treue und der schuldigen Dienstleistung gegen sie üben; man kann nicht den eignen Besitz von Geld und Gut als ein Hemmnis zur Erlangung des Reiches Gottes aufgeben und doch gleichzeitig die Hingabe dieses Besitzes an Arme als einen im Reiche Gottes berechtigten Liebesdienst betrachten. Ist Jesus selbst sich dieses klaffenden Widerspruches zwischen seinen Aeußerungen nur nicht bewußt geworden, während wir es nun doch hervorheben müssen, daß man nur entweder das „positive Sittlichkeitsideal" Jesu, sein Ideal von der schon im gegenwärtigen irdischen Leben zu verwirklichenden Gotteskindschaft, oder seine „negativ-asketischen," aus der eschatologischen Stimmung gebornen Forderungen erfüllen kann?

Mir scheint dies eine Schwierigkeit zu sein, die nur wir selbst dadurch erzeugen, daß wir einige ausgewählte Aussprüche Jesu zur Grundlage für eine Theorie machen, während sie schnell verschwindet, wenn wir es ernstlich versuchen, die einzelnen Worte Jesu aus dem Ganzen seiner Anschauungsweise heraus zu verstehen und die einen mit den Hilfsmitteln zu erklären, die uns ergänzende andre darbieten.

Zu der Forderung des im gegenwärtigen irdischen Leben zu bewährenden Kindesverhaltens gegen Gott steht nicht in Widerspruch, sondern in vollem Einklang die Erkenntnis der Notwendigkeit, daß man um dieser Gotteskindschaft willen Verzicht leiste auf alle möglichen irdischen Güter und Gemeinschaften. Rechtes freudiges, demütiges Gottvertrauen in allen Lebenslagen kann man ebensowenig wie rechte dienende, vergebende Liebe gegen die Brüder ohne unaufhörliche Verzichte bethätigen. Und ganz im allgemeinen gilt, daß die Kinder Gottes ihre treue Pflichterfüllung um Gottes willen und ihr Trachten nach dem von Gott verheißenen himmlischen Heilslohne allem Trachten nach Erwerb oder Bewahrung der irdischen Güter unbedingt überzuordnen haben. Die Forderung dieser Ueberordnung kennt nach Jesu Urteil keine Ausnahme; seine Jünger müssen auch ihr ganzes irdisches Leben um des wahren Lebens willen daransetzen (Mark. 8, 35). In diesem Gedanken liegt die richtige Erklärung für jene schroffen Verzichtforderungen Jesu. Er meint nicht, daß der äußere Verzicht auf die irdischen Güter und Gemeinschaften als solcher und deshalb unter allen Umständen um des Reiches Gottes willen notwendig ist; sondern er meint, daß derselbe dann unbedingt und vollständig geübt werden muß, wenn die Erfüllung der den Kindern Gottes obliegenden Gerechtigkeit, des Gottvertrauens und der Nächstenliebe, die treue Ausführung der jedem Einzelnen in besondrer Weise von Gott gesetzten Aufgaben diesen Verzicht erheischen. Es darf nicht irgendwo die Grenze gelten: dieses Opfer wäre mir doch zu groß! diese Trennung wäre mir doch zu schmerzlich! — wo es sich um die Vermeidung der Sünde, um die Erfüllung des Willens Gottes handelt. Deutlich hat Jesus diese Voraussetzung hervorgehoben in den Worten: „So dich deine Hand (oder dein Fuß oder dein Auge) ärgert (d. i. dir Anlaß und Reiz zur Sünde giebt), so haue sie ab; es ist dir besser, daß du ein Krüppel zum Leben eingehest, denn daß du zwei Hände habest und fahrest in die Hölle" (Mark. 9, 43. 45. 47).

Wer die sonstige Redeweise Jesu berücksichtigt, wird es nicht für willkürlich, sondern für selbstverständlich und pflichtmäßig halten, daß wir bei den einzelnen ganz unbeschränkt ausgesprochenen Verzichtforderungen Jesu doch diese Voraussetzung einfügen, die wir aus seinen übrigen Aeußerungen als seinem Sinne entsprechend kennen lernen. Jesus liebt es, seine auf die Gesinnung des Menschen gerichteten Forderungen in einer solchen praktischen Anwendung anschaulich zu machen, in der das Prinzip, auf das es ihm ankommt, in seiner ganzen Tragweite möglichst deutlich hervortritt. Solche Forderungen Jesu erscheinen sehr schroff und unpraktisch und auch als in Widerspruch zu dem eignen Verhalten Jesu stehend, wenn man sie so versteht, daß unter allen Umständen das in ihnen vorgeschriebne äußere Verhalten geübt werden solle. Ihre wahre Bedeutung erhellt erst, wenn man nach dem innern, auf die Gesinnung bezognen Prinzip fragt, das Jesus nur möglichst anschaulich machen will, das aber unter gewissen Umständen auch in ganz andern Formen des äußern Verhaltens praktisch bethätigt werden muß. Ich will statt andrer Beispiele (zu denen vornehmlich Matth. 5, 33—37 und 39—42 gehören) nur die Forderung Jesu anführen, daß, wer beten will, in sein Kämmerlein gehen und die Thür zuschließen soll (Matth. 6, 6). Eine äußerliche Befolgung dieser uneingeschränkt ausgesprochnen Forderung würde jedes gemeinsame Gebet mit andern, jedes innerliche Gebet auf der Straße oder sonstwo ausschließen. Aber die Meinung Jesu ist doch offenbar nur, daß jedes ostentative Beten ausgeschlossen sein soll. Das äußere Verhalten, das er vorschreibt, soll nur anschaulich machen, wie ganz frei die Gesinnung sein soll von dem Motive, durch das Gebet vor den Menschen zu prunken. Selbstverständlich aber ist im Sinne Jesu vorbehalten, daß dieses äußere Verhalten da nicht einzutreten hat, wo es eben auf das gemeinsame Gebet mit andern ankommt, oder wo man für das private Gebet nicht sein Kämmerlein zur Verfügung hat.

Gerade ebenso nun verhält es sich mit jenen ganz allgemein ausgesprochnen Verzichtforderungen Jesu. Das, worauf es ihm ankommt, und was jeder aus diesen Forderungen lernen soll, ist, daß man in seiner Gesinnung die Heilsgüter des Reiches Gottes unbedingt höher schätzen soll als die irdischen Güter und Gemeinschaften und deshalb unbedingt auf diese, auch auf die größten und liebsten unter ihnen, verzichten muß, wo ihr Erwerb oder ihre Bewahrung mit der von Gott geforderten Gerechtigkeit unvereinbar sind. So mußten Jesus selbst und seine nächsten Jünger um ihres besondern Berufes willen, Sendboten des Evangeliums zu sein, verzichten auf irdischen Besitz, Heimstätte, Familienglück und andre Güter; sie durften auch den qualvollen Verbrechertod am Kreuze nicht scheuen (Mark. 8, 34), wo sie nur durch eine Verleugnung des Evangeliums und ihrer Berufspflicht sich ihr irdisches Leben hätten erkaufen können. Und die Forderung des gleichen äußern Verhaltens gilt für alle weitern Jünger Jesu zu allen Zeiten, sofern sie den besondern Umständen nach eine gleiche oder ähnliche Aufgabe haben und vor eine gleiche oder ähnliche Märtyrerprobe gestellt werden. Daß Jesus aber doch nicht dieses äußere Verhalten als solches und deshalb unter allen Umständen verlangt, daß es ihm vielmehr nur ankommt auf jene innere Gesinnung, die sich erforderlichenfalls in diesem äußern Verhalten zu bethätigen hat, das ist daraus zu ersehen, daß er unter Umständen, in jenen oben angeführten Aussprüchen, gerade das Bleiben in den irdischen Gemeinschaftskreisen und die treue und fleißige Verwertung der anvertrauten irdischen Güter gefordert hat. Er weiß es ganz gut, daß der äußere Verzicht und die äußere Trennung dann eine Sünde wären, wenn man sie vornähme, wo man den Umständen nach seine Liebespflicht als Kind Gottes gerade in der Treue gegen die Seinen und mit dem Seinen zu erweisen hat.

Auch die an den reichen Mann gestellte Forderung, er solle alles, was er habe, verkaufen und es den Armen geben, damit er einen Schatz im Himmel habe (Mark. 10, 21), und sein Wort, es sei leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme (V. 25),

darf nicht so gedeutet werden, daß Jesus den Besitz reicher irdischer Güter an sich für unvereinbar mit dem Erlangen der himmlischen Güter des Reiches Gottes erklärt habe. Jesus verlangte, daß auch ein Reicher seinen großen irdischen Besitz unbedingt der Erfüllung seiner von Gott gestellten Aufgabe und dem Trachten nach den himmlischen Heilsgütern Gottes unterordne, und daß demgemäß auch der reiche Mann, mit dem er es zu thun hatte, und den er für berufen hielt zur Mitarbeit an der Verkündigung des Reiches Gottes, nicht um seines Reichtums willen sich dieser seiner Aufgabe für das Gottesreich entziehe. Aber Jesus sah auch ein, wie schwer es einem Reichen falle, der Pflichterfüllung und den Heilsgütern des Reiches Gottes seinen großen irdischen Besitz so völlig unterzuordnen, daß er um jener willen auf diesen auch ganz verzichten könne. Wenn er nun die zuerst hervorgehobne Schwierigkeit dieses Verhaltens für einen Reichen (V. 23) nachher mit starkem Ausdrucke als eine Unmöglichkeit bezeichnete (V. 25), so hat er doch gleich hinzugefügt, daß er eine Unmöglichkeit bei Menschen, nicht aber bei Gott meine (V. 27). Er will damit nicht sagen, daß Gott in seiner Wundermacht doch einige Reiche selig machen könne, trotzdem diese in ihrer verkehrten Wertschätzung der irdischen Güter befangen blieben; sondern vielmehr, daß Gott doch den Reichen eine Kraft zur Ueberwindung ihres Hängens an den irdischen Gütern geben könne, während ihnen allerdings diese Kraft fehlen würde, wenn sie bloß auf ihr kreatürlich-menschliches Vermögen angewiesen wären. Gott verleiht seine göttliche Geisteskraft aber den Menschen, auch den reichen Menschen, nicht nach willkürlicher Auswahl, sondern er giebt sie einem jeden, der sie vertrauensvoll von ihm erbittet.

So können wir also an dem Urteile festhalten, daß bei Jesus in Wirklichkeit kein Zwiespalt obwaltet zwischen seinem Ideale von dem Kindschaftsverhältnisse, in dem seine Jünger schon während ihres gegenwärtigen irdischen Lebens zu Gott stehen und sich bethätigen sollen, und seiner Verkündigung von dem zu erwartenden zukünftigen Heilszustande und von den Bedingungen, die man zum Zwecke der Anteilnahme an diesem zukünftigen Zustande zu leisten hat. Für sein Bewußtsein stand vielmehr der Vorausblick auf diesen zukünftigen Heilszustand in einer innerlich ergänzenden und erklärenden Beziehung zu seiner Lehre von dem schon gegenwärtig zu verwirklichenden Kindschaftsverhältnisse. H H W

Die Anklage gegen Schrempf und die Theologen der Christlichen Welt

3. Schrempfs Stellung zu Christo in seinen neuesten Reden

Als ich die Abschnitte 1 und 2 niederschrieb, lagen mir die neuen Reden, die Schrempf in Stuttgart gehalten hat, noch nicht vor.*) Sie veranlassen mich, noch ein Wort davon, wie sich Schrempf jetzt über Christum äußert, hinzuzufügen. Von Gott, von Jesus Christus, von dem heiligen Geist handeln die drei ersten Reden; eine vierte wiederholt die Anklagen gegen unser heutiges kirchliches Leben und gegen die Art, „wie man das Bekenntnis verteidigt," in scharfer Polemik gegen vier Vorträge, die „zur Verantwortung des christlichen Glaubens," und zwar wesentlich gegen Schrempfs Angriffe, in Stuttgart gehalten worden waren. Wie in allem, was Schrempf redet und schreibt, so findet sich auch in dieser neuesten Schrift eine Fülle von anregenden, originellen Gedanken, vielleicht am meisten in der dritten Rede bei der Frage, an welchen Kennzeichen man zu erkennen vermöge, daß in einem bestimmten Falle der heilige Geist zu uns redet. Doch es ist unmöglich, sich in Kürze mit dem gesamten Inhalt der neuen Reden auseinander zu setzen; hier erhebe ich, zur Erzänzung dessen, was ich in Nr. 16 geschrieben habe, nur die Frage: Hat Schrempf durch seine jüngste Kundgebung die Hoffnung gerechtfertigt, daß er denen, die sich Rats bei ihm erholen, als Wegweiser zu Jesu Christo dienen wolle und könne?

*) Natürliches Christentum. Vier neue religiöse Reden. Von Christoph Schrempf, lic. theol. Stuttgart, Frommann, 1893. 1,50 Mk.

Daß er es will, oder genauer, daß er jeden seiner Zuhörer veranlassen möchte, persönlich zu Jesu Stellung zu nehmen, ist nicht zu bezweifeln. „Natürliches Christentum" ist der Titel seiner Schrift; er versteht darunter ein Leben unter dem Eindruck und Einfluß Christi, das sich natürlich und wahrhaftig so giebt, wie es wirklich ist. Denn wenn es ihm auch nicht darum zu thun ist, sich die Anerkennung zu erzwingen, daß seine Anschauungen christlich seien, so hält er sie doch selbst dafür und möchte zeigen, „daß er sich keineswegs von Jesus Christus loszusagen gedenke," und „daß es sein Wunsch sei, als Christ unter Christen zu sein." Auch seine Zuhörer möchte er vor die Frage stellen, inwiefern Jesus, abgesehen von allen Lehren über ihn, „durch sein bloßes wirkliches Sein für mich Bedeutung habe." Ob ihm das wirklich gelingen wird, und ob die von ihm Angeregten auch zu einer richtigen Antwort kommen werden, ist mir zweifelhaft aus folgenden Gründen:

1. Was Schrempf selbst über die Bedeutung Jesu zu sagen weiß, scheint mir sehr einseitig und unvollständig: wohl wird das Gebot Jesu Christi verkündet, in „der alten, scharfen Tonart, der Tonart Christi selbst"; wohl wird den Zuhörern auch Jesus selbst vor die Augen gemalt; aber es ist nicht der Heiland der Zöllner und Sünder, dessen heilige Liebe bis in den Tod uns in einem Bann hält, sondern es ist ein zweiter Sokrates, der durch sein Lehren und Leben die Leute stutzig macht, ihnen ein Aergernis giebt, ihnen den Weg vertritt und zuruft: An mir kommst du nicht vorüber. Ja, seine ganze Person wird zur personifizirten religiösen Sokratik. In diesem Bilde fehlt gerade das, was die Leute am meisten zu Jesu hingezogen hat, und was auch seinen Gegnern am meisten an ihm aufgefallen ist, das, was uns am meisten ins Herz und Gewissen zu greifen vermag: Luk. 15, 2; Matth. 11, 19.

2. Auch das Richtige scheint mir mißverständlich und unpädagogisch ausgedrückt zu sein: gewiß darf es nimmermehr verhüllt werden, daß Jesus Christus uns wehe thun muß, indem er uns richtet, daß er, so lange wir noch nach dem Fleisch über ihn urteilen, uns ein Aergernis und eine Thorheit ist, und daß er auch in dem werdenden Christen noch oft das Urteil aufrührt: „Das ist eine harte Rede; wer kann sie hören?" Aber wenn man von einem „beängstigenden," „unheimlichen," „doppeldeutigen, sozusagen dämonischen Eindruck, den er macht," redet, so wird man verwirren, statt zu klären, aufregen statt anzuregen, abstoßen statt anzuziehen. Und nicht anders wird es wirken, wenn der Redner von sich bezeugt: Gott sei für ihn „nicht feste Wirklichkeit, sondern schwankende Möglichkeit." Ich fürchte, die nicht theologisch gebildeten Zuhörer und Leser und vielleicht auch manche theologisch geschulte werden hinweggehen mit dem Eindruck: in den Fragen des religiösen Glaubens ist alles so schwankend, so schwierig, so bedenklich, daß man am besten daran thut, sich gar nicht auf sie ernstlich einzulassen und sich in ein kritisches Non liquet zu hüllen; und im kirchlichen Leben ist alles so zerrissen und verlogen, daß man sich nicht darum zu kümmern braucht, außer wo es gilt, es zu kritisiren. Schrempf selbst wird dieses Ziel bei seinen Zuhörern nicht für das wünschenswerteste halten; wenn er, wie ich fürchte, viele dennoch auf den Weg zu diesem Ziele führt oder wenigstens im Fortschreiten auf diesem Wege bestärkt, so ist sein Vorgehen ein unpädagogisches.

3. Der ganze Ton seines Redens von Jesu Christo wird erkältend wirken: wohl glüht darin die verborgne Glut eines nach Klarheit über Jesum ringenden Herzens, wohl brechen aus dieser Glut zuckende Blitze hervor gegen die „Religion des frommen Geschwätzes," aber zu erwärmen und zu beleben vermag sie schwerlich. — Schrempf stellt gelegentlich den Satz auf: „Daß mich jemand wirklich liebt oder haßt, weiß ich nie." Nun ist es ja gewiß richtig, daß wir ein fremdes geistiges Leben nur durch mancherlei Vermittlungen zu erkennen vermögen; aber ebenso gewiß ist es, daß unser fühlend-wollendes Ich in seinem Verhältnis zum Nächsten über alle diese Vermittlungen übergreift, daß z. B. ein Kind der Liebe seiner Eltern inne werden und in der allersichersten Gewißheit ihrer Liebe leben kann. Das Recht und die Macht dieser Gewißheit, die nicht mehr in künstlichen Reflexionen sich ergeht, scheint mir Schrempf zu ver-

kennen, auch im religiösen Leben. Ueberall wird nur „ein reflektirtes Verhältnis“ zu Jesu ausgesprochen und über dieses selbst reflektirt. Nichts von einem freudigen Zeugnis im Sinne von 2. Kor. 4, 13! Nichts von der frischen Begeisterung, mit der ein Paulus, ein Luther das Evangelium von Jesu Christo als eine lebenschaffende Macht in die Herzen und Gewissen hineingerufen haben! — Schrempf will nicht in das Bekenntnis zu Jesu als seinem Herrn einstimmen, bis er seiner jetzigen und künftigen Gehorsamsstellung zu ihm ganz sicher ist und sich selbst wirklich und aufrichtig zutrauen kann, „daß er vor keiner Konsequenz aus seinen Grundsätzen zurückbeben werde.“ Aber wer kann denn dessen völlig gewiß sein? Kein Mensch, der noch in Kampf und Versuchung steht! Selbst ein Paulus dürfte, so lange er es noch nicht ergriffen hat und noch nicht vollendet ist, Jesum nicht als seinen Herrn bekennen; viel weniger ein Luther oder irgend jemand von uns. Das Bekenntnis zu Jesu als dem Herrn müßte verstummen. Damit aber wäre dem Christentum das Grab des Schweigens bereitet. Das wäre die Folgerung, wenn Schrempfs Vorsicht im Bekennen wirklich durch die Pflicht der Wahrhaftigkeit geboten wäre. Aber so ist es nicht! Nein, wer von Jesu Christo ergriffen worden ist, wer einen Eindruck von ihm erhalten hat, von dem er nimmer loskommt, wer sich bei aller Untreue und allem Ungehorsam gegen ihn dennoch, so oft er ihm ins Angesicht schaut, vor seiner Hoheit und seiner Liebe beugen muß, der darf, ja soll ihn als seinen Herrn bekennen. Freilich nicht eine unverstandne Lehre über ihn soll er nachsprechen, wohl aber bezeugen, welche Anerkennung seines Herrscherrechts Jesus selbst ihm abnötigt. Und er soll das thun, obwohl er weiß, daß er durch dieses Zeugnis jedesmal von Jesu über sich selbst und sein wirkliches Verhalten zu ihm ein Urteil spricht.

Aber wenn ich ein solches Zeugnis ausspreche, so ist das nach Schrempf „von der obern Grenze meines religiösen Bewußtseins und Lebens aus geredet, und das sollte ein Mensch nie thun“ (S. 19). Nun, ein Paulus hat es, wie mir scheint, in Stellen wie Röm. 8, 31 ff.; 2. Kor. 4, 8 ff., 6, 4 ff. guten Muts gethan. Mit vollem Recht! Ja es thut uns allen sogar not, daß wir „von der obern Grenze unsers religiösen Bewußtseins aus“ reden. Einfach deswegen, weil das, was durch den Glauben als ein neues Leben in unser Inneres hineintritt, das, was allein uns über uns selbst hinauszuheben vermag, immer an der obern Grenze unsers religiösen Bewußtseins liegt. Darum, um uns selbst das gegenwärtig zu erhalten und um uns gegenseitig zu stärken und zu erheben, sollen wir von dem zeugen und zu dem uns bekennen, was unserm ahnenden Verständnis aufgegangen ist und als der erstrebenswerteste Besitz vor uns steht. Das Bewußtsein, daß unser Glaube selbst und darum auch unser Erfahren an die Größe dessen, was wir sein und haben sollen, noch keineswegs hinanreicht, wird durch ein redliches Zeugnis von diesem hohen Ziele nicht erstickt, sondern geweckt. Darum soll jenes begeisternde Zeugnis in der Christenheit, auch in ihrem Gottesdienst nicht aufhören. Ganz gut, wenn wir nicht mehr scheinen wollen, als wir sind. Aber unser Zeugnis von dem in Jesu erschienenen Leben wollen wir nicht auf das einschränken, was wir davon „jederzeit mindestens“ in uns haben — es würde sonst kläglich genug ausfallen —, sondern nach dem richten, was uns in unsern besten oder vielmehr in Gottes rechten Stunden davon innerlich verständlich geworden ist.

Aus all den angeführten Gründen fürchte ich, daß Schrempfs Worte von Jesu Christo, auch in seinen neuesten Reden, mehr zerstörend und vernichtend als lebenschaffend wirken werden. Schrempfs Ueberzeugung ist es freilich: „Es ist ein Glück für den Besiegten, in seinem unberechtigten Sein vernichtet zu werden. Deshalb kann man auch den geistigen Kampf ums Dasein in aller Liebe führen und dem Gegner freundlich lächelnd den Todesstoß versetzen — so lange es nur bei einem Geisteskampfe bleibt.“ Diese Schranke genügt nicht; die letzten Worte sollten lauten: „Wenn man nur ein neues kräftigeres Leben ihm einzuhauchen vermag.“ Das hat Jesus vermocht, und das vermag das Zeugnis von Jesus; vermag es auch Schrempfs Reflexion über Jesus?

Max Reischle

Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule

Giebt es eine von Religion und Konfession unabhängige Sittlichkeit? Und wenn, kann sie sich mit der christlichen messen, übertrifft sie diese am Ende gar an Reinheit und Kraft? Ist sie durch Unterricht, Erziehung u. dergl. übertragbar, also imstande, Allgemeingut zu werden? Diese Fragen sind seit langem von Wortführern der öffentlichen Meinung, der Presse, der Schule, der Wissenschaft lebhaft und zuversichtlich bejaht worden; aber die Ethische Gesellschaft geht weiter: sie hat es unternommen, die „unabhängige“ Moral über das Stadium des bloßen Hin- und Herredens hinauszuführen, sie will dieselbe unsrer religiös verarmenden, sittlich zerfallenden Welt als ein Lebenselixir einflößen. Sie hat dafür ein Vorspiel an einer bei uns zu wenig beachteten Thatsache, an der gesetzlichen Einreihung einer konfessionslosen Moral unter die Unterrichtsgegenstände der französischen Volksschule, und sie hat sich die Berufung auf diesen Vorgang nicht ganz entgehen lassen. Allerdings ist diese Berufung eine weniger nachdrückliche gewesen, als man hätte erwarten sollen. Darf man sich doch nur vergegenwärtigen, was es bedeutet, wenn eine ganze Nation an ihrem besten Besitze, an ihren Kindern, an der ihre ganze Zukunft repräsentirenden Jugend einen solchen Versuch anstellt. Der Grund für die schwächere Betonung des französischen Beispiels ist aber nicht verschwiegen worden. Es wurde als solcher der Chauvinismus angegeben, der den französischen Moralunterricht verunreinige und für uns Deutsche in ein falsches Licht stelle.

Es fragt sich nur, ob diese Verirrung der französischen Schulmoral eine, wie es demnach scheinen könnte, zufällige, rein durch die augenblickliche Richtung des französischen Volksgeistes veranlaßte und demnach für das Prinzip der konfessionslosen Moral nicht präjudizirlich ist, oder ob eine derartige Herabsetzung des Niveaus der Volksmoral sich nicht mit Notwendigkeit ergiebt aus der offiziellen und prinzipiellen Lösung des Bandes, das sie mit der Moral des Christentums verknüpft. Das Experiment, das Frankreich durchmacht, scheint mir eine treffende Illustration dafür, daß dieses der Fall ist.

Aus diesem Grunde möchten die nachfolgenden Zeilen die Aufmerksamkeit der Leser der Christlichen Welt auf den in der Ueberschrift genannten Gegenstand richten. Sie übergeben ihr ein Material, das aus den maßgebenden Quellen, aus den amtlichen Erlassen gesammelt ist. Vorangehen soll als der Rahmen, aus dem heraus allein die Einführung des Moralunterrichts verständlich ist, ein Ueberblick über die Geschichte der neuesten Schulgesetzgebung in Frankreich, über die Volksschulreform der dritten Republik. Den Schluß soll eine Erörterung der Prinzipien bilden, von denen die Reformen nach eigner Angabe ausgegangen sind. Hand in Hand damit soll eine Darstellung der Verwirklichung dieser Prinzipien gehen, wie sie in den gebräuchlichsten Schulbüchern vorliegt.

1. Ueberblick über die Geschichte der Schulreform der dritten Republik

Die gegenwärtige französische Schulgesetzgebung ist nicht viel mehr als ein Jahrzehnt alt. Sieyès, der Verfasser der berühmten Revolutionsschrift: „Was ist der dritte Stand?“ hat einst auf die Frage, was er denn während der Schreckenstage von 1793 gethan habe, die im Hinblick auf deren Opfer sehr verständliche Antwort gegeben: „Ich? ich habe gelebt.“ So konnte auch die dritte französische Republik, wie dringlich nach dem Zusammenbruch von 1870 eine Schulreform erscheinen mochte, sich im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens von einem Neubau dispensiren. Sie konnte sich damit begnügen, zu leben, sich im Kampfe gegen die Monarchisten zu behaupten. Kleine Reformanläufe wurden freilich gemacht. Man warf sich mit Eifer auf die Geographiestudien, die allerdings die im Kriege bewiesene Kartenunkenntnis als sehr rätlich erscheinen ließ; man errichtete die berüchtigten Schülerbataillone, um den alten militärischen Geist der Nation wieder aufzufrischen. Auf solche Naivitäten sah man aber bald mit Lächeln zurück. Das Land durfte Größeres erwarten von den Volksführern, die das alte System in Bausch

und Bogen verworfen hatten. Sie traten denn auch mit dem in der Luft liegenden Gedanken, mit dem Gedanken einer Erneuerung des Volkes von Grund aus auf den Plan. Hatte die alte Gesellschaft das Land ruinirt, so sollte es aufs neue gehoben werden durch eine Nationalerziehung. Sie konnten sich hierfür auf geschichtliche Vorgänge berufen. Der nächstliegende war der in Oesterreich. So wie der Kaiserstaat nach seinen Niederlagen eine vom Klerus unabhängige Neuschule schuf, sollte auch die französische Republik eine solche ins Leben rufen.

Es ist bemerkenswert, wie sie das anfing. Auf das Gesetz des Orleansministers Guizot, der schon 1833 für jede Gemeinde die Errichtung einer Volksschule gefordert und der Geistlichkeit nur Einfluß auf den Religionsunterricht belassen hatte, auf dieses Gesetz, dessen gute Wirkungen das zweite Kaiserreich zerstört hatte, zurückzugreifen, schien nicht genügend. Man begann 1880 mit der Errichtung eines allgemeinen Unterrichtsrats für das gesamte Schulwesen. Der nachher als Tonkinese verrufene Jules Ferry suchte als Unterrichtsminister die tüchtigsten Kräfte in den Unterrichtsrat hineinzuziehen. Das Volksschulwesen insbesondre sollte dadurch gehoben werden, daß seine Organisation nicht einer für sich bestehenden, sondern einer ihm mit den Fakultäten und dem Mittelschulwesen gemeinsamen Oberbehörde übertragen wurde. Die obersten Räte für das Volksschulwesen sollten als gleichberechtigt neben denen für die übrigen Lehrkörper sitzen, den neu zu gewinnenden Organisatoren eine nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich befriedigende Stellung angeboten werden. Die gewünschten Persönlichkeiten fanden sich denn auch. Die Pädagogik kam in Mode. Im Zurückgehn auf die Ideen von 1789 wurden als die allein wahrhaft demokratischen Schulprinzipien die drei Schlagwörter formulirt: Unentgeltlichkeit, Allgemeinverbindlichkeit und Weltlichkeit des Unterrichts. Das uns zunächst Interessirende, die Weltlichkeit, wurde durch Gesetz vom 28. März 1882 beschlossene Sache. Man sagte: zwingt man die Kinder aller Bürger ohne Unterschied, eine und dieselbe Schule zu besuchen, will man ihnen die Erziehung geben, die ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Partei von einem jeden gefordert werden muß, so kann die öffentliche Schule nicht anders als den Kirchen neutral gegenüberstehen. Daraus zog nun aber der Gesetzgeber nicht etwa den Schluß, daß demnach einfach der Religionsunterricht aus der Schule zu verbannen und es der Geistlichkeit zu überlassen sei, an den beiden schulfreien Tagen, Donnerstag und Sonntag, Religionsunterricht zu erteilen, so wie England und Nordamerika aus Schonung für die dort hochgradig gesteigerten kirchlichen Differenzen den Religionsunterricht von der Schule fernhalten. Er setzte vielmehr an Stelle des ausgestoßenen Gliedes in der Kette der Schulfächer das, was keiner sich weigern kann für seine Kinder anzunehmen, was zum Nötigsten für den innern Menschen gehört, was demnach ein dauerhaftes Friedensband um die Kinder der Nation schlingen kann, er setzte an die Stelle der Religion die Moral.

Wenn man nun den bisher geschilderten Thatbestand in Anschlag nimmt, zeigt das Gesetz eine großartig prinzipielle Haltung. Die Schule, des Haders zwischen Kirche und Wissenschaft und zwischen den einzelnen Kirchenparteien müde, setzt der Kirche den Stuhl vor die Thüre und behält doch zurück, was von deren Eigentum als das Beste gilt, die Sittlichkeit; wenn man nicht geradezu sagen will, sie behält den Kern und überläßt die Schalen dem, der sich um sie streiten mag. Daß der letztgewählte Ausdruck in der That der Sinn des Gesetzes ist, wird aus Späterm erhellen. Allein wenn man die nähern Umstände in Erwägung zieht, so ist, vom Standpunkte der Reformer selbst aus angesehen, lange nicht alles gethan, was zur Verwirklichung dieser Absicht nötig wäre. Die Tragweite des Gesetzes unterliegt einer zweifachen Beschränkung.

Einmal kommt in Betracht, daß die französische Republik keinen Schulzwang, sondern nur einen Lernzwang ausübt. Neben den öffentlichen Schulen sind zugelassen sogenannte freie, d. h. von der Kirche oder sonst von Privaten unterhaltene Schulen. Die Kirche kann also die Verbannung des Religionsunterrichts teilweise geradezu aufheben dadurch, daß sie eigne Schulen errichtet, wenn sie den Einfluß, die Lehrer und — das Geld dazu hat. Und an diesem fehlt es der katholischen Kirche trotz der großen Beraubung durch die Revolution von 1789 in Frankreich nicht. Der Staat behält sich allerdings der freien Schule gegenüber ein Aufsichtsrecht vor. Er bezeichnet z. B. die Schulbücher, die in Privatschulen nicht gebraucht werden dürfen. Er erklärt den Religionsunterricht auch in den Privatschulen für nicht obligatorisch. Aber immerhin hat das straffgespannte Prinzip der Staatsschule ein Loch. Im Namen der Unterrichtsfreiheit ist die Unterrichtsgleichheit aufgehoben. Dazu kommt als ein weiterer Hauptpunkt, daß die öffentliche Volksschule ihren Einfluß auf die Jugend in verhältnismäßig frühem Lebensalter aufgiebt. Sie hat allerdings wie in Preußen drei Hauptabteilungen, eine Unterstufe für das siebente bis neunte, eine Mittelstufe für das neunte bis elfte und eine Oberstufe für das elfte bis dreizehnte Lebensjahr. Aber das stramme Festhalten bis zum dreizehnten Lebensjahr ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Frankreich hat nämlich einen Gedanken verwirklicht, den seinerzeit der Württemberger Gustav Rümelin in der Presse zur Diskussion gestellt, der aber wenig Beachtung gefunden hatte. Es ist dort gestattet, nach zurückgelegtem elften Lebensjahr sich durch Bestehen einer Prüfung von der Schulpflicht zu befreien. Dieses Schulentlassungsexamen ist nicht allzuschwer. Es besteht schriftlich aus einem Diktat, zwei Rechenaufgaben und einem kleinen Aufsatz, mündlich in Lesen, Vortragen eines Gedichts und Beantwortung von Fragen aus Geschichte und Geographie. Die Schulentlassung wird denn auch häufig genug nachgesucht, und infolge davon sind die Oberklassen schwach besucht. Ob die frühere Schulentlassung, die an sich für den Religionsunterricht Raum schaffen könnte, hierfür auch benutzt wird? Wahrscheinlich ist es nicht. Ganz gewiß aber ist, daß das Examen, eben weil es nicht nach der Moral fragt, das Gewicht des Moralunterrichts in der Schule nicht vermehrt, mindestens nicht für die Jahrgänge, die auf dasselbe eingedrillt werden. Außerdem muß man sich das Durchschnittsalter der Kinder vorhalten, denen der Moralunterricht zu gute kommt. Es liegt unterhalb der Stufe, von der an im Kindesgeist das eigentliche Denkvermögen, die Fähigkeit zu abstraktem Denken erwacht. Der Gesetzgeber mag darum immerhin sehr triftige Gründe gehabt haben für Einführung des Examens. Er mag sich vorgehalten haben, daß mit dem Erwerbstriebe des französischen Volkes nicht zu spaßen ist; daß die allgemeine Schulpflicht süßer eingeht, wenn diesem Rechnung getragen wird dadurch, daß das fleißige Kind eine frühere Schulentlassung erreichen kann; daß das Bestehen der Prüfung einer schwachen Seite der Eltern, dem Stolze auf ihre Kinder, schmeichelt, und was dergleichen Opportunitätsrücksichten mehr sind. Aber Opportunitätsrücksichten und Moralität stehen nicht immer in geradem Verhältnis zu einander. Auch hierin hat das Gesetz, von seinem eignen Leitmotiv aus gesprochen, mit der einen Hand genommen, was es mit der andern gegeben hatte.

Das ist die Lage der Dinge seit 1882. Es folgt noch eine Reihe von Gesetzen hintennach. Aber sie haben nur das schon 1882 Ausgesprochne oder doch Beabsichtigte systematisirt, haltbar gemacht und zum Abschluß gebracht. Al B

Der Weg zur Verständigung zwischen Judentum und Christentum

Die Wogen des Antisemitismus gehen hoch, es läßt sich nicht leugnen. Sie werden wahrscheinlich in der nächsten Zeit noch wachsen. Viele wollen zwar von den Parteibestrebungen des Antisemitismus nichts wissen, aber im Herzen stimmen sie ihnen doch zu, sie ballen die Faust in der Tasche, wenn vom gegenwärtigen Judentum die Rede ist. Gewiß werden auch die Zeiten wiederkommen, wo das sturmbewegte Meer sich glättet. Doch kann bis dahin viel Unheil angerichtet sein, es kann sich manches wiederholt haben, was vergangne Zeiten nicht zur Ehre des Christennamens sahen. Und wenn im ganzen der Zustand bleibt, der gegenwärtig die Ursache der Unruhe ist, was dann? Soll dasselbe Schauspiel nach einiger Zeit sich wieder-

holen? Denn die antisemitische Hoffnung, die Juden aus dem christlichen Volks- und Staatsleben auszuscheiden oder ihre staatsbürgerlichen Rechte einzudämmen, ist doch wohl Phantasterei. Die weltgeschichtliche Entwicklung kann wohl einmal auf kurze Zeit zurückgeschraubt werden, aber dann geht sie doch wieder den Weg, den sie einmal betreten hat. Läßt sich denn keine Verständigung anbahnen, die — wenn auch nicht sogleich — doch um des Prinzips willen endlich zu einem zufriedenstellenden Resultat führt?

Ein auf dem Gebiete der Judenmission erfahrener Mann nimmt zu diesem Zwecke in der Oeffentlichkeit das Wort.*) Er verdient es, daß man ihn anhört, daß man seine Worte ernstlich erwägt.

Obwohl ja die gegenwärtige Situation nach der sozialen Seite hin geschichtlich sehr leicht zu begreifen ist, muß man doch andrerseits sie als schwer verständlich ansehen. Die Judenemanzipation, die sich von der Wende dieses Jahrhunderts an vollzogen hat, war nicht etwa ein gewaltsamer, innerlich unwahrer Staatsakt, von dem man voraussetzen konnte, daß er nicht standhalten würde. Man erkannte sie, als sie erfolgte, als notwendige Konsequenz der vorliegenden Verhältnisse an. Man erwartete, daß ihr Erfolg eine ruhige, allmähliche Verschmelzung herbeiführen werde. Dr. Johannes Müller sagt gewiß mit Recht, man dürfe auch nicht bezweifeln, daß der Wille der Juden, mit den Nationen, unter denen sie lebten, eins zu werden, ursprünglich durchaus ehrlich gewesen sei:

Die Annäherung der Juden, die der Emanzipation vorausging, der Bruch mit rabbinischer Scholastik und das leidenschaftliche Verlangen nach moderner Kultur und Aufklärung, nach geistigem und sozialem menschenwürdigen Dasein war eine unwillkürliche, elementar hervorbrechende Bewegung, die keine gemeinen Motive, keine selbstsüchtigen Ziele kannte. Wer es weiß, wie noch heute die in den Wüsten rein rabbinischer Bildung schmachtenden Juden Rußlands und Polens nach den Wissensquellen christlicher Kultur stürzen Tag und Nacht, hungernd und frierend sich darin berauschen und das Elend des Auslands einer behaglichen Existenz im väterlichen Hause vorziehen, um „Mensch“ zu werden, — der braucht nicht erst geschichtliche Nachweise, um überzeugt zu sein, daß die Bemächtigung der Kultur und der enge Anschluß an die Völker derselben seitens der Juden nur von idealen Motiven getragen war.

Aber freilich, eingetreten ist eine Verschmelzung des Judentums mit den christlichen Nationen, oder, wenn diese Erwartung zu weit ging, ein Eingehen der jüdischen Denkart auf die christlich nationale Art — nicht. Christlicher Kultur in ihren äußerlichen und weltlichen Schätzen und Wohlthaten hat sich das Judentum bemächtigt; aber annähernde Gemeinschaft mit der religiös-sittlichen Denkart, aus der diese Kultur hervorgewachsen ist, hat es nicht gefunden. Um zu verstehen, was das bedeuten will, darf man allerdings die Weltgeschichte nicht oberflächlich betrachten, man muß für ihren bewegenden Grund ein Verständnis haben. Es mag sich die oberflächliche Betrachtung noch so sehr dagegen sträuben, so bleibt es doch dabei, daß die Wende der Zeiten und der schöpferische Lebensgrund der Menschheit nach dem Zusammenbruch der antiken Welt das Christentum ist. Die christliche Kultur hat die zerschlagnen Trümmer der Antike amalgamirt, aber die Kraft, die den neuen Prozeß treibt, ist der christliche Glaube, die sittlich-ideale Lebensauffassung des christlichen Glaubens. Gewiß ist seine Ausprägung noch mangelhaft, es mischen sich mit ihm noch viele fremdartige Elemente; trotzdem ist sein Grund eine sittliche Lebenskraft, die sich in jedem Fortschritt der neuen Weltgeschichte geltend macht. Man braucht ja nur darauf hinzuweisen, daß auch die modernen Anstrengungen nach dem rechten Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft in der christlichen Weltanschauung ihre Berechtigung haben und zugleich den Weg der Lösung. Nur darf man selbstverständlich Christentum nicht mit der Kirche gleichstellen. Die Kirche ist so wenig identisch mit dem Christentum, daß vielmehr die Kraft des christlichen Glaubens immer wieder gegen die Verknöcherung des Christentums in der kirchlichen Form und Formel angekämpft hat. Mag es auch in weiten Kreisen nicht anerkannt und verstanden werden, daß die christliche Lebensmacht in den Bestrebungen der modernen Kultur wirksam ist; dennoch ist es offenbar für jeden, der sehen will, daß der Gegensatz gegen das Christentum Verderben statt Heil hervorruft. Wohin der materialistische Sinn vordringt, dahin bringt er Verwüstung; die ihm huldigen, machen sich selbst dadurch unfähig, die Aufgaben der Zeit zu verstehen und sie zu fördern.

Alle Ideale der Gegenwart, mögen sie Freiheit, innere Harmonie, Aufopferung, Menschenliebe oder sonstwie heißen, alle die gerühmten Normen wie gleiche Toleranz, Gerechtigkeit, Wahrheit für jedermann — sind nur angewandtes Christentum. Alle sittlichen Anschauungen und Prinzipien sind christlich begründet, so sehr sie auch philosophisch verwaschen und verzerrt sind. Der Staat mit seinen Gesetzen und Einrichtungen, das Volksleben in seinen Anschauungen und Sitten ruht auf christlichem Nährboden. So wenig wir wirkliche Christen, von Gott durchwaltete Persönlichkeiten finden, so sehr trägt die moderne Geistesart, wenn auch oft widerwillig, den christlichen Stempel.

Niemand kann ganz im Volksleben stehen, niemand vermag wirklich in lebendiger Gemeinschaft mit ihm an seiner Arbeit, seinem Streben und Hoffen teilzunehmen, der nicht irgendwie von dem religiös-sittlichen Lebensgeiste des Christentums berührt ist. Die Teilnahme an dem Kulturleben ändert daran nichts, wenn die geistige Denkweise dem Streben und den Hoffnungen, die dem tiefsten Zuge des Volkslebens innewohnen, fremd ist.

Und hier liegt nun der Grund, warum die Judenemanzipation durchaus nicht das Ergebnis herbeigeführt hat, das man erwünschte, das man als sicher bevorstehend annahm. Eine sachliche Annäherung hat stattgefunden, eine persönliche nicht. Die Juden sind nicht bis zur Anerkennung des Christentums als der Potenz der Kultur fortgeschritten; in die christliche Kultur sind sie eingegangen, aber sie haben sich der Anerkennung widersetzt, daß diese Kultur wirklich dem religiös-sittlichen Geiste des Christentums entstamme. Sie haben infolge davon das christlich-religiöse Leben der Individuen wie der Gesamtheit unbeachtet gelassen, ja es mit einer gewissen Mißachtung beiseite liegen lassen. So kam es wohl zu einer oberflächlichen Anpassung des kulturellen Lebens, aber die Geistesart klaffte auseinander, Unwahrheit, Halbheit und Oberflächlichkeit bürgerten sich ein. Man ignorirte absichtlich das religiöse Gebiet, man setzte es herunter, man erklärte es für indifferent für die irdischen Bestrebungen. Tiefer angelegte Geister vermochten wohl einzusehen, daß das, was das Evangelium Jesu von Nazareth der Welt bietet, nichts andres ist, als die Erfüllung und Verkörperung dessen, was die Propheten und edelsten Führer des israelitischen Volkes gedacht und erhofft haben. Aber sie wagten es nicht auszusprechen, nicht in der Oeffentlichkeit vor ihren Volksgenossen zu vertreten.

Das Buch der Bücher, das Neue Testament, das unstreitig Wüsteneien in fruchtbares Gefilde, verödete Plätze in sichere Wohnorte verwandelt, Wilde bezähmt, Blutgierige gebändigt, Wütende besänftigt hat . . , das Neue Testament, das die Fortsetzung, der Schlußstein, die Ergänzung, unzertrennlich vom Alten Testament ist, wird vom Hause fern gehalten, verpönt, gemieden, verurteilt, ohne daß man es angehört, gelesen, geprüft, untersucht hätte —

Worte eines Rabbiners! Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß sich Juden und Christen selten in der Bekämpfung des Atheismus und der materialistischen Verzerrung zusammengefunden haben. Viel mehr da, wo es galt die positiven Bestrebungen des religiösen Geistes in der Oeffentlichkeit zu diskreditiren. Warum ist das Judentum so wenig in der Richtung thätig gewesen, daß es die Kraft seiner religiösen Wahrheit im Zusammenhang des Volkslebens geltend machte? Und wenn es beabsichtigte, in die Kultur der christlichen Völker mit Aufrichtigkeit einzugehen, warum suchte es nicht mit den Mitteln, die ihm in der christlichen Entwicklung dargeboten wurden, von seiner alttestamentlichen Anschauung aus das neutestamentliche Evangelium zu verstehen? Die Erwartung kann ja vernünftigerweise zunächst nicht gehegt werden, daß die Juden zu dem kirchlichen Christentum übertreten sollten. Solche „Konversionen“ können die Jahrhunderte alte Kluft nicht schließen. Wenn man bedenkt, daß das kirchliche Christentum auf einem systematisch entfalteten, unter eigentümlichen geschichtlichen Verhältnissen entstandnen und fixirten Dogma beruht, so würde man etwas geschichtlich Unmögliches erwarten, wenn man das für denkbar hielte. Aber warum hat das Judentum so wenig den ernstlichen Versuch gemacht, zu prüfen, ob seine religiöse

*) Der Weg zur Verständigung zwischen Judentum und Christentum. Von Dr. Johannes Müller. Leipzig, Faber, 1892. 1,20 Mk.

Wahrheit und seine Geschichte nicht doch die Erfüllung in dem Evangelium finden? ob die alttestamentliche Prophetie nicht doch auf die göttliche Offenbarung, die sich in der Person Jesu darstellt, hinweist und da ihre Vollendung findet? ob seine Geschichte nicht doch ihr Ziel hat in dem wachsenden Reiche Gottes, das in der Christenheit immer neue Blüten und Früchte zeitigt? War das nachexilische Judentum, aus dem der talmudische Rabbinismus und die jüdische Orthodoxie der Gegenwart, wie wir sie in den östlichen Ländern Europas noch in voller Blüte finden, hervorgegangen ist, wirklich die gottgewollte und naturgemäße Weiterentwicklung der prophetischen Reformation? Diese Frage leidenschaftslos und besonnen religiös zu untersuchen und zu beantworten, sollte doch wenigstens in den höhern christlichen Kulturländern nicht so gar schwer sein. Hier hat namentlich der wissenschaftliche Protestantismus es längst aufgegeben, das Neue Testament als einen inspirirten Kodex für die dogmatischen Sätze der Kirchenlehre zu betrachten und im Alten Testamente mechanische Vorhersagungen für diese zu finden. Der Sinn für Geschichte ist erwacht und zieht seine immer mehr sich erweiternden Kreise der Erkenntnis. Er lehrt eine religiöse Entwicklung, einen von Gott hervorgerufenen Geistesprozeß, der durch die Zeiten hindurchgeht, und dessen Schauplatz im besondern die Geschichte Israels ist. Die Urkunden davon liegen in den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments vor. Und auch das Judentum begann eine Zeitlang, als Mendelssohn es zur Selbstbesinnung aufforderte, das im Talmudismus verschüttete Alte Testament nach neuen Gesichtspunkten zu betrachten und zu erforschen. Es sah dieses nicht mehr als einen Gesetzeskodex an, der, mechanisch inspirirt, mechanisch auszulegen und kasuistisch zu zergliedern wäre. Es bahnte sich den Weg zu einem historischen Verständnis, es ging gegenüber der Entgeistung und scholastischen Erstarrung auf die Prophetie mit ihrer sittlichen Predigt zurück und schrieb deren Ideale auf sein Panier. Hier muß sich der Weg der Verständigung zwischen Judentum und Christentum öffnen. Sind freilich die Erkenntnisse, die sich da aufschließen, noch nicht durchgedrungen, auch noch nicht abgeschlossen, so bewähren sie sich doch immer mehr, und sie werden nicht wieder zurückzudrängen sein. Altes und Neues Testament gehören zusammen, keines von beiden kann entbehrt werden. Ist jenes lange Zeit der Christenheit als Ganzes unbrauchbar gewesen, so zeigt die geschichtliche Betrachtung seinen unersetzlichen Wert für das Neue Testament, für das Evangelium.

Wo man Gefahr läuft, das Geheimnis des Christentums nach fremdartigen menschlichen Gedanken zu verstehen, wo in der kirchlichen Lehre ungeprüft Reste von Gedankenbildungen stehen geblieben sind, die dem antiken Denken oder der griechischen Schulweisheit entstammen, — überall da giebt es keinen bessern Wegweiser als den wahren Sinn der alttestamentlichen Frömmigkeit, in der das Wesen der Offenbarungsreligion noch frei von solchen Elementen, einfach und unverkennbar vorliegt. In diesem Sinne ist kein Jota und Häkchen des Alten Testaments für die evangelische Kirche gleichgiltig. (D. Hermann Schultz in in dem 7. Heft zur Christlichen Welt: „Das Alte Testament und die evangelische Gemeinde.“)

Wenn die jüdische Religionserkenntnis mit Ernst auf das geschichtliche Verständnis des Alten Testaments eingeht, so werden Christentum und Judentum hier gemeinsamen Boden haben. Das geschichtliche Verständnis muß zu gleicher Auffassung der israelitischen Vergangenheit und zu unbefangner Würdigung des Evangeliums Jesu führen.

Das ist das Resultat der Schrift von Dr. Johannes Müller: die Judenfrage unsrer Zeit ist eine religiöse Frage. Nur auf diesem Boden kann sie vom christlichen Standpunkte aus ihre Lösung finden, sicherlich nicht durch antisemitische Agitation, die — man mag sagen, was man will — dem Geiste des Erlösers geradezu entgegenläuft. Sieht man auch von brutalen Gewaltthätigkeiten ab, ist es der Christenheit würdig, dem Volke, aus dem seine Religion, sein Heiland und die ersten Zeugen seines Evangeliums hervorgegangen sind, den Wohnsitz in ihren Grenzen und die bürgerlichen Rechte ihres Staatswesens zu verweigern? Unrecht und Verkehrtheiten müssen auf dem Boden des gemeinen Rechts bestraft, bekämpft und eingedämmt werden. Der Christenheit aber kommt es zu, der Zuversicht zu leben, daß die höchste, die ewige Wahrheit, die bisher einen Sieg nach dem andern in der Welt errungen hat, auch in dieses Volk zuletzt einziehen wird. Hält das Neue Testament diese Hoffnung fest, warum sollten die gegenwärtigen Christen diese Hoffnung aufgeben? Es läßt sich doch wahrlich auch nicht leugnen, daß die Christenheit selbst mit schuldig ist an dem gegenwärtigen Zustande. Durch ein dogmatisches Christentum, das sich geberdet, als seien die geschichtlich entstandnen und deshalb nur geschichtlich verständlichen Dogmen die absolute Wahrheit, wird dem jüdischen Volke das Streben verleidet, der innern Verwandtschaft zwischen Christentum und Judentum nachzuspüren. Indem die konfessionelle Anschauung für unfehlbar erklärt und auf das Kirchentum der größte Nachdruck gelegt wird, macht man die Verständigung mit dem Judentum unmöglich. Man darf nicht verlangen, daß der Jude, der aus den alttestamentlichen Wurzeln das Evangelium zu bezweifeln sucht, zwei Jahrtausende im Verständnis überspringe und eine Bekenntnisform annehme, die aus einer ihm fremden Entwicklung sich ergeben hat. Je mehr aber die heutige christliche Entwicklung dahin drängt, auf das Evangelium Jesu selbst zurückzugehen, diesem in seiner ursprünglichen Kraft und Wahrheit Raum zu geben und den relativen Wert dessen, was der geschichtlichen Ausprägung zugehört, anzuerkennen und vielem eine Ausprägung zu geben, die dem gegenwärtigen Denken konform ist, um so mehr wird auch die Hoffnung berechtigt sein, daß auf diesem Wege das heutige Judentum zu einer Annäherung an das Evangelium geführt werden kann. Nur so wird die Judenfrage allmählich zu ihrer Lösung gelangen. Tn

Statistik und kirchliches Leben

Es waren höchst lehrreiche und interessante statistische Tabellen über kirchliche Verhältnisse in der preußischen Landeskirche, die kürzlich durch Abdruck in der Chronik der christlichen Welt weitern Kreisen zugänglich gemacht worden sind. Da konnte man sowohl die Zahlen der im vergangnen Jahre innerhalb einer Provinz vorgefallnen kirchlichen Amtshandlungen, deren prozentuales Verhältnis zu den entsprechenden Vorgängen des bürgerlichen Lebens, als auch die Anzahl der kirchlichen Gebäude auf die Quadratmeile berechnet finden, die für die verschiednen Zwecke aufgebrachte Kollektensumme, Uebertritte von und zur katholischen Kirche, Zahl der Kommunikanten, Bewegungsziffer der Pfarrer und dergleichen mehr. Wie gesagt, das alles höchst interessante Zahlen, aber immerhin doch nur Zahlen, wohl geeignet, ferner Stehenden ein ungefähres Bild der Kirchlichkeit in den verschiednen Provinzen zu geben, aber kein lebendiges, kein ausgemaltes, kein durch verschiedne Farben plastisch vom gleichen Hintergrunde des bürgerlichen Lebens sich abhebendes, kein Spiegelbild des im Volke, in den Gemeinden vorhandnen religiösen Lebens, sondern nur ein Bild des in den Kirchenräumen sich abspielenden Lebens, und auch dieses nicht getreu, nicht völlig geeignet zu richtiger Würdigung des zu Grunde liegenden kirchlichen Lebens. Es ist das offizielle Kirchentum, das die Statistik uns vorführt, und dieses läßt sich allerdings durch ihre Tabellen genügend beurteilen.

Damit soll indessen in keiner Weise irgend ein Vorwurf gegen die Statistik gemacht werden, als übersehe sie manches oder wisse nicht alles zu würdigen. Im Gegenteil, ihre Leistungen auch auf kirchlichem Gebiet sind bewundernswert und verdienen alle Anerkennung; was nur irgendwie durch Zahlen erreichbar, meßbar und ausdrückbar ist, stellt sie dar; aber sie kann nicht über ihr Material hinaus, kann einzig mit diesem arbeiten, und dieses Material bilden starre Zahlen. Alle nicht in Zahlen darstellbaren Erscheinungen des Lebens sind ihr daher verschlossen, und einen Fehler begeht die Statistik erst, wenn sie jene ihren Tabellen gegenüber als gar nicht zu beachtende, in keiner Weise belangreiche hinstellt. Und doch haben die unmeßbaren Größen im Leben sehr häufig ein größeres Gewicht als die meßbaren, jene lassen oft diese erst richtig würdigen. Das gilt, wenn schon auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, soweit die Statistik es darzustellen sucht, so in noch weit höherm Grade für das kirchliche Leben. Im Vergleich zu dessen

Imponderabilien sagen hier die meßbaren Größen gar nichts, geben diese ein Bild, das kein Bild ist. Um nur bei dem in den Kirchenräumen sich abspiegelnden kirchlichen Leben zu bleiben, so sagt die Statistik wohl, wie groß die Kommunikantenzahl ist, sie weiß aber nicht, wie viel zu ihrer Höhe hergebrachte Sitte eines ein- oder mehrmaligen jährlichen Abendmahlsbesuches und wie viel Herzensbedürfnis und wirkliches Verständnis des Abendmahlgenusses beigetragen hat, jener freilich genügend für das offizielle Kirchentum, während doch für die Beurteilung der Intensität des Glaubens in einer Gegend lediglich dieses maßgebend sein kann. So giebt sie wohl die Summe der Kollektengelder, aber sie kennt darin nicht das Scherflein der Witwe und das Almosen des Reichen. Noch schlechter besteht die Statistik die Prüfung auf das in einer Gegend vorhandne religiöse Leben, sobald wir aus den Kirchenräumen hinaustreten. Hier finden wir nur Imponderabilien, die zu verstehen und aufzunehmen sie völlig außer stande ist. Aber gerade diese unwägbaren Größen sind es, die dem Beobachter erst das Urteil auf den Grad der vorhandnen Kirchlichkeit einer Stadt, eines Dorfes, eines Landstriches, einer Provinz lehren und zugleich die statistischen Tabellen recht zu gebrauchen anleiten.

Es ist eine überaus wichtige Frage: was ist an Religiosität, an kirchlichem Leben in den verschiednen Volksschichten vorhanden? Denn von der Art ihrer Beantwortung hängt die Arbeit der Zukunft ab, sie giebt die Fingerzeige, wohin der Lauf der Entwicklung zu richten ist, in der Kirche und Theologie stehen. Wollen wir eine Art von englischer Hochkirche in Preußen und andern deutschen Ländern herausbilden, so genügt allerdings die durch die statistischen Tabellen vermittelte Kenntnis des kirchlichen Lebens; ist es uns aber um die Gestaltung einer Volkskirche zu thun, d. h. einer Kirche, die, vom Volke getragen, Ausdruck des religiösen Bedürfnisses im Volke ist, so müssen wir Mittel und Wege suchen, dieses religiöse Bedürfnis in seinen mannichfachen Erscheinungen als Volkssitte, Glauben und Aberglauben wahrzunehmen, zu beschreiben, darzustellen.

Im Jahre 1888 hatte Schreiber dieses in seinem Buche über „Die innere Mission in Deutschland" bemerkt:

> Jede Provinz, jede Landschaft weist eigentümliche Züge auf, die zum Teil sich aus der engern Ortsgemeinschaft mit der katholischen Kirche, zum Teil aus harter Volkssitte gebildet haben. Wer Gelegenheit hat, viel zu reisen und sich um das ortsübliche Kirchenwesen in gottesdienstlicher Ordnung und Gebräuchen, an Festtagen und Werktagen in Glauben, Aberglauben und Unglauben, in Glanz und Einfalt zu kümmern, wird von vielen kirchlichen Zügen überrascht werden und fesselnde Einblicke in das Leben des Volkes nach seiner religiösen Seite hin thun. An keinen Gebräuchen und Sitten hält das Volk fester als an religiösen, selbst wenn die Religion nicht mehr lebendig ist. . . . Aufgabe der Kirchengeschichte wäre, das Zerstreute an Beobachtungen zu sammeln und als besondern Gegenstand eine vergleichende Kirchenkunde des Lebens in den einzelnen Landeskirchen zu bieten. Bisher beschränkte man sich meistenteils auf Kenntnis der Sekten, während man das eigentümliche Leben der Landeskirchen, wie es sich im Kultus und Volksleben darstellt, beiseite ließ.

Eine diesem völlig entsprechende Forderung stellte bereits in bestimmterer Fassung D. Rade im Jahre 1891 in seiner Schrift „Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal." Da heißt es im Nachwort, nachdem im Text der Wunsch nach einem Sammelwerk ausgesprochen ist, das die äußern und innern Zustände unsrer Landes- und Provinzialkirchen beschriebe:

> Es soll herausgegeben werden ein Sammelwerk von Darstellungen des gegenwärtigen Zustandes der sämtlichen evangelischen Landeskirchen Deutschlands. . . . Nach einer knappen Uebersicht über die geschichtliche Zusammensetzung und Entwicklung der Kirchen wäre ihr Zustand durch . . . eingehende statistische Feststellungen und sonstige Nachrichten über innerkirchliche, sittliche, soziale, rechtliche Verhältnisse zu beschreiben, dann in Längs- und Querschnitten, sowie allerlei Einzelbildern . . . zu bearbeiten. Das alles mit größter sachlicher Zuverlässigkeit, aber doch lebhaft und warm . . .

Es sind also mit einem Worte die Imponderabilien des kirchlichen und religiösen Lebens, die beide Forderungen fassen und sammeln möchten, um die trotz Sozialdemokratie und Kirchenleere, trotz äußerlicher Abkehr von der offiziellen Kirche und Abwendung von ihren Dogmen noch vorhandne Religiosität, die Durchtränkung der Volkssitte und Anschauung mit christlichen Vorstellungen, zugleich aber auch das an Kirchlichkeit und Glaubensvorstellung Vorhandne auf seine Echtheit, Tiefe und

Wirkung kennen zu lernen. So schrieb einst Riehl in gerechter Würdigung der statistisch nicht greifbaren Größen des sozialen Volkslebens eine bedeutsame „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik," so brauchen wir als Grundlage einer natürlichen, d. h. aus der Sachlage herauswachsenden und deshalb gesunden Kirchenpolitik eine Ethnographie unsers deutschen evangelischen Volkes.

Die Forderung ist freilich leichter ausgesprochen als erfüllt, für einen Einzelnen vielleicht sogar gänzlich außer dem Bereich der Möglichkeit, denn hier genügt es nicht, nach dem Beispiele Riehls den Wanderstab in die Hand zu nehmen und reisend zu beobachten; wer die Kirchlichkeit einer Stadt, einer Gegend kennen lernen will, muß vielmehr offnen Auges jahrelang darin geweilt haben, als Pfarrer sich nicht nur um das offizielle Kirchenwesen gekümmert, sondern auch das Volk in seinem Alltagsgewand, in seinen es bewegenden Interessen, in seinen Sitten und Unsitten beobachtet haben, und dann noch die Gabe besitzen, aus der Umhüllung den Kern loszuschälen und zu erfassen, wie dieses in vorzüglicher Weise jener thüringische Pfarrer in seinem Buche „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" gethan hat. Unzweifelhaft sind solche Beobachter in allen Gegenden Deutschlands vorhanden, es dürften nur wenige Pfarrer sein, die das Christentum ihrer Gemeinde lediglich nach dem Kirchenbesuch beurteilen, oder die den Grund mangelnden Kirchenbesuches nicht kennen sollten, die in den Sitten und Lebensgewohnheiten den Grad christlicher Erkenntnis nicht wahrnähmen und oft zur eignen Verwunderung eigentümliche Auswüchse des Glaubens in Aberglauben und Unglauben sähen. Vielleicht ist es möglich, solche Beobachtungen zu Gunsten einer ebenso notwendigen wie interessanten Ethnographie unsers Volkes nach seiner religiösen Seite hin nutzbar zu machen, und es dürften sich in allen Teilen Deutschlands Männer, vornehmlich Pfarrer finden, die das Geschick besitzen, in selbständigen Schilderungen die „Kirchlichkeit," die Sitten u. s. w. ihrer Gegend zu beschreiben oder auch nur ihre Beobachtungen als Bausteine dem Werke zur Verfügung zu stellen. Wer daher gewillt ist, sich an einem solchen, für das Leben unsrer Kirche und unsers Volkes wie für die Kirchengeschichte gleich bedeutungsvollen Werke thätig zu beteiligen, wolle sich mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift oder dem Schreiber dieses in Verbindung setzen, worauf ihm ein eingehenderer Plan über die einer Ausführung notwendigen Punkte mitgeteilt werden wird.

Ewald Schneider
Pfarrer zu Adersheim bei Immendorf (Braunschweig)

Donovan

Ein moderner Engländer

Ein neuerer englischer Roman von Edna Lyall verdient den Lesern der Christlichen Welt empfohlen zu werden. Es handelt sich um die religiöse Entwicklung eines gebildeten jungen Mannes unsrer Tage, der durch Christen vom Christentum abwendig gemacht, durch die Lehren der modernen Wissenschaft Atheist geworden, sich doch wieder zum Glauben hindurchringt, oder vielmehr den der Glaube als eine befreiende und beseligende Macht überwältigt. Ein ähnliches Problem, wie in Feuillets La Morte, die vor einigen Jahren in diesen Blättern besprochen wurde, hat hier die Verfasserin, wie wir durch die Inhaltsangabe zu zeigen hoffen, in vollkommnerer Weise gelöst, wenigstens für unser protestantisches Denken.

1

Fern von den in Indien lebenden Eltern verlebt Donovan Farrant seine erste Jugend unter der Obhut einer alten Haushälterin, Doery, einer ganz ungebildeten, mürrischen und gegen den Knaben stets harten Frau. Alle geistigen Regungen des begabten und lebendigen Knaben werden von ihr niedergehalten, seine Fragen schroff zurückgewiesen oder in der denkbar verkehrtesten Art beantwortet. So nach dem Begräbnis des Großvaters:

> Was ist denn Himmel?
> 's ist ein feiner Ort, wo die guten Leute hinkommen.

In Indien?
Bewahre! So ein dummer Junge! Nein oben ist es, im Himmel!
Was machen denn die Leute da?
Sitzen da, singen Lieder und sprechen Gebete.
Ach, so wie beim Begräbnis?
Hör einer den Jungen, weiß ichs denn! Brauchst dich aber nicht darüber aufzuregen, denn nur gute Kinder kommen dahin —
Ich will auch gar nicht dahin — ich mag das Stillsitzen nicht —

In seinem liebesuchenden Herzen zurückgestoßen von seiner Pflegerin und ihrem Himmel hegt er nun immermehr ein kindliches Ideal: seine ferne Mutter, von deren Rückkehr er alles Glück erhofft, das ihm fehlt. Die Mutter kommt — sein erstes Ideal ist hin. Sie bringt nichts von dem gehofften Glück, sie kennt nur eine Sorge, die für ihre eigne Person, und das fühlt der Knabe sofort bei der ersten Begegnung. Seine Jugend bleibt eine Leidenszeit, wenn sie ihm auch etwas erträglicher wird durch sein kleines, zartes Schwesterchen, sie ist ein fortgesetzter Kampf gegen seine Umgebung, nur daß sich aus dem frühern trotzigen und offnen Widerstreben gegen Doery der geheime, aber stets wachsende Widerwille gegen das Modekirchentum seiner Mutter und der Christen, die ihm nahetreten überhaupt, entwickelt. In der Schule ist er reservirt, ohne Freunde, den Lehrern gegenüber verschlossen. Was ihn ganz interessirt ist nur die Mathematik, mehr noch das Kartenspiel, das er auf eine merkwürdige Weise schon recht früh gelernt hat und das bald bei ihm zur Leidenschaft wird. Seine Schulzeit ist fast vorbei, als sie ein jähes Ende nimmt: Donovan hat mit andern Schülern Karten gespielt und alle Schuld auf sich genommen. Er wird relegirt, gerade als sein Vater aus Indien zurückkehrt.

In seinem Vater tritt ihm endlich wieder Liebe entgegen. Aber Oberst Farrant stirbt plötzlich auf ihrer gemeinschaftlichen Reise nach Hause in Porthkerran, einem kleinen Landorte in Cornwallis, nachdem er noch kurz vor seinem Tode Donovan an Stelle seines Weibes zum Haupterben eingesetzt hat. Der Arzt, Dr. Tremain, in dessen Hände der Sterbende das Testament gelegt hat (Donovan sollte nichts davon erfahren), und seine Gattin suchen sich liebevoll des verwaisten Jünglings anzunehmen, seine Mutter aber vergrößert durch ihre Vorwürfe nur den Schmerz und die Erbitterung Donovans. Sein ganzes Wesen möchte sich in einem Schrei über die Ungerechtigkeit der Welt Luft machen. „Warum, wenn er so gern Zärtlichkeit und Liebe zeigen wollte, wurde er kalt zurückgestoßen? Was war der Sinn all der Pein, die ihn von seiner ersten Kindheit an verfolgt hatte? Keine Antwort — alles scheint ihm hoffnungslose Wirrsal und alles Ungerechtigkeit."

Inzwischen hat die Todesnachricht auch Ellis Farrant, Donovans Vetter, erreicht. Den leichtlebigen, oberflächlichen, sonst äußerlich kirchlichen Mann trifft die Nachricht zunächst erschütternd, aber bald fällt ihm das wohlbekannte Testament des toten Obersten ein, durch das die immerhin noch junge und schöne Witwe Erbin des ganzen Besitzes wird. Doch alle seine weitreichenden Pläne stürzen gleich nach dem Begräbnis zusammen, als ihm Dr. Tremain das geänderte Testament, von ihm selbst und einer Magd unterzeichnet, überreicht. In aufwallender Leidenschaft vernichtet er, als ihn der Arzt verlassen hat, das Papier! Donovan ist nun auch um sein Erbe betrogen.

Das Krankenzimmer seiner kleinen Schwester Dot ist für Donovan nach seiner Rückkehr die einzige Stätte im Elternhause, wo ihn Liebe begrüßt. Sonst ist ihm der Aufenthalt kaum erträglich, und schon am ersten Abend treibt es ihn hinaus. Ziellos reitet er nach Greyshot, einer Nachbarstadt, und hört hier einen Vortrag des Atheistenpredigers Raeburn. Magisch gefesselt ist er sofort schon durch die Person des Redners, der allerdings auch ein Mann ist, Eindruck zu machen. Looke Raeburn hat für seine Ueberzeugung leiden müssen, ein tiefer Ernst durchdringt sein ganzes Wesen, eine wunderbare Gewalt über die Gemüter ist ihm eigen. Und nun erst der Inhalt seiner Rede! War doch für Donovan alles, was er hörte, nur eine Wiederholung des Schreis seiner Seele, alles nur Worte und bessere Argumente für Gedanken, die schon längst sich in seinem Innern geregt hatten. Bei Sternenschein reitet er zurück, Raeburns Rede, mehr noch seine Schlußansprache nach der wortreichen, heftigen und unlogischen Gegenrede eines Opponenten haben es erreicht, daß er als überzeugter Atheist und Verächter des Christentums nach Hause kommt.

Es handelt sich nun um seine Zukunft. Am liebsten würde er das liebeleere Haus der Mutter verlassen, in dem Ellis Farrant unter dem Scheine vormundschaftlicher Fürsorge viel verkehrt, aber eins hält ihn zurück, der Gedanke an die kleine Dot. Sie entbehrt durch ihr Leiden noch mehr als er, seine Besuche sind ihr höchstes Glück, und um ihr Freude zu machen, ist ihm kein Opfer zu groß. Die Musik und das Studium von Mills Logik füllen so seine nächste Zeit aus, während das Leben im Hause infolge der von der Mutter wiederaufgenommnen gesellschaftlichen Beziehungen immer unerträglicher wird.

Für sein ganzes Wesen ist das Selbstopfer, das er seiner immer elender werdenden Schwester bringt, nicht ohne Folgen. Das Verbissene, Selbstische, Schweigsame in seinem Wesen, die Beschäftigung mit allerhand abgelegnen Problemen verlassen ihn im Krankenzimmer; hier ist er ganz Hingebung, erzählt, liest vor und kann sogar lustig sein. Sein Glaube oder vielmehr Unglaube bleibt freilich derselbe, das Gefühl der überall herrschenden Ungerechtigkeit ist nicht schwächer geworden, aber in den zwei Jahren seit seines Vaters Tode ist er männlicher und ruhiger geworden. Sich selbst überlassen kann er allerdings seiner trüben Stimmung nicht Herr werden. Zuflucht vor ihr sucht er in häufigen Besuchen im Greyshoter Spielklub, in den ihn Ellis eingeführt hat. Im Frühling siedelt dann die Familie wieder nach der Stadt über, und hier wird Donovan zum erstenmale durch Adela, seine Cousine, auf das beängstigend bleiche und elende Aussehen seiner Schwester aufmerksam. Als ihr täglicher Genosse und Pfleger hatte er diesen Rückgang nicht bemerkt. Mit großer Unruhe erfüllt ihn diese Wahrnehmung. Sollte sie ihm etwa auch noch genommen werden? War doch das Schicksal grausam genug bisher gegen ihn gewesen! Gerade in diesen sorgenvollen Tagen giebt seine Mutter Ellis ihr Jawort. — —

In einem kleinen Seebade, wohin er seiner kranken Schwester als treuer Pfleger gefolgt ist, findet Donovan in einer Zeitung die Nachricht von der Vermählung seiner Mutter mit Ellis. So sehr ihn die Nachricht erregt, eine große Beruhigung seines wilden Grimms giebt ihm gerade jetzt seine aufopfernde Liebe, die allgemein bei den Badegästen eine sehr günstige Meinung über ihn hervorruft. Sein ständiges Fehlen in der Kirche und seine erstaunliche Gewandtheit im Billardspiel vermindern sie aber wieder. Den ihm einmal sehr freundlich nahegelegten Hinweis auf den Kirchenbesuch und die Sorge für seine Seele weist er kurz mit dem Hinweis auf seine Pflichten am Krankenstuhl zurück. Aber nun tritt Dot, die zwölfjährige Kranke, selbst in die Reihe der Fragenden. „Was ist denn unsre Seele?" Seine Erklärung: „ein andrer Name für Verstand," genügt ihm selbst nicht, er sucht sich zu helfen: „es ist der Teil des Körpers, mit dem ich dich liebe." Aber die immer genauer werdenden Fragen setzen ihn in große Verwirrung, und der Gedanke, daß der Tod nicht mehr fern sei, legt sich mit immer schwererer Gewißheit auf seine Seele. Elend und hoffnungslos liegt er eines Sonntags am Strande, fern von dem Fahrstuhl der Kranken, bei dem er mit seinen düstern Gedanken nicht mehr bleiben konnte. „Könnte er sich denn des Friedens halber dazu zwingen, zu glauben, was die Volksreligion lehrte?" Nein, keine Hoffnung! Da wird seine kummervolle Ruhe durch Stimmen in der Nähe unterbrochen, ein Strandprediger predigt im Freien zu einer kleinen Menge. Mit einer Art von Neugierde hört Donovan zu, unglücklicherweise zieht der Prediger gerade gegen eine andre kirchliche Richtung zu Felde. Das war ja nun wieder das Christentum, so wie es ihm immer erschienen war, einer den andern richtend und verdammend, der in Meinungen nicht ganz mit ihm übereinstimmte. Zornig wandte er sich ab, mit dem erneuten Vorsatz, so elend er sich fühlt, wenigstens ein ehrlicher Mann zu bleiben. Dot spricht nun auch zunächst nicht wieder über die Gedanken, die ihr junges Herz tief bewegen, denn sie merkt, wie peinvoll diese Gespräche für ihren Bruder sind. Nach der Rückkehr aus dem Seebade wird es aber anders. An Stelle Doerys, die den jetzt größer geführten Haushalt der Neuver-

mählten leitet, ist als Pflegerin Dots eine glücklicherweise besser unterrichtete und befähigte Frau, Phoebe, getreten, die nun bald der kleinen Kranken eine neue Welt eröffnet. Für Donovan ist ihr „schnelles und einfaches Aufnehmen so unbegreiflicher Lehren" ein Wunder. Bisher war er ihr einziger Lehrer und Beschützer, nun fühlt er, daß er ihr Herz nicht mehr ganz ausfüllt, daß eine wunderbare Liebe in ihr groß geworden, eine Liebe zu einem Wesen, an das man doch nicht glauben konnte. Diese innerliche Scheidung quält ihn mehr als all die Aergernisse im Hause seit dem Einzuge seines Stiefvaters, gegen den er einen tiefen Widerwillen hat. Da er aber sieht, wie glücklich seine Schwester in der „Illusion" ist, will er ihr gern die „Illusion" lassen, so schwer er an der Scheidung zu tragen hat.

Wenige Tage nach Weihnachten ist das Haus voller Gäste. Es soll getanzt werden. Donovan aber erscheint nicht, denn mit Dot geht es plötzlich sehr zum Schlechtern. In später Stunde reitet er noch zum Arzt, denn einen Diener kann er nicht bekommen. Der Arzt giebt die Kranke auf und sagt ihren baldigen Tod voraus. Donovan ist zunächst der einzige Ruhige und Besonnene, er läßt die Tanzmusik schweigen und spricht liebevolle Worte zu seiner Mutter, die den Anblick der schwer Leidenden nicht ertragen kann. Der Todeskampf wird immer heftiger, sodaß auch Donovan den Anblick nicht ertragen kann und auf kurze Zeit das Zimmer verläßt, um aus einem offnen Fenster in die dunkle Nacht hinein zu der unbekannten Macht, zu dem Gott, an den er doch nicht glaubt, einen leidenschaftlichen Schrei emporzusenden, ein Gebet um baldige Erlösung der Sterbenden. Und sie stirbt auch bald in seinen Armen. — Adela kommt noch in später Nacht, ihn zu trösten, kann aber vor Weinen nicht sprechen, sodaß er sie trösten muß; freilich sein Trost ist der Friede des Nichts. — In voller Verzweiflung verläßt er den Kirchhof, mit Selbstmordgedanken im Herzen, die er aber nicht ausführen kann, da seine erschöpfte Kraft zusammenbricht. Niemand hat dem „Atheisten" am Grabe seine Teilnahme gezeigt. „Atheisten sind stets gefühllos," hörte er sogar eine Simme in der Menge flüstern, als er die unvollendete Zeremonie verläßt. Niemand ist nun bei dem Zusammengebrochnen als allein sein treuer Hund Waif, einst sein Geschenk an Dot, der nun sein bester Begleiter in dem jetzt folgenden trübsten Teile seines Lebens wird.

Ein Vierteljahr nach Dots Tode ist Donovan mündig, und als er seinem Stiefvater von seinen neuen Lebensplänen spricht, eröffnet der ihm, daß er besitzlos sei, und weist ihn schließlich aus dem Hause. In London findet Donovan bei den Freunden seines Vaters nicht die gehoffte Unterstützung. Wieder kommen ihm Gedanken, sich in den Frieden des Nichts zu stürzen, doch der Gedanke an seinen Vater und das natürliche Zurückbeben vor solchem Ende hindern ihn, die letzte Konsequenz seiner Weltanschauung zu ziehen. Die ersten freundlichen Worte hört er auf der Straße von einem, mit dem er auf seiner letzten Eisenbahnfahrt gespielt hat — und nun gerät er in die Gesellschaft zweier Professionsspieler, die ihn als Lockvogel benutzen. Es sind keineswegs grundschlechte Charaktere, dieser alte Kapitän Frewin und sein Sohn Noir. Besonders dieser hat anfangs die Sympathie Donovans, weil er auch ein Unglücklicher ist, der durch eine große Ungerechtigkeit um sein Lebensglück gebracht ist. Noir war Falschspieler gewissermaßen mit Idee geworden: er wollte sich durch Unrecht an der Welt rächen für das von ihr erlittene Unrecht. Donovan wird nun Helfershelfer dieser Leute und teilt ihre Wohnung. Einen wirklichen Gewinn von seiner Genossenschaft hat nur der alte Kapitän, der nun nicht mehr an den Beutezügen teilzunehmen braucht und noch dazu von Donovan mit Respekt behandelt wird, was ihm seit lange von niemandem begegnet ist. Und für Donovan, der sich nach all den für ihn reizvollen Aufregungen der Spielabende immer wieder tief unglücklich fühlt, ist es auch ein Glück, daß er in dem Alten wieder ein hilfsbedürftiges Wesen gefunden hat, das er protegiren kann. Düster und freudlos geht sonst das Leben, das aus nächtlichen Beutezügen und Tagesmüdigkeit besteht, dahin. Nur zwei Tage in dieser Zeit sind durch zufällige Begegnungen mit Gladys Tremain erhellt, die er in Porthkerran schon einmal flüchtig

sah. Ihr Wesen öffnet ihm plötzlich wieder auf kurze Zeit den Blick in eine reine und helle Welt. Körperlich geht es inzwischen mit seiner Gesundheit abwärts. Als noch eine große seelische Aufregung dazu kommt — an den Anschlagssäulen findet er eine obrigkeitliche Warnung vor „Spielern in guter Kleidung" — überwältigt ihn der Jammer seines Daseins. Es ist gerade Dots Todestag, als man ihn krank aus dem Spielhause in die Wohnung bringt, wo er nun an einer schweren Lungenentzündung darniederliegt.

Die Krankheit bringt ihn dem Tode nahe. Noch einmal wünscht er seine Mutter zu sehen und bittet sie brieflich um einen Besuch. Ellis fängt den Brief auf; doch da sein Gewissen ihm keine Ruhe läßt, schickt er Doery als Pflegerin ab. Donovan bringt die Zeit der Krankheit einen doppelten Gewinn: erstens faßt er den Vorsatz, nicht wieder seine Hilfe zum Falschspielen zu bieten. Und dann liest er eines Sonntags, als Doery in der Kirche ist, in ihrer Bibel das Evangelium nach Matthäus und ist erstaunt über das Bild von der Person Jesu, das ihm da entgegentritt. Er legt das Buch bewegt nieder. Allerdings an eine Aenderung seiner Anschauungen über religiöse Dinge denkt er nicht, aber mit einer großen Bewunderung hat ihn diese opfervolle, entsagungsreiche Laufbahn erfüllt. Eins ist ihm klar, es ist doch etwas andres um Christus, als um das, was sich die Christenheit von heute nennt. Deren ganzer Bau scheint ihm „hohl und falsch, ein großes Bekenntnis und eine so schäbige Bethätigung, ein Gemisch von Selbstsucht, Heuchelei und Aberglauben." Wie groß dagegen das Leben Christi! Das nächste Buch, das er allerdings bestellt, ist — Renans Leben Jesu.

Als er wieder das Bett verlassen darf, schlagen seine Genossen, denen der Boden in London nicht mehr recht geheuer ist, eine Reise nach Monaco vor, und er geht darauf ein: des Spielens halber will er ja überhaupt nicht mit, und dann hat er ja auch nicht dem rechten, ehrlichen Spiel entsagt. Von Monaco, wo ihm wieder das Christentum in der heidnischen Form eines katholischen Volksfestes abstoßend entgegentritt, geht es nach Paris, und hier tritt erst die volle Abwendung von seinem bisherigen Leben ein. Er wird durch sein geniales Spiel über Nacht ein reicher Mann und findet sich eines Morgens als Herr eines bedeutenden Vermögens, muß aber zu seinem Entsetzen hören, daß sein ruinirter Gegner seine Gattin verlassen und wahrscheinlich durch Selbstmord geendet habe. Nach langen Stunden qualvollen Suchens findet er endlich eine Spur des Vermißten und sichere Zeichen, daß er noch lebe. Und nun verzichtet er auf seinen Gewinn; im Herzen aber hat er in den Stunden des Jammers einen größern Verzicht gethan, den auf das Kartenspiel überhaupt. Vergeblich zitirt sein jüngerer Genosse Renans Worte, daß die meisten schönen Handlungen das Produkt eines Fieberzustandes seien — Donovan sagt beiden Lebewohl und sucht nun ehrliche Arbeit. Aber wie schwer wird ihm das bei seiner Offenheit über seine Vergangenheit! Und dann immer wieder die Versuchung zum Spiel! Er meldet sich zu einer Sekretärstelle an einem Institut in Exeter. Doch die erste Frage ist die nach seinem religiösen Bekenntnis, denn das Institut ist eine „Stiftung christlicher Liebe." Donovan gesteht offen, daß er Atheist sei, er sei aber in großer Not, und die mechanische Arbeit des Schreibens stünde doch mit seinen Anschauungen in keinem Zusammenhange. Er wird daraufhin mit einem Bibelspruch abgewiesen. Mit neuer Erbitterung über das Christentum der Gegenwart und mit dem festen Entschluß, sich nicht zu beugen, geht Donovan davon. Seine Geldmittel sind nun wieder völlig erschöpft, er muß versuchen, zu Fuß nach Liverpool zu kommen. In Plymouth sucht er vergeblich seine letzte Zuflucht bei einem Bankier, der mit seinem Vater gut bekannt war. Er muß im Freien übernachten, aber trotz seiner Enttäuschungen und seines Hungers schläft er besser wie damals vor vier Jahren, als er mit seinem Vater in derselben Stadt war. Am nächsten Morgen erwacht er mit einem Namen in seiner Seele — Porthkerran! Er denkt an die freundliche Familie des Dr. Tremain, und dieser Gedanke ist ihm wie ein Lichtstrahl in seiner Dunkelheit. Sein Stolz, der ihm nicht erlaubte, des Bankiers Almosen anzunehmen, hindert

ihn nicht, so wie er ist, sich aufzumachen und Dr. Tremain in Porthkerran aufzusuchen. Er trifft ihn mit seiner Tochter Gladys im Wagen auf der Landstraße nahe vor dem Orte; todmüde zwar, durchnäßt und halbverhungert thut er Gladys noch einen Ritterdienst, bei dem er verunglückt. Als barmherziger Samariter nimmt ihn Dr. Tremain mit sich in sein Haus und bietet ihm, was er so lange nicht gehabt hat, ein Heim, was er nie gehabt, ein christliches Heim.

Ke

Verschiedenes

(Der Hirtenbrief der drei Kasseler Generalsuperintendenten) ist das jüngste Ereignis im innerkirchlichen Streit.*) Er bezeichnet mit Namen zwei Professoren der Marburger theologischen Fakultät als solche, deren Theologie keiner, der das Pfarramt begehrt, annehmen könne, ohne sich damit für den Dienst in der hessischen Landeskirche unmöglich zu machen. Es scheint uns für eine den Angriffen befreundete Presse das Richtige, ihr Wort zurückzuhalten, bis diese Männer selbst gethan haben, was sie ihrer Verantwortung schuldig zu sein meinen. Daß die Herren Generalsuperintendenten mit diesem Erlaß die Befugnisse ihres Amts überschritten haben, ist uns unzweifelhaft. Aber auf eine kirchenrechtliche Austragung der Sache verzichten wir unsrerseits für alle Fälle. Viel mehr bewegt uns dies: das Dokument beweist wieder, wie es das innerste Lebensinteresse des evangelischen Glaubens ist, um das heute gerungen wird. Unsre Position wäre eine schlechte, wenn wir nicht eben diesem Hirtenbrief gegenüber in der heiligen Ueberzeugung uns gestärkt sähen, daß es unsre hohe Aufgabe ist, diesen lebendigen evangelischen Glauben in seinem Recht und Wesen gegen jede, auch die wohlgemeinteste Verkümmerung zu vertreten. Nicht nur den Theologen zu lieb, sondern zum Besten der Gemeinde. R

(Der Blutaberglaube) in der Menschheit, Blutmorde und Blutritus. Zugleich eine Antwort auf die Herausforderung des Osservatore Cattolico. Von Hermann L. Strack. Vierte, neu bearbeitete Auflage. München, C. H. Beck, 1892. 2 Mark.

Eine solche Schrift sollte eigentlich überflüssig sein, und doch ist sie wie wenige einem praktischen Bedürfnis erwachsen und gemeint, praktischen Zwecken zu dienen. Der Anlaß ihres ersten Erscheinens war die Ermordung eines vermeintlich christlichen Mädchens in Korfu im April 1891; die jetzige vierte Ausgabe wurde nötig durch die an den „Buschoff-Prozeß“ in diesem Sommer sich knüpfende Beunruhigung weiter Kreise, die in der Ermordung des Knaben von Xanten (im Mai 1891) einen neuen Beweis für die Existenz eines jüdischen Blutritus erblickten. Der durch seine frühern, von Delitzsch widerlegten „Blutbeweise“ bekannte Prager Professor Rohling bekräftigte aufs neue alles, was er früher geschrieben hatte, und führte neues Material ins Feld. Die antisemitische Zeitungspresse legte besondern Nachdruck auf die lange Reihe historischer Thatsachen, durch die das Vorhandensein eines jüdischen rituellen Blutgebrauchs erhärtet würde. Die öffentliche Meinung neigte zu der Annahme, daß zwar die Behauptung eines dem Judentum eignen Blutritus sicherlich übertrieben sei, daß aber doch das Vorhandensein eines bei den Juden fortwuchernden Aberglaubens dieser Art vielleicht nicht werde abgewiesen werden können. Im übrigen wünschte man mit dieser ganzen, schwer zu beantwortenden Frage sich lieber nicht zu befassen.

Unter diesen Umständen ist es höchst dankenswert, daß Professor Strack seine frühern in dieser Richtung begonnenen eindringenden und vorurteilsfreien Studien wieder aufgenommen hat und sich die Mühe nicht hat verdrießen lassen, das meist recht unerquickliche Material für die Kenntnis des Blutaberglaubens noch bedeutend zu erweitern und die ausnahmslos nach Form und Inhalt überaus nachlässig gearbeiteten Auseinandersetzungen der Antisemiten einer sorgsamen Untersuchung zu unterziehen. Das in der ersten Auflage gewonnene Resultat ist dadurch aufs neue überzeugend bestätigt worden. An das Blut geknüpfter Aberglaube ist bei vielen Völkern und auch in Deutschland weit verbreitet, auch bei den Juden finden sich Spuren davon, doch nicht allzu zahlreiche, da das jüdische Recht in Bezug auf Blutgenuß und die Verwendung von Leichenteilen hindernd im Wege stand. Die lange Reihe der vermeintlich historisch bewiesenen rituellen Morde in den antisemitischen Zeitungen erweist sich als ein kritiklos zusammengestelltes Machwerk, wobei die geschichtliche Beglaubigung der Mordthaten selbst wie ihres rituellen Charakters einer genügenden Untersuchung nicht unterzogen wurde. Natürlich bietet die jüdische Geschichte und Litteratur wie jede andre ihre exegetischen und historischen Probleme, und gar manches könnte Gegenstand der wissenschaftlichen Verhandlung zwischen Fachmännern sein. Das Traurige ist nur, daß unter den Antisemiten, die ja ein besondres Interesse an der Erforschung dieser Dinge nehmen, noch kein einziger aufgetreten ist, dem man das Prädikat eines auf diesem Gebiet irgendwie geschulten Fachmanns geben könnte. Die jüdische Geschichte hat ihre Schattenseiten, die ganze Richtung, in der der jüdische Geist sich seit zweitausend Jahren bewegt, ist eine verkehrte, und das rabbinische Recht, das ein Produkt dieses Geistes ist, hat unzweifelhaft selbst wieder mannichfache schädigende Wirkungen ausgeübt. Aber es wäre doch besser, wenn praktische Politiker die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Judentums Männern überlassen wollten, die in der Lage sind, sie wirklich zu studiren. Die nachweisbaren Erfahrungsthatsachen der Gegenwart bieten dem, dem seines Volkes Wohl am Herzen liegt, genügenden Stoff für die Beobachtung und reichlichen Anlaß zu sachgemäßem praktischem Eingreifen.

*) Vollständig abgedruckt in Nr. 16 der Chronik.

In Bezug auf die von den Antisemiten gegen die jüdische Vergangenheit erhobene eigentümliche Anklage wird Stracks Schrift ohne Zweifel auf jeden nüchtern denkenden Leser beruhigend wirken. Beunruhigend ist sie freilich in andrer Richtung, insofern sie den Blick in entsetzliche Tiefen des Volksaberglaubens öffnet, wo man hätte glauben sollen, daß sie in unserm Jahrhundert undenkbar seien. Das Wort „Aufklärung“ hat jetzt einen schlechten Klang. Aber hier wird man veranlaßt zu wünschen, daß ein wenig von der Neigung des alten Rationalismus, sich mit den natürlichen Lebensverhältnissen des Volks „aufklärend“ zu befassen, noch jetzt bei vielen Geistlichen und Laien zu finden wäre. Da ist noch viel zu thun, und die Sache echten evangelischen Glaubens würde dabei nur gewinnen. D

(Bibelkenntnis eines Abreißkalenders) 6. Januar: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Friedrich Großherzog von Baden.“ 7. Januar: „Behalte[l], was du hast. Sprichwort.“ — Ein vielversprechender Jahresanfang! R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 17 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Dringende Bitte

Ein mir persönlich bekannter Student der Theologie, Sohn eines verdienten Mannes, infolge von Ueberarbeitung schwer nervenleidend, doch wohl heilbar, bedarf zur Durchführung ärztlich gebotener Erholung einer ausgiebigen Unterstützung. 500 Mark möchten baldigst zur Verfügung stehn.

Ich bitte unsre vermögenden Freunde herzlich, mir für den jungen Mann einige größere Geschenke zuzuweisen.

Frankfurt a. M., 16. April 1893. Pfarrer Rade

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum“** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Zu verkaufen ein **Oelgemälde (Kopie)**

Feuerbachs Pietà

(Grablegung)

in Goldrahmen. Größe 150 cm: 95 cm. Näheres bei

Otto Meißner
Hamburg, Hermannstraße 44.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Judenchristentum

in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus

von

einem christlichen Theologen

Broschirt 2 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 18 Leipzig, den 27. April **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Unter dem Sternenhimmel — Das Reich Gottes in der Lehre Jesu: 4 — Noch einmal Ignaz von Döllinger: 1 — Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule: 2. Der Moralunterricht im französischen Normallehrplan — Ibsens Pastoren: 3. Stützen der Gesellschaft; 4. Komödie der Liebe — Donovan. Ein moderner Engländer: 2. 3 (Schluß) — Verschiedenes: Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier; Gütersloher Jahrbuch — Quittung — Anzeigen

Unter dem Sternenhimmel

Wenn ich Deinen Himmel anschaue, Deiner Finger Werk,
den Mond und die Sterne, die Du befestigt hast:
Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest,
das Menschenkind, daß Du Dich seiner annimmst!
Ps. 8, 4 f.

Wer des Nachts hinaustritt unter den Himmel, im Anblick der leuchtenden Gestirne allein mit seinem Gott, der hat Ort und Stunde gefunden, da es sich gut nachsinnen läßt über Gott und Welt und Mensch. Der Tag ist versunken mit seinem zerstreuenden Lärm; da kann der Geist die Alltagsgedanken abwerfen und sich in das Ewige tauchen; da mag das Ohr in der Stille der Nacht auf die wortlose Sprache der Gestirne dort oben lauschen.

Wie unendlich ist die Welt! Aus unermeßlichen Fernen leuchten die Sterne herüber; die gewaltigen Körper erscheinen als ein Punkt. Wie klein ist die Erde in diesem unendlichen Raume! Was ist der Mensch! Ein Infusorientierchen ist er, auf dieses Stäubchen gebannt, das durch das Weltall wirbelt.

Wie ewig ist die Welt! Die Sterne dort oben leuchteten schon viel tausend Geschlechtern vor uns, sie werden noch leuchten, wenn all unsre Freude und unser Schmerz samt uns vergessen ist.

Wie geheimnisvoll ist die Welt! So viel Sterne am Himmel, so viel Rätsel; quälende Rätsel dem menschlichen Geiste, dem der Trieb des Forschens eingeboren ist, und der doch nach geringen Versuchen, das All kühn zu durchfliegen, hoffnungslos den Flügel sinken läßt. Der vergeblich fragende Blick des Menschen nach den Sternen ist eine schwermütige Allegorie auf menschliches Erkennen überhaupt. Wenig ist, was wir wissen, und unendlich viel, was wir nicht wissen und niemals wissen werden.

Wie herrlich ist die Welt! Der wundervolle Anblick des Sternenhimmels entzückt das schauende Auge und giebt dem sinnenden Geiste Schwingen. Denn dort oben ahnen wir Harmonie und Gesetz. Die alte Welt hat von der wunderbaren Harmonie der im Kreisen tönenden Himmelskörper gesprochen. Wir sind überzeugt, daß, was wir hier unten im Kleinen wahrnehmen, dort oben im Großen sein wird: überall rastlose Bewegung, aber in aller Bewegung die dauernde Regel, das ruhende Gesetz. — Dort ahnt der Geist wundervolle Harmonie; dies Leben der Menschen aber auf Erden, wie viel Streit und Mißklang, Mißklang und Sünde auch in der eigenen Brust.

Wie gewaltig und herrlich ist Gott, der diesen Himmel geschaffen und die Sterne daran befestigt hat! Denn alle diese Unendlichkeit und Schönheit ist doch nur ein schwacher Abglanz des letzten unergründlichen Wesens, das in alle diesem wirkt und webt. Wer bist du, mein Gott, und wer bin ich! Du bist unendlich, ich wie klein! Du bist ewig, und ich vergehe. Du bist mir unbegreiflich höher, als der Himmel von der Erde. Du bist voller heiliger Harmonie, und ich voller Sünde. Was ist der Mensch vor Dir!

Und doch bist Du mir nahe. Doch hast Du das Menschengeschlecht gesegnet mehr als alle Kreatur auf Erden, auch als die seelenlosen Körper dort oben. Sie alle folgen den Gesetzen, die Du ihnen eingepflanzt hast; ich aber darf die Notwendigkeit unsers Daseins empfinden und bejahen; ich darf Deinen guten und gnädigen Willen lieben. Ich darf Dein geheimnisvolles Wesen und die Ziele, die Du mit uns vorhast, von ferne ahnen. — Denn Du hast nicht verschmäht, unser zu gedenken. Du bist uns nahe gekommen in der Geschichte unsers Geschlechtes und hast Dich in Menschengestalt offenbart.

Vergiß nicht, mein Herz, am Tage, was dich die Sterne der Nacht gelehrt. Höre nicht auf, die Nichtigkeit des Menschlichen zu empfinden, deinen Gott im Staube anzubeten und zugleich sein gnädiges Herabneigen zu unserm Geschlechte zu preisen.

Gkl

Das Reich Gottes in der Lehre Jesu

4

Hat Jesus mit einem zusammenfassenden Ausdrucke den idealen Zustand der Gotteskindschaft bezeichnet, in dem er selbst während seines irdischen Lebens stand, und den er ebenso bei seinen Jüngern schon in der Gegenwart vor Eintritt des dereinstigen Vollendungszustandes herzustellen suchte?

Bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls hat er den Ausdruck „der neue Bund“ (Luther übersetzt: das neue Testament) gebraucht, um die eigentümliche neue Art der Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen zu bezeichnen, deren Stifter er selbst war (Mark. 14, 24; 1. Kor. 11, 25). Er knüpfte mit diesem Ausdruck an die Verheißung des Jeremia (31, 31 ff.) an, daß Gott in der Endzeit mit seinem Volke einen neuen Bund machen wolle, nicht wie der auf dem Sinai geschlossene, von den Israeliten nicht gehaltene Bund gewesen sei, sondern einen Bund, wo Gott sein Gesetz in ihr Herz und ihren Sinn schreibe und sie sein Volk seien und er ihr Gott. Jesus urteilte, daß die Erfüllung dieser Verheißung durch seine Wirksamkeit auf Erden hergestellt sei und jetzt durch seinen bevorstehenden Tod nicht wieder zerstört, sondern vielmehr erst vollends zu festem Bestande gebracht werde. Wie nun einst Mose nach Empfang und Verkündigung des Gesetzes am Sinai ein Brand- und Dankopfer dargebracht hatte, um die Abschließung des Gesetzbundes zwischen Gott und dem Volke feierlich zu besiegeln (2. Mos. 24, 1 ff.), so bezeichnete Jesus seinen Tod als ein Opfer an Gott zur Besieglung des von ihm verkündigten und aufgerichteten neuen Bundes. Obgleich Jeremia die Aufrichtung des neuen Bundes nicht als dem wunderbar herzustellenden Heilszustande der Endzeit vorangehend, sondern als in eben diesem endlichen Heilszustande sich verwirklichend verheißen hatte, meinte Jesus doch nicht, daß die Erfüllung dieser Verheißung erst in dem mit seiner Wiederkunft anbrechenden zukünftigen Heilszustande eintreten werde, sondern daß sie schon jetzt in der Gegenwart durch sein irdisches Verkündigungswirken

und durch seinen Tod für seine Jüngergemeinde hergestellt sei. Mit demselben Rechte und in demselben Sinne aber konnte er auch urteilen, daß durch sein irdisches Berufswirken schon in der Gegenwart das „Reich Gottes" zu einer anfänglichen Verwirklichung geführt sei, trotzdem nach der alttestamentlich-jüdischen Vorstellung dieses Reich erst bei der völligen Neuordnung aller Dinge durch das wunderbare Eingreifen Gottes und das Gericht über die Völker hergestellt werden sollte.

Denn so ist es in der That. Den früher angeführten Aussprüchen, in denen der Begriff des Reiches Gottes offenbar eine Bezeichnung des zukünftigen, mit der dereinstigen Wiederkunft Christi eintretenden Heilszustandes ist, stehen andre Aussprüche zur Seite, in denen ebenso deutlich dieser Begriff des Reiches Gottes einen Zustand bedeutet, der schon während des gegenwärtigen irdischen Lebens Jesu selbst und seiner Jünger vorhanden ist. Die Versuche, diesen Sinn wegzudeuten, können nur dem einleuchten, der schon im voraus sicher weiß, das Reich Gottes könne im Munde Jesu nie einen schon gegenwärtig auf Erden verwirklichten Zustand bedeutet haben; sie müssen aber allen denen als unzureichend erscheinen, die erst aus einer Untersuchung der Worte Jesu selbst lernen wollen, in welcher — sei es einfachen, sei es mannigfaltigen — Bedeutung Jesus diesen Begriff gebraucht hat.

Er hat das Reich Gottes dem Senfkorn und dem Sauerteig verglichen (Mark. 4, 30—32; Luk. 13, 18—21). Das Reich Gottes im zukünftigen, mit der Widerkunft Christi anbrechenden Aeon wird nicht erst von kleinem Anfange aus, allmählich alle Hindernisse überwindend, seine Größe und seine einwirkende Kraft zur Entfaltung bringen, sondern wird infolge des großen Gerichtes Gottes, das alle widergöttlichen Elemente beseitigt und die Frommen zum ewigen Heilsgenusse bringt, in vollendeter Macht und Herrlichkeit bestehen. Die senfkorn- und sauerteigartige Entwicklung des Reiches Gottes muß der irdischen Gegenwart angehören, wo es inmitten fremder Mächte und Gemeinschaften steht, aber allmählich wachsend sie überflügelt und durchdringt. Ist es nicht eine recht unbefriedigende Verlegenheitsauskunft, wenn man, um diesen Gedanken zu vermeiden, erklären muß, nur in ungenauer Ausdrucksweise sei das Reich Gottes selbst dem Senfkorn und dem Sauerteig verglichen; eigentlich gemeint sei das Wort, die Predigt des Evangeliums? Ja, allerdings beginnt die Gleichnisrede, an deren Schluß Markus das Senfkorngleichnis mitteilt, mit dem Gleichnis vom Säemann (4, 3ff.), in dem Jesus zeigt, wie das gepredigte Wort je nach der Unempfänglichkeit oder Empfänglichkeit der Menschen, die es trifft, keinen oder bloß vorübergehenden oder reichen und reichsten Erfolg hat. Aber dann ist in den weitern Sprüchen Mark. 4, 21—25 hervorgehoben, daß der Zweck der Predigt doch nicht ist, verborgen und unwirksam zu bleiben, auch wenn sie zunächst in der Verborgenheit geschieht, sondern vielmehr freie Wirksamkeit und guten Erfolg bei den Empfänglichen zu finden. Und hierauf spricht Jesus in dem Gleichnis von dem Samen, der ohne Zuthun und Wissen des Menschen wächst und zur fruchtbringenden Aehre heranreift (V. 26—29), und endlich in dem Gleichnis vom Senfkorn (V. 30—32) seine Zuversicht aus, daß die Predigt vom Reiche Gottes ihren bezweckten Erfolg allmählich, aber sicher finden wird, und daß dieser Erfolg ein so großer sein wird, wie man ihn nach dem unscheinbar kleinen Anfange nimmer erwarten würde. Eben dieser Erfolg der Predigt vom Reiche Gottes aber ist nach der Vorstellung Jesu der Bestand des Reiches Gottes selbst, der sich allmählich auf Erden aus kleinstem Anfange heraus entwickelt. So erscheint es also gerade, wenn man den Gedankenzusammenhang mit dem Säemannsgleichnis in Betracht zieht, nicht als ungenau und unverständlich, sondern als durchaus klar, daß nicht das Wort vom Reiche Gottes, sondern das Reich Gottes selbst dem Senfkorn verglichen wird.

Ferner hat Jesus, als er über Johannes den Täufer urteilte und ihn als den vom Propheten verheißenen Elia bezeichnete (Matth. 11, 10. 14), das Wort gesprochen: „Von den Tagen Johannes des Täufers bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt thun, die reißen es an sich" (V. 12). Merkwürdig sind die starken Ausdrücke des Gewaltthuns und

der gewaltsamen Besitzergreifung. Aber dürfen wir aus ihnen schließen, daß Jesus in tadelndem Sinne von denen spreche, „in denen die Täuferpredigt eine leidenschaftliche Agitation entfesselt hat," die „mit Gewalt erzwingen wollen, was sie abwarten sollten"? Wenn Jesus derartige verkehrte Bestrebungen — von denen wir übrigens sonst keine Spur haben — hätte tadeln wollen, hätte er doch wohl sagen müssen, daß man bei solchem gewaltsamen, leidenschaftlichen Versuchen und Streben, das Reich Gottes zu erreichen, es doch nicht wirklich in seine Gewalt und seinen Besitz zu bringen vermöge. Allein von vergeblichem Bemühen steht in den Worten nichts; vielmehr spricht Jesus recht deutlich aus, daß diejenigen, die gewaltsam zupacken, auch den Erfolg haben, das Reich Gottes wirklich als Beute davonzutragen. Nun ist doch selbstverständlich im Sinne Jesu die Möglichkeit ganz ausgeschlossen, daß es einem glücken könne, auf unrechtmäßigem Wege wider den Willen Gottes das Reich Gottes zu erlangen. So kann Jesus also mit dem bildlichen Ausdrucke des gewaltsamen Zupackens nach einer Beute nicht die unrechtmäßige Erwerbsweise, sondern nur das energische Zugreifen nach einem wertvollen Gute haben bezeichnen wollen, — ebenso wie er z. B. Luk. 14, 26 mit dem Begriffe des Hassens nicht die unsittliche feindselige Gesinnung, sondern nur die völlige innerliche Trennung stark bezeichnet. In engstem Gedankenzusammenhange damit, daß er den Täufer als den Elia hinstellt, der der Aufrichtung des Gottesreiches unmittelbar vorangehen soll, redet Jesus davon, daß die Zeit der prophetischen Vorherverkündigung bis zum Täufer gereicht hat (Matth. 11, 13); von da an aber gelte es nun nicht mehr die zukünftige Verwirklichung des Gottesreiches vorauszusagen und abzuwarten, sondern energisch zuzupacken, um eignen Anteil an dem Reiche Gottes zu gewinnen. Was Jesus bei diesen Worten voraussetzt und in ihnen selbst ausspricht, ist offenbar, daß das Reich Gottes nicht mehr so, wie bis auf Johannes den Täufer, etwas bloß Zukünftiges ist, sondern etwas schon Gegenwärtiges geworden ist, und daß die Teilnahme an diesem verwirklichten Reiche Gottes jetzt nicht denen zufällt, die es weiterhin noch müßig abwarten wollen, auch nicht denen, die sich dieses Gut mit vorangehenden eignen Verdiensten rechtlich erwerben wollen, sondern nur denen, die vertrauensvoll nach dem von Gott dargebotenen Heil zugreifen und sich entschlossen auf den Boden des Reiches Gottes stellen.

Desgleichen hat Jesus zu den pharisäischen Schriftgelehrten, die seine Bekämpfung der Dämonen als ein selbst dämonisches, ins Reich des Satans gehöriges Wirken lästerten, während sie doch aus seiner Ueberwindung der Dämonen auf sein höheres Vermögen hätten schließen müssen, das Wort geredet: „So ich die Teufel durch den Geist Gottes (Luk. 11, 20 heißt es: »durch Gottes Finger,« d. h. durch Gottes Macht) austreibe, so ist je (d. h. schon) das Reich Gottes zu euch gekommen" (Matth. 12, 28). Und den Pharisäern, die ihn fragten, wann in der Zukunft das Reich Gottes kommen werde, hat er geantwortet: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden (genau übersetzt: »nicht mit Beobachtung,« d. i. »nicht in zu beobachtender Weise«, also dem Sinne nach: »nicht ostentativ, mit Gepränge«); man wird auch nicht sagen: siehe hier oder da ist es; denn siehe, das Reich Gottes ist inmitten eurer" (Luk. 17, 20f.). Luther hat diese letzten Worte unrichtig übersetzt: „das Reich Gottes ist inwendig in euch." Denn Jesus hat nicht jenen fragenden Pharisäern zuerkannt, daß in ihrem eignen Innern das Reich Gottes schon eine Stätte gefunden habe, wohl aber hat er ihnen nachdrücklich sagen wollen, daß dieses Reich, während sie nach dem Termin seines zukünftigen Eintritts fragen, schon in ihrer Mitte eine gegenwärtige Verwirklichung gefunden hat. Ihnen ist diese Thatsache deshalb verborgen geblieben, weil sie wähnen, das Reich Gottes müsse in ostentativer Weise eintreten, wie ein irdisch-politisches Reich seinen bestimmten Ort und seine bestimmten Grenzen hat, und die Merkmale sinnenfälliger äußerer Herrlichkeit an sich tragen. Aber so verhält sichs mit dem wahren Reiche Gottes nicht. Es kommt nicht, und es besteht nicht in so äußerlich wahrnehmbaren Formen. Und so hat es jetzt in seiner unscheinbaren Weise bereits eine Existenz auf Erden inmitten derer erlangt, die

noch immer fragen, wann in der Zukunft es wohl kommen möchte.

Können wir uns diesen Aussagen gegenüber mit der Erklärung zufrieden geben: Jesus meine ein gegenwärtiges Verwirklichtsein des Reiches Gottes nicht auf Erden, sondern in der überirdischen Welt der Geistwesen, wo die irdischen Ereignisse ihre Vorbilder oder Parallelen fänden; er meine, daß schon jetzt die Macht des Satans und seines Reiches gebrochen sei, nicht aber daß in der Menschenwelt das von ihm erwartete Reich Gottes schon einen Anfang genommen habe? In Wirklichkeit sagt Jesus doch ausdrücklich: „zu euch ist das Reich Gottes gekommen," „inmitten eurer" ist es da! Wie kann das anders verstanden werden, als von der Verwirklichung dieses Reiches in der Menschenwelt? Freilich sieht Jesus ein bedeutsames Symptom der Aufrichtung des Gottesreichs in seinem Siege über die Dämonen, aber über die Dämonen, sofern sie eben die Menschen beherrschen und quälen. Seine Besiegung der dämonischen Mächte ist nicht nur ein überirdisches Vorspiel oder Vorbild der spätern Aufrichtung des Reiches Gottes in der irdischen Menschenwelt, sondern ist als Beseitigung dessen, was den Menschen schadet und dem Heilswillen Gottes widerstrebt, eine unmittelbare Erweisung des Aufgerichtetseins des Reiches Gottes innerhalb der Menschenwelt.

Also diese Thatsache läßt sich nicht wegdeuten, daß Jesus in mehreren Aussagen von dem schon gegenwärtigen Verwirklichtsein des Reiches Gottes, und zwar von dessen unscheinbarem, prunklosem Bestehen, aber allmählichem Wachsen auf Erden geredet hat. Hieraus darf man aber natürlich nicht gleich folgern, daß für ihn der Begriff des Reiches Gottes einfach seine „Jüngergemeinde" oder seine „Kirche" auf Erden bedeutet habe. Der Begriff des Reiches Gottes bezeichnet ja schon, wenn man ihn in möglichster Allgemeinheit faßt, nicht eine bloße Gemeinschaft von Menschen untereinander, sondern eine Gemeinschaft von Gott und Menschen oder einen Zustand, in dem Menschen in eigentümlicher Gemeinschaft mit Gott stehen. Genauer gefaßt bezeichnet er im Sinne Jesu wie seiner jüdischen Zeitgenossen den idealen Zustand der Heilsgemeinschaft zwischen Gott und seinem Volke, in dem die Verheißungen der alttestamentlichen Propheten erfüllt werden. Wenn also Jesus von einer Gegenwart des Reiches Gottes redet, so meint er, daß dieser verheißene ideale Heilszustand schon gegenwärtig verwirklicht sei, bei ihm selbst und seinen Jüngern, sofern sie in einer idealen, heilvollen Gemeinschaft mit Gott stehen. Aber doch nicht sie selbst, sondern dieser Zustand, dieses Verhältnis mit Gott, in dem sie stehen und eine Erfüllung jener Verheißungen erleben, ist das Reich Gottes. Den Zustand der Gotteskindschaft, diesen Zustand, den Jesus bei sich selbst schon gegenwärtig verwirklicht wußte, und den er bei seinen Jüngern herzustellen und auszubilden suchte, diesen Zustand der heilvollen Gemeinschaft der Menschen mit dem himmlischen Vater, in dem sie nur gute, ihrem wahren Wohle dienliche, zu ewigem Leben führende Gaben von Gott empfangen und andrerseits mit kindlichem Vertrauen und Gehorsam ihm anhangen, — ihn betrachtete Jesus als einen schon gegenwärtigen Bestand des Reiches Gottes auf Erden unter den Menschen, weil er in ihm bereits eine anfängliche Verwirklichung der alttestamentlichen Verheißungen von der heilvollen Endzeit sah. Wie er in der Synagoge in Nazareth aussprach, daß die auf die Endzeit bezügliche Heilsverheißung Jes. 61, 1 f. „heute" erfüllt sei (Luk. 4, 17—21), und wie er in den Abendmahlsworten den von Jeremia verheißenen „neuen Bund" als schon gegenwärtig für seine Jünger aufgerichtet betrachtete, so konnte er ganz im allgemeinen urteilen, daß in dem beseligenden Zustande des Kindschaftsverhältnisses zwischen Gott und Menschen bereits eine gegenwärtige Erfüllung der alttestamentlichen Verheißungen von der bevorstehenden Endzeit (vgl. Luk. 10, 23 f.) und somit ein gegenwärtiger Bestand des Reiches Gottes gegeben sei.

H H W

Noch einmal Ignaz von Döllinger

J. von Döllinger, Akademische Vorträge. Band 3. Herausgegeben von M. Lossen. 1891. — Derselbe, Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte. Gesammelt und herausgegeben von F. H. Reusch. 1890. — Derselbe, Das Papsttum. Neubearbeitung von „Janus, Der Papst und das Konzil" von J. Friedrich. 1892. — Derselbe, Briefe und Erklärungen über die vatikanischen Dekrete. Herausgegeben von F. H. Reusch. 1890. — C. A. Cornelius, Gedächtnisrede auf J. von Döllinger. Gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu München. 1890. — Louise von Kobell (Frau von Eisenhart), J. von Döllinger. Erinnerungen. Mit einer Titelgravure. 1891. — Joh. Friedrich, Döllinger und Platen. (Studien zur Kultur- und Litteraturgeschichte Altbayerns. Herausgegeben von K. von Reinhardstöttner. I. 1891. S. 69 ff.)

1

Ich habe in Nr. 4 und 5 des Jahrgangs 1889 über Döllingers akademische Vorträge berichtet. Seitdem sind, teils noch zu seinen Lebzeiten, teils bald nach seinem Tode (13. Januar 1890), so viele neue Arbeiten von ihm veröffentlicht oder zugänglicher gemacht worden, und es sind zugleich so wertvolle Erinnerungen an ihn erschienen, daß ich dem Wunsche der Redaktion gern folge und noch einmal auf den großen Mann zurückkomme. Ich will versuchen, an der Hand der Publikationen und Erinnerungen ein Bild seiner Entwicklung zu zeichnen, jedoch so, daß ich im wesentlichen nicht über den Rahmen der oben angeführten Schriften hinausgreife, höchstens dem und jenem Leser das Auffinden der Bindeglieder zwischen den einzelnen Schriften zu erleichtern suche.

In das private Leben Döllingers führen nur die Erinnerungen der Frau von Eisenhart, Tochter des Dichters Franz von Kobell. Es sind warmherzige und feinsinnige Schilderungen, meist Aufzeichnungen aus Gesprächen, teils auf regelmäßigen Spaziergängen mit Döllinger, teils im freundschaftlichen Verkehr im Hause.

Es ist bezeichnend, was Döllinger da selbst von seiner Kindheit erzählt. Mit fünf Jahren beginnt er Latein, mit sieben Griechisch. Im Umgang mit dem sonst sehr strengen Vater, dem Würzburger Anatomen und Physiologen, entwickelt sich seine Wißbegierde, die sich unter dem Einfluß der frommen Mutter frühzeitig den religiösen und theologischen Problemen zuwendet. Die Zurückhaltung, mit der der Vater gerade auf diesem Gebiet die Fragen des Sohnes ablehnt, führen ihn der Theologie zu, von der er eine Antwort auf alle jene Rätsel erwartet. Aber wie weit sind schon damals seine Interessen! Schillers Gedichte wußte er vom zehnten bis zum neunzigsten Lebensjahr auswendig; mit zehn Jahren las er Corneille, Racine und Voltaire französisch; mit sechzehn Jahren hatte er nach eigner Aussage viel mehr Französisch als Deutsch gelesen. Noch als Knabe nimmt er, um Shakespeare in seiner Sprache lesen zu können, englischen Unterricht bei einem alten Insassen des Würzburger Schottenklosters, der ihn in kurzem zum Ziel bringt. Noch als Gymnasiast lernt er auch Italienisch, als Student Spanisch, Portugiesisch und Dänisch. Bei dieser Art ist es kein Wunder, daß er auch als Student seine Grenzen nicht eng steckte. Nicht der künftige Beruf bestimmte den Betrieb seiner Studien, sondern den Beruf hatte er erwählt, weil er darin seiner Auffassung von den höchsten Zielen der Wissenschaft am ehesten dienen zu können glaubte. „Fast allen war die Theologie nur das Mittel zum Zweck. Mir war dagegen die Theologie, oder die auf die Theologie gegründete Wissenschaft überhaupt, der Zweck, und die Wahl des Standes nur das Mittel." So hörte er denn anfangs auch weniger theologische, als naturwissenschaftliche und philologische, zuletzt auch juristische Vorlesungen. Aber die meiste Zeit war dem privaten Studium gewidmet, das freilich gerade auf theologischem Gebiet ohne Anleitung und feste Richtung in einem Vielerlei zu zerfließen drohte, aber doch von dem romantischen Gedanken beherrscht war, daß die Theologie bestimmt sei, die geistige Geschichte der Menschheit zu ihrem Problem zu nehmen. Ueberhaupt nimmt man leicht wahr, in welchem Maße er von der neu emporbringenden Romantik beherrscht ist. Ihre theologischen Vertreter, vor allem Friedrich Schlegel, haben mächtig auf ihn gewirkt. — Sein persönliches Wesen in jenen Jahren muß recht unjugendlich gewesen sein. Der Dichter Platen, der damals in Würzburg Bekanntschaft mit ihm geschlossen hat, klagt bald über sein medisantes, laues und flaues

Wesen: das anfänglich warme Verhältnis hat sich bald abgekühlt und ist schließlich ganz zerfallen. Der Verzicht auf das, was andre in diesem Alter reizt, hat ihm offenbar nie viel Mühe gemacht. Eine Studentenliebe ist rasch und ohne Romantik überwunden. Daß er zum Tänzer verloren sei, hat er selbst bald gefühlt. Die atemlos rasenden Mädchen gefallen ihm nicht; für die nichtige Unterhaltung, die seine Altersgenossen mit jungen Mädchen führen, ist er sich zu gut, für ernstere zu unbeholfen. Ein schauspielerischer Versuch (als Dunois in der Jungfrau von Orleans) bringt ihm das Wort des zürnenden Regisseurs ein: „Nun, so spielen Sie als Stock, wenn Sie ein Stock sind.“ „Ich erkannte ein für allemal meine Talentlosigkeit als Mime.“

1822 empfängt er die Priesterweihe und wird Kaplan. Sein Ideal war zeitlebens eine kleine Landgemeinde mit stillem Garten und der Muße zu ungestörtem Studium. Aber er empfindet zugleich die Verantwortung seines Berufs: „Als Kind quälte ich mich ab, Sünden in mir zu entdecken, um ja die Beichte recht würdig zu machen und nicht zu schnell fertig zu sein, und als Geistlichen quälte es mich, mit den Beichtkindern so schnell fertig werden zu müssen.“

Seine öffentliche Laufbahn begann, als er 1826 die Professur für Kirchengeschichte und Kirchenrecht in München übernahm. In die ultramontane Politik ist er zwar nach seinem Ausdruck mehr von seinen Freunden geschoben, als durch eigne Neigung gedrängt worden. Indessen zeigen ihn die ältesten Stücke der „Kleinern Schriften“ als eifrigen Vertreter der katholischen Partei in den Stürmen des Jahres 1848. Er ist Mitglied des Frankfurter Parlaments, Mitbegründer und Redner der ersten Katholikentage, Berater der deutschen Bischöfe auf ihrer Würzburger Versammlung. Zwei Gedanken sind es, die hier überall wiederkehren: die Kirche muß frei werden von der Büreaukratie des Staats! und: die Kirche Deutschlands, natürlich einschließlich Deutsch-Oesterreichs, muß sich zu einer Nationalkirche zusammenschließen.

Was Döllinger über den ersten Punkt gesagt hat, ist das Thema der ganzen katholischen Partei jener Zeit gewesen. Die Büreaukratie war schuld an allem, nicht nur an den wirklich ärgerlichen Plackereien und Scherereien, von denen einige drastische Beispiele erzählt werden, sondern auch an allen Mißständen im Innern der Kirche, im Verhältnis der Konfessionen u. s. w. Ihr Fall wird daher eine Erlösung für alle Teile sein: der Staat kann sich dann erst aller Uebergriffe der Kirche erwehren, weil er die Gegner nicht mehr in seinem eignen Schoß hat, und die Kirche wird ihm in freier Gemeinschaft von selbst und mehr leisten, als was er ihr bisher abgezwungen hat. Die Kirchen können ihre Kräfte rühren, den Unglauben und die Revolution überwinden; die Konfessionen werden ihre Zwistigkeiten friedlicher ausfechten, weil die vergiftende Wirkung der staatlichen Parteinahme für die eine oder die andre wegfällt. Es werden die friedlichen Zustände Belgiens und Nordamerikas einkehren. Auch der Einzelne wird erst wirklich frei. Denn er kann sich nun seine Kirche selbst wählen und ihr freien Gehorsam leisten, und von der freien Kirche ist niemals Tyrannei zu fürchten. Denn keine Macht ist an sich so fest geordnet, wie die Kirche durch ihr Jahrhunderte altes, wohlgegliedertes Recht. Und wenn sie nun zugleich frei ist, so kann sie ihren eignen Geist, den Geist der Demut, Liebe, Selbstaufopferung entfalten, vor dem kein selbstsüchtiger Hochmut, kein herrisches Zufahren, kein Regiment launischer Willkür und ungerechter Parteilichkeit auf die Länge sich zu behaupten vermag.

Döllinger hat nach wenigen Jahren erfahren müssen, wie eigentümlich der Gang der Ereignisse seine romantischen, aus individuellen Stimmungen und abstrakten Grundsätzen abgeleiteten Schilderungen beleuchtete. Aber man wird auch mindestens jene Schalmeientöne über das Wohlwollen der katholischen Vereine gegen „ihre deutschen Brüder protestantischen Bekenntnisses“ (z. B. S. 87), sowie über die interkonfessionellen Verhältnisse der Zukunft mit einiger Reserve aufnehmen, wenn man mit den Aeußerungen in öffentlicher Versammlung eine andre aus der vertraulichen Besprechung der Bischöfe vergleicht: „Wenn es, wozu glücklicherweise keine Aussicht vorhanden ist, dem Protestantismus gelänge, sich als eine Nationalkirche zu konstituiren, so würde dies für die Sache der katholischen Kirche in Deutschland äußerst gefährlich werden.“ Und auch das Verhältnis zum Staat verschiebt sich etwas, wenn z. B. S. 49 die Frage der geistlichen Schulaufsicht sowie der Prüfung der Volksschullehrer durch den Staat oder andre nicht genannte Größen auftaucht.

Das größte Interesse beansprucht der zweite Hauptgedanke jener Döllingerschen Reden und Gutachten, der Gedanke der deutschen Nationalkirche. Ein Gutachten Döllingers hat den Erzbischof Geißel von Köln zur Einberufung jener ersten Versammlung des gesamten deutschen Episkopats im Oktober und November 1848 veranlaßt, und in das Ausschreiben ist bereits jener Plan aufgenommen. Die Versammlung zog Döllinger selbst mit zu den Verhandlungen zu, beauftragte ihn mit Berichterstattung über das Verhältnis von Kirche und Staat, Nationalkirche und Nationalsynoden. Sein Vortrag gab in der That die Grundlagen für den engern Zusammenschluß des deutschen Episkopats ab, auch die Einberufung einer Nationalsynode wurde in Aussicht genommen. Aber sein Antrag auf Gründung der deutschen Nationalkirche, d. h. einer „organisch geordneten Verfassung der deutschen Kirche mit einem Primas an der Spitze, ständigem, geordnetem Verkehr, gemeinschaftlichem Benehmen und in besonders wichtigen Fällen gemeinsamem Handeln und Auftreten, und Vertretung auf der Nationalsynode, die imstande wäre, für alle deutschen Kirchen bindende Beschlüsse zu fassen,“ dieser Antrag fiel durch. Döllinger hatte damit nichts weniger beabsichtigt, als eine Verselbständigung der deutschen Kirche Rom gegenüber. Der erste Zweck war vielmehr der Zusammenschluß aller zersplitterten Kräfte des deutschen Katholizismus im engsten Anschluß an Rom. Darum konnte Erzbischof Geißel auf seinen Gedanken eingehen und konnten ihm, wie Döllinger selbst öfters erzählt hat,*) die versammelten Bischöfe rückhaltlos und mit allgemeinem Applaus zustimmen. Trotzdem fiel der Entwurf durch. Ich weiß nicht, wie weit dabei die von Döllinger selbst lebhaft empfundne Schwierigkeit mitgewirkt hat, unter den deutschen Metropoliten einen zu finden, dem die andern den Primat gegönnt hätten. Die Hauptsache war jedenfalls, daß das Wort Nationalkirche in Rom und den Kreisen, die ihm in Deutschland zu unbedingter Verfügung standen, vor allem bei den Führern des Mainzer Katholikenvereins den übelsten Klang hatte. Ein Mitglied der Würzburger Versammlung, der Jesuitenzögling Reisach, Erzbischof von München, denunzirte denn auch Döllinger in Rom, als ob er mit seinem Vortrag eine Nationalkirche von der Art der gallikanischen beabsichtigt hätte. Der Gedanke war dann endgiltig begraben, wenn auch Döllinger selbst ihn noch in einer Rede von 1850 wenigstens gestreift hat.

K M-Br

Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule

2

Der Moralunterricht im französischen Normallehrplan

Der französische Normallehrplan charakterisirt sich in bestechender Weise durch zweierlei: einmal durch die rationelle Einteilung, die er aufstellt — er bespricht nacheinander die physische, die intellektuelle und die moralische Erziehung —, sodann durch einen stellenweise geradezu blühenden Stil, der von der durchweg trocknen Haltung unsrer Normallehrpläne, von den „Allgemeinen Bestimmungen“ Preußens an bis herab zu denen unsrer Kleinstaaten, vorteilhaft absticht. Dieses Merkmal, der Schwung der Rede, trifft besonders am Anfang der Vorschriften über die moralische Erziehung zu, da, wo die Aufgabe des Moralunterrichts aufgezeigt wird. Die folgende Inhaltsangabe muß aber um der nötigen Kürze willen darauf verzichten, auch der Form des Originals gerecht zu werden.

Der Moralunterricht bildet das Einheitsband und zugleich die Krone aller Schulfächer, weil er, anstatt wie die übrigen einseitig eine besondre Fähigkeit oder Geschicklichkeit auszubilden, sich an den Menschen im Menschen, an den Willen, an das

*) J. Friedrich, Geschichte des Vatikanischen Konzils, I, 243.

Gewissen wendet. Was ist nun aber der Inhalt, mit dem Wille und Gewissen zu erfüllen sind? Hierfür ist bedeutsam, daß der Lehrer sich als Vertreter der weltlich demokratischen Gesellschaft zu fühlen hat. Diese aber muß verlangen, daß ihre Glieder sobald als möglich zur Empfindung sowohl ihrer Würde als ihrer Verantwortlichkeit und ihrer Pflichten gebracht werden. Das schließt eine Berührung mit dem Religionsunterricht nicht aus. Die Kinder bringen von ihm oder auch schon von der Familie her gewisse moralische Grundbegriffe in die Schule mit, den Gedanken an Gott, den Schöpfer, den Vater aller Menschen, kurz die Grundbegriffe derallgemeinen, ewigen Sittenlehre. Diese Grundbegriffe sollen nur verdeutlicht, entwickelt, sie sollen zu Grundsätzen und Gewohnheiten des Kindes werden.

Darnach muß sich denn auch das Lehrverfahren gestalten. Der Lehrer hüte sich, den religiösen Ansichten des Kindes zu nahe zu treten. Theologische, philosophische Auseinandersetzungen sind ihm untersagt. Er bemühe sich, Liebe zum Wahren, Schönen, Guten einzuflößen, die ja auch eine Art des religiösen Gefühls ist. Zur Erweckung dieser Liebe sind kalte, streng logische Vorträge wenig dienlich. Der Unterricht muß auf Herz und Gefühl wirken; er muß vom eignen Beispiel des Lehrers getragen sein. Wirklich Erzieher ist der Lehrer nur dann, wenn er ebensoviel für die Charakterbildung als für die Verstandesbildung thut. Dem Lehrvortrag sollen Gedichte, Fabeln, Erzählungen, Parabeln, Sprüche zu Grunde liegen.

Mit dem allen ist nun freilich dem Lehrer ein sehr weiter Spielraum gelassen. Deutlich erkennbar tritt seine Aufgabe aus dem Nebel der allgemeinen Redensarten erst heraus durch die Stoffbezeichnung und Stoffverteilung, die dem Programm erst nachträglich beigefügt zu sein scheint. Eine Gesetzessammlung von 1887 enthält sie wenigstens noch nicht. Ihr zufolge empfängt jede Unterrichtsstufe täglich eine Stunde Moralunterricht, ein Sechstel der ganzen Stundenzahl. Auf der Unterstufe sind es wenig eigentliche Lehrgegenstände. Die Kinder sollen auf Grund von selbsterlebten Thatsachen auf das Wunderbare der Weltordnung aufmerksam gemacht, sie sollen angehalten werden zu Handlungen der Barmherzigkeit; es sollen ihnen mutige Thaten erzählt, aber auch das Laster in seiner Abscheulichkeit vorgehalten werden, dies ebenfalls auf Grund von Selbsterlebtem. (Soll das ein Eingehen auf die chronique scandaleuse des Ortes bedeuten, so werden die Lehrer ein Haar darin finden.) Auch vor Aberglauben, Gespensterfurcht u. s. w. soll gewarnt werden.

Wie mit dem allem eine Stunde täglich ausgefüllt werden soll, ist nicht ersichtlich. Und doch ist, was sonst noch als Lehrgegenstand für die erste Stufe angegeben ist, nur Direktive für die Schulzucht und als solche für die zwei nächsten Stufen ebenso wichtig wie für die erste: die Schulzucht soll individualisiren, Immoralität und Illegalität von einander unterscheiden, unparteiisch sein, Angeberei, Heuchelei verabscheuen lassen, das moralische Unterscheidungsvermögen dadurch schärfen, daß man die Kinder zu Urteilen über das eigne Verhalten veranlaßt, Freimütigkeit pflegt.

Mit den Lehrgegenständen für die Mittelklasse kommen wir auf den Kern des Ganzen, wie sich aus dem früher über die Schulentlassung Gesagten begreift.

Hier ist einmal mit dem Kinde zu behandeln, was wir beim vierten Gebote vornehmen, seine Stellung in der Familie, sein Verhalten zu Eltern, Geschwistern und Dienstboten. Rücksichtsvolle Behandlung der letztern ist einzuschärfen. Vom Gehorsam gegen die Obrigkeit ist nicht die Rede, aber vom Vaterlande Frankreich, seiner Größe, seinem Unglück. Unter den übrigen Pflichten des Kindes stehen die gegen sich selbst voran, dann folgen die gegen den Nächsten. Es ist dabei, was bei uns aus Anlaß des fünften, siebenten und achten Gebotes besprochen wird, doppelt behandelt. Man urteile selbst, ob unsre Art und Weise etwas Wesentliches wegläßt.

Die Pflichten gegen sich selbst sind eingeteilt in solche in Bezug auf den Körper (Reinlichkeit, Mäßigkeit; Keuschheit oder überhaupt etwas, was dem sechsten Gebot entspräche, sucht man vergeblich), solche in Bezug auf die äußern

Güter (Sparsamkeit im Gegensatz zu Geiz und Verschwendung Arbeitsamkeit gegen Spielen und Schuldenmachen) und endlich solche in Bezug auf die Seele. Hier ist das eingereiht, was das achte Gebot behandelt, die Wahrhaftigkeit. Dann aber wird das Versprechen eingelöst, daß der Lehrer als Vertreter der demokratisch weltlichen Gesellschaft erzieht: er soll von der persönlichen Würde reden. Man bedenke, daß das gegenüber von neun- bis elfjährigen Kindern geschehen soll. Verfährt da die Kirche nicht psychologisch richtiger, wenn sie von einem Ebenbilde Gottes redet, das wiederhergestellt werden soll? Was unsre Kinder am Evangelium vom Pharisäer und Zöllner haben, die Warnung vor Stolz und Eitelkeit, die Mahnung zu Bescheidenheit und Selbsterkenntnis reiht der französische Normallehrplan sachgemäß hier ein. Nicht vergessen ist endlich, daß die Unwissenheit und, was wir beim fünften Gebot thun, daß Zorn und Tierquälerei gebrandmarkt werden soll. Auch die Empfehlung der courage darf nicht fehlen.

Pflicht gegen den Nächsten ist Gerechtigkeit und Liebe. Hier ist doch die biblische Regel beigesetzt: Verhalte dich gegen andre so, wie du wünschest, daß sie sich gegen dich verhalten. Im einzelnen ist gefordert Achtung vor Leben, Eigentum, Namen und Glaube des Nächsten, also Toleranz.

Zur Richtigstellung der Rede von dem Atheismus der französischen Volksschule muß betont werden, daß am Schlusse der Bestimmungen für die Mittelstufe, allerdings allein für die Mittelstufe, Pflichten gegen Gott erwähnt werden. Welcher Art sind diese? Das Kind soll mit der Vorstellung vom Urgrund aller Dinge und vom höchsten Wesen das Gefühl der Verehrung verbinden, den Namen Gottes nicht leichtfertig gebrauchen, die Gottesvorstellung respektiren, unter welcher Gestalt sie ihm auch entgegentrete. Das Kind soll lernen, daß die vornehmste Verpflichtung gegen die Gottheit in dem Gehorsam gegen die göttlichen Gebote besteht, die aus Vernunft und Gewissen erhellen.

Der Unterricht für die Oberstufe ist derselbe, nur systematischer und stärker politisch gefärbt. Es soll z. B. vom Stimmrecht, von der Volkssouveränität und von dem republikanischen Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Rede sein.

Mit dieser Aufzählung der Lehrgegenstände war den Lehrern allerdings mehr gedient als mit den Redensarten eines Ministerialerlasses von Jules Ferry vom 17. November 1883, der den Beschwerden über die Gottlosigkeit der Neuschule entgegenhielt, es handle sich doch nur um die Moral aller rechtschaffnen Leute, und den Klagen über die Schwierigkeit des Gegenstandes, man könne den Kindern die Moral angewöhnen wie das geläufige Lesen und Schreiben. Der darin enthaltne Wink, das Schicksal der Laienschule, d. h. der Bestand ihrer Freiheit vom Klerus sei von der werbenden Wirksamkeit des Moralunterrichts abhängig, wird allerdings von den Lehrern verstanden worden sein. Eine andre Frage aber ist, ob Ferry hierin Recht hatte, ob er nicht vielmehr dadurch neue Stürme unabwendbar herbeiführte, daß er das Schiff der Laienschule mit dem Moralunterricht als einem vermeintlich das Gleichgewicht erhaltenden Ballast belud. Jedenfalls war es zu weitgehend, daß er den Lehrern und ihrem Unterrichte ausdrücklich in dem betreffenden Erlasse die Verantwortung für das künftige moralische Niveau von Frankreich zuschob. Al B

Ibsens Pastoren*)

3. Stützen der Gesellschaft

Stand uns in Pastor Manders der gewiegte Seelsorger vor Augen, so begegnen wir in den „Stützen der Gesellschaft“ den angehenden Theologen in der Vereinsthätigkeit, in der „Komödie der Liebe“ den Pfarrer als Familienvater. Ich bitte, zumal bei diesem Gange, um Nachsicht; denn es geht diesmal von den Höhen der Theologie recht in die niedere Schule des Lebens herab.

*) Vgl. Nr. 13.

Man hat den günstigen Ausgang der „Stützen der Gesellschaft“ vom Standpunkte der Kunst aus beanstandet. Um so höher rechne ich es dem Menschen Ibsen an, daß er an unsrer jetzigen Gesellschaft doch noch nicht ganz verzweifelt, und daß er in diesem Stück eine so wirkungsvolle Anwendung des Wortes: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ auf unsre gesellschaftlichen Zustände giebt.

Hilfsprediger Rohrland ist zwar eine untergeordnete Figur; für desto wichtiger hält er sich selber — der Hauptträger der Gesellschaft ist der Konsul und Reeder Bernick. Wir finden in seinem Hause einen Damenverein „für moralisch Verdorbne“ bei der Schneiderarbeit. Der Hilfsprediger sitzt an einem Tischchen vor einem Glase Zuckerwasser und liest aus einem Buche „mit Goldschnitt“ vor; das Kapitel, das er eben vorhat, ist, wie wir nachher erfahren, überschrieben „Die Frau als die Dienerin der Gesellschaft.“ Der Hilfsprediger redet und geberdet sich als ein vollständig mit sich und andern fertiger Mann. Die Selbstherrlichkeit und Selbstgewißheit des Tones, in dem er seine Ueberzeugungen und Grundsätze vorträgt, widern uns an. Er spricht wie ein Buch:

Diese moralisch Verdorbnen, an deren Besserung wir arbeiten, sind gewissermaßen als Soldaten zu betrachten, die auf dem Schlachtfelde verwundet wurden; Sie, meine Damen, sind die Diakonissinnen, die Charpie zupfen für diese unglücklichen Blessirten, sie pflegen und heilen.

Um hohe Worte ist er nie verlegen, so wenig als der Herr Konsul. Dieser will soeben eine Eisenbahn nach der kleinen Stadt, deren geistiger, moralischer und finanzieller Mittelpunkt er ist, zustande bringen, und hat zu diesem Behuf unter der Hand alle Güter, Wasserkräfte u. s. w. um einen Spottpreis in seine Hand gebracht. Ist es da nicht schön gefragt vom Herrn Hilfsprediger: „Und Sie befürchten nichts von einem häufigern Verkehr mit einer verderbten Außenwelt?“ — und schön geantwortet vom Herrn Konsul:

Nein, seien Sie nur ganz unbesorgt, Herr Hilfsprediger. Unser kleiner betriebsamer Ort steht Gott sei Dank auf einem gesunden moralischen Boden. Wir haben ihn ja alle dräniren helfen, wenn ich mich so ausdrücken darf, und das werden wir auch in Zukunft thun, jeder in seiner Weise. Sie, Herr Hilfsprediger, setzen Ihre segensreiche Thätigkeit in der Schule und in der Familie fort. Wir, die Männer der praktischen Arbeit, stützen die Gesellschaft dadurch, daß wir die Wohlfahrt in möglichst weiten Kreisen verbreiten; und unsre Frauen — ja treten Sie nur näher, meine Damen, unsre Frauen sage ich, unsre Frauen und Mädchen — wirken Sie nur ungestört weiter im Dienst der Wohlthätigkeit, meine Damen, und seien Sie im übrigen Ihren Angehörigen eine Hilfe und Stütze.

Herr Bernick will mit dieser Eisenbahn das Werk seines Lebens krönen und braucht mehr denn je, um das neue Unternehmen durchzubringen, eben jetzt seinen unbescholtnen Namen. In diesem kritischen Zeitpunkt kommen Bruder und Schwester seiner Frau aus Amerika zurück; beide haben vor fünfzehn Jahren dem Schwager zuliebe großmütig sich geopfert; sie haben seine Schuld auf sich und mit übers Meer genommen. Jetzt, da die Wahrheit an den Tag zu kommen droht, muß der Konsul alles versuchen, die unbequemen Besucher sich vom Halse zu schaffen. Auf seiner soliden Schiffsreede ist soeben der „Palmbaum“ ausgebessert worden; ein gutes Schiff, das trotz drohendem Unwetter den Weg nach Amerika wagen kann. Es ist natürlich auch gut versichert, und Kaufmann Wiegeland, der Geschäftsgenosse Bernicks, erklärt:

Ich halte an der Vorsehung fest, Herr Konsul; zudem bin ich selbst an Bord gewesen und habe einige Traktätchen verteilt, von denen ich mir eine segensreiche Wirkung verspreche.

Anders steht es mit der „Gazelle,“ die, durchaus nicht seetüchtig, nach einer bloßen Scheinreparatur, am selben Tage auslaufen soll. Aber die „Stütze der Gesellschaft“ hat Aussicht, den Schwager mit der „Gazelle“ zurückreisen zu sehen — Grund genug, das Schiff ins sichere Verderben zu schicken.

Da sucht der Konsul sein Gewissen durch folgende Unterredung mit dem Hilfsprediger zu beschwichtigen.

Bernick: Da kam mir soeben ein Gedanke . . wenn man vor einem so großartigen Unternehmen steht, vor einem Unternehmen, das darauf abzielt, das Wohl von Tausenden zu fördern . . wenn dieses nun ein einzelnes Opfer forderte. . . Nehmen wir ein Beispiel. Jemand will eine große Fabrik anlegen. Er weiß mit Bestimmtheit, denn das hat langjährige Erfahrung gelehrt, daß früher oder später beim Betrieb

dieser Fabrik Menschenleben zu Grunde gehen werden. Oder es wirft sich jemand auf die Bergwerkindustrie. Er nimmt Familienväter sowohl wie junge lebensfrische Männer in seine Dienste. Läßt es sich da nicht mit Gewißheit sagen, daß nicht alle diese Arbeiter mit dem Leben davon kommen werden? Aber das Unternehmen ist von allgemeinem Nutzen; für jedes Menschenleben, das es kostet, wird es ebenso unzweifelhaft das Wohlergehen von Hunderten, ja von Tausenden fördern.

Hilfsprediger Rohrland: Aha, Sie denken an die Eisenbahn. Lieber Herr Konsul, Sie sind fast allzu gewissenhaft. Ich meine, wenn Sie Ihr Unternehmen der Vorsehung in die Hand legen, dann brauchen Sie sich keine Skrupel zu machen. Bauen Sie getrost Ihre Eisenbahn.

Bernick: Ja, aber nun will ich einen besondern Fall setzen. Angenommen, da sei ein Bohrloch vorhanden, das an einer gefährlichen Stelle gesprengt werden müsse; ohne daß dieses Bohrloch gesprengt wird, kann die Eisenbahn nicht zustande kommen. Angenommen, der Ingenieur weiß, daß es dem Arbeiter, der die Mine sprengt, das Leben kosten wird; aber gesprengt muß sie werden.

Rohrland: Hm . .

Bernick: Ich weiß, was Sie sagen wollen. Es wäre eine große That, wenn der Ingenieur selbst die Lunte nähme, hinginge und das Bohrloch anzündete. Aber dergleichen thut man nicht. Er muß also einen Arbeiter opfern.

Rohrland: Das würde bei uns niemals ein Ingenieur thun. — Aber Sie nehmen ja ganz undenkbare Fälle an, Herr Konsul. Ja, da draußen, was gilt dort ein Menschenleben? Da rechnet man mit Menschenleben wie mit Kapitalien. Aber wir stehen doch auf einem ganz andern moralischen Standpunkt, sollte ich meinen. Blicken Sie auf unsern ehrenwerten Schiffsreederstand. Nennen Sie mir einen einzigen Reeder hier bei uns, der um schnöden Gewinnst ein Menschenleben opfern würde. . . . .

Daß der junge Hilfsprediger diese ganze Gewissensfrage abschüttelt als etwa „bei uns“ undenkbares, wollen wir seiner Jugend zu gute halten; es würde wohl auch erfahrneren Kollegen schwer, diesen Fall zu entscheiden. Mit der Antwort, der Ingenieur werde freimütig die Gefahr nennen und Freiwillige vorrufen, wäre wenigstens der böswillige Hintergedanke des Reeders getroffen worden. Im Hause des Konsuls ist Dina Dorff, die Tochter einer verkommnen Schauspielerin, erzogen worden. Scheinbar eine That selbstlosester Menschenliebe; man läßt es das Mädchen mit geflissentlichst zur Schau getragnem Mitleid fühlen, daß man sie auch zu den „moralisch Verdorbnen“ zählt. In Wirklichkeit ist der Konsul selbst ihr Vater.

Das ist nun eben des Hilfspredigers Element, dieses arme Wesen zu sich emporzuziehen. Wenn es die Verhältnisse gestatten, will er sie zu seiner Frau machen; nur daß niemand etwas davon merkt!

Dina: Wenn ich Hilda oder Nettchen wäre, würden Sie nicht so ängstlich besorgt sein, jemand könnte es merken.

Rohrland: O Dina, wie können Sie so klein denken von den tausend Rücksichten, wenn man den Beruf hat, die moralische Stütze der Gesellschaft zu sein, in der man lebt — man kann nie vorsichtig genug sein. Wenn ich nur sicher wäre, daß man mir keine unrichtigen Motive unterlegen würde.

Dina erklärt später, sie würde sich lieber ins Meer stürzen, ehe sie seine Braut würde: „wie er mich kränkte mit seinen hochmütigen Reden! Wie ließ er mich fühlen, daß er ein geringes Geschöpf zu sich emporziehe!“

Sie hat Recht; als der Hilfsprediger erfährt, daß sie mit Frau Bernicks Bruder als dessen Braut nach Amerika gegangen ist, faßt er seine Gefühle darüber in das einzige Wort: „Sie war meiner also doch vollständig unwürdig.“

Die dankbare Bürgerschaft hat insgeheim ihrem größten Mitbürger, dem Konsul, ein großes Fest veranstaltet. Die Festrede hält, mit den massivsten Lobsprüchen gespickt, der Hilfsprediger. Aber das Fest nimmt ein unerwartetes Ende. Der Konsul ist mürbe geworden; er hat lange gebraucht, bis er sieht, auf welch schwankendem Moorgrund die Stützen der Gesellschaft ruhen. Er hat sich zuerst noch geholfen mit dem Trost: Prüfe das Innere jedes beliebigen Menschen — in jedem wirst du wenigstens einen dunkeln Punkt finden, der verhüllt werden muß. Endlich gesteht er:

Wir, die wir als Stützen der Gesellschaft betrachtet werden, — die Werkzeuge der Gesellschaft sind wir, nicht mehr, nicht weniger. — Ja, ja, ja; das alles kommt von der Lüge.

Als er der Wahrheit die Ehre giebt und Stück für Stück den ihm geflochtnen Ehrenkranz zerpflückt, da bleibt der moralischen Stütze, dem Hilfsprediger, nichts übrig, als mit dem Festkomitee in aller Stille zu verschwinden.

Die „Stützen der Gesellschaft" legen uns aber doch noch eine dreifache Anwendung nahe.

Der Hilfsprediger in seinem abstoßend selbstgewissen, absprechenden, gottüberlegnen Wesen, ein Bild pharisäischer Selbstgerechtigkeit im Gewande modernster Selbstsucht, kritiklos eingenommen und in seinen Reden bis aufs Wort hinaus abhängig von dem, was ihm als nach der Schablone geschnittner Typus von Christlichkeit im Hause und in der Person des Konsuls entgegentritt (der, nebenbei gesagt, seine edle Frau quält und seinen Knaben nicht erziehen kann), dieser Hilfsprediger, der es sogar versteht, das Bild dessen, der die Sünder annimmt, soweit zu karikiren, daß er selbst seine Ehe als eine Art Verein zur Hebung einer „moralisch Verdorbnen" zu gründen gedachte, ist gewiß das vollständige Widerspiel eines Jüngers Christi. Ob es wohl unter unsern jungen Theologen auch Rohrlands giebt, die in jeder Hinsicht fertig von der Hochschule kommen und sofort in Denkungsart und Manier des kirchlichen und politischen high life sich umbilden?

Sodann der „Verein für moralisch Verdorbne," in dem die Frauen und Töchter den Klatsch gehörig hegen und pflegen und der Abgang der einen immer von den andern benutzt wird, über die Abwesenden abzusprechen — nicht plump, sondern im Tone liebevoller Teilnahme, wird von der amerikanischen Schwägerin etwas derb abgefertigt. „Auslüften" möchte sie den Verein. Sie hat die Räume, in denen die Damen versammelt sind, betreten mit den Worten:

Aber ihr macht ja so klägliche Gesichter! Und da sitzt ihr hier im Zwielicht und näht an etwas Weißem; doch kein Sterbefall in der Familie?

Rohrland: Mein Fräulein, Sie befinden sich in dem Verein für die moralisch Verdorbnen.

Fräulein Hessel (halblaut): Was sagen Sie? Diese feinen Damen wären —?

Ich glaube nicht, daß bei uns irgend ein „wohlthätiger" Verein einen auch nur halbwegs so schmählichen, jeder christlichen Liebe so sehr ins Gesicht schlagenden Namen führt, wie dieser Ibsensche. Aber ob nicht doch hin und wieder einer dieser Vereine eine Revision — sei es seines Namens oder seiner Statuten — vornehmen dürfte? Nur damit die Hilfsbedürftigen nicht schon von vornherein entweder abgeschreckt oder abgestumpft werden. Wie manches Entwürdigende hängt noch an unsern Wohlthätigkeitsanstalten!

Und wenn in dem schwebenden leidigen Streite auf theologischem Gebiete die Ritter des Bekenntnisses neben dem Gelöbnis, jedem Angriff auf dieses, er komme von welcher Seite er wolle, einmütigen und entschlossenen Widerstand zu leisten, zugleich solchen Amtsbrüdern, die an Glauben und Bekenntnis irre geworden seien, namentlich jüngern, mit sanftmütigem und hoffendem Geist entgegenzukommen versprechen, so ist das doch fast auch ein Liebeswerben, wie das des „Vereins für die moralisch Verdorbnen." Ob die, die von vornherein als die Verirrten bezeichnet werden, für *solche* Liebesbeweise dankbar sein können, bezweifle ich.

Das Wichtigste endlich an dem Stücke ist mir dies, daß jede sozialdemokratische Zeitung die Stellung des Pfarrers — und dabei wird Pfarramt, Kirche, Christentum, Religion zu einem Popanz gemischt — so ansieht, wie sie hier geschildert ist: wir sind ihnen nichts als die Stützen der bestehenden Gesellschaft, wie morsch und hohl, wie unterwühlt und zerfressen diese Gesellschaft sich auch zeigen mag. Daß der evangelische Pfarrer von Grund aus die kriechende Devotion gegenüber einem hohlen Glanz von kirchlichen, moralischen und bürgerlichen „Stützen" sich abgewöhnen muß, daß wir auch schon den Schein hiervon meiden müssen, mehr als seither geschehen ist, daß unser Stand nicht ruhen darf, bis ihm alles das abgenommen ist, was ohne Schuld der Einzelnen diesen Schein auf uns wirft, das ist die dringende Mahnung dieses Stücks, um so dringender, als sie hier von einer Seite, von einem Manne ausgeht, der entfernt in gar keiner Beziehung zur Sozialdemokratie steht.

4. Komödie der Liebe

Diese Satire auf alles, was Verlobung, Brautstand, Hochzeit, Ehe nach Ansicht Ibsens in eine Komödie, in ein Zerrbild

des hohen Wortes Liebe verwandelt, ist schon 1862 noch in Norwegen geschrieben und hat dort einen Sturm der Entrüstung gegen den Dichter entfesselt.

Die beiden idealen Gestalten des Stücks, Falk und Schwanhild, trennen sich fürs ganze Leben in dem Augenblick, da sie in wahrer Liebe sich gefunden haben, in der Ueberzeugung, daß in einer Welt von Nichtigkeiten, in einem Leben voll Pein und Sorge die Liebe verkümmern *müsse*.

Schwanhild: Wir sind Sonnenkinder,
Und unsrer Sommersonne werd kein Winter! . .
Ja, sinkt auch unser Glück ins Wellengrab,
Die Liebe, die ein guter Gott uns gab,
Die kommt zum Lande, die sinkt nie und nimmer.

Falk: So wie das Grab der Weg zum ewgen Licht,
So ist auch Liebe nur geweiht zum Leben,
Wenn sie der wilden Wünsche Fesseln bricht,
Zur Heimat der Erinnerung zu schweben.

Schwanhild: Nun ist das Glück der Welt für mich zerronnen,
Doch du bist für die Ewigkeit gewonnen.

Falk: Zur Arbeit! Jeder unter andern Fahnen,
Nie kreuzen sich auf Erden unsre Bahnen.
Ein jedes geh die seine ohne Klage,
Die Losung heiße: Kämpfe und entsage.
. . . Dichter sei genannt,
Ein jeder, der in hohem, niederm Stand,
Im Gotteshause, im Versammlungssaale
Bei seinem Wirken sieht das Ideale.

Und dann der letzte Abschied:

Falk: Gott segne dich, mein Weib, im Lebenslenze,
Wie weit ich zieh, mein Thun und Denken finde dich.

Schwanhild: Nun sind dahin der Sonnentöchter Tänze;
Nun kam der Herbst; nimm, Welt, mich hin und binde mich.

Schwanhild heiratet den durch und durch praktischen, schon betagten Großhändler Goldstadt, der die Ehe nicht auf Ideale, sondern auf „stille, herzenswarme Achtung," auf „das Gefühl vom Glück der Pflicht" baut.

Das Stück zeigt uns neben einer Witwe, die ihre Töchter an den Mann bringt, neben einem glücklichen Ehepaar, einem längst und einem jüngst verlobten Paar also auch — zum Entzücken der Tanten — einen „Korb" und zwar gerade zwischen denen, die allein sich wahrhaft lieben.

Ueber den Grundgedanken des Stücks, in dem der große Nörgler die Liebe verflüchtigt in ein Traumbild, das entschwindet, wenn man es zu halten glaubte, und nicht gesteht, ob er uns zu mönchischer Askese zurück- oder in die „freie Liebe" hinausleiten will, wird man von mir kein Wort weiter erwarten. Es bleibt doch auch für die eheliche Liebe bei 1. Kor. 13, 7: Die Liebe verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf.

Aber daß er doch mit der Geißel, die er schwingt, nicht so ganz in die Luft trifft, das beweist mir das Geständnis eines verstorbnen Pädagogen und Schriftstellers, ihn habe bloß das, was von lästigen Formalitäten und Aeußerlichkeiten an der Eheschließung hänge, zum Hagestolz gemacht.

Meine Aufgabe fordert, daß ich auf zwei Personen des Stücks noch näher eingehe, weil sie Theologen sind.

Kandidat Lind hat sich soeben verlobt. Er steht vor der theologischen Prüfung, um — die Frucht seines schönsten Traums, eines Glaubenskampfes — als Missionar nach Amerika zu gehen. Während nun Pastor Strohmann die Braut überredet, das Weib müsse dem Manne folgen, wird Lind von den Freundinnen seiner Braut bestürmt, unter den neuen Verhältnissen jenen Plan aufzugeben. So kommt es, daß beide sich gleichzeitig erklären, er, daß er bleibt, sie, daß sie mit ihm gehenwill. Das Resultat ist:

Anna (indem sie den Arm ihres Bräutigams nimmt):
Mein Lind sucht hier — was kümmert ihn der Glaube —
Lind (sucht seine Verlegenheit zu verbergen):
An Mädchenschulen einen Lehrerplatz.

Pastor Strohmann war einst auch ein von Idealen begeisterter Student. Er ist jetzt, wo er auftritt, immer begleitet von Frau Pastor und acht Töchtern (vier Kinder bleiben, als noch zu klein, zu Hause; das Wort „reizende" bildet einen allzu verlockenden Reim, um nicht noch eine weitere Hoffnung anzuknüpfen). Als es sich um Linds künftiges Wirken in

Amerika handelt, wozu dieser „sich berufen fühlt aus Herzensgrund," da meint der Pastor:

Ja, hat er die Berufung und verstand ers
Gewiß es sich zu sichern, ists was anders —

und fügt mit gefühlvollem Lächeln bei:

Freund, ohne das, was Ihnen nur Lappalien,
Zeugt niemand je in Afrika, Australien
Und in Europa selbst von Gottes Wort.

Dabei erwähnt er der „Opfer." Falk sagt von Lind: „An Opfermut thuns ihm nur wenige gleich." Der Pfarrer aber denkt an ganz andre Opfer.

Kraft seines Amtes soll er Opfer sehen,
Nicht bringen.

Er gesteht offen:

Was hab ich mit Ideen denn zu schaffen?
Ich bin ja Ehemann, Familienvater,
Zahlreicher Herden geistlicher Berater.

Doch fügt er dann auch schön hinzu:

Zum Erdenrund ist mir mein Kirchspiel worden.
Da ist ein Heim, wo Feinde sagen: hier ist
Zu eng für zwei, und wo doch Platz für vier ist.
Da ist ein Heim, wo frei Gedanken spielen,
Den Kindern gleich auf ihres Vaters Schoß.
Wo deine Worte nach dem Herzen zielen
Und Echo Herzen geben klein und groß.
Ja, da ist Heimat, wo die Häupter grauen,
Und niemand sieht, wie sie geworden alt,
Wo dämmernd die Erinnerungen blauen,
Wie Bergesgipfel über grünem Wald. . .
Schwungfedern ich im Lebenssturm verlor,
Und meiner Jugend Träume gingen unter,
Statt ihrer gab mir Gott die kleinen Wunder;
Für meine Kinder deutet ich die Schrift,
In ihrer Mitte heilt ich meine Schrammen,
Für meine Kinder stritt ich, trug zusammen. . . .

Aber da wird er schon wieder abgerufen. „Frau Pfarrer harrt," und die Töchter rufen Papa.

Man sieht, selbst aus diesen Szenen mit ihrer grausamen Ironie, aus dieser traurigen Gestalt eines Pfarrers, dem beständig Frau und Kinder an den Rockschößen hängen, ist doch nicht ganz der Segen des christlichen Ehestandes, des evangelischen Pfarrhauses getilgt, wie er, zumal seit dem Lutherjahr, unsrer Zeit so oft, so ideal und so vielseitig gezeigt wird. Aber man sieht daraus auch, daß Ideal und Zerrbild auf Haaresbreite einander nahe gerückt sind. Wir dürfen weder der Meinung huldigen, unsre Zustände seien überall ideale, noch uns, wo es daran fehlt, mit der Ausrede decken, daß jedes Ideal, wenn es in die Wirklichkeit tritt, eine Trübung erleiden muß.

Es ist wahr: Lind kann auch als Mädchenschullehrer seine Kraft erproben und seinen Platz ausfüllen. Schon mancher ist durchs Leben von überspannten Zukunftsträumen geheilt worden und hat hernach dafür gedankt, daß ihm der Weg verlegt worden ist. Gleichwohl — Linds Verlobung wird wohl zu keinem viel andern Ehestande führen, als er in der Familie Strohmanns zu Tage tritt, der meint, das Pfarrhaus sei da, um Opfer einzunehmen, statt Opfer zu bringen, der von keiner höhern Berufung, nur von menschlicher Vokation eine Ahnung hat. Hätte ich die Tinte, mit der Ottilie Wildermuth ihre „schwäbischen Pfarrhäuser" schrieb, dann dürfte ich hier manches sagen. Wenn ein unerlaubter Einfluß der Ehefrau auf Beruf und Amt des Gatten überall vom Uebel ist, so ist er am schädlichsten und häßlichsten im Pfarrhaus, je mehr dieses das Ideal darstellen soll. Ich erinnere mich, kürzlich in einem sozialdemokratischen Blatte gelesen zu haben: „Der Herr Pfarrer macht Krankenbesuche, — natürlich so weit es die Frau Pfarrer erlaubt." Das ist noch ein verhältnismäßig harmloses Beispiel. Es ließen sich noch andre anführen. So aber jemand seinem eignen Hause nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeinde Gottes versorgen? 1. Tim. 3, 5. In wie vielen Fällen muß die Pfarrfrau ihn ergänzen und vertreten, und in wie vielen andern Fällen muß sie durchaus sich zurückhalten! An wie manchen seiner Amtserlebnisse darf und muß sie ratend teilnehmen, — aber wie viele andre, die in seiner Brust begraben bleiben müssen! Wie manchmal hat sie das Recht und die Pflicht, ihn an sein eigen Haus zu mahnen, aber wie vielfach wieder muß er sie emporheben über diesen engen Kreis! Wie ist es eine unersetzliche Lücke, wenn sie nicht da ist, ihren Platz nicht ausfüllen kann oder darf — und wie viel größer doch ist der Schaden, wenn sie das Amt führt. Das ist auch ein Stück Frauenfrage, den Einfluß der Frau von unerlaubten Gebieten weg in richtige Bahnen zu leiten.

Höher empor und tiefer hinein führt uns „Rosmersholm."

G G

Donovan

Ein moderner Engländer

2

Es beginnt nun der zweite Teil seines Lebens. Es geht langsam zum Licht. Lichtgestalten treten ihm nahe, die sonst schnell nur an ihm vorübergeglitten waren. Von der ganzen Familie Tremain strahlt ein Licht der Freundlichkeit Gottes aus, es sind hochgebildete Leute mit weitem Herzen, mit jeder Faser ihres Wesens „gläubige" Leute, das Wort nicht in dem engen Sinne, in dem es heutzutage noch vielfach gilt, gebraucht. Es sind keine überirdischen Gestalten, die uns da gezeichnet werden, sie tragen alle den Stempel der Lebenswahrheit.

Der Doktor war ein sehr bescheidner und demütiger Mann. Gerade weil er seinem Gaste so sehr zu helfen wünschte, war er tief erregt über die Verantwortlichkeit und Schwierigkeit seines Vorhabens. Was wurde von ihm verlangt? Donovan war ohne Freund — er mußte sein Freund werden; aus dem Erbe vertrieben — wenn möglich, mußte er ihm wieder dazu verhelfen; erfüllt mit dem Gefühl der Ungerechtigkeit — er mußte suchen, ihn mildernd zu beeinflussen; und das Schlimmste von allem, er glaubte an keinen Gott, — da mußte jemand — der Doktor hielt inne — ja was denn? — ihn belehren — unmöglich! Mit ihm argumentiren — wahrscheinlich erfolglos. Ihn lieben, beten, kämpfen für ihn — das mußte und wollte er thun. Was dann wurde? — Er stand bei der offnen Thür, die vom Haus in den Garten führte, er sah die alte große Ceder am Ende des Platzes sich dunkel gegen den hellen Himmel abheben, Akazien und Buchen im Winde sich bewegen, die Rosenstämme mit Blüten bedeckt, den herrlichsten Sonnenschein alles mit Wärme und Helligkeit überflutend. Er hörte die Vögel singen, die Insekten summen und den leisen Atem des Sommerwindes in den Zweigen. Ein Gefühl der Weite und Fülle kam über ihn, es war ein erquickender Morgen; und je mehr Dr. Tremain seinen Einfluß spürte, wendeten sich seine Gedanken von Krankheiten und Leiden hinweg zu dem treuen Geber der Gesundheit. Konnte er zweifeln, daß Er es war, der Donovan durch all die Wechselfälle seines Lebens geleitet hatte. Dann mußte auch der eigentümliche plötzliche Zug, der ihn nach Porthkerran getrieben, ein Stück dieser Führung gewesen sein. Und nun nahm der Doktor die Verantwortung frohen Mutes auf sich, zweifellos als eine Sorge, aber zugleich als eine Ehre und eine Freude.

Eine streng kirchliche Hausfreundin, Mrs. Causton, weist auf die Gefahren hin, die aus Donovans Gegenwart für Gladys erwachsen könnten, und darauf, daß es doch Vereine gäbe, die sich Donovans annehmen könnten. Das alles weist der Doktor zurück. „Was der arme Bursche braucht, ist ein Heim, nicht ein Verein, er hat nötig, als ein Sohn behandelt zu werden und nicht als ein Fall." Frau Causton nimmt sich denn wenigstens vor, durch Traktate und Bücher den ungläubigen zu einem so trefflichen, gläubigen Jüngling zu machen, wie ihr eigner Sohn Stephen nach ihrer Meinung ist. Dieser schwache, willenlose Jüngling spielt später noch eine traurige Rolle.

Statt dieser verkehrten und ganz erfolglosen Bekehrungsversuche thut Frau Dr. Tremain das Beste an Donovan, sie nimmt sich seiner mit wahrer Mutterliebe an. Als Dr. Tremain ihn für kräftig genug hält, entdeckt er ihm den Betrug, den Ellis offenbar an ihm begangen hat. Donovan ist aufgebracht und erschüttert, der alte Groll gegen Ellis steht nun in seiner Berechtigung vor ihm, und heftig schüttet er all das, was er an Groll gegen die Bekenner des Christentums empfindet, aus seinem Innern heraus. Aber der Anblick von Gladys, die gerade ihm einen Strauß bringt, und die ihm schon längst die Verkörperung der Reinheit und Milde ist, nach der sein Herz sich sehnt, besänftigt ihn wieder.

Es war unrecht von mir — — Sie haben mich in der letzten Woche beinahe dahin gebracht, zu denken, daß es so etwas wie Christentum giebt, ich meine für Sie; und in gewissem Sinne giebt es so ein Ding.

Dr. Tremain geht selbst zu Ellis, wird mit frecher Liebens-

würdigkeit empfangen und höhnisch zurückgewiesen; ist doch die zweite Zeugin, jene arme Magd, bereits tot. Doch seine Reise ist nicht erfolglos. Er kann Donovan von Zeichen der Liebe seiner Mutter berichten und bringt ihm ein kleines Jahresgehalt mit, das Donovan auch annimmt. Dieser hat sich nun entschlossen, Medizin zu studieren, und dies Ziel erfüllt ihn so, daß der Grimm über die Schurkerei seines Vetters allmählich schwächer wird. Dazu tritt allerdings auch noch seine Liebe zu Gladys, seinem Frauenideal. Die alte Stimmung der Bitterkeit weicht immer mehr zurück. Daß ihn auch Gladys wieder liebt, weiß er noch nicht: „Niemand hat mich bisher geliebt als ein paar Kinder und ein Hund oder zwei."

Schwer wird es ihm nun, Sonntag für Sonntag zurückzubleiben, während die andern zur Kirche gehen. Er verachtet das Christentum nun nicht mehr, es ist ihm Gegenstand des Nachsinnens geworden, allerdings resultatlosen Nachdenkens. Waren die Tremains so liebenswürdige Leute trotz oder infolge ihres Glaubens? Jedenfalls besaßen sie etwas, das ihm fehlte, eine Fülle der Zufriedenheit und des Friedens. Sein eignes System des Materialismus war durch seine genauern Studien, auch durch seine Lebenserfahrungen schon durchbrochen, hatte nun aber einer Art von Agnostizismus Platz gemacht, der für ihn weit schwerer erträglich war. Denn im Materialismus hatte er eine Gewißheit, zwar keine erfreuliche, aber doch eine, die er mit Stoizismus ertrug; nun aber war er Skeptiker geworden. Er sah wohl, daß die Ruhe für das menschliche Gemüt in einer Erkenntnis zu finden sei, hatte aber zugleich für sich die Ueberzeugung, daß diese Erkenntnis nicht zu gewinnen war. Dr. Tremain, der in dieser Zeit zum erstenmale mit ihm über seine Zweifel spricht (es ist eins der Kapitel, die wir am liebsten wörtlich wiedergäben), giebt ihm voller Zuversicht den Rat, zu warten und seiner Pflicht zu leben:

Es scheint unmöglich, daß das Warten auf „Gesundheit" etwas Gutes sein könne; wir wünschen, daß es mit einemmale ein Ende habe mit aller Krankheit und mit allen Hemmungen; erst wenn wir dahin kommen, alle Dinge mit andern Augen anzusehen, werden wir das Gute des Wartens und seine wahre Notwendigkeit einsehen.

Im nächsten Jahre arbeitet Donovan in London zum Examen. Die Ferien verlebt er wieder in seiner neuen Heimat in Porthkerran. Bei seiner Rückkehr entdeckt er die Aenderung in Gladys Wesen, aus der ihm klar wird, daß auch sie ihn liebt, und das erfüllt ihn mit Schrecken. Er sieht nun den bittersten Verzicht seines Lebens vor sich. Die schmerzlichen Stunden treten vor seine Seele, wo die kranke Dot sich zuerst mit ihren Fragen in den Regionen bewegte, in die er nicht folgen konnte. Sie war damals nur ein Kind, sonst wäre sein Atheismus ein Kummer und ein Gram für ihre liebende Seele geworden. Sollte er solche Sorge in Gladys Leben bringen? Nimmer! Aber dann mußte er dem ganzen Hause den Rücken kehren — und sein Gewissen sagt ihm klar: ja, du mußt gehen. Nun denn also wieder hinein, allein in das dunkle, nun hoffnungslose Leben. Zum zweitenmale sendet er in seiner Seelennot ein Gebet zu dem Unbekannten empor: er bittet um Kraft des Willens, Gladys zu verlassen. Denn daß er zu ihrem Glauben gelangen könne, scheint ihm unmöglich; daß er sie mit seinem Skeptizismus unglücklich machen werde, gewiß. Mit zerrissenem Herzen, aber entschlossen, reist er schon am nächsten Tage ab, erstaunte Gesichter und betrübte Herzen zurücklassend, nur froh, noch zufällig einen Vorwand gefunden zu haben.

Sein Zimmer in London teilt er nun mit Stephen Causton, der in den Augen seiner Mutter der beste, sittlichste und „gläubigste" aller Söhne ist, in Wirklichkeit ein haltloser, leichtsinniger, schwacher Charakter. Donovan ist bemüht, für ihn als einen Freund der Tremainschen Familie zu sorgen und ihn von allerhand Streichen abzuhalten, zu denen der „Muttersohn" sehr leicht zu verführen ist.

Die nächsten Ferien kommen. Donovan folgt der Einladung nach Porthkerran nicht, trotzdem es ihm sehr schwer wird, denn er weiß, daß Stephen Gladys liebt. Frau Causton ist mit dem Benehmen ihres Sohnes, den sie sonst nie von sich gelassen, und der sich nun mehr und mehr von ihrer Aufsicht zu emanzipiren sucht, nicht sehr zufrieden und schiebt die Schuld

auf den Atheisten Donovan, der ja nur einen schlechten Einfluß auf ihren Sohn ausüben konnte. Als Stephen wieder in London ist und bei Gelegenheit eines Rennens verunglückt, ist sie felsenfest überzeugt, daß ihr Sohn dies Rennen überhaupt, nur durch Donovan verführt, besucht hätte. In Wahrheit hatte Stephen die Anregung gegeben. In Porthkerran ruft die Depesche, die Donovan sendet, und der Verdacht der Frau Causton große Aufregung hervor. Nur Gladys will nicht glauben, daß Donovan der Verführer sei. Auf Bitten von Stephens Mutter begleitet sie sie zu ihrem Sohne, den Donovan inzwischen gepflegt hat. Stephen hört die ungerechten Anklagen seiner Mutter, aber wagt nicht die Wahrheit zu gestehen, und Donovan hält es für Ehrensache, dem feigen Schwächling nicht noch Unannehmlichkeiten zu bereiten. Auch er schweigt stolz auf alle Anklagen und giebt weder Gladys noch Dr. Tremain Rechenschaft. Gladys ist nun die einzige, die nicht von seiner Schuld überzeugt ist. Sie hat in seinen Augen den alten, edeln Blick gefunden, sie versteht seine Art, weil sie ihn in tiefster Seele liebt, sie fühlt, ja sie weiß, daß dieser hochherzige, groß angelegte Charakter nicht weit ist vom Königreiche des Himmels, das seinem Gedankenkreis allerdings noch eine Illusion ist. Donovan geht so weit in seiner Konsequenz, daß er den väterlichen Fragen Dr. Tremains, der ihn besucht, ausweicht und einen mütterlich liebevollen Brief seiner Gattin nicht beantwortet. Eine offene Antwort würde den Verdacht, der durch Stephens Schwäche auf ihm lastet, zerstreuen, aber er will ja eben jedes Band mit den Tremains zerschneiden, weil er darin den einzigen Weg sieht, Gladys nicht unglücklich zu machen. Mit Stephen wohnt er nicht mehr zusammen. Aber einen andern alten Genossen hat er wieder bekommen, es ist der alte Kapitän Frewin, der ihm von dessen nach Amerika gereistem Sohne anvertraut ist. Doch alles eifrige Arbeiten, alle liebevolle Fürsorge, die er dem ohne ihn sicherlich verkommenden alten Kapitän widmet, können seine Gedanken von Gladys nicht abziehen. Er verbrennt die letzten Andenken an sie, er will sie mit Gewalt vergessen, und sein Wille ist doch sonst stark. Umsonst. Und immer wieder hat er die Lust am Spiel zu bekämpfen, nur mäßiges Spielen würde ihm ja helfen, manche trübe Stunde zu bannen; aber er überwindet auch diese Versuchung.

Sonst hat er, der nie Gefallen an Altersgenossen gehabt, bisher auch keine Freunde unter den Mitstudirenden gefunden. Ihre Gespräche im Sezirsaal interessiren ihn nicht, trotzdem sie sich fast stets im Gebiet der Freigeisterei bewegen; aber ihre Oberflächlichkeit und die wohlfeilen Spötterreden stoßen ihn nur ab. Irgend einmal giebt ein vorlauter junger Student unter allgemeinem Gelächter die Entdeckung kund, daß er noch niemals beim Seziren auf eine Seele gestoßen sei. Sehr trocken antwortet unerwartet plötzlich ein andrer, sonst schweigsamer Student: „Nur ein Narr könnte hier darnach suchen." Es war ein sehr tüchtiger, aber als sehr kirchlich verschrieener junger Mann namens Brian Osmond. „Bravo," ruft ihm Donovan zu, und durch ein längeres Gespräch bei einer Nachtwache im Krankenhaus werden sie Freunde, denn beide, der Hochkirchler und der suchende Skeptiker, finden sich in der Ueberzeugung, daß das Geheimnis des Lebens im liebenden Selbstopfer besteht.

Weiterhin lernt Donovan auch Charles Osmond, den Vater seines neuen Freundes, kennen, einen Geistlichen der Hochkirche, den ersten Geistlichen, der auf Donovan Einfluß gewinnt, den bedeutendsten vielleicht. Charles Osmond ist ein groß angelegter Charakter, eine helle und freundliche Gestalt, frei von allen Gewohnheitsphrasen, mit der magnetischen Anziehungskraft, die Donovan bisher nur an Raeburn, dem Prediger des Atheismus, kennen gelernt hatte.

Er hatte eine Art, jedes Individuum zu behandeln, als wenn es zur Zeit sein einziger Wunsch wäre, ihm näher zu kommen, und obschon ein Mann von einem sehr weit reichendem Interesse, konnte er seine weltweite Sympathie so konzentriren, daß deren volle Gewalt sich auf ein einziges Herz warf. Sein Einfluß war wunderbar, dem der Sonne gleich, die kältesten Naturen schmolzen in seiner geistgewaltigen Gegenwart. Er verstand es, die zurückhaltendsten Naturen so aus sich herausgehen zu lassen, daß sie selbst staunten. Allerdings, er litt an einem großen Fehler, oder vielmehr er trug daran: er war sich seines Einflusses nur zu sehr bewußt. Er nannte es mit dem rechten Namen „Einbildung." Aber gerade dadurch, daß er beständig mit diesem Stolze

zu kämpfen hatte, gelangte er zu der Mannhaftigkeit und Weite der Toleranz, die ihn auszeichnete. . . . In gewissem Sinne war er ein isolirter Mann, sein ganzes Leben hindurch war er in hohem Maße mißverstanden worden. Bei den einen war er gebrandmarkt als „Hochkirchler," bei andern als gefährlich zur „Breitkirche"*) neigend, bei den dritten als „fast ein Dissenter." So von allen Punkten angegriffen — sah er sich nur durch die wachsende Liebe seiner armen Vorstadtgemeinde entschädigt.

Er nimmt sich Donovans mit großer Liebe an, seiner weitreichenden Bildung, seiner unbestrittenen Ueberlegenheit als Charakter, als Person, seinem magnetischen Auge, das stets zu sagen schien: „Laß uns einander näher kommen", kann Donovan nicht widerstehen. Dieser Mann hat ihm ein unbegrenztes Vertrauen abgewonnen, und ihm gegenüber spricht er sich offen über alle die Fragen aus, die sein Herz bewegen, über die Möglichkeit, Herr seiner unedeln Gedanken zu werden, über Vergebung, besonders über die Möglichkeit, so einem Schurken wie Ellis zu vergeben. Daß er den nun gar lieben soll — will ihm als menschenunmöglicher Idealismus erscheinen. Aber bei einer gemeinschaftlich unternommenen Fußreise in die Gebirge von Wales kommt er auf dasselbe Thema „Vergebung" zu sprechen. Charles Osmond wundert sich, daß er für die Lücken seines Systems noch nicht an das Christentum gedacht, das seinen Nöten gewiß mehr Licht geben würde.

Beweise, seufzte Donovan. Das ists, was ich vermisse. —

Aber das Gefühl der Not ist ein indirekter Beweis, sagte Charles Osmond.

Auf diesem Wege kann ichs nicht sehen, sagte Donovan. Daß ein Mensch in der Wüste vor Durst stirbt, ist noch kein Beweis, daß es Wasser in der Gegend giebt.

Nein; aber es ist ein Beweis, daß der naturgemäße Platz für einen Menschen nicht die Wüste ist, von der wir reden, und daß das Wasser, wonach ihn verlangt, wirklich existirt. — —

Es liegt nicht viel Gutes darin, in Bildern zu sprechen, sagte Donovan, und da wir das Eis einmal gebrochen haben . . . wie denken Sie über die Entwicklungstheorie (Häckel, Darwin) u. s. w.

Das Gespräch stimmt Donovan sehr nachdenklich, Osmond hat seine Liebe zu Dot als einen Beweis für die Existenz eines Geisteslebens erwähnt, zu der keine materialistische oder wissenschaftliche Theorie stimme. Donovan schweigt, eine Vision der Vergangenheit steigt in ihm empor.

Die kleine Dot in ihrer Reinheit, ihrem kindlichen Glauben, ihrer anklammernden Hingebung stand mit einemmale vor ihm. Wie hatte sie die Wahrheiten gelernt, die ihm so unerreichbar waren? — Sie hatte nicht an eine Autorität geglaubt, da natürlich bei ihr die Autorität des Kindermädchens weniger bedeutete als seine, aber auf irgend einem Wege war der Ungesehene, Unerkannte, ihm Unerkennbare ihr die allerstärkste Realität geworden.

Auf der Höhe des Berges, von dem sie herunterschauen in die von der untergehenden Sonne überflutete Landschaft, fühlt und erkennt Donovan, daß nur das Unendliche, das Unendliche befriedigen kann — aber in einer Minute ist er wieder gedemütigt und von seiner Gedankenhöhe schnell in die Tiefe geführt. Sie treffen mit andern Reisenden zusammen, plötzlich steht Donovan vor Ellis, der ihn mit heuchlerisch schnell gefaßter Freundlichkeit begrüßt. Zorn und Wut wallen in Donovan auf, aber er beherrscht sich und steht schweigend mit einem Blick voll stolzer Verachtung vor seinem Gegner, der schließlich vorzieht, schnell zu verschwinden.

Ich hoffe, Sie waren mit meiner christlichen Entsagung zufrieden.

Charles Osmond schwieg. Der Ton gefiel ihm nicht ganz.

Ich habe Sie beleidigt, sagte Donovan. Ich will das Adjektiv zurücknehmen.

Ihre Entsagung war sehr groß — aber — — ich sah nichts Christliches dabei.

Was sahen Sie denn? fragte Donovan.

Ich sah ein vollendetes Beispiel, wie ein Gentleman des neunzehnten Jahrhunderts seinen Feind haßt, antiken Haß, im Zaum gehalten durch die Macht moderner Zivilisation. — Ich wünschte, Sie hätten gehandelt, wie Christus gehandelt haben würde . . .

Nach einiger Zeit bekommt Donovan Gelegenheit, zu zeigen, wie sehr ihn die Erlebnisse der letzten Zeit vorwärts gebracht haben in seinem Ringen, empor zum Licht, in die Nähe Christi, zur Erkenntnis Gottes. Seine Examina hat er ja schon bestanden, und er hat sich eben entschlossen, als Arzt in einen

*) In der Partei der sog. Breitkirchlichen (Broad Church party) ringt eine freiere, von deutscher Wissenschaft angeregte Theologie nach kirchlicher Anerkennung. (Zöpffel.)

Krieg mitzuziehen, den er zwar nicht billigt, in dem er aber Gelegenheit zu vielen Hilfeleistungen zu finden hofft, als er plötzlich den unerwarteten Besuch seiner Mutter erhält. Sie ist in großer Angst und ratlos, ihr Gatte, Ellis, hat die Blattern, der erste Gedanke dieser selbstischen Frau war sofort die Flucht, und nun hat sie nur eine Furcht, daß sie gar angesteckt sein könne. Donovan kämpft seinen Zorn über die Pflichtvergessenheit nieder, die nervöse Angst und die mutlose Furcht seiner Mutter jammern ihn, er spricht ihr Mut ein und sorgt in jeder Weise für sie und ihr Unterkommen. Dann aber hat er wieder einen Kampf im Innern zu bestehen. Was ist nun Pflicht für ihn? Alles war schon vorbereitet für seine Abreise in den Feldzug — aber immer wieder erinnert ihn eine Stimme in seinem Innern, daß seine Pflicht jetzt sei, für den armen, vernachlässigten Elenden zu sorgen. Und diese Stimme siegt. „Ich muß gehen." Es ist dieselbe Art schnellen Entschlusses wie damals in Paris: „ich muß dies Leben ändern." Vergeblich erinnert ihn seine Mutter an die Möglichkeit der Ansteckung, an den Haß Ellis' gegen ihn — zu ihrem Erstaunen und zur höchsten Freude seines Freundes und Beraters Charles Osmond macht er sich auf, Ellis zu pflegen.

Ellis erkennt seinen neuen Pfleger erst nach mehreren Tagen unruhiger Phantasien, dann ist er erschreckt und geängstigt über seine Erscheinung. Schweigend nimmt er zunächst alle Dienste ruhig hin, aber dann brechen die aufgeregten ängstlichen Fragen laut hervor. „Was thust du hier? . . Sicherlich willst du mich aus der Welt schaffen." Donovan hat unendliche Mühe, ihm klar zu machen, daß er keine bösen Absichten habe, aber es ist für Ellis unfaßlich. „Du willst es doch. Du kannst nicht beweisen, daß du mich nicht vergiften willst." — „Nein, das kann ich nicht — aber wir sind ja so lange zusammen, du kannst sicher jetzt an mich glauben." Der Kranke schläft dann wieder ein, und Donovan wacht die ganze Nacht hindurch in den Morgen hinein. Seine Gedanken schweifen wieder zurück zum Sterbebett seiner Schwester. Als sie starb, hatte er an kein „Hernach" gedacht: aber was wird mit diesem Elenden? Jetzt schien ihm alles anders. Der Gedanke an das kleine Kind, das aus schrecklicher Pein hinüberging in den „Frieden des Nichts" war ihm erträglicher als der Gedanke an dies verwüstete Leben, das nun für immer sterben sollte. Was war die Wahrheit? Endet das schrecklich geheimnisvolle Leben wirklich mit dem sogenannten Tode? Und wieder sprach eine Stimme: Sicherlich kannst du jetzt an mich glauben.

Dann sah er wieder auf den schlafenden Mann, und das schmerzhafte Gefühl eines Mangels drückte sein Herz. Er hatte doch gewiß versucht, keine Spur einer Erinnerung an die Vergangenheit zu zeigen, weder durch Blicke noch Worte Ellis an das Unrecht zu erinnern, das er ihm gethan hatte, und doch war seine Verzeihung . . . verächtlich zurückgestoßen worden. — Wie war es möglich, ihm einen Beweis zu geben? Und noch einmal wiederholte die Stimme: Sicherlich kannst du jetzt an mich glauben. Da zum erstenmal in seinem Leben wurde sich Donovan eines Wesens bewußt, mächtiger als irgend etwas, das er je begriffen hatte. Es stand klar vor ihm, daß seine Sorge um Ellis nur der Schatten der Sorge war, die er selber bereitet hatte dem „Einen, der besser ist denn das Beste, was man begreifen kann." Er sah, daß in seinem Suchen nach logischem Beweise er nur ihn zurückgestoßen hatte, dessen Wege weit über allen Beweisen liegen. Der Vorhang war gelüftet, und an der Stelle des dunkeln Unbekannten stand einer, der ihn geliebt hatte mit ewig dauernder Liebe, der ihn gezogen hatte mit liebevoller Güte.

Mit Ellis geht es zu Ende. Er holt noch kurz zuvor ein schriftliches Geständnis seines Betrugs hervor, jammert über die Größe der Versuchung und kann nicht glauben, daß Gott ihm vergeben werde. Donovan hat mit ihm ein letztes Gespräch über Vergebung und Strafe; dies Kapitel würden wir auch am liebsten ganz hersetzen: Donovan, der eben erst zum bewußten Glauben erwachte Christ, sucht den in Schrecken und Verzweiflung der Zukunft Entgegenblickenden zur Ergebung in die Strafgerichte Gottes, zur Klarheit und Ruhe zu bringen. Mit dem gemeinsam gesprochnen Vaterunser besiegeln sie ihre Versöhnung. Morgens stirbt Ellis. „Der konventionell religiöse Mann, dessen Orthodoxie stets außer allem Zweifel gestanden, wäre in schwarzer Finsternis gestorben, wenn nicht in sein Herz ein Strahl von Liebe hineingeschienen hätte durch die Verzeihung, die er so wenig verdiente, wenn ihm nicht ein

Schimmer von Glauben mitgeteilt wäre durch einen, der noch gestern ein Agnostiker gewesen war."

Wir wollen hier die Inhaltsangabe schließen. Die letzten Kapitel enthalten die Klärung des verworrenen Verhältnisses zu Dr. Tremain und die Werbung Donovans um Gladys. Er fühlt sich nicht mehr durch die Glaubenskluft von seinem Ideal und seiner Geliebten getrennt, hell und herrlich liegt das Leben mit seinen Aufgaben vor ihm. „O Gladys, wenn wir nur halb soviel thun können, als wir möchten. Was für ein großer alter Werkplatz ist die Welt!"

3

Der Inhalt des Buches regt, wie bereits in der Einleitung erwähnt, zu einer Vergleichung mit Octave Feuillets La Morte an.*) Dort ist ein junger Pariser Lebemann der Held, der aber in seinem Atheismus und Materialismus kein Hindernis sieht, um die Hand einer im alten Glauben erzogenen edlen Christin anzuhalten und der sie dann als seine Frau unglücklich macht, bis sie schließlich stirbt. Nach ihrem Tode heiratet er eine ganz in der Sphäre des Materialismus Erzogne, wird durch sie, die Mörderin seiner ersten Gattin, tief unglücklich gemacht und stirbt schließlich, voll Verlangen nach einer Ewigkeit, im Glauben der Toten (la morte). — Aeußerlich betrachtet hat der Franzose den Vorzug eines dramatisch gewaltsamen Drängens zur Katastrophe in dem Ringen der scharf einander gegenüber gestellten Mächte auf seiner Seite. Donovan fließt in epischer Breite dahin mit vielen Episoden und einer Fülle von Personen und Begebenheiten, die in unsrer kurzen Inhaltsangabe auch nicht einmal angedeutet werden konnten. Die wirkliche Lösung des Problems ist der Engländerin entschieden besser gelungen. Fragt man, wie sieht es denn schließlich mit dem Glauben aus, zu dem der Held bei Feuillet gelangt, so findet man, daß all dies Aufbieten von Schauerlichkeiten doch nur dazu geführt hat, ihm die entsetzlichen Konsequenzen des auf sich gestellten Materialismus klarzulegen. Was er als Positives erlangt, ist eine Art Sauve qui peut. Denn was treibt ihn zum Glauben seiner Toten? Der Wunsch, daß es eine Ewigkeit gebe, daß dort seine tote Gemahlin, die mit einem entsetzlichen Verdacht gestorben ist, sähe, daß er keinen Teil an ihrer Vergiftung habe. Sein Glaube an eine Ewigkeit bleibt doch nichts mehr als eine Forderung seiner Angst. Der Sieg des Christentums ist bei Feuillet die Bekehrung eines gebrochenen Mannes, veranlaßt durch die Erinnerung an die Lichtgestalt einer Toten, die ihm im Leben doch schließlich nur eine lästige Fessel geworden war und hauptsächlich durch die Erkenntnis seiner bisherigen Welt als einer sterbenden.

In Donovan spielt auch eine Tote eine Rolle, es ist die kleine Dot, aber doch nur darum, weil sie schon als Lebende für Donovans inneres Leben praktisch bedeutsam war. Sonst wirkt überall Leben, kräftiges, frisches Leben, und der Held ist in seiner vollen Kraft, als er seine Lebensfreudigkeit im Glauben an den himmlischen Vater, eine neue Welt in der Hingabe seines Ichs an Christum als seinen Herrn findet. Die große Verschiedenheit in der Auffassung in beiden Romanen, dem französischen und dem englischen, ist sicherlich auch in der religiösen Sphäre begründet, der beide angehören. Feuillet schreibt eben unter dem Einfluß des Katholizismus, Edna Lyall als Protestantin. Dort eine resignirte, mystische, leidende Art in der Religion, hier impulsives Drängen nach Klarheit und Licht, opferfreudiges, ernstes, gewissenhaftes Suchen nach Wahrheit, und endlich der gesundne Glaube nicht ein stilles Kloster des Gemüts wie dort, sondern himmlische Sonnenhelle, die sich über ein unruhiges Meer freundlich ausgießt und dem aufatmenden Schiffer einen befreienden Blick in weite helle Fernen zeigt. Dort erfolgt die Bekehrung unter dem Druck des Jammers einer sterbenden Welt, hier ist sie das Ergebnis eines langen Ringens, in dem allmählich das Göttliche in der Welt, wie es sich in christlichen Charakteren gestaltet, Gott selbst durch seine Führungen den widerstrebenden Sohn des neunzehnten Jahrhunderts überwältigt.

Licht und Schatten ist bei Edna Lyall auch gerechter verteilt. Der Held bei Feuillet als Vertreter des Materialismus redet zwar gewandt und vortrefflich von seiner Ehre, als er bei dem Bischof um die Hand seines Mündels anhält, aber wir sehen nichts davon, er bleibt ein schwacher, sinnlicher Mann. Edna Lyall wird der Wirklichkeit gerechter, indem sie ihren Helden auch in seinem Unglauben einen großen und edeln Charakter sein läßt, in Raeburn, dem Prediger des Materialismus, sogar eine ideale Märtyrergestalt zeichnet und andrerseits keineswegs alles Licht nur auf die christliche Seite fallen läßt, sondern mit sichern Strichen auch die Schattenseiten des modernen Christentums zeichnet. Mit wie feinem Humor ist die bekehrungssüchtige Frau Causton geschildert, mit welcher Liebe die herrlichen Gestalten, Männer wie Frauen des Tremainschen und Osbornschen Hauses!

Wenn äußere Vorzüge noch angeführt werden dürfen, so sei die Schönheit der Sprache und die Kunst der Verfasserin erwähnt, Stimmungsbilder mit Hilfe von Naturschilderungen zu malen, auch daß sie immer wieder in dem bewegungsreichen Fluß der Erzählung, ohne dem Leser einen unangenehmen Belehrungs- oder Erklärungspuff zu geben, mit wenigen Worten die großen und hohen Gesichtspunkte aufweist.

Es ist ein Buch, aus dem die heranwachsende Jugend beider Geschlechter und auch das Alter sich gleichviel herausnehmen kann an Gedanken zum Nachdenken. Es ist besonders ein rechtes Buch, nicht für unsre Konfirmanden, für die es zu hoch ist, wohl aber für unsre Abiturienten und jungen Studirenden. Vom Gymnasium kommen sie ja in den seltensten Fällen wirklich religiös interessirt; nach all dem forcirten Leben, in den immer mehr uns fern tretenden Anschauungsformen der Antike, treten sie in die Welt mit einem Wohlgefühl, nun in einer Gegenwart zu leben, in der sie sich nur allzuleicht in der Richtung, in der sie Genüsse bietet, heimisch machen, ohne sich darum wirklich ganz in der Welt zurecht zu finden als in dem „alten herrlichen großen Werkplatz." Daß ein Verzicht etwas Erstrebenswertes, ein Opfer etwas Großes und im neunzehnten Jahrhundert, auch an seinem Ende, das Ringen nach der höchsten Erkenntnis, der Erkenntnis Gottes, ebenso Mannessache wie Forderung des Unendlichen und Edeln in unsrer Natur sei, das sind Wahrheiten, die klar, überzeugend und gewinnend nur zu selten an die herangebracht werden, die ihrer am meisten bedürfen, um den Realitäten des Lebens, den lichten wie den furchtbaren, mit Festigkeit und Freudigkeit gegenüberzustehen.

Das Buch ist leider, so viel wir wissen, noch nicht übersetzt. Wir wünschen ihm eine baldige Verdeutschung*) und viele Leser. Ke

*) Vgl. Jahrgang 1887, Nr. 24.

Verschiedenes

(Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier) und das Verbot der vierten Lateransynode. Von Dr. G. Kaufmann, ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Breslau. (Sonderabdruck aus dem „Deutschen Wochenblatt," Berlin, Walther & Apolant, 34 Seiten.)

Daß auch jetzt noch die Beleuchtung der morschen Stützen der Verehrung des sogenannten „heiligen Rocks" in Trier fortgesetzt eine Notwendigkeit bleibt, hat der Ausgang eines darauf bezüglichen Prozesses vor nicht gar langer Zeit bewiesen. Wenn im Gegensatz zur Rockbewegung von 1844, die das bahnbrechende Werk von Gildemeister und Sybel hervorrief, bei der letzten Ausstellung 1891 die Historiker von Fach den Kampf den Theologen und Zeitungsschriftstellern überlassen zu haben scheinen, so ist es doppelt erfreulich, daß jetzt ein berufener Vertreter der Geschichtswissenschaft das Wort ergreift. Die rein sachliche, lichtvolle Darstellung übt eine vernichtende Kritik an der Rocklegende, die dem Verfasser sofort die Feindschaft der „Germania" eintrug, sodaß er in der Neujahrsnummer des „Deutschen Wochenblatts" vom laufenden Jahrgang nochmals die Waffen protestantischer Wissenschaft gegen römische Geschichtsfälschung schwingen mußte. Mit welchem Ernst er es thut, möge das Schlußwort seiner Schrift bezeugen: „Man spricht soviel davon, daß man dem Volk die Religion erhalten müsse, und das thut wahrlich not, und zwar dem Volk im umfassenden Sinn, dem vornehmen wie dem geringen, dem gelehrten wie dem ungelehrten, auch den Priestern nicht weniger wie den Laien. Aber mit solchem Mißbrauch [wie die Rockausstellung] regt man alles Bittre wieder auf und treibt es in die Erinnerung, was in alter und neuer Zeit über

*) Der Wunsch des Verfassers wird soeben erfüllt im laufenden Jahrgang der Wochenschrift „Quellwasser fürs deutsche Haus", Leipzig, Otto Wiegand. Vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfge. D H

Pfaffentrug und Pfaffenlist geklagt worden ist. Mir ist es unmöglich, zu denken, daß ohne die Aufregung der von kirchenpolitischen Kämpfen erfüllten Zeiten die beiden letzten Ausstellungen gewagt worden wären. Es hätte sich das historische Gewissen dagegen empören müssen. Mögen doch die Männer, die es ernst meinen mit dem Wohl der christlichen Kirche und im besondern gerade auch der katholischen Kirche, erwägen, daß die fromme Rührung von Andächtigen auch durch andre Mittel erregt werden kann und den ungeheuern Schaden und das Aergernis nicht aufwiegt, das eine Ausstellung von Reliquien erregt, die eine solche Geschichte haben. Augenblickliche Erfolge der Art wurden noch stets erkauft durch dauernde Schädigung." R K

(Gütersloher Jahrbuch) für Freunde und frühere Schüler herausgegeben zum Besten des Evangelischen Gymnasiums zu Gütersloh. Zweiter Jahrgang, 1892. Gütersloh, C. Bertelsmann. 368 S. Gebdn. 5,50 Mk.

Das zunächst für die Kreise des Gütersloher Gymnasiums bestimmte Buch verdient wegen seines gediegnen Inhaltes auch weiterhin Verbreitung zu finden. Männer, deren Name in Wissenschaft und Kirche einen guten Klang hat, haben sich mit Lehrern und ehemaligen Schülern der Anstalt vereinigt, um belehrenden und unterhaltenden Lehrstoff zu bieten. In einer kirchlichen Zeitschrift mag zunächst auf die Artikel hingewiesen werden, die sich mit religiösen und theologischen Stoffen beschäftigen. Die Schrift beginnt mit einem frisch geschriebnen Vortrage des leider dem Gymnasium in der Blüte der Jahre entrissenen Dr. Krebs, dem auch am Schlusse ein warmer Nachruf gewidmet ist, über die Entstehung der Kreuzzüge. Der Vortrag entrollt, überall den neuesten Forschungen folgend, ein in lebhaften Farben gemaltes Kulturbild der damaligen Zeit und läßt auf diesem Hintergrunde die gewaltige Bewegung vor unsern Augen entstehen. Professor D. Mirbt in Marburg bietet sodann in seiner geistvollen Weise eine Geschichte des Ultramontanismus im neunzehnten Jahrhundert. Nach einer Schilderung der gegenwärtigen Machtstellung des Papsttums wird die Entstehung dieser Parteirichtung in der Vergangenheit skizzirt und ihre Entwicklung in unserm Jahrhundert dargelegt. Hören wir hier den Mann der Wissenschaft, so redet Pastor Fliedner in Madrid zu uns im angenehmen Plauderton, als ein Mann der Praxis über die Evangelisation, besonders in Spanien. Professor D. Cremer in Greifswald erörtert ein ethisches Thema: Duell und Ehre. Eine allseitige Würdigung der Frage ist ihm gelungen. Professor Zander in Gütersloh läßt uns in seiner „Erinnerung an Achtermann" einen ergreifenden Einblick in das Innere eines christlichen Künstlers thun. Das sind die Artikel, die religiöse und kirchliche Fragen behandeln. Ferner bietet der ehrwürdige D. Wiese, der langjährige Leiter des höhern Schulwesens in Preußen, in seiner feinsinnigen, an historische Ueberblicke sich anlehnenden Weise eine Studie über pädagogische Freiheit. Fragen der deutschen Litteratur behandeln Gymnasialdirektor Dr. Heldmann in Bückeburg, der einen Vortrag über Wallenstein bietet, und Oberlehrer Hartert in Gütersloh, der über das Dämonische und den Glauben in Goethes Egmont und Iphigenie spricht. Außerdem finden sich noch Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1870, von Augenzeugen anmutig erzählt, und eine interessante Studie über New-York von einem gebornen Amerikaner, der uns kundig durch die Weltstadt führt, von dem glänzenden Hafen bis zu den fremdartigen Chinesenquartieren. Zwischen die Abhandlungen sind einige ansprechende Gedichte verstreut, von denen zwei beizusteuern Oberhofprediger D. Kögel die Freundlichkeit hatte. R

Quittung

Auf die dringende Bitte in Nr. 17: 60 Mk. von N N in Frankfurt; 4 Mk. von St in Naumburg.

Für die belgische Mission: 8 Mk. von J B, Wittenberg.

Für die Mission in Japan: 6 Mk. von E P und M M, Dresden.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 18 der „Chronik der Christlichen Welt"

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Soeben ist erschienen:

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden Mk. 4.50

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. fco. **Reuther & Reichards** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum

in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus

von

einem christlichen Theologen

Broschirt 2 Mark

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	85
„	**Hertha**	mittel voll	do.	86
„	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
„	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
„	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
„	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	58
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
„	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	90
„	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	68
„	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	El Valido	mittel klein	leicht	60
1/10	Carolina	mittel schlank	mittelkräftig	72
„	Juanita	mittel voll	do.	80
„	Salud	do.	do.	90
1/20	Vera	gross voll	do.	95
„	Amistad (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	**do.** Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
„	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
„	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
„	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Hochachtungsvoll

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein Kandidat der Theol. (m. lic. conc.) sucht zu seiner Weiterbildung bei geringen Ansprüchen sofort Stelle. Offerten unter **B. R.** befördert die Expedition der Christlichen Welt.

Verlagsbuchhandlung von
W. Kohlhammer in **Stuttgart**

Soeben ist erschienen:

Die christliche Glaubenslehre
als
Wissenschaft vom Lebensmut
von
Dr. Fr. Walther.
Preis 6 Mk.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 19 Leipzig, den 4. Mai **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Vom Beten — Das Reich Gottes in der Lehre Jesu: 5 (Schluß) — Noch einmal Ignaz von Döllinger: 2 — Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule: 3. Die Prinzipien des französischen Moralunterrichts; 4. Die Moralbücher der französischen Volksschule — Das Zusammenwirken von Irrenseelsorger und Irrenarzt: 1 — Ibsens Pastoren: 4. Rosmersholm — Verschiedenes: Erklärung des Kleinen Katechismus D. Martin Luthers — Quittung — Anzeigen

Vom Beten

Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sichs gebührt. Röm. 8, 26.

Wie die Frömmigkeit überhaupt, so hat auch das Beten im Christen seine Geschichte. Wir reden von einem Gebetsleben. Wenn mit Recht, so muß damit auch gesagt sein, daß die Kunst des Betens eine Entwicklung hat, wie alles Leben. Auch das vorangestellte Wort Pauli setzt das voraus, läßt das erkennen. So kann nur einer reden, der viel gebetet hat. Zu einer traurigen und doch schönen, tröstlichen Wahrheit und Erkenntnis hat sich der Apostel hindurchgebetet: wir Menschen mit unserm natürlichen, fleischlichen Sinn verstehen nichts vom Beten, weder das Wie? noch das Was? Wenn sich nicht der Geist Gottes unsrer Schwachheit annimmt und für uns und aus uns heraus betet, kommts im Leben nicht zu einem rechten Gebet. Aber der Geist Gottes thut das. Wie er alles Rechte und Echte, Gute und Brauchbare in uns wirkt, so auch das rechte Gebet. Wie viel hatte der Apostel gebetet — als jüdischer Knabe, als Pharisäer, als Christ! Selbst sein christlich Beten im Anfang seines Wirkens stellt er wohl getrost unter dieses Urteil (2. Kor. 12, 7—9).

Geben wir dem Apostel Recht? Ja, sehr gern und sehr schnell, wenn es sich um das Wie? des Gebetes handelt. Daß wir in Demut, in aller Freudigkeit, mit felsenfester Zuversicht bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater, das lehrt uns nicht menschliche Vernunft, nicht ein unmittelbarer Trieb unsers Herzens, nicht ein angeborner Drang — das kommt allein aus dem Glauben an Christus und sein Heil, also aus dem heiligen Geist. Er zerstört in der Seele Trotz und Uebermut, Zweifel und Kleinmut, Mattigkeit und Trägheit. Der Geist Christi ist der rechte Gebetsgeist.

Aber wenn es sich um das Was? unsrer Gebete, unsrer Bitten handelt, so scheint Paulus doch zu viel zu behaupten, wenn er sagt, daß wir auch das nicht wüßten. Lehren wir denn nicht unsre Kinder, alles, auch das Kleinste und Geringfügigste, vor Gott zu bringen? Haben wir nicht auch selbst unsre heißesten Weihnachtswünsche einst Gott zur Erhörung vorgetragen? Wir lächeln über diese Kindeseinfalt, aber ists weniger kindlich, wenn wir alle die großen und kleinen Sorgen und Nöte vor Gott bringen, die sich uns aufs Herz legen? Sollen wir nicht wie Kinder sein? Ist das nicht echte Frömmigkeit, die alles aus Gottes Hand nimmt und mit Gott in unmittelbare Beziehung setzt?

Dennoch spricht der gereifte Christ aus dem Apostel. Er hat Recht: auch das Was unsrer Bitten muß uns der heilige Geist lehren. Paulus hat einst um Erlösung von unheimlicher Krankheit, diesem „Pfahl im Fleisch," gefleht, oft und heiß gefleht. Als ihm die Erkenntnis aufgegangen war, Gottes Gnade ist stark genug, auch in meiner Schwachheit mächtig zu sein, da hat er seine Bitte schweigen lassen. Je höher wir im Christentum steigen, desto einfacher wird unser Gebet, desto mehr läuft es auf dies Eine hinaus: Deinen Geist, Dein Reich, o Gott! Weil wir aber wissen, wie alles Zeitliche mit dem Ewigen zusammenhängt, wie jede Minute, jeder Schritt entweder Gott näher oder ferner führen kann, so wird dieses Gebet unendlich mannigfach, in immer neuen Wendungen und Verbindungen, weil aus immer neuen Erfahrungen heraus, zu Gott emporsteigen. Ums Ewige, Geistliche beten lehrt allein der Geist Gottes, unser natürlicher Sinn vernimmt nichts davon.

Aber zu dieser Gebetshöhe kommen wir doch nur, wenn wir erst einmal kindlich einfältig um Kleines, Irdisches, Nebensächliches gebetet haben. Darum wollen wir sie nicht stören, die noch also beten; ja, weil wir denn noch immer im Werden und nicht in der Vollendung sind, wollen wir selbst beten und bitten, wozu das Herz uns treibt. Der Geist wird uns in alle Wahrheit leiten. Wir werden uns unter Gottes Gnade immer mehr hindurchbeten zum eigentlich christlichen, vom Geiste allein gewirkten Gebet.

Und endlich! Hängt nicht wie allerwärts so auch hier das Wie und das Was eng zusammen? Wer erst gelernt hat in wahrer Demut, im wahren Glauben zu beten, der verlernt in demselben Maße das irdisch-menschliche Beten. Wenn wir irdische Not und Sorge betend auf den Herrn werfen, beten wir uns denn da nicht gewissermaßen von Not und Sorge los? Lernt nicht unser Mund schweigen und stille werden? Dagegen bricht immer lauter, immer inniger, immer inbrünstiger die Bitte aus der Seele hervor: Herr, nur Deine Gemeinschaft, Deinen Frieden, Deinen Geist, Dein Heil, Dich selbst! Diese Bitte verstummt nicht, je mehr man sie betet, sie wird vielmehr immer kräftiger, klarer, freudiger. Das aber ist das Beten des heiligen Geistes in uns, der Zug des Geistes zum Vater, das Werk Gottes in uns. Wir thörichten, blinden Menschenkinder müssen in Gottes Geistesschule alles lernen, vor allem das Beten. P D

Das Reich Gottes in der Lehre Jesu

5

Jesus bezeichnet also — das ist das Ergebnis unsrer bisherigen Betrachtungen — an einigen Stellen den zukünftigen himmlischen Heilszustand, der mit seiner Wiederkunft in wunderbarer Herrlichkeit eintreten wird, an andern Stellen aber den Heilszustand, in dem schon gegenwärtig auf Erden er selbst und seine Jünger mit Gott als ihrem Vater verbunden sind, als das Reich Gottes, als Erfüllung der alttestamentlichen Verheißungen von der Endzeit. Liegt hierin nun ein merkwürdiger Widerspruch seiner Anschauungs- und Ausdrucksweise vor?

Ich habe bereits (unter Nr. 3) den innern Zusammenhang hervorgehoben, der die Vorstellung Jesu von dem gegenwärtigen Kindschaftsverhältnisse der Menschen zu Gott mit seiner Erwartung und Verheißung des zukünftigen himmlischen Heilszustandes verknüpft. Dieser Gedankenzusammenhang bietet uns unmittelbar die sachliche Erklärung für das scheinbar so

befremdliche Nebeneinanderstehen der Vorstellungen, daß das Reich Gottes ein schon gegenwärtiges und daß es ein zukünftiges sei. Für das Bewußtsein Jesu war diese Gegenwart mit jener Zukunft innerlich unlöslich verbunden.

Die Gewißheit, daß Gott dereinst in der Zukunft ein Reich ewigen, himmlischen Heilslebens aufrichten wird, hat zur Voraussetzung die Gewißheit, daß Gott mit den Menschen schon während ihrer irdischen Gegenwart in ein ideales heilvolles Verhältnis eintreten will, in dem sie zu dem himmlischen Zustande vorbereitet werden und heranreifen. Der himmlische Vater kann ja sein Heil und seine Liebe nicht bloß in der Zukunft schenken wollen und sie in der Gegenwart den auf ihn vertrauenden Menschen vorenthalten. Und auch die Menschen können nicht in der Zukunft des himmlischen Lebens teilhaftig werden, wenn sie nicht schon hier auf Erden in Lebensgemeinschaft mit Gott gestanden haben. Aber auch umgekehrt gilt: Wenn das verheißene Reich Gottes eine schon gegenwärtige Verwirklichung in dem Kindschaftszustande findet, in dem Jesus und alle, die ihm sich anschließen, zu dem himmlischen Vater stehen, so fordert diese Gegenwart eine dereinstige Vollendung im himmlischen Leben. Ohne diese Zukunft würde auch der gegenwärtige Zustand nicht das sein, was er doch ist, ein Zustand heilvoller Kindesgemeinschaft mit dem himmlischen Vater.

Jesus bietet uns also die Idee von einer Entwicklung des Reiches Gottes dar, und zwar nicht nur von seiner wachsenden Entwicklung während des gegenwärtigen Aeons*), sondern auch von seiner Entwicklung aus diesem gegenwärtigen Zustande zu einem ganz anders gestalteten zukünftigen, aus irdischer Vorbereitung zu himmlischer Vollendung. Trotz der so verschiednen Erscheinungsweise des Reiches Gottes in der Gegenwart und in der Zukunft hielt er doch an dessen innerer Einheit fest. Daher konnte er mit einem und demselben Ausdruck teils den zukünftigen, bei seiner Wiederkunft eintretenden Zustand, teils den schon gegenwärtigen Zustand der Gotteskindschaft bei sich und seinen Jüngern bezeichnen.

Deshalb dürfen wir nun aber auch bei einer Fülle bedeutsamer Aussprüche Jesu, die das Reich Gottes betreffen, nicht mit Bestimmtheit sagen, Jesus meine entweder diesen gegenwärtigen oder jenen zukünftigen Zustand. Er meint vielmehr das Reich Gottes im ganzen, wie es sich in der Gegenwart entwickelt und in der Zukunft vollendet. Diesen Sinn haben wir anzunehmen, wo er zum Trachten nach dem Reiche Gottes auffordert (Matth. 6, 33; Luk. 12, 31) und die Zuversicht ausspricht, daß es des himmlischen Vaters liebendes Wohlgefallen sei, der „kleinen Herde" das Reich zu geben (Luk. 12, 32); ferner wo er in verschiednen Beziehungen die Bedingungen des Hineingelangens in das Reich Gottes bezeichnet (Matth. 5, 19 f.; 7, 21; Mark. 10, 14 f. 23. 25; Luk. 9, 62; Joh. 3, 3 u. 5) und von dem Nahesein und Nahekommen einzelner Menschen vor andern zum Reiche Gottes redet (Matth. 21, 31; Mark. 12, 34); endlich wo er das Nahekommen des Reiches Gottes zu den Menschen im allgemeinen oder zu bestimmten Menschen verkündigt (Mark. 1, 14 f.; Luk. 10, 9. 11; Matth. 6, 10). Er selbst bringt den Menschen das Reich Gottes nahe, sofern er ihnen durch sein Evangelium die Möglichkeit bietet, in einen Zustand heilvoller Gemeinschaft mit Gott zu treten, einen Zustand, der schon während dieses irdischen Lebens beginnt, aber in dem neuen Aeon, den Gott wunderbar herbeiführen wird, seine Fortsetzung und vollendete Ausgestaltung finden wird. Aber die Menschen müssen diese Möglichkeit auch ergreifen, sobald sie ihnen geboten wird; sonst wird sie ihnen für immer entzogen (Luk. 14, 15—24). Sie müssen seine Verkündigung aufnehmen, müssen in Sinnesänderung und Vertrauen (Mark. 1, 15) ihr Verlangen auf das Reich Gottes richten, und zwar auf dessen ganzen gegenwärtigen wie zukünftigen Bestand, müssen die in diesem Reiche von Gott zu gewinnenden Güter höher schätzen als alle irdischen Güter (Matth. 13, 44—46) und müssen das den Kindern Gottes geziemende Verhalten üben. Je nach dem Maße, in dem sie

*) Des Weltalters bis zum jüngsten Tage. D H

diese Bedingungen erfüllen, kommen und stehen sie dem Reiche Gottes nahe.

In diesem umfassenden Sinne ist der Begriff des Reiches Gottes auch in der Vaterunserbitte „Dein Reich komme" zu verstehen. Man darf sich hier nicht zu dem Urteil verleiten lassen: die Bitte um das Kommen des Reiches beweise, daß für Jesus und seine Jünger das Reich noch nicht, auch nicht in seinen Anfängen da sei; denn es könne doch nur entweder da sein oder noch nicht da sein (vgl. Weiß, a. a. O., S. 17 f.). Die Vereinigung der Begriffe des Daseins und des Nichtdaseins liegt in dem Begriffe des Werdens, der Entwicklung, des Kommens. Für die Vorstellung Jesu ist es durch das Wesen des Reiches Gottes bedingt, daß es ein kommendes bleibt, trotzdem es schon da ist. Denn dieser heilvolle Zustand der Kindesgemeinschaft mit Gott muß nicht nur bei denen, die bereits in ihn eingetreten sind, eine immer vollere Ausgestaltung finden, sondern er soll auch bei immer weitern Kreisen der Menschheit verwirklicht werden, wo er bisher noch nicht Bestand gewonnen hat, und er soll endlich zu einem Zustand seliger, himmlischer Vollendung werden, wenn nach Gottes Ratschluß die Periode der irdischen Entwicklung, die eine notwendige und heilsame, aber doch schwierige und anfechtungsvolle ist, abgeschlossen wird. Das sind verschiedne Beziehungen, in denen das Reich Gottes, obgleich es schon eine Verwirklichung gefunden hat, doch immer noch „kommen" muß; und in allen diesen Beziehungen muß sein „Kommen" ein Gegenstand des Verlangens und des Gebets der rechten Jünger Jesu sein. Wo Jesus wie Mark. 9, 1 genauer den Eintritt der himmlischen Vollendung des Reiches Gottes meint, da gebraucht er den spezialisirenden Ausdruck vom „Kommen des Reiches Gottes in Kraft." Ich halte es für Willkür und Vorurteil, wenn man dem Zusatze „in Kraft" dadurch seine Bedeutung nehmen zu können meint, daß man ihn für „Paulinisirend" erklärt. Wo Jesus von dem Kommen des Reiches Gottes im allgemeinen redet, da meint er nicht nur das zukünftige Kommen „in Kraft," sondern auch das schon gegenwärtige Kommen zu senfkornartiger Entwicklung auf Erden.

In dieser Weite müssen wir nun auch den Begriff des Reiches Gottes anwenden in unsrer eignen, auf die Offenbarung Jesu Christi sich gründenden wissenschaftlichen wie populären christlichen Lehrverkündigung. Wenn unsre Lehre vom Reiche Gottes in Uebereinstimmung mit der Auffassung Jesu bleiben soll, so müssen folgende Momente zu ihr gehören.

1. Das Reich Gottes muß für uns den Zustand idealer Gemeinschaft der Menschen mit Gott bedeuten, in dem die Erfüllung der auf die Endzeit bezognen alttestamentlichen Hoffnungen und Verheißungen gegeben ist. In dieser Fassung des Begriffs stimmte Jesus mit seinen jüdischen Zeitgenossen überein; sie bildet die geschichtlich gegebne Grundbedeutung des Begriffs. Zu dem Wesen dieser idealen Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen müssen wir rechnen, sowohl daß Gott sein volles Heil den Genossen seines Reiches schenkt, als auch daß diese in vollkommner Gerechtigkeit seinen Willen erfüllen. Weder das eine noch das andre Moment darf fehlen. Die Idee einer besondern Gemeinschaft der Menschen unter einander ist in den Begriff des Reiches Gottes insofern einzuschließen, als Gott mit einer Vielheit von Menschen in jener idealen Gemeinschaft steht und diese vielen Menschen in ihrer Beziehung zu Gott eine enge Verbindung auch unter einander und ein verpflichtendes Motiv zur Bethätigung gegen einander haben.

2. Wir müssen urteilen, daß das Reich Gottes eine anfängliche Verwirklichung und allmähliche Entwicklung bereits im gegenwärtigen Weltverlauf gewonnen hat, und zwar durch das der Verkündigung und Aufrichtung dieses Reiches gewidmete irdische Wirken und Leiden Jesu Christi. Unser Urteil, daß Jesus in seiner irdischen Wirksamkeit der Christus, der Messias war und nicht erst dereinst der Messias werden soll, ist nur ein andrer Ausdruck dieses Urteils, daß er durch sein irdisches Werk das Reich Gottes schon zur Verwirklichung gebracht und

nicht nur eine zukünftige Verwirklichung vorher verkündigt oder vorbereitet hat. Die gegenwärtige Verwirklichung des Reiches Gottes aber haben wir darin zu finden, daß die rechten Jünger Jesu Christi schon gegenwärtig mit Gott im Kindschaftsverhältnisse stehen. Ebenso wie es Jesus that, haben wir die wesentliche Beschaffenheit des Reiches Gottes nicht aus dem Begriffe des „Reiches," der „Königsherrschaft," sondern aus der rechten Erkenntnis des Vaterwesens Gottes abzuleiten. Nun weicht freilich der Zustand unserer Kindesgemeinschaft mit Gott sowohl hinsichtlich der göttlichen Heilsgaben als auch hinsichtlich des von den Menschen geübten frommen Verhaltens sehr wesentlich ab von den auf die Endzeit bezognen alttestamentlichen Hoffnungen und Verheißungen. Aber trotzdem müssen wir an dem Urteile festhalten, daß dieses von Jesus Christus gestiftete Reich Gottes die rechte, höchste Erfüllung jener Verheißungen ist und wir keiner andersartigen Erfüllung derselben auf Erden zu warten haben. Wir müssen den Abstand zwischen der Verheißung und der Erfüllung daraus erklären, daß die Verheißung noch auf dem Boden einer unvollkommnen Gottesoffenbarung gegeben war und daher unvollkommne Vorstellungen vom Gottesheil und von der rechten Frömmigkeit einschloß, während Jesus die Verheißung zu einer solchen volleren und höheren Erfüllung gebracht hat, wie sie der vollsten und höchsten Sohneserkenntnis von dem väterlichen Liebeswesen und Liebeswollen Gottes entspricht. Wir müssen auf das alttestamentlich-jüdische Ideal von einer durch Gottes Wundermacht aufzurichtenden Heilszeit irdischer Macht und ungetrübten irdischen Glücks und Wohlseins für die Frommen völlig verzichten, nicht etwa weil dieses Ideal zu groß, sondern weil es zu gering sein würde. Denn wir können es zwar als eine Erweisung der vollkommnen Vaterliebe Gottes gegen die Menschen verstehen, daß er sie in dieses irdische Leben mit seinen Mühen und Leiden, seinen Anfechtungen und Kämpfen hineinstellt, damit sie sich hier in der Gotteskindschaft entwickeln. Aber daß Gott für seine Frommen eine lange Periode irdischen Lebens in ungetrübtem Glück und Glanze, die doch nicht zu ihrer Erziehung, zu ihrer innerlichen Weiterentwicklung diente, herbeiführte, könnten wir nicht als eine Erweisung seiner höchsten Vaterliebe begreifen. Eine solche Periode irdischen glücklichen Lebens müßte uns vielmehr als eine ebenso lange Zurückhaltung von der himmlischen Gemeinschaft mit Gott, zu der wir berufen sind, erscheinen. Wir haben uns aber auch nicht der Illusion hinzugeben, als ob die spätere Christenheit erst allmählich von sich aus zu dieser Erkenntnis fortgeschritten wäre, daß das chiliastische Ideal fallen zu lassen sei, während Jesus selbst noch ganz in diesem Ideal befangen gewesen war. Vielmehr war gerade Jesus der erste und vollkommne Verkündiger der Anschauungsweise, in der die innere Ueberwindung des chiliastischen Ideals liegt. Nur von ihm hat die Christenheit diese Anschauungsweise gelernt. Und wenn wir geschichtlich erkennen, daß nicht nur die jüdischen Zeitgenossen Jesu, sondern auch die Christen der nachapostolischen Zeit die Hoffnungen auf ein irdisches Herrlichkeitsreich des Messias pflegten, so kann dies niemals ein Beweis dafür sein, daß auch Jesus ähnliche Hoffnungen gehegt hat, sondern nur ein Zeichen davon, wie hoch er über seiner Zeit stand, und wie wenig seine offenbarende Verkündigung durch die herrschende Strömung der Anschauungen mitbeherrscht war.

3. Ebenso bestimmt aber wie die bereits gegenwärtige Verwirklichung und Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden müssen wir die dereinstige Vollendung des Reiches Gottes im Himmel behaupten. Wollte man unter dem Reiche Gottes nur einen religiös-sittlichen Zustand verstehen, der sich während des gegenwärtigen Weltverlaufes in der Menschheit weiter entwickelt, so würde man den Begriff ebenso ungeschichtlich, nämlich abweichend von der maßgebenden Auffassung Jesu, einschränken, wie dann, wenn man unter dem Reiche Gottes lediglich den jenseitigen himmlischen Vollendungszustand verstände. Zum Begriffe des Reiches Gottes muß auch für uns das Moment des innern Zusammenhanges einer Periode irdischer Entwicklung mit einer Periode himmlischer Vollendung gehören.

Hier waltet nun zwischen der Vorstellung Jesu und der unsrigen der Unterschied ob, daß Jesus voraussetzt, der Uebergang von der irdischen Entwicklungszeit zur himmlischen Vollendung werde verhältnismäßig bald, noch für seine zeitgenössische Generation eintreten, während wir wissen, daß fast neunzehn Jahrhunderte seitdem verflossen sind, und nun auch nicht mehr sicher voraussetzen, es werde jetzt für unsre Generation das Ende der Welt mit der Wiederkunft Christi eintreten. Allein bei dieser Verschiedenheit ist doch zweierlei zu beachten. Einerseits ist für den einzelnen Christen die Sachlage deshalb praktisch dieselbe, wie sie Jesus voraussetzte, weil den Einzelnen an Stelle des Aufhörens der irdischen Welt im ganzen das Aufhören seines eignen irdischen Lebens trifft, und zwar innerhalb der Zeitgrenzen, die eben für ein Menschenleben gelten, aber ganz ungewiß, ob früh oder spät innerhalb dieses Zeitraums. Die Belehrungen Jesu an seine Jünger über die Gewißheit seiner Wiederkunft, aber die Ungewißheit ihres genauen Termins, über die Notwendigkeit der jederzeitigen Bereitschaft für sie und über das Heil, das sie denen, die bereit sind, das Gericht, das sie den nicht Bereiten bringen wird, sind von den einzelnen Christen in den weitern Jahrhunderten des irdischen Weltverlaufs unmittelbar praktisch zu deuten auf den Tod, der jedem zu ungewisser Stunde bevorsteht und ihn zum ewigen Heile oder zum Gerichtsverderben führt. Jeder Mensch macht wirklich eine solche Erfahrung, wie sie Jesus als bei seiner Wiederkunft eintretend bezeichnet hat. Andrerseits verliert die Anschauung Jesu von dem bevorstehenden Aufhören des irdischen Weltverlaufs und von seiner eignen Wiederkunft zum Gerichte über die unfromme Welt wie zur Herbeiführung der himmlischen Heilsvollendung für die Frommen dadurch nichts an Wahrheit und Wert, daß der Zeitraum zwischen dem irdischen Leben Jesu Christi und seiner Wiederkunft ein viel längerer geworden ist, als er voraussah. Unsre praktische Deutung der Wiederkunftsworte Jesu auf den irdischen Tod der einzelnen Menschen darf nie den Sinn bekommen, daß diese immer wiederkehrende Todeserfahrung der Einzelnen etwa ganz an die Stelle der einmaligen Wiederkunft Christi und der endlichen Auflösung der ganzen irdischen Welt getreten wäre. Wir müssen vielmehr die Anschauung Jesu unbedingt festhalten, daß diese irdische Welt nicht von ewiger Dauer ist, sondern von Gott dermaleinst aufgelöst werden wird, wenn nach seinem Ratschluß ihre Zeit abgelaufen ist, und daß sich die Gerichtsentscheidung darüber, wer von den Menschen dann an dem himmlischen Vollendungszustande des Reiches Gottes teilnehmen wird und wer nicht, allein nach der Stellung richten wird, die die Einzelnen zu Jesus Christus und zu seinem Evangelium eingenommen haben. Wie die Periode der irdischen Entwicklung des Einzelnen im Reiche Gottes, so ist auch die Periode der irdischen Entwicklung des Reiches Gottes im ganzen keine unaufhörlich fortdauernde; für die eine wie für die andre liegt das Ziel in dem Uebergange zur himmlischen Vollendung.

Eine wesentliche Abweichung unsrer Anschauung vom Reiche Gottes von der Jesu würde nur dann vorhanden sein, wenn Jesus im Zusammenhange mit seiner Voraussetzung des verhältnismäßig nahen Endes der gegenwärtigen irdischen Welt solchen eschatologischen Stimmungen und Forderungen Raum gegeben hätte, wie wir sie in Anbetracht der wahrscheinlichen vorläufigen Fortdauer des irdischen Weltverlaufs nicht haben und befolgen könnten. Aber dies ist, wie ich gezeigt zu haben hoffe, eben nicht der Fall. Im richtigen Sinne eschatologisch gestimmt sein müssen alle Christen, sofern sie ihres eignen irdischen Todes und der Vergänglichkeit der Welt im ganzen, sowie andrerseits ihres himmlischen Heilszieles immerwährend eingedenk sein müssen und kein Verhalten üben dürfen, das zu dieser ihrer Lebens- und Weltanschauung nicht in Einklang stände. Jesus hat aber dieser eschatologischen Stimmung keineswegs eine solche praktische Anwendung gegeben, daß er seine Jünger zu asketischer Weltflucht und unthätiger Spannung der Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Zukunft aufgefordert hätte. Er hat sie vielmehr gelehrt, auch das gegenwärtige irdische Leben schon als einen Zustand wahrer Heilsgemeinschaft mit Gott zu verstehen und sich in diesem Leben voll Gottvertrauen und voll

Bruderliebe zu bewegen, weil hierin die rechte Vorbereitung auf die zukünftige himmlische Heilserlangung bestehe. Einen höhern Antrieb zur dankbaren und nutzbringenden praktischen Verwertung des irdischen Lebens, als ihn Jesus durch seine Lehre gegeben hat, können wir überhaupt nicht erlangen. Die Anwendung seiner Lehre vom Reiche Gottes auf die besondern Verhältnisse, unter denen wir leben, muß sich in mannigfachen Beziehungen äußerlich sehr anders gestalten, als wie er sie unter seinen damaligen Verhältnissen lehrte und übte. In den allgemeinen Prinzipien aber muß unsre Lehre vom Reiche Gottes mit der seinigen übereinstimmen, und wir müssen wissen, daß wir nie eine höhere Gesamtanschauung vom Reiche Gottes gewinnen können, als wie er sie uns offenbart hat. H H W

Noch einmal Ignaz von Döllinger

2

Die zweite Abteilung der kleinern Schriften beginnt mit 1863. Wie ist die Bühne verwandelt! Die Bahn ist beschritten, die unaufhaltsam zu den Ereignissen des Jahres 1870 führt.

Döllinger selbst hat einmal gesagt, er habe nie etwas Romantisches gehabt (Erinnerungen S. 4). Auf die kirchlich-politische Haltung bis 1848 wird das freilich nicht ganz zutreffen, wenn zur Romantik gehört, daß sie die Dinge in dem Lichte zu schauen liebt, in dem ihre eignen Empfindungen und Phantasien schweben. Aber der Realist war in ihm wohl immer daneben lebendig und entwickelte sich offenbar in den fünfziger Jahren mit besondrer Kraft. Er sieht, wie die Entwicklung unter den neuen Verhältnissen so ganz anders wird, als er sie sich gedacht hatte, wie unter der Freiheit der Kirche und der Schwäche der Staatsgewalt sich die Demagogie entfaltet, die die Freiheit, die Döllinger erhofft hatte, niedertritt und nur ihre eigne Freiheit und Herrschaft kennt. Es kommt dazu, daß er auf einer römischen Reise im Jahre 1857 die Zustände an der Kurie in nächster Nähe kennen lernt: die hochmütige Verachtung, den blinden Haß gegen deutsche Wissenschaft, die Unzulänglichkeit des päpstlichen Personals, das lächerliche Zeremoniell, die morschen Zustände in Kirche und Kirchenstaat, dessen nahes Ende ihm zur Gewißheit wird. Nach Hause zurückgekehrt sieht er die junge demagogische Partei immer weiter vordringen, den Feldzug gegen die deutsche Theologie planmäßig betreiben, ihre Vertreter denunziren, mit Intriguen umspinnen, wo es geht, aus ihren Lehrstühlen verdrängen und durch Zöglinge des jesuitischen Collegium Germanicum ersetzen. Darin erkennt Döllinger den Kampf gegen das Ideal, dem er immer gedient hat: die Verschmelzung katholischer Ueberlieferung mit den geistigen Kulturmitteln des neunzehnten Jahrhunderts. Das treibt ihn tiefer in die Geschichte der Theologie hinein. Er geht ihren Epochen, den charakteristischen Erscheinungen und Ursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls in den einzelnen Ländern nach. Das ist das Thema seiner berühmten Rede auf der von ihm nach München einberufnen Versammlung katholischer Gelehrten (28. September 1863; abgedruckt in den Kleinen Schriften S. 161 ff.).

Die scholastische Theologie — das sind ihre wichtigsten Gedanken — ist an der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts widerstandslos zerbrochen. Aber die katholische Theologie hat an der protestantischen gelernt, sich gereinigt, orientirt und sich bald über sie erhoben. Sie übernimmt auf dem Gebiet der philosophischen, biblischen und geschichtlichen Studien in allen Ländern die Führung. Wo sie freilich in die Wege der Scholastik zurücklenkt, oder wo ihr Inquisition und Index die freie Lebensluft rauben, geht sie zu Grunde: in Spanien, Italien, Deutschland. Wo sie aber in den neuen Bahnen bleibt und sich der nötigen Freiheit erfreut, wie im Frankreich des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, da entwickelt sie sich vor allem auf dem Gebiet der biblischen Wissenschaften, der Patristik und der Kirchengeschichte zu herrlicher Blüte und bleibt doch zugleich die durch und durch internationale, auch darin katholische Wissenschaft. Aber in der zweiten Hälfte des achtzehnten

Jahrhunderts tritt der Verfall dieser französischen Theologie ein. Die Revolution macht ihr ein Ende, und das neunzehnte Jahrhundert baut sie nicht wieder auf, schon darum nicht, weil es an Stelle der alten freien Zentren ihrer Arbeit nur zu klerikalen Seminarien kommt. So ist denn im neunzehnten Jahrhundert die theologische Wissenschaft an uns Deutsche gekommen. Und hier findet sie eine besonders hohe Aufgabe:

> Uns allein unter allen Völkern ist das Geschick widerfahren, daß das scharfe Eisen der Kirchentrennung mitten durch uns hindurchgegangen ist und in zwei fast gleiche Hälften uns zerschnitten hat, die nun nicht von einander lassen und doch auch nicht recht mit einander leben können. Zwei Hälften sage ich, die sich in des Herzens Tiefe nach Wiedervereinigung sehnen, weil sie den Fluch dieser Spaltung bei jedem Schritt und Tritt, in jedem Pulsschlag des nationalen Lebens empfinden, die sich lieben und sich hassen, sich befehden und sich die Bruderhand reichen. Es ist doch ein dunkler Schatten, der von dort an auf unsre Geschichte gefallen ist. Als Nation siechen wir wie der vom vergifteten Pfeil getroffene Philoktet an dieser fort und fort eiternden Wunde. Vielen scheint sie unheilbar, und keiner weiß bis jetzt ein Heilmittel zu nennen.

Da findet die katholische Theologie ihre Aufgabe. Sie hat in frühern Zeiten die Spaltung bewirkt und geschürt. Jetzt soll sie die Gegner zu höherer Einheit versöhnen. Aber sie kann es nur, wenn sie das wahrhaft Trennende und Unkatholische in der Lehre der Gegenseite mit allen Mitteln der Gegenwart überwindet, wenn sie zugleich das Wesentliche und Bleibende unterscheidet vom Zufälligen und Vorübergehenden, und wenn sie endlich alles Wahre und Gute der getrennten Genossenschaften sich frei und offen aneignet, als ihr Eigentum in Anspruch nimmt und so dem Irrtum der Gegenwart die Lebensbedingungen entzieht, den teilweisen Wahrheitsbesitz. Der gute Wille zu den Voraussetzungen in solchem Einigungswerk fehlt aber auf katholischer Seite nicht minder als auf protestantischer. Damit kommt er auf den großen Gegensatz im katholischen Lager selbst: die Partei der Theologie auf dem Boden des neunzehnten Jahrhunderts und die Partei der einfachen Rückkehr zur Scholastik. Es ist ihm nicht zweifelhaft, was die Zeit verlangt:

> Die Kette der wissenschaftlichen Tradition, an der Jahrhunderte theologischer Thätigkeit sich gehalten und orientirt haben, ist gebrochen. Die Zeiten sind vorbei, in denen man sich für einen guten Dogmatiker halten durfte, ohne gründliche Kenntnisse der Exegese, der Kirchengeschichte, der Patristik, der Geschichte der Philosophie zu besitzen. So wird auch wohl, um nur das Nächstliegende zu erwähnen, niemand in Deutschland dem den Namen eines Theologen geben, der etwa der griechischen Sprache nicht mächtig, also nicht einmal die Vulgata zu verstehen und zu erklären imstande wäre.
>
> Man darf mit dem katholischen Traditionsprinzip nicht verfahren wie ein Geiziger, „der einen Haufen gemünzter Geldstücke in einen Topf füllt und in die Erde vergräbt. Er hat dann freilich einen Schatz, an dem nichts zu- und nichts abgeht, der nach Jahrhunderten gehoben werden kann, der aber eben auch in dieser ganzen Zeit tot und unfruchtbar geblieben ist".
>
> Die Theologie muß sich also den andern Wissenschaften gleichstellen im Umfange der Forschung, Methode und Kritik, daß sie keine Quelle der Erkenntnis, kein wissenschaftliches, von der neuen Zeit dargebotnes Mittel vernachlässigen darf. Wie wenig Döllinger dabei von dem katholischen Grundsatz der Gebundenheit durch die Ueberlieferung weichen will, zeigen die nächsten Sätze. Aber überall blickt auch die Sorge durch, die ihm die neue Richtung bereitet. Es ist beiden Seiten gesagt, gilt aber doch wohl praktisch zunächst den Gegnern, wenn er von der rechten Theologie sagt:
>
> Sie sorgt für die Zukunft, indem sie die noch vorhandnen Lücken des Systems nicht etwa, wie es oft geschehen, verbirgt und künstlich zudeckt, sondern ihr Dasein konstatirt und zugleich jeden voreiligen, eigenmächtigen Versuch, Meinungen einer Schule mit der Autorität kirchlicher Doktrinen zu bekleiden und als einen der allgemeinen Kirchenlehre gleichartigen und ebenbürtigen Stoff beim theologischen Bau zu verwenden, zurückweist.
>
> Auf diesem Gebiet der Theologie — nicht des Dogmas — ist der Wissenschaft die Freiheit „so unentbehrlich, als dem Körper die Luft zum Atmen, und wenn es Theologen giebt, die ihren Fachgenossen diese Lebensluft unter dem Vorwande einer Gefahr für das Dogma entziehen wollen, so ist das ein kurzsichtiges, selbstmörderisches Beginnen."

Die Einberufung der Gelehrtenversammlung war ein Fehler

gewesen, wie denn überhaupt Cornelius in seiner herrlichen Rede auf Döllinger von jener Zeit sagt, es habe zuweilen geschienen, als ob die Weite des Blickes etwas abbreche von der scharfen Auffassung des Nahen. Das unglücklichste Jahr in dieser Beziehung war vielleicht das Jahr 1861 gewesen. In den „Odeonsvorträgen" hatte er die Möglichkeit erwogen, daß der Kirchenstaat nicht bloß, wie jetzt nach dem Jahr 1859, ein Fragment bliebe, sondern ganz zusammenbräche; er hatte dabei zugleich sein Vertrauen ausgesprochen, daß Gott der Kirche dafür andern Ersatz schenken werde. Dieses Gottvertrauen, das sich mit jeder Wendung der Geschichte abzufinden weiß, hatte einen Sturm gegen ihn erregt; der Nuntius hatte noch während des Vortrags den Saal verlassen. Und Döllinger war nicht fest geblieben. Sein Buch „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat" lenkte ein, ohne zu gewinnen, und auf dem glänzenden Münchner Katholikentage des Jahres 1861 war er, der seit 1850 diesen Tagen fern geblieben war, „als Büßer" erschienen. So hatte er denn jetzt 1863 beide Parteien seiner Kirche zur Gelehrtenversammlung berufen. Der Wiener Nuntius hatte die Anregung gegeben, der Papst seinen Segen gesandt, drei Bischöfe nahmen teil. Aber Döllingers Rede entfachte einen Sturm wilder Entrüstung: schon in der Versammlung brach er aus und hielt lange an. Der „Segen" wurde abgeleugnet und durfte in den Bericht über die Versammlung nicht aufgenommen werden. Künftig war Döllinger in den Augen der Partei unrettbar verloren. Eine Gelehrtenversammlung dieser Art durfte ferner nicht mehr stattfinden (vgl. auch: Briefe und Erklärungen S. 160 f.). Bald darauf kündigte sich im Syllabus der Entscheidungskampf an.

Die fünfziger und sechziger Jahre sind in gewissem Sinne die Zeit des Kampfs um die geistlichen Bildungsanstalten gewesen. In Bayern bot jetzt die Staatsregierung selbst die Hand, die Würzburger Professoren J. B. Schwab und Deppisch zu verdrängen und die zwei „Germaniker," d. h. Zöglinge des Collegium Germanicum, Denzinger und Hergenröther an ihre Stelle zu setzen. Der Bischof von Speyer, von Rom und der römischen Partei geschoben, beabsichtigte an seinem Bistum ein theologisches Seminar zu errichten, das seinem künftigen Klerus die Universität ersetzen, dessen Lehrer aber vom Staat unabhängig, ganz zur Verfügung des Bischofs stehen sollten.

Zweimal hat Döllinger in dieser Frage die Feder angesetzt, das einemal, ohne die fertige Arbeit zum Druck zu bringen (jetzt in den Kleinern Schriften S. 197 ff.: Die Speyerische Seminarfrage und der Syllabus 1865), das andremal in einer Reihe von anonymen Artikeln der Augsburger Allgemeinen Zeitung in deren Spalten wir von nun an Döllinger immer mehr finden: „Die Broschüre »Zur Belehrung für Könige«" (Kleinere Schriften S. 269 ff.). Dasselbe Thema zieht sich durch beide Aufsätze hindurch: die Gefahr, die für Kirche und Gesellschaft, Wissenschaft und Sitte vom Ultramontanismus droht. Dieses System, von dem er noch 1848 und 1850 als von einer Fiktion nur in hypothetischen Sätzen gesprochen hatte, kennt er jetzt als eine furchtbar lebendige Macht, deren Programm im Syllabus formulirt ist, diesem „Mühlstein, den man in Rom den Katholiken aller Länder an den Hals binden möchte," dieser Kriegserklärung an alles, worauf heute die staatliche, bürgerliche und kirchliche Ordnung ruht. Er deckt die Methode auf, die die Vertreter dieses Systems in allen Ländern befolgen, die Folgen für die nationale und soziale Erziehung und künftige Stellung des Klerus. Warnend weist er auf den in Rom jetzt maßgebenden französischen Einfluß, auf die Früchte, die das System in Belgien und Italien schon gezeitigt hat, auf das Schicksal, das der Theologie von ihm droht, auf die Seminarien Italiens und Frankreichs, deren fünf- bis achthundert Professoren außer einigen obskuren Kompendien nichts leisten, die geistig verkümmern und dem Unsegen der Routine und des handwerksmäßigen Mechanismus verfallen. Er fürchtet, es möchte dann die deutsche katholische Litteratur in nicht ferner Zeit einem Leichenfeld gleichen, auf dem es sehr stille hergeht, auf dem man nur noch Predigten, Gebetbücher und scholastische, von den Jesuiten approbirte Traktate drucke:

> Wie man im Orient sagt, wo der Türke den Fuß hinsetze, da wachse kein Gras mehr, so kann man von diesem System und dieser Partei sagen: wo sie herrscht, da stirbt Wissenschaft und Litteratur ab.

Er weiß, daß auch er sein Teil zu den Erfolgen der Partei beigetragen hat. Auch er hat früher über die Ansprüche der Päpste und die Grundsätze der Kurie zu sehr als Sachwalter und zu wenig als Historiker geredet. Und viele Jahre später äußert er zu Frau von Eisenhart:

> Ich empfinde oft im tiefsten Innern einen Gewissensskrupel. Denn ich habe als Theologe viel gutgeheißen, viel in meinen Büchern im schönsten Licht gezeigt, von dem ehrlichen Wunsch beseelt, die Religion und die Kirche zu heben, und manchen Fehler verschwieg ich. Dadurch habe auch ich dazu beigetragen, den Klerus zu bilden, der später das Unfehlbarkeitsdogma befürwortet und angenommen hat. Man geht oft weit und gelangt dann plötzlich, unvermutet an einen Punkt, wo man Halt macht, weil sich das Gewissen sträubt, weiter zu gehen. So erging es mir bei diesem Dogma.

Die Aufsätze dieser Jahre zeigen zugleich überall, welche Richtung seine Studien genommen haben. Es sind die gewaltigen Arbeiten, die kurz darauf in den Aufsätzen über das tridentinische Konzil und die Inquisition (Kleinere Schriften S. 229 ff., 286 ff., 357 ff.), wenige Jahre später im „Janus" (siehe unten) zu Tage treten, und deren Früchte zum Teil noch in den letzten Jahren in den Werken riesigster Gelehrsamkeit erschienen sind, in den Werken über die Geschichte der Moralstreitigkeiten (1889) und über den Index (1883 bis 1885). Es sind offenbar immer die praktischen Fragen der katholischen Gegenwart, die ihn da geleitet haben. Denn überall gelten diese Forschungen den Vorgängen und Institutionen, die in der Gegenwart zu neuem Leben, zu furchtbarer Gewalt erwacht sind: den politischen Mitteln der Kurie, Fälschungen, Index, Jesuitenorden und jesuitischer Moral. Die Aufsätze „Zur Broschüre" u. s. w. sind dafür besonders lehrreich. Sie geben von der Entwicklung der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert schon in kurzen Zügen das Bild, das dann Johannes Friedrich im ersten Bande seiner Geschichte des vatikanischen Konzils bis ins einzelne gezeichnet hat.

K M-Br

Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule

3

Die Prinzipien des französischen Moralunterrichts

Es bleibt nun noch die Aufgabe übrig, uns ein Urteil über den Wert der ganzen Einrichtung zu bilden. Dabei muß sich zeigen, ob die von uns ausgesprochene Erwartung, es werden sich aus dem französischen Vorgang wichtige Folgerungen für den Kampf um die konfessionslose Schule ziehen lassen, gerechtfertigt ist.

Die Schöpfer des Moralunterrichts lassen uns über den Zweck und demnach über den Maßstab, an dem dessen Wert gemessen werden soll, nicht im Zweifel. Sie wollen die Jugend zur Moralität erziehen, aber zu einer Moralität, über die kein Streit sein kann; es sei die „aller rechtschaffenen Leute" oder, wie sich der Normallehrplan auch ausdrückt, „die allgemeine und ewige Moral." Sie betonen, daß eine solche der Jugend etwas an sich absolut Wertvolles überliefere, daß dadurch aber auch noch ein Zweck erreicht werde, der ebenfalls den Rang eines Hauptzweckes für sich beanspruchen dürfe: es werde ein Einheitsband um die Jugend der Nation und dadurch um die Nation selbst geschlungen.

Wir müssen jene allgemeinen Ausdrücke über das Wesen der französischen Schulmoral im Auge behalten. Sie treffen den Kernpunkt der Sache. Wir wollen also kein Gewicht darauf legen, trotzdem die Versuchung hierzu groß ist, daß die evangelische Kirche zum Schulgesetze von vornherein eine andre Stellung einnehmen dürfte als die katholische. Gewiß mußte und muß sich die katholische Kirche vor allem als die angegriffene, ja geradezu als die aus ihrem Eigentum vertriebene fühlen. Daß der Gegensatz gegen sie ein prinzipieller ist trotz aller Redensarten von kirchlicher Neutralität, das beweisen die Worte des Normallehrplans: „Die vornehmste Verpflichtung gegen die Gottheit besteht in der Erfüllung der Gebote, die aus Vernunft und Gewissen erhellen." Der katholischen Kirche ist die

vornehmste Verpflichtung gegen die Gottheit die Erfüllung der kirchlichen Gebote. Gehorsam gegen die Kirche ist die Tugend aller Tugenden, Ungehorsam gegen sie die Sünde aller Sünden. Der Protestantismus dagegen ordnet nicht nur den Gehorsam gegen die Kirche dem gegen Gottes Wort unter, er kann auch der Rede von Gottesgeboten, die aus Vernunft und Gewissen fließen, soviel Wahrheit zugestehen, daß die Gebote sich jedem Gewissen bezeugen. Er darf sich hierfür auf den Satz Luthers berufen, daß das Gesetz Mosis nur insofern Bestand habe, als es dem natürlichen Menschen ins Herz geschrieben sei; ferner darauf, daß Jesus vom reichen Jüngling die Erfüllung der Gebote der zweiten Tafel, also die Moralität des alltäglichen Lebens gefordert hat. Aber durch diese Verschiedenheit der Stellung der beiden Kirchen ist für den Wert der Sache selbst noch nichts bewiesen. Wenn der Moralunterricht seine Spitze auch zunächst gegen die katholische Kirche kehrt, was ihm seinerzeit unter den Protestanten Frankreichs viele Anhänger erworben hat, so könnte die evangelische Kirche doch ein Recht zu der Klage haben, daß das Schulgesetz der Schule ein Kuckucksei unterlegte, durch die neue Moral die Schule korrumpirte.

Näher als dieses zweifelhafte Lob der schärfern Opposition gegen den Katholizismus reicht an den Kern der Sache ein Vorwurf, wenn er auch zunächst nicht den Geist des Moralunterrichts, sondern den seiner Urheber trifft. Es ist dies der Tadel, daß der französische Normallehrplan den Einfluß der Schule überschätzt, indem er die Wirkung des Moralunterrichts sofort im täglichen Leben sehen, ihm Titel und Rang einer moralischen Erziehung geben will. Will er das Volk auf eine höhere Stufe der Moralität bringen, wie er erklärtermaßen soll, so müßte er von einer gewaltigen Bewegung der Geister hervorgerufen und getragen sein, die allen Ernstes auf sittliche Erneuerung abzielt. Davon ist in den Programmreden und Schriften der Reformer verzweifelt wenig zu spüren. In ihnen tritt vielmehr die politische Tendenz des Gesetzes, die Absicht, durch den Moralunterricht Kirchliche und Unkirchliche zu einigen, so stark hervor, daß man fast sagen möchte: der absolute Wert, der der Moralität zunächst zuerkannt ist, wird schon dadurch wieder zurückgenommen, daß sie vor allem als Mittel zum Zweck, als kirchenpolitisches, wie man nun sagen will, Kampfes- oder Friedensmittel wertgeschätzt wird. Trotzdem ist die Pädagogik der amtlichen Erlasse ihres Erfolges so sicher, daß es fast zum Lachen wäre, müßte nicht die darin zu Tage tretende Verblendung überaus ernst stimmen. Welches Recht hat sie denn zu ihrer Zuversichtlichkeit? Was ist denn jene „allgemeine und ewige Moral," jene Moral „aller rechtschaffenen Leute" ihrem Wesen nach? So sind wir wieder auf die entscheidende Frage zurückgewiesen.

Sie erledigt sich zugleich mit der andern: Was ist ihre Quelle? Der Normallehrplan antwortet: Vernunft und Gewissen. Er teilt demnach die verbreitete Ansicht, der auch Moltke, jüngst erschienenen Veröffentlichungen zufolge, anhing, daß es eine von Religion, Konfession u. s. w. unbeeinflußte Gesetzgebung des Gewissens giebt, die für einen weiten Kreis, für „alle rechtschaffenen Leute" unbestrittene Resultate liefert, und das von jeher. Aber das ist ein Irrtum, den die Geschichte des menschlichen Geisteslebens sowohl als eine aufmerksame Vergleichung der christlichen Sittlichkeit mit der außerchristlichen zur Genüge widerlegt. Die Quelle unsrer konfessionslosen Moral und so auch die der französischen Schulmoral ist nichts andres als die Moral unsrer christlichen Kulturwelt. Sie ist eine Auslese aus den in dieser geltenden Sittengeboten. Eine solche Auswahl kann für Christen und Israeliten, ja auch für Muhammedaner gemeinsame Sätze aufstellen, weil alle drei Religionen aus der gemeinsamen mosaischen Wurzel erwachsen sind. Die französische Auswahl hat allerdings einen Stich ins Christliche, wie sich in unserm zweiten Abschnitt ergab. Auf viele Ausführungen des Normallehrplans paßt Gretchens Urteil über Fausts Glaubensbekenntnis: ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bischen andern Worten. Aber darum bleibt doch der Charakter des Ganzen; es ist eine Abstraktion aus der christlich-jüdischen Moral. Nun müßte eine Morallehre, die von all der Fortbildung absieht, die in und durch die konfessionellen Gegensätze

stattgefunden hat, geschweige denn eine solche, die für Christen wie Juden gleichmäßig passen soll, etwas Unbestimmtes, Fades, Langweiliges haben. Die französische ist denn auch, wie schon gezeigt, nicht imstande gewesen, sich in solcher Entfernung vom Boden der Wirklichkeit zu halten. Sie läßt unverkennbar etwas von Gegensatz gegen eine Konfession durchschimmern. Das würde freilich noch nicht genügen, um ihr den Charakter des Unbestimmten zu nehmen. Allein die Speise hat noch eine andre kräftigere Würze erhalten, wie sofort zu zeigen sein wird. Der Nachweis hierfür muß aber über die Bestimmungen des Normallehrplans hinausgreifen, um den Vorwurf zu vermeiden, daß in der vorliegenden Beurteilung aus einzelnen vielleicht nicht so genau zu nehmenden Ausdrücken lange dünne Fäden herausgesponnen seien. Unser Beweismaterial hierfür sind die Moralbücher, die nach den eben gekennzeichneten Bestimmungen ausgearbeitet sind.

4 Die Moralbücher der französischen Volksschule

Moralbücher müssen wir sagen. Von Katechismus darf beileibe nicht die Rede sein. Der ist für die moderne französische Pädagogik der Schutzpatron der mechanischen Unterrichtsmethode, der Inbegriff des Langweiligen und Abgeschmackten. Auch offizielle Schulbücher, die mit Ausschluß aller andern eingeführt wären, giebt es nicht. Die dritte Republik läßt auf Grund jährlicher Gutachten von Lehrerkonferenzen für jedes der sieben-undachtzig Departements eine Liste empfehlenswerter Schulbücher aufstellen und fort und fort ergänzen. Ein 1889 erschienener Katalog enthält nicht weniger als 117 Moral- und Bürgerlehrbücher und 452 Lesebücher, die vielfach zugleich Morallesebücher sind. Aus solchen Haufen wählt der einzelne Lehrer das ihm geeignet scheinende heraus. Allerdings sind viele Bücher nur in vereinzelten Departements zur Anschaffung empfohlen. Die nachgehends besprochenen sind sechs an der Zahl. Sie rühren aber von Großwürdenträgern der französischen Schulwelt her und sind durch die hohe Zahl von Departements, in denen sie empfohlen sind, ausgezeichnet. Es sind drei Lesebücher: 1. Lectures morales et littéraires von Liard (empfohlen in 41 Departements), 2. Lectures pratiques von Jost und Braeunig (80 Departements), 3. Le tour de la France par deux enfants (73 Departements) von Bruno, dieses 1892 in der 219. Ausgabe erschienen, demnach sehr beliebt — und drei Lehrbücher, eines von Liard (62 Departements), ein zweites von Mme. Gréville für junge Mädchen (79 Departements) und ein drittes von Marion. Dieses ist aus Kursen für künftige Seminarlehrerinnen entstanden, als Schulbuch nur in einem Departement empfohlen, aber auch nur für Lehrer zum Selbstunterricht bestimmt. Es stimmt mit dem Normallehrplan so sehr überein, und der Verfasser giebt sich in seiner Schrift über die Bewegung der pädagogischen Ideen in Frankreich seit 1870 selbst so sehr als der Schulreform nahestehend, daß man ein Recht hat, zu vermuten, die Bestimmungen für den Moralunterricht seien wesentlich auf ihn zurückzuführen. Wie sich sofort zeigen wird, haben die Verfasser der Schulbücher seine Gedanken geradezu zu leitenden Ideen für ihre Arbeiten gemacht. Auf ihn werden wir daher auch am Schlusse zurückzukommen haben, um das Gesamturteil über den Geist der auf seinen Schultern stehenden Schullitteratur an seinen Sätzen zu messen.

Für den Anfang dagegen ist es billig, daß wir angesichts der vorhin erwähnten Geringschätzung des Katechismus uns fragen: Was für eine Darstellungsform haben die französischen Moralbücher gewählt? Was setzen sie an die Stelle von Katechismus und biblischer Geschichte, um ihren Gegenstand den Kindern faßlich zu machen? Besehen wir die genannten fünf Bücher, so haben sie eine große Mannigfaltigkeit, sie bilden eine wahre Musterkarte von Darstellungsformen, und jedes repräsentirt wieder eine besondre Gattung. Unsern deutschen Lesebüchern am nächsten steht Jost und Braeunig. Es zerfällt in kleine Nummern, die die Form von Anreden des Lehrers an die Schüler haben, um dadurch die Wirkung eines persönlichen, wärmern Tones zu erzielen. Unter der Ueberschrift „Der moralische Mensch" werden die Aufmerksamkeit, die Einbildungskraft, das Urteil, die Empfindung, das Gewissen, der Wille und

Aehnliches behandelt, und zwar in der Weise, daß Geschichtchen oder fingirte eigne Erlebnisse der Schüler die Grundlage für Definitionen aus der Seelenlehre bilden müssen. Ansprechender ist ein Abschnit über den sozialen Menschen mit seinen den Familiensinn nährenden Schilderungen von Geburt, Hochzeit und Begräbnis, ebenso ein Abschnitt über Beschäftigungen der Frau. Schlußeindruck ist aber, nicht nur daß das meiste über die Fassungskraft der Mittelstufe hinausgeht, sondern auch daß das Buch viel weniger bietet, als der Normallehrplan fordert, weil es die Moral durch eine Art Psychologie verdrängt werden läßt.*)

In dem für junge Mädchen bestimmten Buche der Mme. Gréville ist nichts an Fleiß gespart, um das Urteil zur Unterscheidung des moralischen Wertes der einzelnen Handlungen zu befähigen. Eine Definition jagt die andre. Es stimmt dies mit dem paradoxen Rate von Marion, man sollte bei den ohnehin zu kühler Verständigkeit geneigten Knaben sich an das Herz wenden, dem Gemüte der leicht erregbaren Mädchen dagegen einen Rückhalt an festen Sätzen, an Formeln geben. Wenn aber schon dieser Rat von Marion nur als Warnung vor zu weitgehender Anbequemung an das Temperament beider Geschlechter Wahrheit hat, so geht vollends die trockene Kasuistik der Mme. Gréville über Fähigkeit und Bedürfnis von Volksschülerinnen in Bezug auf begriffliche Ausbildung weit hinaus. Greifen wir aufs Geratewohl eine Probe heraus:

Die Nachsicht ist eine der Formen der Güte. Sie besteht darin, daß man den kleinen Fehlern andrer gegenüber freiwillig die Augen schließt, weil niemand vollkommen ist, und man notwendig die Fehler unsrer Lieben ertragen muß, damit sie die unsrigen ertragen.

Dann wird die Schwäche definirt und zur Erleichterung der Unterscheidung von der Nachsicht ein Beispiel gegeben: Andreas verzeiht einem armen Knaben, der ihm Obst stehlen will, gegen das Versprechen der Besserung, während er einen Verbrecher, der ihm seinen Kassenschrank plündert, dem Arm der Gerechtigkeit überliefert.

Liard hat in seinen Lectures morales et littéraires, 1889 in achter Auflage erschienen, den Einfall, so wird man ihn wohl nennen müssen, von Marion verwirklicht, daß man für die Volksschule eine Auswahl aus den schönsten Erzählungen des klassischen Altertums veranstalten könnte. Was für Gymnasien ein wenig veraltet sei, werde für die Einbildungskraft der Volksschüler noch volle Frische haben. So erfahren denn diese durch Liard von Homer, Achilles, Priamus u. s. w. Von den Heroen der alten Welt geht er über zur französischen Litteratur. Jede Nummer soll irgend eine Tugend vergegenwärtigen.

Kindlicher ist das Morallehrbuch von Liard. Er wählt teils wie Jost und Braeunig die Form der Anrede an die Schüler, teils die eines Gesprächs, teils giebt er auch Erzählungen. Besonders das für die Mittelstufe bestimmte Pensum ist in entsprechendem Tone gehalten. Da läßt er z. B. den Großvater sich mit Enkelsohn und Enkeltochter ganz hübsch unterhalten. Man möchte nur wünschen, daß neben den scherzhaften Partien des Gesprächs der heilige Ernst der — zehn Gebote stünde.

Nach der Empfindung der französischen Schulwelt scheint Bruno mit seinem Tour de la France einen Schuß ins Schwarze gethan zu haben. Auch das deutsche Haus, das seine Kinder mit ihm bekannt machen kann, wird es nicht zu bereuen haben. Es ist ein Lesebuch, das man wohl mit dem Campeschen Robinson vergleichen darf, nur ist es gewandter und einheitlicher

*) Ein in den Grenzboten 52. Jahrgang Heft 11 erschienener Aufsatz hat neulich das Buch von Jost und Braeunig und die darin in erster Linie betriebene Vorbildung des Kindes auf das bürgerliche und soziale Berufsleben belobt. Dort ist allerdings nicht in Betracht gezogen, daß das Buch unter Umständen als einzige Unterlage des Moralunterrichts dienen will und muß. Außerdem hebe ich hervor, daß die Vorrede von Jost und Braeunig, die in jenem Artikel teilweise übersetzt ist, als Richtschnur für ihr Buch das Wort von Montaigne aufstellt, man solle die Kinder zuerst mit den Lehrgegenständen bekannt machen, die geeignet sind, ihre Sitte und Sinnesweise zu regeln, die sie lehren, sich selbst zu erkennen und sich auf Leben und Sterben wohl einzurichten. Das Buch will nicht recht zu dieser von ihm selbst aufgestellten Regel stimmen.

geschrieben, ein Werk aus einem Gusse. Die realistischen Exkurse sind häufig wie bei Campe in der Form eines Gespräches gegeben, aber diese Gespräche werden den Reisenden selbst bei passender Gelegenheit in den Mund gelegt. Die Fabel des Buches ist kurz folgende: Zwei Knaben, ein älterer und ein jüngerer, erhalten von ihrem sterbenden Vater, einem Zimmermann von Pfalzburg, der seine Option für Frankreich nicht rechtzeitig hatte verwirklichen können, den Auftrag, ins Vaterland zurückzukehren. Es lebt kein Verwandter, der sich ihrer annehmen könnte, als ein Onkel, der in Marseille wohnen soll. Da er brieflich nicht auszumitteln ist, entfliehen sie den Deutschen, die sie zurückhalten wollen, über die Vogesen, um den Onkel aufzusuchen. Sie durchziehen das Land von Lothringen bis Marseille, von hier wieder bis Bordeaux. Von Bordeaux segeln sie mit dem dort aufgefundnen Onkel nach Dünkirchen, von da aus auf den die Flußläufe verbindenden Kanälen wieder nach Lothringen, wo sie die für eine rechtsgiltige Option nötigen Formalitäten bereinigen. Endlich lassen sie sich in der Nähe von Orléans bei einem Reisegefährten nieder, und zwar auf einem Gute, das durch den Krieg verwüstet ist, und das sie wieder emporbringen helfen.

Diese Skizze muß darauf verzichten, eine Vorstellung von den Abenteuern der Knaben zu Wasser und zu Lande zu geben, aber immerhin mag sie ahnen lassen, daß der Wahlspruch Devoir et patrie dem Buche nicht umsonst vorangedruckt ist. Die Kinder halten sich wacker und zeigen sich von Anfang bis zu Ende von Liebe zum schönen Frankreich beseelt. Der Ton der Erzählung ist der eines Kinderbuchs. Die realistischen Zugaben besonders aus der Geschichte würde bei uns die Mittelstufe, obwohl das Buch ausdrücklich für diese geschrieben ist, zum Teil übergehen. Für uns, die wir das Buch als Moralbuch zu würdigen haben, kommt hauptsächlich in Betracht, daß ihm der Stempel des Abenteuerlichen, Romanhaften aufgedrückt ist. Darunter muß der Eindruck der Allgemeinverbindlichkeit der darin gepredigten Pflichten leiden.

Fassen wir denn unser Urteil über die Angemessenheit der Darstellungsform der besprochenen Schulbücher in einen Satz zusammen, so werden wir ihnen gerne zugestehen, daß sie neben Katechismus und biblischer Geschichte gute Wirkung thun können. Ja man kann im Hinblick auf manche deutsche Lesebücher den Wunsch nicht unterdrücken, es möchten diese doch auch den Gemüt und Gewissen anregenden Erzählungen einen breitern Raum gewähren. Es ist auch ein Versäumnis, wenn auf dem guten Grunde, der gelegt ist, nicht zweckentsprechend weiter gebaut wird. Aber was wir in unsrer deutschen Volksschule vorderhand noch haben, das wird seinem Werte nach doch hell beleuchtet, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die französische Volksschule für die Gleichnisse Jesu, für die Evangelien vom verlornen Sohn, vom Pharisäer und Zöllner, vom reichen Mann und armen Lazarus Ersatz suchen und finden muß an den artigen Gesprächen von Liard oder an den hölzernen Figuren von Mme. Gréville oder an den Abenteuern von Bruno; daß in ihr anstatt der zehn Gebote Sittensprüche und Resumés von begrifflichen Auseinandersetzungen auswendig gelernt werden, und daß die französischen Nationalhelden den Kinderseelen das bieten und bringen sollen, was den unsern ein Einblick in die Kämpfe und Siege der Erzväter, Propheten, Apostel und Jesu selber leistet. Da sind doch wohl Giebel an die Stelle gebaut, an der zuerst Fundament gelegt werden sollte. Al B

Das Zusammenwirken von Irrenseelsorger und Irrenarzt

1

Es droht in neuester Zeit ein Zwiespalt auszubrechen zwischen zwei Berufsgenossenschaften, die doch in ganz besondrer Weise auf gegenseitige Anerkennung, gegenseitiges Verständnis und einheitliches Zusammenwirken angewiesen sind, nämlich zwischen Irrenärzten und Irrenseelsorgern. Diese Zeilen möchten an ihrem Teile dazu beitragen, einen drohenden und verhängnis-

vollen Riß, ehe er unheilbar geworden, abzuwenden und wieder gegenseitiges Vertrauen anzubahnen.

Der Ausgangspunkt der Bewegung liegt in den Berichten über die drei Irrenseelsorgerkonferenzen in den Jahren 1889 bis 1891. Auf diesen Konferenzen sind Aeußerungen laut geworden, die die Aufmerksamkeit der deutschen Irrenärzte auf sich gelenkt und bereits in der Zeitschrift „Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie“ unter der Ueberschrift: „Die Psychiatrie der evangelischen Geistlichkeit“ einen geharnischten Protest nach sich gezogen haben, einen Protest, der auf der nächsten Jahresversammlung des Vereins deutscher Irrenärzte noch einmal in offizieller Form erneuert werden wird. Diesen Aeußerungen würde von seiten der Irrenärzte eine solche Bedeutung kaum beigelegt worden sein, wenn nicht die Berichte den Anschein erweckten, als gäben sie die geschlossene Anschauung der versammelten Konferenzmitglieder wieder. Das ist nun nicht der Fall. Wenn auf der Konferenz selber kein durchschlagender Protest gegen einzelne Aeußerungen erhoben wurde, so hatte das seinen Grund einfach darin, daß überhaupt zu einer eingehenden und prinzipiellen Diskussion es überall an der Zeit fehlte, und daß zum mindesten die Mehrzahl der Teilnehmer die gehaltenen Vorträge durchaus nur als die privaten Anschauungen der betreffenden Referenten angesehen hat, ohne jeglichen Gedanken daran, später einmal für deren Inhalt mit verantwortlich gemacht zu werden.*)

Noch ein weiterer Umstand hat dazu beigetragen, daß die genannten Berichte Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Protestes seitens der Irrenärzte geworden sind. In dem berührten Artikel im „Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie“ (Februarheft 1893) hat Dr. Sommer mit systematischem Geschick eine Blütenlese einzelner auf den Konferenzen gefallener Aeußerungen zusammengestellt. Wenn man diese Blütenlese überfliegt, so gewinnt man unwillkürlich den Eindruck, als vertrete die Konferenz ein einheitliches, zielbewußtes Streben, dessen praktische Spitze darauf hinausläuft, die Irrenpflege den Händen der Aerzte möglichst zu entwinden und sie zu einer Angelegenheit der Kirche oder Innern Mission zu machen. Vielleicht ists manchem der Konferenzmitglieder ebenso ergangen wie dem Schreiber dieses, daß er nämlich nicht wenig erschrocken ist, als ihm die Sommersche Anthologie zu Gesicht kam. In der That, man kann Sommer keinen Vorwurf machen, wenn er aus den Berichten diese „Tendenz“ herausgelesen hat. Sie scheint darin buchstäblich enthalten. Dennoch kann ich versichern, daß es bei weitem den meisten der Konferenzmitglieder völlig fern gelegen hat und noch fern liegt, diese oder ähnliche Tendenzen mit der Konferenz zu verknüpfen, und daß sie Aeußerungen, wie die von Sommer angeführten, durchaus nur als pia desideria einzelner hingenommen haben. Was mich und andre dazu veranlaßt hat, den Konferenzen beizuwohnen, war das Bedürfnis, allerlei Anregung für den wahrlich nicht leichten Beruf zu empfangen und im Verkehr mit Kollegen sich praktischen Rat für die Einzelheiten des Berufslebens zu erholen. Keineswegs aber haben uns „Tendenzen“ wie die genannten zusammengeführt, mögen solche auch für einzelne im Vordergrunde des Interesses gestanden haben. Thatsächlich sind denn auch keinerlei Resolutionen in der angegebnen Richtung gefaßt worden. Freilich so wie die Berichte abgefaßt sind, nimmt es uns nicht Wunder, wenn Sommer seiner Darstellung die summarische Ueberschrift gegeben hat: Psychiatrie der evangelischen Geistlichkeit. Hoffentlich genügt das Gesagte, die Meinung zu entkräften, als habe man es hier mit einer geschlossenen, bestimmte Ziele verfolgenden Opposition zu thun. Dem ist in Wirklichkeit nicht so.

Ich kann nicht umhin, meinem tiefen Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß sich infolge dieser Vorgänge ein Keil zwischen Irrenärzten und Irrenseelsorgern einzuschieben droht, der von den bedenklichsten Folgen sein kann. Es hat Zeiten gegeben, in denen man von irrenärztlicher Seite einem seelsorgerlichen Wirken an Irrenanstalten viel weniger freundlich gegenüberstand, als das im allgemeinen jetzt der Fall ist. Umsomehr wäre es zu beklagen, wenn ein Riß entstünde, der, einmal vorhanden, sich nicht so schnell wieder überbrücken läßt, als er geschaffen ist.

*) Auch hat eine große Anzahl von Irrengeistlichen sich der Konferenz nicht angeschlossen. D H

Es wird Sache weiterer Artikel in diesen Blättern sein, namentlich die von Hafner aus Elberfeld in zwei eingehenden Referaten niedergelegten mehr theoretisch gehaltenen Darlegungen zu beleuchten und den (allerdings durch die Berichte erweckten) Schein zu zerstreuen, als sei das die Psychiatrie oder Psychologie der evangelischen Geistlichkeit überhaupt. Mir kommts hier zunächst nur darauf an — im Gegensatz gegen jeden Standpunkt, der die Aufgabe der Seelsorge gegenüber Geisteskranken falsch und einseitig auffaßt oder die dem Irrenseelsorger gezognen Grenzen verwischt oder gar einen Gegensatz zwischen ärztlicher und seelsorgerlicher Irrenpflege herauskonstruirt —, in allgemeinen Umrissen darzulegen, worin in Wahrheit die Aufgabe des Irrenseelsorgers besteht, welche Grenzen seinem Können und seiner Wirksamkeit gezogen sind, und wie gerade unter Anerkennung dieser Grenzen für den Irrenseelsorger die Möglichkeit eines freudigen und segensreichen Berufswirkens und völlig einträchtigen Zusammenarbeitens mit den Vertretern der ärztlichen Wissenschaft besteht.

J. Roller, einer der Koryphäen auf dem Gebiete der Psychiatrie, der Reformator des badischen Irrenwesens, zugleich für seine Person ein überzeugungstreuer evangelischer Christ, sagt in seinem Schriftchen über die von ihm begründete Anstalt Illenau:

> Man hat die Frage, ob Geistliche an einer Irrenanstalt mitwirken sollen, davon abhängig machen wollen, ob dadurch Irre geheilt werden können. Natürlicher erscheint es wohl, wenn man fragt, ob die Irren auch der Seelsorge bedürfen, und hier wird die Entscheidung gerade so ausfallen, wie in der übrigen Welt. Gewiß ist, daß viele Pfleglinge sie schmerzlich vermissen würden, und daß sie an vielen sich heilsam erweist.

In diesen kurzen Worten ist in nuce eine Lösung sämtlicher einschlägigen Fragen enthalten.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man meint, Geisteskranke seien in erster Linie seelsorgerlich zu beeinflussen, oder wenn man als Mittel zur Heilung in erster Linie seelsorgerlichen Zuspruch empfiehlt und dementsprechend die Behandlung von Seelenstörungen in erster Reihe als Sache und Aufgabe des Seelsorgers hinstellt. Ob auch Geisteskranke der Seelsorge bedürfen, ja ob sie nicht vielleicht ihrer in besonderm Maße bedürfen, ob nicht in vielen Fällen seelsorgerliche Beeinflussung ein zur Genesung günstig mitwirkender Faktor sein kann, ist eine ganz andre, von jener streng zu trennende Frage.

Der erste Paragraph im Katechismus des Irrenseelsorgers muß lauten: Jede Seelenstörung, sie heiße, wie sie wolle, ist als eine Erkrankung zu begreifen. Wohin im einzelnen Falle der Herd der Erkrankung zu verlegen ist, ob ins Nervenleben oder ins Gehirn, welche körperlichen Bedingungen oder organischen Veränderungen eine Erkrankung des Seelenlebens hervorrufen u. s. w., das berührt uns hier nicht. Genug, daß praktische Erfahrung wie wissenschaftliche Forschung in einhelligster Weise zu demselben Ergebnis gelangt sind: auch die sogenannte Geisteskrankheit ist in der That eine Krankheit, nicht mehr, aber auch nicht weniger als dies. Es ist mir unerfindlich, warum wir Theologen uns weigern sollten, diesen Satz rückhaltlos anzuerkennen. Im Gegenteil: wir Irrenseelsorger zumal sollten diesen Fundamentalsatz aller Psychiatrie mit Freuden wie eine Erlösung begrüßen. Er nimmt buchstäblich eine Last von unsern Herzen. Alle Schriften und Abhandlungen von evangelischen Irrenseelsorgern, die mir zu Gebote stehen — leider ist das Gebiet der Irrenseelsorge bisher wenig bearbeitet worden —, nehmen denn auch ihren Ausgangspunkt von diesem Satze.

Mit rastlosem Fleiß und unermüdetem Forschungstrieb hat die Wissenschaft der Psychiatrie — sie rechnet bekanntlich erst mit Jahrzehnten — obigen Satz zu erweisen gesucht, hat sich bemüht, die Geisteskrankheiten vom Standpunkt der übrigen Krankheiten aus zu begreifen, ist den Ursachen und Bedingungen dieser Erkrankung nachgegangen, hat auf dem Wege sorgfältigster Beobachtung immer wiederkehrende Typen festgestellt und deren

rationelle Behandlung erforscht. Ich meine, wir hätten alle Ursache, anstatt den Ergebnissen dieser Forschung gegenüber uns abiehnend zu verhalten oder sie durch eigne laienhafte Spekulation oder gar, um mit Roller zu reden, durch „mystisch-nebulose“ Auffassung ersetzen zu wollen, vielmehr all der Errungenschaften, die auf diesem Gebiet gemacht worden und schon tausenden und abertausenden Unglücklichen und Leidenden zu gute gekommen sind, uns von ganzem Herzen zu freuen. Jeder Pfarrer, der etwa an einem Spital, an einem Diakonissenhaus thätig ist, wird die wunderbaren Fortschritte auf dem Gebiete der Chirurgie, Antiseptik u. s. w. dankbar als eine Gottesgabe begrüßen, die unsrer Generation zu teil geworden sind. Und wir Irrenseelsorger sollten uns anders stellen gegenüber den Errungenschaften, wie sie das uns zunächst berührende Gebiet ärztlicher Wissenschaft in unserm Jahrhundert aufzuweisen hat? Daß wir dabei nie vor einer Auffassung uns beugen werden, die in den Schranken einer materialistischen Denkweise hängen bleibt, versteht sich ebenso von selbst, wie daß wir in allen Fragen, die über das spezifisch medizinische Gebiet hinausliegen, uns das Recht eigner, auch abweichender Meinung vorbehalten. Das aber ist ein Irrtum, als ob durch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Psychiatrie irgendeine Frage, die für uns Lebensfrage ist, im innersten Nerv getroffen oder eine Psychologie uns aufgenötigt würde, die anzuerkennen unser Christenglaube sich sträubt. Mögen diesem auch mancherlei Rätsel aufgegeben werden, unser praktischer Christenglaube selber wird dadurch in keiner Weise berührt.

Die Folgerungen, die sich aus obigem Fundamentalsatz: „Jede Seelenstörung eine Erkrankung“ ergeben, ziehen sich im Grunde von selbst. Ist dieser Satz richtig, so ergiebt sich, daß jeder Standpunkt auf falscher Auffassung und Verkennung des Sachverhalts beruht, der die Behandlung von Geisteskranken in erster Linie als eine seelsorgerliche Angelegenheit und Aufgabe betrachtet.*) Es kann einem auch nur einigermaßen kundigen und erfahrnen Irrenseelsorger gar nicht in den Sinn kommen, für sich selber bei der heilenden Behandlung der Geisteskranken die erste Stelle beanspruchen zu wollen. Ist Seelenstörung Krankheit, dann gehört der davon Befallene vor allem in ärztliche Behandlung, wie jeder andre Kranke auch. Keine Seelsorge, keine sittlich-religiöse Beeinflussung für sich allein ist imstande, einen Melancholischen von seinen quälenden Gedanken oder peinigenden Angstgefühlen zu befreien oder Zwangsvorstellungen zu beseitigen oder einen aufgeregten Hallucinanten zu beruhigen. Selbst in den Fällen, wo man es am ehesten erwarten sollte, in den Fällen religiöser Melancholie, ist die Seelsorge für sich machtlos. In allen diesen und unzähligen andern Fällen haben wir einen „somatischen Zwang,“ dem gegenüber auch die beste und geisterfüllteste Seelsorge für sich allein nicht ausreicht. Es mag ja leichte Fälle geben, Fälle, die in der Regel nicht erst zur Anstaltsbehandlung kommen, etwa Fälle vorübergehender Melancholie oder krankhafter Reizbarkeit und Aehnliches, wo freundlicher und liebevoller seelsorgerlicher Zuspruch, sittliche Kräftigung durch seelsorgerliche Beeinflussung genügt, aber doch auch hier nur dann, wenn „der Geistliche dem Wohl des gesamten Menschen volle Beachtung schenkt und auch die körperlichen Schädigungen entfernen hilft“ (Römer, Psychiatrie und Seelsorge). Dies Zugeständnis also wirft den Hauptsatz nicht um, sondern bestätigt ihn, daß die Behandlung der Seelenstörung eine ärztliche Angelegenheit ist. Nur Hand in Hand, nur gemeinsam mit dem Arzte kann hier der Seelsorger etwas ausrichten.

Freilich, wer einen krankhaften Zwang schlechthin verwirft, oder wer nicht gelten lassen will, daß die Krankheit unter Umständen auch „die ethische Qualität“ alterirt, der wird zu wesentlich andern Resultaten kommen. So enthält der Bericht über die dritte Irrenseelsorgerkonferenz Seite 18 folgende Aeußerung:

Die Persönlichkeit des Menschen mit ihren ethischen Qualitäten bleibt die gleiche im Zustande der psychischen Erkrankung. . . . Daß sich [im Handeln des Geisteskranken] das Böse mächtig erweist, ist doch lediglich aus der ethisch nicht gefestigten und geförderten Persönlichkeit abzuleiten. Eine Krankheit des Willens, eine ethische Krankheit also giebt es nur mit meinem eignen Willen. Hier ist kein Zwang vorhanden. (Hafner.)

Demnach müßte also jemand, der im Paroxysmus, verbunden vielleicht mit Hallucinationen, sich an einer andern Persönlichkeit vergreift, sittlich dafür verantwortlich zu machen sein. Der angehende Paralytiker, der die sittlichen Maßstäbe verliert, der vielleicht heillos verschwendet, der überhaupt ein ganz andres Charakterbild darbietet als früher, müßte, „wenn die Persönlichkeit des Menschen mit ihren ethischen Qualitäten die gleiche bleibt im Zustande der psychischen Erkrankung,“ für all sein Reden und Thun verantwortlich gemacht werden können. Dann müßte aber im Grunde auch der Melancholiker sittlich dafür verantwortlich sein, wenn er sich zu keiner geordneten Thätigkeit aufraffen kann, sondern nur sich und andre namenlos quält. Das alles — und es ließe sich durch ungezählte Beispiele vermehren — wäre nur aus der „ethisch nicht gefestigten und geförderten Persönlichkeit“ abzuleiten! Dann müßte auch das Gegenteil wahr sein, daß eine „ethisch gefestigte und geförderte Persönlichkeit“ einen Freibrief gegen derartige krankhafte Zustände bildete. Dagegen aber erhebt die Erfahrung eine mächtige und beredte Einsprache. Und wie, wenn geradezu „die Verwirrung ins ethische Gebiet hineinragt,“ wie das z. B. bei Epileptikern, aber keineswegs nur bei diesen, häufig der Fall ist? „Ein verständiger Mensch wird die Worte Jesu: Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir! nie als eine Aufforderung zur Selbstverstümmelung ansehen, nicht so der Geisteskranke.“ (Kayser aus Frankfurt im dritten Bericht Seite 13.) Wie, wenn das eintritt, was Schüle „sittliche Farbenblindheit“ nennt, und wofür jede Irrenanstalt Belege liefert? Kann man da wirklich sagen: „eine ethische Krankheit giebt es nur mit meinem eignen Willen“? Ich meinerseits habe den Mut dazu nicht, sondern bekenne mich zu dem Satze, daß die Krankheit in unzähligen Fällen den Charakter und damit auch die „ethische Qualität“ verändert, und daß unter bestimmten, von der Psychiatrie genau festzustellenden Umständen auch ethische Abnormitäten nichts weiter sind als Krankheitssymptome.*) Dann aber ist die Behandlung der Geisteskranken nicht bloß oder in erster Linie eine seelsorgerliche, sondern eine ärztliche Angelegenheit.

Illenau — Theodor Achtnich

*) Daß man vollends nicht den Menschen erst dichotomisch oder trichotomisch zerlegen, dann die Gebiete verteilen und dem Seelsorger die Behandlung der Seele, dem Arzte die des Leibes zuweisen darf, versteht sich darnach von selbst.

Ibsens Pastoren

4. Rosmersholm

Rebekka (heftig): Aber glaubt ihr denn, daß ich umherging und mit kalter und klügelnder Berechnung handelte? Ich war damals noch nicht, was ich jetzt bin, wo ich hier stehe und euch erzähle. Und dann giebt es auch wohl zweierlei Willen im Menschen, sollte ich meinen! Ich wollte Beate weghaben. So oder so. Aber trotzdem glaubte ich nicht, daß es jemals geschehen würde. Bei jedem Schritt, den es mich vorwärts lockte und reizte, schien etwas zu schreien: Jetzt nicht weiter! nicht einen Schritt weiter! Und dann konnte ich es doch nicht lassen. Ich mußte noch um ein klein winziges Etwas weiter. Nur noch ein klein wenig. Und dann noch etwas — und immer noch etwas — und so ist es gekommen. Auf diese Weise geschieht so etwas stets.

Rebekka West ist in das Haus des Pfarrers Rosmer gekommen. Ein dämonisches Frauenzimmer, jedermann „bezaubernd“, wenn sie es drauf anlegt. Sie hat sich eine Unzahl neuer Gedanken und Meinungen herangelesen. Aber alles dies ist bei ihr nur zum Wissen geworden, zur Wissenschaft, es ist ihr nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Sie hat allerlei unzusammenhängendes Wissen über die Dinge des Lebens; sie will mit dabei sein in der neuen Zeit, die anbricht. Rosmer scheint ihr der rechte Mann, mit ihm zusammen in die Freiheit zu streben; immer weiter; weiter bis aufs äußerste. Und sie hat Macht über ihn gewonnen. Nicht daß sein reiner, edler Sinn sich irgend vom Boden des Sittlichen hätte wegdrängen lassen.

*) Ich verweise des Nähern auf einen vortrefflichen Vortrag von dem Direktor der Irrenanstalt Klingenmünster, Dr. Karrer, über „Geisteskrankheit und Charakter“ in der von Frommel und Pfaff herausgegebnen Sammlung von Vorträgen XV, S. 5.

Aber sie ist unter dem Drucke seiner unglücklichen Ehe mit Beate seine geistige Vertraute geworden; sie lebt und webt in seiner Welt, wie er in der ihren. Sie hat seinem seither öden, freudlosen Heim traute Häuslichkeit verliehen. So hat er im Umgang mit ihr seinen Kinderglauben aufgegeben. Er hat mit den Lehrsätzen der Kirche gebrochen. Er hat sein Pfarramt niedergelegt. Seine ganze Kraft will er daran setzen, in das lebendige Leben des Tages einzugreifen. Wie ein befreiender Geist wollte er von einem Herde zum andern gehen; den Geist und den Willen für sich erobern, Adelsmenschen schaffen rund umher in weitern und immer weitern Kreisen. Adelsmenschen. Aber weil Rebekka weiß, es gebe keinen fahrbaren Weg zu Rosmer, bevor er nicht freigeworden in seinen Verhältnissen wie in seinem Geiste, weil die arme Beate wie eine schwarze, unübersteigliche Mauer zwischen ihm und der ganzen vollen Befreiung stand, hat jene ein Gewebe von Lügen gesponnen, kaltblütig, berechnend, das Beate in die Schwermut und schließlich in den Mühlbach trieb, von dem Steg aus, den der Pfarrer seither nie mehr betreten kann.

Das Geständnis dieses ganzen frevelhaften Thuns, das in jenes anfangs zitirte Wort Rebekkas ausmündet, hat mit einemmal Rosmers Lebensideal zerbrochen. Die große, schöne Aufgabe, für die er sein Leben einsetzte, läßt sich jetzt nimmermehr durchführen, nicht durch ihn, nicht nach dem, was er jetzt weiß. Weil man niemals einen Sieg erringen kann für eine Sache, die ihren Ursprung im Verbrechen hat."

Rebekka (im Affekt): O, dies sind vererbte Zweifel, vererbte Angst, vererbte Gewissensbisse. Man erzählt sich hier, daß die Toten als jagende weiße Pferde zurückkommen. Ich sehe, dies ist etwas Aehnliches.

Rosmer: Laß es sein, was es will. Was hilft es, wenn ich nicht darüber fortkommen kann. Und du kannst mir glauben, Rebekka, es ist, wie ich sage. Die Sache, die zum dauernden Siege geführt werden soll, die muß von einem glücklichen, schuldlosen Manne getragen werden.

So unheimlich, ja in seinem Schlusse widerlich dieses Stück auf den Leser wirkt, das darf kein Grund sein, es ungeprüft liegen zu lassen. Namentlich nicht für den Theologen; denn in geradezu klassischer Weise deckt das zuerst angeführte Wort Rebekkas die schleichende und unaufhaltsame Arbeit der Sünde im Menschenherzen auf, während das letztgenannte Wort Rosmers — nebenbei eine großartige Apologie der Sündlosigkeit Christi — nicht bloß auf das tragische Ende manches großen Geistes, mancher herrlichen Unternehmung deutet, sondern wer hätte nicht schon, wenigstens im Kleinen, unter der Wucht desselben Gedankens gestöhnt! — Und zudem ist Rosmer bis vor kurzem Pfarrer gewesen.

Sollen wir dem dämonischen Weibe — und es giebt solche Frauennaturen — nach so viel Lügen, Verheimlichen, absichtlichem Kompromittiren Rosmers doch wieder glauben? Sollen wir ihr glauben, daß es Rosmer, der ganz an sich verzagt, gelungen sei, wenigstens sie zu einem Adelsmenschen zu weihen? Es war „erst über ihr gewesen, wie einer jener Stürme da droben im Norden um die Winterzeit. Es faßt einen und trägt einen mit sich, so weit es will. Kein Gedanke an Widerstand. Es war zwischen ihr und Beate wie ein Kampf auf dem Bootskiel. Da, als er ihr all seine Gedanken ohne Rückhalt gab, jede Meinung so zart und weich, wie er sie empfand, da ging in ihr die große Veränderung vor, unmerklich und doch bis auf den Grund ihres Herzens"; da wurde das wilde Verlangen, das anfangs in ihr war, geläutert zu der großen entsagenden Liebe, die zufrieden ist mit dem Zusammensein, zu der Geistesruhe, einer Ruhe, wie auf einem Vogelberge dort oben unter der Mitternachtssonne. Sollen wir ihr, die so unsäglich viel verheimlicht und verhehlt hat, das glauben, weil sie, um es zu beweisen, Beatens Weg in den Mühlbach geht — oder liegt auch darin eine Absicht, die Absicht, ihn mitzunehmen in den Tod? Arm in Arm gehen sie ins Wasser. „Die verstorbne Frau hat sie geholt." —

Aber wir müssen noch andre Gestalten des Stücks ins Auge fassen, die beiden sich scharf befehdenden Vertreter der konservativen und der liberalen Richtung.

Rektor Kroll, Rosmers Schwager, vertritt nach seiner Richtung, seiner Person und seinem Handeln den konservativen Standpunkt. Aber liebloſe Reden, gehässige Ausfälle, höhnische Verdammungsurteile sind seine Waffen. Er legt so entschiednes

Gewicht auf Uebereinstimmung in Meinungen und Anschauungsweise, daß er meint, Rosmer schon wegen der Traditionen seines altangesehenen Geschlechts vom Abfall zurückhalten zu müssen. Wer in den entscheidenden Lebensfragen nicht mit ihm geht, den kennt er nicht mehr, dem ist er keine Rücksicht schuldig. Und als Rosmer nicht mit ihm geht, da giebt es einen Kampf aufs Messer; es gilt den Gegner unschädlich zu machen. Am nächsten Morgen schon hat die „Amtszeitung" diese Aufgabe gelöst. Der Angriffspunkt lag ja nahe genug: in der Stellung Rosmers zu Rebekka. Rosmer ist sich bewußt, Sittlichkeitsgefühl wie einen Naturtrieb in sich zu tragen. Aber der Rektor glaubt ihm nicht mehr; in keinem Punkte, in keiner Beziehung mehr. Er baut nicht stark auf die Art der Sittlichkeit, die ihre Wurzeln nicht in dem Glauben der Kirche hat. Ein abtrünniger Mann und ein freigewordnes Weib — kann es bei denen Reinheitssinn geben? Und — bezeichnend genug — Rosmer mag immerhin sein (von Kroll so unsittlich aufgefaßtes) Verhältnis zu Rebekka fortsetzen, wenn er nur von seinen neuen Ideen schweigt! Ich war versucht, ein Wort aus einem Briefe des alten Prälaten Oetinger hierher zu setzen, worin er bittre Klage führt, daß die Behörden ihn bei allem Eifer um die Sache Christi sofort einer Uebereilung beschuldige, wogegen Speziale und Pfarrer nicht requirirt werden, die sich allerlei Anstößiges zu schulden kommen lassen. Sollte man wirklich nach neuesten Auslassungen jene Aeußerung Luthers, daß beim Prediger viel mehr an der Lehre gelegen sei, als am Leben, immer wieder ausspielen gegenüber von Christi Wort: Es werden nicht alle, die zu mir Herr! Herr sagen, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel?

Aber auch der Vertreter der liberalen Richtung, der den „Leuchtturm" redigirt, tritt auf. Er war früher Lehrer gewesen, da hat ihn Pastor Rosmer wegen eines Fehltritts gegen das sechste Gebot „zu einem Gezeichneten" gemacht. Aber jetzt ist er der hochangesehene Mann des Tages; denn „er will nie mehr als er kann. Das ist das große Geheimnis des Handelns und des Siegens." Gern will er im „Leuchtturm" die große Neuigkeit erzählen, daß Rosmer „sich der Sache des Freisinns und Fortschritts angeschlossen hat. Einen ernsten, christlichgesinnten Anhänger zu gewinnen wird der Partei eine starke moralische Stütze geben." Als er aber hört, Rosmer habe sich von den Lehrsätzen der Kirche frei gemacht, da giebt er die Antwort:

Freidenker haben wir schon im voraus genug. Das, was die Partei braucht, sind christliche Elemente, etwas, das jedermann respektiren muß. Das ist es, woran es uns so sehr gebricht. Darum ist es am ratsamsten, wenn Sie reinen Mund halten über alles, was das Publikum nicht kümmert.

Ja, Rosmer bekommt zu fühlen, daß die Partei gern auf ihn verzichten würde. Der Pastor kann möglicherweise bald auch ein „gezeichneter" Mann sein. Als der Pastor entgegnet, sein Wandel sei unangreifbar, sagt jener „mit ruhigem Lächeln": Das war ein großes Wort, Herr Pastor! — und giebt ihm in einem Briefe, den er für beweisend halten muß, die Versicherung des Gegenteils. „Sie müssen stets bedenken, daß Sie von jetzt an kein geweihter Mann mehr sind; und sollte ein Gerücht auftauchen, das den Vorurteilen zuwiderläuft, so müßte die ganze freie Geistesrichtung Böses dafür hören."

Also belogen und verraten von der, die er aus ihren sinnlichen Verlangen emporgezogen hat zur freien Reinheit seines Geistes, beschmutzt und verdächtigt von „der großen Masse mit den rohen Sinnen und den unedeln Augen," abgeschüttelt wie ein Pestkranker von den Verwandten und seitherigen Freunden, die ihn besser kennen mußten — so geht er unter mit seinen hohen Absichten, seinem lautern, vertrauenden Herzen, — ob aus Reue darüber, daß er mit Krolls Partei wieder Frieden geschlossen, ob als Opfer des Versuchs, sich von Vorurteilen los zu machen, die nur mit uns selber untergehen, ob, wie Goethes Fischer behext von Rebekka, seinem bösen Geiste. „Mit einer Leiche auf dem Rücken" ist er durchs Leben gegangen, die zieht ihn nieder auf den nassen Grund. Wenn wir den christlichen Maßstab an ihn anlegen, so müssen wir sagen: Dieser Pastor weiß nichts von Christus. Weder weiß er, daß er selber Sündenvergebung braucht und bei ihm findet — es ist jene vermessene Ueberhebung, ohne Schuld sein zu wollen —, noch

weiß er, daß keiner von uns, auch der Beste nicht, Erlöser der Menschen werden kann oder sie erst noch zu erlösen braucht.

Es sei mir gestattet, einige allgemeine Bemerkungen anzuknüpfen. Zuerst eine Bestätigung der traurigen Wahrheit, welches Verderben in Zeiten der Erhitzung die Parteileidenschaft anstiftet:

Rosmer: Die Menschen werden schlecht in dem Streit, der jetzt entfacht ist. Friede, Freude und Versöhnung müssen wieder in die Gemüter einziehen. Deshalb trete ich jetzt hervor und bekenne offen, was ich bin.

Alles läßt man dem Menschen ja lieber hingehen, als den Mut einer eignen freien Ueberzeugung; welch schlimme Beweggründe werden dahinter gesucht! Wie wird der Streit von der herrschenden Partei — aus Absicht oder aus Unverstand — sofort von der Hauptsache weg auf andre Gebiete hinübergespielt und mit Schlagwörtern abgethan! So war es wenigstens in jener kleinen Fjordstadt im westlichen Norwegen.

Aber auch die andre Wahrheit trifft oft merkwürdig ein, daß ein Mann von edler Gesinnung und wahrer Ueberzeugungstreue mit seinen reformatorischen Absichten auch bei den sich liberal nennenden Elementen auf kein Verständnis rechnen darf. Er ist ihnen unbequem; er stört die politischen Berechnungen der Linken wie der Rechten. Er macht Ansprüche, von denen man gerade dort nichts wissen will. Diese wollen nicht, daß jemand die Gewissen von ihrer Herrschaft befreie, und jene wollen nicht zu „Adelsmenschen" erhoben sein. Was war vielfach der Eindruck von Schrempfs Auftreten bei Männern „freier" Richtung? Anfangs jubelte man ihm zu; als man ihn gehört oder gelesen hatte, da hieß es kleinlaut: Aber das ist ja ein Pietist!

Und doch, wer in Christus lebt — die Apostel haben das bewiesen —, der kann sich losmachen nicht bloß von Vorurteilen, nicht bloß von Haus und Amt, von Freunden und Brüdern, sondern auch, wie Petrus, von aller schweren Schuld, wie Paulus von einer verkehrten, drückenden Vergangenheit. Und wer für Christus frei macht, der findet auch in einer Welt voll Feinden und Gleichgiltigen zur Rechten und zur Linken Herzen und Geister, die sich gerne freimachen lassen durch die Wahrheit, zu der Wahrheit.

Es ist gut, wenn uns „Rosmersholm" dazu hilft, immer feinfühliger zu werden gegen die leisesten Regungen des Bösen in der eignen Brust, gegen die vielfältige Verkettung mit der Schuld unsrer Umgebung und unsrer Zeit, wenn es uns zu immer ernsterer Selbstprüfung auffordert, ob es nicht heilige, ewige Gottesordnungen, sondern wirklich nur Vorurteile sind, von denen wir freimachen möchten; dann aber auch mutig vorwärts mit Gott!

Ich füge nur noch an, daß ich wohl weiß, wie viel auch in diesem Stücke auf Ibsens Antipathie gegen Vereine und Parteien jeder Art zurückzuführen ist; darum bleibt doch die Macht der Wahrheit, die den Dichter Zeitideen aussprechen heißt, die weiter wirken, als der Dichter selbst beabsichtigt hat. Freilich sind diese Ideen hier nach Ibsens Art in einer Weise in Praxis umgesetzt, daß wir auf Rosmers Leben und Ende das Schlußwort aus „Hedda Gabler" anwenden möchten: „Aber Gott erbarme sich — so was thut man doch nicht."

Das wäre überhaupt ein wohlangebrachtes Motto über allen Dichtungen Ibsens für solche, die thöricht genug wären, nach Ibsens Rezepten nun ihr Handeln einzurichten. Man merkt schließlich doch allen diesen Gestalten, unbeschadet ihrer porträtartigen Lebenswahrheit, den Ursprung im Kopfe eines Einsiedlers an, der kein Vaterland, keinen Verkehr mit den Menschen hat und Freunde als einen kostspieligen Luxus betrachtet.

„So was thut man doch nicht" — das meine ich sowohl im Blick auf Rosmers Lebensideal, als auf sein Lebensende. So endet nicht ein Mann wie Rosmer, und wenn er so unüberlegt in den Tod geht, beweist er damit, daß er krank, wenigstens nicht normal ist. So sucht man aber auch nicht zu reformiren wie er, durch einen völligen Bruch mit dem Alten. Der größte Reformator der Menschheit hat gesagt: Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Wenn sich unter treuer Pflege des Gärtners die Knospen zu Früchten entfalten, dann sind von selber die Knospen nicht mehr da. Wenn man sie aber mit Gewalt entfernt, wie soll es dann zu Früchten kommen?

Doch, das führt uns schon zu „Brand" hinüber. Weg für heute von Rosmersholm! Dort spuken auch „Gespenster", so unheimliche, wie in dem nach ihnen betitelten Stück. Und auch die Eigenschaft der Gespenster trifft hier zu, daß sie einem unter der Hand zerfließen, so man sie glaubt, gefaßt zu haben.

G G

Verschiedenes

(Erklärung des Kleinen Katechismus D. Martin Luthers) Ein Beitrag zur Reform des Katechismusunterrichts. Von Bernhard Dörries, Pastor in Hannover. Erster Teil: Der Glaube. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1891. 312 S. Preis 4 Mk.

Wir haben in Nr. 12 dieses Jahrgangs im Anschluß an eine Arbeit Bornemanns über den zweiten Artikel des apostolischen Symbols im ersten Hefte des laufenden Jahrgangs der Zeitschrift für praktische Theologie die Leser für die gegenwärtigen Reformbestrebungen auf dem Katechismusgebiete zu interessiren gesucht. Dem Verfasser des obigen Buches sind wir es schuldig, auch seinen Namen bei Erwähnung dieser Reformbestrebungen zu nennen und Theologen und Religionslehrer unter den Lesern der Christlichen Welt auf sein Buch hinzuweisen. Wohl stehen wir gegenwärtig noch in den Anfängen dieser Bewegung, aber es scheint uns nicht zweifelhaft, daß sie zunehmen und allmählich ihr Ziel erreichen wird. Daß die bisherige Art des Katechismusunterrichts ungenügend ist und ihres Erfolges entbehrt, wird in immer weitern Kreisen anerkannt. Die reformatorische Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts ist auf diesem Gebiete sehr bald zum Stillstand gekommen, ihre treibenden Grundsätze sind nicht zur Durchführung gelangt.

Das Pochen auf die „reine Lehre" führte zur Wiederherstellung der Scholastik, wenn auch in modifizirter Gestalt; Luthers große Gedanken wurden vergessen oder dadurch unwirksam gemacht, daß sie mit scholastischer Theologie in engste Verbindung gebracht wurden. Bei äußerer Anerkennung des Lutherschen Katechismus wurde aus ihm ein „System" der für die Kinder geeigneten Theologie verfertigt. Der Kampf um die Reform des Katechismusunterrichts richtet sich daher mit Recht gegen zweierlei. Einerseits gegen eine Systematik, die sich psychologisch an der Fassungskraft des Kindes, vor allem auch an dem religiösen Bedürfnis der kindlichen Seele versündigt. Es ist da an die Schriften von Hempel, v. Rohden, Thrändorf u. a. zu erinnern. Andrerseits aber gegen die Verwendung der Theologie im Katechismus. Dieser soll religiös, nicht aber theologisch lehren. Es mochte früher eine Zeit geben, wo dieser Unterschied nicht so stark empfunden wurde wie jetzt. Gegenwärtig kann es gar keine Frage mehr sein, daß die theologische Art, mit der man die christliche Wahrheit dem Volke nahe bringen will, unfruchtbar ist. Und dies um so mehr, als die scholastische Theologie, die der Protestantismus in den vorhergehenden Jahrhunderten ausgebaut hat, dem gegenwärtigen Denken überhaupt fremdartig ist und sich keineswegs mit der ursprünglichen religiösen Wahrheit des Christentums deckt.

Hier hat Luther den richtigen Weg gewiesen, aber seine Nachfolger haben ihn wieder verlassen. Der Kleine Katechismus Luthers wird nur richtig und im Sinne des Reformators verstanden — nicht wenn die fünf Hauptstücke in theologischer Weise systematisch behandelt und die Erklärungen Luthers dazu nebensächlich herangezogen werden —, sondern vielmehr, wenn jene von vornherein unter die Beleuchtung der Lutherschen Erklärungen gestellt und nur soweit und nur nach den Gesichtspunkten behandelt werden, die Luther in seinen Erklärungen angiebt. So wird der Weg einer wahrhaft populären Auseinandersetzung der religiös-christlichen Wahrheit beschritten mit Ausscheidung alles dessen, was ja gewiß für den Theologen und den Religionslehrer von Wert ist, nicht aber der religiösen Aneignung von Seiten der Jugend und des Volkes dient. Daß nur so der Katechismusunterricht für das Volk fruchtbar gemacht werden kann, darauf haben u. a. Gottschick und Bornemann mit Erfolg hingewiesen. Wesentlich von denselben Gedanken und Ueberzeugungen getragen ist auch die angeführte Schrift von Dörries, die in sehr beachtenswerter Weise zunächst das zweite Hauptstück des Lutherschen Katechismus praktisch behandelt. Dörries stimmt in allen Hauptpunkten mit Bornemann überein, wie dies von letzterm auch in seiner kürzlich erschienenen Schrift über den ersten Artikel des Apostolikums (im Jahrbuch des Pädagogiums zum Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg, Schulprogramm Ostern 1893) ausdrücklich anerkannt wird. Alles, was Dörries in seinen Vorbemerkungen über den Katechismusunterricht im allgemeinen (S. 1 bis 23) sagt, zeugt von klarem Verständnis der bisherigen Mängel des katechetischen Unterrichts und des Weges, der zu ihrer Ueberwindung dient. Rückkehr zum wirklichen Luther auch auf diesem Gebiete, das ists, was uns not thut, damit die religiöse Wahrheit des Christentums überzeugungsvoll in das Herz unsers Volkslebens einziehe und sich nicht breche an Vorstellungsformeln, die nicht mehr für diese Zeit verständlich sind. Wir empfehlen das Studium des Dörriesschen Buches allen, die sich für diese Sache interessiren, aufs wärmste.

Tn

Quittung

Auf die dringende Bitte in Nr. 17: 50 Mk. von X Y in Frankfurt; 40 Mk. von N N in Marburg; 30 Mk. von Th, Bremen; 20 Mk. von Fr St, Frankfurt; 5 Mk. von T, Frankfurt.

Für die belgische Mission: 5 Mk. von H S. Pirna.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 19 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Dringende Bitte

Ein mir persönlich bekannter Student der Theologie, Sohn eines verdienten Mannes, infolge von Ueberarbeitung schwer nervenleidend, doch wohl heilbar, bedarf zur Durchführung ärztlich gebotener Erholung einer ausgiebigen Unterstützung. — Für 209 Mark habe ich dankend quittirt, mindestens das Doppelte möchte zur Verfügung stehen. Ich bitte unsre vermögenden Freunde herzlich, mir für den jungen Mann noch einige größere Geschenke zuzuweisen.

Frankfurt a. M., 30. April 1893. Pfarrer Rade

Ihre am heutigen Tage vollzogene eheliche Verbindung zeigen ergebenst an
Börry, den 27. April 1893
Oscar Buck, Past. zu Kirchwehren bei Hannover,
Marie Buck, geb. Rauterberg.

Sämtl. v. V. f. **Reformationsgesch.** herausgegeb. Schriften (38 gr. u. 16 kl.), gut erhalten, sind z. verk. Off. sub. H.A. 93 an d. Exp. d. Chr. W.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Akademische Verlagsbuchhandlung
von
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Soeben ist erschienen:

Lehrbuch
der
Alttestamentlichen Religionsgeschichte
(Alttestamentliche Theologie)
Von
D. R. Smend
Professor an der Universität Göttingen
Gr. 8. M. 12.—. Geb. M. 14.50
(Sammlung theologischer Lehrbücher)

Soeben erscheint:

Zeitschrift
für
Theologie und Kirche
In Verbindung mit
Harnack, Herrmann, Kaftan, Reischle, Sell
herausgegeben von
J. Gottschick
Professor der Theologie in Tübingen
Dritter Jahrgang. Zweites Heft

Inhalt: J. Kaftan, Was ist schriftgemäß? — A. Deißmann, Zur Methode der biblischen Theologie des Neuen Testaments. — K. Sell, Zur Kirchenfrage. Ueber evangelischen Gebrauch von kirchlichen Formeln, insbesondre von Glaubensbekenntnissen.
Preis des Jahrgangs (6 Hefte) M. 6.—. Einzelpreis des Heftes M. 1.50.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig** ist soeben erschienen und sowohl durch alle Buchhandlungen wie direkt gegen Einsendung des Betrages zu beziehen:

† Lipsius, R. A., Lehrbuch der Evang.-Protestant. Dogmatik. Dritte, vermehrte und verbesserte Aufl. 57 Bogen 8°. Preis 12 Mk. 80 Pfge.

Das Lehrbuch der Dogmatik ist unstreitig das bedeutendste Werk des im Vorjahre verstorbenen Gelehrten. In ihm hat er den ganzen reichen Ertrag seines wissenschaftlichen Denkens und frommen Empfindens niedergelegt. Das Buch in einer dritten, wesentlich vermehrten und verbesserten Auflage herauszugeben, betrachtete er als seine wichtigste Aufgabe. In der That weist die dritte Auflage gegenüber der im Jahre 1870 erschienenen viele Aenderungeu zum Teil sehr einschneidender Natur auf. Die lebhaften Auseinandersetzungen, die Lipsius Dogmatik in den beteiligten Kreisen zur Folge hatten, sind auf ihn selbst nicht ohne Einfluß geblieben. Er hat sich redlich bemüht, von seinen wissenschaftlichen Gegnern zu lernen oder ihnen gegenüber die eigne Position klarer herauszuarbeiten und besser zu begründen. Die Herausgabe hat in dankenswerter Weise Herr Prof. Lic. Baumgarten in Jena, der dem heimgegangnen Gelehrten besonders nahe stand, übernommen. Das Werk selbst stammt wesentlich aus der Feder von Lipsius, nur an die allerletzten Partien hatte der Verstorbne noch nicht die bessernde Hand gelegt. Das Werk enthält außerdem aus der Feder Baumgartens die Angabe der wesentlichsten Abänderungen der dritten Auflage, ein ausführliches Namenregister und, was von den Freunden des Verstorbnen besonders warm begrüßt werden wird, ein chronologisches Verzeichnis der litterarischen Publikationen von R. A. Lipsius.

Wulckow, Dr. Rich., Zum religiösen Frieden. Ein Laienwort. $4^1/_2$ Bogen. Preis 75 Pfge.

Der Verfasser spricht sich über seine Berechtigung zur Veröffentlichung dieser kleinen Schrift im Vorwort wie folgt aus: „Es könnte vielleicht gewissen Bedenken begegnen, wenn ein Laie in Angelegenheiten der religiösen Lehre und des Bekenntnisses das Wort ergreift. Die vorliegende Schrift verzichtet aber auf gelehrte theologische Forschung und begnügt sich mit der Darstellung von Thatsachen, die jedem gebildeten Christen geläufig sind; andrerseits ist sie lediglich aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, in einer Zeit schwerer Kämpfe und hart aufeinanderstoßender Gegensätze mit herzlichem, ernstem Wort zum Frieden zu mahnen, dessen wir in Deutschland kaum jemals so dringend benötigt gewesen sind als jetzt. Dieses Recht spricht für sich selbst und darf niemandem verkürzt werden. Ueberdies entspricht es einem bekannten protestantischen Grundsatz, daß auch der Laie offen und frei das aussprechen dürfe, was ihn in Sachen des Glaubens und des Gewissens bedrückt, und was ihm zur Besserung und Abhilfe von offenbaren Mißständen geeignet erscheint." Von diesem Gesichtspunkte aus hält der Verfasser Rundschau über die religiösen Kämpfe und Strömungen innerhalb der evangelischen Kirche besonders bezüglich des Apostolikums und kommt zu der Schlußfolgerung: Die oberste Kirchenbehörde bezw. also der Kaiser möge den fakultativen Gebrauch des Apostolikums befehlen. Das Ganze ist warm und frisch geschrieben und bekundet ein entschiedenes aber liberales Christentum.

Ziegler, H., Das Wesen der Religion. $2^1/_4$ Bogen. Preis 50 Pfge.

Der bekannte Verfasser des „Geschichtlichen Christus" entwickelt in der vorliegenden kleinen Schrift in fesselnder Weise seine Ansichten über das Wesen der Religion. Das Thema, zuerst als Vortrag von einer zahlreichen Zuhörerschaft behandelt, ist von der betr. Versammlung mit lebhaftem Beifall begrüßt worden und wird sich jetzt, wo es gedruckt vorliegt, des gleichen Beifalls auch in weitern Kreisen zu erfreuen haben.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. Br. und Leipzig

In meinem Verlage ist erschienen:

Kirchengeschichte (in 2 Bänden)
von
D. Karl Müller
Professor der evangelischen Theologie in Breslau
Erster Band
1892. Gr. 8. XX, 636 Seiten. M. 9.50. Geb. M. 10.50
(Grundriß der theologischen Wissenschaften, IV. Abteil. 1. Band.)

Lehrbuch der Kirchengeschichte
von
D. W. Möller
† Professor in Kiel
Erster Band. Die alte Kirche. Gr. 8. M. 11.—. Geb. M. 13.50.
Zweiter Band. Das Mittelalter. 2. durchgesehene und ergänzte Ausgabe. Unter der Presse.
Dritter Band. (Schluß des Werkes.) Herausgegeben von D. G. Kawerau in Kiel. In Vorbereitung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Gustav Fock in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 20 Leipzig, den 11. Mai **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das wahre Christentum das immer neue — Ueber Vorurteile: 1 — Noch einmal Ignaz von Döllinger: 3 — Der Austritt des Grafen Paul von Hoensbroech aus dem Jesuitenorden — Das Zusammenwirken von Irrenseelsorger und Irrenarzt: 2 (Schluß) — Ibsens Pastoren: 5. Brand — Die Allgemeine Zeitung — Verschiedenes: Zur Jesuitenfrage; Kirchenbibliotheken; Zur Nachricht — Anzeigen

Das wahre Christentum das immer neue

Joh. 16, 12—15

Der Geist, den Jesus den Seinen gelassen hat, will sie lehren und in alle Wahrheit leiten. Damit sagt der Herr, daß das wahre Christentum nicht ein vergangnes, veraltendes Wesen sein soll, sondern täglich neu werden will, immer herrlicher, immer wahrhaftiger.

Der Geist will uns nicht von dem gekreuzigten Jesus wegführen zu andern Meistern oder zu neuen eignen Gedanken. Die falsche Weisheit ist ihm fremd, die schönklingende Worte der Dichter und Denker, wie sie den Ohren der Menge wohlthun, an die Stelle der edeln Einfalt des Evangeliums setzen möchte, oder den Mark und Bein durchschneidenden Richterernst des Heilands durch allerlei besänftigende Zuthaten abschwächt. Er redet, was er hört. Er nimmt von dem, was Jesu ist. Er will ihn verklären, seines Bildes himmlische Schönheit uns besser enthüllen, das Leben Gottes, das sich in ihm offenbart hat, uns mächtiger und gewisser in die Seele prägen.

Wenn sie uns ein Christentum bringen, das sich von Jesus von Nazareth lösen, das an die Stelle des Schmerzensmannes und seiner Lebensworte die Weisheit der Großen des Tages setzen möchte, das sich des Kreuzes schämt und von der ewigen Welt nichts wissen will, in die uns Ostern mit unserm Herrn führt, — es stammt nicht aus dem Pfingstgeiste. Wenn uns ein Neues entgegentritt, das sich christlich nennt und uns weiter führen will in der Wahrheit — sei es Erkenntnis oder That oder neue Ordnung der Gemeinschaft —, wir fragen zuerst, ob es sich willig und wahrhaft mit Jesu Wort vereinigen läßt und vor seinem Bilde besteht, ob der Geist von Golgatha und von Ostern darin rein und ganz offenbar werden kann, ob das Wort des Evangeliums, in dem dieser Geist an uns wirkt, nicht durch Fremdes verdunkelt wird, ob man nicht etwa verlangt, daß der Geist Jesu aufhöre, die Welt recht zu richten und zu strafen, so wie ihn der Herr dazu gesendet hat.

Aber der Geist will auch uns in die Wahrheit leiten, wie er die Jünger gelehrt hat, was sie noch nicht tragen konnten, als der Herr bei ihnen war. Er ist nicht ein Geist vergangner Tage. Er lebt und wirkt heute wie dereinst. Und darum ist das Christentum nicht eine Religion aus alter Zeit, die veralten kann, wie die Feinde spotten. Es ist alt und täglich jung; es ist immer dasselbe und zu jeder Zeit neu. Denn es ist Geist und Leben.

Der Herr spricht: Alles, was der Vater hat, das ist mein. Und nur darum hat er gesagt, daß der Geist von dem Seinen nehmen wird. Das ist ein wunderbares Wort, voll von Segen und Verheißung. Alles, was der Vater hat, das ist sein. Alles Gute und Wahre, alles, was wahrhaft reich macht und beglückt, alle gute Gabe, alle Lebenskräfte, in denen die Seele genesen kann, alles das will Jesus als sein Eigentum anerkennen. Es soll in seinem Reiche gelten. Sein Geist soll es sich zu eigen machen nach seiner königlichen Vollmacht.

Christenmenschen, wie der Herr sie will, sollen sich nicht ängstlich abwenden von den neuen großen Gedanken, die sich in der Menschheit regen, nicht scheu abseits stehen, wo sich neue Lebensgestaltungen und Wahrheiten aus dem Schoße der Geschichte losringen, nicht furchtsam sich an veraltende Formeln und Einrichtungen klammern und den Heiland zu verlieren meinen, wenn gewohnte Ueberlieferungen sich verjüngen und wandeln wollen, wie alles, was die Erde geboren hat. Jesus hat den Seinen einen lebendigen Geist gegeben, nicht eine tote Form, — einen Geist, der auch Zukünftiges verkündet, nicht blos an Vergangnes erinnert.

Alles, was der Vater hat, ist sein; Gott hat ihm alles in seine Hand gegeben, — alles, was von seinem Leben durchdrungen werden kann. Nur die Sünde nicht, die er überwunden hat, nur nicht den Geist der Welt, den sein Geist richtet. Alle rechte Erkenntnis, die aus der Wahrheit ist, alles Schöne, wenn es rein ist und keusch, alle Freude, die in dem Herrn sein will, jede neue Gestaltung der Gesellschaft, die aus Wahrheit und Liebe stammt, jeder Fortschritt, durch den die Ketten der Ungerechtigkeit, der Unwissenheit, der Trägheit, des Aergernisses gebrochen werden — es ist alles sein; denn es ist des Vaters. Sein Geist will es sich zu eigen machen, will aus allen edeln Gütern der Menschheit Schätze des Reiches machen, in dem Jesus der König ist.

So sollen wir in unsern ernsten und hochbedeutsamen Zeiten freudig und voll Hoffnung sein in unserm Christentum. Wir sollen uns dankbar freuen, wenn Gott seinem Sohne etwas Neues schenken will, daß er es sich durch seinen Geist unterthan mache. Der Pfingstgeist will uns nicht in veraltetem Wesen festhalten, das seine Zeit gehabt hat. Er will uns nicht arm machen und uns verschließen, was Gott gerade unsern Tagen schenkt an edlem neuen Gute. Er will uns reich machen. Alles, was in unsrer Gegenwart aus Gott ist, das soll auch seines Sohnes sein, soll auch von seinem Geiste verklärt werden. Alles ist unser, wir aber sind Christi, Christus aber ist Gottes.

H Sch

Ueber Vorurteile

1

Das Wort „Vorurteil" weist uns auf den Prozeß hin und will offenbar ein Urteil bezeichnen, das zu früh gefällt wird, in einem Stadium des Verfahrens nämlich, das die Urteilsfällung noch nicht zuläßt. Der Prozeß beginnt mit den Behauptungen der Parteien und führt, sofern diese in wichtigen Punkten sich widersprechen, zur Beweisaufnahme. Erst wenn diese beiden Stadien durchlaufen sind, wenn jede Partei Gehör gefunden hat und über alle wichtigen und bestrittenen Punkte Beweis erhoben ist, kann das Urteil gefällt werden. Der Richter fehlt also, wenn er vor diesem Zeitpunkte den Streit durch seinen Spruch beendigt, sei es, daß er es versäumt hat, beide Parteien in vollem Umfange sich aussprechen zu lassen, oder daß er bestrittene Behauptungen ohne Beweiserhebung

annimmt oder verwirft. Offenbar können zwei Motive den Richter zu solcher Pflichtverletzung verlassen: Interesse oder Trägheit. Entweder ist er ein ungetreuer Richter, der, aus Gunst oder bestochen, seine Amtsthätigkeit in den Dienst einer Partei stellt. Er ist in diesem Falle selbst Partei geworden — litem suam fecit, wie es die römischen Juristen nennen — und hat also nicht mehr die moralische Befähigung zu einem gerechten Urteil. Er wird der Gegenpartei das Wort abschneiden, ihre Angaben ungeprüft verwerfen, hingegen die Behauptungen seiner Partei unbewiesen als wahr annehmen und seinem Urteil zu Grunde legen. Oder der Richter sündigt aus Bequemlichkeit. Der schleppende Gang des Prozesses beginnt ihn zu langweilen, die wachsende Masse der zu durcharbeitenden Akten ängstigt ihn, und deshalb entschließt er sich, wie man sagt, die Sache über das Knie zu brechen. Zur Beruhigung seines Gewissens sagt er sich, daß es schließlich nur darauf ankomme, dem Streit irgendwie ein Ende zu machen, damit man wisse, was als Recht gelten solle: ob das Urteil sachlich mehr oder weniger vollkommen ausfalle, komme weniger in Betracht, und die absolute Wahrheit sei ohnehin dem Sterblichen unerreichbar.

Wenn wir diese Beobachtung aus dem Gebiete des Prozesses auf das Leben anwenden, indem wir das Wort „urteilen“ nicht im spezifisch juristischen, sondern im allgemein logischen Sinne nehmen, so sind wir über das Wesen und den Ursprung der Vorurteile belehrt.

Die Vorurteile sind verfrühte Urteile. Sie beruhen auf mangelhafter Instruktion des Streitfalls und sind unbefriedigend für Vernunft und Gewissen, weil entweder das Audiatur et altera pars versäumt ist oder unbewiesene Thatsachen als bewiesen angenommen sind. Sie haben ihren Ursprung entweder in einer Parteinahme, die die unbefangne Beurteilung ausschließt, oder in dem Wunsche, mit einer schwierigen und verwickelten Frage ohne allzu langes Kopfzerbrechen auf eine bequeme Art fertig zu werden. Sie sind entweder Vorurteile des Interesses oder Vorurteile der Trägheit.

Die Beziehung zwischen Vorurteil und Interesse ist eine so enge, daß jenes Wort vielfach mißbraucht wird, wo man von Interesse sprechen sollte. Denn offenbar kann der Vorwurf des Vorurteils überhaupt nur den treffen, der urteilen will oder soll. Von ihm darf man die Gründlichkeit und Unparteilichkeit des Richters erwarten. Die Partei hingegen kann unmöglich unparteiisch sein. Vielmehr erfordert gerade die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß einem jedem die Verfolgung seiner Interessen mit Wort und That freisteht. Man mag die christliche Liebespflicht noch so ernst nehmen, immerhin ist die menschliche Gesellschaft so angelegt, daß jeder Einzelne, jeder Stand, jeder Staat für sich sorgen muß. Dieses Recht, diese Pflicht folgt aus dem Begriff der Persönlichkeit. Und wenn im gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben jedermann im wörtlichen Sinne nur die Interessen des Nächsten wahrnehmen wollte, so würden die Interessen aller Not leiden. Denn der normal entwickelte Mensch ist der beste und verständnisvollste Anwalt seiner eignen Interessen und keine fremde Fürsorge kann die Wirksamkeit dieses berechtigten Egoismus ersetzen. Gegensätze und Konflikte der mannigfaltigsten Art sind dabei unvermeidlich, und die erste Forderung der Gerechtigkeit ist die, ein unsern persönlichen Empfindungen und Wünschen entgegengesetztes Bestreben nicht eben deshalb, weil es uns entgegen ist, moralisch herabzusetzen.

Man pflegt sich z. B. über Vorurteile zu beschweren, wo man sich durch ein exklusives Verhalten einer Menschenklasse abgestoßen fühlt. Und doch hat jeder besondre gesellschaftliche Kreis das unzweifelhafte Recht, sich abzuschließen. Ja dieses Abschließen nach außen ist die notwendige Ergänzung des Zusammenschließens nach innen. Zuweilen treten solche exklusive Bestrebungen in der Form von Urteilen auf und erscheinen dann als Vorurteile. Man nennt es z. B. ein Vorurteil, wenn die Engländer einen Menschen, der nicht die englischen Speiseregeln befolgt, nicht als gentleman anerkennen. Aber dieses Absprechen ist in der That gar kein Urteil, sondern nur eine Willensäußerung der englischen Gesellschaft, durch die gemäß der Eigentümlichkeit des nationalen Charakters auch diese äußerlichsten

Regeln als ein Teil des gesellschaftlichen Kanons anerkannt und deshalb Personen, die ihnen den Gehorsam verweigern, ausgeschlossen werden. Offenbar ist die englische Gesellschaft zu solcher Ausschließung ebenso berechtigt, wie ein Enthaltsamkeitsverein zur Abweisung der Biertrinker.

In bürgerlichen Kreisen ist es durchaus üblich, alle Bestrebungen des Adels für die Erhaltung seiner gesellschaftlichen Sonderstellung als adlige Vorurteile zu bezeichnen, und der Gegenstand zahlloser Romane und Novellen ist der Gegensatz, den man als Konflikt zwischen Liebe und Vorurteil zu bezeichnen pflegt. Unzweifelhaft wird diese Beurteilung vielfach entschuldigt und erklärt durch Züge junkerhaften Hochmuts, die nur ein Produkt der Unbildung sind. Die Geselligkeit kann nämlich, wenn sie überhaupt einen geistigen Wert darstellen soll, Standesunterschiede nicht anerkennen. Sie muß den Menschen nach seiner geistigen Produktivität schätzen und kann kein andres Ziel haben als die Pflege rein humaner Bildung und Sitte. Der Adlige, der den geselligen Verkehr mit Bürgerlichen verschmäht, bekennt dadurch, daß ihm diese freie Geistesbildung fehlt, und richtet sich selbst. Aber der Edelmann, der für seine Tochter keinen bürgerlichen Gatten wünscht, tritt für ein Lebensinteresse seines Standes ein und ist deshalb nicht zu tadeln, auch wenn man die Haltbarkeit seines Standpunktes bezweifelt. Denn es ist klar, daß ein Geburtsstand, der denn doch sein geschichtliches Recht hat, nur dann bestehen kann, wenn er durch ein exklusives Eherecht geschützt wird oder, wo das Recht ihn im Stiche läßt, durch eine entsprechende Uebung sich selbst schützt. Schrankenloses Connubium mit andern Bevölkerungsklassen wäre sein unfehlbares rasches Ende. Selbst die Dichter, die bei dem Konflikt von Liebe und Standesgefühl notwendigerweise für die Liebe Partei nehmen, pflegen doch die innere Berechtigung der entgegengesetzten Betrachtungsweise anzuerkennen, indem sie — oft zum Schaden der poetischen Komposition — eine Lösung suchen, die beiden Teilen gerecht wird. Man denke an das Käthchen von Heilbronn oder den Trompeter von Säckingen. In Goethes Ballade vom vertriebnen und zurückkehrenden Grafen ist sogar die Anschauung vom „adligen Blut“ mit einer solchen Härte betont, daß das humane Gefühl trotz der hohen Schönheit der Form beleidigt wird.

Die Vorurteile entstehen im Kampfe der Interessen. Bei einem stark entwickelten öffentlichen Leben müssen alle Klassen der Gesellschaft ihre besondern Wünsche vor der öffentlichen Meinung vertreten. Sie müssen diese für sich zu gewinnen suchen und zu diesem Zwecke, was dem Bedürfnis eines größern oder kleinern Kreises entspricht, so darstellen, als ob es eine Forderung der Gerechtigkeit oder des öffentlichen Wohls sei. So werden Meinungen gebildet, die nur als die Motivirungen von Wünschen verständlich sind. Solche Meinungen aber werden durch unablässige Wiederholung so verbreitet und befestigt, daß sie allmählich eine selbständige Bedeutung erlangen und wie Münzen von Hand zu Hand gehen, ohne auf ihren Ursprung und Gehalt geprüft zu werden. Diese Vorurteile des Interesses sind so wenig auszurotten, wie die Interessen selbst, denen sie entspringen. Die Welt- und Lebensbetrachtung des Menschen wird immer zum großen Teile das Produkt seines Interesses sein, und es gehört schon ein seltener Grad von Bildung und Geistesfreiheit dazu, um die Meinungen, die man in seinem Kreise als unanfechtbare, jedermann einleuchtende verkündigen hört, einer Kritik zu unterwerfen.

Aber allerdings fordert nicht nur die Bildung ein fortgesetztes Streben nach der Befreiung des Urteils von der Leitung durch das Interesse, sondern diese Emanzipation wird eine sittliche Pflicht, wo immer der Beruf zum Urteilen nötigt. Schon der Vater, der in dem Konflikt zwischen Liebe und Standesgefühl zu entscheiden hat, trägt eine Verantwortung, die durch seine persönliche Beteiligung nicht aufgehoben wird. Denn indem der Beruf des Vaters ihm die Entscheidung auflegt, wird er zum Richter, der beiden Parteien gerecht werden muß. Wenn er nur das in ihm selbst redende Standesbewußtsein hört, so kann man nun mit Recht das adlige Vorurteil anklagen. In noch viel höherm Grade muß, wer im Namen des Staats handelt, von den Vorurteilen seines

Standes, seiner gesellschaftlichen Stellung frei sein. Hierin liegt der Wert des besoldeten und berufsmäßigen Beamtentums, daß dieses die relativ beste Garantie bietet für die Verwaltung der Staatsgeschäfte durch Männer, die von den Vorurteilen des Interesses frei sind. Den stärksten Gegensatz hierzu bilden die politischen Parteien. Sie sind, genau betrachtet, immer Gruppen von Interessenten. Aber da die Einwirkung auf die öffentliche Meinung ihr Lebenszweck ist, so enthalten die Parteiprogramme in den seltensten Fällen offene Darlegungen subjektiver Wünsche. Sie tragen vielmehr den Anschein völliger Objektivität und sind doch großenteils aus Vorurteilen zusammengesetzt. Das Vorurteil, zum Schlagwort zugespitzt, ist das Kampfesmittel der Partei. Je bescheidner der geistige Horizont eines Parteiblattes ist, je tiefer der Bildungsstand der Bevölkerungsklassen, auf die es wirken will, um so unbefangener beschränkt es sich auf die Wiederholung von Vorurteilen, die sich jedermann ohne Mühe aneignen kann.

Im internationalen Leben sind die Vorurteile von so außerordentlicher Kraft und Wirkung, daß für die deutsche Nation der Mangel nationaler Vorurteile geradezu eine Schwäche bedeutet, die schwer auszugleichen ist.

Wenn der römische Dichter seinem Volke zuruft:

Tu regere imperio populos, Romane, memento!*)

so fühlen wir, wie die geistige Kraft, die Rom zur Weltherrschaft forttrieb, ein Vorurteil war, eine ungeprüfte und keinem Zweifel unterworfene Ueberzeugung, daß die Beherrschung der andern Völker Recht und Beruf der Römer sei. Dasselbe Vorurteil haben die Engländer in Bezug auf die der europäischen Zivilisation noch nicht gewonnenen Teile der Erde. Für die Gründung von Kolonien soll ihnen, wenn nicht ein ausschließliches Recht, so doch wenigstens ein Vorrecht auf dem ganzen Erdkreise zustehen. Daß die afrikanische Ostküste vom Kap bis zum Nil von Rechts wegen den Engländern gehöre, wird mit solcher Zuversicht behauptet, daß selbst fremde Regierungen dem Eindruck so großer Sicherheit nicht immer widerstehen. Die Franzosen, die von 1814 bis 1870 die Rheingrenze als nationale Forderung festhielten, hatten das litterarische Bedürfnis, auch diese die Nachbarn einigermaßen befremdende Forderung in einer Form vorzutragen, die sie als die Konsequenz eines ganz objektiven und nicht anfechtbaren Prinzips erscheinen ließ: es war die Theorie der sogenannten „natürlichen Grenzen," eine Theorie, die allerdings ihren Ursprung zu sehr verriet, um auf Uninteressirte Eindruck zu machen. Alle Herrschaftsansprüche sind mit Vorurteilen unauflöslich verbunden. Jede Aristokratie behauptet die ausschließliche Berechtigung und Befähigung ihrer Mitglieder zum Regieren, die Demokratie die gleiche Berechtigung und Befähigung aller, woraus dann wieder das allerabsurdeste, in seinen Konsequenzen gefährlichste Vorurteil von dem unbedingten Herrscherrechte der Majorität folgt. Der alten Welt war die Berechtigung und Notwendigkeit der Sklaverei zweifellos, und es giebt wohl kein merkwürdigeres Beispiel von der Macht des Vorurteils als die Beweisführung des Aristoteles von der natürlichen Bestimmung eines Teils der Menschheit, den Zwecken eines andern Teils zu dienen.

Die Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Interesse und Vorurteil macht es uns zur Pflicht, unsre eignen Meinungen immer wieder darauf zu prüfen, ob sie nicht die Produkte unsrer Wünsche und Befürchtungen sind. Die Erforschung dieses Zusammenhangs ist das unentbehrliche Mittel zur Kritik der Behauptungen und Deduktionen, die uns im öffentlichen Leben begegnen. Männer, die in Litteratur oder Politik eine wirklich hervorragende Stellung einnehmen, die nicht bestehenden Tendenzen mit ihrem Talente dienen, sondern das Herrscherrecht des Genies ausüben, müssen im Kampfe mit dem Vorurteil ihren Lorbeer erwerben, und es ist bedeutsam, daß in dem Volke, das wie kein andres von Vorurteilen lebt, ein Mann wie Carlyle aufstehen mußte, dessen imposante Größe gerade in der vollkommenen Freiheit des sittlichen Urteils von den Vorurteilen seiner Nation und in der unbeugsamen Kritik dieser Vorurteile bestand.

Ein

*) Immer gedenke, o Römer: Du sollst die Völker beherrschen!

Noch einmal Ignaz von Döllinger

3

Nun kündigt sich mit Bestimmtheit an, was Döllinger längst hatte kommen sehen und worauf er sich wissenschaftlich vollständig gerüstet hatte, die Unfehlbarkeit. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte seinen berühmten Artikel über das Konzil und die Civiltà (das Organ der jesuitisch beherrschten Kurie). Aus ihnen ist dann der „Janus" erwachsen (1869), auf den Döllinger bis zu seinem Tode so hohen Wert gelegt hat, wie auf keines seiner Bücher, und das damals auf die jesuitische Partei einen geradezu niederschmetternden Eindruck gemacht hat. Die Erweiterung zum Buch ist, wie jetzt Friedrich mitteilt, von Johannes Huber, zuerst unter beständiger Kontrolle, dann unter entscheidender Mitwirkung Döllingers vollzogen worden. Jetzt hat nach dreiundzwanzig Jahren Johannes Friedrich, einer der treusten Schüler Döllingers und der Genosse seines Geschicks, eine neue Ausgabe veranstaltet, die den alten Text mit größern, sehr zweckmäßigen Umstellungen, einem neuen Apparat gelehrter Nachweise und Widerlegung der Einwürfe des Hergenröther'schen Anti-Janus giebt. Das Buch wird jetzt von neuem seinen Beruf erfüllen. Denn hier ist mit einer Gelehrsamkeit, über die eben nur Döllinger verfügt hat, die innere Geschichte des Papsttums vom Mittelalter bis zur Gegenwart „ausgebreitet wie eine Landkarte." Eine Parallele dazu haben wir überhaupt nicht.

Das Dogma des Jahres 1870 ist nicht ein einzelner Lehrsatz, sondern bezeichnet eine Gesamtanschauung von der Kirche und ihrer Verfassung, um die jahrhundertelang gekämpft worden ist. Es spricht auch nicht bloß dem Papst die Unfehlbarkeit zu, wenn er in Materien des Glaubens und der Sitte ex cathedra, d. h. offiziell und in Erlassen an die ganze Kirche eine Entscheidung trifft, sondern es erkennt ihm auch in allen Materien die unmittelbare geistliche Gewalt über alle Kirchen zu: die Bischöfe haben künftig ihre Gewalt nicht unmittelbar von Gott, sondern vom Papst. Er ist der einzige göttlich geordnete Herr der Kirche, die Bischöfe sind nur seine Stellvertreter in den einzelnen Bezirken.

In diesem Sinne hat also Döllinger die Vorgeschichte der Infallibilität wesentlich als Verfassungsgeschichte geschrieben. Drei Epochen nahmen dabei das Hauptinteresse in Anspruch: 1. Die Zeit der ersten großen Usurpationen, Fiktionen und Fälschungen, die vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert teils von den Päpsten, teils von ihren Parteigängern vorgenommen worden sind. Das Papsttum wird zu einem großartigen System kirchlicher und politischer Ansprüche: es verdrängt, wesentlich mit Hilfe jener Mittel, die Bischöfe wie die weltlichen Gewalten aus ihren wichtigsten Rechten in Kirche und Gesellschaft. Es setzt an Stelle der Landeskirchen seine eigne universale Gewalt und opfert diesem politisch-juristischen Geist fast alles auf, was ehemals in der Kirche als groß gegolten hatte. 2. Die Zeit, da durch neue große Fälschungen dem Papsttum die Mittel in den Schoß fallen, seine eigne Infallibilität als uralte kirchliche Ueberlieferung zu begründen (zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts). Diese Fälschungen, deren letzte Wurzeln vor wenigen Jahren Franz Heinrich Reusch aufgedeckt hat, haben dem gefeiertsten Theologen des Mittelalters, Thomas von Aquino, das Material für seine Infallibilitätslehre abgegeben. Ihre falschen und erdichteten Zitate haben sich durch die Adern der litterarischen Verarbeitung über die ganze Kirche, in die offiziellen Lehrbücher und Katechismen verbreitet, den Klerus vor allem im Glauben an das Alter der Infallibilität erzogen und noch im Jahre 1870 und nachher das Beweismaterial „wissenschaftlicher" Arbeiten abgegeben. 3. Die Wiedererhebung des Papsttums nach der Zeit der großen Konzilien, die die Superiorität des Konzils über dem Papsttum praktisch bewährt und unter Bestätigung der Päpste dogmatisch ausgesprochen hatten, und in der Zeit der Gegenreformation, wo das Papsttum für seine alten Ziele neue Bundesgenossen, neue virtuose Kunstgriffe und gewaltige Mittel gewinnt, den Jesuitenorden, den Index und die Inquisition.

Wie viel Genuß und Belehrung kann hier auch der Laie finden!

Das Konzil kam. Aber Döllingers Stellung zu seinen Beschlüssen war für ihn doch nicht so ganz selbstverständlich, als man nach allem Bisherigen annehmen möchte.

Ich habe nur eine ganz schlaflose Nacht in meinem Leben gehabt. Es war diejenige, in welcher ich mein Gewissen wegen des Unfehlbarkeitsdogmas erforschte, hin und her sann und zu der Ueberzeugung gelangte, ich dürfe und könne nicht zu der Infallibilistenpartei übergehen. (v. Kobell, S. 8.)

Wann diese Nacht war, sagt er nicht. Mit dem Januar 1871 beginnt in den Briefen und Erklärungen über die vatikanischen Dekrete der entscheidende Schriftenwechsel zwischen Döllinger und dem Erzbischof Scherr. Am vierten verlangt der Erzbischof eine Erklärung, wie sich Döllinger zum neuen Dogma stelle. Erst am neunundzwanzigsten antwortet Döllinger: unterwürfe er sich, so müßte er auch die Bücher, die er seit siebenundvierzig Jahren geschrieben habe, widerlegen und den damit angerichteten Schaden heilen. Sollte aber diese Unterwerfung nicht schwere Sünde und grobe Lüge sein, so müßte er erst überzeugt sein, bisher Falsches gelehrt zu haben. Er forsche und prüfe, so gut er es verstehe. Aber bei der Größe des Gegenstands und dem Umfang des Quellenmaterials brauche er Zeit. Er bitte also um Frist. — Er erhält sie und läßt sie sich am 14. März noch um vierzehn Tage verlängern. Dann antwortet er am 28. März. Er beginnt mit einem Hinweis auf die Bischofskonferenz des Jahres 1848 und der Bitte, ihm bei dem bevorstehenden neuen Bischofstage wenigstens Gehör zu geben. Da möchte er begründen: 1. daß die biblischen Stellen, auf die sich die Infallibilisten berufen, von den Kirchenvätern ohne Ausnahme in ganz anderm Sinne ausgelegt worden seien, daß er also seinen zweimal geschwornen Eid bräche, der ihm gebiete, die heilige Schrift nicht anders als nach dem einstimmigen Konsens der Väter anzunehmen und auszulegen; 2. daß die Behauptung, die Infallibilität sei ein von alters her allgemein anerkannter Glaubenssatz, auf Entstellung der Geschichte beruhe und den klarsten Zeugnissen widerspreche; 3. daß die Bischöfe der romanischen Länder, die in Rom die übergroße Mehrheit gebildet haben, samt ihrem Klerus schon durch das falsche, erdichtete oder entstellte Beweismaterial ihrer Lehrbücher irregeführt worden seien; 4. daß zwei allgemeine Konzilien (Konstanz und Basel) in ihren von den Päpsten bestätigten Beschlüssen das Gegenteil des Infallibilitätsdogmas definirt haben; 5. daß diese Dekrete unvereinbar seien mit der Verfassung der europäischen Staaten, und daß er schon um seines Verfassungseides willen ihnen nicht beitreten könne. Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger und als Bürger könne er also die Lehre nicht annehmen.

Daraufhin erfolgte am 17. April der große Bann „mit allen kanonischen Folgen," d. h. wie Döllinger mehrmals im Hinweis auf eine Bulle Urbans II. erklärt, auch der, daß ihn jeder aus Glaubenseifer totschlagen kann. Döllinger ist damals thatsächlich von der Polizei gewarnt worden, nicht ohne Begleitung auszugehen, da man Gewaltthat gegen ihn beabsichtige.

Döllinger hat es mehrmals in tief beweglichen Worten ausgesprochen, wie ihn dieses Vorgehen geschmerzt hat gerade darum, weil er sich seiner fleckenlosen katholischen Vergangenheit bewußt war. Er hat sich trotzdem in sein Geschick gefügt. Als König Ludwig ihn aufforderte, trotz dem Bann weiter Messe zu lesen, „sagte ich dem König, ich dürfe dieses seinethalben nicht thun und auch meinethalben nicht, da eine derartige Auflehnung gegen Papst und Kirche zu traurigen und ernsten Konflikten führen müßte." (v. Kobell, S. 104.) Wenn er sich dann trotz seiner anfänglichen Zurückhaltung doch 1874 „aus Ueberzeugung zur altkatholischen Gemeinde" rechnete (Briefe S. 104), so hat er dagegen 1887 wieder dem Nuntius Ruffo Scilla erklärt, er wolle nicht Mitglied einer schismatischen Genossenschaft sein, er sei isolirt. Ueberzeugt, daß der gegen ihn erlassene Urteilsspruch ungerecht und rechtlich nichtig sei, sehe er sich fortwährend als ein Mitglied der großen katholischen Kirche an, und die Kirche selbst sage ihm durch den Mund der heiligen Väter, daß eine solche Exkommunikation seiner Seele nicht schaden könne. (Briefe S. 151.)

Es hat auch später nicht an Versuchen gefehlt, ihn zur Unterwerfung zu bringen. Dreimal hat Papst Pius IX. ihn

dazu auffordern lassen; zweimal hat eine Prinzessin, etwas exaltirt, aber wohl gemeint, an ihn geschrieben (1880), und der alte Herr hat sehr geduldig und ausführlich geantwortet. Der neue Erzbischof von München, Steichele, Döllingers Schüler, knüpfte freundliche Beziehungen mit dem Gebannten an; es kam, wie es scheint, zur persönlichen Zusammenkunft (Ende 1878 und Januar 1879). Auch später fehlte es nach dem Zeugnis des Erzbischofs „bei äußern Begegnungen" nicht an „freundlichem Entgegenkommen und wohlwollender Gesinnung" Döllingers gegen ihn, sodaß der Erzbischof noch einmal (30. Juli 1886) in warmherzigem Tone mahnte. Von den Antwortsbriefen Döllingers ist nur einer abgedruckt (1. März 1887): er bleibt auf seinem Standpunkt und begründet ihn noch einmal ausführlich, macht aber noch einmal einen ähnlichen Vorschlag wie dem Erzbischof Scherr gegenüber, den eines Kolloquiums mit Vertretern des Erzbischofs in Gegenwart von Stenographen und nachfolgender Veröffentlichung der Protokolle. Werde er widerlegt, so verspreche er feierlich, sich sofort zu unterwerfen und zu widerrufen. Er werde dann den ihm etwa noch gegönnten Lebensrest dazu verwenden, seine Schriften selbst zu widerlegen.

Den Bischof Hefele von Rottenburg dagegen hat Döllinger auf eine kurze Einladung (10. Juni 1886), großmütig alle Unbill zu vergessen, die ihm von seinen temporären Gegnern widerfahren sei, und zur Freude von Engeln und Menschen seinen Frieden mit der Kirche zu machen, die er so lange und so ruhmvoll verteidigt habe, einer Antwort nicht gewürdigt. Besser ist es dem Nuntius Ruffo Scilla ergangen, der ihn zu gewinnen suchte in zwei Briefen von ebenso großer Seichte und Naivität als unbeschreiblichem Französisch: sie sind voll von sprachlichen und orthographischen Schnitzern, bis zu drei auf einer Zeile. Ihm hat Döllinger in tadellosem Französisch geantwortet, was er allen derartigen Anfragen entgegengestellt hat. —

Ich habe die Geschichte des Theologen und Kirchenmanns Döllinger an der Hand der neu veröffentlichten oder gesammelten Urkunden zu Ende geführt. Noch ein Wort über den Gelehrten und Menschen. K M-Br

---

Der Austritt des Grafen Paul von Hoensbroech aus dem Jesuitenorden

Der Austritt des Grafen Paul von Hoensbroech aus dem Jesuitenorden oder vielmehr sein Artikel „Mein Austritt aus dem Jesuitenorden" hat das öffentliche Interesse in der vergangnen Woche überall in Anspruch genommen, wenn auch leider der größte Teil unsrer Presse die Bedeutung der Schrift nicht verstanden hat. Indem ich voraussetze, daß die Schrift den Lesern der Christlichen Welt vollständig oder doch in der Hauptsache bekannt ist,*) knüpfe ich einige Betrachtungen daran an.

Daß ein Jesuit seinen Orden verläßt, ist an sich kein welterschütterndes Ereignis. Unter Umständen kann das in Frieden geschehen, und wenn der Betreffende selbst kein Aufhebens davon macht und sich stille hält, wie ihm befohlen ist, wird der Orden dafür sorgen, daß es stille bleibt. Aber in diesem Falle treffen viele Umstände zusammen, um den Austritt zu einem kirchengeschichtlichen Ereignis zu stempeln. Der Ausgetretene gehört einem vornehmen, alten niederrheinischen Adelsgeschlechte an, in dem die katholische Kirchlichkeit und, wenn ich recht berichtet bin, auch die Verehrung des Jesuitenordens traditionell ist. Seine nächsten Verwandten, der Prinz und Herzog von Arenberg, sein Vetter, und der Graf und Marquis Wilhelm Rudolph von und zu Hoensbroech, sein Bruder, sind hervorragende Mitglieder der ultramontanen Partei. Mütterlicherseits ist er mit dem bekannten kommandirenden General von Loë nahe verwandt. Er ist, wie sein Bruder, auf dem Jesuiteninstitut

*) Er ist im Maiheft der Preußischen Jahrbücher, S. 800 ff. erschienen, und wohl alle größern deutschen Zeitungen haben umfangreiche Auszüge daraus gebracht.

Feldkirch erzogen. Dreizehn Jahre hat er dem Orden angehört, in den er also eintrat, als noch die Wogen des Kulturkampfes hoch gingen, und in den letzten Jahren hat er in der vordersten Reihe der deutschen Jesuiten gestanden, die litterarisch den Orden verteidigt und seine Rückberufung gefordert haben. Er hat die weitgehendsten Ansprüche des Papsttums als Forderungen des Glaubens vertreten und im besondern in seiner letzten Schrift „Christ und Widerchrist," die im vorigen Herbst erschienen ist, die evangelische Theologie aufs heftigste und — so schien es wenigstens — mit allen Mitteln eines kaltblütigen Fanatismus angegriffen, er hat mit protestantischen Theologen, dazu speziell mit den Preußischen Jahrbüchern, in heftiger Fehde gelegen, bald in der Germania, bald in Pamphleten. Er hat seinen Orden verteidigt wie eine himmlische Institution und jeden Einwurf als aus Unkenntnis oder Schlimmerem stammend zurückgewiesen. Eine felsenfeste Ueberzeugung schien aus seinen Worten hervorzuleuchten, und mußte man sie auch als Protestant im tiefsten beklagen — mancher, der gegen den gleichförmigen Ton der Unerschütterlichkeit dieser Schriftsteller noch nicht abgestumpft ist, mag sehnsüchtig bei sich gedacht haben: Glücklicher Mann, der seiner Sache und seiner Lebensaufgabe so sicher ist! Und nun? Er hat seinen Orden verlassen, und er hat dessen Zwang auch darin gebrochen, daß er öffentlich seinen Schritt durch eine Kritik des Ordens rechtfertigte, die diesen viel stärker belastet, als alle Angriffe der protestantischen Theologen, gegen die er selbst gestritten hat.

Der letzte Grund dieser Kritik ist die Spannung, in der die deutsch-katholische Gesinnung des Grafen von vornherein zum Jesuitismus gestanden hat. Er war, als er in den Orden trat, bereits 26 Jahre, also erheblich älter, als die meisten sonst eintretenden Novizen zu sein pflegen, hatte seine juristischen Studien mit dem Referendarsexamen beschlossen, größere Reisen gemacht und die Luft deutscher Bildung reichlich eingeatmet. So hat er u. a. im Sommer 1889 bei Professor Harnack in Berlin dessen Vorlesungen über Dogmengeschichte regelmäßig besucht und ist mit dem Vortragenden in freundlichen Verkehr getreten. Unter dem Einflusse seiner Heimat, mit ihren politischen, sozialen und vor allem ihren monarchischen Institutionen verwachsen, hatte er nicht nur sein Vaterland lieben gelernt, sondern sich auch eine bestimmte politische Ueberzeugung gebildet. Er durfte sich „einen urteilsfähigen Mann" nennen. Auch war er von einem hohen Idealismus beseelt; gerade dieser trieb ihn in den Orden, denn er glaubte, in ihm das Ideal christlicher Frömmigkeit zu finden: ein vollkommner Christ und ein wahrer Jesuit — das waren ihm Begriffe für ein und dasselbe. Es ist klar, daß eine derartige Bildung und Stimmung keine besonders günstige Vorbereitung für den Jesuitismus war. Denn der Graf hatte nicht nur eine selbständige Bildung und eine Kenntnis von ihrem Wert, er hatte offenbar auch schon eine selbständige Frömmigkeit, seine Seele suchte und fragte und verlangte eine Antwort auf *ihre* Bedürfnisse. Und nun tritt er mit so ausgeprägter Individualität in den Jesuitenorden! Da muß er zuerst erfahren, daß gerade dies, worauf er bisher stolz gewesen, unter allen Umständen gebrochen werden soll; er muß sich einer Erziehungsmethode fügen, die darauf ausgeht, den Willen und die Neigung zu irgend einer bestimmten Thätigkeit abzustumpfen und alle Eigentümlichkeiten der Person zu nivelliren. Und was bei vielen andern Novizen gelingt, die wegen ihres jugendlichen Alters gar nicht ahnen, welches das Ziel dieser Erziehung ist, das erregt bei ihm Widerspruch, da er bereits viel zu selbständig ist, um es nicht mit voller Deutlichkeit zu erkennen. Eine Menschenseele, die einmal zu eignem Leben erwacht ist, ist eben doch zu adlig, um sich bewußt wieder zu töten. Weiter, es verlangt ihn nach Einweihung in die wissenschaftlichen Kämpfe der Gegenwart, nach Orientirung über ihre Richtungen, gewiß nicht aus reinem Drang nach Erkenntnis und Wahrheit, sondern weil er die Feinde seines Glaubens kennen lernen will; er hofft, in der Gelehrsamkeit des Ordens die Ueberwindung jener modernen Wissenschaft zu finden, deren Einfluß er schon in frühern Jahren kennen gelernt hat. Aber es wird ihm keine Möglichkeit geboten, das Verlangen zu befriedigen; der vorgeschriebne Studiengang zwingt ihm die philosophisch-theologischen

Spitzfindigkeiten des Mittelalters auf; die Bibliotheken bleiben ihm verschlossen; eine und dieselbe Methode, mit formaler Dialektik aus einem ein für allemal feststehenden Obersatz, dessen Inhalt eben das Thomistische System bildet, die Absurdität aller diesem entgegenstehenden historischen Erkenntnisse zu beweisen, soll er überall anwenden. Und er weiß doch, daß diese Methode nicht heranreicht an die Resultate, die eine jahrhundertelang weiterarbeitende Wissenschaft ans Licht gefördert hat, er weiß, daß jenseits der Schranken, über die man ihn nicht hinüber lassen will, eine Welt liegt, in der wirkliches Leben pulsirt, er weiß, daß, wenn er sich diese Welt der Gegenwart nicht aneignet oder überwindet, sein Leben für seine Ideale verloren ist! Noch mehr: wer sein Vaterland liebt und dabei sogar politisch interessirt ist, der will für sein Vaterland und seine politischen Interessen wirken; offenbar hat der Graf die Anschauung geteilt, daß der Jesuitenorden das Bollwerk der Monarchie und der festeste Schutz gegen allen Umsturz sei. Aber nun soll er sich in eine Gesinnung hineinfinden, der Wohnort, Sprache und politische Institutionen völlig gleichwertig sind, die notwendig die Preisgebung monarchischer oder republikanischer Vorlieben mit sich bringt, er soll mit Männern zusammenarbeiten, die von Haus aus ganz andre politische Anschauungen haben, die er vielleicht bekämpfen würde, wenn sie nicht Glieder desselben Ordens wären.

Endlich, und damit komme ich auf den Punkt, der in der Hoensbroechschen Schrift am wenigsten klar zum Ausdruck kommt und doch, wenn ich recht sehe, der wichtigste ist: auch sein religiöses Verlangen findet keine Befriedigung. Er brachte in den Orden schon bestimmte Fragen mit und ließ sich eine fremde, religiöse Individualität nicht ohne weiteres aufdrängen. So konnte er auch an den allein auf diese zugeschnittenen Antworten kein Genüge finden. Es ist gar nicht schwer, sich von dieser Art von Frömmigkeit eine Vorstellung zu machen; ja sie ist uns allen wohlbekannt; es ist dieselbe, die viele Angehörige beider Konfessionen besitzen, die, ohne in die Tiefen der konfessionellen Unterschiede einzudringen, doch in der Form ihrer Kirche fromm sein wollen. Zwei sauber auseinander gehaltene Gebiete: die kirchliche Frömmigkeit, die im wesentlichen Gehorsam gegen die von Gott geoffenbarten Wahrheiten und die von Gott vorgeschriebnen Religionsübungen, d. h. Dogma, Moral, Kultus ist; daneben die private Frömmigkeit, die lebendig erfaßte, unvermittelte Wechselbeziehung zwischen Geschöpf und Schöpfer, ebenso empfindlich und freiheitsliebend, wie jene unterwürfig; Widerwille gegen jedes Pharisäertum und jede Monopolisirung der christlichen Vollkommenheit durch kirchliche Akte; Hochachtung der Natur und der natürlichen Beziehungen, oft zu sehr naher Verbindung des religiösen und nationalen Empfindens gesteigert; Anerkennung aller Menschen als Kinder Gottes. Diese private Frömmigkeit, gewiß nicht evangelisch, aber doch unverkennbar von Gedanken des Evangeliums beeinflußt, ist in dem Grafen nun ganz besonders stark entwickelt gewesen, und von ihr aus mußte er in Widerspruch zu dem religiös-asketischen System des Ordens gelangen. Er macht in seiner Schrift einmal die feine Bemerkung, daß das religiös-asketische Leben, das der Orden seinen Mitgliedern aufzwinge, und worin er ihnen doch offenbar Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse bieten will, das religiöse Leben einer ganz bestimmten fremden Individualität, nämlich das des Ignatius von Loyola sei. Wie richtig ist das: diese Kette von Exerzitien, von raffinirt ausgedachten Reizmitteln für das *Gefühl*, in dessen Ekstase eben die Religion bestehen soll, sie hat den spanischen Ritter mit jenem Fanatismus erfüllt, vor dem alles andre in ihm erstarb, — aber was soll sie einem Menschen, der offenbar, wenn er es auch in seiner Schrift nicht sagt, doch schon das Gift des Zweifels geschmeckt und vor allem schon jene elementarste religiös-sittliche Wahrheit in sich aufgenommen hat, daß die Vollendung der Persönlichkeit Heiligung des Willens ist?

Noch schärfer aber mußte sich die Frömmigkeit des Grafen gegen ein zweites Glied des religiösen Systems des Jesuitenordens empören, gegen die Gewissensrechenschaft und den Gebrauch der Beichte zur Leitung menschlicher Geschäfte. Ich glaube, daß der Graf mit seinem Widerspruch dagegen mit

treffender Sicherheit den Punkt herausgefunden hat, an dem in der That auch der Katholik, wenn er einfach und fromm empfindet, am ehesten in eine Spannung mit den jesuitischen Grundsätzen kommen kann. Denn die katholische Frömmigkeit hat ihren Schwerpunkt in der Beichte. Dort wird dem Katholiken die Vergebung der Sünden verbürgt, dort findet er als Lohn einer schweren Selbstüberwindung Gottes Gnade wieder. Die Beichte ist nach katholischer Anschauung eine Anordnung Gottes allein zu diesem Zwecke, sie basirt deshalb auch in der katholischen Kirche immerhin noch auf einer gewissen Freiwilligkeit, sie setzt ein Verlangen voraus, und die Absolution ist eine endgiltige und erstreckt sich nicht nur auf die schweren Sünden, die namentlich gebeichtet sind, sondern auch auf die leichtern. Aber das, was im Laienkatholizismus leider auch ein Nebenzweck der Beichte ist, nämlich die Seelen an den Priester, die Kirche, kurzum eine empirische Macht zu knüpfen, und was sich der Laie eben noch als eine kirchliche Einrichtung gefallen lassen kann, — das wird im jesuitischen System zur Hauptsache und zum Hauptzweck. Die unbedingte, jede Freiwilligkeit ausschließende Leitung der Seelen durch die Ordensobern, die von der Eröffnung des Beichtenden zum Nutzen des Ordens Gebrauch machen dürfen, ist eine feste gesetzliche Bestimmung, die von den Obern jederzeit gefordert werden kann, und auch der erschütternde Ernst der solennen Absolution wird abgestumpft, wenn sie immerfort wiederholt werden soll, oder es tritt die noch schlimmere Wirkung ein, daß der Beichtende überhaupt nicht mehr mit Gott, sondern nur mit seinem Priester spricht. Es ist höchst bezeichnend, daß die Germania, die sonst die Richtigkeit der Darstellung des Grafen anerkennt, allein an diesem Punkte materiellen Widerspruch erhebt.

Des Grafen Natur, Bildung, nationales Empfinden und religiöses Verlangen hat ihn somit in eine Spannung zum Geiste des Jesuitenordens gebracht, die schließlich mit dem Bruche endigen mußte. Fragen wir, was ihn doch solange im Orden gehalten hat, so muß die Antwort sein: erstens der Nimbus, mit dem die katholische Kirche jederzeit gerade diesen Orden umkleidet hat, zweitens aber auch die Angriffe, die er von protestantischer Seite fortwährend erfahren hat, und der staatliche Druck, unter dem er steht. Als er in den Orden eintrat, hatte er die Vorstellung, in ihm das Ideal christlicher Frömmigkeit zu finden; die Großartigkeit dieser Institution, die Einheitlichkeit, Lebenskraft und Vielseitigkeit seines Organismus, die Erhabenheit seiner Ziele hatten das empfängliche Gemüt des jungen Mannes mächtig ergriffen. Auch heute noch meint er, lediglich zu den Mitteln des Ordens im Gegensatz zu stehen, aber auch an ihnen bewundert er die Genialität der Anordnung und die psychologische Kraft. Auch von den Mitgliedern des Ordens spricht er mit aufrichtiger Bewundrung, er nennt sie Männer des reinsten Lebenswandels. Diese Beurteilung zeigt freilich, daß dem Grafen noch immer ein übermaltes Bild seines Ordens vorschwebt und er sich noch in starken Täuschungen befindet. Aber umso mehr mußten ihn die Angriffe auf den Orden und seine „schlechte Moral" empören, deren tadellose Früchte er doch täglich vor sich sah. Seine Ehre schien ihm zu fordern, für die unschuldig Verleumdeten einzustehen, und die gewaltsame Fernhaltung des Ordens vom deutschen Reiche empfand er nicht nur als eine Ungerechtigkeit, sondern er sah gerade darin auch einen Entschuldigungsgrund für die ihn abstoßende vaterlandslose Gesinnung so vieler seiner Ordensbrüder. — Wir können es wohl verstehen, daß ein junger Mann, der aus Kreisen stammt, in denen Kameradschaft und Korpsgeist von Jugend auf anerzogen wird, unter diesen Verhältnissen es als einen Ehrenpunkt empfand, sich von dem Orden nicht zu trennen. Wir haben auch allen Grund, dem Urteil des Grafen über die lautere Moral der Ordensbrüder Beachtung zu schenken, obgleich wir seiner Rechtfertigung der Entscheidungen und Auffassungen jesuitischer Moraltheologen sehr skeptisch gegenüberstehen. Wir werden zunächst seinem Urteil freilich keine andre Folge geben können, als daß wir uns in der längst feststehenden Ueberzeugung bestärken lassen, daß dem Orden, wie er heute ist, Verstöße gegen die bürgerliche Moral nicht nachgesagt werden dürfen. Anderseits sind wir durch seine Darstellung nicht im mindesten in dem Urteil erschüttert, daß eine Vereinigung von Menschen, die prinzipiell religiöse Zwecke mit der Erhaltung eines empirischen Instituts vertauscht, schließlich auch nach dem Maßstab der natürlichen Moral unsittlich werden muß.

Leicht ist es dem Grafen nicht geworden, sich durch diese Gründe immer wieder zum Bleiben im Orden bestimmen zu lassen. Die Schilderung dieses dreizehnjährigen Kampfes gegen seine immer stärker sich regende eigne Ueberzeugung ist für mich das ergreifendste Stück seiner Schrift gewesen. Welch wunderbare Wege geht doch ein Geist, der nach Wahrheit sucht! Jetzt erfahren wir, daß die Pamphlete, aus denen wir eine felsenfeste Gewißheit und skrupellosen Fanatismus heraushörten, in Wahrheit den heftigsten Kämpfen mit der bessern Ueberzeugung, dem energischen Wunsche, seine Bedenken gegen den Jesuitengeist zu unterdrücken, ihren Ursprung verdanken. Wir wollen über die schweren Beleidigungen, die er in seinen frühern Schriften gegen angesehene protestantische Theologen und Historiker vorgebracht hat, nicht mit ihm rechten; sie verstehen heißt für uns, sie entschuldigen. Aber wir wollen daraus lernen, daß der gleichförmig siegesgewisse Ton der jesuitischen Schriftstellerei in Wahrheit ein Zeichen ihrer innern Schwäche und Hohlheit ist. Das Geständnis des Grafen über die Entstehung seiner Verteidigungsschriften für den Orden nimmt alle dem, was Jesuiten in demselben Sinn und Ton geschrieben haben oder noch schreiben werden, seinen Wert: in den Schriften der Hammerstein, Gietmann u. s. w. werden alle, die Hoensbroechs Entwicklung kennen gelernt haben, von nun ab jenen selbstquälerischen Kampf gegen die eigne Ueberzeugung vermuten, und diese Vermutung wird sich selbst dann nicht unterdrücken lassen, wo sich der Ton der Schriften zur Frechheit steigert, wie in den Werken Michaels über Döllinger.

Aus jedem Worte des Grafen spricht das Bestreben, ein treuer Sohn seiner Kirche bleiben zu wollen. Er fühlt die Spannung zwischen seiner Lebensanschauung und dem Jesuitengeist, aber er sieht nicht, daß die Kritik, die er von hier aus am Jesuitenorden übt, an vielen Stellen zur Kritik an der katholischen Kirche und ihrem System wird. Denn der Jesuitenorden ist nach offizieller katholischer Anschauung die Vollendung der katholischen Frömmigkeit; nicht nur die Ziele, denen er zustrebt, auch seine Methode ist so und so oft von den Päpsten feierlich empfohlen und höchlichst gepriesen, sie ist auch, mehr oder minder abgeschwächt, die Methode aller katholischen Orden. Der Graf wehrt sich gegen die geistlichen Uebungen: aber preist nicht der Papst immer wieder die geregelte Reizung des Gefühls, die zur Anschauung Gottes führen soll, als Muster wahrer Frömmigkeit? Wird sie nicht in allen katholischen Orden geübt? Wird sie nicht auch den Weltpriestern, den barmherzigen Schwestern und sogar den Laien empfohlen? Der Graf sträubt sich gegen die Gewissensrechenschaft und meint doch, die katholische Ordnung der Beichte in allen Stücken aufrecht erhalten zu können. Doch diese Unterscheidung macht zwar seinem Herzen, aber nicht seinem Kopfe Ehre. Denn der Graf weiß so gut wie wir, daß in der Praxis des kirchlichen Lebens die Beichte ein Mittel zur Leitung weltlicher Geschäfte ist, er weiß auch, daß die möglichst häufige und vollständige Beichte oft von den Päpsten empfohlen ist, und daß die katholische Kirche durchaus nicht seine Ansicht teilt, daß der Christ nur Gott die Tiefen seiner Seele aufzudecken braucht und direkt im Innern seines Herzens mit seinem Gott verkehren kann.

Weiter: Der Graf beklagt sich über die Enge der wissenschaftlichen Ausbildung und über die Abgeschlossenheit von der Welt des modernen Geistes. Aber — ist nicht der Index librorum prohibitorum eine Einrichtung der katholischen Kirche? Hallen nicht die Kanzeln wieder von Warnungen gegen die Lektüre akatholischer Bücher und Zeitungen? Wird nicht alles gethan, das katholische Volk von dem Gift unsrer Klassiker fern zu halten, und giebt es eine Möglichkeit, sich die wirklichen Ergebnisse, nicht nur den Zierrat der modernen Naturwissenschaft anzueignen, ohne dem Bann der Kirche zu verfallen? Hat nicht der Syllabus (II, 13) unter anderm auch den Satz als verdammenswerten Irrtum hingestellt, daß die Methode und die

Prinzipien, wodurch die alten Scholastiker die Theologie ausgebildet haben, den Bedürfnissen der Gegenwart und dem Fortschritt der Wissenschaften nicht entsprechen?

Endlich: es ist nicht wahr, daß die kosmopolitische, patriotisch indifferente Gesinnung allein durch das System des Jesuitismus hervorgerufen werde. Mit Notwendigkeit folgt aus der Stellung des Papsttums über den Nationen, daß deren eigne Zwecke seinen Interessen untergeordnet werden. Dieses Interesse des Papsttums liegt aber ebenso wie das des Jesuitenordens durchaus im Diesseits; d. h. für alle, die dem Papsttum anhangen, muß die Verwirklichung seiner irdischen Herrschaft oberstes Ziel bleiben. Die politischen und sozialen Anschauungen dürfen sich also nicht nach den Lebensbedürfnissen des Vaterlandes richten. Allezeit ist das Papsttum bereit gewesen, das nationale Selbst preiszugeben oder zu unterdrücken, wenn es seinen Zwecken diente. Um eine ganz konkrete Frage aufzuwerfen: wie denkt sich der Graf die Möglichkeit einer Vereinigung von Frömmigkeit und Patriotismus bei einem modernen Italiener? Und für die geistige Individualität der Nationen, für die Bestrebungen nach einer eigenartigen nationalen Gestaltung der Gottesverehrung hat Rom niemals Verständnis gehabt. Es hat alle Ansätze zu landeskirchlichen Sonderbildungen rücksichtslos unterdrückt, und es rühmt sich der Gleichförmigkeit seiner Kultussprache über die ganze Erde.

Wir können daher nur urteilen, daß die geistige und religiöse Individualität des Grafen, der doch nicht mehr in den Stand naiver Laien zurücktreten kann, nicht nur im Jesuitenorden, sondern überhaupt im heutigen Katholizismus keinen Platz hat. Sein Austritt ist nicht das Ende, sondern nur eine Epoche seiner Entwicklung. Als evangelische Christen können wir den gegenwärtigen Stand seiner religiösen Erkenntnis, soweit er ihn entschleiert hat, immer nur noch für einen katholischen halten. Wir wünschen ihm noch tieferes Eindringen in die Wahrheit, die sein lebhaftes religiöses Verlangen befriedigen kann, und trauen dabei auf die stille Wirkung der Luft, in der frei zu atmen ihn jetzt nichts mehr hindert. Wir hoffen, daß der Weg des Grafen weder durch täppische Anpreisungen unsers Standpunkts noch durch die Mißhandlungen einer feindlichen oder doch indifferenten Presse gestört werde. Aber, wie er auch geführt werden möge, wir freuen uns doch seiner That, — denn wir haben nicht die Herzen zu kündigen, sondern die Früchte zu erkennen. Und welche Frucht ist der Erweis sittlicher Kraft, den er gegeben hat! Welch ein Schritt von den Tiefen des Jesuitismus zu der Haltung, die er heute einnimmt, da er nirgends mehr von der Kirche, sondern nur noch vom Christentum redet. Welch ein Entschluß gehörte für ihn, dessen Seele mit den stärksten Banden gebunden war, dazu, Fesseln zu zerreißen! Daß er diesen Entschluß gefaßt hat, wie wir urteilen müssen: nicht unter dem Einfluß evangelischer Predigt, sondern unter dem deutscher Bildung, darf uns noch ein besonders erfreulicher Beweis dafür sein, daß in dieser Bildung, deren Vertreter dem Evangelium so oft ablehnend gegenüberstehen, doch noch Kräfte des ewigen Lebens wirksam sind, und daß auch sie dazu dienen muß, Menschenseelen zum Bewußtsein ihres Wertes und zur Freiheit in Gott zu führen. E F

Das Zusammenwirken von Irrenseelsorger und Irrenarzt

2

Aus dem unter Nr. 1 Dargelegten ergiebt sich Begrenzung und Art der seelsorgerlichen Aufgabe gegenüber Geisteskranken im Grunde von selbst. Nur der Vollständigkeit halber seien noch in flüchtigen Umrissen einige Einzelgesichtspunkte aufgestellt.

Die Vorfrage, ob Irre — um wieder an das eingangs zitirte Wort Rollers anzuknüpfen — „der Seelsorge bedürfen," wird von jedem, der für die tiefsten, auch im Zustande psychischer Erkrankung nicht ausgelöschten Bedürfnisse des Menschenherzens ein Verständnis hat, unbedingt bejaht werden. Ebenso ist es selbstverständlich, daß jede sittliche Hebung und Förderung, jede

Stärkung und Festigung der ethischen Persönlichkeit gerade beim Geisteskranken ein Moment von hervorragendster Bedeutung ist. Von da aus haben denn auch jederzeit die namhaftesten Irrenärzte den Wert und die Bedeutung der Mitwirkung von Geistlichen an Irrenanstalten durchaus anerkannt. Besonders eingehend spricht sich Roller in seinen „Psychiatrischen Zeitfragen" (S. 74 ff.) unter Berufung auf Jacobi, Falret und andre über diesen Gegenstand aus, und in neuester Zeit sind vielfach von ärztlicher Seite ähnliche Stimmen laut geworden.

Wir werden sogar noch einen Schritt weiter gehen dürfen und sagen müssen, daß Geisteskranke in vielen Fällen seelsorgerlichen Zuspruchs in ganz besonderm Maße bedürftig und dafür empfänglich sind. Innere Haltlosigkeit, Trostlosigkeit und Trostbedürftigkeit, Willensschwäche u. s. w. sind in unzähligen Fällen die charakteristischen Begleiterscheinungen der Krankheit. Dazu kommt die Losreißung aus den gewohnten Verhältnissen, die Trennung von den Angehörigen. Oft lasten schwere, in den thatsächlichen Verhältnissen begründete Sorgen auf den Kranken, noch ganz abgesehen davon, daß es sehr häufig herbe Lebensschicksale sind, die den Ausbruch der Krankheit hervorgerufen haben und deren Schatten auf den Kranken liegen. Das alles macht die Geisteskranken in unzähligen Fällen zu einem dankbaren Gegenstande seelsorgerlicher Einwirkung, und es bietet sich hier dem Irrenseelsorger ein Feld der Wirksamkeit dar, über der ihm das Herz aufgeht. Freilich darf auf der andern Seite ein Doppeltes nicht in Abrede gestellt werden. In manchen Fällen ist eine intensive Steigerung des religiösen Bedürfnisses während der Krankheit selber nur ein Krankheitssymptom und verschwindet in dieser Intensität nach dem Aufhören der Krankheit. Es sind meist bestimmte Krankheitstypen, auf die das Gesagte zutrifft. Die Aufgabe des Seelsorgers besteht in diesem Falle darin, sich nicht täuschen zu lassen, vielmehr das krankhaft gesteigerte religiöse Bedürfnis als solches zu erkennen und es womöglich in gesunde Bahnen zu leiten. Zweitens bereitet die Krankheit in vielen Fällen, statt für seelsorgerliche Einwirkung empfänglich zu machen, ihr vielmehr die größten Schwierigkeiten, ja macht eine solche geradezu unmöglich. So z. B. wenn hochgradige Verwirrtheit ihren Schleier auf das Geistes- und Gemütsleben des Kranken legt, oder wenn die Krankheit in einer aufs höchste gesteigerten Verbitterung sich geltend macht, oder auch bei großer psychischer Schwäche. Immer aber sind Geisteskranke — auch im Zustande hochgradiger Stumpfheit — für ein freundliches Wort empfänglich, und zumal der Irrenseelsorger darf sich dessen getrösten, daß jedes freundliche Wort auch ein Stück Seelsorge ist.

Die Forderung, daß der Irrenseelsorger auch seinerseits von der Auffassung der Geisteskrankheiten ausgehen muß, die man kurzweg als „ärztliche Auffassung" bezeichnet hat, hat im ersten Artikel unsern Ausgangspunkt gebildet. Nur unter dieser Voraussetzung werden dem Seelsorger Mißgriffe und Verstöße erspart bleiben. Nur unter dieser Voraussetzung wird er sich jederzeit den richtigen Takt bewahren, wie denn allein unter dieser Voraussetzung ein auf gegenseitigem Vertrauen beruhendes Zusammenwirken von Arzt und Seelsorger denkbar ist. Unmittelbar aus dieser ersten Forderung ergiebt sich als zweite, daß der Irrenseelsorger sich eine gewisse Kenntnis der verschiednen Krankheitsbilder und deren charakteristischer Züge aneigne.

Dabei sollte es jedem Irrenseelsorger selbstverständlich sein, daß er der ärztlichen Initiative den Vorrang lasse und überhaupt jederzeit im Einvernehmen mit dem Arzte handle. Als wünschenswert muß es bezeichnet werden, daß zwischen den Aerzten und dem Seelsorger persönliche Fühlung besteht, wie das ja wohl wenigstens in allen größern Anstalten, die einen eignen Geistlichen haben, der Fall ist.*) Umso besser wird der Seelsorger eine Aufgabe lösen können, die mir wesentlich mit zu dessen Obliegenheiten zu gehören scheint — namentlich bei frisch eingetretenen Kranken —, nämlich die, das Ver-

*) In Illenau finden zweimal wöchentlich ärztliche Konferenzen statt, an denen der katholische und der evangelische Hausgeistliche teilnehmen.

trauen der Kranken zur Anstalt und zu den Aerzten mit fördern zu helfen.

Das Gebiet der ärztlichen und das der seelsorgerlichen Wirksamkeit ist nicht völlig das gleiche. Nämlich nicht in dem bereits zurückgewiesenen Sinne, als ob dem Seelsorger die Behandlung der Seele, dem Arzte die des Körpers zufalle, sondern in dem Sinne, daß der Arzt sich vor allem mit der Heilung des Kranken, der Seelsorger mit der Pflege des religiösen Bedürfnisses zu befassen hat. Aber indem dieser dem Kranken den Trost des göttlichen Wortes nahe bringt, indem er die verlorne Stütze kindlichen Gottvertrauens im Herzen des Kranken wieder aufzurichten sucht, indem er ihn innerlich zu festigen und ethisch zu kräftigen und zu fördern sich bemüht, kann er den Arzt bei seiner Aufgabe kräftig unterstützen und ihm bei der Heilung wesentliche Hilfsdienste leisten. Insofern gilt für das Zusammenwirken von Arzt und Seelsorger wohl bis zu einem gewissen Grade die Losung: Schiedlich — friedlich, ebenso aber auch die andre: Viribus unitis.*)

Auf der andern Seite darf der Irrenseelsorger seine Aufgabe nicht zu eng begrenzen. Er darf nicht immer nur den Seelsorger in spezifischem Sinne herauskehren, sondern soll sich bemühen, den Kranken menschlich nahe zu treten, soll Gemütsbeziehungen zu ihnen pflegen, harmlos und freundschaftlich unter den Kranken verkehren, soll überhaupt zum Freunde der Kranken werden, der in den Krankenräumen ein gern gesehener Gast ist.

Wenden wir das Gesagte auf einzelne Krankheitszustände an. Bei „frischen" Fällen ist dem Seelsorger äußerste Vorsicht geboten und in allererster Linie das Ruhebedürfnis des Kranken zu berücksichtigen. Hier gilt in ganz besondrer Weise für den Seelsorger die Regel, daß er dem Arzte die Initiative überlasse und nur im Einvernehmen mit diesem eingreife. Vielfach wird sich solchen „frischen" Fällen gegenüber die Aufgabe des Seelsorgers darauf beschränken, dem Kranken freundlich entgegenzukommen und ihm dadurch seinerseits das Eingewöhnen in die neuen Verhältnisse erleichtern zu helfen. Auch solange die Krankheit auf ihrem Höhepunkt steht, ist die Möglichkeit seelsorgerlichen Einwirkens meist eine eng begrenzte. In vielen Fällen kann der Seelsorger hier überhaupt nichts thun. Solange der Kranke noch völlig im Bannkreise seiner Wahnideen oder unter der Gewalt des Affekts steht, oder solange der Rapport mit der Außenwelt krankhaft beherrscht ist, und in andern und ähnlichen Fällen ist dem Seelsorger die Möglichkeit einer Einwirkung so gut wie ganz benommen.

Ganz besonders ist ihm Vorsicht auferlegt bei der schon früher genannten Kategorie der Religiös-Melancholischen. Der Seelsorger darf hier keinen Augenblick vergessen, daß er einen Kranken vor sich hat, der den Trost des göttlichen Wortes sich nicht aneignen, der nicht glauben und nicht hoffen kann, so gern er auch wollte. So wohlthuend hier auch ein kurzes, freundliches und teilnehmendes Wort auf die augenblickliche Stimmung des Kranken wirken kann, so sehr muß sich der Seelsorger hier vor dem „Zuviel" hüten.

Wesentlich anders steht die Sache, wenn der Höhepunkt der Krankheit überschritten und der Kranke in das Stadium der Rekonvalescenz übergegangen ist. Wenn die Wahnideen des Kranken von diesem nicht mehr streng festgehalten, wenn die Beziehungen zur Außenwelt wieder natürlicher werden, überhaupt wenn die Macht der Krankheit gebrochen ist, dann eröffnet sich für den Seelsorger ein reiches und dankbares Feld der Thätigkeit, namentlich solchen Kranken gegenüber, die schon in ihrem frühern Leben unter dem Einfluß kirchlicher Sitte und christlichen Lebens gestanden haben. Nur gilt auch hier für den Seelsorger dieselbe Regel: er darf nie vergessen, daß er Rekonvalescenten vor sich hat, die aus schwerer Krankheit erstanden sind, und muß darum im höchsten Maße taktvoll und schonend

*) Bedauert habe ich, daß Dr. Sommer auch Aeußerungen von Flicdner-Kaiserswerth über das seelsorgerliche Gebet mit den Kranken in seine Zusammenstellung aufgenommen hat. Daß gerade dies Gebiet seelsorgerlicher Aufgabe bei Geisteskranken in besondrer Weise Vorsicht und Takt erfordert, ist bereits auf der Konferenz hervorgehoben worden und liegt auch den Flicdnerschen Aeußerungen zu Grunde.

verfahren, ohne doch, soweit es sich um zu hebende sittliche Schäden handelt, der Wahrheit Eintrag zu thun. Auf Einzelheiten einzugehen, würde weit über den Rahmen dieser mehr programmartigen Darlegung hinausführen. Nur das sei noch gesagt: der Segen, den der Seelsorger hier stiften kann, kommt nicht nur der Genesung und Heilung als solcher zu gut, sondern hat zugleich einen selbständigen Wert und wird in vielen Fällen den Kranken auch in sein ferneres Leben hineinbegleiten.

Vielleicht der Schwerpunkt der seelsorgerlichen Wirksamkeit liegt aber noch auf einem andern Gebiete, nämlich auf dem Gebiet der chronischen und sekundären Zustände.*) Welch vielgestaltige Aufgabe liegt dem Seelsorger gegenüber diesen langjährigen Insassen unsrer Anstalten, die oft die Hälfte oder gar den größten Teil ihres Lebens darin zubringen müssen, ob, und wie wesentlich kann er hier die ärztliche Fürsorge unterstützen! Da gilts dem Kranken immer wieder die Hand zu reichen und ihn womöglich vor tieferm Sinken zu bewahren. Da gilts alle vorhandnen Anknüpfungspunkte aufzusuchen und zu verwerten. Bei vielen dieser Unglücklichen aber „stellen religiöse Vorstellungen und Bedürfnisse den letzten Anknüpfungspunkt an das gesunde Leben dar und sind deshalb mit Sorgfalt zu pflegen." (Scholz, Direktor der Irrenanstalt in Bremen.)

Mit dem Gesagten ist der Bereich dessen, was der Irrenseelsorger thun kann, nicht erschöpft. Alles Weitere aber, die Aufgabe gegenüber dem Pflegepersonal, die Fürsorge für die zu Entlassenden oder Entlassenen — unter Umständen kann der Anstaltsgeistliche auch den Angehörigen der Kranken in wohlthuender Weise zur Seite stehen —, kommt hier nicht in Betracht. Es kam mir hier nur darauf an, es auszusprechen, wie für den Irrenseelsorger die Möglichkeit eines gewinnbringenden und segensreichen Wirkens dadurch nicht aufgehoben, sondern gerade dadurch gewahrt wird, daß er von der „ärztlichen Auffassung" der Geisteskrankheiten ausgeht. Nur so besteht auch die Möglichkeit eines freudigen Berufswirkens. Ich meinerseits muß bekennen, daß ich schon längst erlegen wäre und den Beruf eines Irrenseelsorgers mit einem andern vertauscht hätte, wenn ich in den Geisteskranken in erster Linie oder gar ausschließlich Objekte der geistlichen Pflege sehen müßte, statt in ihnen in erster Linie Objekte der ärztlichen Behandlung zu erkennen; oder wenn ich nicht wüßte, daß unzählige Anomalien — und zu diesen gehören in vielen Fällen auch religiöse Skrupel — einfache Krankheitssymptome sind, die mit dem Aufhören der Krankheit verschwinden. Und weiter lag mir daran, in den flüchtigsten Umrissen die Grenzen namhaft zu machen, die durch die Natur der Krankheit dem seelsorgerlichen Wirken gezogen sind, wie endlich in allgemeinen Grundzügen das Verhältnis des ärztlichen und des seelsorgerlichen Wirkens zu einander ins rechte Licht zu stellen.

Es ist eine stille und geräuschlose Arbeit, die dem Irrenseelsorger beschieden ist. Wem an sichtbaren, in die Augen springenden Erfolgen gelegen ist, darf sich diesen Beruf nicht wählen. „In wie viel Fällen bei der Heilung oder Besserung unsre Arbeit durch Predigt und Seelsorge mitgewirkt, können wir nicht nachweisen." (Pfr. Ifermeyer-Hildesheim, 2. Bericht S. 29.) Ebensowenig können wir nachweisen, wie viel der Kranke von dem, was Predigt und Seelsorge ihm während seines Aufenthalts in der Anstalt geboten, ins Leben mit hinausnimmt. Aber darauf kommts auch nicht an, sondern darauf, daß wir mit jener Treue im Kleinen, die im Einzelnen nicht nach Erfolgen fragt, sondern in der Stille den ihr gewiesenen Weg geht, unsre Arbeit thun.

Den Ausgangspunkt obiger Darlegungen bildeten die Irrenseelsorgerkonferenzen und der Eindruck, den die Berichte darüber in ärztlichen Kreisen erweckt haben. Möchten diese Zeilen dem gegenüber den Zweck erfüllen, zu dem sie geschrieben sind, ein Wort der Verständigung zu sein! Ein solches wollen sie sein zwischen Irrenarzt und Irrenseelsorger.

Eine Kluft zwischen beiden, über die hinüber es kein Ver-

*) Unter sekundären Zuständen sind wesentlich solche zu verstehen, wo die Krankheit in die Form dauernder psychischer Schwäche — bis hinab zu völlig stumpfsinniger Apathie — übergegangen ist.

ständnis und kein Zusammenarbeiten giebt, wäre aufs allertiefste zu beklagen, zu beklagen vor allem im Interesse derer, denen die beiderseitige Arbeit zugute kommen soll*).

Illenau (Baden) Theodor Achtnich

Ibsens Pastoren

5. Brand

Baumeister Solneß, nach dem Ibsens neuestes Schauspiel genannt ist, hat früher Kirchen gebaut. War er doch als Junge in einem frommen Hause auf dem Lande aufgewachsen. Und da meinte er denn, es könne für ihn gar nichts Höheres geben, als diese Kirchenbauerei. Er baute diese kleinen, ärmlichen Kirchen mit einem so ehrlichen, warmen Gemüt, daß „Er" (nämlich Gott) hätte wohl mit ihm zufrieden sein können. Aber „Er" war nicht mit ihm zufrieden. Da that der Baumeister, was „Er" thut: das Unmögliche. Solneß hat es früher nie vertragen, hoch und frei hinaufzusteigen. An dem Tage, als er seine letzte Kirche vollendete, da konnte er es. Er stieg hinauf, den Kranz an die Wetterfahne des Turms zu hängen, und dort droben stehend, sprach er zu „Ihm":

Höre mich, Du Mächtiger! Von heute an will ich auch freier Baumeister sein. Auf meinem Gebiet. Wie Du auf dem Deinigen. Nie mehr will ich für Dich Kirchen bauen. Nur Heimstätten für Menschen.

Aber das ist, wie er nachher zu erfahren bekam, keine fünf Pfennige wert. „Er" bekam wieder Wasser auf seine Mühle. Wie Solneß den Turm seines eignen, eben fertig gewordnen Landhauses bestiegen hat, den Kranz aufzuhängen, stürzt er vom Schwindel erfaßt in die Tiefe, bevor er in seine dritte Bauperiode eintritt, — Luftschlösser zu bauen.

Ist das nicht ein Nachklang zu Brand, wenngleich von zersprungner Glocke? Der hat auch eine Kirche gebaut, groß, weit, majestätisch. Am Tage der Einweihung erkennt er, daß sein Werk nichts ist. Und hoch oben bei der Eiskirche begräbt ihn die Lawine, die der Flintenschuß der wahnsinnigen Gerd gelöst hat. — Mögen es Parallelen aus der Gegenwart rechtfertigen, wenn ich etwas ausführlich werde.

Brand als Kapellan wird von einem Bauern und dessen Sohn bei schlechtem Wetter durch Schnee und Gletscher geleitet. Der Bauer ist auf dem Wege zum Sterbebett seiner Tochter, die ihn noch einmal grüßen möchte. Aber Vater und Sohn kehren, vor dem Unwetter bangend, um; sie lassen Brand allein weiter ziehen, der ihnen nachruft:

Du kennst nicht Gott, Gott kennt nicht dich.

Nach diesem Bilde des Stumpfsinns tritt ihm in dem am Abgrunde tanzenden Paar Einar und Agnes der Leichtsinn entgegen. Sie ziehen der Verlobung, er einem Begräbnis entgegen, dem Begräbnis „des Gotts, den du und andre haben. Er siecht ja hin schon tausend Jahre."

Ihr wollt nur lachen, buhlen, spielen, ein wenig glauben, etwas fühlen,
Ihr legt, was euch nur irgend drückt, auf den, der alles auf sich nahm,
Als Gott ihn einst herabgeschickt.

Auf den Einwurf:

Du bist wohl von der Muckerei, die weltverachtend, dumpf und scheu
Mit Höllenschreck und leerem Schnack die Welt jagt in den Aschensack? —

antwortet Brand:

O nein, ich bin kein Pietist, auch sprech ich hier als Pfarrer nicht,
Kaum weiß ich, ob ich sei ein Christ. Doch schaue frei ich ins Gesicht
Der Krankheit, die am Leben frißt.
Ein jeder weiß, ob groß, ob klein, von allem etwas nur zu sein.
Ein wenig ernst bei heilgen Fragen, ein wenig treu der Väter Brauch,
Ein wenig lüstern nach Gelagen, weil das die teuren Väter auch.
Dies etwas Gute, etwas Schlechte schlägt endlich völlig tot das Rechte.
Der Katholik stellt den Erlöser oft als ein kleines Kind sich vor.
Ihr lacht und macht es noch viel böser: nach euch ist Gott ein greiser Thor.
Ihr trennt vom Leben Glaub und Lehre, als ob der Wandel gar nichts wäre.
Mein Gott ist nicht so matt gesinnt. Der mein ist Sturm, der deine Wind.
Ich mach ein Ende diesem Sinn, so wahr, als ich geboren bin.

*) Vgl. den Artikel „Psychiatrie und Seelsorge" Jahrgang 1892, Nr. 49. D H

Einar warnt:

Lösch nicht den Kienspan, ob er raucht, bis angezündet Walratkerzen;
Hüt dich, ein Sprichwort auszumerzen, bevor du weißt, obs neue taugt.

Worauf Brand:

Nach bloßem Neuen streb ich nicht, aufs Ewge leg ich nur Gewicht.
Der Kirche Satzungen und Lehren vermag ich füglich nicht zu ehren.
Sie sind entstanden in der Zeit, und also kann es wohl geschehn,
Daß sie auch in der Zeit vergehn. Erschaffnes ist dem Tod geweiht.

Ein ärmliches Geschlecht, die Menschen!

Nur der vierten Bitte Schrei geht als Losung durch das Land.
Und doch — aus diesen Seelenstümpfen, aus diesen Geistestorsorümpfen
Soll einst ein Ganzes sich vollenden: das Gotteswerk, ein Mann voll Mark,
Der neue Adam, jung und stark.

Endlich tritt ihm in der fünfzehnjährigen Gerd, die oben auf den Gletschern rast, noch der Wahnsinn entgegen. Stumpfsinn, Leichtsinn, Wahnsinn — das ist die Dämonendreiheit, gegen die Brand kämpfen will, damit die Welt ihr Elend los werde.

Drum rüst dich, Seele, zieh das Schwert, es ist ein Ziel, des Kampfes wert.

Im zweiten Aufzuge teilt der Vogt, der Typus eines Büreaukraten, Brot aus unter seinen von Hunger und Seuchen schwer heimgesuchten Bezirksbewohnern.

Der richtge Volksmann, wie im Buch er steht, rechtschaffen, klug und billig,
Auf seine Art zu helfen willig, und doch für alle nur ein Fluch.

Brand tritt unter sie:

Euch war Gott wie keinem gut. Durch Schrecken weckt er euren Mut,
Da er mit Todesnot euch schlug.

Eine Frau stürzt herbei, nach einem Pfarrer rufend. Drüben überm Fjord hat ihr Mann in der Verzweiflung sein jüngstes, hungerndes Kind erstochen und dann Hand an sich selbst gelegt. Brand springt in ein Boot, aber niemand will im Sturm mit ihm fahren. Agnes geht mit; denn „hier sind drei an Bord." „Das wär ein Pfarrer recht für uns," ruft es aus dem Volke, während der Vogt abzieht mit den Worten:

Als formlos hab ich stets verdammt, sich anzumaßen fremdes Amt
Und einzugreifen, geht es schief, ganz ohne zwingendes Motiv.
Gewiß, auch ich thu meine Pflicht, doch außer dem Distrikte nicht.

Brand tritt aus der Hütte des eben gestorbnen Mörders, grübelnd über Schuld und Sünde:

Kann ein noch so frommes Lügen wandeln Nacht in lichten Tag?
Wird die Antwort angenommen: 's ist ererbt und überkommen?
Schwindeltiefe Rätselfragen, wer darf euch zu deuten wagen!
Doch — nicht eine Seele schaut, welch ein Schuldberg auf sich baut
Von dem einen Wörtlein — leben.

Ein Mann aus dem Volke fordert, Brand soll ihr Seelenhirt werden:

Das Wort ist wie im Meer ein Pfad, doch tiefe Wegspur läßt die That.
Wir stehn in der Gemeinde Namen, du bist ein Mann, und drum wir kamen.

Aber Brand folgt einer größern Lebenspflicht: dahin,

Wo tausend Lebensquellen rauschen, wo Tausende dem Worte lauschen;
Wer müht sich ab in Werktagspflichten, darf er den Blick zum Himmel richten?

Der Mann jedoch weiß Brand mit seinem eignen Wort zu schlagen:

Giebst alles du, doch nicht dein Leben, so wisse, du hast nichts gegeben,

und weist die Behauptung, sein Lebensstrom lasse sich nicht dämmen, zurück:

Verlör er sich in Sümpfen, Teichen, als Tau wird er das Meer erreichen.

Noch ist Brand unentschieden. Aber Agnes führt ihn von der Welt draußen, nach der er strebt, zur Welt drinnen:

Eignes Herz, das ist die Welt, die sich uns entgegenstellt,
Da soll Selbstsucht untergehn, da der neue Mensch erstehn.

Und während er wieder grübelt:

Ganz ich selbst? Doch wie verhält sichs
Zum Ererbten? —

da kommt ein altes gebücktes Weib, in dem er seine Mutter erkennt. Erdenleben und Erdengut ist ihr Ein und Alles. Er wird ihr Alleinerbe unter der Bedingung, daß er das Gut zusammenhält. Aber Brand hält ihr entgegen:

Meine Heimat? O des Jammers, denk ich meiner Jugend nach,
Unter wüstem Felsgestein irrt 'ne Kindesseel allein.
Dir trotzt ich, da ich Kind noch war; ich war nicht Sohn, du Mutter nicht,
Wir warten beide aufs Gericht.

Er erinnert sie an ihre schmutzige Habsucht beim Tode des Vaters. Sie klagt, daß man ihr die Liebe aus dem Herzen

gerissen, als sie statt des geliebten (Gerds Vater) den verhaßten Mann heiraten mußte. Und weil sie fürchtet, ihre Seele verloren zu haben — darum ließ sie eben dem Sohne die Priesterweihe geben.

Noch im Sterben will Brand die Schuld von ihr nehmen,

Sie sohneszärtlich, priestermild
Zudecken mit des Glaubens Schild —

nur soll sie sich von ihrem irdischen Besitz trennen. Händeringend geht sie; das kann sie nicht. — Brand ist nun fest entschlossen, statt seiner stolzen Träume von Siegespalmen in der Welt draußen, Pfarrer der verkommenen Gemeinde zu werden:

Stetgem Tagwerk, schweren Pflichten sei mein Leben ganz geweiht.
Gleich die Hacke, wie das Schwert — beide sind des Mannes wert.

Und Agnes wird seine Frau, trotz seiner furchtbar unerbittlichen Forderung: Alles oder nichts.

Bald genug wird es bitterster Ernst mit dieser Forderung. Brand ist Pfarrer, Agnes sein Frühlingssonnenschein.

Mit dir zog hier die Liebe ein, ich hatte niemals sie gekannt,
Nie zündete sie Elternhand.
Man kann die Menschheit nicht umarmen, eh einen man geliebt allein.

Zuvor war ihm sein Amt nur ein Martyrtum — nun folgt Gelingen seiner Spur. Wenn Agnes klagt:

Zwar manchmal an Kraft gebrichts bei deinem Alles oder Nichts —

so erwidert er:

Das, was die Menschen Liebe nennen, das kenn ich nicht und wills nicht kennen.
Doch Gottes Liebe kenn ich gut und weiß, wie diese Liebe thut.
Hart ist sie, bis du zitternd sinkst, bis du zerknirscht die Hände ringst,
Er streichelt dich, doch bis aufs Blut.
Daß du nicht kannst, wird dir vergeben, doch nimmermehr, daß du nicht willst.
Schließ niemals einen feigen Pakt. Verurteilt ist, wer seine Pflicht
Nur halb thut oder nebenbei. Nur Durchgekebtes bringt das Heil.
Wollen mußt du stark und frei, ob Graun auch im Gefolge sei,
Darfst nicht die Märtrerkrone tragen, wenn nur ans Kreuzesholz geschlagen.
Erst wollen mußt du Kreuzestod, ihn wollen trotz des Fleisches Not,
Ihn wollen in des Geistes Angst, nur so du zu dem Heil gelangst.
Doch siegt der Will in solchem Streit, dann kommt der Liebe rechte Zeit.

Der Doktor kommt vorüber auf dem Weg zu Brands todkranker Mutter. Brand geht nicht mit:

Ruft sie nicht, so handl' ich nicht in Amt und Pflicht.

Aber schnell nach einander schickt ihm die Mutter zwei Boten; sie bietet die Hälfte, dann neun Zehntel ihrer Habe. Brand bleibt fest:

Ich kenne nicht ein zwiefach Recht für Fremde und für mein Geschlecht.
Gebet, Gesang in letzter Stund sind Honig um des Richters Mund;
Denn wohin auch und wie sie wandeln, der Alte läßt ja mit sich handeln.

Auch der Vogt macht ihn auf der Mutter nahen Tod aufmerksam. Er möchte den unbequemen Pfarrer weghaben. Als reichem Erben steht ihm ja die Welt offen. Hierher paßt er nicht, denn:

Ihr wollt, wenn ich es recht versteh, vereinen Leben und Idee,
Ihr wollt hinauf zum Ewgen dringen und auch zugleich den Acker düngen.
Doch laßt den Werktag Werktag sein und gebt ihm keinen Heilgenschein.
Ich mag ein bischen Poesie; das thun am Ende alle hie
In dieser Gegend. Doch mit Maß; im Leben wärs ein bloßer Spaß.

Aber wegdrücken läßt Brand sich nicht:

Der Mann, der recht sein Ziel erkannt,
Folgt einer Schrift von Gottes Hand, der Feuerschrift: Hier ist dein Land!

Und wenn er fallen sollte:

Mit Klarheit tritt es einst zu Tage: Kein größrer Sieg, als Niederlage.

Der Doktor kommt zurück, nachdem Brands Mutter gestorben. Sein Standpunkt ist:

Ihr meint, der Pakt, den Gott geschlossen einst mit den Menschen, gelt noch heut.
Wir nennen Ammenmärchen Wahn, fordernd vor allem: sei human.

Brand: Den trägen Zwergenseelen ist der Mensch vor allem Humanist.
War Gott human, da Jesus Christ den Kreuzestod erlitt?

Seiner Mutter Tod ist ihm ein Fingerzeig:

Nun muß durch mich gehoben werden der Schatz, den sie verspielt auf Erden.
Als Sohn auf meiner Heimat Grund will fest ich in dem Kampfe stehn.

Aber eine schwere Probe gilt es zu bestehen; als er hört, daß nur augenblickliches Fortziehen das Leben seines kranken Kindes retten könnte, schwankt er. Der Doktor ist weit entfernt, den Vater darum zu tadeln; aber wo bleibt, wenn es sich ums

eigne Opfer handelt, der Grundsatz: Alles oder nichts? So sieht ein Weltenstürmer aus?!

Wie nun ein Mann aus der Gemeinde dem Pfarrer vorhält:

Geh, wenn du kannst.
Ich warte still und unbeirrt.
Es täuscht uns nicht der Seelenhirt —

wie die wahnsinnige Gerd jubelt über des Pfarrers Wegzug, der die bösen Geister wieder entfesselt, da muß Agnes das Kind, mit dem sie schon reisegerüstet steht, als ein dem Tode geweihtes Opferlamm ins Haus zurücktragen, und Brand bricht in die erschütternde Klage aus:

Jesus, Jesus gieb mir Licht!

(Schluß folgt.) G G.

Die Allgemeine Zeitung

„Mögen andre ein Wort für andre Blätter einlegen." Dieser Aufforderung des Herausgebers der Christlichen Welt möchte ich Folge leisten und die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf die „Allgemeine Zeitung" lenken. Die zu Berlin erscheinende „Tägliche Rundschau" ist von dem Leiter der Christlichen Welt empfohlen worden, und gewiß ist diese Empfehlung vielen Lesern der Rundschau wie der Christlichen Welt aus dem Herzen geschrieben gewesen. Ebenso wird mancher mit innerer Zustimmung den Ausführungen über den Charakter der Polemik in dem Reichsboten und der Kreuzzeitung gefolgt sein. Alle gerühmten Vorzüge der Täglichen Rundschau nun lasse ich gelten, und doch bin ich ihr untreu geworden. Warum? Auch Rade deutet an, daß er nicht mit der Rundschau in allen Punkten der von ihr geforderten Schulreform übereinstimme. Wer aber nun einmal in dem reaktionären Wahn befangen ist, daß dieses „humanistische Gymnasium" mit seiner „klassischen Bildung" die größten Männer unsrer Zeit und unsers Volkes erzogen hat — und an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen —, wer sich in seinem Christentum durch die Beschäftigung mit den edelsten Geistern der Antike nicht gehemmt, vielleicht aber nach der Seite des Geschmacks und der Kunst gefördert und geläutert sieht, den stößt alle einseitige Polemik gegen diese altbewährten Schulen wie pietätlose und superkluge Undankbarkeit ab. Trotzdem im Ausland unsre Schulen für die besten gelten, sind wir Deutsche nicht froh, wenn wir nicht etwas zu reformiren haben. Da wir nun keine Lust haben, den Balken aus dem eignen Auge zu ziehen und ein jeder sich selbst zu reformiren, so wählen wir uns unter dem Beifall eines großen Teils der Presse einen Gegenstand aus, der fast splitterlos am wenigsten der Reform bedürftig ist, unsre Schule. Aus diesem Grunde ist mancher schon, der wie ich den nationalen sowie künstlerischen Tendenzen der Rundschau ganz sympathisch gegenübersteht, von diesem Blatte abgekommen.*)

Es ist nun eine eigentümliche und Berliner Verhältnisse kennzeichnende Thatsache, daß Berlin kein eigentliches Weltblatt besitzt, wie etwa die Times oder den Figaro. So habe ich mich außerhalb Berlins umgesehen, und bei meiner Suche kam ich bei der Allgemeinen Zeitung an.

Die Allgemeine Zeitung, früher als Augsburger Allgemeine in weitern Kreisen bekannt, erscheint jetzt zu München in dem bewährten Verlage der Cottaschen Buchhandlung Nachfolger täglich zweimal als Morgen- und Abendblatt. Sie blickt auf 95 Jahre ihres Bestehens zurück. Schon diese Thatsache beweist, daß wir es mit einer tüchtigen Zeitung zu thun haben. Ihre politische Richtung ist die des süddeutschen, nationalen Liberalismus, der außer durch seinen gesunden Realismus im Gegensatz zu der doktrinären Abstraktheit des norddeutschen Liberalismus in unsern Tagen sehr stark gekennzeichnet ist durch die gemütvollste Pietät gegen den Fürsten Bismarck. Unabhängigkeit von Parteien und Personen ist das hervorragendste Charakteristikum, Wahrhaftigkeit oder wenigstens das lautere

*) Es sind mir in Sachen der Täglichen Rundschau aus unserm Leserkreise ab und zu Fragen vorgelegt worden, wie ich mich zu dem und jenem stelle. Ich darf demgegenüber auf die Gesichtspunkte verweisen, unter die ich meine Empfehlung des Blattes gestellt habe. Auf Friedrich Langes Artikel „Reines Deutschtum" soll aber näher eingegangen werden, sobald sie in Sonderdruck vorliegen, der sich noch eigens mit dem Christentum befassen wird. D H.

Streben nach Wahrhaftigkeit in der Darstellung der politischen Ereignisse, Unerschrockenheit gepaart mit Ehrfurcht und Anstand auch gegen den Gegner, Vermeidung aller Effekthascherei und Sensationsmacherei, kühle Vorsicht, aber desto größere Zuverlässigkeit in der Mitteilung der telegraphischen Nachrichten machen die Allgemeine Zeitung zu einer der vornehmsten Erscheinungen deutscher Journalistik, sodaß sich niemand wird betrogen sehen, der diese Zeitung zum Führer durch das augenblicklich trübe, politische Leben der Gegenwart erwählt. In Vergangenheit und Gegenwart ist sie das publizistische Organ großer Staatsmänner und Historiker gewesen, Heinrich v. Treitschke hat sie oft für seine Veröffentlichungen gewählt. Umfassender als der vieler andern großen Zeitungen ist ihr politischer Gesichtskreis. Die Allgemeine Zeitung ist noch heute das Organ deutscher Politiker in Oesterreich und der Schweiz. Die großdeutschen Erinnerungen unsrer Vergangenheit, zurückgeführt und beschränkt auf das Maß ihrer Berechtigung, das ihnen durch das neue, deutsche Reich auferlegt worden ist, finden treue Pflege aus Liebe zu deutscher Art und deutschem Wesen. Den kirchlichen Vorgängen und Nachrichten wird allerdings nicht aus rein kirchlichem oder gar wie bei der Kreuzzeitung aus „hochkirchlichem“ Interesse große Aufmerksamkeit geschenkt, sondern mehr von dem Gesichtspunkte aus, allen geistigen, sittlichen und religiösen Bewegungen des menschlichen Lebens mit Liebe zu folgen, ebenso gut im entferntesten Weltteil, wie im eignen engeren Vaterlande.

Wenn nicht noch größeres, so doch ebenso viel Gewicht lege ich auf die mit dem Abendblatt regelmäßig erscheinende Beilage. Diese bringt aus der Feder unsrer besten Autoren wissenschaftliche Aufsätze aus allen Gebieten des geistigen Lebens unsrer Zeit, weiter bringt sie Mitteilungen über die Vorgänge und Veränderungen auf unsern Hochschulen, Berichte über die Verhandlungen der gelehrten Gesellschaften des Aus- und Inlands, ferner Kritiken litterarischer Erscheinungen der Publizistik aller Länder. Diese wissenschaftliche Beilage ist — das läßt sich kaum bestreiten — die am höchsten dastehende Erscheinung ihrer Art in Deutschland. Dort geben sich unsre besten Kräfte ein Rendezvous in der Auseinandersetzung des Für und Wider, denn dem ehrlichen Feinde sind die Spalten des Blattes mit derselben Liberalität geöffnet wie dem Freunde. Die Beilage ist im guten Sinne ein rechtes Professorenblatt. Selbstverständlich werden die kirchlichen Fragen, die unsre Zeit bewegen, gründlich erörtert. Schrempfs „religiöse“ Erscheinung findet in Ziegler einen warmen Apologeten. Der Fall Harnack wird von Sander in einer Reihe gediegner Aufsätze schlicht und gerecht behandelt. Den Bestrebungen der innern Mission ersteht in Jakobi ein objektiver Historiker. Ein schlichtes Christen- und Gelehrtenleben wird in Scheurls Nekrolog von seinem Schüler Kahl geboten. Döllingers, Rankes Ehrenrettung gegen ultramontane Kritik ist selbstverständlich Ehrensache eines solchen historisch gerichteten Blattes. Wie feurige Kohlen auf das Haupt des Gegners gesammelt ist im Gegensatz zu so mancher ultramontanen Kritik obiger Historiker die gerechte sachliche Kritik von Janssens Geschichtschreibung. Moral, Religion und Schule werden in ihrem Verhältnis allerdings negativ schon vom Standpunkt der ethischen Kultur aus von dem ebenso vornehm denkenden als gemütvollen, leider aber atheistisch gerichteten Prager Professor Jodl beleuchtet, eine Beleuchtung aber, durch die man sich aufgerüttelt und ermahnt fühlt, daß wir evangelische Geistliche noch viel zu thun haben, um auch solchen Geistern, mit denen man in so vielen Dingen übereinstimmt, in noch mehreren übereinstimmen möchte, den Beweis zu führen, daß ihre Ziele ihre Verwirklichung nur finden können in der reinen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. In jüngster Zeit hat Horst (Straßburg) ein gutes Charakterbild von Ernst Renan entworfen. Dorpats Untergang als deutsche Stadt und deutsche evangelische Universität beklagt in einem Nekrolog Schiemann, Viktor Hehns Freund, in bewegenden Worten, die heiliger Zorn über despotische Willkür diktirt hat. Viktor Hehn wurde erwähnt: jeder, der an der Muse dieses geistvollen Deutschrussen Gefallen hat, wird mit Interesse die Fragmente de moribus Ruthenorum gelesen haben,

die ebenso wie Bruchstücke aus seinen Reisetagebüchern die Beilage aus dem Nachlaß dieses Mannes veröffentlicht hat. Ueber neue Entdeckungen auf dem Gebiete christlicher und hebräischer Archäologie und Ikonographie, über die Limesforschungen, über lokale geschichtliche Forschungen einzelner Landesteile, wie z. B. die tragischen „Erinnerungen aus weiland Kurhessen,“ wird man stets auf dem Laufenden erhalten. Die sozialen Schäden und Bestrebungen unsrer Zeit werden vom verschiedenartigsten Standpunkt aus beleuchtet. Pfizers Ausführungen über soziales Recht, seinem warmen Eintreten für deutsches Recht folgt man mit dem begeisternden Eindruck, daß ein Mann zu uns redet, dem die Liebe zu dem Volke die Feder in die Hand drückt gegen den römischen Formalismus und die mechanische Büreaukratie unsrer heutigen Jurisprudenz. Da die soziale Frage heute so vielfach mit der Judenfrage verquickt wird, so belehrt uns Wünsche über die religionsgesetzlichen Schriften der Juden. Das soziale Elend unsrer Tage tritt vielleicht uns nirgends erschütternder entgegen als in der Frauenfrage unsrer Zeit. Frauenrecht und Frauenbildung, über Fortbildungskurse für Lehrerinnen in Göttingen sind Themata einiger hierher gehörigen Aufsätze jüngster Zeit. Daß mit dieser Aufzählung das Bild des reichen geistigen Schaffens, das in diesem Organ sich kundgiebt, noch lange nicht erschöpft ist, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung.

Das Feuilleton der Allgemeinen Zeitung ist im Gegensatz zu dem der Täglichen Rundschau, die auch als politische Zeitung einen mehr belletristischen Charakter hat, dem Raume nach ein kleineres. Es verzichtet auf Romane und Novellen, widmet aber eine sorgfältige und liebevolle Aufmerksamkeit unsrer schöngeistigen Litteratur, den Erscheinungen des Theaters, der Musik, der Kunst, namentlich der Münchner Kunst, wie ja bis jetzt auch München, nicht Berlin, das Athen des neuen Reiches ist.

Es liegt auf der Hand, daß ein Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, die wissenschaftlich und politisch gleich hohe Anforderungen an sich stellt, über einen ungemein großen Kreis gelehrter Mitarbeiter aus ganz Deutschland verfügen muß. Infolgedessen ist die Lektüre dieser Zeitung nichts für den oberflächlichen Leser, der rasch sein Blatt durchfliegen und wo möglich recht pikant unterhalten sein will. Es wird vielmehr gerechnet auf einen Kreis gebildeter Leser, die den hohen Idealismus dieses vornehmen Blattes würdigen und verstehen. Populär ist diese Zeitung nicht, ihr fast völliger Verzicht auf Annoncen schließt aus, daß sie von der Masse beachtet wird. Da ja aber auch die Christliche Welt ein Gemeindeblatt für die Gebildeten aller Stände sein will, sich also auch nicht an alle wendet, so glaube ich, würde man der Christlichen Welt entsprechend die Allgemeine Zeitung als ein Blatt für die Gebildeten aller Stände bezeichnen dürfen. Selbstverständlich ist es, daß wie Rade zu der Rundschau, so Schreiber dieses zur „Allgemeinen Zeitung“ nur im Verhältnis des zahlenden Abonnenten steht und kein andres Interesse hat als das Gute zu fördern. Das Streben aber nach dem Guten und das aufrichtige Bemühen um die Wahrheit giebt dem Lehrer das Gefühl sittlicher Befreiung und Förderung in den Fragen, die in ihm angeregt werden. In diesem Sinne wirkt auch die Allgemeine Zeitung wegen ihres hohen Idealismus, wegen ihrer Pietät und Dankbarkeit gegen unsers Volkes beste und größte Männer in edelster Weise „religiös.“

H P R

Verschiedenes

(Zur Jesuitenfrage) sind im Laufe der letzten Monate eine so große Reihe von Schriften veröffentlicht worden, daß es uns unmöglich ist, sie alle ausführlich zu besprechen. Erwähnen wollen wir eine gute populäre Geschichte des Ordens: „Der Jesuitenorden von J. von Dorneth“; einen klaren und warmen Vortrag von Archidiakonus Regehly in Breslau: „Die preußische Königskrone ein Geschenk der Jesuiten?“; eine saftige Darstellung und Kritik des inzwischen vom Reichsgericht glücklicherweise revidirten Prozesses Stöck in Trier: „Wider den Priester Stöck und die Jesuiten“, und drei gut gemeinte und hübsch ausgestattete „Jesuitenlieder für das deutsche Volk“ von dem bekannten Bismarckschwärmer Adolf Grafen von Westarp.

Etwas näher eingehen müssen wir aber auf zwei andre Veröffentlichungen. Packend hebt die richtigen Gesichtspunkte hervor ein vortrefflicher Vortrag von Professor Karl Mirbt in Marburg: „Der deutsche

Patriot und die Jesuitenfrage." Nach einer Skizze vom Charakter des Ordensstifters und der Geschichte des Ordens wird auf die Frage: „Was würde eine Zurückberufung des Ordens bedeuten?" geantwortet: Zunächst eine Verschärfung der konfessionellen Gegensätze in Theorie und Praxis; zweitens die Aufnahme einer Gemeinschaft in den deutschen Staatsverband, die dem nationaldeutschen Empfinden innerlich fremd gegenüber steht und es sich niemals innerlich aneignen darf, was vortrefflich dargelegt wird; drittens die Untergrabung der sittlichen Grundlagen unsers Volkslebens; als viertes und bisher zu wenig beachtetes Moment gegen die Zulassung des Ordens wird dann noch angefügt die Unkontrollbarkeit der Wirksamkeit des Ordens.

Sodann auf einen Aufsatz der Grenzboten in Nr. 18, der in einem merkwürdigen Gegensatze zu der eben erwähnten Schrift steht. Denn er ist „zur Ehrenrettung für die zahlreichen deutschen Protestanten geschrieben, die dem Wahne nicht huldigen" — nämlich dem Wahne der „Jesuitophoben"! Der Verfasser steht auf jenem vornehmen Standpunkte, dem alle Religionen gleichwertige Formen für die Herzensbedürfnisse der Menschen sind, und hat seinen Artikel nach dem Rezept geschrieben, das man leider heutzutage vielfach wiederfindet und das doch unglaublich einfach ist: Sieh dir einmal an, was so etwa alle vernünftigen Leute über eine Frage geschrieben haben, dann nimm das Gegenteil, mache über die Gründe jener Leute, ohne sie zu nennen, ein paar Witzchen, gieb dir die Miene, als ob nur Oberflächliche — der Verfasser sagt Aufgeklärte in Gänsefüßchen — an der Richtigkeit deiner Ansicht zweifeln könnten, und laß dabei durchblicken, daß die Sache eigentlich gar nicht wert ist, daß man die Feder rührt: das giebt dann einen höchst pikanten Aufsatz, ein interessantes, originelles Feuilleton! — Wir sind gewöhnt, derartigen Artikeln, denen keine Widerlegung beizukommen vermag, in den Spalten des Berliner Tageblatts oder des Börsenkouriers zu begegnen, in den Grenzboten aber waren wir darauf nicht gefaßt. Und nur deshalb, weil der Artikel dort Aufnahme gefunden hat, gehen wir darauf ein und protestiren mit dem Ausdruck des lebhaftesten Bedauerns dagegen, daß ein uns so nahestehendes und in manchen Stücken gleichstrebendes Blatt die gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes wirkenden Protestanten so schwer hat beleidigen können, wie es in den Schlußsätzen jenes Aufsatzes geschehen ist. Denn dort ist mit dürren Worten gesagt, daß die „Jesuitophoben" in alle Ewigkeit nicht zu den gläubigen evangelischen Christen, zu den echten, humanistisch und philosophisch gebildeten Protestanten und zu den Vertretern der historischen Wissenschaft gehören können.*) E F

(Kirchenbibliotheken) Ein „Adreßbuch der deutschen Bibliotheken" von Dr. Paul Schwenke, das soeben erschienen ist, verzeichnet auch eine Anzahl von Kirchenbibliotheken und berücksichtigt sie in der Statistik, die dem Werke beigegeben ist. Darnach giebt es im deutschen Reich neben 130 öffentlichen Bibliotheken 530 Bibliotheken der höhern Schulen (für die Lehrer), 142 Bibliotheken andrer wissenschaftlichen Anstalten, 330 Behörden-, 61 Militär-, 128 Vereins- und 87 Privat- (Familien-) Bibliotheken auch 201 Kirchenbibliotheken. Es sind hier immer nur die Anstalten von einiger Bedeutung gezählt und Schüler-, Volks- und ausschließliche Fachbibliotheken ausgeschlossen. Diese 201 Kirchenbibliotheken besitzen zusammen 1455765 Druckbände und 7110 Handschriften. Ihr Vermehrungsetat beläuft sich nur auf 29896 Mark. Von diesen Bibliotheken gehören 120 zu evangelischen Kirchen, 81 zu katholischen; die katholischen sind weitaus bedeutender, sie zählen 1019118 Druckbände und 5559 Handschriften. Schon diese Zahlen deuten an, daß es sich hier bei diesen Bibliotheken mehr um Ueberreste aus alter Zeit als um lebendige Zeichen geistigen Lebens handelt. In Berlin z. B. werden drei Kirchenbibliotheken angeführt, eine ist 1711 begründet und hat 840 Bände, die zweite ist vor 1616 begonnen und besitzt 1950 Bände, die dritte hat seit 1580 1887 Bände angesammelt. Die eine hat zu ihrer Vermehrung 50 Mark im Jahre zur Verfügung, die andre 200 Mark, die dritte 40 Mark. Die Benutzung fast aller Kirchenbibliotheken ist umständlich, auch kommt eine Benutzung wohl höchst selten vor. Ein Vergleich mit allen andern Bibliotheken würde für diese kirchlichen Büchereien kläglich ausfallen.

Es fragt sich, ob aus diesem Moder neues Leben erblühen kann. Der gelehrte, oft wirklich wertvolle Bestandteil dieser Sammlungen kommt in seiner Zerstreuung nicht zur Geltung, er sollte in großen Landesbibliotheken vereinigt werden, die ja ihren kirchlichen Charakter beibehalten könnten. Aber bedarf nicht jede Kirche, um eine wirkliche sittlich-religiöse Erziehungsanstalt zu sein, auch einer Bibliothek für ihre Gemeindeglieder? Uns scheint es, als ob sie nicht die Fortbildung suchenden, auch nicht die Unterhaltung suchenden Kirchengenossen auf die Volksbibliothek und Leihbibliothek verweisen dürfe. Mögen andre die Gedanken, die obige Zahlen nahe legen, weiter erwägen. Bde

(Zur Nachricht) Der Schluß des Aufsatzes über den konfessionslosen Moralunterricht in der franz. Volksschule erscheint in nächster Nummer. D H

*) Vergl. unsern Artikel: „Der Staatsgedanke im Jesuitengesetz", Jahrg. 1891, Nr. 8. Er ist aufgebaut auf folgenden Sätzen: „Es erscheint nicht überflüssig, wiederholt daran zu erinnern, daß die evangelische Kirche nur mittelbar ein Interesse an dem Fortbestande jenes Gesetzes hat." „Es handelt sich im Jesuitengesetze darum, was dem Staate frommt, und für diesen bedeuten die Jesuiten eine Gefahr." „Als Staatsbürger also fordern wir die Fernhaltung der Jesuiten, als evangelische Staatsbürger, die ihr Vaterland lieben und ihrem Staate Gedeihen wünschen."

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Pauskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 20 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gestern, 1/2 12 Uhr nachts, schenkte mir meine liebe Frau ein prächtiges Töchterchen.

Wehrstedt, 3. Mai 1893.

Pastor **Wachsmuth.**

Herr Cand. min.

Friedrich Schütze,

gebürtig aus Stralendorf i. Meckl., 1892 in Halk b. Hadersleben wird um Mitteilung seiner Adresse gebeten unter Chiffre **M. N.** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Sämtl. v. V. f. Reformationsgesch. herausgegeb. Schriften (38 gr. u. 16 kl.), gut erhalten, sind z. verk. Off. sub. H.A. 93 an d. Exp. d. Chr. W.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig** ist soeben erschienen und sowohl durch alle Buchhandlungen wie direkt gegen Einsendung des Betrages zu beziehen:

† **Lipsius, R. A., Lehrbuch der Evang.-Protestant. Dogmatik.** Dritte, vermehrte und verbesserte Aufl. 57 Bogen 8°. Preis 12 Mk. 80 Pfge.

Das Lehrbuch der Dogmatik ist unstreitig das bedeutendste Werk des im Vorjahre verstorbenen Gelehrten. In ihm hat er den ganzen reichen Ertrag seines wissenschaftlichen Denkens und frommen Empfindens niedergelegt. Das Buch in einer dritten, wesentlich vermehrten und verbesserten Auflage herauszugeben, betrachtete er als seine wichtigste Aufgabe. In der That weist die dritte Auflage gegenüber der im Jahre 1870 erschienenen viele Aenderungeu zum Teil sehr einschneidender Natur auf. Die lebhaften Auseinandersetzungen, die Lipsius Dogmatik in den beteiligten Kreisen zur Folge hatten, sind auf ihn selbst nicht ohne Einfluß geblieben. Er hat sich redlich bemüht, von seinen wissenschaftlichen Gegnern zu lernen oder ihnen gegenüber die eigne Position klarer herauszuarbeiten und besser zu begründen. Die Herausgabe hat in dankenswerter Weise Herr Prof. Lic. Baumgarten in Jena, der dem heimgegangnen Gelehrten besonders nahe stand, übernommen. Das Werk selbst stammt wesentlich aus der Feder von Lipsius, nur an die allerletzten Partien hatte der Verstorbne noch nicht die bessernde Hand gelegt. Das Werk enthält außerdem aus der Feder Baumgartens die Angabe der wesentlichsten Abänderungen der dritten Auflage, ein ausführliches Namenregister und, was von den Freunden des Verstorbnen besonders warm begrüßt werden wird, ein chronologisches Verzeichnis der litterarischen Publikationen von R. A. Lipsius.

Wulckow, Dr. Rich., Zum religiösen Frieden. Ein Laienwort. 4 1/2 Bogen. Preis 75 Pfge.

Der Verfasser spricht sich über seine Berechtigung zur Veröffentlichung dieser kleinen Schrift im Vorwort wie folgt aus: „Es könnte vielleicht gewissen Bedenken begegnen, wenn ein Laie in Angelegenheiten der religiösen Lehre und des Bekenntnisses das Wort ergreift. Die vorliegende Schrift verzichtet aber auf gelehrte theologische Forschung und begnügt sich mit der Darstellung von Thatsachen, die jedem gebildeten Christen geläufig sind; andrerseits ist sie lediglich aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, in einer Zeit schwerer Kämpfe und hart aufeinanderstoßender Gegensätze mit herzlichem, ernstem Wort zum Frieden zu mahnen, dessen wir in Deutschland kaum jemals so dringend benötigt gewesen sind als jetzt. Dieses Recht spricht für sich selbst und darf niemandem verkürzt werden. Ueberdies entspricht es einem bekannten protestantischen Grundsatz, daß auch der Laie offen und frei das aussprechen dürfe, was ihn in Sachen des Glaubens und des Gewissens bedrückt, und was ihm zur Besserung und Abhilfe von offenbaren Mißständen geeignet erscheint." Von diesem Gesichtspunkte aus hält der Verfasser Rundschau über die religiösen Kämpfe und Strömungen innerhalb der evangelischen Kirche besonders bezüglich des Apostolikums und kommt zu der Schlußfolgerung: Die oberste Kirchenbehörde bezw. also der Kaiser möge den fakultativen Gebrauch des Apostolikums befehlen. Das Ganze ist warm und frisch geschrieben und bekundet ein entschiedenes aber liberales Christentum.

Ziegler, H., Das Wesen der Religion. 2 1/4 Bogen. Preis 50 Pfge.

Der bekannte Verfasser des „Geschichtlichen Christus" entwickelt in der vorliegenden kleinen Schrift in fesselnder Weise seine Ansichten über das Wesen der Religion. Das Thema, zuerst als Vortrag von einer zahlreichen Zuhörerschaft behandelt, ist von der betr. Versammlung mit lebhaftem Beifall begrüßt worden und wird sich jetzt, wo es gedruckt vorliegt, des gleichen Beifalls auch in weitern Kreisen zu erfreuen haben.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 21 **Leipzig, den 18. Mai** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Komm, heiliger Geist! — Ueber Vorurteile: 2 — Noch einmal Ignaz von Döllinger: 4 (Schluß) — Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule: 5. Die Moral der französischen Moralbücher (Schluß) — Ibsens Pastoren: 5. Brand (Schluß) — Ein Heimchen am Herde — Verschiedenes: Missionsschriften; Ein Fürst unter den Predigern; Charles Haddon Spurgeon; Der Glaube; Programm des Evangelisch-sozialen Kongresses — Quittung — Anzeigen

Komm, heiliger Geist!

Keins unsrer hohen Feste will so betenden Herzens gefeiert sein, wie Pfingsten. Auf Weihnachten rüstet uns die fröhliche, singende Adventserwartung; auf Ostern der stille, heilige Passionsschmerz; auf Pfingsten aber rüsten uns Gebetssonntage. Es ist das innerlichste Fest. Die kleine Gemeinde zu Jerusalem war eine Gebetsgemeinde, ehe sie zur Pfingstgemeinde wurde (Apostelgesch. 1, 14). Pfingsten selbst ist ein Gebetsfest. Darum sind fast alle Pfingstlieder inbrünstige Bitten: Komm, heiliger Geist!

Komm, heiliger Geist, so beten auch wir. So lernen wir immer inniger, lauter, demütiger beten. Es wird immer mehr das Gebet unsrer Gebete. Denn das Leben im ewigen Lichte sagt uns immer mehr: nicht von außen, sondern von innen, nicht von unten, sondern von oben, nicht durch menschliches Rennen und Laufen, sondern durch Gottes gnädiges Geben allein kommt unser Glück, Heil und Friede. Nicht äußerliche Ordnung, nicht Gesetz, nicht Zwang, der Geist thuts allein — komm, heiliger Geist! Der Geist der Welt sättigt die Seele nicht, löst uns nicht die Banden sündigen Wesens, heiligt nicht Wollen und Vollbringen, giebt nicht Gottes Gemeinschaft und Gottes Frieden. Das thut allein der heilige Geist. Alles muß er anfassen, durchdringen, heiligen, auch den Geist der Welt, der zum Edelsten, Besten sich ausstreckt und im Besten lebt, den Geist echter Kunst, echter Liebe. Alles, alles bedarf der Wiedergeburt von oben, am meisten mein armes, halbes, zu Gott gebornes, unruhiges Menschenherz.

Es ist doch ein seliges Gebet: Komm, heiliger Geist! Also es giebt eine Welt vollkommner Reinheit, es giebt eine Kraft, die stärker ist als Sünde und Welt, Hölle, Tod und Teufel, stärker als der unheilige Geist in des Menschen Brust. Also es giebt *für mich* eine reine, unentweihte Welt, die sich mir ins Herz senken will — selige Gewißheit, unaussprechlicher Trost!

Komm, heiliger Geist! Das Gebet ist seiner Erhörung gewiß! Christus spricht: So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten! (Luk. 11, 13.)

Wie Gott seinen Geist giebt? — Wer kanns sagen! Der Naturforscher mag dir sagen, wann aus schwerer Wolke der zündende Blitz herniederzucken, wann der befruchtende Regen sich ergießen muß, kein Gottesgelehrter kann dirs sagen, wann Gottes ewige Wahrheit, sein Geist, gebunden ans Wort oder getragen von christlicher Persönlichkeit, in eines Menschenherzens Tiefe gerade jetzt seine beseligende Wirkung thut. Pfingsten bleibt ewig ein seliges Wunder und Geheimnis. Aber wie der Landmann, unkundig der physikalischen Gesetze, doch um Regen bittet für seine dürstenden Fluren, so bitten wir für unser, der Erneuerung bedürftiges Herz getrost und demütig: Komm, heiliger Geist!

Pfingsten ist, so sagt man wohl, das Geburtsfest der Kirche. Was wollen wir ihr wünschen an ihrem Ehrentage? Beten wollen, müssen wir für sie: Komm, heiliger Geist! Gewiß, zum rechten Volke Gottes, zu der heiligen Kirche, an die wir mit dem dritten Artikel glauben, gehören die, die den heiligen Geist haben und deshalb christlich leben im fröhlichen, gewissen Glauben und in thätiger Liebe. Aber sie werden uns am allerdankbarsten sein, wenn wir für sie beten um den heiligen Geist, denn wir beten doch mit ihnen. Niemand hat den heiligen Geist, der nicht um den heiligen Geist bäte. Nur dem, der da hat, wird gegeben. Ja, der heilige Gottesgeist hat sein Volk auf Erden.

Komm, heiliger Geist! Es ist ein seliges Gebet, denn es steigt heute aus tausend und abertausend Herzen empor.

Mit uns beten, Gott weiß, wie viele, daß Gott unserm armen evangelischen Volke zumal helfe mit seinem Pfingstgeiste. Denn überblicken wir alles, was sich evangelisch nennt, wie fehlts am Geist, an heiligem Geist. Der Geist der Welt regiert in all seinen Abstufungen: die Welt als nackte Gottlosigkeit, die Welt als selbstgewisse Frömmigkeit. Denn es giebt auch eine Frömmigkeit, die von der Welt und für die Welt ist. So wars zur Zeit des Herrn, so zur Zeit der Reformation, so ists noch immer unter Roms Szepter. Ach, dort nicht allein! Daß unter uns, die wir uns des reinen Evangeliums von Christo rühmen, in unsern Tagen der Gehorsam gegen das Ueberlieferte vielfach mehr gilt, als der aus innerer Wahrhaftigkeit geborne Glaube, daß das Recht, die Form, das Gesetz, die äußere Autorität als die Schutzmauern von vielen Zungen gepriesen werden, die die Kirche erhalten, als die Quellen, die ihr weltüberwindende Kraft verleihen sollen, daß mans so vielfach versucht, versucht mit außerordentlichem Geschick, die Sache des Herrn zu treiben mit weltlichen Mitteln aller Art, nicht mit dem Geiste von oben, dem Geiste der Wahrheit, der Liebe, des Glaubens, daß man die Töne lebendigen Herzensglaubens an den Herrn gar nicht mehr versteht, weil sie nicht zu hergebrachten Akkorden sich fügen, das ist unser Schmerz, das ist unsre Not. Komm, heiliger Geist! Komm, binde die zerrissene Schar durch eine unzerreißbare Kette der Liebe, komm, öffne uns das Auge, daß wir den von dir gewirkten Glauben erkennen in jeder Gestalt, komm, gieb uns die Demut, die nie menschliches Werk und Wesen über dein eignes Werk setzt, gieb uns den Glauben, der allein, ganz allein von Christo lebt, dem Urquell alles Friedens!

Komm, heiliger Geist! Es ist ein seliges Gebet, denn es ist der Erhörung gewiß! Gott wird die, die in Demut, im Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit an ihn sich klammern, nicht lassen: die Pforten der Hölle werden seine Gemeinde nicht überwinden.

So laßt uns fröhlich Pfingsten feiern! Der Geist Gottes kommt, er kommt auch unter den Schmerzen dieser Zeit. Wir aber werden nicht müde zu rufen: Komm, heiliger Geist!

P D

Ueber Vorurteile

2

Die Vorurteile der Interessen sind ihrer Natur nach auf Gruppen von Menschen beschränkt und daher für den außerhalb Stehenden meist leicht zu durchschauen. Aber eine der Aufnahme von Vorurteilen günstige Disposition des Geistes ist in den breiten Massen der Gesellschaft immer- und überall vorhanden. Dieser fruchtbare Boden für die Vorurteile ist die geistige Bequemlichkeit, die Trägheit des Denkens. Wo alle andern Interessen schweigen, ist doch dieses eine immer wirksam, daß der Mensch seine Ruhe haben und sich, wenn ihn nicht äußere Umstände zwingen, nicht immer wieder den Kopf zerbrechen will. Dieser etwas plebejische Ausdruck möge hier entschuldigt werden, weil er in treffender Weise die Unlustempfindung ausdrückt, die der großen Mehrzahl der Menschen die Beschäftigung mit schwierigen Problemen des Denkens verursacht. Entschuldigt wird diese Abneigung durch das oft so sehr begründete Gefühl der Unfähigkeit zu eignem Urteil inmitten der unermeßlichen Fülle von Fragen, die die Zeit aufwirft, ohne sie zu lösen. In einer Zeit, in der Geschichtserkenntnis und Naturforschung alles in Zweifel ziehen, was der Vergangenheit feststand, in der alle fundamentalen Sätze des geistigen Lebens und der sittlichen Ordnung bestritten werden, ist ein sicheres und selbständiges Urteil, ein Urteil, das neben völliger Unparteilichkeit auch eine erschöpfende Kenntnis der Akten des Prozesses fordert, nur wenigen möglich. Hier wird der Einzelne leicht zu der Gesinnung des Richters bekehrt, der an der Möglichkeit des vollkommen gerechten Urteils verzweifelt und sich mit der Ansicht befreundet, es komme nur darauf an, irgendwie ein Ende des Zweifels zu machen. Ist doch der Zweifel ein alles menschliche Streben lähmendes, die geistige Gesundheit zersetzendes Gift, dessen Wirkung unsre Sprache so ergreifend ausdrückt, wenn sie das letzte Ergebnis des zur Herrschaft gelangten Zweifels „Verzweiflung“ nennt — Untergang im Zweifel —, jenen Zustand, den die romanischen Sprachen als den Untergang der Hoffnung bezeichnen und somit nach Dante dem Zustande der Verdammten gleichstellen. „Genesung vom Zweifel“ ist der Notschrei der gequälten Menschheit, und es ist unmöglich, einen Stein auf jemanden zu werfen, weil er, um diese Genesung zu finden, einen Weg wählt, den wir nicht billigen können. Es giebt Akte der moralischen Selbsterhaltung, die keine Kritik zulassen.

Der Sieg des Zweifels führt vor allem auf ethischem Gebiet zu einem unerträglichen Notstande. Die Naturforscher pflegen zu behaupten und viele Ethiker geben zu, daß die Willensfreiheit eine Illusion sei. Der Streit gehört zu denen, die bis an das Ende der menschlichen Geschichte dauern werden. Man kann es daher ein Vorurteil nennen, die Freiheit des Willens zu behaupten, und doch lebt jeder rechtschaffne Mensch in diesem Vorurteil und kann es weder für sein eignes Leben, noch für die Erziehung seiner Kinder, noch überhaupt für irgend eine Art ethischer Einwirkung entbehren. Eine radikale Ausrottung dieses Vorurteils wäre der allgemeine moralische Ruin, und schon jetzt ist die unaufhörliche Betonung und die zunehmende Ueberzeugtheit von der Bedingtheit der menschlichen Entschlüsse durch Natur, Vererbung, äußere Umstände eine Kalamität, der viele zum Opfer fallen. Denn der Glaube, gut handeln zu *können*, ist die Voraussetzung des guten Handelns. Darum ist auch die unbewiesene Annahme dieser Möglichkeit nicht ein Produkt geistiger Trägheit, sondern im Gegenteil ein Zeichen der Aktivität, ein Vorurteil der Thatkraft. Giebt der Mensch diesen ethischen Glauben auf, so wird dadurch nicht etwa seine Freiheit hergestellt, sondern seine Unfreiheit vollendet. Wenn sich nämlich mit der zur Herrschaft gelangten ethischen Skepsis das Interesse des Egoismus und der Sinnlichkeit verbindet, wenn eine triviale Allerweltsphilosophie den bösen Regungen der menschlichen Seele den Dienst leistet, sie für unüberwindliche Naturkräfte zu erklären, wenn der Mensch sich gewöhnt, die Ursache seines immer neuen Falles in der Macht äußerer Umstände zu finden und seine Schwäche zu entschuldigen, so wird allerdings das Uebergewicht der versuchenden Mächte eben durch das Denken, das sich ihm beugt, zu einer Thatsache erhoben und die anfangs nur hypothetisch angenommene Unfreiheit der Psyche besiegelt. Dagegen ist der Widerspruch des Denkens gegen diese Macht ein Moment, das für das Ergebnis des Kampfes jedenfalls mit in Betracht kommt.

Der Mensch ist also jedenfalls unfrei, wenn er den Glauben an sich selbst und an die Macht des Geistes aufgiebt. Wenn er aber diesen Glauben festhält, so wird eben dadurch das Verhältnis der Faktoren, deren Produkt seine That ist, zu Gunsten seines bessern Selbst verschoben. Es ist also das Recht des Gewissens und des sittlichen Strebens, die Möglichkeit des sittlichen Handelns gegenüber allen äußern und innern Schwierigkeiten festzuhalten. Hier gilt das Wort: „Probiren geht über Studiren.“ Die Gewißheit, daß der auf das Gute gerichtete Wille auch ein freier Wille ist, kann nur die Frucht der Erfahrung sein. Aber diese Erfahrung setzt den sittlichen Glauben voraus. Das Denken muß das Ergebnis der Erfahrung vorausnehmen, damit das sittliche Streben sein Ziel erreichen kann.

Es zeigt sich also bei der Betrachtung des sittlichen Handelns, daß die gesunde Entwicklung des menschlichen Geisteslebens geistige Nahrungsstoffe erfordert, die dem Boden einer rein verstandesmäßigen Reflexion nicht entnommen werden können. Diese Beobachtung spricht gegen den Anspruch des kritischen Verstandes auf Alleinherrschaft in der Welt unsers innern Lebens. In Kreisen, die sich des Vollbesitzes der modernen Geistesbildung rühmen, wird nicht selten das Ideal des modernen Menschen darin gefunden, daß seine Weltanschauung sich ausschließlich aus Elementen zusammensetze, die als „gesicherte Ergebnisse der Wissenschaft“ allgemeine Anerkennung gefunden haben. Diese Auffassung bezeichnet alles als Vorurteil, was in dem geistigen Inventar des Menschen einen andern Ursprung hat. Indessen muß doch die einfachste Beobachtung der Welt und der Menschheit, wenn diese selbst vorurteilslos ist, jedermann erkennen lassen, daß diese sogenannten gesicherten Ergebnisse der modernen Wissenschaft, auch wenn man ihnen ein rückhaltloses Vertrauen entgegenbringt, nicht entfernt ausreichen, um dem Menschen das geistige Rüstzeug zu verschaffen, das seinem geistigen Streben genügt, ja auch nur eine harmonische Bildung, die denn doch nach jener Auffassung das höchste Gut sein muß, zu vollenden. Denn nicht nur die religiöse Ueberzeugung, sondern auch jede künstlerische Empfindung, Musik und Poesie, ja das wissenschaftliche Streben selbst, wo es einen idealen Charakter hat und nicht durch Motive des Nutzens bestimmt ist, alles mit einem Worte, was zum Begriffe echter Humanität gehört, hat Voraussetzungen, die wir nur annehmen, nicht aber wissenschaftlich begründen können. Je mehr sich unser Nachdenken über den Ursprung unsers idealen Strebens vertieft, um so mächtiger wird uns die Empfindung Goethes ergreifen:

Wie unbedingt, uns zu bedingen,
Die absolute Liebe sei.

Wir müssen also gerade im Interesse einer vorurteilslosen Weltanschauung gegen jene Einengung des Geistes auf das Entschiedenste protestiren. Die Beschränkung der nach Licht und Wahrheit trachtenden Menschenseele auf die gelehrige Aufnahme der Resultate wissenschaftlicher Forschung ist die Wirkung des religionsfeindlichen Vorurteils, eine Gewaltthat, ebenso despotisch wie irgend ein im Namen einer unfehlbaren Autorität geübter Gewissenszwang.

Aber freilich ist die Trägheit des Denkens, aus der die Vorurteile stammen, erfahrungsmäßig so häufig mit einem besonders lebhaft betonten Gefühle religiöser Gewißheit verbunden, daß dadurch für eine oberflächliche Betrachtung der Schein entstehen kann, als sei die Religion eine Quelle von Vorurteilen. Goethe spricht in einem seiner Straßburger Briefe über die Ursachen seiner Entfremdung von den pietistischen Kreisen, deren Geistesleben ihn anfangs angezogen hatte. „Lauter Leute,“ so kennzeichnet er die Anhänger jener Richtung, „welche mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen.“

Wer einen hohen Berggipfel erstiegen hat, freut sich der ihm eröffneten Aussicht über die weite Welt. So sollte man annehmen, daß die Gewißheit, auf einem Felsen zu stehen, der

über die Niederungen des Lebens erhaben ist, nun auch den Trieb erwecken müßte, mit freiem Blick und freudigem Sinne die beherrschte Welt zu überschauen und alle ihre irgendwie bedeutenden Erscheinungen in das innere Leben aufzunehmen. Aber dieser Trieb wird bei vielen durch die Furcht unterdrückt, irgendwie von der Höhe, auf der man sich fühlt, wieder herabgezogen zu werden. Darum zieht man es vor, sich mit einem Wall zu umgeben, den Blick vor der Welt zu verschließen, um nur nicht seinen „Standpunkt," wie der bezeichnende Ausdruck lautet, unversehens wieder zu verlieren. Die Befestigungswerke, mit denen dieser Standpunkt umgeben wird, sind die Vorurteile.

Die solideste dieser Befestigungen ist ohne Zweifel der Katholizismus. Er ist das mächtigste und folgenreichste Vorurteil, das die Geschichte kennt. Der denkende Katholik weist darauf hin, daß innerhalb des Wirrsals menschlicher Meinungen über das Göttliche, menschlicher Auslegungen der Offenbarung dem Einzelnen nicht zugemutet werden könne, sich selbst ein Urteil zu bilden, daß vielmehr eine solche Preisgabe des Individuums zu einem Siege der absoluten Skepsis führen müsse, und daß deshalb eine Versicherung gegen diese Gefahr für die Erhaltung unsers religiösen Besitzstandes unentbehrlich sei. Katholiken, mit denen wir disputiren, unternehmen es nicht leicht, den Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche unsrer Vernunft oder unserm Gemüt einleuchtend zu machen, unsre Ueberzeugung für eine solche Annahme zu gewinnen, sondern ihre Beweisführung begnügt sich regelmäßig damit, die Notwendigkeit eines solchen Glaubens darzuthun. Es ist die Denkweise des Richters, der im Hinblick auf die wachsende Menge der Akten und die zunehmende Schwierigkeit der Entscheidung zu dem Schluß kommt, daß man auf die Wahrheit selbst verzichten und sich begnügen müsse, festzustellen, was als Wahrheit gelten solle. Der Richter, der so denkt, hat ein halbes Recht. Denn in dem Streit über Mein und Dein ist allerdings die staatliche Entscheidung, mag deren Inhalt sein, welcher er will, ein gesellschaftliches Gut, weil ihre Geltung die Selbsthilfe ausschließt und den öffentlichen Frieden sichert. Im religiösen Leben aber ist die Forderung, daß etwas als Wahrheit gelten solle, schlechthin widersinnig, weil die Religion sich selbst aufgiebt, sobald sie das tiefste Verlangen des menschlichen Herzens nach Wahrheit mit der Anweisung auf ein Surrogat für diese abfertigt. Die katholische Beweisführung geht von der Unfähigkeit des Einzelnen, zu religiöser Gewißheit zu kommen, aus und folgert daraus die Notwendigkeit des unfehlbaren Lehramts. Aber abgesehen davon, daß mit der Notwendigkeit einer Sache noch nicht ihre Wirklichkeit bewiesen ist, so besteht auch zwischen jener skeptischen Prämisse und dem Schluß der Beweisführung ein Widerspruch. Denn wenn der menschliche Geist auch innerhalb der christlichen Offenbarung durchaus nicht hoffen darf, die religiöse Wahrheit selbständig zu ergreifen, so ist es ihm auch nicht möglich, seiner Sache sicher zu sein, indem er nun der kirchlichen Autorität sich unterwirft. Diese Unterwerfung aber, die die Kirche fordert, kann nur ein Akt des Individuums sein und durch nichts ersetzt werden. Die Geschichte des religiösen Lebens zeigt die dem religiösen Glauben entgegengesetzte, ihn zerstörende Wirkung jenes skeptischen Elements im Katholizismus. Wo nämlich der Glaube an die Kirche, der ja der einzige wirklich persönliche Glaube ist, den die Kirche fordert, durch irgendwelche Erfahrungen erschüttert ist, wo die Zustimmung zu dem Dogma der Kirche auch nur in einem Punkte eine subjektive Unmöglichkeit geworden ist, da muß notwendigerweise alles andre nachstürzen, da ja die Kirche selbst ihr Lehramt auf den Satz begründet hat, daß außerhalb der Unterwerfung unter ihre Autorität eine religiöse Gewißheit unmöglich sei. Daher die erschütternde Tragik der Geschichte, daß die Völker, die die Reformation abwiesen, der Revolution, im religiösen Leben dem nackten Unglauben und der frivolen Negation anheimfallen mußten, daß, wo man Luther verworfen hatte, Voltaire den Sieg davontrug. Das letzte Ende einer Lehre, die von der Unmöglichkeit der subjektiven Glaubensgewißheit ausgeht, kann nur der allgemeine Bankrott des religiösen Glaubens sein. Ets

Noch einmal Ignaz von Döllinger

4

Ich habe die Geschichte des Theologen und Kirchenmanns Döllinger an der Hand der neu veröffentlichten oder gesammelten Urkunden zu Ende geführt. Noch ein Wort über den Gelehrten und Menschen.

Von dem Gelehrten Döllinger zeugen auch diese neuen Vorträge und Aufsätze. Sie führen von Konfutse und Zoroaster bis auf die Gegenwart, von China, Indien und Persien durch fast alle Völker der alten und neuen Welt bis nach Amerika; sie behandeln Religion, Theologie, Kirchenrecht, Geschichte der Staaten und Litteraturen, nirgends obenhin, immer auf Grundlage breiter Studien. Noch in den letzten Jahren hat er sich auf Grund eines großen vierbändigen litterarbiographischen und statistischen Werkes, dessen Inhalt offenbar größtenteils an sich höchst unfruchtbar ist, ein Bild von dem gemacht, was der Nordamerikaner liest und produzirt vom Zeitungswesen bis zur wissenschaftlichen Theologie, ein Bild, das er wieder in engen Zusammenhang mit dem Charakter von Land und Leuten, Staat und Volk bringt. (Akademische Vorträge III, S. 316 ff.) Von den übrigen Vorträgen nenne ich nur noch die Titel: 1. Rede zum 395. Stiftungstag der Universität München (1867). 2. Die Bedeutung der großen Zeitereignisse für die deutschen Hochschulen (1871). 3. Ueber Religionsstifter (1883). 4. Das Kaisertum Karls des Großen und seiner Nachfolger (schon 1865 gedruckt). 5. Die Schenkungsurkunden der Kaiser Ludwigs des Frommen, der Ottonen und Heinrichs II. für den römischen Stuhl (1863). 6. Die Ermordung des Herzogs Ludwig von Bayern 1231 (1864). 7. Der Uebergang des Papsttums an die Franzosen (Ende der fünfziger Jahre). 8. Anagni, d. h. die Gefangennahme Bonifaz VIII. (1878). 9. Der Untergang des Templerordens (1889). 10. Die Geschichte der religiösen Freiheit (1888). 11. Ueber Darstellung und Beurteilung der französischen Revolution (1884). Dazu kommen aus den Kleinern Schriften außer den schon genannten Nummern: 9. Der Weissagungsglaube und das Prophetentum in der christlichen Zeit (schon 1871 gedruckt). 10. Pius IX. — eine bisher unbekannte Charakteristik der Person und Regierung dieses Papstes von hoher Feinheit.

Die letzte Arbeit ist leider unvollendet, und wie viele andre haben ihr Schicksal geteilt! Die ungemeine Vielseitigkeit dieses „rezeptiven Genies," wie ihn Riehl genannt hat, war die Schwäche seiner Produktion. Ueberall stößt man auf ernsthafte Absichten, ausgereifte Pläne, aber immer wieder hört man, daß ihn andre Interessen davon abgebracht haben. Diese Elastizität blieb ihm bis an den Tod. Die unerschöpfliche und immer gegenwärtige Fülle seines Gedächtnisses beweisen die „Erinnerungen" auf jeder Seite: ernsthafte Thatsachen, wie humorvolle geschichtliche Anekdoten, die oft eine bestimmte Lage trefflich beleuchten. Die letzte Rede, die er in der Akademie gehalten hat (über den Untergang des Templerordens), hat er nicht mehr fertig niederschreiben können und darum — der mehr als Neunzigjährige! — teilweise frei vorgetragen.

Die „Erinnerungen" führen uns auch in das tägliche Leben und Empfinden Döllingers. Sie zeigen den gütigen Sinn, die immer bereite Dienstwilligkeit des greisen Mannes, den es nicht verdrießt, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern, befreundeten feinsinnigen Frauen wie notizenbedürftigen Blaustrümpfen sein Wissen zur Verfügung zu stellen. Sie führen in seine Wohnung, seine geliebte und vielbewunderte Bibliothek; sie geben die Baugeschichte seines originellen Schreibtisches, auf die sich vielleicht anwenden läßt, was Döllinger selbst für die Theologie nicht gelten lassen will (Kleine Schriften S. 186), daß sie weniger einer Entwicklung von innen heraus als dem Wachsen eines Bandwurms gleiche, der Glied an Glied ansetzt. Sie beschreiben uns Döllingers Freude an der Natur; noch als Achtzig- bis Neunzigjähriger schreitet er durch Regenlachen und Schneemassen des englischen Gartens. Sie zeigen uns den reichen künstlerischen Sinn, die Begeisterung für die Musik, seine nimmersatte Freude an den Herrlichkeiten der griechischen wie der modernen Dichtung:

Wenn ich mir noch jetzt eine Freude machen will, lese ich vor dem Schlafengehn und bisweilen am Morgen Griechisch, und wenn ich stundenlang des Abends allein im englischen Garten spazieren gehe, wiederhole ich mir griechische Tragödien und unterhalte mich sehr gut dabei.

Schiller, Goethe, Dante und Shakespeare haben ihn durchs Leben begleitet. Zur bildenden Kunst hat er ein nahes Verhältnis gehabt und zwar nicht bloß genießend: er hat auch persönlichen Einfluß auf Künstler ausgeübt. Seine Artikel über die Inquisition haben Kaulbach den Stoff zu seinem Arbues gegeben; für die Entwürfe der Fresken in der Münchner Bonifaziuskirche hat er dem Künstler, Heinrich Heß,*) die Szenen aus dem Leben des Heiligen zusammengestellt; einem jungen Künstler schlägt er einen geschichtlichen Stoff zu einem großen Bilde vor und sucht ihn in die Szene, die er darstellen soll, einzuführen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß sein Gesicht, das er immer als besonders häßlich anzusehen gewohnt war, einst für Lenbach ein immer neues Problem geworden ist. In seiner Beurteilung der künstlerischen Erzeugnisse tritt neben der ästhetischen Seite immer zugleich der theologische und geschichtliche Sinn hervor: er dringt auf eine Behandlung, die dem Wesen und Sinn der Dinge entspricht.

Auch in seiner eignen Darstellung erkennt man überall den Mann, der künstlerisches Vermögen mit gelehrtem Wissen verbindet. Die Sprache, tadellos in Fluß, Klarheit und Wohlklang, ist mit treffenden Bildern gesättigt, deren Material er vielfach seinem gelehrten Wissen entnimmt, die aber zugleich zeigen, wie er die Dinge, die er liest und durchdenkt, immer zugleich plastisch schaut. Aber es ist alles nicht bloß historisch oder phantasievoll erfaßt, sondern mit dem Anteil eines Mannes, dem die Gegenwart auf der Seele brennt, und der die Fähigkeit seiner Jugend nie verlernt hat, stark zu empfinden, das Große mit Begeisterung, das Furchtbare mit Grauen aufzunehmen. Es ist eine Lust, den Patrioten reden zu hören, und erschütternd, sich von ihm das beschreiben zu lassen, dessen Erkenntnis ihn selbst am tiefsten umgewandelt hat. In lebendigster Weise steht noch im höchsten Greisenalter die Erinnerung an Napoleon I. vor der Seele, den er als neugieriges Mitglied der Würzburger Jugend auf Schritt und Tritt verfolgte; und noch der bald Neunzigjährige begeistert sich an Gordon:

> Eine Heldengestalt von dieser Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, die Asien und Europa zum Schauplatz ihrer Thaten macht, kann bezüglich ihrer Größe nur an die Seite Bismarcks und Moltkes gestellt werden. Ich schwärme noch in meinen alten Tagen. Wie viel mehr wird es die Jugend thun!

Er wird darauf belehrt, daß die heutige Jugend nur noch in homöopathischen Dosen schwärme. Da sagt er:

> Was zu dem Mangel an Enthusiasmus überhaupt bei der heutigen Jugend beiträgt, ist, glaube ich, das Zeitungswesen, das die Begeisterung so oft abstreift. Z. B. Bismarck, wie viel wird an ihm bekrittelt und gerüttelt, die großen Züge seines Lebens, seine hervorragenden Verstandesanlagen, seine ursprüngliche, echt deutsche, mächtige Natur wird bald durch diesen, bald durch jenen angegriffen. Die Natur hat Bismarck aus einem Guß gegossen, er ist ein Prachtwerk an Patriotismus. Aber wie viele der Presse Angehörigen**) spritzen ätzende Säuren darauf und verstümmeln es in armseliger mißgünstiger Weise, stellen Fehler ins Licht und ehrfurchtgebietende Fähigkeiten in Schatten. Die zeitungslesende Jugend sieht das Zerrbild, wägt auf der Wage der Journalisten das Gute und Schlechte ab und betrügt sich selbst um die Begeisterung für einen begeisterungswerten Mann.

Döllinger hat schon verhältnismäßig früh gelernt aus der Art und Weise der Geschichtsschreibung oder der geschichtlichen Auffassung, die in einem Kreise oder einem Volke zu Hause ist, Schlüsse auf die geistige Eigentümlichkeit jener Schichten zu machen und die Rückwirkung geschichtlicher Wahrhaftigkeit oder Unwahrhaftigkeit, richtiger Geschichtsbilder oder legendenhafter und tendenziöser Ueberlieferung auf sie zu verfolgen. Wenn man die lange Reihe seiner Veröffentlichungen überblickt, so sieht man, wie wichtig ihm diese Beobachtungen waren. Sie finden sich in einer ganzen Reihe der Vorträge, und vor allem in den Nrn. 2. 4. 8 und 11, nicht minder im Janus, einer

*) Der Name Peter Heß (Bruder Heinrichs) beruht wohl, wenn ich recht berichtet bin, auf einer ähnlichen Verwechslung der verehrten Verfasserin, wie der „See Gethsemane" (S. 58).

**) Der Ausdruck hat wohl im Gespräch anders gelautet?

Anzahl der Kleinen Schriften u. s. w. Er verfolgt überall die Wege der unbewußten wie der planvollen Fälschung, zeigt am Beispiel der Franzosen, wie Legende und Lüge eine Nation über sich selbst und ihre Geschichte, über Schäden und Heilmittel irreleiten und für furchtbare Katastrophen vorbereiten. Man wird diese ganze Beobachtung zugleich als ein Ergebnis seiner eignen Entwicklung auffassen dürfen. An der Wirkung, die er den mühsam erforschten geschichtlichen Thatsachen auf sich selbst einräumt, an der Ueberwindung der Legende, der Romantik wie der Fälschung, an der Anerkennung dessen, was wirklich ist, hat er selbst die Gesundheit gewonnen, die ihn nach langen Kämpfen zu einem der reichsten Geister unsrer Zeit erhoben hat.

Mein ganzes Leben ist ein beständiges Abstreifen von vorgefaßten Meinungen und falschen oder nur halbwahren Ideen, ein stetes, mitunter spätes Berichtigen allzurasch gefällter Urteile gewesen und ist dies noch immer.

Mein ganzes Geistesleben ist im Grunde ein stetes Korrigiren und Ablegen früher gefaßter Meinungen und gebildeter Ansichten gewesen. Ich bin mir bewußt, mich niemals hartnäckig einer bessern Einsicht verschlossen zu haben; wenigstens kann ich mich eines solchen Falles nicht entsinnen. Selbst Lieblingsmeinungen habe ich, ob auch anfänglich mit schwerem Herzen, entsagt, sobald mir ihre Unhaltbarkeit klar wurde.

K M-Br

Der konfessionslose Moralunterricht in der französischen Volksschule

5

Die Moral der französischen Moralbücher

Was den Inhalt der französischen Moralbücher anlangt, so berühren sie sich ja freilich in der Betonung der werktäglichen Sittlichkeit im Gegensatz zu äußerlicher Frömmigkeit und Kirchlichkeit mit der evangelischen Moral. Und dennoch tragen sie in einem wichtigen Stück einen katholischen Charakter an sich. Das ist der Fall bei ihrer Anschauung von der Verwirklichung der Moralforderungen im Subjekte selber. Unser Katechismus leitet die Kinder im dritten Hauptartikel, in der Lehre von der Heiligung, an, ihre innere Umgestaltung als einheitliches Werk zu betrachten, als ein einheitliches Werk, dessen Kern eine innere Entscheidung ist, die wir Glauben nennen. Auf diese innere Entscheidung, auf die Grundstellung des Herzens machen auch die Lutherschen Erklärungen der zehn Gebote aufmerksam, indem sie deren Erfüllung stets abhängig sein lassen von dem „Gott fürchten und lieben." Die französischen Bestimmungen nun legen allerdings auch allen Nachdruck darauf, daß die Moralität keine Sache des bloßen Wissens ist; es handle sich bei ihr ums Wollen und Handeln, und darum sei das Mittel, sie zu erzielen, nicht Unterricht, sondern Erziehung. Aber sie setzen den Punkt, worauf es auch für die Erziehung ankommt, nicht in das gebührende Licht. Anstatt dessen betonen sie die Wichtigkeit der Angewöhnung. Darin tritt eine äußerliche Anschauungsweise über das Wesen der Sittlichkeit stark hervor. Von einem allgemein angebornen und darum auch allgemein und grundsätzlich zu überwindenden Gegensatze gegen das Gute ist da keine Rede. Dementsprechend sind denn auch die Moralbücher gehalten. Sie lösen die Sittlichkeit in katholischer Weise in eine Anzahl von guten Werken auf, die zu verrichten sind und die man sich angewöhnen muß. Das Buch von Bruno z. B. stellt den beiden Kindern eine Unzahl von zum Teil schweren sittlichen Aufgaben. Aber sie lösen sie nacheinander ohne Bedenken. Es sind gute Kinder, denen man keinen Kampf anmerkt. Kaum daß sie das eine oder andre mal das Opfer einer Unvorsichtigkeit, eines Irrtums werden. Die Vorspiegelung einer solchen kampflosen Tugend kann aber nur schädlich wirken. Sie erweckt zunächst vielleicht eine auf Selbstvertrauen beruhende Nacheiferung. Umso gewisser kommt dann die Ernüchterung hintendrein. Vergleicht das Kind nämlich nach den von ihm gemachten Erfahrungen sein eignes Selbst mit dem der Menschen im Buche, so sieht es in ihnen eine Höhe vor sich, von der es sich weit entfernt weiß. Es tröstet sich dann bald damit, daß es im Buche anders zugeht als im Leben und lernt in den Tugenderzählungen schwelgen wie in Märchenbüchern. Aber das ist ein gefährlicher

Trost; er hebt nicht nur die sittliche Wirkung des betreffenden Buches auf, er bedeutet einen Schritt auf dem Wege zur moralischen Abstumpfung überhaupt. Bei Bruno kommt dazu noch in Betracht, daß er durch die sittliche Stärke seiner Kinder einen Vorteil aus der Hand giebt, den ihm die Anlage seines Buches bietet, nämlich den, durch Schilderung einer Charakterentwicklung zu wirken. Allerdings ist bei ihm die Zulänglichkeit des Menschen zur Vollbringung des Guten insofern keine vollkommene, als er dem Gebete noch eine Stelle läßt, also noch ein Bedürfnis göttlicher Hilfe zugesteht.

Eben damit sind wir aber auf den Hauptknoten gestoßen, den die französischen Moralbücher zu lösen haben. In der Besprechung des Normallehrplans sind die auf Schrauben gestellten Worte erwähnt worden, in denen der Lehrer angewiesen wird, die Pflichten gegen Gott zu behandeln. Er soll von Gefühlen der Verehrung gegen den Urgrund aller Dinge (wörtlich la Cause première), das höchste Wesen reden und doch von Gottes Wesen und Eigenschaften schweigen, insbesondre die den verschiednen Religionsgemeinschaften eignen Lehren nicht berühren. Man fragt sich billig, was für eine Verwertung und Verwendung eine so zugestutzte Religiosität noch finden kann. Den Schulbüchern nach zu schließen, keine oder höchstens eine zweifelhafte Thatsache. Die Morallehren von Liard und von Mme. Gréville reden überhaupt nicht von Pflichten gegen Gott, das Lehrbuch von Jost und Bräunig ebenso wenig, die Lectures morales et littéraires bringen eine Ode von Rousseau auf die Existenz Gottes und ein Gedicht von Musset, Bitte an Gott, sich dem Elend der Welt und dem Zweifel gegenüber deutlicher zu offenbaren. Von der Toleranz schweigen Liard und Jost-Bräunig. Nur Mme. Gréville hat einige kurze Sätze hierüber. Bruno endlich weiß die Religiosität in einigen sentimentalen Szenen wirksam zu verwenden. Des sterbenden Vaters letzte Gedanken schwingen sich zu Gott auf, um ihm seine Waisen anzubefehlen, eine Alte thut es mit ausdrücklichen Worten, die Kinder selbst verrichten auf der nächtlichen Flucht rastend ihr Abendgebet, sie beten später wieder beim Anblick der Alpenpracht, bei Sonnenaufgang u. dergl.

Die Schulbücher sind also bei der Halbheit des Normallehrplans nicht stehen geblieben. Dieser redet freilich von Geboten Gottes, die Vernunft und Gewissen offenbaren. Aber er hatte unmittelbar vor dem Abschnitt über die Pflichten gegen Gott gesagt: Auf dieser Stufe gehe der Lehrer stets von dem Gewissen, dem Sittengesetz und der Pflicht aus. So schweigen dann auch die Moralbücher von der verpflichtenden Autorität Gottes und berufen sich auf Vernunft und Gewissen. Daß nun aber Vernunft und Gewissen an sich leer und unbestimmt sind, daß sie ihren Inhalt erst von außen her bekommen und in diesem von außen gegebnen Inhalt höchste Autorität finden, das kommt sofort an den Tag, sobald man zusieht, was den Moralbüchern das höchste Gut ist. Das höchste Gut ist ihnen Frankreich, Frankreich mit den noch aufzuzeigenden nähern Bestimmungen.

Am resolutesten und originellsten erscheint, übereinstimmend mit dem ganzen Charakter ihres Buches, Mme. Gréville. Sie stellt an den Schluß ihrer Morallehre die Ehre und den Heroismus mit der Erklärung, daß sie über alles gehen. Aber sieht man näher zu, so stimmt sie mit den andern überein. Sie begründet den Wahlspruch „Alles für die Ehre!“ damit, daß die Ehre alles umfasse, was auf Erden teuer und verehrungswürdig sei, Pflicht, Vaterland und Familie:

> Männer und Frauen sind eine tiefe und ernsthafte Achtung alle dem schuldig, was die moralische Größe des Individuums und des Vaterlandes ausmacht.

Und hier setzt der Chorus der andern ein. Frankreichs Größe, das ist das A und das O, worin alle Handlungen gipfeln. So klingt das, was Bruno in seiner Vorrede sagt, wirklich auch durch das ganze Buch hindurch: groß will er den Kindern Frankreich zeigen, groß in allem Unglück, groß durch Ehre, Arbeit und religiösen Respekt vor Pflicht und Gerechtigkeit. Darum läßt er denn auch eine Frau folgende Anrede an die Kinder halten:

> Arbeitet fleißig, lernet, seid gut und edelmütig! Mögen alle Kinder Frankreichs dasselbe thun, so wird unser Vaterland die erste unter allen Nationen sein.

Die Worte des Normallehrplans, wonach im Moralunterricht von Frankreich, seiner Größe und seinem Unglück geredet werden soll, haben ihre Wirkung demnach nicht verfehlt. Die Hoffnung, daß Frankreich seine Größe, genauer gesprochen seinen Vorrang vor allen Nationen wieder erlangen muß, ist das gemeinsame Dogma der Schulbücher. Nur in der Betonung der Attribute, die diesem werdenden Frankreich gebühren, ist eine gewisse Mannigfaltigkeit.

Bruno bevorzugt das arbeitsame Frankreich. Er zeigt eine gewisse Hinneigung zur Arbeit des Landmanns, fast wie wenn er der Wanderung des Landvolks in die Stadt entgegenwirken wollte.

Liard und Jost-Bräunig betreiben die Verehrung der demokratischen Republik. Bei den Letztern werden daher die psychologisch-moralischen Nummern unterbrochen von den Ueberschriften: Das Feudalschloß, Der Ritter, Das Turnier, Das Dorf im Mittelalter und heute. Liard faßt die Sache prinzipieller. Er erinnert sich der Mahnung des Normallehrplans, daß die Schulknaben „in die Empfindung ihrer Würde eingeweiht werden“ sollen. So macht er denn gewaltsame Anstrengungen, die Würde so zu definiren und zu beschreiben, daß er sie in demokratischem Sinne verwerten kann. Würde ist ihm Unabhängigkeit, sei es nun, daß sie als Unabhängigkeit von Leidenschaften den Menschen in Gegensatz bringt z. B. zu Geiz oder Zorn, sei es, daß sie als Unabhängigkeit von Menschen das Gegenteil ist von Servilität. Liard, der selbst einen heimlichen Krieg gegen die Sozialisten führt, hat aber ein schlechtes Gewissen bei dieser Definition. Er denkt an das Kind des Armen, das eine offenbare Abhängigkeit bei seinen Eltern wahrnimmt und sich auf Grund der Liardschen Beschreibung der Würde fragen muß, ob denn der Reiche sittlich höher steht als der Arme. Er läßt denn auch den Knaben eines Bediensteten das Bedenken aufwerfen, ob es seinen Eltern als abhängigen Leuten an Würde fehle, und tröstet ihn damit, daß sein Vater frei wählen, seine Mutter ungehindert in die Messe gehen könne. Für das Gefühl des Knaben werden aber Stimmrecht und Religionsfreiheit nicht hinreichen, um den Stachel des Widerspruchs zwischen seinem neugeweckten republikanischen Männerstolze und der Dienstbarkeit seiner Eltern abzustumpfen. Nur gesteht sich Liard die Gefahr der sozialistischen Verhetzung nicht ein, während seine Kollegen es vorziehen, von der Unabhängigkeit zu schweigen.

Dagegen stimmen die Moralbücher wieder darin überein, daß sie die Verehrung auf das Revanche fordernde Frankreich lenken. Noch am taktvollsten ist auch hierin Bruno. Man kann freilich schon die Idee des Buches, diese Flucht aus dem eroberten Elsaß-Lothringen, der Revanchebegünstigung zeihen. Auch daß er auf einem Kärtchen Deutschland erst am Rhein anfangen läßt und Elsaß-Lothringen in Trauerfarbe hüllt, ist ein ziemlich starkes Stück. Doch redet er nicht von Revanche. Auch Liard ist zurückhaltend. Er begründet allerdings in dem erwähnten Gespräch des Großvaters mit den Enkeln den Vorrang der Knaben vor den Mädchen mit ihrem künftigen Kriegsdienste, er bejammert die Verstümmelung Frankreichs durch den Krieg von 1870 und führt als Beweis für die Notwendigkeit des Kriegsdienstes an, daß 1870 die Truppen der Nationalverteidigung nicht aus Mangel an Mut besiegt wurden, sondern weil die preußischen Heere von langer Hand her zugerichtet und formirt waren. Doch redet er vom Militärdienst nur zum Zweck der Verteidigung, nicht des Angriffs. Jost und Bräunig beschreiben die deutsche Grenze, wie sie ist, aber sie lassen dafür Erkmann-Chatrian im Namen des Elsaß singen: „Frankreich, nicht Deutschland ist meine Heimat“ und Déroulède dazu die Kriegstrompete blasen. Mme. Gréville endlich bereitet die Frauen auf das mutige Entbehren ihrer Männer in der Kriegszeit vor und prägt die Phrase:

> Weder Rache noch Revanche, aber unsre Rechte beanspruchen wir. Unsre Rechte sind mit Füßen getreten worden, man hat uns erobert. Wir beanspruchen unsre Rechte und unsre Freiheit. Wir kämpfen für die Gerechtigkeit, und die Gerechtigkeit ist eine große, ruhige, unpersönliche Sache, die kein Knausern zuläßt.

So ist es gewiß kein inhaltsleeres oder unbestimmtes Symbol, dieses Frankreich, das die ganze Liebe aller Herzen für sich in Anspruch nehmen darf. Das höchste Gut der französischen Volksschulmoral ist das arbeitsame, demokratisch-republikanische, Revanche fordernde Frankreich.

Will man diesen Auseinandersetzungen entgegenhalten, daß Parteifanatismus und Chauvinismus die Allgemeinverbindlichkeit von Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit u. s. w., kurz, daß sie die der allgemein menschlichen Tugenden nicht einschränken? Schon dies ist nicht ganz richtig, was keiner weitern Ausführung bedarf. Aber davon abgesehen entscheidet über den moralischen Wert eines Menschen nicht diese oder jene lobenswerte Eigenschaft, sondern das Gut, das ihm das höchste ist. Was ihm das Herz erwärmt, wofür er glüht, das ist der Mensch. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz." So angesehen genügt es nicht, der französischen Schulmoral nur vorzuwerfen, daß sie die versittlichende Kraft des Gottesglaubens brach liegen läßt. Es kann ihr der weitergehende Vorwurf nicht erspart werden, daß sie die Sittlichkeit selbst auf strittiges Gebiet herunterzieht, den eignen grundlegenden Erklärungen zuwider, und sie dadurch verfälscht. Vergleichen wir doch nur die pomphaften Worte, in denen die amtlichen Autoritäten das Programm des Moralunterrichts zusammengefaßt haben, mit der Wirklichkeit. Es ist die allgemeine Moral, in der die Kinder Frankreichs erzogen werden sollen. Wie weit erstreckt sich aber ihr Geltungsbereich in der That? Der Hauptsache nach bis zur Landesgrenze. Alle Tugenden haben ihren vollen Wert doch erst dadurch, daß sie einen Lichtschimmer in der Strahlenkrone Frankreichs bilden. Und wie steht es mit der angeblichen Ewigkeit dieser Moral? Mit all ihrem Kraftgefühl, mit aller ihrer Daseinsfreudigkeit lebt sie in einer scharf abgegrenzten kurzen Zeitepoche. Es ist die, die mit dem Jahre 1789 begonnen hat. Was über dieses Jahr zurückliegt, dient entweder als dunkler Grund, gegen den sich die Lichtgestalt der Neuzeit umso heller abheben soll, oder es wird berücksichtigt, weil und sofern es mit der letztern harmonirt. Was es endlich mit dem Friedensschluß aller rechtschaffnen Leute auf sich hat, darüber ist schon geredet. Dagegen ist es billig, daß wir dem mehrerwähnten Nährvater der Moralbücher noch Raum zu einem Schlußworte lassen. Henri Marion in seinen Leçons de morale ist weit davon entfernt, die Prinzipien von 1789 als die Quintessenz der Moral darzustellen. Auch der Ausdruck „allgemeine und ewige Moral" ist wohl nicht nach seinem Herzen. In seinem Ueberblick über die Geschichte der Moralprinzipien wenigstens stellt er nicht zusammen, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est*), er läßt ihn vielmehr in die Empfehlung eines gemäßigten Kantianismus auslaufen. Als Kantianer hat er denn auch eine freundlichere Stellung zur Religion, wenn auch nur in Gestalt der Naturreligion, als seine Hintermänner. Die Moral führt nach ihm zur Religion; eine gewissenhafte Pflichterfüllung erwecke von selbst den Glauben an eine moralische Weltordnung; der Rechtschaffne werde immer das Bedürfnis empfinden, anzunehmen, daß der Gerechtigkeit und der Vernunft das letzte Wort in der Welt gehören. Mit großem Nachdruck hebt er aber auch hervor, man dürfe das Verhältnis zwischen Moral und Religion nicht umkehren, nicht auch sagen, die Religion führe zur Moral. Es gebe auch Leute ohne Religion, die man deshalb nicht von der Moral dispensiren dürfe, und außerdem gebe es auch unsittliche Religionen und unsittliche Religiosität. Deshalb führt für ihn der einzige allgemein gangbare Weg zu Gott über Kant.

Wir wollen Marion zutrauen, daß es ihm heiliger Ernst war und ist, sein Volk mittels der von ihm befürworteten Schulmoral auf eine höhere Stufe der Moralität und Religiosität emporzuheben. Aber den Weg, den er für den einzig richtigen hält, kann das Volk nicht benutzen, und am allerwenigsten die Jugend. Auf Hypothesen und Postulate kann man höchstens das Lehrgebäude der Kunstreligion aufbauen, die man noch immer Naturreligion nennt, aber keine volkstümliche Moralität und Religiosität. Das haben unsre Urgroßväter in ihrer Kantischen Periode auch erfahren. Vorderhand scheint allerdings das Selbstvertrauen der französischen Moralisten noch nicht erschüttert zu sein. Im Jahre 1889 hat Marion in der schon einmal erwähnten Schrift „Ueber die Bewegung der pädagogischen Ideen in Frankreich seit 1870" sich über den fernern Bestand des Moralunterrichts sehr zuversichtlich geäußert. Dagegen hat eine im selben Jahre aus Anlaß der Pariser Ausstellung eingezogne Berichterstattung über die Resultate des Moralunterrichts ziemlich zweifelhafte Ergebnisse ans Licht gebracht. Wie es weiter gehen, ob wie schon öfters in Frankreich auf die Herrschaft des Freidenkertums eine solche des Ultramontanismus folgen oder ob der böse Kreislauf durchbrochen wird, wer mag es wissen?

Eine andre Frage liegt uns näher. Wird auch uns Deutschen die Wahl zwischen konfessioneller und konfessionsloser Schule nicht erspart werden, und wenn, was kann diese auch bei uns dann anderes bedeuten als eine Bezauberung der Geister durch eine falsche, einseitige Diesseitigkeit? Die Antwort auf diese Frage wird uns das Schicksal der Sozialdemokratie geben. Inzwischen wird sich die französische Schulmoral gefallen lassen müssen, als ein Beispiel dafür angeführt zu werden, daß die sogenannte unabhängige Moral in das gerade Gegenteil dessen, was sie zu sein beansprucht, verkehrt werden, daß sie zur gehorsamen Dienerin eines egoistisch auf sich konzentrirten, sich selbst vergötternden Volksgeistes erniedrigt werden kann. Aber was für einen Schutz dagegen, daß sie in solche Abhängigkeit gerät, kann denn überhaupt eine von der christlichen Sittlichkeit sich loslösende Volksseele finden?*)

Al B

*) Was von jeher, überall und bei allen gegolten hat.

Ibsens Pastoren

5. Brand (Schluß)

Der vierte Aufzug schildert den Weihnachtsabend in dem wieder kinderlosen Pfarrhofe. Agnes in Trauerkleidern, mit

*) Das Büchlein von Lichtenberger, Dekan der protestantischen Fakultät in Paris: L'Education morale dans les écoles primaires (1889), das die Ergebnisse einer Berichterstattung über den gegenwärtigen Zustand des Moralunterrichts in Frankreich in lichtvoller Darstellung verarbeitet, ist mir leider erst während der Korrektur zugänglich geworden.

Lichtenberger stellt weniger dem Moralunterricht selbst, als den moralischen Fortschritten der Schuljugend ein günstiges Zeugnis aus. Ich deute mir den darin liegenden Widerspruch einfach. Es ist kein Wunder, daß die obligatorische Neuschule, die unzweifelhaft von eifrigen, tüchtigen Schulmännern organisirt worden ist, der Verlotterung der frühern Zustände gegenüber einen versittlichenden Einfluß auf die Jugend ausübt. Sie hat zum mindesten den Segen einer tüchtigen geistigen Arbeit für sich. Ihr Moralunterricht mag sogar vor dem frühern den Vorzug haben, daß jetzt überhaupt an vielen Orten erst ein solcher vorhanden ist, wo er vorher so viel wie ganz fehlte. Trotzdem ist Lichtenberger mit dem Betriebe des Unterrichts nicht völlig einverstanden: es fehle ihm die religiöse Grundlage. Mit dieser Ausstellung stimmt dann der im Schlußwort enthaltene Vorschlag, man möge zur Anerkennung der Verdienste der Religionsgemeinschaften um die Jugenderziehung den Religionsunterricht der Geistlichen innerhalb der Schulräumlichkeiten, wenn auch nicht innerhalb der Schulzeit, zulassen. Lichtenberger will offenbar durch seinen Moralunterricht auf religiöser Grundlage eine Brücke schlagen hinüber zum kirchlichen Unterricht. Dabei ist nur nicht einzusehen, warum er zugleich gegen die seinerzeit vom Minister gegebne Erklärung polemisirt, er wolle Moralunterricht zwar nicht auf konfessioneller, aber doch auf philosophischer, spiritualistischer Grundlage. Religion ohne konfessionelle Wurzel ist doch fast ausnahmslos nichts andres, als ein Niederschlag philosophischer Raisonnements, andernfalls ist sie Offenbarung.

Immerhin verrät der Ton, in dem Lichtenberger seine Fürsprache für Religion und Kirche einlegt, wenig Zuversicht auf irgend welchen Erfolg. Daher denn wohl auch die melancholische Färbung seiner Zukunftsbetrachtung am Ende seines Buches. Er redet dort von der Veränderlichkeit der Menschen und Zustände in seinem Vaterlande, von der Gefahr, daß dem Frühling der Neuschule ein Rückschlag drohe, und legt zum voraus Fürbitte für sie ein. Seine Befürchtungen sind beides, sehr begreiflich und sehr bezeichnend. Wo über Schule und Kirche von den Gesichtspunkten politischen Parteigetriebes aus entschieden wird, da befindet sie sich allerdings dem Kreislauf eines ihnen fremden, unheimlichen Naturlebens gegenüber. Wo auch sie nicht einmal mehr mildernd auf den Egoismus der politischen Parteien einwirken, da werden sie in regelmäßiger Aufeinanderfolge ihre Macht so lange mißbrauchen, bis sie abgewirtschaftet haben und dem Gegner das Feld überlassen müssen. So liegt im Beispiele Frankreichs Mahnung genug für uns Deutsche, uns auf die selbständig zu erhebenden Forderungen für Schule und Kirche rechtzeitig zu besinnen.

D B

ihrem ganzen Denken bei dem toten Kinde, giebt mitten in ihrer Seelennot doch wieder Brand die rechte Richtung und Milderung. Sie fühlt, was sie nicht klar zu beweisen versteht: die Kirche der Gemeinde ist zu klein. Da ist sein Plan gefaßt. Während sie geht, mit blutendem Herzen die Weihnachtslichter anzuzünden, ruft sie ihm noch zu:

Aber bau — ich flch — die Kirche, eh die Lerchen wieder singen!

Brand (ihr nachsehend):

Willig, willig, auch im Weh! — Gerne trag für zwei den Schmerz ich,
Gott, mit ihr nur sei barmherzig!

Der Vogt hat inzwischen eingesehen, daß Brand die Gemeinde für sich hat. Er bietet die Hand zur Versöhnung, zumal er durch Brands beredten Mund Geld zusammen bringen möchte zum Bau eines großen Gemeindehauses. Brand entgegnet ihm, daß er selber bauen will, und zwar eine Kirche. Auf den Einwurf: Habt ihr je sie voll gesehn? sagt er: „Hier fehlt selbst einer einzigen Seele der Raum, zu Gott sich zu erheben."

Als der Vogt erfährt, daß das Erbe der Mutter die Kosten decken soll, ist auch er Feuer und Flamme für den neuen Plan.

Agnes hat die Weihnachtslichter angezündet. Sie labt sich an dem Gedanken:

Nun guckt von seinem Ruheplätzchen durchs Fensterlein mein kleines Schätzchen,
Zum hellen frohen Weihnachtsschein. Doch thränentrübe sind die Scheiben,
Wart nur, ich trockne sie dir rein.

Aber „sie darf sich nicht zu einem Götzen wenden!" Brand heißt sie die Läden schließen. Sie thuts, schweren Herzens.

Brand: Vergebens opferst du im Grimm, solch Opfermut hat keinen Sinn.
Du mußt es freudgen Herzens bringen.
Agnes: Der Weg der Gnade, sollt ich meinen —
Brand: Er ist erbaut aus Opfersteinen.
Agnes (schaudernd): Nun öffnet, wie ein tiefer Schlund,
Sich mir das Schriftwort, dessen Grund
Ich sonst nicht faßte.
Brand: Welches Wort?
Agnes: Wer Gott schaut, stirbt.

Brand geht in sein Arbeitszimmer. Durchs Fenster darf sie nicht zum Himmel hinaufschauen, nicht einmal durch die Ritzen der Läden; so öffnet sie die Kommode und holt die Kleidchen, die ihr totes Kind getragen; und wie reich kommt sie sich vor mit diesen schmerzzerdrückten, thränenbefleckten Ueberresten! Da kommt ein Zigeunerweib, im Arm ein frierendes, halberstarrtes Kind. Sie giebt ihr, kalt ihr Herz mit den eignen Füßen tretend, denn Brand befiehlt es ihr als Gottes Gebot, Stück um Stück ihrer Andenken, aber nicht willig.

Brand: So war es denn vergebens, und umsonst die Qual des Gebens.

Da zieht sie aus ihrer Brust noch eins, das letzte, was sie sich gern gerettet hätte: sein Mützchen, das er in der Todesstunde getragen. Brand trägt es der Bettlerin nach.

Agnes: Alles hin — zerstampft, zertreten — letzte Hoffnung, Glauben, Beten —

Aber jubelnd fällt sie dem zurückkommenden Brand um den Hals.

Ich bin frei, Brand, ich bin frei! O wie groß und reich ist Gott!
Dieses Kind mußt ich verlieren, sollt es mich zum Siege führen.

Doch nun fällt auf ihn die ganze Last seines „Alles oder nichts." Agnes geht fort mit den Worten:

Ich bin müde bis zum Tod, du wirst treu am Lager wachen.
Ach, der Sieg nahm mir die Kraft, sog den letzten Lebenssaft;
Aber bald bin ich im Hafen. Gute Nacht, nun will ich schlafen.

Brand (die Hände auf die Brust pressend):

Herz, halt fest bis zu dem Schluß: Sieg liegt nur im harten Muß.
Der Verlust sei dein Erkornes, ewig bleibt uns nur Verlornes.

Im fünften Aufzuge, anderthalb Jahre später, steht die neue Kirche, zur Einweihung geschmückt, fertig. Während Tausende herbeiströmen, hört man Brand drinnen die Orgel spielen. Mit einer starken Dissonanz endend tritt er heraus. Ach, die Kirche erscheint ihm jetzt wie ein Sarg; der Orgel Ton — ein banges, müdes Seufzen, er selbst von Gott im Grimm zurückgewiesen.

O, wär Agnes nur am Leben, würd ich nicht so mutlos beben!

Dem Vogt, der schon im Voraus glückwünscht zum Ritterkreuz, zur Bischofswürde, sagt Brand:

Wir haben eine neue Lüge für eine alte eingetauscht.
Sonst rief der Chor: O wie ehrwürdig! Nun brüllt der Chor: Wie majestätisch!
In beiden Fällen nur ein Fetisch.

Der Propst ist voll Lobes der Kirche. In ihre helle Wölbung wird kein einziger ungewaschen treten. Die schöne Resonanz, die aus einem Wort gleichsam zwei macht, mehrt den Glauben um hundert Prozent.

Und bin ich auch von höherm Rang, nehmt meinen tiefgefühlten Dank.

Aber einen kleinen Punkt an Brands Wirken muß er tadeln.

Zu wenig legtet ihr Gewicht auf Sitt und Brauch. Es muß sich rächen.
Ihr habt bisher zu viel gepflegt, was einer nötig braucht und hegt,
Der Fehler war, erlaubt mir, grob, in Massen wägt man nur den Mob.

Brand soll künftig, statt Seelsorger der Einzelnen zu sein, dem Staate dienen.

Diesen Staatszweck, teurer Mann, er sicher nur erreichen kann
Durch seine Pfarrer, als Beamte.

Brand hat sich dagegen vergangen:

Die Kirche ist nicht mehr der Hut, der gut für alle Köpfe taugt.
Das ist die Rettung: Gleicher Schritt! so immerfort in Schritt und Tritt;
Da kommt der Kleine auch wohl mit.
Aber: Verloren ist, wer einzeln glaubt zu dem ersehnten Ziel zu kommen.
Wen Gott vernichten will, den macht er zum Individuum, und dann lacht er. —
Leben — Glauben muß man trennen, sie nicht in einem Atem nennen.
Sechs Tage seufzt man unterm Joche, am Sonntag fühlt man sich gerührt.
Wär Gottesdienst die ganze Woche, wer käm zur Kirche noch kutschirt?
Der schmäht des Wortes Läutrungskraft, der täglich es in Rauch verpafft.
Religion so gut als Kunst verflüchtigt sich gar leicht in Dunst.
Glatt müßt ihr werden wie die andern, und nicht besondre Wege wandern.
Und wie der Korporal die Seinen zur Kirche führt abteilungsweise,
So gehn die Pfarrer den Gemeinen den Weg voran zum Paradeise.
Leicht ists; auf der Autorität ja doch der ganze Glaube steht.
Und weil auf Wissen sie beruht, so traut man ihr, hält sie für gut.
Beim Vortrag aber, ohne Wahl, folgt man Gesetz und Ritual.

Der Propst geht ab, zu einer „leiblichen Erfrischung."

Brand: Ich opfert alles dem Beruf, zu dem — wähnt ich — mich Gott erschuf.
O fürchterlich, so einsam sein. Wohin ich blicke, dämmert Tod.
Ich flehe um ein Stücklein Brot, sie reichen mir den harten Stein.
Wie wahr sprach er, wie schrecklich wahr! doch auch jedweden Trostes bar.

Ungeduldig bricht das Volk herzu, die Eröffnung der Kirche zu erzwingen — da thut Brand das Letzte. Er wirft die Kirchenschlüssel in den Fluß; weder Kirche noch Gemeinde entspricht seinem Grundsatz: Alles oder nichts. Statt als Invaliden zum steinernen Gotteshause zu schleichen, ruft er sie in des Lebens Gotteshaus, wo „Glauben, Leben trennt kein Raum."

Hingerissen heben sie ihn auf die Schultern und folgen ihm zum Siegeszug über die Berge, zu

lösen alle Geistesschlingen, drin das Volk gefesselt schmachtet,
Läutern, leuchten, wo es nachtet.
Alle Menschen werden Priester, aufgehellt wird jedes Düster.

Aber im Regensturm, hungrig, müde, verzweifelnd, wenn er kein Wunder thut, trifft sie sein Wort:

Ja einzig durch des Opfers Wüsten geht es zu unserm Kanaan.
Zum Sieg im Falle, Mann für Mann; o selger Tod, den sie erkiesten!

Vogt und Propst kommen nachgekeucht, die Herde zurückzulocken, der Vogt durch das erlogne Wort, ein Heringszug, Millionen wert, habe sich in den Fjord verirrt, der Propst durch den bezeichnenden Ruf:

Er glaubt nicht; er hat nicht einmal Nummer eins —

Mit Steinwürfen jagen sie Brand in die Gebirgswüste und kehren heim. Da steht er blutig und zerschlagen.

Tausend folgten mir in Haufen, keiner mocht die Höh erkaufen —
Zwar es geht ein tiefer Zug nach der Zeit, die kommen soll,
Durch die Herzen; übervoll streben sie nach hohem Flug.
Aber — opfern? das verscheucht sie; wollen, stark und fest — das beugt sie.
Einer litt ja schon für alle, warum stürmen zu dem Falle?

So kommt er zu dem Ergebnis: „All mein Streiten — Niederlage." Trotzdem thut er dem Versucher den Gefallen nicht, jene drei Worte zurückzunehmen: Alles oder nichts. Wir finden ihn vor der Eiskirche, wie im Beginn des Stücks, und Gerd bei ihm, sie, deren Vater einst der abgewiesene Freier von Brands Mutter war.

Ihr Geist nur darum sich verwirrte, weil meiner Mutter Herz sich irrte.
Gott braucht die Schuld, den ersten Keim zum ewgen Ausgleich für die Sünde
Und sucht der Eltern Sünde heim am Kinde und am Kindeskinde.

Jetzt ruft er in Thränen:

O wie sehn ich mich nach Frieden!

und dann strahlend, gleichsam verjüngt:

Die Eisesrinde bricht;
Ich kann vor den Vater treten, ich kann weinen, knieen, beten.

Die Lawine, durch Gerds Flintenschuß entfesselt, trifft ihn. Stumpfsinn, Leichtsinn (der zu Kreuze gekrochene Einer), Wahnsinn — jene Dämonendreiheit hat ihn besiegt. Sterbend ruft er:

Sag mir, Gott, in Todesgraus: Reicht nicht zur Errettung aus
Manneswillens quantum satis? —
(Stimme:) Er ist deus caritatis!

Ich bin ausführlicher geworden, als ich im Sinn hatte, und konnte doch nicht die Hälfte der tiefen sittlichen und religiösen Fragen herausheben, die in Brand aufgeworfen sind. Welch merkwürdige Parallele zu Brands Gedanken und Wegen bietet unser heutiges kirchliches Leben. Wie eine Weissagung klingt uns, was uns da Ibsen vor siebenundzwanzig Jahren in Rom vorgesungen hat. Wie vieles tritt uns hier im Gedicht entgegen, was uns in der Prosa des Lebens und Amtes so mächtig bewegt!

Der orakelhafte Schluß, wie ihn Ibsen liebt, soll uns nicht näher beschäftigen. Wenn der Doktor einst schon Brand vorgeworfen hat:

Des Manneswillens quantum satis, dein Soll wohl viele Seiten hat,
Allein dein conto caritatis ist nur ein einzges weißes Blatt,

so könnte die Wiederkehr derselben Ausdrücke am Schluß dem Doktor Recht zu geben scheinen. Damit wäre Brands ganzes Streben als verfehlt bezeichnet — und doch wäre damit Brand selber gleichwohl gerettet: denn der Gott der Liebe kann den nicht im Stich lassen, der für ihn sein ganzes Leben gegeben hat.

Es ist ja klar, daß Brand untergehen muß. Darin hat der Propst völlig Recht, daß der Vorgeschrittne Geduld haben muß mit den Schwachen. Stürmt er rücksichtslos vorwärts, so sind beide Teile verloren: er, weil ihm der Rückhalt, sie, weil ihnen der Führer fehlt. Was würde aus der Kirche Christi werden, wenn alle, die es mit der Wahrheit ernst nehmen, hinausgedrängt würden? Aber was würde aus ihr auch in dem umgekehrten Falle, daß die Kirchlichen, die sich seither als ihren Grundstock betrachteten, sie verlassen würden? Nein, weder von rechts noch von links her wollen wir uns den Grundsatz Brands: Alles oder nichts! in seinem Sinne aufdrängen lassen. Der führt zum Umsturz, nicht zum Aufbau. Der bringt in dieser Welt langsamer Entwicklung, allseitiger Kompromisse, immer neuer Gegensätze zu keinem Ziel. Was läßt sich für ein bleibendes Resultat von Brands Wirken denken? Zunächst jedenfalls nur eine neue, härtere Knechtung der Geister und Gewissen.

Daß Schleiermacher nicht im jetzt beliebten Sinne auf dem Boden des „Bekenntnisses" stand, ist wohl ebenso unbestritten wie das andre, daß er noch immer der größte Theolog des Jahrhunderts und zugleich einer der größten Prediger ist. Kann man nun sagen, er hätte um der Kirche willen oder wegen seines Gewissens die Pflicht gehabt, sein Kirchenamt niederzulegen? Nein, sein Platz in der evangelischen Kirche ist ihm unbestritten, und von ihm aus wird er noch lange im Segen wirken, — so betrübend es ist, daß Schleiermachersche Predigten heutzutage von wenigen Gemeindegliedern mehr verstanden werden, und daß viele Theologen beweisen, ihn nur noch vom Hörensagen zu kennen. Also: auf Brands Weg lassen wir uns noch lange nicht treiben.

Sodann handelt Brand mit seinem Grundsatz „Alles oder nichts," als ob wirklich an der Christenheit noch „nichts" geschehen wäre, und als ob er ihr „alles" bieten könnte. Er denkt und handelt, wie wenn es vor ihm keinen Christus gegeben hätte, der die Welt erlöst hat, und wie wenn jeder von uns sein eigner Christus sein müßte; auch dafür mag er uns ein lehrreiches Beispiel sein, wie es immer enden müßte, wenn ein zwar willensstarker und hochbegabter Mann, aber doch nur ein Mensch sich an das Werk der Welterlösung wagt.

Ein merkwürdiges und beachtenswertes Seitenstück zu Brand ist nach andrer Richtung hin in Björnsons „Ueber die Kraft" der Wunderpfarrer Sang. Er zeigt, wohin die Ueberspannung des Wunderglaubens, Brand, wohin die Ueberspannung des Willenselements führt.

Aber das sind doch mehr Nebensachen. Wer uns ein Schauspiel wie Brand geben konnte, hat damit unsrer Zeit eine christliche Predigt gehalten, wie es wenige giebt. Das ist der Faust des jetzigen Geschlechts — und wie rein gegenüber von jenem! Und wer gar Brand uns vorlebt, der hat, ob auch der Schluß, den er aus den Vordersätzen zieht, ein verfehlter sei, doch durch die Thesen, die er aufstellt, den Dank der Gemeinde verdient.

Auf die Hauptgedanken des Stücks möchte ich noch eingehen. Hier tritt vor uns die Frage mit aller Energie: Wollen wir Glauben und Leben trennen, oder ihrer Vereinigung immer mehr entgegenstreben? Konkreter ausgedrückt: Wollen wir einen Christus, der im Glorienscheine des Wunders als Sohn des Himmels einmal vor Jahrhunderten auf diese Erde niedergestiegen ist, um Stimmungen zu wecken und zu befriedigen, wenn es uns gerade genehm ist, abwechslungsweise aus dem Nebelthal der Erde auf heilige Berge zu steigen, so wie Vogt und Propst Religion und Kunst auf eine Linie stellen, Sonntag und Werktag trennen? Dann bleibt uns doch nur die katholische Kirche, die dieser Romantik in vollstem Maße entgegenkommt. Evangelisch aber ist das nicht. Ein Bild von Uhde aus der evangelischen Geschichte ist mir lieber als eines von Rafaël. Glauben, Leben werden immer mehr eins!

Hat ferner der Propst Recht, wenn er Brand zum Gemeindediener, zum Staatsdiener, zur bequemen Stütze des Bestehenden herabdrücken will? Was Brand über „der Kirche Satzungen und Lehren" sagt, bleibt doch wahr. Ebenso gerechtfertigt ist sein Streben, ein Individuum zu sein und seine Gemeindeglieder zu Individuen zu machen. Wie groß und wahr spricht das Herrmann aus in Nr. 7 dieses Jahrgangs: „Im Glauben ist jeder Mensch ein Individuum für sich verschieden von jedem andern." Es ist ein Widersinn, wenn die Gemeinde den Pfarrer auf ihrem Wissensstandpunkt um des „Glaubensbekenntnisses" willen soll zurückhalten dürfen. Niemals wird der Pfarrer verlangen, die Gemeinde soll soviel wissen wie er, der Theologie studiert; so darf umgekehrt auch die Gemeinde nicht verlangen, der studierte Pfarrer dürfe nicht mehr wissen als sie. Sollte die Gemeinde alleinige Wächterin über ein Glaubensbekenntnis sein, durch das sie selber sich nicht weiter genirt fühlt, er allein gebunden ist, er allein von dem Recht ausgeschlossen, durch die Wahrheit frei gemacht zu werden? Nein, der Pfarrer ist in erster Linie Christi Diener, nicht Knecht der Gemeinde oder des Staats; hier gilt: Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen!

Und wie ergreifend ist endlich der Gedanke in Brand durchgeführt, daß Niederlage des Christentums Sieg ist! Daß nicht der ein Märtyrer ist, der rein passiv ans Kreuz geschlagen wird, sondern daß erst das „Ich will" den Wert des Opfers bestimmt.

Das möchte ich auch heute noch für uns festhalten:

Mit Klarheit tritt es einst zu Tage: Kein größrer Sieg als Niederlage.

und:

Giebst alles du, doch nicht dein Leben, so wisse, du hast nichts gegeben.

Soviel über Ibsens Pastoren. Nicht vom ästhetischen Standpunkt aus wollte ich über Ibsen schreiben; dazu hätte ich andre Bilder gewählt. Auch nicht über sein Verhältnis zu Kierkegaard; dieses zu untersuchen überlasse ich Kundigeren. Daß hie und da der Fall Schrempf gestreift wurde, möge mit den Zeitverhältnissen entschuldigt werden; recht gerne nehme ich Gelegenheit, mein NB. zu einer Aeußerung Schrempfs (in dem Artikel Nr. 13) dahin richtig zu stellen, daß dort von verdecktem Unglauben nicht im Sinne Schrempfs, sondern des „gläubigen" Kollegen geredet ist. — Man wird leider in jetziger Zeit so unerlaubt mißtrauisch. G G

Ein Heimchen am Herde

Sie alle, die jenen Dezembertag des Jahres 1857 gemeinsam verlebten, wohnten in dem Hause Nr. 194 der Rüsternstraße. Der Hausbesitzer war Dr. Klimm.

Der Lehrer der Mathematik am königlichen Gymnasium, Dr. Alexander Klimm, war ein reicher Mann, wenn man seiner Selbsteinschätzung trauen darf, er besaß nicht weniger als fünf Schätze; er zählte sie nicht immer in derselben Reihenfolge auf, denn es kam darauf an, wovon seine Gedanken ausgegangen waren, wenn er seine Reichtümer pries, aber er vergaß nie einen davon. Er hatte eine liebe Frau (manchmal nannte er sie sogar vortrefflich), zwei prächtige Kinder, einen braven Bruder — einen wackern Bruder, einen ausgezeichneten Menschen, so nannte er ihn — und eine Bibliothek, die ihresgleichen suchte.

Die prächtigen Kinder waren Töchter, Zwillingskinder, sie hießen Martha und Marie und waren wirklich wohlgeraten und den Herzen der Nahen und der Fernerstehenden eine Freude. Wenn je Frau Elisabeth Klimm eine Klage hatte, so war es eine, die sie namentlich in den Kinderjahren der Töchter manchmal geäußert hatte: „Das Essen und das Trinken schlägt bei ihnen an, Gott sei tausend Dank dafür, aber die Namen nicht!“ und das war eigentlich ein stiller Kummer für Frau Elisabeth, denn als die zwei Röschen noch ungetauft — als Heiden, wie Herr Klimm sagte, oder auch: meine Heidinnen — in dem Bettchen lagen, da sah das Mutterauge untrüglich, daß die Eine eine Marthanatur sein werde und die Andre eine Maria, und so hatten sie denn in der heiligen Taufe die Namen erhalten, die ihnen von Gottes und Rechts wegen zuzustehen schienen. Aber nun war Maria von Jahr zu Jahr mehr eine rasche, zugreifende, im Haushalte brauchbare, aber auch weltlich fröhliche und allem Jugendtreiben holde Natur geworden, und Martha war still und schweigsam, der Wert ihrer Anwesenheit ward mehr erkannt, wenn und so oft sie abwesend war, sie gab dem Familienleben etwas, das man nicht bezeichnete, aber empfand, wie der Maiblumenstrauß, der in der Fensternische fast vom Vorhange versteckt steht, den Wohnraum durchhaucht und in ihm den Frühling und ein Schönes und Stillbewältigendes verbreitet, ohne daß davon gesprochen würde oder zu sprechen wäre.

Beide verlebten ihre schönsten Stunden bei dem vierten oder fünften Schatze des Herrn Alexander Klimm, je nachdem er rechnete, bei seinem Bruder, seinem lieben Hausgenossen.

Dieser, Timotheus Klimm, war Pfarrer gewesen, aber seine Gesundheit hatte ihm nicht das Predigen gestattet. Da er vermögend war, hatte er früh das Amt aufgegeben, um auf andre Weise den Menschenseelen zu dienen. Der Bruder hatte ihm gern eine Wohnung eingeräumt, wo seine Bücher — denn auch er hatte eine schöne Bibliothek — und sein Schreibtisch, seine Bilder und alle seine Habe, an der sein Herz hing, eine geräumige und freundliche Stätte fand. So wohnte er nun manches Jahr bei den Seinigen, als ihr Heimchen am Herde, wie er selbst wohl scherzhaft sagte.

Und er hatte Recht. Wenn es einmal besonders stille wird in einem Hause, vielleicht, daß ein Schweigen eingetreten ist, das ein aus Liebe und Willenskraft nicht zu Worten gelangter Streit ist, oder daß der Familiengeist traulich dämmert und nicht atmet, weil eine feierliche Stunde in den unerhellten Zimmern statt seiner atmet, dann tönt auf einmal das Zirpen des Heimchens und wird als eine Bitte um die Rettung der Häuslichkeit oder als ein süßes Echo des heimlich-glückhaften Schweigens empfunden. So war Timotheus unter den Seinigen.

Von früh auf hatten die beiden Kinder gern an seine Thür geklopft oder auch nicht geklopft, je nach der Hurtigkeit jugendlicher Gedanken, und ihn hatte es immer gefreut, wenn seine Vöglein, wie er sie zärtlich nannte, zu ihm hereinflatterten. Er erzählte ihnen Geschichten, er schlug merkwürdige Bilderwerke vor ihnen auf; er zeigte ganz sonderbare Dinge, die er aus einer Vergangenheit herübergerettet hatte, die sich bis auf den Urgroßvater erstreckte, eine Zeitferne, die in ihrer Unermeßlichkeit die zwei Kinder erschreckte; er erklärte manchmal in kindlicher und unaufdringlicher Weise ein Bibelwort — es war bei Onkel Timotheus immer „wunderschön.“ Von November an wurden Weihnachtsarbeiten bei ihm gearbeitet, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß auch die Gescheitheit des Onkels Timotheus ihre Grenzen hatte, denn an sich stand es den Kindern ganz fest, daß der Onkel viel gelehrter sei als der Vater; aber

der Vater brauchte nur ein Zipfelchen einer Weihnachtsarbeit zu sehen, so sagte er schon: „Das ist für die Mama“ — oder: „Das ist für mich,“ dagegen vor Onkel Timotheus Augen konnte man selbst die Geschenke arbeiten, die für ihn bestimmt waren, er hatte bei nichts ein Arg.

Als die Mädchen älter wurden, merkten sie, daß sie einen Zug in Timotheus Wesen früher übersehen hatten, oder daß er den Kindern gegenüber nie hervorgetreten war; er war mild, man trat in seinen Umkreis, wie man in den Maitag tritt, aber die Milde war nicht die Folge eines in ruhiger, breiter Woge sich bewegenden Temperaments, sie war einem heftigen und starken Gefühlsleben abgerungen. Seitdem Maria Shakespeares „Sturm“ gelesen hatte, nannte sie darum den Onkel Timotheus mit Vorliebe Onkel Prospero, namentlich wenn sie ihm etwas abschmeicheln wollte. Martha aber erkannte den Wert einer Sache und wie des Onkels Herz an ihr hing, aus den immerhin selten hervorbrechenden und rasch bezwungenen Wallungen der Heftigkeit.

An jenem Dezembertage — die Schwestern waren in dem Jahre 1857 achtzehn Jahre alt geworden — suchte Martha den Onkel auf, um bei ihm eine Arbeit zu beginnen, mit der sie die Mutter erfreuen wollte. Aber wie sie sich in dem traulichen Winkel niederließ, der zwischen der Bücherwand und einem mächtigen alten Sekretär offen geblieben war und durch ein Luthertischchen, das man vor sich stellte, zu einem „Häuschen“ für sich abgeschlossen werden konnte, da wurden durch den Sekretär Erinnerungen wach, die Martha erst in ein Hinträumen versinken ließen, dann aber sagte sie: Onkel, darf ich wieder einmal in dem „trojanischen Pferde“ kramen?

So hatten die Kinder, als sie den trojanischen Krieg in ihren ersten Schuljahren kennen lernten, den an wunderbaren Dingen ganz unerschöpflich reichen Sekretär genannt, und es war immer ein großes Entzücken, wenn Timotheus eine Schublade aufzog und die lebhaften Kinderaugen und die hastigen Kinderhände selbst auf Entdeckungen darin ausgehen ließ. In spätern Jahren hatten sie gerade daran, daß sie selbst dann und wann ohne die Aufsicht des Onkels eine Lade herausziehen durften, eigentlich erst gemerkt, daß sie älter und vertrauenswürdiger geworden waren.

Timotheus gab auch jetzt seiner lieben Martha die erbetene Erlaubnis. Ja, er ließ sie sogar eine Lade öffnen, die er früher immer geschlossen gehalten hatte. Martha kniete auf dem Boden und sah neugierig in die Schätze hinein, die hier vereint lagen. Sie sah alte Spielsachen aus ihren Kinderjahren, zu ihrer Freude auch die ersten Schreibhefte der Kinder: Herr Alexander Klimm hatte sie vor zwölf Jahren in den Papierkorb geworfen, und vor zwölf Jahren hatte sie Herr Timotheus Klimm still daraus genommen und in dem trojanischen Pferde verschlossen. Dann und wann erscholl ein Freuderuf Marthas, und Timotheus sah mit freundlichen Augen von seinem Buche auf und nickte dem „Kinde“ zu; sie waren ja beide auch seine Kinder. Plötzlich aber rief Martha: Aber nein, Onkel Timotheus, was ist denn das?

Als dieser aufschaute, sah er in Marthas Hand eine Schnur, an der eine ganze Anzahl Thonkrüglein, wie sie zu einer Puppenküche gehören, aufgereiht waren. Timotheus stand auf, trat zu der Knieenden, nahm gedankenvoll die Krüglein und sagte: Es sind zwanzig, mein Kind, nein neunzehn, das zwanzigste zerbrach mir in der Tasche, und ich brachte nur noch den Henkel mit nach Hause. Siehst du, hier hängt er noch mitten unter seinen widerstandsfähigeren Genossen.

Lieber vergeßlicher Onkel, sagte Martha, die sich inzwischen erhoben hatte, die Krüge hast du gewiß vor dreizehn, vierzehn Jahren gekauft, um sie uns mitzubringen, und wir sind dann darum gekommen!

O nein, der sonderbare Einkauf hat eine ganz andre Geschichte.

Nachdem er das gesagt hatte, schwieg er eine Weile, zählte langsam die Krüglein, faßte den Rest des zwanzigsten prüfend an, als ob ein sinnender Blick vielleicht diesen zerbrochenen Krug durch die Magie des Gemüts wieder herstellen könnte, und sagte dann:

Es mögen wirklich dreizehn oder vierzehn Jahre her sein, da ging ich von hier die Langestraße hinunter im November, es war gerade die Allerheiligen-Messe. Als ich über die Lohergasse ging, wo sie die Langestraße schneidet, kreuzten zwei Herrn meinen Weg, und ich hörte, wie der eine sagte: Die Verhältnisse in meiner frühern Garnison waren viel netter, obwohl die Stadt mehr eine Landstadt war; — das Uebrige verlor sich für mich. An dem nächsten Straßenübergang wich ich zwei Damen aus, feingekleideten. Die ältere hörte ich sagen: Also man nimmt Hafer —

Hafergrütze, wenn Sie erlauben, gnädige Frau, sagte die jüngere, dann waren sie vorüber. Ich ging langsam weiter und an dem Erker der großen Buchhandlung vorüber; hier standen drei Lehrer von der höhern Bürgerschule, der eine sagte mit Leidenschaft: Die letzte Rezension ist um so unverzeihlicher, — da ich weiterging, hörte ich nicht mehr deutlich, welcher Rezensent Gegenstand der heftigen Klage war. Polytechniker gingen an mir vorüber, Freunde streiften sie in entgegengesetzter Richtung, und die eine Gruppe rief der andern zu: Also — heute Abend im Schwabeneck! — und so klangen wie einzelne Töne aus einem Geläute, das ein heftiger Sturmwind auseinandergerissen hat, die Reden der Menschen an mein Ohr und machten mich elend.

Ist denn all dies Menschenwesen so ganz und gar versunken in den Tag und seine irdischen Anliegen? fragte ich mich in stiller Betrübnis. Ist denn die Welt eine weite Wüste, auf der zusammenhangslos die Menschen wie Sandkörner liegen, jeder Mensch nur er selbst und ohne Bezug auf andre und dahin geweht von dem Winde des Zufalls und dort geduldet auf Zeit von der Windstille, die die Menschen ihr Glück nennen?

Da unterbrach der Klang der Orgeln und das Läuten der Karussels mein Sinnen; ich war ohne es zu merken an dem Marktplatze angelangt, auf dem damals noch die Messe abgehalten wurde. Ich sagte meinen Gedanken Valet und trat an einen Stand mit Spielwaren, um etwas für euch zu kaufen. Gerade mir fast bis in die Augen hingen an einer Schnur jene zwanzig Krüglein; ich schaute sie mit Wohlgefallen an und dachte mit einigen eure Puppenküche zu bereichern. Aber indem ich sie vom Nagel nahm und sie überlegend in der Hand wog, da wurden sie mir mit plötzlichem Schauen zu einem geistigen Bilde und zur Antwort auf meine trübe Frage von vorhin: alle Krüge waren durch ein Band zusammengehalten, und auch die Menschen spüren das Band und bilden in diesem ein Ganzes und an ein Höheres Gebundnes. Ich sah den Intendantursekretär an dem Bette eines kranken Kindes, und die Exzellenz Freifrau von Gersting gegenüber dem Hervorbrechen eines schrecklichen geistigen Erbes in ihrer Familie, und den höhern Bürgerschullehrer Ungnug in einer Weise von der Welt verkannt, die ihm seine innern Gebrechen deutlicher erkennen ließ, als das Gute, dessen er sich getrösten konnte, und den Polytechniker am Sterbelager des Jugendfreundes, und damit sie alle eingetreten in das Kreuzfahrerheer, das im heißen Sande des Lebens, verdurstend, mit brennenden Augen, weiter wandert, das Jerusalem des Gemüts zu erobern und Gott zum König und Retter in dieser Gottesstadt auszurufen.

Ich kaufte die Krüglein alle um der Predigt willen, die sie mir gehalten hatten, und bewahrte sie mir auf. Sieh, Martha, und mit diesen Worten nahm er vier Krüge in die eine Hand und fuhr mit der andern an der freien Seite des Kruges hinunter, das sagten mir die Krüge: Soweit ist dieses Krüglein der Intendantursekretär mit seiner Ehre und seiner sogenannten Zukunft, und soweit dieses die Exzellenz in dem kostbaren Pelzmantel, und soweit dieses der Doktor Ungnug mit seinem Standesärger, seinem Ehrgeiz und seiner Gelehrsamkeit, und soweit dieses der Polytechniker mit seinem Zirkel und Reißbrett und seinen Stammtischfragen, aber hier — und damit faßte Onkel Timotheus den Henkel der Krüglein —, hier sind sie alle zusammengefaßt zu der großen Einheit der zu Gott in der heilbringenden Traurigkeit Gezognen.

Es schien, als wolle er weiter reden; da ging die Thüre mit Heftigkeit auf, und Maria trat ein, den Frühling in den Augen, den Winter auf Hut und Mantel, so war sie mit

Schneeflocken übersät; sie grüßte rasch und sprudelte dann, während sie ablegte, hervor: Onkel Prospero, weißt du, was ich heute von dir gesagt habe?

Nein, sagte Onkel Timotheus wahrheitsgetreu und leise in sich hinein lächelnd. Aber ehe du mir es sagst, möchte ich etwas andres von dir wissen. Ich habe dich ja diese Woche noch kaum gesehen. Wo warst du am Montag? Maria sagte: Bei Aurelia, Weihnachtsarbeiten machen. — Und am Dienstag? fragte Timotheus freundlich weiter. — Bei Spittlers, zur Kostümprobe für einen Hausball bei Geheimrats nach dem Feste. — Und am Mittwoch? — Maria gab weniger zuversichtlich als seither zur Antwort: Bei Else; wir lesen uns Mittwochs die „Ritter vom Geiste“ vor. — Und heute? — Halb schmollend sagte Maria: Bei Gretchen Erxleben zum Vierhändigspielen. — Und warum geht Martha nicht mit dir? forschte Timotheus sanft weiter. Mit wachsender Röte auf der Wange gab Maria zur Antwort: Weil sie meint, es sei Adventszeit. — Sie meint es nicht bloß, es ist Adventszeit. — Aber soll man sich denn so unschuldige Freuden verbieten? fragte Maria, den Thränen nahe.

Man soll es machen wie die kleine Katharina, der wir im Juli draußen vor dem Thore mit so viel Freude zusahen. Erinnert ihr euch noch? Sie ging an der Seite der Mutter, mit der freien Hand brach sie Blumen, so wie sie am Wege hoch herauf wuchsen, mit der andern aber hielt sie sich fest an der Mutter Hand, damit sie nicht strauchle. So, Maria, geht der fromme Mensch; mit der linken Hand bricht er so viel Blumen im flüchtigen Streifen, als das Hinschreiten an der Seite Gottes es ihm möglich macht, während die rechte seine Führerhand kindlich und fest gefaßt hält. — Nun aber, mein Kind, erzähle mir, was du von mir gesagt hast.

Maria erzählte, und wieder mit fröhlicherer Zuversicht als vorhin: Wir haben nach dem Klavierspielen mit Gretchens Geschwistern Charade gespielt, es war zu nett, und da habe ich gesagt, du seist so geschickt in allen solchen Dingen, du könntest selbst eine christliche Charade machen, wenn man dich darum bäte.

Timotheus lachte halblaut und ergötzt und sagte: Eine christliche Charade?

Ja, Onkel Tim, und gleich!

Maria hatte offenbar ihren Onkel Timotheus nicht überschätzt, denn erst sah er Martha und Maria freundlich an, hierauf holte er das Luthertischchen aus dem Winkel am trojanischen Pferde, dann zog er einen grünen Vorhang, der ein schmales, besonders schön gearbeites Büchergestell völlig überdeckte, langsam zurück, nahm etwa zwölf Bücher, von denen einige in Schweinsleder, andre in nun schwarz gewordnem, dunklem Leder, andre in schönen edlen, modernen Einbänden gebunden waren, heraus und stellte sie auf dem Tischchen, einen Band eng anschließend an den andern gereiht, in einem Halbkreise auf, setzte sich vor dem Tischchen nieder, legte die schmalen hellen Hände gefaltet darauf und sagte: Nun, ihr Lieben, die „christliche Charade“ ist fertig; was bedeutet sie?

Ein frommer Schriftgelehrter! jubelte Maria nach sehr kurzem Besinnen.

Martha schüttelte den Kopf und besann sich eine gute Weile, dann sagte sie fragend und zaghaft:

Eine Mauer um uns baue,
Bet't das fromme Mütterlein —

oder hier: unser lieber Onkel Timotheus —?

Geraten! rief Timotheus mit einer andern Freude, als sie ihm das bloße Gelingen des Gesellschaftsspieles allein hätte geben können. Dann sagte er: Seht, das ist ein Buch von Platon, und das ist die alte Ausgabe der Enneaden des Plotinus, wie sie in Basel vor bald dreihundert Jahren gedruckt worden ist, und dieser stattliche Band, den uns die Herbstmesse dieses Jahres geschenkt hat, ist der Meister Eckehart, dem Gott nie nichts verbarg, und hier das kleine Büchlein ist die „Deutsche Theologie“ des namenlosen Frankfurters, und diese sechs kleinen, schön gedruckten Schweinslederbände sind Werke des Görlitzer Schuhmachers Jakob Böhme, und hier schließt die Bibel den Halbkreis, die mir eure selige Großmutter am Tage der Konfirmation schenkte, und dort das mächtige Buch mit den sonderbaren Bildern, die euch von Kind auf so angezogen haben, ist

Johannes Arnds Buch vom wahren Christentume — und diese Mauer heiliger Bücher hat der gute Gott um mich gebaut, damit der Feind, wenn er vor die Pforte kommt, mich nicht findet, der Feind, der meine Seele zerteilen und unkräftig machen will, indem er mit Welt, Ehre, Freude und frohem Außenwerk mich herauszulocken sucht.

Hinter dieser Mauer sammle ich die Kraft und die Wärme, die ihr mit euern Eltern seit Jahren bedurft habt, wenn eure fröhlichen Herzen verzagten. Hinter dieser Mauer mache ich mich zu den Gängen fertig, die mich Woche für Woche zum leiblichen und geistigen Elende führen, damit ich es aufrichte. Hier allein, allein hinter dieser Mauer erfüllt Gott des Jesaias Wort an mir, daß meine Sonne nicht mehr untergeht, noch mein Mond den Schein verliert. — Ich wüßte dir aus euerm Bücherschranke, Maria, auch Bücher herauszusuchen, die eine Mauer um dich wären, die dich nicht bloß von Montag bis zum Donnerstag vor der Welt, die dich sucht, schützte, sondern vom Neujahrstag bis zum Sylvesterabend!

Onkel Prospero, sei gut! sagte Maria.

Ja, Maria, der Onkel Prospero ist so gut und lieb gegen seine Kinder, daß er ihnen nun aus seiner Mauer einen Stein herausbricht und ihn in die Weihnachtszeit mitgiebt.

Er schlug ein schön gebundnes Buch auf und las diese Worte daraus vor, und zwar, wie die Zuhörerinnen wohl merkten, indem er dem Buche verschiedne Stellen entnahm und sie im Lesen aus einer alten Sprachform in die heutige übertrug:

„Will dein Auge alle Dinge sehen und dein Ohr alle Dinge hören und dein Herz alle Dinge denken, in Wahrheit, in allen diesen Dingen muß deine Seele zerstreut werden."

„Wenn Gott sein Werk wirken will, muß er den Menschen bereit finden und ihn nicht erst von ferngelegnen und groben Dingen wegziehen. Denn wenn die Lust an äußern Dingen immer größer würde, sodaß Abkehr immer schwerer wäre, je größer die Liebe, desto schwerer das Leid, so es ans Scheiden geht." H O

Verschiedenes

(Missionsschriften) 1. Evangelischer Missionskalender 1893. 14. Jahrg. 2. Auflage. Basel, Missionsbuchhandlung, 61 S.; 20. Pfge.

2. Missionsweltkarte mit Textbeigabe: Ruf an das Christenvolk. 7. Auflage. Basel, Missionsbuchhandlung. 20 Pfge.

3. Das Evangelium in Deutsch-Ostafrika, eine zeitgeschichtliche Studie von C. Paul, Pfarrer in Lorenzkirch i. S. Leipzig, Wallmann, 1892. 43 S.; 50 Pfge.

4. Die Bibel vor einem heidnischen Gerichtshofe von Rev. Conrad in Quinch, Illinois, Nordamerika. Friedenau-Berlin, Buchhandlung der Goßnerschen Mission, 1892, 26 S. 20 Pfge.

5. Alltagsleben in China. Bilder aus dem chinesischen Volksleben nach Schilderungen von Missionar Dukes und Fielde. Frei nach dem Englischen von Luise Oehler. Mit 56 Illustrationen. Basel, Missionsbuchhandlung 1892. 230 S.; 2 Mk. 40 Pfge.

6. Vom Nias nach Kaiser-Wilhelms-Land und über Australien zurück nach Deutschland. Ein Reisejahr. Von Missionar Thomas. Mit 10 Abbildungen. Gütersloh, Bertelsmann, 140 S.; 1892. 1 Mk. 20 Pfge.

7. Missionsstunden von R. W. Dietel, Pfarrer in Mülsen St. Jakob in Sachsen. 3. Heft, 2. Auflage. Leipzig, Richter, 1892. 148 S.; 1 Mk. 60 Pfge.

Wir haben hier eine Reihe von lesenswerten und brauchbaren Missionsschriften vor uns. Der Basler Missionskalender, im Kalendarium für jeden Tag des Jahres einen wichtigen Gedenktag aus der Missionsgeschichte verzeichnend und sonst mit allerlei Missionslesestoff ausgestattet — diesmal auch aus der Feder D. Grundemanns —, namentlich auf hervorragende Missionsereignisse des Vorjahres sich beziehend, ist längst ein jährlich willkommener Gast geworden. Kalender werden nicht oft in zweiter Auflage zu drucken sein. Hier liegt eine solche vor. Das wirklich künstlerisch ausgeführte Buntdruckbild „Petri Fischzug," Nachbildung des bekannten Gemäldes in der Dresdner Galerie, wie auch andre beigegebne Illustrationen erhöhen den Wert des Büchleins, das bei seinem billigen Preis (20 Pfge.) namentlich zum Vertrieb auf Missionsfesten sich eignet.

Der allgemeinen Orientirung auf dem weiten Missionsgebiete der Erde dient [Nr. 2] die Missionsweltkarte. Der beigegebne Text (22 Seiten) behandelt in kurzer übersichtlicher Darstellung die Abschnitte 1. Die Mission ist in der Bibel befohlen. 2. Was ist seit den Zeiten der Apostel in der Mission gethan worden? 3. Ein Blick auf die Missionsweltkarte. Das Schriftchen nebst Karte, gut kolorirt, ist zur ersten Orientirung bestens geeignet, besonders für Schüler zu empfehlen, wie auch zur Massenverbreitung bei Missionsfesten.

An der Hand des dritten Schriftchens betreten wir ein spezielles, in neuester Zeit vielgenanntes Missionsgebiet, Ostafrika. Der Verfasser, ein in der Missionskunde wohlbewanderter sächsischer Pfarrer, giebt darin eine recht übersichtliche Zusammenstellung über die in Deutsch-Ostafrika sowohl von englischen, als von deutschen Missionen betriebne Arbeit. Das Schriftchen enthält zugleich gesunde und nüchterne Urteile über das Verhältnis des Kolonialwesens zur Mission. Das sehr brauchbare und begeistert geschriebne Schriftchen würde der Größe des ostafrikanischen Missionswerkes noch mehr Rechnung getragen haben, wenn der Verfasser durch die deutsch-ostafrikanischen Grenzen sich nicht selbst Schranken gezogen hätte. Ein Uebersichtskärtchen mit fast vollständiger Angabe sämtlicher dortigen Missionsstationen ist eine sehr willkommne Beigabe.

Ein interessantes Erlebnis aus der Missionsthätigkeit in Indien schildert die vierte kleine Schrift. Der Verfasser, in den Jahren 1848 bis 1858 Missionar bei der Goßnerschen Mission unter den Kols in Bengalen, erzählt darin, wie er einst auf einer Missionsreise in die Lage kam, vor einer ansehnlichen heidnischen Gerichtsversammlung für die Wahrheit der Bibel und gegen die hinduistischen Religionsschriften in einer Art von öffentlicher Disputation Zeugnis abzulegen, und wie das von dem heidnischen Präsidenten des Gerichtshofes schließlich abgegebne Urteil zu Gunsten der Bibel lautete. Das Schriftchen bietet seinem Hauptinhalt nach zugleich ein Beispiel einer ausführlichen Heidenpredigt.

Von Indien versetzt uns die fünfte Schrift auf das chinesische Missionsfeld. Enthält das Buch auch nicht ausschließlich Darstellungen aus dem Missionsleben, so ist es doch gerade eben dankenswert, wie die Verfasser, ein englischer Missionar in Amoi und eine amerikanische Missionarin in Sumatra, deren gesonderte Schilderungen von der Uebersetzerin hier in ein Buch verarbeitet sind, das Alltagsleben der Bewohner im „Reich der Mitte" in anschaulichen Einzeldarstellungen vorführen, wobei die zahlreichen Abbildungen viel zur Anschaulichkeit beitragen. Drei Abschnitte „Tagebuch einer Missionsreise," „Der Missionar bei der Arbeit" und „Eingeborne Gehilfen," sowie viele einzelne gelegentliche Bemerkungen beziehen sich speziell auf die Thätigkeit des Missionars. Je mehr bei der immer zunehmenden Verbreitung des thatkräftigen und jedem Klima sich anpassenden chinesischen Volkes (in ganz Ostasien, auf den Sundainseln, Hawaii, Nordamerika u. s. w.) die „chinesische Frage" in den Vordergrund tritt, um so mehr werden Schilderungen wie die obige willkommen sein. Der bekannte Vorzug der englischen Schriftsteller, die anmutige Detailmalerei, macht das Buch, dessen Uebersetzung fließend ist, zu einer spannenden Lektüre. Es empfiehlt sich namentlich für Volksbibliotheken und zum Vorlesen im häuslichen Kreise.

Eine weite und interessante Reise läßt uns die fünfte Schrift unternehmen. Reisebeschreibungen werden gern gelesen. Sie verdienen namentlich in der Missionslitteratur das Lob der Brauchbarkeit. Der rheinische Missionar Thomas auf der Insel Nias bei Sumatra hat im Jahre 1886 vom heimatlichen Missionskomitee den Auftrag erhalten, Deutsch-Neuguinea zu bereisen, um einen geeigneten Platz für die geplante Anlegung einer Missionsstation daselbst auszuwählen. Diese Forschungsreise mit ihren mannigfaltigen Erlebnissen und Beobachtungen des Verfassers, auch von den unterwegs berührten Inseln und Ländern (Atschin, Singapore, Java, Bismarck-Archipel, Australien), ist hier beschrieben, das Manuskript dazu im Auftrag des Verfassers von einem deutschen Pfarrer herausgegeben. Des Verfassers Urteil über Land und Leute, insbesondre auch die Klage über das anstößige Verhalten vieler europäischen „zivilisirten" Händler ist berechtigt. Verschiedne Illustrationen dienen zur Veranschaulichung. Ratsam wäre es gewesen, wenn das beigegebne Kärtchen von Deutsch-Neuguinea ein wenig vollkommner ausgefallen und ein weiteres Kärtchen beigegeben wäre, das den ganzen Lauf der Reise durch die ostasiatische Inselwelt veranschaulichte. Die Schrift ist aber sehr spannend geschrieben. Sie wird mit großem Nutzen gelesen werden.

Auf der ostasiatischen Inselwelt heißt uns endlich auch die letzte der oben bezeichneten Schriften, Missionsstunden von Dietel, verweilen. Von den sechs Heften „Missionsstunden," die der inzwischen verstorbne Verfasser herausgegeben hat, erscheint das dritte Heft hier — wie vorher schon die beiden ersten — in zweiter Auflage. Es behandelt in zwölf Missionsstunden die Inseln des indischen Ozeans, Sumatra, Borneo, Nias, Java, Celebes, Ceylon und andre kleine Inseln und Inselgruppen. Jede „Stunde" umfaßt etwa 12 Seiten, das für eine Missionsstunde reichlich genügende Maß. Die Quellen sind sorgfältig benützt; Land und Leute werden gebührend geschildert; die Darstellung ist durchaus lehrreich und anschaulich. Aus der Missionsgeschichte des betreffenden Gebiets ist je das Hauptsächlichste geschickt ausgewählt. In angemessener Weise finden die einschlägigen Schriftstellen Anwendung, und jede „Stunde" klingt erbaulich mit einem warmen Appell an die Zuhörer aus. Wenn der Verfasser von seinen „Missionsstunden" selbst sagt: „Sie sind so gehalten, daß sie im Notfalle selbst wörtlich verwertet werden können," so möchten wir doch wenigstens wünschen, daß der Geistliche sich niemals in diesem „Notfalle" befinde. Jedenfalls ist das Buch für seinen Zweck sehr brauchbar. D—r

(Ein Fürst unter den Predigern) Leben und Wirken von C. H. Spurgeon. Von R. Schindler, London. Mit Vorwort von D. G. Kawerau in Kiel. Hamburg, J. G. Oncken Nachfolger, 1892. 1,50 Mk.

Charles Haddon Spurgeon. Ein kleiner Beitrag zur Charakteristik seines persönlichen sowie seines Amtslebens. Bonn, Joh. Schergens, 1892. 40 Pfge.

Der Glaube. Predigt von C. H. Spurgeon. 2. Aufl. Elberfeld, Buchhandlung des evangelischen Brüdervereins. 10 Pfge.

Mit Spurgeon, dem am 31. Januar vorigen Jahres verstorbnen Baptistenprediger in London, ist einer der Größten im Reiche Gottes geschieden. Von ihm sind, wie selten von einem, „Ströme lebendigen Wassers“ ausgegangen. Der Erfolg seiner Predigtwirksamkeit ist geradezu beispiellos. Jedem, der einmal Gelegenheit hatte, ihn predigen zu hören, bleibt das gewiß unvergeßlich. Bei allen natürlichen Gaben war er nichts weniger als ein Kanzelredner, aber ein Zeuge, eine Verkörperung des Wortes: „Ich glaube, darum rede ich.“ Fast vier Jahrzehnte lang hat er sonntäglich zweimal vor einer Zuhörerschaft von je 6—7000 Menschen gepredigt. Seine gedruckten Predigten sind in zahllosen Exemplaren über die ganze Welt verbreitet. Größer noch als der Prediger war der Beter. Alle, die ihm näher gestanden, sind einstimmig in diesem Urteil. Darum hat er auch eine Arbeitslast bewältigen können, die einen staunen macht. Eine Menge christlicher Unternehmungen verdanken ihm Anregung und treue Pflege. Besonders sympathisch berührt an seinem Lebensbilde, daß er auch als „Mensch“ so heilig und natürlich zugleich war. Sein gesunder Humor diente oft zu köstlicher Erheiterung seiner Umgebung. In reichem Maße hat sich an ihm das Wort erfüllt: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Spurgeon genoß die größte Verehrung von den Gliedern der verschiedensten Religionsgemeinschaften (selbst der jüdischen), wie sich das während der Monate seiner letzten Krankheit und bei seinem Begräbnis in wahrhaft ergreifender Weise zeigte. Das Geheimnis seiner Größe lag einfach in der Kraft seines Glaubens. Diese Thatsache macht sein Vorbild so beschämend und ermutigend zugleich. Die Quelle von Spurgeons Kraft ist für jeden Christen, insonderheit auch für jeden christlichen Prediger zugänglich. Darum sollte das Lebensbild des Mannes überall aufmerksame Betrachter finden. Was an ihm etwa nicht nachahmenswert ist, gewisse englische und puritanische Eigentümlichkeiten, die übrigens nur wenig hervortreten, wird jeder Urteilsfähige selbst leicht ausscheiden.

„Ein Fürst unter den Predigern“ ist nicht mehr und nicht weniger als eine von einem Freund und Mitarbeiter Spurgeons warm geschriebne, mäßigen Ansprüchen genügende biographische Skizze. — Die zweite Schrift bietet interessante Auszüge aus Reden, Mitteilungen und Aufsätzen, die aus Anlaß von Spurgeons Tod und Begräbnis von zum Teil hervorragenden Vertretern verschiedner Kirchengemeinschaften herrühren. — Die dritte giebt ein Beispiel der Predigtweise Spurgeons.

A C

(Programm des Evangelisch-sozialen Kongresses) Das Programm des vom 31. Mai bis 2. Juni in Berlin stattfindenden Evangelisch-sozialen Kongresses hat durch die Absage des Herrn Amtsrichters Kulemann, der eine Reichstagskandidatur angenommen hat, soeben noch eine Aenderung erfahren. Es gestaltet sich nun, wie folgt:

Mittwoch, den 31. Mai: früh 10 Uhr Sitzung des Gesamtverbandes der Evangelischen Arbeitervereine Deutschlands. Nachmittags 4 Uhr Sitzung des Ausschusses des Kongresses, Hospiz der Stadtmission, Mohrenstraße 27. Abends 8 Uhr geselliges Zusammensein der anwesenden Kongreßteilnehmer im Klubhaus, Krausenstraße 10.

Donnerstag, den 1. Juni: früh 9 Uhr. Erster Versammlungstag, SW Johannistisch 6. 1. Eröffnungsansprache des Vorsitzenden, Landesökonomierats Nobbe-Berlin; 2. Jahresbericht des Generalsekretärs Göhre-Berlin; 3. Referat des Professors D. Kaftan-Berlin: Christentum und Wirtschaftsordnung; 4. Referat des Pastors Cronemeyer-Bremerhaven über Heimatskolonien.

Freitag, den 2. Juni: früh 9 Uhr, ebenda. Zweiter Verhandlungstag. 1. Referat des Hofpredigers Dr. Braun-Stuttgart über die gegenseitige Annäherung der Stände aneinander; 2. Referat des Hofpredigers a. D. Stöcker-Berlin über das neue Sonntagsgesetz und seine Konflikte im Volksleben.

Da am 1. Juni ein gemeinschaftliches Mittagsessen von seiten des Kongresses nicht vorgesehen ist, so beabsichtigen wir alle Freunde der Christlichen Welt zu einem solchen einzuladen und bitten schon heute Kongreßbesucher, die sich daran beteiligen wollen, dem Herrn Lic. Titius, Berlin W, Maaßenstraße 33 ihre Absicht anzuzeigen. Näheres in nächster Nummer.

R

Quittung

Auf die dringende Bitte in Nr. 17: je 20 Mk. von v Sch, Bonn; O St, Leipzig; M A, Berlin; je 10 Mk. von F L, Berlin; E M, Schleiz; J B, Greifswald; W, Heidelberg; R, Hannover; D, Frankfurt; 5 Mk. von N N, Marburg; 4 Mk. von J S, Berlin. In Summa bis jetzt 337 Mk.

Zur Aufbringung des Pfarrgehalts in Bethlehem: 20 Mk. von G v R, Helsingfors.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 21 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

In einem freundl. gel. **Pfarrhaus** finden Kinder und j. Mädchen liebevolle **Pension** während der Sommermonate oder auch für das ganze Jahr. — Gefl. Anfragen unt. **E. G.** a. d. Exp. d. Blattes.

Zu verkaufen ein **Oelgemälde** (Kopie)

Feuerbachs Pietà

(Grablegung)

in Goldrahmen. Größe 150 cm: 95 cm. Näheres bei

Otto Meißner

Hamburg, Hermannstraße 44.

Soeben erschien in meinem Verlage:

„Lasset uns wirken, so lange es Tag ist!“

Vortrag,
gehalten auf der Münsterdorfer Propsteisynode 1892 von Pastor **Thomsen** in Krempe.

Preis 25 Pfge. direkt per Post 30 Pfge. gegen Eins. in Marken.

Itzehoe, Mai 1893.

Ad. Uussers Buchhdlg.
(W. Zincke).

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,“** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. frc. **Reuther & Reichards** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Es giebt Millionen Seelen, die nie eine klare Evangeliums-Botschaft gehört haben und die auch nie eine hören werden, wenn nicht besondere Anstrengungen gemacht werden, um ihnen eine solche deutliche Botschaft nahe zu bringen.

Christi Gebot vor Seinem Abschied von der Erde war:

Prediget das Evangelium aller Kreatur!

Einige christl. Freunde haben jetzt den Versuch unternommen, eine Evangeliums-Botschaft in jedes Haus zu bringen durch Traktate, Zeitungsinserate u. s. w.

Christen, die vielleicht wünschen, an der Erfüllung obigen Gebotes Jesu mitzuhelfen, können Beiträge senden an:

Pastor J. D. Kilburn, Altona-Ottensen, oder **Baron J. v. Oertzen, Hamburg.**

Gott liebte die fern von Ihm verirrten Sünder so sehr, daß Er das allergrößte Opfer brachte, um sie zu retten. Welches Opfer bringst du für diesen Zweck? (Joh. 3, 16.)

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:
In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	36
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Vellchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 22 Leipzig, den 25. Mai **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zur Begrüßung — Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hasts gut! Psalm 128, 2 — Die gewerbliche Sonntagsruhe im deutschen Reiche — Rede Robertsons zur Eröffnung des Arbeitervereins in Brighton am 23. Oktober 1848 — Zukunftsmusik: 1. Schlaraffia politica; 2. Indivi — Ein Evangelisch-soziales Lehrbuch — Verschiedenes: Evangelisch-soziale Zeitfragen, zweite Reihe, 1. bis 8. Heft — Anzeigen

Diese Nummer ist dem Evangelisch-sozialen Kongreß gewidmet

Zur Begrüßung

In einer Zeit tiefer Erregung des gesamten deutschen Volkes ruft der Evangelisch-soziale Kongreß seine Freunde zum viertenmale nach der Reichshauptstadt. Es wird uns wohlthun und heilsam sein, dort nicht unter dem Zeichen der Militärvorlage, sondern unter dem Zeichen der großen sozialen Frage zu verhandeln, die für unser Volk wie für alle Völker im Umkreise der christlichen Zivilisation die Aufgabe wie das Rätsel der Gegenwart ist und bleibt. Ob der Evangelisch-soziale Kongreß hierfür einen Beitrag leistet, mögen auch innerhalb der evangelischen Kirche die geschwind verneinen, die von Anfang an mißvergnügt beiseite gestanden haben und — obwohl eingeladen, mit Hand anzulegen — diese Haltung nicht aufgeben wollen: wer sich hineingestellt hat in die von ihm ausgehenden Anregungen, im Kleinen und Großen mit gearbeitet hat, weiß, daß eine Kraft von dort ausgegangen ist, daß diese Zusammenfassung trotz kirchlichen und wirtschaftlichen Meinungsverschiedenheiten gleich treu und redlich gesinnter Männer ihm einen Halt gegeben hat. Und darüber kann für den Kundigen kein Zweifel sein, daß sowohl bei den Sozialdemokraten wie bei den Nationalökonomen das Ansehen des Kongresses in stetigem Wachstum begriffen ist.

Mag die politische Unruhe dieser sechs Wochen ungünstig auf den Besuch des Kongresses wirken, so scheint nach innen verhängnisvoller der kirchliche Zwist wirken zu müssen, der seit der vorjährigen Tagung uns beschieden gewesen ist. Kein Zweifel, daß auf beiden Seiten ernste Männer sich fragen, ob bei einem so tiefgehenden Widerspruch in Religionssachen das Einheitsband des Kongresses die Geister zusammenhalten könne? Wir sind der Zuversicht, daß der Kongreß trotz und wegen dieser kirchlichen Lage seinen Beruf hat und bewähren wird. Denn der Streit „um das Apostolikum“ ist zwar weder beigelegt, noch ist ein wirklicher Friede in absehbarer Zeit zu erwarten. Aber unsre besonnenen und billigen Gegner wissen: der Streit ist nicht vom Zaune gebrochen, es hat in Wahrheit niemals von unsrer Seite ein geplanter Angriff stattgefunden, sondern auf einen gegebnen Fall hin, den keine andre Macht geschaffen hat als die Gewissensbedrängnis eines evangelischen Landpfarrers, sind von unsrer Seite Meinungen ausgesprochen worden, die auf diesen Fall hin ehrlicherweise ausgesprochen werden mußten, und die vordem so gut bekannt gewesen sind wie heute. Wenn daraufhin die beati possidentes in ihrem Besitz sich beunruhigt fühlten, wenn sie ihrerseits die Kriegstrompete bliesen, so entspricht das wiederum ihrem Standpunkt, der uns niemals ein unbekannter gewesen ist. Wie der Gang der Ereignisse sich vollzog, wie hier und dort die Waffen geführt worden sind, darüber mag ja nun mancher viel zu klagen und zu zürnen haben; Gott allein weiß, was vor ihm bestehen mag, und er allein ists, der uns richtet.

In dem Einen dürfen wir von der Christlichen Welt ein gutes Gewissen haben und unsern feindlichen Brüdern in Berlin frei ins Auge sehen: mit andern Mitteln als rein geistigen haben wir nie und nirgends den Kampf geführt. Wenn hier und da ein Wort auch von unsrer Seite gefallen ist, das für die Gegner kränkend war, das ist uns zehnfach vergolten worden, und nur zu oft hat man uns, wo man lieber versuchen sollte uns zu überzeugen, unser Recht in der Kirche bestritten. Aber wir dürfen und sollen viel von unsern Gegnern vertragen. Denn wir zwar verstehen sie sehr gut, sind wir doch die meisten durch ihre Theologie hindurchgegangen, aber ihnen fällt es schwer, uns zu verstehen. Das müssen wir sie immer mehr lehren, müssen sie zwingen, unsern Christenstand zu erkennen und anzuerkennen: wir sind es ihnen wie uns schuldig. Dann werden sie auch merken, daß es uns im Grunde wenig auf das Apostolikum ankommt, ebensowenig auf die Ritschlsche Theologie. Weil viele das begriffen haben, darum stehen solche, die keinerlei Anstoß an irgendwelchem Gebrauch des Apostolikums nehmen, und solche, die der Ritschlschen Theologie abhold sind, dennoch im Herzen zu uns. Unsre evangelische Kirche schließt zur Zeit große Unterschiede des theologischen Empfindens und Urteilens wie des kirchlichen Strebens in sich. Aber diese Verschiedenheit geht entfernt nicht auf in den Gegensätzen: Für oder wider das Apostolikum! Für oder wider die Ritschlsche Theologie! Und wo haben wir denn unsre Art her? Von der „ungläubigen Theologie“? Von der historischen Kritik? Von irgendwelchem Irrlehrer? Wir haben sie von unsrer gemeinsamen Mutter Kirche, wir finden sie in den Bekenntnissen unsrer Väter, bei Luther, bei den Aposteln und Propheten, bei unserm Herrn Jesus Christus; wir fühlen uns so lebhaft, als irgend einer unsrer Gegner nur kann, als echte Kinder des Evangeliums. Und solange wir auf dieses Selbstzeugnis den Anspruch gründen, nicht nur geduldet, nein gehört zu werden, so lange können und müssen unsre Gegner mit uns verhandeln, müssen zum mindesten mit uns streiten in jenem edlen Sinne, daß der Streit der Vater aller Dinge ist, müssen mit uns die Kräfte messen im gemeinsamen Arbeiten an den großen Aufgaben der Kirche, und also auch der sozialen.

So bildet der kirchliche Streit, mehr noch als die politischen Wirren, den ernsten Hintergrund der diesjährigen Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses. Wer diesen Kampf recht im Innern der Seele mit durchgekämpft und so einen Gewinn an Erkenntnis und Erfahrung für sich davongetragen hat, der besitzt die christliche Kühnheit zu hoffen, daß auch der Kongreß von ihm Segen haben muß. Daß wir in Berlin nicht zusammenkommen, um ihn auszutragen, wissen wir auf beiden Seiten.

Das Programm ist unsern Lesern aus voriger Nummer bekannt. Leider hat Herr Amtsrichter Kulemann in Braunschweig seinen Vortrag über Gewerkschaften in letzter Stunde zurückgezogen. Christentum und Wirtschaftsordnung (Kaftan),

Heimatkolonien (Cronemeyer), Annäherung der Stände an einander (Braun), das neue Sonntagsgesetz und seine Konflikte im Volksleben (Stöcker) — Stoff und wills Gott Geist genug, um zu beweisen, daß unsre Kirche ein Hort sozialer Gesinnung zu sein die Aufgabe und die Kraft hat. Möge der Kongreß inmitten der politischen und kirchlichen Tageskämpfe unbeirrt seine gesegnete Friedensarbeit thun!*) R

Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hasts gut!

Psalm 128, 2

Der Sprachgebrauch hat diese Worte der Lutherschen Uebersetzung in manchen Gegenden etwas verändert; vertrauter klingt es uns: du nährst dich von deiner Hände Arbeit. Die Verheißung ist zur Aussage geworden. Wie das doch gekommen sein mag? Ist etwa der wohlgenährte Handarbeiter so allgemeine Wirklichkeit, daß die Verheißung überholt wäre? Und wie man dem Landmann, dessen Scheuern gefüllt sind, nicht mehr die reiche Ernte in Aussicht zu stellen braucht, so hätte das Gefühl des Volkes es als unangebracht empfunden, dem Handarbeiter seine Nahrung erst noch zu verheißen? Ja, wenns doch so wäre! Dann gäbe es keine soziale Frage und auch keine sozialen Kongresse mehr. Aber soviel ist gewiß: eine Zeit wie die unsrige hätte jene Umwandlung nicht hervorgebracht. Die hätte kein Amen hinter die Verheißung gesetzt, sondern viel eher drei Fragezeichen. So mutet uns die Umwandlung an wie ein Wiederhall aus einer schönern Vergangenheit, wo der scharfe Gegensatz von Kapital und Arbeit noch ein unbekanntes Ding war. Auf das Nähren hat man deshalb auch kein großes Gewicht gelegt, sondern das Interesse ist an der Arbeit der Hände haften geblieben. Man hat in den Worten eine Seligpreisung dessen gefunden, der sich das tägliche Brot durch die Arbeit seiner Hände verdient.

Und so empfinden wir das Wort auch heute noch. Wir gehen im Sommer durch die Felder und sehen den Arbeitern zu, wie sie so rüstig schaffen, das Gesicht gerötet vom Eifer, die Augen so blank und treu, die Glieder gedrungen, strotzend von Kraft; trotz den Schweißperlen auf der Stirn doch keine Verdrossenheit, nein, munteres Treiben, harmlose Fröhlichkeit überall. Wir sehen sie bei ihrer Mahlzeit, wie sich die weißen Zähne mit Wohlbehagen in den Brotknust senken, wie die gehäuften Vorräte, weislich zur Ernte aufgespart, unter den Händen verschwinden — ach, hätten wir doch auch einmal solchen rechtschaffnen Hunger! Das Taschenmesser wird zur Reinigung durch die Lippen gezogen, zugeklappt und beigesteckt. Jeder streckt sich zum Mittagsschlummer hin, wo er gerade sitzt. Die Arme unter den Kopf geschoben, die Mütze übers Gesicht gezogen — weiterer Zurüstungen bedarf es nicht — und in wenigen Augenblicken liegt alles in festem Schlafe. Ach, wer so schlafen könnte! Ja, du hasts gut, der du dich nährst von deiner Hände Arbeit, viel besser, als du weißt und ahnst. Und wir beneiden dich aus tiefster Seele, wir nervösen Litteraten, die wir in steter Unrast geistiger Arbeit Frohndienst leisten.

Aber ich sehe auch andre Hände vor meinen Augen hantiren, abgemagerte Hände, die schieben Blätter unter die Druckwalze, ein Blatt wie das andre, Stunde um Stunde dieselbe Arbeit, gestern, heute und morgen und jeden Tag. Zu den Händen gehört eine gebeugte Frauengestalt und ein blasses, schmales Gesicht. Müde blicken die Augen, und tiefe Schatten lagern darunter. Es ist ein großer, heller Raum, und viel Gestalten bewegen sich geschäftig hin und her. Aber von dem fröhlichen Treiben des Feldes merke ich nichts. Das menschliche Leben ist wie erstorben; die Maschine hat es aufgezehrt. Auch der blassen Frau möchte ich ein frommes Wort sagen, wie den Arbeitern am Feldrain. Und dasselbe Psalmwort

*) Dieser Begrüßungsnummer konnten leider aus Mangel an Raum nicht einverleibt werden und müssen für nächste Nummer aufgehoben bleiben Artikel über die vom Kongreß veranstaltete landwirtschaftliche Enquete, über das Recht der Einzelpersönlichkeit und über Christlich-sozialen Geist. D H

kommt mir in den Sinn, wie ich die Arbeit ihrer Hände sehe. Du nährst dich von deiner Hände Arbeit — — da stockt die Rede. Sie schaut mich an wie ein todwundes Wild. Sags ihr doch, daß sie es gut habe! Es kann dir an Worten unmöglich fehlen. Du hast ja erst am Sonntag noch über diesen Text gepredigt. Und die Frau Geheimrat ist von deiner Predigt so ergriffen gewesen, daß sie gleich vor der Kirchthür der Frau Kommerzienrat ihr Herz ausgeschüttet hat, wie gottlos doch die Dienstboten wären, daß sie das Glück der Arbeit gar nicht zu würdigen wüßten. Weißt du nicht mehr, wie wohlgewählt und überzeugungskräftig die Worte von deinen Lippen rollten? Und es war doch ein auserlesenes Publikum im hehren Gotteshause versammelt, die ganze haute volée lauschte deiner Rede. Und vor dieser ungebildeten Frau aus dem Volke verstummst du? Ja, ich verstumme. Denn neben dieser Frau sehe ich einen andern Mann stehen. Dem leuchtet meertiefes Erbarmen aus den Augen, und er hält keine Deklamationen; er preist auch nicht glücklich, was doch kein Glück heißen kann, sondern er spricht schlicht von Herzen: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.

Es verfehlt seinen Eindruck bisweilen, jenes Psalmwort. Nicht unbedingt weckt es frohen Wiederhall im Herzen des Arbeiters. Aber es will auch gar kein Lobpreis der Handarbeit sein. Ob die Arbeit ein Glück sei, davon sagt es nichts. Es nimmt sie hin, als ein unvermeidliches Uebel vielleicht. Aber davon redet es, daß einer auch den Ertrag seiner Arbeit habe. Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hasts gut. „Gut, ja schön ists zu essen und zu trinken und Gutes zu schauen bei all seiner Mühe, womit sich einer mühet unter der Sonne, die kleine Zahl seiner Lebenstage, die ihm Gott gegeben.“ (Pred. Sal. 5, 17.) Das ist das Einzige, was vor dem kritischen Blick des pessimistischen Predigers Gnade findet; alles andre ist eitel. „Und so sah ich, daß nichts Besseres ist, als daß der Mensch sich freue seines Thuns; denn das ist sein Teil“ (3, 22). „Aber wenn Gott die Arbeit eines Menschen segnet und giebt ihm Reichtum und Güter, und gestattet ihm nicht, davon zu genießen, sondern ein Fremder genießt es, das ist ein schlimmes Uebel“ (6, 2).

Es wird viel oberflächlich hingeredet vom Glück der Arbeit, von der Befriedigung, die sie gewähre, von der christlichen Vollkommenheit, die man darin erwerben und üben könne, in Demut, Geduld und Liebe, daß einer in seiner Arbeit, und sei sie noch so schlicht, seinen Beitrag leiste zur großen Kulturaufgabe der Menschheit, daß der geringste Beruf eine Berufung Gottes sei, auch das Steineklopfen ein Gottesdienst, wenns im rechten Sinn geschehe. Und es ist alles wahr und gut, was da geredet wird; es ist auch unsre Aufgabe, diese Gedanken ins Volk zu bringen. Aber daß wir nur nicht das Nächstliegende übersehen! Der Fromme des alten Bundes hat die Arbeit als einen Fluch empfunden. Und es bleibt doch dabei, daß im letzten Grunde der Hunger zur Arbeit treibt. Der Mensch nimmt es über sich, im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten, aber er will sein Brot davon haben. Es ist eine berechtigte Forderung, daß einer sich seiner Arbeit auch nähren könne; das christliche Gewissen muß dieser Forderung auch Folge geben. Gerade und vor allem Christenpflicht ist es, zu sinnen und zu suchen, damit die Verheißung Wirklichkeit werde: Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit.

So wird uns das treuherzige Psalmwort zur Anklage und Bußpredigt. Denn es stellt uns die Tausende und Abertausende vor Augen, die sich nicht von ihrer Hände Arbeit nähren können, die Frauen und Mädchen, die in fiebernder Hast für einen Hungerlohn ihre Arbeit thun, die Kinder alle, die nach Brot schreien, und die Mutter hat nichts zu brechen. Mit Tagesgrauen zieht der Bauer aufs Feld. Mit steifen Knochen, doch unermüdlich schreitet er hinter Pflug und Egge her. Was sich quälen heißt, weiß eigentlich er allein. Und doch nährt ihn der Acker nicht, den er bestellt. An Brot freilich fehlts ihm nicht. Ich sehe ihn um die Frühstückszeit die Brotschnitte mit seinem Pferde teilen. Und der Speicher ist mit Korn gefüllt, denn keiner kaufts ihm ab. Auch an Kartoffeln hat er keinen Mangel. Wenn ich um die Mittagszeit bei ihm eintrete, sehe

ich sie auf dem Tische gehäuft, und Mengen werden verzehrt, mit Oel und Salz. Aber eine kärgliche Nahrung ist es, wenn nicht gerade Ernte ist. Und Ansprüche an das Leben darf er nicht machen, keine Bedürfnisse haben nach des Lebens Schmuck. Denn immer größer werden die Lasten, und die Schulden mehren sich. Er nährt sich von seiner Hände Arbeit; ja, das thut er. Aber versuche es nicht, ihn deshalb glücklich zu preisen: du möchtest einen groben Dank zu hören kriegen. Und du würdest erfahren, daß seine Lebensfreude arg im Schwinden ist, und daß er anfängt, vom Wert des Ackers sehr gering zu denken. Denn schließlich lebt der Mensch doch nicht vom Brot allein.

Und in die Knechtswohnung auf dem Rittergut weist uns das Psalmwort. Es ist dumpfe Luft drinnen, der Geruch des Elends schlägt uns auf der Schwelle entgegen. Vater und Mutter sind nicht daheim, aber eine Schar schmutziger und zerlumpter Kinder hält Haus. Ein modriges Bett, ein wurmstichiger Tisch, ein paar wacklige Holzstühle, ein altes Brotspind, vielleicht noch eine Lade von den Urvätern her, das ist der Hausrat. In der Ofenpfanne liegen geröstete Kartoffeln; sie sind vom Kaffee übrig geblieben und sollen das Mittagsmahl der Kinder bilden. Aus allen Ecken grinst der Hohn auf ein trauliches Heim. Die Wände sind so kahl; möchtest du den Leuten nicht das Sprüchlein in die Stube hängen von der Hände Arbeit und von der Nahrung und von dem Wohlsein und Guthaben? Nein? Dir graut wohl bei dem Gedanken? Ja, zu verwundern wärs nicht. Die Familie ist stark, Vater und Mutter und fünf kleine Kinder; und weißt du, wieviel Geld für die saure Arbeit ins Haus kommt? Achtzig bare Thaler für das ganze Jahr und noch für hundert Thaler Naturalien dazu. Dafür quält sich der Mann beständig, die Frau, wenn sie nur irgend abkommen kann, und die Kinder, wenn Arbeit für sie ist. Und von diesen achtzig Thalern fordert der Krämer seinen Teil für Oel und Salz, der Schneider für Kleidung, der Schuster für Schuhwerk, der Förster für Holz, der Einnehmer für Abgaben, der Arzt für Behandlung, der Apotheker für Mixturen, der Bäcker für das Brot, das zugekauft werden muß, und Pfarrer und Küster für Stolgebühren und Klingelbeutel und Kollekten. Und wie sagt der fromme Gottesmann, vom Geiste Gottes getrieben? „Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hasts gut."

Ja, aber nur dem Frommen gilt diese Verheißung, wirfst du ein, dem Gottlosen gilt sie nicht. Du hast Recht. Die Leute halten sich nicht zur Kirche, sie kennen keine Hausandacht und haben kein Tischgebet. Sie sind auch unwahr und halten ihr Wort nicht. Der Mann trinkt, und die Frau stiehlt Klee vom Gutsacker. Hätten sie den Felsenglauben und thäten sie in allem nach Gottes Willen, es würde sicherlich auch in ihrem Hause besser stehen. Ich will sie nicht von aller Schuld weiß waschen. Aber Hand aufs Herz, Freund! Wenn du einmal des Sonntags früh einen Ausflug gemacht hattest und kamst müde im Dörflein an, zur Stunde, da die Glocken riefen, bist du dann in die Kirche gegangen? Nun, dieser Mann muß jeden Sonntag Morgen von früh an im Stalle schaffen, denn das Vieh verlangt seine Pflege auch des Sonntags, der Mensch mag sie ja entbehren. Und wenn die Putzmacherin Sie mit ihrem neuen Winterhut ungebührlich warten ließ, gnädige Frau, und das Pelzwerk war noch beim Kürschner, und der moderne Mantel nicht fertig: sind Sie dann im alten Mantel und in der Kapuze zur Kirche gegangen? Nun, diese Frau hat noch nicht einmal einen warmen Mantel im Winter, viel weniger einen neuen, und Kirchenheizung haben wir nicht. Sie hat überhaupt kein rechtes Sonntagskleid, geschweige ein modernes. Und ob wir wohl bei trockenem Brot und Zichorienkaffee den Herrn Jesus zu Gast bitten würden? Wir beten ja beim Kaffee auch nicht, und die Leute haben meist nichts anderes. Und ob wir wohl alle ehrlich und wahr bleiben würden in wirklicher Not? Gott bewahre uns vor der Versuchung! Aber sollten wir dann nicht auch die Armen nach Kräften vor solcher Versuchung bewahren helfen? Wie manches Glaubensfünklein, das nicht schwächer war als unsers zu gewissen Zeiten, mag doch wohl im Sturme des Lebens erloschen sein. Hier muß vergeben, wer versteht.

Wir fordern die höchsten Proben des Glaubens von den

Armen. Aber hüten wir uns, daß wir nicht auch unter das Gericht desselben Wortes fallen, das der Herr den Schriftgelehrten seiner Zeit entgegenhielt: „Weh euch! Ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten, und ihr rühret sie nicht mit einem Finger an." Helfen wir vielmehr alle eifrig und treu, ein jeder an seinem Platze und nach dem Maße seiner Einsicht und seiner Kraft, daß die schöne Verheißung des Herrn zur beglückenden Wirklichkeit werde: Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hasts gut! H-Zw

---

Die gewerbliche Sonntagsruhe im deutschen Reiche

Ein Anfang mit der gesetzlichen Sonntagsruhe für gewerbliche Arbeiter ist im deutschen Reiche nach langem, beinahe unbegreiflichem Zuwarten durch das Reformwerk gemacht worden, das in ein Abänderungsgesetz vom 1. Juni 1891 zur alten Gewerbeordnung auslief. Allerdings ein Abänderungsgesetz, das auch am 1. Juni 1891 und weiter nur auf dem Papiere stand. Alle seine Sonntagsruhebestimmungen sollten erst noch durch besondre kaiserliche Verordnung in Kraft treten. So sehr hat man gefürchtet, auch jetzt noch das kleinste Unternehmerinteresse zu verletzen. Und dabei ist doch klar: man kann nur entweder die Sonntagsruhe wollen und damit auch eine Beschränkung der Freiheit des Unternehmers, tagtäglich ohne Grenze menschliche Arbeitskräfte auszunutzen; oder man kann diese Beschränkung des Unternehmers für schädlich und unangebracht halten und damit auch die gewerbliche Sonntagsruhe. Mittlere Maßregeln, die den Unternehmern nicht wehe thun wollen und doch ein bischen Reform für die gewerblichen Gehilfen herausschlagen möchten, haben wenig Aussicht auf Erfolg. Denn der Unternehmer ist meist, wenn überhaupt, auch schon dann unzufrieden, wenn man ihn in irgend einem Punkte in der Ausnutzung menschlicher Arbeitskräfte beschränkt. Er wird also auch durch Halbheiten nicht versöhnt. Wohl aber gestattet ihm seine natürliche wirtschaftliche Uebermacht, die Halbheiten doch so für sich auszunutzen, daß der angeblich reformirte Zustand sich vom frühern nicht viel unterscheidet. So liegt die Sache jetzt im deutschen Reiche, wie an greifbaren Beispielen nachzuweisen sein wird. An greifbaren Beispielen und trocknen Einzelheiten: mit gutem Bedacht legt der Verfasser gerade an dieser Stelle auf diese den Wert; weshalb, wird sich zum Schlusse zeigen.

Vorläufig sind von den Sonntagsruhebestimmungen der Gewerbenovelle vom 1. Juni 1891 nur die seit 1. Juli 1892 durch kaiserliche Verordnung in Kraft gesetzt, welche die Kaufleute betreffen. Mit diesen sollen sich diese Zeilen zuerst beschäftigen.

Was das neue Gesetz für eine kaufmännische Sonntagsruhe will, ist so unklar und unverständlich wie möglich in den berühmten §§ 105b ff. der neuen Gewerbeordnung ausgedrückt. Man kann es viel einfacher und verständlicher sagen, wenn man den Wortlaut des Gesetzes ganz beiseite läßt. Eine Sonntagsruhe für Kaufleute ohne Unterschied der Branche und der Größe des Geschäfts, für Händler mit und ohne Gehilfen ist nur insoweit seit 1. Juli 1892 in Kraft, als in erster Linie nicht länger als fünf Stunden am Sonntag gearbeitet werden darf. Diese fünf Stunden Sonntagsarbeit müssen zudem außerhalb des Hauptvormittagsgottesdienstes liegen, und sie sind durch die Polizeibehörden festzusetzen. Nur am ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage dürfen gar keine Arbeiten stattfinden. Aber da man fühlte, daß dies doch etwas gar zu wenig sei, gab man noch die Möglichkeit, daß einzelne Städte und Gemeinden weiter gehen könnten: man bestimmte, daß durch Ortsgesetz die kaufmännische Sonntagsarbeit unter fünf Stunden eingeschränkt oder ganz verboten werden könne. Dafür gestattete man Badeorten und Sommerfrischen während der Saison beinahe unbeschränkte Arbeitsfreiheit, und auch andre Orte konnten sich sechs Sonntage im Jahre aussuchen, an denen „wegen örtlicher Bedürfnisse" (Märkte, Messen, Kirchweihen u. s. w.) keine Sonntagsruhe stattfindet. Zum Schluß setzte man die nötigen Notausnahmen für Fälle fest, in denen selbstverständlich infolge elementarer Ereignisse oder elementaren Geschäftsdranges (Inventur) für kurze Zeit von den Hauptbestimmungen abgewichen werden darf.

Eigentlich ist also das neue Gesetz ein Gesetz über die kaufmännische Sonntags*arbeit*, nicht über die kaufmännische Sonntags*ruhe*, und man merkte dessen beklagenswerte Halbheit recht bald, schon bei der allerersten Ausführung, wenigstens im größten deutschen Staate, in Preußen. Dort wollte die Ausführungsanweisung des Ministers an die Unterbehörden ein wenig von der Entschiedenheit nachholen, die man beim Erlaß des eigentlichen Gesetzes versäumt hatte. Man hatte versäumt, zu bestimmen, daß die fünf Arbeitsstunden am Sonntag wenigstens nicht weit über Mittag hinausgelegt würden, damit doch der Nachmittag halbwegs frei bleibe. Eingaben großer kaufmännischer Vereine hatten das erbeten, man hatte sie aber nicht gehört. Nachträglich besann man sich darauf, „die Wohlthat des freien Sonntagnachmittags den Tausenden und Abertausenden unsrer Handlungsgehilfen zu verschaffen," wie der preußische Handelsminister in der Reichstagssitzung vom 10. Februar dieses Jahres sagte, und man gab also den Unterbehörden auf dem Verwaltungswege die Anweisung, die fünf Arbeitsstunden nicht über zwei Uhr, höchstens drei Uhr nachmittags hinaus zu verlegen. So geschah es auch für die meisten Provinzen Preußens einheitlich, und das war wenigstens nachträglicher Gewinn. Aber wie ungeberdig benahmen sich die kaufmännischen Prinzipale an vielen Orten, weil sie auf das halbe Gesetz pochen konnten, in dem eben leider von einem allgemeinen Arbeitsschluß um zwei Uhr nachmittags *nichts* steht. Sie beriefen sich auf die andern deutschen Bundesstaaten, wo man allerdings keineswegs an dem Zweiuhrschluß festgehalten, sondern die Arbeitsstunden bis weit in den Nachmittag, namentlich auf dem Lande, bis vier und fünf und sechs Uhr abends verlegt hatte (z. B. in Bayern, in Sachsen, in Württemberg, in Baden) — woran der Laie einmal als an einem sehr lehrreichen Beispiele sehen kann, daß ein deutsches Reichsgesetz noch heute nach den verschiednen Grenzpfählen ganz verschieden ausgeführt wird, daß also die deutsche Einheit in dieser Beziehung leider gar zu sehr nur auf dem Papiere steht. Da gab auch die preußische Regierung den Unternehmerbeschwerden nach, die man ja durch den Wortlaut des Gesetzes geradezu wachgerufen hatte. Sie gab sogar in einer Form nach, die wir für ganz besonders tadelnswert halten. Sie verwies nämlich die Geschäftsinhaber, die möglichst am Sonntagnachmittag arbeiten lassen wollen, auf einen Schleichweg, mindestens einen Umweg — und was soll man dazu sagen, daß der Sinn für Gesetzlichkeit auf diese Weise von den Machthabern selbst erschüttert wird? In der schon erwähnten Reichstagssitzung vom 10. Februar dieses Jahres gab der preußische Handelsminister solchen Geschäftsinhabern den Rat, durch Ortsgesetz zum Scheine die fünf Arbeitsstunden auf vier und eine halbe zu verkürzen, dafür die Freiheit zu gewinnen, die vier und eine halbe Stunde zu verlegen, wie sie es wünschten, und dann die Verlegung in den Nachmittag zu dekretiren. Wir wissen nicht, ob solche Ratschläge von solcher Stelle schon oft erteilt worden sind. In diesem Falle stehen sie den Unternehmern zuliebe direkt mit dem ganzen Geiste des Gesetzes in Widerspruch. Kein Minister wird uns in den ganzen parlamentarischen Materialien und Verhandlungen zur kaufmännischen Sonntagsruhe auch nur eine Silbe zeigen können, die darauf hindeutet, daß das Ortsgesetz für jenen Zweck gebraucht werden solle und dürfe. Im Gegenteil: das Ortsgesetz ist *ausschließlich* zugelassen worden zur Verkürzung der Sonntagsarbeit oder zu deren gänzlichem Verbot — wie mag ein rechtlich Denkender auf jenen Mißbrauch verfallen sein? Offenbar wirkte hier die Halbheit der Bestimmungen, die wir von vornherein hervorhoben; sie war inzwischen verstärkt durch das ungeheure Uebergewicht der Unternehmer, das sich an sie klammerte; und nun zog sie auch die Machthaber zu Maßnahmen, an die man früher kaum gedacht hatte. Es war bezeichnend, daß der Mißbrauch des Ortsgesetzes, das ein Segen für die Sonntagsruhe hatte werden sollen, zuerst stattfand im Kreise Saarbrücken, in dem der Großindustrielle gebietet, der freilich das Christentum recht oft ins Feld führt, an seinen Arbeitern aber nicht immer christlich gehandelt hat, Freiherr von Stumm. Unter Führung der Handelskammer in Saarbrücken, deren Vorsitzender Herr von Stumm ist, hat man dort die Sonntagsarbeit für das

Handelsgewerbe bis weit in den Nachmittag hinein durch Orts- oder Kreisgesetz verlegt. Es wird kein Segen darauf ruhen! In der Provinz Hannover und wohl auch anderswo ist man dem Beispiel gefolgt. In Köln, wo der Unternehmerwiderstand gegen die kaufmännische Sonntagsruhe seinen Zentralsitz für Westdeutschland aufgeschlagen hat, protestirten Ende April sämtliche sieben Gehilfenvereine, protestantische, katholische und Fachvereine, sowie ein Prinzipalverein einmütig gegen die Verlegung in einer trefflichen Petition an die drei Ressortminister, vielleicht der besten, die in Sachen der Sonntagsruhe verfaßt worden ist. Ob diese Eingabe ihre Wirkung thut?

Den Mut, den *rechten* Gebrauch vom Ortsgesetz zu machen, haben nur wenige Städte gehabt und die kaufmännische Sonntagsarbeit noch über das Gesetz eingeschränkt. Es sind Frankfurt a. M., Stuttgart, Augsburg und neuestens Dresden, sowie der Kreis Wesel, der den Geschäftsschluß allgemein auf ein Uhr festsetzte. In Frankfurt a. M. sind, abgesehen von den Ausnahmen für Bäcker, sowie Milch- und Eishändler, nur zwei und eine halbe Arbeitsstunde, von halb elf bis ein Uhr gestattet, in Augsburg drei Stunden, von zehn bis ein Uhr, im übrigen herrscht wirkliche Sonntagsruhe — bis auf die vielfachen Ueberschreitungen hinter verschlossenen Thüren. In Stuttgart ist Sonntagsarbeit für Engros- und Bankgeschäfte ganz untersagt, in Dresden nur von elf bis ein Uhr gestattet. Damit ist aber auch die Liste der wenigen Städte geschlossen, die eine Annäherung an die ernsthafte Sonntagsruhe versucht haben! Der erste amtliche Bericht über die Bewährung dieser Versuche liegt in dem vor kurzem erschienenen Jahresbericht für 1892 der Handelskammer von Frankfurt a. M. vor. Darnach sind nur unzufrieden die Zigarrenhändler, die ohnedies die weitgehendste Ausnutzung ihrer Leute auch an Wochentagen gewöhnt sind; außerdem wünschen nur Milch-, Eis- und Backwarenhändler weitere Vergünstigungen, obgleich ihnen solche bisher nicht versagt wurden. Für das Gros des Frankfurter Handelsgeschäfts lautet das amtliche Urteil:

> Die Gesamtwirkung der gesetzlichen Sonntagsruhe wird von vielen Seiten, auch von solchen Firmen, die sich noch vor Jahresfrist aufs heftigste gegen deren Einführung sträubten, günstig beurteilt.

Giebt es einen glänzenderen Nachweis dafür, daß man mit energischen Reformen weiter kommt als mit Halbheiten?

Die halbe Sonntagsruhe mit fünf Stunden Arbeitszeit für das Handelsgewerbe hat auch noch eine weitere, sehr ungünstige Folge gezeitigt: die Geschäftsinhaber, die einmal einen solchen beträchtlichen Zeitraum für die Sonntagsarbeit zurückerobert haben, gehen leicht noch weiter: sie gestatten sich eine beliebige Ausdehnung der sonntäglichen Geschäftszeit. In Berlin, wo kein Ortsgesetz erlassen wurde und die vollen fünf Stunden Sonntagsarbeit bis zwei Uhr nachmittags ausgehalten werden, mit zweistündiger Unterbrechung während des Hauptgottesdienstes am Vormittag, kann ein Ueberwachungskomitee sozialdemokratischer Handlungsgehilfen — von andrer Seite ist keine solche Organisation geschaffen — allwöchentlich eine Anzahl Firmen bekannt geben, die über die fünf Stunden hinaus haben arbeiten lassen. Die Versammlung der acht kaufmännischen Vereine in Köln, die die oben erwähnte Eingabe beschloß, drückte in einer Resolution ihr lebhaftes Bedauern über „die milde Handhabung des Gesetzes über die Sonntagsruhe in unsrer Stadt aus" — gewiß eine „milde" Form der Beurteilung sehr schlimmer Dinge! In der kaufmännischen Fachpresse hallt es wieder von Klagen über die ungesetzliche Ausdehnung der Sonntagsarbeit durch die Prinzipale auch in süddeutschen Städten. So liegt die kaufmännische Sonntagsruhe jetzt im deutschen Reiche; ihre mangelhafte Durchführung auf Grund eines mangelhaften Gesetzes bietet ein trauriges Bild der Zerfahrenheit und Neigung zur unumschränkten gewerblichen Ausnutzung des Sonntags in der alten, mißbräuchlichen Weise.

Und die Sonntagsruhe für das arbeitende Volk in Fabriken und Werkstätten? Die kaiserliche Verordnung, die sie auf Grund der Gewerbenovelle vom 1. Juni 1891 ins Leben rufen soll, steht noch immer aus, und der reformatorische Schwung der Machthaber ist erlahmt. Seit länger als Jahresfrist be-

raten sie mit den Unternehmern der einzelnen Branchen über die Ausführung, und man hat es schon offen ausgesprochen, daß man absichtlich sehr „vorsichtig“ zu Werke gehe, um die „übeln Erfahrungen“ zu vermeiden, die man mit der Sonntagsruhe für das Handelsgewerbe gemacht habe. Unter „üblen Erfahrungen“ versteht man aber dabei nicht den Mißerfolg der Halbheit, der die Angestellten des Handelsgewerbes um jede wirkliche Sonntagsruhe dort gebracht hat, wo diese nicht freiwillig gewährt wird. Man versteht unter den „übeln Erfahrungen“ die Aeußerungen des Mißvergnügens der Unternehmer über die Beschränkung ihrer Ausnutzungsfreiheit, und man will aus der gewerblichen Sonntagsruhe für Fabriken und Werkstätten eine machen, die nicht halb, sondern ganz nach dem Herzen der Unternehmer ist. Im Gesetz wurde zwar für Fabrikarbeiter eine längere Sonntagsruhe als für Kaufleute festgesetzt, aber doch nur eine solche, die knapp zum Ausruhen von schwerer körperlicher Arbeit hinreicht, nämlich in der Hauptsache eine vierundzwanzigstündige. Die Vorbereitungen zu einer gesitteten Benutzung des Ruhetages sind außerordentlich erschwert dadurch, daß jene vierundzwanzigstündige Ruhe teilweise erst Sonnabend nachts zwölf Uhr, teilweise sogar erst Sonntag früh sechs Uhr zu beginnen braucht. Die Ausnahmen, die das Gesetz außerdem gestattet, sind hier noch viel zahlreicher und mannigfaltiger. Die staunenswerte Ausbildung künstlicher Vorrichtungen, mit denen heute die Fabrikindustrie arbeiten muß, mag ja eine glatte Sonntagsruhe für die Fabrikarbeiter erschweren. Aber es ist doch ein widerwärtiges Schauspiel, zu sehen, wie seit Jahresfrist eine Unternehmergruppe nach der andern mit der Regierung markter und feilscht darüber, daß der Lederindustrie, den Eisenhütten, den Gas- und Wasserwerken, den chemischen Fabriken, den Zuckerfabriken und hundert andern Unternehmungszweigen recht viele Sondervorteile auf Kosten der künftigen Sonntagsruhe für Fabrikarbeiter gewährt werden. Die Arbeiter fragt man dabei fast gar nicht, über ihre schreienden Wünsche geht man meist stillschweigend hinweg; die Abmachungen werden schiedlich und friedlich zwischen Behörden und Unternehmern getroffen. Auch Aerzte, Seelsorger oder Lehrer, kurz Leute, die etwas von den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes wissen, zieht man nicht hinzu. Es wäre beinahe besser, man ließe die Sonntagsruhe für Fabrikarbeiter recht bald ganz unvollkommen in Kraft treten, als daß man noch lange das Schauspiel unwürdigen Handelns über die vielen Unternehmerwünsche böte.

So steht jetzt mit allen ihren Einzelheiten die Frage der gewerblichen Sonntagsruhe im deutschen Reiche. Beim Rückblicke auf das wenig erfreuliche Bild ist jetzt vielleicht manchem Leser klar geworden, weshalb der Verfasser sich eingangs die Erlaubnis dazu erbat, etwas mehr in das sozialpolitische Detail eingehen zu dürfen, als es sonst vielleicht an dieser Stelle üblich ist. Nur wenn sich der christliche Sozialismus mit den Detailkenntnissen derer etwas mehr vertraut macht, die eine Sonntagsruhe lediglich aus moralischen und gesundheitlichen Gründen erstreben, wie der Verfasser dieser Zeilen, wird er vor schiefen Urteilen und Auffassungen bewahrt. In den Zeitungen haben wir dieser Tage gelesen, daß sich die achtzehnte Jahresversammlung des evangelischen Vereins für innere Mission in der Grafschaft Mark und den angrenzenden Bezirken, die am 7. Mai d. J. zu Bochum stattfand, mit der Sonntagsruhe beschäftigte. Vor dieser Versammlung und dem anwesenden Vertreter der Staatsbehörde berichtete der Gymnasialdirektor Göbel aus Soest über unsern Gegenstand. Unter direkter Anknüpfung an die neue Gesetzgebung, aber ohne ein Wort der Kritik an ihr im Sinne einer wirklichen gewerblichen Sonntagsruhe, die doch Voraussetzung für die kirchliche Sonntagsfeier ist, richtete sich der Referent in der Hauptsache gegen das seiner Meinung nach maßlos um sich greifende Sonntagsvergnügen. Vielleicht finden auch die kirchlichen Freunde der Sonntagsruhe an der Hand der genaueren Kenntnis von den mangelhaften Vorschriften über gewerbliche Sonntagsruhe, daß es jetzt eigentlich näher liegt, ein Wort offner Kritik an jenen Mängeln des Gesetzes und seiner Ausführung zu üben und seine baldige Verbesserung anzustreben, als denen Vorwürfe zu machen, denen

noch lange keine ausreichende Ruhe gesichert ist, und die infolge dessen einfach noch unter der demoralisirenden Wirkung übermäßig ausgedehnter Arbeitszeiten stehen. Bei den Fabrikarbeitern ist dies trotz der Krisis, die die Arbeitsgelegenheit stark einschränkte und natürlich auch keine gesitteten Menschen mit ihrer Not erzieht, noch ganz der Fall; im Handelsgewerbe besteht nach wie vor eine Sonntagsarbeit, die sich im weitaus größten Teile des deutschen Reiches, von den wenigen oben angeführten Städten abgesehen, bei zweistündiger Vormittagspause gesetzlich mindestens bis zwei Uhr nachmittags, sehr vielfach bis vier und sechs Uhr erstreckt, ungesetzlich aber wegen mangelhafter Kontrolle oft die Vormittagspause und gesetzlich freie Stunden in Anspruch nimmt. Die Arbeiter und Gehilfen hatten, als die Reform in Angriff genommen wurde, auf eine wirksame Sonntagsruhe gehofft; die Rückwirkung ihrer Enttäuschung auf die sittlich wünschenswerte Verwendung ihrer knappen Freizeit kann keine günstige sein. So verbinden sich materielle Einflüsse mit ethischen, um Symptome zu erzeugen, die man nicht an sich, sondern nur durch das Zurückgehen auf ihre Ursachen bekämpfen kann. Wenn diese Zeilen einige Andeutungen über den Weg gegeben haben, auf dem alle Freunde der Sonntagsruhe zur Erkenntnis der Haupturſache gelangen, der mangelhaften und mutlosen Art der gesetzlichen Einführung der Sonntagsruhe, so haben sie ihren Zweck erfüllt. M D.

Rede Robertsons zur Eröffnung des Arbeitervereins in Brighton am 23. Oktober 1848

Brüder, Männer und Mitbürger!

Ich bin es euch und bin es mir selbst schuldig, vor allem zu erklären, warum ich heute Abend hier stehe, um dem Arbeiterverein die Eröffnungsrede zu halten. . . . . .

Mein zweiter Grund, heute hier vor euch zu stehen, ist ein öffentlicher. Es schien mir bedeutsam, daß euer Gesuch an einen Geistlichen der englischen Kirche gerichtet war. Ein Geistlicher der englischen Kirche nimmt eine ganz eigentümliche Stellung ein. Er steht gewöhnlich schon durch seine Geburt, immer durch seine Stellung zwischen den höhern und niedern Ständen. Er hat freien Eintritt zu den Häusern der Herren und ist in der Hütte des Arbeiters willkommen. Und wenn ich den Beruf eines Geistlichen der englischen Kirche recht verstehe, so ist es sein besondrer heiliger Auftrag, als Bindeglied zwischen den beiden Extremen menschlicher Gesellschaft zu stehen: von den Höchsten des Landes mit allem Respekt, aber auch mit Festigkeit die Erfüllung ihrer Pflichten gegen die unter ihnen Stehenden zu verlangen; die Verbitterung zu mildern, die brennende Eifersucht zu beruhigen, die nur zu oft in den Herzen derer tobt, die von ihrem jammervollen Standorte aus mit entschuldbarer Bitterkeit zu denen aufblicken, die von irdischem Behagen umgeben sind. . . . . Wenn die Thatsache, daß euer Ruf für heute an einen Geistlichen der Kirche Englands erging, als eine Aeußerung des Vertrauens auf die Sympathie jener Klassen, zwischen denen und euch er eine Art Bindeglied bildet, anzusehen ist — wenn mein Annehmen dieses Rufes als ein Pfand ihrer Sympathie mit euch gelten kann, dann mag das, was ich rede, immerhin schwach und wertlos sein, ich werde dennoch das Gefühl haben, daß ich nicht umsonst zu euch sprach, und werde wenigstens mir selbst gegenüber von dem Vorwurf der Anmaßung frei sein.

Ich begann damit, euch „Brüder“ anzureden. Ich machte mir den Ausdruck, den Mr. Holtham in Beziehung auf euer Komitee gebrauchte, nicht zu eigen. Dennoch sind wir einig. Er wollte damit auch nicht sagen, daß ihr „Herren“ wäret. Er wollte nur sagen, daß ihr ebenso empfindet wie Herren, und es ist auch kein Grund vorhanden, warum dies nicht so sein sollte. Wenn man sagt, ein Mann sei edel, so heißt das noch nicht, er sei ein Edelmann. Ich rede euch nicht „meine Herren“ an, weil ich euch viel zu sehr achte, um euch zu nennen, was ihr nicht seid. Ihr seid keine Herrn. Eine Versammlung von Herren (gentlemen) als „hohe und edle Grafen“ (Lords) anzureden, käme einer Beleidigung gleich, und Arbeiter „Herren“

zu nennen, das würdet ihr ebenfalls als eine Geringschätzung eures Verständnisses für die Sachlage empfinden.

Dem Volke unsers Landes drohen von zwei Seiten Gefahren, von denen, die es fürchten, und von denen, die ihm schmeicheln. Von denen, die es fürchten und seine emporstrebende Intelligenz zu unterdrücken suchen, hat es heute nicht mehr viel zu fürchten. Die Zeiten sind vorüber. Der Ruf einer elenden, engherzigen Bigotterie wird heute fast nicht mehr gehört. Aber genau in dem Maße, wie die eine Gefahr abnahm, wuchs die andre! — die Gefahr, die von denen droht, die ihm schmeicheln. Von der Rednertribüne und der Presse hören wir heute die Sprache widerlichster Kriecherei, die den Arbeitern dieses Landes Ekel erregen sollte. Man fand jederzeit Fuchsschwänzerei auf seiten der Macht und wird sie immer finden.

Früher, als die Macht auf seiten der Minderheit war, fand man die Schmeichler in der Könige Häusern. Die Wagschale der Macht spielt heute anders. Sie neigt sich nun nicht mehr nach der Seite der Wenigen, sondern nach der Seite der Menge. Ich behaupte nicht, dies sei der denkbar beste Zustand. Es könnte einen bessern geben. Wir sähen die Macht lieber nicht in den Händen der bevorzugten Minderheit, auch nicht in denen der bevorzugten Menge, wir wünschten, sie läge in der Hand des Weisesten und Besten. Aber es ist der augenblickliche Thatbestand, und mit jedem Tage strömt die Gewalt stärker in die Hände der Ueberzahl; aus diesem Grunde wird man auch jeder Zeit die Schmeichler auf seiten der Menge finden.

Mag nun ein Mann der Mehrzahl oder der Minderheit schmeicheln, der Schmeichler bleibt immer verächtlich. Es ist einerlei, in welchem Zeitalter er erscheint: ändert das Jahrhundert, ihr ändert den Menschen nicht. Wer vor Prinzen und Herzögen kroch, hatte etwas von einer Schlange an sich; aber der, der an dem Tage, wo sie die Macht in Händen hat, vor der Menge kriecht, gleicht doch auch nur der Schlange, die die Richtung, in der sie kroch, veränderte. Der Mann, der in unserm neunzehnten Jahrhundert den Ruf wiederholt: „Des Volkes Stimme Gottes Stimme!“ ist gerade der Mann, der, wäre er vor zweitausend Jahren geboren, der lauteste Schreier unter dem Haufen kriechender Sklaven gewesen wäre, die sich vor dem mit der Vollmacht und Majestät Roms bekleideten Fürsten beugten und riefen: „Es ist Gottes Stimme, und nicht eines Menschen.“

Wer keinen andern Ursprung für Gesetze kennt, als den Willen der Majorität, wer kein ewiges Gesetz des Rechts und Unrechts kennt, das doch allen menschlichen Gesetzen erst Gewicht und Bedeutung verleiht, und nach dem alle Gesetze, mögen sie nun den Willen der Mehrheit oder der Minderheit ausdrücken, erst gemessen werden müssen — wer es nicht fühlt, daß er von einer mächtigen Stimme in seinem Innern aufgefordert wird, allein und ohne Unterstützung allem zu widerstehen, was seine Heeresfolge mit keinem andern Recht, als dem eines entschiednen Willens beansprucht — der ist, scheint mir, gerade der Mann, der, wenn er vor siebenhundert Jahren gelebt und neben jenem königlichen Dänen auf dem Sande des Meeresstrandes gestanden hätte, es versucht hätte, ihn zu dem Glauben zu bewegen, sein Wille gebiete der ewigen Flut.

Darum habe ich jenen Ausdruck nicht gebraucht. Ich redete euch nicht so an, weil ich euch nicht einmal mit einem Titel schmeicheln wollte. Ich achte euch viel zu sehr, um euch zu schmeicheln. Ich brauchte eine andre Anrede, denn es giebt zweierlei Grund, auf dem sich die Menschen vereinigen können. Der eine ist Gleichheit des Standes, der andre Gleichheit der Natur. Das Klassengefühl ist nur ein schwaches Band, denn einer, der Ehrfurcht vor einem andern hat, weil der Betreffende im Rang über ihm steht, wird aufhören, sie zu empfinden, wenn dieser je aufhören sollte, jener bestimmten Klasse anzugehören. Der verarmte Aristokrat, der verkommne Kaufmann werden bald von ihren Standesgenossen vernachlässigt. Der Mann, der den andern nur achtet, weil er dem gleichen Stande angehört wie er selbst, kann leicht aufhören, Respekt vor ihm zu haben, und zwar auf zweierlei Weise: entweder durch seine eigne Erhebung — in diesem Falle wird er versuchen, den Unterschied

zwischen sich und der Klasse, die er verließ, möglichst groß erscheinen zu lassen — oder durch das Herabsinken des andern infolge irgend welchen Unglücks.

Wir haben jedoch ein andres, festeres Band der Einigung in der Gleichheit der Natur. Wenn alle äußern Unterschiede schwanken, bleibt eins unberührt, unverändert, die ewige Grundlage unsrer gemeinsamen Menschennatur — die menschliche Seele, durch die wir leben. Wir ändern uns alle, Schritt für Schritt: alles, nur nicht der Grund, die Seele. Die Neigung zum Bösen, die Fähigkeit zur Vortrefflichkeit, sie sind in allen Ständen gleich. Nur in dem Maße, in dem die Menschen diese wirkliche, ursprüngliche Identität der ganzen menschlichen Natur anerkennen, ist es möglich, schon auf Erden die Verbrüderung aller zu verwirklichen. Es ist die einzig mögliche, verbindende Grundlage für das Menschengeschlecht. Weil die Juden der alten Zeit dies nicht fühlten, hielten sie sich stolz von ihren heidnischen Brüdern fern und legten durch diese Engherzigkeit den Grund zu ihrem unvermeidlichen Sturze. Der Christ des Mittelalters quälte seinen jüdischen Bruder, weil er dieselbe Gleichheit des Fühlens und der sittlichen Natur nicht anerkannte, die der große Dichter unsers Landes Shylock so leidenschaftlich und so rührend auf die Lippen legte:

> Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Organe, Dimensionen, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Wird er nicht mit derselben Nahrung genährt, mit denselben Waffen verletzt? Ist er nicht denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln zu heilen? Wird er nicht von demselben Sommer erwärmt, demselben Winter durchfroren, wie der Christ?

Hätte dereinst der Lehnsherr dies eingesehen, so hätte er dem Leibeignen keinen eisernen Ring um den Hals gelegt, so hätte er nicht ein Gesetz für Leibeigne und eins für Freie gegeben.

Und hätten die Männer, die in unsern Tagen nach den Rechten unsrer gemeinsamen Menschennatur, nach den Pflichten der allgemeinen Brüderlichkeit riefen, den tiefen, herrlichen Sinn ihres eignen Rufes verstanden, so hätten wir nichts von den unmenschlichen Qualen, der höllischen Grausamkeit, die die Sache der Freiheit schändeten, gehört. Schreibt euch dies tief ins Herz, und alles, was an künstlichen Unterscheidungen erbitternd ist, wird verschwinden. Ich weiß es wohl, daß die Sprache, die ich eben über menschliche Brüderlichkeit, über Gleichheit der Natur führte, eine Sprache ist, die scheinheilig erscheinen könnte. Sie ist durch Grausamkeit entehrt, durch Selbstsucht entweiht worden; aber wir wollen uns ihrer trotz alledem nicht schämen. In einer Zeit, der sie verdächtig geworden ist, wollen wir es dennoch wagen, an sie zu glauben und sie zu lieben. Sie hat ihren verborgnen Ursprung in der ewigen Wahrheit aller Dinge. Diese Wahrheit kann so wenig von den bestehenden Dingen hinweggenommen werden, als Erde und Himmel vergehen können. Früher oder später muß sie in greifbarerer Form als je bisher verwirklicht werden. Alles langsame Fortschreiten, alle heftigen Erschütterungen arbeiten an ihrem Teile auf diese Vollendung hin. Das Gewitter ist wohl schrecklich anzusehen, aber es läßt eine reinere Luft, einen hellern Himmel zurück. Laßt uns dem Ayreshirebauern*) lauschen, wie er prophetisch singt:

> Und doch, und doch, und doch —
> Es kommt die Zeit ja doch,
> Wo Mann den Mann hin durch die Welt
> Dennoch für seinen Bruder hält,
> Und doch!

Darum habe ich auch über alle jene fehlgeschlagnen Versuche, die das Gefühl der Einigkeit gern durch den falschen Gedanken der Gleichheit aller Stände hervorrufen möchten, hinweggesehen, ich habe mein Augenmerk auf die wahre Gleichheit der menschlichen Natur gerichtet und habe euch „Brüder“ genannt.

Ich möchte heute abend das Thema meiner Ansprache durch den Ausdruck eurer eignen Gefühle bestimmen lassen, wie er in den Blättern, die das Komitee in meine Hände legte, enthalten ist. Jene Blätter nennen den Zweck euers Vereins, wie den Geist, in dem er gegründet wurde.

---

*) Robert Burns, geboren in der Nähe von Ayr in Ayreshire (Südschottland) als Sohn eines armen Pächters, dichtete selbst hinter dem Pfluge. D H

Der Zweck dieses Vereins ist ein doppelter: er soll den Arbeitern dieser Stadt Mittel zu geistiger Fortbildung und Mittel zu sittlichem Fortschreiten gewähren. Weiterhin finde ich, daß ihr unter geistiger Fortbildung zweierlei versteht. Geistige Fortbildung, sagt ihr, besteht in Belehrung des Verstandes und in Hebung des Geschmacks. Ihr wünscht dem Verstande Belehrung zu verschaffen.

Ich beschränke mich heute abend auf einen Zweig dieser Belehrung, die politischen Kenntnisse. Ich thue dies aus verschiednen Gründen. Erstens sind die euch von diesem Verein dargebotenen Mittel, Wissen zu erlangen, in sehr hervorragendem Maße politischer Natur. Durch geschichtliche Werke, wie durch die Tageszeitungen wird euch die Gelegenheit geboten, euch über die Verfassung euers Landes zu belehren. Der zweite Grund, warum ich hauptsächlich auf diese Seite geistiger Ausbildung Wert lege, ist der, daß politisches Wissen die höchste Erziehung ist, die dem menschlichen Geiste gegeben werden kann.

Laßt mich dies näher erklären. Wenn wir in dem gewöhnlichen Sinne von Politik sprechen, so legen wir diesem Wort nur eine sehr begrenzte Bedeutung bei. Wenn wir sagen, zwei Männer reden über Politik, so meinen wir meist damit nichts andres, als daß sie über irgend eine Parteifrage herumstreiten. Wenn ich heute abend den Ausdruck Politik gebrauche, so brauche ich ihn in dem Sinne, in dem er von allen großen und edeln Schriftstellern der alten Zeit angewandt wurde. Sie meinten mit politischem Wissen die verständnisvolle Einsicht in die Stellung und die Verpflichtungen eines Mannes als Glied einer großen Nation.

Ihr werdet einsehen, daß in diesem Sinne alles andre irdische Wissen der Politik (Staatswissenschaft) untergeordnet ist. Ein Mann, der nichts vom Ackerbau, nichts vom Handel, nichts von der menschlichen Natur, nichts von der Geschichte der Vergangenheit, nichts vom Prinzip der Gesetze versteht, kann nicht behaupten, daß er in Beziehung auf politische Gesetzgebung mehr als ein Stümper sei. Alles, was der Mensch wissen kann, ist dieser edeln Wissenschaft unterthan. In diesem Sinne haben auch die Arbeiter des Landes Interesse an der Politik. Denn in erster Linie ist politische Unkenntnis in unserm, wie in jedem andern Lande eine unsichre Sache. Die Vergangenheit beweist es. Was war es denn anders als politische Unwissenheit, die vor wenig Jahren, wie der Arbeiter in der weisen Erwartung, seine eigne Lage dadurch zu verbessern, den Heuschober und den Kornboden verbrannte, die Briefe diktirte, die Swing unterzeichnet waren?*)

Es brauchte doch nur wenig nationalökonomisches Verständnis, um sie einsehen zu lehren, daß alle Löhne der Welt ein Land, dessen wahre Hilfsquellen zerstört sind, nicht reich machen können, daß Geld weiter nichts ist, als das Symbol eines andern, wahrern Reichtums, für den es den bequemen Ausdruck bietet, daß die Zunahme ihrer Einnahme noch keine Zunahme ihres Behagens bedeutet, daß alles Geld eines Landes sie nicht bereichern kann, wenn dessen Existenzmittel vermindert sind. Was war es anders als politische Unwissenheit, die zum Lohnstreik der Arbeiter verleitete! Ein geringer Grad politischen Wissens würde ihnen klar gemacht haben, daß der Herr nur in geringem Umfang die Löhne, die er zahlt, reguliren kann; daß diese von mancherlei Dingen abhängig sind, über die er keine Gewalt hat, z. B. von der Zufuhr auf dem Markte, von der Nachfrage nach der bestimmten Ware.

Wenn die Politik zudem für irgend jemanden im Lande eine persönliche Bedeutung hat, so hat sie sie für den Arbeiter. Ein Mann der höhern Stände kann seine Aufmerksamkeit darauf richten, wenn er will, nichts zwingt ihn dazu. Sie ist ihm etwas Unterhaltendes, etwas Beobachtenswertes — eine theoretische Merkwürdigkeit, nicht notgedrungen mehr. Eine Preisschwankung von einem Pfennig auf das Brot macht keinen bemerkbaren Unterschied an seinem Tisch; des armen Mannes Feuerstelle jedoch kann infolgedessen vierzehn Tage lang leerstehen. Wenn ungerechterweise eine höhere Steuer erhoben wird, wird ein Mann der höhern Stände kaum gezwungen sein, irgendwelchen Luxus seines Haushalts aufzugeben, aber für den armen Mann ist es fast eine Lebensfrage. Darum wird und muß der Arbeiter Politiker sein, und es ist nur die Frage, ob er ein unterrichteter oder ein unwissender Mann ist. Für ihn ist die Politik eine Sache des täglichen Empfindens — aber der Mann, der ein Unrecht am schärfsten zu fühlen hat, ist gewöhnlich nicht der, der am besten imstande ist, richtig nach den Ursachen dieses Unrechts zu forschen.

Das Kind, das die Stiche einer Nadel fühlt, weiß besser als sonst irgend jemand, daß etwas nicht in Ordnung ist, aber wenn es dann aufs Geratewohl um sich schlägt, ist es doch nicht imstande, zu beurteilen, ob die Schuld in der Pflegerin oder in den Verhältnissen liegt. Der ungebildete Mann ist genau in derselben Lage. Er fühlt auch politisch die Schärfe und Qual seiner Lage, aber es kann ebensogut vorkommen, daß er seine Hand gegen eine unschuldige wie gegen eine schuldige Regierung erhebt. Eben darum haben in vergangner Zeit die ärmern Klassen, wenn die Pest kam, ihre Wut an den Aerzten ausgelassen, in dem Glauben, sie sei von diesen zu ihrem eignen Vorteil bewirkt. Sie fühlten tief, aber sie schlugen daneben. Sagt darum selbst, ob es sicher, ob es weise ist, den armen Mann oder überhaupt irgend einen Stand in politischer Beziehung ganz ohne Kenntnisse zu lassen.

Es giebt noch einen, und zwar einen noch wichtigern Grund, um politisches Wissen zu verbreiten. In unserm freien Lande hat der Arbeiter schon jetzt politische Verantwortlichkeit. Nach und nach sollte er noch mehr erhalten und wird sie wohl auch erhalten. Es steht kaum ein Mann vor mir, der nicht irgend etwas mit der Regierung seines Landes zu thun hätte. Mag es nun sein, daß er eine Stimme in der Kirchenversammlung hat, oder daß er ins Schwurgericht berufen werden kann, wo er über Leben und Tod seiner Mitbürger zu entscheiden hat, oder daß er vielleicht eine Stimme bei der Wahl des Parlamentsmitgliedes hat. Der Besitz dieser Stimme giebt dem Arbeiter eine ernste Verantwortung. Sagt mir nicht, der Schade, den eine falsch abgegebne Stimme anrichte, sei nur gering. Danach messen wir den Grad der Verantwortung nicht. Wenn unter einer Million von Wählern ein Mann unredlich stimmt, so ist ihm freilich nur der millionste Teil des aus einem schlechten Gesetz erwachsenden Unheils zuzuschreiben; aber die Verantwortung bemessen wir nicht nach dem Maße des entstehenden Unheils, sondern nach der Deutlichkeit, mit der das Gewissen zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden vermag.

Der Mann, der der Versuchung, sich bestechen zu lassen, unterlag, ist des Stimmrechts in unserm Lande unwürdig, aber ebensowenig ist der es wert, dieses Recht zu haben, der ihn bestach, gegen sein Gewissen zu stimmen. Der Mann, der einen andern einschüchtert, ist des Wahlrechts nicht würdig, aber auch der nicht, der sich einschüchtern ließ. Einer, der durch das Ausschlußverfahren zu verführen sucht, mißbraucht sein Privilegium, ebenso ein Mensch, der nur nach Sonderinteressen oder nach Standesrücksichten stimmt. Wenn der Landmann z. B. für die Beibehaltung der Korngesetze stimmt, weil sie den Preis seiner Frucht erhöhen, obgleich er überzeugt ist, daß sie der Allgemeinheit schädlich sind, so ist dieser Mann sein Stimmrecht nicht wert. Wenn andrerseits der Fabrikant für die Abschaffung dieser Gesetze stimmt, weil er es für günstiger für die Fabrikinteressen hält, ohne dabei zu überlegen, welchen Einfluß dies auf die übrige Nation haben wird, so macht er nicht den richtigen Gebrauch von seinem Stimmrecht. Es wurde ihm zum Besten der Nation gegeben, und er bringt die Interessen des ganzen Volkes den Sonderinteressen eines Teils zum Opfer.

Nun möchte ich, ohne euch beleidigen zu wollen, von noch etwas Weiterm zu euch reden, und ich weiß kaum, ob es ganz gerechtfertigt ist, dies hier zu besprechen; aber ich bin überzeugt, daß jeder ehrliche Verfechter der Volksrechte (people's charter) mich richtig verstehen wird. Ich will nicht sagen, ein Mann, der noch den Schutz des Geheimnisses für seine Abstimmung bedarf, der es nicht wagt, die Konsequenzen des Rechtthuns zu tragen, der nicht Männlichkeit genug besitzt, um seinem Lande

*) Gemeint ist die sogenannte Swing-Bewegung der englischen Landarbeiter im Jahre 1830, in der Heu- und Kornschoberbrände und Drohbriefe eine große Rolle spielten. D. H.

und seinem Gott gegenüber seine Pflicht zu thun, ohne sich hinter der Wahlurne zu verstecken, ist des Wahlrechts überhaupt unwert: aber ich behaupte — und ich glaube, ihr werdet empfinden wie ich —, er nennt den wahren und hohen Sinn des Briten noch nicht sein eigen. Um nun in diesem Sinne zu stimmen, um redlich, nach guten Grundsätzen und furchtlos zu stimmen, bedarf es gar vieler Belehrung. Inwieweit wird diese durch den Mechanismus dieses Vereins gesichert? Nur teilweise. Wir erwarten nicht, daß die unredlichen Wähler dadurch redlich, die selbstsüchtigen weitherzig werden; aber er bietet doch die Mittel, um den ehrlichen Wähler vor den Folgen seiner Unwissenheit zu bewahren, um ihn zu schützen, daß er nicht das passive Opfer des Demagogen wird oder gezwungen, seine Stimme blindlings in die Hände seines Hausherrn oder seines Arbeitgebers zu überliefern. . . . . H v D

Zukunftsmusik

Uebersicht: 1. Schlaraffia politica; 2. Indivi; 3. Die Galoschen des Glücks; 4. Freiland

Im vorigen Jahre brachte die Christliche Welt die Besprechung einer Anzahl von Utopien, unter denen Bellamys „Rückblick“ die bedeutendste war. Alle damals in Betracht gezognen Zukunftsbilder beruhten in ihren Konstruktionen auf den riesenhaften Fortschritten, die die Großindustrie innerhalb der letzten zwei bis drei Menschenalter in der Kulturwelt gemacht hat. Es sei gestattet, die vorjährige Besprechung im Folgenden fortzusetzen durch eine Kritik andrer Utopien, die ausschließlich oder fast ausschließlich von der Bewirtschaftung des Grund und Bodens und seiner universal-wirtschaftlichen Bedeutung für die Entwicklung der Gegenwart und Zukunft ausgehen. Die Besprechung mehrerer von ihnen hat daneben noch einen praktischen Zweck. Es hat den Anschein, als ob aus kirchlichen Kreisen sich Gruppen zu sammeln beginnen, die an die Verwirklichung einzelner dieser Utopien glauben und diesen Glauben verwirklichen wollen. Davor soll gewarnt werden.

1. Schlaraffia politica

Schlaraffia politica*) ist selbst keine Utopie, sondern eine Sammlung von Utopien aller Zeiten und Völker, wie der Titel sagt, eine Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. Es sind auch nicht alle Utopien, die existiren, in dem Buche gesammelt, gleichwohl ist es die vollständigste Sammlung, die bisher erschien. In der Hauptsache besteht das Buch aus einer Rekapitulation des Inhalts der verschiednen Staatsromane, die bald ausführlicher, bald kürzer und nicht immer in sehr anziehender Form gegeben ist. Außerdem ist sie durchsetzt von allerhand persönlichen Aeußerungen des Verfassers, die mehr auf einen Philologen als auf einen Volkswirtschaftler schließen lassen. Sie enthalten aber manchen guten Gedanken. Das Beste an dem Buche ist der Versuch, den Inhalt der Staatsromane aus der jeweiligen Situation der Zeit, in der sie entstanden sind, zu verstehen. Und so sehr es auch hier nur bei einem Versuche, bei bloßen Andeutungen bleibt, so regen diese doch zu allerhand eignen Gedankengängen an und machen die Lektüre des Buchs auch für den ernsten Sozialpolitiker fruchtbar. Eins erkennt man aus ihm: der Traum von einem seligen Reiche ist so alt, wie die Kunde von der denkenden Menschheit, gleichgiltig, ob er in längstverlorne Vergangenheit zurück- oder in nebelhafte Zukunft hineingeträumt wurde. Die Alten nannten es das goldne Zeitalter, Homer schildert es als die elyseischen Gefilde, Hesiod heißt es die Insel der Seligen. In allen Zeiten und Völkern lebt der Gedanke. Und in den großen Zeiten eines Volks lebt er zu besondrer Kraft und Stärke auf. Wenn dann die Glut religiöser Begeisterung ein Volk ergreift, oder wenn Kunst und Wissenschaft die edelsten Geister auf ungeahnte Höhen gehoben und ihrem Denken neue Perspektiven erschlossen, oder auch wenn die Handelskraft und der Wagemut die besten Söhne eines Volkes bis zu bisher ungekannten Ländern hinaus und von dort mit wundersamen Erfahrungen und Erinnerungen in die Heimat zurückgeführt haben — dann gewinnt immer der Zukunftsgedanke gleichsam greifbare Gestalt. Dann verschmelzen sich alle Wünsche des Volks und seine Hoffnungen auf künftige Thaten, kommende Größe, ungeheures Glück mit dem neuen Glaubensfeuer und der neuen Wissenschaft. Schließlich wirft das alles Eines Hand in bunten, tausendfarbigen, tausendförmigen Bildern aufs Papier und schickt es als neues Evangelium hinaus in die Welt und unter sein Volk. Und je nachdem es ein Philosoph, ein Staatsmann, Volkswirt oder Priester war, zeichnet er die Probleme und die Sehnsucht der Zeit auf philosophischem, politischem, ökonomischem oder religiösem Hintergrunde. War der Schreiber dazu noch ein Dichter, so ward das Ganze ein Roman, war er ein Satiriker, eine große Karikatur, war er ein Zopfgelehrter, eine steife, langweilige, trockne theoretische Abhandlung. Immer aber sind so die Utopien das stets neugestaltige Produkt der uralten dunkeln Völkersehnsucht nach einem letzten ewigen Glück, der besondern Probleme einer Epoche und des Charakters ihrer Verfasser.

*) Schlaraffia politica. Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. Leipzig, Grunow, 1892. Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

2. Indivi

Indivi*) ist die freundlichste und liebenswürdigste aller Zukunftsgeschichten. Sie beginnt also:

Was ich über Nacht geträumt habe, fällt mir wieder ein, wie ich eben die Feder eintunke, um meinen Bericht anzufangen. Ich träume viel und auch gern, denn von bösem Alpdrücken und dergleichen bin ich, Gott sei Dank, nicht geplagt.

Meist versetzt mich der Traum natürlich in die Schulklasse. Diesmal war es in die Quinta unsers guten alten Gymnasiums. Ich saß als hospitirender Probekandidat auf einem Stuhle am Fenster, um die Unterrichtsmethode des Ordinarius auf mich wirken zu lassen. Auf dem Katheder thronte der ehrwürdige wohlwollende Greisenhagen und schaute freundlich in die Klasse hinein, und alle die rotbäckigen Quintaner hatten ihre frischen Augen auf ihn gerichtet. Es war die erste Religionsstunde im Schuljahr, und die Schöpfungsgeschichte wurde durchgenommen.

Wer hat die Welt erschaffen, Engel?

Engel war Ultimus, deshalb durfte die Frage nicht zu schwer sein.

Engel stand auf. Was für ein hübscher, lieber Lockenkopf! Und mit reiner, fröhlicher Kinderstimme antwortete er: Der liebe Gott.

Der Unterricht ging weiter, aber mir im Ohre blieb die Musik dieser silberhellen Stimme, und im Auge behielt ich die klaren Augen des Jungen. Plötzlich bemerkte ich, daß er hinten an den Schultern Flügel hatte, und daß alle die andern Kinder auch Flügel hatten, und daß alle wunderschöne Engel waren. Und alle hatten ihre glücklichen, vertrauenden Augen auf den lieben Gott gerichtet, der auf dem Katheder saß und den Schöpfungsplan machte.

Jetzt sprach der liebe Gott:

Hier habe ich noch ein schönes, liebes Ländchen, von dem will ich, daß es keiner finden kann, damit die, die darin wohnen, es ganz frei für sich haben. Wo werden wir es hinlegen?

In der ersten Reihe hob ein braunköpfiger Engel mit klugem Gesicht den Finger hoch, und als ihm der liebe Gott zunickte, sagte er:

Ins blaue Weltmeer, viele Meilen weit vom Lande.

Du Närrchen, sagte der liebe Gott, das glückte wohl ein paar tausend Jahre; aber dann kommt so ein Kolumbus oder Kapitän Cook und entdeckt es. Treu, weißt du es besser?

Treu stand auf, besann sich und sagte:

In ein Alpenthal, umringt von ganz hohen Gletschern.

Der liebe Gott schüttelte den Kopf und sah auf seinen Wandkalender auf dem Katheder, wo statt der Tage die Jahrhunderte stehen.

Wenn nicht das neunzehnte Jahrhundert die Bergsexen und Alpenklubs im Schoße hätte — weißt du nichts Besseres?

Vielleicht in das Allerinnerste des dunkelsten Afrika.

Auch das geht nicht, da kommt am Ende auch ein gieriger Abenteurer und raubt es für sein Heimatland und plündert und sengt es aus im Namen der Zivilisation.

Und Gottes Augen umdüsterten sich, wie der Himmel von Gewitterwolken verdüstert wird. Doch da fallen seine Augen auf den allerletzten Engel, der seine Blicke bittend auf ihn richtet.

Nun, weißt du heute was, mein lieber Junge?

Ich denke, wir thun es mitten in die Lüneburger Heide, klang die Silberstimme; so schön klang aller andern Engel Stimme nicht.

Brav, mein Junge, du hasts getroffen, dahin will ich es legen. Dahin kommt niemand. Niemand, wiederholte der liebe Gott, höchstens (und dabei schaute er mich an) der Herr Doktor Luginsland, und das schadet nichts.

Selbstverständlich war ich betroffen; ich blickte fest dem lieben Gott in die Augen: da war es auf einmal wieder der alte Greisenhagen,

*) Indivi. Ein absonderlicher Reisebericht. Herausgegeben von Wilhelm Bode. Erschienen in den „Tages- und Lebensfragen.“ Eine Schriftensammlung, herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Nr. 5—8. 135 S. 2 Mk.

und die Jungen hatten alle keine Flügel mehr, und die Rede war von der Schöpfung der Menschen. Und während dieser Ernüchterung bemerkte ich, daß mein Kopf am Eisenrahmen meiner Bettstelle lag, und daß alles Träumen für heute vorüber war.

Das ist das erste reizende Kapitel. Im zweiten befindet sich Doktor Luginsland auf dem Wege nach diesem „lieben, schönen Ländchen" des vollkommenen Indivi—dualismus. Ohne es selbst zu wissen wie, ist der glückliche Pfadfinder in Indivi angekommen.

Den Anblick des Landes, so erzählt er, werde ich nie wieder vergessen. Mir wars, als ob ich nie so etwas Schönes gesehen hätte. Freilich keine hohen Berge, kein blauer See, nirgends ein Felsen, sondern nur welliges Hügelland nach allen Seiten; aber dieses war, soweit ich sehen konnte, ein großer, großer Garten: überall Bäume in allen Schattirungen des Grün, dazwischen winzige Felder und Beete und von den Bäumen und Aeckern umgeben, zahllose weiße Häuser mit blauen und roten Dächern zerstreut über das weite Land. Es giebt ja genug Gegenden in Deutschland, wo die Bauernhäuser vereinzelt stehen, von ihren Aeckern und Wiesen eingefaßt. Aber so sah es hier nicht aus, eher noch wie die freundlichen Villenvororte unsrer Großstädte, wo die reichen Leute wohnen, wo ich mein pensionsberechtigtes Alter zu verbringen oft mir wünschte. Und doch war es hier noch anders; ich konnte das Bild kaum fassen, so ungewohnt war es.

Als der Tag sich neigt, kehrt er bei einem Herrn Herber ein, der ihn im Vorübergehen über seine Gartenhecke hin angeredet und dann zu sich zur Herberge geladen hatte. Bei ihm bleibt er einige Tage, und von ihm wird er auch zuerst über Charakter und Verfassung, Land und Leute Indivis unterrichtet.

Indivi ist eine Gesellschaft hochgebildeter Bauern. Ihre Entwicklung begann nach dem dreißigjährigen Kriege. Vier Familien blieben damals in dem verwüsteten Landstriche übrig, die ängstlich jede Verbindung mit dem Auslande vermieden. Ebenso hielten es ihre an Zahl wachsenden Nachkommen. Zur Zeit Friedrichs des Großen war Indivi im Reiche vergessen. 1780 beginnt das politische Leben des Landes; die Ideen der französischen Revolution üben ihre Wirkung, 1795 wird das allgemeine gleiche Wahlrecht aller Männer eingeführt, das Haupt der herrschenden Familie als Landesverweser anerkannt. Damit beginnt eine dreißigjährige Periode des wachsenden Parlamentarismus; in ihr wächst „Demagogentum und Gesetzgeberwahnsinn." Das Frauenstimmrecht wird eingeführt, Gesetze auf Gesetze geschaffen, immer mehr Bürger werden Beamte, die „nicht produziren" und von dem Ertrage der fleißigen Mitbürger leben. Die Staatsschuld nimmt zu, mit ihr die Steuerlast. 1830 erfolgt die Bildung einer „Entstaatlichungspartei." Ihr Sieg führt die Trennung von Kirche und Staat, von Schule und Staat, d. h. Abschaffung aller Staatsschulen, erhebliche Verminderung aller Beamten, Beseitigung aller sozialen Gesetze zu Gunsten gewisser Bevölkerungsschichten, Abschaffung der indirekten Steuern und Staatsmonopole, sowie aller andern Beschränkungen in Industrie, Handel und Landwirtschaft herbei. Alle Erwachsenen behalten das Stimmrecht; aber kein Gesetz hat länger als zwanzig Jahre Giltigkeit. Infolgedes treten immer mehr Gesetze außer Kraft, immer weniger an ihre Stelle. Allmählich verkümmert das gesamte bisher übliche politische Leben, das Interesse des Volkes wendet sich andern, wirtschaftlichen, geistigen, religiösen Dingen zu. In den sechziger Jahren wird der geringe „öffentliche" Aufwand nur noch durch freiwillige Beiträge aufgebracht, der Landesverweser hat schließlich ganz von selbst bloß noch präsidiale Befugnisse. Im Grunde ist er ein Grundbesitzer wie die andern, nur etwas wohlhabender. Der Staatsorganismus ist also verschwunden; es giebt überhaupt keine Regierung mehr, weder eine monarchische noch republikanische; das Ideal des edelsten Anarchismus ist verwirklicht; Indivi ist nur noch eine Gesellschaft hochgebildeter Bauern.

Man treibt vorwiegend intensive Gartenkultur. Großgrundbesitzer, die produziren, um ihre Produkte im Inland oder Ausland zu verkaufen, giebt es nicht. Man produzirt fast ausschließlich für den eignen Bedarf, Roggen, Weizen, Kartoffeln, Kohlrüben, Salat, Erbsen, Bohnen, Rhabarber, Kresse, Sellerie und Obst aller Art. Man hat nur soviel Land, als zu dieser Produktion nötig ist. Und da jeder Besitzer oder seine Familie selbst also sorgfältig, gründlich, „intensiv" wirtschaftet — Gesinde giebt es nirgends —, so ist dazu nicht allzu viel Land nötig. Das Gartenland liegt immer um das Wohnhaus der Familie herum; so reiht sich Garten an Garten, Gartenhaus an

Gartenhaus, das Ganze ist eine reizende Idylle. Eine vorzügliche, im ganzen Lande durchgeführte Wasserwirtschaft hat die Fruchtbarkeit des gesamten Bodens verdoppelt und verdreifacht, ungesunde Moore und öde Sandflächen in blühende Landschaft verwandelt. Die Wasserkraft allein speist auch die nicht zahlreichen Maschinen der Kleinindustrie und des Handwerks. Großindustrie und alle ihre jammervollen sozialen Folgen giebt es überhaupt nicht. Kein Fabrikschornstein raucht in ganz Indivi; die einzigen Dampfmaschinen, die existiren, sind die Lokomotiven der Eisenbahn. Es giebt nur eine einzige, die das ganze Land durchschneidet; und sie führt nur eine einzige Klasse, ein Mittelding zwischen unsrer zweiten und dritten Klasse, mit ledergepolsterten Sitzen. Die Fahrt ist frei, die Schnelligkeit gering. Handwerk ist nur soweit vorhanden, als nötig. Jeder Handwerker treibt sein Metier nur aus Neigung, und da er meist noch Gartenbesitzer ist, sind die Preise für seine Produkte in Indivi äußerst niedrig. Der das Wirtschaftsleben in Indivi beherrschende Grundsatz ist, daß der Verkäufer möglichst billig seine Waren losschlagen, der Käufer sie gern etwas teurer bezahlen will! Das bewirkt der Druck der öffentlichen Meinung, die Macht der sittlichen Grundsätze, mit deren Anwendung man in Indivi Ernst gemacht hat. Nicht Gewinn, sondern Ehre und Rechtschaffenheit bestimmen das wenig entwickelte öffentliche wirtschaftliche Leben. Darum ist auch der Zinsfuß niedrig, kaum ein Prozent. Die Post und Telegraphie wird von Privatvereinen besorgt. Es giebt nur Privatschulen von ganz geringer Schülerzahl, die den Lehrer in seiner Wohnung besuchen. Es giebt keine öffentlichen Gerichte, sondern nur Schiedsgerichte, keine Juristen, sondern nur für den betreffenden Fall als Schiedsrichter gewählte Bürger. Es giebt keine Gefängnisstrafen, sondern Ehrenstrafen andrer Art, die aber ebenso empfindlich sind: so für den Kaufmann, der mit falschen Gewichten verkauft hat, die monatliche Publikation dieser Thatsache in den Blättern Indivis auf eine bestimmte Zeit hinaus. Die gröbsten Verbrecher, Mörder u. s. w., werden als moralisch Kranke behandelt und in Anstalten untergebracht, aus denen sie je nach ihrem Gesundheitszustande früher oder später wieder entlassen werden. Es giebt keine Art von Landeskirchen, auch keine Theologie in Indivi, aber allerhand Gemeinden mit einem schlichten, stark rationalistisch angehauchten Christentum. Theologischer Streit ist verpönt. Es giebt kein Militär, keine Beamten, überhaupt keine Zwangsorganisationen in Indivi. Die Menschen leben frei, jeder nach seinem Geschmack, aber schlicht, in engstem Zusammenhang mit der Natur, nur der öffentlichen Meinung unterworfen, die allerdings eine Großmacht ersten Ranges ist, der sich alle widerstandslos beugen, und die die vollendete reine, fromme Sittlichkeit ist. Jeder von den Menschen hat mindestens einen Doppelberuf. Der eine ist Bauer und Schullehrer, der andre Bauer und Chemiker, der dritte Bauer und Briefträger, der vierte Bauer und Maurer. Immer aber ist die Beschäftigung in eine praktische und eine mehr ideale, geistige geteilt. Jeder, auch der Eisenbahnschaffner, ist ein gebildeter Mann, der dem „Landamtmann" völlig gleichgeachtet wird. Den Mittel- und Kraftpunkt des geistigen und sittlichen Lebens bildet die Familie, in der vornehme Einfachheit mit vielseitiger geistiger Regsamkeit herrscht. Es giebt in Indivi aus freiem Entschluß der Bewohner keine geistigen Getränke, dagegen wird in den Häusern viel musizirt. Die Wohnhäuser sind ganz nach dem Geschmacke des einzelnen Besitzers und den praktischen und Bequemlichkeitswünschen der Bewohner gebaut. Darum herrscht eine bunte Abwechslung. Wie die Gartenhäuser, so sind auch die Stadthäuser gebaut. Indivi hat nur vier Städte: eine von 30000, zwei von je 11000 und eine von 6000 Einwohnern. Sie sind in ihrer eigentümlichen Bauart, mit ihren krummen einsamen Straßen das Abbild unsrer weltabgelegnen Kleinstädte, in denen sich jeder kennt, in denen jeder noch Zeit hat, nur verschieden von den unsern durch eine große geistige Regsamkeit. Zeit hat überhaupt in Indivi jedermann; und darum ist Leben hier noch eine Freude; denn man hat Zeit, um mit Nachdenken zu genießen, was das durch eine verständige Kultur bereicherte und vertiefte Leben im Verein mit der Natur an Reizen und Schönheiten im Ueberfluß bietet. Darum sind auch die Menschen in Indivi tiefer angelegt als unsre Durch-

schnittsmenschen, heitrer, edler und auch körperlich kräftiger und schöner. Wir lernen eine ganze Anzahl von ihnen in unserm Romane kennen. Eine entzückende Liebesgeschichte zwischen dem Dr. Luginsland und einer Indivianerin spielt sich ab, und schließlich bleibt der Herr Doktor ganz in Indivi. So liegt über Land und Leuten in diesem Indivi nur Sommersonnenschein, nur heitre Freundlichkeit, fromme Reinheit, schlichte Natürlichkeit. Der ganze Roman ist eine einzige Idylle.

Der Verfasser selbst denkt, nach seinen Aeußerungen, nicht daran, in ihm seinem deutschen Volke die von ihm gewünschte ideale Gesellschaftsverfassung vorzuführen. Deutschland ist dazu viel zu groß, seine Verhältnisse viel zu komplizirt, seine Verbindungen und Verknüpfungen mit den andern Nationen viel zu eng, zu weit verzweigt, um je ein Indivi zu werden. Das wäre kaum für ein kleines isolirtes Volk von einer halben Million, wenn auch nicht undenkbar, so doch heute schon schwierig genug. Der Verfasser, der Sekretär des Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke und ein Führer in der deutschen Mäßigkeitsbewegung ist, will wohl vielmehr in dieser liebenswürdigen Form seine Zeitgenossen zu einer schlichten, einfachen, vornehmen, nur durch die geistigen Güter einer echten Kultur und wahren Bildung geschmückten, natürlichen Lebensweise aufrufen, ihnen dazu Lust machen. Er kämpft nicht nur gegen die Trunksucht, sondern gegen ihre Wurzeln, gegen das Getriebe in unsren Riesenstädten, das Gefängnisleben in ihnen, den sozialen und politischen Zwang, den sie zur Aufrechterhaltung einiger Ordnung nötig machen und der jede gesunde Individualität hemmt, jeden Eigenwillen fesselt, das Gemütsleben erstickt, die schlichte Natürlichkeit langsam zerstört. Es geht wohl manchem wie dem Schreiber dieser Zeilen, der von diesem reizenden ländlichen Bilde Indivis hinweg durch die grauen, nur grauen Straßen der Großstadt schreitet, daß er einen solchen Widerwillen gegen ihre Unnatur empfindet, daß man diese ungeheuern, gleichförmigen Steinmassen mit ihren öden Höhlen für Hunderttausende von Menschen zertrümmern und ihnen allen ein freundliches Häuschen und Gärtchen nach Indivis Muster verschaffen möchte. Dr. Bode selbst, der Verfasser von Indivi, hat sichs geschaffen; er hat den Staub und die Oedigkeit der Großstadt in der That von Rock und Stiefeln geschüttelt und sich unweit Dresden in ein schlichtes Dörfchen hinausgerettet, in dem er anspruchslos und sinnig seinen Kohl baut und seine Bücher schreibt. Und er fordert alle Leser auf, es ihm aus freien Stücken nachzuthun. Ach, wie wenige vermöchten das heute, selbst wenn sie es wollten! Die sozialen Organisationen, der Zwang des Berufslebens, die Besitzverteilung, vor allem der unerschwingliche Preis für ein winziges Stück Land in der Nähe der Stadt, in der jeder von ihnen, der Arbeiter, der Techniker, der Kaufmann, der Beamte seine Berufspflichten zu erfüllen hat, hindern ihn, auch nur an dies von viel mehreren, als man gewöhnlich glaubt, ersehnte Ziel zu denken. Zwar überall entstehen jetzt in Großstädten Vereine, die den Bau von Arbeiterwohnungen in Form kleiner Landhäuschen in den Vorstädten gerade für kleine Beamte, Kaufleute und Handwerker mit mehr oder weniger Erfolg in die Hand genommen haben. Mehreren hunderten von Menschen ist dadurch in der That auch schon ihr sehnlicher Wunsch erfüllt worden. Aber was ist das in Millionenstädten? Tropfen auf glühende Steine! Es giebt für alle Kundigen nur einen Weg, der hierin gründliche Besserung schafft, der die Riesenstädte mit ihren Mietskasernen und ihren dreimal verfluchten Hinterhäusern zerschlägt und in anspruchslose Villenkolonien auflöst: das ist, wenn man den Grund und Boden einer Stadt und ihres Umkreises dem Privatbesitz und damit der Privatspekulation entzöge. Damit würde er wieder billig, wie ehedem, man brauchte mit dem Quadratviertelmeter Platz nicht mehr zu geizen und würde wieder, anstatt vier, fünf, sechs Stockwerke in die Luft zu bauen, Landhäuser mit Gärten schaffen können. Das hat schon in den siebziger Jahren Professor Adolf Wagner in Berlin ernstlich gefordert: Kommunalisirung des Grundes und Bodens einer Großstadt und ihrer Bannmeile! Das fordert heute die immer wachsende Schar des Vereins für Bodenbesitzreform.

Dieser Verein ist entstanden auf dem Boden der Gedankengänge, die die nächste Utopie geboren haben. Es ist also nötig,

sich erst mit dieser eingehender zu beschäftigen. Die in ihr ausgeführten neuen ökonomischen Gedanken bilden den großen Rahmen, in dem jene Forderung nur einer von vielen Programmpunkten ist, aus dem heraus sie allein auch ganz verstanden wird. P G

Ein evangelisch-soziales Lehrbuch

Martin v. Nathusius, Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage. Erster Band: Die soziale Frage. Leipzig, Hinrichs. 1893. 310 S. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.

Die Frage nach der Mitwirkung der Kirche bei Lösung der sozialen Probleme formulirt der Verfasser folgendermaßen:

„Soll die Kirche durch ihr Handeln darauf hinzuwirken suchen, daß die Verhältnisse des wirtschaftlichen Lebens auch in eine solche rechtliche Ordnung kommen, welche einer gedeihlichen Entwicklung derselben am förderlichsten ist?“ Ferner:

„Soll die Kirche die öffentliche Meinung so beeinflussen, daß dadurch volkswirtschaftliche Ordnungen bestimmter Art ermöglicht werden? — soll sie auf die Formulirung jener Ordnungen Einfluß üben? — und soll sie die Aufrechthaltung und Wirksamkeit derselben durch die Pflanzung einer entsprechenden Gesinnung fördern?“

Daß der zweite Punkt als ein technisch-juristischer so gut wie ganz auszuscheiden ist, versteht sich auch für den Verfasser von selbst. Aber die erste Frage bejaht er und stellt sich damit in die Reihen derer, die der Kirche ein Eingreifen in die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens zur Pflicht machen. Die Frage der praktischen Theologie als theologischer Disziplin lautet demnach für ihn:

„Was für ein Handeln ist nötig, um die der Gemeinde Christi übertragne Sendung an die Welt zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden durchzuführen?“

In dieser Formulirung liegt ein großer Fortschritt gegen die frühere Behandlung dieser wichtigsten, leider oft nur zu theoretisch betriebenen Wissenschaft. Aus einer Pastoraltheologie wird sie nunmehr zur Lehre vom Handeln der Gemeinde, an Stelle des Grundbegriffs: Erbauung und Erzeugung religiösen Lebens aus der Gemeinde für die Gemeinde tritt die Idee der Missionsaufgabe, die die Christenheit an die Welt hat, der Bau des Reiches Gottes wird klar und deutlich als der Zweck alles kirchlichen Handelns ausgesprochen. Damit ist die Situation erfaßt. Wenn wir auch nie vergessen sollen, daß Kultus, Predigt, Unterricht und Liebesthätigkeit von Christen an Christen geübt werden: thatsächlich hat schon heute die Kirche und alles kirchliche Handeln eine andre Frontstellung einzunehmen. Es wiederholt sich heute — und in viel höherm Grade wird das noch kommen — die Aufgabe der alten Kirche: es gilt die Eroberung einer in ihrem geistigen Leben völlig veränderten Menschheit, es gilt Stellung zu nehmen auch zu einer völligen Umwandlung der natürlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Lage dieser modernen Menschheit. Die Aufgabe unsrer Theologie in allen ihren Disziplinen ist es, diese Frontveränderung energisch zu vollziehen. Vor allem haben wir an die Ethik und die praktische Theologie Forderungen dieser Art zu stellen. Auch Nathusius vermißt bei der theologischen Ethik „die Stellung in den Wirklichkeiten des Lebens.“ Ich würde dies Urteil vollkommen unterschreiben, wenn ich nicht in der Ethik Albrecht Ritschls kräftige Ansätze zu einer derartigen Umwandlung der Betrachtung kennen gelernt hätte, wie sie in der philosophischen Ethik schon seit einiger Zeit vorhanden sind.

Der Gang des Buches ist nun der, daß „in einem grundlegenden Hauptteil zunächst die Volkswirtschaft und das wirtschaftliche Leben überblickt wird, um zu sehen, wo dasselbe Berührungen mit den ethischen Fragen zeigt, bei denen die Kirche einzusetzen hat.“ Dies ist der Inhalt des bis jetzt vorliegenden ersten Bandes, während der zweite das „Wesen der kirchlichen Aufgabe“ selber darlegen wird.

Der Ueberblick über die „soziale Frage,“ den der erste Band bietet, wird den Freunden der Christlichen Welt und des Evangelisch-sozialen Kongresses willkommen sein. Nicht jeder Geistliche oder Lehrer, nicht jeder durch seinen Beruf vollbe-

schäftigte Mann kann noch nachträglich in vollem Umfange die Fragen studiren, die an jeden von uns heute so ernst herantreten. Und doch ist es Pflicht für uns alle, eine Stellung zu ihnen zu gewinnen. So ist denn dieser „Kursus der sozialen Frage“ dankbar zu begrüßen.

Kapitel 1: „Allgemeine Abgrenzung des sozialen Gebietes“ giebt zunächst eine Definition des Gesellschaftsbegriffs, wobei Nathusius sich auf die Seite derer stellt, die die Gruppirung der Gesellschaft durch wirtschaftliche Gründe bedingt sein lassen. Selbverständlich lehnt er aber die materialistischen Folgerungen der Sozialisten schon deswegen ab, weil, wie er sehr überzeugend zum Teil mit wirklich neuen und frischen Gesichtspunkten zeigt, das wirtschaftliche Leben auf das engste von sittlichen und rechtlichen Verhältnissen durchzogen ist. So kommt es, daß die wirtschaftlichen Gruppen zugleich in irgend einem Maße sittlich und rechtlich organisirte Größen sind. Wird so die rein wirtschaftliche Betrachtungsweise durch die Anwendung ethischer Gesichtspunkte auf ein höheres Niveau gehoben, so wird andrerseits die theologische Behandlung dieser Dinge aufs gesundeste befruchtet durch die ernsthafte Anerkennung der Thatsache, daß alles sittliche Leben nach ewigen Gesetzen durch die wirtschaftliche Lage des Menschen sein Gepräge erhält und in unauflöslicher Weise mit ihr verflochten ist. Gewiß ist es falsch, wenn in manchen modernen volkswirtschaftlichen Betrachtungen der Einzelne nur als Arbeitsleister, Lohnempfänger und Konsument von soundsoviel Gramm Brot, Fleisch, Schnaps und Kaffee erscheint; aber es ist auch falsch und ungesund, wenn die Theologie „den Menschen“ nur als den Besitzer einer unsterblichen Seele, mit Sünde behaftet und der Erlösung bedürftig, behandelt. Nicht der von seiner Umgebung isolirte Mensch seinem Gott gegenüber ist das Objekt einer wahrhaft modernen Theologie, sondern die durch tausend natürliche, wirtschaftliche und geistige Bande mit einander verknüpfte Menschheit im Getriebe des Tages, die trotz allem zu einer „Menschheit Gottes“ werden soll.

So ist denn auch die soziale Frage eine wirtschaftliche und sittliche zugleich — aber nur in ihren Wurzeln; als brennende Frage ist sie thatsächlich und allein eine politische (S. 72). Denn es handelt sich um die Erringung neuer Rechte, um die Schaffung eines ganz neuen, den völlig veränderten Verhältnissen angepaßten Ständerechtes, vor allem um ein neues Arbeiterrecht. Diese politische Aufgabe zu lösen aber erfordert nach dem Gesagten eine Kenntnis sowohl der wirtschaftlichen, wie der sittlichen Lage des Volkes. Wenn aber die Lösung der sozialen Frage schließlich auf staatlichem Gebiete liegt, so muß doch eine reiche private Thätigkeit praktischer und geistiger Art vorhergehen und der Gesetzgebung vorarbeiten.

Nachdem Kapitel 2 eine kurze, den Laien informirende Skizze der Geschichte der Volkswirtschaftslehre gegeben hat, bringt Kapitel 3 eine systematische Darstellung der „Hauptprobleme der Volkswirtschaftslehre.“ Der christliche Standpunkt macht sich schon geltend bei den einleitenden Abschnitten. Auch der Volkswirtschaftslehre ist die christliche Idee vom „Menschen“ zu Grunde zu legen, nicht irgend eine naturrechtliche Abstraktion (S. 208); aber auch die Lehre von den „wirtschaftlichen Gütern“ kann und soll in christlichem Sinne dargestellt werden. Einige Beispiele, wie die sittliche Thätigkeit des Menschen auf diesem Felde einzugreifen hat, finden sich auf S. 222 f.*) Bei Betrachtung der „Ziele“ lehnt der Verfasser sehr richtig die oberflächliche Parole ab: Herstellung allgemeiner Zufriedenheit (S. 224 ff.):

> Es ist ein verhängnisvoller Mißgriff, wenn die Kirche in sozialen Krisen unter allen Umständen in erster Linie Genügsamkeit predigt. . . . Sie hat den einen ihrer ethischen Maßstäbe angelegt, der wesentlich nach unten zu gebrauchen war, aber den andern, der zu einer Kritik nach oben Veranlassung gegeben haben würde, nicht zur Hand genommen.

Statt dessen zwei Grundforderungen: erstlich, daß alle, auch die wirtschaftlich am tiefsten Stehenden, ein „menschenwürdiges“ Dasein führen können; zweitens eine solche soziale Abstufung, bei der die wirtschaftliche Lage auch der untern Klassen doch dem allgemeinen Bedürfnisleben der Zeit entspricht.

*) Die leise Konzession an die, die den Unterschied von Gebrauchs- und Tauschwert aufheben wollen (Proudhon u. a.), scheint mir auch in der hypothetischen Form, in der Nathusius sie ausspricht, unerlaubt.

Bei Besprechung der drei Wege Kommunismus, Individualismus und Sozialismus redet der Verfasser einem christlichen Sozialismus das Wort, der in den beiden Forderungen: Schaffung eines kräftigen Mittelstandes, Erhaltung des Privateigentums, aber mit gewissen Einschränkungen (Vergesellschaftung gewisser Betriebe: Bergbau, Geldverkehr u. s. w.), seinen Ausdruck findet. Scharf erklärt er sich gegen die Verstaatlichung von Grund und Boden, fordert aber mit Adolf Wagner u. a. gesetzliches Einschreiten gegen die Grundstückspekulation in den großen Städten. Unter den Mitteln und Wegen, die zum Ziele führen, nennt er jene gesunden, maßvollen Reformvorschläge, denen wir in den konservativen Programmen schon begegnet sind. Daß das ethische Interesse für ihn immer das leitende ist, wird nach allem Gesagten selbstverständlich sein.

Dies in großen Zügen der Inhalt des nützlichen Buches, das zur Einführung in die soziale Frage jedem Laien empfohlen werden kann. Wer in diesen Dingen bereits lebt und einen Standpunkt gewonnen hat, wird manche Erörterungen nicht mehr brauchen. Gott sei Dank ist denn doch seit einigen Jahren eine Menge von dem, was der Verfasser ausführt, unter uns selbstverständlich geworden. Aber auch dem Fortgeschrittenern wird die frische, nur hie und da (in den prinzipiellen Ausführungen) etwas zu gründliche Zusammenfassung des Materials angenehm sein. Auf alle Fälle: wir sind doch in den letzten Jahren etwas vorangekommen, wenn wir schon so bald ein so vollständiges, maßvolles „evangelisch-soziales Lehrbuch“ besitzen.

Dem zweiten Bande sehen wir mit Spannung entgegen.

J W-G

Verschiedenes

(Evangelisch-soziale Zeitfragen) Zweite Reihe. Leipzig, 1891/92. Die zweite Reihe der „blauen Hefte“ (je 50 Pfge.) wird eröffnet durch die Broschüre unsers Herausgebers: Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal. Aus naheliegenden Gründen soll darüber hier keine Rezension geschrieben werden.

Nr. 2: Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes von dem badischen Pfarrer Karl Mayer ist ein hocherfreuliches Zeichen der Zeit. Wer, wie wir es aus voller Ueberzeugung thun, die genossenschaftliche Organisation des arbeitenden Volkes als ein Hauptmittel zu seiner wirtschaftlichen und sittlichen Hebung ansieht, der kann solchen Pionieren der Genossenschaftsbewegung nur dankbar sein. Den Schreiber dieser Zeilen haben besonders tief interessirt die Berichte über die Schwierigkeiten der Gründung und Verwaltung. Aus eigner Erfahrung kann ich bestätigen, daß sie sehr groß sind. Aber es fehlt — wenigstens in der Stadt — in den beteiligten Kreisen nicht an Kräften, die für die zahlreichen und komplizirten Arbeiten zu gewinnen sind. Freilich man muß sie finden können. Je mehr die Beteiligten selber mitarbeiten, um so gesunder ist die ganze Organisation. Das Ziel muß unter allen Umständen sein, jeden Schein von Bevormundung und Wohlthätigkeit aufzuheben. Einstweilen allerdings wird wohl auf den Geistlichen die Hauptmühe lasten müssen. Aber sind alle dazu bereit und dazu vorgebildet? Wer weist sie auf der Universität auf solche praktische Dinge hin? Es würde sich empfehlen, in einem evangelisch-sozialen Kursus einmal die Einrichtung solcher Genossenschaft durchzunehmen, eine Anleitung zur Buchführung zu geben u. dgl. Charakteristisch ist die Klage des Verfassers, das neue, so wohlthätige Genossenschaftsgesetz passe für ländliche Genossenschaften schlecht, weil es zu komplizirte und schwierig zu beobachtende Vorschriften enthalte. Es ist, wie so häufig: Wohlthat wird Plage. Warum? Aus lauter juristischer Gewissenhaftigkeit.

Nr. 3: Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt von Dr. Otto Kamp in Frankfurt. Der Verfasser hat in jahrelanger Armenpflegerthätigkeit die Erfahrung gemacht, daß die mangelhafte gewerbliche und hauswirtschaftliche Ausbildung der Arbeiterfrauen meistens der Grund ist zu dem Herabsinken so vieler Arbeiterfamilien auf das Niveau der öffentlichen Armenunterstützung. Wohlgemerkt — auch eine gewerbliche Ausbildung vermißt und fordert der Verfasser. Er hält für undurchführbar, die Frau des Arbeiters von der erwerbenden Thätigkeit auszuschließen, sieht aber einen Fehler darin, daß so viele Mädchen durch eine einseitige Fabrikarbeit davon abgehalten werden, eine Thätigkeit zu erlernen, die ihnen auch in einer nichtindustriellen Gegend ein gutes Brot verschaffen kann. Darum gewerbliche und hauswirtschaftliche Fortbildungsschulen! Der für diese Einrichtungen unermüdlich thätige Verfasser hat, wie wir glauben, einen wirklich gangbaren und zum Ziele führenden Weg betreten. Möchte er sein Programm noch dahin erweitern, daß er den arbeitsuchenden Mädchen der bessern Stände hier einen Beruf als Lehrerinnen, Direktricen u. s. w. erschließe. Seine Schrift können wir als einen ernsten Weckruf in großer Sache aufs wärmste empfehlen.

Nr. 4/5: Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England von Dr. Karl Möller, Fabrikant in Brackwede,

und Wilhelm Hirsch, Sekretär des Zentralverbandes deutscher Industrieller in Berlin. Der erste der beiden Aufsätze handelt von der „zweckentsprechenden Gestaltung der neuen Gewerbegerichte." Die durch Gesetz vom 29. Juli 1890 eingeführten Gewerbegerichte bringen schon nach den Bestimmungen des Gesetzes einen ungeheuern Fortschritt darin, daß der Arbeiter vor ihnen mit sehr geringen Kosten eine schnelle richterliche Entscheidung erster Instanz finden kann. Betreffs der nähern Einrichtung der Gerichte, die durch Statut zu geschehen hat, fordert der Verfasser eine Kammereinteilung nach Berufen, damit in Gegenden mit vielseitiger Industrie zu Beisitzern wirklich Sachverständige gewählt werden können. Neben den gerichtlichen Entscheidungen ist den Gewerbegerichten die Aufgabe eines Einigungsamtes und einer begutachtenden Behörde gestellt. In der letztern Eigenschaft kann sie auch Anträge an Behörden u. s. w. richten. Die sehr sachgemäßen Vorschläge des Verfassers werden hoffentlich bei der Ausführung des Gesetzes beachtet werden. Der Vorsitzende, der weder Arbeiter noch Arbeitgeber sein soll, wird insbesondre mit großer Vorsicht zu bestellen sein. Wenn er ein Jurist sein soll, dann jedenfalls ein gewerblich sachverständiger! Welche dringende Aufforderung für unsre Juristen, diesen Dingen ernsthaft näherzutreten! Sehr interessant wäre es zu erfahren, wie weit es bei den Wahlen der Beisitzer und weiterhin den Sozialdemokraten gelungen ist, die Gerichte für ihre Zwecke auszunutzen. Ueber die Aufgabe der neuen Gerichte als Einigungsämter äußert sich Hirsch etwas skeptisch. Er meint, daß unsern deutschen Arbeitern die genügende Reife zu dieser verantwortungsvollen Thätigkeit fehle. Die Geschichte des Buchdruckerstreiks, die er giebt, ist ja entmutigend genug. Aber bei einer guten Leitung braucht man doch wohl nicht so schwarz zu sehen. Erfahrungsgemäß ist der einzelne Sozialdemokrat, wenn man ihn zur sozialen Arbeit heranzieht, kein ungünstiges Element. Die kurze Geschichte der englischen Einigungsämter, die Hirsch seinen Betrachtungen über die deutsche Einrichtung voranschickt, ist recht interessant und lesenswert.

Nr. 6: Die Religion der Sozialdemokratie von Pfarrer Dr. Theodor Arndt. Wer es nicht wüßte, könnte es aus diesen warm geschriebnen Blättern lernen, daß die sozialdemokratische Weltanschauung auf ihre Anhänger wirkt wie eine Religion, freilich wie eine Religion des Fatalismus, soweit die Gegenwart in Betracht kommt, aber als eine Religion der Hoffnung auf die Zukunft. Gerade was die Partei dem Christentum vorwirft, daß sie den Arbeiter durch einen „Wechsel auf die Zukunft" beschwichtigen und niederhalten wolle, das leistet sie. Sie weckt freilich auch vieles Neue, was unsre Kirche leider nicht in dem Umfange in der Arbeiterbevölkerung zu wecken vermocht hat: Korpsgeist und Opfermut. Aber auch dies sind Wirkungen christlichen Geistes, die aber auf einem etwas ungewöhnlichen Wege an die Arbeiterwelt herangekommen ist. Die Schrift wird hoffentlich manchen blinden Verdammer der Bewegung gerechter stimmen helfen; ob sie an die Sozialdemokraten selber kommen wird? Wir wollen auch diese Hoffnung nicht ganz aufgeben.

J W-G

Nr. 7: Frauenberuf, ein Beitrag zur Frauenfrage von Professor Johannes Weiß. Wenn es auch nicht an Monographien über die Frauenfrage fehlt, so freuen wir uns doch über den Weißschen „Beitrag." Der Verfasser hat vor allem ein warmes Herz für die Not unter den Töchtern aus den mittlern und höhern Klassen, die mit einer inhaltslosen ästhetisch-romantischen Weltanschauung gespeist für wirkliche Lebensaufgaben und den sittlichen Wert der Arbeit zumeist wenig Verständnis besitzen. Wir hören aber auch warme Worte zu Gunsten der Waschfrauen, Aufwärterinnen u. s. w., deren Arbeitstag das gesetzlich festgelegte Maximum für Fabrikarbeiterinnen oftmals überschreitet. Die Pforten zu neuen Arbeitsmärkten für die Frauen werden weit aufgethan und zwar ohne alles zimperliche Feilschen und Markten mit fossil gewordenen Anschauungen wie: „das schickt sich nicht für eine Frau," oder „das ist unweiblich." Seine pia de sialvia finden durchaus unsern Beifall, vor allem die Forderung eines kürzern Mittags und eines desto längern Feierabends, der sowohl beiden Geschlechtern wie Verheirateten und Unverheirateten zu Gute kommt. Den Mädchengymnasien steht Weiß skeptisch gegenüber, ist aber durchaus nicht gegen die Universitätskarriere. Daß ein Teil der Schuld an der Misere von Millionen Frauen auch die Kirche und die Christenheit trifft, ist gewiß auch für unsre Zeit keine überflüssige Bemerkung.

Nr. 8: Kürzere Arbeitszeit, mit besonderer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine von Stadtpfarrer Traub in Stuttgart. Ein frischer, kräftigender Geist weht uns aus dem Büchlein entgegen. Kein Wunder; ist es doch aus der Feder eines Mitgliedes der evangelischen Arbeitervereine Württembergs geflossen, die unsers Wissens zuerst der sozialen Thätigkeit einen breitern Raum in ihrem Programm eingeräumt haben. Im ersten Teile werden mehr prinzipielle Fragen erörtert und die daraus folgenden Konsequenzen gegen absichtliche und unabsichtliche Mißverständnisse verteidigt, als ob die volkswirtschaftlich interessirten Arbeitervereine die religiösen Tendenzen in die Ecke stellen und mit den Sozialdemokraten liebäugeln müßten.

In dem zweiten umfangreichern Teile wird die Frage nach der Arbeitszeit zur Diskussion gebracht. Das Schema, mit dem das Recht der Arbeiter auf eine kürzere Arbeitszeit nachgewiesen wird, ist in seinen Grundzügen das bekannte: Gesundheit, Bildung, Familie, Arbeitslosigkeit und intensivere Produktion fordern eine Verkürzung der Arbeitszeit. Die statistischen Belege dafür sind ebenso zahlreich wie schlagend. Brentano, Schulze-Gaevernitz und das „Sozial-politische Zentralblatt" sind die hauptsächlichsten Gewährsmänner des Verfassers. Unsre heutigen bewußten Arbeiter sind nun einmal Zahlenmenschen, und eine Wahrheit, die ihnen in Zahlen gleichsam krystallisirt gebracht wird, eignen sie sich viel fester und sicherer an. Traubs Abhandlung hat aber nicht allein in ihrem Inhalt ihren Wert für die christlich-soziale Sache, sondern das Material seiner Ausführungen eignet sich gleichzeitig auch vorzüglich für Vorträge und für die Agitation. Jedem Arbeiter, der einigermaßen redegewandt ist, bietet sich hier die Möglichkeit zu einem fördernden Vortrag unter seinen Genossen. Die Engrosarbeit für die Evangelischen Arbeitervereine ist mehr und mehr gethan, jetzt geht es an das Detail. Traub hat den ersten Schritt gethan. Vivat sequens! M

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 22 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Programm des vierten Evangelisch-sozialen Kongresses

Der vierte Evangelisch-soziale Kongreß findet am 31. Mai, 1. und 2. Juni in Berlin SW. nach folgender Tagesordnung statt:

I. **Mittwoch, den 31. Mai:**
1) morgens 10 Uhr, Sitzung des Gesamtvorstandes der Evangelischen Arbeitervereine Deutschlands;
2) nachmittags 4 Uhr, Mohrenstraße 27, Sitzung des Ausschusses des Evangelisch-sozialen Kongresses;
3) abends 8½ Uhr, Klubhaus Krausenstraße 10, geselliges Beisammensein der bereits anwesenden Teilnehmer des Kongresses.

II. **Donnerstag, den 1. Juni,** SW., Johannistisch 6, **erster öffentlicher Verhandlungstag:**
1) Eröffnung des Kongresses durch den Vorsitzenden, Landesökonomierat Nobbe-Berlin;
2) Jahresbericht des Generalsekretärs Göhre-Berlin;
3) Referat des Professors D. Kaftan-Berlin über Christentum und Wirtschaftsordnung;
4) Referat des Pastors Cronemeyer-Bremerhaven über Heimatkolonien.

III. **Freitag, den 2. Juni,** ebenda, **zweiter öffentlicher Verhandlungstag:**
1) Referat des Hofpredigers Dr. Braun-Stuttgart über die Annäherung der Stände in der Gegenwart;
2) Referat des Hofpredigers a. D. Stöcker-Berlin über das Sonntagsgesetz und seine Konflikte im Volksleben.

Alle evangelischen Männer sind eingeladen. Anfragen sind zu richten an den Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses, cand. rev. min. Paul Göhre, Berlin W., Bülowstraße 84.

Einladung

Freunde der Christlichen Welt, die den Evangelisch-sozialen Kongreß besuchen, sind eingeladen, am Abend des ersten Tages (1. Juni) 8 Uhr im Café Schütz, Friedrichstr. 231 sich zu treffen. Die Notiz in voriger Nummer ist damit widerrufen.

In einem freundl. gel. Pfarrhaus finden Kinder und j. Mädchen liebevolle Pension während der Sommermonate oder auch für das ganze Jahr. — Gefl. Anfragen unt. E. G. a. d. Exp. d. Blattes.

Zu verkaufen ein Oelgemälde (Kopie)
Feuerbachs Pietà
(Grablegung)
in Goldrahmen. Größe 150 cm: 95 cm. Näheres bei
Otto Meißner
Hamburg, Hermannstraße 44.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig
Burschen heraus!
Die heutigen studentischen Korporationen und ihre Zukunft
Elegant ausgestattet
Preis 1 Mark

Soeben erschienen:
Donovan
Lebensgeschichte eines Engländers aus unsern Tagen
Von
Edna Lyall
Autorisirte Übersetzung von E. Bagge
Ein starker Band 472 Seiten. Geheftet 5 M.; gebunden 6 M.
Zu beziehen durch alle guten Buchhandlungen oder vom Verleger
Leipzig **Georg Wigand**
Vergl. Christl. Welt 1893, Nr. 17 und 18

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 23 Leipzig, den 1. Juni **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christlich-sozialer Geist. Noch ein Wort für den Evangelisch-sozialen Kongreß — Die Erhebung des Evangelisch-sozialen Kongresses über die Verhältnisse der Landarbeiter Deutschlands — Zukunftsmusik: 3. Die Galoschen des Glücks — Vorurteile: 3 (Schluß) — Justus Jonas. Zum 5. Juni 1893 — Verschiedenes: Gottesdienstliche Vorträge; Das Haus in unsrer Zeit und in unserm Volke; Judas Ischarioth; Georg Rietschel, die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste; Carl Nick — Quittung — Anzeigen

Christlich-sozialer Geist

Noch ein Wort für den Evangelisch-sozialen Kongreß

Es soll heute nicht von christlich-sozialem Programm oder von christlich-sozialen Forderungen gesprochen werden, sondern von etwas, das vorhanden sein muß, ehe man Programme und Forderungen aufstellen kann. Wir reden vom christlich-sozialen Geist, von der Gedankenmasse, die im Hintergrunde alles christlich-sozialen Handelns lagert. Diese Gedankenmasse ist ihrer Natur nach wesentlich religiös, denn was uns in aller Volksarbeit treibt, hebt, trägt, hält, leitet, was uns nicht müde werden läßt, wodurch wir Enttäuschungen und Wartezeiten getrost überwinden, das ist Glaube, religiöser Glaube, das ist im letzten Grunde der Glaube an Jesus Christus, wie ihn Gott gerade uns geoffenbart hat. Der christlich-soziale Geist ist nicht ein mattes Gemisch von Glaubenssätzen und Wirtschaftslehren, eine Wassersuppe, in der etliche Brocken Kirchlichkeit und etliche Rinden Sozialreform unvermittelt nebeneinander schwimmen, nein, er ist eine einheitliche, große, gottgegebne Weltanschauung, er ist etwas, das, so Gott will, die Zeit ebenso bewegen kann wie etwa seinerzeit der neue Glaube der Reformation oder der Wind des ältern englischen und deutschen Pietismus. Wenn der christlich-soziale Geist nicht in diesem vollen Sinne Weltanschauung ist, dann ist er zu schwach für das, wozu ihn Gott bestimmt hat, zur Wiedergewinnung eines Volkes, das durch die Schule der Sozialdemokratie hindurchgegangen ist.

Die Sozialdemokratie wächst. Sie wird nicht wachsen, ohne bleibende Spuren in der Seele des Volkes zurückzulassen, sie wird wachsen und mancherlei erreichen. Wir können nicht sagen, was sie alles durchsetzen wird, aber eins können wir mit Bestimmtheit vorhersagen: die volle Beseitigung der vorhandnen Gesellschaft gelingt ihr nicht. Noch nie ist ein menschliches Gedankensystem voll verwirklicht worden. Weder der Gedanke der deutschen Reformation noch die Ideen der französischen Revolution sind völlig Wirklichkeit geworden. Jede große Bewegung erreicht vielerlei, aber sie erreicht nicht alles. An diesem großen Lehrsatz der Geschichte können auch Blutströme nichts ändern. Mit andern Worten: auch die Sozialdemokratie ist eine vorübergehende Erscheinung. Sie ist so wenig die absolute Lösung der sozialen Probleme, als etwa Hegels Philosophie die endgiltige Beseitigung aller wissenschaftlichen Schwierigkeiten war. Es kann sein, daß die Sozialdemokratie auf lange Zeit hinaus das letzte große „System“ sein wird, das dem Volke sich einprägt, aber sie wird nicht die letzte Denkweise, nicht die letzte Weltanschauung sein. Nach ihr kommt ein neues Geschlecht mit neuen Gedanken, ein neues Geschlecht, das schon beginnt, während die Sozialdemokratie anfängt die populärste Partei zu werden, und dieses neue Geschlecht heißt, wie wir hoffen, christlich-sozial.

Die Sozialdemokratie füllt Gehirn und Ohr des Volkes mit wirtschaftlichem Stoff. Alles, alles schwirrt von Produktionsverhältnissen, Organisationsfragen, Gesetzen, Paragraphen, Einrichtungen. Das Volk, das bisher gerade von diesen Dingen sehr wenig wußte, wird mit riesiger Wucht in das ökonomische Denken hineingeworfen. Die Fragen von Kapital und Arbeit, von reich und arm werden so ins Mark der Masse hineingeblasen, daß auf diesem Gebiet die alte Naivität, die alte Harmlosigkeit für immer vorbei ist. Daher muß eine Weltanschauung, die nach der Sozialdemokratie kommen will, die Grundfrage nach Beseitigung der Massenarmut mit unerbittlichem Ernste anfassen. Die Zeit der kleinen Flickerei, der Mittelchen und Pflästerchen schwindet mit jedem neuen Hunderttausend Menschen, das bei der Sozialdemokratie in die Schule geht. In diesem Sinne muß der christlich-soziale Geist ernsthaft „sozial“ sein. Er muß aber ebenso ernsthaft gläubig sein, er muß im vollsten, tiefsten Sinne Religion sein, denn die Menge, die ein Menschenalter oder länger mit bloßer Nationalökonomie gespeist worden ist, wird sich mit elementarer Sehnsucht nach einem Glauben ausstrecken, der ihr mehr bietet als Essen, Trinken und Wohnen. Die Menschenseele ist für das Ewige geschaffen, und sie hält es auf die Dauer nicht aus, wenn man sie bloß mit irdischem Stoff füllen will. Es wird inmitten der wachsenden Sozialdemokratie ein Gefühl emporsteigen, das zuerst sich nicht hervorwagt, das man für Atavismus oder sonst etwas halten mag, ein Gefühl des Sichhingebenwollens an etwas Höheres als an das vergängliche Klasseninteresse. In der Wüste bloßer wirtschaftlicher Diskussionen wird es sich regen nach dem Worte des 42. Psalms: Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir. Lange zurückgedrängt wird der Glaube mit der Lust des lange gehemmten Wassers hervorquellen. Darum kann die künftige Weltanschauung nicht etwa bloß verdünnte Auflage alter Kirchlichkeit sein, sie muß Energie und Enthusiasmus des Glaubens besitzen, sie muß sich gründen im lebendigen Gott und seiner Offenbarung. Nichts kann falscher sein als zu meinen, mit etlichen Abstreichungen vom alten Lehrbestande der Kirche sei das Neue gegeben, das die Herzen fesseln und das Volk erneuern kann. Es handelt sich nicht um etwas, das Menschen sich ausrechnen können, sondern um ein großes Gnadengeschenk, um eine freie Gabe Gottes ähnlich jenen Gaben, durch die frühere Epochen der Geschichte des Christentums eingeleitet wurden. Gott muß uns die Augen öffnen für neue Seiten seiner Offenbarung. Wir können nur begnadigte Werkzeuge sein, wenn es ihm gefällt, uns zu benutzen. Wir können den christlich-sozialen Geist nicht machen, sondern können nur betende Hände aufheben und warten, wo uns im Schachte der Wahrheit ein neuer Silbergang entgegenleuchten mag.

Schon aus dem eben Gesagten ergiebt sich, daß wir nicht die Meinung haben, als besäße irgend jemand einen fertigen Katechismus des christlich-sozialen Geistes. Dieser Geist ist erst im Werden, und niemand kann von ihm heute mehr bieten, als entstehende Teile. Aber das ist unser Segen. Eine fertige Weltanschauung hat weniger Zukunft als eine werdende.

Hundertfach ist von praktischem Christentum gesprochen worden. Oft hat man das Wort für Einzeldinge angewendet,

für Suppenküchen oder Nähschulen oder Arbeiterkolonien. Wir haben nichts gegen alle diese Dinge, aber praktisches Christentum ist uns mehr als Einzelhilfe; es ist eine Art die Bibel zu lesen, eine Weise zu glauben, zu predigen, zu beten und zu arbeiten, es ist eine Gesamtauffassung des christlichen Lebens im ganzen. Das praktische Christentum trennt sich ab von dem falschen Seligkeitschristentum, das nur vom Himmel zu reden weiß und nicht von unsern Aufgaben auf der Erde; es scheidet sich von einem wehleidigen Gefühlschristentum, das zwar mit dem Weinenden weint, aber dem Weinenden nicht hilft. Das praktische Christentum glaubt an Besserung irdischer Verhältnisse durch den Gehorsam des Evangeliums. Es spricht nicht: Wenn ich nur selig werde, so mag die Welt vergehen. Es sagt nicht: Das Elend ist da und bleibt da, und ich kann es nicht ändern. Es sieht die weite Welt voll Mühsal und Stöhnen und das tausendfältige Weh von Vätern, Müttern, Kindern, von verlassenen Alten und verstoßenen Töchtern, der Jammer der Menschheit ruft ihm zu: Hilf, hilf, greif zu, bessere, verkläre! Die Not wird erfaßt als das zu Ueberwindende. Es ist nicht gestattet, sich zu beruhigen, so lange es Elend giebt, das beseitigt werden kann. Damit ist eine ewige Aufgabe ausgesprochen. So lange es Menschengeschichte giebt, wird es Sünde und Elend geben: aber ebenso lange wird es christlich sein, die Finsternis hell zu machen, Sklavenketten zu brechen und Höhlen in Häuser zu verwandeln.

Man sagt, das habe die Christenheit immer gewußt. In gewissem Sinne ist das wahr. Es hat immer Versuche gegeben, das Los der Brüder und Schwestern zu erleichtern. Aber im Vordergrunde des Glaubens hat die Ueberwindung von Weltleid und Weltsünde nicht gestanden. Man war mit der Lehre von dem Wesen der heiligen Dreieinigkeit, mit der Organisation der Kirche, mit der Lehre vom Heil der einzelnen Seele viel zu beschäftigt, um die Weltaufgabe des Christentums anders als nur beiläufig zu behandeln. Man ist dieser Aufgabe zweimal nahe gewesen, einmal in der Urgemeinde zu Jerusalem, und ein andresmal in ganz andrer Weise auf der Höhe des Mittelalters. Nun aber tritt dieselbe Frage nochmals an die Christenheit heran. Die ganze Zeit ist reif dazu. Es darf uns nicht mehr nur eine Nebensache neben dem eigentlichen Glauben sein, wie die Erde von Leid entlastet werde, sondern unser Glaube muß es als Glaubensgegenstand mit aller Innigkeit erfassen, daß wir Gott dienen, indem wir die Welt erneuern. Wir glauben, daß dies das Ziel der Wege Gottes auf Erden ist. Hier gilt es, einen Berg Not nach dem andern abzutragen. Gott läßt darin vieles gelingen, er wird aber auch neue Berge zeigen, bis endlich die Arbeitszeit der Erde abgelaufen ist und der Himmel, nicht der chiliastische Himmel auf Erden, sondern der wirkliche Himmel im Jenseits das als Vollendung zeigt, wonach hier die Jahrhunderte im Glauben ringen.

Woher wissen wir, daß die Beseitigung von Weltleid Gottes Wille ist? Wir wissen es durch die Person Jesu Christi. Jesus Christus, der Sohn Gottes, der hochgelobte Erlöser, der Tilger unsrer Schuld, hat sein ganzes Leben auf Erden gearbeitet um Not zu beseitigen. Er wird uns offenbar in seiner Herrlichkeit als das Licht der Blinden, als die Kraft der Lahmen, als Gehör der Tauben, als Gesundheit der Aussätzigen, als Evangelium der Armen. Die Evangelien sind voll von Hilfsarbeit, die heute von den ganz Frommen nur als „human," nicht aber als eigentlich „christlich" angesehen wird. Jesus verzehrt sich im Gesundmachen von Menschenkörpern und Menschenverhältnissen. Er half massenhaft, er half auch Leuten, die sich nicht bekehrt haben. Er war Hilfe. Wie stand er zwischen den Standesunterschieden! Er ist der Genosse der Sünder und Zöllner. Er wirft keinen Stein auf die Gefallenen, er ruft Wehe über die, die der Witwen Häuser fressen und dem Volke unerschwingliche Lasten auflegen. Hört ihr seine Worte über die Reichen? Wißt ihr, was er über das Sammeln von Schätzen sagt, wie er vom Zins redet, wie er über den Mammon urteilt? Vergegenwärtigt euch, wie das alles bei den Hörern gewirkt haben muß, wie unendlich praktisch dieses wahre Christentum Christi war, und dann hört die Predigt der Kirche von heute und leset die Theologie dieser Tage —

brauchen wir da nicht neuen Geist des Christentums, wie er die Welt erneuert?

Wir sollen die Evangelien lesen lernen. Bis jetzt war den Predigern vielfach Jesu Arbeiten nur ein Vorspiel zum Leiden und Sterben. Wir sahen sein Thun und Lehren als aktiven und passiven Gehorsam sich in den Glaubenssatz vom Sühnleiden einfügen. Damit ist etwas ganz Richtiges gesehen worden, aber unser Auge muß sich schärfen für das Ziel dieses göttlichen Gehorsams. Was Jesum beschäftigte, indem seine Hände Gesundheit ausfließen ließen und indem sein Herz die Lahmen und Krüppel an sich zog, das muß uns mehr als bisher beschäftigen. Der selige Professor von Hofmann in Erlangen hat einmal gesagt, nach der Zeit des Paulus müsse eine Zeit der Evangelien kommen — o daß sie käme!

Wenn sie kommt, so gestaltet sie die Theologie um. In welchem Sinne sie auf Dogmatik und praktische Theologie (Lehre vom Wirken des Glaubens in der Welt) einwirken wird, können wir nicht übersehen. Sicher ist, daß eine Kirchengeschichte im Sinne der Evangelien eine Geschichte der christlichen Weltdurchdringung sein müßte. Dabei wird die Vergangenheit die Lehrmeisterin der christlich-sozialen Zukunft sein müssen. Wir lernen von der Urgemeinde, wie der bloße Geist der Bruderliebe, auch wenn er in ursprünglichster Frische wirkt, die besonnene wirtschaftliche Erwägung nicht entbehren kann, falls er nicht zur Desorganisation werden soll. Wir lernen aus der Umwandlung der antiken Sklaverei in das mittelalterliche Hörigkeitssystem, wie wirtschaftliche und religiöse Motive parallel gehen müssen, wenn ein Schritt vorwärts gethan werden soll. Die Geschichte des mittelalterlichen Zinsverbotes zeigt beides, einmal, wie religiöse Einwirkung Volksleben erhalten kann, und andrerseits, wie die religiös-moralische Beeinflussung nur solange Kraft hat, als sie in Harmonie steht mit dem technisch-ökonomischen Zustande einer Zeit. Die Geschichte des mittelalterlichen Almosenwesens lehrt für alle Zeiten, daß das Almosen nur eine dürftige, mangelhafte Form der christlichen Volksliebe ist, und daß wir unsere Blicke auf Organisationen richten müssen. Die Wiedertäufer in der Reformationszeit stellen die Schäden des revolutionären Chiliasmus ins Licht und warnen vor dem Himmel auf Erden. Der Pietismus lehrt, wie die kirchliche Organisation noch nicht genügt, um die christlichen Ziele auf Erden zu verwirklichen. Die Innere Mission ist der Versuch, mit partiellen Organisationen zu helfen. Sie beweist, daß die christliche Liebe die denkbar umfassendsten Formen suchen muß, wenn ihre Kraft etwas Bleibendes erreichen will.

Das alles sind nur Andeutungen, die den Geist zeigen mögen, in dem die Kirchengeschichte die Verbindungslinien zwischen Evangelium und christlich-sozialer Weltauffassung klar legen soll. Der christlich-soziale Geist muß seiner Natur nach ein starkes historisches Element in sich haben. So historisch das Christentum selbst in die Welt kam, nicht um aufzulösen, sondern zu erfüllen, so historisch muß die christlich-soziale Christenschar das bis jetzt Gewordene ansehen. Aber unsre historische Art der Auffassung ist nicht die Geschichtsbetrachtung des Materialismus, in der es keine Sünde und keine Führung Gottes giebt, sie ist auch nicht die der historischen Nationalökonomie, die mehr beschreibt als zum Handeln drängt, unsre Geschichtsauffassung sieht ein Gewebe von Kulturvoraussetzungen, Sünden und Gnadenwirkungen vor sich und möchte an diesem Gewebe so weiter arbeiten, daß die Zahl der schwarzen Fäden abnimmt und der Reichtum heiliger Fäden sich mehrt, sie einigt historisches Verständnis mit gläubigem Entschluß.

Damit ist die allerallgemeinste Grundlage der christlich-sozialen Arbeit dargelegt. Wir vermeiden auf diese Weise den Fehler des Todtschen Buches über die Bibel und den radikalen Sozialismus, indem wir nicht einzelne dicta probantia, Beweisstellen, zu heutiger nationalökonomischer Theorie aus dem Alten oder Neuen Testament herausgraben wollen. Wir hoffen aber auch die Hilflosigkeit derer zu überwinden, die zwischen Glauben und sozialer Arbeit die Verbindung suchen, ohne sie zu finden. Um aber etwaige Mißverständnisse von vornherein zu hemmen, sprechen wir es besonders aus, daß uns die Lehre vom persönlichen Heil in Christo Jesu durch sein Blut die notwendige

Voraussetzung der christlich-sozialen Arbeit ist. Wir müssen selbst durch die Vergebung die eigne Weltverflochtenheit innerlich überwunden haben, ehe wir an wirksame Bekämpfung von Sünde und Not gehen können. Wir müssen im Glauben den Sieg über die Erde greifen, müssen die ganze demütige Souveränität der Kinder Gottes besitzen, wenn wir die Aufgabe der Ueberwindung des Weltleides und der Weltsünde ansehen können, ohne vor ihr zu zergehen. In Christo sein ist die Voraussetzung für das mit Christo arbeiten. Auch sind die Ratschläge der bisherigen individualistischen christlichen Ethik keineswegs jetzt verloren. Sie behalten ihr Recht, auch wo sich die ethischen Gesichtspunkte erweitern. Wir sollen sehr behutsam umgehen mit dem Erbe der Väter in religiöser Hinsicht. Auch hier: nicht auflösen, sondern erfüllen.

Von den allgemeinsten Vordersätzen aus müssen wir aber weiter vorgehen, um den Weg zu finden, der von den Prinzipien zur Praxis führt. Wir reden von Weltleid und Weltsünde als zwei zusammengehörigen Größen, die wir zwar logisch auseinanderhalten, aber im wirklichen Leben nicht trennen können. Wir sind der Ueberzeugung, daß Sünde Not und Not Sünde bringen kann und im allgemeinen bringt. Man denke nur an Wohnungsnot, Unzucht, Trunk, Krankheit, Verarmung in ihren vielfachen Zusammenhängen. Gegenüber dieser Doppelerscheinung ist es ebenso einseitig bloß religiös-moralisch wie bloß sanitär-ökonomisch vorzugehen. Es bedarf des Zusammenwirkens der beiden Elemente, die sich im Worte „christlich-sozial" vereinigen. Hierin liegt unser Vorzug vor der Sozialdemokratie einerseits und vor einem rein individualistischen Bekehrungschristentum andrerseits. Wir sind imstande, das Gewissen des Einzelnen zu schärfen und doch ihm alle jene Milderungsgründe zuzubilligen, die aus gemeinsamer Schuld und allgemeinen Verhältnissen herrühren. Der in die Tiefe versinkende Bruder ist Opfer und Sünder zugleich, gerade wie der Herr Jesus beim verlornen Sohn mit Bedacht eigne Schuld und allgemeine Hungersnot als Doppelgrund seines Elends aufweist.

Indem wir nun dem Elend in der bezeichneten Art uns zuwenden, entspricht es den Grundsätzen des praktischen Christentums, bei der untersten Schicht mit der Arbeit einzusetzen. Wir sollen das Evangelium den Armen bringen. Daher ist es nicht richtig im christlich-sozialen Sinne, wenn wir als erste Aufgabe die Erhaltung vorhandner Stände von selbständigen Leuten hinstellen. Die Parole „Erhaltung des Mittelstandes" mag viel Berechtigtes in sich schließen, sie wird in vielen praktischen Konsequenzen mit christlich-sozialen Einzelforderungen zusammentreffen, aber sie ist an sich nicht ein Ausfluß des Geistes Jesu Christi, dem die Untersten die Nächsten waren. Ob sich der Mittelstand erhalten läßt, und wie weit er sich erhalten läßt, ist nicht allein vom guten Willen, sondern in erster Linie von der technischen Entwicklung abhängig. Diese technische Entwicklung zu hemmen, ist nicht ein christliches Ziel, aber dafür zu sorgen, daß bei jeder Form technischer Einrichtung Menschen nicht zerdrückt, verdorben, bleich, nackt und schuldbeladen werden, das beschäftigt unsre Seelen. In diesem Sinne ist uns der untergehende kleine Handwerker näher als der Meister, der sich auf die nächsthöhere Stufe des Kleinindustriellen emporzuschwingen vermag. Der Gehilfe ist im allgemeinen mehr ein Gegenstand unsrer Fürsorge als der Meister, der Dienstbote mehr als die Herrschaft, der ungelernte Tagearbeiter mehr als der gelernte organisirte Arbeiter, der Arbeitslose mehr als der, der dauernde Arbeit hat. Wir gehen nicht aus von einem im Kopfe fertigen System, wie etwa ein vollendeter Volksorganismus aussehen sollte, wir haben keine bestimmte Lehre von Klassen und Ständen oder von deren Beseitigung, sondern wir greifen dort ein, wo die Not am größten ist, und glauben damit richtiger zu verfahren als konservative oder sozialistische Verfolger eines in Gedanken fertigen Systems der Volksgruppirung.

Die Methode der Hilfe ist dementsprechend nicht ein Universalmittel, ein einziger Normalweg. Teils werden wir partielle, teils allgemeine Ursachen der Not finden. Beide sind gleich sehr der Aufmerksamkeit wert. Wir können deshalb nicht wie die Sozialdemokraten auf alle Klagen immer dasselbe antworten: schafft nur erst die alte Gesellschaft beiseite, so wird es von selbst besser. Die Sozialdemokraten sind innerweltliche Chiliasten. Für sie kommt ein jüngster Tag und dann das irdische Paradies. Wir sind keine Chiliasten, wir wissen, daß der Himmel nur jenseitig ist, und gerade deshalb verachten wir es nicht, am alten Haus zu repariren mit kleinen und großen Handgriffen, bis es wohnlich wird. Mit andern Worten: eine christlich-soziale Volksarbeit thut, was Jesus that. Er sagte dem Blinden nicht: du wirst sehen, sobald die Wiedergeburt aller Dinge eingetreten ist — sondern er griff schon in dieser Welt zu und heilte. Seine Macht des Heilens ist unendlich größer, als es die unsrige sein kann, aber er zeigt uns die Methode. Das Wort vom „Wechsel auf den Himmel" können wir Christen mit vollstem Rechte gerade den Sozialdemokraten entgegenhalten. Es trifft nicht uns, sondern sie.

Wer an eine große Generalhilfe glaubt, der wird geneigt sein, bis zum Eintreten des großen Umschwungs die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen, und sich nur eine gläubige Gemeinde zu sammeln, die dann bereit ist, ins Paradies einzugehen. So thun es die meisten Sekten, die das nahe Ende erwarten, so thut es in gewissem Sinn auch die Gemeinschaft der materialistischen Chiliasten, d. h. der Sozialdemokraten. Sie sind es nicht, die die neue Aera herbeiführen, sondern die Zukunft kommt von selbst: der Kapitalismus wirtschaftet von selbst ab; das Kapital sorgt durch endlose Konzentration von selbst dafür, daß es schließlich den Einzelhänden entzogen wird. Laßt es wachsen, so wird es am Ende nichts mehr schaden! Die Sozialdemokratie ist ihrer Theorie nach die optimistischste Vertreterin des Satzes: Laissez passer, laissez aller. Darin liegt ihre große Verwandtschaft mit ihrem Vater, dem bürgerlichen Liberalismus. Daher erscheint sie auch dem großen Kapital nicht gefährlich. Es weiß, daß sie das Kapital für alle Not verantwortlich macht, daß sie aber diesem nicht wehe thun will. Noch nie ist ein Gesetzentwurf, der sich in irgend einer Weise gegen das Kapital richtete, von der Sozialdemokratie eingebracht oder befürwortet worden.

Gegenüber diesem Sozialismus des Gehenlassens muß der christliche Sozialismus ein Sozialismus des Entschlusses sein. Wir rechnen mit Willensentschlüssen als mit Faktoren der Weltgestaltung. Wir halten es nicht für recht, ruhig zuzusehen, wie sich die Proletarisirung der Masse häuft, wie sich die Familie zersetzt, wie die Reservearmee der Arbeitslosen schwillt. In dieser Hinsicht hat selbst die Innere Mission aus christlichem Geist heraus richtiger gehandelt als die Sozialdemokratie. Die Innere Mission entschloß sich, etwas gegen die Fluten zu thun. Was sie that, war nicht ausreichend, aber sie that doch etwas. Diesen Geist helfender That im großen müssen die Christlich-sozialen haben, denn sie sind ja eben keine Materialisten, sondern Leute, die da glauben, daß der Wille eine Großmacht ist. Wir glauben nicht daran, daß Völker die Opfer von dunkeln Verhängnissen sein müssen, wenn sie sich bekehren, d. h. wenn sie heiligen Willen entwickeln.

Freilich der Wille darf nicht ein bloßes phantastisches Wünschen sein. Man kann bei großen Volksfragen nicht alles machen, was man sich schön ausdenkt. Es geht nicht, etwa durch Generalordre allerlei Betriebe plötzlich genossenschaftlich zu organisiren oder aber einen Minimallohn im allgemeinen festzusetzen. Alle derartigen Vorschläge erinnern uns an einen wunderlichen Gärtner. Dieser Mann war Georginenzüchter und wollte seinen Konkurrenten durch eine neue, unerhört schöne Sorte übertrumpfen. Da zeichnete er sich eine Wunderblume aufs Papier. Sie war prächtig, aber sie hat niemals geblüht, denn sie fand den Weg nicht vom Papier in die Wirklichkeit. Der Konkurrent aber pflegte vorhandne Ansätze und Keime mit milder und kluger Hand, und die Anknüpfung an vorhandne Ansätze ließ seinem Willen viel Schönes und Liebliches gelingen. Soziale Arbeit ist Arbeit am lebendigen Körper. Eine alte Maschine kann man einschmelzen und neu gießen, einen kranken Körper muß man pflegen, indem man ihn studirt und auf die zarten Winke merkt, die das Heilungsbedürfnis von selbst giebt. Man muß Sinn haben für das Wachsen und Werden, für das Entwickeln, für Mögliches und Unmögliches.

Daß solcher Sinn nicht ohne sorgfältige Detailarbeit jemandem zu teil werden kann, braucht kaum erwähnt zu werden.

Wir haben bis jetzt gesehn, daß die christlich-soziale Arbeit ihrer Natur nach sittlich-wirtschaftlich ist, daß sie von unten her erneuern will, daß sie kein fertiges Universalmittel besitzt, daß sie den Willensentschluß als Ausgangspunkt der Besserung ansieht, aber vor unmöglichem Wollen sich hüten soll. Nun würde nötig sein, weiter darzulegen, was für uns in das Gebiet des möglichen Wollens gehört. Damit kommen wir an die Grenze der Prinzipien und nähern uns den Fragen eines christlich-sozialen Programms. Auf diese aber soll heute nicht eingegangen werden. Deshalb können wir hier nur Weniges noch sagen.

Die Untersuchung jeder einzelnen notleidenden Schicht des Volkes wird im Grunde zweierlei zeigen: allgemeine und besondre Ursachen des Elends, mit andern Worten: Gesamtkrankheit des Volkskörpers und Einzelkrankheit des Volksteils. Beides braucht nicht notwendig zusammenzuhängen. Es kann z. B. Mißverhältnisse in der Lage der ländlichen Arbeiter geben, die mit den Gesamtfragen der Nation wenig verflochten sind, etwa Gewohnheiten ihres Standes oder Folgen der Naturallöhnung oder Neigungen des Großgrundbesitzes als solchen. Diesen Einzelschäden gegenüber sind einzelne Vorschläge nötig. Die Sozialdemokratie behandelt alle Teile des Volkes gleich. Sie generalisirt im falschen Sinne, etwa wie ein Landmann, der nach dem Grundsatz „Eine Pflanze ist wie die andre“ Getreide, Kohl und Kartoffeln am selben Tage pflanzen, gießen und schneiden wollte. Wir müssen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, die hundert Variationen des wirklichen Lebens in Anschlag zu bringen, und damit den Geist der wahren Liebe zu beweisen, der sich in die Lage jedes andern zu versetzen imstande ist. Neben den Einzelnöten zeigen sich aber ganz allgemeine Gesamtnöte, die in allgemeinen Rechtsideen oder in vorhandner Güterverteilung oder in der Lage des Weltmarktes ihre Ursachen haben können. Diese gehören ebenso gut in die christlich-soziale Arbeit hinein wie jene. Vielleicht ist unter diesen keine wichtiger und keine schwieriger als die Not der Konzentration des Kapitals in wenig Händen. Sie sei dem ganz besondern Studium der christlich-sozialen Freunde empfohlen.

Noch sind wir im Stadium gemeinsamer prinzipieller Arbeit. Wir grüßen den Kongreß, an dessen Spitze ein Referat über Religion und Wirtschaftsordnung stehen wird. Gott segne die Tage in Berlin! Er gebe uns in dieser Pfingstzeit neue volle Gaben seines kräftigen Geistes, der die Seinen in alle Wahrheit leitet. F N

Die Erhebung des Evangelisch-sozialen Kongresses über die Verhältnisse der Landarbeiter Deutschlands

Die äußere Veranlassung zu der Enquete, über deren Zweck und wahrscheinliches Ergebnis in Nachstehendem einige vorläufige Mitteilungen gemacht werden sollen, bot die Publikation der Ergebnisse einer umfassenden Erhebung, die der „Verein für Sozialpolitik“ über den gleichen Gegenstand veranstaltet hatte. Der gedachte Verein hatte sich, nach dem Muster früherer, in den Jahren 1849 und 1873 veranstalteter Ermittelungen, durch Versendung eines Fragebogens an etwas über 3000 ländliche Arbeitgeber in ganz Deutschland gewendet und von über zwei Dritteln der Befragten mehr oder weniger ausführliche Beantwortungen erhalten; dagegen hatten die Mittel des Vereins nicht ausgereicht, er auch die äußere Möglichkeit nicht gehabt, innerhalb seiner Erhebung auch die Landarbeiter selbst zu Worte kommen zu lassen. Es war das namentlich von sozialistischer Seite als eine ungerechtfertigte Einseitigkeit heftig getadelt worden, und wenn auch dem Verein nach Lage der Umstände ein Vorwurf aus der Unzulänglichkeit seiner Mittel nicht gemacht werden darf, so kann doch schlechterdings nicht bestritten werden und ist auch von keiner Seite bestritten worden, daß eine Kontrolle der Angaben und noch mehr der immerhin oft recht subjektiv gefärbten Urteile der Arbeitgeber durch Befragung andrer Vertrauensmänner dringend erwünscht erscheinen mußte.

Eins — das scheinbar Nächstliegende — konnte dabei nicht in Frage kommen: die Arbeiter selbst in Gestalt der Versendung eines Fragebogens an sie heranzuziehen. Es ist diese Möglichkeit bisher von keiner Seite behauptet worden, und jeder, der die Eigenart dieser Arbeiter, wie sie wenigstens in dem überwiegenden Teile Deutschlands und speziell im Osten ausgeprägt ist, kennt, weiß, daß ein solches Vorgehen erhebliche Verwirrung gestiftet, aber kein sachliches Ergebnis gehabt hätte. An die Arbeiter selbst konnte man nur im Wege entweder der direkten persönlichen Lokalrecherche gelangen oder — und das konnte allein in Frage kommen — auf dem Umwege, daß man ortsangesessene und möglichst unbefangne Mittelspersonen mit ihrer Befragung betraute. Als solche konnten im wesentlichen nur die Geistlichen und die Aerzte auf dem Lande in Betracht gezogen werden. Nun hätte man über die materielle Situation, speziell über die hygienische Seite der Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse wohl mit größerer Wahrscheinlichkeit von den Landärzten wirklich sachverständige Auskunft erhalten. Dem stand aber einmal die äußerliche Unmöglichkeit entgegen, von einer Zentralstelle sich die Adressen der ungeheuern Zahl von Landärzten im Reiche zu verschaffen, und dann war auch ihre Bereitwilligkeit zur Beantwortung im allgemeinen recht fraglich. Beide Schwierigkeiten waren bei den Landgeistlichen ganz erheblich geringer. Endlich aber und namentlich hatten die bisherigen Enqueten die Wahrscheinlichkeit ergeben, daß die Probleme, die die Lage der Landarbeiter bietet, in ganz hervorragendem Maße auf dem psychologischen Gebiet liegen.

Wenn diese Gründe dafür sprachen, den Versuch zunächst bei den Geistlichen zu machen, so wird es kaum einer besondern Begründung dafür bedürfen, daß gerade der Evangelisch-soziale Kongreß die Befragung der Geistlichen in die Hand nahm. Auf Veranlassung des Ausschusses des Kongresses arbeitete deshalb dessen Generalsekretär, Herr Paul Göhre, dem der Unterzeichnete manche bei der Erhebung des Vereins für Sozialpolitik gemachte Erfahrungen zur Verfügung stellen konnte,*) einen vorläufigen Entwurf eines Fragebogens aus, der in mehrfachen Sitzungen des Aktionskomitees, speziell vonseiten der Herren Oekonomierat Nobbe und Professor Adolf Wagner, eingehend kritisirt und erörtert und in seiner demgemäß verbesserten Form zur Versendung gelangt ist. Die Unmöglichkeit, aus der Gesamtheit der deutschen evangelischen Pfarreien diejenigen auszusondern, die nur oder überwiegend ländliche Distrikte umfaßten, nötigte dazu, den Fragebogen an alle überhaupt existirenden Pfarrämter, d. h. in rund 15000 Exemplaren, zu versenden. Der Vorschlag, die zur Berichterstattung geeigneten Geistlichen durch die Superintendenturen auswählen und bezeichnen zu lassen, wurde, meines Erachtens mit Recht, abgelehnt, weil jeder Anschein eines auch nur „halbamtlichen“ Charakters der Erhebung aus mannigfachen und naheliegenden Gründen vermieden werden mußte, auch keineswegs feststand, inwieweit die Stellungnahme der kirchlichen Obern eine freundliche sein würde.

Der Fragebogen wurde im Dezember mit einem Anschreiben versendet, das um Einsendung der Antworten bis zum 15. März bat — später wurde der Termin auf mehrseitiges Verlangen bis 1. Mai hinausgeschoben — und sich im übrigen über Zweck und Methode der Erhebung aussprach. Es wurde darin das dringende Ersuchen ausgesprochen, grundsätzlich lediglich Angaben der Arbeiter der Beantwortung zu Grunde zu legen und jedenfalls, wo aus eigner Erfahrung und aus andern Quellen geschöpft werde, dies im einzelnen erkennbar zu machen.

Der Fragebogen, auf dessen Inhalt hier etwas näher eingegangen werden soll, zerfällt äußerlich in vier Abschnitte, von denen der erste die allgemeinen zur Orientirung über Ursprungsort und allgemeine landwirtschaftliche Verhältnisse erforderlichen Fragen, der zweite solche über die Beschaffung des Lebensbedarfs der Arbeiter, Arbeitsgelegenheit und Familienleben, der dritte die Einkommensverhältnisse im einzelnen und der letzte einige unter der Bezeichnung „Ethische und soziale Verhältnisse“ zusammengefaßte Fragen allgemeiner Art enthält, ohne daß die

*) Herr Göhre bemerkt hierzu, daß der Verfasser obigen Artikels ebenso viel Anteil an den Fragebogen habe wie er. D H

im einzelnen ziemlich willkürliche Scheidung der Fragen auf systematischen Wert Anspruch machen könnte.

Es ist dem Fragebogen nun zunächst die große Zahl der gestellten Fragen vorgeworfen worden — das Sächsische Kirchen- und Schulblatt hat deshalb seine Versendung als eine „Zumutung“ bezeichnet, die mit „Totschweigen“ beantwortet zu werden verdiene. Einzelne Berichterstatter finden, die Fragen seien bei den einzelnen Punkten derart gehäuft und zusammengeschachtelt, daß man „nervös“ werde. Von wissenschaftlicher Seite wurde darauf hingewiesen, daß eine große Anzahl der Fragen — die über Kindersterblichkeit, Heiratsalter u. s. w. — aus der Statistik korrekter zu beantworten seien und lediglich zu unrichtigen Generalisationen verleiten würden. Dem allem ist zunächst entgegenzuhalten, daß der Fragebogen keineswegs nur den Zweck verfolgt, neues Beobachtungsmaterial zu erfragen; mindestens ebenso wichtig war der fernere, den Landgeistlichen Anregung zu systematischer Beobachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Gemeindeglieder auch in ihrem eignen Interesse zu geben, und hierzu war eine ebenfalls systematische Aufstellung möglichst aller der Fragen geboten, die für die wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeiter überhaupt in Frage kamen. Es wurde auch nicht von der Voraussetzung ausgegangen, daß alle einzelnen Nebenfragen beantwortet werden müßten.

Im ersten Abschnitt des Fragebogens sind zunächst Fragen nach dem Ursprungsort, der Art der Besitzverteilung und der Bodenbewegung, den vorkommenden Kategorien von Arbeitern und ihrem Zahlenverhältnis untereinander und zur Größe der Wirtschaften gestellt, namentlich auch darnach, inwieweit Arbeitskräfte durch Heranziehung von Wanderarbeitern von auswärts beschafft werden, ferner nach der Art der Fruchtfolge, der Höhe der üblichen Bodenpachten und insbesondre, um einen konkreten Anhalt zu haben, nach den für etwaige Schul- und Pfarräcker erzielten Pachten und den Grundsätzen, nach denen die Verpachtung (an Bauern oder an kleine Besitzer oder Arbeiter) erfolgt. Der zweite Abschnitt fragt zunächst, bis zu welcher Größe des Besitztums ansässige Leute auf Lohnarbeit als Ergänzung der Einnahme angewiesen sind — eine Angabe, die im allgemeinen ein charakteristischeres Bild von der Bodengüte giebt als andre Zahlen, und wendet sich dann den Wohnungsverhältnissen zu. Es wird nach Zahl, Größe, Ausstattung, Qualität der Zimmer, speziell der Schlafräume, Zahl der Betten im Verhältnis zur Zahl der Familienglieder, Gesindestuben, Unterkünften für die „Sachsengänger“ (auswärtige Wanderarbeiter) und nach der Höhe des Mietzinses oder der Zahl der Arbeitstage, die für die Wohnung zu leisten sind — das Abarbeiten der Wohnung ist im Osten die Regel —, gefragt. Hier wie sonst wird ausdrücklich um Angabe von Beschwerden gebeten, die — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — seitens der Arbeiter erhoben zu werden pflegen. Es gelangen dann die Fragen nach der Beschaffung des Brennwerks und nach den von den Arbeitern benutzten Einkaufsstellen für Lebensbedürfnisse zur Erörterung. Sodann ist ziemlich spezialisirt nach der Art der Ernährung gefragt, zunächst den — von den städtischen Marktpreisen oft ziemlich unabhängigen und nicht immer niedrigern — Kosten der wichtigsten Nahrungsmittel (Kartoffeln, Brot, Milch, Fleisch) an Ort und Stelle, dann nach der Art der Beköstigung (Selbstbeköstigung, Beköstigung durch den Arbeitgeber), ferner im einzelnen nach der Zusammensetzung der Nahrung (Zahl der Fleischmahlzeiten, Brot- und Kartoffelkonsum, Alkoholkonsum). Es ist wohl kaum allgemein bekannt, wie ungemein groß die Unterschiede gerade der typischen Ernährungsweise auf dem Lande sind, daß es im Norden (Mecklenburg) Gegenden giebt, wo eine tägliche, und andre nicht minder fruchtbare (Schlesien), wo eine wöchentliche Fleischmahlzeit als günstiges Durchschnittsmaß gilt, der Brotkonsum um mehr als das Doppelte schwankt u. s. w. Es handelt sich da um gewaltige Differenzen der Bedürfnisse, damit aber hängt das gesamte Kulturniveau, und ferner die Bedeutung des Alkoholgenusses für den Körper derartig zusammen, sodaß gerade diese scheinbar rein äußerlichen und kleinlichen Momente von geradezu grundlegender Bedeutung sind.

Des weitern wird von der Art und Zeitdauer der Arbeitsgelegenheit, dem Berufswechsel und den Folgen von Arbeitslosigkeit oder Arbeitermangel und sodann von der Arbeitszeit, den Pausen, der Sonntagsruhe gehandelt. Hier wie immer ist auf die durchaus notwendige Scheidung der verschiednen Kategorien von Arbeitern gedrungen. Es folgen einige Fragen nach dem materiellen Einfluß etwaiger Maschinenarbeit, sowie endlich nach der Art der Krankenversorgung und der Armenhäuser und die bei den Arbeitern darüber herrschenden Ansichten.

Bei Behandlung des Familienlebens, auf das sich der nächstfolgende Fragekomplex bezieht, ist die zentrale Frage stets, in welcher Weise im allgemeinen der Lohnerwerb sich verteilt, ob die Frau stark, wenig oder gar nicht daran beteiligt ist, und in welcher Weise sie etwa in der eignen Wirtschaft (durch Viehzucht, Arbeit auf eignem Land u. s. w.) produktiv thätig ist. Es ist von ganz wesentlichem Interesse, zu erfahren, welche von beiden Arten der Beschäftigung die Stellung der Frau am meisten hebt, und welche, rein wirtschaftlich betrachtet, die rationellere ist, und es hat sich im Gegensatz zu oft gehörten Meinungen auch hier gezeigt, daß diese Frage durchaus nicht immer im selben Sinne zu beantworten, sondern von sehr mannigfachen Umständen abhängig ist. Selbstverständlich sind bei dieser Gelegenheit auch die naheliegenden Fragen nach den Mißständen, die die Lohnarbeit der Frau nach sich zieht, gestellt und auch die fernere, wie es mit der „Schonung von Wöchnerinnen“ steht — ein Begriff, der teilweise bekanntlich auf dem Lande noch völlig fehlt.

Näher eingegangen wird ferner auf das Heiratsalter; es ist überraschend, wie allgemein die bekannte Thatsache, daß das Proletariat früher heiratet und kinderreicher ist als die Besitzenden (Bauern), sich in den Angaben der Berichtenden wiederspiegelt. Es gehört hierher weiter die Frage, inwieweit die Vorwegnahme des ehelichen Zusammenlebens die Regel bildet und die eheliche Treue gewahrt wird: beides pflegt auf dem Lande, wie im allgemeinen ja bekannt, in einer für unsre Begriffe eigentümlichen Weise mit einander verbunden zu sein. Die fernere Frage nach Kinderzahl und Kindersterblichkeit hat, trotz den vorhandnen statistischen Daten, manche nicht uninteressante Bemerkungen zu Tage gefördert, ebenso die Frage nach dem Vorkommen bewußter Beschränkung der Kinderzahl. Es ist sodann auch um Ermittlung des Umfangs, der Art, der Wirkungen der Kinderarbeit, des Verhaltens der Arbeiter dazu, ferner der Stellung der Halberwachsenen bis zur Militärzeit und ihres pekuniären und sittlichen Verhältnisses zu den Eltern ersucht und endlich ein Komplex von Fragen den alten und invaliden Familiengliedern, der oft vorkommenden „Abschiebung“ solcher Leute wegen befürchteter Armenlasten und der Wirkung der sozialpolitischen Gesetze hierauf und auf die Stimmung der Arbeiter gewidmet.

Es ist leicht ersichtlich, daß die zuletzt berührten Gegenstände — die Fragen des Familienlebens — dem Interessenkreise der Berichterstatter besonders nahe liegen, und daß die Berührung der rein materiellen Fragen mit den höchsten ethischen Interessen hier besonders leicht erkennbar ist. Das ist sowohl bei den oben erwähnten Fragen der Ernährungsweise, als bei dem nun folgenden, die Einkommenverhältnisse im einzelnen behandelnden Abschnitt in sehr viel geringerm Maße der Fall. Es war eine Frage von prinzipieller Bedeutung, ob aus diesem Grunde diese Fragen entweder gänzlich fortzulassen oder doch erheblich zu beschränken seien. Der Inhalt der Antworten aber, die eingegangen sind, zeigt, daß das ein schwerer Fehler gewesen wäre. Das Material, das über die Details des Arbeiterhaushalts auf Grund dieser Fragen geliefert worden ist, hätte auf keinem andern Wege und durch keine andern Mittelspersonen beschafft werden können. Es konnte nur durch die strenge Forderung ganz konkreter materieller Angaben vermieden werden, daß die Berichterstatter sich auf allgemeine Klagen beschränkten, und es ist anzunehmen, daß der Zwang, sich ganz konkret ins Einzelne zu vertiefen, ihnen selbst oft Gelegenheit bot, auf völlig neue Gesichtspunkte auch über die Existenzbedingungen eines gesunden Familienlebens zu stoßen. Aus einer nicht geringen Anzahl von Berichten geht das hervor, es ist vielleicht manchem Referenten ergangen wie einem von ihnen, der gesteht, wie „be-

troffen“ er gewesen sei, als er mit einem nach seiner Ansicht gut gestellten Tagelöhner den Minimalbedarf der Familie und ihr Einkommen bis ins Einzelne aufgestellt und sich dabei in jedem Punkte von der Unmöglichkeit, dabei menschenwürdig und schuldenfrei zu existiren, überzeugt habe.

Der Fragebogen scheidet außer dem ledigen Gesinde die „freien,“ d. h. kontraktlich nicht gebundnen und meist nur in Geld gelohnten von den in dauerndem Kontraktverhältnis stehenden und im Norden und Osten überwiegend in Naturalien (Land, Deputaten, Viehweide) abgelohnten Arbeitern. Es ist in erster Linie, soweit dies den Verfassern möglich sein würde, um Aufstellung detaillirter Budgets auf Grund der Angaben der Arbeiter ersucht und sind solche von den Referenten teilweise in ausgezeichneter Vollständigkeit geliefert worden. Festgestellt sollte jedenfalls werden: welchen Teil des Bedarfs die Arbeiter aus dem eignen Lande oder den Naturalien decken, was sie an Nahrungsmitteln zukaufen müssen, oder ob und wieviel sie an Getreide oder landwirtschaftlichen Produkten aus ihrem Deputat noch verkaufen können. Es ist das für das Verhältnis der Interessen des Gutsherrn, der stets an hohen, und des Arbeiters, der, wenn er zukaufen muß, an niedrigen Preisen der Nahrungsmittel ein Interesse hat, das in letzter Linie entscheidende Moment. Die Fragen, inwieweit den Arbeitern nach ihren Angaben die Eigenwirtschaft als erwünscht gilt oder nicht und weshalb nicht, ob und wie sich eine Verschiebung zwischen den einzelnen Arbeiterkategorien vollzieht und eventuell warum und welche Gestaltung des Arbeitsverhältnisses den Arbeitern selbst — mit Recht oder Unrecht — als die erstrebenswerteste gilt, schließen sich naturgemäß an.

Spezielle Aufmerksamkeit sollte nach der Fragestellung den meist recht unerfreulichen Verhältnissen der sogenannten Hofgänger, d. h. der von den Arbeitern im Osten für den Dienstherrn als zweite oder dritte Arbeitskraft zu haltenden Dienstboten, zugewendet werden.

Die letzte Gruppe der Fragen, Abschnitt 10 des Fragebogens, behandelt zunächst die Herkunft und Abstammung der Landarbeiter, die Aus- und Abwanderung und den Einfluß der Bevölkerungsfluktuation und der modernen Wirtschaftsweise in psychologischer Beziehung, ferner den Umfang des Sparsinns, des Lektürebedürfnisses, das Verhältnis zu Schule und Kirche, endlich die Beziehungen zu den Arbeitgebern und Gutsbeamten, etwaige Arbeiter- oder Arbeitgeberverbände und den Stand der sozialistischen Agitation. —

Man sieht, die Anforderung, mit der der Kongreß an die Geistlichen herantrat, war eine auch quantitativ ganz gewaltige. Es kann vorläufig nur mit Genugthuung konstatirt werden, daß die Erwartungen, die man dabei hegte, durch den Erfolg weit übertroffen worden sind.

Das quantitative Ergebnis anlangend, so beträgt die Gesamtzahl der bisher eingegangnen Berichte rund 980, es sind noch weitere zugesagt, sodaß im ganzen gegen 1000 vorliegen werden. Von den 15000 Befragten sind etwa 9000 Landgeistliche, es haben also etwas über zehn Prozent geantwortet, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß ein Teil der Antworten zusammengefaßte Berichte von bis zu etwa zwanzig Geistlichen einer Gegend darstellen, die die Antwort gemeinsam redigirt haben. In nicht ganz seltenen Fällen ist die Beantwortung ausdrücklich abgelehnt worden, teils weil sie zu viel Arbeit mache, teils weil die Befragung der Arbeiter Mißtrauen erregt habe, teils unter allerlei andern Gründen, schmählicherweise auch mehrfach, weil — einerseits — der Hofprediger Stöcker, oder — andrerseits — der Professor Harnack zu den Ausschußmitgliedern gehörten, als ob das mit der Sache etwas zu thun hätte. Einige Synoden haben die Verweigerung der Antwort beschlossen, an andern Stellen haben umgekehrt die kirchlichen Obern sich für den Gegenstand interessirt — kurz, es zeigt sich ein äußerst buntes, vielfach nicht uninteressantes pastoralpsychologisches Bild. Einige Bearbeiter haben auf die ganze Angelegenheit geringes Gewicht gelegt und sich begnügt, den Fragebogen mit einigen Randglossen zu versehen, ein andrer wieder hält die Sache für so epochemachend, daß er den Bericht dem Knopf der im Bau begriffenen Kirche einverleiben will.

Das Wichtigste ist, daß die Qualität der überwiegenden Zahl der Berichte eine ganz über alle Voraussicht gute ist. Zunächst ist die Zuverlässigkeit eine große. Einigen wenigen Berichten aus dem Osten merkt der Kundige wohl die waltende Hand des ländlichen Patrons etwas an; die Anweisung, besonders anzugeben, wo andre Quellen als Angaben der Arbeiter benützt sind, ist aber im allgemeinen gewissenhaft beobachtet; ein großer Teil der Berichte giebt genau an, wie die Daten gewonnen sind, und läßt erkennen, daß dabei in durchaus zweckmäßiger und sorgfältiger Weise und namentlich unter Heranziehung der Arbeiter in einem Maße, wie das bisher noch niemals versucht worden ist, verfahren wurde. Der Umfang der Berichte ist oft ein sehr bedeutender, ein ostpreußischer Bericht ist vom Verfasser gedruckt und umfaßt vierzig Druckseiten. Es sind das systematische Monographien, die einen dauernden kulturhistorischen Wert haben. Die große Präzision, die Beschränkung auf konkretes Thatsachenmaterial und das praktische Verständnis für den landwirtschaftlichen Betrieb verdienen vollste Anerkennung und zeigen aufs schlagendste das Thörichte des Glaubens, daß die Geistlichen für Anfragen dieses Inhalts nicht die richtige Adresse seien. Die Mehrzahl der Berichte verdient vor allem, was die Befragung der Gutsbesitzer durch den Verein für Sozialpolitik an Berichten erzielt hat, durchaus den Vorrang.

Dem Herkunftsort nach verteilen sich die Berichte wie folgt:

Provinz Ostpreußen	32	Thüringische Staaten	48
„ Westpreußen	14	Provinz Westfalen u. Lippe	21
„ Posen	17	Provinz Hessen-Nassau und Waldeck	
„ Schlesien	58		46
„ Pommern	50	Großherzogtum Hessen	70
„ Brandenburg	95	Rheinprovinz	22
Großherzogtum Mecklenburg	24	Elsaß-Lothringen	2
Provinz Sachsen und Anhalt	141	Baden	43
Königreich Sachsen	54	Württemberg	92
Provinz Schleswig-Holstein	24	Bayern	52
Provinz Hannover, Oldenburg und Braunschweig			72

Dies Material ist, darüber kann kein Zweifel sein, ein ganz hervorragendes, wie es in ähnlicher Art wohl auf wenigen Gebieten zur Verfügung stehen dürfte. Aber allerdings stehen wir ihm insofern fast ratlos gegenüber, als wir bisher nicht im klaren sind, wie es verarbeitet werden soll. Wer derartige Zusammenarbeitungen nie gemacht hat, kann sich von dem Umfange dieser Arbeit schlechterdings keine Vorstellung machen. Jedenfalls dürfen die Ansprüche nach dieser Richtung nur auf ein bescheidnes Maß gestellt werden; die eigentliche Frische der Darstellung, die den Leser an den Originalberichten erfreut, wird überwiegend verloren gehen.

Es wird nunmehr Sache des Kongresses und seines Aktionskomitees sein, zunächst zu erwägen, welche Form die für die Bearbeitung passendste ist. Diesen Erörterungen soll hier ebensowenig vorgegriffen werden wie den künftigen Mitteilungen aus dem Inhalt der Berichte. Hier sollte nur die Art und das äußere Ergebnis der Erhebung in Kürze dargestellt werden.

M W

Zukunftsmusik

3. Die Galoschen des Glücks

„Indivi“ ist eine reizende Dichtung, auf der der Schimmer der Poesie ruht, die „Galoschen des Glücks“ das mühsame Machwerk eines Kaufmanns, unter dessen Hand sich alles in Zahlen, Worte und Exempel wandelt. Jenes ist ein kleiner, schlichter, liebenswürdiger Roman, dieses eine vollendet steife Abhandlung; „Indivi“ ist die duftigste, die „Galoschen des Glücks“ die langweiligste aller Utopien.

Die Geschichte knüpft an das bekannte gleichlautende Märchen von Andersen an. Die Göttin der Sorge und die Göttin des Glücks sitzen wieder einmal zusammen und streiten, wer von ihnen eigentlich die Herrschaft hat auf der Erde, in der Welt der modernen sozialen Einrichtungen, die durch die Wirtschaftsform des Laissez aller, eine Gabe der Glücksgöttin, dem Menschen geschenkt worden sind. Schon dies Gespräch ist urkomisch. Die Sorge bringt seitenlange wörtliche Zitate aus modernen sozialpolitischen Schriften, deren vollständigen Titel, Verleger und Verlagsort

sie zugleich angiebt. Schließlich geht die Göttin des Glücks von dannen, holt die lange nicht gebrauchten Glücksgaloschen aus einem staubigen Himmelswinkel hervor und stellt sie früh morgens vor das Bett eines ihrer sozialpolitischen Lieblinge, des Dr. Ehrhardt, der ein junger Gelehrter der modernen deutschen Nationalökonomie und ein Gegner der Sozialdemokratie ist. Er wacht früh morgens auf, fährt in die Galoschen des Glücks, stillt zunächst — höchst geschmackvoll — mit ihrer Hilfe durch drei Glas bayrischen Biers seinen Durst und wird dann in das Deutschland in hundert Jahren versetzt, wo er, selbst allen unsichtbar, unhörbar, unfühlbar, dies herrliche Land besichtigt. Die Göttin des Glücks, die sich vor seinen Augen aus einer Rose in ihre eigentliche göttlich-menschliche Gestalt verwandelt, ist seine Führerin. Von ihr bekommt er und die Leser dann allerhand Einrichtungen des Zukunftsstaates vorgeführt, die die göttliche Dame stets mit einem breitschweifigen Kommentar begleitet. Die Wohnhäuser sind à la Bellamy eingerichtet; pneumatische Röhren, durch die die bestellten Speisen fix und fertig aus der Zentralküche in die Häuser und die schmutzige Wäsche aus den Häusern in die Zentralwaschanstalten geblasen werden, pneumatische Besen im Hause, Telephone erster Konstruktion, mit deren Hilfe das ganze Volk, d. h. jeder volljährige Bürger und ebenso jede Bürgerin, nicht nur den Verhandlungen des Reichstags zuhört, sondern auch in wichtigen Fällen über die Vorlagen in letzter Instanz mit abstimmt. Die Frauen nehmen nicht nur am politischen, sondern ebenso gleichberechtigt mit den Männern auch am wirtschaftlichen Leben teil. Dabei ist das Einkommen eines jeden um das Mehrfache größer als das des Mittelstandes von heute. Auch der geringste Arbeiter hat ein Einkommen von jährlich rund 9000 Mark. Versicherungsanstalten aller Art sichern das Alter. Militär giebt es natürlich auch nicht, an Beamten nur eine geringe Zahl. Sonst erfährt man über den Staat und die politische Verfassung nicht viel weiter. Auch in irgend welche Betriebe wird man nicht geführt. Man hört nur von dem weiblichen Cicerone des Dr. Ehrhardt, daß das Handwerk, genossenschaftlich organisirt, ebenso blühe, wie genossenschaftlicher und privater, von einem Einzelnen besessener und geleiteter Großbetrieb. In der Landwirtschaft giebt es dagegen Großbetrieb, also Großgrundbesitz überhaupt nicht, nur Mittel- und Kleinwirtschaft, mit intensiver Gartenkultur, auf durchweg gepachtetem Grund und Boden.

Denn das ist das Fundament dieser von dem Verfasser gewollten Zukunftsorganisation: der gesamte Grund und Boden ist Eigentum des Staats oder der Gesamtheit des Volks; ihn verpachtet der Staat an die einzelnen Staatsbürger auf bestimmte Zeit für eine verhältnismäßig hohe Summe, und die Einnahmen, die er durch diese Riesenverpachtungen hat, ersetzen alle direkten und indirekten Steuern und Leistungen sonstiger Art. Sie sind so ungeheuer, daß der Staat stets Ueberfluß an Geld hat und immer neue große gemeinnützige Anlagen macht, nur um das Geld unterzubringen und zu verbrauchen. In langen, bogenlangen akademischen Darlegungen teilt uns die Göttin die Entwicklung unsers Vaterlands bis zu dieser neuen glückseligen Verfassung mit Gemeineigentum an Grund und Boden mit — und während dieser langen fachwissenschaftlichen Reden entpuppt sie sich völlig als ein langweiliger, steifer Gelehrter, der uns zumutet, unsern Verstand in die allerengsten und verschrobensten Gedankengänge hineinzuzwingen. Die Göttin oder vielmehr der Verfasser führt uns also in diesem ganzen verunglückten Kostüm eines Zukunftsromans das Gerippe seiner neuen wirtschaftlichen Theorie der Bodenverstaatlichung vor. Das ist der Kern und Zweck der Geschichte. Der Verfasser selbst ist bisher noch nicht mit Namen genannt: es ist Michael Flürscheim, ein früherer Großindustrieller, der ausführlicher, aber nicht glücklicher und überzeugender sein neues Programm auch in einem größern Buche, betitelt: Der einzige Rettungsweg, entwickelt hat.

Eine unerhörte Ironie beherrscht nach Flürscheim, wie übrigens auch nach den Lehren der Sozialdemokratie und der Meinung vieler andrer sozialpolitisch urteilsfähiger Nichtsozialdemokraten, das heutige Wirtschaftsleben. Auf der einen Seite

die Fähigkeit der modernen Technik, unermeßliche Güter, Werte und Waren zu erzeugen, und auf der andern Seite die Millionen Menschen, die bereit sind, diese Güter zu konsumiren. Und dennoch: jene Fähigkeit dort wird nicht ausgenutzt, jene Genußsucht — das Wort im besten Sinne genommen — hier wird nicht befriedigt. Die Mehrzahl des Volks lebt auf dem Existenzminimum und ist nicht einmal imstande, den im Verhältnis zu der Produktionsfähigkeit winzigen Teil wirklich produzirter Waren aufzubrauchen. Sie liegen in Läden und Magazinen aufgespeichert, während andrerseits Tausende des Nötigsten entbehren. Das ist Ueberproduktion, Unterkonsumtion, Uebervölkerung — wie man es nennen will: es sind nur verschiedne Bezeichnungen für immer dieselbe Thatsache. Nach Flürscheim ist es nun das Problem, diese Millionen Menschen an die Millionen von Güter auf legalem Wege heran-, beide zusammenzubringen. Mit andern Worten: das Volk konsumtionskräftig zu machen. Das geschieht, wenn man sie in bessere Besitzverhältnisse bringt. Nicht in der Produktionsweise, sondern einzig und allein in der heutigen Besitz- und Einkommensverteilung liegt also nach ihm die Grundursache des ganzen sozialen Uebels. Die Sozialdemokratie sieht die Ursache bekanntlich in beidem, unsers Erachtens mit größrer logischer Konsequenz als Flürscheim. Wie dem aber auch sei, Flürscheim ist also Anhänger der heutigen rein individualistischen Wirtschaftsweise. Er meint allen Ernstes, daß nur durch die vollste Entwicklung des ganzen freien Individualismus das wahre dauernde Menschenglück verbürgt wird. Daß es heute noch nicht so weit ist, liegt daran, daß zu Beginn der Aera der freien Konkurrenz wirtschaftlich Ungleiche, Starke und Schwache in gegenseitigen Kampf mit einander traten. Dadurch mußte es kommen, daß das Vermögen des Stärkern zu großem Reichtum anschwoll, das Eigentum des Schwächern zerfloß und ihn in die Armut herabdrückte. Nun üben die wenigen wirklich Reichen, die Millionäre und Milliardäre, die „Rothschild, Bleichröder, Erlanger, die Schwarzenberg, Liechtenstein, Esterhazy, die Astor, Vanderbilt und Mackay“ einen geradezu allmächtigen Zinsterrorismus aus. Sie sind, so meint Flürscheim, selbstverständlich nicht und jährlich immer weniger imstande, die Erträgnisse ihres Riesenkapitals zu verzehren. Sie thun das nur zu einem kleinen Teile; das Uebrige schlagen sie zum Kapital, und sie verleihen immer von neuem dies wachsende Kapital an allerhand kapitalarme Unternehmer. Und indem diese ihnen hohe Zinsen zahlen, werden sie eines bedeutenden Teils ihres Arbeitsertrags, aus dem sie diese Zinsen decken müssen, beraubt. Auch sie sind also in ihrer Konsumtionskraft geschwächt, die sie doch immer wieder zu erhöhen versuchen, indem sie ihre Arbeiter am Lohne kürzen. Dadurch werden auch diese immer konsumtionsunkräftiger. Immer weniger Waren, die produzirt sind, werden infolge dessen abgesetzt, immer weniger allmählich dem entsprechend auch wieder produzirt; dadurch werden wieder frische Kräfte arbeitslos, verdienstlos und nun erst recht völlig kaufunfähig. Das ist die industrielle Reservearmee, die um jeden Preis Arbeit sucht und darum auch ihrerseits die Löhne herunterdrückt. So wächst in arithmetischer Progression der Reichtum und der Zinsdespotismus hier, die Armut, die Zinssklaverei da. Das Kapital und sein Zins, nicht die Form der Privatproduktion ist die Ursache der Not.

Aber das Kapital wäre nicht so allmächtig, behauptet Flürscheim weiter, wenn seiner gierigen Hand ein Einziges entzogen würde, der Grund und Boden. Das Kapital würde sofort mit seiner Allmacht zusammenstürzen, wenn es ihm unmöglich gemacht würde, sich in dem einzig unvermehrbaren, aber auch einzig unzerstörbaren Eigentum an Grund und Boden festzulegen und dieses zum Wertmesser für sich selbst zu machen. Alles Kapital, das ja nur zum geringsten Teil in wirklichem Silber und Gold, zum allermeisten dagegen nur in Zahlen, in der Einbildung, in sogenannten Wertpapieren besteht, würde allmählich seine Fähigkeit, sich aus sich selbst heraus ohne Zuthun des Besitzers zu vermehren, verlieren, wenn es nicht mehr in den einzig stabilen Besitz, in Grund und Boden umgewandelt, dieser also selbst nicht mehr für Kapital gekauft werden könne, sondern aus dem Privatbesitz in Gemeineigentum verwandelt werden würde. Darum fordert Flürscheim einzig und allein die

allmähliche Verstaatlichung des gesamten Grundes und Bodens — und alles werde wieder gut in der Welt. Und diesen Vorgang denkt er sich nun so:

Heute bereits besteht eine Gruppe von Gesinnungsgenossen von ihm, die sich zu dem Bunde für Bodenbesitzreform zusammengeschlossen haben und für seine Gedanken lebhaft, wenn auch bisher wenig erfolgreich agitiren. Aber bald kommt die Zeit, so schreibt er in seinen „Galoschen," wo dieser Bund im Reiche mächtiger wachsen wird. Er wird die stärkste Partei im Reichstag werden; die Sozialdemokraten werden sich seinen Zielen anschließen; und eines Tags wird der Reichskanzler dem Drucke ihrer Macht nachgeben, ihre Forderungen erfüllen. Er wird sämtlichen Grundbesitz nach seiner augenblicklichen Ertragsfähigkeit abschätzen und ein Gesetz votiren lassen, daß vom Ersten des nächsten Monats an jedes Grundstück, das einen bestimmten Ertragswert übersteigt, vom Staate für den Preis des Wertes, den es zur Zeit jener Generalabschätzung hatte, aufgekauft würde. Der Staat hat stets das Vorkaufsrecht für diesen Preis. Zunächst, orakelt Flürscheim, wird dies Gesetz wenig Wirkung haben und kaum beachtet werden. Die Ueberproduktion wird rapide weiter wachsen, die Kapitalien zu immer höherm Prozentsatz ausgeliehen, die Not immer größer, die Menschen immer zahlreicher, der Grund und Boden, der sich ja allein im Verhältnis zu dem Kapital und den Menschen nicht vermehrt, wird infolge davon immer teurer, sein Ertrag immer größer werden und den Wert, den er zur Zeit der Abschätzung hatte, überschreiten. Andrerseits wird sich das Kapital, da alle andern Kapitalanlagen namentlich auf industriellem Gebiete immer riskanter und unsichrer werden, zur Anlage in Grund und Boden drängen; selbst die hohen Zinsen, die immer wachsende Gefahrprämie, die man in Unternehmerkreisen für geliehenes Kapital zu zahlen bereit ist, bieten keine Sicherheit mehr, locken nicht mehr, und der Kapitalist nimmt darum mit viel weniger Zinsen vorlieb, wenn er sein Geld einem Grundbesitzer als Hypothek geben kann. Immer mehr wird dem Grundbesitz Kapital angeboten, immer mehr fällt für ihn infolgedessen der Zinsfuß. Daneben — so sehen wir oder vielmehr so sieht Flürscheim voraus — wächst immer mehr die Grundrente, der Wert der Grundstücke. Und darum eine immer größere Zahl von ihnen kauft der Staat für jenen niedrigeren Schätzungswert auf. Die Mittel, mit denen er bezahlt, sind zunächst Pfandbriefe, für die er aber nur eben jenen geringen stetig sinkenden Zinsfuß zu zahlen braucht. Andrerseits wächst sein Gewinn aus den immer steigenden Pachtpreisen so, daß er nicht nur immer schneller den ganzen Rest des gesamten Grund und Bodens aufkaufen und seine dafür ausgegebnen Pfandbriefe rascher und immer rascher, schließlich völlig amortisiren kann, sondern zum erstenmale besitzt er auch Millionen Geldes, kann alle Steuern aufheben und ist nun gern bereit, ja froh, sein vieles Geld für niedrigsten Zinsfuß, für ein halbes Prozent an jeden Staatsbürger zu verleihen. Und nun kann jeder, auch der Aermste, wenn er nur etwas gelernt hat, diesen Staatskredit und diese Staatsmittel in Anspruch nehmen, mit ihrer Hilfe sich ein Landgut pachten, eine Handwerkstelle gründen, allein oder in Gemeinschaft mit Genossen einen Fabrikbetrieb einrichten oder ein Handelsgeschäft eröffnen. Der große Kapitalist aber, der Millionär und Milliardär, an immerhin große Bedürfnisse gewöhnt und weder willens, diese einzuschränken, noch fähig, produktiv zu arbeiten, wird mit dem halben Prozent Zinsen seines Kapitals nicht auskommen, sein Kapital selbst angreifen und es allmählich verzehren. Aber selbst wenn er das nicht thut, so ist er doch nicht mehr gefährlich. Der Zinsdespotismus hat aufgehört; der Zinsgläubiger ist die Gesamtheit der Schuldner, und die ist milde und gerecht. Und so entfalten sich, indem aller Individualität auf dem Boden gleicher Kapitalkraft völlige Bethätigungsfreiheit gegeben ist, alle edeln Kräfte unsers Volkes, und in hundert Jahren wird ein Deutschland sein, von dem uns Flürscheim in seiner Utopie ein Bild geben wollte. Es ist freilich ein Bild, das den traditionellen Schlachtenbildern gleicht, auf denen die Wolken des Pulverdampfes den meisten Platz einnehmen und gerade den wichtigsten und interessantesten Teil des Ereignisses, die eigentliche Schlacht verhüllen. Auch Flürscheim hat sich sein Zukunftsgemälde leicht gemacht: man bekommt nur Bruchstücke davon zu sehen.

Und wenn man sich seine Theorie genau ansieht — welch ein schwindelnd hoch in die Lüfte hineingebautes Gerüst, in dem jeder Balken und jedes Brett höchstens eine Möglichkeit, jede Klammer, die sie zusammenhält, eine bloße Hoffnung, jeder Nagel, der eingeschlagen ist, nur ein frommer Wunsch bleibt. Jawohl — möglich zu denken ist das alles; weniger freilich schon zu hoffen, am wenigsten zu wünschen. Hundert Möglichkeiten sind hier künstlich, mit unendlicher Mühe zu gegenseitiger Stützung zusammengestellt; aberhundert Möglichkeiten sind dagegen nicht beachtet; eine einzige von ihnen verwirklicht — und das ganze Gerüst stürzt zusammen. Es gehört nicht in dies Blatt, die Einwände alle hier vorzuführen, die der Fachmann gegen die Flürscheimschen Träume geltend zu machen vermag. Vielleicht, daß später eine Nötigung dazu vorliegt, wenn sich aus den Kreisen der Bodenbesitzreformer, der auch evangelische Theologen angehören, Stimmen des Protestes gegen diese Kritik erheben sollten. Hier sei nur ein Doppeltes erwähnt.

Erstens ist es stets ein Zeichen von Dilettantismus, angesichts des verwickelten sozialen Problems die Nöte der Zeit aus einer einzigen Ursache erklären und sie infolgedessen auch durch ein einziges Allheilmittel beseitigen zu wollen. Zweitens: selbst wenn Flürscheims Theorie an sich durchführbar wäre, müßten wir uns doch weigern, ihr Gefolgschaft zu leisten und sie verwirklichen zu helfen. Denn gerade unser Geschlecht erfährt es an seinem Leibe bis aufs Blut, wie verhängnisvoll es ist, die wirtschaftliche Entwicklung eines ganzen Volkes nach einer einzigen Idee zu gestalten und sich vollziehen zu lassen. Wie wurde Smiths Idee von der freien wirtschaftlichen Bethätigung jedes einzelnen Individuums gepriesen, bejubelt, als das alleinseligmachende ökonomische Evangelium verkündigt! Und nun, da es zur Wirklichkeit geworden? Wohl ist dadurch ein ungeheurer technischer und kultureller Fortschritt erzielt, aber auch die Massennot ist seine Folge, gerade das große soziale Problem, das Flürscheim auf seine angeblichen Rettungsgedanken gebracht hat. Sollen wir die Zukunft unsers Volkes abermals einer solchen einen Idee ausliefern? Niemals. Was auch unsre wirtschaftliche Zukunft bestimmen muß, das darf nicht wieder eine ökonomische Theorie, eine allgemeine volkswirtschaftliche Schablone, ein sozialpolitisches Schlagwort sein, das müssen allein die höchsten sittlichen Prinzipien sein, die unser Glaube unserm Volke auch für das Wirtschaftsleben zu formuliren und zu bieten hat. Und es muß Aufgabe der besten Christen — niemals der Kirche — sein, schrittweise diese ethischen Prinzipien in den wirtschaftlichen Neubildungen zur Gestaltung zu bringen, die im Keime heute schon, wenn auch für die Meisten unter dem Schutt und Moder des Alten noch unsichtbar, vorhanden sind. Das ist die große Aufgabe der Zukunft und die höchste Bewährung unsers Glaubens. Mögen dann die neuen wirtschaftlichen Gebilde, die entstehen, einem nationalökonomischen System angehören, welchem sie wollen, mögen sie überhaupt in kein System zu bringen sein — das verschlägt dann nichts gegenüber dem ungeheuern Erfolge, daß wir Organisationen haben werden, die den Ansprüchen höchster Sittlichkeit, größter Rentabilität und technischer Leistungsfähigkeit entsprechen.

So sehr man also über die Flürscheimsche Theorie als einer neuen nationalökonomischen Schablone absprechend urteilen muß, so sehr verdienen einzelne Gedanken von ihm volle Beachtung und schnelle Verwirklichung. Es sei hier nur auf das hingewiesen, was schon am Schlusse der Besprechung von „Indivi" über den Wohnungsjammer unsrer Großstädte gesagt ist. Flürscheim und seine Anhänger sind es, die den Vorschlag Adolf Wagners neu aufgenommen, mit Leichtigkeit in ihr System eingefügt und ihn gegenwärtig an die Spitze ihres Agitationsprogramms gestellt haben. Dies Agitationsprogramm der Bodenbesitzreformer gleicht den sogenannten Interimsforderungen der Sozialdemokratie, die sie verwirklicht wissen wollen noch auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung. Auch die Bodenbesitzreformpartei erhebt solche Interimsforderungen; unter ihnen steht die der Kommunalisirung des Grundes und Bodens einer Stadt obenan. Es wird, wenn es überhaupt dazu kommt,

noch lange dauern, ehe dies Ziel erreicht wird. Der Widerstand der Häuserbesitzer muß zuvor gebrochen werden; und es ist ja bekannt, daß diese heute die Führung in den städtischen Behörden und Stadtverordnetenkollegien haben. Um so mehr muß das mutige Vorgehen der Bodenbesitzreformer unterstützt werden von allen, die nicht an dem Hausbesitz interessirt sind. Und so wenig Flürscheims ganzer Theorie Lebensdauer zu wünschen ist, um so schnelleren, kraftvolleren Sieg diesem Einzelgedanken von ihm und seinen Getreuen. P G

Ueber Vorurteile

3

Das Vorurteil von der unfehlbaren Kirche, das die Katholiken von uns trennt, ist eine Thatsache von so massiver historischer Realität, daß wir es wohl durchschauen, aber seine Bekämpfung garnicht versuchen können. In der gegenwärtigen katholischen Welt ist die psychologische Verbindung dieses Vorurteils mit dem religiösen Glauben eine so vollständige, daß wir eine Erschütterung des Vorurteils nicht einmal zu wünschen wagen, weil große Massen unsers Volkes mit ihm auch ihren Christenglauben verlieren müßten. Dagegen ist es allerdings die entscheidende Frage für die Zukunft des Protestantismus, ob es einer fortschreitenden christlichen Erkenntnis gelingt, die Vorurteile, die die Protestanten von einander trennen, zu überwinden.

Die durch die Reformation geschaffne Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und die Gegensätze in den Ergebnissen dieser Forschung mußten bei nachlassender Energie der Glaubensgewißheit jene Empfindungen der Angst und des Schwindels hervorrufen, die das psychologische Motiv des Glaubens an eine unfehlbare kirchliche Autorität sind. Daher die Versuche, ein protestantisches Surrogat für diesen Glauben aufzustellen, deren wir in der Geschichte des Protestantismus zwei finden. Entweder soll der Wortlaut der Bibel, der angeblich jedem Christen verständlich ist, die gewünschte Sicherung für den religiösen Standpunkt bieten, oder diese Befestigung wird in einem der kirchlichen Bekenntnisse der Vergangenheit gefunden. Beide Betrachtungen sind der katholischen darin ähnlich, daß ihre Verteidiger weniger für die Wahrheit ihrer Auffassung, als für deren Notwendigkeit im Interesse der individuellen Glaubensgewißheit und des Bestandes der kirchlichen Gemeinschaft einzutreten pflegen. Beide sind auch insofern katholisch, als sie die Unfehlbarkeit der Kirche zur meist unbewußten Voraussetzung haben. Denn nicht nur die Autorität des Bekenntnisses beruht auf der Autorität der Kirche, deren Stimme durch die Bekenntnisse zu uns spricht, sondern auch die Feststellung des Kanons ist das Werk der Kirche. Der Unterschied von der katholischen Lehre ist also nur ein gradueller. Die Unfehlbarkeit der Kirche wird nicht für alle Zeiten und für alle dogmatisch bedeutsamen Akte, sondern nur für einzelne, nämlich die Feststellung des Kanons und die Formulirung gewisser Bekenntnisschriften angenommen.

Diese, wenn man so sagen darf, intermittirende Unfehlbarkeit ist praktisch weniger bedenklich als die kontinuirliche der Katholiken, aber für das logische Denken offenbar weniger befriedigend. Der Glaube hängt an den heiligen Schriften als an den seinem Bedürfnisse völlig genügenden Urkunden der göttlichen Offenbarung und bekennt sich in anbetender Verehrung des unermeßlichen Segens, den diese Schriften der Menschheit gebracht haben, mit voller und freudiger Ueberzeugung zu der Lehre der Kirche, die die heilige Schrift ein Gnadenmittel nennt. Das Vorurteil sieht in den Worten der heiligen Schriftsteller, die möglichst wörtlich verstanden, wo sie sich aber widersprechen, durch irgend welche Künste gewaltsam vereinigt und der historisch-kritischen Untersuchung, deren wir jedes Werk des Altertums würdigen, entzogen werden müssen, eine Schutzwehr gegen die Gefahren des Zweifels, eine Beruhigung des Gemüts, das die allgemeine Erfahrung der Menschheit, daß wir nur in Kampf und Arbeit unsre besten Güter behaupten können, für das religiöse Gebiet nicht anerkennen will. Der Glaube drängt zum

Bekennen und hält die Symbole vergangner Epochen der Kirchengeschichten nicht nur als historische Denkmäler in Ehren, sondern er befestigt sich auch in seiner religiösen Gewißheit, wenn er in den Produkten des christlichen Denkens vergangner Zeiten das bestätigt und ausgesprochen findet, was ihm selbst als der wesentliche Inhalt der religiösen Wahrheit zum Bewußtsein gekommen ist. Das Vorurteil wünscht die Aufforderung zur Auseinandersetzung zwischen Glauben und Wissen, die jede geistig fortschreitende Zeit aufs neue unternehmen muß, durch den Hinweis darauf, daß ja diese Arbeit in einer frühern Epoche der Kirchengeschichte schon geleistet sei, von sich abzuweisen. Dieses Vorurteil führt aber zu einer völlig unprotestantischen Auffassung des Bekenntnisses. Denn da nach protestantischem Begriff die Kirche nicht eine Anstalt ist, sondern eine Gemeinschaft, so kann auch das Bekenntnis der gegenwärtigen Kirche nur das sein, was die Gesamtheit der lebendigen Glieder der Kirche bekennt. Wenn also nicht eine Schar von Sektirern, sondern ein großer Teil der rechtlich zur Kirche gehörigen und am Leben der Kirche praktisch teilnehmenden Christen einen Satz der kirchlichen Ueberlieferung ablehnt, so gehört eben dieser Satz nicht zu dem Bekenntnis der heutigen evangelischen Kirche. Vielleicht sind die Widersprechenden in einem schweren Irrtum. Dann ist die Bekehrung der Brüder die heiligste Pflicht derer, die die kirchliche Ueberlieferung bewahrt haben. Die Entwicklung des Protestantismus stellt keineswegs, wie die Katholiken es gern glauben möchten, eine fortschreitende Auflösung des Lehrbegriffs der Reformatoren dar, die bei dem reinen Unglauben endigen müßte, sondern die Mächte des Beharrens, ja der Wiederherstellung haben sich in dieser Entwicklung mindestens ebenso mächtig bewiesen, wie die des Fortschritts und der Kritik. Was aber das Gesamtbekenntnis der evangelischen Kirche des zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhunderts sei, das ist keine Rechtsfrage, sondern eine Thatfrage, die nicht durch die Verweisung auf eine frühere Epoche der Kirchengeschichte beantwortet werden kann. Diese Auffassung folgt so notwendig aus dem Begriff des Protestantismus, daß auch die Vorkämpfer der unveränderten Geltung älterer Bekenntnisse sie nicht vermeiden können. Darum suchen sie den Beweis zu liefern, daß der Inhalt jener Bekenntnisse thatsächlich auch heute dem Gesamtbewußtsein der Kirche entspreche. Dann aber giebt es zur Beseitigung des nicht wegzuleugnenden Widerspruchs weiter Kreise innerhalb der Kirche kein andres Mittel, als das der Majorität, zu dessen Benutzung die repräsentative Organisation der Kirche einladet. Damit wird dann das allerverhängnisvollste Vorurteil für die Befestigung der kirchlichen Gemeinschaft zu Hilfe gerufen. Denn es giebt keinen schneidenderen Widerspruch als religiöse Ueberzeugung und Ausnutzung der Majorität oder Beugung unter diese. Auch ist die zur Herbeiführung eines Majoritätsbeschlusses erforderliche Agitation nichts andres, als ein Aufgebot des Vorurteils zum Schutze der Religion. Denn wenn man die Majorität erlangen will, muß man die Stimmen zählen, nicht wägen. Man muß also die Menge derer, die zur sachverständigen Beurteilung einer Frage weder geneigt noch befähigt sind, zum Urteilen auffordern, ja nötigen.

Unsre Zeit, die durch die Entwicklung der Presse jede Frage von einiger Bedeutung in die Massen wirft, hat in dieser Beziehung eine verhängnisvolle Tendenz, der alle politischen und kirchlichen Richtungen, Ultramontane und Sozialdemokraten, Konservative und Liberale gleichmäßig verfallen sind. Der harmlose Zeitungsleser, der bei seinem Tagesblatt nur eine Stunde der Erholung sucht, wird durch diesen Störenfried vor Fragen gestellt, deren Ergründung ihn zur Verzweiflung bringen müßte, wenn nicht dasselbe Blatt ihm zugleich die fertigen Antworten mitteilte, die er nur vertrauensvoll anzunehmen und als Produkt seines eignen Nachdenkens weiter zu tragen braucht. Während man also von dem Fortschritt der allgemeinen Bildung die Beseitigung der Vorurteile erwartet, wird durch die demokratische Gesittung der Zeit, durch die unaufhörliche Begegnung der Aufforderung zum Urteilen mit der Unlust und Unfähigkeit zu selbständigem Urteil die Bildung und Befestigung von Vorurteilen mehr denn je gefördert. Keine Zeit war je in ihrer ge-

samten Welt- und Lebensanschauung unfertiger als die unsre, und keine ist so reich an fertigen Urteilen, die im öffentlichen Leben kolportirt werden. Eine Abhilfe gegen diese Kalamität giebt es nicht. Wohl aber kann man fordern, daß alle, die durch Bildung und gesellschaftliche Stellung zur geistigen Leitung des Volkes berufen sind, es mehr denn je vermeiden, durch den Appell an die urteilsunfähige Menge die Entstehung und Aufnahme von Vorurteilen zu befördern.

Voltaire im Dictionnaire philosophique definirt das Vorurteil als opinion sans jugement und die französische Akademie ist dieser Auffassung treu geblieben, wenn sie das Wort préjugé erklärt als: opinion adoptée sans examen. Voltaires Definition beruht auf der Illusion des Jahrhunderts der Aufklärung, daß der gesunde Menschenverstand das Maß aller Dinge und das ausreichende Werkzeug für die Kritik aller Ueberlieferung sei. Aus dieser Anschauung folgt die Befähigung und Verpflichtung für jedermann, diese Kritik zu üben und von den Traditionen der Vergangenheit nur das zu behalten, was vor dem eignen Urteil besteht. Jede nicht auf diese Weise erprobte Ueberzeugung muß darnach als Vorurteil gelten. Diese fröhliche Zuversicht zu den Leistungen der individuellen Urteilskraft teilt unsre Zeit nicht. Wer sich zu dem Glauben an eine göttliche Offenbarung bekennt, bestreitet die souveräne Autorität der menschlichen Vernunft. Die Wissenschaft aber hält die methodische Schulung des Geistes für die Voraussetzung erfolgreichen Forschens, sicherer Kritik und kann daher die Menge auch der sogenannten Gebildeten zu einem persönlichen Urteil in Fragen geschichtlicher oder philosophischer Forschung keineswegs ermutigen. Wenn daher jede Meinung, die nicht auf eigner Forschung beruht, durch eigne Kritik erprobt ist, ein Vorurteil heißen müßte, so wäre die Menschheit darauf angewiesen, ihr geistiges Leben mit Vorurteilen zu fristen. In der That wird von einem modernen Franzosen die Berechtigung der Vorurteile auf diese Weise verteidigt. La raison s'indigne à tort, sagt Taine, „de ce que le préjugé conduit les choses humaines, puisque, pour les conduire, elle doit elle-même devenir préjugé.*) Jede Idee muß allerdings, um eine Macht in der Welt zu werden, bei einer Masse von Individuen Aufnahme finden, die sie niemals an sich produzirt hätten. Sie muß unbewußt aufgenommen werden wie die Luft, die man atmet. Aber es ist falsch, alle Meinungen, die nicht das Produkt eigner Reflexion sind, sondern unser Geistesleben beherrschen, als Vorurteile zu bezeichnen. Sonst wäre alle Erziehung, die sich nicht auf die rein formale Ausbildung der Urteilskraft beschränkt, Erzeugung von Vorurteilen. Sie ist aber nur die Mitteilung des geistigen Erbes, das man zwar nach des Dichters Wort erwerben muß, um es zu besitzen, das man aber nicht entbehren kann, ohne zu verarmen. Hierauf beruht das Recht der mehr oder weniger öffentlichen Meinungen, d. h. jener Ueberzeugungen, die eine Gemeinschaft von Menschen, ein Volk, einen Stand, eine religiöse Gemeinde beherrschen und das innere Band dieser Gemeinschaft bilden. Die soziale Natur des Menschen spricht sich darin aus, daß gerade die besten und wertvollsten Stücke seines Glaubens und Gewissens Gemeingut seines Volkes, seiner Kirche oder der zivilisirten Menschheit sind. Der reine Subjektivismus, der die Teilnahme an diesem Gesamtbesitz abweist, ist eine krankhafte Erscheinung. Jene großen sozialen Ueberzeugungen sind so wenig Vorurteile zu nennen, daß diese eben dann wuchern, wenn jene erschüttert sind. Wenn es einmal dahin gekommen ist, daß alle sittlichen Ueberzeugungen, alle Zuversicht des Glaubens, alle Aussichten der Hoffnung Gegenstand eines Streitverfahrens nicht nur in der Wissenschaft, sondern in der einzelnen Seele geworden sind, dann müssen aus dem unbedingten Bedürfnis eines Sicherheit schaffenden Urteilsspruchs und der Aussichtslosigkeit, durch fortgesetzte Kritik zu einem solchen zu gelangen, die Vorurteile entstehen. Was aber dem Einzelnen wie der Gemeinschaft einen festen Halt giebt, ein klar erkennbares Ziel des Strebens, die Freude am Leben und Wirken, das sind jene Ueberzeugungen, über die wir ein Streitverfahren gar nicht zulassen, weil wir uns von ihnen getragen fühlen, weil wir erkennen, daß sie eine unendlich höhere geistige Potenz sind als unsre Subjektivität, unser so beschränktes Urteilsvermögen. Wo diese Ueberzeugungen stark sind, da können Differenzen in den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung unmöglich die Beunruhigung des Gemüts hervorrufen, die einen sofortigen Urteilsspruch fordert und darum das Vorurteil begünstigt. Darum ist der Sieg über die Vorurteile nicht die Bildung, sondern der Glaube. Cts

*) Mit Unrecht ereifert sich die Vernunft darüber, daß das Vorurteil die menschlichen Angelegenheiten beherrscht, denn sie selbst muß, um sie beherrschen zu können, zum Vorurteil werden. D H

Justus Jonas

Zum 5. Juni 1893

Seitdem die evangelische Gemeinde am 10. November 1883 den 400jährigen Gedenktag der Geburt Martin Luthers festlich begangen hat, sind in schneller Aufeinanderfolge eine Reihe ähnlicher Gedenktage gefolgt, die, wenn auch nicht in gleichem Maße das ganze evangelische Deutschland zur Jubelfeier einladen, doch in engern Kreisen dankbare Erinnerungen wachrufen. Ein Blatt, das der evangelischen Gemeinde zu dienen beabsichtigt, wird auch an diesen kleinern Festen nicht ohne ein Wort dankbarer Erinnerung vorübergehen wollen. Schon wenige Wochen nach unserm Lutherjubiläum konnte die evangelische Schweiz am 1. Januar 1884 ihres Zwingli Geburtstag feiern; dann folgte am 24. Juni 1885 das Jubiläum Johann Bugenhagens nach, das außer für Wittenberg selbst besonders für Pommern den Anlaß zu festlicher Feier bot. Ob Thüringen im Jahre 1890 am 26. Dezember seines Friedrich Mykonius feiernd gedacht hat, ist uns nicht erinnerlich, doch wird man wohl auch diesen Tag sich nicht haben entgehen lassen. 1891 hat das evangelische Straßburg seinem Martin Butzer manches litterarische Denkmal gesetzt, und jetzt rüstet sich Nordhausen als die Geburtsstadt von Luthers treuem Gefährten und Mitarbeiter Justus Jonas, um auch diesem Wortführer der deutschen Reformation eine würdige Feier zu schaffen. Und mit Nordhausen kann Wittenberg als die Stadt seiner langjährigen Wirksamkeit, Leipzig als die Stadt, in der er die Reformation einführen geholfen hat, Halle als der Ort, deren vorzüglicher Reformator er geworden ist, und noch manche andre deutsche Stadt am 5. Juni in dankbarer Erinnerung sich vereinigen.

Die Lebensgeschichte des Justus Jonas ist aufs engste mit der Luthers verflochten. Von 1521 bis 1546 haben beide Männer, nicht bloß amtlich nahe verbunden, sondern auch in einer nie getrübten Freundschaft Hand in Hand zusammengestanden. Von dem Tage an, wo der junge Erfurter Jurist und Kanonikus den deutschen Reformator schnell entschlossen als Gefährte auf der Fahrt zum Wormser Reichstage begleitete und dort Luthers Entscheidungskampf vor Kaiser und Reich an seiner Seite durchlebte, bis hin zu dem Tage, wo er in Eisleben als der einzige von den alten Freunden Luthers der Zeuge seiner letzten Gebete, seines letzten freudigen Bekenntnisses und dann seines Todesschlummers wurde, welch inhaltreiches Zusammenleben und Zusammenarbeiten, welcher Ernst des Kampfes, und wie viel Stunden in Gott fröhlichen und vertraulichen Verkehrs, die diese fünfundzwanzig Jahre umschließen!

Aber so nahe beide äußerlich und innerlich verbunden gewesen sind, und soviel Aehnlichkeit ihr Leben sonst aufweist, in gemeinsamer Landsmannschaft aus dem Harzgebiete, in gleichem Universitätsbesuch in Erfurt und Wittenberg, in gleichem Uebergang vom juristischen zum theologischen Studium, in gleichen Freunden und Feinden, ja auch in gleichen Krankheiten, die beiden viel Qual bereitet und sie frühzeitig haben altern lassen, so ist doch zugleich die Verschiedenheit ihrer innern Lebensführung sehr bemerkenswert. Luthers Jugend hatte unter dem Druck der Armut und Entbehrung gestanden, Jonas dagegen entstammte aus behäbigem deutschem Bürgerhause; der Vater ein angesehener, zu städtischen Würden emporgestiegner Bürger der kleinen Reichsstadt Nordhausen. Das hat der beiderseitigen Jugendgeschichte ein sehr verschiednes Gepräge gegeben. Luther wird als Student tief in die mittelalterliche Theologie und

Frömmigkeit hineingezogen, hier sucht er zu wurzeln, hier entstehen ihm die schweren Anfechtungen und Kämpfe seiner Entwicklungsjahre. Dem lebensfreudigen Humanismus dagegen, der eben damals in Erfurt kühn und keck das Haupt erhob, bleibt er innerlich fern, wenn er auch die Klassiker gern liest und einzelnen Mitgliedern jenes Kreises persönlich freundschaftlich nahetritt. Jonas dagegen stürzt sich mit der ganzen jugendlichen Begeisterung in das übermütige, geistig angeregte, neue Ideale weisende Treiben der Erfurter Poetenschar hinein, ein höchst lebendiges und eifriges Glied in der Genossenschaft, die in dem Kanonikus Konrad Mutianus in dem benachbarten Gotha ihr geistiges Haupt und in dem begabten Poeten Eoban Heß den „König“ ihrer durch Poesie, kecke Satire und fröhlichen Trunk gewürzten Zusammenkünfte feiert. Gleich den übrigen Genossen dieses Kreises nimmt auch er an dem überschwänglichen Erasmus-Kultus der Humanisten Teil als einer von den vielbeneideten Glücklichen, denen ihre Mittel es erlauben, die Wallfahrt nach den Niederlanden zu einem Besuch bei Erasmus zu unternehmen. Durch Erasmus empfängt er die ersten Anregungen zu einer Reform der Theologie und der Frömmigkeit; nicht Luthers Einflüsse, sondern die des großen Niederländers machen sich zunächst in Erfurt dahin bemerkbar, daß ein Teil jener Humanisten sich dem Studium der heiligen Schrift und einer vereinfachten, von dem Ballast des Aberglaubens und dem Wust scholastischer Spitzfindigkeiten gereinigten Theologie zuwendet. Erst nach Luthers Disputation mit Eck in Leipzig beginnt auch Erfurt der Stimme des Wittenberger Mönches zu lauschen. Nun aber währt es auch nicht mehr lange, bis Jonas den Uebergang von Erasmus zu Luther vollzogen hat. Die Frühlingsluft der Wittenberger Reformation übt auch auf ihn mächtigen Einfluß aus. Erasmus warnt und sucht seinen jungen Verehrer vom völligen Anschluß an den ihm viel zu stürmischen und viel zu rücksichtslosen Luther zurückzuhalten; aber sein Warnungsruf verhallt. Und als es dann zum Kampfe zwischen Erasmus und Luther über die Frage vom freien Willen kommt, da tritt Jonas selbst als Uebersetzer der Streitschrift Luthers in den Kampf mit ein; damit ist seine Position entschieden, wenn es auch nicht ohne Kampf abgegangen ist, das Band zu lösen, das einst erste jugendliche Begeisterung geknüpft hatte.

1521 wird Jonas als Propst an die jüngst neu erstandne Wittenberger Schloßkirche von Friedrich dem Weisen berufen und damit zugleich als Professor des kanonischen Rechts an die Wittenberger Universität. Er folgt dem Rufe, aber indem er annimmt, weigert er sich zugleich, jetzt noch das mittelalterliche Recht zu doziren, das Luther wenige Monate zuvor vor dem Elsterthore den Flammen übergeben hatte. Eine seltsame akademische Berufung, bei der der Berufene zwar annimmt, aber zugleich gegen das Fach, für das er berufen ist, protestirt! Aber der Kurfürst giebt dem unter gewöhnlichen Verhältnissen undenkbaren Verlangen nach, gestattet dem jungen Juristen, zur Theologie überzugehen und biblische Vorlesungen zu halten, und sorgt für eine Vertretung in der kanonistischen Professur. So tritt Jonas nun auch als Theologe dicht an Luthers Seite und hilft neben Melanchthon und Bugenhagen den Ruf der Wittenberger Theologie in ganz Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen bekannt machen. Und doch sollte der Schwerpunkt seiner Lebensarbeit nicht in seiner Thätigkeit als Universitätslehrer liegen und ebensowenig in selbständiger theologischer Mitarbeit an der Neubegründung evangelischer Glaubenswissenschaft. Neben der gewaltigen Wirksamkeit, die Luther und Melanchthon als Dozenten entwickelten, trat die seine bescheiden zurück, und bald beschränkte er sich auch auf ein sehr geringes Maß von Mitarbeit auf diesem Gebiete, sodaß wohl gar bei Hofe mißbilligende Stimmen wegen seines „unfleißigen“ Lesens laut wurden und Luther den Freund verteidigen mußte mit dem Hinweis darauf, daß es doch auch noch andre Wege gebe, seine Kraft dem gemeinen Nutzen dienstbar zu machen, als durch akademische Vorlesungen. Aber auch seine selbständige litterarische Arbeit ist nicht hervorragend. Neben einem Kommentar zur Apostelgeschichte ist besonders eine frische, derbe Schutzschrift für die Ehe der evangelischen Geistlichen gegen einen Lobredner

auf den römischen Cölibatszwang, und aus späterer Zeit eine Abhandlung über die Kirche nach evangelischem Verständnis zu nennen. Aber vor der gewaltigen litterarischen Arbeit eines Luther und Melanchthon tritt freilich die seinige völlig in den Schatten. So hoch ferner die Zeitgenossen ihn als Prediger schätzen — Luther rühmt einmal von ihm, daß er alle Tugenden eines Predigers habe, nur auch zugleich die böse Angewohnheit, daß er sich so oft beim Predigen räuspere —, so liegt doch auch auf diesem Gebiete nicht eigentlich das besondre Pfund, mit dem er zum Besten der evangelischen Reformation gewuchert hat. Seine eigentümliche Gabe war die bescheidne, aber für die damalige Zeit höchst wertvolle, daß er als ein Mann, dem ebenso leicht die lateinische wie die deutsche Rede floß, den beiden Koryphäen Luther und Melanchthon jahrelang als der Uebersetzer ihrer Schriften, der lateinischen ins Deutsche und der deutschen ins Lateinische, gedient hat, von beiden mit vollstem Vertrauen zu solcher Dolmetscharbeit herbeigerufen, mit der Vollmacht, in freier Wiedergabe ihre Schriften in die andre Sprache umzugießen. Man kennt etwa fünfunddreißig solcher Uebersetzungsarbeiten, mit denen er teils der Verbreitung der reformatorischen Schriften im Volke, teils der Ausbreitung der reformatorischen Gedanken in außerdeutschen Ländern treffliche Dienste geleistet hat. Auch unter unsern Bekenntnisschriften haben wir noch zwei Denkmäler dieser seiner Mitarbeit; denn wir danken ihm den lateinischen Text der Vorrede zu unserm Augsburgischen Bekenntnis und den deutschen Text zu Melanchthons Apologie. Neben dieser Dolmetscharbeit liegen die Verdienste des Jonas besonders in seiner Mitarbeit an den Kirchenvisitationen in Kursachsen und nachher, als nach dem Tode Herzog Georgs (1539) auch das Albertinische Sachsen sich der Reformation erschloß, im Herzogtum Sachsen. Wir sehen ihn auf der Höhe seines Lebens angelangt, als er zu Pfingsten jenes Jahres mit Luther und Melanchthon in das bisher feindlich dem Evangelium verschlossene Leipzig einzieht, dort neben Luther als erster Verkündiger des Evangeliums auftritt, dem Herzogtum Sachsen die grundlegende Kirchenordnung schafft und als Visitator die evangelische Kirche dort, wenn auch zunächst noch unvollkommen, organisirt. Und bald darauf (1541) folgt er dem Rufe in die Residenzstadt des Kurfürsten Albrecht von Mainz, Halle, als die Bürgerschaft dem immer geldbedürftigen geistlichen Herrn endlich evangelische Predigt abzutrotzen wagt. Als erster Superintendent der Hallischen Kirche legt er dort, von dem Verlangen der Bürgerschaft nach evangelischer Predigt getragen, den Grund zu dem evangelischen Kirchentume, dem Halle fortan seine Bedeutung verdanken sollte, und in seiner Person gehen die beiden Städte Wittenberg und Halle zum erstenmale den Bund ein, der noch heute in dem Namen der dortigen Universität einen Ausdruck findet.

Zehn Jahre jünger als Luther hat Jonas auch etwa um zehn Jahre seinen Freund und den geistigen Halt seines Lebens überlebt. Er starb am 9. Oktober 1555. Diese letzten Lebensjahre, die Jonas noch beschieden gewesen sind, wird man nur mit Wehmut betrachten können. Das Elend des Schmalkaldischen Krieges lastete schwer auch auf seinem Leben. Seitdem war er wie ein entwurzelter Baum, der nicht wieder auf anderm Boden Wurzeln schlagen wollte. Herzog Moritz, den selbstsüchtigen Verleugner der evangelischen Sache in der Stunde der Entscheidung, hatte Jonas persönlich durch unmutige Worte, die er gegen ihn wie gegen den Kaiser gesprochen, heftig erzürnt, und dieser Zorn hat ihm fortan, trotz mancher Versuche, ihn zu beschwichtigen, zeitlebens im Wege gestanden. Als Moritz im Kriege Halle besetzte, begannen für Jonas die Fluchtwege; zunächst nach Mansfeld. Wohl konnte er bald darauf beim Wechsel der kriegerischen Ereignisse wieder nach Halle zurückkehren, aber beim Nahen des kaiserlichen Heeres mußte er zum zweitenmale fliehen. Nach mancherlei Fährlichkeiten bietet ihm Hildesheim eine neue Heimat an; aber es wollte ihm dort nicht wohl werden, sein Herz zog ihn nach Halle zurück. Aber als er nun nach einiger Zeit endlich von Moritz die Erlaubnis erhielt, ungefährdet zu seiner Gemeinde zurückzukehren, da fand er dort die Verhältnisse so verändert, so wenig Net-

gung bei den städtischen Behörden, den Alten und in Ungnade Gefallenen wieder zu einer Wirksamkeit kommen zu lassen, daß er die bittere Erfahrung jetzt durchkosten mußte, beiseite geschoben und gewissermaßen emeritirt zu sein. Nach einer bittern Wartezeit nahm er dankbar eine Berufung an den jetzt kleinen Ernestinischen Hof nach Koburg an, folgte dann wieder einem Rufe der evangelischen Gemeinde in Regensburg. Aber auch hier wurde er nicht warm; schon im Jahre darauf begegnen wir ihm wieder im Ernestinischen Gebiete als Superintendenten in dem kleinen Eisfeld. Hier ist er am 9. Oktober 1555 nach schweren Leiden heimgegangen.

Tragen so seine äußern Lebensschicksale seit Luthers Tode das Gepräge eines unruhigen Wanderns und erinnern uns damit an die zahllosen geistlichen Wanderer, die exules Christi, die für jene wirre Zeit so charakteristisch sind, so ist doch noch wehmütiger der Anblick, den uns die innere Stellung des alten Lutherfreundes inmitten der Kämpfe und Parteiungen gewährt, die nach Luthers Tode den deutschen Protestantismus gefährdeten und seine Kraft schwächten. Auch Jonas sieht sich in den Kampf der Parteien für und gegen Melanchthon hineingezogen. Wir begreifen es, daß er als Gegner des Herzogs Moritz, als Freund Luthers und als Verehrer des gefangnen Kurfürsten von Sachsen den halben Vermittlungsversuchen, mit denen Melanchthon das Interim des Kaisers unter dem Druck der Politik Moritzens erträglich zu machen suchte, entschieden abgeneigt war. Wir sehen, wie jetzt ein junger Freundeskreis sich Jonas nähert, in dem der scharfe Gegensatz des Flacius gegen Melanchthon vollen Beifall findet, und wie Jonas daher auch mehr und mehr auf der Seite der Antiphilippisten seine Stellung nimmt, wenn er auch gelegentlich gegenüber dem Uebereifer der Flacianer seinem guten Zutrauen zu der evangelischen Gesinnung Melanchthons kräftigen Ausdruck giebt. Aber es darf uns unter diesen Verhältnissen nicht wundern, daß die alte herzliche Freundschaft zwischen beiden mehr und mehr einer kühlen Höflichkeit Platz macht. Der alte Wittenberger Reformatorenbund war durch die Parteiungen innerhalb der jungen evangelischen Kirche aufgelöst. Auch gegen Andreas Osiander, mit dem Jonas einst auf dem Augsburger Reichstage zusammengearbeitet hatte, erhebt er jetzt seine Stimme zum Zeugnis gegen die neue Rechtfertigungslehre, mit der dieser selbstgefällig den Reformator der Reformation zu spielen gedachte. Es ist eine überaus unerquickliche Zeit, in die diese letzten Lebensjahre des Jonas fallen; der Frühlingsodem, der einst aus dem Humanisten den begeisterten Anhänger Luthers gemacht hatte, war nicht mehr zu spüren, aber dafür viel Streit und Parteiung im eignen Lager, daher viel Anklagen und eine trübe, pessimistische Stimmung. Und er selbst macht den Eindruck eines Mannes, den Krankheit und Arbeit früh erschöpft haben, der daher jetzt in sturmbewegter Zeit nicht mehr die Kraft fühlt, als einer der Zeugen von den Anfängen der Reformation seine Stimme vernehmlich zur Geltung zu bringen.

Aber bleiben wir bei diesem trüben Eindruck, den sein Lebensausgang erweckt, nicht stehen, sondern wenden wir den Blick zu dem Manne in der Vollkraft seiner Arbeit zurück. Von Erasmus zu Luther hinüber, von humanistischer, moralisirender Aufklärung zum vollen Bekenntnis des Evangeliums Christi, das ist die Weisung, die seine Lebensgeschichte uns erteilt. In der vollen Hingabe an das von Luther wiedergewonnene Evangelium hat sein Leben vollen Gehalt und eine große, gesegnete Aufgabe gefunden. Die Dankbarkeit gegen Luther, die volle Freude an dem, was dieser dem deutschen Volke geboten hat, ist fortan der Grundton seines Lebens geworden. Wo daher der Name des Jonas mit Dankbarkeit genannt wird, da wenden sich die Gedanken von dem Schüler zu seinem Lehrmeister, von dem Mitarbeiter zu dem gewaltigen Propheten der deutschen Reformation. Als einst in des Jonas Gegenwart unter andern trefflichen Männern auch Dr. Luthers gedacht wurde, da sagte er: „Ach, lieben Brüder, wenn man von Predigern redet, sollen wir Dr. Martin Luther nicht unter uns rechnen, denn das war viel ein andrer Mann — der konnte, was er wollte.“ Daß Luther sie alle um eines Hauptes Länge überrage, dessen ist er stets in aller Bescheidenheit sich bewußt geblieben, und er hatte Recht darin. Aber darum wollen wir Nachgebornen doch nicht vergessen, auch der Schüler zu gedenken, die dieser Mann mit seinem Geiste zu fruchtbringender Arbeit erweckt hat, ohne deren fröhliches und thatkräftiges Mitarbeiten seine Lebenskraft vergeblich sich verzehrt hätte. G K

Verschiedenes

(Gottesdienstliche Vorträge) in der Schloßkirche zu Karlsruhe gehalten von D. E. Chr. Achelis, D. H. Bassermann, D. H. Cremer, D. A. Hauck, D. E. Haupt, D. W. Herrmann, D. J. Kaftan, D. L. Lemme, D. K. Sell, Dekan G. Weitbrecht. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1892. 139 S. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die gottesdienstlichen Vorträge, die wir hiermit den Lesern der Christlichen Welt angelegentlich empfehlen möchten, wollen mit besonderm Maß gemessen sein. Der sie veranlaßt hat, ist kein geringerer, als einer der edelsten Fürsten Deutschlands, Friedrich, Großherzog von Baden. Die Männer, die die Vorträge gehalten haben, gehören zu den Zierden unsrer theologischen Fakultäten; nur einer von ihnen, Weitbrecht in Stuttgart, hat ein akademisches Amt nicht inne, die andern sind sämtlich Lehrer unsrer theologischen Jugend; so viel wir wissen, haben sie aber der Mehrzahl nach längere oder kürzere Zeit auch im Dienst evangelischer Gemeinden des Pfarramtes gewaltet. Der Zweck der Vorträge war, das Evangelium von Christo in die Kreise der Gebildeten zu tragen, es an „die höhern Schichten des Volkes“ heranzubringen. Was man von andrer Seite durch populäre wissenschaftliche Vorträge zu erreichen versucht hat, das glaubte man hier besser und sicherer durch „gottesdienstliche Vorträge“ erwirken zu können. Den Ausdruck „Predigt“ hat man wohl absichtlich vermieden. Die Vorträge würden, wenigstens der überwiegenden Mehrzahl nach, recht wohl als Predigten bezeichnet werden können; nur daß dem Zweck entsprechend das lehrhafte Moment bei ihnen mehr vorherrscht als bei andern Predigten, und daß der Ton, aus dem diese Vorträge gehen, im Vergleich zu gewöhnlichen Predigten ein mehr akademischer ist.

Ihrem erbaulichen Charakter entsprechend waren diese Vorträge umrahmt von Gesängen der Gemeinde und des Kirchenchors und liturgischen Gebeten, zu denen die Pfarrer der Schloßkirche herangezogen waren. Die Vortragenden selbst sind bemüht gewesen, den Hörern „die elementarsten religiösen Güter zum Bewußtsein“ zu bringen, ihnen das Verständnis zu erschließen für die Welt der Ewigkeit, für den Verkehr mit Gott im Gebet, für den Wert der religiösen Gemeinschaft. Sodann wollten die Vortragenden zeigen, wie alle Interessen, die in unsrer Zeit die Gebildeten bewegen, Familie, Beruf, Besitz, Kulturfortschritt im Licht des Evangeliums höhern Inhalt, größere Bedeutung, tiefere Weihe empfangen; es sollte der Eindruck hervorgerufen werden, daß wir im Christentum nicht eine für das Leben gleichgiltige, sondern in dieses nach allen Seiten eingreifende Macht haben. Weiter sollte geredet werden von Sünde und Erlösung, den beiden Angelpunkten, um die sich das Evangelium dreht. Zuletzt sollte die christliche „Ewigkeitshoffnung“ als Erfüllung des Sehnens und Fragens des natürlichen Menschenherzens den Hörern nahe gebracht werden.

Die Voraussetzung des ganzen Unternehmens war die Erkenntnis, daß das gottesdienstliche Leben der evangelischen Gemeinden auf die weitesten Kreise nicht bloß der untern Volksschichten, sondern auch der höhern Kreise so gut wie einflußlos ist, daß die sonntägliche Predigt keine Macht ist im öffentlichen Leben, und daß doch das Evangelium Christi und das Wort von Christo, „unser Glaube“ (1. Joh. 5, 4), auch heute die Kraft Gottes ist, die die Welt überwindet.

Wie man berichtet hat, haben die Vorträge zahlreiche Zuhörer gefunden. Ob sie entsprechend viel Gutes in den Herzen gewirkt und gefördert haben, entzieht sich selbstverständlich menschlicher Beurteilung. Das Ungewöhnliche, Auffällige hat ja auch bei vielen religiös empfindenden und interessirten Menschen eine starke Anziehungskraft, und zwar scheint es keinen großen Unterschied zu machen, ob sich das Ungewöhnliche mehr an die untern oder an die obern Schichten des Volkes wendet. Aber auch abgesehen davon haben die Vorträge zweifellos ihre Wirkung gehabt durch die Gediegenheit des Inhalts, durch die Weisheit und die Beredsamkeit der Redner, vielleicht ein wenig auch durch das gute Vorurteil, das Professoren unter allen Umständen mehr zutraut als Pfarrern, gewiß durch den christlichen Ernst und den heiligen Eifer, die Redner und Hörer erfüllten.

Daß die Vorträge eine religiöse Erweckung auch nur in der Hauptstadt des badischen Landes eingeleitet hätten, ist bisher nicht bekannt geworden; die Redner haben darauf wohl selbst nicht gerechnet; wir möchten glauben, daß man wenigstens den Männern eher beikommt durch eine nüchterne Besprechung der vorhandnen Probleme, als durch doch immer rhetorisch gefärbte Predigten; wir möchten glauben, daß ein Buch wie z. B. Hülsmanns Beiträge eine viel tiefer gehende und länger nachhaltige Einwirkung haben wird, als noch so viele Vorträge, wie die vorliegenden. Unsre Gegenwart ist nicht so irreligiös, wie sie unkirchlich ist, und kirchlicher, als wir Theologen im allgemeinen zuzugestehen geneigt sind; auch die Gebildeten; jeder von uns macht täglich die Erfahrung, daß christliche Frömmigkeit, daß evangelische Wahrheit, wenn sie nur schlicht und wahrhaftig, ohne Anmaßung und Aufdringlichkeit ausgesprochen wird, in den Herzen vieler einen Wiederhall findet. Sollen aber unsre Gemeinden kirchlich werden, so wird auch die Kirche, ihre Lehre, ihr Kultus, ihre Verfassung, ihre Stellung zu der sittlichen

Welt, die irgendwie wenigstens christlich durchsäuert ist, einer Verneuerung bedürfen. Thatsächlich befindet sie sich, wie von allen Seiten zugegeben wird, in einer tiefgehenden Krisis. Arbeiten wir einmütig zusammen, diese Krisis zu beschleunigen und zum Abschluß zu bringen; suchen wir wenigstens sie zu verstehen, lernen wir, daß christliche Frömmigkeit die Wahrheit, aber auch die Liebe ist, und das kirchliche Leben wird größern Einfluß gewinnen auf das christliche Leben, und auch die gottesdienstliche Rede, die festliche Verkündigung des Wortes wird in weitern Kreisen Verständnis finden. Bei alledem bleibt Christi Wort von den vielen Berufenen und von den wenigen Auserwählten auch heute noch bestehen; die Erkenntnis, daß Jesus der Christ sei, hat eine Offenbarung nicht von Fleisch und Blut, sondern des Vaters im Himmel zur Voraussetzung. Man könnte ein strammer Lutheraner, ein eifriger Reformirter, ein fanatischer Katholik sein und doch nicht haben, was Johannes (1. Joh. 5, 4) „unsern Glauben" nennt. Umgekehrt, als Luther von der Kirche als Ketzer gebannt und ausgestoßen wurde, da konnte er erst recht bekennen: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat; und als der schwäbische Gustav Werner für unfähig erklärt wurde, ein Pfarramt in seiner Heimatkirche zu verwalten, da hat er auch erst recht bewährt, was Johannes „unsern Glauben" nennt. Was wir aber christliche Kultur nennen, ist nicht die, sondern eine christliche Kultur; vielleicht wird sie zerstört; gewiß wird sie vergehen; das Evangelium bleibt, und wenn unsre christliche Kultur vergeht, so wird das Evangelium die Kraft einer neuen Kultur werden, so lange die Erde steht, und so lange die Jüngerschaft Christi das Salz der Erde bleibt.

Wir können nur wünschen, daß viele, die die geistvollen Vorträge der akademischen Lehrer nicht hören konnten, sie nun lesen möchten; sie werden ihnen viel Förderung danken; auch dann, wenn sie sich zum Widerspruch herausgefordert fühlen, wenn sie z. B. weniger vom „Christentum" möchten geredet wissen; Christentum ist der ganze Komplex von Wirkungen, die Jesus durch sein Wort in der Menschheit gehabt hat und noch hat, und dies Christentum ist nach Rothe das Allerveränderlichste, was es giebt, und birgt sogar scharfe und schroffe Gegensätze in sich. Mancher wird auch wünschen, den Begriff „Ewigkeit" durch einen andern ersetzt zu sehen. Ewigkeitshoffnung, Ewigkeitsernst, Ewigkeitsberuf, große majestätische Ewigkeit, sogar: Ewigkeitsluft, die von der Person Jesu ausgeht — es ist zuviel der Ewigkeit, und ist sie wirklich eins mit Unsterblichkeit? Und würden wir nicht den Kopf schütteln, wenn man uns belehrt, Rousseaus furchtbarstes Verdienst sei die französische Revolution (S. 85)? Werden wir es für angemessen halten, wenn der lebende Bodelschwingh in einem Atem als strenggläubiger Christ und dann noch wegen seiner „echten weitherzigen Menschenliebe" gepriesen wird? (Ueberlassen wir doch das Maß des Glaubens zu bestimmen dem, der es allein recht zu bestimmen vermag.) Auch braucht man Männer, die das Wesen der Humanität verkennen, nicht als „tiefgläubige Christen" auszuzeichnen. Gläubig sein ist immer genug. Warum sich scheuen, trotz Paulus und Luther das tägliche Leben des Christen, die Erfüllung der täglichen Berufspflicht, als einen vernünftigen (geistigen) Gottesdienst zu bezeichnen? Die leibliche Auferstehung Christi zu den bestbeglaubigten Thatsachen der ganzen Weltgeschichte zu zählen, das sollte einem Theologen nicht passiren. Wir meinen, für den Unglauben ist Jesus tot, er lebt nur für seine gläubige Jüngerschaft; keiner kann an den Auferstandnen glauben, der nicht zuerst gelernt hat, an Jesum den Christ zu glauben. Daß Jesus leiblich auferstanden ist, das läßt sich nicht feststellen, wie z. B. der Geburtstag oder der Heimatort oder der Sterbetag irgend eines Fürsten oder Dichters.

Doch wir wollen und dürfen nicht Kritik üben — wir möchten auch den Schein meiden, als ob wir durch unsre Ausstellungen die Empfehlung schwächen wollten, die wir hier noch einmal wiederholen. Herrmanns Vortrag dürfte durch seine Ausführungen am meisten anregen; Bassermanns Rede (wir beanstanden nur die Formulirung des Themas — warum nicht: die Bedeutung, die Christentum und Familie für einander haben?) zeichnet sich gleich sehr durch ihre Nüchternheit wie ihre Wärme aus. Andre werden einem andern Vortrage die Palme zuerkennen; jeder wird jedem Redner viel danken. Was erleuchtete Männer aus der Fülle ihres Herzens im Dienst der evangelischen Gemeinde und zu ihrem Aufbau geredet haben, mit Betonung des gemeinsamen Glaubensbesitzes, mit Hintanstellung aller sonstigen Differenzen, die in Schule und Partei sie trennen, das wird auch über den ersten und nächsten Hörerkreis hinaus wirken und Freudigkeit des Glaubens, Glauben an die Jugendkraft des Evangeliums, die Welt zu überwinden, wecken und fördern. E

(Das Haus in unsrer Zeit und in unserm Volke) seine Gefährdung, seine Bewahrung und seine Erbauung. Ethische Zeitbetrachtungen von Dr. theol. und phil. L. K. Moeller, emeritirten Generalsuperintendenten für die Provinz Sachsen und Prediger am Dom zu Magdeburg. Hamburg, Rauhes Haus, 1892. 352 S. Mk. 4, geb. 4,60.

Wir haben es im vorliegenden Buche nicht mit einer wissenschaftlichen ethischen Studie zu thun, sondern mit Beobachtungen und Erfahrungen, die der greise Verfasser in seinem wirkungsreichen Leben gesammelt hat und nun dem weitern Kreis der Gebildeten bietet. Er bietet viel Gutes, viel Beherzigenswertes in beredter, warmer, oft freilich etwas breiter Ausführung. Möchte es in vieler Herzen dringen, denn bei Hoch und Niedrig ist das Familienleben gleich gefährdet, wenn auch hier und dort durch verschiedne Feinde. Das Haus in unsrer Zeit und in unserm Volke will der Verfasser schildern. Aber er faßt doch nur hauptsächlich das Haus des Mittelstandes ins Auge, er behandelt sein Thema, als sei das Haus, die Familie in allen Gesellschaftskreisen

thatsächlich die gleiche Größe. Das ists aber nicht. Gerade das würde einer Studie über das moderne Haus einen besondern Wert verleihen, wenn einmal die thatsächlichen Verhältnisse in allen verschiednen Gesellschafts- und Bildungskreisen, wenn auch nur in scharfen, allgemeinen Zügen, vorgeführt würden. Anders ist das Familienleben im Arbeiter-, anders im Beamtenstande. Es müßte gezeigt werden, wie die sozialen Verhältnisse mit elementarer Gewalt gerade auf die Ausgestaltung des Familienlebens wirken. Studien wie die von Otto Leixner über die Berliner Verhältnisse bezeichnen die Bahn, die uns zu einer richtigen Biologie dieses wichtigsten Gebietes führen. Von solchem modernen Einfluß zeigt sich der Verfasser frei. Der soziale Blick fehlt ihm. So steht vieles nicht in dem Buche, was wir darin suchen, während vieles darin steht, was sich sehr gut entbehren ließe. Um dies zu beweisen, so findet sich z. B. eine ausführliche Besprechung und Kritik des Sulzeschen Gemeindegedankens, ebenso der Innern Mission, oder es findet sich eine längere Ausführung über die Seminarbildung unsrer Volksschullehrer, über die Schulinspektion, über die Bestrebungen, christliche Gymnasien zu errichten u. a. Die berührten Fragen hängen gewiß irgendwie mit dem Familienleben zusammen, aber was hängt dann nicht damit zusammen? Statt dessen fehlt z. B. ein besondres Kapitel über den Wert des Sonntags für das Familienleben; die finanzielle Seite bei Gründung eines Hausstandes wird auf einer halben Seite besprochen; oder Fragen, wie sie Naumann in seinem Berliner Vortrag über Ehe und Familie angeregt hat, finden keine Berücksichtigung. Wenn wir diese Ausstellungen machen, sind wir uns bewußt, daß wir Jüngern wohl die Dinge mit andern Augen ansehen, daß wir aber von der idealistischen Anschauung unsrer Väter immer noch zu lernen haben. Darum wünschen wir dem inhaltsvollen, von so echtchristlichem Geiste durchwehten Buche recht viele aufmerksame Leser. P D

(Judas Iscarioth) Eine Selbstbiographie. Charakterstudie von Rev. James W. T. Hart. Uebertragen ins Deutsche von H. Ballhorn. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1892. 109 S., 2 Mk.

Judas Iscarioth bleibt ein Problem, das wir nicht lösen, das uns aber mit immer neuem Interesse erfüllen wird. Es bleibt unlösbar, denn ein deutliches Bild der Eigenart und Entwicklung dieses großartigen Bösewichts läßt uns die lückenhafte Ueberlieferung nicht gewinnen, und selbst wenn dies der Fall wäre, bliebe immer die Frage, die bei keinem sündigen Menschen so laut sich erhebt als bei Judas: Woher das Böse? Eine Frage, die unsrer Ueberzeugung nach zu den Problemen gehört, die ihrer Art nach schon eine Lösung unmöglich machen. Dennoch reizt diese problematische Natur fortgesetzt unser Nachdenken. Niemand, der überhaupt denkend die Gestalten und das Walten der heiligen Geschichte verfolgt und sich aneignen möchte, kommt an Judas vorüber, dieser Schattengestalt neben der hellen Lichtgestalt Christi. Warum hat der Herr diesen Jünger erwählt? Wußte er im voraus, daß er in ihm sich den Verräter an die Seite stellte? War Judas das Opfer eines Verhängnisses? Was waren die Beweggründe seines teuflischen Entschlusses? Diese Fragen hat eine ganze Judaslitteratur zu ebantworten versucht, oft von rein dogmatisch-philosophischem, oft von rein menschlich-psychologischem Standpunkte aus, aber jede Beurteilung das deutliche Spiegelbild einer ganzen Weltanschauung. Das vorliegende Buch unternimmt den Versuch, die Frage nach den Beweggründen des Verrats zu beantworten. Der Standpunkt, von dem aus die Lösung versucht wird, ist der nach unsrer Meinung einzig richtige, nämlich der menschlich-psychologische. Erst so gewinnen wir wahre Teilnahme für den traurigen Helden dieser fürchterlichsten Geschichte. Die Auffassung, die Hart uns bietet, ist im wesentlichen dieselbe, die Oberhofprediger Meier in seinem ausgezeichneten Vortrage: Judas Iscarioth, ein biblisches Charakterbild, 1872 geboten hat. Harts Schriftchen ist ohne Zweifel interessant und fesselnd. Ob auf die gestellte Frage die unzweifelhaft richtige Antwort gefunden ist, lassen wir dahingestellt. Manchem deutschen Leser wird die Einkleidung in eine Selbstbiographie nicht ganz nach dem Geschmack sein, da sie der Einbildungskraft ein zu weites Feld für ihr kühnes Spiel gestattet. Aber es ist nicht ohne Reiz, auf diesem Wege einmal in die Welt unsrer evangelischen Geschichte eingeführt zu werden. Der Verfasser ist mit der neutestamentlichen Zeitgeschichte gut vertraut; seine Naturschilderungen sind oft packend, die Versuche, in Dunkelheiten Licht zu bringen, oft überraschend, daß freilich die psychologische Wahrheit dabei überall zu ihrem Rechte komme, kann ich nicht finden. Jedenfalls ist das Büchlein kein unwürdiges und unwichtiges Glied in der Kette der Judaslitteratur. P D

(Georg Rietschel, Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste) bis in das achtzehnte Jahrhundert, geschichtlich dargelegt. IV, 72 Seiten. Leipzig, Dürr, 1893. 3 Mk.

Eine wertvolle Studie, die gelegentlich des letzten Rektorwechsels als Dekanatsprogramm der Leipziger Universität erschien. Aber es ist nicht bloß eine Gelegenheitsschrift, sondern eine Arbeit bleibenden Wertes. Denn zum erstenmale wird hier von liturgischen, nicht bloß von musikalischen Gesichtspunkten aus die Stellung der Orgel im Gottesdienste geschichtlich untersucht. Angesichts des betrübenden Niederganges, den die Kirchenmusik in ihrer glänzenden Entfaltung im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erfuhr, ist es gewiß verdienstlich, durch geschichtliche Untersuchungen den jüngst eingetretenen Aufschwung der Kirchenmusik zu fördern. In der That bleibt ja stets die Geschichte die beste Lehrmeisterin, um gesunde Grundsätze für das kirchliche Leben zu gewinnen. Rietschel hat seine eingehenden, außerordentlich fleißigen Untersuchungen in erster Reihe auf die Kirchenordnungen und Agenden gestützt, von denen er nicht weniger als vierundfünfzig namhaft macht. Daneben sind die Vorreden und einleitenden Bemerkungen der Gesangbücher aus dem sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert benutzt, ferner Predigten

bei der Einweihung neuer Orgeln und Leichenpredigten für Organisten. Endlich sind die Instruktionen der Organisten berücksichtigt — schon die Fülle dieses Quellenmaterials zeugt von der großen Sorgfalt, mit der der Verfasser seine Untersuchung geführt hat. In interessanter und fesselnder Weise wird dargelegt, welchem Wandel die Orgel in ihrer gottesdienstlichen Verwendung im Laufe der Jahrhunderte unterworfen gewesen ist. Wenn das Jahrhundert der Reformation dem selbständigen Orgelspiel wie dem Kunstgesang vielleicht ein zu großes Recht eingeräumt hat, so hat andrerseits doch auch die Ueberwucherung der Kunstmusik im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eine Reaktion hervorgerufen, deren Nachwirkungen noch heute spürbar sind. Möchten Nietschels Ausführungen nicht bloß bei Liturgikern, sondern auch bei Musikern und Organisten den wohlverdienten Anklang und fruchtbringende Beherzigung finden! A

(Carl Nink) Ein kurzes Lebensbild von Th. Nottebohm. 32 S. Hamburg, Evangelische Buchhandlung der Niedersächsischen Gesellschaft. 1888. 10 Pfge.

In der Hamburger Kirchengeschichte wird der Name Carl Nincks immer mit Ehren genannt werden. Der unermüdliche Pastor an der St. Anscharkapelle hat in den vierzehn Jahren seiner dortigen Wirksamkeit (1873—1887) einen tief greifenden Einfluß auf das kirchliche Leben der alten Hansestadt besonders dadurch ausgeübt, daß er eine wirkliche, lebendige Gemeinde heranbildete — dies bekanntlich eine Hauptschwierigkeit, aber auch ein Hauptbedürfnis in unsern Großstädten. Doch auch über Hamburgs Grenzen hinaus wird Nincks Andenken von Tausenden gesegnet. Als Redakteur des „Nachbars," des „Kinderfreunds," als Verfasser des von Vornehm und Gering gleich gern gelesenen Buches „Auf biblischen Pfaden," als Reformator und Direktor der Niedersächsischen Traktatgesellschaft — von andern Thätigkeiten zu schweigen — war er, „soweit die deutsche Zunge klingt," bekannt und verehrt.

Einer seiner ehemaligen Hilfsprediger, der ihm besonders nahe stand, hat auf wenigen Seiten das Leben und Wirken Nincks trefflich charakterisirt. Das Büchlein sei warm empfohlen! A C

Quittung

Auf die dringende Bitte in Nr. 17: 20 Mk. von B, G; je 10 von F, Hannover; B, Modasko; D, F; Fr. R, Frankfurt a. M. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 23 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Statt besondrer Anzeige

Unsern Freunden die Nachricht, daß unsre Tochter Frau **Dr. Magda Klein** in Düsseldorf, den 24. Mai durch einen sanften Tod von ihrem langen, schweren Leiden erlöst worden ist.

Professor Schultz und Frau.

Heute früh um 4 Uhr hat Gott, der Herr, meinen lieben Mann, unsern guten Vater, den Superintendenten

Friedrich G. Loofs

im Alter von 68 Jahren nach längerm Leiden durch einen sanften Tod aus diesem Leben abgerufen.

Jeinsen, den 27. Mai 1893.

Auguste Loofs, geb. Günther.
Im Namen der Kinder und Großkinder:
Friedrich Loofs, Professor der Theologie in Halle,
Albert Lührs, Pastor in Barrien.

Heute am Pfingstmontag abends 7½ Uhr ist unser Sohn **Albrecht** im Alter von 4½ Jahren nach schweren Kämpfen entschlafen.

Breslau, 22. Mai 1893.

Prof. **Karl Müller** u. Frau
geb. **Weizsaecker.**

Eine junge Dame, sprachenkundig und wirtschaftlich, auch in der Krankenpflege nicht unerfahren, sucht Stellung im Hause oder als Reisebegleiterin. Näheres durch Pfarrer **Rade** in Frankfurt am Main.

Der Evangelische Arbeiterverein Köln a. Rh. sucht zur Führung der **Geschichte** einen **erfahrenen Theologen**, der die christliche Liebesthätigkeit auf dem sozialen Gebiete kennt und baldigst eintreten könnte. Nähere Auskunft erteilt Pastor **Götz**, Köln, Gr. Witschgasse 7/9.

Evangelisches Allianzhaus
Kurhaus
für Erholungsbedürftige
Blankenburg, Schwarzathal, Thüringen. Anm. an Frl. v. **Weling.**

Zur Beachtung!

In öffentlichen Besprechungen der nun vollendeten **„Geschichte der christl. Ethik"** von Dr. **Luthardt** ist mehrfach der Wunsch geäussert worden, dass der Verf. nun auch eine zusammenhängende Darstellung der christl. Ethik selbst geben möchte. Wir machen darauf aufmerksam, dass in den Vorträgen des Verf.: **„Ueber die Moral des Christentums"** (4. Aufl., Preis 6 Mk.), im Grunde bereits eine solche Darstellung vorliegt. Wir erlauben uns daher auf dieses Werk (der 3. Band der Apolog. Vorträge) hiermit nachdrücklich aufmerksam zu machen und auch weiteren Kreisen angelegentlich zu empfehlen.

Leipzig. **Dörffling & Franke.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kl. Katechismus.** Fragen u. Vorschläge v. Prof. Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses von Professor Lic. **Otto Baumgarten** in Jena

Erschienen sind:

I. Reihe:

Heft 1. **Drews**, Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert**, Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten**, Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz**, Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker**, Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden**, Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz**, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg**, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp**, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

II. Reihe:

Heft 1. **Rade**, Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal
„ 2. **Mayer**, Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Kamp**, Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller**, Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
„ 6. **Arndt**, Die Religion der Sozialdemokratie
„ 7. **Weiß**, Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage

Soeben erschienen:

„ 8. **Traub**, Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine

Preis des Heftes 50 Pfge.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Töchterpensionat
Bonn a. R.
Wissenschaftliche und häusliche Ausbildung. Beste Referenzen u. a. Professor **Dr. Kamphausen**, Pastor **Pahncke** Bonn. Gute Verpflegung, mäß. Preis. Näheres durch Prosp.
Frau **Dr. Weiler**,
Argelanderstraße Nr. 11.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

In **Fr. Frommanns Verlag** in Stuttgart erschien soeben:

Ueber die Verkündigung des Evangeliums an die neue Zeit

Ein Vortrag
von
Christoph Schrempf
40 Seiten gr. 8°
Preis 60 Pfge.

„Starke Zukunftsmusik" wird der Leser mit dem Redner selbst leicht denken, doch wird der aufmerksame Leser auch bald bemerken, daß die Metamorphose der Predigt und des Pfarrers, die hier skizzirt wird, nicht bloß durch die Bedürfnisse der Gegenwart verlangt, sondern auch durch mächtige Strömungen in derselben positiv vorbereitet wird.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1388. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 20: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die neue kirchliche Organisation der Stadt Altenburg; Der Apostolikumsstreit — Evangelischer Bund: Die sechste Generalversammlung des schlesischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes — Römische Kirche: Die Jubelfeier des Kardinal-Erzbischofs Krementz; Graf Hoensbroech; Eine Probe ultramontaner Roheit — Soziales. Innere Mission. Heidenmission: Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke; Der Landesausschuß der freien Vereine für christliche Liebesthätigkeit im Herzogtum Sachsen-Altenburg; Das Jahresfest der Leipziger Mission — Verschiedenes: Streit in der waadtländischen Landeskirche; Ueber Bestrafungen livländischer und esthländischer Pastoren — Personalien.

Nr. 21: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Das Apostolikum in den Jahren 1845—49; Aus Schleswig-Holstein; Die Zahl der Theologie Studirenden in Marburg; Eine Maßregelung — Gustav-Adolf-Verein. Evangelische im Auslande: Hauptversammlung und Vorschläge für die große Liebesgabe; Ungarische Kirchenpolitik.

Nr. 22: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber den Hirtenbrief der Kasseler Generalsuperintendenten; Unter der Ueberschrift „Offiziöses Kirchentum"; Kirchliche Statistik aus dem Herzogtum Meiningen; Ein bedauerlicher Fall — Evangelische im Auslande: Die achte Konferenz des Generalkomitees für deutsche evangelische Seemannsmission; In den waldensischen Missionsgemeinden in Italien; Aus der evangelischen Gemeinde in Smyrna; 31. Jahresbericht des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem; Kirchliche Nachrichten aus dem Kanton Bern; Von dem Ausschusse zur Förderung der Kirchensache in Kopenhagen; Sonntagsruhe in Frankreich; In Chile — Gustav-Adolf-Verein: Die Diakonenanstalt zu Duisburg; Das Wolfer Waisenheim; Die badische Diaspora; Der langen Reihe von hilfesuchenden Diasporagemeinden Westpreußens; Oesterreichische Diaspora; Die Evangelische Waisen- und Rettungsanstalt zu Ustron — Innere Mission: Grundsätze über die Hilfeleistung durch Diakonissen bei Cholera — Verschiedenes: Eine neue hebräische Textausgabe des Alten Testaments; Das Programm des Evangelisch-sozialen Kongresses — Personalien.

Neuigkeiten aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Atlantis und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis broschirt 4 Mark 50 Pf.

Leopold von Rankes Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Broschirt 4 Mark 50 Pf.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pf.

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pf.

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Zierlich gebunden 3 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von einem Grenzboten

In Lederpapier broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Burschen heraus!

Die heutigen studentischen Korporationen und ihre Zukunft

Broschirt 1 Mark

Neuigkeiten aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

von

Gustav Wustmann

Gebunden 2 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1901 bis 1912

von

Emil Gregorovius

Broschirt 1 Mark, gebunden 1 Mark 50 Pf.

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

von

Paul Göhre

Broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Wahrer Adel

Ein Zeitbild

von

J. Scheibert

Major z. D.

Broschirt 1 Mark

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

von

Fritz Anders

Gebunden 3 Mark 60 Pf.

Wie kam es doch?

Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel

Aus glücklich bewahrten Briefen

Broschirt 1 Mark

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Die Sprache

des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs

von

Walter Gensel

Broschirt 1 Mark

Das Judenchristentum

in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus

von

einem christlichen Theologen

Broschirt 2 Mark

Die Judenfrage eine ethische Frage

von

Leopold Caro

Broschirt 1 Mark

Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik

von

W. Giese

Broschirt 1 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 24 — Leipzig, den 8. Juni — 1893

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Eine Predigt Robertsons über die Pflichten der Wähler, gehalten am 2. Juli 1852 — Vom vierten Evangelisch-sozialen Kongreß: 1 — Das Ende des Falles von Lüpke — Sudermanns Heimat — Verschiedenes: Neue Andachtsbücher; Nötige Antwort auf unnötige Frage; Dr. Ludwig Nonnes Reformationsbüchlein; Amos Comenius; Von der Spitze aus bauen; Die biblische Lehre von den letzten Dingen — Anzeigen

Eine Predigt Robertsons über die Pflichten der Wähler, gehalten am 2. Juli 1852

Und sie stellten zwei, Joseph, genannt Barsabas, mit dem Zunamen Just, und Matthias, beteten und sprachen: Herr, aller Herzen Kündiger, zeige an, welchen du erwählet hast unter diesen Zweien, daß einer empfange diesen Dienst und Apostelamt, davon Judas abgewichen ist, daß er hinginge an seinen Ort. Und sie warfen das Los über sie; und das Los fiel auf Matthias; und er ward zugeordnet zu den elf Aposteln. Apostelgesch. 1, 23—26.

Unser Text berichtet uns von der ersten Berufung eines Apostels oder Bischofs für die Kirche Christi.

Es ist sofort ersichtlich, warum ich diesen Text gewählt habe. In dieser Woche wird England bis ins Innerste erschüttert werden durch die Wahlen, aus denen die Männer hervorgehen sollen, die entweder in Uebereinstimmung mit der Verfassung oder im Gegensatz zu ihr dem Lande Gesetze geben werden. So heiß wie im Mittelalter der Kampf zwischen Welfen und Waiblingern oder in der alten Kirche der Kampf der Parteien bei der Wahl eines Bischofs entbrannte, so heiß wird dieser Kampf toben, bei dem es sich um die Wahl von Volksvertretern handelt

So bedenklich und schwierig es ist, diesen Gegenstand von der Kanzel zu besprechen, so scheint es mir doch die gebieterisch geforderte Pflicht eines Dieners Christi zu sein — vor der zurückzubeben Feigheit wäre —, den Versuch zu machen, die großen christlichen Marksteine klarzustellen, die zu solchem Vorgang gehören. Aber man möge mich nicht mißverstehen. Es ist nicht die Pflicht des Dieners Christi, von Politik im gewöhnlichen Sinne zu reden, sofern man damit die Ansichten einer bestimmten Partei meint. Die Kanzel darf nicht zum Parteimittel erniedrigt werden. Hoch erhaben über allen Parteifragen soll sie die Würde einer Stimme wahren, die von der Ewigkeit zeugt und nicht von der Zeitlichkeit. Womöglich sollte nicht ein Wort fallen, aus dem man auf des Predigers persönliche politische Ansicht schließen könnte. Dennoch müssen die großen Prinzipien über Recht und Unrecht bei solchem Vorgang wie bei jedem andern zur Geltung kommen, und in Ausübung meiner Pflicht möchte ich sie euch vor Augen führen.

Wir wollen in unserm Texte betrachten den Gegenstand der Wahl, die Art der Wahl und den Geist, in dem sie geschah.

1. Der Gegenstand der Wahl. Es handelte sich darum, einen Apostel für die allgemeine Kirche zu wählen. Es konnte geschehen, daß der erwählte Apostel mit der Zeit ein Amt in einer bestimmten Stadt erhielt, wie Jakobus in Jerusalem. Aber es ist klar, daß seine Berufung zum Apostel ihn der ganzen Gemeinschaft der Christen verpflichtete und nicht einer einzelnen Stadt. Hätte er die Vorliebe und das Interesse für einen einzelnen Ort höher gestellt als das Interesse des großen Ganzen, so würde er die Pflicht seines hohen Amtes versäumt haben.

Auch wenn die, die ihn wählten, in erster Linie den Vorteil Jerusalems im Auge gehabt hätten, statt seiner Befähigung, der allgemeinen Kirche vorzustehen, würden sie ihrer Pflicht nicht treu geblieben sein.

Im dritten Jahrhundert hat Cyprian, ein Bischof von Karthago, in schönen und berühmten Worten diesem Grundsatz Ausdruck gegeben. „Das Bischofsamt ist nur Eines, es wird in seiner Gesamtheit von jedem einzelnen Bischof verwaltet; jeder Teil repräsentirt das Ganze.“*) Damit will er sagen, ein Bischof von Karthago oder von Antiochien müsse immer eingedenk bleiben, daß er nicht für Karthago oder Antiochien Sorge zu tragen habe, sondern für die Kirche Christi, während ihm sein Sprengel nur als sein besondrer Teil aus dem Ganzeu zugewiesen sei. Und bei Beratungen habe er seine Stimme nicht für das Wohl der Männer von Karthago abzugeben, sondern für das Wohl der Kirche.

Die Anwendung auf unsern Fall liegt nahe. Jede Nation ist ein Ganzes, ihr Leben ist etwas Heiliges. Die Nation ist das christliche Volk, für das Christus gestorben ist. Einigkeit ist das Leben eines Volks, Spaltung sein Tod. Das Verderben der Christenheit ist das Sektenwesen; das Verderben einer Nation ist Parteiung. Jeder Gesetzgeber giebt dem ganzen Lande Gesetze, nicht einer einzelnen Provinz oder Stadt. Jeder Wähler sollte sein Wahlrecht als eine heilige Verpflichtung ansehen und es nicht gebrauchen zum Besten seiner Stadt oder einer Partei seiner Stadt oder zu seinem eignen Besten und dem seiner Freunde, sondern nur zum Wohle des gesamten Volks. Laßt mich einen häufig vorkommenden Selbstbetrug aufdecken. Wir dürfen bei unsrer Wahl nicht fragen: Welchen Wohlthätigkeitsverein unterstützt unser Kandidat, welche Ansichten hat er über diese oder jene Frage von örtlichem Interesse, gehört er einer Missionsgesellschaft an? Wir sind Träger einer hohen Verantwortlichkeit, und der Mann, den wir zu wählen haben, soll nicht Präsident einer religiösen Gesellschaft oder Patron der Stadt oder Gründer eines Hospitals werden, sondern er soll England Gesetze geben.

2. Die Art der Wahl. Sie hatte eine menschliche und eine göttliche Seite. Die menschliche Seite tritt klar darin zu Tage, daß die Wahl nicht von den Aposteln allein, sondern von der ganzen Gemeinde vollzogen wurde, von hundertundzwanzig Männern, die in jenem Obergemach versammelt waren und ihre Lose oder Stimmen abgaben. Die göttliche Seite bestand darin, daß die Wahl schließlich doch in Gottes Händen lag.

Dies ist der Hauptpunkt, den wir beachten müssen. Jene Männer wenigstens waren überzeugt, daß der Anteil des Volks an der Wahl ganz getrennt war von dem Anteil Gottes. Der, auf den die Wahl fiel, konnte der Erwählte des Volks sein und doch nicht der Erwählte Gottes. Darum beteten sie: „Herr, aller Herzen Kündiger, zeige an, welchen du erwählet hast unter diesen Zweien.“

Die gewöhnliche Meinung ist: Vox populi, vox Dei. Mit andern Worten: Was die allgemeine Stimme verlangt, das ist

*) De unitate ecclesiae 5.

das Rechte. Ein Gesetz ist gut, weil es aus dem Volkswillen hervorgegangen ist. Ich sage nicht, daß wir in England die letzten Konsequenzen dieses Gedankens ziehen. Aber auf dem Festlande ist er seit lange zur Herrschaft gekommen. Vielleicht ist er eine Aeußerung des Antichrists, der „vorgiebt, er sei Gott," des Eigenwillens, der sich über den Willen Gottes setzt.

Des Volkes Stimme ist zuweilen Gottes Stimme, zuweilen auch nicht. War des Volkes Stimme Gottes Stimme, als die Juden in Moses Abwesenheit den Aaron baten, ihnen ein goldnes Kalb zu machen, damit sie es anbeteten? Oder als das Volk unter Anführung des Demagogen Demetrius schrie: Groß ist die Diana der Epheser!? Oder als es sich blind der Leitung der Pharisäer überließ und von ihnen angestachelt in den Ruf ausbrach: Kreuzige, kreuzige ihn!?

Die Politiker streiten über die Frage, bei welcher Art der Vertretung die Volksstimme am besten zur Geltung kommt — eine Frage, die erwogen zu werden verdient. Aber für den Christen erhebt sich dahinter eine weit wichtigere Frage, nicht wie man am gerechtesten den Willen des Volks zum Ausdruck bringen, sondern wie man den Volkswillen zu einem wahren Ausdruck des Gotteswillens gestalten soll. Schließlich läuft alles auf diese Frage hinaus. Und ihre Lösung werden wir nicht dadurch erreichen, daß wir ein Gleichgewicht der Interessen herzustellen suchen, oder daß wir List anwenden und kluge Mittel ersinnen, um die Sache, die uns ungerecht scheint, aus der Welt zu schaffen; wir werden nur dazu gelangen, wenn jeder sein Möglichstes thut, um in sich und andern ein starkes Gefühl von Verantwortlichkeit zu wecken.

Es ist ein großer Gedanke: jeder Wähler soll seine Stimme abgeben für die Kirche, für das Volk, um Gottes und des Rechts willen und soll ernstlich darnach streben, daß durch ihn und andre das Rechte geschehe, wie es bei jenen Männern zu Jerusalem der Fall war. Sonst hätten sie, menschlich geredet, ihre Wahl dem Zufall und nicht Gott anheimgestellt; sonst wäre jede Wahl, in welcher Form sie auch stattfinde, eine Berufung auf den Zufall. Alles kommt daher auf den Geist an, in dem die Wahlhandlung geschieht.

3. Der Geist, in dem die Wahl geschah, war religiös. Sie beteten und sprachen: „Herr, aller Herzen Kündiger, zeige an, welchen du erwählet hast." Sofort wird man uns hier den Einwand entgegenhalten, es habe sich damals um eine religiöse Angelegenheit, die Wahl eines Apostels, gehandelt, und bei uns handle es sich um die Wahl eines Volksvertreters, also um eine profane Angelegenheit. Hier kommen wir zum innersten Kern der ganzen Frage. Die Unterscheidung zwischen religiös und profan ist in gewissem Sinne berechtigt, aber sie ist falsch in der Anwendung, die wir ihr gegeben haben. Nicht die Handlung an sich, sondern der Geist, der sie beseelt, bewirkt den Unterschied. Eine Bischofswahl kann eine höchst profane Sache sein; die Wahl eines Volksvertreters kann eine religiöse Sache werden. Der Apostel Paulus hat gelehrt, daß nichts an sich profan ist. Der Apostel Petrus, geheiligt durch Gebet und das Wort Gottes, hat gelernt, daß nichts gemein oder unrein ist. Manch ehrwürdiger Brauch zeigt uns, daß die einfachsten Handlungen des häuslichen und politischen Lebens geweiht werden können durch den Geist, in dem sie geschehen; es kommt nicht darauf an, ob sie für den Staat oder für die Kirche gethan werden, sondern darauf, ob sie mit Gott gethan werden oder ohne Gott. Nicht etwa dadurch machen wir die Wahlhandlung zu einem religiösen Akt, daß wir ihr ein Gebet vorangehen lassen. Sie wird es nur in dem Maße, als jeder Beteiligte sich seiner Pflicht und seiner ernsten Verantwortlichkeit bewußt ist.

Wenn die höhern Stände ihre Pflicht in diesem Sinne auffaßten, wäre es dann noch möglich, daß wohlhabende Männer aller Parteien zur Förderung ihrer Parteizwecke die Trunksucht und den Leichtsinn der Armen unterstützen? Würden sie dann noch imstande sein, ihre Mitmenschen zum Tier zu erniedrigen, nur um ein paar Stimmen zu gewinnen?

Das Wahlrecht ist eine Gewissenssache. Auch bei jener Wahl zu Jerusalem war es wie jedes Recht zugleich eine Pflicht. Wer das Recht hatte, ein Los zu werfen, war dadurch verpflichtet, das Rechte zu thun. Und wer einen jener Männer

veranlaßt hätte, die Sache des Matthias oder des Barsabas zu unterstützen aus andern Gründen, als dem einfachen „du sollst," der hätte sein Gewissen verletzt.

Das Gewissen des Menschen ist etwas Heiliges. Es ist das schlimmste Verbrechen, ein menschliches Gewissen zu schädigen. Besser ist es, den Leib zu töten. Erinnert euch, wie ernst die Worte des Apostels Paulus lauten: „Wenn ihr also sündiget an den Brüdern und schlaget ihr schwaches Gewissen, so sündiget ihr an Christo" (1. Kor. 8, 12). Und erinnert euch, daß jene Sünde darin bestand, die Brüder zu etwas zu verleiten, was zwar an sich recht war, was aber sie für unrecht hielten.

Nun giebt es bei uns ein Vergehen gegen die Staatsgesetze, das nach allgemeiner Uebereinkunft mit einem Lächeln abgethan wird: die Bestechung der Wähler. Und doch, meine Brüder, ist sie eine Sünde — eine Sünde gegen Gott. Nicht weil es ein bestimmtes Gesetz dagegen giebt, aber weil die Bestechung das Gefühl der persönlichen Verantwortung abschwächt, das Gewissen abstumpft, den Gott in der Menschenbrust vom Throne stößt und Selbstsucht, Habgier und Eigennutz an seine Stelle setzt. Ob ihr die Bestechung direkt oder indirekt vollzieht — das heißt, ob ihr euern Beistand und euern Schutz gewährt oder versagt —, ihr sündigt wider den Geist Christi.

Die Wahl des Matthias ging nicht aus persönlichem Interesse hervor. Die Anhänger des Matthias und des Barsabas ließen sich nicht durch die Rücksicht auf Blutsverwandtschaft oder durch die Aussicht auf Gunst und Vorteil bestimmen; sie hätten sonst ihr hohes Vorrecht mißbraucht. In weltlichen Dingen pflegen wir einen andern Maßstab anzulegen. Die Entscheidung, die jemand trifft, hängt gewöhnlich mit seinem persönlichen und seinem Berufsinteresse zusammen. Wenn man den Beruf eines Mannes kennt, weiß man ziemlich genau, wie er stimmen wird. Je nachdem er Landwirt, Pfarrer oder Kaufmann ist, kann man mit einiger Sicherheit erraten, auf welche Seite er sich stellen wird. Zum Teil geschieht dies unbewußt unter dem Einfluß der Vorurteile, die uns allen durch Gewöhnung anhaften. Aber zum Teil geschieht es mit unserm Willen. Wir sind uns bewußt, daß wir weniger an das allgemeine Wohl, als an unsre persönlichen Interessen denken. So glaubt der Landwirt sich berechtigt, eine Frage nur daraufhin anzusehen, wie sie sich zu seinem Berufe verhält; ein Edelmann betrachtet sie nur vom Standpunkt des Standesinteresses, und ein Arbeiter nur, soweit sie die Arbeiterklasse angeht.

Meine Brüder, wir sind Christen, und ein höheres Prinzip als das eben genannte sollte uns leiten. Was ist das Gesetz des Kreuzes Christi? Ist es nicht das Selbstopfer des einen für alle, die freudige Hingabe weniger für viele? Wenn nicht, worin unterscheidet sich unser Thun von dem der andern?

Vaterlandsliebe, Gemeinsinn, Lauterkeit der Gesinnung sind schöne Worte. Aber sie bleiben nur Worte, nur sentimentales Gerede, wenn sie nicht aus dem Kreuze Christi ihren Ursprung nehmen. . . .

Ich habe versucht, meine eigne politische Ansicht vollständig beiseite zu lassen. Wenn es mir nicht gelungen ist, so liegt es nicht an meinem Willen.

Erinnert euch zum Schluß daran: Die Entscheidung von alles überwiegender Bedeutung, die in dieser Woche getroffen wird, ist nicht die, welche von den großen Parteien, in die unser Land sich spaltet, die Oberhand behalten wird. Das ist etwas sehr Wichtiges; aber das Wichtigste und was wir am ernstlichsten wünschen müssen ist doch dies: daß jeder Wähler seine Stimme abgiebt wie jene Männer zu Jerusalem — gewissenhaft, in frommer, uneigennütziger, liebevoller Gesinnung.

Besser, er unterstützt die weniger gute Sache in Uebereinstimmung mit seinem Gewissen, als er unterstützt die gute Sache mit unaufrichtigem Herzen. Besser, er ist ein wahrhaftiger Mensch auf seiten des Unrechts, als ein unwahrer Mensch auf seiten des Rechts.

A Hr

Vom vierten Evangelisch-sozialen Kongreß

1

Der Verlauf des vierten Evangelisch-sozialen Kongresses hat die besten Erwartungen übertroffen. Die Vorträge waren so tüchtig wie je, die Diskussion hielt sich im Durchschnitt auf einer weitaus höheren Bahn. Das Maß des gegenseitigen Verständnisses über die „christlich-sozialen" Lebensfragen ist beträchtlich gestiegen trotz den vorhandnen sachlichen Meinungsverschiedenheiten. Wären solche nicht mehr da, so hätte der Kongreß seine Berechtigung verloren, zum mindesten seinen Reiz. Aber wenn ich recht sehe, sind wir nun eben so weit, daß wir ohne jede Besorgnis, von den Andersmeinenden mißverstanden zu werden, über die Dinge uns unsre ganze Meinung sagen können. Wer die Verhandlungen vom ersten Kongreß her mit durchlebt hat, weiß, daß das etwas bedeutet. Es sind diese vier Tagungen die Marksteine einer ernsten Gedanken- und Herzensarbeit, die auf Eine Formel zu bringen unmöglich ist, von der man aber mit guter Zuversicht eine heilsame Frucht für Kirche und Volk erwarten darf.

Und diese ebenso einmütigen wie lebendigen Verhandlungen waren uns beschieden in einer Zeit tiefer politischer Unruhe und harter kirchlicher Kämpfe. Daß der kirchliche Streit nicht vor den Kongreß gebracht werden würde, durfte man auf beiden Seiten billig erwarten; aber daß es für uns Evangelisch-Kirchliche trotz der Unabsehbarkeit der theologischen und kirchenpolitischen Auseinandersetzungen, die noch kommen mögen, ein ungezwungenes Zusammenarbeiten auf der ganzen Linie der sittlich-sozialen Aufgaben thatsächlich giebt, hat dieser vierte Kongreß über alles Erhoffen klar an den Tag gestellt. Angesichts dieses Erfolgs verzichte ich darauf, ein Wort der Abwehr zu sagen gegen die allzuflinken Totengräber, die sich von links und rechts bereits dem Kongreß zur Verfügung gestellt hatten, und begnüge mich damit, unten für einen künftigen Geschichtsschreiber des Kongresses einige Zeitungsnummern zu nennen, an denen er nicht vorübergehen darf. In den ganzen Verhandlungen ist schlechthin kein Mißton laut geworden. Allzuscharfe Reporterohren haben in der Annahme, daß die übelberüchtigte Theologenstreitsucht sich doch nimmermehr ganz verleugnen könne, dieses oder jene Wort falsch verstanden und darnach berichtet, z. B. Kaftans ergriffene und ergreifende Schlußrede davon, daß Jesus Christus seinen heftigsten Kampf „gegen die Frommen" geführt habe, die ganz an das eigne Innere eines jeden Zuhörers gerichtet war, oder Stöckers Wort an Naumann von den Alten und Jungen am ersten Tage, das am zweiten Tage seine gute Ergänzung fand, oder Harnacks die Stimmung beleuchtende Bemerkung zum Ende des Ganzen, daß er, als das Bekenntnis in Frage gekommen sei, diesmal (gegen Stöcker) auf der Seite des Bekenntnisses gestanden habe. In Wirklichkeit war weder von öffentlichen Hieben noch von heimlichen Ränken etwas zu spüren. Und wenn an dem einen Abend Freunde dieses Blattes, einige sechzig, sich im engern Kreise zusammenfanden, so war darüber Eine Stimme, daß man mit den theologisch-kirchlichen Gegnern zusammenhalten werde, so lange als diese wollen, und daß gerade in dieser Vereinigung sonst vielfach widerstrebender Elemente mit der Wert des Kongresses beruhe. Mit Stöcker wissen wir uns hierin einig: man lese sein Begrüßungswort in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung. Die Behandlung, die am Tage zuvor Sulze in der Berliner Pastoralkonferenz gefunden hatte, war ja freilich ein verletzendes Vorspiel, aber sie war doch auch aus der Mitte jener Versammlung mißbilligt worden. Daß je ein solcher Ton im Kongreß irgend einer Partei oder Richtung die Teilnahme unmöglich machen könnte, ist, wie die Dinge jetzt stehn, völlig ausgeschlossen. Es wurde zuweilen im privaten Gespräch die Frage aufgeworfen, ob und in welchem Grade die verschiednen Geister bei diesem Kongreß vertreten sein möchten. Sie war schwer zu beantworten, da außer Stöcker selbst Parteiführer jedenfalls fehlten; aber überhaupt sind und werden mehr und mehr die Evangelisch-sozialen Kongresse Zusammenkünfte der jüngern Generation. Und da pflegt immer wieder ein Stamm von Teilnehmern sich einzufinden, der mit wachsendem Eifer sich evangelisch-sozialen Interessen zuwendet, aus allerlei Richtung, darin sich verstehend. Wie eine so geartete Vereinigung auf die Dauer sich entwickeln wird, weiß niemand; sie in der rechten Bahn zu halten, für die großen Aufgaben der Zeit möglichst fruchtbar zu machen, dazu gehört eine vorausssehende und charaktervolle Leitung: wir haben zu unserm Aktionskomitee die Zuversicht, daß es uns die nicht schuldig bleiben wird.

560 Besucher sollen sich eingezeichnet haben. Wenn es meistens Theologen waren, so wollen wir darüber nicht nur klagen. Es macht dem Pfarrerstande Ehre, wenn er sich ein besondres Organ zur Bewältigung seiner sozialen Pflicht geschaffen hat. Mögen es die Herren Juristen, Aerzte u. s. w. uns nachthun, sie habens auch nötig. Immerhin, unsre Kirchen wollen keine Pastoren-, sondern Gemeindekirchen sein. Und das Laienelement war nicht unvertreten. Fast ganz fehlte nach wie vor der Stand der Unternehmer und Arbeitgeber. Aber ein Kreis von warm interessirten Freunden aus mancherlei Ständen hat sich doch mit großer Treue an den Kongreß angeschlossen, und eine werbende Kraft übt unsre Sache in bescheidnem Maße nach verschiednen Seiten hin aus, das kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Möge dieser „Laien"-kreis uns erhalten bleiben und dauernd sich mehren: entbehren könnten wir ihn nicht. Was wären wir z. B. ohne unsern bewährten Präsidenten!

Drei Ministerien waren durch Räte beim Kongreß vertreten, die kirchlichen Oberbehörden nicht. Man sollte meinen, die Leiter eines Kirchenwesens müßten gerade in unsrer Zeit das Gelingen solchen Unternehmens zu ihrem besondern Anliegen machen. Doch fehlte es nicht an ehrwürdigen Häuptern: ich nenne nur Oberkonsistorialrat Weiß und Generalsuperintendent Hesekiel.

Von den Verhandlungen selbst wird unsre Chronik ein getreues Bild geben; an dieser Stelle darf ich dem heutigen Stimmungsbericht in nächster Nummer noch einige Worte über ihren sachlichen Inhalt und Ertrag folgen lassen. R

Das Ende des Falles von Lüpke

In Nummer 51 des vorigen Jahrgangs der Christlichen Welt mußten wir unserm Leserkreise von einem Glaubensgerichte Kenntnis geben, das in mehr als einer Hinsicht das höchste Befremden erregte. Dem Kandidaten von Lüpke, einem jungen Theologen von unanfechtbarem Charakter, dem Sohne einer armen Pastorenwitwe, dessen Vater für die Ehre der hannoverschen Landeskirche gelitten hat, war bei Ablegung seines zweiten theologischen Examens in Hannover der Eintritt ins Pfarramt verwehrt worden. Und allein deshalb war es geschehen, weil er den Mut und die Aufrichtigkeit gehabt hatte, in seiner Examensarbeit die weder schrift- noch bekenntnismäßige, in der Gemeinde völlig unbekannte Lehre der alten Dogmatik von der unio mystica als eine mit der Zentrallehre unsrer Kirche, der Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, in schneidendem Widerspruch stehende Irrlehre mit einem von ernster Frömmigkeit und großer Reife des theologischen und religiösen Urteils zeugenden Nachdruck zu bekämpfen.*) Heute können wir mit herzlicher Freude von dem glücklichen Ausgange berichten, den der bedauerliche Vorfall für die Person des von ihm Betroffnen gehabt hat.

Herr von Lüpke hat vor kurzem sein Examen vor dem Kirchenrat in Weimar wiederholt und es mit Auszeichnung bestanden. Es ist begreiflich, daß der Kirchenrat nicht ohne Bedenken sich entschlossen hat, den soeben erst von der leitenden Behörde einer befreundeten Landeskirche zurückgewiesenen Kandidaten schon nach so kurzer Frist vor die eigne Prüfungs-

*) Der Verfasser erinnert ausdrücklich daran, daß ihm die Verbindung des frommen Herzens mit Gott gar nicht eng und innig genug gedacht werden kann. Es ist deshalb auch mit dem Worte unio mystica sehr wohl ein schöner und durchaus schrift- und bekenntnismäßiger Sinn zu verbinden. Aber es handelt sich hier eben nicht um das erst noch mit dem rechten Inhalt zu füllende Wort unio mystica, sondern um die von der alten Dogmatik ausgeprägte Lehre von der unio mystica.

kommission zu berufen. Nach Einsicht der Akten hat man indes sein Nachsuchen darum nicht ablehnen zu können geglaubt. Aber man hat ihn, wie wir hören, einem so scharfen Examen unterworfen, wie es im allgemeinen wohl in keiner Landeskirche üblich ist. Wir billigen das in vollem Maße. Die Lage der Dinge erforderte es, und um so erfreulicher ist nun auch das günstige Ergebnis, zu dem die Prüfung geführt hat. Auch wurde dem Examinanden dadurch gerade die beste Gelegenheit gegeben, die Vorurteile zu zerstreuen, die man naturgemäß auf manchen Seiten ihm entgegenbrachte.

Nach dem Examen hat auch der Großherzog den vielgenannten Kandidaten sich vorstellen lassen, den er bereits am Sonntage vorher in der Stadtkirche hatte predigen hören. Auf das huldvollste hat der leutselige Herr den jungen Kandidaten aufgenommen und sich längere Zeit mit ihm unterhalten. Die Geheimnisse von der unio mystica freilich hat von Lüpke vergebens ihm zu entschleiern gesucht. Lächelnd hat er sich unfähig erklärt, so tiefsinnige Erörterungen zu verstehen. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch und unter seiner thatkräftigen Beihilfe ist nunmehr bereits vom Kirchenrat eine Kollaboratur für von Lüpke in Weimar geschaffen, die er indes nur solange innehaben wird, bis eine anderweitige Verwendung möglich ist. Der Großherzog ist sich bewußt gewesen, damit getreu den Traditionen seines Hauses zu handeln. Ihm sowohl wie dem Kirchenrat in Weimar werden für diese freundliche Lösung des „Falles Lüpke“ alle die Evangelischen Dank wissen, die eine friedliche, durch keine Gewaltsamkeiten, keine menschliche Willkür gehinderte Entwicklung unsers kirchlichen Lebens wünschen.

Ungern nur kommen wir noch einmal auf die prinzipielle Seite des Falles von Lüpke zurück. Es ist doch auf das tiefste zu bedauern, daß das hannoversche Landeskonsistorium den Mut nicht hat finden können, die ganze mißliche Angelegenheit wieder rückgängig zu machen. Hat denn eine evangelische Kirchenbehörde so sehr das freimütige Eingeständnis zu scheuen, daß sie nicht unfehlbar sei? Niemand hält sie ja doch dafür, und niemand verlangt es, daß sie mit solch durchsichtigem Nimbus sich umgebe. Die Zurücknahme des allzuraschen Urteils seiner Prüfungskommission hätte das hannoversche Landeskonsistorium sicherlich nicht zu bereuen gehabt. Eine junge Kraft wäre der Landeskirche erhalten geblieben. Mit herzlichem Vertrauen und mit freudigem Stolze hätte das heranwachsende Theologengeschlecht zu einer Behörde aufblicken gelernt, die mit solch edler, starkherziger Selbstverleugnung das Recht der rückhaltlosen Aeußerung einer ernsten, gewissenhaften, im Evangelium gegründeten Ueberzeugung anerkannt und garantirt hätte. Einer schon sehr ansehnlichen Zahl von jungen Geistlichen, die mit Lüpke dieselbe theologische Anschauungsweise teilen, wäre das peinliche Gefühl abgenommen worden, daß sie mit ihm zugleich von ihrer kirchlichen Behörde für des Pfarramtes unwürdig erklärt worden seien. Und in viel weitern Kreisen, als die Behörde vielleicht denkt, würde diese Hinwegräumung des unangenehmen Zwischenfalles den günstigsten Eindruck gemacht und das Ansehen der Behörde nicht beeinträchtigt und gefährdet, sondern vielmehr gehoben und befestigt haben. Direkt und indirekt sind uns Aeußerungen der Sympathie mit Lüpke und des Befremdens über seine Zurückweisung auch von Seiten älterer, hochgeachteter Geistlichen zu Ohren gekommen.

Um so mehr ist es freilich zu beklagen, daß von den Organen der ältern Richtung kein einziges seine Stimme erhoben hat, um das hannoversche Landeskonsistorium zu der allein richtigen Entschließung zu stärken. Sie haben ausnahmslos die Behörde in unverantwortlicher Weise im Stiche gelassen. Ihr nahezu allgemeines Schweigen bekundete zwar laut genug, daß für dieses Glaubensgericht in ihren Leserkreisen ein Verständnis nicht vorhanden sei. Aber warum haben sie dann nicht den Mut gefunden, ein offnes Wort zu sprechen und der Behörde zu sagen, daß sie auf die Zustimmung der weitesten Kreise rechnen dürfe, wenn sie die übereilte Entscheidung zurücknehme? Vor allem ist diese Unterlassung der Hannoverschen Pastoralkorrespondenz zum schweren Vorwurf zu machen. Herauszufühlen war es bei ihr wiederholt, daß sie den Widerspruch gegen die Lehre von der unio mystica nicht für einen hinreichenden Grund zur Zurückweisung vom Examen halte. Aber bei ein paar versteckten Andeutungen ist es geblieben, während sonst das Blatt an drastischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig zu lassen pflegt. Zuletzt überwog doch die Freude, daß einmal an einem Vertreter der neuern Richtung ein Exempel statuirt sei, das hoffentlich für die Zukunft symptomatisch sein werde. Geradezu beglückwünscht zu seinem Verfahren ist das hannoversche Landeskonsistorium unsers Wissens allein durch die Kreuzzeitung. Diese Sekundantin aber wird der Behörde wohl einigermaßen unbequem gewesen sein. Ganz augenscheinlich hat das Blatt anfänglich gar nicht gewußt, um was es sich eigentlich handelte. Der betreffende Berichterstatter hat mit seiner naiven Darstellung ein unfreiwilliges Zeugnis dafür abgelegt, wie absolut unbekannt die Lehre von der unio mystica in der Gemeinde ist. Hinterher hat er offenbar sich veranlaßt gesehen, über die von ihm so übel zugerichtete Lehre sich doch ein wenig näher zu orientiren. Und wäre die Sache nicht so ernst, so wäre es geradezu ergötzlich, mit welch geschraubten Wendungen er nun seine Verirrung vertuschen mußte, um dann doch mit wenig beneidenswerter Unfehlbarkeit bei dem einmal abgegebnen Urteile zu beharren, ja sogar das in der Chronik der Christlichen Welt Nr. 7 d. J. mitgeteilte unbegreifliche Votum des Abtes D. Uhlhorn in Schutz zu nehmen und sich zu eigen zu machen.

Dies Votum ist in der That das Befremdlichste an dem ganzen Handel. Unser Artikel in Nr. 51 des vorigen Jahrgangs hat bereits auf eine Eingabe hingewiesen, die Lüpke dem Abt D. Uhlhorn auf dessen eigne Veranlassung hin eingereicht hat. Sie ist mittlerweile im Hannoverschen Courier (in unsrer Chronik a. a. O.) der Hauptsache nach veröffentlicht worden. In dieser Eingabe hatte Lüpke auseinanderzusetzen, in welchem Sinne die angefochtenen Schlußworte seiner Examensarbeit: „er halte es für Christenpflicht, gegen die Lehre von der unio mystica mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit Front zu machen“ gemeint gewesen seien. Mit aller Bestimmtheit durfte er versichern, daß ihm dabei die ihm vorgeworfne Absicht, gegen diese Lehre nach seinem Eintritt ins Amt von der Kanzel herab zu polemisiren, vollständig fern gelegen habe. Die ganze recht ausführliche Eingabe ist in einem Geiste gehalten, der auf das wohlthuendste bekundet, daß Lüpke mit durchaus auf dem Boden der Bekenntnisse unsrer Kirche steht. Dennoch hat Abt D. Uhlhorn auf diese Eingabe hin ihm erklärt, er könne ihn nun seiner ganzen Anschauung nach überhaupt nicht mehr als zum Pfarramt geeignet ansehen, könne ihm nicht einmal mehr raten, auch nur als Vikar oder Prädikant sich eine kirchliche Stellung zu suchen! Wir stehen vor dieser Erklärung des ersten Geistlichen der hannoverschen Landeskirche wie vor einem Rätsel, und zwar um so mehr, als wir sie mit andern Worten und Thaten desselben Mannes nicht zu reimen wissen.

Uebrigens ist die Freude über den Anbruch einer neuen Aera in Hannover glücklicherweise doch nur von kurzer Dauer gewesen. Wie wir hören, haben in dem zu Ostern abgehaltnen Examen die „Ritschlianer“ das freundlichste Entgegenkommen erfahren. Wenn die schnelle Wendung der Dinge einigermaßen überraschen kann, so hat jedenfalls das hannoversche Landeskonsistorium dadurch den Fall von Lüpke als einen singulären kennzeichnen wollen, der eben deshalb keine weitern Folgen haben werde. Immerhin dürfen wir uns der Hoffnung freuen, daß man sobald nicht wieder ein theologisches Examen zu einem Glaubensgerichte machen werde. Es wäre das auch sicherlich so ziemlich das Bedenklichste, was man zur Lösung der „Pfarrersfrage“ unsrer Zeit zu thun vermöchte.

Sudermanns Heimat

Im Laufe des Winters hat Sudermann mit einem neuen Schauspiel „Die Heimat“ auf einer großen Anzahl von Bühnen einen außerordentlich glänzenden Erfolg errungen, der durch die rasche Aufeinanderfolge von zehn Auflagen der Buchausgabe*)

*) Soeben ist das zwölfte bis fünfzehnte Tausend zur Ausgabe gelangt. D H

nur bestätigt wurde. Zweifellos stellt dieses Drama gegen das frühere revolutionäre Tendenzstück „Die Ehre“ einen bedeutenden Fortschritt dar, der sich in dem Zurücktreten der Tendenzen zu Gunsten lebendiger und liebevoller Individualisirung, der feinen und umsichtigen Motivirung der Charaktere und Entwicklungen, der treffenden, geistreichen und phrasenlosen Haltung des Dialogs bekundet. Aber es ist nicht nur der Kunstwert des Dramas, der so große Aufmerksamkeit erregt, und insbesondre nicht, der seine Besprechung in diesem Blatte veranlaßt; es ist vielmehr das in ihm aufgestellte und veranschaulichte sittliche Problem, das den vielleicht noch größern Eindruck gemacht hat, und das uns in erster Linie hier interessirt. Es handelt sich — um es vorläufig ganz allgemein zu bezeichnen — um den Konflikt zweier verschiedner Lebensanschauungen und Lebensweisen. Beide Richtungen sind durch die Hauptpersonen des Dramas, den Oberstleutnant Schwartze und den Pfarrer Heffterdingk einerseits, durch jenes Tochter Magda andrerseits vertreten; die übrigen Personen dienen nur der Entwicklung des Konflikts und der Gesamtcharakteristik. Es fragt sich für die gegenwärtige Absicht, inwiefern jene Hauptpersonen Typen sind, und was aus der Zeichnung ihres Typus für die von ihnen vertretne Lebensanschauung hervorgeht. Es sei daher gestattet, zuerst einen Blick auf diese drei Personen zu werfen, auf die Motivirung ihres Charakters und ihre Vorgeschichte, aus der sich ihr Handeln im Drama erklärt.

1

Zuerst auf Magda. Sie ist das hochbegabte Kind einer preußischen Offiziersfamilie von strengster gesellschaftlicher Korrektheit und ehrbarer, aber sehr eng begrenzter Denkweise. In früher Jugend verlor sie die Mutter und litt dann mit ihrer viel unbedeutendern, aber zartern Schwester Marie zusammen unter einer unfreundlichen Stiefmutter, die sich nicht daran gewöhnen konnte, gleich zwei große Töchter zu haben, und überdies von ihrer Schwester gegen die Kinder aufgehetzt wurde. Unter diesem doppelten Druck der gesellschaftlichen und geistigen Enge, sowie der unfriedlichen Familienverhältnisse entwickelte sie ihren harten, stolzen und energischen Charakter und empfand zugleich die ersten unbewußten Regungen einer lebensdurstigen, leidenschaftlichen Künstlerseele, sodaß sie einer von ihrem Vater in den Keller verbannten und dort vermodernden Aeolsharfe zu gleichen meinte. Sie war so siebzehn Jahre alt geworden, als der Pfarrer Heffterdingk um ihre Hand warb. Dessen durch seine ganze Stellung und Lebensanschauung bedingtes schlichtes und weltfremdes Wesen konnte einem solchen Gemüt naturgemäß nicht zusagen. Aber der Vater wünschte die Verbindung; in seiner schroffen Weise ließ er der Tochter nur die Wahl, Ordre zu pariren oder aus dem Hause zu gehen, d. h. zur Strafe eines Eigensinns, der das in der Heimat dargebotne Glück nicht zu schätzen wußte, es im Dienste fremder Leute schätzen zu lernen. Sie wurde Gesellschafterin bei einer alten Dame. Jedoch diese langweilige Dienststellung ertrug ihr nach Freiheit und Leben lechzender Sinn nicht lange; schon nach einem Jahre that sie den gewagten Schritt, die Freiheit zu wählen und einen Beruf zu ergreifen, der ihrem heißesten Verlangen alle Befriedigung versprach, den Beruf der Künstlerin. Schroff und stolz teilte sie ihrem Vater, dem sie keine Anfrage mehr schuldig zu sein glaubte, die Entscheidung als eine vollzogne mit. Dieser verstieß sie nun in aufbrausendem Standesgefühl und im Zorn über das verachtete Vaterrecht rundweg aus seinem Hause und entzog ihr das Recht, sich seine Tochter zu nennen. Damit war sie völlig auf sich selbst gestellt und auf die Bahn der Abenteuer getrieben. Mittellos, wie sie war, mußte sie ganz von unten auf anfangen und durch Singen in Tingeltangels, Cafés chantants u. s. w. ihr Brot verdienen. In fröhlicher Armut hauste sie mit ein paar Gefährtinnen zusammen in einer Berliner Mansarde. Ein unerfahrenes Ding, heißblütig und aufsichtslos, lernte sie leben, wie die andern ihres Standes lebten, und denken, wie die andern dachten. In dieser Lage lernte sie einen jungen Referendar, Herrn von Keller, kennen. Sie „gab sich ihm hin, weil sie ihn liebte,“ und weil man das in ihren Kreisen so zu thun pflegte. Aber es war natürlich nur ein kurzes Glück, nach einem halben

Jahre verschwand der Liebhaber. Nun kam die Not, die Not des bedrängten und verlassenen Gemüts und die Not des Hungers; sie hatte jetzt auch für ein Kind zu sorgen. In dieser Not warf sie sich mit verdoppelter Energie auf die Kunst; die Macht der Leidenschaft entfachte in ihr die volle Kraft hinreißender Wirkung, die Nahrungssorgen trieben sie zu geregelter Arbeit und angestrengtem Studium. So wurde sie zur vornehmen Künstlerin des Konzertsaales und Theaters, sie wurde schließlich (unter falschem Namen) zur weltberühmten Sängerin vom Schlage der Patti, führte mit ihrem „Hofstaate“ ein unstetes Wanderleben von Triumph zu Triumph, erwarb ein immenses Vermögen, Orden und Ehrungen aller Art. Jung, schön, geistreich und imponirend, berühmt und gefeiert, reich und glänzend, fähig, alle Gemüter zu entzücken und alle Leidenschaften zu entfesseln, herrscht sie unbedingt in ihrem Reiche, ihrer eigentümlichen, von der gewöhnlichen Gesellschaft weit abliegenden „Welt,“ deren schönstes Kleinod freilich ihr zärtlich geliebtes Kind ist, und in der sie bei allem Glanz doch immer den unglückseligen Stachel empfindet, daß dies Kind, wenn man von ihm erfährt, sie ausschließe aus den Kreisen der Gesellschaft. Dieser Stachel und die Erinnerung an den standesgemäßen Zorn ihres Vaters nähren daher in ihr eine tiefe Erbitterung gegen die Gesellschaft, die sie gelegentlich scharf und schneidend zur Schau trägt. In der That sollte dies Kind sie in einen Konflikt mit der Gesellschaft bringen, der sie zu Grunde richtete.

Hier leuchtet doch ohne weiteres ein: diese Gestalt ist zwar eine glückliche und lebendige Schöpfung der dichterischen Gestaltungskraft, aber nicht, wie es der Dichter auch nur bisweilen hinstellt, ein Typus der breiten sozialen Schicht, die mit den Vorrechten und Mitteln der besitzenden Klassen auch auf deren Anstand und Moral verzichten müßte, d. h. von der man vor allem keine ernste und strenge Auffassung der geschlechtlichen Dinge verlangen kann, oder deren Unsittlichkeit man doch mindestens auf Rechnung der herrschenden Klasse setzen müßte. Diese durch und durch individuelle Künstlerin mit ihrem ganz eigentümlichen Lebensgang und ihrem romantischen, abenteuerlichen Charakter ist kein Typus für „Näherinnen und Dienstmädchen“ im allgemeinen. Was bei jener aus ihrem Umgang und ihrem künstlerisch sinnlichen Temperament subjektiv verständlich, vielleicht unvermeidlich ist, braucht deshalb bei diesen nicht eine unbedingte, in den Verhältnissen gegebne, allgemeine Notwendigkeit zu sein. Und wenn Magda, durch ihr Geschick eine Zeitlang in jene Klassen hinabgedrückt, die Macht der Versuchung und die Schutzlosigkeit solcher armen Mädchen zeigt, so ist das nur eine Aufforderung, ihnen zu helfen, aber nicht eine Widerlegung des Sittengesetzes. Uebrigens geht doch auch der Uebergang aus einem bisher ehrbaren und geordneten Leben in das der Halbwelt nicht notwendig und überall so glatt und selbstverständlich von statten, wie es die sehr leichte Erzählung Magdas hinstellen möchte; wenigstens ist die Selbstverständlichkeit, mit der sie angeblich diesen Schritt that, keine Naturnotwendigkeit für alle Mädchen niedrigen Standes und bedrängter Lage. Hier haben doch Gewissen und Ehrgefühl auch sehr häufig noch ein Wort mitzusprechen. Vor allem aber dürfte der bedeutende und glänzende Eindruck ihrer Persönlichkeit, die durch ihr ungerechtes Geschick erweckte Sympathie, die Begreiflichkeit und Verzeihlichkeit ihrer Fehltritte von ihren ganz individuellen Verhältnissen nicht auf die Lüderlichkeit und Zuchtlosigkeit überhaupt übertragen werden. Das ist ein Schluß, den vielleicht die von der Gewalt des Dramas erregte und fortgerissene Leidenschaft, aber niemals die klare Ueberlegung vollzieht. Bei ruhiger Betrachtung hat man vielmehr den deutlichen Eindruck, wie der Dichter zwischen der rein künstlerischen Entfaltung der Konsequenz dieses individuellen Charakters und äußerlichen, ihr fern liegenden sozialen Nutzanwendungen zu schwanken scheint. Zum Glück für den künstlerischen Wert des Stücks hat es jene sehr stark über diese davongetragen. Es ist etwas ganz andres als das Recht der untern Klassen auf Unsittlichkeit, was in Magdas Charakter wahrhaft typisch hervortritt, und was mit überzeugender, hinreißender Gewalt an ihr geschildert ist: es ist der heiße Drang des Künstlers und jedes Menschen, soweit in ihm eine Ader künstlerischen Blutes ist, der Drang nach Frei-

heit, Individualität, Fülle des Lebens und Auswirken der Leidenschaft. Davon wird später noch die Rede sein.

Zuvor betrachten wir weiterhin Magdas Vater. Er ist ein ehrenwerter, echter Offizier wie unzählige, dessen Interessen durch die militärischen Dinge und den loyalen Gehorsam gegen den allerhöchsten Kriegsherrn vollständig ausgefüllt sind, dessen höchstes Gut seine Offiziersehre und mit ihr seine gesellschaftliche Stellung ist, im übrigen ein leidenschaftlicher, trotziger Mann, der in seiner Familie kommandirt wie in seinem Bataillon, dem die Autorität des Landesherrn, des Militärs, des Familienvaters die Hauptstütze aller Wohlfahrt, der Gehorsam dagegen, die Disziplin, der Inbegriff aller Sittlichkeit ist, ein Bild des östlichen Konservativismus. Er ist stolz und trotzig wie seine Tochter; will diese ihre Freiheit genießen, so er seine Autorität. Allein dieser übermäßige Autoritätsstolz wurde zum Unglück des Mannes. Durch ihn trieb er seine Tochter aus dem Hause. Als er die Nachricht von ihrem Uebergang zur Bühne erhielt, schien ihm Autorität und Standesehre vernichtet; in der Erregung hierüber erlitt er einen Schlaganfall, der seinen rechten Arm lähmte. Die Lähmung und, wie es scheint, die standeswidrige Stellung seiner Tochter hatten seine Verabschiedung zur Folge. Damit brach er auch geistig zusammen, seine Offiziersehre schien ihm befleckt, und so steigerte sich seine Reizbarkeit in allen Ehren- und Standessachen. Die vornehmen Familien, die Offiziers- und Beamtenkreise zogen sich von ihm zurück. Da erbarmte sich der Pfarrer Heffterdingk des unglücklichen Mannes, richtete ihn nach und nach durch sorgfältige Beschäftigung wieder auf und schaffte seinem Leben Inhalt und Interessen, indem er ihn für seine Wohlthätigkeitsvereine und Anstalten heranzog und schließlich zum Mittelpunkt eines christlichen Hilfsvereins machte. Zugleich stellte er den Frieden in seiner Familie wieder her und versöhnte die jetzt einzige Tochter mit ihrer Stiefmutter. So wurde der alte Mann ausgesprochen fromm und christlich; aber in sehr charakteristischer Weise bleibt dieses Christentum ein überwiegend äußerliches. Es kommt wesentlich in Betracht als Autorität und bildet zusammen mit Monarchie und Militär den festen Grund aller wahren Gesellschaftsordnung. Das bischen Mark, das der Thron ihm gelassen, widmet er jetzt dem Altar; denn beide gehören zusammen. So findet der verabschiedete Offizier eine neue Führerstellung in dem Kampfe der konservativen, monarchisch-militärisch-christlichen Autoritätsanschauung gegen die unruhigen Ideen des Zeitgeistes und die Disziplinlosigkeit. So lebt er wieder großen öffentlichen Aufgaben und ist wieder ruhig und zufrieden geworden, freilich nur äußerlich; im Herzen bleibt er tief unglücklich über den großen Schmerz seines Lebens, die der Familie durch Magda widerfahrne Schande und die Pensionirung, immer im Begriff aufzubrausen und stets bedürftig, sich seine Ehre und Autorität durch strengen Gehorsam der Familienglieder und Achtung der Gesellschaft bewiesen zu sehen. Es läßt sich denken, daß ein Wiedersehn mit der im Hause nicht mehr genannten Magda zu nichts Gutem führen kann.

Diese Gestalt ist ausgezeichnet entworfen für die Zwecke des Dramas; sie macht den Konflikt unheilbar und dadurch tragisch, aber ein Typus, d. h. ein notwendiger Ausdruck bestimmter Lebensrichtungen oder besser der bestehenden Gesellschaftsordnung ist er nicht. Er soll auch gar nicht in erster Linie ein solcher sein. Es giebt ja natürlich eine ganze Anzahl solcher Leute; im Süden und Westen dürften sie freilich selten sein. Aber die bestehende moralische Gesellschaftsordnung hat doch auch, und zwar überwiegend, ganz andre Vertreter; die Grundsätze der Familien und Standesehre können doch auch in ganz andrer Weise gewahrt und ausgesprochen werden. Vollends dem Christentum darf dieser Charakter und sein Handeln nicht zur Last gelegt werden, was der Dichter auch gar nicht beabsichtigt, wie ihn aber viele werden verstehen wollen. Sein ganzes Handeln ist vielmehr durch ganz unchristliche Motive bestimmt, durch die der Standesehre, und im letzten Grunde durch den Stolz, wie ihm der Dichter durch den Pfarrer sehr schön klar machen läßt. Verurteilende Schlüsse können aus seinem Charakter für die bestehende Ordnung keineswegs gezogen werden, wenn er auch für viele eine berechtigte Warnung sein mag.

Der Dichter hat hier noch mehr als bei Magda im Interesse der Fabel individualisirt und tendenziöse Absichten durch den künstlerischen Gestaltungstrieb zurückdrängen lassen. Wenn er der Versuchung nicht widerstanden hat, trotzdem diese Figur in karikirten Aeußerungen bisweilen tendenziös zu verwerten, so hat er damit auch die künstlerische Reinheit und Vornehmheit seines Werkes beeinträchtigt.

Hat der Dichter in diesen beiden Figuren individuelle und ganz persönlich motivirte Charaktere auf den Zweck der dramatischen Verwicklung hin geschaffen und mit ihnen nur bisweilen Streifzüge auf das Gebiet der sozialen Typen unternommen, so hat er in dem andern Gliede der zweiten Gruppe, dem Pfarrer Heffterdingk, offenbar durchaus die Absicht gehabt, einen Typus zu zeichnen, den Pfarrer als Vertreter echter christlicher Weltanschauung, ein Muster der Schlichtheit, einfacher, naiver Menschenkenntnis, der Selbstlosigkeit, frommen Glaubens und liebevoller Hingebung, das aber doch zugleich die Grenzen dieser Weltanschauung empfinden lassen soll. Heffterdingk hatte die für ihn so wenig geeignete Magda zum Weibe begehrt, nicht ohne das Gefühl, daß er sie damit in eine ihr fremde und unmögliche Welt nötige, und ohne von ihr durch ein Zeichen der Neigung dazu ermuntert zu sein. Ihre Weigerung und deren Folgen zertrümmerten auch sein Lebensglück und trieben ihn immer tiefer in die schmerzliche Aufgabe seines Berufes, Leidende zu trösten. Er blieb ledig und lebte ein freudloses Leben, ohne jeden Wunsch für die eigne Person. Still leimte er aus den Scherben seines bisherigen Lebens ein neues zusammen; aber seine Stille war der „Friede des Leichnams," der Verzicht auf Leben und Lebensfreude. Er hatte das Unglück in die arme Familie hineingetragen, Magda aus dem Hause getrieben; es blieb ihm das Bewußtsein, hier eine Schuld gut machen zu müssen und für Magdas Geschicke mit verantwortlich zu sein. So schloß er sich eng an die Familie an und stand ihr in allen Nöten bei, er stiftete Frieden zwischen Mutter und Tochter, er hob den alten Oberstleutnant aus seiner Stumpfheit heraus und erzog ihn systematisch wieder zur Teilnahme am Leben, zum Gefühl seines Daseinsrechtes. Dabei hatte er aber noch einen stillen Hintergedanken, der sein jetziges Leben mit seinem frühern verknüpfte. Nicht nur um der Familie willen diente er ihr so eifrig und nicht um seines Berufes willen, sondern vor allem um Magdas willen, nicht etwa in der selbstsüchtigen Hoffnung einer doch nicht unterdrückten Liebe, sondern in der seelsorgerlichen Absicht, ihr unter allen Umständen eine Heimat zu erhalten und ihr, wie immer sie aus ihrem abenteuerlichen Leben zurückkehren möge, eine Stätte der Rückkehr und Umkehr zu bereiten. So hoffte er die Thorheit seiner Werbung wieder gut zu machen. Er ahnte nichts von der unüberbrückbaren Kluft, die zwischen jener Lebenssphäre und der seinen besteht, und die sein bevormundendes Werk vergeblich machen mußte. Ja, er muß im Verlauf des Wiedersehens erleben, daß Magdas Künstlerkraft in ihrer Freiheit und Ursprünglichkeit ihm, dem im Unglück um die Entwicklung dieser Triebe betrognen Manne, als das bessere Teil zu imponiren beginnt, wie ihn das vielleicht von Anfang an angezogen hatte, und er muß schließlich erfahren, daß sein selbstloses, mit schwerer Demütigung verbundnes Unternehmen, Magda zum Bleiben zu bewegen, sie und alle erst recht vernichtet. Befangen in der Enge seiner Weltanschauung, gedachte er es gut zu machen und hat es böse gemacht.

Hier also haben wir eine Figur, die als reiner Typus entworfen ist; wenn der Dichter den Pfarrer den angegebnen schweren Leidensweg führt, so scheint er damit weniger seine Gestalt individualisiren als vielmehr zeigen zu wollen, wie die Verkümmerung der Lebenstriebe in Leiden und Entsagung, die das Schicksal so vielen auferlegt, die eigentliche Sphäre des wahren und achtbaren Christentums sei. Es fragt sich, ob dieser Typus das Christentum richtig charakterisirt, und welche Folgerungen er über dessen Wert nach sich zieht. Da ist nun aber doch recht viel einzuwenden. Erstlich ist dieser Pfarrer kein Pfarrer oder doch nur beiläufig Pfarrer, er hat mit einem Pfarrer eigentlich nichts gemein, als die bei einem solchen vorauszusetzende christliche Gesinnung. Sein Beruf macht ihm Freude:

Gott sei Dank, ja; aber wenn man ihn ernst nimmt, so lebt man kein eignes Leben dabei, und man sieht da zu viel Wunden, die man nicht heilen kann, um jemals froh zu werden.

Der Beruf ändert an seinen Schmerzen nichts, er mehrt sie nur. In dem Drama handelt er immer nur als Hausfreund und besonders als ehemaliger Liebhaber; sein Werk an der Familie thut er, „weil es ja erstens sein Beruf war, und dann um des alten Mannes willen, den er lieb hat, vor allem aber um Magdas willen." Alle sittliche Bedeutung seines Handelns erwächst aus diesen privaten Verhältnissen. Der zurückgestoßene Liebhaber bemüht sich mit rührender Selbstverleugnung um die unglückliche Familie und nicht achtend aller Demütigung um die ehemalige Geliebte. Was den Liebhaber die größte Ueberwindung kosten mußte und so als hohe sittliche Leistung erscheint, Magda zur Ehe mit ihrem Verführer zu nötigen, ist für den Pfarrer bei diesen Verhältnissen oder ohne Erkundigung nach den Verhältnissen doch höchst bedenklicher, kaum zu rechtfertigender Rat. So entwirft den Pfarrer doch nur jemand, der keine lebendige Anschauung und kein inneres Verständnis für seinen eigentlichen Beruf, sondern nur einmal die freundliche Absicht hat, einen idealen Pfarrer zu zeichnen im Gegensatz zu dessen zahlreichen — im Schauspiel wie im Leben zu treffenden — Karikaturen. Doch das ist schließlich Nebensache. Lassen wir den Pfarrer, und halten wir uns an den Christen. Wir werden nicht finden können, daß dies das echte und ganze Christentum sei. Es erscheint hier in etwas forcirter Schlichtheit und Entsagung als eine Kraft stiller Seelen, denen das Schicksal den poetischen weltfrohen Reichtum der Seele und die Glut heißer, drangvoller Leidenschaften versagt hat, die obendrein an eignem und fremdem Leid auf Stolz und Glanz vor der Welt, auf den Genuß der Leidenschaft und lebensdurstigen Selbstentfaltung, auf das „Aufjubeln der Persönlichkeit" haben verzichten lernen. Von der freudigen Freiheit und Gewißheit, von der klaren Energie, von der Unbefangenheit gegen harmlose Freuden, die es einzuflößen vermag, ist nichts zu spüren. Freilich sind die Leiden und Enttäuschungen des Lebens die Schule, in der das Herz von der Welt zum Ewigen sich wenden lernt, aber diese Abwendung von den Freuden der Welt ist nicht alles und nicht die Hauptsache. Auch hierin kommt doch mehr eine freundliche — ich möchte fast lieber sagen etwas gönnerhafte — Theorie über das Wahre, Edle und Große am Christentum zum Ausdruck, als die volle Kenntnis und Empfindung der Sache, die wir auf Magdas Seite aus deren Reden so deutlich herausfühlen. Das macht sich, wie mir scheint, auch in der dramatischen Durchführung dieser Figur geltend. Sie übt die wunderbarsten Wirkungen eines überall durchdringenden Einflusses durch die ganz unberechnete Macht einer einfachen, lautern und ernsten Persönlichkeit, durch Schlichtheit, Treuherzigkeit und Selbstlosigkeit, d. h. sie soll dadurch wirken. Alle Beteiligten versichern beständig, auch der Pfarrer selbst, daß dies das Geheimnis seines Einflusses sei; die ganze Behandlung dieser Figur ist beherrscht von der Theorie, daß dies die Mittel der großen Wirkung christlicher Persönlichkeiten sein müßten. Ich glaube aber nicht, daß man von dem Handeln und Sprechen des Pfarrers selbst unmittelbar und ohne Reflexion diese Wirkungen erfährt, auch wenn der Schauspieler, dem hier der Dichter sehr viel zu thun übrig gelassen hat, diesem energisch zu Hilfe kommt. Gerade die erste Unterredung des Pfarrers mit Magda macht den Eindruck einer sehr gezwungnen und ziemlich unbeholfnen Anwendung dieser Theorie. Jedoch das ist vielleicht Geschmackssache und mag andern anders erscheinen.

Aber wie dem auch sei, der Charakter des Pfarrers bietet der Betrachtung noch eine andre, für die ethische Bedeutung des Dramas wichtigere Seite dar. Er soll ein Typus sein. Aber er ist kein sozialer Typus, er ist mit Bedacht freigehalten von aller Verquickung des Christentums mit der bestehenden Gesellschaft. Er soll der Typus einer rein geistigen Richtung, der christlichen Lebensanschauung sein. Ganz dementsprechend ist sein Widerspiel, das eigentlich und im reinen Sinne Typische in Magdas Charakter, die künstlerische Lebensanschauung der Individualität. Diese Gegensätze beherrschen das

Stück in seinem letzten Grunde und flößen ihm das tiefe sittliche Interesse ein. Mit diesem geistigen Grundgegensatze ist der soziale nur verflochten, der letztere borgt von dem Feuer des erstern. Ob der Dichter das mit bewußter Absicht gethan hat, oder ob ihn nur der glückliche Griff, Magda als Künstlerin zu fassen und ihr den entsprechendsten Kontrast gegenüber zu stellen, zu dieser Fassung des Gegensatzes geführt hat, jedenfalls erhebt das Vorherrschen dieses Gegensatzes das Drama hoch über die Stufe eines sozialen Tendenzstückes, auf der die „Ehre" stehen geblieben war.

2

Bevor ich auf das damit gestellte bedeutsame Problem eingehe, sei der Gang des Dramas, wie er sich aus diesen Verhältnissen und Charakteren mit einfacher Notwendigkeit ergiebt, in aller Kürze skizzirt.

Zwölf Jahre nach ihrer Verbannung bekam Magda zufällig die Aufforderung, an einem in ihrer Heimat stattfindenden Musikfeste mitzuwirken. „Halb Neugier und halb Scheu, halb Wehmut und halb Trotz" bewogen sie, die Aufforderung anzunehmen. Unerkannt wollte sie die Heimat wieder sehen, und falls sie erkannt würde, zeigen, daß man auch abseits von der engen Tugend was Echtes und Rechtes werden kann. Sie wird dort wie natürlich bemerkt und, während sie das Vaterhaus in der Dämmerung betrachtet, von ihrem Vater, den der Pfarrer mit Mühe zu diesem Schritt bewogen hat, in die elterliche Wohnung geholt.

Schon die ersten Augenblicke des neuen Beisammenseins zeigen in scharfen Aeußerungen der beiderseitigen Denkweise die Unvereinbarkeit der Verhältnisse. Magda denkt nur an einen kurzen halbstündigen Besuch, der Vater hält ihre Einquartierung im Hause für selbstverständlich. Schon dadurch würde es zum Bruche gekommen sein, gewännen nicht die Geister der Heimat wieder eine immer wachsende Gewalt über Magdas heimatloses Herz, und hätte nicht der Pfarrer durch eine die schlummernde Kindesliebe tief aufregende Unterhaltung sie zum Bleiben auf einige Tage vermocht, freilich nur unter der unheilvollen Bedingung, daß niemand nach ihren Erlebnissen draußen in der Welt frage.

Weich geworden, will sie ein paar Tage das Idyll des Heimatlebens und der Kindesliebe genießen. Freilich bedarf es nur jener einen Frage oder des Erscheinens eines Gespenstes aus ihrer bisherigen Welt, um das Idyll in Flammen aufgehen zu lassen. Die Frage bleibt nicht aus, insofern der argwöhnische Vater wenigstens über die sittliche und gesellschaftliche Intaktheit seiner Tochter gewiß zu werden nicht entbehren kann und sie daher in die Form kleidet: ob sie rein geblieben an Leib und Seele? Es kommt nicht zur vollen Wirkung dieser Frage, denn schon findet sich auch das Gespenst ein, und zwar in seiner schlimmsten Gestalt, in der ihres Verführers Herrn von Kellers selbst. Dieser Herr hatte bisher begreiflicherweise das Haus der Schwartzes gemieden, aber, zufällig erst einen Tag vorher, schließlich dennoch seinen Besuch gemacht, da sein Wunsch, in die Konsistorialkarriere überzugehen, ihm eine engere Verbindung mit den Schwartzeschen christlichen Kreisen vorteilhaft erscheinen ließ. Auf die Kunde von der Rückkehr Magdas bittet er diese um eine Unterhaltung, worin er für ein etwaiges öffentliches Zusammentreffen ein Verhalten verabreden möchte, das seine Karriere nicht zu kompromittiren geeignet wäre. Die höchst erregte Auseinandersetzung wird von dem Oberstleutnant gestört, Magda entflieht, und Keller stammelt sinnlose Verlegenheitsphrasen. Schwartze, der gehört hatte, daß Keller Magda in Berlin gekannt hat, faßt sofort den richtigen Zusammenhang auf. Nun ist er entschlossen, die Frage zu stellen, aber schon kommt Magda, um von selbst ihm alles mitzuteilen und zu scheiden.

So thut sich der ganze Abgrund zwischen beiden Lebenssphären auf und droht alles zu verschlingen. Noch aber scheint dem Alten ein Ausweg möglich. Wieder in die Vaterrechte eingetreten, zwingt er die Tochter zu bleiben, von dem Verführer aber will er die Ehre seiner Tochter wiederhaben, er will ihn zur Ehe zwingen oder vor seine Pistole stellen. Keller zieht jenes vor und bietet Magda, die von dem Pfarrer zur

Annahme des vorauszusehenden Antrages bestimmt worden ist, seine Hand an; allein an seiner Forderung, das seiner Karriere und Stellung gefährliche Kind geheim zu halten, scheitert auch dieser Ausgleichsversuch. Trotzdem will Schwartze seine Tochter, die nicht mehr in der Lage sei, Bedingungen zu stellen, zur Ehe zwingen, er verpfändet sein Ehrenwort für ihre Einwilligung. Er schreitet zum äußersten, zur Gewalt. In verschlossenem Zimmer stellt er ihr die Wahl zwischen Gehorsam oder Tod durch seine Pistole, die im letztern Fall er dann auch gegen sich selbst zu kehren entschlossen ist. Dem gegenüber ist Magda wieder ganz die alte geworden, die Einwirkungen des Heimatsgeistes sind verschwunden, die völlige Unvereinbarkeit und Unvergleichbarkeit beider Gesellschaftssphären steht wieder klar vor ihr und ebenso die lächerliche Sinnlosigkeit jedes Kompromisses. Erst sucht sie durch ruhige Vorstellung dieser Sachlage ihren Vater von seinem zwecklosen Beginnen abzuhalten. Da dies nichts hilft, wirft sie ihm in der Todesgefahr das Wort entgegen:

Ha, Vater, du läßt mir keine Wahl. Gut denn . . . Und weißt du, ob du mich jenem Manne auf den Hals laden darfst? . . . Ob ich nach eurer Auffassung seiner überhaupt noch würdig bin? . . . Ich meine, ob er in meinen Leben der einzige war?

Damit ist allerdings jeder Ausgleich unmöglich geworden. Die Eröffnung schmettert den Alten nieder, ein zweiter Schlaganfall lähmt seine Glieder. Die Angehörigen, unter ihnen der Pfarrer, erbrechen die Thüre und finden einen Sterbenden. Auf die Bitten des Pfarrers und Mariens, Magda zu vergeben, hat er schließlich noch ein freundliches Lächeln, vielleicht ein Zeichen, daß er vergeben hat. Niemand verwehrt Magda an seinem Sarge zu beten.

3

Das ist der Gang des Stückes, dessen ungewöhnliche dramatische Kraft die Erzählung freilich nur schwach wiedergeben kann, und das übrigens einer wirklichen Begebenheit nachgebildet sein soll. Es ist deutlich, daß wir hier nicht nur ein Erzeugnis der dichtenden und gestaltenden Phantasie vor uns haben, sondern auch einen starken Einschlag von Ideen. Es darf und muß also auf seine Ideen hin analysirt werden; nur ist dabei nicht zu vergessen, daß der Dichter in der Einheit des Lebens verknüpft, was für die logische Analyse auseinander fällt.

Zunächst tritt in dem äußern Gang des Stückes, in seinen entscheidenden Szenen unleugbar das soziale Problem sehr stark, wenn auch nicht sehr klar hervor. Es handelt sich um das Verhältnis der herrschenden und besitzenden Klasse mit ihrer konventionellen Moral und ihrer durch Autorität und scheinbare Religion geheiligten Gesellschaftsordnung, durch die sie sich in ihrem Besitzstand erhält, zu den im Kampf ums Dasein ringenden Klassen, für die diese Ordnungen ohne Sinn sind und denen nicht wohl versagt werden kann, den auch ihnen untilgbar einwohnenden Drang nach Leben und Glück in der ihnen möglichen Form zu befriedigen. Man weiß nur nicht recht, ob mehr die Lebensweise dieser Klassen als die wahre und natürliche empfohlen oder mehr aus dem ausschließenden Verhalten der herrschenden Klassen erklärt werden soll, oder ob nur die Enge und Härte, wenn nicht gar Unwahrheit des in den höhern Schichten üblichen Urteils über die in niederer Sphäre so nahe liegenden Fehltritte gegeißelt werden soll. Wahrscheinlich ist jedes von diesen in gewissem Grade der Fall; der Dichter kümmert sich nicht um die Logik, er will Leidenschaften erregen. Soweit nun sein Stück ein Schlag gegen die Kurzsichtigkeit und Härte, den Pharisäismus und die Heuchelei der obern Klassen, gegen die gedankenlose Preisgebung der untern an die Not, insbesondre gegen das politische Christentum sein soll, wird kein Verständiger seine Zustimmung versagen. Das politische Christentum ist schlimmer als die Revolution, die es verhindern möchte, und seine streberhaften Jünger sind fürchterlicher als die Schreckensmänner, die es uns ersparen möchte; gegen die Herren von Keller, auch in milderer Gestalt, ist kein Haß und keine Verachtung groß genug. Soweit es aber daneben eine Verteidigung oder Empfehlung der Zuchtlosigkeit, einer von sittlicher Ordnung und Strenge gelösten, nur auf die Befriedigung der Bedürfnisse gestellten Lebensweise sein soll, bedarf es keiner Widerlegung. Denn die Notwendigkeit staatlicher Ordnung und sittlicher Zucht, dieser insbesondre auch auf dem Gebiete des Geschlechts- und Familienlebens, ist so tief in der Natur der Dinge und des Menschen begründet, daß auch das hinreißendste Schauspiel sie nur für die Momente des ersten verwirrenden Eindrucks zweifelhaft zu machen vermag. Nur auf den — wohl unwillkürlichen — Kunstgriff sei hier nochmals hingewiesen, der dem angeblich naturnotwendigen zuchtlosen Leben der Halbwelt einen bestechenden Glanz verschafft, die Personalunion des Dirnenlebens und des künstlerischen Individualitätsdranges in der eigentümlichen Gestalt der Heldin. Es bedarf aber nur geringes Nachdenken, um den Unterschied zu entdecken zwischen dem „Recht auf Liebe, wie wir sie finden, und auf Glück, wie wir es verstehen," der Begierde, „deren ganzes Wesen nach dem Manne schreit," und dem „Aus- und Aufprägen der Persönlichkeit," der „Bethätigung aller Kräfte," der Abneigung, „Brot, Ideen, Charakter schlankweg von andern zu überkommen."

Mit dieser letzten Bemerkung kommen wir auf das Ergebnis der anfänglichen Analyse der drei Hauptpersonen, insbesondre Magdas und des Pfarrers zurück, daß nämlich neben dem modernen Problem der sozialen Verhältnisse ein andres viel höheres und rein geistig-sittlich hergehe, in dem der eigentliche Schwerpunkt des Stückes liege. Daß in dem äußern Verlauf des Stückes die Standesunterschiede besonders hervortreten, ist ja auch künstlerisch durchaus notwendig und in der Fabel begründet; sie sind die Hebel der Katastrophe. Aber was als reicherer und tieferer geistiger Gehalt der Hauptpersonen in ihrer Charaktermotivirung und Vorgeschichte bereits deutlich hervortrat, das kommt auch in dem innern Gange des Stückes, in dem reichen und lebendigen Dialog, in der die Katastrophe begleitenden Erregung der innersten Herzengedanken als das innerlich beherrschende Moment zur Geltung. Daher die ganze Einführung des Pfarrers und seine Gegenüberstellung gegen Magda. Für den bloß sozialen Gegensatz und die Katastrophe war der Pfarrer und insbesondre dieser Pfarrer nicht nötig; seine Einwirkung auf den Gang der Dinge beschränkt sich wesentlich auf die Beeinflussung Magdas zum Bleiben, das hätte aber schließlich auch anders erreicht werden können. Stellt die Gegenüberstellung Magdas, der Emanzipirten, gegen Schwartze und Keller, den ehrenwerten und den ehrlosen Vertreter der gesellschaftlichen Konvention, den zur Katastrophe führenden sozialen Konflikt dar, so zeigt die Gegenüberstellung Magdas, der Künstlerin, gegen Heffterdingk, den Christen, den vom Drama nicht ausgetragnen, aber das Ganze mit einem edleren Feuer durchglühenden geistig-sittlichen Konflikt. Es ist der alte, oft empfundne und dargestellte Gegensatz der aufschwellenden leidenschaftlichen Freude an voller Kraftentfaltung der ganzen Individualität und der von der Welt und ihrer zerstreuenden Last auf das Ewige und Eine hinweisenden Forderung der christlichen Sittlichkeit. Dieser Gegensatz ist in allen Tönen geschildert von unsrer ganzen neueren Litteratur, die ja seit Lessing nichts andres ist, als ein an der aufsteigenden Volkskraft und dem Wiederverständnis der Antike genährter Aufschwung eines neuen Lebensideals, des Ideals der vollen, reichen, poetisch empfundnen Individualität in ihrer natürlichen Kraft und Wahrheit. Auf der Höhe dieser Litteratur hat ihr größter Genius in seinem Lebenswerk, dem Faust, diesen Konflikt zu lösen unternommen. Wir müßten die Wirkung dieser ganzen Litteratur, an der doch unsre Jugend sich bildet und unser Alter sich erbaut, verleugnen, wenn wir sagen wollten, daß wir nicht alle einen tiefen Eindruck von dem Recht und der Wahrheit dieses Lebensideals empfangen hätten. Auf der andern Seite werden die, die sich von diesem Ideal nicht ganz in den Strudel der Lebenstriebe hineinreißen lassen, doch auch wieder die volle sittliche Wahrheit jenes andern sittlichen Ideals und seine tiefe Wirkung auf unser Gemüt sich nicht verbergen können. Um einen entschiednen Christen als Beispiel zu nennen, so sei auf das auch in diesen Blättern besprochene lehrreiche Leben Karl Geroks verwiesen. Dort findet sich das schöne Wort: „Ich fühle zweierlei Gesetz in meinem Innern, aber leider nicht ein geistliches und ein fleischliches, da wäre der Kampf bald ge-

schlichtet, sondern zwei göttliche, geistig ebenbürtige; und doch, wenn ich dem einen mich unterwerfe, fühle ich den Fluch des andern.“ Ganz derselbe Eindruck ist es, den wir von dem Edeln und Künstlerischen, sich als unleugbar wahr Aufdringenden in Magdas Wesen und ihrer Entgegensetzung gegen den Pfarrer, von dessen wehmütiger Selbstvergleichung mit jener haben.

Was haben wir zu diesem Konflikt zu sagen? Etwas Neues nicht, dazu ist er von zu vielen bedeutenden Menschen schon durchgearbeitet und empfunden worden, die alles, was zu sagen ist, gesagt haben. Auch etwas Abschließendes und reinlich Entscheidendes nicht, dazu stehen wir hier vor zu entgegengesetzten Seiten des menschlichen Wesens, die wohl in dem Entwicklungsgang eines Menschen zu persönlicher, aber nicht in einer Untersuchung zu logischer Einheit zusammengehen können. Aber es giebt doch eine Betrachtungsweise, die uns den Gegensatz in einem versöhnlicheren Lichte zeigt, und die uns durch Leben und Erfahrungen solcher Menschen nahe gelegt ist.

Der Mensch ist durch und durch ein werdendes Wesen; aus einem Naturwesen erwächst er zur geistig-sittlichen Persönlichkeit, aus dem Natürlichen, Vergänglichen, Zersplitternden reift er oder kann er reifen zum Göttlichen, Ewigen, Einen. Die erste bedeutende Regung der modernen Persönlichkeit ist das jugendliche Aufschwellen des Herzens im Gefühl seiner Kraft, die Beziehung aller Dinge auf sein Selbst und die Erweiterung seines Selbst zu dem aller Dinge. In diesem ersten von außen zuströmenden und von innen hervorquellenden Reichtum ist die allseitige Bethätigung der Individualität, die poetische Gestaltung der Persönlichkeit in ihrer schöpferischen Kraft von dem stolzen Gefühl sittlicher Notwendigkeit und eingebornen Rechts begleitet; dabei liegt freilich die Sophistik nahe, daß er dieses Recht der vollen Beteiligung vor allem auf die Bethätigung der Leidenschaften bezieht. Das sind Dinge, die jeder Gesunde, nicht durch Verhältnisse oder Krankheit Verkümmerte empfindet, die der Künstler bei seiner feineren psychischen Organisation nur tiefer empfindet, und die er vor allem zu sagen und auszudrücken vermag. Das ist der Glanz und die Herrlichkeit der Jugend, der die Jugend so oft verführt, sich für dichterisch begabt zu halten. Aber mit dem fortschreitenden Wachstum der Persönlichkeit zeigen die Enttäuschungen, die Leiden und Schmerzen, die Fehler und Thorheiten, die Erfahrung und zunehmende Lebenskenntnis, insbesondre die Arbeit an den Aufgaben des Lebens, wie wenig damit doch alles gethan ist, wie klein und nebensächlich der Mensch ist, der sich erst mit seinem heißen Herzen als der Mittelpunkt aller Dinge erschien, wie in dieser bisherigen Gestaltung der Persönlichkeit zwar ein großer Fortschritt gegeben war, wie sie aber doch nur eine höhere und feinere Stufe der natürlichen Selbstsucht gewesen war. Dann gewinnen die großen, bisher nur halb ins Herz aufgenommenen und dem jugendlichen Menschen nur halb verständlichen Wahrheiten von der ewigen Aufgabe des Menschen vor Gott, von der Herrlichkeit eines reinen, selbstlosen und bescheidnen Herzens, von der ernsten Größe dienender Liebe und ruhiger Entsagung, von dem letzten Ziel der Persönlichkeit in der Gottesgemeinschaft ihre volle Macht über das sich läuternde Gemüt, wofern es überhaupt zu dieser Energie sittlichen Fortschreitens imstande ist. Sein Leben geht aus der Hand der Natur in die Gottes über, und die nun voll erfaßte, geistig-sittliche Persönlichkeit sieht ihren Jugenddrang jetzt anders an, schätzt die harmonische Bethätigung aller Kräfte und die Individualität ganz anders, als in der Zeit der ungebrochnen natürlichen Kraftfülle, viel bescheidner und ruhiger, sie schätzt sie als die Formen, in denen bleibende göttliche Aufgaben des Berufes für die Ewigkeit gelöst werden. So hat Goethe seinen Faust geführt, wobei er freilich die jugendliche Kraftentfaltung besser zu schildern vermochte als die Läuterung, so hat der Christ Gerok seinen Frieden mit dem allerdings sehr bescheidnen Dichter Gerok geschlossen. Diese Wahrheit lehrt uns aber auch zum Teil Sudermann selbst in seinem Schauspiel. Er lehrt sie uns einmal, wenn auch unvollständig, an seinem Pfarrer. Er lehrt sie uns aber auch — und zwar in viel bedeutenderer Weise — an Magda. In der Szene, wo vor der Beugung unter die Konvention der Ehe Magdas ganze Selbstkraft und ihr voller Individualitätsdrang

noch einmal aufflammt, läßt er ihr durch den Pfarrer zeigen, daß das nicht alle Sittlichkeit ist, sondern daß es noch etwas Höheres giebt. Dieser bittet sie um des Kindes willen, in geordnete Verhältnisse einzutreten, da dessen Herz sonst verlottern würde. Magda antwortet:

> Magda: Das ist ja alles nicht wahr ... Und wenn es wahr wäre — habe ich nicht auch ein Herz? — Leb ich nicht auch ein Leben? ... Bin ich nicht auch um meiner selbst willen da?
> Pfarrer: Nein, das ist niemand. Aber thun Sie, was Sie wollen. Verderben Sie Ihre Heimat, verderben Sie Vater und Schwester und Kind, und dann versuchen Sie, ob Sie den Mut haben, um Ihrer selbst willen da zu sein.

Das wirkt auf Magda. Es wirkt auch auf uns; denn es zeigt uns sehr klar die zu überwindende Schranke der ästhetischen Individualitätsmoral. Dafür wollen wir dem Dichter Dank wissen, auch wenn er auf diesen Gedanken weniger Wert legen sollte wie wir.

Weshalb der Dichter so bedeutende ethische Gedanken an dem Stoff einer so häßlichen Geschichte durchgeführt hat? Hiervon werden wohl die dramatischen Theorien des „Realismus“ und der alles beherrschende Einfluß des sozialen Modeproblems die Ursache sein. Durch die Verflechtung aller dieser Dinge hat er unleugbar ein höchst eigenartiges und lebensvolles Drama geschaffen. Aber ein im eigentlichen Sinne großes Kunstwerk ist es eben deshalb bei allen Vorzügen und bei allem Gehalte nicht. Es weht ein fataler Hauch der Pikanterie durch das ganze Stück, dessen man sich beim besten Willen nicht erwehren kann, und der bei dem Erfolge des Stückes seine Schuldigkeit nur allzusehr mitgethan hat. Insbesondre der Schluß mit Magdas vielbesprochnen letzten Worten ist doch von einer gewissen nicht zu bestreitenden Roheit, so wirkungsvoll er ist. Wir bewundern gern die Kunst und lernen gern von dem Inhalt, aber wir können uns nicht überzeugen lassen, daß durch solche Poesie das vornehme Drama hohen Stils aus dem Felde geschlagen sei.

Noch eins zum Schlusse. In der lebhaften und eindrucksvollen Schilderung von der moralischen Forderung der voll ausgelebten Individualität tritt ein paarmal die Anschauung hervor, daß es gerade und besonders das Auskosten aller Schuld und Sünde sei, die zur vollen Bethätigung der Persönlichkeit nötig sei, und in der die höchste und letzte Wahrheit des Individualitätsideals erfahren werde. Im „Größerwerden als alle Schuld,“ d. h. in der durch keine ängstliche Enge angefochtenen Bethätigung auch aller sündigen Triebe liege die wahre Moral und wahre Quelle der höchsten Persönlichkeitskraft. Der Dichter deutet in keiner Weise an, daß er diese Anschauung teile, aber um der gefährlichen Wirkung dieses sophistischen Satzes willen sei auf das herrliche Wort eines andern Dichters verwiesen, der den Zauber der ästhetischen Moral sehr wohl kannte, aber mit ihr den reinsten Idealismus verband:

> Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld.
> Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.

Magda suchte die Wahrheit, den höchsten Gehalt des Lebens, durch Schuld. Die Wahrheit, die sie fand, war für sie nicht erfreulich. Sie ist auch für den Leser oder Zuhörer nicht erfreulich. E T

Verschiedenes

(Neue Andachtsbücher) werden uns immerfort in reicher Zahl geboten. Zugleich kehrt die Klage immer wieder, daß die Hausandacht mehr und mehr verschwinde. Unwillkürlich fragt man, für wen denn jene Bücher geschrieben und gedruckt werden? Für die immer kleinere Zahl derer, die noch an der Vätersitte festhalten? Oder für die größere derer, die wieder dafür gewonnen werden sollen? In beiden Fällen leuchtet die Schwierigkeit der gestellten Aufgabe ein. Denn nur als freie Sitte kann die Hausandacht sicher von Segen sein, nur als Ausfluß vorhandenen christlichen Lebens kann sie sich als Wahrheit erweisen, während es doch bedenklich erscheinen muß, neben allen sonstigen „Vorschlägen und Bestrebungen“ als „Heil- und Hilfsmittel“ für das religiöse Leben „das Gebet“ da zu empfehlen, wo jenes Leben eben nicht vorhanden ist (Matth. 6, 7). Jedenfalls aber hat die christliche Gemeinde allen Grund, hier, wo es sich um die denkbar unmittelbarste Förderung ihres eignen Lebens handelt, die strengsten Maßstäbe der Prüfung anzulegen. Die Verfasser wenden sich an die weitesten Kreise der evan-

gelischen Christenheit. Sie müssen auch darauf gefaßt sein, aufs genaueste beobachtet und aufs schärfste beurteilt zu werden.

Zu diesen Bemerkungen geben mir die „Evangelischen Andachten“ Anlaß, die Friedrich Palmié, geistlicher Inspektor der Franckschen Stiftungen zu Halle a. S. unter dem Titel: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte“ (Halle a. S., Strien 1890; 200 S.; 3 Mk) veröffentlicht hat. Denn dieses Buch, das durchweg in einem verkehrt schulmeisterlichen Ton redet — S. 154 liest man z. B. eine vollständige Aufzählung sämtlicher Propheten mit genauer Einteilung in vorexilische, exilische, nachexilische: wie erbaulich werden auf die Schüler diese sechzehn Namen gewirkt haben! — birgt eine solche Fülle von unrichtigen, abgeschmackten und übertreibenden Behauptungen, daß ich von ihm einen Segen für die Hausandacht weder selbst erfahren habe, noch für andre erwarten kann. Das Stärkste wohl bieten vierzehn Andachten, die „Evangelische Zeugnisse aus dem Alten Testamente“ sammeln. Da wird uns Juda vorgestellt, der junge Löwe (1. Mos. 49, 9 f.) „als Träger und Vermittler der besondren Gnade, als Vorbild aller Gotteskämpfer des alten und neuen Bundes, die Unermeßliches wagen, stark durch die Macht des Glaubens, . . Paulus, Luther.“ Da erscheint Josua als ein Mann, „der wie kein andrer frei ist von Eigenwillen, der Held Gottes, dessen ganze Erscheinung etwas Evangelisches an sich trägt.“ Da wird Ruth gefeiert, die Ahnfrau des Erlösers, die „in stiller Gottesliebe sühnt, was die Männer gesündigt, . . das alttestamentliche Vorbild der evangelischen Diakonisse“ (So!). Und auch das hat sich der Verfasser nicht nehmen lassen, den Aaronitischen Segen unter ausdrücklicher Berufung auf den von Luther nie übersetzten Vers 1. Joh. 5, 7b—8a als ein Zeugnis für das Geheimnis der göttlichen Dreieinigkeit zu verwenden. Aehnlich wie hier die Dreizahl, wird anderwärts die Siebenzahl verwandt. Zum Eingang in eine Reihe von Betrachtungen über das Gebet des Herrn redet der Verfasser allen Ernstes von gedankenschweren Andeutungen auf die Heiligkeit dieser Siebenzahl, von denen das Alte wie das Neue Testament voll sein soll: sieben Arme am Leuchter, sieben Aehren im Traum, sieben Brote bei der Speisung, sieben (!) Seligpreisungen, sieben Sendschreiben in der Offenbarung, und die sieben Bitten entsprechen endlich den sieben Wochentagen: Sonntagsbitte, Montagsbitte u. s. w. Unrichtigkeiten andrer Art will ich hier übergehen. Nur noch ein Beispiele dafür, wie übertreibend und unüberlegt sich der Verfasser ausdrückt. Wie gänzlich verfehlt ist der Gegensatz, in dem aus Anlaß einer Pfingstbetrachtung die Missionsarbeit in der Ferne und die Wirksamkeit in der Heimat erscheinen: „Die Besten, die Treuesten, die an Glaube und Liebe, an leiblichen und geistigen Kräften Stärksten, sie mögen im besondern Sinne Zeugen des Herrn unter den Heiden werden, wir in der Heimat wollen Helfer sein an dieser Zeugen Arbeit“. Meinen wir nicht, daß die Besten, Treuesten, an Glaube und Liebe Stärksten kaum gut genug sind, um die Arbeit in der heimatlichen Kirche zu leisten? Und die sollten wir entbehren, uns hier mit minderwertigen Kräften begnügen wollen? Diese Beispiele — ich könnte sie leicht vermehren — werden wohl genügen zur Rechtfertigung meines Urteils über dieses Erbauungsbuch.

Aber sind denn überhaupt neue Andachtsbücher nötig? ist nicht eine Fülle alter vorhanden? in diesen alten eine Fülle wahrhaft erbaulicher Gedanken aufgespeichert? Heinrich Spengler hat schon früher aus diesen Schätzen sichtend und sammelnd das Beste in neuem Gewande uns dargeboten. Sein „Pilgerstab“ hat schon manche Auflage erlebt. Vor mir liegt die dritte von 1882. Aber das umfangreiche Buch war für weite Kreise zu teuer. Um auch Aermern den Segen seiner Arbeit zugänglich zu machen, hat er eine knappere Sammlung „Der kleine Pilgerstab“ (Velhagen und Klasing 1890; 396 S.; 2.50 Mk., geb. 3.50) ausgehen lassen. Spenglers Art ist bekannt. Im ganzen ist er ihr auch hier treu geblieben. Manches ist einfach aus dem ältern Buche herübergenommen. Aber daneben stößt man auch auf viel Neues. Der Verfasser ist der Erbauungslitteratur bis in die jüngste Zeit hinein gefolgt und hat überall gesucht und genommen, was ihm paßte. Es finden sich hier Beiträge von Dryander, Max Frommel, J. Hauri, Kingsley, Stöcker, Wagner-Groben, Wunderlich — Namen, die in dem ältern Werke fehlen (wenigstens in der genannten dritten Auflage). Aelteres ist gelegentlich geschickt verwandt, z. B. einmal in guter Umgestaltung und Abkürzung ein geistliches Lied von Chr. Fr. D. Schubart, S. 355. Aber auch eigentliche Neuerungen hat der Verfasser in seiner jüngern Arbeit eingeführt. Ich kann sie leider nicht zugleich Verbesserungen nennen. Schon früher hatte er sowohl das Kirchenlied wie die geistliche Dichtung reichlich verwandt. Er ist aber mit dieser Verwendung über die gebotenen Grenzen hinausgegangen, wenn er für ganze Wochen statt alles Uebrigen einfach Lieder, und zum Teil recht bekannte, bietet. Wenn auf S. 101—118 unter 14 Liedern sich nur 5 finden, die in einem gewöhnlichen Gesangbuch nicht enthalten sind, auf S. 243—266 gar als einzige Begleitworte zu einer vollständigen Wiedergabe der Leidensgeschichte nur die allerbekanntesten Passionslieder ausgewählt sind, so halte ich das gerade für die Kreise, denen das Buch dienen soll, nicht für zweckmäßig. Denn das Erbauungsbuch soll den Gebrauch des Gesangbuchs voraussetzen, fördern, aber nicht ersetzen. Schlimmer noch ist eine andre Neuerung. Zweimal hat der Verfasser durch eine ganze Woche hin für jeden Morgen und Abend ausschließlich „Gebete“ aufgenommen. „Gebete, sagt Zinzendorf einmal, sind keine Predigten“. Hier müssen sie es unvermeidlich werden. Man stelle sich nur die Lage deutlich vor. Der Hausvater setzt sich mit den Seinen zur Andacht nieder. Ohne jede Einleitung und Vorbereitung wird nun ein „Gebet“ gelesen. Was sie „beten“ werden, können die Hausgenossen im voraus unmöglich wissen. Also wird das Gebet zunächst nichts andres als Gedankenmitteilung an sie sein. Erst hinterher könnte es für sie möglich werden, diese Gedanken in sich zum Gebete umzugestalten. Aber dann ist vermuthlich die Andacht schon vorüber. Auch sonst kann ich mich mit der sehr reichlichen Verwendung des Gebets in diesen Andachten nicht einverstanden erklären. Bornemanns ausgezeichnete „Schulandachten“ bieten auch in dieser Beziehung eine musterhafte Selbstbeschränkung. Anders als in der Weise voll ausklingender Akkorde sollten Gebete für den häuslichen Gottesdienst nicht zubereitet werden. Die Gefahr der Unwahrhaftigkeit ist da zu groß. Aber wo Bibelwort und Auslegung vorausgehen, da kann man sich wenigstens die Gebetsstimmung als genügend vorbereitet denken. Wo hingegen beides fehlt, ist der Gebrauch der Gebetsform schlechthin unstatthaft.

Trotz diesen einzelnen Ausstellungen kann ich dem Buch mit Freuden eine weite Verbreitung wünschen. Es wird sie in befreundeten Kreisen sicher finden. Aber neue Anhänger für die alte Sitte wird es, fürchte ich, wenig werben. Dazu fehlt ihm zu sehr ein entschlossenes und offenes Eingehen auf Ansprüche und Widersprüche, berechtigte Forderungen und unberechtigte Feindseligkeiten unsrer Zeit.

S E

(Nötige Antwort auf die unnötige Frage): Waren wir Affen? Volkstümliche Besprechung der Lehre Darwins über Tier und Mensch. Freund und Feind gewidmet von C. R. Vietor. Bremen, 1893. 32 Seiten. 20 Pfge.

Nichts brauchen wir dringender als volkstümliche apologetische Schriften, nämlich solche, die nach wissenschaftlichen Grundsätzen die zeitgenössischen Angriffe auf das Christentum in einer für jedermann verständlichen Form zurückweisen. Vietor hat den volksmäßigen Ton getroffen; seine Apologie verläuft in Form eines Gespräches, das ein Dr. Müller mit zwei Arbeiten über den Darwinismus führt. Aber leider geschieht das nicht durchaus nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Zwar wird ein guter Anlauf genommen, indem der Doktor seinen Zuhörern vor allen Dingen klar zu machen sucht, daß die Bibel nicht eine Unterweisung in der Naturkunde, sondern zur Seligkeit sein wolle, und erklärt, sein Gewissen erlaube ihm nicht, den ganzen Darwin mit Haut und Haar zu verdammen. Aber der Verlauf des Gespräches entspricht dem nicht. Denn einmal wird der feindliche Gegensatz, in dem der Darwinismus zur Heilslehre der Bibel steht, sofern er die ganze bestehende Welt rein mechanisch erklären will, dadurch verwischt, daß der Schein erweckt wird, als ob es völlig gleichgiltig sei, ob man sich die Welt so entstanden denke, wie die Bibel lehrt, oder so, wie Darwin behauptet. Der Einwurf des einen Arbeiters: „Darwin hat aber bewiesen, daß der Mensch (er hätte auch allgemein sagen können »die Welt«) von selbst geworden ist,“ wird kurzer Hand dadurch zurückgewiesen, daß die Schlußfolgerung, die viele ziehen: „Darwin sagt, die Erde ist so und so geworden; Darwin hat Recht; darum ist die Welt von selbst geworden,“ als dumm gebrandmarkt wird — und ist doch die berechtigtste Folgerung, die es geben kann. Dagegen kommt doch die Berufung darauf, daß Darwin hin und wieder von einem Schöpfer redet, gar nicht auf; denn das ist eben eine Inkonsequenz und als solche von seinen entschlossenen Nachfolgern längst erkannt und preisgegeben. Und zum andern versteigt sich doch der Doktor, nachdem er die Prinzipien Darwins aufgezählt hat, zu der Behauptung: „Es fehlt an jedem Beweise,“ und macht Vietor Darwins Erklärungsversuche viel mehr lächerlich, als daß er sie widerlegt.

Eine Apologie, die auf wissenschaftlichen Grundsätzen ruht, darf doch hier nur so verfahren, daß sie den doppelten Nachweis führt: 1. die Prinzipien Darwins werden nicht allen Thatsachen gerecht; es giebt viele Thatsachen, die mittelst mechanischer Prinzipien nicht erklärt werden können; 2. die Prinzipien Darwins sind selbst nicht alle bloß mechanischer Art. Dann wird sich die Frage: Waren wir Affen? von selbst als eine „unnötige“ herausstellen, als eine solche, deren Beantwortung über den christlichen Glauben an die göttliche Herkunft und Natur des Menschen gar nicht entscheidet. Ich gebe gern zu, daß es nicht leicht sein wird, jenen Nachweis volkstümlich zu führen; aber ich muß doch sagen: Wer auf diesem Gebiete rechte populäre Apologie treiben will, muß diesen Nachweis versuchen, sonst kann er nachdenkende Freunde nicht völlig beruhigen und mit der Sache vertraute Feinde nicht überwinden.

St

(Dr. Ludwig Nonnes Reformationsbüchlein) Zum Jubelfest 1817 ließ Nonne sein Reformationsbüchlein ausgehen, und es wurde im Lande Meiningen ein Lieblingsbuch für Volk und Jugend. Nach Nonnes Tode (17. Juli 1854) besorgte der (spätere) Kirchenrat Wölfing die weitere Herausgabe. Jetzt liegt die zwölfte Auflage vor, neubearbeitet von Archidiakonus Lic. theol. Dr. jur. et phil. A. Human. Er hat es sich angelegen sein lassen, die Lutherforschungen der Neuzeit dem Büchlein zu gute kommen zu lassen und deren Ergebnisse einzutragen. Die Presse hat seiner Arbeit viel Lob gezollt und es ist ihr auch ein großer Erfolg zu wünschen. Aber gleich ein solcher Erfolg, daß es bald zur dreizehnten Auflage komme. Denn nicht allein erscheinen die letzten Kapitel ein wenig breit, sondern es ist auch S. 80 f. ein unglückseliger Irrtum vorgefallen, vermutlich durch Beeilung der Arbeit. Es ist dort die Rede vom Ende des dreißigjährigen Krieges, dem westfälischen Frieden. Dann heißt es weiter: „Damit war unsers Luthers Werk für alle Zeiten gesichert. Allenthalben regte sich fortan mächtig ein neuer Geist, es ging wie eine große Auferstehung durch ganz Deutschland, Italien und Frankreich. Fast neun Zehntel von Deutschland wurden für das Evangelium gewonnen. In Wien konnte man wegen Mangels an Teilnehmern jahrelang keine Prozession halten. Da fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, und wie der wilde Graf in der deutschen Sage dem Bauer im Morgengrauen durch das Kornfeld reitet, so hat die Schar der Jesuiten in deutschen und außerdeutschen Landen köstliche

Aehren auf dem Acker des Evangeliums in Grund und Boden getreten u. s. w." Hier ist entweder eine verkehrte Zeitfolge gewählt, oder es ist ein Zettel an verkehrte Stelle geraten. Denn was hier erzählt wird, gehört nicht in die Zeit nach 1648, sondern teils in die siebziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, teils sogar in die Zeit des ersten Siegeslaufes der Reformation. Kommt es, wie wir zuversichtlich annehmen, zur neuen Auflage, so würde da, wo Luthers Schriften (S. 84) erwähnt werden, die neue treffliche, ja klassische Braunschweiger Volksausgabe bestimmt anzuführen sein. — Das Büchlein kostet brosch. 70, kart. 80 Pfge. Wer noch Billigeres braucht, den erinnern wir an das „Reformationsbüchlein" aus dem Verlage von Hugo Klein in Barmen, mit vielen Bildern, das nur 10 Pfennige kostet und bei Partiebezug noch wohlfeiler wird. H

(Amos Comenius) von Rudolf Staehelin. Basel, R. Reich. 65 Seiten. 80 Pfge. Dieses im Rahmen seines Zeitalters ebenso wahrheitsgetreu als kunst- und liebevoll ausgeführte Bild des Comenius und seines Wirkens dürfte nicht verfehlen, dem großen Pädagogen und Menschenfreunde neue Freunde und Anhänger zu gewinnen. H-Sch

(Von der Spitze ausbauen) Amtsbrüderliches Sendschreiben von Rev. W. Haslam (Verfasser des Buchs: Vom Tode zum Leben). Bonn, Johannes Schergens, 1892. Ein leiser Beigeschmack von Methodismus oder dergleichen möge die Leser dieses wirksam geschriebnen Traktats nicht hindern, dessen echt evangelische Grundwahrheit zu beherzigen, daß nämlich der Heiligung die Rechtfertigung vorangehe und der Bau des wahren Christenlebens „nicht von der Spitze, nicht mit den weithin sichtbaren schönen Werken, sondern mit der ernsten, stillen Grundlegung unsers Wesens in Christus unter wahrer Buße, Bekehrung und rettendem Glauben" beginnen muß. H-Sch

(Die biblische Lehre von den letzten Dingen) und ihre Bedeutung für unser persönliches christliches Leben, für die Gemeinde und für unsre Arbeit am Reiche Gottes. Vortrag auf der dritten Gnadauer Pfingstkonferenz am 9. Juni 1892 gehalten von Ernst Mühe, Dompredigter in Naumburg a. d. S. Berlin, 1892, Deutsche Evangelische Buch- und Traktatgesellschaft. 32 Seiten; 40 Pfge.

Helle und dunkle Stellen des Alten wie des Neuen Testaments werden hier als völlig gleichwertig, wie die bunten Glassplitter eines Kaleidoskops, in bester Meinung und Absicht zusammengeschüttelt, und so entsteht dann die „biblische Lehre von den letzten Dingen" oder (um an eine frühere Schrift desselben Verfassers zu erinnern) das „enthüllte Geheimnis der Zukunft." Die Apodiktik der Aussagen deckt sich ungefähr mit der Naivität des Schriftgebrauchs und -beweises. Davon ein Beispiel (s. S. 5 u. 6): „Das Totenreich zerfällt in zwei große Abteilungen: Ort der Qual oder die Vorhölle, und Abrahams Schoß oder das Paradies, das 2. Kor. 12, 2 auch der dritte Himmel genannt wird. Daß beide Orte im Innern der Erde(!) seien, bestätigt der Herr durch die Geschichte vom reichen Mann und durch seine eigne Höllenfahrt." Mit gleicher Sicherheit wird auch über die Zeit der Wiederkunft Christi geurteilt. Zwar Baxter, der diese am 11. April 1901 erwartet, „hat sich um hundert Jahre in der Richterzeit verrechnet"; die meisten „Bibelforscher" aber kommen darin überein, „daß das nächste Jahrhundert das Ende dieser Weltzeit sein wird" (S. 20). — Gleichwohl fehlt es dem wohlgemeinten Büchlein nicht an schönen und wahrhaft biblischen Lichtblicken der christlichen Hoffnung; auch enthalten die letzten fünf Seiten manches Gute und Treffende in Bezug auf die Bedeutung dieses nicht selten unterschätzten christlichen Lehrstücks. H-Sch

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 24 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Aufruf.

In **Edinburg** besteht seit 30 Jahren eine **deutsche evangelische Gemeinde**, welche seiner Zeit von schottischen christlichen Freunden ins Leben gerufen und in hochherziger Weise unterstützt wurde. Da nun aber die Unterstützung von jener Seite her jährlich abnimmt, und sie selbst noch nicht imstande ist, den Ausfall zu decken, ist sie genötigt, sich nach Hilfe aus dem eignen Vaterlande umzusehen. Ihre ständigen Mitglieder gehören der überwiegenden Mehrzahl nach den ärmeren Ständen an; hunderte von ledigen jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die sich hier zeitweise aufhalten, und denen die deutsche Kirche das Evangelium in ihrer Muttersprache bietet, lassen sich nicht leicht zu aktiver Unterstützung heranziehen. Jahr um Jahr tritt ein Defizit ein, oder es wird nur durch außerordentliche Anstrengungen ein solches abgewehrt. Daher wenden wir uns mit dringender Bitte um Beihilfe an die christlichen Freunde des deutschen Vaterlandes. Die Arbeit einer deutschen Gemeinde in einem Lande, wo Sonntagsruhe und allgemein verbreitete kirchliche Sitte auch manchen gleichgiltigen Fremdling zur Kirche führen, ist nicht vergeblich, und so möge auch diese dringende Bitte um Hilfe nicht vergeblich sein. Das walte Gott!

Liebesgaben werden mit herzlichem Dank in Empfang nehmen: Oberkirchenrat **Lotze**, Superintendent in Gera (Reuß), Prof. **D. Zöckler**, Konsistorialrat in Greifswald, Pastor **Pfeiffer** in Nörenberg (Pommern), Pastor **Schlapp** in Stettin, Falkenwalderstr. 25.

Evangelisches Allianzhaus
Kurhaus für Erholungsbedürftige
Blankenburg, Schwarzathal, Thüringen. Anm. an Frl. v. Weling.

Der Evangelische Arbeiterverein Köln a. Rh. sucht zur Führung der **Geschäfte** einen **erfahrenen Theologen**, der die christliche Liebesthätigkeit auf dem sozialen Gebiete kennt und baldigst eintreten könnte. Nähere Auskunft erteilt Pastor **Götz**, Köln, Gr. Witschgasse 7/9.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke & Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und sowohl durch alle Buchhandlungen wie direkt gegen Einsendung des Betrages zu beziehen:

Die theologische Einzelschule
im Verhältnis zur evangelischen Kirche
Ausschnitte aus der Geschichte der neuesten Theologie

Mit besondrer Rücksicht auf die jung-Ritschlsche Schule
und die Streitigkeiten über das liturgische Bekenntnis von

Professor **D. Nippold** in Jena

Preis für Abteilung I und II (ca. 18 Bogen 8°) **M. 3.50**

Abteilung III u. IV (Die Ursachen der heutigen Parteiverbitterung. — Die Wege zum Frieden) erscheinen zu annähernd dem gleichen Preise im Herbst 1893.

I. Abteilung: **Persönliches**

1. Briefliche Beiträge zur Biographie Ritschs (1864—1872). — 2. Die Stellung der Kirche zum Pietismus und Separatismus (1864—65). — 3. Der erste Band der Ritschlschen Monographie über die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung (1871). — 4. Die holländischen Monographien über Baur und die einschlägige zeitschriftliche Litteratur (1873). — 5. Zum 50jährigen Predigtamtsjubiläum J. P. Langes (1876). — 6. Zur Vorgeschichte des Pietismus (1881). — 7. Aus dem innern Leben der rheinpreußischen Kirche (1884). — 8. Infallibilismus und Geschichtsforschung (1887).

II. Abteilung: **Ein erledigter Schulstreit**

1. Baur und Ritschl im Einklang und Gegensatz. a. Der Anschluß Ritschls an die Baursche „Schule." b. Die Zeit der Schwankungen. c. Der Bruch Ritschls mit Baur. — 2. Die Tübinger historische Kritik als die gemeinsame Grundlage der nachfolgenden Geschichtsforschung. — 3. Moralsystem und Dogmenformung Ritschls als Grundlage einer neuen dogmatischen „Schule."

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kl. Katechismus.** Fragen u. Vorschläge v. Prof. Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin SW. 12.

— Soeben erschienen: —

von Schubert, D. H., Prof., **Die Composition des pseudopetrinischen Evangelienfragments** untersucht. gr. 8°. XII, 196 S. M. 4.50.

von Schubert, D. H., Prof., **Das Petrusevangelium.** Synoptische Tabelle der fünf Evangelien nebst Uebersetzung und kritischem Apparat herausgegeben. gr. 8°. IV. 31 S. M. —.50.

Scharfe, E., Pastor, **Die petrinische Strömung der neutestamentlichen Litteratur.** Untersuchungen über die schriftstellerische Eigentümlichkeit des ersten Petrusbriefes, des Markusevangeliums und der petrinischen Reden der Apostelgeschichte. gr. 8°. VIII, 187 S. M. 4.—.

Martensen, D. H., Die christliche Ethik. Allgemeiner Teil. Deutsche, vom Verfasser veranstaltete Ausgabe. Sechste durchgearbeitete Auflage. gr. 8°. XII, 601 S. M. 9.—.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin SW. 12

Soeben erschien:

Die Begründung unsrer sittlich-religiösen Ueberzeugung

von

D. Julius Köstlin

Oberkonsistorialrat und Professor in Halle

gr. 8°. IV, 124 S. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, gegen Einsendung von M. 2.— in Briefmarken franko auch von der Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Goethes Werke

Herausgegeben von Adolf Stern

Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

Schillers Werke

Herausgegeben von F. A. Krais

Auswahl in 5 Leinenbänden Mk. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden,

besorgt von den Professoren

Adolf Stern und Erich Schmidt

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. M. 28.—, in 6 Leinenbänden M. 34.—, in 6 Halbfranzbänden M. 42.—

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage

Herausgegeben von Gustav Wustmann

Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder M. 11.50

Vaterlandslieder

Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts

Herausgegeben von E. Heyck

In einfachem Einbande M. 6.—, in Satin mit Goldschnitt M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

Sang und Klang

Ein Hausschatz deutscher Lyrik

Herausgegeben von F. A. Krais

In Satin gebunden M. 7.—, in Seide und Lederband M. 12.—

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses von Professor Lic. **Otto Baumgarten** in Jena

Erschienen sind:

I. Reihe:

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

II. Reihe:

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal
„ 2. **Mayer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Kamp,** Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller,** Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
„ 6. **Arndt,** Die Religion der Sozialdemokratie
„ 7. **Weiß,** Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage

Soeben erschienen:

„ 8. **Traub,** Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine

Preis des Heftes 50 Pfge.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend
				Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
„	**Hertha**	mittel voll	do.	36
„	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
„	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
„	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
„	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
„	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
„	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
„	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
„	**Juanita**	mittel voll	do.	80
„	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
„	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
„	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
„	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
„	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Hochachtungsvoll

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 25 **Leipzig, den 15. Juni** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das Christentum und die Einzelpersönlichkeit — Persönliches aus Ritschls Leben — Zur Bekanntschaft mit Sören Kierkegaard — Vom vierten Evangelisch-sozialen Kongreß: 2 — Die weibliche Diakonie und die Frauenfrage: 1 — Verschiedenes: Die Nachricht von dem traurigen Ende eines Kandidaten; Ein Feuilleton der Nationalzeitung — Zur Beachtung — Anzeigen

Das Christentum und die Einzelpersönlichkeit

Es braucht den Lesern der Christlichen Welt nicht erst gesagt zu werden, daß die soziale Frage nicht als etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes urplötzlich in der Gegenwart aufgetaucht sei. Natürlich hat die soziale Frage unsrer Tage ihr eigentümliches Gepräge. Aber auch frühere Zeiten haben ihre soziale Frage gehabt. Ueberall, wo ein politisch oder wirtschaftlich minder berechtigter Volksteil sich dieser Minderberechtigung bewußt wird, wird es sein Streben sein, mit den Höherberechtigten gleichberechtigt zu werden. Wie haben wir uns auf christlichem Standpunkte zu diesem Streben zu stellen? Haben wir es zu billigen oder zu verwerfen? Uns dünkt, die Beantwortung dieser Frage hänge von der Beantwortung der andern nach dem Wert und Recht des Individuums ab. Man wird, wenn man der Einzelpersönlichkeit einen ihren Fähigkeiten und Leistungen entsprechenden Anspruch auf eine Anteilnahme an den Gütern der Kultur, an den politischen und wirtschaftlichen Errungenschaften ihrer Zeit zubilligt, dem größern oder kleinern Volksteil das Streben nach einer solchen Anteilnahme nicht verwehren dürfen.

Es ist unwiderleglich, daß das Christentum dem Individuum einen unendlichen Wert zuerteilt. Wenn Jesus einmal zu seinen Jüngern sagt: „Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut“ (Luk. 15, 7), so proklamirt er damit die Majestät des einzelnen Menschen. Diese eignet ihm unabhängig von Stand, Stellung, Beruf, Geburt, Geschlechts- und Volkszugehörigkeit, lediglich als Menschen, sofern er als solcher nach Gottes Ebenbild geschaffen ist und zu ihm aus der Sünde heraus erneuert werden soll. So ist die Wirksamkeit Jesu auch keine irgendwie exklusive. Sie wendet sich an alle: an Arme und Reiche, Geringe wie Angesehene, an Frauen wie Männer. Und wenn sein persönliches Wirken sich auch zumeist innerhalb der Grenzen Israels bewegt: sein letzter Befehl an die Jünger weist sie auf die ganze außerisraelitische Menschheit hin. Paulus, der dann vor allem das Evangelium in diese Menschheit einführt, giebt dieser Wahrheit vom gleich hohen Werte jedes Menschen vor Gott in der bekannten Stelle seines Briefes an die galatische Gemeinde klassischen Ausdruck: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.“ (Gal. 3, 28.)

Dieser Gedanke aber des unendlich hohen Wertes der Einzelpersönlichkeit in dieser Bestimmtheit und Begründung ausgesprochen, war für die alte Welt etwas schlechthin Neues. Sie, die alte Welt, wie sie sich uns vornehmlich in Griechenland und im Römerreiche darstellt, beurteilte den Einzelnen fast allein nach seinem Werte für den Staat. Dem Staate waren die höchsten Interessen zugewendet. In der Apotheose der Kaiser des Imperium romanum fand der Staat selbst seine Vergöttlichung. So viel der Einzelne für diesen Staat leistete, so viel war er wert. Wer wenig oder nichts leistete, galt als Mensch zweiter, dritter Klasse. Daher die niedrige Stellung des Weibes, die geringe Fürsorge für die Armen, Elenden, Krüppel, daher der vielfach geübte grausame Brauch, schwächliche Kinder, namentlich Mädchen, auszusetzen oder zu töten, daher auch die Institution der Sklaverei. Weil man von den Kriegsgefangnen keinerlei Interesse am eignen Staat, vielmehr das Gegenteil erwarten konnte, verhängte man über sie unfreiwillige Dienstbarkeit. Ließ die Schwächlichkeit neugeborner Kinder vermuten, daß sie aufgewachsen dem Staate nicht dienen konnten, so sank auch die Teilnahme für ihr Leben. Die Frauen wurden vielfach nur als Kindergebärerinnen gewertet.*) Und wenn auch das natürliche Mitleid zu keiner Zeit ganz gefehlt hat: das Bewußtsein der Pflicht, die Armen und Elenden zu unterstützen, war doch nicht vorhanden, weil man infolge ihrer Unfähigkeit, dem Staate irgendwie von Nutzen sein zu können, ihr Recht auf Existenz leugnete.

Eben daher läßt sich nun aber auch die wunderschnelle Verbreitung des Christentums gerade unter den Armen, Elenden, Bedrückten, auch unter den Frauen, mit begreifen. Was sie tief in ihrem Herzen fühlten, daß sie bei aller Armut, allem Elend, aller Verkennung doch dasselbe Recht aufs Leben hätten, das ihre glücklicheren Nebenmenschen in Anspruch nahmen, eben das fanden sie in der sie hochbeglückenden Botschaft des jungen Christentums, daß der Gott des Himmels und der Erde in Christo aller Menschen Vater sei, ausgesprochen und bestätigt. Konnten sie auch dem Staate nichts nützen: ihr Leben bekam nun einen viel höhern Zweck und Inhalt, nämlich das Reich Gottes auf Erden bauen zu helfen und sich selbst für das ewige Leben vorzubereiten. Dies, daß das Evangelium sie von dem Banne der Existenzunwürdigkeit, den wenigstens die öffentliche Meinung ihnen auferlegte, löste, öffnete der Predigt von Christo ihre Herzen und scharte sie in heiliger Begeisterung um das Kreuzeszeichen. Und indem Paulus die jungen Christengemeinden überblickt, schreibt er an die Korinthischen Christen: „Sehet an, liebe Brüder, euren Beruf, nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen.“ (1. Kor. 1, 26). So setzen sich die ersten Christengemeinden zumeist aus den kleinen, armseligen, verachteten Leuten zusammen, denen das Evangelium mit der Verkündigung der Gnade Gottes auch die ihnen von ihrer Zeit bestrittene Menschenwürde wiedergab.

Aber freilich, es erging dieser Wahrheit von dem unendlichen Wert des Menschen, die das Christentum auf den Leuchter steckte, wie es allen Wahrheiten zu ergehen pflegt. Sie, deren Verkündigung dem Christentum wesentlich Bahn brechen half, stieß doch auch bald auf aktiven wie passiven Widerstand. Nicht wenige, die sie an sich anerkannten, standen doch an, ihr im Gemeinschaftsleben zum Durchbruch zu verhelfen und auf ihre Verwirklichung hinzuwirken. Andre bestritten, bekämpften, leugneten sie. Wieder andre brachten sie in Mißkredit, indem sie unter dem Vorgeben, für Menschenwürde und Menschenrechte einzutreten, sie schändeten. Wir können das hier nicht im einzelnen belegen. Aber auf Einiges sei doch hingewiesen.

Vorerst wurde sie durch die Kirche selbst verdunkelt. Es war natürlich, daß die römische Kirche, je weiter sie sich über

*) Uhlhorn, Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit, 1. Band.

noch junge, halb oder ganz barbarische Völker ausdehnte, eine Art vormundschaftlicher Leitung über diese auszuüben suchte. Sie mußte das aus erzieherischen Rücksichten. Und sie hat — es soll ihr dies Verdienst nicht bestritten werden — nach dieser Richtung viel gethan. Sie hat die Völker vielfach zur Seßhaftigkeit erzogen und sie die Werke des Friedens gelehrt. Aber sie gefiel sich allmählich in dieser vormundschaftlichen Rolle. Was ihr Mittel zum Zweck sein sollte, wurde ihr Zweck. Sie hatte die jungen Völker zur Mündigkeit erziehen sollen, aber es wurde immer mehr ihr Streben, sie in der Unmündigkeit zu erhalten, um über sie zu herrschen. Aus diesem Bestreben — auch andres kam ja noch mit hinzu — erwuchs die zwiegeteilte römische Kirche, wie sie sich uns in dem priesterlichen obern Teil und dem untern Laienteil darstellt, der doch nur erst dadurch zur Kirche gehört, daß er mit jenem Teil zusammenhängt. Ja, Thomas von Aquino, die sozialpolitische Autorität der heutigen Zentrumspartei — wir erinnern an die Reichstagssitzung vom 4. März, in der der Sozialdemokrat Frohme das dem Zentrum entgegenhielt — entlehnt sein Bild des Zukunftsstaates dem Aristoteles, der im Staat nur drei Klassen kennt: Krieger, Berater und Priester, während er die Bauern, Handwerker und Arbeiter auf das Niveau der Sklaverei zurückdrängt: auch ein Beweis dafür, wie in der römischen Kirche der Gedanke des Wertes der Einzelpersönlichkeit in Vergessenheit geraten war.

Da war es Luther, der, indem er durch die aus der Schrift gewonnene Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben die Mittelspersonen zwischen Gott und Menschen aus dem Wege schaffte und ihn in den höchsten Angelegenheiten seines Lebens auf sich selbst stellte, eben dadurch auch den Wert des Menschen wieder ans Licht brachte.

Aber wie die römische Kirche, obwohl durch die Reformation wesentlich beeinflußt, dennoch an ihren Grundirrtümern festhielt und deshalb bis heute der Unterschätzung der Persönlichkeit Vorschub leistet, so wurden doch auch innerhalb des Gebietes der reformatorischen Kirchen die Folgerungen aus der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und dem damit gewonnenen richtigen Standpunkt zur Beurteilung des Wertes der Einzelpersönlichkeit nicht gezogen. Wir brauchen zum Beweis dafür nur der falschen Betonung des geistlichen Amtes, der Magdstellung, die der evangelischen Gemeinde, weil eben ihre Einzelglieder nicht richtig gewertet wurden, angewiesen wurde, und endlich etwa noch der Sklaverei zu gedenken, die in der nachreformatorischen Zeit auch in evangelischen Ländern einen neuen Aufschwung nahm. Wenn man den Vertrag liest, durch den sich England beim Abschluß des Friedens von Utrecht im Jahre 1713 das Monopol des Sklavenhandels mit Amerika sicherte, so merkt man in der That kaum, daß von Menschen und nicht von Vieh die Rede ist, und dieser Vertrag wurde englischerseits von Dr. Robinson, dem anglikanischen Bischof von Bristol, unterzeichnet!

Wurde so die Wahrheit von dem unendlichen Wert des Menschen vielfach in der Kirche und durch die Kirche verdunkelt, so gab es auch immer Männer, die ihr geradezu entgegentraten. Es sei hier nur an einen der jüngsten dieser Männer erinnert, an Friedrich Nietzsche, dessen Gedanken ja auch in der Christlichen Welt*) schon besprochen sind. Wenn er die christliche Moral für eine Thorheit erklärt, Gut und Böse nicht kennt, Mitleid Krankheit schilt, so muß er erklärlicherweise auch den Wert der Persönlichkeit leugnen. So ist ihm denn auch der Egoismus die alleinige, drängende, treibende, jeden Kulturfortschritt herbeiführende Kraft. Die Menschen zerfallen ihm in Herden- und in Herrenmenschen, von denen jene nur um dieserwillen dasind. Und Recht hat nur die sich vom Egoismus treiben lassende Macht. Diese Ideen versicht er in seinen Schriften mit der Begeisterung eines Sehers in glänzender, glühender Sprache. Führt ihm dies schon Anhänger zu: noch mehr haben die sozialen Wirren der Gegenwart seinen Gedanken einen fruchtbaren Keimboden zubereitet. Es giebt ja noch zu viele unter den Besitzenden, die von einem größern Anspruch der Arbeit auf ihren Ertrag nichts wissen wollen, für die nur das eigne Interesse

*) Jahrgang 1892, Nr. 31.

in Frage kommt. Alle diese finden den Anforderungen der Arbeitnehmer gegenüber in den Gedanken Nietzsches eine willkommene Rechtfertigung ihres rücksichtslosen Egoismus und für ihr Gewissen, wenn es sie mitunter doch ins Unrecht setzen will, eine Beruhigung. Denn darnach haben sie in der That ganz recht, wenn sie behaupten, daß die melkenden Kühe nur für eine Minderzahl von Menschen vorhanden seien, während die andern nur gut genug dazu, sie auf die Weide hinauszuführen.

Allen solchen Verdunkelungen, Ideen und Bestrebungen gegenüber wird es die heilige Pflicht jedes Christen sein, den unendlichen Wert des Einzelmenschen in den Vordergrund zu stellen und die Folgerungen daraus in Wort und That zu ziehen. Ganz gewiß spricht ja das Christentum dem Einzelnen diesen Wert nur zu, indem es ihn in seinem Verhältnis zu Gott betrachtet. Und nur von einer Gleichheit des Menschen vor Gott ist im Evangelium die Rede. Aber wird der reiche Mann, der seinen ärmern Mitmenschen an dem köstlichsten Besitz, den er sein eigen nennt, Anteil giebt, wird er ihm auch eine Anteilnahme an etwas Geringerm verweigern? Und Gott der Herr, der allen Menschen in Christo das ewige Leben verheißen hat, sollte für dies irdische Leben zwischen Herden- und Herrenmenschen im Sinne Nietzsches unterschieden haben! Wer das behauptet, der behaupte nur nicht auch, sich noch irgendwie auf christlichem Grund und Boden zu befinden. Vielmehr wird aus jener Gleichheit der Menschen vor Gott ein Recht des Einzelnen auf irgendwelchen Mitgenuß an den Gütern der Kultur, die seine Zeit errungen hat, gefolgert werden müssen.

Nicht — wir verwahren uns nachdrücklich dagegen —, daß wir Gedanken kommunistischer Gleichmacherei bei uns hegten. Deren Verwirklichung wird immer die verschiedne individuelle Beanlagung und Leistungsfähigkeit als unüberwindbares Hindernis im Wege stehen. Sie werden Träume phantasievoller Köpfe, aber außerhalb des wirklichen Lebens stehender Menschen bleiben. Aber das scheint uns doch jene Lehre des Christentums von der Majestät des Einzelmenschen gebieterisch zu fordern, daß einem jeden eine seinen Fähigkeiten und Leistungen entsprechende Teilnahme an den wirtschaftlichen und geistigen Gütern seiner Zeit einzuräumen sei. Und wir freuen uns, diesen Anschauungen bei weitsehenden und auf wirtschaftlichem Gebiet hervorragenden Männern immer häufiger zu begegnen. Wie sich denn erst kürzlich Professor Schmoller in seiner Eröffnungsrede gelegentlich der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik zu ihnen bekannte. Die untern Klassen — das führte er unter anderm aus — seien heute aus dem Schlummer gedankenlosen Hindämmerns erwacht. Sie forderten mit Recht ein gewisses Maß von Einfluß, eine Berücksichtigung ihrer Interessen, eine größere Teilnahme an den wirtschaftlichen Gütern unsrer Kultur. In alledem sei kein Unglück, sondern ein ungeheurer Fortschritt zu erkennen. Freilich betonte er dann auch die Gefahren des Ueberganges des alten in den neuen Zustand. Auch wir verkennen diese nicht. Aber wir verlangen nun auch keineswegs, daß jene Folgerungen, die wir aus der Anerkennung des Wertes des Einzelmenschen gezogen wissen wollen, nun urplötzlich verwirklicht werden sollen. Denn es ist wider den Geist des Christentums, zu revolutioniren, Vorhandnes Hals über Kopf niederzureißen, um auf seinen Trümmern Neues aufzuerbauen. Wir wissen, daß Paulus dem Philemon den entlaufnen Sklaven Onesimus zurücksandte, freilich nicht, ohne ihn an das brüderliche Verhältnis erinnert zu haben, das innerhalb der christlichen Gemeinschaft zwischen Herrn und Diener walten müsse. Aber es ist nun allerdings nicht minder gegen den Geist des Christentums, christliche Wahrheiten zu halbiren, mit der einen Hälfte vor die Welt zu treten und die andre aus Opportunitätsrücksichten zu verschweigen. Und so gewiß sich das Christentum nur auf friedlichem Wege durchzusetzen hat, so gewiß ist es doch auch unsre, der Christen, ernste Aufgabe, in unsern amtlichen Beziehungen und dort, wo wir als Bürger des kleinern Gemeinwesens oder des größern, des Staates, dem wir angehören, Pflichten zu erfüllen haben, nicht weniger als in unserm persönlichen Verkehr der Einzelpersönlichkeit zur Anerkennung ihres Wertes und ihrer daraus folgenden Rechte zu verhelfen. Das muß die erste und die vornehmste Bethätigung der Nächstenliebe

sein, soweit sie sich auf eine Besserung seiner irdischen Verhältnisse bezieht. Gewiß soll ich, so weit ich es vermag, der barmherzige Samariter jedes Vergewaltigten und Ausgebeuteten sein: wichtiger aber muß es dem Christen sein, seinen Mitmenschen vor Unterdrückung, Ausbeutung und Vergewaltigung zu behüten.

Indem das Christentum den Wert des Menschen so energisch betont, will es nun keineswegs den Wert der Gemeinschaft schmälern. Jesus erkennt ja ausdrücklich die im Staat verfaßte Volksgemeinschaft an, wenn er dem Staatsoberhaupte zu geben heißt, was ihm gebührt: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist (Mark. 12, 17). Der Gemeinde derer, die sich im Glauben an ihn sammeln, giebt er die Verheißung felsenfester Dauer gegenüber allen feindlichen Gewalten (Matth. 16, 18) und spricht damit offenbar die Berechtigung ihres Bestehens aus, wie ja ihre Gründung der nächste Zweck seines Kommens war. Und seine Jünger sendet er zu zweien aus (Mark. 6, 7): auch ein Beweis dafür, daß er die Gemeinschaft nicht unterschätzte. Jeder für sich allein zu unerfahren, zu schwach, zu mutlos, den Einflüssen der Welt zu sehr ausgesetzt, sollten sie aneinander eine Stütze und Hilfe haben, um ihre Aufgabe sicherer zu erfüllen. — Ja, wir Menschen sind zur Gemeinschaft angelegt. Erst in der Gemeinschaft mit andern Menschen lernen wir unsre Kräfte entwickeln und gebrauchen. Sie macht uns auf unsre Fehler aufmerksam und hilft sie uns überwinden. Aber, was schon aus dem eben Gesagten hervorgeht, wir sind nicht um der Gemeinschaft willen da. Sondern die Gemeinschaft ist um der Einzelpersönlichkeit willen da. Die Gemeinschaften der Familie, des Volkes, der Kirche sind notwendig. Aber ihre Notwendigkeit ist durch eine höhere bedingt, die sie fordert. Eben durch die höhere Notwendigkeit, den Einzelmenschen, der unentwickelt in das Leben eintritt, heraus- und heraufzuführen zur möglichst reichen Entfaltung und Benutzung aller seiner Anlagen, seiner körperlichen, geistigen, sittlichen, religiösen Fähigkeiten, damit er ein Kind Gottes werde zu jedem guten Werk geschickt. So ist das Wohl des Individuums der Maßstab, nach dem wir die Gesundheit der im Staat verfaßten Volksgemeinschaft, der Kirche — wir denken natürlich hier an die äußere Institution und Verfassung —, der Familie zu beurteilen haben, wie diese und alle Gemeinschaften dies Wohl zum Ziele haben müssen. Und es ist kein Sakrileg, der Familie die Erziehung der Kinder abzunehmen, wo sie sich ihrer Pflichten an ihnen nicht bewußt ist, oder dem Staat Eingriffe in bisher nach dem Manchesteraxiom vom freien Wettkampf aller Kräfte für unveräußerlich gehaltne Rechte Einzelner zu gestatten, wenn sich diese nicht ausüben lassen, ohne daß andre in ihrer Persönlichkeit unterdrückt werden. — So sehen wir, wie die Schätzung der Einzelpersönlichkeit von seiten des Christentums uns auch über Wert und Aufgabe der Gemeinschaft orientirt.

Man hat wohl die soziale Frage eine religiöse Frage genannt. Wir nehmen das in gewissem Sinne an. In dem Sinne nämlich, als wir meinen, daß die soziale Frage nur in dem Maße ihrer Lösung näher gebracht wird, als der Wert der Einzelpersönlichkeit, den das Christentum predigt, zur Anerkennung gelangt. O Kr

Persönliches aus Ritschls Leben

Der erste Band einer Lebensbeschreibung Albrecht Ritschls ist vor mehr als Jahresfrist erschienen.*) Den Sohn, der sich trotz allen Bedenken schon jetzt dieser Aufgabe annahm, durfte die Ueberzeugung leiten, daß er nicht nur, wie man das sonst so oft in den Vorworten von Biographien lesen muß, den Wünschen befreundeter Kreise entgegenkam, sondern daß er eine Forderung erfüllte, die Wissenschaft und Kirche gleichmäßig zu stellen berechtigt sind. Denn Ritschls Leben gehört der Geschichte an. Mag die Zukunft urteilen, ob der Kampf, der um seine Theologie entbrannt ist, nur als eine Episode in der Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts gelten soll, oder ob dieses Mannes Lebensarbeit schädigend, ob fördernd, jedenfalls weithin spürbar, auf den Bestand und die Entwicklung des Protestantismus eingewirkt hat. Dem sei, wie ihm wolle. Auslöschen aber wird man diesen Namen aus den Geschichtsblättern des Luthertums nicht. Kommen in dieser Ueberzeugung dankbare Schüler und erregte Gegner überein, so werden auch Freund und Feind es als eine unabweisbare Pflicht gelten lassen müssen, durch eine quellenmäßig treue Darstellung seines Lebens Versuchen von Mißdeutung und Entstellung vorzubeugen. Aber auch abgesehen von dieser notwendigen Abwehr sind die Mitteilungen, die das Buch aus dem handschriftlichen, zumal brieflichen Nachlaß Ritschls zu bieten vermochte, für das Verständnis seiner Theologie so förderlich, daß man es überall mit Dank wird begrüßen und benutzen müssen, wo man der Wahrheit nicht absichtlich das Ohr verschließen will. Für nichttheologische Leser freilich wird es streckenweise eine mühsame Lektüre bilden. Aber ihre Geduld wird sich nicht nur durch einzelne Abschnitte belohnt sehen, erhebend und befreiend wird noch mehr der Gesamteindruck dieses Lebens auf sie wirken.

Albrecht Benjamin Ritschl, geboren zu Berlin am 25. März 1822, war der Sohn des nachmaligen Bischofs und Generalsuperintendenten von Pommern, Georg Benjamin Ritschl. Neben fünf Stiefgeschwistern wuchs der Knabe als erklärter Liebling seiner Mutter heran. Denn er war das einzige, zu kräftigem Leben gedeihende Kind aus der zweiten Ehe des Vaters mit Auguste, der Tochter des Justizkommissarius Sebald in Berlin. Auf den früh erwachenden Selbständigkeitstrieb des Knaben konnte das nicht ohne Einfluß sein. Er fühlte sich in seiner eigentümlichen Würde als Jüngster und in seiner Art Einziger und war geneigt, sie auch andern fühlen zu lassen. Als die Schule des öffentlichen Rechtslebens auf dem Grunde eines natürlichen, noch nicht sittlich bestimmten Wohlwollens pflegte er später das geschwisterliche Verhältnis aufzufassen. So hatte er es an sich selbst erfahren. Wie aber das Recht überhaupt nur eine beschränkte Geltung im sittlichen Leben zu beanspruchen hat, so nannte Ritschl auf eine Bemerkung seiner Braut hin es „ein schönes Resultat der Erziehung, wenn Geschwister im Alter der Mündigkeit eine Hausgemeinde bilden und sich als solche zu fühlen bereit sind“ (S. 333).

Er durfte sich freuen, auch das erlebt zu haben. Nach des Vaters Tode (21. Juni 1858) schrieb ihm sein Bruder Wilhelm:

> Du standest ihm am nächsten nach innerm Recht, durch Deine Tüchtigkeit und Lebendigkeit; und nach Billigkeit, als Mutters leiblicher Sohn und der Jüngste . . . Ich habe wohl vormals Dich beneidet wegen Deiner Gaben u. s. w., auch wegen Deiner Stellung zu den Eltern, aber das ist lange vorbei . . . Seit Du erwachsen, Deinen Vorzug auch mich nicht direkter empfinden ließest, als höchstens im Scherz und Witz, bin ich Dir gut gewesen und habe meinen Bruder mit Stolz angesehen . . . Vaters Andenken wird uns fester verbinden. (S. 311)

Die gemeinsame, wenn auch in verschiednem Maße zu bewußtem Vertrauen sich entfaltende Verehrung für den Vater war das Band, das sich um die ungleich veranlagten Geschwister schlang. Tief und schön wußte Ritschl auch dies zu würdigen:

> Das Verhältnis des Kindes zu den Eltern — schrieb er wieder an seine Braut — ist entschieden Vehikel der religiösen Ahnung. Das Vertrauen und die Ehrfurcht gegen die Eltern ist der lebendige Anknüpfungspunkt für das gleichartige Verhalten zu dem himmlischen Vater, und wenn der Mensch die kindliche Pietät bei allen Irrwegen der jugendlichen Entwicklung bewahrt hat, so ist er von denen, denen das Gottesreich gehört. (S. 332)

Schwere Proben hatte dies kindliche Vertrauen eben bei ihm zu bestehen. Denn er ist in seiner theologischen Entwicklung bald eigne Wege gegangen, die der Vater nicht durchaus billigte. Nicht ohne Erregung schrieb er ihm gegen das Ende seiner Studienzeit:

> Darum bitte ich Dich, lieber Vater, auch in dieser Hinsicht um Vertrauen. Die kindliche Liebe zu Dir und Mutter ist für mich ebenfalls eine Quelle der Sittlichkeit. Verstopfe sie mir nicht, indem Du mich von Dir stößest. Du hast mich von Jugend auf zur Selbständigkeit angeleitet. . . . Du mußt auch noch den Schritt thun, meine errungne Selbständigkeit anzuerkennen. (S. 78; 26. März 1843)

Aber die Sorge, die aus diesen Worten spricht, konnte vielmehr dem dankbaren Bewußtsein weichen, wie fördernd und bewahrend das aufrechterhaltene gegenseitige Vertrauen auf ihn eingewirkt hatte. Sechs Jahre später schrieb er dem Vater:

*) Albrecht Ritschls Leben. Dargestellt von Otto Ritschl. Erster Band 1822 bis 1864 [bis zur Berufung nach Göttingen]. Freiburg, Mohr, 1892. 456 S. 10 Mk., gebunden 12 Mk.

Ich insbesondre fühle mich hochbeglückt durch das unbedingte Vertrauen, das Du mir schenkst, und dessen Bewahrung ich immer mehr zu verdienen streben werde. Ich empfinde jetzt mehr als sonst, wie gerade unser Verhältnis zu einander auf meinem theologischen Wege mich vor weitern Abweichungen bewahrt hat, und finde in Deiner Befriedigung das beste Maß für meine fernern Fortschritte auf meinem Lebenswege. (S. 132; 30. Oktober 1849)

Dies Bewußtsein hat ihn auch ferner begleitet. Erst kurz nach des Vaters Tode hat er sich am 17. September 1858 mit Ida Rehbock in Frankfurt a. M. verlobt. Bei dem Gedanken aber an die Gründung des eignen Hauses blieb ihm das Bild des Vaters stets gegenwärtig.

Es ist keine Untreue gegen unsern geliebten Vater — schreibt er an seine Mutter —, wenn wir unserm Geiste eine Richtung nach vorwärts geben, denn von mir wenigstens bist Du überzeugt, daß das innige Einverständnis mit ihm die unveräußerliche Grundlage alles meines Strebens wie meiner Charakterbildung ist. Wenn also Dein Interesse so eng mit meiner Zukunft verwachsen ist, so will ich auch in der Beziehung Dir zum Troste gereichen, daß ich die von dem Vater empfangnen Antriebe festhalte und stetig verfolge. Und dazu gehört auch, daß ich die Ehe, die ich zu schließen im Begriffe stehe, in der Bescheidenheit und Demut, in der treuen Fürsorge und Friedfertigkeit führe, die seinem Geiste entsprechen, und ich bin so glücklich, dessen gewiß zu sein, daß Ida mich darin unterstützen wird, wie keine es gethan haben würde. (S. 316; 31. Dezember 1858)

Diese Gewißheit aber gründete sich ihm darauf, daß, wie er seiner Braut schreibt,

der kindliche Sinn uns erhalten worden ist, indem wir der Familie zugewendet geblieben sind und offen für die Zucht, die sie über einen ausübt. In dieser Hinsicht kann ich nicht dankbar genug sein, daß ich namentlich meinem Vater gegenüber mich immer noch als Kind habe fühlen dürfen, auch gelegentlich als unartiges, und daß durch allen unsern Verkehr, so sehr ich mich auch in selbständigem Urteil bewegte und in der Anregung und Mitteilung aktiv war, die unwillkürliche Zucht des Vaters und die Hingebung des Kindes durchging, in der ich alles, was ich etwa mitgeteilt hatte, durch die Billigung meines Vaters neu gestaltet und geadelt wieder empfing. (S. 318)

Ein vollgiltiges Zeugnis von der Verehrung, die er für seinen Vater hegte, legte Ritschl öffentlich in der Skizze ab, die er 1861 von dessen Leben entworfen hat. Aus ihr kann man auch erfahren, was er als den reichsten Besitz achtete, den er seiner vorbildlichen und erziehenden Einwirkung verdankte. Denn man möchte meinen, es sei sein eignes Bild, das er dort als das des Vaters mit den Worten zeichnet:

Die pünktlichste Thätigkeit und die überlegteste Ordnung in allen Geschäften hat es Ritschl von jeher möglich gemacht, so Umfassendes zu leisten. Aber freilich wartete er nicht auf die günstige Stimmung zur Arbeit, sondern er rechnete es sich zur Pflicht, die günstige Stimmung zu den Amtsgeschäften zu haben, und er wußte, daß sie der gewissenhaften Anstrengung auf dem Fuße folgt. So hat er vieles zu schaffen vermocht, ohne jemals auch nur den Schein der Vielgeschäftigkeit zu erwecken, aber auch ohne jemals auf Kosten seines Berufes an sich ganz löbliche Beschäftigungen sich zuzumuten. (Herzogs Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche 1. Aufl. XIII, S. 52)

Jeder, der Ritschl kannte, aber auch jeder, der seine Lebensarbeit im ganzen überblickt, wird hier die hervorstechenden Charakterzüge wiederfinden, die ihn auszeichneten: eine unerbittliche Strenge des Pflichtgefühls und als Bedingung und Folge dieser Gewissenhaftigkeit eine immer entschiednere Selbstbeschränkung auf die Interessen und die Aufgaben seines Berufs. Das war das Erbe des Vaters, ein Erbe freilich, das sich wie kein andres nur besitzen ließ, indem es erworben wurde. In keckem Wort der Jugend zeichnet sich der Einundzwanzigjährige diese Bahn für sein Leben vor, wenn er an den Vater schreibt:

Du sorgest um meine sittliche Entwicklung bei meiner Theologie. Kritische und dialektische Gewandtheit, also Sophistik ist nicht der Zweck meines Studiums, sondern die Geschichte, die Welt, Gott zu erkennen. Diese wissenschaftliche Thätigkeit ist meine sittliche Praxis, der Eifer auf diesem Felde ist meine Religion, und daß von hier aus die übrigen Seiten meines Geistes verklärt werden sollen, hoffe ich, denn es muß so sein. Eine Religiosität außerhalb der sittlichen Praxis ist nichts, ist Irreligiosität. (S. 77; 26. März 1843)

Und in ruhiger Erwägung mochte der gereifte Mann auf diesen Erwerb seines Lebens zurückblicken, als er gegen den Schluß seines Hauptwerks die Worte niederschrieb:

Das sittliche Handeln in dem Beruf ist also die Form, in der eine Totalität des Lebenswerks als der Beitrag zu dem Reiche Gottes hervorgebracht und zugleich die Bestimmung der geistigen Persönlichkeit zu einem Ganzen in ihrer Art erreicht wird. Dadurch wird die Freiheit im Gesetze verwirklicht. (Rechtfertigung und Versöhnung III ^{2}, S. 622)

Es ist Ritschl nicht leicht gemacht worden, die in seinem besondern Beruf ihm gesetzten Lebensziele stetig zu verfolgen. Aber auch erst die gehäuften Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, ehe er die ihm gebührende Stellung erlangte, lassen seine „wissenschaftliche Thätigkeit“ als „sittliche Praxis“ erkennen. Von der Gunst irgend einer Partei oder gar von dem Wohlwollen einer Regierung ist er nicht emporgetragen worden. Als er sich im Jahre 1846 in Bonn habilitirte, galt er für einen bedingungslosen Anhänger der Hegelschen Richtung in der Theologie. Aber die Zeit, in der der Berliner Philosoph als staatserhaltende Macht galt und überschwänglich gepriesen wurde, war bereits vorüber. Der Wind wehte aus andrer Richtung. Und Ritschl konnte den schlimmen Ruf, den ihm seine frühesten Arbeiten eingetragen hatten, lange nicht los werden. Sehr matt klangen anfangs die Empfehlungen, mit denen die Bonner Fakultät für seine Beförderung eintrat, während sie freilich geneigt war, ihn in der Zeit von Vakanzen als Lückenbüßer, als „Mädchen für alles“ zu benutzen. Aber auch als die Gutachten einen wärmern Ton annahmen, war das Mißtrauen der Berliner Minister nicht so leicht zu überwinden. Erst 1852 wurde er zum außerordentlichen und erst 1859 zum ordentlichen Professor befördert. Es war eine lange Schule der Geduld, durch die er hindurchgehen mußte. Und sie wurde noch drückender dadurch, daß auch die Studenten an dem Mißtrauen der Obern teilzunehmen schienen. Nur wenig Getreue sammelte Ritschl in dem ersten Jahrzehnt seiner Lehrzeit um sich. Selten, daß sich mehr als zehn Zuhörer in seinem Hörsaal einfanden; aber es war für ihn nichts Ungewöhnliches, daß er deren nur vier, drei, zwei zählte. Und einmal gar gelang es ihm überhaupt nicht, eine Vorlesung zustande zu bringen. Erst 1858 konnte er seinem Vater berichten — es war die letzte Mitteilung, die er ihm machte —, daß er „anfange, in Mode zu kommen.“ Und von da an ist die Zahl seiner Zuhörer allerdings rasch gestiegen.

Es ist begreiflich, daß auf diesem langen Wege hie und da ein Seufzer in seinen Briefen laut wird.

Ich sehe nicht ein — klagt er dem Vater 1855 —, wie es mit mir hier besser werden soll. Wenn die große Masse nicht einmal durch Hospitiren von mir Notiz nimmt, so mag ich noch so gut doziren und muß am Anfang eines jeden Semesters sorgen, ob ich überhaupt zum Lesen komme. Meine frischeste Lebenszeit, in der ich den Burschen am meisten bieten kann, geht unwirksam vorüber; und wenn sie mich für alt genug halten, um mir ihr Vertrauen zu schenken, dann werde ich ein alter Esel und Hestpauker sein. (S. 268)

Aber selten nur, daß man so wie hier einer Klage begegnet, der nicht andres in der Stimmung das Gegengewicht hielte. Je schwerer namentlich die Mutter an mancher getäuschten Hoffnung trug, um so mehr hielt er es für seine Pflicht, sich und seinen Eltern durch Geduld und Ergebung über diese Sorgen hinwegzuhelfen.

Was lange währt, schreibt er 1852, wird gut, und Meisters Lehrjahre sind doch viel amüsanter als seine Wanderjahre mit den vielen Allegorien. (S. 211)

Aber es ist ihm tiefster Ernst mit der Geduld, die er in dieser Lebensführung lernen will und soll.

Es war, schreibt er 1851, vielleicht nicht Recht, daß ich bisher mein Leben durch Berechnung der Stationen habe leiten wollen, auch da, wo es nicht von uns abhing. Ich suche diesen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß ich es geduldig trage, und ich hoffe, Ihr, lieben Eltern, werdet Euch eben auch bei der göttlichen Fügung beruhigen, am allerwenigsten aber den Unwillen über die letzte Entscheidung zum Wurme werden lassen, der an Eurer Ruhe nagte. Ich bin in keiner Weise verbittert. (S. 174.)

Und wenn er „die Folgen seines ehemaligen theologischen Radikalismus“ als „eine wirklich gnädige Strafe“ beurteilen lernte, konnte er, nachdem endlich die außerordentliche Professur erlangt war, den Eltern bekennen:

Jetzt, nachdem das nächste Ziel unsrer Wünsche von mir erreicht ist, darf ich wohl sagen, daß ich die lange Verzögerung nie als ein Unrecht gegen mich habe ansehen können, sondern als eine heilsame Züchtigung, und sofern jemand hat leiden müssen, so seid nur Ihr es gewesen, liebe Eltern, und durch meine Schuld. (S. 215)

Am schönsten aber giebt sich dies erfolgreiche Ringen um Ruhe und Ergebung in einem Briefe an die Braut kund. Er hatte ihr in trüber Stimmung berichtet, daß eine Hoffnung, nach Halle berufen zu werden, gescheitert sei. Aber noch am

nämlichen Tage ließ er dem ersten ein zweites Schreiben folgen, in dem es heißt:

Ich muß Dir bekennen, daß ich jetzt ruhiger und klarer mein Verhältnis zu der fehlgeschlagnen Hoffnung betrachte. „Was Gott thut, das ist wohlgethan"; und wenn sich meine Selbstgerechtigkeit und mein Mangel an Demut dahinter versteckte, daß der Drang nach einem meinen Kräften entsprechenden Beruf bitter enttäuscht sei, so war es untreu von mir, über einer unbestimmten Aussicht den Beruf aus den Augen zu setzen, in den mich Gott hineingestellt hat, und in dessen Erfolgen ich gegenwärtig seinen Segen wahrnehmen darf. Das weiß ich sehr wohl, daß die Demut und die kindliche Ergebung in Gottes Fügungen und Züchtigungen die einzige Grundlage unsers sittlichen Wertes und die Probe unsrer Frömmigkeit sind, und ich bin oft genug geneigt, sie bei andern zu vermissen. Ich habe sie heute an mir selbst vermißt, und ich bedauere, daß ich, indem ich Dich zur Zeugin dieses Mangels gemacht habe, Dir entweder Anstoß gegeben habe oder Dich zu einem unrichtigen Mitgefühl veranlaßt habe. . . . Aber ich versichere Dich, daß ich stille und geduldig geworden bin, und daß ich Gott meinen Hochmut abgebeten habe; und so bitte ich auch Dich, mir die Störung zu vergeben, die ich in Dir hervorgerufen haben werde. Meine Pflicht ist jetzt, von allen Spekulationen auf Förderung meiner Stellung abzustehen, sie haben mir noch nie etwas anders eingebracht, als Kummer und Enttäuschungen. Mein Beruf hat das Recht mich ganz in Anspruch zu nehmen, und dazu muß man Frische und Freudigkeit haben. Und eigentlich liegt es mir so nahe, den Boden zu behaupten, der sich meiner Thatkraft bietet. . . . Könnte ich nicht über den Unsegen der Projektmacherei auch in andrer Hinsicht reichlich belehrt sein? Ich weiß. Du bist dieser Methode feind, Du hast die Ergebung in das, was Dir beschieden oder nicht beschieden ist, und Du lebst im dankbaren Genusse der gegenwärtigen Güter, ohne Deine Seele auf den lahmen Schwingen der Sorge in die dunkle Zukunft zu entlassen. . . . Du mußt mir durch Deine Art helfen, meine Unart zu überwinden. (S. 335)

Es dürfte wenig Ausführungen aus Ritschls Feder geben, die so bezeichnend wären wie diese, beides, für seine Theologie wie für sein inneres Leben. Denn jene und dieses schlossen sich bei ihm in seltenem Maße zu bewußter Einheit zusammen. Sein Beruf bildete für ihn je länger je mehr den festen Mittelpunkt seines ganzen Daseins. Ihn sollte sein religiöser Glaube tragen. Und in seinem Dienst stand die ganze konzentrirte Kraft seines energischen Wollens. Je weiter man sein Leben verfolgt, um so mehr treten alle andersartigen Interessen hinter diesem einen, das ihn ganz in Anspruch nimmt, zurück. Aber das gilt nicht nur von fernerliegenden, wie von den musikalischen Interessen, einem Erbstück aus dem Vaterhause, oder von der Politik, die ihn 1848 viel beschäftigt, bis er plötzlich abbricht. Noch deutlicher läßt sich die gleiche zunehmende Selbstbeschränkung auf dem Gebiete des Vereinswesens verfolgen. Dieser erste Band der Biographie weiß von Ritschls Teilnahme an verschiednen Konferenzen, Kirchentagen, Synoden zu berichten. Aber die Art seiner Teilnahme an diesen Bestrebungen ist von allem Anfang an durch die Möglichkeit und Absicht bedingt, wissenschaftliche Arbeit in ihnen zur Geltung zu bringen und zu verwerten. Und als er die Gleichgiltigkeit wahrnimmt, die in diesen Kreisen seiner Berufsarbeit entgegengebracht wird, zieht er sich immer mehr von ihnen zurück. Schon 1850 urteilte er von Pastoralkonferenzen und Kirchentagen, daß sie „Modeartikel" und „revolutionärer Kram" seien. Auf ein eilig erfolgreiches Wirken ins Breite hin war die wissenschaftliche Arbeit, die ihm befohlen war, nicht angelegt. Wenn er darum auch dem Vater gelegentlich von einem „ersten Succeß als Kirchenlicht" berichtete, so schrieb er doch schon 1848 an seine Mutter:

Uebrigens muß ich für meine Person bekennen, daß ich für solche Synoden u. s. w. sehr wenig Interesse habe. . . . Ich halte mich innerlich und äußerlich neutral und denke durch die Beschränkung auf meine Wissenschaft in reiferen Jahren und unter geänderten Verhältnissen auch zur Wirksamkeit für die Kirche mich zu befähigen, während ich mich durch eine voreilige Parteinahme nur abnutzen würde. (S. 198)

Und später findet man in Briefen an jüngere Freunde Aeußerungen, die die gleiche Absicht nur noch schärfer kundgeben:

Ich bin auf die Studenten hingewiesen, an denen ich, Gott sei Dank, wenigstens das erlebe, daß sie meine Aufrichtigkeit erkennen, und daß sie mit wenigen Ausnahmen meine Lehre auf sich wirken lassen, wenn sie sich auch nicht von allem überzeugen lassen, wovon ich überzeugt bin. . . . Ich will da wirken, wo ich muß und darf, also auch im engsten Kreise derer, die wie Du Vertrauen zu mir haben; aber nicht weiter. . . .

Es hat eben alles seine Zeit, auch das Interesse an solchen Zusammenkünften, und die Zeit dieses Interesses ist für mich vorüber. Denn auch, was ich etwa bieten könnte, pflegt außer Zusammenhang mit der Bildung und dem Interesse der Pastoren zu stehen und wird

entweder nicht verstanden oder leicht mißverstanden. Ich halte mich an die Studenten, für die ich berufen bin. (S. 409)

Ritschl war und wurde sich der Gefahren für seine Charakterbildung bewußt, denen er sich auf diesem Wege aussetzte. Erst die Liebe seiner Braut, äußert er sich, habe sein Gefühlsleben flüssig gemacht. Er sei geneigt gewesen, sich in sich selbst zurückzuziehen und gegen die Menschen gleichgiltig zu werden. Und wenn ihm das oft als Bosheit und Gefühllosigkeit ausgelegt worden sei, so will er die Berechtigung eines solchen Urteils nicht durchaus in Abrede stellen.

Der Boden, schreibt er an seine Braut, auf den Deine Liebe als Licht und Regen einwirkt, hat sehr lange brach gelegen, ist mit Steinen überschüttet worden, und die Keime, die er in sich barg, und die durch Dich hervorgelockt werden, sind mir selbst noch wenig bewußt gewesen. . . .

Ich fühle auch, daß es erst der dauernden und innigsten Gemeinschaft bedürfen wird, um die Gleichgiltigkeit gegen die Menschen in mir gänzlich zu bewältigen. Ich lebe der frohen Hoffnung, daß Dir dies gelingen wird; Du siehst aber, hier liegt für uns eine sittliche Aufgabe nicht geringen Umfanges, in der ich Dir wohl noch oft genug als der Heilung bedürftig erscheinen werde. (S. 317)

Es steht nicht in Widerspruch mit dieser Hoffnung, die er auf die Zukunft seiner Liebe setzte, daß der Briefwechsel mit seiner Braut nun doch fortwährend zu Erörterungen theologischer Fragen und Probleme führte. Wer diese kostbaren Mitteilungen nur oberflächlich liest, wird sich vielleicht eines Lächelns nicht erwehren, wenn er vernimmt, daß Ritschl seiner Braut allen Ernstes versichert: „Ich habe nicht vor, Dich von diesen [gelehrten] Sachen zu unterhalten." (S. 341) Und doch führt er sie in die schwierigsten Probleme der christlichen Ethik ein, die er eben in jenem Winter 1858/59 zum erstenmale vortrug. Aber ihm war die Theologie nicht bloß Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Ferdinand Christian Baur hatte bei einem Besuch Ritschls in Tübingen die Differenzen, die zwischen ihm und seinem Schüler bestanden, darauf zurückgeführt, daß Ritschl „konkretere Begriffe in Bewegung setze, während er [Baur] das Bedürfnis abstraktern Denkens habe." Als Ritschl seinem Vater davon berichtete, fügte er hinzu:

Aber das ist eben das Unrecht gegen die wirkliche Welt. (S. 260)

Die wirkliche Welt verstehen und christlich deuten war das Ziel seines Strebens. Und die Wissenschaft, die dies Ziel verfolgte, konnte sich allerdings in dem akademischen Hörsaal nicht einspinnen wollen. Sie mußte die Fähigkeit erwerben wollen, ebenso der wirklichen Welt verständlich zu werden, wie sie sich nur in steter Wechselwirkung mit ihr, ihren Bedürfnissen wie ihren Fehlern, entfalten konnte. Und Größeres, als er aus dem Vorrat seiner Wissenschaft zu bieten hatte, meinte Ritschl allerdings eben für seine Arbeit aus der Liebe seiner Braut empfangen zu haben. Er betrachtete es geradezu als eine göttliche Fügung, daß er eben jetzt sein System der Ethik auszuarbeiten hatte. Das Leben seiner Liebe war ihm zur wunderbaren Lehrmeisterin geworden. In dieser Wirklichkeit, die er sich nicht erdacht, sondern als ein greifbares Geschenk des lieben Gottes empfangen hatte, war ihm das reiche Geheimnis des menschlichen Willens jetzt aufgegangen (S. 345). Ethisch war die Richtung seines Denkens von jeher gewesen. Was er aber auf mannigfach gewundnen Pfaden denkend gesucht, hatte er lebend jetzt gefunden. Wie Offenbarungen thaten sich ihm die Wunder der sittlichen Welt auf.

Es ist doch — schrieb er der Braut — die Macht des unaussprechlichen, unerschöpflichen Geheimnisses, der alles sittliche Wesen seinen Ursprung und seinen Wert verdankt, unter der wir gegenwärtig stehen, die uns in ihrer speziellsten und ursprünglichsten Offenbarung durchdringt und uns selbst Staunen abnötigt. Da hört alles warum? auf, warum liebst Du mich, warum liebe ich Dich? Wir lieben uns, und das ist die innerste Wahrheit unsers Wesens, verglichen mit dem Wechsel des getrennten Lebens, zu dem wir noch genötigt sind, und überhaupt mit den Zufälligkeiten der Beschäftigung und der Einzelempfindung. Die Philosophen nennen die Thatsachen des geistigen Lebens, die sich der Ableitung aus Ursachen entziehen, transcendental, und das ist auch die Liebe. Und deshalb ist sie auch Wunder und voll Wunder. (S. 321)

Hier breche ich ab. Daß Ritschl die Forderung erfüllt hat, die er an sich stellte, daß er in seinem Beruf und nur seinem Berufe lebe, werden auch seine Gegner nicht bestreiten wollen. Vielleicht auch das andre nicht, daß es sein unausgesetztes Streben gewesen ist, seine Wissenschaft von der Be-

lastung mit unfruchtbaren Theorien und Abstraktionen zu befreien und sie auf die einfache, aber unerschöpfliche Aufgabe hinzuweisen, die wirkliche Welt im Lichte der Offenbarung Gottes in Jesu Christo zu verstehen und zu deuten. S E

Zur Bekanntschaft mit Sören Kierkegaard

Von verschiednen Seiten wurde Sören Kierkegaard in der Christlichen Welt gleichzeitig erwähnt und im Leserkreise der Wunsch nach weiterer Auskunft erweckt. Die Antwort lautet am richtigsten: Komm und siehe selbst!

Neulich wurde er ein Jünger Jesu genannt nach den Merkmalen, die Johannes am meisten betont; ebenso könnte man seine Jüngerschaft darin zeichnen, daß er die widersprechendsten Urteile erduldet. Fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode äußerte sich sein etwas älterer Zeitgenosse, Bischof Martensen, über ihn in „Aus meinem Leben." Am Ende des zweiten Bandes schreibt er ihm etwas Mephistopheles artiges, mit der Loke-Natur Verwandtes zu; im dritten Bande heißt es:

Er glich mehr und mehr einem Anklageengel; er selbst schien auch mehr und mehr seine Mission als die eines Anklageengels aufzufassen. . . . Es war die Mephistopheleskritik, die herzlose, die mit einer gewissen Schadenfreude das Verderben sieht.

Das Wort Teufel wird also recht nahe zu den Lippen gebracht. Da hat man die entgegengesetzten Urteile über ihn. Doch schreibt Martensen daneben, daß er allerdings eine tiefere Wirksamkeit durch seine Schriften an mancher Seele übte; daß es zu beklagen wäre, wenn der große Reichtum seiner Schriften an Geist und Genialität ohne Frucht für die Zukunft bliebe. Die Summe von dem allen wird auch lauten: Siehe selbst!

Mit fünfundzwanzig Jahren schrieb Kierkegaard:

Ich brauche eine Stimme, durchdringend wie des Lynkeus Blick, erschütternd wie das Seufzen der Giganten, aushaltend wie das Tönen der Natur, mit einem Umfang von dem tiefsten Baß bis zu den schmelzendsten Brusttönen mit einer Modulation von dem heilig-stillen Flüstern bis zu der feuersprühenden Energie der Raserei.

Das ist ihm geworden!

Seine religiösen Schriften beginnen mit den „Erbaulichen Reden." Sie reden leise, denn sie wollen stille machen; so stille, daß die Innerlichkeit sich selbst vernimmt und sich dabei bewußt wird der starken Kräfte, die im Gottesverhältnis und der Ewigkeitshoffnung liegen. Sie folgen den Gedanken unruhiger Herzen, um sie zu beschwichtigen. Wie der Dichter wollen sie rühren und reinigen und erheben, aber dabei überreden, was man hat, doch auch zu brauchen und wirksam werden zu lassen in Treue, Geduld und Liebe. Von Christus und christlichen Begriffen reden sie nicht; jenen innerlichen Besitz historisch von Christus herzuleiten, achtet er nicht der Mühe wert; nicht rückwärts will er zu Christus führen, sondern vorwärts. Auch die Hilfe der Gemeinschaft wird nicht angerufen. Kierkegaard bemerkt dazu: Erst wenn ich die eine Seite recht deutlich und scharf hervorgezogen habe, dann macht sich die andre desto stärker geltend. Die Reden haben früh das Zeugnis bekommen, daß sie sehr stärkend zusprechen können; andrerseits ist ihrem Verfasser sehr verdacht worden (von Professor Petersen in Christiania), daß er so viel Sympathie für den „Rationalismus" habe.

Die drei letzten und besonders charakteristischen Erbaulichen Reden sind deutsch erschienen in freier Bearbeitung von Dr. Puls:

Was wir lernen von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel (Gotha, Thienemann, 1891. 111 S. Preis 1 Mk.).

Der rührende Humor, der scherzende Ernst, der so mild überredet, ist hier am stärksten gebraucht. Die reichen Vögel verderben die armen, und gerade sie haben „Nahrungssorge." Die Parabeln sind manchen zu lang ausgeführt. Doch wird man merken, wie sie sich einprägen.

Eine andre Tonart haben die „Drei frommen Reden":

Die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel (Halle, Julius Fricke. 2. Aufl. 1,20 Mk.).

Professor Rudin in Upsala nennt sie Meisterstücke in ästhetischer, ethischer und psychologischer Feinmalerei und humoristischer Liebenswürdigkeit, im Verein mit gewissenerweckendem Ernst. Es klingt nämlich darein der Ton der „christlichen" Reden; hier heißt es: Du sollst von ihnen lernen Schweigen, Gehorsam, Freude; der Herr Jesus weist dich zu ihnen hin!

Es folgen „Christliche Erwägungen," übersetzt von August Dorner: Leben und Walten der Liebe (Leipzig, Fr. Richter, 1890. 6 Mk.). Sie wollen nicht bloß erinnern, sondern erwecken; sie reden nicht von dem, was jeder sich selbst sagen kann, denn sie reden von der christlichen Liebe. Als Forderung wird sie zum Bewußtsein gebracht in Form der liebevollen Erwägung, die den Wahrheitssinn bewegt, daß er sich überzeugt und mit offnem Auge das Ideal sieht. Zu diesem Buche bemerkt Kierkegaard im Tagebuche:

Ich schleppe alles zusammen, was ich auftreiben kann an den holdseligsten Gedanken, wie ein Liebreicher ist, und sage zu mir selbst, so ist Gott in jedem Augenblicke. Es muß mir doch zuletzt wohl auch glücken, in den Menschen ähnliche Gedanken zu entwickeln und sie aufzurufen oder aufzustacheln, daß sie nicht ihr Leben verändeln, ohne jemals recht zu bedenken, wie liebreich Gott ist.

Die „christlichen Reden" begannen mit seelsorgerischem Eingehen auf die zweifelnden Gedanken der Unglücklichen, deren Last zu schwer ist für das allgemeine Gottvertrauen. Ihnen sagen sie von dem Trost, den eben für sie das Evangelium hat, und wollen sie froh machen an diesem Trost. Eine davon findet sich unter den Zwölf Reden (Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht). Dann wenden sie sich an alle und nun mit stärkerer Betonung der Autorität des Bibelwortes, daß es nichts Ausgedachtes ist, sondern Befohlenes, mit Vollmacht Gefordertes, dem nicht nachkommen also schuldig macht, nicht bloß Schaden ist, sondern Sünde. Und mehr und mehr tritt das Christentum angreifend auf, wie ein Herrscher, der sich nicht von den Unterthanen die Bedingungen vorschreiben läßt, sondern sein Recht wahrt gegen alle, aber Gnade bereit hält. Hierher gehören:

Zwölf Reden von Sören Kierkegaard (Halle, Julius Fricke. 2. Aufl. 2 Mk.).

Zur Selbstprüfung, der Gegenwart empfohlen (Erlangen, Deichert. 3. Aufl. 1,20 Mk.).

Die Krankheit zum Tode (Halle, Julius Fricke. 2 Mk.).

Einübung im Christentum (Ebenda. 3 Mk.).

Das vorletzte Buch enthält die christlich psychologische Entwicklung der Sünde als der Krankheit zum Tode, für die das Evangelium das Heilmittel ist. Rudin sagt: „Eine mehr greifende und erweckende Schrift kann man kaum finden." Die „Einübung im Christentum" enthält die „biblische Darstellung" der Person des Herrn Jesus Christus und die Entwicklung der Nachfolge; sie ist die umfassendste Darstellung des Christentums von Kierkegaards Hand.

In der schärfsten Tonart ist das Angreifende aus der Einübung im Christentum schließlich durchgeführt im „Augenblick," der zuerst von allen Schriften übersetzt wurde unter dem Titel: Christentum und Kirche (Hamburg, Oncken, 1861. 3 Mk.).*) Da führt er das Wort unbedingt im Interesse Gottes, brennend im Geist für Gottes Recht und seine Ehre, ohne Rücksicht auf die Menschen, ob es sie erbittert oder erschüttert — in der Weise der alten Wahrheitszeugen. Aber die rückhaltlos aufdeckende Rede ist nicht der Zielpunkt, auch sie will zu dem Ziele führen, das überall gezeigt ist. Wenn die Innerlichkeit wirksam wurde und ihre Kraft erprobte, wenn sie lernte Hilfe brauchen, wo die Last ihr zu schwer wurde oder ihr Verständnis wuchs, daß Gott die Bedingungen stellt, wo er zum Rückhalt dient und Ewigkeitshoffnung gewährt; wenn die christliche Forderung aufging und dabei die Sünde erkannt wurde — dann geht der Weg zu dem entscheidenden Ruhepunkte am Fuß des Altars, wo Christi Tod verkündigt wird, wo die Gnade größer ist als das Herz, das sich selbst verdammt. Drei dieser „Abendmahlsreden" sind den „Lilien auf dem Felde" (Halle, Fricke), zwei den „Zwölf Reden" beigefügt.

Neben den religiösen Schriften gehen weiterausholend die dichterischen und philosophischen Werke:

Entweder — Oder, übersetzt von Michelsen (Leipzig, Fr. Richter. 6 Mk.).

*) Jetzt gänzlich vergriffen.

Furcht und Zittern, übersetzt von Ketels (Erlangen, Deichert. 1,60 Mk.).

Stadien auf dem Lebenswege (Leipzig, Fr. Richter. 7 Mk.).

Sie wenden sich an den Sinn für Menschenwürde und -Ehre. Mit großer dichterischer Kraft und glänzender Darstellung rufen sie auf zu sein, was man ist: eine Persönlichkeit, die mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung in Durchsichtigkeit lebt. Man kann die Gestalten schwerlich vergessen, in denen er vorführt, wie die Persönlichkeit ihrer Freiheit bewußt ist und die souveräne Lust üben kann, über Möglichkeiten zu walten und darin sich zu behaupten; eher kann man versucht werden, zu übersehen, wie diese Selbstbestimmung zur Verlorenheit sich wendet, wenn man sich nicht wählt als sittlich bestimmte Persönlichkeit in historischer Wirklichkeit, was der zweite Teil von „Entweder-Oder" danebenstellt. „Furcht und Zittern" rührt auf, daß sich aber die unendlichen Bedürfnisse des Geistes nicht mit der gegebnen Wirklichkeit decken, daß er einer neuen Wirklichkeit in persönlichem Gottesverhältnis bedarf, das ihm die Ausgestaltung seiner Persönlichkeit in allen Schicksalen verbürgt. In den „Stadien" tritt neben die Persönlichkeit, die stolz oder trotzig ihre Willkürlichkeit behauptet, und neben die sittlich bestimmte Person der Mann, der im Dasein schuldig wurde und sich abringt mit der Schuld, die nicht zu klarem Ausdruck kommen kann. In dieser Leidensgeschichte ist ein Teil seiner eignen Lebensgeschichte gedichtet.

Von hervorragender Bedeutung werden sich wohl noch für die Theologie erweisen:

Der Begriff Angst und Philosophische Bissen, übersetzt von Lic. Christoph Schrempf (Leipzig, Fr. Richter, 1889. 5 Mk.).

Die erste Schrift entwickelt, daß in Angst die Schuld sich selbst voraussetzt und geahnt wird, daß sie nicht etwas Zufälliges ist, sondern am Wesen haftet. Die Philosophischen Bissen weisen dann nach: für diesen Zustand, wo der Mensch sich wesentlich sündig findet, bricht die natürliche Religion, und ihm ist das Christentum angepaßt, da Gott in die Zeit hereintritt und einen neuen Ausgangspunkt, ein neues Organ, einen neuen Führer giebt. Beide Schriften sind fortgeführt in der vorhergenannten „Krankheit zum Tode" und „Einübung im Christentum."

Von der „abschließenden Nachschrift" zu den philosophischen Bissen sind zwei Auszüge erschienen: Aus und über Sören Kierkegaard (Halle, Fricke. 1,50 Mk.), und: Lessing und die objektive Wahrheit (Ebenda. 1,50 Mk.).

Ueber die Persönlichkeit Kierkegaards geben Auskunft: Sören Kierkegaard, eine Verfasserexistenz eigner Art (Halle, Fricke. 1,60 Mk.), mit Uebersetzung der eignen Erklärungen Kierkegaards und kleinerer charakteristischer Artikel. Noten zu Sören Kierkegaards Lebensgeschichte (Ebenda. 2 Mk.). Sören Kierkegaards Persönlichkeit in ihrer Verwirklichung der Ideale (Gütersloh, Bertelsmann. 2 Mk.). Georg Brandes' Schrift über Kierkegaard (Leipzig, Barth, 1879. 4 Mk.) behandelt ihn samt seinen Werken nach Taines Manier als Naturprodukt, wogegen jedes einzelne Buch ausreichend sich wehrt.

Zum Schluß sei noch erwähnt: E. Lorentz, Ueber die sogenannten ästhetischen Werke Sören Kierkegaards (Leipzig, Fr. Richter, 1892. 1,60 Mk.). In geistreicher Weise deutet dies Buch Entweder-Oder, die Stadien u. s. w. als eine große Allegorie des Verhältnisses zwischen Geist und Seele mit einnehmendem Scharfsinn: aber in den vielfachen Aufzeichnungen Kierkegaards über seine Absicht mit jenen Büchern fehlt jede Andeutung, daß er sie als Allegorie gedichtet hat. Bd

---

Vom vierten Evangelisch-sozialen Kongreß

2

Der Jahresbericht des Generalsekretärs war diesmal ergiebiger als sonst. Auf das Gelingen der landwirtschaftlichen Erhebung konnte mit Genugthuung hingewiesen, mit nicht geringerer der Plan eines im Oktober abzuhaltenden Lehrkursus entwickelt werden. Ueber die Enquete haben wir in Nr. 23 eingehend berichtet, für den Kursus hoffen wir demnächst durch eine gleiche Darlegung das Interesse unsrer Leser zu gewinnen. Heute nur noch dies, daß sowohl die bereits im Gange befindliche Unternehmung der Enquete wie die erst vorbereitete des Lehrkursus Ansprüche an die Kasse des Kongresses macht, die nur durch außerordentliche Opferwilligkeit seiner Freunde gedeckt werden können. Bei der Tagung selbst wurden 630 Mark Extrabeihilfe gesammelt oder gezeichnet; der Bedarf ist aber noch größer; vielleicht veranlassen diese Zeilen gesinnungsverwandte Herzen, uns oder dem Herrn Generalsekretär einen Beitrag einzusenden.

Am Vortage des Kongresses berieten die Vertreter der Evangelischen Arbeitervereine über ihr „Programm." Wer hätte noch vor wenigen Wochen gedacht, daß das unter so glücklichen Zeichen geschehen würde! Der Zug der Einmütigkeit und Geschlossenheit, der durch den ganzen Kongreß ging, bestand hier an der Schwelle seine erste Probe, und zwar zur Förderung einer Sache, die mir und vielen von ungewöhnlicher Bedeutung zu sein scheint. Darum sei auch dieser Gegenstand einem besondern Artikel zugewiesen, der über Sinn, Geschichte und vorläufige Lösung dieser Programmfrage die Auskunft geben mag, die wir unsern Lesern schuldig sind.

Von den Kongreßvorträgen dürfen wir am kürzesten behandeln den des Pastors Cronemeyer über Heimatkolonien. Nicht als ob wir den Gegenstand geringschätzten oder dem Redner keinen Dank wüßten. Diesem gebührt vielmehr dreifacher Dank, weil er in allerletzter Stunde die plötzlich noch notwendig gewordne Hilfe nicht versagt hat. Und was Cronemeyer und seine Freunde von ihrem Werke zu sagen hatten, hielt uns die gute Wahrheit vors Gewissen, daß ein wenig That schwerer wiegt als viele Worte. Es ist rührend und beschämend, wie hier etliche verstreute Männer mit Entschlossenheit ihre Kraft darangesetzt haben, wenigstens ein Stück soziale Not aus der Welt zu schaffen. Möchten sie mehr Unterstützung und Nachahmung finden! Aber wir dürfen uns mit diesem Hinweis begnügen, weil Seminaroberlehrer Flegler in Benshein, der nach dem Vortrag mit in die Verhandlung eintrat, ohnlängst (Jahrgang 1891, Nr. 28—31) unter dem Titel „Ein Patrimonium der Enterbten" die gute Sache in diesen Spalten vertreten hat.*)

Eine zweite praktische Frage behandelte Hofprediger Stöcker: Das Sonntagsgesetz und seine Konflikte im Volksleben. Es war einem Reichstagsabgeordneten, der das Gesetz mit gemacht hat, nicht zu verdenken, daß er sehr lange bei dem Fortschritt verweilte, den es bedeutet. Es wurde auch dem anwesenden Unterstaatssekretär Lohmann, der vor andern an dem Erreichten beteiligt ist, damit gebührender Dank gezollt. Immerhin ist es nicht nur dem Pfarrer Wagner aus Darmstadt, der nach Stöcker das Wort ergriff, so gegangen, daß ihm der angeschlagne Ton ein wenig zu mild und vertrauend war. Unter den Freunden des freien Sonntags — und erst auf dem Wege zu diesem sind wir — besteht eine gewisse Beunruhigung, der wir auch in unsrer Begrüßungsnummer (Nr. 22) einen scharfen Ausdruck vergönnt haben. Die Ausführungsbestimmungen für Handwerk und Industrie lassen allzulange auf sich warten. Allerlei Interessenten füllen die Vorzimmer der Minister, tragen Klagen und Befürchtungen vor und erhalten freundliche Zusicherungen. Es ist ja viel schwerer, ein Gesetz machen, als ein Ideal aufstellen. Aber schlimm wäre es doch, wenn man auf halbem Wege stehen bliebe. Dann hätte wieder einmal niemand Ursache zufrieden zu sein. Stöckers zweite These sagt mit Recht:

> Die aus dem gegenwärtigen Zustande im Handelsgewerbe entstandnen Schwierigkeiten haben ihren Grund zum Teil nicht in der zu großen Schärfe, sondern in der Milde der geltenden Bestimmungen.

Es ist zu viel frei und offen gelassen, zu viel örtlichen Mächten anheimgegeben. Man muß ja zugeben, daß eine gewisse Rücksicht auf Landes- und Ortssitte bei einem solchen Gesetz wohl angebracht ist: aber schlechte Sitten sollen doch dadurch

*) Auch auf eine Wiedergabe der Leitsätze dürfen wir verzichten, nachdem jedes bessere Tagesblatt sie gebracht, unsre Chronik sie in Nr. 24 gesammelt hat. D H

gebrochen und unberechtigte Interessen ohne Skrupel und Zaudern beeinträchtigt werden. Der freie Sonntag für alle Angestellten steht in unversöhnlichem Widerspruch mit dem Interesse des Arbeitgebers, seine Arbeitskräfte möglichst zu verwerten. Hier gilt nur ein Entweder-Oder. Hier heißt es der Regierung zurufen: Landgraf, werde hart! Nicht rückwärts, sondern vorwärts! Und eine Instanz wie der Evangelisch-soziale Kongreß kann diesen Ruf nicht laut und deutlich genug erklingen lassen. Nun, es war mehr der Ton des Vortrags als der Wortlaut der schließlich zu einstimmiger Annahme gelangenden Thesen, der uns hier etwas zu wünschen übrig ließ. In diesen Thesen ist Punkt für Punkt aufgezählt, wo wir Fortschritte noch erwarten und im Notfall mit erkämpfen müssen. Es ist besonnen das in absehbarer Zeit etwa noch Erreichbare gefordert, und doch auch das letzte Ziel, vor dem die Bewegung nicht stille stehen darf, nicht verschwiegen: nämlich daß „der normale Zustand .. erst mit der Befreiung des Feiertags von aller nicht unumgänglichen Arbeit vorhanden ist." Schärfer hat das die soeben in Frankfurt tagende Südwestdeutsche Konferenz für innere Mission ausgesprochen, wenn sie eine längere Resolution mit dem Satze beginnt: die Konferenz „sieht das Ziel der gegenwärtigen Bewegung für Sonntagsruhe in der Erreichung der vollkommenen Einstellung aller öffentlichen und gewerblichen Arbeit am Sonntag, soweit dieselbe ausführbar ist; sie erkennt in dem jüngsten Sonntagsgesetz den Anfang einer durchgreifenden Besserung in dieser Richtung mit Dank an, in der Voraussetzung, daß auf dem so beschrittenen Wege energisch fortgeschritten werden wird."

Zum Schluß seines Vortrags bedauerte Stöcker die Würdigung des Sonntags in unsern lutherischen Bekenntnisschriften als einer freien menschlichen Ordnung. Wie wenig fördernd es ist, diese theologische Sonntagsfrage in die Erörterung zu ziehn, hat gewiß auch ihm die alttestamentliche Auseinandersetzung des Pastors Schall gezeigt, die schwerlich jemands Beifall gefunden hat. Eine wahrhaft evangelische Verhandlung über den Sonntag wird solchen theologischen Beigaben ohne Schaden entraten können. Gerade an diesem Punkte zeigt sich so klar, wie eine fromme Praxis über dogmatische Gegensätze hoch hinaushebt.

Keine leichte Aufgabe war dem Hofprediger **Braun** in Stuttgart übertragen worden. Er sollte über **die Annäherung der Stände in der Gegenwart** reden. Vergeblich hatte das Aktionskomitee mit diesem Thema an verschiedenen Thüren angeklopft: in Dr. Braun hat es den rechten Mann gefunden. Mit feinender Beredsamkeit führte er uns ein in das viel verschlungne Getriebe von Beziehungen, sich anziehender und abstoßender, in denen die heutige Gesellschaft lebt, zeigte versäumte Pflichten und verkannte Gelegenheiten auf, Handhaben zu einer berächtlichen Besserung unsrer sozialen Verhältnisse, wo sie die Christen nur mit Ernst und Liebe gebrauchen wollten. Ich darf diesen Vortrag unsern Lesern und Leserinnen besonders zum Studium empfehlen, wenn er gedruckt vorliegen wird: es thut uns allen not, daß wir an die Wichtigkeit der täglichen Kleinarbeit erinnert werden, die uns allen obliegt. Wie man zu sagen pflegt: das Leben ist aus lauter Kleinigkeiten zusammengesetzt. Und wenn für das Gefühl mancher die innere Einheit des täglichen Lebens unter den hunderterlei Eindrücken und Anforderungen nur zu leicht Gefahr läuft in eine Reihe von Einzelerlebnissen, die wenig mit einander zu thun haben, sich aufzulösen, so thut uns ein Vortrag wie der Braunsche den Dienst, daß er uns diese innere Einheit wiederfinden oder festhalten lehrt. Von Widerspruch kann in christlich denkenden Kreisen gegen solche Ausführungen nicht die Rede sein, und es hätte auch in Berlin sicher keine Debatte darüber stattgefunden, wenn nicht Pfarrer Naumann der Sache eine unerwartete Wendung gegeben hätte.

Er trat mit der Eröffnung hervor, daß er dem Vortragenden fast auf der ganzen Linie widersprechen müsse. Er setzte ein bei der Frage, ob sich eine Annäherung der verschiednen Stände in der jüngsten Vergangenheit thatsächlich vollzogen habe. Braun hatte sie bejaht, Naumann verneinte sie. Professor Wagner trat später, doch mehr vermittelnd, auf Brauns Seite. Hierüber läßt sich in der That streiten. Vielleicht hat eine gewisse Annäherung in Nebendingen stattgefunden, und gleichzeitig ist die Entfernung der Gesamtlebenslage doch größer geworden. Wenn z. B. die Maurer in Berlin oder sonstwo heute vorzüglich frühstücken, so scheint das ja eine große Annäherung ihrer Lage an die der besitzenden Klassen: aber wie, wenn er morgen ohne Arbeit ist? Darin mußte auch Amtsrichter Kulemann Naumann beistimmen. Es kam aber Naumanns lebhafte Unzufriedenheit mit Brauns Vortrag, wie Hofprediger Stöcker in der weitern Diskussion sehr hübsch und klar ausführte, von dem ganz andern Standorte her, den er einnahm. Braun hatte die Frage beantwortet, was heute jedermann thun kann, um an seinem Teil die vorhandnen Standesunterschiede überbrücken zu helfen, ihnen das Trennende und Verletzende zu nehmen. Naumann wollte diesem Unterschiede grundsätzlich zu Leibe gehen, wahrlich nicht, um die Langeweile, den Unsinn eines öden Einerlei an ihre Stelle zu setzen, sondern in dem Interesse: wie müssen unsre ökonomischen, unsre gesellschaftlichen, unsre Bildungszustände sich ändern, welche Reform ist notwendig, damit jene Annäherung der Stände möglich und wirklich wird, von der wir heute noch sehr weit entfernt sind? Von diesem Interesse aus waren ihm die Ausführungen Brauns begreiflicherweise minder interessant gewesen, so wenig er ihre Berechtigung in Abrede stellte: es waren ihm Pillen und Mittelchen, wo er eine Erneuerung von Grund aus, eine Wiedergeburt forderte. Braun, der mit prächtigem Humor und aller Meisterschaft schwäbischer Disputierkunst in einer langen und doch gar nicht langweiligen Schlußrede die ihm gemachten Vorhalte beantwortete, durfte mit Recht für sich in Anspruch nehmen, daß er in bewußter Selbstbeschränkung seine Aufgabe genommen habe, wie sie ihm übertragen worden sei: wenn er nicht in der Weise Naumanns die materiellen Unterlagen der Frage betont und behandelt habe, so folge daraus nicht, daß er dessen Anschauungen und Forderungen ablehne, vielmehr stimme er ihm in den meisten Punkten zu, und eine prinzipielle Differenz sei nicht vorhanden.*)

Eine erwähnenswerte Episode dieser Verhandlungen war, daß jener Kandidat Wangemann, der in Nachfolge Göhres für etliche Wochen unter die Wandernden gemischt hat, aus seinen Erlebnissen Mitteilungen machte. Braun hatte seines Unternehmens ein wenig geringschätzig gedacht; aber je länger er sprach, desto mehr bekam man doch den Eindruck, daß auch diese heimliche Fahrt nicht unnützlich gewesen sei. Die christliche Liebe hat heute offenbar ihre Geheimpolizisten, beinahe hätte ich gesagt ihre Agents provocateurs, und wer das Herz nicht auf dem rechten Fleck hat, der soll sich hüten!

Und nun noch der Vortrag Kastans. An seine Besprechung wird sich am besten ein Wort über die beiden Richtungen christlich-sozialen Strebens schließen, die im Kongreß sich geltend machten. Es haben sich da seit dem ersten Kongreß doch Wandlungen vollzogen. Dem nachzugehn wird uns besondres Vergnügen machen: es war für den aufmerksamen Beobachter des Interessantste am Kongreß. R

Die weibliche Diakonie und die Frauenfrage

1**

Im Kampfe um das Frauenstudium der Medizin wird immer wieder und neuerdings besonders häufig auf die weibliche Diakonie als weites Arbeitsfeld für die Frauen hinge-

* Vgl. Braun, Adam Smith, der Zusammenhang seiner volkswirtschaftlichen und wirtschaftlichen Anschauungen. In diesen 1885 bei Carl Krabbe in Stuttgart erschienenen Buche: Gesundheitslehre und Friedenswerke. 8 Bl., geh. 4 Mk.

**) Gegen unsre Gewohnheit sei ausdrücklich erklärt, daß nur der Verantwortung für obigen (in folgender Nummer sich fortsetzenden) Aufsatz ganz der Verfasserin überlassen müssen. Sie behandelt ein Thema, dessen fruchtbringende Besprechung in der deutschen Presse selten anzutreffen ist, das aber in vielen christlichen Kreisen die Gemüter lebhaft beschäftigt. So sehr wir nun ihre Offenheit anerkennen, so wenig können wir ihre Darlegung für erschöpfend halten. Immerhin erachten wir es für unsre Pflicht, einer Anzahl aus dem Kreise der gebildeten Frauen auf die Denkschrift des preußischen Oberkirchenrats unsre Spalten zu öffnen, nachdem sich diese ausdrücklich an jenen Kreis gewendet hat. D. H.

wiesen: „für das die weibliche Naturanlage sich ganz besonders eignen und in dem das weibliche Gemüt volle Befriedigung finden könne; in dem auch für die notwendigen Lebensbedürfnisse der Frauen ausreichend gesorgt, ja auch für die Tage des Alters ihnen ein erquickender Feierabend bereitet sei. Unbegreiflich wäre es, daß die Frauen sich nach neuen Erwerbsquellen und Berufen umsähen und dafür kämpften, da doch der Diakonissenmangel so groß und der Ruf der Krankenhäuser sowohl als der Gemeinden nach pflegenden Schwestern so dringend sei."

Gewiß ist die letztere Thatsache ungemein auffallend angesichts der andern, daß die Berufsarten, die sonst noch den Frauen zugänglich sind, wegen größter Ueberfüllung Neuhinzudrängenden durchaus keine Aussicht auf Berücksichtigung mehr zu bieten vermögen. Und das sind nicht etwa nur die einträglichern Berufsarten, die an solcher Ueberfüllung leiden, sondern sogar auch die, die bei reichlicher Arbeit neben freier Station gar kein Einkommen bieten oder nur ein so geringes Taschengeld, daß davon kaum die nötige Kleidung bestritten werden kann und an Ersparnisse für die Tage des Alters und der Krankheit dabei gar nicht zu denken ist, z. B. die Berufe als Stütze der Hausfrau, Kindergärtnerin, Bonne u. dergl.

Hier drängt sich nun die Frage auf: Welches ist der Grund der Abneigung unsrer evangelischen weiblichen Bevölkerung gegen den Diakonissenberuf? Die genügende Beantwortung dieser Frage wäre der erste wichtigste Schritt zur Bekämpfung dieser Abneigung und zur Beseitigung des beklagten Mangels an Diakonissinnen. Wir können aber eine genügende Antwort auf obige Frage nur erhalten durch eine möglichst allseitige Diskussion dieser wichtigen Sache. Als ein kleiner Beitrag dazu möchten diese Zeilen gelten.

Den evangelischen Pfarrern und Gemeindekirchenräten ist neuerdings eine Denkschrift des Evangelischen Oberkirchenrats über das Diakonissenwesen zugegangen (Sonderabdruck aus den Verhandlungen der dritten ordentlichen Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens), in der es auf Seite 8 und 9 heißt:

Unzählige Witwen und Jungfrauen stehen müßig am Markt. Es fehlt ihnen mit dem Lebensberuf die Lebensbefriedigung. Hier würden sie beides finden, um davon zu schweigen, daß eine Schwester bei hoch und niedrig wohlgelitten ist und alle Sorge um ihr Auskommen und um ihr Alter dem Mutterhause überlassen darf. Da, wo Schwestern in stiller Treue und in der Freudigkeit des Glaubens ihres Dienstes warten, pflegen sie die besten Werberinnen für ihren Beruf zu sein. Wo sie aber noch nicht an der Arbeit stehen, begegnet man aus Unkenntnis ihres Berufs noch immer den wunderlichsten Vorurteilen gegen das Diakonissenwerk. In diesen auf Unkenntnis beruhenden Vorurteilen ist hauptsächlich der Grund zu suchen, wenn unsre christlichen Familien nur eine noch längst nicht genügende Zahl von Schwestern stellen.

Dieser selbe Gedanke ist auch sonst noch vielfach in den Verhandlungen der dritten ordentlichen Generalsynode zum Ausdruck gebracht worden. Besonders wird der Johanniterorden als eine Brücke zur wirklichen Diakonie gepriesen, indem der sechsmonatige Kursus, den die Johanniterinnen in Krankenhäusern durchzumachen haben, ihnen genügende Gelegenheit biete, die Sache kennen zu lernen und in ihren Herzen schlüssig zu werden, ob sie den Beruf zum eigentlichen Diakonissendienst in sich fühlen.

Der oben genannten Denkschrift sind zwei Tabellen angefügt, von denen die erste: „Vergleichende Uebersicht über den äußern Stand der zum Kaiserswerther Verband gehörigen evangelischen Diakonissen-Mutterhäuser in den Jahren 1888 und 1891" uns hier zunächst beschäftigen soll.

Was mir sogleich bei der Durchsicht dieser ersten Tabelle auffiel, war die verhältnismäßig so große Zahl der Probeschwestern, die allein im Jahre 1891 3179 beträgt. Also in einem Jahre neueingetretne Schwestern — denn so viel ich weiß, dauert die Probezeit nur ein Jahr*) — 3179 allein in dem Kaiserswerther Verbande von 63 Mutterhäusern. Damit verglich ich dann den Bestand der eigentlichen Diakonissinnen und fand, daß dieser im Jahre 1891 sich nur auf 5307 beläuft; und zwar ist er in den Jahren 1888 bis 1891 nur um

*) Das ist nicht der Fall. D. H.

1405 Schwestern angewachsen; es kommen also durchschnittlich auf ein Jahr nur 469 Diakonissinnen neu hinzu, kaum 16 Prozent der Probeschwestern! Somit wären jährlich etwa 2600 Probeschwestern, die also, durch kein „Vorurteil" abgehalten, sich dem Diakonissenberuf widmen wollten, doch nicht dazu gelangt!

Hier müssen wir ein großes Fragezeichen machen. — Käme es je zu einer solchen Statistik bezüglich des Frauenstudiums, so würde man sicher nicht einen Augenblick anstehen, den Beweis als erbracht zu betrachten, daß die Frauen zum wissenschaftlichen Studium absolut untauglich sind!

Ich bin nun weit entfernt davon, bezüglich der Diakonie angesichts obiger Statistik mich zu einer derartigen Schlußfolgerung verleiten zu lassen. Auch bedenke ich sehr wohl, daß obige Zahlen nicht unfehlbar genau das Richtige treffen. Da kann noch gar mancherlei mitsprechen, denn z. B. ist die Sterblichkeit bei den ältern wirklichen Diakonissen wahrscheinlich größer als bei den jüngern Probeschwestern. Doch so viel scheint mir daraus hervorzugehen, daß mindestens zwei Drittel der neueingetretnen Schwestern wieder zurücktreten, warum? Darauf können nur die Diakonissenhäuser uns eine statistisch begründete Antwort geben, um die wir sie hiermit dringend bitten. Wir haben ein Recht zu dieser Bitte, da sie von uns ihre nötigen Arbeitskräfte und Geldmittel verlangen. Erst wenn man die Ursachen kennt, die der oben dargelegten auffallenden Erscheinung zu Grunde liegen, kann man auf Mittel sinnen, die imstande sind, dem Uebel abzuhelfen. Wenn es auch nur gelänge, zwei Drittel der Mädchen, die in einem Jahre als Probeschwestern eintreten, wirklich in dem Dienste der Diakonie festzuhalten, es müßten doch sehr bald die Klagen über Mangel an Arbeitskräften verstummen. Man denke nur: dann ein jährlicher Zuwachs von 2000 Diakonissinnen, allein im Kaiserswerther Verbande! Welch ein stattliches Heer für dieses edle Arbeitsfeld müßte dies nach und nach geben! (Vermutlich ist doch das Jahr 1891 mit seinen 3179 Probeschwestern nicht eine sonst unerhörte Ausnahme.)

Also ein „ungünstiges Vorurteil in weiten, auch kirchlichen Kreisen gegen den Diakonissenberuf," wie dies auf der genannten Generalsynode und in der Denkschrift des Evangelischen Oberkirchenrates als Hauptgrund des Schwesternmangels angegeben wurde, scheint mir thatsächlich doch nicht in dem Maße vorhanden zu sein. Die Macht des Vorurteils ist gewiß stark, aber die Not der berufslosen Frauen, zumal in den gebildeten Ständen, doch so groß, daß sie schon viele, sehr mächtige Vorurteile überwunden hat; und gerade an die Töchter gebildeter Kreise ergeht am dringendsten die Aufforderung zum Eintritt in diese Liebesarbeit, denn an solchen sei der Mangel besonders groß und am schmerzlichsten empfunden.

Da drängt sich nun uns, die wir es uns zur Lebensaufgabe gemacht haben, gerade den gebildeten Frauen Lebensberufe zu eröffnen, in denen sie ihren Gaben und Kräften gemäß entsprechende Arbeit und ein anständiges Auskommen finden können, die Frage auf: Ist der Diakonissenberuf in seiner jetzigen Einrichtung derartig, daß man ihn mit gutem Gewissen der gebildeten evangelischen Frauenwelt als geeigneten Lebensberuf empfehlen kann? Gewiß! lautet fast durchgängig die Antwort der Herren, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen, so auch in den Verhandlungen der genannten Generalsynode; er wird daselbst ein „herrlicher," ein „königlicher" Beruf genannt. Der Herr Synodale D. Baur spricht sich ausführlicher also darüber aus:

Die Sache, bei der wir stehen, liegt mir so warm am Herzen, daß ich bei mir das Gelübde gethan habe, niemals in eine Versammlung zu treten, in der Jungfrauen zugegen sind, ohne den Appell an sie zu richten, daß sie, wenn der Herr sie dazu ausgerüstet hat, zum Diakonissendienst sich melden. . . . Nun bezeuge ich, daß ich keine fröhlichern Jungfrauen je kennen gelernt habe als die Diakonissen . .; aber daß sie so fröhlich sind, hat gar gute Gründe. Erstlich haben sie die Gewißheit, die Diakonissenschürze zu tragen in Nachfolge dessen, der sich selbst den Schurz umgebunden hat, weil er gekommen war, nicht sich dienen zu lassen, sondern daß er diene, und in dieser Nachfolge zu stehen macht allemal fröhlich. Zum andern haben sie sich nicht ängstlich umzusehen, ob sie auch eine Arbeit finden können; sie haben an jedem Morgen ihre richtige, gottgewollte und gesegnete Arbeit.

Zum dritten brauchen sie sich im Frühling nicht zu fragen, was Paris für eine Mode vorschreibt, und im Herbst abermals, was im Winter Mode sein wird; sie haben ihr Diakonissenkleid und sind dadurch diesen entsetzlich vielen kleinen Sorgen enthoben, die unsre weibliche Jugend und auch wohl die meisten der alternden Frauen viel zu sehr einnehmen. Das sind alles Gründe zu großer Freude. Dazu haben sie schwesterlichen Anhalt, haben ihre Existenz, und sie haben die Aussicht: Nachdem wir tüchtig gearbeitet haben, giebt uns der Herr auch einen friedlichen Feierabend.

Beleuchten wir nun diese „Gründe zur Fröhlichkeit" der Diakonissen etwas näher. Also zum ersten:

Sie haben die Gewißheit, die Diakonissenschürze zu tragen in Nachfolge dessen, der sich selbst den Schurz umgebunden hat, weil er nicht gekommen war, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen.

Steht denn nach evangelischer Anschauung nicht jeder wahre Christ, er habe einen Beruf, welchen er wolle, in der Nachfolge dieses Herrn? Die Diakonissen nicht im besondern Maße; es kommt doch dabei nur auf die innere Herzensstellung zu diesem Herrn an, und dadurch wird jede ehrliche Arbeit, treu und gewissenhaft erfüllt, Gottesdienst. Also ein besondrer Grund zur Fröhlichkeit scheint mir in der Diakonissenarbeit nicht zu liegen. Zweitens:

Zum andern haben sie sich nicht ängstlich umzusehen, ob sie auch eine Arbeit finden können; sie haben an jedem Morgen ihre richtige, gottgewollte und gesegnete Arbeit.

Bei diesem zweiten Grunde müssen wir etwas länger verweilen, und wir fragen: Welcher Art ist diese Arbeit, und wird sie, den Gaben und Kräften der Arbeitenden entsprechend, zugemessen? Nach meiner Erfahrung, und diese ist keine ganz oberflächliche, da meine Schwester Diakonissin gewesen ist in einem der ältesten größern Mutterhäuser des Kaiserswerther Verbandes, besteht sie fast ausschließlich und für alle gleich in körperlichen Arbeiten, zumeist der gröbsten Art, wie: reinigen, scheuern, putzen, Wäsche (oft recht ekelhafte: Windeln und Verbandzeug in Mengen) waschen, sogar bei Bauereien Mauerschutt wegschaffen und dergleichen. Es war in dem genannten Hause als Prinzip ausgesprochen worden: alle Arbeit solle von den Schwestern selbst gethan werden, in andern Häusern würde dieses Prinzip noch viel strenger befolgt.*) Der eigentlichen Krankenpflege wird in den großen Krankenhäusern die wenigste Zeit gewidmet, zumal wenn sie sehr mit Kranken angefüllt sind; ein liebevolles Eingehen auf die speziellen, auch innern Bedürfnisse der Patienten, das den Pflegerinnen selbst manchmal eine geistige Anregung werden könnte, ist meist aus Zeitmangel unmöglich. In kleinern Krankenhäusern und in der Gemeindediakonie mag dies vielleicht hie und da anders sein. Auch Herr Hofprediger Frommel weist auf diesen Mißstand (in der betreffenden Verhandlung der Generalsynode) mit folgenden Worten hin:

Nur das möchte ich wünschen, daß es ihnen [den Diakonissenhäusern] durch die größere Zahl der Eintretenden mehr ermöglicht würde, den richtigen Mann an den richtigen Ort zu stellen. Das geschieht nicht immer. Begabte Kräfte werden manchmal verbraucht in Dingen, die andre zehnmal besser ausrichten können. Warum unsre gebildeten Mädchen, die, was Energie betrifft, viel mehr leisten, nicht an den richtigen Ort stellen? Sie sollen allerdings, wie jeder Kavallerieoffizier sechs Wochen lang das Pferd geputzt haben muß, zunächst auch die niedrigere Arbeit thun, um sie kennen zu lernen. Aber einen General läßt man nicht mehr das Pferd putzen. So soll man auch nicht die gebildeten Mädchen in Diensten festhalten, die nicht unmittelbar mit dem Kranken zu thun haben, wenn sie sich mehr zur Krankenpflege eignen, wo sie in ihrer Eigenart vielmehr nützen können. . . . Es scheint mir dies jedenfalls ein Hauptpunkt zu sein, der unsre Töchter aus den gebildeten Ständen zurückhalten kann, einzutreten.

Darauf spricht sich Herr Synodale D. Stolzmann entschieden für die grobe Arbeit auch für die ausgereiften Diakonissinnen aus, die Gründe dafür bleibt er jedoch schuldig.

Würde diese körperliche Arbeit nun wenigstens soweit beschränkt, daß den Diakonissen täglich einige Erholungsstunden, auch zur Befriedigung geistiger Bedürfnisse blieben, die ein gebildeter Mensch doch hat oder haben sollte, so ginge es noch an; dies ist aber keineswegs der Fall. Frau Professor Mathilde Weber (Tübingen) schreibt darüber in den „Neuen Bahnen" (Nr. 4, 13. Februar 1893):

*) Dieses Haus hatte drei Mägde in Diensten für die Viehställe, vielleicht sollten auch diese Arbeiten eigentlich von den Schwestern gethan werden.

Ist es nicht ein wunderbarer Widerspruch, daß in einer Zeit, da vielfach für die kräftigsten Arbeiter um den achtstündigen Arbeitstag geworben wird, damit sie ein „menschenwürdiges Dasein" führen können, noch in vielen Mutterhäusern die Arbeit für die Pflegerinnen morgens 5—6 Uhr anfängt und erst abends zwischen 8—10 Uhr endigt, wenn nicht noch eine Nachtwache sich anschließt oder vorausgeht. Diese Arbeitszeit wird nur durch eine Stunde Mittagsruhe unterbrochen! Wir fragten vielfach, ob die Schwestern diese eine Stunde wenigstens zu einem Spaziergang, zu einem Besuch oder zum Lesen eines guten Buches benützen, um durch einige erfreuliche Eindrücke wieder gestärkt zu werden für den steten Anblick von Krankheit und Jammer. Häufig erhielten wir darauf die Antwort, daß sie viel zu müde zu all dem seien und diese Stunde vorherrschend zum Schlafen benützen. Statt einer täglichen mehrstündigen Ruhepause oder eines wöchentlichen Ruhetages ist diese Stunde oft monatelang die einzige Erholungszeit; dazu kommt nur noch vier Wochen Urlaub im Sommer. Leider fehlt es aber noch manchem Verbande an einem Erholungshause, ja sogar oft an den nötigen Geldmitteln zur Reise, wenn diese armen, abgearbeiteten Pflegerinnen zu Verwandten oder Freunden eingeladen werden.

Endlich möchte ich noch das Urteil eines Arztes, der längere Zeit in einem Diakonissenhause des Kaiserswerther Verbandes praktizirte, und den ich kürzlich um Mitteilungen bat, anführen:

Es ist empörend, daß in den Krankenhäusern die Schwestern auch jede freie Bewegung im Garten und in der Luft entbehren müssen und dafür in den vielen Andachtsstunden vor Erschöpfung sanft einschlafen.

Man sollte doch einmal gebildeten jungen Männern die Zumutung eines solchen Lebensberufes unter denselben Bedingungen machen! Gilt nicht auch ihnen das Vorbild dessen, „der sich den Schurz umgebunden hat, um zu dienen"? Gerade Männern (seinen Jüngern) und nicht Frauen hat der Herr damals eine Lehre damit gegeben, daß er Sklavendienste bei ihnen verrichtete! Ich weiß sehr wohl, daß auch junge Männer in Brüder- und Krankenhäusern zu Diakonen ausgebildet werden, jedoch ist mir nicht bekannt, ob unter denselben Bedingungen, wie die Diakonissen. Auch bezweifle ich, daß der Bildungsgrad dieser Brüder durchschnittlich ein so hoher ist, wie der der gebildeten Schwestern. Ferner sollen auch die jungen Theologen immer mehr in der Krankenpflege geübt werden, aber wie ganz anders gestaltet sich für diese das „Tragen der Schürze Jesu"! Erstens ist ihre Lazarettdienstzeit nur eine kurze Zwischenstation zum Pfarramte, sodann macht man ihnen schwerlich die Zumutung der „groben Arbeiten," die nicht direkt zur Krankenpflege gehören. Fünf bis sechs Stunden sollen sie täglich frei haben, sich auf ihr zweites Examen zu rüsten, dazu der gemeinsame Verkehr dieser auf gleicher Bildungsstufe stehenden jungen Leute! und was der Annehmlichkeiten noch mehr sind.

Doch wieder zurück zu der weiblichen Diakonie. Besonders schwer wird die Einrichtung empfunden, daß jede pflegende Schwester die Leiche des unter ihrer Pflege verstorbnen Patienten zur Beerdigung fertig zu machen hat. So mußte meine Schwester ein kaum zwanzigjähriges junges Mädchen in den ersten Wochen ihrer Probezeit allein gegen Abend die Leiche eines an der Diphteritis verstorbnen Kindes aus dem Krankenhause über den Hof in die Leichenhalle tragen; dort, wo noch andre Leichen, zum Teil auf Sezirtischen, umherlagen, mußte sie zunächst dem Kinde die eingesetzte silberne Röhre aus dem Halse nehmen und sodann den Körper abwaschen, wozu ein Gefäß zu reinigen war, das man vorher zu einer Sektion gebraucht hatte! Warum werden zu solcher Arbeit nicht Leichenfrauen angestellt, wie sonst im gewöhnlichen Leben? Oder man beauftrage mit dergleichen schon beherztere ältere Schwestern. Es ließe sich über dieses Arbeitsthema noch sehr viel sagen, doch zur Illustrirung genügt wohl dieses! Gewiß, Mangel an Arbeit haben die Schwestern nicht, im Gegenteil, sie leiden thatsächlich vielfach unter großer Ueberlastung, und dies scheint mir so wenig ein „Grund zur Fröhlichkeit" zu sein wie der Thatbestand, daß die Art der Arbeit nicht im richtigen Verhältnis steht zu der Bildung, den Gaben und Fähigkeiten der Personen.

Ich wende mich zu dem dritten Grunde zur Fröhlichkeit. Zum dritten brauchen sie sich im Frühling nicht zu fragen, was Paris für eine Mode vorschreibt, und im Herbst abermals, was im Winter Mode sein wird; sie haben ihr Diakonissenkleid und sind dadurch diesen entsetzlich vielen kleinen Sorgen enthoben, die unsre weibliche Jugend und auch wohl die meisten alternden Frauen viel zu sehr einnehmen. Das alles sind Gründe zu großer Freude.

Nun, ich meine, wenn Bedürfnislosigkeit ein Grund zu großer Freude ist, so waren Diogenes in seiner Tonne oder

die christlichen Anachoreten in ihrem Schafspelz am besten dran. Unser Herr und Heiland aber hat auch keineswegs immer den Schurz getragen, sondern einen Rabbimantel mit schöner Quaste; auch lobt er die Maria, daß sie ein „schönes“ Werk an ihm gethan habe.

Noch unendlich viel mehr kleiner Sorgen würden wir aber überhoben sein, wenn wir alle Speisen roh zu uns nähmen, dann brauchten wir uns nicht an jedem Morgen zu fragen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken?“ Gott hat uns jedoch auch in diesen Dingen, im Gegensatz zu den Tieren, persönlich individuelle Freiheit gegeben, die wir uns nicht ohne Not rauben lassen sollen. Und gerade eigenartigen Persönlichkeiten mit ästhetischem Sinn ist es ein Bedürfnis, auch allem dem, was sie umgiebt, wie Wohnung, Kleidung u. s. w., das Gepräge ihres Geistes aufzudrücken. Mir ist es schon manchmal eine Freude gewesen, interessante Menschen in diesen kleinen Dingen zu studiren, die der verwandt ist, einen Baustil bis in die kleinsten Verzierungen verfolgen zu können. Meist habe ich da gefunden, daß, je reicher das Innenleben ist, desto einfacher, aber auch charakteristischer die äußere Erscheinung und Umgebung, dieses richtet sich natürlich mit nach den zur Verfügung stehenden Mitteln. Sehr wohl erkenne ich, daß auch in diesem Punkte die Menschen ihre Freiheit unverantwortlich gemißbraucht haben; am widerwärtigsten da, wo die Frauen der Kleidung ihre ganze Aufmerksamkeit widmen und sie als Reizmittel für die Männer benutzen. Weshalb aber, um des Mißbrauches willen sich der Freiheit gänzlich entäußern? Daß es sich für die Diakonissinnen aus praktischen Gründen empfiehlt, eine Amtstracht zu haben, will ich nicht bestreiten; ob diese sich aber nicht auf die Arbeitszeit beschränken sollte, ist eine andre Frage!

Doch verlassen wir diese nebensächlichen, in der Kirchensprache als Adiaphora bezeichneten Gegenstände. Wichtiger ist der vierte Grund: „Dazu haben sie schwesterlichen Anhalt.“ Das klingt sehr schön und könnte auch sicher sehr schön sein: aber so viel ich weiß, werden wirkliche Freundschaften unter den Schwestern nicht gestattet; meine Schwester hat die Erfahrung gemacht, daß, wenn eine besondre Zuneigung zwischen zwei Diakonissinnen bemerkt wurde, man sie dann sofort trennte. Selbst leiblichen Schwestern war ein intimer Verkehr nicht erlaubt; hierbei wurde der schiefe Hinweis auf das Wort Jesu in Anwendung gebracht: „Wer den Willen Gottes thut, der ist mir Mutter, Bruder und Schwester.“ Und „die ungebildeten Schwestern sollen sich nicht zurückgesetzt fühlen, deshalb müssen alle untereinander und gleichmäßig verkehren.“ — Um der „Parität“ willen welche Ungerechtigkeit! Die gebildeten Schwestern haben unausgesetzt Opfer zu bringen, von deren Größe die ungebildeten oft gar keine Ahnung haben; was ist da zu ertragen an Taktlosigkeiten, unschönen Manieren und allerlei, was sich gar nicht einmal sagen läßt! Was würden die gebildeten Männer, stellte man an sie eine solche Anforderung, dazu sagen, daß sie Tag und Nacht, bei der Arbeit und beim Essen, selbst in den kurzbemessenen Erholungspausen, unausgesetzt mit solchen Menschen zusammensein und brüderlich verkehren sollten, die einen völlig andern Bildungsstandpunkt, ein völlig andres Innen- und Vorleben haben? Dieser „schwesterliche Anhalt“ kann zur Qual werden! — und zwar für die Schwestern am meisten, die die geistig bedeutendsten sind. Viele unsrer sogenannten Gebildeten würden allerdings nicht allzusehr darunter leiden; ich kenne verschiedne Frauen gebildeter, hoher Kreise, die sehr gern intime Unterhaltungen mit ihren Dienstmädchen oder Jungfern führen, und zwar nicht etwa aus Menschenfreundlichkeit, sondern aus wirklichem Interesse an derartiger Unterhaltung, weil trotz dem richtigen Sprechen, trotz den Fertigkeiten im Klavierspiel sowie englischer und französischer Konversation die Interessen- und Ideenkreise der Herrschenden und Dienenden fast so sehr dieselben sind, wie etwa im Mittelalter bei Rittern und Knappen und noch heute im Bauernstande. Solchen sogenannten Gebildeten wird es dann freilich auch längst nicht so schwer, aufzugehen in äußerer praktischer Arbeit, wenn nur die Körperkräfte dazu ausreichen, sie würden vielleicht reichlicher bemessene Erholungszeit doch nur benutzen zu feinen Handarbeiten oder zum Spazierengehen. Daher auch die verschiednen

Urteile, selbst aus demselben Hause, über den Diakonissenberuf, in dem Ungebildete und sogenannte Gebildete, falls sie über eine unverwüstliche Gesundheit verfügen, ganz fröhlich leben können. Ob aber dem Diakonissenwesen selbst zum Vorteil gereicht, daß es durch seine Einrichtungen den geistig bedeutenderen Frauen keinen oder doch wenig Raum zur Entfaltung ihrer besondern Gaben gewährt, möchte ich bezweifeln. Hiermit soll nun nicht gesagt sein, daß für den gebildeten Menschen der Verkehr mit ungebildeten unter allen Umständen unerfreulich sein muß, keineswegs! Ich kenne auch in den niedern Volkskreisen solche, die man als sogenannte Ungebildete bezeichnen könnte, die aber in Wahrheit, trotz falschem Sprechen und nicht salonfähigen Manieren, viele der sogenannten Gebildeten an feinem Gefühl, klarem Geist und Charaktergröße überragen. Aber solche Persönlichkeiten sind in diesen Kreisen so äußerst selten, daß wir hier kaum mit ihnen rechnen können; der Druck des Lebens und Mangel an Erziehung läßt viele, gewiß auch in den untern Volksschichten vorhandne edlere Anlagen nicht zur Entwicklung kommen.

Es folgt der fünfte Grund: „Sie haben ihre Existenz.“ Allerdings, sie brauchen nicht zu hungern, und an Kleidung und Wohnung fehlt es ihnen auch nicht; hat der Mensch aber, zumal der gebildete, schon darum seine Existenz? In Bezug auf die Wohnung hat keineswegs jede Schwester auf ein eignes Zimmer zu rechnen, in das sie sich auch einmal allein, nach Bedürfnis, zurückziehen könnte; für manche eine sehr schwere Entbehrung! Sodann erhält sie neben freier Station und der Kleidung in einigen Häusern jährlich 36 Mark für Schuhwerk und sonstige Kleinigkeiten, in andern Häusern 72 oder 108 Mark jährlich für das Genannte und für Wäsche; höheres Taschengeld oder Besoldung ist nicht genannt (Hülle: „Was sollen wir thun“ S. 396). Ist dies für einen erwachsenen Menschen überhaupt und zumal für einen gebildeten eine würdige Existenz? Ist da nicht jedes Dienstmädchen besser daran? Bleibt wohl von diesem kargen Taschengelde, an das übrigens noch Anforderungen durch Kollektensammeln unter den Schwestern gestellt werden, auch nur das Geringste übrig zur Befriedigung eines individuellen, etwa eines geistigen Bedürfnisses? Doch so etwas sollen die Schwestern jedenfalls gar nicht haben oder sich gänzlich abgewöhnen, denn die Zeit dafür mangelt ja auch. Was bleibt ihnen übrig als geistige Verkümmerung?

Wir kommen zum Schluß des rosigen Bildes. Der sechste Grund lautet:

> Sie haben die Aussicht: Nachdem wir tüchtig gearbeitet haben, giebt uns der Herr auch einen friedlichen Feierabend.

Sehen wir uns diesen friedlichen Feierabend auch noch genauer an. Erstens, von welchem Dienstalter an können die Schwestern bestimmt auf die Altersversorgung rechnen? Und was wird aus ihnen, wenn sie vorher in dem schweren Dienste arbeitsunfähig werden? Dann fallen sie der Wohlthätigkeit anheim,*) wenn sie kein eignes Vermögen besitzen, denn zu einer andern Lebensarbeit sind sie auch untüchtig geworden. — Meine Schwester hat zwei Jahre gebraucht, um sich von ihrem rheumatischen Leiden zu befreien, das sie sich durch die ungewohnten Arbeiten des Waschens, Scheuerns u. s. w. in zugigen Räumen zugezogen hatte. Und die Geldopfer für die Beseitigung dieser Folgen des Versuches, Diakonissin zu werden, waren unsrerseits nicht gering! „Komme ich um, so komme ich um, sprach Esther!“ war in großen rotgoldnen Lettern über dem Bette meiner Schwester im Schlafsaale der Probeschwestern zu lesen! Wenn nun aber die Schwestern nicht gleich umkommen, sondern nur bald arbeitsunfähig werden, was dann? Für die Soldaten ist es auch nicht das Schlimmste, im Kriege erschossen zu werden, die Verstümmlung ist schlimmer; denen wird aber dieses Unglück erleichtert durch reichliche Pension, während die Schwestern gerade dann ihrer verlustig gehen.

Doch weiter: wie gestaltet sich der friedliche Feierabend für die, die wirklich dazu gelangen? Soweit die Kräfte reichen, verrichten die alten Schwestern leichtere Arbeiten: Nähen, Stopfen, Flicken, Binden wickeln u. dergl. Ein eintöniges Dasein! Das

*) Siehe Mathilde Weber, „Neue Bahnen“ Nr. 4, 1893.

Innenleben ist nicht viel reicher, der Geist nicht weiter geworden in dem lebenslänglichen Einerlei der körperlichen Arbeiten; die Beziehungen zur Außenwelt sind abgebrochen oder doch äußerst spärlich erhalten. Sonst war doch das in Berührung kommen mit verschiednen Kranken noch eine, mitunter interessante Abwechslung; dies hat aufgehört; so bleibt ihnen nichts, als der Umgang mit den wenigen gleichaltrigen Schwestern in den immer gleichen Räumen. Auch habe ich gehört, daß es nicht völlig dem Urteil jeder einzelnen überlassen bleibt, wann sie der Ruhe bedarf; es soll auch öfter vorkommen, daß, etwa durch ein Lob, den andern gezollt, ein moralischer Druck auf den Fleiß der einzelnen Schwestern ausgeübt wird; doch läßt sich dergleichen nicht nachweisen. Ob überhaupt die hier geschilderten Zustände noch jetzt und allgemein zutreffend sind, weiß ich nicht; über ein Jahrzehnt ist vergangen, seit diese Erfahrungen gemacht wurden, und seitdem sollen hie und da schon andre Einrichtungen getroffen sein; ich würde mich sehr freuen, könnte man mich überzeugen, daß ich zu schwarz in diesen Dingen sehe. Kürzlich aber wurde mir von zuverlässiger Seite mitgeteilt, daß eine unbemittelte alte Diakonissin, die sich durch besondre Tüchtigkeit in vierzigjähriger Dienstzeit große Anerkennung erworben hatte, auf den „friedlichen Feierabend" in ihrem Diakonissenhause verzichtete und lieber zu Verwandten ging, weil ihr das Leben in dem Feierabendhause unerträglich gewesen sei. Sicher geht sie dadurch der Altersversorgung ihres Hauses verlustig!

Ich kann es nicht unterlassen, auch hier darauf hinzuweisen, wie ganz anders sich doch der Feierabend eines gebildeten Mannes, etwa eines Theologen gestaltet, der sich doch auch in der Nachfolge dessen gewußt hat, der „sich den Schurz vorband, um zu dienen." Er hat in dieser Nachfolge gewiß tüchtige, auch oft unliebsame Arbeit gehabt, aber sie hat ihm auch Freiheit zur Entfaltung seiner eigenartigen Beanlagung gewährt. Dadurch ist sein Geist im Laufe der Arbeitsjahre reicher geworden, und er kann nun, mit den Ersparnissen seines langjährigen Einkommens und seinem Emeritengehalt, sich, soweit seine Körperkräfte dies gestatten, einen behaglichen, genußreichen Feierabend gestalten, wie und wo er will und dabei noch viel Segen stiften, denn die Beziehungen zur Außenwelt sind, auch wenn er nicht verheiratet war, durch das Berufsleben vielseitige geworden und geblieben, wenn er sie nur so haben will. M—o

Verschiedenes

(Die Nachricht von dem traurigen Ende des Kandidaten) in Nr. 22 der Chronik der christlichen Welt hat auf der einen Seite Folgerungen, auf der andern Seite Erwiderungen veranlaßt, für die wir jede Verantwortung ablehnen. Nicht die Christliche Welt, sondern die Chronik hat jene Nachricht gebracht, weil sie ihr aus bester Quelle, aus dem nächsten Verwandtenkreise des Unglücklichen zuging. Sie hat zugleich gemeldet, daß die Angelegenheit dem Kultusministerium zur Untersuchung übergeben sei. Das Ergebnis dieser Untersuchung warten wir um so mehr ab, als uns zur Sache die widersprechendsten Nachrichten zugehen. Wenn sie abgeschlossen sein wird und uns das Ergebnis vorliegt, werden auch wir unsre Meinung nicht verschweigen. R

(Ein Feuilleton der Nationalzeitung) Kürzlich ist in der Nationalzeitung ein Feuilleton zu Ende gegangen, auf das wir die Aufmerksamkeit der Leser einen Augenblick richten möchten: Lukrezia, eine Novelle von Konrad Telmann. Der Inhalt ist kurz folgender: In einer Künstlergesellschaft spricht ein blasirter, hochmoderner Porträtmaler die Behauptung aus, daß jede Frau, unverheiratet oder verheiratet, glücklich oder nicht, sich verführen ließe, wenn nur der Rechte käme. Diese Behauptung erregt die Entrüstung und den Zweifel eines ungeschlachten Landschafters, der durch seine schwachen Leistungen künstlerisch unbefriedigt nur an zwei Dingen im Leben Freude und Genügen hat, am Trunk und an seiner Frau, einem Landmädchen aus den Sabiner Bergen, die ihm in die deutsche Heimat gefolgt ist. Während dieser eine seiner längern Studienreisen macht, soll der Porträtist versuchen, an Frau Concetta die Irrigkeit seiner Theorie praktisch zu erproben. Dies ist das Vorspiel des Romans; sein Hauptinhalt ist nun die Darstellung der schrittweisen Verführung der armen jungen Frau, die der Porträtist als Lukrezia malt, bis hart an den letzten Akt des Ehebruchs. Natürlich endet die Geschichte moralisch: um dem Aeußersten zu entgehen, ersticht sich die moderne Lukrezia mit einem eigens dazu von Anfang an geschärften Haarpfeil; — der Ehegatte kommt ins Irrenhaus, der Porträtist geht ins Ausland, das Bild bekommt niemand zu sehen.

Aber der moralische Schluß kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir es hier mit einer Verführungsgeschichte gewöhnlichsten Schlages zu thun haben, mit einer ganz raffinirten Reizung der Sinnlichkeit. Künstlerischen Wert hat die Erzählung gar nicht, denn die weibliche Hauptperson ist psychologisch völlig unverständlich. Solche Romane sind genau so häßlich und niedrig, wie die Dichtungen der Naturalisten, gegen die Herr Karl Frenzel sich in derselben Nationalzeitung so oft entrüstet. Sie sind aber noch ekelhafter, weil sie mit der Sünde so leichtsinnig spielen. Vor einiger Zeit erzählte mir eine erfahrene Mutter, daß sie zwar nicht hindern könne und wolle, daß ihre halberwachsenen Söhne die Zeitung läsen, wohl aber sei alle Morgen ihr erstes Thun, die Feuilletonromane auszuschneiden und zu vernichten. Aber nicht nur zum Schutze der heranwachsenden Jugend protestiren wir gegen dergleichen zweifelhafte Lektüre, sondern im Namen aller Männer und Frauen, denen das Beste nur gut genug ist. Einer Zeitung wie der Nationalzeitung sind derlei Geschichten, die an die gemein pornographische Litteratur streifen, nicht würdig. Wir wissen, daß unter den Lesern dieses Blattes viele Leser der Nationalzeitung sind: wenn die Nationalzeitung fortfährt, uns mit solchen „Dichtungen" zu bedienen, wird es an der Zeit sein, ihr die Abonnements zu kündigen. E F

Zur Beachtung

Angesichts des Quartalwechsels bitten wir um freundliche Erneuerung der Bestellung.

Die Verlagsbuchhandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 25 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Eine junge Dame, sprachenkundig und wirtschaftlich, auch in der Krankenpflege nicht unerfahren, sucht Stellung im Hause oder als Reisebegleiterin.

Näheres durch Pfarrer **Rade** in Frankfurt am Main.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel, Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Töchterpensionat
Bonn a. R.
Wissenschaftliche und häusliche Ausbildung. Beste Referenzen u. a. Professor **Dr. Kamphausen,** Pastor **Pahncke** Bonn. Gute Verpflegung, mäß. Preis. Näheres durch Prosp.
Frau **Dr. Weiler,**
Argelanderstraße Nr. 11.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. D. **Sachße,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. frc. **Reuther & Reichards** Verl.-Buchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin SW. 12

Soeben erschienen:

von Schubert, D. H., Prof., **Die Composition des pseudopetrinischen Evangelienfragments** untersucht. gr. 8°. XII, 196 S. M. 4.50.

von Schubert, D. H., Prof., **Das Petrusevangelium.** Synoptische Tabelle der fünf Evangelien nebst Uebersetzung und kritischem Apparat herausgegeben. gr. 8°. IV. 31 S. M. —.50.

Scharfe, E., Pastor, **Die petrinische Strömung der neutestamentlichen Litteratur.** Untersuchungen über die schriftstellerische Eigentümlichkeit des ersten Petrusbriefes, des Markusevangeliums und der petrinischen Reden der Apostelgeschichte. gr. 8°. VIII, 187 S. M. 4.—.

Martensen, D. H., **Die christliche Ethik.** Allgemeiner Teil. Deutsche, vom Verfasser veranstaltete Ausgabe. Sechste durchgearbeitete Auflage. gr. 8°. XII, 601 S. M. 9.—.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin SW. 12

Soeben erschien:

Die Begründung unsrer sittlich-religiösen Ueberzeugung

von

D. Julius Köstlin
Oberkonsistorialrat und Professor in Halle

gr. 8°. IV, 124 S. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, gegen Einsendung von M. 2.— in Briefmarken franko auch von der Verlagsbuchhandlung.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 26 Leipzig, den 22. Juni **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Kluft. Luk. 16, 26 — Leitsätze über die Frage nach der Formel bei der amtlichen Verpflichtung der evangelischen Pfarrer. Von einem Synodalen — Philosophische Zeitstimmen über Christentum und Kirche: 2. Friedrich Paulsen — Vom vierten Evangelisch-sozialen Kongreß: 3 (Schluß) — Eine Tragödie? — Die weibliche Diakonie und die Frauenfrage: 2 — Verschiedenes: Donovan; Berichtigung — Zur Beachtung — Anzeigen

Die Kluft

Luk. 16, 26

Ich stand am Ufer des Meeres.

Die Wogen rollten und rauschten mir entgegen, auf und nieder, und mich überkam ein seltsames Sinnen und Denken. Eine Sehnsucht faßte mich, als müßte ich eilen, hinüberzukommen über die See an das jenseitige Gestade, das weit, weit hinter diesen grünen, spielenden Wassern liegen mußte. Eine Beklemmung und Traurigkeit faßte mich, daß ich vor dieser kalten, spottenden Flut machtlos stille stehen mußte, und konnte keinen Schritt weiter vorwärts thun. Indem ich so über die Wogen starrte, war mirs, als sähe ich am Horizonte jenseit des Meeres bekannte Gestalten erscheinen. Das Antlitz von Vater und Mutter grüßte mich aus der Ferne, auch das Antlitz alter Freunde, teurer Lehrer, dahinter sah ich noch manche edlen, erhabnen Züge, die ich auch zu kennen meinte. Und alle blickten sie zu mir herüber, schienen mich zu rufen, mich zu fragen: Warum bist du fern? Hier bei uns solltest du sein!

Aber vor mir dehnte sich gähnend, weithin das offene Meer.

Die Wogen rollten und rauschten, und indem sie so emporstiegen und sich vor mir aufbäumten, ging eine Erkenntnis durch meine Seele. Denn ich erkannte, da ich so sinnend auf sie niedersah, was diese Meereswogen bedeuteten. Es waren die Thaten meines Lebens. In allerlei Bildern entrollten sie sich vor mir und verschlangen sich wieder, altehemalige Tage und jüngst vergangne Stunden, dunkel und grell, frisch und fahl, mild und widrig gefärbt. Ich kannte es alles, ja, das war alles aus meinem Herzen gekommen. Und es war mir recht seltsam, wie das nun alles so vor mir lag, mein Thun und Leben, vor mir lag als ein unermeßliches, unheimliches Meer. Ich blickte wieder hinüber in die Ferne: jenseits winkten mir jene Gestalten. Aber ich konnte nicht hinüber über das Meer meiner Thaten. Tanzend sprangen die Wogen empor, wie in höhnischem Uebermut. „So eile doch hinüber, wenn du kannst," schienen sie zu rufen. Aber ich konnte nicht. Aengstlich spähte ich umher nach Hilfe, sehnend reckte ich die Hand aus, aber vergebens. Da war es, als verwandle sich der Ausdruck jener Angesichter in der Ferne in traurigen Vorwurf und tiefe Wehmut. Ich aber fühlte dabei einen Stich im Herzen, als hätte ich eine schwere Wunde empfangen.

Und ich erwachte; denn es war nur ein Traum gewesen.

Die Schatten des Traumes aber blieben über mir. Traumwirklichkeit! dachte ich mit trübem Mute. So tritt, was du den Tag über in Arbeit und Zerstreuung zurückdrängst, daß es nur einem Schemen gleich durch die Tiefe der Seele schleicht, so tritt es in der Nächte Träumen in seiner klaren Gestalt ernst vor dich hin.

Ist es nicht wahr, was der Traum meinte?

Die Thaten des Menschen sind nicht ein Hauch, ein Zeichen für den Augenblick, das man dann wieder wegwischen kann, sondern sie bleiben, sie werden unvermerkt zu einer Macht, davor der Mensch selbst sich allmählich beugen muß und darnach sein Weg sich bestimmt. Man redet so viel davon, daß aus der Gesinnung, dem Innenleben des Menschen seine Thaten hervorwachsen, und beachtet dabei so wenig das andre, ebenso Wichtige und Wahre: daß Thaten wiederum gewaltig zurückwirken auf das Innenleben, daß die Thaten es sind, aus denen die Seele sich gleichsam nährt und davon sie wächst, daß aus Thaten auch Gesinnung und Charakter *wird*. Und kann wohl der, dessen Thun allmählich sein Herz gebildet und bestimmt hat, *kann* er, auch wenn er möchte, hinübereilen in das Seelenleben andrer, die ein höheres, edleres Wirken höher und edler gebildet hat? Kann der Mensch, der in der Tiefe gewurzelt ist, hinan zu jenen, die in der Höhe heimisch sind, wenn er auch noch so sehnend nach ihnen verlangt?

„Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß, die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren."

Können nicht! Gilt das nicht schon für dieses Leben? —

In Sinnen und Grübeln kehrten meine Gedanken zu dem Traumbilde zurück, und auf der Grenze zwischen Traum und Wachen dahintreibend, sah ich mich wieder am Gestade des Meeres. Allmählich aber schien es mir, als stünde ein Mann neben mir. Zuletzt sah ich ihn ganz deutlich, und er faßte meine Hand und schritt mit mir vom Ufer hinab ins Meer. Ich folgte, da er mich sanft mit sich zog, ohne rechte Ueberlegung. Er aber trat auf die Wellen des Meeres, und sie legten sich wie demütig niedergeschmiegt und wurden zu ebnem Boden, sodaß auch ich leicht und sicher darüber hinging. Eilends schritten wir vorwärts und näherten uns schnell dem jenseitigen Ufer. Indem wurde ich mir der seltsamen Sache mehr bewußt, und in meinem Innern regte sich der Gedanke, meinen Begleiter zu fragen, wer er sei. Aber als hätte er in meiner Seele gelesen, wandte er mir gerade in diesem Augenblicke sein Antlitz zu. Und alsobald wußte ich, es sei Jesus.

Ein freudiger Schreck durchfuhr mich, davon ich wieder erwachte. — Ja, Du bist die Rettung, sagte ich.

Wenn wir vor unsers Lebens argem Wesen, vor unsrer bösen Thaten unheimlich machtvoller Schöpfung erschrocken stehen, wenn wir verzagend zweifeln, ob wir je das überwinden, was wir selbst an uns, aus uns und um uns her hervorgerufen haben, dann trittst Du, Herr des Lebens, nahe zu uns und reichst uns Deine starke Hand. Wir können nicht! Du aber kannst! Denn zweierlei vermagst Du, Herr, und Du allein. Du vermagst zu tilgen, und Du vermagst zu geben. Du vermagst zu tilgen die dunkeln Gestalten unsrer Sünde, indem Du uns an des Vaters Herz legst. Und Du vermagst zu geben die Kraft eines neuen Werdens, indem Du uns von Deinem Leben schenkst. So vermagst Du es, auch den, der lange in der Tiefe haftete und an der Tiefe sich nährte, aus seiner eignen Thaten hartem Gefängnis zu lösen und in die Höhe zu führen, da

Reine und Edle wohnen, die doch auch ohne Dich nicht edel und rein wären, die gleichfalls Deine Befreiten sind. Und darum heißen wir Dich, o Herr, den Erlöser. —

Da war es stille geworden in meiner Seele. H=G

Leitsätze über die Frage nach der Formel bei der amtlichen Verpflichtung der evangelischen Pfarrer

Von einem Synodalen

1. Es ist für die Kirchenbehörden Sache der Weisheit in der Verwaltung ihres Amtes, die Ansprüche an die Theologen, die ein kirchliches Amt begehren, nach dem sittlich-religiösen wie auch nach dem theologisch-wissenschaftlichen Gesamtzustande der Kirche zu regeln; sonst rufen sie entweder Unwahrhaftigkeit hervor und befördern sie, oder sie werden mit ihrem Bestreben, das bisher Geltende und von ihnen selbst vielleicht nicht einmal mehr völlig für wichtig Gehaltene durch äußere Mittel aufrecht zu halten, sehr bald zu Schanden. Den größten Schaden davon trägt in beiden Fällen die Gemeinde.

2. Die gegenwärtigen Bewegungen auf dem Gebiete der biblischen Kritik lassen eine Verpflichtung auf das formale Prinzip der evangelischen Kirche in der bisherigen Form nicht mehr zu, wenn nicht die willkürliche Auslegung der jetzigen Verpflichtungsformel diese als bedeutungslos und nichtssagend hinstellen soll.

3. Wenn es richtig ist, daß alle Schriften der Bibel aus einem einheitlichen Geiste hervorgegangen und von ihm erfüllt sind, so kann es nicht fehlen, daß eine aufrichtige Versenkung in diese im wesentlichen auch eine einheitliche Glaubenserkenntnis wirkt.

4. Die anerkannte Verschiedenheit der Lehrtropen der Synoptiker, des Johannes, des Paulus, Petrus und Jakobus, sowie die noch nicht überwundnen Zweifel an der Echtheit und Zuverlässigkeit so mancher Bücher und Schriftabschnitte in der Bibel weisen uns ernstlich darauf hin,

a) die Einheit aller Lehrtropen in der Einheit der Person und des Werkes unsers Heilandes zu suchen;

b) die durch die Individualität bedingte Richtung unsrer heutigen Theologen mehr nach dem einen oder dem andern Lehrtropus hin als berechtigt anzuerkennen;

c) also auch den Anspruch aufzugeben, die evangelische Kirche als die spezifisch Paulinische zu bezeichnen.

5. Der Kern des Christentums ist

a) die erlösende Liebe Gottes in Christo Jesu, die wir im Glauben ergreifen sollen;

b) die dankbare Liebe gegen Gott und die heilige und selbstverleugnende Liebe zu unsern Mitmenschen, die wir in fortgehender Selbstentscheidung bewähren sollen.

6. Es ist ein grober Irrtum, das Maß der von uns erreichten Glaubenserkenntnis zum Maßstab der kirchlichen Gemeinschaft und der Befähigung für das geistliche Amt zu machen. Die von uns etwa gewonnene tiefere und reichere Förderung sollen wir, auch die Nichttheologen an den Theologen, vielmehr zur Förderung derer benutzen, denen wir in Erkenntnis und christlichem Leben vorausgekommen zu sein mit größerm oder geringerm Recht annehmen zu dürfen glauben. Ist doch auch die Erkenntnis der gefördertsten Theologen, auch der Reformatoren, auch die in den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche ausgesprochne immer nur noch eine stückweise, ἐκ μέρους, δι' ἐσόπτρου ἐν αἰνίγματι,*) d. h. also auch einseitige und in bildlicher Rede verlaufende.

7. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß eine große Anzahl von Pfarrern, namentlich jüngeren, und von Kandidaten in der Gegenwart an nicht wenigen Sätzen unsrer Bekenntnisschriften, auch an einigen Stücken des Apostolikums Anstoß nehmen, daß sie daher auch dieses nicht mit gutem Gewissen als ihren Glauben vor der Gemeinde und mit ihr bekennen können. Auch ist dieser Sachverhalt vielen Gemeindegliedern bekannt

*) 1. Kor. 13, 13. v. Weizsäcker übersetzt: „Jetzt sehen wir im Spiegel nur dunkle Umrisse."

und gereicht ihnen selbst zum Anstoß und dem geistlichen Amte zum Schaden.

8. Die Unterscheidung von amtlichem und außeramtlichem Thun und Reden, von liturgischem Handeln und Predigen in Beziehung auf das Verhältnis des Pfarrers zu den Bekenntnisschriften ist sittlich unzulässig.

9. Nicht minder unzulässig ist die Umdeutung von Sätzen in den Bekenntnisschriften zu einem andern Sinne, als in dem sie ursprünglich gemeint sind. Allerdings dürften einige im Apostolikum bekannte Thatsachen berechtigterweise auf Grund der Bibel selbst richtiger auszulegen sein, als es der Sinn und das Interesse an die Hand giebt, in dem sie in das Bekenntnis aufgenommen worden zu sein scheinen (z. B. Gemeinde der Heiligen).

10. Endlich ist es sittlich unzulässig, Thatsachen, an deren Wirklichkeit man zweifelt, zu bekennen um der religiösen Gedanken willen, als deren Träger man sie ansieht.

11. Bedenklich und schwierig ist es, in den Bekenntnisschriften Wesentliches und Unwesentliches, Theologisches und Religiöses, Ergebnisse und deren wissenschaftliche Begründung von einander zu scheiden.*)

12. Es ist die Aufgabe des Geistlichen und Lehrers, bei etwaigen Abweichungen seiner theologischen Ueberzeugung von der Lehre der kirchlich geltenden Bekenntnisschriften die rechte Liebe, Gewissenhaftigkeit, Lauterkeit, Wahrhaftigkeit und Weisheit in der Predigt und in der seelsorgerlichen Behandlung der einzelnen Gemeindeglieder mit allem Ernste zu suchen und zu bewähren.

13. Die Wirkungskräftigkeit der Predigt wie die der Rede von christlichen Dingen überhaupt ist nicht allein abhängig von der Richtigkeit des Inhalts, sondern auch von der lebendigen Ueberzeugtheit, Ergriffenheit und Erfahrung des Redenden von diesem Inhalt, die sich besonders in dem unmittelbar gewirkten und wirkenden Ton der Stimme kund giebt. Christus predigte „wie einer, der Gewalt hat."

14. Daher sind so viele Predigten und Reden, auch korrekt gläubigen Inhalts, kraft- und wirkungslos, weil sie nur der sprachliche Ausdruck von religiösen Reflexionen, nicht Bekenntnisse und Zeugnisse von lebendigen Ueberzeugungen und Erfahrungen sind. Allerdings sind „die Ohren der Hörenden oft keuscher als die Zunge der Redenden," allein als Regel dürfte doch der im Vorstehenden ausgesprochne Erfahrungssatz gelten und ganz besondre Bedeutung haben mit Rücksicht auf das verpflichtungsmäßig verlangte Predigen auch solcher Sätze, die dem Predigenden selbst innerlich fremd sind. Hier wird sich das böse Gewissen auch im Ton der Stimme, trotz allem etwa aufgewendeten Pathos, ja vielleicht gerade durch dieses dem geübten Ohre verraten.

15. Die Auffassung der Heilsthatsachen und der in ihnen geoffenbarten Heilsgedanken wird wesentlich beeinflußt durch gewisse Zeitrichtungen. Diesem Einfluß vermögen sich auch die Theologen und die Mitglieder der Kirchenbehörden nicht zu entziehen. Namentlich sind es gewisse einander ergänzende Gegensätze, die zu verschiednen Zeiten in verschiednem Maße, auch wohl einseitig, betont werden; so z. B. im Verhältnis von Endlichem und Unendlichem, überhaupt von göttlicher und menschlicher Ursächlichkeit, von Sünde und Gnade, von Sünde und Wahlfreiheit, von Wahlfreiheit und göttlicher Allmacht, von den Heilsthatsachen und Heilsgedanken, von dem Begriff der Kirche als einer Anstalt und einer Gemeinschaft u. s. w.

16. Wenn man die in der Geschichte der evangelischen Kirche einander ablösenden Richtungen für kirchlich berechtigt anerkennen muß, wenigstens nicht für völlig unberechtigt erklären darf, so kann man alle künstlichen Mittel, einer absterbenden Richtung die Herrschaft zu bewahren, nur beklagen. Es kommt darauf an, für die kirchenpolitische Auffassung und Behandlung der Verhältnisse einen Standpunkt über den Parteien zu gewinnen, bei aller Entschiedenheit in der Wahrung und in dem Bekenntnis des eignen Erkenntnisstandpunktes.

17. Die evangelische Kirche als Volks- und Landeskirche

*) Wie soll man das aber unterlassen können? D H

hat in ihrer jetzigen Form keine Zukunft. Sie hat aber die Wahl zu sterben am Gift der Unwahrhaftigkeit oder am Kreuz der Wahrhaftigkeit. Der letztere Tod wird der schmerzvollere sein, aber er hat die Verheißung der Auferstehung. Uebrigens steht zu hoffen, daß Gott der Herr die Kirche zu dem letztern Tode zwingen wird, wenn sie ja eine Zeit lang den erstern vorziehen sollte.

18. Eine Zukunft als umgebildete Volkskirche hat die evangelische Kirche nur, wenn sie anerkennt, daß aus ihr als einem Gesamtorganismus und Kollektivwesen, in dem die verschiedensten Richtungen und Strömungen herrschen, dem religiös-sittlichen Zustand ihrer Glieder und den vorherrschenden Zeitrichtungen entsprechend, sehr verschiedne theologische Richtungen hervorgehen müssen, und daß es verfehlt ist, die entgegengesetzten oder auch nur abweichenden Richtungen durch äußere Machtmittel niederzudrücken, statt sie durch die Kraft der Liebe und durch das Licht der wissenschaftlichen Erkenntnis zu bekämpfen und, wo möglich, zu überwinden. Es ist verwirrend, die beiden verschiednen Bedeutungen des Wortes Kirche als Gemeinschaft der Heiligen und als Kollektivum aller Getauften nicht ganz bestimmt zu scheiden und auseinanderzuhalten oder gar den Anstaltscharakter der Kirche einseitig und noch dazu von einem hierarchischen Standpunkt aus konstruirt zu betonen. Allerdings wird das jeweilige Kirchenregiment die sich ihm zur Verfügung stellenden theologischen Kräfte nach seiner besondern Richtung und nach weiser Erwägung der betreffenden Persönlichkeiten und Verhältnisse und der Bedürfnisse der einzelnen Gemeinden verwenden müssen und dürfen.

19. Aufgabe der theologischen Prüfungen ist es, den Wissens- und Erkenntnisstandpunkt sowie die religiös-sittliche Verfassung der jungen Theologen zum Zweck ihrer angemessenen Verwendung zu erforschen. Es ist daher die Zurückweisung eines Kandidaten von einer theologischen Prüfung um irgend welcher mit Recht oder Unrecht vorausgesetzten Abweichung vom kirchlichen Bekenntnis willen zu verwerfen. Ferner sind die Prüfungen so einzurichten, daß die jungen Theologen mit völligem Vertrauen sich vor der Behörde auszusprechen für Pflicht und Segen erachten können. Ein Verfahren der Prüfungskommissionen oder der Kirchenbehörden, das geeignet ist, die Prüflinge in den schriftlichen Arbeiten oder in der mündlichen Prüfung zur Unwahrhaftigkeit zu verleiten, ist ebenso zu beklagen wie zu mißbilligen.

20. So sehr anzuerkennen ist, daß nur eine durch Gottes Gnade zu wirkende allgemeine Erweckung des christlichen Geistes die Bekenntnisfrage gründlicher und für längere Zeit lösen wird, ebensosehr ist es als Recht und Pflicht der Kirchenbehörden und aller urteilsfähigen Gemeindeglieder zu bezeichnen, unter den jeweilig gegebnen Verhältnissen Aenderungen in der Kirchenordnung und in der Art der Verpflichtung der Geistlichen vorzunehmen.

21. Die Kirchenbehörden haben selbst bereits nach dem vorstehend ausgesprochnen Grundsatze bei Erlaß der kirchlichen Gemeindeverfassung gehandelt. Sie dürften aber im Irrtum sein, wenn sie hofften, die Gemeinden und deren Organe zwingen zu können, daß sie bei ihrer Mitentscheidung über die kirchlichen Angelegenheiten vor den Bekenntnisschriften oder gar vor der bestehenden Verpflichtungsformel der Pfarrer Halt machen.

22. Die derzeitig bestehende Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften und die Art ihrer Handhabung verbittert bei der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse die Gemüter der Zweifelnden viel mehr, als sie gewinnt.

23. Wenn man sagt, daß die in Zweifeln und irrigen Meinungen befangnen Kandidaten und jungen Pfarrer durch ihre seelsorgerlichen Erfahrungen in der Amtsführung von ihren Irrtümern schon würden geheilt werden, so ist diese Hoffnung bis zu einem gewissen Grade berechtigt. Aber je fester man solche Hoffnung hegen darf, um so unbedenklicher sollte man die gegenwärtige Verpflichtungsform aufgeben, bei der viele Kandidaten nur mit größerer oder geringerer Unwahrhaftigkeit und Beschwerung der Gewissen in das Amt treten können. Ueberall, wo christliche Gedanken als Gewissenssache erfaßt, festgehalten und kundgegeben werden, dürfen und sollen wir die Hoffnung und Zuversicht hegen, daß von ihnen aus der Umkreis christlichen Lebens und christlicher Erkenntnis in der Seele selbst und im Bekenntnis durch Wort und Wandel sich immer mehr erweitern wird. Das gilt nicht allein von den Christen überhaupt und soll unser Verhalten zu ihnen und unser Urteil über sie bestimmen, sondern es gilt ganz besonders auch von den jungen Theologen. Es kommt viel mehr darauf an, ihnen dazu behilflich zu sein, daß sie ihren Erkenntnisstand als Gewissenssache auffassen und bewähren, als sie zur Annahme und Kundgebung eines Standpunktes bewegen zu wollen, der ihnen noch fremd ist und den sie nach ihrer ganzen geistigen Verfassung noch nicht sich zur Gewissenssache machen können, der es dazu für sie noch nicht werden kann. Das ist ein Punkt, an dem sich die Liebe und Weisheit derer, die die Kirche zu regieren haben, ganz vornehmlich bewähren kann und soll.

24. Wenn man sagt, die Kirche dürfe von der gewonnenen und erworbenen Erkenntnis nichts aufgeben, so ist zu erwidern, daß die evangelische Kirche sich einer immer erneuten Kritik ihrer Erkenntnisse nicht weigern darf, und daß die jeweilig in Frage gestellten Erkenntnisse nicht Gegenstand der Verpflichtung sein dürfen.

25. Wenn man sagt, die Kirche dürfe Richtungen wie etwa die Ritschlsche oder eine etwa noch weiter vom bestehenden kirchlichen Bekenntnis sich entfernende nicht ertragen, ein solches Nebeneinander in der Kirche würde heißen mit den Ungläubigen an einem Joch ziehen oder ähnlich, so ist zu erwidern:

a) nicht alle rechtgläubig Predigenden sind und predigen auch recht gläubig, ja sie sind schon manchmal auf recht bedenkliche sittliche Wege geraten, die das Kirchenregiment mit dem Mantel der Liebe oder aus irgend welchen andern Gründen oder Rücksichten zugedeckt hat, obwohl sie in den Gemeinden Anstoß und Aergernis erregt hatten;

b) der Begriff der Abweichung vom Kirchenglauben ist ein sehr dehnbarer, und ein vom Kirchenglauben vielleicht in nicht unwesentlichen Punkten Abweichender, der sittlichen Ernst mit seinem Erkenntnisstandpunkt macht, wird ohne Zweifel gesegneter wirken als ein noch so rechtgläubig Predigender, dem es an dem heiligen Ernst eines christlichen Lebens und Wandels fehlt;

c) die meisten kirchlich Gesinnten nehmen und suchen von allerlei Volk und auf mancherlei Weise materielle Unterstützungen für ihre Bestrebungen und Unternehmungen. So mögen sie doch einmal mit sich in das Gericht gehen, ob nicht durch die mancherlei Mittel, sich Geld und Gönner zu verschaffen, der Christenname mehr befleckt wird, und ob nicht ein solches Treiben mehr als Zusammenspannen von Gläubigen und Ungläubigen bezeichnet zu werden verdient, als eine liebevolle Anerkennung des auch mit sehr unterschiednen Standpunkten uns noch verbindenden Gemeinsamen und ein gemeinsames brüderliches Arbeiten mit solchen, von denen man in der Glaubenserkenntnis vielleicht ziemlich weit abweicht.

26. Wenn man sagt, die Gemeinde müsse gegen Willkürlichkeiten in der Lehre der Geistlichen geschützt werden, so würde solche Forderung ein Recht haben, wenn wir einheitliche, im wesentlichen in einem Glauben stehende Gemeinden hätten. Wie es aber jetzt steht, so sind die religiösen Bedürfnisse der Gemeinden sehr verschieden. Darum, daß jemand den kirchlichen Glauben, den Erkenntnisstandpunkt der Bekenntnisse nicht teilt, darf er noch nicht als irreligiös bezeichnet und behandelt werden und hört er nicht auf Gegenstand der kirchlichen Fürsorge zu sein. Es ist aber zu behaupten, daß für viele Gemeindeglieder nach ihrer derzeitigen Beschaffenheit etwa ein rationalistischer Prediger, der mit seiner Erkenntnis und seinem christlichen Leben Ernst macht und sich seiner Gemeinde mit Eifer annimmt, den Zugang zu den Herzen leichter wird finden können, als ein strenggläubiger, auch wenn er den gleichen Ernst besitzt; denn jenem kommen sie mit mehr Vertrauen und mit mehr Verständnis für seine ganze Denk- und Ausdrucksweise entgegen. Es kann ein solcher Prediger wenigstens eine Vorbereitung und einen Uebergang bilden dazu, daß die Gemeinde für die Predigt des Letztern wieder mehr Verständnis gewinnt. Ein solches Verhalten jenes ersten dürfte nicht mit den Worten gebrandmarkt

werden, die Art seiner Thätigkeit sei ein Predigen dessen, wonach den Leuten die Ohren jücken; sondern es wäre eine gnädige Führung der Weisheit Gottes, der die Menschen pädagogisch behandelt, und dem darin nachzuahmen unser aller, vor allem der Kirchenbehörden Aufgabe ist.

27. Die Gefahr der Willkür in der Lehre ist übrigens bei der gegenwärtigen Art der Verpflichtung nicht geringer, als bei der unten vorzuschlagenden, denn

a) es sucht sich gegenwärtig jeder aus der heiligen Schrift heraus, was er für Gottes Wort halten will, und

b) was er als diesem Worte entsprechend aus den Bekenntnisschriften als verpflichtend anzuerkennen hat.

28. Selbst eine weitherzige Auslegung der Verpflichtungsformel seitens der Kirchenbehörde über das Maß der Verbindlichkeit der heiligen Formel kann die Verpflichtung in der bisherigen Weise nicht rechtfertigen, denn

a) es ist das Maß dieser Weitherzigkeit je nach dem theologischen Standpunkt und der sonstigen Geistesverfassung der Personen in der Behörde, die wechseln, ein sehr verschiednes, und wechselndes;

b) es ist sehr die Frage, ob die Behörde der Gemeinde gegenüber das sittliche Recht hat, eine den Wortlaut der Verpflichtungsformel und der Bekenntnisse mehr oder minder mißachtende und willkürlich deutende Auslegung zu geben. Es wird doch sonst behauptet, die Kirchenbehörde sei auch ihrerseits an die Kirchenordnung gebunden und dürfe sie nicht eigenmächtig ändern. Eine Auslegung, wie die oben bezeichnete, wäre aber zweifellos eine solche Eigenmächtigkeit;

c) die Verpflichtung der Geistlichen hat ihre bindende Kraft nicht allein vor der Behörde, sondern auch vor der Gemeinde, in deren Gegenwart sie geschieht. Die Verpflichtungsformel muß daher an ihr selbst dem Wortlaut nach verständlich sein und keine künstliche Auslegung und Deutung nötig machen.

29. Wenn man sagt, die Bibel lasse sehr verschiedne Auslegungen zu, darum bedürfe jede Kirchengemeinschaft, auch die evangelische, einer kurzen Zusammenfassung der Grundthatsachen und Grundgedanken, auf denen sie ruhe, und nach denen alle weitre Entwicklung der Lehre in Wissenschaft und Predigt zu geschehen habe, so ist diese Forderung an sich richtig. Aber das ist ja die Frage, ob die in den Bekenntnissen vorliegende Zusammenfassung an sich richtig und genügend und unsern Zeitbedürfnissen entsprechend sei. Die Antwort auf diese Frage wird aber sehr verschieden gegeben.

30. Selbst das sogenannte Materialprinzip der evangelischen Kirche, „die Rechtfertigung aus Gottes Gnaden um Christi willen durch den Glauben ohne Verdienst der Werke," kann höchstens als Prinzip des Gegensatzes der evangelischen Kirche gegen die katholische, nicht aber als konstitutives Prinzip unsrer Kirche als einer christlichen bezeichnet werden. Als dieses bezeichnen wir „das Königreich Jesu Christi" oder (biblisch ausgedrückt) „das Reich Gottes." (S. o. Satz 5.)

31. Wir schlagen als Verpflichtungsformel für die Geistlichen (und mit entsprechenden Aenderungen auch für die Konfirmanden) folgende vor:

a) Gelobest Du, das Evangelium von dem Reiche Gottes durch Jesum Christum, unsern Heiland und Erlöser, öffentlich und sonderlich mit Gewissenhaftigkeit, Treue und Weisheit zu verkündigen, so . . .

b) Gelobest Du, mit allem Ernst darnach zu ringen, daß Du wachsest in der Gnade und Erkenntnis des Herrn Jesu und in christlicher Frömmigkeit und Tugend, und also zu wandeln würdiglich dem Beruf, darein Du berufen bist, damit Du Dich selbst selig machest und ein Vorbild zur Seligkeit werdest für die Gemeinde, so . . .

c) Gelobest Du, in der heiligen Schrift als der zuverlässigsten Urkunde des Reiches Gottes auf Erden und in den Bekenntnisschriften der allgemeinen christlichen, wie insbesondre der christlichen Kirche als den Zeugnissen von der Glaubenserkenntnis unsrer Väter und auch noch vieler unsrer christlichen Zeitgenossen, mit allem Fleiß zu forschen und ihren Inhalt mit frommer Ehrfurcht zu erwägen, so . . .

32. Eine Verpflichtung auf Grund der vorstehenden Vorschläge würde viele schwankende Gemüter geneigter machen, sich der biblischen Wahrheit und ihrem Ausdruck in den Bekenntnisschriften aufzuthun, als es die derzeitige Form der Verpflichtung erwarten läßt; denn bei dieser bleibt für eine große und voraussichtlich immer noch wachsende Zahl von Geistlichen (und Konfirmanden) allezeit nur böses Gewissen. Leuten aber, gegen die man ein böses Gewissen hat, geht man am liebsten aus dem Wege und verhält sich am ehesten gegen sie kritisch.

33. Eine amtsbrüderliche und eine durch die Gemeinden selbst wie durch die Kirchenbehörde und die Synode geübte amtliche Zucht gegen den Mißbrauch der durch die vorgeschlagne Form des Gelöbnisses gegebnen Freiheit ist durch diese nicht ausgeschlossen, sondern als notwendig vorbehalten.

34. Allerdings würde die notwendige Folge dieser Form der Verpflichtung sein

a) eine Aenderung der Gottesdienstordnung in Beziehung auf die heilige Taufe, die Konfirmation u. s. w.;

b) eine erweiterte Befugnis der Gemeinden zur Mitwirkung bei der Wahl ihrer Pfarrer und zur Beurteilung ihrer Amtsführung;

c) das religiöse Gemeinschaftsleben innerhalb der einzelnen christlichen Gemeinden und in ihrem Verhältnis zu einander würde voraussichtlich manche neue Formen gewinnen;

d) die Stellung der Geistlichen würde, zunächst wenigstens, eine schwierigere und mühevollere, aber auch viel dankbarere werden;

e) jedenfalls aber stünde eine bei weitem größere Regsamkeit und Kraft des christlich-kirchlichen Lebens zu hoffen.

35. Die derzeitige Verwaltungsform von seiten der Kirchenbehörden trägt den Charakter einer Restaurationsperiode, d. h. sie sucht frühere Standpunkte vorherrschend durch äußere Mittel wieder zur Geltung zu bringen. Solche Perioden haben bis jetzt immer mit mehr oder minder gewaltsamem Umsturz des Bestehenden geendet. Ganz ohne Zweifel wird seit Jahrzehnten das Evangelium von vielen Kanzeln mit großer Kraft und Freudigkeit gepredigt, und es geschieht auch außerdem vieles, dem Evangelium den Zugang zu den Herzen zu bahnen. Dessen dürfen wir uns dankbar freuen und die Hoffnung hegen, daß die jetzt vielfach ausgestreuten Samenkörner auch in kommenden schweren Zeiten nicht ohne Frucht bleiben, ja vielleicht durch sie erst recht reife Früchte bringen werden. Wir reden hier von den kirchenpolitischen Anschauungen und die durch sie bedingten Verwaltungsformen.

36. Wenn schon jetzt die Stellung vieler Pfarrer zu ihrer amtlichen Verpflichtung vielen Gemeindegliedern bekannt und anstößig ist (s. o. Satz 7), so würde bei einem Wechsel der kirchenpolitischen Grundsätze in den regierenden Kreisen die dann wahrscheinlich in einem noch viel weitern Umfange hervortretende Abweichung vieler Pfarrer vom Bekenntnis der Kirche diesen zur Schmach und Schande gedeutet werden. Wir sind fern davon, einem unsrer Amtsbrüder bewußte Unwahrhaftigkeit zum Vorwurf zu machen, was uns auch gar nicht zustünde. Wer aber die Macht der Zeitverhältnisse über die Anschauungen und das Verhalten der Einzelnen kennt, wird begreifen, daß es wohl nur wenigen besonders selbständigen und kraftvollen Geistern gelingen würde, sich der Einwirkung jener Macht völlig zu entziehen. Dessenungeachtet wären Vorwurf und üble Reden über Schwankungen und Schwenkungen der Pfarrer bestimmt zu erwarten und könnten auch nicht als völlig unberechtigt bezeichnet werden. Einen großen Teil der Schuld daran trügen die jetzigen Kirchenregierungen darum, daß sie die Zeichen der Zeit nicht erkannt haben; und diese Schuld wäre um so größer, wenn vielleicht dieselben Mitglieder der Kirchenbehörden, die gegenwärtig regieren, zu ähnlichen Aenderungen und Schwenkungen in ihrer eignen Stellung zu den Bekenntnissen und zur Verpflichtung auf sie und in ihrer Verwaltungsart die Hand zu bieten sich willig und bereit finden ließen. H—e

Philosophische Zeitstimmen über Christentum und Kirche

2. Friedrich Paulsen*)

Zu den langweiligen Büchern gehört das System der Ethik von Paulsen nicht. Wenige philosophische Werke der Gegenwart können sich mit ihm an Durchsichtigkeit und Glanz der Darstellung messen. Der Leser wird nicht von einer blassen Allgemeinheit zur andern, sondern von Anschauung zu Anschauung geführt. Brennende Tagesfragen kommen in reicher Fülle zur Erörterung.

Ich habe, sagt der Verfasser im Vorwort zur zweiten Auflage, die Bezugnahme auf Fragen, die die Gegenwart bewegen, nicht unterdrücken mögen; der Bücher, die der Zeit nichts zu sagen haben und darum ihre Blätter mit zeitlosen Begriffsspaltereien oder historisch-kritischen Erwägungen füllen, giebts ja ohnehin genug, und an langweiligen Büchern ist in Deutschland bisher auch noch nie Mangel gewesen. Es giebt Bücher, die zeitlos sind, weil sie für alle Zeiten geschrieben sind; es giebt aber auch zeitlose Bücher, die für keine Zeit geschrieben sind. Dies Buch gehört nicht zu der ersten Art; es möchte auch nicht zur zweiten gehören.

Viele prinzipielle Ausführungen Paulsens erwecken schwere Bedenken. Dem Grundsatz: „Die Sittengesetze sind Naturgesetze und werden erkannt wie Naturgesetze" werden nicht nur Theologen, sondern auch viele Philosophen von Fach ihre Zustimmung versagen. Aber Paulsens Buch will in erster Linie nicht nach seinen allgemeinen philosophischen Grundlagen, sondern nach seinen Einzeldarstellungen gewürdigt sein. Wer nur nach einheitlichen, in sich fest gefügten Systemen fragt, wird sich von Paulsen unbefriedigt abwenden. Wer dagegen Anregung für die verschiedensten Lebensfragen sucht, wird in vollem Maße finden, was er begehrt. Paulsen läßt den Reichtum des wirklichen Lebens zur Geltung kommen und führt an der Hand der Thatsachen (vielleicht oft mit glücklicher Inkonsequenz) zuletzt zu Ausblicken hin, die manche bedenkliche Behauptung allgemeiner Art ganz vergessen lassen.

Beachtung verdient besonders die Stellung Paulsens zu den religiösen Fragen. Gegenüber seinem Kollegen von Gizycki, einem Priester der religionslosen Moral, verficht er energisch die Unentbehrlichkeit der Religion für die gesunde Entfaltung des menschlichen Geisteslebens. Er erklärt:

Religion gehört zu den normalen Funktionen der menschlichen Natur, ihr Fehlen deutet immer eine Störung, sei es im Individualleben, sei es im Gesamtleben an. (S. 273)

Wie immer wissenschaftliche Forschung die Vorstellung von der Wirklichkeit ausbauen mag, für das religiöse Gefühl wird stets Raum bleiben. Religion wird nie aussterben, sie entspricht zu sehr dem innersten und tiefsten Bedürfnis des menschlichen Gemüts. Es bedarf im Glück, um nicht in Uebermut und Verblendung unterzugehen, des Aufblicks zu dem Höheren, in dem es mit Freude und Dank ausdrückt, daß es sein Glück nicht als verdienten Lohn, sondern als freie Gabe hinnimmt; es bedarf im Untergange seiner Hoffnungen und Pläne des Hinblicks darauf, daß die irdischen Dinge nicht von absoluter Bedeutung sind; es bedarf in der absoluten Ungewißheit aller irdischen Dinge und der tiefen Unwissenheit über die eigne Zukunft, um nicht einem haltlos umtreibenden Aberglauben anheimzufallen, der Zuversicht, daß, was immer kommen möge, ihm zum Heil geschickt sei; es ist sicher nicht Zufall, daß, wo dieser Glaube zurückweicht, der Aberglaube sich ausbreitet. (S. 356)

Wertvolle Ergänzungen zu den in der Ethik hervortretenden Anschauungen Paulsens über Religion und Kirche finden sich in seinem neuesten Werke, in der Einleitung in die Philosophie. Hier wird anerkannt, daß nur geschichtlich gewordne Religionen Lebenskraft besitzen.

Religion giebt es nur und kann es nur geben in Gestalt der geschichtlich gewordnen, in Symbolen und heiligen Handlungen ausgeprägten konkreten Volksreligionen. Eine abstrakte Religion, wie man sie unter dem Titel einer Vernunft- oder Naturreligion gesucht hat, ist nicht möglich; sofern bei einzelnen denkenden Menschen so etwas vorkommt, ist es ein Ueberrest, ein letzter Wiederschein einer vollen, konkret wirklichen Religion. (S. 340)

Mit Wärme bekennt sich Paulsen zu den Grundanschauungen des Christentums.

Wer sich das Wort gesagt sein läßt: Werdet nicht der Menschen Knechte, der mag heute noch, unbeirrt durch den Spott der Verächter und den Haß der Hüter des Bekenntnisjoches, mit der Schar der wahren

*) Vgl. Nr. 14 dieses Jahrgangs.

Christusjünger aller Zeiten sich zum Glauben an Gott und seinen eingebornen Sohn bekennen. In Jesu Leben und Sterben ist mir der Sinn des Lebens, ist mir der Sinn der Dinge überhaupt aufgegangen; das aber nenne ich Gott und Gottes Erscheinung, was mir das Leben möglich macht und seine Bedeutung zeigt: so kann der aufrichtigste, wahrhaftigste und freiste Mann heute so gut als zu irgend einer Zeit sprechen.

Während man sich solcher Philosophenbekenntnisse von Herzen freuen mag, muß dagegen der Darstellung, die im System der Ethik von der Moral des Urchristentums gegeben ist, aufs entschiedenste widersprochen werden. Paulsen schildert dort die Lebensauffassung Christi und seiner Apostel als den relativ berechtigten, aber doch einseitigen Gegensatz zur griechischen Weltanschauung. Die Bekehrung der alten Welt zum Christentum nennt er mit Nietzsche „eine Umwertung aller Werte." Bei den Griechen galt als Summe aller Pflicht: „Selbsterhaltung und Selbstentfaltung des natürlichen Menschen"; das Urchristentum hingegen ist gekennzeichnet durch „Enthaltung von der Welt, Abwendung von der Kultur, Hinwendung auf das Jenseitige." „Die Grundstimmung des Lebens ist die Sehnsucht nach dem Ende dieses leiblichen Lebens." Zwar wird zugegeben, daß Aussprüche, die einen weltfreundlichern Ton anschlagen, im Neuen Testament nicht ganz fehlen, aber eine entscheidende Bedeutung wird solchen Stellen für das Gesamturteil nicht eingeräumt. Für Paulsen ist es nicht zweifelhaft, „daß in den Evangelien, wie sie uns vorliegen, die Sprache der Weltverleugnung sehr viel stärker und öfter erklingt, als der Ton der Lebensfreude." „Der Grundton im Leben Jesu, sagt er, ist nicht auf Sieg und Lebensfreude, sondern auf Tod und Weltüberwindung gestimmt." Nicht „die Thatkräftigen und Siegreichen, die Hoffenden und Genießenden," sondern „die welt- und lebensmüden Herzen" fühlen sich zum Evangelium Christi hingezogen.

Insofern Paulsen mit dieser Darstellung einer falschen Modernisirung der urchristlichen Lebensauffassung entgegentritt, verdient er ohne Zweifel Zustimmung. Es entspricht gewiß nicht dem Geiste der Evangelien, wenn Hase in seiner Geschichte Jesu behauptet, der Herr habe unbefangen teilgenommen an den Gütern dieser Welt; auch der „Traulichkeit des geselligen Weingenusses" sei sein Gemüt nicht verschlossen gewesen, kurz: nie habe „ein religiöser Heros weniger als er die Freuden der Welt gescheut." Es darf nicht geleugnet werden, daß die Moral Jesu einen herben Zug an sich trägt; wer nichts Weltflüchtiges und Asketisches an ihr zugestehen will, der wird den im Neuen Testament vorliegenden Thatsachen nicht gerecht. Allein darum darf die Weltflucht keineswegs als das charakteristische Kennzeichen der christlichen Moral bezeichnet werden. Die Lebensanschauung Jesu läßt sich nicht in einen schematischen Gegensatz zur griechischen Weltfreudigkeit hineinzwängen. Bei solcher Gegenüberstellung kommen die wichtigsten sittlichen Elemente des Evangeliums nicht zu ihrem Recht. Ueber der Ausmalung der Negation wird dann die Position vergessen. Die offenbaren Grundlagen der Lehre und des Lebens Jesu werden von Paulsen kaum mit einem Worte erwähnt. Vergebens sucht man nach einem deutlichen Hinweis auf die beiden Angeln, in denen sich die ganze christliche Moral bewegt. Nichts ist zu hören von der fundamentalen Bedeutung des Glaubens an den himmlischen Vater, der alles zum besten lenkt, nichts von dem unendlichen Wert, der der einzelnen Seele beigelegt wird. Hätte Paulsen sachgemäß von diesen beiden Punkten den Ausgang genommen, würde er sicher zu andern Ergebnissen gekommen sein. Wo der eigenartige religiöse Charakter der christlichen Ethik recht zur Geltung kommt, da wird man sich hüten, das Pessimistische allzu stark zu betonen. Der Glaube an den Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, schneidet jedem wirklichen Pessimismus die Wurzel ab. Und wo man die Aussprüche Jesu, die den ewigen Wert jeder einzelnen Menschenseele betonen, hinreichend beachtet, da wird man nicht mehr geneigt sein, die Lebensauffassung des Christentums als eine nur relativ berechtigte Gestalt neben die klassisch-griechische zu stellen: man wird vielmehr anerkennen, daß Christus gerade gegenüber dem zur Natur- und Kulturverehrung neigenden Griechentum das spezifisch sittliche Element vertritt. Der weltflüchtige Zug in der urchrist-

lichen Moral bildet nicht, wie man nach Paulsens Darstellung annehmen sollte, den wesentlichen Inhalt der Lebensanschauung Jesu, sondern er ist nur die Form, in der sich die wahrhaft sittliche Beurteilung aller Verhältnisse einen energischen Ausdruck verschafft hat. Die thatkräftige Zurückführung der Moral auf ihr ureignes, innerstes Wesen hat im Kampfe mit hohlem Schein und selbstsüchtiger Weltversunkenheit ganz naturgemäß ein etwas jenseitiges und asketisches Gepräge angenommen. Ohne eine gewisse Rücksichtslosigkeit ist die Entfaltung sittlichen Lebens in der sündigen Welt gar nicht denkbar. Die höchste Menschheitsaufgabe, wie sie Christus in aller Majestät ans Licht gebracht hat, fordert unbedingte Hingabe und ausnahmslose Unterordnung aller zeitlichen Güter unter das eine ewige höchste Gut. Wo solcher Forderung der Gehorsam verweigert wird, da gilts, nicht faule Kompromisse zu schließen, sondern mit Strenge die Hoheitsrechte der ewigen sittlichen Welt zur Anerkennung zu bringen. Verweichlichter Kulturseligkeit mag das nicht gefallen; jede sittlich empfindende Persönlichkeit dagegen wird innerlich mit einem Geist sympathisiren, der bereit ist, alle äußere Herrlichkeit dieser Erde hintenanzusetzen, wo das ewige Heil auch nur einer einzigen Menschenseele auf dem Spiele steht. So fremd, wie Paulsen meint, ist den modernen Christen doch das urchristliche Empfinden und Wollen nicht geworden. Nicht nur einzelnen Seiten der Lebensauffassung Jesu fühlen wir uns innerlich verwandt, sondern ihrem innersten Kerne.

Dem freilich, der sich ängstlich an den Buchstaben des Neuen Testaments hält, wird die Hoffnung des Herrn und seiner Apostel auf eine baldige Wiederkehr des Menschensohnes zur siegreichen, endgiltigen Aufrichtung der Gottesherrschaft auf Erden stets große Schwierigkeiten bereiten. Wer dagegen nicht nach der äußern Unfehlbarkeit aller Bibelworte fragt, sondern vor allem auf die durch Worte und Thaten hindurchstrahlenden Aeußerungen des innern persönlichen Lebens achtet, dem wird gerade auch aus den Zukunftserwartungen Jesu sittliche Erhabenheit in reinem Glanze entgegenstrahlen. Was dem flüchtigen Beobachter als Zeichen einer schwärmerischen, rein jenseitigen Moral erscheint, das ist der tiefern Betrachtung ein Ausdruck unerschütterlicher Glaubensfreudigkeit und heiliger Energie.

Ein ganz ähnliches Urteil wie über die Darstellung der urchristlichen Moral muß auch über Paulsens Schätzung der Reformation gefällt werden. Hier wie dort sind nebensächliche Züge in einseitiger Weise zur Charakteristik der ganzen Bewegung verwandt. Paulsen beschwert sich im Vorwort zur zweiten Auflage seiner Ethik über ungerechte Angriffe von evangelischer Seite. Er meint, man scheine in gewissen Kreisen der evangelischen Kirche nur zufrieden zu sein, wenn von der katholischen Kirche mit Entrüstung und von der Reformation in lauter Jubeltönen geredet werde. Wir verlangen unsrerseits weder das eine noch das andre. Die moderne protestantische Theologie ist viel zu sehr von den „Verwirrungen in Luthers Erbschaft“ durchdrungen, um von einem Philosophen schlechthin einen Jubelhymnus auf die Reformation zu erwarten. Allein mit Recht kann man einem so geistvollen und ernsten Denker wie Paulsen zumuten, daß er bei Auseinandersetzungen über Luther und sein Werk die wichtigsten Seiten der ganzen Entwicklung berücksichtigt und nicht etwa mit Stillschweigen über sie hinweggeht. Wenn nach einer flüchtigen und unzureichenden Charakteristik der religiösen Stellung Luthers nur davon geredet wird, daß die Reformation wesentlich „die Entbindung des modernen Geistes von der supernaturalistischen Weltanschauung und Lebensauffassung gefördert“ und zur Entkirchlichung der Neuzeit beigetragen habe, so kann das schwerlich als eine sachentsprechende und gerechte Darstellung bezeichnet werden. Die für die Ethik überaus bedeutungsvollen evangelischen Grundgedanken kommen dabei in keiner Weise zur Geltung. Das Recht der einzelnen Persönlichkeit, sich in den heiligsten und höchsten Fragen mit Gott selbstständig auseinanderzusetzen, die Predigt vom Priestertum aller Gläubigen, die Bekämpfung des mönchischen Lebensideals zu Gunsten der natürlichen Gottesordnungen, alle diese schwerwiegenden Seiten der reformatorischen Thätigkeit hätten wohl verdient, in einem geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der sittlichen Anschauungen gewürdigt zu werden.

Doch Paulsen hat es vorgezogen, anstatt die positiven Gedanken zu beachten, einige mehr negative Nebenerscheinungen in den Vordergrund zu rücken.

Das muß um so mehr bedauert werden, als Paulsen im übrigen in seiner Ethik und besonders in der Einleitung in die Philosophie gezeigt hat, daß es ihm an feinem Verständnis für evangelische Eigenart und klarem Blick für die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart nicht fehlt. Wir wünschten, daß seine zum Teil vortrefflichen Bemerkungen über die augenblickliche kirchliche Lage nicht durch verfehlte geschichtliche Erörterungen abgeschwächt wären. Wie wahr und beherzigenswert ist es z. B., wenn in der Einleitung zur Philosophie gesagt wird:

Der Glaube ist seiner Natur nach die zarteste, freiste und innerlichste Lebensbethätigung. Sie stirbt ab, wo Nötigung, Menschenfurcht und Politik ins Spiel kommen. Das ist die offenbarste aller Wahrheiten, die die Geschichte der abendländischen Völker lehrt, freilich eine Wahrheit, die den politischen Menschen schwer eingeht: — was können wir denn thun, um dem Volk die Religion zu erhalten? — Ich weiß es wahrlich nicht, es sei denn dies, daß ihr bei der Frage der Erhaltung der Religion an euch selbst zuerst denkt.

Solchen Mahnungen kann man in der evangelischen Kirche nur von Herzen die vollste Beachtung wünschen. Es thut dringend not, oben wie unten der Erkenntnis Rechnung zu tragen, daß der Glaube seiner Natur nach „die zarteste, freiste und innerlichste Lebensbethätigung“ ist.

Für die Zukunft hegt Paulsen gute Hoffnungen; besonders begrüßt er als ein gutes Zeichen für die Weiterentwicklung des Protestantismus das Hervortreten einer Theologie, die darauf abziele, dem Dogma eine neue Stellung und Bedeutung im kirchlichen Leben zu geben. Er sagt darüber:

An Luther anknüpfend, der mit Verwerfung der scholastischen Philosophie und Theologie die falsche Einheit von Glauben und Wissen verwarf, will die neue Richtung die protestantische Theologie aus dem Intellektualismus der Orthodoxie, aus der verstandesmäßigen Demonstrir- und Systemsucht, in die sie alsbald wieder zurückfiel, herausziehen, um das kirchliche Leben auf den Boden des Evangeliums von der Erlösung durch Glauben und Liebe zu stellen. (S. 13)

Eins freilich trübt nach Paulsens Ansicht sehr stark die hoffnungsreiche Aussicht für die Zukunft:

Der absolut religionsfeindliche Radikalismus, der gegenwärtig in der breiten Masse der Bevölkerung um sich greift. Die Feindschaft, die vordem und noch vor einem Menschenalter durch die obrigkeitliche Bevormundung in den Kreisen der Gebildeten erregt wurde, ist jetzt zu den von politischer und gesellschaftlicher Unzufriedenheit erregten Massen durchgedrungen. (S. 14)

Doch auch durch diese Erscheinung läßt Paulsen sich den Mut nicht rauben. Er giebt der Ueberzeugung Ausdruck:

Das Christentum, das so viele Staatsumwälzungen und Kulturwandlungen, so viele Staaten und Völker überlebt hat, wird auch die Stürme überleben, denen die europäischen Völker entgegenzugehen scheinen. Ja, wer weiß, ob nicht seine Befreiung von der Umklammerung mit den Interessen der herrschenden Gesellschaftsklassen die Bedingung für eine neue und große Entwicklung seines Lebens ist. (S. 15)

Konnten wir den Rückblick Paulsens auf Urchristentum und Reformation nicht teilen, so schauen wir doch gern mit ihm hoffnungsreich in die Zukunft. Auch uns will es scheinen, als stehe das Christentum nicht am Ende, sondern immer noch am Anfang seines großen Siegeslaufs auf Erden. Bn

---

Vom vierten Evangelisch-sozialen Kongreß

3

Professor Kaftan sprach über Christentum und Wirtschaftsordnung. Der Vorwärts hat ihm die Zensur gegeben, daß er eine große Meisterschaft in der theologischen Dogmatik und eine bodenlose Unkenntnis in den wirtschaftlichen Dingen an den Tag gelegt habe. Der Nationalökonom Professor Wagner begann sein Votum in der Diskussion mit dem Bekenntnis, es sei ihm nicht leicht geworden, den „abstrakten“ Ausführungen des Redners zu folgen. Nach dem Reichsboten hätte die Rede von jedem Buddhisten gehalten werden können.*)

*) Die Kreuzzeitung urteilte neulich, daß die von Bornemann veröffentlichten Predigten über „religiöse Zweifel“ „jedem Rabbiner Ehre gemacht hätten.“

In Wahrheit hat Professor Kaftan sich auf die wirtschaftliche Wirklichkeit und Mannichfaltigkeit nur insoweit eingelassen, als es nötig war, seine Ansicht über die Wechselbeziehung von Christentum und Wirtschaftsordnung deutlich zu machen. Er hat dabei den Begriff der Wirtschaftsordnung streng begrenzt: sie ist ihm die Ordnung, die die Erzeugung und Verteilung der Güter im Wirtschaftsleben regelt, gleichviel, ob diese Regelung durch den Staat und das Staatsgesetz oder durch eine freie Organisation erfolgt. Hat das Christentum an einer solchen Wirtschaftsordnung ein Interesse, und umgekehrt die Wirtschaftsordnung am Christentum? Welches ist die gegenseitige Beziehung der beiden offenbar an sich sehr verschiednen Dinge? Um diese Frage handelte es sich. Also nicht um die tausenderlei Berührungen, in die der einzelne Christ oder die christliche Lehre oder die Kirchengemeinschaft mit der Fülle des wirtschaftlichen Lebens gerät. Wohl aber um die alleroberste und wichtigste Berührung, um den Punkt, an dem sich eine grundsätzliche christliche Haltung gegenüber dem sozialen Gebiet zu erproben hat.

Das Christentum verträgt sich mit jeder Form des wirtschaftlichen Lebens. Siegte morgen die Sozialdemokratie und kehrte das Oberste zu unterst, das Christentum bliebe in seinem innersten Kern davon unberührt.*) Christen sind Leute, die es mit Gott zu thun haben, in ihm ein ewiges Leben gefunden haben; das ist ihnen aus den zeitlich-irdischen Verhältnissen nicht zugewachsen und kann ihnen durch irgendwelche Veränderung dieser nicht entrissen werden. Dem ursprünglichen Christentum ist geradezu eine grundsätzliche Gleichgiltigkeit gegen die sozialen Ordnungen eigen, vertrug es sich doch sogar mit dem äußern Fortbestande der Sklaverei. Unsre wirtschaftlichen Zustände entwickeln sich jederzeit unter dem Zwang einer natürlichen Nötigung; ihr Verlauf entzieht daher sich in hohem Grade allem willkürlichen Eingreifen, auch des christlich bestimmten Willens. So hat denn auch das Christentum von vorherein diese eignen Gesetze respektirt, auf denen die jeweilige Wirtschaftsordnung beruht, und den Menschen, die unter deren Herrschaft lebten, damit gedient, daß sie ihnen half, gleichzeitig noch in einer andern Welt zu leben, in der Ewigkeit.

Und doch fühlen wir alle, daß damit die Lösung nicht gegeben ist, wenn wir sagen: das Christentum hat es mit dem (schon hier beginnenden) ewigen Leben in Gott, die wirtschaftliche Arbeit mit dem irdischen Leben und der Befriedigung seiner Bedürfnisse zu thun. Es muß eine Brücke geben, die aus dem einen Gebiet ins andre herüber und hinüber führt. Das kann nicht nur die der Personalunion sein, sofern es ein und derselbe Mensch ist, der in kraft des Christentums seinem Gott und nach seiner Natur seinen sinnlich-irdischen Bedürfnissen lebt. Das wäre dann eine Union also nach Analogie der bedenklichen Formel: Mit dem Herzen ein Christ, mit dem Kopfe ein Heide. Ein Zween-Herren-Dienen unerträglichster Art. Nein, es muß eine innere Verbindung der beiden Lebensgebiete vorhanden sein, sowohl um des einzelnen Menschen willen, der in sie hineingestellt ist, wie für den Gesamtverlauf der Entwicklung auf beiden Seiten. Und da war es nun Kaftans Bemühen, statt allerhand und mancherlei gegenseitige Beziehungen vielmehr Eine feste unverrückbare Beziehung aufzuweisen, die unter allen Umständen das Christentum als einen Faktor auch im Wirtschaftsleben und die Wirtschaftsordnung als eine Sache von Wichtigkeit für das Christenleben offenbarte. Er verschmähte dafür einen Weg, den man wohl sonst zu gehen versucht hat, nämlich auszugehen vom christlichen Glauben an den Schöpfer Himmels und der Erde: Gottes Wille hat die ganze Welt ins Dasein gerufen, auch die irdische Wirtschaftsordnung ist also von ihm geordnet. So schnell kommen wir nicht zum Ziel. Denn die natürlichen Ordnungen, so gewiß sie auf Gottes Schöpferwillen beruhen, sind an sich noch nichts Christliches. Z. B. die Ehe, die Obrigkeit. Sondern sie sind Formen, die der Christ erst mit dem rechten Inhalt erfüllen soll, und die der gottlose Mensch mit unrechtem Inhalt erfüllt. Ja mehr noch: als Christen erkennen wir, daß alle natürlichen

*) Ich verzichte absichtlich auf wörtliche Wiedergabe, will nur den Hauptinhalt zur Geltung bringen, wie ich ihn in mich aufgenommen habe.

Ordnungen thatsächlich durch die Sünde verrückt und verdorben sind. So könnte man von hier aus zu dem (falschen) Schlusse kommen, daß das Christentum alle diese natürlichen Ordnungen, auch die Wirtschaftsordnung, verwerfen muß.

Nein, wir müssen einen andern Weg suchen. Und er liegt für jeden Christen offen da. Das ewige Leben in Gott, das hienieden schon unser ist, haben wir nur, sofern wir in dieser Welt eine sittliche Entwicklung durchmachen, zur sittlichen Person werden. Dazu brauchen wir die Natur, die Erde, die Welt. Wir müssen etwas haben, woran wir uns üben und bewähren, was wir beherrschen können. Die natürliche Weltherrschaft (die Kultur) ist ja an und für sich noch nichts Sittliches. Aber sie hat ihre Vollendung darin, daß sie von sittlichen Personen ausgeübt wird.

An diesem Punkte fordern sich beide, Christentum und wirtschaftliche Ordnung. Das Christentum fordert, braucht ein Zusammenleben, Zusammenwirken von Menschen zu gemeinsamem Ziel. Wenn Gott die Liebe ist und wir wollen zu ihm kommen, wie können wir das, wenn wir nicht in jenem Zusammenleben lernen, was Liebe ist? Und wenn wir unsre sinnliche Natur unterordnen sollen unter den Geist, wie sollen wir solche Zucht anders handhaben, als in unsern Beziehungen zur sinnlichen Welt, im Bewältigen der durch sie uns gestellten Aufgaben? Wie soll die menschliche Gesellschaft sich ausgestalten zu dem sittlichen Organismus, der das Ziel ihrer Bestimmung ist, außer in den verschiednen Gemeinschaftsformen der Kulturwelt? Diese sind „das Rohmaterial der sittlichen Ausgestaltung der Gesellschaft." Weil es mit dem Christentum auf das ewige Leben abgesehen ist, der Christ aber dieses ewige Leben nicht erleben kann außer in sittlicher Entwicklung, bedarf er auch der Wirtschaftsordnung als einer Gelegenheit dazu und natürlichen Grundlage. Und Christenpflicht ist es nun, eben diese gegenwärtige Wirtschaftsordnung so zu gestalten, daß sie auch wirklich eine geeignete Grundlage für die Pflege der sittlichen Ideale des Christentums sei.

Umgekehrt: das wirtschaftliche Leben bedarf der sittlichen Kräfte des Christentums. Nicht zu seiner Entstehung, aber zu seinem Bestehen. Die Wirtschaftsordnung rechnet auf bestimmte Tugenden: Fleiß, Ausdauer, Treue, Vertrauen, schon bei der Erzeugung der Güter, noch vielmehr bei ihrer Verteilung; werden ihr die nicht zugeführt, so bricht sie zusammen. Nun könnte man sagen: diese sittlichen Hilfskräfte müssen ja nicht vom Christentum her bezogen werden, es giebt auch noch andre Sittlichkeit außer der christlichen. Aber da ist erstens zu beachten, daß alles, was wir an sittlichen Ideen und Kräften zur Verfügung haben, direkt oder indirekt mit dem Christentum zusammenhängt. Zweitens aber ist gerade unsre heutige Wirtschaftsordnung so universeller Art, daß ihr nur durch eine so einfache und allumfassende Sittlichkeit wie die christliche das Gegengewicht gehalten werden kann. Gerade wo der Zusammenhang von Arbeit und Genuß durch die heutige Produktionsweise für weite Kreise mehr oder minder aufgehoben ist, bedarf es eines jedermann zugänglichen allgemein befriedigenden Ersatzes dafür, wie ihn allein das Christentum bietet: nämlich, daß alle Arbeit gethan wird zu Dienst und Lobe Gottes und damit der Lohn empfangen wird von einer Welt, die über diese unvollkommne Welt hinausliegt.

Sieht man sich nun die gegenwärtige Wirtschaftsordnung näher darauf an, so werden wir als Christen wesentliche Grundgedanken in ihr verteidigen müssen, weil sie gerade unsern sittlichen Ansprüchen entgegenkommen. So das Privateigentum. Man kann zwar nichts haben und Christ sein (Phil. 4, 12 f.); aber in der Regel ist ohne die Grundlage irgendwelchen Eigentums gesundes Christentum nicht denkbar. Was folgt daraus? Nicht ein bleibendes Privilegium der Besitzenden, sondern die heilige Pflicht, allen Menschen in irgend einem Maße Eigentum zu schaffen. Als Christen müssen wir dafür mit aller Energie und Konsequenz eintreten. — Weiter, die Gliederung in Berufsstände. Das Christentum verträgt keine Nivellirung des geistigen Lebens, es muß ein Vorwärtsstreben und Sichemporarbeiten möglich sein. Aber wiederum ist damit kein Privileg der obern Zehntausend anerkannt, sondern es ist Christenpflicht,

die geistigen Güter möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen, den intellektuellen Hunger des Volkes zu befriedigen, seine Genußfähigkeit zu heben. Keine Sorge, daß der Glaube darunter leiden möchte: er verträgt sich mit jeder Wahrheit, leidet nur durch Halbbildung und Beschränktheit.

Die Wirtschaftsordnung ist um des Menschen willen und nicht der Mensch um der Wirtschaftsordnung willen gemacht. „Je mehr ich mich in mein Thema vertiefe, desto mehr sehe ich, wie sich das Christentum kritisch gegen die gegenwärtige Wirtschaftsordnung richtet." Man redet so viel von notwendigen Mißständen und Mißbräuchen in unserm öffentlichen Leben. Aber als Christen sagen wir dagegen: es ist nicht notwendig, daß wir existiren, notwendig aber ist, daß unsre Existenz sich mit unsrer Menschenwürde vertrage. Und weiter: wir glauben nicht, daß der natürliche Zwang der Dinge die christlich-sittliche Forderung ausschließt. Schöpfungsordnung und christliche Ordnung müssen sich schließlich decken können. Das ist der Glaube, der uns Christen ermöglicht mittendrin zu stehen im wirtschaftlichen Leben und unsre Pflicht zu thun. Das ist der Glaube, auf dem die ganze Arbeit des Evangelisch-sozialen Kongresses ruht.

4

Es ist seit den Anfängen unsers Kongresses von gegensätzlichen Richtungen viel die Rede gewesen, die in ihm sich anzögen und abstießen. Ich bin überzeugt, daß Professor Kaftans Ausführung bei den Freunden des Kongresses keinen Widerspruch zu gewärtigen hat, ja daß es ihm gegeben war — gerade weil er sich so ganz auf der Höhe des Prinzipiellen hielt — den gemeinsamen geistigen Untergrund unsers Strebens aufs glücklichste zur Aussprache zu bringen.

Wenn gleichwohl eine lebhafte Diskussion sich an diesen Vortrag anschloß, so war das dem „freiwilligen Korreferenten," Pfarrer Naumann aus Frankfurt a. M., zu danken. Man wird sagen dürfen, daß der lebendige Zug, der durch die ganzen Verhandlungen dieses Kongresses ging, vornehmlich seinem Eingreifen verdankt wurde. In ihm verkörpert sich mehr als in irgend einem der sonstigen Teilnehmer die vorwärts drängende Kraft, ohne die der Kongreß kein Recht hätte zu existiren. Das werden auch die anerkennen, die in den einzelnen Meinungen von Naumann vielleicht recht erheblich abweichen mögen. Er begann die dreiviertelstündige Rede, die er auf Kaftans folgen ließ, mit unumwundner Anerkennung von dessen Sätzen. Aber weit entfernt von jeglicher akademischen Selbstbeschränkung griff er hinein ins Leben und in die Schrift, um nur vorläufig eine Handvoll Beziehungen zwischen Christentum und Wirtschaftsordnung auszubreiten. Nicht ohne anzudeuten, wie er sich die prinzipielle Unterbringung dieses gewaltigen Stoffes dächte. Naumann hat sogar sehr stark das Bedürfnis theoretischer, wissenschaftlicher Klarheit in diesen Dingen. Aber ich thue ihm wohl nicht unrecht, wenn ich sage: er geht nicht von irgendwelchem fertigen christlichen Gedankensystem, geschweige von irgendwelcher Theologie aus hinein ins wirtschaftliche Leben, sondern er steht als schlichter Christ mit scharfem Auge und warmem Herzen mitten in diesem Leben drin, er fühlt instinktiv, hierzu hat das Christentum etwas zu sagen und zu leisten, er sucht Rechtsformen, Wege und Mittel, Christi Geist, Gottes Willen in die scheinbar so spröden Zustände hineinzutragen, und wo ihm die Theologie dafür eine Hilfe, einen Gedanken bietet, hält er sie fest. Er ist in erster Linie ganz praktisch-sozial interessirt, aber er schaut mit geschärftem christlichen Gewissen die kolossale Aufgabe, die gerade des Christentums auf dem sozialen Gebiete harrt, und die der Welt und nur zu sehr auch der Kirche noch verborgne wirtschaftliche Umgestaltung, die eben der christliche Geist, sobald er nur erst recht aufwacht und sich auf seine Kraft und Pflicht besinnt, vollziehen wird. Ihn drängt alles zum Handeln, und so möchte er alle zum Handeln drängen; der Streit der theologischen Meinungen wird ihm von hier aus gleichgiltig; christliche Gedanken, Waffen, Kräfte nimmt er, erbittet er von allen Richtungen, Parteien, Schulen, und die ihm das Meiste leistet, wird ihm die liebste sein.

Niemand hat mehr widersprochen auf dem Kongreß, und niemand mehr Widerspruch erfahren. Sein Vortrag im vorigen

Jahr über Christentum und Familie ist fast von allen Seiten in wichtigen Hauptpunkten abgelehnt worden.*) Aber unsre Leser kennen seinen Artikel „Christlich-sozialer Geist" in Nr. 23 dieses Jahres. Ich weiß nichts Gedrucktes oder Gesprochnes, worin der Geist des Evangelisch-sozialen Kongresses, der dort die verschiednen Köpfe zusammenhält, so wahr und treu zum Ausdruck gekommen wäre. Ich habe es in Berlin im vertrauten Kreise am Abend des ersten Tages erklärt und wiederhole diese Erklärung öffentlich, daß dies der Geist ist, in dem die Christliche Welt an den sozialen Aufgaben mit arbeiten möchte, der Geist, von dem der Kongreß erfüllt sein muß, wenn er Gesellschaft und Kirche ein Stück vorwärts bringen soll.**)

Es ist, glaub ich, wichtiger, darauf nachdrücklich hinzuweisen, als dem Austausch der Meinungen zu folgen, den die Diskussion brachte. Ich müßte dann auch auf den andern Tag wieder hinübergreifen. Je ernster die Verhandlungen sind, desto weniger kann ein kurzer Artikel ihnen gerecht werden. Hoffentlich wird der gedruckte Bericht uns ein recht gutes Protokoll bieten. Nur so viel. Naumann sah die Kirche und Theologie vor eine dreifache Aufgabe gestellt: 1. habe sie die Kapitalfrage von ihrem Standpunkte theoretisch und sittengesetzlich zu lösen (wie einst die Kirche sie mit dem Zinsverbot u. s. w. freilich ungenügend genug in Angriff genommen); 2. habe sie das Problem der Versorgung der in besonderm Sinne Notleidenden zu bewältigen (nach dem ebenfalls ungenügenden Vorgang der innern Mission und Humanität); 3. haben sie ernstlich an die Aufgabe der Gemeinschaftsorganisation heranzugehen (wofür Anfänge ebenso im Vereinswesen wie in der Gemeindebewegung vorlägen). Professor von Nathusius in Greifswald, dessen evangelisch-soziales Lehrbuch wir in Nr. 22 begrüßt haben, vermißte in Kaftans Ausführungen den Gedanken der Gottesherrschaft, des Reiches Gottes, der uns in der Wirtschaftsordnung ebenso ein großes Rätsel wahrnehmen lasse wie eine heilige Pflicht. (Vgl. Chronik.) Harnack gab geschichtliche Anmerkungen, vor allem die, daß im Kultus der ältesten Kirche Gottesdienst und Nächstendienst in leider völlig verlorner Vereinigung sich gedeckt haben: die von Kaftan billigerweise beiseite gelassene geschichtliche Durchführung des Themas „Christentum und Wirtschaftsordnung" möchten wir uns nicht vergeblich vom löblichen Aktionskomitee für den nächsten Kongreß erbitten! Wagner machte nach andern wertvollen Ergänzungen (über Eigentum und Stände) die feine Bemerkung, daß er in Kaftans Erörterung das Wort vermißt habe: Führe uns nicht in Versuchung. Denn dies sei das Verderbliche an unsrer gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, daß sie mehr als vergangne gewisse Gesellschaftsklassen in Versuchung führe. Hier liege ein direkter Anlaß vor, das Christentum gegen die Wirtschaftsordnung mobil zu machen. Göhre wollte dem ausdrücklich vorbeugen, daß etwa, wie nach Aeußerungen Kaftans und Naumanns denkbar schien, das Christentum sich auf die eine oder andre nationalökonomische Theorie einließe und festführe. Es handle sich nur um freie Beeinflussung, sittliche, innere Umgestaltung, die an jedem gegebnen Punkte in größter Unabhängigkeit von wirtschaftlichen Losungen einsetze. Stöcker endlich machte gegen den Christus, der das Wort vom Erbschichter gesagt hat (Luk. 12, 14), den ganzen Christus mit seinem Helfen, Richten und

*) Vgl. z. B. Kaftans Artikel gegen ihn in Nr. 27 des vorigen Jahrgangs. Dagegen aber tritt für Naumann ein Eck in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1893, Heft 1. — Uebrigens thut man ihm oft genug unrecht, weil man sich nicht die Mühe nimmt, seine wirkliche Meinung kennen zu lernen. So erhalte ich eben eine geharnischte Epistel, die u. a. dagegen protestirt, daß Naumann auf dem Kongreß verlangt habe, man solle nicht mehr „Dienstmädchen" nennen, sondern „Fräulein." In Wirklichkeit war es Professor Wagner, der in Anknüpfung an Brauns Vortrag darauf hinwies, daß man einst gesagt habe „Dienstmagd," heute heiße es „Dienstmädchen," nächstens werde man „Dienstfräulein" sagen müssen. Die Berichte der Tagesblätter sind ja doch ganz unzuverlässig. Man lese den Bericht der Chronik oder warte das Protokoll ab. Selbst kirchliche Blätter geben sich nicht die Mühe, auch nur richtig zu hören; z. B. der Berliner Evangelisch-kirchliche Anzeiger, von dem man freilich zuweilen nicht weiß, ob man ihn noch ernst nehmen soll, schließt seinen Kongreßartikel mit einem blanken Unsinn. Denn so etwas hat Harnack ebensowenig gesagt, wie er es gesagt haben kann.

**) Vgl. Naumanns Liegnitzer Vortrag: Was thun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie? Leipzig, Ungleich 1889.

Kämpfen geltend. Man solle Christus und ebenso Luther nicht zur abstrakten Persönlichkeit machen, sondern sie in ihrer konkreten Lebenswirklichkeit auf sich wirken lassen, dann werde man von ihnen lernen in die Weltordnung eingreifen und nicht mehr so weltabgeschieden von Liebe und Friedfertigkeit reden. Hieran schloß er ein Wort der Rechtfertigung der „christlich-sozialen Partei" als solcher.

Und damit bin ich an dem Punkte angekommen, wo es mir nicht schwer fallen kann, zu zeigen, daß sich seit dem ersten Kongreß im Schoße seiner Freunde Wandlungen vollzogen haben.*) Damals wandten wir ein gut Teil unsrer Kraft und Aufmerksamkeit gegen die Gefahr, von Stöcker für seine christlich-soziale Partei engagirt zu werden. Es waren die Tage, in denen Stöcker sich mit dem großen Plane einer „sozialmonarchischen Vereinigung" trug. In dieses Fahrwasser hat sich der Kongreß nicht leiten lassen, und jetzt liegen viele Meilen dazwischen.

Aber wenn Stöcker insofern auf den vornehmlich durch ihn ins Leben gerufnen Kongreß hinsehn mag wie auf ein Kind, das seine Hoffnungen betrogen hat, so darf er auf der andern Seite doch seine Freude am Gang der Entwicklung haben. Standen wir ihm damals entgegen unter der Parole des Gemeindegedankens, sehr auf der Hut, uns nicht zu tief ins wirtschaftliche, öffentliche Leben einzulassen, mehr darauf aus, mittelbar durch eine Neubelebung der Kirche sozial zu wirken, so haben wir uns Stöcker inzwischen doch um vieles genähert. Oder ich will sagen: wir sind dem, was ihn treibt, inzwischen gerechter geworden. Es ist doch nicht zufällig, daß Naumann und Göhre, die beiden, die uns am meisten zu dieser Wandlung geholfen haben, auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwicklung lebendige Anregungen für ihr soziales Streben von Stöcker empfangen haben. Naumann so sehr, daß er noch immer am liebsten von „christlich-sozial" und „Christlich-sozialen" redet, auch wo er weit entfernt ist, das im Sinn der Berliner Partei dieses Namens zu meinen. Kaftans Vortrag aber und die Verhandlungen beider Kongreßtage waren der Beweis dafür, daß wir Stöckers Grundansicht, daß man aus dem Evangelium bestimmte Forderungen für die Wirtschaftsordnung leiten könne und müsse, prinzipiell heute nicht viel zu entgegnen haben, mögen bei der theoretischen wie praktischen Durchführung des Gedankens die Wege noch so oft auseinandergehen, insbesondre da, wo das Wort „Kirche" sich einstellt. Am meisten auf der Linie dessen, was uns früher als „evangelisch-sozial" galt, bewegte sich offenbar Brauns Vortrag; gleichwohl werden unsre Herzen bei der Naumannschen Ergänzung dazu doch lebhafter geschlagen haben. Zwei Richtungen sind ja auch heute vorhanden. Aber sie lauten nicht Hie Stöcker! Hie Sulze! Oder gar Hie Stöcker! Hie Uhlhorn! wie vor drei Jahren. Der Uhlhornsche Standpunkt ist uns zu kühl, zu vornehm, zu unfruchtbar.**) Wir lassen ihm sein Recht an seinem Orte, wie wir dem Sulzischen Gemeindegedanken so treu anhängen als vordem. Aber daß es Christen geben muß, auch Theologen, auch Pfarrer, auch Professoren der Theologie, Kirchenbeamte höherer und niederer Gattung, überhaupt Gemeindeglieder, die als solche, als Christen sich hineinbegeben in die Gährung und Brandung des wirtschaftlichen Stromes, der durch unsre christliche Welt mitten hindurch flutet, die da den Beweis des Geistes und der Kraft führen müssen, Gefahren beseitigen und neue Bahn schaffen müssen — das wissen wir heute besser und anders als vor drei Jahren.

Ein ernster, aber mißtrauischer Beobachter hat am Kongreß die Hauptsache vermißt: die Selbstverleugnung, das Tragen des Joches Christi. Ich weiß nicht, wie man das machen soll: zu einem Kongreß zusammenkommen und sich dort selbst verleugnen, oder irgendwie die Selbstverleugnung „darstellen." Das ist gewiß, daß der christlich-soziale Geist, den wir meinen, der auf sozialem Gebiete entwickelte Geist christlicher Selbstverleugnung ist. Scheinbar verhalten sich ja Christentum und wirtschaftliches Leben allerdings wie Selbstverleugnung und Selbstsucht. Aber eine rechte Wirtschaftsordnung kommt nicht zu stande, ohne

*) Vgl. Christliche Welt, Jahrg. 1890, Nr. 23—26.

**) Man messe die verschiednen Standpunkte an der Bewegung für Sonntagsruhe!

die Mitgift von Selbstverleugnung, die allein das Christentum ihr zubringen kann.

Ich habe viel das Wörtchen „wir" und „uns" gebraucht. Zuweilen, indem ich hoffte, alle Genossen des Kongresses damit umschließen zu können. Sodann, wenn ich unterscheiden mußte, indem ich an die jüngere Generation dachte, die in Naumann und Göhre ihre Vertreter hat. Was uns näher verbindet, ist keine besondre theologische oder kirchliche Schulung, sondern ein großer und lebendiger Eindruck von dem, was das Christentum in den sozialen Wirren dieser Zeit zu leisten hat. Mögen die Männer, die an Erfahrung und Wissenschaft uns voraus sind, fortfahren, uns mit ihrer Gabe zu dienen, dann wird der Kongreß noch auf lange Zeit hinaus das Zeichen sein, an dem wir uns zurechtfinden, unter dem wir uns sammeln und uns zu der Arbeit, die von uns gefordert wird, stärken.*) R

Eine Tragödie?

Die Tägliche Rundschau schrieb neulich, als sich achtzig Männer in Sachen Schrempfs an die oberste evangelische Kirchenbehörde Württembergs gewandt hatten,**) Folgendes:

Uns wundert nicht, daß sich so wenige melden, und die Kirchenbehörde müßte blind sein, wenn sie aus der geringen Zahl der Unterzeichner den Schluß zöge, daß so wenige Stimmen überhaupt nicht zu beachten seien; denn wer die Stimmung der evangelischen Gebildeten gegen die offizielle Kirche kennt, der weiß, daß auf jeden dieser Unterzeichner viele Tausende von Gesinnungsgenossen kommen, die ganz ebenso oder noch schärfer denken und doch keinen Finger mehr rühren zu einer Erklärung. Nicht die offnen Proteste sind es, was die offizielle Kirche am meisten zu fürchten hat, sondern das Urteil der schweigend Abgefallnen.

Hierauf hat in Nr. 132 der Täglichen Rundschau ein evangelischer Geistlicher, offenbar ein Gesinnungsgenosse der Christlichen Welt, seinem Schmerz darüber Ausdruck gegeben, daß die „evangelischen Gebildeten" sich nicht bloß gegen die offizielle Kirche gleichgiltig stellten, sondern auch gegen alle Bestrebungen, Glauben und Wissen zu versöhnen. Und so würden „wir" von der einen Seite als „ungläubig" gebrandmarkt und verhetzt und von der andern Seite nicht verstanden, geschweige unterstützt. Das nähme uns die Freudigkeit und den Schwächern unter uns den Mut.

Hierzu nun schreibt Friedrich Lange Folgendes:

Der Inhalt dieser Zuschrift überrascht uns nicht, er entspricht vielmehr völlig unsern eignen Beobachtungen. An wärmster Teilnahme für den Idealismus gerade dieses neuen Geschlechts evangelischer Theologen fehlt es uns auch nicht; wir wissen vielmehr, daß, wenn das evangelische Christentum noch einmal eine lebendige Macht in unserm Volke werden könnte, von den Persönlichkeiten dieser Art die lebendige Wirkung ausgehen müßte und würde. Den Sinn des Wortes „offizielle Kirche" hat der Verfasser der obigen Bemerkungen freilich nicht nach unsrer Absicht getroffen, denn wir rechnen zu dieser Kirche den gesamten Organismus, kraft dessen die sogenannten orthodoxen Pfarrer, aber auch die Anhänger der kritischen Richtung, Ritschlianer und Männer von der Gesinnung des Verfassers zu ihrem Amte bestellt werden, und das „Urteil der schweigend Abgefallnen" richtet sich nach unsrer Beobachtung gegen alle in diesem Organismus thätigen Geistlichen. Volles Verständnis haben wir dafür, wenn der Verfasser die Gleichgiltigkeit der evangelisch Gebildeten gegen Vorkommnisse wie den „Fall Schrempf" und Aehnliches als Bitternis empfindet; längst haben wir begriffen, daß der Kampf dieser Idealgesinnten eine wahre Tragödie ist, die keinen edler empfindenden Menschen kalt lassen kann. Aber wir glauben auch nach reiflicher Prüfung zu wissen, daß dieser Kampf nur mit einer äußern Niederlage, d. h. als Tragödie enden kann. Niemals wieder — nach unsrer wohlerwognen Ueberzeugung — kann das evangelische Christentum auf seiner bisherigen Grundlage eine lebendige Kraft in unserm Volkstum werden, und darum eben haben wir nach einer neuen, stärkern Grundlage für Sittlichkeit und religiöse Erbauung gesucht und glauben sie im „reinen Deutschtum" gefunden zu haben.

Den Hinweis auf das „reine Deutschtum" lassen wir vorläufig dahingestellt. Mit den hierdurch angedeuteten Bestrebungen werden wir uns noch ausführlich auseinander zu

*) In Nr. 24 versprach ich noch einige Zeitungsnummern zu nennen. Hier sind sie: Vossische Zeitung 187. [Hierzu Nobbes Antwort: Berliner Kirchliche Nachrichten 20.] Berliner Tageblatt 269. Reichsbote 125. — Hoffentlich bringen uns die „Mitteilungen" eine recht vollständige Sammlung der Preßstimmen über den Kongreß.

**) Vgl. Chronik Nr. 23, Sp. 208.

setzen haben. Aber zu dem Dialog selbst möchten wir nicht schweigen. Zunächst wollen wir den Eindruck nicht haften lassen, als ob wir irgend wie daran verzweifelten, der evangelischen Kirche wieder zu Macht und Einfluß in unserm Volksleben zu verhelfen. Und weil die Zuschrift des evangelischen Geistlichen an die Tägliche Rundschau diese Meinung aufkommen lassen könnte, so möchten wir wünschen, sie wäre unterblieben. Aber sie hat ohne Zweifel auch nicht die Absicht gehabt, ein Klagelied anzustimmen, sie ist vielmehr als Appell an die evangelischen Gebildeten gemeint gewesen. Freilich können wir auch diesen Appell an das Mitleid der Gebildeten uns nicht aneignen. Wenn die Gebildeten unsre Bestrebungen aus Mitleid oder Wohlwollen gegen uns unterstützten, so wäre uns damit ebenso wenig gedient, als wenn der Kirche aus andern weltlichen Gründen Unterstützung zu teil würde. Wir wollen sie durch Ueberzeugung gewinnen, oder doch mit Gottes Hilfe durch Beweisung des Geistes und der Kraft zwingen, anzuerkennen, daß das evangelische Christentum lebt und leben wird.

Gewiß, es schmerzt uns, daß sie so kalt beiseite stehen. Aber wir haben uns auch niemals eingebildet, als brauchten wir nur den Mund aufzuthun, und sie würden wieder in Scharen in die Kirchenhallen strömen. Denn in Wirklichkeit sind es ja doch nicht die wissenschaftlichen Skrupel, die sie dem Glauben entfremdet haben. Es giebt wohl keinen Christen, der nicht seine Bedenken und Zweifel hätte. Aber deshalb giebt er dem Christentum doch nicht den Abschied, denn er fühlt den unentrinnbaren Zwang des christlichen Geistes am Herzen und am Gewissen. Was die Gebildeten und Ungebildeten dem Christentum entfremdet hat, das ist der praktische Materialismus, der seit Jahrzehnten am Marke unsers Volkslebens zehrt. Die Selbstsucht in grober und feiner Form hat dahin geführt, daß man die Sünde als ein störendes Ding aus dem Wort- und Empfindungsschatz ausgemerzt hat. Und wo das Gefühl dafür fehlt, hinter dem Guten zurückzubleiben, da hat das Christentum keinen Boden. Es ist eins der tiefsten Worte Jesu, daß nur der ihn erkennen, d. h. anerkennen werde, der den Willen Gottes thun wolle, d. h. nach dem Guten strebe. Es kommt daher darauf an, dem christlichen Lebensideal wieder den Boden zu erstreiten. Es kommt darauf an, zu zeigen, daß nichts in der Welt imstande ist, die Harmonie der Gesellschaft, den Frieden im Weltgetriebe und die Kraft zum Guten in dem Maße zu verwirklichen als der Geist Christi. Das wird nicht durch Worte allein und nicht einmal vornehmlich gezeigt, sondern, wie schon gesagt, durch Beweisung des Geistes und der Kraft. Und es mag sein, daß wir zu diesem Ziel nur durch Bildung kleinster, geisterfüllter Lebenskreise kommen. Langsam geht es auf jeden Fall, und auf die Gewinnung der ältern Generation verzichten wir, wenn es sein muß. Möglich, daß die Ausdehnung des sozialen Gedankens uns hilft, dann, wenn wir nicht versäumen, ihn christlich zu beeinflussen. Möglich aber auch, daß gerade der soziale Gedanke sich im bewußten Widerspruche gegen das Christentum durchsetzt, dann gewiß, wenn wir uns vornehm von der sozialen Bewegung zurückhalten. In diesem letztern Falle könnte es zu dem kommen, was Lange eine Tragödie nennt. Denn einsam und unbeachtet einschlafen wird das Christentum nicht. Darauf möge man sich verlassen. Die große Masse der Ungebildeten sowohl als die kleine Schar der Gebildeten wird sich noch einmal mit dem Christentum auseinander setzen müssen. Da ists möglich, daß wir äußerlich unterliegen. Aber die Niederlage unsrer Person wird der Sieg unsrer Sache sein, so gewiß das Kreuz Christi zum Ehrenzeichen des Siegers geworden ist. Denn der Geist, der in uns lebendig und kräftig ist, der wird wahrlich auch noch in andern Leben und Kraft wirken können. Ob die offizielle Kirche dabei Bestand behält oder zu Grunde geht, kümmert uns im geringsten nicht. Denn nicht sie hat die Verheißung ewiger Dauer. Aber die wahre Kirche Christi, die Gemeinschaft der Gläubigen, kann niemals untergehen, und der Geist Christi wird wehen, solange die Erde steht.

H-Zw

Die weibliche Diakonie und die Frauenfrage

2

Soweit bin ich den Ausführungen des Herrn D. Baur, die wohl in den weitesten kirchlichen, zumal den Männerkreisen völliger Zustimmung sich erfreuen, gefolgt, und ich bedaure aufrichtig, daß meine Darlegungen so wenig zustimmend sein konnten und vorläufig kaum geeignet sein dürften, diesem trotzdem und alledem schönen und edeln Werke der Diakonie in weitern gebildeten Frauenkreisen Freundinnen zu gewinnen. Die schwerwiegendsten Bedenken aber, die wir glauben gegen die evangelische Diakonie geltend machen zu müssen, habe ich noch nicht ausgesprochen; doch fühle ich mich um der Wahrheit willen dazu verpflichtet.

Mir scheint: die ganze evangelische Diakonie ruht nicht auf evangelischer, sondern auf katholischer Grundlage. Sie ist eine wenn auch vielleicht unbewußte Nachahmung der katholischen Orden barmherziger Schwestern, denn sie verstößt gegen evangelische Grundprinzipien:

1. Gegen das Recht jedes Menschen auf Geistes- und Gewissensfreiheit, aus dem sich mit Notwendigkeit das Recht der Persönlichkeit auf freie Entfaltung der ihr von Gott verliehenen Eigenart und das Recht auf freien Gebrauch aller der Menschheit von Gott geschenkten Lebensgüter ergiebt.

2. Gegen den Grundsatz vom allgemeinen Priestertum, aus dem die evangelische Lehre vom Beruf sich ergiebt, daß nämlich nach Luther 1. alle Berufe vor Gott gleich seien, von dem des Königs und Priesters an bis herab zu dem des geringsten Knechtes und der geringsten Magd, und 2. daß alle treu und gewissenhaft im Glauben verrichtete Berufsarbeit Gottesdienst sei. Daraus folgt nun aber weiter, daß zu dieser Auffassung des Berufes die Besoldung gehört. Sind nämlich alle Berufe gleich, der der Diakonisse nicht höher und frömmer als jeder andre, so muß dies auch äußerlich zur Anschauung gebracht werden, indem man ihn unter dieselben Bedingungen stellt wie die andern Berufe; sonst richtet man trotz alles theoretischen Predigens dagegen Verwirrung der Begriffe an, wie sich diese Folge thatsächlich zeigt in der besondern Verehrung, die man den „frommen“ oder „barmherzigen Schwestern“ zollt. Dadurch aber werden die andern Christen diskreditirt, als wären sie nicht so fromm, nicht so barmherzig. Wir können nun einmal in unsrer Kirche nicht mit denselben Mitteln wirken wie die katholische, sonst setzt sich unsre Kirche mit sich selbst in Widerspruch. Was einst als Notbehelf eingerichtet wurde und als solcher seine Berechtigung hatte, der Diakonissendienst ohne Besoldung, weil vielleicht das allgemeine Verständnis für dieses wichtige christliche Gemeindeamt der Diakonie noch nicht geweckt war, und darum wohl die nötigen Geldmittel fehlten, durfte nach unsrer Auffassung nicht zum Prinzip erhoben werden.

Man betrachte doch einmal genau von den oben genannten evangelischen Grundprinzipien aus die evangelische Diakonie, und man wird erkennen, daß aus der falschen Grundlage, auf der sie ruht, alle ihre hier dargelegten Mängel sich ergeben. Mir will es als ein Zeichen gesunden protestantischen Geisteslebens erscheinen, daß die evangelische Frauenwelt so wenig Neigung zeigt, sich in dieses knechtische Joch spannen zu lassen, obgleich sie andrerseits großartige Beweise von selbstloser Opferwilligkeit giebt. Vielleicht liegt eben hierin auch die Beantwortung der seinerzeit von Ihrer Majestät der Kaiserin aufgeworfnen Frage: Warum hat die evangelische Kirche im Verhältnis zur katholischen so großen Schwesternmangel?

Die wenigsten Werber für den Diakonissenberuf haben von der geistig und religiös engherzigen Art der Diakonissenhäuser einen rechten Begriff, und es dürfte auch keineswegs leicht sein, einen solchen davon sich zu verschaffen. Ist es doch überall so: von der wahren Größe und Tiefe der Leiden, Mängel und Nöte eines Standes wissen nur die zu berichten, die sie selbst durchgemacht haben. Das wären in diesem Falle die Diakonissen. Weshalb aber sprechen diese sich nicht öffentlich darüber aus? Abgesehen von dem Zeitmangel und der Thatsache, daß nicht jede Schwester dazu die geistige Fähigkeit hat, ließen sich der Gründe noch manche anführen. Zunächst haben nicht alle

Menschen, am wenigsten alle Diakonissen, ein lebhaftes Freiheitsbedürfnis, und sie achten darum ihr evangelisches Recht auf Geistesfreiheit gering, oder sie lassen sich durch falschangewandte Bibelsprüche verwirren und einschüchtern, sodaß sie sich selbst mißtrauen. Sodann hüten sie sich ein allgemeines Urteil auszusprechen, weil sie selten wissen, ob ihre besondren Erfahrungen nur ihrem eignen Mutterhause zur Last zu legen sind, oder dem ganzen Verbande, dem dieses Haus gehört; denn, und dies ist mir immer als besonders unheilvoll erschienen: der Vorstand eines Hauses, oder auch nur eine Person, die Oberin oder der Pastor, herrscht darin fast absolut und untersteht, so viel ich weiß, gar keiner Kontrolle. Da kann dann die Disziplin eine freiere, aber auch eine sehr strenge sein, je nach dem Standpunkte der leitenden Persönlichkeit. Zu wem also könnten die Schwestern klagen gehn und um Abhilfe bitten? Auch würde es während des Aufenthaltes im Krankenhause keiner Schwester zu raten sein, über die Mängel ihres Hauses zu schreiben, und sind sie ausgetreten, dann haben sie mit sich selbst genug zu thun; der Gemeinsinn fehlt ja den Frauen leider noch gar zu sehr.

Endlich muß ich noch einen Brauch der bedenklichsten Art nennen, der wohl auch an der Spärlichkeit der Mitteilungen aus den Diakonissenleiden seinen Anteil hat; ob er allgemein ist in den Krankenhäusern weiß ich nicht, jedenfalls in dem Hause, in das meine Schwester einst eintrat, war er statutengemäß: den neueintretenden Probeschwestern wurde das Versprechen abgenommen, „nie etwas Nachteiliges über die Anstalt auszusagen.“ Es hat lange gedauert, bis sich meine Schwester bewegen ließ, uns offne Mitteilung über alles zu machen; erst dann, als sie überzeugt wurde, daß es unrecht sei, ein solches Versprechen zu verlangen und zu geben, und daß dabei ein Konflikt mit der Wahrheit gar nicht zu vermeiden sei, brach sie ihr Wort. Es wäre um der edeln guten Sache willen durchaus wünschenswert, daß recht viele, wahrheitsgemäße, objektive Berichte aus dem Diakonissenleben der verschiedensten Häuser veröffentlicht würden; denn auch die Veröffentlichung betrübender Wahrheiten kann ihr nur zum Segen gereichen. Schäden kann man nur heilen, wenn man sie erst kennt.

Einige Züge möchte ich hier mitteilen, die vielleicht geeignet sind, ein Streiflicht auf die unevangelisch-engherzige Art des erstgenannten Mutterhauses zu werfen und Nachforschungen anzuregen darüber, ob diese ein Ausfluß des allgemeinen Geistes unsrer Diakonissenhäuser sind. In einem Briefe meiner Schwester aus ihrer damaligen Probeschwesternzeit heißt es:

Ach L . . . . hilf mir doch zurecht, ich werde ganz verwirrt und innerlich schwankend, alles, was uns zu Hause als edler Lebensgenuß und Bildungsmittel galt, erscheint hier als sündhaft. Heute zitirte ich einmal unwillkürlich Fritz Reuter; „und Sie schämen sich nicht, M . . . ., zu sagen, daß Sie solchen Autor gelesen haben?“ fuhr man mich an.

Ein andrer Brief erzählt:

Jetzt pflege ich eine gebildete, ältere, kranke Schwester. Vor einigen Tagen komme ich zu ihr, um die übliche Morgenandacht mit ihr zu halten, und da treffe ich sie in Thränen an. Auf meine teilnehmende Frage kommt nach und nach folgendes Bekenntnis von ihren Lippen: „O M . . . ., was habe ich gerungen um innere Freudigkeit die ganzen vielen Jahre, die Arbeit hat mir ja geholfen, die Sehnsucht nach einem andern Dasein zu unterdrücken, aber heute überwältigt sie mich; ach, könnte ich doch nur noch ein einziges mal ein Franz-Lied hören! Diese herrlichen Lieder von Robert Franz gehörten bei uns zu Hause zum täglichen Brot.“ Ich verriegelte die Thür und versuchte, so gut es gehen wollte ohne Begleitung, ihr anstatt des vorgeschriebnen Gesangbuchliedes eins ihrer Lieblingslieder von Robert Franz zu singen; auch die Zwischenspiele und Uebergänge versuchte ich mitzunehmen. Dies klang aber so komisch, daß wir beide lachen mußten, und so trösteten wir uns denn mit einander. Warum aber müssen wir auf alles dies verzichten, was uns doch in unserm schweren Berufe erfrischen und erheitern könnte? Die Märtyrergeschichten, mit denen wir zum Nachtisch oft noch traktirt werden, sind wahrlich dazu nicht angethan!

Ist es nicht, als ob diese Berichte dem mittelalterlichen Klosterleben entstammten? Man wird mir wohl kaum persönliche Rachsucht oder dergleichen bezüglich dieser meiner Mitteilungen vorwerfen können, wie dies der Adelheid Bandau geschah, denn über ein Jahrzehnt ist verflossen, seit meine Schwester persönlich in der Diakonie gearbeitet und gelitten hat. Wir erkennen auch ausdrücklich gern und freudig die bisherigen großartigen Leistungen selbstverleugnender Nächstenliebe in ihr an. Umsomehr

liegt uns aber daran, daß sie von allem römischen Geiste befreit zu voller, freier, echt-evangelischer Entfaltung gelange.

Vorläufig müssen wir leider auch die schon oben gestellte Frage: Ist der Diakonissenberuf in seiner jetzigen Einrichtung derartig, daß man ihn mit gutem Gewissen der gebildeten evangelischen Frauenwelt als geeigneten Lebensberuf empfehlen kann? vom evangelischen Standpunkt aus verneinen, denn unevangelisch in ihm ist: die fast völlige Beschränkung der persönlichen Freiheit und geistigen Eigenart. Der im vorigen Artikel zitirte Arzt sagt darüber:

Jede selbständige Regung der Schwestern wird strengstens gerügt, und die könnte ganz gut neben der notwendigen Disziplin bestehen.

Unevangelisch ist in ihr ferner die Askese um der Askese willen. Mancher evangelische Geistliche, gegen den ich mich darüber aussprach, erwiderte mir: Wer nicht absagt allem, was er hat, der kann mein Jünger nicht sein. Dies ist auch eine Probe von der in Diakonissenhäusern gebräuchlichen Art der Schriftanwendung, mit der nach römischem Muster, wenn auch vielleicht nicht mit bewußter Absichtlichkeit, die Gewissen geknechtet werden. Wenn ich dagegen die geistlichen Herren fragte, ob denn dies Wort nicht allen Christen, oder etwa ausschließlich den Diakonissen gelte, so blieb man mir die Antwort schuldig oder verwickelte sich in Widersprüche. Ich meine, jeder wahre Christ muß gewiß bereit sein, nötigenfalls alles, ja auch das Leben für seinen Herrn zu opfern. Auch giebt es einzelne auserwählte Rüstzeuge des Herrn, die „um des Himmelreiches willen“ ein Leben strenger Entsagung führen müssen, wie der Herr selbst dies Matth. 19, 12 andeutet. Diese haben dann in ihrem hohen Beruf ein inneres Gegengewicht für die andern Entbehrungen. Ohne zwingende Not aber einem ganzen Stande solche strenge Askese aufzuerlegen ist unevangelisch und verführt zu geistlichem Hochmut, der leicht dazu neigt, sich aus den vielen außergewöhnlichen Entsagungen eine besondre Ehrenkrone zu flechten. Auch den Diakonissen gilt Pauli Wort: Alles ist euer, ihr aber seid Christi.

Unevangelisch ist sodann die Auffassung des Berufes ohne Besoldung, wie oben weiter ausgeführt wurde. Man macht oft geltend in dieser Hinsicht, daß gerade dieser selbstlose Dienst der Liebe an den Armen und Elenden, „den wertvollsten (?) Gliedern am Leibe des Herrn,“ der Anknüpfungspunkt werde, um Gott entfremdete Menschen ihrem Gott wieder nahe zu bringen u. s. w. Der Herr Synodale Holtzheuer sagt darüber in der oben genannten Synodalverhandlung:

Es giebt viele Tausende in unserm Volke, denen mit keiner Erinnerung an irgend etwas Christliches noch eine wohlthuende Empfindung verbunden ist. Aber auch ganz verbitterten Gemütern pflegen noch die Augen zu leuchten, wenn sie an eine Zeit ihres Lebens zurückdenken, wo sie von Diakonissen gepflegt wurden.

Müßte nun notwendig diese segensvolle Wirkung des Diakonissendienstes dadurch aufgehoben werden, daß die Diakonisse ein auskömmliches Gehalt bezieht? Dann sei man aber auch konsequent und verlange von den Predigern des Evangeliums, daß sie ihr Amt auch umsonst führen, denn dafür läßt sich erst recht in der beliebten schiefen Weise ein Wort des Herrn anführen: Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebt es auch! Matth. 10, 8. Ich meine aber, jeder Beruf läßt der opferwilligen, selbstlosen Liebesthätigkeit freien Raum. Jede wahrhaft christliche Persönlichkeit wird wirken für Gottes Reich, je nach der Stärke ihres lebendigen, thatkräftigen Glaubens, ob sie in ihrem Berufe Gehalt bezieht oder nicht; denn das fühlt wohl jeder: die Treue, Gewissenhaftigkeit und wahre Menschenliebe in Ausübung des Berufs kann überhaupt nicht bezahlt werden.

Es ist mir bekannt, daß der Evangelische Bund gern ein Diakonissenhaus gründen möchte, das die Mängel und Fehler der jetzigen Anstalten, die er als solche empfindet, vermeidet. Möchte es ihm gelingen, es auf echt evangelischer Grundlage einzurichten, und möchte er nicht einen „neuen Lappen auf ein altes Kleid zu flicken“ versuchen. Leider erkennt der Evangelische Bund so wenig wie die ganze evangelische Kirche die Frauen als mündige Vollchristen an, trotz der Lehre vom „allgemeinen Priestertum.“ Er versagt seinen weiblichen Mitgliedern das Mitberatungs- und Stimmrecht, nur Handlangerdienste und

das Geldzahlen gestattet er uns bei sich. Ob es den Männern allein gelingen wird, eine auch uns befriedigende Neueinrichtung der evangelischen Diakonie zustande zu bringen, dürfte nicht unbedingt sicher sein; es kommt jedoch in diesem Falle, wo auf die Arbeitskräfte aus unsern Reihen gerechnet wird, sehr darauf an, ob diese Einrichtung uns konform ist. Die gebildeten Frauen unsrer Tage sind nicht mehr die geduldigen Lämmer, die willen- und urteilslos für und über sich beschließen lassen und dann das Beschlossene ausführen, so gut es gehen will, oft mit übermenschlicher Anstrengung; sie sind sich auch ihrerseits ihres Rechtes auf die volle evangelische Freiheit bewußt geworden, die sie sich nirgends mehr, wie bisher, verkümmern lassen wollen, und sie erheben den Anspruch, als Vollmenschen und Vollchristen behandelt zu werden, die auch direkten Einfluß wenigstens auf solche Einrichtungen haben wollen, die ihr eignes Geschlecht betreffen.

Werden endlich unsre evangelischen Brüder dieses unser Recht achten und anerkennen und uns brüderlich die Hand reichen zu gemeinsamer, auch geistiger Arbeit, sich selbst und der Kirche zum Segen? Oder wollen sie ferner bei ihrem „Versagen" und „Ausschließen" uns gegenüber beharren? Dann dürfte die Befürchtung nicht allzufern liegen, daß, noch in viel größerm Maße als bisher, der Ausspruch des sozialdemokratischen Führers im Reichstage sich erfüllt: „wie auch in steigendem Maße die Frauen sich der Sozialdemokratie zuwenden, und auf wessen Seite die Frauen stehen; da ist der Sieg!" M—o

Nachwort des Herausgebers: Der hiermit vorliegende Aufsatz war für mich nur aufnehmbar, nachdem ich mich eines anderweiten sachkundigen Votums versichert hatte. Dieses folgt in einer der nächsten Nummern. R

Verschiedenes

(Donovan) Der in Nr. 17 und 18 ausführlich besprochne Roman der Edna Lyall ist deutsch bei Georg Wigand in Leipzig erschienen. Preis 5, gebunden 6 Mk. Einer weitern Empfehlung bedarf das Buch nicht. R

(Berichtigung) In der Besprechung von Sudermanns Heimat Nr. 24 lies Sp. 577, Z. 22: „werdenden" für „modernen," ebenda Z. 31 „Bethätigung" für „Beteiligung." D H

Zur Beachtung

Wir bitten um rechtzeitige Bestellung des mit nächster Nummer beginnenden neuen Quartals. Nr. 27 wird sowohl bei der „Christlichen Welt" wie bei der „Chronik" als Probenummer in größerer Auflage gedruckt. Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Die Verlagshandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 26 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Martin Eger,
Diakonus an St. Jacobi,
Magdalene Eger, geb. Wagner,
Vermählte.
Chemnitz, 8. Juni 1893.

Pfarrerstochter, 25 J., im Haushalt erfahren, sucht passende Stellung. Off. unter **L. M. 150** durch d. Exp. d. Bl.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche,** staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Das Töchter-Pensionat in Hildesheim

von Frl. Marie Mensching
(22 Jahre Hoyermannsches Institut)

bietet Kindern und jungen Mädchen in einer siebenklassigen Schule Gelegenheit zu gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung mit Berücksichtigung der besondern Anlagen der Zöglinge und darauf bezüglichen Wünsche der Eltern. Für Musik, Zeichnen und Malen sowie für fremde Sprachen bewährte Kräfte im Hause. Auf Grundlage eines gesunden Christentums wird Bildung des Charakters und Herzens angestrebt, daneben Aneignung guter Formen. Freie Lage des Hauses und gute Pflege sichern eine gesunde körperliche Entwicklung. Pensionspreis 600 Mk. exkl. Schulgeld.

Auskunft erteilen gütigst: Herr Professor Bornemann in Magdeburg, Herr Pastor Juhle in Hildesheim, Herr Dr. Meyer, Direktor der höhern Töchterschule I und des Lehrerinnenseminars in Hannover.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Soeben ist erschienen:

J. Haussleiter: Zur Vorgeschichte des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Ein Beitr. z. Symbolforschung. 4 Bog. gr. 8°. ℳ 1.20.

A. Klostermann: Sammlung hebräisch-deutscher Bibeltexte mit kritischen Anmerkungen. Erstes Heft. Deuterojesaia. 8½ Bog. gr. 8°. Geh. ℳ 2.40.

Kurzgefaßter Kommentar zu den heiligen Schriften Alten und Neuen Testamentes: hrsgg. von den Prof. DD. Strack und Zöckler. A. Altes Testament. Zweite Abteilung: **Deuteronomium, Buch Josua und Buch der Richter,** erläutert von D. **H. Holzinger,** ord. Prof. d. Theol. in Bern. Mit Karte. 20 Bog. Lex.-8°. ℳ 6.—.

Robert Kübel: Über den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. 20⅓ Bog. 8°. Geh. ℳ 4.—. Geb. ℳ 5.—.

O. Zöckler: Biblische und kirchenhistorische Studien. Erstes Heft: **Zum Apostolikums-Streit.** Gedanken und Untersuchungen insbes. aus Anlaß der Schriften von A. Harnack und F. Kattenbusch. 5½ Bog. 8°. Geh. ℳ 1.60. Zweites Heft: **Diakonen und Evangelisten.** Zur Entwicklung der Kirchen- und Gemeindeämter im Urchristentum. Mit bes. Rücksicht auf Sohms Kirchenrecht. 7 Bog. Geh. ℳ 1.80.

Verlag von Fr. Richter, Leipzig.
Soeben erschien:
Dreizehn Jahre im Beichtstuhl.
Preis geh. 75 Pfg.
Preis geh. 75 Pfg.
Vom Verf. der Schrift: „Aus dem Tagebuche eines konvertierten Priesters".
Gegen Einsendung von 85 Pfg. portofrei.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke & Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und sowohl durch alle Buchhandlungen wie direkt gegen Einsendung des Betrages zu beziehen:

Die theologische Einzelschule

im Verhältnis zur evangelischen Kirche

Ausschnitte aus der Geschichte der neuesten Theologie

Mit besondrer Rücksicht auf die jung-Ritschlsche Schule
und die Streitigkeiten über das liturgische Bekenntnis von

Professor **D. Nippold** in Jena

Preis für Abteilung I und II (ca. 18 Bogen 8°) M. 3.50

Abteilung III u. IV (Die Ursachen der heutigen Parteiverbitterung. — Die Wege zum Frieden) erscheinen zu annähernd dem gleichen Preise im Herbst 1893.

I. Abteilung: **Persönliches**

1. Briefliche Beiträge zur Biographie Ritschls (1864—1872). — 2. Die Stellung der Kirche zum Pietismus und Separatismus (1864—65). — 3. Der erste Band der Ritschlschen Monographie über die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung (1871). — 4. Die holländischen Monographien über Baur und die einschlägige zeitschriftliche Litteratur (1873). — 5. Zum 50jährigen Predigtamtsjubiläum J. P. Langes (1876). — 6. Zur Vorgeschichte des Pietismus (1881). — 7. Aus dem innern Leben der rheinpreußischen Kirche (1884). — 8. Infallibilismus und Geschichtsforschung (1887).

II. Abteilung: **Ein erledigter Schulstreit**

1. Baur und Ritschl im Einklang und Gegensatz. a. Der Anschluß Ritschls an die Baursche „Schule." b. Die Zeit der Schwankungen. c. Der Bruch Ritschls mit Baur. — 2. Die Tübinger historische Kritik als die gemeinsame Grundlage der nachfolgenden Geschichtsforschung. — 3. Moralsystem und Dogmenformung Ritschls als Grundlage einer neuen dogmatischen „Schule."

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 27 **Leipzig, den 29. Juni** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Befriedigung und Friede — Ein notgedrungnes Wort zum Kasseler Hirtenbriefe — Henry Drummond: 1 — Feldmarschall Graf von Roon als religiöser Charakter: 1, 2 — Zukunftsmusik: 4. Freiland — Verschiedenes: Zu dem unglücklichen Ende des Kandidaten Groth; Die Freigebung der Kirchenstühle; Zur Vermählung des Erbgroßherzogs von Luxemburg — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Befriedigung und Friede

Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber das Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten. Joh. 4, 13.

Es ist der Unterschied zwischen Befriedigung und Friede, was unser Herr und Meister hier andeutet. Befriedigung gewährt die Welt, und oft in hohem Maße. Wem zu teil wird, was er wünscht, wer erreicht, was er erstrebt, der hat eine Befriedigung, eine Stillung seines Verlangens. Wer da sieht, wie seine Arbeit nicht vergeblich ist, wie sein Gut sich mehrt, wie er Anerkennung, wohl gar Ehre findet, nur der hat Befriedigung.

Aber nur zu oft ist dies ein Wasser, nach dem der Durst sich stets erneuert. Es liegt in der Natur der Begierde wie der Befriedigung, daß sie nicht andauern. Wer seine Begierden nährt, sagt man, der füttert hungrige Wölfe. Dem ersten Wunsche, sagt der Araber, genügt das Kamel, dem zweiten nicht die Kamelherde. Sehet sie an, denen alle Mittel zu Gebote stehen, ihre Begierden zu befriedigen, die da haben und genießen, wonach andre vergebens streben, sie haben Befriedigungen ihrer Wünsche genug, aber an ihnen allen wird es wahr: je mehr er hat, je mehr er will, nie schweigen seine Klagen still. Denn die Befriedigung einer Begierde ist die Entfesselung von zehn andern. Kurz, wer dieses Wasser trinket, das die Welt giebt, den wird wieder dürsten.

Aber ich, spricht unser Herr, gebe nicht, wie die Welt giebt. Er giebt Friede, auch wo er die Befriedigung versagt.

Die Befriedigung selbst in geistlichen Dingen bleibt dem Christen oft genug versagt. Trotzdem kann er Friede haben.

Wie vieles ist uns dunkel in der heiligen Schrift! Wie viele Rätsel darinnen, die keine Lösung finden, wie viele Fragen, auf die es keine Antwort giebt!

Nun gar unsre Führungen im Leben, im großen wie im kleinen, an uns und an andern, im Leiblichen wie im Geistlichen. Wo ist ein Mensch, der nicht schon geklagt hätte: Hat denn der Herr vergessen gnädig zu sein, und ist seine Barmherzigkeit zu Ende? Ist auch ein Schmerz wie mein Schmerz? Unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege! O, wie viel Fragen: Warum hat Gott das gethan und jenes zugelassen? Und wir bekommen keine befriedigende Antwort, keine befriedigende Lösung. Und dennoch kann und darf der Christ Friede haben, einen Frieden, der höher ist als alle Vernunft, die nach Lösung und Antwort forscht, die Gewißheit, jene Fragen sind gelöst, die Antwort steht in guten Händen, und wenn ich sie einst erkennen werde, dann werde ich ausrufen: Er hat alles wohl gemacht. Eine Antwort auf unsre bangen Fragen wird uns versagt, aber: euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht, meinen Frieden gebe ich euch. Darum, ob mir Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.

Befriedigung ist uns versagt selbst in dem edelsten Streben, im Streben nach der Gerechtigkeit. Es giebt keinen, dem je die Befriedigung zu teil würde, zu sagen: Nun bin ich, wie ich sein soll. Sehet sie an, die uns als Vorbilder voranleuchten, die ein Recht haben, uns zuzurufen: Wandelt, wie ihr uns habt zum Vorbilde. Ein Jakobus spricht: Wir fehlen alle mannigfaltig. Ein Johannes: So wir sagen, wir haben keine Sünde, betrügen wir uns selbst. Ein Paulus: Nicht daß ich es schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei. Jeder ernstlich Strebende schließt sich diesen an und bekennt: Wollen habe ich so oft, aber das Vollbringen fehlt.

Und dennoch: ob uns unser Herz verklaget, so ist Gott größer als unser Herz, und wir können es vor ihm stillen. Christus ist unser Friede. Es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo wandeln. Das ist ja gerade an diesem Punkte das Geheimnis des Evangeliums: es giebt Friede, wo es auch die Befriedigung versagt, die Befriedigung, mit der wir gern auf unser Herz und unsern Wandel hinblicken möchten.

Befriedigung ist uns gänzlich versagt, wo wir fragend hinüber schauen in das ewige Leben. Welche Fragen erheben sich, verwirren uns, wenn wir Antwort suchen: Wie wirds sein, wie wirds sein? Und dennoch ziehen wir in Frieden dahin und lassen die, die uns vorangehen, wenn auch unter tausend Thränen, tausend Fragen dahin ziehen in Frieden, denn es geht dem Vaterhause zu, wo der himmlische Vater vereinigt, die das Leben gebannt und der Tod geschieden hat. Darauf darf ein jeder Gläubige hinweisen und sagen: Jetzt habt ihr Trauer, aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.

Trotz allen Fragen und Bedenken, trotzdem uns in den allerwichtigsten Stücken oft Antwort und Befriedigung versagt ist, dürfen wir Friede haben. Das Evangelium löst nicht die Rätsel, beantwortet nicht die Fragen, aber es giebt uns die Gewißheit: die Rätsel sind gelöst, die Fragen werden beantwortet, und werden so gelöst und beantwortet, daß wir erkennen: Ende gut, alles gut. Der Herr hat alles wohlgemacht. Sein Thun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht.

Wir kennen alle die Erzählung von den beiden Malern, denen die Aufgabe gestellt war, den Frieden des Christen zu malen. Der eine malt einen Gebirgssee, rings umgeben von hohen Felsen, sodaß kein Windeshauch den klaren Spiegel auch nur kräuseln kann. Der andre malt einen tosenden Wasserfall und an diesem Wasserfall einen vom Sturm und Wasser zerzausten Baum und in den schwankenden Aesten dieses Baumes ein Vogelnest, in dem ein Vogel still seine Jungen wärmt und füttert.

Die Preisrichter sagen: Jeder hat den Frieden des Christen gemalt, jeder hat Recht. Der eine den Frieden in dieser Welt, den Frieden des Glaubens, der nicht schaut, mitten im Sturm der Anfechtung, den Frieden des geistlich Armen, den Frieden ohne Befriedigung.

Der andre Maler stellt den Frieden der Ewigkeit, des Habens, des Schauens dar, da der letzte Wunsch erfüllt und das höchste Sehnen gestillt ist, da kein Leid noch Geschrei noch Trennung mehr sein wird, da zusammenfällt: Friede und Befriedigung. Wer das Wasser trinken wird, das ich gebe,

den wird ewiglich nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.

D F

Ein notgedrungnes Wort zum Kasseler Hirtenbriefe

Der Hirtenbrief, den die Pfarrer des Konsistorialbezirks Kassel in der Karwoche dieses Jahres von ihren drei Generalsuperintendenten empfangen haben, ist auch in diesem Blatte beachtet worden. Es wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die Angegriffnen sich dazu äußern würden. Angegriffen sind zwei Professoren der Marburger theologischen Fakultät, Achelis und ich. Zunächst waren unsre Vorschläge zur Symbolfrage zurückgewiesen. Daran war die Schilderung einer kirchlich unbrauchbaren Theologie geknüpft, von der schließlich gesagt wurde: „Zwischen dem Bekenntnis unsrer Kirche und jenen Anschauungen giebt es keine Brücke. Es ist ein andrer Christus, ein andres Evangelium, ein andrer Glaube, den man dort lehrt.“ Die Adressaten des Hirtenbriefes mußten annehmen, daß sich die polemischen Ausführungen auf die beiden in dem Schreiben genannten Theologen beziehen sollten. Thatsächlich werden aber Sätze von Achelis überhaupt nicht angeführt, wohl aber einige Sätze aus meinem Heft zur Christlichen Welt. Auch in dem Bilde der Theologie, der durch meine Vorschläge der Zugang zum Pfarramt eröffnet werden solle, begegnen mir Ausdrücke, die gerade ich zu gebrauchen pflege. Achelis kann also mit gutem Recht erwarten, daß die Pfarrer darüber aufgeklärt werden, wie wenig sein Name in den Zusammenhang dieser Ausführungen gehört. Die ganze Last der Anklagen fällt auf mich.

Ich habe mich bisher gegen den Angriff nicht verteidigt und werde es auch jetzt nicht thun. Denn erstens glaube ich das Recht zu haben, die Schilderungen unsrer Theologie, mit denen der größte Teil der kirchlichen Presse die Massen gegen uns zu erregen sucht, unbeachtet zu lassen. Wir können das ohne schmerzliche Empfindungen. Denn wir haben die Freude, daß die Zahl derer zusehends wächst, die sich bei dem theologischen Liberalismus und seinen Gegnern gleichmäßig unbefriedigt fühlen und uns auf dem Wege zu der Person Jesu Christi folgen, den wir mit Luther gegangen sind. Das Verfahren aber, das ich jener Presse gegenüber innehalte, darf ich auch befolgen, wenn mir ihre Ausführungen mit der Unterschrift von drei Generalsuperintendenten begegnen. Wenn die Herren meine Schriften lesen und einer theologischen Kritik würdigen wollten, so würde ich vielleicht darauf antworten können. Für eine Wiederholung von Anklagen, die wenig Sachkenntnis verraten, und die mich schon oft gelangweilt haben, interessire ich mich nicht. Zweitens glaube ich zunächst kein Recht zu haben, die Frage öffentlich zu besprechen, ob die Generalsuperintendenten nicht mit ihrem Hirtenbriefe ihre Amtspflicht verletzt haben. Diese Frage läßt sich wohl aufwerfen. Denn indem sie die horrende Behauptung aufstellten, daß es zwischen der auf der Landesuniversität gelehrten Theologie und dem Glauben der Landeskirche keine Brücke gebe, verursachten sie eine Aufregung, deren Wert für das kirchliche Leben recht zweifelhaft ist, und die noch gestiegen sein würde, wenn wir in diesem Punkte ebenso skrupellos wären, wie das Kirchenregiment. Als zweifellos gerechtfertigt könnte ein so ungewöhnlicher Schritt doch erst dann erscheinen, wenn von meiner Seite eine Provokation vorgelegen hätte, oder wenn meine frühern Zuhörer im kirchlichen Amt als Friedensstörer aufgefallen wären. Aber diese Frage gehört vor ein andres Forum. Drittens habe ich bisher keinen Grund gehabt, mich über die Art, wie die Generalsuperintendenten die aus unsrer Schule kommenden Kandidaten aufgenommen haben, zu beschweren. Ich hatte deshalb gar keine Neigung, mich mit ihnen in einen Streit einzulassen. Es wurde mir nicht schwer, das Unrecht, das sie mir zugefügt haben, geduldig zu ertragen. In weitern Kreisen könnte infolge des Hirtenbriefes die Meinung entstehen, als ob hier in Hessen ein barbarischer Mißbrauch mit der Bekenntnisverpflichtung getrieben würde. Das wäre ein Irrtum. Von den jungen Männern

habe ich oft gehört, daß ihnen die Besprechung bei dem Generalsuperintendenten, die der Ordination voraufging, eine Stunde ernster Erhebung bereitet habe.

Wenn ich jetzt trotzdem das Wort ergreife, so thue ich es, genötigt durch zwei Folgen des Hirtenbriefes, die für mich höchst unerwartet sind.

Dahin rechne ich nicht die von einem kirchlichen Blatte unsers Bezirks triumphirend mitgeteilte Thatsache, daß sich in zahlreichen Klassen die Pfarrer zu Zustimmungserklärungen an die Generalsuperintendenten vereinigt haben. Denn es war vorauszusehen, daß sich frühere Zuhörer von mir bei einer solchen Gelegenheit vergewaltigen lassen und die Adresse unterschreiben würden, obgleich sie wissen, daß ich nicht so lehre, wie der Hirtenbrief berichtet. Ich werfe deshalb keinen Stein auf sie. Wohl aber habe ich das Vertrauen zu den Generalsuperintendenten, daß sie diesen Unfug hemmen werden, der manchem unselbständigen jungen Mann eine Wunde schlägt, die es ihm schwer machen wird, als ein Diener der Wahrheit vor Gott zu erscheinen.

Was mich zum Reden zwingt, ist erstens die Thatsache, daß aus dem Kreise früherer Zuhörer mir direkt und indirekt die Klage zugekommen ist, ich lasse sie jetzt in Stich, wo sie mit der von uns gemeinsam vertretenen Sache in Not geraten seien. Dazu kann ich nicht schweigen. Um dieser meiner Freunde willen breche ich mein Schweigen. Ich antworte ihnen aber mit der Frage, worin denn die Not, über die sie klagen, bestehen soll. Empfinden sie es schmerzlich, daß ihre Oberhirten eine andre Auffassung des Glaubens und des Evangeliums kundgeben, als sie uns geschenkt ist? Gewiß ist das schmerzlich. Aber davon haben sie längst gewußt. — Fühlen sie sich dadurch von der hessischen Kirche geschieden? Aber die Generalsuperintendenten sind nicht die Kirche. Sondern die hessische Kirche, als eine evangelische Kirche, ist da, wo das rechte Verständnis des Glaubens und des Evangeliums ist. Dieses rechte Verständnis ist bei uns. Wir können es vertreten mit den Waffen der heiligen Schrift und des Bekenntnisses vom wahren Glauben, das unsre Väter in der Reformationszeit abgelegt haben. Wir sind von Herzen überzeugt, daß eben dieses und kein andres auch in der Lebenspraxis der Generalsuperintendenten und andrer ehrwürdiger Gegner wirksam ist. Sicherlich fehlt aber solches rechte Verständnis des Glaubens und des Evangeliums allen denen, die es zwar nicht verachten wollen, aber auch nicht für das Wichtigste achten können, wenn sündige Menschen zu Jesus Christus geführt und durch ihn zu wirklichem Glauben an Gott und zu einer festen Zuversicht auf seine Gnade erlöst werden. Wir aber wollen darum das Band der Gemeinschaft mit unsern irrenden Brüdern nicht zerreißen. Wir sind dazu berufen, sie zu tragen, und wollen das thun, wenn sie sich auch ungeberdig stellen. Oder wollen meinen Freunden die Hände erlahmen bei der Wahrnehmung, daß vielfaches Mißtrauen sie umgiebt, daß sie nicht nur von Geschäftschristen, sondern auch von ehrwürdigen Jüngern für Christen zweiter Klasse angesehen werden? Aber wir wissen doch, daß uns solche Anfechtungen verheißen sind. Und wenn die Verheißung erfüllt wird, sollte uns das nicht stärken und uns spüren lassen, daß der Herr bei uns ist, dem wir dienen dürfen, und der über allen Kirchenregimenten im Regimente sitzt? Uebrigens müssen wir es doch auch dankbar hinnehmen, daß unsre Gegner dem Ernst unsers Glaubens die Anerkennung nicht versagen, wie der Hirtenbrief ausdrücklich hervorhebt. Denn wenn sie glauben, daß wir etwas von dem Geist aus Gott empfangen haben, der die Welt überwindet, so meinen sie auch im stillen, daß dieser Geist unsre Verkündigung beleben und das Unlautere und Verkehrte in uns überwinden wird. — Vielleicht fürchten die jüngern, daß die Generalsuperintendenten die Ordinanden einer Glaubensprüfung unterwerfen werden, die bei dem Mangel theologischen Verständnisses leicht ein schlimmes Ende nehmen könnte. Diese Herren haben ja allerdings meine Vorschläge, obgleich ich ihnen im Vertrauen darauf, daß sie Christen sind, eine Erweiterung ihrer Befugnisse zuweisen wollte, schroff zurückgewiesen. Aber daraus dürfen wir doch nicht jenen Schluß ziehen. Dafür bürgt einmal die Persönlichkeit dieser Männer; sodann die kirchliche Ordnung,

an die auch sie gebunden sind. Dem Kandidaten, der seine Prüfungen bestanden hat, gegen dessen Wandel nichts einzuwenden ist, und der sich verpflichtet, unter genauer Beobachtung der kirchlichen Ordnung zu wirken, kann die Anstellung in der Kirche nicht verweigert werden. Sollte sich dennoch die Neigung dazu regen, die theologische Schule, durch die der Kandidat gegangen ist, zu seinem Schaden in die Wagschale zu werfen, nun so sind wir in Preußen nicht ohne Recht. Sollte ein Generalsuperintendent, dem der Kandidat nicht das nötige theologische Verständnis zutraut, ihn mit Fragen über seine Auffassung der kirchlichen Bekenntnisse bedrängen, so ist ehrerbietige Zurückhaltung am Platze. Wenn das Kirchenregiment in der Hand von Männern liegt, denen es nicht nur an theologischer Bildung fehlt, sondern auch an der Gabe, die Geister zu unterscheiden, so darf der Kandidat in der Verhandlung mit ihnen sich auf denselben Boden stellen, den diese Männer einnehmen. Sie sind dann außer stande, die Kirche und das kirchliche Bekenntnis anders anzusehen, als unter dem Gesichtspunkte des Rechts. Folglich ist auch der Kandidat befugt, wenn er mit ihnen verhandeln muß, sich streng nach demselben Gesichtspunkte zu richten. Es wäre sinnlos, wenn er solchen Männern von seinem innern Leben mehr enthüllen wollte als den Willen, die kirchliche Rechtsordnung anzuerkennen. Eine Gefahr für den, der Christus gefunden hat und seine Hand festhält, vermag ich darin nicht zu sehen. Die andern aber, denen das Ganze unter dem Gesichtspunkte des Geschäfts und der Versorgung steht, werden schon in der Lage sein, dem Generalsuperintendenten mit allem zu dienen, was er verlangt.

Um zweierlei darf ich meine Freunde noch bitten. Erstens, daß sie nicht an mir irre werden möchten. So lange Gott Kraft und Vermögen giebt, werde ich fortfahren, hier in Marburg das evangelische Verständnis des christlichen Glaubens zu vertreten. Nicht durch den Vorsatz, um der Seligkeit willen eine Reihe von überlieferten, aber dem eignen innern Leben noch fremden Vorstellungen für wahr zu halten, wird der Mensch ein Christ. Wenn blinde Blindenleiter das Glauben nennen, so ist ihnen zu erwidern, daß ein solcher Glaube ein Werk des Sünders ist, und daß nach dem Bekenntnis der Reformation ein solches Werk keinem Menschen helfen kann. Der Mensch wird ein Christ, wenn ihm die Person Jesu eine völlig gewisse und gegenwärtige Thatsache wird, die ihm von niemandem mehr verbürgt zu werden braucht, wenn er alsdann, von ihrer Gewalt bezwungen, aus ihr sein Gericht, aber auch den Trost empfängt, daß sie ihn Gottes und seiner Gnade gewiß macht. Davon soll mich nichts abbringen. Zugleich aber werde ich, nach wie vor, das Gegenteil dessen thun, was der Hirtenbrief mir auch imputiren möchte. Es wird der Schein erregt, als ob die von mir unterwiesenen jungen Leute den Antrieb empfingen, als Diener der Kirche gegen das kirchliche Bekenntnis polemisch vorzugehen. Wer mich gehört hat, weiß es anders. Wer auf mich hören will, wird vor allem im Amt der Kirche Nötigeres zu thun haben. Er empfängt aber auch die Anweisung, das kirchliche Bekenntnis zwar nicht als Glaubensgesetz anzusehen, wohl aber für sich und andre die Schätze zu heben, die in der kirchlichen Lehrüberlieferung für den Glauben verborgen liegen. Studenten haben mir oft ausgesprochen, daß ihnen in meinen Vorlesungen viel weniger Polemik begegnet sei als anderswo. Ich meine eben zu wissen, wie leicht die Polemik der Aeltern den Jüngern ein Gift wird und unklare Verbitterung und Selbstüberhebung bei ihnen entstehen läßt. Nach diesem Programm werde ich lehren, so lange ich kann, und bin überzeugt, daß ich damit der evangelischen Kirche auch in Hessen diene.

Zweitens bitte ich meine Freunde, sie möchten sich doch nicht die Freude an dem besondern Berufe, der ihnen zugefallen ist, verkümmern lassen und sich gewöhnen, unbegründete Angriffe auf uns ebenso ruhig gering zu achten wie ich. Wenn sie etwas davon gespürt haben, wie uns Christus frei macht, so haben sie auch den Schlüssel empfangen zu den Worten Jesu und seiner Heiligen. Das Amt, das sie auffordert, diesen Schlüssel zu gebrauchen, wird ihnen dann ein teures Gut sein, auch wenn seine Rechtsformen bisweilen drücken. Wenn sie aber als Berufne Christi mit Dank und Freude in ihrem Amte

stehen, so haben sie in der Gegenwart noch einen besondern Beruf empfangen, in dem sie der gesamten Kirche einen überaus wichtigen Dienst leisten sollen.

Die Krisis, die die evangelische Kirche überwinden muß, hat ihren Ursprung in einer ungewöhnlich schnellen Entwicklung der historischen Zweige der Theologie. Infolgedessen ist bei allen theologischen Richtungen, aber auch in weiten Kreisen der Gemeinde, das naive Zutrauen zu der heiligen Schrift geschwunden, das früher den festen Hintergrund für die christliche Verkündigung und für die theologische Darstellung bildete. An die Stelle dieses unwiederbringlich verlornen Gutes ist bisher im ganzen nichts getreten, was ebenso ursprünglich in den Gemütern herrschte, wie der Glaube unsrer Väter an die heilige Schrift als das Wort Gottes. Man kann zwar diesen Titel fortführen und theologisch rechtfertigen, auch vielleicht die in alter Sitte lebenden Gemeinden dafür begeistern. Aber rechter Ernst wird mit dem Titel doch nicht gemacht. Wenn manche fromme Gemeindeglieder wüßten, wie selbst Generalsuperintendenten über die heilige Schrift denken müssen, was würden sie sagen? Diese Vertreter des Kirchenregiments haben offenbar nicht die ernste Absicht, den Gedanken, daß die heilige Schrift das Wort Gottes sei, in der Gemeinde zu behaupten. Sonst müßten sie vor allem verlangen, daß sich die historische Wissenschaft mit der heiligen Schrift oder mit der Geschichte ihres Verständnisses nicht mehr befasse. Sie müßten verlangen, daß die historischen Fächer der Theologie aus dem Lehrkursus der jungen Theologen ausgeschieden werden. Es genügt nicht, von dem Dogmatiker die Dogmatik des siebzehnten Jahrhunderts zu verlangen, sondern vor allem muß man die historischen Studien beseitigen, die einer solchen Dogmatik den Boden entziehen. Wenn sie sich aber schämen, eine solche Rückkehr in das siebzehnte Jahrhundert anzutreten, so müssen sie sich auch eingestehen, daß sie mit dem Ausdruck Wort Gottes spielen. Denn Aussagen der heiligen Schrift, die zum historischen Problem gemacht werden, sind eben damit in den Bereich des Wahrscheinlichen geraten. Das Wort Gottes aber ist doch sicherlich nicht wahrscheinlich, sondern wahr. Es ist das ein sonderbarer, alles lähmender Widerspruch in der kirchlichen Praxis. Vor der Gemeinde soll die Bibel als das inspirirte Glaubensgesetz gehandhabt werden nach der Regel der orthodoxen Dogmatik. Aber die Leiter des kirchlichen Lebens verlangen zugleich von den Pfarrern, daß sie sich ernstlich mit der historischen Wissenschaft befaßt haben müssen, die jene Vorstellung in jedem nicht ganz beschränkten Kopfe auflöst, und zwar nicht erst durch ihre Resultate, sondern durch die einfache Anwendung ihrer Methode auf die heiligen Schriften. In diesem seltsamen Widerspruch leben wir nur deshalb weiter, weil die Generalsuperintendenten und die Synoden sich scheuen, sich gegen die durch die Wissenschaft bestimmte öffentliche Meinung aufzulehnen und das kirchliche Amt mit dem Makel zu belasten, daß es die Berührung mit der Wissenschaft nicht vertrage. Daß sie diese Scheu empfinden, ist ihnen nicht zu verdenken. Aber daß sie das nicht überwinden können, wo es sich um das Wort Gottes handelt, ist schlimm. Denn unmöglich kann ein Kirchentum gedeihen, dessen Vertreter mit einer dauernden Unterlassungssünde belastet sind, die sie sich nicht verbergen können, und zu deren Abstellung sie keinen Finger rühren.

Gesundes Leben ist in der Kirche nur da möglich, wo diese Sünde, das Preisgeben des Wortes Gottes an die Welt, nicht herrscht. Wie viele Pfarrer wird es wohl noch in unsrer Kirche geben, die von der Wissenschaft so durchaus nicht berührt wären, daß sie die Bibel schlechtweg das Wort Gottes nennen können ohne Anstrengung und ohne die Pein der Empfindung, daß sie etwas behaupten und mit Eifer verfechten, was sie genau genommen nicht für wahr halten? Wir sind aus diesem Elend heraus. Wir lassen der Wissenschaft ihre Freiheit und ihr Recht. Aber um ihretwillen der religiösen Position etwas abzubrechen, fällt uns nicht ein. Ganz ebenso wie der von keiner Wissenschaft berührte Bibelgläubige stehen wir zu dem Worte Gottes so, daß es uns nicht zum Problem wird, sondern den Schwankungen unsers innern Lebens als eine objektive Macht gegenübersteht, die uns entweder das Leben zur

Pein macht, wenn wir uns ihr widersetzen, oder uns in eine selige Zukunft führt, wenn wir uns ihr unterwerfen. Aber wir sehen das Wort Gottes, das über alles herrschen soll, nicht in der Bibel schlechtweg, sondern in Jesus Christus, den Luther den Herrn der Schrift nennt. Wer es einmal erfahren hat, wie Jesus dem jetzt lebenden Menschen zu einer völlig gewissen, ihm gegenwärtigen Thatsache werden kann, und seine Macht verspürt hat, hat damit einen Grund seiner Lebensfreude und einen Hintergrund seines religiösen Denkens gewonnen, der nicht nur unerschüttert ist, wie bei dem naiven Bibelgläubigen, sondern in Wahrheit unerschütterlich. Wenn wir das besitzen, so muß sich doch etwas Freudigkeit und Seelenruhe in unserm Sein und Wirken bemerklich machen. Dessen aber bedarf die aufs tiefste erschütterte Kirche, daß sie Bekenner Jesu in ihrer Mitte hat, die nicht nur deshalb fest bleiben, weil sie gegen die geistige Not dieser Zeit die Augen verschließen, sondern deshalb, weil sie sie überwunden haben.

Das ist der Dienst, den unsre Freunde der Kirche von heute leisten sollen.

Ich habe aber noch ein zweites in manchen Beziehungen erfreuliches Vorkommnis zu erwähnen, das mir höchst unerwartet gewesen ist.

Einer der Generalsuperintendenten hat uns privatim ausdrücklich erklärt, daß ihre Schilderung sich auf Achelis überhaupt nicht beziehe und auf mich nur insofern, als ich zur Ritschlschen Richtung gehöre. Daß ich die von ihnen verurteilte Theologie in allen Punkten vertrete, wollten sie nicht behaupten. Diese Erklärung ist, soweit sie Achelis betrifft, nicht verwunderlich. Denn daß mit den einfältigen Sätzen, in denen sich die von dem Hirtenbrief geschilderte und verurteilte Theologie bewegt, die Ritschlsche Theologie bezeichnet sein soll, wird jetzt ausdrücklich gesagt. Die Generalsuperintendenten wissen aber, daß Achelis nicht als ein Vertreter der Ritschlschen Theologie gilt. Daß sie also das fatale Misverständnis beseitigen möchten, er sei bei jener Schilderung gemeint, kann nicht auffallen. Es ist auch wohl zu erwarten, daß Männer, denen man doch einige Rücksicht auf den guten Namen des Nächsten zutrauen dürfte, sich beeilen werden, jene Erklärung durch einen neuen Hirtenbrief zu vervollständigen und die Beschuldigungen zu zerstreuen, denen der schwergekränkte Mann durch ihre Schuld ausgesetzt ist. Denn es liegt auf der Hand, daß alle Leser, die nicht das Glück haben, die uns gegebne Richtigstellung zu empfangen, den Erlaß so verstehen werden, daß auch die Theologie von Achelis darin geschildert werden soll.

Anders steht es mit mir. Ich gelte als ein Vertreter der Ritschlschen Theologie. Wenn also die Generalsuperintendenten durch ihre theologische Erudition in den Stand gesetzt sind, ihre Schilderung für ein Bild der Ritschlschen Theologie zu halten, so müssen sie annehmen, daß auch ich mitgetroffen sei. Aber sie erklären doch jetzt auch von mir, sie wollten nicht behaupten, daß ich die verurteilten Lehren alle vertrete. Vielleicht sind sie jetzt durch einen Leser meiner Schriften darauf aufmerksam gemacht, daß keine einzige ihrer Ausführungen sich mit meinen Sätzen deckt. Ich darf mich ja darüber freuen, daß die Generalsuperintendenten nicht ganz so schlimm von mir denken, wie ich erwarten mußte. Aber ich beklage doch auch die Unsicherheit, die sich auch darin wieder verrät. Jeder mußte doch erwarten, daß hinter dem unerhörten, auf das größte Aufsehn angelegten Vorgehen ein festerer und klarerer Wille stehen würde. Der Hirtenbrief ist nur aus der Absicht zu verstehen, daß ich durch ihn als ein Vertreter der dargestellten und verurteilten Lehren hingestellt werden sollte. Aber ein Kirchenregiment, das den öffentlich eingenommenen Standpunkt auch privatim unverrückt behauptete, würde mir besser gefallen, als Generalsuperintendenten, die eine öffentlich ausgesprochene verletzende Anklage privatim einschränken. Das Unrecht, das mir dabei angethan wird, fällt für mich nicht ins Gewicht. Denn die Feindseligkeit, mit der mich die Generalsuperintendenten behandeln, kann ich verstehen und entschuldigen. Sind wir doch Gegner in dem Gedanken, den die Augustana für den wichtigsten der christlichen Religion erklärt. Ich bemühe mich, theologisch den Grundsatz in allen seinen Folgerungen zu vertreten, daß der Glaube, der einen Menschen erlösen soll, von diesem Menschen nicht als sein eignes Werk, sondern als die wunderbare Gabe des Erlösers erlebt werden muß. Mit diesem Gedanken hatte Luther das offizielle Christentum der alten Kirche verlassen, aber dem lebendigen Christentum der in der Kirche zerstreuten Frommen hat er damit zum Bewußtsein gebracht, worin es den Grund seiner Kraft zu suchen habe. Unsre Gegner dagegen fordern den Glauben als ein Werk des Menschen, das er vollbringt, indem er sich entschließt, Vorstellungen zuzustimmen, die zwar nicht der Ausdruck seiner eignen Ueberzeugung sind, aber durch die kirchliche Lehre ihm vorgeschrieben. Damit geraten sie in die römische Anschauung vom Glauben. Es ist daher erklärlich, daß sie sich uns gegenüber in der Stimmung der Helden der Gegenreformation befinden.

Warum wir dann bei der Hoffnung bleiben, daß wir mit solchen Männern in einer Kirche stehen und arbeiten können? Weil sie im stillen doch daran festhalten, daß christlicher Glaube die Ehrfurcht, das Vertrauen und der Gehorsam ist, womit ein von der Person Jesu bezwungnes Herz an dieser Person hängt. Bei den lautesten unsrer Gegner mag es uns bisweilen so vorkommen, als wären sie so leer, daß sie diesen Glauben nicht mehr kennen. Von den Vertretern unsers Kirchenregiments glaube ich das nicht. Ich vermute vielmehr, daß sie in die römische Vorstellung vom Glauben immer nur durch ihren Wunsch geraten, daß jeder Christ, besonders der in das Amt tretende Theolog, sich ebenso unbefangen in den Vorstellungen der kirchlichen Lehrüberlieferungen bewegen möchte, wie es bei vielen in der Gemeinde und vielleicht bei ihnen selbst der Fall ist. Durch diesen brennenden Wunsch lassen sie sich zu der Forderung verleiten, daß der junge Theolog, der doch notwendig, wenn er es ernst nimmt, jene unbefangne Stellung verloren hat, den Entschluß fasse, jenen Lehren zuzustimmen. Damit bringen sie den römischen Glaubensbegriff in Anwendung. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, daß sie als evangelische Christen sich doch daran freuen werden, wenn junge Männer in der Person Jesu den Grund ihres Glaubens an Gott und damit den Erlöser gefunden haben, der sie von einer Klarheit zur andern führt. Solchen werden sie auch das Vertrauen schenken, daß sie in dem ausgesprochnen Vorsatz, sich nach der kirchlichen Lehrordnung zu richten, die rechte innere Stellung zu den kirchlichen Lehren finden werden. Haben sie zu unsrer Unterweisung kein Vertrauen, so bedauern wir das sehr. Wir bitten aber dringend, unsern Unterricht nur nach den Früchten beurteilen zu wollen, die er bei denen zeitigt, die mit wirklicher Begabung zu theologischem Studium uns gehört und uns ihre Anhänglichkeit bewahrt haben.

Es ist mir nicht leicht geworden, in dieser Sache das Wort zu ergreifen. Zu meinem Schutze war es nicht nötig. Aber ich war diese Beruhigung den Kreisen schuldig, die sich durch die uns widerfahrene Behandlung mitgetroffen fühlten. Sodann aber scheinen die jetzigen Aeußerungen der Generalsuperintendenten es recht eindringlich zu zeigen, wie sehr die Vertreter des Kirchenregiments sich selbst und den Ausdruck ihrer Kundgebungen überwachen müssen, wenn sie sich an dem Ansturm gegen die evangelische Theologie beteiligen wollen, bei dem so viel unklare Leidenschaft mitredet. Es kann dann zu leicht geschehen, daß in die Kundgebungen des Kirchenregiments die Redeweise der Parteipresse Einlaß findet, die sich für die Unterdrückung einer unabhängigen Theologie in der evangelischen Kirche erhitzt und deshalb deren Vertreter nicht schlimm genug schildern kann. Dann aber ist immer zu erwarten, daß das Kirchenregiment sich schließlich doch seiner Stellung über den Parteien erinnert und irgendwie sich aus der Gemeinschaft mit Leuten zurückziehen muß, bei denen zwar viel redlicher Eifer, aber doch wenig Nachdenken über die wirklichen Schwierigkeiten der Lage zu finden ist. Möchten doch die Vertreter des Kirchenregiments sich selbst und andern recht eindringlich die schwere Aufgabe vorhalten, vor die die Theologie gestellt ist infolge des erstaunlichen Anschwellens der historischen Forschung und infolge des Schwindens von Voraussetzungen, an die man früher bei der Vertretung

des Christentums vor den höher Gebildeten anknüpfen konnte. Wenn mir die Generalsuperintendenten Bauernknaben in die Vorlesung schicken könnten, so würde ich vielleicht so verfahren können, wie sie es zu wünschen scheinen, daß ich einfach die kirchliche Lehrüberlieferung mitteilte und durch die Darlegung der Offenbarungsgedanken, die an ihren Wurzeln liegen, für sie zu erwärmen suchte. Aber in meine Vorlesung treten junge Männer, die durch die Schule der historischen Theologie gegangen sind, eine Vorstellung von historischer Aufgabe und Methode erworben haben und infolge dessen von dem radikalen Zweifel berührt sind, ob für den selbständigen Glauben, den die evangelische Kirche verlangt, das in der Geschichte Wirkliche eine fundamentale Bedeutung haben könne. Es ist oft schwer genug, diesen Zweifel in ihnen zu überwinden und ihnen dazu zu helfen, daß sie in einer geschichtlichen Thatsache das Kommen des ewigen Gottes zu uns sehen lernen. Möchten daher die Vertreter des Kirchenregiments und des Pfarramts Nachsicht haben mit den Mängeln unsrer Theologie, deren wir uns wohl bewußt sind. Das müßte ihnen doch möglich sein, wenn sie, wie unsre Generalsuperintendenten, anerkennen, daß es uns ernstlich darum zu thun ist, zu Jesus Christus zu führen. Sie müssen uns milder und vertrauensvoller beurteilen, wenn sie sich selbst von dem Glauben regieren lassen, daß Jesus Christus der Herr ist.

Marburg Wilhelm Herrmann

Henry Drummond

1

Seit Spurgeons Tode ist vielleicht die größte Gemeinde in der Welt die Professor Drummonds. Sie sitzt nicht nur in Edinburg oder wo er sonst Vorträge halten mag, zu seinen Füßen, sondern verteilt sich über die ganze Erde, hauptsächlich die Vereinigten Staaten, Deutschland und Skandinavien. Seine kleinern Schriften werden sofort in 50000 Abzügen gedruckt und alsbald in andre Sprachen übersetzt; von seinem Hauptwerke theologischen Inhalts sind über 100000 Exemplare verkauft worden.

Aber ganz allmählich, wider aller Erwarten und zu seiner eignen Verwundrung hat Drummond diesen Einfluß gewonnen. 1851 in Stirling in Schottland als Sohn eines frommen Kaufmanns geboren, bezog er mit sechzehn Jahren die Universität Edinburg, um sich für den geistlichen Beruf vorzubereiten. Aber zunächst schien er eher zu allem andern als zu einem religiösen Lehrer seiner Zeit bestimmt. Er war ein Meister in jugendlichen Uebungen und wegen seiner Gewandtheit und Liebenswürdigkeit überall gern gesehen. Doch seine wissenschaftlichen Leistungen waren keineswegs die glänzendsten. Er war besser als die meisten seiner Altersgenossen in George Eliot, Emerson und Ruskin belesen, ließ sich aber bei Preisausschreiben und in Disputirklubs, die beide auf englischen und schottischen Universitäten eine so große Rolle spielen, fast immer vermissen. Die Fragen der spekulativen Philosophie interessirten ihn wenig, und er fühlte sich erleichtert, als er, dem Studiengang an seiner Universität entsprechend, sich mehr den Naturwissenschaften zuwenden konnte.

Erst in reifern Jahren erwachte sein Genie. Es war der Einfluß Moodys, des bekannten amerikanischen Erweckungspredigers, der den Bann löste. Eine Ansprache, die Drummond 1873 in der Theologischen Gesellschaft des New College hielt, offenbarte auch seinen Studiengenossen, welche Kräfte in dem bisher wenig beachteten Jüngling schlummerten. 1876 wurde er Hilfsprediger in Edinburg, das Jahr darauf Lehrer an der Universität Glasgow. Aber noch beachtete man ihn wenig.

Da veröffentlichte er vor zehn Jahren das aus einzelnen Ansprachen erwachsene Buch The Natural Law in the Spiritual World (mißverständlich, wie wir sehen werden, mit „Das Naturgesetz in der Geisteswelt" übersetzt), ohne zu ahnen, welches Aufsehen es machen würde. Unmittelbar nach Vollendung des Druckes trat er eine Reise nach Zentralafrika an, um die Länder am Njassasee und die Tanganjika-Hochebene zu erforschen. Er veröffentlichte seine Beobachtungen dann in dem Werke „Inner-

Afrika," das übrigens Stanley, wie so manches andre, absprechend beurteilt hat. Drummond selbst aber war in England schon zum berühmten Manne geworden, als er noch, von allem Verkehr abgeschnitten, seinen Studien nachging. Wie er im Frühling 1884 zurückkehrte, sprach alle Welt von seinem Buch, und die schottische freie Kirche ernannte ihn zum Professor für Geologie in Edinburg.

Aehnlich ging es, wie Drummond selbst im Vorwort dazu erzählt, seinem Vortrag The Changed Life, den wir in deutscher Uebersetzung unter dem nicht eben glücklichen Titel „Das Schönste im Leben" haben. In einer Buchhandlung Kaliforniens fand er im Herbst des Jahres 1890 ein kleines Buch, auf dessen Titelblatt sein Name stand, von dessen Existenz aber er selbst nichts wußte. Es war die von andern herausgegebne Nachschrift einer seiner Ansprachen, die auch ohne sein Wissen schon in der Fremde Gutes gewirkt zu haben schien, sodaß der Autor sich entschloß, sie umgearbeitet von neuem herauszugeben.

Und woher nun dieses Aufsehen, das Drummonds Schriften gemacht haben? Man kann darauf in der That sehr verschiedne Antworten geben. Jedenfalls aber müssen wir, um die Frage zu lösen, zwischen seinen Vorträgen, von denen außer dem eben genannten bisher das Beste in der Welt, Pax Vobiscum, das Programm des Christentums und endlich (bisher nur englisch) The City without a Church (Die Stadt ohne Kirche, vgl. Christliche Welt 1893 Sp. 119) erschienen sind, und seinem desgleichen bereits angeführten ältern und größern Werke und bei diesem wieder zwischen Ausführung und Absicht unterscheiden. C C

Feldmarschall Graf von Roon als religiöser Charakter

1

Je mehr sich die Periode der vaterländischen Geschichte abgrenzt, die wir das Zeitalter Kaiser Wilhelms des Großen nennen dürfen, desto größer wird die Zahl der Veröffentlichungen, die nicht nur den äußern geschichtlichen Verlauf neu beleuchten, sondern auch dem Nachlebenden einen Blick in das innere Leben der Träger dieser Geschichtsepoche eröffnen. Uns interessirt natürlich vor allem die Frage nach der religiösen Eigenart dieser Männer. Von der Frömmigkeit unsers alten Kaisers hat uns Sybel ein knappes aber ungemein anziehendes Bild gezeichnet*), und seitdem ist dies Bild durch eine Reihe von Briefen, Erinnerungen, eignen und fremden Aufzeichnungen noch anschaulicher und lebensvoller ausgestaltet. Dann folgten Moltkes Trostgedanken, aus denen wir mit schmerzlichem Staunen sahen, wie dürftig und haltlos die religiösen Gedanken eines Mannes waren, dessen stiller und aufrechter Wandel uns allen doch zeitlebens als der Gang eines die zukünftige Stadt Suchenden erschienen war**). Ueber den gedanklichen Wert dieser Aufzeichnungen sollte unter evangelischen Theologen in der That nur eine Stimme sein: wenn wir keinen andern Trost verkündigen dürften, als den diese „Gedanken" aussprechen, so müßten wir aufhören, uns Prediger einer frohen Botschaft zu nennen, denn nur wenige Menschen dürften in diesen blassen, abstrakten Gedanken Kraft und Trost finden.

Doch sollten wir uns klar machen, daß wir damit nur die Theologie des Grafen Moltke, nicht sein Christentum beurteilen. Er war ein schlechter Theologe, — mit dem Entschluß zur Aufzeichnung eines eignen, übrigens ganz persönlichen Bekenntnisses hatte er sich eine Aufgabe vorgesetzt, die er gar nicht lösen konnte, weil sie einen Grad von geschichtlicher und theologischer Bildung voraussetzt, den nicht zu besitzen für ihn wahrlich kein Vorwurf war. Aber seine Gedanken über die Religion machen noch keineswegs seine religiöse Eigenart aus. Diese leuchtet viel klarer aus den unmittelbaren Aeußerungen seiner Briefe und der unreflektirten Beurteilung seiner selbst und der Geschichte hervor. Ich möchte

*) Vgl. von Sybel, Begründung des deutschen Reichs, Bd. 2, 282 f.
**) Vgl. Christl. Welt 1892, Nr. 24.

sie als den Typus einer weit unter uns verbreiteten, und zwar kirchlichen Laienreligiosität bezeichnen. Ihre entscheidenden Merkmale sind folgende.

Erstens, daß in allen gehobnen Zeiten des Lebens die Stimmung keinen andern als religiösen Ausdruck findet. Persönlicher Schmerz und Freude, der Gedanke an ferne Lieben, die Hoffnung auf ein kommendes Glück und den Erfolg eigner Arbeit, das Ergriffensein von gewaltigen geschichtlichen Ereignissen — alles dies kleidet sich in religiöse Form. Und zwar so, daß die von den Theologen so sorgfältig gezogne Grenze zwischen dem religiösen höchsten Gut und natürlichen Gütern schwindet. Was dem Einzelnen gerade wertvoll ist, Vaterland, Monarchie, Armee, Familie u. s. w., wird unmittelbar als Gegenstand der göttlichen Obhut betrachtet, und der Gedanke, daß dies alles sich wandeln oder gar hinfallen kann, ohne daß dem Reiche Gottes damit Schaden geschieht, erscheint frommen Laien meist nicht nur fremd, sondern geradezu frevelhaft. — Zweitens ist in ihnen das Sündengefühl nur in der Form des Bewußtseins des eignen Unvermögens und der Unvollkommenheit der Welt lebendig. Das sittliche Ideal der christlichen Religion erkennen sie in der abgeblaßten Form der allgemeinen Menschenliebe als das eigentlich Christliche an, sie messen auch ihr eignes Thun daran, aber den Widerspruch zwischen Sollen und Sein erklären sie mehr aus natürlicher Schwäche als aus bewußter Schuld, sie weisen eine Uebertragung der sittlichen Grundsätze Jesu in ihr Leben und ihre Verhältnisse als unmöglich und unnatürlich ab, und der gern zugestandne Satz „Wir sind allzumal Sünder" führt deshalb auch nicht zu wahrem Erlösungsbedürfnis, sondern bloß zu der Entschuldigung, daß gewiß das Leben Gott annehmbar sein werde, dessen Tendenz im großen und ganzen auf die Liebe zu allen gerichtet sei. Zur Kirche stellen sich diese Laien drittens so, daß sie sie schlechtweg als unentbehrlich anerkennen und von ihr Gebrauch machen. Sie wünschen sie als eine starke Macht im Volksleben zu sehen und messen die Christlichkeit an der Kirchlichkeit. Dabei behalten sie sich zwar ihre eignen Gedanken über Kultus und Dogma durchaus vor, nehmen aber keinen Anstoß daran, daß beides ihrer persönlichen Frömmigkeit nicht entspricht, und stehen dogmatischen Kämpfen meist sehr kühl gegenüber, weil sie dadurch die für sich selbst wie für das Volk als unentbehrlich betrachtete sittliche Autorität pietätlos erschüttert zu sehen fürchten. Daneben aber finden sich viertens unter ihnen in voller Unabhängigkeit von der Kirche und eifersüchtig gegen die Theologen behütet eine Reihe selbständiger Gedanken verschiedensten Ursprungs, jedoch meist ohne Zusammenhang mit dem innern religiösen Leben. Sie sind natürlich ebenso verschieden, als es die geistige Bildung und die Einflüsse sind, unter denen die Einzelnen stehen. Nur das darf als gemeinsamer Grundzug bezeichnet werden, daß das Bedürfnis, sie nach ihrer Herkunft geschichtlich als christlich zu erweisen und in straffe Verbindung mit der Person Jesu zu setzen, fehlt, und daß die eigentlich christlichen Fragen nach dem Wesen des Glaubens und der Erlösung hinter denen nach Gottes Verhältnis zum Naturgesetz und der Unsterblichkeit zurücktreten. Ein klares Bewußtsein etwa vorhandner Differenzen von der Lehre der Bekenntnisse ist schon dadurch ausgeschlossen, weil diese gänzlich unbekannt ist, und wird höchstens durch eine zudringliche und ungeschickte Apologetik herbeigeführt.

Es ist hier nicht der Ort, über den Wert dieser vulgären Laienreligiosität zu urteilen, sie geschichtlich zu erklären oder die Wichtigkeit ihrer richtigen Erkenntnis für die Orientirung der kirchlichen und theologischen Arbeit weiter auszuführen. Vielmehr habe ich die für weite kirchliche Laienkreise typische Religiosität Moltkes nur deshalb noch einmal hier gezeichnet, um die Gesichtspunkte festzustellen, unter denen wir die religiöse Eigenart eines andern Helden aus jener Periode vaterländischer Geschichte, der von selbst zu einem Vergleich mit seinem großen Kameraden herausfordert, allein verstehen und würdigen können: des Feldmarschalls und Kriegsministers Grafen Albrecht von Roon.

Die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben,*) die der älteste Sohn, Waldemar, pietätvoll herausgegeben hat, bieten zwar auch sonst des Interessanten und Lesenswerten genug. Gern begleiten wir den Lauf eines Lebens, der aus schwerer Zeit und sittlich bedenklichen Familienverhältnissen heraus in immer weitere und größere Kreise bis auf die Höhen weltgeschichtlicher Bedeutung führt. Wir bewundern die Selbsterziehung dieses stürmischen und heißen Temperaments zum geschlossenen, „erzumpanzerten" Charakter. Wir nehmen Anteil an dem allmählichen Wachsen der „Entwürfe zu einer Neugestaltung der vaterländischen Heeresverfassung" und an den heißen parlamentarischen Kämpfen, in denen ihr Urheber dafür einzustehen hatte. Mit Wehmut beobachten wir das wahrhaft herzliche Verhältnis zwischen Kaiser und Minister; und aus dem Zusammenarbeiten Roons mit Bismarck lernen wir, daß trotz „warmer, von Jugendheimweh getragner Freundschaft" und trotz Jedes Ueberzeugung von der Unersetzlichkeit des Andern doch der Funke des Beschlusses und der That nur aus fortgesetzter Reibung herausspringen konnte. Doch dies alles darf in der Christlichen Welt zurücktreten hinter der Frage nach der innersten Persönlichkeit des Mannes, nach dem, was die Kraft des Helden und Staatsmannes war, nach der Tiefe und dem Wesen seiner Frömmigkeit.

*) 2 Bände. Breslau, Trewendt, 1892. 20 Mk., geb. 22 und 25 Mk.

2

Roons Frömmigkeit war eine ursprüngliche und naive. Skrupel und Zweifel hat er nicht gekannt, und das Bedürfnis apologetischer oder systematischer Reflexion ist ihm allezeit fremd geblieben. Zwar deutet uns der Sohn einmal an, daß sein Vater noch in den letzten Lebensjahren zuweilen mit Zweifeln zu kämpfen oder doch um Gewißheit des Glaubens mit den Einwürfen und Spekulationen des Verstandes zu ringen gehabt hat. Aber ernstlich erschüttert haben sie ihn offenbar nicht, — wir finden wenigstens in seinen Briefen und Aufzeichnungen keine Spur davon. Was ihn mitunter wankend machte, das waren Anfechtungen durchaus praktischer Natur. So, als ihn im Jahre 1859 der schnelle Tod seines jüngsten Sohnes tief erschütterte. Da schrieb er seinem Herzensfreunde, dem Professor Perthes in Bonn:

Der Schlag trifft mich niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln.

Und aus dem weitern Inhalt desselben Briefes teilt der Herausgeber mit:

Von Zweifeln gepeinigt und doch des Trostes, des Zuspruchs, nicht durch zunftmäßige dogmatische theologische „Deduktion," sondern „durch das Zeugnis eines erfahrenen, durchgebildeten, christlichen Laien" dringend bedürftig, ruft er den ihm so lieben Mann zu Hilfe, um seine innere Seelennot zu lindern.

Auch auf dem Totenbette hat er diesen Kampf des Glaubens noch zu kämpfen gehabt; unter furchtbaren Husten- und Beklemmungsanfällen schien der Glaube an Gottes Gnade und Barmherzigkeit zu wanken. „Aber — setzt die Gattin, die diese letzten Lebenswochen beschrieben hat, hinzu — der Herr half wieder auf, und Stille und getroster Frieden kehrten zurück."

Festes, unerschütterliches Gottvertrauen — das war der Halt seines Lebens. „Gott sitzt im Regimente": dieser Ausdruck kehrt in seinen Briefen immer wieder; daran hielt er sich. „Ach Gott, verlaß mich nicht," das war sein Lieblingslied, mit dem er ihn immer wieder anrief. Sich von diesem Gott führen zu lassen und ihm zu gehorchen, war die Weisheit, mit der er zunächst sein eignes Ergehen und Erleben ansah. Daher verlor er in widrigen Tagen seinen frohen Mut nicht und fand auch bei schweren Erfahrungen schnell den rechten Pfad wieder.

Als er im Dezember 1850 zum Regimentskommandeur in Thorn ernannt wurde und darin nur eine absichtliche Kränkung und Zurücksetzung sehen konnte, schreibt seine Gattin noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Versetzung:

Nun muß ich Dir aber auch sagen, wie trefflich sich mein kreuzbraver, redlicher, prächtiger Mann auch bei diesem Anlasse wieder zeigt. Er fühlt das ihm angethane Unrecht tief, aber er murrt nicht und klagt nicht. Er sagt: ich folge meinem Könige, wo er mich hinschickt, und werde ihm auch dort treu dienen, wenn ich auch meine Kräfte gern in einem andern, größern Wirkungskreise benutzte. Gott wird schon wissen, wozu es gut ist, daß er mich dorthin gehen läßt.

Demütig und kraftvoll zugleich zeigen ihn uns die folgenden

Worte, die er aus unbefriedigender Wirksamkeit in Posen heraus seinem Freunde Perthes in Bonn schrieb:

Zwar heißts, man solle im Kleinen treu sein und darin seine Befriedigung finden, daß man sich täglich sauberer und geschickter für die uns verheißene Zukunft macht: allein leider geht meine Selbstentsagung noch nicht soweit, und ich will Ihnen ja nicht mitteilen, wie ich sein sollte, sondern wie ich bin. Haben Sie Nachsicht mit meinem Dünkel, wenn ich deshalb hinzusetze: Es steht auch geschrieben: Du sollst dein Pfund nicht vergraben! — Es ist wahr, das ganze Schattenspiel dieses Erdenlebens ist nichtig und gleichgiltig, das wahre Leben beginnt erst nach diesem — aber dies hat doch auch seine Rechte und seine Ziele und soll sie haben; sonst ist der Mönch in seiner Zelle, der Einsiedler in der Wüste Vorbild.

Er ging dann wohl in seinen Gedanken dem Erziehungsplane der göttlichen Vorsehung nach:

Wenn dem einen Menschen das Leben leicht, dem andern schwer und sauer gemacht wird, so ists eben nicht zufällig, auch nicht von Menschen so geordnet, sondern von einem höhern Ratschluß, der eben die härter gesottenen, aber noch nicht ganz aufgegebenen Sünder in immer schwerere Tretmühlen setzt, damit sie zur vollen Erkenntnis und zur völligern und willigern Hingebung kommen.

Und so gelangte er immer wieder zu fröhlicher Zuversicht. Im Kampfe voll kraftvollen Mannesmuts, gewisser Siegeszuversicht, teutonischen Zorns behielt er doch daneben eine zarte Scheu vor Hochmut und Ueberhebung. Mitten in den heftigsten parlamentarischen Debatten des Jahres 1862, die durch seine Isolirung im Staatsministerium noch erschwert wurden, schrieb er an Perthes:

Das alles sind zwar keine Daunenkissen; indes schlafe ich mit und auf diesen Sorgen Gott Lob meist recht ruhig, weil ich vertraue, daß „Recht doch Recht bleiben muß und dem alle frommen Herzen zufallen" werden. Ich bete oft recht herzlich um unverringerte Zuversicht und mache mir dann, wenn sie recht groß und sicher von mir empfunden wird, Gedanken, ob nicht mehr Sorgen und Vorsicht zu meiner Pflicht gehören, besonders wenn ich mich ertappe, daß ich nahe daran bin, die Gegner zu unterschätzen, wozu der Hochmutsteufel die schwache Natur ab und zu verführen will. „Schlecht und recht, das behüte mich" — so sollte man immer denken.

Dieselbe Stimmung klingt durch eine Aufzeichnung beim Rückblick auf eine fünfjährige Ministerthätigkeit:

Es waren gestern fünf Jahre, daß ich in das Staatsministerium eingeführt wurde, und was hat sich seitdem alles zugetragen! Wieviel habe ich zu denken und zu danken, wenn ich mich erinnere, wie Gott der Herr mich, meiner Unzulänglichkeit ungeachtet, seitdem so vielfältig als Instrument gebraucht hat, um aus dem Damals das Jetzt zu machen. Um so demütiger müßte man sein, aber dennoch attrappirt man sich zuweilen auf stolzen Gedanken, wenn man wahrnimmt, wie oft und wie vielfach die Menge stumpf und gedankenlos die Gegenwart nur gerade hinnimmt und kaum — als Stuhlgang der Vergangenheit, keineswegs als ihre Frucht aufzufassen weiß.

Und auch als der Erfolg seinem Schaffen Recht gab, und er, „der unheilvolle Mann in unheilvoller Stellung," in zwei Kriegen sehen durfte, wie sich die Waffe bewährte, die er geschmiedet hatte, verließ ihn neben einer großen und stolzen Freude nie das Gefühl dankbarer Demut. Die Briefe aus dem Feldzuge 1866 sind voll von Lob und Dank:

Bis hierher hat uns Gott gebracht durch seine große Güte! . . . Es ist berechtigt, sich dessen zu freuen, was man schafft und leistet, so zu freuen, daß man Gott die Ehre läßt und sich nicht über die Brüder auf ein Piedestal zum Anbeten stellt. . . . Was in diesem Kriege geleistet, das ist geschehen durch Gottes gnädige, unmittelbare Fügung. Da hat niemand Dank verdient, als der Herr des Himmels, der alles gethan hat.

Als dann der deutsch-französische Krieg ausbrach, und er dem Könige mit sichrer Zuversicht erklären konnte: die Armee ist gerüstet, bat er dennoch die zurückbleibenden Freunde:

Betet für uns! . . . Wir wollen nicht Fleisch für unsern Arm halten, sondern nur durch und mit Gott Thaten thun. — Der Geist in der Armee ist vortrefflich. Dennoch, was sind die Menschen! Auf sie sollen wir nicht bauen, sondern auf die Gnade und Gerechtigkeit des Herrn! . . .

Unter dem überwältigenden Eindruck der militärischen Erfolge muß er immer wieder aufs neue Gott danken und seinen wunderbaren Fügungen nachsinnen. Er steht mit ehrfürchtigem Schauer dem großen Gottesgericht gegenüber, „zu dessen Werkzeugen der Herr uns arme Sünder erkiest hat." Auch im tiefsten Schmerz, als sein Sohn Bernhard vor Sedan den Heldentod gestorben war, bildet den Grundton seines Daseins nicht dieser schwere Kummer, sondern der Dank für das Große und Ueberwältigende, das er erlebt hat. Und während die Jubelrufe von der Kaiserproklamation in Versailles aus dem Schlosse in sein stilles Zimmer hinüberklingen, wo er krank, matt und von Sehnsucht nach Frau und Kindern ergriffen zurückgeblieben ist, freut er sich, daß das entscheidende Ereignis dieses Tages durch seine Mitwirkung herbeigeführt ist, und erkennt den Finger dessen, der der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche, darin, daß er jene richtigen Entschlüsse zur Neugestaltung des Heeres gefaßt, auf ihre Ausführung hart und härter gedrungen und sie beim König endlich durchgesetzt habe.

Diese Betrachtungsweise, in der seine Person ganz hinter der Sache und der göttlichen Führung zurücktrat, war für Roon keineswegs natürliche Anlage. Er war namentlich in jüngern Jahren von brennendem Ehrgeiz beseelt. Wie ernst er dagegen rang und zu wie großer Bescheidenheit er sich aufschwingen konnte, zeigt am deutlichsten ein Brief an seine Frau während der ersten Beratungen mit dem damaligen Prinzregenten und seinem Kriegsminister von Bonin über die Armeereform:

Es kommt gar nichts darauf an, wem die Sache zugeschrieben wird, wenn sie nur unverstümmelt ins Leben tritt. Darauf, ganz allein darauf kommt es an; nicht, daß ich als Urheber genannt werde. Ich will mich bemühen, meinen eignen Willen in jeder Beziehung, auch in dieser, ganz in Gottes Willen zu schicken und von aller eignen Ehrsucht dabei zu abstrahiren.

In der Sache aber war er sich bewußt, nicht nur seines Königs, sondern auch Gottes Willen zu vertreten. Es war ihm Gewissenssache, seine Ideen zu verfechten:

Versuchen muß ich den Kampf, dazu drängt mich meine Pflicht und mein Gewissen. Und so helfe Gott in Gnaden weiter! Der kleine David hatte nur Kieselsteine und ein tapferes Herz — Gott ist es, der den Sieg giebt, nicht Stärke und Witz!

Daher kam es denn auch wohl, daß er seine parlamentarischen Kämpfe mit jener ernsten Wucht führte, die ihn zum bestgehaßten Gliede der Regierung machte. Er fühlte sich als der Verteidiger himmlischer Autorität, indem er gegen Parlamentsherrschaft und Liberalismus Widerstand leistete. Trotz der Erkenntnis von der Notwendigkeit, nach dem französischen Kriege auch politisch neue Bahnen einzuschlagen, ist er bis an sein Lebensende in seinem Herzen ein grimmiger Feind aller liberalen Ideen geblieben.

Unter diesem Gesichtspunkte beurteilte er die ganze Gesetzgebung der siebziger Jahre, besonders das Ehegesetz, d. h. die Einführung der obligatorischen Zivilehe. In der damals ihre Flegeljahre durchmachenden sozialdemokratischen Bewegung sah er nur „die Ruchlosigkeit innerhalb der gottesleugnerischen Volkshefe," die Folge „einer von idealistischen Thoren ausgegangnen Gesetzgebung, des kirchlichen Zwiespaltes und des Abfalls von Gott und seinem Worte." Diese Empfindung steigerte sich naturgemäß unter dem Eindruck der Attentate.

Handeln Sie! — ruft er dem Fürsten Bismarck zu — das übelriechende Laissez aller würde, ferner angewandt, sicher in das Chaos, in den Abgrund führen, angefüllt mit den Trümmern aller bisherigen Errungenschaften, aller Pietät und Zivilisation.

Aber auch in diesem Augenblick bewahrte er sich seine Besonnenheit und wünschte nur allmähliche Heilung:

Es geht nicht auf einmal — mit Keulenschlägen à la Napoleon I.

Schon die Erfahrungen des Jahres 1848 hatten ihn in diese Stellung hineingedrängt. Er hatte die Berliner Märzunruhen aus unmittelbarer Nähe mit angesehen, und seine Briefe aus diesen Tagen zeigen die Erschütterung seiner Seele. Immer wieder begegnet uns da der Seufzer: Gott helfe! oder: Gott wolle des Königs Herz lenken und stärken und fest machen! Am 19. März bricht er in die verzweifelte Klage aus:

Ach, meine Seele ist betrübt bis in den Tod! Gott hat den bittern Kelch nicht an uns vorübergehen lassen. Das Bitterste, was kommen konnte, ist da, wie es scheint. Doch kommt vielleicht noch Herberes, wer weiß! Wir stehen vor den Thoren der Republik. . . . O, daß ich diesen Tag erleben mußte! Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen? Aber mir steht solche Verzagtheit schlecht; „rufe mich an in der Not" u. s. w. . . . Gott sei mit Euch, Ihr Teuern und Geliebten; lasset Euch die Traurigkeit nicht überwältigen! „Gott lebt! wie sollt ihr traurig sein?" . . . O, erhaltet Euch den Glauben, den einzigen Trost in Trübsal; murret nicht! aber — dies alles rufe ich mehr mir selber zu als Euch; ich bedarfs!

Am 21. März schreibt er der Gattin:

Meine Partie ist genommen, Du weißt es: bis zum letzten Hauch. Aber noch dürfen wir hoffen. Klage nicht! Geliebte! Der Herr, der die jungen Raben speist, wird auch Dich und unsre lieben Kinder nicht verlassen. . . Gott dem Herrn muß man, jetzt mehr als sonst, alles anheimgeben!

Für diese Partie, die er damals genommen, hat er den Kampf geführt, wirklich und wörtlich bis zum letzten Hauch. Denn er ist nicht eher von seinem Amte zurückgetreten, als bis sein asthmatisches Leiden und immer wiederkehrende Erstickungsanfälle ihm eine fernere Wirksamkeit unmöglich machten. Aber nicht der Wunsch, auf jeden Fall sein Portefeuille zu behalten, trieb ihn dazu, sondern nur die Ueberzeugung von der Notwendigkeit und Vortrefflichkeit seiner Sache. Weil er seinen göttlichen Beruf fühlte, wagte er es, freimütig in den König zu dringen und ihm zu widersprechen. Ein Gewissensmensch, der immer nur Einen Weg sieht, hat er nicht weniger als siebenmal um seinen Abschied gebeten, darin ein leuchtendes Vorbild für die wahrhaften Royalisten aller Zeiten.

Er hat sich seines Bekenntnisses zu Gott nicht geschämt, weder vor dem Volke noch vor dem Könige und seinen Freunden. Auch den Hochgestellten hat er freimütig seine Ewigkeitsgedanken ausgesprochen. Zwei Schreiben aus dem Jahre 1876, das eine an den Fürsten Bismarck, das andre an den Prinzen Friedrich Karl, dessen Erzieher er gewesen war, sind dafür besonders bewegliche Zeugnisse. Jenem schreibt er:

Innigst hoffe und wünsche ich, daß Sie neben und nach den Mühen und Leiden Ihrer großen Rolle, das Bewußtsein sich erhalten, resp. wieder beleben: daß die Triumphe und Erfolge menschlicher Größe, daß alle Freude, aller Glanz und Schimmer dieses unsers dunstigen, fröhnerischen Erdendaseins — Nichts sind im Vergleich mit der uns in Jesu Christo verheißenen dereinstigen Herrlichkeit . . .

Und dem Prinzen sendet er folgenden ernsten Geburtstagswunsch:

Was ich Ew. K. H. wünsche, das ist der reiche Segen Gottes für Ihr innerliches Herzensleben, für die Gewinnung des innern Friedens, ohne welchen aller Ruhm und aller Glanz des Daseins nur ein Schimmer ist, der uns weder zeitlich zu befriedigen, noch ewiglich zu beseligen vermag . . .

Ueberschauen wir noch einmal dies Bild seiner religiösen Eigenart, so können wir nur mit Bewunderung und Dank vor der Energie stillstehen, mit der Roon den großen Grundgedanken seines Daseins: Gott sitzt im Regimente! in seinem Leben, in der Führung seines Berufes und in seiner ganzen Urteilsweise entfaltet und durchgeführt hat. Wir wissen leider, daß Laien von so bewußter christlicher Lebenshaltung unendlich selten und daß gerade sie es sind, die unsrer Kirche und unserm Volke fehlen. Und trotzdem wir manches Urteil, das er um des Glaubens willen hegte, um des Glaubens willen nicht teilen, können wir nur in den Wunsch einstimmen, mit dem Roons langjähriger Seelsorger Büchsel die Leichenrede auf ihn schloß: „Gott schenke unserm Könige und Vaterlande allezeit Männer, die treu zu Gott stehen, Männer wie den Kriegsminister Albrecht von Roon!“

Aber bei aller pietätvollen Bewunderung vor der Kraft seiner in unsrer Zeit so seltenen Frömmigkeit wird es erlaubt sein, im Folgenden zu zeigen, daß ihre Art doch durchaus die Züge des Laienchristentums unsrer Tage an sich trägt.

E F

Zukunftsmusik*)

4. Freiland

„Freiland. Ein soziales Zukunftsbild von Theodor Hertzka“ ist die umfangreichste aller modernen Utopien. Sie ist in zwei Ausgaben erschienen, die eine zu 10 Mark, bei Duncker und Humblot in Leipzig, 678 Seiten stark, die andre zu 2 Mark, in Piersons Verlag in Dresden. Die letztere Ausgabe enthält auch Hertzkas Photographie. Sie zeigt, daß Hertzka, der in Wien lebt, ebenso wie Flürscheim jüdischer Abstammung ist. Vor einiger Zeit hat Hertzka auch hier in Berlin einen Vortrag über seinen Zukunftstraum gehalten, wie man damals hörte, ohne irgend welchen Eindruck. Doch hat er auch in Berlin bereits ein Häuflein Anhänger, ganz wie Flürscheim in seinem Bunde für Bodenbesitzreform, in einem Freilandvereine gesammelt. Diese Freilandvereine wollen Geld und Gesinnungsgenossen zusammenbringen solange, bis sie davon hinreichend haben werden. Dann wird, so hat ihr Prophet Hertzka geweissagt, und so glauben sie, die Verwirklichung ihrer Freilandphantasien beginnen. Dann wird eines schönen Tags in allen angesehenen Zeitungen Europas und Amerikas ein Aufruf erscheinen zur Beteiligung an einem großen Internationalen Freilandkongreß im Haag, zur Gründung einer großen freien internationalen Gesellschaft daselbst, zur Einleitung einer kraftvollen Freilandaktion von dieser Stunde an.

Mit der Schilderung dieses Weltkongresses beginnt denn auch Hertzkas Roman. Der Zulauf von Menschen im Haag ist so gewaltig, wie der Zustrom von Geldern. Ohne Hindernisse beschließt man, Freiland zu gründen. Die Stätte, wo das Wunderreich erstehen soll, ist die Gegend um den Kenia im Hinterlande von Deutsch-Ostafrika. 200 der tüchtigsten, auserlesensten Männer aller Berufe und aller Nationen, zugleich in allen kriegerischen Künsten erfahren, aufs sorgfältigste ausgerüstet, beritten gemacht und mit allen für die erste Ansiedlung nötigsten Dingen, wie Maschinenteilen, Sämereien, Tauschwaren und Sprengstoffen versehen, treten alsbald ihren Zug an, um als Pioniere das gelobte Land des zwanzigsten Jahrhunderts zu entdecken und für den Strom der nachdrängenden Massen den Boden daselbst zu bereiten, den Weg dahin zu ebnen. In Alexandria geben sich die Zweihundert das Rendezvous; dort lagern sie monatelang, organisiren sich, exerziren und leben sich zu einer vollständigen Gemeinschaft zusammen. Dann fahren sie zu Schiff nach Sansibar, treffen die letzten Anordnungen, werben schwarze Diener und Wärter für ihre Lastesel und ihre Pferde an — und dann gehts hinüber an die ostafrikanische Küste und hinein ins Innere Afrikas, eine kleine Truppe von Eclaireurs immer an der Spitze. Und hier hebt das Wunderbare, das sich im Laufe der Geschichte bis zu den grellsten Unwahrscheinlichkeiten und Phantasien steigert, schon an. Alles geht auf das glücklichste von statten, die Strapazen sind gering, die Wege gut, das Klima ungefährlich, die geworbenen Neger willig, die Völkerschaften, die man berührt, zahm wie schwarze Lämmer. Nur mit dem Räubervolke der Massais scheint sich anfangs ein starker Konflikt zu entspinnen. Aber die erste feindliche Begegnung, die man hat, wandelt die Wilden in furchtsame Freunde, als man, ohne auf sie zu zielen, die Raketen spielen, die Kanonen donnern, die Büchsen knallen läßt und gegen ihre Stellung anreitet. Denn noch nie sahen die Wilden Pferde, noch nie einen Weißen zu Pferde, beide zusammen halten sie für ein unheimliches, allmächtiges Zauberwesen mit vier Beinen und zwei Köpfen. So geht, wie gesagt, alles auf das schnellste, glücklichste, gefahrloseste von statten. Der Marsch ins Innere Afrikas, den unsre Forschungsreisenden uns immer so strapaziös und entbehrungsreich geschildert haben — hier ist er nicht viel anders als ein Spaziergang im Tiergarten von Berlin. Am Kenia entdeckt man dann auch das wunderbarste Stück Land. Erst stößt man auf ein kleineres entzückendes Plateau, fünf Tage später findet man die eigentliche Heimat.

Der Anblick, den das Land bot — so schreibt Hertzka in seiner Tagebuchform — war unbeschreiblich. Man denke sich ein 18 Kilometer langes, an seiner breitesten Stelle 12 Kilometer messendes, mit beinahe geometrischer Regelmäßigkeit aufgebautes Amphitheater, dessen Halbkreis durch einen Kranz sanft aufsteigender, 100 bis 150 Meter hoher Waldhügel, dessen Grundlinie dagegen durch die jäh und schroff sich emportürmenden Felswände des Kenia gebildet wird, von deren Höhe, die Wolken überragend, die schneeigen Firnen herniederleuchten. Den Boden dieses majestätischen Amphitheaters deckt auf der einen, dem Kenia zugewandten Seite, ein tiefblauer, klarer See, zur andern ein blumiges Park- und Wiesenland. Das Publikum, das diese Arena füllt, sind zahllose Elefanten, Giraffen, Zebras, Antilopen; und das Stück, welches in demselben zur Aufführung gelangt, betitelt sich: Die Kaskaden des Keniagletschers. Hoch oben, in unerreichbarer Höhe, entspringen unter dem Kuß der glühenden Sonne zahllose Wasseradern den bläulich und grünlich strahlenden Eisklüften; schäumend und funkelnd, bald zerstäubt in alle Farben des Regenbogens, bald vereint in weißlichem Glaste, eilen sie hernieder, stets kräftiger anwachsend, stets unbändiger tobend, bis endlich der gesamte Schwall sich vereinigt zu einem mächtigen Flusse, der nun mit donnerndem Tosen, das bei günstiger Windrichtung

*) Vergl. Nr. 22 und 23 dieses Jahrgangs. D H

selbst da unten, in einer Entfernung von gut 10 Kilometern, deutlich zu hören ist, seiner Gletscherheimat enteilt und den Felsschroffen zustürmt; dort angelangt aber stürzt die ganze kolossale Wassermasse, dieselbe, die wenige Kilometer weiter den Dana bildet, 500 Meter tief jäh herab, in Atome zerstäubend, zu einer Regenbogenwolke umgestaltet. Der Fluß ist urplötzlich in den Lüften verschwunden, vergebens sucht dein Auge die Fortsetzung seines Laufes auf den schwarz gleißenden Klippen; erst 500 Meter weiter unten sammeln sich die fallenden Nebelmassen wieder zu fließendem Wasser, um von da ab in kleinern Absätzen dumpf brausend und grollend dem See auf gewundnen Umwegen zuzueilen.

In sprachloses Entzücken versunken standen wir lange vor diesem Naturwunder sonder gleichen, dessen unsägliche Majestät und Schönheit Worte nicht schildern können. Gierig sog das Auge die Flut von Licht und Farbenglanz, gierig das Ohr den aus märchenhafter Höhe herabklingenden Ton der Wässer, gierig die Brust das duftgeschwängerte Labsal ein, das als Atmosphäre dieses Zauberthal durchfächelt. Zuerst fand das Weib in unsrer Mitte, Ellen Fox, wieder Worte. Einer verzückten Seherin gleich hatte sie lange dem Spiel der Wässer zugeschaut; da rief sie plötzlich, als ein stärkerer Windhauch den Nebelschleier des Wasserfalls, der soeben noch einen schillernden, schwertähnlich geschwungnen Streifen gebildet hatte, vollends verwehte: „Seht hin, das Flammenschwert des Erzengels, das den Eingang zum Paradiese bewacht hat, ist bei unserm Erscheinen zerstäubt; »Eden« laßt uns diesen Ort nennen!“

Hier läßt man sich nieder. Die Zweihundert und ihre dreihundert schwarzen Diener entfalten eine fieberhafte Thätigkeit. Kuriere werden mit Depeschen nach Europa abgeschickt — sie erreichen zu Pferde in zehn Tagen die Küste! Zwei größere Trupps, je einige Ingenieure an der Spitze, ziehen aus, einen festen Weg für Ochsenfuhrwerk nach der Küste anzulegen. Denn schon ist es Anfang Juli, und für den 1. Oktober hat sich der Leiter der Expedition bereit und imstande erklärt, den ersten großen Einwandrerzug an der Küste zu empfangen und auf Ochsenwagen sicher und bequem in die neue Heimat zu geleiten. 5000 Stück Zugochsen werden dazu bei den benachbarten Wilden aufgekauft, mit ihnen schafft man eine in Stationen geteilte, geregelte, ununterbrochne Transportverbindung mit der Küste, nach dem Muster des Postdienstes und Reiseverkehrs unsrer Großväter. Andre holen Pflugochsen und andres Hausgetier herbei; eine Sägemühle wird gebaut, Bäume gefällt und zu Brettern geschnitten, die ersten fünfzig provisorischen Blockhäuser errichtet. Pflüge werden konstruirt, Land umgeackert und bestellt. Ein großer Obst- und Gemüsegarten wird angelegt, Jagd auf die einbrechenden wilden Tiere gemacht und allmählich die ganze Ebene den umgebenden Wald entlang gegen das Eindringen von Elefanten, Auerochsen u. s. w. durch eine Barriere geschützt. Elefanten werden gezähmt und sind bald die unersetzlichsten Arbeitskräfte bei der beginnenden Erbauung der Stadt. Eine Mahlmühle wird sodann errichtet, um Mehl und Brot aus der ersten bald zu erwartenden Ernte zu bereiten. Dreschmaschinen hat man selbstverständlich auch nicht zu bauen vergessen. Man entdeckt unerschöpfliche Kohlenlager, die nun die Maschinen speisen; man findet Erzlager, die das Eisen für die Maschinenkonstruktionen liefern. Es dauert auch nicht lange, so arbeitet eine Brauerei; und Ende September stehen 600 nette, feste Blockhäuser für ebenso viele Anfang Oktober erwartete Familien bereit. Dazu kommt ein flotter Tauschverkehr mit den schwarzen Völkerstämmen — kurz, als dann wirklich die ersten Einwandrer auf den Ochsenwagen eintreffen, da finden sie keine Wildnis mehr, sondern bereits eine neue Heimat mit allerlei unerwarteten Behaglichkeiten.

Und nun erst recht schnell, mit der zunehmenden Bevölkerung und mit den zunehmenden Kulturmitteln, die teils aus Europa mit eingeführt, teils schon im Lande selbst produzirt werden, entwickelt sich das neue Reich. Eine stattliche Reihe neuer Industrien reiht sich an die schon genannten an, schießt wie Pilze aus dem paradiesischen Boden: Druckereien, Glashütten, Ziegeleien, Oelmühlen, chemische Werke, Näh- und Schuhfabriken. Schulhäuser werden gebaut, an Stelle der Holzbaracken treten feste, künstlerisch ausgestattete Villen. Als das erste Jahr des Aufenthalts am Kenia vergangen ist, zählt Freiland bereits 95 000 Seelen, darunter 27 000 arbeitsfähige Männer, die zu 218 Assoziationen sich vereinigt haben und 87 verschiedne Gewerbe betreiben. Man arbeitet 6—7 Stunden am Tage, zwischen 5 und 10 Uhr vormittags, zwischen 4 und 6 Uhr nachmittags. Die Frauen arbeiten nicht in den Gewerben, sie stehen allein dem Hauswesen vor. Die übrige Zeit

ist den Mahlzeiten, die — das wird oft und nachdrücklich betont — sehr opulent sind, der Ruhe, dem Spiel und der geistigen Fortbildung bestimmt. Eine Bibliothek von 18 000 Bänden, die halbwegs dem ersten Bedürfnis genügt, steht ebenfalls schon nach dem ersten Jahr allen Freiländern zur Verfügung. Von da geht die Entwicklung des neuen Staatswesens, das weder Monarchie noch Republik, sondern eine Gesellschaft aller derer ist, die, ob reich oder arm, nach dem Kenia eingewandert sind, rapide vorwärts. Bald ist eine Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverbindung mit der Küste geschaffen, das Gas, der Dampf, die Elektrizität auf das ergiebigste, sinnreichste, grandioseste angewandt; Edenthal wird eine glänzende Stadt, mit allem Luxus, allem Komfort europäischer Kultur, eine einzige Villenkolonie, mit glänzenden öffentlichen Bauwerken, die nach einem neuen Stil, den freiländischer Geist geboren hat, gebaut sind. Am Ende des vierten Jahres zählt die Bevölkerung Freilands schon 780 000 Seelen. Und immer größer werden die Scharen der Einwandrer, die die Kunde von dem gelobten Lande aus allen Erdteilen herbeizieht. Und alle werden aufgenommen und in immer weiterm Umkreise um den Kenia mitten in die schwarzen Völker hinein angesiedelt. Diese selbst, voran die kriegerischen Massais, sind bereits nach nur noch einem feindlichen Zusammenstoß unter einander und mit den Weißen im Handumdrehen zivilisirt und nehmen bald auch teil an all den Herrlichkeiten des Paradieses der weißen Brüder. Städte entstehen, Eisenbahnen verbinden sie — bald reicht das neue Reich bis zum Tanganjikasee nach Westen, zur Meeresküste nach Süden und Südosten, bis tief nach Uganda hinein gen Nordwesten und Norden. Unermeßlich wächst der Reichtum aller Freiländer, obgleich Tausende völlig Arme von ihnen jährlich neu aufgenommen werden; jeder einzelne hat mindestens ein Jahreseinkommen von 12 000 Mark. Mit dem Reichtum wächst edle Bildung, vornehme Gesinnung, reine Sittlichkeit, körperliche Gesundheit. Es giebt keine Trunkenbolde, keine Müssiggänger, keine Verbrecher, keine Kommunisten und Nihilisten mehr. Jedes Haus ist eine Pflegestätte des Idealen, Guten, Schönen. Ihre Hüterinnen, die Frauen, werden vor aller schweren Arbeit geschützt, haben nur den Beruf, dem Schönen zu leben, die Männer zum Schönen zu führen, ihre Leidenschaften zu besänftigen. Die Jugend wird auf das gründlichste gebildet an Seele, Geist und Körper. Jeder Knabe wird zum Krieger erzogen, zu einem vollendeten Läufer, Reiter, Schützen. Als es mehr denn zwanzig Jahre nach der Gründung Freilands zu einem Kriege mit König Johannes von Abessynien kommt, wird er und sein glänzendes, nach europäischem Muster geschultes Heer von einer fünfzehnfach kleinern Schar Freiländer im Handumdrehen aufs Haupt geschlagen. Mit diesem Kriege ist die letzte Gefährdung der Existenz Freilands beseitigt. In alle Welt hinein erklingt die Kunde von dem Glücke, dem Reichtum, der Macht, der Größe Freilands.

Und während diese sich ins Schwindelhafte hinein vermehrt, geht es mit allen andern Nationen ebenso schnell bergab. Sie können sich nicht ermannen, die alte Wirtschaftsform über Bord zu werfen — so ist der allgemeine Ruin, Revolution und Zertrümmerung aller Kultur bei ihnen die Folge. Da, in diesem Chaos entschließt man sich endlich, hilfesuchend bei Freiland anzuklopfen. Freiland beruft, im sechsundzwanzigsten Jahre seines Bestehens, einen großen Weltkongreß, der von achtundsechzig Nationen beschickt wird. Auf diesem Kongreß wird die Verfassung Freilands allen vorgeführt und durchgesprochen, wird jedem Lande eine Anzahl Freiländer zur Verfügung gestellt, die die Aufgabe erhalten, mit ungeheuerm Kredit, mit bewundernswerter Umsicht und Thatkraft jede der achtundsechzig Nationen aus ihrem Chaos herauszuführen, jeder die nach ihrem Charakter etwas modifizirte freiländische Verfassung zu geben. Mit einem Ausblick auf die Zeit, da auch dies Werk gethan, da die ganze bewohnte Erde ein einziges, glückliches Freiland ist, schließt das dicke Buch, in das im Vorstehenden nur ein ganz oberflächlicher Einblick gegeben werden konnte.*)

*) Vor kurzem erschien noch: Eine Reise nach Freiland von Th. Hertzka, in Reclams Universalbibliothek Nr. 3061 und 3062,

Wichtiger als das ganze breit aufgetragne Detail, als das romanhafte Beiwerk, als alle Einzelschilderungen ist der volkswirtschaftliche Gedanke, auf dem der ganze Bau der freiländischen Gesellschaft errichtet ist. Dieser scheint sehr einfach und durchsichtig und schließt sich ganz an die Voraussetzungen an, von denen auch Flürscheim bei seiner Theorie ausging. Die soziale Frage ist auch nach Hertzka heute nicht in erster Linie die Frage nach einer neuen Produktionsform, sondern die Frage, wie alle in den Besitz ausreichendster materieller Mittel zu setzen sind, damit alle imstande sind, gleich kräftig sich im wirtschaftlichen Wettstreit zu bethätigen. Flürscheim glaubte dies, wie wir sahen (Nr. 23), schon allein durch Verstaatlichung alles Grundes und Bodens erreichen zu können. Hertzka geht weiter: auch alle mobilen Kapitalien sind Besitz der Gesamtheit, jeder einzelne und jede einzelne Gruppe hat Anrecht auf sie, sie sich unentgeltlich von der Gesamtheit zu entleihen. Flürscheim wollte nur die sogenannte private Grundrente, d. h. den privaten Ertrag aus dem Grund und Boden beseitigen, Hertzka will daneben auch jeden Kapitalzins und allen Unternehmergewinn für immer vernichtet wissen. Darum ist alles Land nicht nur, sondern auch alles Kapital von Freilands Anbeginn Gesamteigentum seiner Bewohner. Jeder darf sich von der Gesamtheit soviel Landes zur Benutzung erbitten, als er bedarf; desgleichen jeder so viel Kapitalien, als er zum Gewerbebetriebe nötig hat. Keine Zinsen sind zu zahlen nötig, nur die Verpflichtung besteht, das Geld in Raten zurückzuerstatten. Der Unternehmergewinn ist beseitigt dadurch, daß sich die industrielle Einzelunternehmung als unrentabel erwiesen hat. Es besteht nur noch genossenschaftlicher Betrieb, in dem jeder Arbeiter zugleich auch mit Unternehmer ist. Dabei existirt unbeschränkte Gewerbe- und Handelsfreiheit. Und dennoch kann in diesem wunderbaren Freiland weder Mißbrauch mit dem freien Rechte aller auf Land und Kapital getrieben werden, noch jemals eine Ueberproduktion entstehen, wie sie heute erfahrungsmäßig die unzertrennliche Begleiterin eben der schrankenlosen Gewerbefreiheit ist. Das, was nach Hertzka beides unmöglich macht, ist die absolute Oeffentlichkeit der Produktion und Konsumtion aller Waren. Es existirt eine große Bank, wenn man will, die Börse der sozialistischen Gesellschaft am Kenia. Bei ihr muß zu jeder Zeit der Umfang der Produktion jedes Industriezweiges, der Landwirtschaft und alles Kunsthandwerks ebenso wie der Preis für die produzirten Waren gemeldet sein. Zugleich ist sie Zentralwarenmagazin und Zentralverkaufsstätte. Jeder Bürger muß bei ihr seinen Bedarf kaufen, und jeder hat bei ihr sein Konto. Damit gewinnt sie zugleich auch eine Uebersicht über den Umfang des Verbrauchs aller Waren in Freiland. Und beide Statistiken, die über Produktion und die über Konsumtion, macht sie regelmäßig bekannt. Jeder Bürger ist also imstande, zu übersehen, welcher Erwerbszweig augenblicklich am rentabelsten ist, welcher am meisten Waren zu produziren hat, weil sie am meisten gesucht werden. Und er hat weiter das Recht, zu jeder Stunde seinen augenblicklichen Beruf zu wechseln, sich dem zuzuwenden, der am meisten Gewinn abwirft. Von diesem Rechte macht er auch ausgiebigen Gebrauch. Und so besteht in Freiland ein fortwährender Zuzug und Abzug von Arbeitskräften aus einem in den andern Erwerbszweig, je nach der herrschenden Konjunktur. Der Zuzug wird immer so lange dauern, als der Arbeitsgewinn in der Branche noch höher ist als in andern Branchen. Sind aber so viel Arbeitskräfte neu hinzugekommen, daß der Gewinnanspruch dieser größern Zahl den Anteil eines jeden auf das Durchschnittsniveau herabgedrückt hat, ja ihn unter

Preis 40 Pfge. Das Bändchen hat denselben Inhalt wie die oben angegebnen beiden großen Schriften, etwas zusammengezogen und in einer andern Einkleidung. Es sind in ihm schon sieben Jahre seit Gründung Freilands vergangen. Ein junger reicher Ingenieur, voll glühenden Dranges, seinen ärmern Brüdern zu helfen, reist nach Freiland. Diese Reise, seine Ankunft daselbst und seine ersten Eindrücke werden geschildert. Die Geschichte fängt mit der Auflösung seiner Verlobung hier in Europa an, wobei Hertzka sich nicht von der gemütstiefsten Seite zeigt, und endigt, etwa vier Monate später, mit seiner Verlobung in Freiland. Auch diese dritte Darstellung von Freiland erweckt ganz dieselben Empfindungen, wie die beiden oben besprochnen Bücher. Das im Folgenden über diese abgegebne Urteil gilt auch ihm.

dieses zu drücken droht, so wird der Zuzug an Arbeitskräften von selbst aufhören und sich andern Branchen zuwenden. Die vollständige Oeffentlichkeit in Produktion und Konsumtion erscheint hier als der stets tadellos funktionirende Regulator des gesamten wirtschaftlichen Lebens, unter Wahrung der völligen Freiheit der Bewegung aller, bei Anerkennung des Rechts aller auf Land, Kredit und sofortige Arbeit in jedem Erwerbsgebiete.

Mit einer beneidenswerten Sicherheit versucht Hertzka nun diese Theorie seinen Lesern plausibel zu machen, die er in einem ausführlichen Vorwort auch fachwissenschaftlich erläutert und wobei er viel ernste, anregende Gedanken ausgesprochen hat, die jedem Nationalökonomen von Wert sein müssen. Der Theorie selber gegenüber aber gilt alles, was über Flürscheims Theorie gesagt ist: selbst wenn sie richtig gedacht ist, ob sie zu realisiren wäre? Und wenn, ob sie ein Segen wäre? Mehr Segen brächte und weniger Jammer als Adam Smiths Theorie vom Laisser faire aller wirtschaftlichen Dinge? Im Vergleich mit Flürscheims Theorie ist Hertzkas die bestechendere, denn sie scheint die konsequentere zu sein, aus unsern heutigen Zuständen heraus. Sie wird, wie schon angedeutet, auch mit ganz andrer Begeisterung, wenn auch freilich nicht der eines Dichters, von dem Verfasser vorgetragen. Eher kann man Hertzka einen spekulativen Philosophen wunderlichster und modernster Art nennen. Der Mann hat ein ganz eigenartiges Talent, mit Zahlen um sich zu werfen, mit ihnen zu beweisen, seine Theorie und alles, was er darauf aufbaut. Er ist eine Art mathematischer Jongleur, der mit Zahlen spielt, wie der Jongleur im Zirkus mit Bällen. Anfangs hat er nur eine vor sich, meist nur als bloße Annahme hingeworfen; aber im Nu erscheint eine zweite, dritte; mit ihnen multiplizirt und dividirt er, ohne daß man weiß, wie er dazu kommt, aber er thut es mit solcher Sicherheit und Schnelligkeit, daß man ihm gar nicht Einhalt gebieten, gar nicht die Unwahrscheinlichkeit seiner Rechnung nachweisen kann. Denn schon operirt er mit neuen Zahlen, den Produkten aus der Multiplikation, den Quotienten aus der Division, den Summen aus der Addition. So erscheinen wieder neue Zahlen, vier, sechs, acht; immer kühner spielt er mit ihnen — und plötzlich steht eine Rechnung da, die das Gewagteste scheinbar unerschütterlich bewiesen hat, denn es ist mit Zahlen belegt, die für den modernen Durchschnittsmenschen die ehrfurchtgebietendsten Autoritäten zu sein pflegen. Darum wäre Hertzka auch viel gefährlicher als Flürscheim und die andern Utopisten, wenn sein Buch andrerseits nicht wieder zu lang wäre, als daß es viele lesen.

In zwei andern Punkten aber wieder steht er tief unter Flürscheim. Flürscheim bemüht sich ernstlich, einen Weg zu finden, auf dem wir schrittweise, allmählich aus unsern heutigen Zuständen in das Deutschland in hundert Jahren gelangen; Hertzka flüchtet sich mit seinen Anhängern in das Innere Afrikas, um in einem jungfräulichen Lande seinen Traum zu verwirklichen. Sein Vaterland aber läßt er im Stich, läßt es dem großen Krach und Chaos entgegentaumeln, und nur auf den Trümmern des Alten glaubt er dann auch ihm Hilfe bringen zu können. Hertzka ist also, selbst wenn alles an seiner Theorie stimmte, schon aus diesem Grunde für unsre augenblicklichen Aufgaben wertlos. Was nützt uns ein Freiland, das nur in Afrika existenzfähig ist? Wir wollen unserm deutschen Vaterlande helfen. Für dieses aber zeigt er keine Hilfe, nur den Ruin.

Der zweite wichtige Punkt, in dem Hertzka tief unter Flürscheim steht, wodurch er vor allem jeden Evangelisch-sozialen zu seinem natürlichen und hartnäckigen Gegner macht, ist sein bedingungsloser Materialismus. Flürscheim läßt ganz ebenso wie Bellamy den ganzen Komplex idealer Lebensmächte selbständig neben dem Bereich der wirtschaftlichen Interessen bestehen. Vor allem nimmt er das ganze System der christlichen Ethik und den christlichen Gottesglauben in sein Zukunftsbild hinein. Wie in den Büchern eines schlichten, verständigen Christen von heute, ungesucht am rechten Orte, wird der Name Gottes wie selbstverständlich genannt. Freilich, ein Evangelisch-sozialer ist Flürscheim natürlich auch nicht. Christlicher Glaube und christliche Sittlichkeit sind ihm, ganz im Sinne der

überlieferten kirchlichen Frömmigkeit, Größen für sich, ebenso wie das Bereich des wirtschaftlichen Lebens eine solche Größe für sich ist. In keinem Punkte berühren, geschweige beeinflussen, befruchten, bedingen sie sich. Dazu ist wohl schon Flürscheim persönlich zu wenig für das moderne religiöse Problem interessirt. Immerhin, sein Standpunkt ist in diesem Falle nicht schlechter und nicht besser als der der meisten Christen von heute, und wie gesagt, er steht von unserm Gesichtspunkte hierin hoch über Hertzka. Hertzka ist bewußter Materialist. Sein Materialismus ist das innere, tragende Prinzip seines wirtschaftlichen Systems, der gesamten Verfassung von Freiland, des ganzen öffentlichen und privaten Lebens daselbst, wie er es sich einst verwirklicht wünscht. Hertzka steht hierin Schulter an Schulter mit Marx. Auch seine Utopie ist wie die von Marx nichts weiter als die konsequente Anwendung der Philosophie des Eigennutzes und der Selbstsucht in der Volkswirtschaft. Es kann auch dies hier nur als Thatsache konstatirt, nicht bewiesen werden. Aber jede Seite in Hertzkas Buch bringt Beweise dafür. Auch sein volkswirtschaftlicher Grundgedanke, auf dem ja dann die ganze Verfassung Freilands aufgebaut ist, ist der des Egoismus. Die Gewinnsucht ist das Gewicht, das bewirken soll, daß sich der Durchschnittsertrag für den Einzelnen in allen Erwerbszweigen die Wage hält; Genuß freilich im besten und edelsten Sinn ist der Lebenszweck aller Freiländer. Von höhern Zwecken und Zielen der menschlichen Persönlichkeit findet sich kein Wort. Auch die Arbeit ist nur Mittel zur Erzeugung von Genußmitteln, nichts Höheres, geschweige ein Mittel zur Entwicklung und Bethätigung der sittlichen Persönlichkeit. Freilich, es giebt auch in Freiland eine Sittlichkeit, aber es ist die des modernen, kulturtrunkenen, rein ästhetisch bestimmten Großstädters. Von religiösen Bedürfnissen wissen wenigstens in den Hauptwerken Hertzkas (in dem Reclamhefte läßt eine einzige kurze Stelle eine geringe Wandlung des Verfassers zum Bessern wenigstens vermuten) die Freiländer nichts. Dennoch giebt es mehrere Stellen in ihnen, in denen Hertzka sich über das Christentum und Christus des längern verbreitet. Er bemüht sich da alles Ernstes die alte, von den Sozialdemokraten aufgebrachte Lüge „wissenschaftlich" zu entwickeln, Christus sei im Grunde ein sozialer Reformator gewesen, dessen Gedanken aber die Kirche in metaphysisch-religiöse Phrasen verflüchtigte, um sie für die damalige bestehende Gesellschaft nicht gefährlich werden zu lassen. Kurz — in Hertzka finden wir einen ebenso prinzipiellen christentumfeindlichen Materialisten wie in Marx; nur ist dessen Haß und Spott gegen Kirche und Glauben bei ihm mehr in blasirte Gleichgiltigkeit und geringschätzige Verachtung umgeschlagen. Hertzka ist aber darum nicht minder wie Marx und dessen bewußte und überzeugte Anhänger der grimmigste Feind gerade von uns Evangelisch-sozialen. Denn unser Ausgangspunkt für alle unsre soziale und volkswirtschaftliche Wirksamkeit ist das Gegenteil von allem Materialismus und Eigennutz, ist die Welt der jenseitigen Güter und der Drang der Liebe. Es ist gut für uns, diesen tiefsten Gegensatz zu Hertzka immer im Gedächtnis zu halten. Er genügt, um auch den wirtschaftlich Ungeschulten, der sich vielleicht von Hertzkas Träumen umgaukeln und gefangen nehmen läßt, augenblicklich aus diesem faulen Zauber zu befreien. Zu einem so bitter ernsten praktischen Gegensatz wie zwischen Marxistischen Sozialdemokraten und uns Evangelisch-sozialen wird es mit Hertzkas Anhängern freilich wohl niemals kommen. Denn es wird nicht lange dauern, dann sind sie in alle Winde zerstoben, und ihnen und Hertzka selbst ist das unfruchtbare Träumen und Spekuliren vergangen. Und das wäre kein großer Schade. P G

Verschiedenes

(Zu dem unglücklichen Ende des Kandidaten Groth) hat der Reichsanzeiger gemeldet als amtlich festgestellt, „daß der Kandidat schon während der Examenstage sich in einem Zustande schwermütiger Erregung befand, die sich nach denselben zu völliger mit Hallucinationen verbundner Geistesverwirrung steigerte und durch freundlichen, seelsorgerischen Zuspruch des Vorsitzenden der Prüfungskommission nur scheinbar beschwichtigt wurde. Bei dem Urteil über das Unzulängliche seiner Leistungen sind Bedenken gegen seine Stellung zum Glauben der Kirche überhaupt nicht in Betracht gezogen worden."

Diese Mitteilung des Reichsanzeigers giebt etlichen kirchlichen Blättern den Anlaß, Beschuldigungen gegen die Christliche Welt auszusprechen, die keinen andern Wert haben, als daß sie ihre Gesinnungen offenbaren. So schreibt der Reichsbote: „Die Christliche Welt wird sich jetzt der Pflicht nicht entziehen können, zu erklären, auf welche Autorität hin sie ihre irreführenden, in ihrer Wirkung und Tendenz geradezu frivolen Angaben in die Welt gesetzt hat."

Darauf antworten wir: 1. daß die Christliche Welt das betrübende Vorkommnis überhaupt noch nicht erwähnt hat außer in der vorletzten Nummer 25, und zwar nur, um festzustellen, daß nicht die Christliche Welt, sondern die neben ihr vollkommen selbständig erscheinende Chronik der christlichen Welt die erste Nachricht davon gebracht hat. Wenn der Reichsanzeiger die Blätter verwechselt, rechnen wir ihm das nicht zu, aber der Reichsbote weiß ganz genau Bescheid.

2. Damit wälzen wir nicht irgend welche Schuld auf andre Schultern. Die Nachricht ist allerdings zuerst an den Herausgeber der Christlichen Welt gelangt und von diesem an den Redakteur der Chronik weitergegeben worden. Sie stammt von einem leiblichen Bruder des Unglücklichen, war von ihm formulirt und auf das eingehendste begründet. Hätte die Christliche Welt die Sache für spruchreif gehalten, so hätte sie sich ihrer selbst angenommen. So hat die Chronik ihres Dienstes als Nachrichtenblatt gewartet mit all der Gewissenhaftigkeit, die sie ihren Lesern schuldig ist.

3. Daß der Examinand sich nicht in normalem Geisteszustande befunden hat, ist uns von mehreren Seiten glaubhaft bezeugt, und heute zweifeln auch seine Anverwandten daran nicht mehr. Aber daß man ihn gleichwohl der Prüfung bis zu Ende unterzogen und von seinem Zustande weder die Anverwandten benachrichtigt, noch unmittelbar ärztliches Eingreifen veranlaßt hat, verstehe, wer kann. Sind die Anzeichen seiner Verwirrung die gewesen, die man uns berichtet, so hatten Examinatoren und Mitexaminanden, soweit sie Beobachter waren, die Pflicht, sich des jungen Mannes ganz anders anzunehmen, als geschehen ist. Die Hinterbliebenen standen allerdings vor einem Rätsel, da sie von dem Augenblick, wo der Kandidat sie gesund verlassen hatte, bis zu seinem Tode ohne jede Nachricht geblieben waren. Wie sie dazu kamen, die Lösung des Rätsels in der Richtung zu suchen, die in der ersten Chronikmitteilung angedeutet ist, hat unser Gewährsmann uns von Anfang an eingehend dargelegt. Es ist nicht unsre Sache, hierüber weitern Aufschluß zu geben. Wir zweifeln nicht, daß der Bescheid des Reichsanzeigers richtig ist. Und Gott weiß, daß wir uns dieses Ergebnisses der Untersuchung nur freuen, denn im andern Falle hätte ein Aergernis vorgelegen, das wir unsrer Kirche wahrlich nicht gönnen. Wir wünschen aber, daß dieses traurige Vorkommnis nicht ohne einen Segen bleibt. Daß man Examinanden in ihrer Aufgeregtheit ganz sich selbst überläßt, hat sich hier so bitter gestraft, wie es niemand schmerzlicher empfinden wird, als die Beteiligten. Vielleicht ließe sich hier manches thun, um mildernd und beschwichtigend auf die erregten Gemüter zu wirken. R

(Die Freigebung der Kirchenstühle) und Abschaffung der Platzmiete hat Amtsrichter Kulemann aus Braunschweig auch wieder auf dem jüngsten Evangelisch-sozialen Kongreß gefordert. Dabei ist ein Reichsgerichtserkenntnis nicht erwähnt worden, das die ganze Frage ihrer Lösung erheblich näher führt:

„Nimmt jemand bei Beginn des Gottesdienstes einen Kirchenstuhl ein, der einem rechtmäßigen Eigentümer gehört, so ist dieser nicht berechtigt, die Räumung des Stuhles zu verlangen. Bei einer Nötigung ist auf »Störung des öffentlichen Gottesdienstes« zu erkennen. Will der rechtmäßige Eigentümer seinen Sitz nicht an andre vergeben, so ist es seine Pflicht, vor Beginn des Gottesdienstes zur Stelle zu sein."

Das Erkenntnis ist zwar noch nicht publizirt, an seiner Richtigkeit ist aber nicht zu zweifeln. Wir meinen, daß die Kirchengemeinderäte dadurch einfach genötigt werden, die Bestimmungen über die Platzmiete dahin abzuändern, daß die Mieter nur bis zum Beginn des Morgenliedes auf ihre Plätze Anspruch haben. Die heilsame Folge würde sein, daß erstens überhaupt weniger Plätze gemietet würden und, daß sich zweitens die feste Gemeinde pünktlicher einfände und nicht erst zur Predigt in der Kirche erschiene. E F

(Zur Vermählung des Erbgroßherzogs von Luxemburg) Nach einer Mitteilung der Neuen Freien Presse wurde kürzlich die Trauung des protestantischen Erbherzogs von Luxemburg mit der katholischen Prinzessin von Braganza, nachdem zuvor das Versprechen katholischer Kindererziehung gegeben war, nach katholischem Ritus vollzogen. So bedauerlich schon dieser Vorgang an sich ist, so muß er protestantische Gemüter noch viel mehr mit Betrübnis und Entrüstung dadurch erfüllen, daß nach derselben Quelle ein protestantischer Geistlicher aus Wien sich hat bereit finden lassen, an die Neuvermählten eine feierliche Ansprache mit Gebet zu richten, und zwar nachdem er dem betreffenden Erzbischofe ausdrücklich versprochen, sich jedes Trau- oder Einsegnungsaktes dabei zu enthalten. Während die kirchliche Gesetzgebung verschiedner evangelischer Länder das seitens des evangelischen Ehemannes gegebene Versprechen katholischer Kindererziehung als Grund, die Trauung zu verweigern, ansieht, hat dieser Geistliche die Hand dazu geboten, daß die Anrechte, die der evangelischen Kirche nach jahrhundertelangen Traditionen an die Eheschließung eines Sprosses des Hauses Nassau-Oranien zu stellen hat, anstatt einer regelrechten kirchlichen Trauung sich auf die wenigen in Anwendung gebrachten Zeremonien beschränken. Wir sehen in solchem Verhalten ein schweres doppeltes Unrecht, einmal gegen den protestantischen Fürsten selbst, den man, anstatt ihm das

Gewissen zu wecken und an seine kirchlichen Pflichten zu mahnen, sicherlich noch in der selbstgerechten Einbildung bestärkt hat, durch Zuziehung eines Geistlichen der evangelischen Kirche erfüllt zu haben, was diese zu fordern berechtigt sei. Viel schwerer ist aber noch das Unrecht gegen die Kirche: fürwahr in augenfälligerer und zugleich schimpflicherer Weise kann so leicht nicht dem Anspruche der katholischen Kirche, daß sie die Herrin, die evangelische nur eine geduldete Sekte ist, Recht gegeben werden. Bei solchem Verhalten darf man sich nicht wundern, wenn die Praxis der katholischen Kirche in Sachen der Mischehen immer unduldsamer wird; es heißt ja von evangelischer Seite, sie geradezu darin bestärken.

B-C

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; die Verlagshandlung versendet sie an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Das erste und zweite Quartal werden auf Verlangen für je 2 Mark nachgeliefert. Von den früheren Jahrgängen sind noch zu haben: 1888 für 6 Mark und 1890 für 8 Mark geheftet, gebunden für 9 und 11 Mark, von 1892 die ersten drei Quartale für je 2 Mark.

Die Jahrgänge 1887 und 1889 sind vollständig, vom Jahrgang 1891 ist Nr. 1 vergriffen.

Einbanddecken zu den sechs ersten Jahrgängen der Christlichen Welt und zu den Jahrgängen 1891 und 1892 für Christliche Welt und Chronik zusammen sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie durch die Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Quittung

Auf die dringende Bitte in Nr. 17: 20 Mk. von D R, Zittau.

Für die evangelische Kirche in Rom: 70 Mk. vom Kreisverein der Gustav-Adolf-Stiftung in Blankenburg a. H.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 27 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1388. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 24: Die Ausschußsitzung des Gesamtverbandes der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands — Der vierte Evangelisch-soziale Kongreß in Berlin — Personalien.

Nr. 25: Vereine, Versammlungen, Sitzungen: Die Berliner Pastoralkonferenz — Die 51. hannoversche Pfingstkonferenz — Die Berliner Vereinigten Kreissynoden — Verschiedenes: Zu dem bedauerlichen Fall.

Nr. 26: Vereine und Versammlungen: Die Kontinentale Missionskonferenz — Die Württembergische Frühjahrspredigerkonferenz — Die Konferenz deutscher evangelischer Pfarrer Italiens — Evangelischer Verein der Provinz Sachsen — Der Meiningische Landesverein für Innere Mission — Die theologische Konferenz in Gießen — Die Nürnberger Versammlungen — Deutsche evangelische Landeskirchen: Antwort des Württembergischen Konsistoriums — Beaufsichtigung und Weiterbildung der Kandidaten in Schlesien — Evangelische im Auslande: Die schwedische Kirche — Aus Ungarn — Zur Kirchenpolitik der ungarischen Regierung — Preßburg — Römische Kirche: Vom Vatikan — Die Nachricht von dem Rücktritt Hyacinthe Loysons — Gustav-Adolf-Verein, Innere Mission: Der Hauptverein Kassel — Dorfdiakonissen — Verschiedenes: Psychiatrie und Seelsorge — General Booth in Deutschland — Die Thüringer Konferenz für Innere Mission.

Töchterpensionat
Bonn a. R.
Wissenschaftliche und häusliche Ausbildung. Beste Referenzen u. a. Professor **Dr. Kamphausen**, Pastor **Pahncke** Bonn. Gute Verpflegung, mäß. Preis. Näheres durch Prosp.
Frau Dr. **Weiler**, Argelanderstraße Nr. 11.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften u. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche,** staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Zu verkaufen:

Herzogs Realencyklopädie d. protestant. Theologie. 2. (neueste) Aufl. Origbd. (Ldpreis 216 M.) für . . . . . ℳ. 110.—
Leben u. Schriften d. Väter u. Begr. d. luther. Kirche. 8 Bde. Geb. (M. 41.—) für ℳ. 26.—
— do. d. **reformirt.** Kirche. 10 Bde. Geb. (M. 45.—) für ℳ. 22.—
Kirchenväter. Sämtliche Werke ders. deutsch. 1830—53. 39 Bde. geb. in 19 Bde. für ℳ. 60.—
Kliefoth, liturg. Abhdlungen. 1854—1861. Geb. für ℳ. 40.—
Kunstblatt, christl. Hrsgeg. von Schnaase. 1859—88. (M. 120.—) für . . . . . ℳ. 25.—
Kurfürstenbibel. Gr.-Fol. 1720. Gut in Leder geb. für ℳ. 36.—
Strauß, David, Gesammelte Schriften. 12 Bde. Hfz. (M. 75.—) für . . . . . ℳ. 40.—
Bibliothek d. Kirchenväter. Hrsg. von Reithmayer. Kompl. in 80 Bdn. 1869—88. Schöne Hfzbde. (M. 231.60) für . ℳ. 120.—
Haase, Karl v., Gesammelte Werke. 12 Bde. 1890—93. Broschirt (M. 135.—) für . ℳ. 90.—
Zöckler, Handbuch der theolog. Wissensch. 3. (neueste) Aufl. mit Reg. Origbd. (M. 58.80) für ℳ. 30.—
Schenkel, D., Bibellexikon. 5 Bde. 1875. Br. (M. 40.—) f. ℳ. 10.—
Fr. v. Baader, Sämtl. Werke. 16 Bde. **Gut geb.** (ungebunden M. 106.—) für . ℳ. 60.—
Wenken, C., Schriften. 7 Bde. 1858. **Geb.** (br. M. 22.50) für ℳ. 16.—
Jacobi, Fr. Heinr., Werke. 8 Bde. 1812—25. Geb. für ℳ. 20.—
Kant, J., Sämtl. Werke. Hrsg. v. Hartenstein. 10 Bde. 1838/39. Kart., unbeschn. für ℳ. 28.—
Hagenbach, K. R., Kirchengesch. 3. Aufl. 7 Bde. 1869—72. Hfz. (M. 38.—) für ℳ. 25.—
Schopenhauer, A., Sämtl. Werke. Hrsg. v. Frauenstädt. 6 Bde. **geb. in Hfz.** für . ℳ. 18.—
Tholuck, A., Werke. 11 Bde. geb. in Hfz. (M. 49.—) f. ℳ. 27.—
Gerhard, Joh., loci theologici, ed. Preuss. 9 Bde. u. Reg. geb. in Hfz. (M. 49.50) f. ℳ. 32.—

☛ **Sämtliche Werke garantirt komplet und in gutem Zustande!**
Ausführliche Kataloge gratis!

Alfred Lorentz,
Antiquariat und Sortiment in **Leipzig, Kurprinzstr. 10.**

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses von Professor Lic. **Otto Baumgarten** in Jena

Erschienen sind:

I. Reihe:

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

II. Reihe:

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal
„ 2. **Mayer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Kamp,** Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller,** Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
„ 6. **Arndt,** Die Religion der Sozialdemokratie
„ 7. **Weiß,** Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage

Soeben erschienen:

„ 8. **Traub,** Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine

Preis des Heftes 50 Pfge.

Leipzig — **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine Beilage von Emil Roth in Gießen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 28 Leipzig, den 6. Juli **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Lebensworte: 1 — Henry Drummond und seine Schriften: 2 — Generalfeldmarschall Graf von Roon als religiöser Charakter: 3 (Schluß) — Sind wir „an einem geschichtlichen Wendepunkt“? — Philosophische Zeitstimmen über Christentum und Kirche: 3. Rudolf Eucken — Der Krankenpflegeberuf und die Frauen — Verschiedenes: Soldatenlitteratur und Verwandtes — Anzeigen

Lebensworte

1

Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten (Matth. 7, 12).

Dieses Wort aus Jesu Munde hat schon viel bewundernden Beifall gefunden. Man hat gesagt, der berühmte Kantische Imperativ sei nichts als eine Wiederholung dieser Sittenprobe. Der römische Kaiser Alexander Severus führte den Spruch oft im Munde und ließ ihn an öffentlichen Gebäuden anbringen. Friedrich der Große hielt ihn einem französischen Philosophen, der die Bergpredigt bekrittelte, entgegen mit den Worten: „Hätte Christus nur dies eine Wort gesprochen, er würde damit mehr gesagt haben, als ihr mit eurer ganzen Philosophie.“

Verdient dieser Ausspruch diese Bewunderung? Oder haben die andern Recht, die da behaupten, Jesus habe damit weder etwas Neues noch etwas Großes gesagt? Nichts Neues, denn schon vor ihm sei derselbe Gedanke von Heiden und Juden ausgesprochen worden; nichts Großes, denn der Spruch sei auch nur eine formale Maxime und bezeichne die Materie des Handelns, die reine Liebe nicht, könne sogar zur Entschuldigung der Selbstsucht und niedrigen Begehrens und schlechten Handelns gemißbraucht werden.

Indem wir die letztere Behauptung prüfen, entziehen wir zugleich der erstern den Boden.

Gewiß, die Selbstliebe ist von Jesu bei seinem Spruche vorausgesetzt; denn er spricht, was sich nach dem Urtexte noch deutlicher ergiebt, von einem Wünschen und Begehren. Aber Selbstliebe ist nicht Selbstsucht, und die Selbstliebe voraussetzen heißt nicht ihr Folge geben. Ein andres ist es, wenn der Philosoph Friedrich der Große schrieb: „Die Selbstliebe ist der Mittelpunkt aller Tugenden; unser Ich bleibt immer das Zentrum unsers Empfindens, Denkens und Wollens,“ — ein andres, wenn Aristipp und die Cyrenaiker lehrten: „Das geistige und sinnliche Vergnügen muß um seiner selbst willen erstrebt werden und darf mit allen Mitteln erstrebt werden.“ Dort ist die Selbstliebe, hier die Selbstsucht zum moralischen Prinzip gemacht. Und leicht ist zu erkennen, daß Jesu Grundsatz der Selbstsucht auf das bestimmteste widerspricht und die Selbstliebe überwinden heißt.

Wer dächte nicht unwillkürlich an jenen ähnlichen Ausspruch Jesu, in dem er auch das Gesetz und die Propheten zusammenfaßte, an das Gebot der unbedingten Gottes- und der vollkommenen Nächstenliebe? Da ist solche Liebe als das einheitliche Prinzip des ganzen Gesetzes bezeichnet; und dort könnte derselbe Jesus der Selbstsucht auch nur einen Schlupfwinkel lassen? Solchen Widerspruch mit sich selbst sind wir an unserm Herrn doch nicht gewöhnt. Er besteht auch in diesem Falle nicht.

Davon, was wir für uns von andern begehren, geht Jesus aus. Welcher Besonnene wird von andern solches für sich begehren, das ihm nicht wahrhaft gut wäre, wirklich zum Besten diente! Wollen wir also nach Jesu Vorschrift diesem unserm Begehren gemäß uns gegen unsre Mitmenschen verhalten, so müssen wir auch deren Bestes, auch ihr wahres Glück im Auge haben und zu verwirklichen suchen. Wird dazu nicht gar oft Verleugnung unsers Vorteils nötig sein? Fordert Hingabe an unsrer Nächsten wahres Glück nicht in den meisten Fällen Selbstverleugnung?

Und endlich wird man nicht übersehen dürfen, daß Jesus sein Gebot begründet mit dem Zusatz: das ist das Gesetz und die Propheten. Und das that er am Schlusse seiner Bergpredigt, nachdem er das Gesetz ausgelegt und an vielen Beispielen nachgewiesen hatte, wie es von ihm erfüllt würde und in seinem Reiche erfüllt werden müßte! Dabei hat er immer und immer wieder die selbstloseste Liebe gepredigt, die Liebe, die sanftmütig und barmherzig ist, die Liebe, die dem Bruder nicht einmal zürnen kann, die Liebe, die dem Nächsten mehr Gutes thut, als dieser gefordert und gebeten hat, die Liebe, die selbst die Feinde umfaßt. Und nun schließt er den Inhalt des ganzen Gesetzes zusammen in unserm Spruche und sagt: Das ist das Gesetz. Wahrlich, wer da Jesum in dem Verdacht haben kann, er habe in seinem Satze der Selbstsucht das Wort geredet, oder auch nur, er habe ihr nicht vorgebeugt, der weiß nicht oder will nicht wissen, in welchem Zusammenhange Jesus geboten hat: Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.

Und mit diesem recht verstandnen Inhalt ist dieses Wort ein völlig Neues gewesen. Man hat es als einen heidnischen oder jüdischen Moralgrundsatz in Anspruch genommen.

Allerdings hat der chinesische Reformator Confutius bereits fünfhundert Jahre vor Jesus einen ähnlichen Ausspruch gethan, den Grundsatz der Gegenseitigkeit, andern nicht zuzufügen, was man sich selbst nicht wünsche, aufgestellt. Aber zur Gegenseitigkeit gehört nach ihm auch die rächende Vergeltung. Und als ihm einst die Meinung vorgetragen wurde, man solle Anfeindungen mit Wohlthaten vergelten, gab er den Bescheid: „Womit soll ich dann meinen Freunden vergelten? Vergilt Gutes mit Gutem, Böses mit Gerechtigkeit!“

Auch der vielgepriesene Rabbi Hillel hat vor Jesus einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen. Ein Heide war von dem Rabbi Schammai mit Entrüstung abgewiesen worden, als er diesem versprochen hatte, Proselyt werden zu wollen, wenn er das ganze Gesetz auf einem Fuße stehend lernen könnte. Er ging zu Hillel, und dieser erwiderte auf dieselbe Anrede: „Was dir verhaßt ist, thue deinem Nächsten nicht. Dies ist das ganze Gesetz, alles andre der Kommentar dazu. Gehe hin, das lerne!“ Wie weit steht diese Rede des Rabbi hinter den Worten Jesu zurück! Sie gleicht dem Worte der Weisheit auf der Gasse: „Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem andern zu“ — und fordert auch die wohlfeile Gerechtigkeit auf der Gasse. Und sie war allerdings nichts Neues; denn sie war auch sonst im Judentum schon oft gehört worden (vgl. z. B. Tob. 4, 16).

Jesus aber proklamirte dieser billigen Gerechtigkeit gegenüber die opferfreudige Gerechtigkeit des Himmelreichs und stellte

mit seiner Forderung: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen“ — einen Grundsatz auf, der für Wissenschaft und Leben von unvergänglichem und unersetzlichem Werte ist.

Die Ethik hat die Aufgabe, ein Prinzip aufzusuchen und aufzustellen, aus dem sich sämtliche moralische Pflichten folgerichtig ergeben, und das ein Probstein für die Sittlichkeit aller Handlungen unter allen Umständen und zu allen Zeiten sein kann. Viele haben sich seit alter Zeit bemüht, diese wissenschaftliche Aufgabe zu lösen; es ist noch keinem Philosophen gelungen.

Greifen wir zum Beweise aus der großen Anzahl der Moralprinzipien die berühmtesten heraus. Hier die beiden bedeutendsten materialen Prinzipien, das der Eudämonisten: Handle so, daß du deine eigne Glückseligkeit beförderst! — und das der Panteudämonisten: Handle gemeinnützig! Ueber jenes hat schon Cicero das Urteil gefällt: Wer die Tugend nach dem Nutzen mißt, kennt keine Tugend außer der Schlechtigkeit; gegen dieses steht das Bedenken: Es kann jemand sehr gemeinnützig und doch zugleich sehr unrecht und pflichtwidrig handeln, z. B. der Familienvater, der für das allgemeine Wohl sein Vermögen oder für seinen Beruf seine Gesundheit opfert und dadurch die Seinigen beraubt oder sich den Seinigen raubt. Dort die beiden bedeutendsten formalen Prinzipien, das der alten Stoa: Handle konsequent! das Schiller im Wallenstein mit den Worten umschreibt: „Recht hat jeder eigne Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt kein andres Unrecht als den Widerspruch“ — und Kants Imperativ: Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. Jenes ist geradezu verwerflich, denn es macht den konsequenten Bösewicht auch zu einem Gerechten, und mußte in der Schule selbst, von deren Begründer es stammt, durch den Zusatz „in Uebereinstimmung mit der Vernunft und der Natur“ verbessert, d. h. aus einem bloß formalen in ein materiales Prinzip verwandelt werden. Aber auch Kants Grundsatz hat sich ihm selber als unzureichend erwiesen; denn als es galt, die einzelnen Pflichten festzustellen, mußte er die eigne Vollkommenheit und die fremde Glückseligkeit als Zwecke zu Hilfe nehmen, die zugleich Pflichten sein sollten, d. h. mußte er seinen obersten Satz: Alles, was du willst, daß die Leute thun sollen, das thue — in Jesu Forderung verwandeln: Alles, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen.

Dieser moralische Grundsatz ist unübertroffen, unübertrefflich; denn er ist formal und material zugleich, er verurteilt nicht jede Neigung, was unnatürlich ist, und korrigirt doch die verwerfliche Neigung, er verbindet Selbstliebe und Nächstenliebe und regelt diese nach jener wie jene nach dieser, er berücksichtigt den angebornen Eudämonismus nicht minder als die eigne Vollkommenheit und die allgemeine Glückseligkeit. Er ist für die Wissenschaft ein Lebenswort in dem zwiefachen Sinne, daß sie aus ihm ihre beste Lebenskraft zieht, und daß er sich in ihr niemals überleben wird.

Und für das Leben, das Leben des Einzelnen und das soziale Leben der Gegenwart? Wahrlich, es wäre an der Zeit, daß dieser Ausspruch Jesu wieder wie zu des Kaisers Alexander Severus Zeiten an öffentliche Gebäude geschrieben und jedermann vorgehalten würde! Hier die vielen unter unsern Zeitgenossen, die sich ihrer Pflichterfüllung und Gewissenhaftigkeit rühmen und darum die kirchliche und christliche Mahnung zur Buße unwillig ablehnen. Würden sie das auch thun, wenn sie sich gewissenhaft nach Jesu Spruche prüften, ob sie sich gegen alle ihre Mitmenschen so verhalten haben, als sie wünschen, daß diese sich gegen sie verhalten sollen? Dort die nicht wenigen eifrigen Christen, die schnell bei der Hand sind, andern die Christlichkeit abzusprechen, weil diese mit ihrem Bekenntnis nicht völlig übereinstimmen. Würden sie in ihren Ketzergerichten nicht gar bald innehalten, wenn sie bedächten, wie weh es ihnen selber thun würde, wollte ein andrer um dieses ihres lieblosen Gebarens willen ihr Christentum bemängeln? Hier gar manche unter den geistig oder leiblich Begüterten und unter den über viele oder wenige Gebietenden, die an der äußern oder innern Not ihrer Mitmenschen ungerührt vorübergehen und für die höheren Bedürfnisse ihrer Untergebnen kein Verständnis haben. Würde ihre Kälte und Kurzsichtigkeit nicht bald aufhören, wenn sie Jesu Gebot beherzigten? Dort die durch ihre Führer bethörten Tausende der handarbeitenden Klassen, die bloß ihre Arbeit für Arbeit halten und sich haben überreden lassen, daß alle, die nicht ihresgleichen sind, nur die Absicht haben, sie und ihre Arbeitskraft auszunützen. Müßten sie nicht zu andrer Einsicht und Gesinnung kommen, wenn sie bedächten, daß sie dieselbe Rücksicht, die sie von allen andern für sich oft rücksichtslos in Anspruch nehmen, auch diesen selber schuldig sind?

Und neben diesem Schatten das Licht! Wie viele heilende und rettende Arbeit auch opfervollster und opferfreudigster Nächstenliebe gerade in unsern Tagen von Einzelnen und vielen Vereinen gethan, getragen und genährt durch die Erkenntnis und Ueberzeugung, daß die Nächstenliebe, deren wir selber zu unserm wahren Glücke ohne Unterlaß bedürfen, auch unsre Pflicht ist, also doch auch getragen und genährt durch Christi Wort: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.“ Dieses Wort in Wahrheit ein Lebenswort. St

Henry Drummond und seine Schriften

2

Was den Drummondschen Traktaten eine solche Verbreitung verschafft, ist wohl zunächst, so beschämend es klingen mag, etwas sehr Aeußerliches und Zufälliges: ihre hübsche Ausstattung bei verhältnismäßig billigem Preis und die Mode, die ja nun einmal über den Erfolg oder Mißerfolg gerade eines Buches vielfach in erster Linie entscheidet. Nicht als ob deshalb der Anklang, den Drummond überall gefunden hat, ein unverdienter wäre. Aber doch ließe sich seinen Vorträgen manche Perle in andern Predigtsammlungen an die Seite stellen, und diese kaufen und lesen, zumal in Deutschland, auch die bereits religiös Gesinnten nur wenig, weil sie darin oft neben manchem, das ihnen zusagt, so vieles finden, das sie abstößt. Und man hat nirgends einen so einseitigen und eigensinnigen Geschmack, als in Dingen des Glaubens. So war es auch für den Erfolg der Drummondschen Sachen bedeutungsvoll, daß die erste gerade eine Thema behandelte, das gegen alle religiösen Streitfragen gleichgiltig, lediglich auf ethischem Gebiete lag: die Liebe. Ueber andres, das unter abweichenden Verhältnissen entschieden Widerspruch herausgefordert hätte — so die deterministisch-magische Auffassung des Vorgangs der Heiligung in dem „Schönsten im Leben,“ auf die ich später zurückkomme — sah man hinweg, weil es hier in einer ganz andern Form auftrat.

Da ist, um wiederum mit dem Aeußerlichsten zu beginnen, keine Spur von jenem künstlichen Pathos und jener geistlosen Pedanterie, die jetzt namentlich in Deutschland so vielen die Predigt verleiden, sondern eine natürliche, bilderreiche Sprache und moderne, lebensvolle Auffassung. Aber auch das war wenigstens bei Predigern englischer Zunge schon längst zu finden. Man geht eben dort dem Text — es sind ja gewöhnlich nur wenige Verse, vielleicht Worte — weit mehr bis ins einzelnste nach. Gewiß kommen dabei manchmal unrichtige Einlegungen und namentlich geschichtswidrige Allegorien zu stande; doch gewinnt die Predigt immerhin frisches Leben und konkrete Anschaulichkeit. Auch Drummonds Exegese ist namentlich in Pax vobiscum zum Teil und in The City without a Church völlig unhaltbar; aber immerhin eröffnet er hie und da auch schon in seinem Text wertvolle neue Perspektiven.

Indes das erklärt seinen Einfluß in England noch nicht; das stellt ihn nur neben andre. Aber Drummond ist nach dem Urteil einer seither leider eingegangnen schottischen Zeitung,*) obwohl kein Redner wie Dr. Whyte oder Prinzipal Caird, kein theologischer Denker wie der verstorbne Cairns oder Professor Flint, kein Kirchenpolitiker wie Dr. Rainy, kein Dichter wie Dr. Walter Smith, doch bei weitem der bekannteste Mann in sämtlichen schottischen Kirchgemeinschaften. Auch das dankt er zunächst nur äußerlichen Vorzügen, seiner vielseitigen Bildung und ausgedehnten Menschenkenntnis, in der er selbst den tüch-

*) The Modern Church vom 5. November 1891, S. 501.

tigsten Predigern überlegen ist; dann aber seiner liebenswürdigen und edeln Persönlichkeit, die auch aus dem geschriebnen Worte spricht. Ohne ihn gesehen zu haben, wird sich jeder Drummond als eine ungemein anziehende nnd gewinnende Erscheinung vorstellen, und wer ihn kennt, versichert, man fühle sich in seiner Gegenwart wie in eine höhere, reinere Sphäre emporgehoben.

Das führt uns zu seiner besondern Auffassung vom Christentum weiter, die besser als das bisher Angeführte seinen Einfluß erklärt, wenngleich wiederum mehr den in Deutschland als den in England. Denn hier ist die Heiligung fast zu keiner Zeit so, wie vielfach dort, hinter die Rechtfertigung zurückgestellt worden. Davor bewahrte die englischen Kirchen teils der engere Zusammenhang mit dem Katholizismus, teils der puritanische Geist alttestamentlicher Frömmigkeit. Und ist dieser auch selbst in Schottland im guten und schlechten Sinne jetzt sehr bemerklich zurückgetreten, so war es doch gerade ein schottischer Advokat, Thomas Erskine, der Anfang dieses Jahrhunderts das ganze Christentum auf die Versittlichung der Menschheit bezog und damit eigentlich die moderne englische Theologie inaugurirte. In diese Entwicklung gliedert sich nun auch Drummond ein, für den das Christentum ja in der That schließlich in der Heiligung aufgeht. Man hat ihm das namentlich in Deutschland zum Vorwurf gemacht: aber gerade darauf beruht bei uns die Verbreitung, die seine Traktate gefunden haben.

Ich deutete schon an, daß der deutsche Protestantismus in erklärlicher, aber deshalb nicht minder verkehrter Reaktion gegen den Rationalismus die Ethik allzusehr vernachlässigt hat, und glaube sogar behaupten zu dürfen, daß er dadurch zum großen Teil seinen Einfluß auf unser Volk selbst verscherzt hat. Denn jetzt verlangt man, wenngleich aus den verschiedensten Gründen, nach sittlicher Belehrung und sucht sie deshalb selbst auf dem unsichern Fundament der Ethischen Gesellschaften zu finden. Und hier setzt nun Drummonds Einfluß bei vielen wenigstens ein. Tausende werden es ihm aus ihrer Erfahrung bestätigen, wenn er in dem „Schönsten im Leben" sagt:

Die meisten glauben, es handle sich um ein Geheimnis, wenn von der Heiligung die Rede ist — um ein besondres Geheimnis nämlich, das nicht zusammenfällt mit dem Geheimnisvollen aller Arbeit des Geistes Gottes. Sie glauben, Heiligung enthalte etwas Absonderliches, einen geheimen Vorgang, den nur Eingeweihte verstehen. Tausende gehen allsonntäglich in die Kirche in der Hoffnung, in dies Geheimnis einzudringen. Sie gehen in Versammlungen, schließen sich christlichen Besprechungen an, und wie oft meinen sie, jetzt werde es ihnen offenbar; aber der Schleier lüftet sich nie. Sie brüten über frommen Büchern, und wie oft ist es ihnen nicht so, als ob der nächste Abschnitt Aufschluß bringen, die nächste Seite, der nächste Satz alles klarlegen müsse, und dann könne die suchende Seele wie auf Fittichen dahinschweben. Aber es erfolgt nichts. Sie lesen weiter und immer weiter, und immer wird ihre Hoffnung vereitelt; sie halten fest an dem, was sie erhofft haben, und am Ende des Buches sind sie noch immer auf der Suche. Warum finden sie nichts? Weil überhaupt nichts zu finden ist — nichts von dem, wonach sie suchen. Wann werden wir lernen, daß der Heiligung nachjagen nichts anders ist als Christo nachjagen? (S. 58 f.)

Und wie weiß er das nun im Anschluß an Matth. 11, 27 ff. in Pax vobiscum und vorher schon nach 1. Kor. 13 im Besten in der Welt auszuführen! Ja, das ists, was wir brauchen; das sollte man predigen, wenn einmal — selten genug — von ethischen Fragen die Rede ist; nicht immer nur dieselben Allgemeinheiten, sondern konkrete Lebensweisheit! Wer etwas erreicht hat im Kampf mit der Sünde, wer sich selbst zu beherrschen versteht, der zeige doch nun auch andern den Weg zu dem herrlichen Ziel, die Mittel, ihn zu finden, die Kräfte, auf ihm zu bleiben. Auch das gehört zu unsern Pflichten gegen den Nächsten, die Drummond uns im Programm des Christentums ebenso eindringlich vor Augen stellt, damit zugleich seine eignen frühern Ansichten modifizirend:

In unsern Kinderjahren, in den physischen wie in den moralischen, dreht sich alles um unsre eigne Person, und ein persönlicher Gott, der unsern persönlichen Bedürfnissen genügt, ist bei vielen Christen Anfang und Ende der Gotteserkenntnis.

Aber wie ein Kind nach und nach verstehen lernt, daß sein Vater eine Arbeit in der Welt hat, wie ihm allmählich ein Bewußtsein kommt, was leben heißt, so kommt auch für einen Christen, wenn er überhaupt wächst, eine Zeit völligern Verständnisses der großartigen Bedeutung des Christentums, der herrlichen Absichten Christi für die Menschheit. Nicht in solche Erkenntnis hineinwachsen, heißt keinen Sinn haben für die eigenartige Schönheit der Religion Christi. Keinen persönlichen Heiland

zu kennen, ist schlimm, fast so schlimm aber ist es, nur einen persönlichen Heiland zu kennen. Dem großen Gott über der seufzenden Welt nichts andres zuzutrauen, als daß er sich mit den paar frommen Menschen abgiebt, die sich gern von ihm retten lassen, ist die Negation aller wahren Religion. Die erste große Stunde im Christenleben nach dem Sonnenaufgang der ewigen Bekehrung schlägt dann, wenn ein Mensch darüber klar wird, daß sein Heiland eine Liebesabsicht für die ganze Welt hat, eine Absicht über alle eignen Bedürfnisse, über alles Kirchenwesen, über all unsre Himmelsbegriffe hinaus — eine Liebesabsicht, die sich zu jedem mühseligen und beladnen Menschen herniederneigt, die alle Geschlechter und alle Völker umfaßt, die nicht nur ihr ewiges Heil sucht, sondern auch ihr zeitliches Wohl in allen Stücken ihre Sache sein läßt, des Menschen Fortschritt, seine Gesundheit, seinen Broterwerb, seinen Arbeitslohn, ja sein Glück und Gedeihen in dieser gegenwärtigen Welt. (S. 8 ff.)

Wir glauben, daß Christi Religion eine Religion für die sozialen Schäden ist, wir ehren und nennen Diener des Christentums: alle Werkzeuge der Verbesserung, Staatsmänner, Philanthropen, Erfinder fördernder Dinge, Gesundheitspfleger, alle, die mittelbar oder unmittelbar den höhern Fortschritt der Menschheit anregen, leiten, stärken: aber in Ihm allein erkennen wir in der vollsten Bedeutung des Wortes den Heiland, den Retter der Welt. (S. 48)

Ja, in seinem letzten Werkchen The City without a Church drückt er sich stellenweise noch stärker aus:

Ohne menschliches Leben, das man beeinflussen kann, ohne die Beziehungen der Menschen zu einander, zwischen Herr und Diener, Mann und Weib, Käufer und Verkäufer, Gläubiger und Schuldner: da giebt es überhaupt kein Christentum. (S. 11)

Nehmt alle Thätigkeit hinweg, und es ist nicht mehr. Nehmt Menschen, Häuser, Straßen, Charakter hinweg, und es hört auf zu sein. Ohne diese mag Gefühl, Verzückung, Anbetung, Aberglaube, mag selbst Religion existiren, nie aber die Religion des Menschensohnes. (S. 12)

Möglich, daß auch diese neue Wendung seines Denkens Drummond neue Freunde verschafft: dann kann er zugleich, trotz jener leicht mißverständlichen Ausdrücke, vor Ueberschätzung sozialer Reformen warnen:

Das Evangelium vom materiellen Wohlstand ist der Teil eines Evangeliums — und ein großer, christlicher Teil —, aber als das ganze Evangelium für das Volk dargeboten, ist es so leer wie der Raum vom Leben, dessen Kreis es nicht einmal berührt. (S. 28)

Und ebenso paralysirt er wieder — ganz klar ist er freilich auch hier nicht — durch Anerkennung der Verdienste und Aufgaben der Kirche die Abneigung gegen sie, die sonst das ganze Heftchen durchzieht und ihm vielleicht auch manche Leser zuführen wird. Vor allem aber zieht er — und das gilt nun in gleicher Weise von England, ja erklärt erst völlig seinen Einfluß dort — durch seine naturwissenschaftliche Betrachtungsweise an, die daher bereits diesseits und jenseits des Kanals manche Nachahmer gefunden hat.*) Ebenso oft ist sie freilich hier wie dort zurückgewiesen worden, wenngleich zumeist — so auch in einem frühern Jahrgang unsers Blattes (1887, Sp. 100 ff.) — nur durch allgemeine Erwägungen. Prüfen wir also zur Ergänzung dazu Drummonds Methode im einzelnen. C C

Feldmarschall Graf von Roon als religiöser Charakter

3

Ueber die Entstehung seines Glaubens können wir Genaueres nicht aussagen. Das Kind hat auf den Vorzug verzichten müssen, in seinen Eltern fromme Persönlichkeiten vor sich zu sehen und so unbewußt von den ersten Lebenstagen an christliche Luft einzuatmen. Die ersten, die auf seine innere Entwicklung Einfluß geübt haben, waren seine Tante, Frau von Frankenberg, und sein Kompagniechef im Kadettenkorps, Hauptmann von Chappuis. Von jener hören wir zwar manches gute und ernste Wort, aber nur sehr allgemeine Hinweise auf die Kraft des christlichen Glaubens. Chappuis' segensreichen Einfluß hat Roon später selbst sehr hoch angeschlagen;

*) A. S. Moore, Science and the Faith, 1889; Essays, Scientific and Philosophical, 1890; Fischer, Biblische Pädagogik und Biologie, 1891; Bock, Naturwissenschaft und Bibel. Nur ein Gesetz in Natur und Schrift. Naturwissenschaftlich-theologische Studie nach Drummond, 1892; Derselbe, Es giebt nur ein Geheimnis — das Leben. Naturwissenschaftliche Gedanken in christlichem Gewande, 1892; Theophilus, Gottes Ordnung in der Natur und Offenbarung. Zur Berichtigung von Henry Drummonds Natural Law in the Spiritual World, 1892.

möglich, daß ihm in jenem zum erstenmale eine christliche Persönlichkeit entgegengetreten ist. Jedenfalls hat Chappuis ihm die später von ihm so oft wiederholte Wahrheit zugerufen: Halten Sie sich, liebster Roon, stets an Ihn, der „noch niemals was versehen in seinem Regiment!“ Was ihm aber in der Jugend gefehlt hat, schenkte ihm das Leben in seiner Gemahlin Anna, der ältesten Tochter des Pfarrers Samuel Rogge. Er fand in ihr eine an allem, was ihn bewegte, vor allem an seinem innersten Leben teilnehmende Gefährtin. Wir haben zwar in den „Denkwürdigkeiten“ nur sehr weniges von ihrer Hand, denn der Herausgeber hat mit achtenswerter Zurückhaltung von ihren Briefen an den Gatten nichts mitgeteilt und auch aus den Schreiben Roons an sie manches nur für ihr Auge und Herz Bestimmte fortgelassen. Aber einen Blick in die ihres Gatten würdige Seele eröffnet uns die Schilderung ihres ältesten Sohnes von der heldenhaften Ergebung, mit der sie den Tod ihres Sohnes Bernhard getragen hat. Er schreibt darüber:

Es tröstet Vater sehr, daß Mutter so tapfer und vernünftig über Bernhards Verlust geschrieben hat. Der Kronprinz, der, wie alle, sehr innige Teilnahme gezeigt hat und gestern wieder im Hauptquartier war, hat Vater gefragt, wie Mutter es aufgenommen habe. Und als Vater antwortete, sie habe geschrieben, „nun brauche man sich doch nicht mehr vor andern zu schämen, die so viel schwerere Verluste erlitten“ — hat der Herr mit Thränen in den Augen gesagt: Danken Sie Gott, daß Sie eine so heldenmütige Frau haben!

Und daß die Gemeinschaft der Gatten wirklich Gebetsgemeinschaft war, das geht aus manchen Stellen seiner Briefe, besonders aber aus der rührenden, schlichten Schilderung hervor, die Frau von Roon von den letzten Lebenstagen ihres Gatten aufgezeichnet hat, und die niemand ohne herzliche Erbauung lesen wird.

Wie weit sich die christliche Denkweise des Familienhauptes in der Gestaltung des Hauses wiederspiegelte, läßt sich aus den Denkwürdigkeiten nicht ersehen. Neben dem Kirchgang, der ihn in Berlin gewöhnlich in die Matthäikirche unter die Kanzel seines Freundes Büchsel führte, den er auch im Auslande und im Felde nur ungern versäumte, und neben regelmäßiger Teilnahme am heiligen Abendmahl waren ihm eine Quelle täglicher Erbauung und Tröstung die Losungen der Brüdergemeine. Er nimmt in seinen Briefen oft darauf Bezug. So in den ersten Wochen des französischen Krieges einmal:

In der heutigen Losung heißt es: Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, werden ausgereutet. Ob der kleine Jongleur, der eine große Nation jetzt freventlich zum Kampfe für seine erbärmlichen Familieninteressen hinausschickt, wohl zu den Pflanzen gehört, die nach Gottes Willen geschaffen sind?

Dann beim Verluste seines Sohnes Bernhard:

Im übrigen laß uns der heutigen Losung gedenken: Ich danke Dir, Herr, mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich! — Ja zu danken, von Herzen zu danken, statt zu klagen: dazu bin ich, namentlich am heutigen Tage, ganz besonders berufen. Unser Sohn ist uns vorausgegangen, was ist das weiter! Und sein Abgang aus dieser Zeitlichkeit war ehrenreich, seine Sterbestunde sanft und selig.

Und in der Ungeduld des Harrens vor Paris von tiefer Sehnsucht nach dem stillen Frieden der Heimat ergriffen, liest er den Losungsspruch des vergangnen Tages nochmals mit Befriedigung: „Jakob soll wieder kommen und im Frieden sein und die Fülle haben, und niemand soll ihn schrecken“ und legt sich eine irdische Verheißung hinein.

Dies also sind die Quellen, aus denen Roon immer aufs neue sein Gottvertrauen schöpfte: die Glaubensgemeinschaft mit den Seinen, Gebet, Kirchgang, Feier des heiligen Abendmahls, die Losungen. Es fehlt etwas, worauf wir Theologen gerade für die evangelischen Christen großen Wert zu legen pflegen, die heilige Schrift. Irre ich mich, daß Roon gerade darin für viele Laienchristen typisch ist, daß er die Bedeutung der heiligen Schrift für das religiöse Leben nur durch die Vermittlung des Erbauungsbuches oder der Spruchauswahl erfahren hat?

4

Je mehr uns die Kraft der persönlichen Frömmigkeit ergreift, mit der Roon sein ganzes Leben in Abhängigkeit von Gott stellt, umso auffallender wird es uns berühren, daß der Inhalt seines Glaubens so einfach und einseitig ist. Am merkwürdigsten ist mir dabei gewesen, daß eine klare Beziehung auf den Herrn Christus fast ganz fehlt. Wenn ich nicht irre, ist der Name Christi in seinen Briefen überhaupt nur einmal, und da beiläufig, erwähnt, sonst begegnet er nur noch auf Roons Sterbebett, wo er unter andern Versen und Sprüchen auch den oftmals wiederholte: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi. Damit stimmt überein, daß auch unter den Bibelstellen, die Roon gelegentlich zitirt, kein Wort des Herrn ist; es sind fast durchweg Psalmworte, selten eine Stelle aus den Episteln des Neuen Testaments.

Wir Theologen sind gewohnt, die Stärke der persönlichen Frömmigkeit an dem bewußten Verhältnis zu Christo zu messen. Wie wenig doch auch dies ein allgemeingiltiger Maßstab ist, kann uns gerade die religiöse Eigenart Roons zeigen. Ritschl sagt einmal: Der Glaube an die väterliche Vorsehung Gottes ist die christliche Weltanschauung in verkürzter Gestalt. Das Bild von Roons Frömmigkeit, das ich oben zu zeichnen versucht habe, liefert den Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes. Denn Demut, Geduld und Gebet, Pflichtgefühl, Berufstreue und Streben nach Vollendung der Persönlichkeit: das sind die charakteristischen Merkmale christlicher Weltanschauung. Aber all dies — die Theologen nennen es in seiner Summa „christliche Vollkommenheit“ — leitet sich bei Roon und bei sehr viel andern Laien wenigstens nicht bewußt von Christo her. Ihm war der Glaube an den Vater im Himmel eine Naturkraft, und die felsenfeste Gewißheit, daß Gottes Güte sein Leben und sein Lebenswerk behüte und leite, war ihm aus der Erfahrung, aber, soweit wir wenigstens sehen können, nicht aus der Erfahrung der Sündenvergebung durch Christum gewiß. Mag man es Rationalismus nennen, daß auch er, wie Moltke, die Vaterliebe Gottes mehr als etwas Selbstverständliches, denn als Wunder betrachtet, so wird man geschichtlich gewiß im Rechte sein — aber man hüte sich dann, das Wort in dem übeln Nebensinne zu gebrauchen, der ihm gewöhnlich anhaftet. Ein Charakter, wie Roon, lehrt uns, daß die Kraft der Religion nicht abhängig ist von dem Umfang ihres Inhalts. Die eine große Wahrheit: Gott ist mein Vater, die ja schließlich die Wahrheit aller Religion ist, sie hebt, wenn sie mit Ernst ergriffen wird, den ganzen Menschen aus der Sphäre der Natur in die Ewigkeit. Mannigfach sind die Wege, auf denen Gott diese Gewißheit der Kindschaft den Herzen der Menschen nahebringen kann. Wir wissen, daß der sicherste Weg die Predigt ist von Jesu Christo und seiner Liebe, und darum verkündigen wir ihn; aber es ist eine Thatsache, daß unsre Laien es oft gar nicht verstehen, warum wir ihnen verwehren wollen, aus einer spekulativen oder sinnigen Naturbetrachtung oder aus dankbarer Beobachtung der eignen Lebensführung dieselbe große Wahrheit zu ergreifen, oder weshalb wir die Unsicherheit aller andern Wege, zu Gott zu kommen, so scharf betonen. Es ist wahr: „Jesus Christus der einzige Gottesbeweis“ — für den, der zweifelt oder vom Sturm der Anfechtung geschüttelt wird. Aber ist es notwendig, den Kampf des Zweifels auch bei denen zu wecken, die eine vernunftgemäße Grundlegung ihrer Glaubensgewißheit gar nicht begehren, indem man alle sonstigen Stützen des Kindschaftsgefühls niederreißt? Jedenfalls ist es gefährlich, zumal das Bekanntwerden der neutestamentlichen Kritik in Laienkreisen gerade gegenüber dem Evangelium und der Person Jesu eine kaum zu bannende Skepsis und Unsicherheit geweckt hat.

Noch in einem andern Punkte zeigt der Inhalt der religiösen Gedanken Roons ihn abhängig von der allgemeinen Stimmung. Nämlich in dem Interesse an der Frage nach dem Jenseits und der Vergeltung. Nur nach dieser Seite hin hat er die religiöse Wahrheit, auf der er sein Leben aufbaute, mit seinem Nachsinnen weiter verfolgt. Dazu veranlaßten ihn besonders die häufigen Erstickungsanfälle, die ihn plötzlich überfielen und jedesmal in Todesgefahr brachten. Im Jahre 1864 auf einer Reise in Cherbourg davon erfaßt, schreibt er seiner Frau die ernsten Worte:

Die Vergänglichkeit unsers Daseins ist mir heute wieder einmal

sehr lebhaft zum Bewußtsein gekommen. ... Wenn wir immer bedächten, daß jeder Augenblick uns vor die Schranken der Ewigkeit führen kann, so würden wir auch rechtzeitig unser Haus bestellen.

Je älter er wurde, desto mehr traten solche Gedanken in den Vordergrund. Krank und durch den Tod seines Herzensfreundes Perthes gebeugt, um die vaterländischen Verhältnisse tiefbesorgt, schreibt er 1868 aus Lugano:

Mir ist sehr abendlich zu Sinne. Die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens und erhält in der Müdigkeit des alten kranken Leibes täglich, stündlich neue Anlässe und Verstärkung. So schlafen gehen, wie Freund Perthes — ja wer das erst fertig gebracht hätte! Das ist das Eine, das Erste, was not thut. Aber neben diesem ungewissen Blick in den dunkeln Spiegel der Zukunft ist die Rückschau in die Vergangenheit mit allen ihren Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen und Uebereilungen gewiß nicht sehr erquicklich. Nicht daß ich mich in asketischer Qual darum abkümmerte — dazu ist meine Natur nicht angelegt —, aber wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war! Wäre ich körperlich rüstiger, ich würde mich versucht fühlen, die Dinge so aufzuzeichnen und darzustellen, wie ich sie einst sah und wie ich sie jetzt sehe. Freilich wer schützte mich dabei vor neuen Mißverständnissen und Irrtümern? Wie viel würde dabei an neuen Selbsttäuschungen mit unterlaufen? Ja, „alles Wissen ist Stückwerk!" — auch das vom eignen Denken und Leben.

Mit lebhaftem Dankgefühl, daß Gott ihn auf seine alten Tage — in Palermo — soviel Schönes sehen läßt, verbinden sich ihm im März 1874 wieder Todesgedanken:

Ich denke recht viel an mein Ende — und ist das nicht auch zum Danken? Fertig zum Scheiden aber fühle ich mich dennoch nicht. Nein, ich möchte wohl noch eine mäßige Verlängerung der Gnadenfrist für den nun bald einundsiebzigjährigen Pilger. ...

Den rührendsten Ausdruck dieser Empfindungen aber bietet unter allen Briefen der letzten Jahre wohl einer an seine Gattin aus dem März 1875:

Auf irgend eine Weise muß ja der Tod eines alten Menschen immer herbeigeführt werden. Es ist ja nur bei wenigen so wie beim Ausläuten einer Glocke, deren letzter Ton verhallt, wenn die letzte Kraft zu ihrer Bewegung aufhört. In dem wunderbar konstruirten Hause, in dem unsre Seele hienieden wohnt, giebt es ja immer Konstruktionsfehler und abgenutzte Pfeiler und Decken, sodaß man sich nicht wundern darf, wenn solch ein altes Haus plötzlich einfällt; das ist vielmehr ganz in der Ordnung, und es kommt nicht darauf an, das Gehäuse zu konserviren, sondern vielmehr dessen unsterbliche Bewohnerin heil und rein aus dem irdischen Heimfall in die ewigen Hütten zu retten. ... Die Abnahme der Kräfte, die ich empfinde, gemahnt mich ernstlich an die Bezahlung meiner Schulden; und wie viel, wie unendlich viel bin ich euch allen — an Liebe schuldig geblieben. ... Es ist gut, daß wir an Unvermeidliches oft und gern gedenken und alle Furcht und Angst in selige Hoffnung verwandeln.

Es ist nicht vergeblich gewesen, daß er sich schon, so lange er lebte, viel mit dem Gedanken an das Ende beschäftigt hat. Der Tod fand ihn wohlgerüstet und bereit. Was er selbst einmal als das schwierigste Werk, schwieriger als rüstig und nützlich zu leben und zu wirken, bezeichnet hat: selig und freudig, weil gläubig, zu sterben — es ist ihm gelungen.

Wenn wir sehen, daß bei den meisten Laien die Frage viel mehr im Mittelpunkte des religiösen Lebens und Empfindens steht: Wie erlange ich eine friedliche Todesstunde? als die andre: Wie werde ich frei von Sünde und Schuld? so mögen die Theologen daraus lernen, daß neben der Predigt von der sündenvergebenden Gnade durchaus auch die von der Erlösung des Leibes und der zukünftigen Verherrlichung nicht fehlen darf.

5

Daß Roon für sein persönliches Leben die Kirche gebraucht und hochgeschätzt hat, ist schon oben berührt. Wir können aber an der für ihn wie für viele seiner Zeitgenossen so charakteristischen Schätzung der Kirche für das Volksleben nicht vorübergehen.

Auf die Frage seines Freundes, des konservativen Abgeordneten Moritz von Blankenburg, welchen Eindruck ihm der Katholizismus in Italien mache, schreibt er von dort in einer Zeit, da im Vaterlande der Kampf gegen den Ultramontanismus tobte und die Sozialdemokratie ihre ersten und damals schrecklichen Triumphe feierte:

Daß ich den Papismus nimmer ideal aufzufassen vermag, ist freilich sicher. Aber ich schätze ihn als wirksame Polizeiinstitution, namentlich inmitten einer halbwilden Bevölkerung, wie die sizilianische. ... Vom Aberglauben zum Unglauben ist immer nur ein kleiner Schritt. Hat man hier die heilige Rosalie bis auf Garibaldi abgöttisch angebetet, so hat man ihrem Marmorbilde damals den Kopf abgeschlagen und damit handgreiflich dem Aberglauben ein Ende zu machen geglaubt — damit zugleich aber die Kette zerrissen, an der die Bestie zu lenken und zu zügeln war. Den Katholizismus mit all seinen mannigfachen Verdummungsapparaten verächtlich zu machen, ist ganz leicht gegangen, wo aber ist außerhalb desselben die autoritative Kraft zu finden, durch die die sittlichen Hebel des Christentums in Wirksamkeit gesetzt werden? Der moderne Staat ist unfähig dazu; er bedarf ebensowohl als der antike des transcendentalen Moments; mit Gesetzesparagraphen allein ist da nichts zu machen. Mit dem menschlichen Richter glaubt jeder durch List oder Gewalt fertig zu werden, und mißglückt dies, so hat der Verbrecher bloß Ungeschick bewiesen oder „Unglück gehabt." Der innere Richter aber wird in Inaktivität versetzt, indem man die himmlische Gerechtigkeit ins Reich der Fabeln verweist. ... Und geht es uns, „den Ketzern," denn besser? Möchte man diese Frage auch mit Ja beantworten, so wird man doch im Hinblick auf die zahlreichen Symptome derselben schweren Krankheit einzugestehen nicht umhin können, daß auch wir uns sehr ernstlich zusammennehmen müssen, wenn wir nicht demselben Unheil verfallen wollen. ...

Die Gesetzgebung Falks und Herrmanns auf dem Gebiete der evangelischen Kirche schien ihm, trotzdem er für jenen nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch eine gewisse Sympathie hatte, verderblich. Er sah darin eine Erschütterung der Autorität, deren das Volk so dringend bedürftig sei, und wünschte namentlich nach den Attentaten sehnlich eine Wiederaufrichtung der alten kirchlichen Zucht und Ordnung. Auch in der Bekenntnisfrage urteilte er ganz wie sein kaiserlicher Herr und freute sich, daß dieser im Sommer 1877 — damals spielte bekanntlich der Fall Hoßbach — offen Farbe bekannt und ein festes Bekenntnis abgelegt hatte.

Dennoch hat er nicht etwa bei Rom Hilfe gegen die Gefahr des Umsturzes gesucht. Seine Kirche wollte er stark und mächtig wissen, den Kampf gegen die Ultramontanen hat er zwar nicht mit Begeisterung, aber doch mit klarer Einsicht in seine Notwendigkeit geführt. Seine Aeußerungen darüber zeigen, daß er darin auch politisch von Anfang an viel richtiger gesehen hat, als der „große Zauberer" selbst.

Seinem Freunde Blankenburg zustimmend, daß die Schuld an dem politischen Mißerfolge dieses Kampfes Bismarck ebenso treffe wie Falk, schreibt er dann:

Die Maigesetze sind meines Erachtens notwendig geworden, weil in der Siegesbetäubung von 1870 versäumt worden war, nach dem Infallibilitätsbeschluß sofort diplomatisch zum Kriege mit Rom zu schreiten durch die Erklärung: die Römische Kirche von ehemals existirt nicht mehr, also auch unsre Verträge mit derselben nicht! Da man dies versäumt und den legislativen Feldzug begonnen, kann man nicht ohne Selbstvernichtung ihn aufgeben.

Diese Meinung hat er auch ohne Schwanken festgehalten. Unter anderm schreibt er im Frühjahr 1875:

Bismarcks Unzufriedenheit mit den Maigesetzen halte ich für ungerecht. Denn Falk führt nur mit Geschick und Mut alles aus, was sein Meister — eben Bismarck — will; und wenn die Maigesetze nichts taugen oder wenigstens nicht so viel, als zu wünschen wäre, so ist Bismarck mindestens ebenso verantwortlich dafür als Falk. Nach Canossa, denke ich übrigens, schielt kein ehrlicher Kerl, denn das wäre der Abgrund, nicht aber das Festhalten an rite gegebnen Gesetzen oder die Handhabung derselben.

Und noch unter dem Eindruck der Attentate, wo so viele nach der rettenden Autorität Roms ausschauten, hält er es für „undenkbar," daß Bismarck den Kampf gegen den Ultramontanismus „um der kirchlichen Zeloten aller Konfessionen willen mit einer freiwilligen Chamade beschließen könne."

Solche Aeußerungen zeigen uns, wie protestantisch er empfand. Das ist nun freilich ein Zug, den sehr wenige Laien gerade seines Standes und seiner politischen Anschauung mit ihm teilen. Aber die Auffassung von der Kirche als einer Vertreterin der herrschenden Kultur, die in der Unruhe der sozialen Kämpfe die versöhnende und heilende Wirksamkeit der Kirche so sehr erschwert, hat auch er gehegt.

6

Es ist kein Vorwurf, daß ein Mensch auch in dem innersten Eigentum seines Lebens abhängig ist von der Zeit und der Welt, die ihn umgiebt. So haben wir auch diese Analyse der religiösen Eigenart Roons nicht vollzogen, um ihn zu kritisiren oder herabzusetzen. Das, wodurch ein frommer Mensch andern zum Segen wird, ist nicht die Menge oder die Richtigkeit seiner religiösen Gedanken, sondern die Kraft, mit der er sein Leben

von Gott herleitet und auf Gott hinrichtet. Diese Kraft ist Roon eigen gewesen, und die Erinnerung daran bleibt ein unverlierbarer Schatz für unser Volk, dessen Sohn er war.

Es ist sogar ganz gewiß, daß wahre Frömmigkeit von selbst dazu drängt, alles Handeln und alles Denken mit Gott in Verbindung zu setzen. Auch die von Natur oder Vernunft herrührenden Bestandteile unsers innern Lebens gewinnen dadurch den Schein, daß ihr Ursprung der Glaube selbst sei, und damit für uns absoluten Wert. So muß es sein, sonst würde ein lähmender Zwiespalt unser Handeln hemmen. Aber das darf uns nun doch nicht abhalten, immer wieder an dem Maßstab der reinen urchristlichen Frömmigkeit zu sichten und zu messen, was aus der Ewigkeit stammt, und was aus der Zeit, — nicht um zu richten, sondern um Glauben und Religion als das Uebersinnliche zu behaupten, das zwar mit allem Natürlichen sich verbinden kann, nie aber von ihm gefesselt werden darf. E F

Sind wir „an einem geschichtlichen Wendepunkt"?

Eine bedeutsame Antwort auf diese bedeutungsvollste Frage der Gegenwart giebt eine unlängst erschienene Schrift des Freiherrn Ernst August von Göler,*) zu deren Beachtung und Prüfung die folgenden Zeilen anregen möchten.

Daß wir über die „neue Zeit" eigentlich hinaus seien oder wenigstens mitten in der Strömung einer neuesten Zeit entgegentreiben, der Gedanke liegt in der Luft. Bei den Verhandlungen über die Schulreform hat man sogar schon den Strich machen wollen: mit dem Jahre 1871 höre die neue Zeit auf. Unsre Politiker reden von ungeahnten Verschiebungen der Kräfte und Verbindungen der Mächte; denken wir an das einzige Wort von Caprivi, daß die europäischen Völker bald Gescheiteres zu thun haben werden, als sich gegenseitig das Blut abzuzapfen; es gelte Europa zu sammeln gegen Gefahren, die von fremden Kontinenten drohen. Die Sozialreformer vollends — und wer ist das nicht? — streiten längst nicht mehr darüber: Soll es gründlich anders werden? sondern nur noch über das Wie und Wann.

Was sagt der Christ dazu? Herr von Göler wundert sich über die „Kühle oder Schüchternheit, mit der die heutige Christenheit unter Führung der Mehrzahl ihrer Hirten sich den großen Fragen über das Nahen des Reiches Gottes gegenüber" verhalte. Aber Schüchternheit ist einer so ungemein schwierigen Frage gegenüber besser als Kühnheit. Es handelt sich hier um eine Aufgabe der Geschichtsphilosophie, der vielleicht wichtigsten, aber jedenfalls schwersten Geisteswissenschaft. So viel ist ja klar: wenn ich einmal mein eignes Leben ganz verstehen, alle Fäden, die sich da vor meinen Augen verschlingen, entwirren könnte, wenn ich schon jetzt Gottes Wege mit mir begreifen könnte, wahrlich, alle andern Fragen würden mir Nebensache. Und doch bin ich, wo es sich um die Geschicke meines eignen Lebens handelt, wenigstens selber immer dabei gewesen. Nun soll ich die Geschichte vergangner Jahrhunderte deuten, Gottes Gedanken darin verstehen und von der Vergangenheit aus die Gegenwart deuten, ja die Zukunft ahnen — nicht kalten Herzens, aber schüchtern werden wir stets an die Höhe dieser Aufgabe herantreten; Schüchternheit ist hier Pflicht.

Denn so steht es eben nicht, wie der Herr Verfasser voraussetzt, daß es in der Geisterwelt eben so gut „Gesetze logischer Folgerungen" gebe, wie etwa für die Untersuchung der Erdgeschichte nach den geologischen Schichten der Erdrinde. Denn, abgesehen von manchen andern Schwierigkeiten, wer den Grundbegriff aller Moral, die Freiheit des Willens, zugiebt, der behauptet damit eben, daß er das Geschehen auf geistigem Gebiet weder zum voraus berechnen, noch auch rückwärts nach

*) Ernst August von Göler, An einem geschichtlichen Wendepunkt. Heilbronn, E. Salzer, 1892. 1 Mark. Bei einigen Unrichtigkeiten, wie der Konstruktion „zu Jesum Christum" (S. 19), der Verwechslung der beiden Herodes (S. 27) und der Gegenüberstellung der Pharisäer und Sadduzäer als der Konservativen und Liberalen, während, richtig angesehen, die Sadduzäer die Konservativen waren, wird man sich nicht aufhalten.

Ursachen so begreifen könne, wie irgend eine Erscheinung der Natur. Man hört ja wohl auch von „ewigen Gesetzen der Geschichte" reden, wenn man aber damit mehr meint als den einfachen alten Spruch: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben, so bewegt man sich auf dem Gebiet der Redensarten.

Wo es Gesetze giebt, da kann man sagen: es mußte so gehen, und es wird so gehen. Wer die Fragen der Geschichte studirt, ist schon dankbar, wenn er irgendwo mit einiger Sicherheit sagen kann: so ist es gewesen. Vollends den großen Gang der Weltgeschichte verstehen, von der einen Zeit aus die andre deutlich machen, von der Vergangenheit aus Licht in die Gegenwart und Zukunft bringen, bleibt stets ein Versuch; es ist eine Art Prophetie, und man braucht dazu divinatorischen, durch Lebenserfahrung und Geschichtsstudium geschulten Takt. All das hat Herr von Göler während seiner Untersuchung gefühlt; denn am Schluß sagt er auch:

> Wir behaupten nur, daß jenes unbestimmte Gefühl, in dem heute viele dahinwandeln, als ob etwas Neues anbrechen werde, geschichtlich nicht unbegründet sei.

Weiter kommen wir nicht. Schon jenes „unbestimmte Gefühl" in Begriffe fassen ist eine heikle Sache. Die gegenwärtige Grundstimmung, sagt der Herr Verfasser, ist ernst, schwer, düster. Ja, bei Dahn, Hamerling, Wagner und noch bei manchen andern trifft es zu. Aber welchen Geschmack hat denn das große Publikum? Will man nicht ganz leichte Ware im Theater, recht heitere Stücklein, Possen, Operetten? Wer macht in der musikalischen Welt seine Rechnung sicherer als der Walzerkönig Strauß? Und unter den Tagesblättern welche noch nie dagewesene Flut von sogenannten „Witzblättern"!

Aber es kommt ja bei der Beurteilung von Zeiterscheinungen viel weniger darauf an, wie viele oder wie die meisten gestimmt sind, sondern vielmehr darauf, wie man den allgemeinen Verhältnissen entsprechend denken und fühlen sollte. Wir müssen ausgehen von einer Idee, nach der sich unsre Gedanken und Gefühle richten, von der wir überzeugt sind, daß sie, mag es augenblicklich Finsternis sein oder Nebel, doch jedenfalls aufsteigt am Himmel der Menschheit wie die Sonne.

Diese Idee ist für uns das Reich Gottes, das Jesus in die Welt gebracht hat. Für den Verfasser auch; deswegen teilen wir die Weltgeschichte mit ihm nach den zwei großen Marksteinen, die bis jetzt hervorgetreten sind, nämlich der Geburt Jesu und dem Auftreten Luthers. Sind wir wieder einem Markstein nahe? Der Verfasser schließt: gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Trägt die Gegenwart ungefähr dieselben Züge wie die Zeit des Kaisers Augustus und Karls V., dann wird auch jetzt wie damals die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden eine entscheidende Wendung nehmen. Eine Art zu schließen, die uns natürlich nie weiter führen kann als zu einem höhern oder niedern Grade von Wahrscheinlichkeit.

Vier Parallelen werden gezogen, sie betreffen die allgemeine Weltlage, die sozialen Verhältnisse, das moralische Leben, endlich die Religion.

Nur einige Worte zum einen und andern. Die erste Linie war am leichtesten zu ziehen. Die weltverbindenden Einrichtungen des römischen Weltreichs, die dem Christentum die Bahn bereitet haben, die Erweiterung des Gesichtskreises durch die wunderbar zusammentreffenden Entdeckungen und Erfindungen im fünfzehnten Jahrhundert, in unsrer Zeit die Verbindung der Menschheit durch ungeahnte Verkehrsmittel — wieder ist alles darauf vorbereitet, daß Gott zur ganzen Menschheit sprechen kann.

Dann die sozialen Verhältnisse. Die verhängnisvolle Latifundienwirtschaft der römischen Kaiserzeit, der Beginn der Kapitalherrschaft zu Luthers Zeit*) und jetzt wieder die gewaltige Ansammlung des Geldes in wenigen Händen — die Aehnlichkeit springt in die Augen. Und doch scheint uns ein andrer Zug in der Vergleichung der sozialen Verhältnisse wichtiger. Herr von Göler sagt einmal:

*) Luther sagt einmal: „Wie die Hechte im Wasser die kleinen Fische fressen, so drücken und verderben die großen alle geringen Kaufleute."

Noch vor fünfzig Jahren kamen die Taglöhner vielfach barfüßig und barhäuptig zur Arbeit; heute erscheinen sie fast als Herren, und trotzdem die soziale Frage!

Man kann hinzusetzen: im Durchschnitt steht auch der Fabrikarbeiter unsrer Zeit besser als früher, besser namentlich auch als der Kleinhandwerker früherer Zeit, und dennoch die soziale Frage! Bezeichnend ist, daß gerade die bestbezahlten Arbeiterklassen in den vordersten Reihen der Sozialdemokratie stehen. Das treibende Motiv ist eben geistiger Art. Der moderne Mensch hat ein ungemessenes Gefühl der Freiheit und Selbständigkeit; die allgemeine Volksbildung, die Demokratisirung der Gesellschaft, das allgemeine Wahlrecht trägt dieses Gefühl in die untersten Volksklassen. Aber damit stößt sich dann die ökonomische und gesellschaftliche Abhängigkeit, in die die gegenwärtige Produktionsweise eine immer größere Mehrzahl herunterdrückt. Die Idee der Gleichheit und Menschenwürde auf der einen Seite, aber auf der andern Seite kein ideales Gegengewicht mehr, oder man kann auch sagen: noch kein ideales Gegengewicht, wodurch das soziale Mißverhältnis und der Unterschied im Besitz erträglich würde. Ganz ähnlich stand es bei den sozialen Reform- und Revolutionsversuchen zum Beginn der Reformation.

Und nun die moralischen Zustände. Richtig stellt der Verfasser die Frage nicht so: Sind die Menschen jetzt durchschnittlich schlechter als vor etwa fünfzig Jahren? Diese Frage ließe sich überhaupt nicht beantworten. Aber bedenkliche Zeichen für einen moralischen Gährungsprozeß, in dem wir stehen, giebt es. Die alten Autoritäten stellt man in Frage, man wird unsicher im sittlichen Urteil, man ist zum Teil über die Unterscheidung von gut und bös schon hinweg. Daher die cynische Frechheit und wieder die Raffinirtheit des Sündigens, die Kultivirung der Schamlosigkeit in der neuesten Naturalistenschule. Die Parallelen aus der Zeit des alternden Roms und aus der des absterbenden Mittelalters sind leicht zu finden.

Endlich die Religion. Das Rom zur Zeit Jesu traut seinen Göttern nicht mehr. In Athen baut man dem unbekannten Gott einen Altar. Man sucht Besseres, man will in dem da- und dorther zusammengerafften Vielerlei die verlorne Sicherheit wieder finden. Genau dasselbe Bild wie vor der Reformation: neue Heilige, sinnlose Steigerung der Ablässe, des Reliquiendienstes, und daneben viel Mißtrauen, ob der alte Zauber noch helfe. Und jetzt? Die Macht des Papsttums auf die Spitze getrieben, aber gerade in den katholischen Ländern ein Indifferentismus zum Erschrecken. Die gebildete Welt bei uns ist über das bloße Zweifeln hinaus, man sucht wieder, aber was trägt man zusammen? Buddhismus, Spiritismus, die Zukunftshoffnung eines kommunistischen Paradieses auf Erden.

Aber warum sucht man das alte Evangelium nicht? Ist es in seiner alten Macht und Herrlichkeit bei der Evangeliumskirche nicht mehr zu finden? Herr von Göler sieht sehr düster. Nur ein kleines Häuflein solcher, die wirklich hungern nach Geist und Leben, steht vor seinem Auge. Im übrigen sieht er zwei große, dunkle Flecken an unsrer Kirche, für die er deswegen nicht viel zu hoffen scheint. Die beiden Flecken seien: man glaube, durch den Vortritt von hunderten von Geistlichen verlockt, nicht mehr „an die Unfehlbarkeit der Bibel," und zweitens die Pfarrer lassen sich zwar auf das apostolische Glaubensbekenntnis ordiniren, „taufen auf dieses, sie teilen auf Grund dessen das heilige Abendmahl aus, sie stehen aber selbst innerlich nicht darauf."

Man hört diese Vorwürfe gegenwärtig oft. Wie spottbillig diese Beurteilung der Schäden unsrer Kirche ist, wenn man die Hauptschuld kurzweg auf die Pfarrer schiebt, wie bitter der alte Vorwurf gerade aus dem Munde ernster Nichttheologen klingt, die nicht durch irgend einen theologischen Parteifanatismus entschuldigt sind, darüber wollen wir nicht weiter reden. Die Träger des heiligen Amtes müssen doch allezeit bereit sein, auch durch böse Gerüchte den Weg ihrer Gewissenspflicht weiter zu gehen.

Aber es ist etwas in den Worten des Herrn Verfassers, was Hoffnung auf Verständigung erwecken könnte. Es seien

ehrliche Geister, die die alte Inspirationslehre verwerfen; ihre subjektive Wahrhaftigkeit nötige sie dazu. Also doch nicht mehr das Allerbilligste und Allerschlimmste, daß eben einfach die böse Lust am Negieren hinter der ganzen Bibelkritik stecke. Wir können jetzt jedenfalls so viel sagen: Gesetzt, sie irrten allesamt, die theologischen Lehrer auf deutschen Hochschulen, die doch ausnahmslos die alte Inspirationslehre aufgegeben haben, mag sonst ihr Standpunkt noch so verschieden sein, könnte denn der Schaden in Gottes Augen so schwer wiegen, wenn sie irrten im ehrlichen Streben nach Wahrheit? Und dann, so viel gemeinsamen, evangelischen Glaubensboden haben wir doch, daß wir uns vor dem Wort „Unfehlbarkeit der Bibel" scheuen werden. An wen glauben wir denn? Glauben wir an ein Was? an eine Sache? Wir glauben an Jesus Christus, er allein ist das Wort Gottes, und die Schrift ist uns ein Leitstern nur soweit, als sie „Christum treibet" nach Luthers herrlichem Wort. Auf diesem Standpunkt stehen wir, und Herr von Göler, wenn er deutlich reden will, wahrscheinlich auch.

Aber das apostolische Glaubensbekenntnis? Es ist ein seltsames Mißverständnis, das bei Nichttheologen auch sonst vorkommt, als tauften wir auf dieses Bekenntnis. Wir taufen nach Matth. 28, 19 auf Gott Vater, Sohn und Geist. Das Glaubensbekenntnis, das den Namen des „apostolischen" trägt und — man denke z. B. an die ganz andre Erklärung des „an eine heilige christliche Kirche" — längst aufgehört hat etwa noch das Einheitsband der drei christlichen Konfessionen darzustellen; dieses Bekenntnis anfechten, es für unzulänglich erklären, das kann man auch vom orthodoxesten Standpunkte aus. Denn im zweiten Hauptartikel, der stets der Hauptartikel bleiben wird, sind zwar Einzelheiten, die sich alle aus dem Neuen Testament belegen lassen, aneinandergereiht, aber der Hauptpunkt, die Erlösung durch Christus, ist gar nicht genannt. Endlich die Gottheit Christi. Wenn wir im gleichen „subjektiven Wahrheitssinn" wie bei der Erforschung des wirklichen Sinns und Gangs der Offenbarung, deren Urkunde die Bibel ist, uns verpflichtet sehen, diese Lehre jetzt anders zu begründen, andre Ausdrücke zu gebrauchen als die Zweinaturenlehre, die mit einem längst veralteten Begriffsmaterial operirt, wenn wir also die Herrlichkeit Christi, von der wir auch erfüllt sind wie jeder andre Gläubige, nur mit andrer Zunge preisen, ist es — ich will wenig sagen — recht, die gleichen Leute, die vorher wenigstens ehrlich genannt wurden, nachher (S. 46) mit den italienischen Priestern zu vergleichen, die Luther wegen seiner Andacht (!) bei der Messe, die er las, verhöhnten? Wir können nicht glauben, daß der Herr Verfasser sich klar gemacht hat, welch fürchterlichen Vorwurf er da ausspricht, welche Verantwortung er da auf sein Gewissen nimmt.

Er sagt so richtig: „Freier, innerlicher Männer bedarf vor allem die Gegenwart" (S. 57). Dazu gehört auch, daß man sich von den Schlagwörtern und Ungerechtigkeiten, wie sie in manchen Kreisen Mode geworden sind, nicht binden läßt.

Aber sehen wir zurück auf das Ganze. Die Parallelen stimmen in der Hauptsache. Aber die Eigentümlichkeiten der neuesten Zeit, von denen die Rede gewesen ist, gelten nicht bloß von dem jetzt lebenden Geschlecht. Lessing ist schon ein moderner Mensch. Die französische Revolution hat schon die „neueste" Zeit eingeleitet. Alles Besondre dieser neuesten Zeit, die großartige Vereinigung der Menschen durch die Errungenschaften der Wissenschaft und Technik, das Suchen nach neuen sozialen Gebilden und religiösen Formen, die Unsicherheit in dem, was das Allersicherste sein sollte, in den moralischen Grundsätzen, es geht in seinen Anfängen mehr als hundert Jahre zurück. Mit andern Worten, wir stehen nicht an oder vor einem geschichtlichen Wendepunkt — wenigstens haben wir keine Sicherheit, dergleichen zu behaupten —, aber wir sind mitten in der Strömung in eine neueste Zeit hinein. Man klagt immer über das rasche Tempo, in dem das Rad neuerer Zeit sich dreht. Wem beim Rückblick auf die letzten hundert Jahre der Fortschritt der Zeit eher langsam scheinen will, der kann sich trösten mit dem Wort, das Lessing, freilich mit anderm Richtpunkt als wir, schon im Jahre 1780 geschrieben hat (Erziehung des Menschengeschlechts, § 91): „Geh Deinen unmerklichen Schritt,

ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln! Laß mich nicht an Dir verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurück zu gehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die geradeste ist!"

P W

Philosophische Zeitstimmen über Christentum und Kirche

3. Rudolf Eucken*)

Euckens Name gehört nicht zu den vielgenannten. Seine Bücher haben bei der gebildeten Welt nicht das Aufsehen erregt, dessen sich die Schriften Eduard v. Hartmanns oder gar die Erzeugnisse Max Nordaus rühmen können. Allein die Zahl der Auflagen, die ein Buch erlebt, kennzeichnet nicht immer dessen Wert; sie ist in vielen Fällen weit charakteristischer für das Lesepublikum als für das Buch selbst. Lotzes Mikrokosmus ist zu den klassischen Werken der Neuzeit zu zählen, obschon neue Auflagen nur in sehr langsamem Tempo erschienen sind. Auch Euckens Hauptwerk „Die Lebensanschauungen der großen Denker" ist unter die beachtenswertesten Leistungen im Geistesleben der Gegenwart zu rechnen, trotzdem es selbst in den Kreisen, die Anspruch auf tiefere Bildung erheben, kaum dem Namen nach bekannt ist. Schon der Titel zeigt, daß der Verfasser, anstatt die Außenseite philosophischer Systeme wiederzugeben, in das Zentrum philosophischer Persönlichkeiten einzudringen versucht hat. Und dieser Versuch ist glänzend gelungen. Es ist geradezu ein Genuß höchster Art, unter Euckens Führung die Physiognomien der großen Denker anzuschauen. Was uns entgegentritt, sind nicht Durchschnittszeichnungen eines gelehrten Handwerkers, sondern geistdurchleuchtete Porträts. Längstbekannte Züge gewinnen durch überraschende Beleuchtung neuen Reiz; Mattes und Farbloses wird neu belebt und erhält frisches Kolorit; man schreitet nicht durch ein Feld voller Totengebeine, sondern erblickt Menschen mit Fleisch und Blut, Menschen, die in heißem Ringen das wahre Welt- und Menschheitsbild herauszuarbeiten versucht haben.

Jesus Christus fehlt in der Reihe nicht, und zwar ist das Bild, das von ihm entworfen ist, kein Zerrbild. In wenigen philosophischen Werken wird die Lebensanschauung Jesu mit so tiefem Verständnis dargestellt sein, wie in Euckens Buch. Ohne Anlehnung an theologische Gemeinplätze, ohne ermüdende und erkältende Polemik gegen andre Anschauungen hat der Verfasser es verstanden, die tiefsten Gedanken des Evangeliums in ihrer Bedeutung für die Menschheitsentwicklung ans Licht zu stellen. Im Gegensatz zu dem weitverbreiteten Vorurteil, als stehe uns das Empfinden der großen griechischen Denker menschlich weit näher als das wahrhaft christlicher Persönlichkeiten, zeigt Eucken, daß das umgekehrte Verhältnis der Wahrheit entspricht. Er schreitet sogar bis zu der Behauptung fort:

> Den wissenschaftlich rohsten Kirchenvater in der Verworrenheit seines Denkens und der Dunkelheit seiner Ausdrucksweise verstehen wir im Reinmenschlichen besser als die so reich entwickelten und scheinbar so anschaulich ausgebreiteten Systeme der antiken Philosophen. Nach der erfolgten Wandlung können wir uns nie mehr mit voller Unbefangenheit in den innern Zustand jener hineinversetzen; in wesentlichen Punkten bleibt uns Spätern ihre Denkart „geheimnisvoll am lichten Tag." (S. 165)

Den weltflüchtigen Zug des Urchristentums hat Eucken nicht übersehen; aber er hütet sich, in den Fehler Paulsens zu verfallen; anstatt das Asketische an der Lebensauffassung Jesu in den Mittelpunkt zu stellen, erkennt er es vielmehr mit Recht als etwas Peripherisches.

> Die Weltflucht ist nicht das einzige und das letzte Wort. Das neue Reich soll auch innerhalb der Welt seine Macht erweisen, wie ein Sauerteig alle Verhältnisse durchdringen, wie ein mächtiger Baum alles überschatten. Es wendet sich die Thätigkeit zur sichtbaren Welt zurück und setzt sie in Beziehung zu dem Reiche Gottes. Die Verinnerlichung des Daseins ergiebt keine Lebensmüdigkeit. (S. 193)

Herrlich weiß Eucken in seiner Sprache die Gesamtwirkung des Christentums innerhalb des menschlichen Geisteslebens zu schildern:

*) Vgl. Nr. 14 Ed. von Hartmann, Nr. 26 Fr. Paulsen.

> Das Christentum hat eine neue überlegne Welt eröffnet und durch die Verknüpfung mit ihr dem menschlichen Wesen eine unvergleichliche Größe und Würde, der Lebensarbeit einen ungeheuern Ernst und eine wahrhaftige Geschichte gegeben. Es konnte das Elend der Weltlage nicht einfach aufheben, aber es hat über jene Gesamtlage hinausgehoben und damit das Feindliche innerlich überwunden. Es hat das Dasein nicht leichter, sondern schwerer gemacht, aber in der innersten Tiefe des Wesens hat es allen Druck vom Menschen genommen, indem es hier sein ganzes Dasein auf die Freiheit stellte und die Fesseln des Schicksals und einer fertig gegebnen Natur zerbrach. Es hat keinen endgiltigen Abschluß, keine bequeme Ruhe gebracht, sondern es hat den Menschen in die gewaltigsten, scheinbar aussichtslosen Kämpfe gestürzt, es versetzt sein ganzes Dasein in eine unablässige Erregung. Aber es hat nicht nur inmitten dieser Kämpfe und Spannungen den Gehalt des Daseins unermeßlich erhöht, es hält stets ein Gebiet gegenwärtig, wohin der Kampf nicht reicht, und von wo sich Friede über das Dasein auszubreiten vermag. Mit dem allen hat es nicht nur die Individuen zu einer wesenerhöhenden Umwandlung aufgerufen, sondern auch den Völkern und der Menschheit die Möglichkeit einer steten Erneuerung, wir möchten sagen eine ewige Jugend eröffnet. Mit allen seinen Problemen und Mißständen ist das Christentum thatsächlich die bewegende Macht der Weltgeschichte, die geistige Heimat der Menschheit geworden und in Wahrheit auch da geblieben, wo der Widerspruch gegen die kirchliche Fassung das Bewußtsein vollständig beherrscht. (S. 187)

Allen Irrungen und Verwirrungen der kirchlichen Entwicklung gegenüber weist Eucken auf die Person Jesu Christi als den rechten Orientirungspunkt hin, und zwar auf die ganze Person, nicht auf vereinzelte Züge und Aeußerungen:

> Verstehen wir das Einzelne aus dem Ganzen, die Lehren als Ausdruck des persönlichen Lebens, so kann über die einzigartige vorbildliche Stellung dieses Lebensganzen kein Zweifel walten. Der Ablauf der Zeiten hat hier nichts vergangen und veraltet gemacht, aus allen Kämpfen kann immer noch ein Rückgang stattfinden zu
>
> Der reinen reichen Quelle,
> Die nun dorther sich ergießet,
> Ueber-flüssig, ewig helle
> Rings durch alle Welten fließet. (S. 205)

Wie die Person Jesu, so findet auch die Gestalt Luthers ihre volle Würdigung. Die Bedeutung seines Werkes für die Neuzeit wird mit folgenden Worten charakterisirt:

> Alles neuere Geistesleben, was nicht direkt oder indirekt mit der reformatorischen Bewegung in Zusammenhang steht, hat etwas Flaches und Dürftiges, es greift nicht durch zur Wurzel des Lebens. (S. 354)
>
> Es ist hier ein höheres Ziel als im römischen Katholizismus gesteckt, die Gesamtaufgabe mächtig vertieft, in heroischem Ringen ein engeres Verhältnis des Menschenwesens zum Absoluten gesucht. (S. 359)

Schon diese wenigen Sätze können zeigen, welches kongeniale Verständnis Eucken dem innersten Wesen der evangelischen Kirche entgegenbringt; er ist selbst erfüllt von dem tief innerlichen, ernsten und doch freien Geist des Protestantismus. Um so beachtenswerter sind die Fingerzeige, die er unsrer Kirche für ihre Stellung zu den geistigen Bewegungen der Gegenwart giebt. Nicht der Hochmut eines unpraktischen, in subjektive Gedankengänge verrannten Philosophen redet aus seinen Worten, sondern das Wohlwollen eines Mannes, der auf der einen Seite dem Zeitgeist den Puls zu fühlen versteht und auf der andern Seite weiß, was eine evangelische Glaubensgemeinschaft zu fordern und zu leisten hat. In seinem neuesten Werke (Die Grundbegriffe der Gegenwart. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage, Leipzig, Veit u. Co., 1893. 6 Mk.) faßt er seine Gedanken über die jetzige innere Lage der evangelischen Kirche in folgende Betrachtung zusammen:

> Die Zeiten liegen hinter uns, wo die Verneinung aller und jeder Religion zunächst als etwas Großes, dann aber als selbstverständlich galt, und wo der armseligste Witz geistvoll zu werden schien, wenn er sich nur gegen die Religion richtete. Unsre Zeit bedarf andres, und im Grunde will sie auch andres. Ja, es sind in ihr Augustinische Stimmungen weit verbreiteter, als nach außen hervortritt; alles läßt vermuten, daß im Geistesleben der folgenden Epoche die Religion weit mehr bedeuten wird, als in der spezifisch modernen Welt. (S. 297)

Allerdings bedarf es von seiten der christlichen Kirche, falls ihr diese Wendung zu gute kommen soll, nach Euckens Ansicht gewaltiger Anstrengungen und vielfacher Umgestaltungen.

> Die überkommne Form des Christentums ist ein Produkt des anfänglichen Christentums und des ausgehenden, aber eben im Ausgange eine tausendjährige Kulturarbeit in sich tragenden Altertums. Ja, die Gestaltung — damit nicht schon die Seele — der Religion geriet vorwiegend unter den Einfluß des Altertums . . . [Diese Verschmelzung kann auf die Dauer nicht genügen.] Wer dieselbe als schlechterdings unentbehrlich verteidigt, verteidigt damit weniger das Christentum als das Altertum im Christentum.

Eine energische Aussonderung des Veralteten und Ueberlebten muß erfolgen, soll der Kern nicht in seiner Wirksamkeit aufs schwerste gehemmt werden. So wenig das Tagestreiben und die Durchschnittsmeinung über die Religion richten sollen, die Kultur ist mehr als eine bloße Summe von Meinungen, auch sie enthält Thatsachen und entwickelt neue Thatsachen, denen sich auch die Religion nicht entziehen kann, und die den überkommnen Vorstellungskreis gewaltig verändern müssen. Die Kopernikanische Astronomie z. B. werden wir nun wohl ziemlich alle gelten lassen; jene Astronomie aber verlangt viel tiefere Wandlungen nicht der Religion, aber des Weltbildes der Religion, als man auf der andern Seite meist zugesteht. Ferner ist die naive Art, womit die ältere Zeit die Wunder als Durchbrechungen des Naturlaufes hinzunehmen pflegte, hinfällig geworden, seit die Gesetzlichkeit des Naturgeschehens mit der einleuchtenden Klarheit vor unsern Augen steht, wie jetzt. Es ist ein andres, die sinnlichen Wunder heute gegen eine widersprechende Wissenschaft zähe festzuhalten, ein andres, sie im Einklange mit der gesamten Weltanschauung wie selbstverständlich hinzunehmen. Und wenn auch minder handgreiflich, so sind sachlich noch bedeutender die innern Wandlungen in der Verfassung des Geistes; denken wir nur an das wache historische Bewußtsein, das uns anders zur Vergangenheit stellt, an die dem modernen Menschen notwendige Scheidung zwischen dem Gedankengehalt und der Erscheinungsform u. a. m.

Zur Verteidigung der ältern Vorstellungsweise gegen den Strom der gesamten Entwicklung gehört ein gewisser Mut, und als subjektive Gesinnung mag ein solcher Mut achtungswert sein. Aber schließlich handelt es sich darum, ob der Mut auch an der rechten Stelle ist, und ob nicht für unhaltbare Nebendinge Kraft verbraucht wird, die wir für notwendige Aufgaben dringend gebrauchen. Das Größte und Schwerste bei der Religion ist nicht, daß ihre Welt gelegentlich die Gesetze der Natur durchbrechen kann, sondern daß der ganzen Natur gegenüber eine neue Welt selbständiger Art entsteht, eine Welt, die allen Anschein gegen sich hat, und die doch als höchste Wahrheit gelten will. Die Grundidee der Religion enthält Größeres, Kühneres und Wunderbareres als alle Wunder der Tradition, und für einen Heroismus des Glaubens bleibt wahrlich Platz genug, auch wenn jenen Wundern die schärfste Kritik zu teil wird. Ihr, die ihr so laute Klagen erhebt über den Unglauben derer, die die Erscheinungsform der Religion als Erscheinungsform behandeln, zeigt ihr in der ganzen Art, wie ihr die Religion vertretet, wirklich jene felsenfeste Ruhe der Ueberzeugung, jene freudige Gewißheit des Sieges, jene völlige Unerschrockenheit gegen alle Menschen, die ihr doch haben müßtet, solltet ihr euch mit Recht über den Unglauben andrer ereifern?

Die Aufhebung der Widersprüche mit dem Kulturstande ergiebt freilich noch keinen positiven Gewinn für die Religion; von ihr das Heil erwarten kann wiederum nur, wer jene zu einem bloßen Stück der Kulturbewegung macht. Aber es ist jene Ausgleichung eine notwendige Vorbedingung eines neuen Aufschwunges. Es ist schlimm, wenn jeder Gebildete, ja Halbgebildete Einwände gegen die Religion erheben kann, und noch schlimmer, wenn er damit Recht hat, wenn er ihre Anhänger damit in ernste Verlegenheit bringt. (S. 302 ff.)

Es ist hohe Zeit, daß solche Gedanken von den maßgebenden Kreisen in der evangelischen Kirche nicht länger als die unmaßgeblichen Meinungen weniger, mit dem Christentum zerfallener Männer angesehen werden, sondern als die überaus beherzigenswerten Warnungsrufe protestantischer Persönlichkeiten, die von ihrer geistigen Sternwarte die Zeichen der Zeit besser zu erkennen wissen, als manche geistliche Politiker von der Spitze ihrer Kirchtürme aus. Unserm deutsch-evangelischen Volke wünschen wir viele solche Denker wie Eucken und den Werken dieser Denker zahlreiche und dankbare Leser. Bn

Der Krankenpflegeberuf und die Frauen

Sehr verehrte Frau!*)

Ihre Auseinandersetzungen in der Christlichen Welt über „Die weibliche Diakonie und die Frauenfrage“ haben mich zum ernstesten Nachdenken angeregt und beschäftigen mich noch fortwährend auf das lebhafteste. Die freie, kühne, mutvolle, durchdachte Art, mit der Sie sich der Sache unsers Geschlechts anzunehmen suchen, verdient warme Anerkennung und herzliche Sympathie; trotzdem sind mir bei Ihrer Behandlungsweise einige wesentliche sachliche Bedenken aufgestiegen. Darf ich wohl in offner und ehrlicher Weise darüber zu Ihnen reden, verehrte Frau? Ich habe mir die Krankenpflege als Lebensberuf erwählt und dessen rechte Ausgestaltung, sowie das wahre Recht der Frau, das wir müssen erringen helfen, sind die eigentlichen Ziele meines Lebens.

Obwohl von ganzem Herzen dem Roten Kreuze angehörig, war ich doch seit Jahren bemüht, die Diakonissensache in ihrem innersten Kern verstehen zu lernen, in der treibenden Bewegung ihrer Kräfte, und ich muß gestehen, trotz aller von Ihnen mit Recht gerügten Mißstände bleibt für mich das Lebenswerk Fliedners und Löhes eine großartige That evangelischen Glaubens. Ich bin auch überzeugt, daß zu Lebzeiten dieser mächtigen Persönlichkeiten, obwohl sie ja die noch jetzt herrschenden Ideen schufen, doch die Sache ein andres Gepräge getragen haben mag; inzwischen ist gewiß vieles verknöchert.

Ich frage mich nur, ob es für die Diakonissensache möglich ist, sowie sie nun einmal historisch geworden ist, Umänderungen in Ihrem Sinne in sich aufzunehmen? Die Lebensforderungen, die Sie stellen, sind die Grundprinzipien unsers Vereins vom Roten Kreuz, die geistige Luft, in der sie atmen und gedeihen. Eine Führerin auf dem Gebiete der weltlichen Krankenpflege äußerte mir noch vor wenigen Wochen: „Wir haben in unsern Bestrebungen den letzten Rest des Mittelalters von uns abgestreift.“ Der wesentliche Unterschied zwischen den Diakonissen und uns besteht meines Erachtens darin, daß bei jenen in gewissem Sinne die Individualität aufgelöst wird; die Einzelne wirft ihr eignes Leben hinter sich, um es in der Gemeinschaft, die sie schätzt und trägt, als ein Ganzes wieder zu empfangen; die alles beherrschende Idee ist, Jesu zu dienen in den Armen und Kranken, ich möchte sagen in gesetzlich vorgeschriebner Weise. Innerhalb des Roten Kreuzes hingegen gelangt, trotz der festesten Disziplin, die „auf Einsicht beruhenden Gehorsam“ für die leitenden Grundsätze des Hauses fordert, das Recht der Einzelpersönlichkeit mehr zur Geltung, die freie Entfaltung des ganzen Menschen, allerdings zunächst ausschließlich im Dienste der Sache, aber jedes innere Wachstum unbehindert lassend, wenn es sich dem Gesamtzweck unterordnet. Aus einer Zeitnotwendigkeit hervorgegangen besteht die Hauptaufgabe in der eigentlichen Krankenpflege, frei von jedem religiösen Nebengedanken; wir wollen den Armen und Kranken dienen, wo, wie und inwieweit wir können, und insofern hoffen wir unserm Herrn und Meister zu dienen. Denn ohne die sicherste christliche Grundlage, ohne das schlichte Christentum Christi ist unsre Lebensaufgabe undenkbar; sie trägt allerdings ganz den Charakter eines selbstgewählten, ernsten Berufes für ernste Frauen, einerlei ob gebildet oder ungebildet, nur mit der echten Liebe im Herzen. Abkehr vom Leben wird nicht verlangt, wohl aber im zeitweiligen Dienste der Sache völlige Entsagungsfähigkeit und strenge Beschränkung auf die jeweilige Pflicht. Diakonisse vermag nur die Frau oder Jungfrau zu werden, die Herzenstrieb gerade zu diesem Amt hat aus Verlangen nach einer bestimmten religiösen Form, die das ganze Leben regelt; der Beruf der Krankenpflegerin ist hingegen derartig, daß man ihn getrost gebildeten Frauen als Lebensberuf anraten kann, d. h. wenn sie von wirklicher Hingabe erfüllt sind und im Interesse des Ganzen mit ihrer eignen Persönlichkeit hinter die Sache treten können. Das genossenschaftliche Leben fordert in allen Verbänden immer viel, aber es giebt auch wertvolle Bereicherung nnd fördert die harmonische Entwicklung der Frau. Im Zusammenarbeiten von Gebildeten und Ungebildeten äußern sich, trotz vielen Mühseligkeiten, die man aber von höherm Gesichtspunkte aus auf sich nehmen muß, oft ungeahnte Lebenskräfte, die einen tiefen Einblick verleihen in das geheimnisvolle Walten Gottes innerhalb der Menschenseele. — Als eine der schwersten Forderungen des Diakonissenamtes erschien Ihnen der Dienst an den Toten. Ich halte die pietätvolle Behandlung der Verstorbnen für eine der größten Aufgaben jeder wahren Krankenpflege. In dem gegebnen Falle war es allerdings unrichtig, eine so junge Schwester mit einer derartigen Leistung allein zu betrauen; mit einer ältern, gereiften zur Seite wäre ihr das schwere Werk gewiß leichter geworden; es kommt in all diesen Dingen so sehr auf die rechte Einführung an, das ermutigende Beispiel thut viel, und dem Laien erscheint vieles schwerer, als es in der That ist. Leichenfrauen können die sorgfältige Arbeit an den Toten nie ersetzen und sollen es auch nicht, gewiß nicht im Hospitaldienst. Mir ist es allemal ein wahrer Schmerz, wenn äußere Umstände mich nötigen, meine Toten fremden, oft so lieblosen Händen zu überlassen. Die Krankenpflege stellt aber sehr ernste Forde-

*) Wir veröffentlichen noch zwei Niederschriften aus dem Kreise unsrer Leserinnen, ehe wir unsre abschließende Meinung sagen. D H

rungen an Willensstärke und inneres Gleichmaß; so wenig die Krankenpflegerin mit irgend einem Heiligenschimmer umgeben werden soll, so entschieden muß doch betont werden, daß zur Ausübung dieses Berufes doch noch ein andres Maß von Selbstverleugnung und Standhaftigkeit nötig ist als in andern Berufsarten. Ob es nicht der ganzen Frauenfrage wahrhaft von Nutzen sein kann, daß alle Kräfte in unserm Berufe so gestählt werden müssen, daß vor allen Dingen das verlangt wird, was man so gern als das Gepräge der Männerarbeit bezeichnet: sachliche Konzentration. Hierzu muß die Frau (im Durchschnitt) erst erzogen werden. Ich glaube, daß die Sache des Roten Kreuzes einer großen Zukunft entgegen zu sehen vermag; sie ist noch einer bedeutenden Entwicklung und Vervollkommnung fähig, die schöpferischen Ideen sind wenigstens in Fluß gebracht und bergen noch viele neue, lebensvolle Keime, die verschiedensten Ausprägungen haben die Ideen bereits gefunden, an gar vielen Ecken und Enden wird treu und mit großer Idealität in einem gewissen einheitlichen Sinne gearbeitet. Welch ein Geist gewisse Genossenschaften zu beseelen vermag, vermögen Sie aus den Worten einer Frau zu erkennen, die für die Neubildung der modernen Krankenpflege von maßgebender Bedeutung geworden ist:

Die unverwüstliche Schönheit des Lebens besteht meiner Ueberzeugung nach darin, daß wir das höchste Ziel und den höchsten Maßstab uns nie verrücken zu lassen brauchen, daß das Kleine, das Geringe, das Schlechte uns nicht herunter zu ziehen braucht, sondern daß wir allezeit hinaufgreifen dürfen in das Reich des Herrn, der uns zu seinen Kindern gemacht hat, und uns flüchten dürfen an das Vaterherz, in dessen über alle Begriffe erhabner Liebe alle Widersprüche dieser Welt ihre Lösung finden.

Ich kann nicht schließen, ohne diesen goldnen Worten einen Ausspruch Löhes an die Seite zu stellen, der nicht nur den Diakonissen, sondern auch den Pflegerinnen vom Roten Kreuz ein Leitstern sein kann; es ist das Bild, das er von einer echten Diakonisse entwirft, die alles kann, das Geringste und das Größte, die des Geringsten sich nicht schämt und das höchste Frauenwerk nicht verdirbt, „die Füße im Staube niedriger Arbeit, die Hände an der Harfe, das Haupt im Sonnenlicht der Andacht und Erkenntnis Jesu“ — und in freudigem Genusse des „Alles ist euer“ möchte man hinzufügen. „Zu selbständigen, christlichen Persönlichkeiten wollte Löhe seine Schwestern erziehen,“ sagt Uhlhorn, „und er konnte das, denn er war ein Erzieher von Gottes Gnaden.“ Erzieher von Gottes Gnaden, das ists, was wir alle brauchen, Leben weckende und Leben spendende, geisterfüllte Persönlichkeiten. Daß Gott uns diese senden möge, sowohl den engern Verbänden wie dem gesamten Volks- und Staatswesen, dies ist doch der eigentliche Notruf dieser verwickelten Zeit. Und in diesem heißen Wunsche wollen wir uns vereinigen, verehrte Frau, und alle Einzelbestrebungen als einen Teil des großen Ganzen fassen, das man nun einmal „Leben“ heißt, und in dem wir uns bewähren müssen.

In Hochschätzung J L

Verschiedenes

(Soldatenlitteratur und Verwandtes) Es bedarf nicht langer Ausführung darüber, wie wichtig es ist, daß man dem Soldaten etwas Rechtes zu lesen in die Hand geben könne. Mit Treue und Fleiß hat s. Z. der nun verewigte Militäroberpfarrer Konsistorialrat G. Huyssen es sich angelegen sein lassen, „ethische Schriften“ für die Truppen der deutschen Armee zu schreiben: „Lebensmut und Todesfreudigkeit.“ „Eine ernste Mahnung wider den Selbstmord,“*) „Der militärische Diensteid und seine Bedeutung für das Leben,“ „Preußens und Deutschlands Kriegsherr und Kriegsheer,“ „Die Heilighaltung der Ehe,“ „Der Militärdienst als eine Schule für das Leben dargestellt,“ „Die Ehre als die sittliche Triebfeder für deutsche Männer dargestellt.“ Nebenher ging ein umfänglicheres Buch: „Die Poesie des Krieges und die Kriegspoesie, eine Litteraturgeschichte der Kriegspoesie aller Zeiten und Völker.“ (6 Mk.) Man sieht, alle jene Schriften — sämtlich zu 1 Mk. — behandeln hochwichtige Fragen, und sie behandeln sie in sehr ernster, gediegner, in der That ethischer Weise, aber vielleicht hie und da etwas umständlich, zu didaktisch für den einfachen Soldaten. Sie alle sind erschienen in der Hof-Verlagsbuchhandlung von J. H. Maurer-Greiner in Berlin SW,

*) Ueber diesen Gegenstand „Wider den Selbstmord“ giebt es auch „ein Wort“ von dem württembergischen Feldpropst Prälaten D. von Müller. Leider ist uns dieses nicht bekannt geworden. Wir schätzen sonst Herrn von Müllers Veröffentlichungen sehr.

die sich auch um die Verbreitung in der That Verdienste erworben und große Schenkungen davon gemacht hat. Auch ist für die Truppen der Preis auf die Hälfte ermäßigt. Neuerdings ist von einer „Vereinigung für die Verbreitung von G. Huyssens ethischen Schriften in der deutschen Armee,“ von der allerdings nur der bezeichnete Hofbuchhändler genannt ist, eine Aufforderung zur Zeichnung von Geldmitteln ausgegangen, in der es heißt: Se. Majestät der Kaiser habe bereits mehrfach große Partien, die hochherzige Patrioten gestiftet, den Truppenteilen überweisen lassen und zu deren Verbreitung im Sinne der Geber die Generalkommandos zu ermächtigen geruht. Diese Bestrebungen seien dahin gerichtet, Sr. Majestät so viel Exemplare zur Verfügung zu stellen, daß jeder Soldat ein solches sein eigen nennen könne.

Aber auch der Feldpropst der Armee selbst hat im Herbst 1892 ein verwandtes Unternehmen begonnen, indem er in Verbindung mit evangelischen Militärgeistlichen bei der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler und Sohn unter dem Titel: „In des Königs Rock“ Ansprachen veröffentlicht, die an Umfang sehr viel kleiner, auch ungleich billiger sind, nämlich bei Abnahme von 100 Exemplaren einer Ansprache auf 4 Pfge. das Stück, bei Bezug von 100 Exemplaren sämtlicher Ansprachen des Jahres auf 3 Pfge. und bei Bezug von 5000 Exemplaren für einen Vorausbesteller das Stück zu $1\frac{1}{2}$ Pfge. u. s. w. Der Inhalt ist: 1. Helm ab zum Gebet! (Soldaten-Morgen- und Abendsegen), 2. Oktober: Alte und neue Heimat (Aus dem Elternhaus in die Kaserne), 3. November: Ich dien'! (Rekrutenvereidigung), 4. Dezember: Weihnachten in der Kaserne, 5. Januar: Gott mit uns (Neujahr), 6. Fürchtet Gott, ehret den König (Kaisers Geburtstag), 7. Februar: Die erste Probe (Rekrutenvorstellung), 8. März: Das Kreuz auf den Fahnen (Passionszeit), 9. April: Der größte Sieger (Ostern), 10. Mai: Allen das Eine, jedem das Seine! (Pfingsten), 11. Juni: Hinaus ins Freie (Felddienstübung), 12. Juli: Die große Musterung (Truppenvorstellung), 13. August: Im Quartier (Manöver), 14. September: Königsrock und Bürgerkleid (Entlassung zur Reserve).

Die erste: Helm ab zum Gebet! stammt aus Emil Frommels meisterlicher Feder, ebenso Nr. 8 und 14. Auch andre haben Wackeres geliefert. Es gilt eben den rechten Ton zu treffen. Eine leichte Aufgabe ist das nicht. — Möchten doch wohlhabende Gönner das Unternehmen unterstützen.

Uns liegen noch einige andre Sachen vor, die der Christlichen Welt zur Besprechung zugegangen sind. Einmal in zweiter verbesserter Auflage: Soldatenspiegel. Im Anschluß an das Neue Testament für deutsche Soldaten zusammengestellt von Karl Keeser, Unteroffizier der Landwehr, Diakonus in Kirchheim unter Teck. (Stuttgart, Evangelische Gesellschaft.) Das ist gewiß kein übles Büchlein. Und doch ist ihm eine dritte, „verbesserte“ Auflage zu wünschen. So wie es ist, hat man doch auch seine Bedenken, es in die Kaserne hinauszugeben. Denn es beschäftigt sich viel zu sehr damit, was der Vorgesetzte für ein Mann sein muß. Solchen Vorgesetztenspiegel kann man hier nicht wohl für geschickt halten. Vielleicht wärs wohlgethan, das Heftchen vor fernerm Neudruck einem ältern, erprobten Militärgeistlichen zur Ueberarbeitung vorzulegen. Was das „Zur Kirche kommandirt werden“ angeht, so ist eine Seite der Sache unberührt geblieben, die einem Divisionspfarrer gerade von Soldaten selbst — es waren Berliner Jungen — sehr klargelegt worden ist. Die Leute sagten wörtlich: „Das ist recht gut, daß wir kommandirt werden. Würden wirs nicht, dann kämen wir nicht. Denn dann wäre ein Mensch auf der Stube, der es uns leid machte, der zu uns spräche: Ihr Mucker, wollt ihr schon wieder in die Kirche laufen? was wollt ihr da nur? u. s. w., und da würde er es uns leid machen. Darum ists gut, daß wir kommandirt werden.“ Es handelt sich um ein Stück militärischer Pädagogik.

Gute Garnison- (auch für die Mannschaften), Kompagnie-, Lazarett- und Militärgefängnisbibliotheken sind natürlich von großer Bedeutung. „Aehnlich wichtig,“ sagt ein uns vorliegender Brief eines Offiziers an einen unlängst verstorbnen Militärpfarrer, „wäre reichliche Auswahl guter Stücke zur Aufführung an Kaisers Geburtstag (wir fügen hinzu: und bei andern festlichen Gelegenheiten). Es ist leider selbst bei gutem Willen nur schwer, etwas einigermaßen patriotisch-christlich Ideales zu finden. Und doch wäre es so wichtig und im Sinne unsers höchsten irdischen Herrn, an solchen Tagen bei den Festfeiern etwas Gutes zu bieten. Es müßten viele angeregt werden, kleine Stücke über patriotische Begebenheiten und mit Bezug auf das Fest zu dichten und drucken zu lassen.“ Auch etwas Derartiges ist uns zugekommen: „Soldatengespräche. Ein kleines (71 S.) Festspiel vom großen Kriege 1870/71, deutschen Männern und Jünglingen zur Aufführung gewidmet von K. Radbert“ (unter diesem Namen verbirgt sich, wie wir erfahren, Diakonus K. Schmidt in Lößnitz) (Dresden, Sächsischer Jünglingsbund, Rosenstraße 59). Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Vereinen steht zu patriotischen Zwecken die Aufführung frei. Zur Ausstattung bedarf es, wie das Vorwort richtig sagt, nicht viel mehr als ein paar leicht aufzutreibenden Uniformen, eine freie Plattform, verkleidet am besten mit Fahnen. Kleins schätzenswerte „Fröschweiler Chronik“ (auch für Soldatenbibliotheken vorzüglich), Gümbels „Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers,“ Hähnels „Bei den Fahnen des 12. Armeekorps“ und Taneras „Belagerung von Paris“ und „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers“ sind neben mündlich Ueberliefertem benutzt. Sagen wir sogleich, daß wir den Preis — 1 Mk. 50 Pfge. —, auch wenn er dem Jünglingsbunde zu gute kommt, zur Verbreitung etwas hoch finden, daß der Titel zu allgemein, unbestimmt und langweilig lautet, und etliche Leute, wie der Bauer vorn und der Kellner hinten, etwas verzeichnet scheinen. Im übrigen ists — Verbesserungen vorbehalten — eine hübsche Arbeit. Der „Herold“ erinnert an Hans Herrig, und auch aus den Versen hört man wohl

Herrig heraus. Aber das macht nichts. Das Gedicht ist doch geeignet, uns die Kriegszeit wieder lebendig ins Gedächtnis zu rufen, und so wirds wohl auch einigermaßen geeignet sein, sie denen, deren Erinnerungen so weit nicht zurückreichen, lebendig vorstellig zu machen. Und Letzteres ist schon hochnot. Die einzelnen Abteilungen des Festspiels heißen: I. In der Bauernstube zu Fröschweiler. II. Im Lazarett von Gravelotte. III. Vor Sedan am 2. September 1870. IV. In Versailles am 18. Januar 1871. V. Auf dem Bahnhofe zu Diedenhofen. Es ist ein entschiedner Vorzug des Werkchens, daß es ganz im Kreise der Soldaten bleibt und nicht Haupt- und Staatsaktionen, Schlachten und Kaiser vorführt: wir haben neulich etwas Gegenteiliges gesehen, und es war auch darnach. — Gegen den Schluß der ersten Abteilung spricht der Herold:

Das eherne Rad ist nun im Lauf,
Kein Menschenarm hält es mehr auf,
Zermalmend bricht es sich weiter Bahn,
Mit Schrecken sehen die es nahn,
Die frevelhaft zum Krieg gedrängt.
Doch auch in des Siegers Jubel mengt
Der Ton der Klage sich mit Macht.
So hast du dirs wohl nicht gedacht?

Am Schluß des zweiten Teils sagt der sehende und hörende „Jüngling“:

Wer einmal solches durchgemacht,
Wünscht leicht wohl keine zweite Schlacht.
Doch ist der Feldzug erst begonnen:
Erzähle, wie sichs fortgesponnen.

Herold:

Ein großer Sieg ist zwar errungen,
Nach Metz ist nun hineingezwungen
Bazaine mit seinem ganzen Heer,
Daraus entrinnt er nimmermehr.
Doch wo ist Mac Mahon zu finden?
Das weiß zunächst kein Mensch zu künden.
Er sammelt eiligst neue Kräfte.
Nun, Reiter, auf zu dem Geschäfte,
Des Feindes Marsch schnell auszuspähn! u. s. w.

Das mag zugleich als Probe dienen und das oben Gesagte bestätigen. — Wir berühren noch einiges Verwandte. Als 128. Heft (Band XVII, Heft 8) der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ erschien: „Ueber unsre alte Losung: »Mit Gott für König und Vaterland« im Blick auf Frankreich und Rußland. Eine historisch-politische Studie für die Gegenwart“ von Dr. Heinrich Rocholl, Militäroberpfarrer des 10. Armeekorps. 52. S. Einzelpreis 1 Mk. Die übrigens geschickte Anknüpfung an einen Bibeltext (2. Chron. 30, 12) scheint zu erkennen zu geben, daß es sich wohl ursprünglich um eine solenne Rede, etwa in einem patriotischen Verein („für christliche Volksbildung“?) handelt; die Arbeit bietet aber in der That viel Interessantes an Lesefrüchten über Frankreich (auch einiges Selbstgesehene) und Rußland. Etwas seltsam macht es sich, wie die Schriftleitung des Broschürencyklus dem begeisterten Optimismus des Redners wiederholt ins Wort fällt oder ihn mit einem Stoßseufzer zu unterbrechen für nötig hält. Das Heft ist — auch für Soldatenbibliotheken — ohne Anstand zu empfehlen.

Endlich: „Hohenzollern,“ vaterländische Dichtungen für Schule und Haus. Ausgewählt von Dr. Ferdinand Otto, ord. Lehrer an der Charlottenschule zu Berlin. (Berlin, Wilhelm Hertz [Bessersche Buchhandlung], 1892). Preis kart. 1,20 Mk. Wenn das Vorwort sagt, abweichend von ähnlichen Sammlungen, die sich meistens auf den letzten Krieg beschränken, umfasse dieses die Zeit von 1417 bis zur Gegenwart, so sind doch nur neunzehn Gedichte der Vergangenheit bis Düppel gewidmet — das ist nicht allzu viel, und da ließe sich noch manches Schöne hinzufügen. Daß es sich aber in der That nur um wertvolle Dichtungen handelt, geben wir gern zu und wünschen dem gut und wohl ausgestatteten Büchlein, daß ihm gegeben sei, dem beabsichtigten Zweck zu dienen, nämlich zu einer Zeit, in der gefährliche Mächte an dem stolzen, mit Heldenblut gekitteten deutschen Einheitsbau rütteln, die heilige Flamme opferfreudiger Begeisterung für Thron und Reich anzufachen und zu nähren. Hat der Verfasser als Lehrer wohl zunächst an die Jugend gedacht, werden doch auch die Alten an der Glut der Vaterlandsliebe und Königstreue, die von dieser Sammlung ausströmt, neu sich erwärmen und freuen. H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 28 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Welcher Landpfarrer nimmt einen 15jährig., geistig etwas zurückgebliebnen, augenleidenden Sohn wohlhabender Eltern in Haus, Erziehung und Unterricht? Auskunft durch Pastor Wachsmuth, Wehrstedt bei Salzdetfurth.

Heute schenkte uns Gott ein prächtiges Töchterchen.
Hannover, Sonntag 2. Juli 1893.
Pastor Dörries und
Frau Bertha, geb. Rehmann.

Verwandten, Freunden und Bekannten die schmerzliche Nachricht von dem Hinscheiden unseres inniggeliebten Gatten, Vaters, Schwiegervaters und Großvaters

Herrn **Dr. Hermann Weidenbusch**

Er entschlief sanft diese Nacht, 1½ Uhr, im Alter von 71 Jahren und 8 Monaten.

Um stille Teilnahme bitten

Wiesbaden und Bonn, den 28. Juni 1893.

Die tiefbetrübten Hinterbliebenen:

Frau Dr. H. Weidenbusch, geb. Dieterich.
Frau Anna Grafe, geb. Weidenbusch.
Hans Weidenbusch.
Prof. D. Grafe und drei Enkel.

Ein Leib sind wir in Christo.

Teure Brüder!

Leider mußten wir im Vorjahre auf die Abhaltung der geplanten Deutschen Allianzversammlung wegen der Choleragefahr verzichten, aber die reichen Anregungen und heiligen Verpflichtungen, die wir von der Allianzversammlung in Florenz empfangen haben, erheben an uns den unabweislichen Anspruch, auch in unserm Vaterlande der Sache der Allianz einen weiteren Raum als bisher zu eröffnen. Wir hoffen es in diesem Jahr zu Anfang November thun zu können.

Was die Allianz ist, hat sich bei der Berliner Versammlung im Jahre 1857 gezeigt, ein Ereignis, das Jahrzehnte hindurch im geistigen Leben Deutschlands nachklang. Seitdem ist unsre Arbeit mehr in der Stille verlaufen. Wir haben die Gebetswoche verbreiten helfen; wir haben friedenstiftend vermitteln dürfen, wo Glaubensfreiheit bedroht erschien oder Eingriffe in friedliche Kreise geschahen; wir haben den Zusammenhang der Kinder Gottes auch mit den Gläubigen andrer Länder und Zungen gepflegt und werden nun von vielen Seiten ermutigt, alljährlich die Freunde der Allianz zu öffentlicher Versammlung zu berufen.

Wir vertrauen zum Herrn, daß er dies Werk unsrer Hände fördern werde durch die Kraft Seines heiligen Geistes!

Und darum gehen wir getrost an die Aufgabe, wieder einmal ein Neues zu pflügen und die vorhandenen Furchen der Allianz tiefer zu ziehen.

Deutschland bedarf des Allianzgedankens, um auch die Zwiste unter Gläubigen in Frieden und Freiheit des Gewissens auszugleichen. Wir bedürfen der Stärkung im gemeinsamen Kampf gegen den Unglauben. Wir sehnen uns nach Gebetsgemeinschaft mit allen, die den Heiland lieb haben und ihn bekennen von reinem Herzen.

Wir laden alle Freunde, die mit uns desselben Geistes sind, herzlich und dringend zur Teilnahme an unsrer **Herbstversammlung** ein.

Wir gedenken am **Mittwoch, den 8. November d. J.,** vormittags ½10 Uhr im Saale des Christlichen Vereins junger Männer, Wilhelmstraße 34, unsre Hauptversammlung mit Morgenandacht des Herrn Hofprediger Konsistorialrat Bieregge zu beginnen. Herr Wirkl. Oberkonsistorialrat Propst D. Freiherr von der Goltz spricht sodann über die **Gemeinschaft der Heiligen.**

Daran anschließend Diskussion mit besondrer Beziehung auf Religionsfrieden und Gebetsgemeinschaft. Herr Mann, Direktor des bischöflich-methodistischen Predigerseminars in Frankfurt a. M., wird dieselbe einleiten. Von 2 bis 4 Uhr gemeinschaftlicher Mittagstisch.

Abends 8 Uhr ebenda **Volksversammlung** mit freien Ansprachen der Herren Mil.-Oberpfarrer Dr. Rocholl-Hannover, Diakonus Dr. Krömer-Leipzig und mehrerer Gäste aus Holland, England, Schweiz, Italien und vielleicht Amerika.

Andern Tages vormittags 10 Uhr **zweite Hauptversammlung** mit einleitender Andacht des Herrn Bischof Erxleben und Vortrag des Herrn Professor Dr. Lemme-Heidelberg über **Religionsfreiheit.**

Der Sekretär, Pfarrer Baumann, giebt Mitteilungen aus der bezüglichen Arbeit der Allianz und andre Herren aus den Religionsverfolgungen in Rußland u. s. w.

Daran anschließend Diskussion über die Entfaltung der Geistesgaben unter dem Panier der Freiheit.

Um 2 Uhr engere Versammlung der Vorstandsmitglieder, betreffend Organisation eines süddeutschen Zweiges der Evangelischen Allianz u. a. m.

Wir hoffen, den Teilnehmern an der Versammlung freies Quartier in Berlin und sonstige Reiseerleichterungen beschaffen zu können, bitten aber um gefällige rechtzeitige Anmeldungen **bis spätestens 1. November** im Büreau, Wilhelmstr. 34, bei unserm Schatzmeister Herrn Generalsekretär Phildius.

Und nun Gott zum Gruß und dem Herrn Jesum zum Troste. Wir grüßen Euch, die ihr vom Hause des Herrn seid.

Berlin, im Juni 1893.

Das Komitee des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz.

Graf Andreas Bernstorff, Vorsitzender. **Baumann,** Pfarrer, Sekretär. **Phildius,** Gen.-Sekr., Schatzmeister.
Pastor **Doyé.** Bischof **L. Erxleben.** Konsistorialrat Prof. **D. Kleinert.**
Oberstleutnant a. D. **von Knobelsdorff.** Prof. **Dr. Lommatzsch.**
Dr. Johs. Müller. Prediger **Schell.** Prediger **Scheve.**
Superintendent **Vorberg.** Pastor Lic. **Weser.**

Verlg. von C. Bertelsmann, Gütersloh

Soeben erschien:

Die geschichtlichen Thatsachen des Neuen Testaments,

untersucht nach ihrer Gewißheit und religiösen Bedeutung

von

Robert Falke,

Divisionspfarrer in Colmar i. Els.

gr. 8°. 112 S. M. 1.50.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis u. fco. Reuther & Reichards** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses von Professor Lic. **Otto Baumgarten** in Jena

Erschienen sind:

I. Reihe:

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

II. Reihe:

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal
„ 2. **Mayer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Kamp,** Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller,** Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
„ 6. **Arndt,** Die Religion der Sozialdemokratie
„ 7. **Weiß,** Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage

Soeben erschienen:

„ 8. **Traub,** Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine

Preis des Heftes 50 Pfge.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben ist erschienen:

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kl. Katechismus.** Fragen u. Vorschläge v. Prof. Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.

Vorher sind erschienen:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift** D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum" von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Zu verkaufen:

Herzogs Realencyklopädie d. protestant. Theologie. 2. (neueste) Aufl. Origbd. (Ldpreis 216 M.) für . . . . . M. 110.—

Leben u. Schriften d. Väter u. Begr. d. luther. Kirche. 8 Bde. Geb. (M. 41.—) für M. 26.—

— do. d. **reformirt. Kirche.** 10 Bde. Geb. (M. 45.—) für M. 22.—

Kirchenväter. Sämtliche Werke ders. deutsch. 1830—53. 39 Bde. geb. in 19 Bde. für M. 60.—

Kliefoth, liturg. Abhdlungen. 1854—1861. Geb. für M. 40.—

Kunstblatt, christl. Hrsgeg. von Schnaase. 1859—88. (M. 120.—) für . . . . . M. 25.—

Kurfürstenbibel. Gr.-Fol. 1720. Gut in Leder geb. für M. 36.—

Strauß, David, Gesammelte Schriften. 12 Bde. Hfz. (M. 75.—) für . . . . . M. 40.—

Bibliothek d. Kirchenväter. Hrsg. von Reithmayer. Kompl. in 80 Bdn. 1869—88. Schöne Hzbde. (M. 231.60) für . M. 120.—

Haase, Karl v., Gesammelte Werke. 12 Bde. 1890—93. Broschirt (M. 135.—) für . M. 90.—

Jöckler, Handbuch der theolog. Wissensch. 3. (neueste) Aufl. mit Reg. Origbd. (M. 58.80) für M. 30.—

Schenkel, D., Bibellexikon. 5 Bde. 1875. Br. (M. 40.—) f. M. 10.—

Fr. v. Baader, Sämtl. Werke. 16 Bde. **Gut geb.** (ungebunden M. 106.—) für . M. 60.—

Menken, G., Schriften. 7 Bde. 1858. **Geb.** (br. M. 22.50) für M. 16.—

Jacobi, Fr. Heinr., Werke. 8 Bde. 1812—25. Geb. für M. 20.—

Kant, J., Sämtl. Werke. Hrsg. v. Hartenstein. 10 Bde. 1838/39. Kart., unbeschn. für M. 28.—

Hagenbach, K. R., Kirchengesch. 3. Aufl. 7 Bde. 1869—72. Hfz. (M. 38.—) für M. 25.—

Schopenhauer, A., Sämtl. Werke. Hrsg. v. Frauenstädt. 6 Bde. **geb. in Hfz.** für . M. 18.—

Tholuck, A., Werke. 11 Bde. geb. in Hfz. (M. 49.—) f. M. 27.—

Gerhard, Joh., loci theologici, ed. Preuss. 9 Bde. u. Reg. geb. in Hfz. (M. 49.50) f. M. 32.—

☛ **Sämtliche Werke garantirt komplet und in gutem Zustande!**

Ausführliche Kataloge gratis!

Alfred Lorentz,

Antiquariat und Sortiment in **Leipzig, Kurprinzstr. 10.**

Zu verkaufen

Handwörterbuch d. **„Griechischen Sprache"** bezw. **Wörterbuch** d. **„Griechischen Eigennamen,"** komplet und gut erhalten, 3 Bde., von Dr. W. Pape, Prof. am Berl. Gymn. zum Grauen Kloster, Jahrg. 1850. Preis 15 Mark.

Stickhausen (Ostfriesland)
C. Zernial

Pianinos von 350 bis 1500 M

Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.

Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

Illustr. Kataloge gratis.

Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/20	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
„	**Hertha**	mittel voll	do.	36
„	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
„	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
„	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
„	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
„	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
„	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
„	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/20	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
„	**Juanita**	mittel voll	do.	80
„	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
„	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
„	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
„	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
„	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 29 Leipzig, den 13. Juli **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Lebensworte: 2 — Henry Drummond und seine Schriften: 3, 4 — Der Diakonissenberuf, ein Beruf für die gebildete evangelische Frauenwelt — Liebäugeln wir mit den Sozialdemokraten? Ein Briefwechsel: 1, 2 — Verschiedenes: Die Streichung von Wächters aus der Kandidatenliste; Evangelisch-sozialer Kursus — Anzeigen

Lebensworte

2

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. (Matth. 22, 21.)

Dieses Wort hat den Hauptmeister der venetianischen Malerschule zu seinem edelsten Gemälde begeistert, den Altmeister der deutschen Geschichtswissenschaft zu dem Ausspruch: „Von allen herrlichen Worten, die von Jesus Christus vernommen worden sind, ist keins wichtiger, folgenreicher als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist."

Wen ergriffe nicht auf Tizians Gemälde „Der Zinsgroschen" die überlegne Ruhe und Hoheit des Herrn und das satanische Lauern des versuchenden Pharisäers? Und in der That, arge List lag in der Frage an Jesum: „Ist es erlaubt, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht?" Seit der Galiläer Judas sie in den Tagen der ersten Schatzung aufgeworfen und durch seine Empörung verneint hatte, bewegte diese Frage wie keine andre die Gemüter in Israel. Zu ihr sollte Jesus Stellung nehmen. Und ob er sie bejahte oder verneinte, in jedem Falle war er gefangen, war es um ihn geschehen. Denn im erstern Falle erschütterte er den Glauben an seine Messianität, verdächtigte und entwürdigte er sich durch Römerfreundschaft oder Römerfurcht; im andern Falle konnten leicht seine Freunde ihn dazu drängen, das Schwert gegen die knechtenden Römer zu ziehen, seine Feinde ihn jeden Augenblick bei der römischen Behörde als einen Rebellen verklagen und durch sie vernichten.

Aber Jesus zerreißt das Netz, das man so fein und fest gesponnen hatte. Ohne sich beirren zu lassen und ohne sich lange zu bedenken, läßt er sich von den Versuchern einen Denar zeigen und bezeugen, daß dieses von ihnen besessene und gebrauchte Geldstück des Kaisers Bild und Aufschrift trägt. Und darauf gründet er die Weisung: Ist, wie diese eure Münze besagt, der Kaiser der Herr in eurem Lande, den auch ihr durch den Gebrauch seines Geldes thatsächlich als solchen anerkennt, so gebt ihm, was er fordert, und was ihm als Landesherrn gebührt. Damit werden aber eure theokratischen Pflichten gegen Gott weder aufgehoben noch auch nur verletzt; denn dieser Kaiser herrschte nicht bei euch und über euch, wenn das nicht Gottes Wille wäre, und Gottes Wille und Gesetz bleibt bestehen trotz dem Kaiser, ja mit Zustimmung des Kaisers. So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.

Fürwahr, ein königliches Wort, das durch seine die menschliche Klugheit und Schlauheit überragende und überwindende Weisheit nicht bloß damals die Versucher zur Verwunderung und zum Schweigen gebracht hat, sondern noch immer jeden, der sich in die damalige Situation versetzt, mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Ein Salomonisches Urteil, das einen schwierigen Rechtsfall in der schlichtesten Weise schlichtet, Religion und Politik von einander trennt, um sie in rechter, innerlicher Weise zu verbinden. Ein neues Wort, ungehört und unerhört zu einer Zeit, in der überall ganz andre Meinung und Sitte herrschte, im römischen Reiche dem Kaiser auch das gegeben wurde, was Gottes ist, die göttliche Verehrung, in China die von Kong-tse reformirte Religion darin aufging, sittliche und politische Vorschriften zu geben, das buddhistische Dogma aber solche, die in Staatsdiensten standen, königliche Beamte und Soldaten, von der Aufnahme in den die Seligkeit bedingenden Orden ausschloß und auf eine spätere Wiedergeburt in freierer Stellung vertröstete. Eine Heldenthat auch, die nicht bloß den Knoten zerhieb, den jene Versucher geknüpft hatten, sondern auch die Fesseln sprengte, in denen die alttestamentliche Religion ohnmächtig lag.

Diese war zu Jesu Zeit derart mit nationalen und politischen Zuthaten vermischt, daß sie trotz allem Proselytentum und aller Propaganda die Religion der Völker nicht zu werden vermochte. Dazu konnte sie nur werden, wenn dem jüdischen Volke das Unmögliche möglich gewesen wäre, alle Völker zu unterjochen und zu beherrschen, oder wenn sie von diesen Zuthaten gereinigt und die Theokratie des alten Bundes zur Gottesherrschaft, zum Himmelreich des neuen Bundes vollendet wurde, in dem nicht das Zeremonialgesetz des Moses, sondern der Geist Christi herrscht und befähigt, jede Obrigkeit und jede Verfassung als eine Ordnung Gottes zu achten, die Sprachen aller Völker zu reden, in alle menschlichen Verhältnisse einzudringen und sie mit dem Salz und Sauerteig des Christentums zu durchdringen.

So haben die ersten Christen und Gemeinden, das Israel nach dem Geist, dieses Wort ihres Herrn verstanden und behalten. Paulus schrieb an die Christengemeinde der kaiserlichen Residenzstadt, indem er Jesu Worte umschrieb: „Jedermann sei unterthan den hohen Obrigkeiten. Denn nicht ist eine Obrigkeit außer von Gott; die thatsächlich bestehenden Obrigkeiten sind von Gott eingesetzt. Darum, wer der Obrigkeit widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung" (Röm. 13, 1 f.). Im ersten Timotheusbriefe wird einem christlichen Bischof vor allem zur Pflicht gemacht, daß er bete, wie für alle Menschen, so auch für die Fürsten und Gewalthaber (1. Tim. 2, 1. 2) — zugleich ein Beweis dafür, daß man Jesu Mahnung „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" nicht auf die äußerliche Leistung, auf Abgabe und Steuer beschränkte. Und als die Christen durch ihr von dem heidnischen Wesen und Treiben verschiednes und geschiednes Leben bereits den Argwohn und Haß der Heiden erregt hatten, erging an sie die apostolische Mahnung: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Kaiser als Gewalthaber, es sei den Statthaltern, als die von ihm gesandt sind den Uebelthätern zur Strafe, denen, die Gutes thun, zum Lobe. Fürchtet Gott, ehret den Fürsten" (1. Petri 2, 13 f. 17).

Aus der Verfolgungszeit im römischen Reiche aber liegt die oft bewunderte und immer bewundernswerte Thatsache vor, daß die verfolgten Christen auch die feindseligsten und grausamsten Kaiser und Statthalter als ihre Obrigkeit angesehen und geachtet haben, daß den Christen auch damals, als ihrer schon viele geworden waren in den römischen Legionen und am

kaiserlichen Hofe, der Gedanke an eine Verschwörung gegen den Kaiser, der wahrlich nichts Ungewöhnliches war, und an bewaffneten Widerstand nicht gekommen ist, und daß sie nicht ein einziges mal den verzweifelten Versuch gemacht haben, ihre gefangnen und zu grausamem Tode geführten Brüder und Schwestern gewaltsam zu befreien. In dem Berichte der Gemeinde zu Smyrna über den Märtyrertod ihres ehrwürdigen Bischofs Polykarp wird ausdrücklich hervorgehoben, dieser habe der Aufforderung des Prokonsuls: „Beruhige nur das Volk“ entgegengehalten: „Dir Rede zu stehen, habe ich für meine Pflicht gehalten. Denn wir sind angewiesen, den Gewalten und Obrigkeiten, die von Gott eingesetzt sind, die gebührende Ehre zu erweisen, so weit sie uns nicht zum Unheil gereicht. Diese aber halte ich nicht für wert, mich ihnen gegenüber zu rechtfertigen.“ Alles haben diese Christen den Kaisern gegeben und geopfert, was ihnen als Obrigkeit gehörte und gebührte, nur das nicht, was nach ihrer Ueberzeugung allein Gott gebührte und gehörte, die religiöse Verehrung und ihren christlichen Glauben. Den Büsten der Kaiser Weihrauch zu streuen und Christo zu fluchen, das vermochten sie nicht, und dazu vermochte sie keine Ueberredung und keine Drohung, auch keine Strafe zu bewegen. Derart blieb Christi Wort in ihnen und sie in Christo; so haben sie sein Wort gehalten — und den Sieg behalten.

Aber das Israel nach dem Fleisch blieb taub auch gegen dieses Wort seines wahren Messias. Es verharrte hartnäckig bei dem Grundsatze seines ersten falschen Messias, daß die Herrschaft der Römer im heiligen Lande eine Verhöhnung, der Gehorsam gegen den Kaiser eine Verleugnung der Theokratie sei. Es gab weder dem Kaiser, was des Kaisers war, noch Gotte, was Gottes war, nämlich die Unterwerfung unter die von Gott gewollte Ordnung noch den Glauben an den von Gott gesandten Messias. Und deshalb wurde es im jüdischen Kriege und nach seiner letzten Empörung unter dem Sternensohne von dem römischen Imperium zermalmt und zertreten.

So hat sich Jesu Wort geschichtlich als ein Lebenswort bewiesen. Und wollten wir das Zeugnis der spätern Geschichte abhören, wir würden aus dem Verfall der Kirche in der Zeit, da die christlichen römischen Kaiser Christentum und Politik, Kirche und Staat verquickten; aus dem Niedergange der Religiosität und Sittlichkeit im Mittelalter, da die Kirche in jüdisch-theokratischer Weise das deutsche Kaisertum mißachtete und bekämpfte; aus der Blütezeit der Reformation, da Luther eifrig bemüht war, die Einmischung des Weltlichen und Staatlichen in seine geistliche Sache fernzuhalten und angesichts der Gefahr eines Angriffes durch den Kaiser an seinen Kurfürsten schrieb: „Weltlich und päpstlich Recht sehen hierinnen nicht an, daß Obrigkeit eine göttliche Ordnung sei. Aber weil Kaiser Kaiser, Fürst Fürst bleibt — wenn er gleich alle Gebote Gottes überträte, ja ob er gleich ein Heide wäre —, so soll ers auch sein, ob er gleich seine Eide und Pflichten nicht hält, bis daß er abgesetzt oder nimmer Kaiser sei. Und soll der Spruch Christi feststehen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist“; aus dem Unheil, das die jesuitische Doktrin gestiftet hat, daß wohl die päpstliche Macht unmittelbar göttliche Institution, die Staatsgewalt dagegegen vom Volke übertragen sei, und aus der Schreckenszeit des siebzehnten Jahrhunderts, da die Verleugnung des Spruches Jesu auf beiden Seiten die evangelische Kirche und das deutsche Vaterland an den Rand des Verderbens geführt hat — wir würden aus allem diesen zur Genüge erfahren: hier ist mehr als ein geistreicher Einfall des Augenblicks und für einige Zeit, hier ist ein Prinzip, das das Verhältnis zwischen Religion und Politik, Kirche und Staat in der rechten Weise regelt, und dessen Beachtung und Bethätigung Segen bringt, dessen Mißachtung und Verleugnung größtes Unheil stiftet.

Wohl mag Ranke Recht haben, wenn er schreibt: „Daß mit diesem Worte die große Frage zwischen Religion und Staat nicht vollkommen gelöst wurde, versteht sich von selbst“; wohl wird es in schwierigen Verhältnissen, wie z. B. damals, als Luther jene Worte gegen die Ansicht der Wittenberger Juristen an seinen Kurfürsten richtete, äußerst schwierig sein, im einzelnen zu bestimmen, was des Kaisers und was Gottes ist, im gegebnen Falle die Grenze zu ziehen: als Prinzip bleibt Christi Wort bestehen und behält für alle Zeiten und Verhältnisse unvertilgbare Kraft und unvergleichlichen Wert.

Oder sollte es nicht auch heute noch gelten? Wird in der Gegenwart Religion und Politik immer und überall so reinlich geschieden, wie es Jesus gethan hat und vorschrieb? Dann müßte es in unserm Vaterlande nicht ganze Parteien geben, die im Namen des Christentums und der Kirche Politik treiben, in der Christenheit keine Schwärmer, Einzelne und ganze Sekten, die die Rechte des Staates mißachten und den staatlichen Ordnungen nur widerwillig gehorchen, die Zivilehe nicht als Ehe anerkennen, sich gegen Kriegsdienst sträuben oder sich weigern, der Obrigkeit den Eid zu leisten und obrigkeitliche Aemter zu verwalten. Dann dürfte die Zahl derer in allen Ländern Europas nicht so groß sein, die, weil sie Gott nicht geben, was Gottes ist, auch nicht dem Kaiser geben wollen, was des Kaisers ist, oder die sich gegen die staatlichen Ordnungen sträuben und auflehnen auf dem Grunde einer Weltanschauung, also in ihrem Sinne um Gottes willen.

Da thut es wahrlich not, sich und andern wieder ins Gedächtnis zu rufen Christi Weisung: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist,“ und andre und sich daran zu gemahnen, welch eine Lebenskraft und Segensfülle auch in diesem Worte Jesu liegt. St

---

Henry Drummond und seine Schriften

3

Drummond geht davon aus, daß für die Welt des Geistes — oder vielmehr des Christentums, wie er thatsächlich meint und wir künftig lieber sagen wollen — die materielle Welt nicht nur Gleichnisse und Analogien, sondern auch die Gesetze liefere. Er folgert dies aus dem „Gesetz der Gesetze,“ dem der Kontinuität. Ein höchst sonderbarer Schluß. Denn angenommen auch, es gälte überall — John Stuart Mill hat das bekanntlich bestritten —: muß denn wirklich z. B. das Gravitationsgesetz, weil „im Weltall des Stoffes und des Raumes stetig, es auch im Weltall des Geistes“ sein? Drummonds dreifache Antwort darauf ist, um nicht mehr zu sagen, mindestens ungenügend:

> Erstens haben wir keinen Beweis dafür, daß die Schwerkraft in der Welt des Geistes nicht herrsche. Wenn der Geist in irgend einem Sinne stofflich ist (!), so muß sie darin walten. Zweitens kann sie auch für die Geisteswelt gelten, auch wenn es sich nicht unmittelbar beweisen läßt. Der Geist kann mit Kräften bewaffnet sein, die ihn in den Stand setzen, sich über die Schwerkraft zu erheben. So lange diese Kräfte wirken, braucht die Schwerkraft ebensowenig aufgehoben zu sein, wie in der Pflanze, die bei ihrem Wachstum in die Luft emporsteigt. Es geschieht dies vermöge eines höhern Gesetzes und anscheinend trotz des niedern. Drittens, wenn das Geistige auch nicht stofflich ist, so kann man doch nicht sagen, daß die Schwerkraft an diesem Punkte aufhöre, stetig zu sein; denn nicht sie, sondern der Stoff hört hier auf. (S. 34 f. der deutschen Uebersetzung von 1889.)

Aber schließlich handelt es sich ja hier nicht um die Schwerkraft, sondern um das Gesetz von der Entstehung des Lebens! Findet dies, wie auf das natürliche Leben, Zellen und Keime, so auch auf das christliche Anwendung, wo es keine genau ähnlichen Zellen und Keime giebt? Drummond schlägt jeden solchen Zweifel mit dem trivialen und brutalen Einwand nieder:

> Alles dies ist so wahr, als ob man sagte, der fünfte Lehrsatz im ersten Buche des Euklid gelte, wenn die Figuren mit Kreide aufs schwarze Brett gezeichnet sind, versage aber mit Hinsicht auf Gebäude aus Holz und Stein. (S. 37)

Unterscheidet sich natürliches und christliches Leben nach Drummonds Meinung wirklich nicht mehr? Wir werden später ganz andre Urteile darüber kennen lernen. Aber angenommen, das Gesetz von der Biogenesis gälte auch für das christliche Leben; wird dann wenigstens das Richtige daraus gefolgert?

Drummond führt im Anschluß an Huxley und Tyndall aus, daß der Harveysche Satz: Omne vivum ex vivo*) heutzutage auf der ganzen Linie gesiegt habe. Ich halte mich nicht dabei auf, abweichende Urteile anzuführen oder auf die Erklärung

*) Alles Lebendige stammt von Lebendigem. D H

der generatio aequivoca aus einem Erwachen der Lebenszentren oder Bionten aus unbewußtem Nacht- zu unbewußtem Dämmerungsleben hinzuweisen, wie sie im Anschluß an ältere Theorien neuestens Hermann Wolff versucht hat*); ich gebe zu, Leben kann nur aus Leben entstehen — aber was folgt daraus für das Christentum? Doch wohl nur, daß einer nicht aus sich heraus, ohne Zusammenhang mit der geschichtlichen Vergangenheit oder meinetwegen mit der Gemeinde zu Gott kommen kann, aber gewiß nicht, wie Drummond will, daß er von Gott wiedergeboren werden muß. Daraus würde vielmehr auch für die Naturwelt folgen, daß Gott in jedem Falle das neue Leben setze, also ein absoluter Kreationismus. So vergleicht auch Drummond selbst an andern Stellen mit dem Hauch Gottes, der mit seinem Lebensgeheimnis die toten Seelen der Menschen berührt, wenigstens die Pflanze, die sich zur toten Welt unter ihr hinabstreckt, ihre Mineralien und Gase mit ihrem Lebensgeheimnis berührt und dann veredelt und verwandelt in die Lebenssphäre hinaufbringt (S. 60, vgl. 195). Aber werden sie dadurch wirklich lebendig? Und würden sie es auch, folgt daraus nicht nur dies, daß ebenso ein christlicher Charakter seine ganze körperlich-geistige Natur zu sich emporhebe? Selbst wenn wir also gegen unsre bessere Erkenntnis Drummonds Voraussetzungen zugeben wollten, zerfiele doch der Beweis nach allen seinen Teilen in sich selbst. So ist zum Schluß dieses ersten Abschnitts nur noch von gewissen Analogien zwischen der Wiedergeburt und Biogenesis die Rede (S. 76 ff.), und wenn Drummond uns auch in der Einleitung (S. 10) belehrt, er gebrauche den Ausdruck Analogie — sehr wenig wissenschaftlich — im Sinne von Gesetz: hier handelt es sich wirklich nur um Analogien, und zwar recht dürftige.

Dagegen im nächsten Kapitel redet Drummond selbst wieder ausdrücklich von dem „Naturgesetz" der Rückkehr zum Typus, beschreibt es aber falsch. Wenn auf einer einsamen Insel verschiedenartige zahme Tauben ausgesetzt werden, so nehmen nicht sie selbst, sondern ihre Nachkommen im so und so vielsten Gliede endlich alle dieselbe Farbe an; und wenn auch dieselben Gartenerdbeer- oder Rosenpflanzen, falls sie vernachlässigt werden, allmählich entarten: so sind das doch immer nur künstliche Züchtungen, von denen das gilt. Gehört dazu auch der Mensch, wie er jetzt ist? Dann folgte immer noch nicht, daß er ohne die geringste Bemühung, ohne es im entferntesten zu wollen, und in der allernatürlichsten Weise immer weiter in Sünde und tiefer in Frevel verfällt, wenn er einfach seinem Leben freien Lauf läßt. Und wenn Drummond, angeblich nach Hebr. 2, 3 das behauptet (S. 83), wie paßt dazu, daß das Ebenbild Gottes hier das Tier ist, zu dem der Mensch zollweise hinabgezogen wird? (S. 90.) Ja, was soll überhaupt diese Schilderung des natürlichen Menschen, wenn die Geltung des Gesetzes von der Rückkehr zum Typus für das christliche Leben bewiesen werden soll?

Eher passen hierher, aber destoweniger zum Vorhergehenden, die Ausführungen über Wachstum, ewiges Leben, Umgebung, die ziemlich ermüdend immer dasselbe Thema variiren. Dort erschien ja Gott — in dem Kapitel: Uebereinstimmung mit dem Typus tritt dafür Christus ein, zu dem als Analogie die höchst phantastische Idee eines Vogellebens, das den Vogel, das Bild seiner selbst aufbaue, konstruirt wird — als der Schöpfer des neuen, christlichen Lebens; hier gilt Gott und Christus auf einmal als das Milieu, dem sich der Mensch anpassen muß, um ewiges Leben zu erlangen. Ich brauche die Gründe gerade wissenschaftlicher Art, die einer so engbedingten Unsterblichkeitslehre entgegenstehen, nicht erst anzuführen; läßt sich wirklich Gott (in irgend welchem Sinne des Worts) als die Umgebung fassen, mit der wir in Beziehung treten müssen, wie Pflanzen und Tiere je nach Klima und Temperatur, Nahrung und Wohnort variiren? Und folgte dann daraus wirklich, daß wir uns dem Einfluß Gottes gegenüber lediglich rezeptiv zu verhalten hätten, wie Drummond wenigstens zumeist behauptet? Freilich in dem Kapitel über „Absterben" — dem vielleicht wertvollsten, aber auch mindest originellen des ganzen Buches — verlangt er vielmehr, daß wir die Beziehungen zum natürlichen Leben abbrechen, und kann dies auch biologisch beweisen; aber die ebenfalls nicht neue Parallele zwischen Kirchentum und Autoritätsglaube und Parasitismus ist doch eben nur eine Analogie, nichts mehr. Dagegen im letzten Artikel: „Klassifikation" will Drummond noch einmal „das erste Gesetz der Biologie: Was Mineral ist, ist Mineral; was Fleisch ist, ist Fleisch; was Geist ist, ist Geist" im Christenleben nachweisen und kommt so abermals, wie schon so oft, auf den tiefsten, der Wissenschaft bekannten Unterschied zwischen natürlich-sittlichem und geistigem, d. h. christlichem Leben zu sprechen. Uns aber führt das bereits zu der Frage nach der prinzipiellen Bedeutung seines Werkes hinüber, nach der hin ich es freilich zuletzt auch nur als verfehlt ansehen kann, wie im einzelnen trotz aller jener früher gerühmten Vorzüge, trotz aller wertvollen Gedanken nur als eine geistreiche, aber vielfach sinnlose Spielerei.

4

Drummonds Problemstellung ist vortrefflich. Gegenüber allen Selbsttäuschungen der meisten Apologeten konstatirt er:

> Niemand, außer denen, die durch ihre Schule gegangen sind, vermag die radikale Umwandlung zu würdigen, die die Naturwissenschaft in der ganzen Anschauung ihrer Jünger bewirkt. Wonach sie in der Religion eigentlich verlangen, ist nach einem neuen Standpunkte, der ihrem eignen gleich sei. (S. 20) . . . Denn die Wissenschaft will nichts von einer großen Ausnahme hören; Gebäude nach eignen Regeln, „Teile, die durch eine unübersteigliche Scheidewand vom Gebiete wissenschaftlicher Forschung getrennt sind," darf sie nicht anerkennen. Die Natur hat sie dies gelehrt, und sie hat Recht. (S. 15)

Aber sollte diese Forderung nun wirklich erfüllt, sollte sogar der Skeptizismus als unwissenschaftlich erwiesen sein (S. 27), wenn das Naturgesetz auch in der Geisteswelt Geltung hätte? Braucht diese deshalb schon in der Wirklichkeit zu existiren, als eine Welt, durch eine unübersteigliche Scheidewand von der natürlichen getrennt? Drummond wird nicht müde, dieses Verhältnis beider einzuschärfen:

> Der geistige Mensch unterscheidet sich der Thatsache nach vom natürlichen weit mehr, als die Pflanze vom Steine. Dies ist die einzige, mögliche Vergleichung in der Natur, denn hier haben wir den größten Unterschied; verglichen aber mit dem Unterschiede zwischen dem Natürlichen und dem Geistigen ist die Kluft, die das Organische vom Anorganischen trennt, nicht mehr als eine Haarbreite. Der natürliche Mensch gehört wesentlich dieser gegenwärtigen Ordnung der Dinge an. Er ist lediglich mit einem hohen Grade des natürlichen Lebens begabt; dies ist aber ein Leben so dürftiger Art, daß es eigentlich gar keins ist. (S. 68)
>
> Dieser irdische Sinn kann edeln Gehalts, reich an Bildung, hoher Art, tugendhaft und rein sein. So er aber Gott nicht kennt, was nützt es, wenn auch seine Beziehungen bis zu den Sternen des Himmels reichen oder die Größen der Zeit und des Raumes erfassen? . . . Der Sinn hat freilich Leben, so weit er eben reicht. Es ist keine Spur von Tod darin. . . . Wir stellen uns den Besitzer dieses fleischlichen Sinnes keineswegs als ein Ungeheuer vor. . . . Was wir gegenwärtig behaupten, ist nur (!), daß er tot sei. (S. 133 f.)
>
> Sittliche Schönheit ist das Produkt des natürlichen, geistige das des geistigen Menschen; und diese beiden sind nach dem Gesetze der Lebensentstehung durch die tiefste, der Wissenschaft bekannte Linie von einander geschieden. (S. 318)

Wir sehen also, Drummond trennt den Christen nicht nur vom natürlichen, sondern auch vom geistigen, sittlichen, ja religiösen Menschen (S. 69), die er vielmehr alle in ein Reich zusammenfaßt.

> Diejenigen, die der Philosophie mehr als der Wissenschaft zugethan sind — sagt er —, mögen geneigt sein, die Einreihung eines so hohen Organismus, wie es der Mensch ist, ins bloße Pflanzen- und Tierreich zu bestreiten. . . . Die heutige Wissenschaft kennt nur zwei Reiche: das anorganische und das organische. Eine Scheidewand zwischen dem Menschen und dem Tiere mag es wohl geben; sie ist aber verschieden von der, die das anorganische Reich vom organischen trennt. Aber selbst wenn dies geleugnet würde — und trotz der Wissenschaft geschieht dies (!!) —, so würde das doch die Frage im allgemeinen nicht berühren. Es würde nur noch ein Reich zwischen das organische und geistige einschieben, während die übrigen Verhältnisse dieselben blieben wie vorher. (S. 341 f.)

Und doch giebt Drummond einmal zu, daß es sehr schwierig sei, zwischen zwei gegebnen Charakteren, wovon der eine natürlich, der andre geistig ist, zu unterscheiden (S. 321); ja in seiner neuesten Schrift The City without a Church erklärt er: „Die Unterscheidung zwischen weltlich und geistig beruht auf Verwirrung, nicht auf einem Gegensatz" (S. 22); aber trotzdem

*) *Κόσμος*, die Weltentwicklung nach monistisch-psychologischen Prinzipien 1890, II, 151 ff. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 15 Mark.

bleibt er auch in den spätern Ausgaben seines Naturgesetzes dabei, das christliche Leben so gegen alles andre zu isoliren:

Keine organische Verwandlung, keine Veränderung der Umgebung, keine geistige Kraft, keine sittliche Anstrengung, keine Evolution des Charakters, kein Fortschritt der Kultur vermag einer einzigen Menschenseele geistiges Leben zu verleihen. (S. 59)

Ernste Seelen, die Heiligung durch Kampf anstatt durch Glauben versuchen, könnten sich viel Demütigung ersparen, wenn sie die Botanik der Bergpredigt erlernten. Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. Es kann in der That kein andres Prinzip des Wachstums geben, als dieses. Es ist ein Akt des Lebens, und zu versuchen, etwas wachsen zu machen, ist ebenso thöricht, wie der Flut helfen zu wollen, einzutreten, oder der Sonne, aufzugehen. (S. 106)

Einige Mineralien, aber nicht alle, werden zu Pflanzen; einige Pflanzen, aber nicht alle, zu Tieren; einige Tiere, aber nicht alle, zu Menschen; einige Menschen, aber nicht alle, werden göttlich. So verengt sich das Areal: auf dem Boden ist das Mineral am breitesten und einfachsten; das Geistige auf dem Gipfel am kleinsten, aber am höchsten differenzirt. So erhebt sich Form über Form, Reich über Reich. Die Quantität nimmt ab, sobald die Qualität zunimmt. (S. 343)

Wollte heute ein Geistlicher oder Theolog diesen absoluten Determinismus predigen, man würde ihn einfach abweisen, vielleicht mit Entrüstung, vielleicht mit Hohngelächter; erscheint aber bei Drummond dieser selbe Calvinismus, das Erbe seiner Jugenderziehung, in noch etwas krasserer Form und wissenschaftlich aufgeputzt, da beugt man sich ehrfurchtsvoll vor diesem neuen Evangelium! Und doch wird es, wie gezeigt, den etwas schärfer Denkenden wenigstens auf die Dauer nicht befriedigen, dann aber nur noch mehr einsam und leer lassen, als er vorher war. Denn jetzt sind auch die Brücken abgebrochen, die ihn früher hätten weiter führen können. Anstatt die Möglichkeit für uns, auch das Transcendente zu erkennen — ohne die jeder Offenbarung der Anknüpfungspunkt in uns fehlte —, auf alle Weise zu verteidigen, giebt Drummond einfach zu, daß wir Gott nie erkennen können (S. 63 ff., 135 f.), obwohl er doch selbst mit dem Skeptizismus des Schriftauslegers thatsächlich auch schon diesen Agnostizismus verurteilt hatte, wenn er sagt:

Wenn man in Wirklichkeit nicht wünscht, weiter zu gehen, so findet man es bequem und doch ehrenhaft, sich zuweilen auf den äußersten Rand des heiligen Bodens unter dem Vorwande niederzusetzen, die Schuhe abnehmen zu wollen. (S. 74)

Aber in Wahrheit ist es geradezu blasphemisch, in den wichtigsten Fragen der Vernunft Schweigen zu gebieten. Oder was würden wir von einem Schiffsbaumeister denken, der auf Deck einen Kompaß anbrächte, damit sich der Kapitän bei klarem Wetter darnach richte, im Sturm aber nicht mehr darum kümmere? Nicht einmal für die, die schon fest im Christentum wurzeln, wiegt der Vorteil, auf jene ungemein bequeme Art aller wissenschaftlichen Bedenken überhoben zu werden, den Abbruch auf, den sie an ihrem Glauben erleiden, wenn sie wohl gar Kosmologie und Religion ganz trennen möchten. Ich kann mich auch dafür wieder auf Drummonds eigne Worte berufen:

Wir sind überzeugt, daß ohne eine Naturreligion die Religion nur unvollständig, daß ohne einen Gott der Natur der Gott der Offenbarung nur halb verständlich und nur teilweise bekannt wäre. . . . Der Christ, der Gott in der Natur nicht kennt, d. h. keine Beziehung zur ganzen Umgebung hat, ist sicherlich zum Teil tot. (S. 137)

Vollends aber Fernstehende wird man durch jenen Skeptizismus eher abstoßen, als gewinnen, wie wir das ja in England schon einmal erlebt haben. Dieselben Erwägungen über die Unerkennbarkeit Gottes, mit denen Hamilton und Mansel dem christlichen Offenbarungsglauben den Boden bereiten wollten, benutzten dann Spencer und Bradlaugh zum Beweis ihres Agnostizismus und Atheismus. Kann man aus der Geschichte lernen, so wird man also auf diesem Wege nicht weiter gehen, sondern an jenem von Drummond fixirten Punkte einzusetzen haben. Man muß auf den gesicherten Resultaten der Naturwissenschaften weiterbauen, um für andre Beweise wenigstens erst einmal Grund zu legen. Ob man auf demselben Wege, Schritt für Schritt immer höhere Faktoren in Berechnung ziehend, schließlich auch den christlichen Gottesglauben, ohne ihn irgendwie zu entwerten, gewinnen kann: das braucht uns hier nicht zu beschäftigen; zunächst handelt es sich nur um seine vorläufige Fundamentirung. Drummond hat uns ihre Notwendigkeit, aber noch nicht ihre Möglichkeit und Wirklichkeit gezeigt; indes nach der Vorrede zu der neuen Ausgabe seines „Naturgesetzes in der Geisteswelt" hält er auch selbst dessen Ausführungen nicht mehr durchgängig für richtig und hat sich ebenso, wie wir sahen, in seinen religiösen Ansichten vom Individualismus zum Sozialismus weiter entwickelt; vielleicht kehrt er nun auch noch einmal zu jenem eigentlichen Programm seines Buches zurück und zeigt uns das Gesetz des Geistes in der Naturwelt.*)

C C

Der Diakonissenberuf ein Beruf für die gebildete evangelische Frauenwelt

Von einer, die in der Arbeit stand

Mit Freuden nur kann man die Erörterung einer Angelegenheit begrüßen, die zu den wichtigsten Fragen unsrer Zeit gehört: der Beruf der Frau und insbesondre der Beruf der Diakonisse. Die Frauenwelt wird der Verfasserin Dank wissen, die in zwei Aufsätzen der Christlichen Welt Nr. 25 und 26 sich durch keinerlei Bedenken abhalten ließ, die Diakonissenfrage öffentlich zu besprechen, und zwar vornehmlich die Mängel der bestehenden Einrichtungen aufzudecken.

Das Lob des Diakonissenberufes hört man nicht selten aus beredtem Munde vor zahlreicher Zuhörerschaft, in öffentlichen Blättern, Schriften, Jahresberichten, Vorträgen. Der Tadel schweigt. Man scheut sich, die Schattenseiten vor aller Welt aufzudecken. Daß diese vorhanden sind, unterliegt keinem Zweifel; es „menschelt" eben überall und wird es thun, so lange es menschliche Einrichtungen giebt.

Die Freunde des Diakonissenwesens sehen die Ursache, warum so großer Mangel an Diakonissen bleibt, nicht in der mangelhaften Einrichtung der Mutterhäuser, sondern vornehmlich in der Selbstsucht der Menschen, ihrer Teilnahmlosigkeit, ja Abneigung gegen alles, was Selbstverleugnung, Opfer bringen, Dienst Gottes und des Nächsten heißt.

Die Verfasserin jener Artikel hingegen hält die jetzigen Zustände und Einrichtungen unsers Diakonissenwesens für so mangelhaft, daß sie die Frage: „Ist der Diakonissenberuf in seiner jetzigen Einrichtung derartig, daß man ihn mit gutem Gewissen der gebildeten evangelischen Frauenwelt als geeigneten Lebensberuf empfehlen kann?" zur Zeit glaubt verneinen zu müssen.

Da ich die gestellte Frage nach meinen Erfahrungen im Diakonissenwesen unbedingt bejahen muß, halte ich mich zu folgenden Gegenbemerkungen für verpflichtet. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Es ist in der That nicht genug Hingebung an einen edeln, uneigennützigen Beruf, der keinen sich steigernden, materiellen Gewinn bringt, vorhanden.

Aber auf der andern Seite sind die Einrichtungen im Diakonissenleben besserungsbedürftig und besserungsfähig. Es ist vor allem nur offne Anerkennung der Mängel von seiten der Schöpfer, Vertreter und Vorsteher der Mutterhäuser nötig und dann ein energisches Vorgehen, die Mängel zu beseitigen. Das muß sein, wenn die Diakonissensache nicht rückwärts schreiten, sondern wachsen, aufblühen, sich reicher und voller gestalten soll. Die Verfasserin sagt mit Recht:

Auch die Veröffentlichung betrübender Wahrheiten kann dem Diakonissenleben nur zum Segen gereichen. Schäden kann man nur heilen, wenn man sie kennt.

Die folgenden Zeilen wollen mit helfen, Klarheit zu schaffen über die Gründe der geringen Lust zum Diakonissendienst und über Mittel und Wege, sie zu beseitigen.

1

Aus der Hauptfrage der Verfasserin: Eignet sich der Diakonissenberuf für gebildete Frauen als Lebensberuf? heben sich zwei andre wichtige Fragen heraus: Warum treten so wenig Mädchen ein? und: Was ist der Grund des häufigen Wiederaustritts?

---

*) Gegenwärtig hält Drummond in Boston die Lowell Lectures über the Evolution of Man, in denen er über manche Punkte, z. B. auch über das Verhältnis von bewußtem und unbewußtem Leben bereits anders urteilt als früher. Doch sind jene Vorträge zunächst nur durch Zeitungsreferate bekannt und sollen, wenn später vollständig veröffentlicht, auch an dieser Stelle besprochen werden. D H

Die Eigentümlichkeit des Diakonissenberufes scheint mir die Verfasserin nicht genügend gewürdigt zu haben, wenn sie ihn mit andern Berufsarten in eine Linie stellt, die sich einer Frau eröffnen können. Allerdings ist es auch meine Ansicht: vor Gott sind alle Berufe, was Frömmigkeit und Ansehen der Person betrifft, gleich. Eine brave, treue Diakonisse gilt vor ihm keinen Deut mehr, als ein braves, treues Fabrikmädchen, und eine gewissenhafte „Schwester" hat vor Gott keinen größern Wert als eine gewissenhafte Telegraphistin; das ist sicher. Aber der Diakonissenberuf unterscheidet sich von andern Berufen durch den besondern Charakter des Dienens, der ihm aufgeprägt ist. In jedem andern Berufe will man zu diesem oder jenem Zwecke verdienen, hier dient man ohne materiellen Gewinn. Nicht zum Erwerben wurde das Diakonissenwesen eingerichtet, nicht um den Frauen eine gute Versorgung zu bieten, sondern um den Kranken zu dienen, und es ist die richtige Konsequenz einer solchen Stiftung, daß der Verband den Helferinnen an dem guten Werk giebt, was sie brauchen, nicht mehr. Zu diesem Beruf, Gott zu dienen an den Kranken und Elenden, gehört allerdings eine Entsagung, ein Verzichten auf selbstische Wünsche, deren nur wenige fähig sind. Diese sittlich-religiösen Charaktereigenschaften sind jedoch vor allem erforderlich. Das demütige, selbstlose Dienen ohne Lohn auf Erden sondert das Diakonissenwesen aus von jedem andern Beruf und macht es den meisten Frauen, ihnen selbst wohl nicht klar bewußt, so schwer, ja unmöglich, selbst bei dem dringendsten Wunsche nach Arbeit, sich ihm zuzuwenden.

So erklärt sich zum Teil, daß, trotzdem heute lauter denn je der Ruf nach Erwerbsquellen für die Frauenwelt erschallt und zugleich die flehende Bittantwort der Diakonissenhäuser tönt: „Kommt und helft, es ist Mangel an Kräften bei Ueberfülle von Arbeit," dennoch verhältnismäßig so wenige diesem Rufe folgen und Hunderte die Stellung einer Lehrerin, Bonne und Stütze der Hausfrau dem Eintritt als „Schwester" vorziehen, Stellungen, die in der Regel ebenso schwierig und oft viel undankbarer, zuweilen geradezu drückend und entwürdigend sind.

Daneben gehen unzählige Frauen, deren materielle Lage sie nicht gerade darauf hinweist, einen Beruf zu suchen, unbefriedigt durchs Leben, weil es ihnen an Arbeit fehlt, die ihren Kräften und Bedürfnissen entspricht! Gewiß eignet sich nicht eine jede der Unbefriedigten für den Diakonissendienst, wie auch D. Baur sich ausdrücklich an solche wendet, die „mit Gaben zu diesem Dienste ausgerüstet sind." Daß aber viel mehr weibliche Wesen dazu fähig sind, als sich melden, steht außer Frage.

Hinwiederum begeben sich auch manche in die Arbeit, ohne ihr körperlich, geistig und sittlich-religiös gewachsen zu sein; das ist ebenso sicher. Die Verfasserin fragt mit Recht: Warum treten so viele Mädchen wieder aus? Aber zum Glück beruht der von ihr berechnete viel zu hohe Prozentsatz der Austretenden auf einem argen Irrtum. Sie meint, ein Probejahr genüge, um Diakonisse zu werden, während es in der Regel deren drei, in einigen Anstalten sogar fünf bedarf. Trotzdem bleibt die Frage: Warum treten so viele zurück? — Sie nahmen die Sache zu leicht, sie setzten zu viel Selbstvertrauen in ihre Fähigkeiten, so wie auch in die moralische Kraft, auf Genüsse verzichten zu können, die, wie die Verfasserin des Artikels eine Schwester sagen läßt, in deren Familie „zum täglichen Brot" gehört hatten, sie besaßen möglicherweise zu wenig „Vorurteil" und mußten eine Enttäuschung erfahren, wie dies ja auch in jedem andern Beruf häufig genug vorkommt. Viele erkennen sich selbst für unbrauchbar und gehen fort, andre müssen vom Hause zurückgeschickt werden; denn der Diakonissendienst, dabei bleibt es, ist ernst und schwer. Darum auch die Prüfungszeit der Schwestern.

Bei näherer Betrachtung werden wir übrigens finden, daß zum größten Teil die ungebildeten Mädchen zurücktreten oder zurückgewiesen werden. Höchst selten nur — und dann meist aus Gesundheitsrücksichten — wird es vorkommen, daß ein Mädchen aus höhern Ständen austritt.

Wir kommen nun zu den Forderungen, die der Diakonissenberuf seiner ihm eigentümlichen Art entsprechend an die

Eintretenden stellt. Wenn die Verfasserin erklärt: „Die ganze evangelische Diakonie ruht nicht auf evangelischer, sondern auf katholischer Grundlage," so ist das wohl zu viel gesagt, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird. Ich will nicht bestreiten, daß es Dinge im Diakonissenwesen giebt, die ans Katholische streifen, und die beseitigt werden müßten, aber die Grundlage ist durchaus evangelisch. Vor allem ist schon die erste Schlußfolgerung der Verfasserin falsch. Sie sagt:

> Die evangelische Diakonie verstößt gegen evangelische Grundprinzipien, 1. gegen das Recht jedes Menschen auf Geistes- und Gewissensfreiheit, aus dem sich mit Notwendigkeit das Recht der Persönlichkeit auf freie Entfaltung der ihr von Gott verliehenen Eigenart und das Recht auf freien Gebrauch aller der Menschheit von Gott geschenkten Lebensgüter ergiebt.

Geistes- und Gewissensfreiheit wird in den Diakonissenhäusern ganz gewiß ebenso gut anerkannt wie in der evangelischen Kirche überhaupt. „Das Recht der Persönlichkeit auf freie Entfaltung der ihr von Gott verliehenen Eigenart und das Recht auf freien Gebrauch aller von Gott geschenkten Lebensgüter" geht aber über die Forderung der Geistes- und Gewissensfreiheit hinaus. Das Recht der Persönlichkeit auf freie Entfaltung der Eigenart ist doch kein absolutes. Kein Mensch ist unbegrenzt frei; die Freiheit des einen ist stets bedingt durch die Freiheit des andern. Und nur noch stärker wird die Freiheit des Einzelnen beschränkt in einem Verbande: ein Fabrikmädchen hat sich genau den Ordnungen der Fabrik zu unterstellen, in der sie arbeitet, eine Verkäuferin muß sich in die Regeln fügen, die der Ladenherr bestimmt, und last not least, eine Tochter ist verpflichtet, die Haus- und Lebensordnung der Eltern anzunehmen.

Bei Männern ist es nicht anders; jeder Beruf bringt dem Manne Beschränkung der persönlichen Freiheit: ein Jurist mag nicht übereinstimmen mit dem Paragraphen des Gesetzes, dennoch muß er ihm gemäß urteilen. Ein Lehrer mag über wichtige Unterrichts- und Erziehungsfragen anders denken, als sein Direktor — er hat dessen Entscheidung sich zu unterwerfen, und im Heere muß jedes Glied seine Freiheit dem Vorgesetzten unterordnen, vom gemeinen Soldaten an bis hinauf zum Feldmarschall. Das kann und darf nicht anders sein um der Ordnung willen.

Nur eins darf sich nicht beschränken lassen, das Gewissen. Würde von einer Diakonisse etwas gefordert, was wider das Gewissen, d. h. wider Gott ist, so hat sie Recht und Pflicht, sich des Geforderten zu weigern. Aber glaubt die Verfasserin wirklich, daß eine Diakonisse in solche Konflikte geraten wird?

Ist aber die Freiheit des Menschen nur eine beschränkte, so giebt es auch kein unbedingtes „Recht der Persönlichkeit auf freie Entfaltung der Eigenart." Dieses Recht, wenn es unbedingt ist, würde immer mit dem Recht einer zweiten Persönlichkeit zusammenstoßen, und so fort. Ein Beruf, welcher es auch sei, hat sich nicht zu richten nach der Eigenart einer Persönlichkeit, sondern die Persönlichkeit muß sich der Eigenart des Berufes unterordnen, vor allem muß dies der Fall sein in dem spezifischen Beruf des Dienens: dem Diakonissenberuf. Dabei kann sich in bestimmten Grenzen aber auch die Eigenart eines Wesens entfalten in den ihr von Gott verliehenen Fähigkeiten. Das ist sogar bei einer Diakonisse höchst nützlich und wünschenswert; denn nach einer Schablone läßt sich ihr Beruf nicht einrichten, dazu ist das Arbeitsfeld der Schwestern ein zu vielseitiges. Im gewöhnlichen Leben wird einem Mädchen, am wenigsten einer Frau, selten Gelegenheit, ihre Eigenart frei zu entfalten. Alle die weiblichen Wesen, die in großer Geselligkeit leben, müssen Zeit, Aufmerksamkeit, Mittel auf viel Aeußerliches verwenden, gleichviel ob ihre „Eigenart" sich dagegen auflehnt. Andre haben fürs Alltagsleben zu sorgen und müssen häusliche Talente entwickeln, die sie meinten, nie besessen zu haben; während leider angeborne Gaben schlummern müssen. Alles Menschliche ist eben Stückwerk, und neben Gaben und Tugenden, die wir besitzen, wachsen die Untugenden auf und entstellen die „Eigenart der Persönlichkeit," und Tugend und Untugend streifen oft sehr hart an einander, daß man zweifelhaft wird, ob es gut sei, so viel Gewicht auf weitere „freie Entfaltung" der „Eigenart" zu legen, ob es nicht vielmehr am Platze sei, der

freien Entfaltung ein wenig die Flügel zu beschneiden. Es ist gewiß nicht umsonst von Gott so eingerichtet, daß wir Menschen meist ganz andre Wege geführt werden, als die wir für unsrer Eigenart entsprechend hielten, und Robinson auf seiner Insel mag auch in dieser Hinsicht noch heute erziehlich wirken.

Aber lassen wir diese prinzipiellen Erörterungen und gehen mehr auf die einzelnen Vorwürfe ein, die dem Diakonissenleben von der Verfasserin gemacht werden.

2

Da gebe ich gerne zu, daß es wünschenswert ist, es werde den Schwestern in mancher Hinsicht freiere Bewegung gestattet; auch weiß ich, daß man in den Verbänden sucht, so viel es angeht, entsprechenden Kräften entsprechende Arbeit zu bieten. Aber ebensowenig, wie es im sonstigen Leben möglich ist, für eigenartige Gaben und Talente immer den richtigen Platz zu finden, so auch im Diakonissenberuf: ruft eine dringende Arbeit, für die man augenblicklich die richtige Persönlichkeit nicht zur Verfügung hat, so nimmt man, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe," eine minder geeignete, die mit dem guten Willen, den man bei einer Diakonisse voraussetzen muß, auch das Ihrige leisten wird. Für solche Fälle ist es notwendig, daß alle alles lernen, was für den erwählten Beruf nützlich ist, und grobe Arbeit ebenso verstehen wie feine.

Die Verfasserin behauptet freilich, die Arbeit der Diakonissen bestehe „ausschließlich und für alle gleich in körperlichen Arbeiten, zumeist der gröbsten Art." Das ist keineswegs der Fall. Durch Jahrzehnte hindurch stehe ich in ganz intimen Beziehungen zu verschiednen Diakonissen-Mutterhäusern und war selbst lange Zeit in Diakonissenanstalten; dadurch habe ich aber ein von der Verfasserin abweichendes Bild gewonnenen.

Allerdings beginnt für die meisten der Morgen mit der sogenannten groben Arbeit, darunter selbstverständlich solche, die die Verfasserin als „ekelhafte" bezeichnet. Ich sage absichtlich: selbstverständlich; denn wenn eine Diakonisse meint, sich die ihr angenehme Arbeit aussuchen zu dürfen, so läßt sie viel besser die Finger davon. Sie kann nicht „Schwester" werden, aber — auch nicht Frau und Mutter. Und darin werden mir die lieben Hausfrauen des gebildeten Mittelstandes beistimmen: sie müssen nicht nur zuweilen, sondern sehr oft unangenehme, ja „ekelhafte" Arbeiten thun. Das bringt das Leben überall mit sich, und das einfachste Mittel zur Erleichterung wird immer sein, daß man versucht, auch solche Arbeit gern zu thun.

Und wer sollte im Diakonissenhause jene Arbeit verrichten? Ist es für ein ungebildetes Mädchen, für ein Mädchen aus niederm Stande leichter, Eiterbinden zu waschen und ein paar Dutzend Speigläser der Schwindsüchtigen täglich zu reinigen, als für ein gebildetes Mädchen? Dies Letzte gehörte für mich zu den Dingen, die mich am meisten Selbstüberwindung kosteten, und ich bin doch der Ansicht, daß eine Gebildete vermöge ihres geistigen Uebergewichts dazu eher imstande ist als eine Ungebildete. Es ist ja bekannt, wie rasch Leute aus dem Volk vor Blut- und Eiteranblick zurückschrecken, und ihrem „ich kann nicht" wissen sie kein „ich will aber" entgegenzusetzen, was wir von der Gebildeten verlangen können.

Ebenso ist es mit dem Waschen einer Leiche. Auch das muß gelernt werden. Auf den Kriegsschauplatz wollen die jungen Mädchen immer gern gehen, dafür haben sie sogar eine gewisse Begeisterung, und doch giebt es dort weit grauenlichere Anblicke als den Seziertisch einer Leichenhalle. Wohlverständlich ist es auch, daß eine Mutter, selbst unter zwanzig Jahren, die Leiche ihres frühverstorbnen Kindes zu waschen gewiß niemand anderm überlassen möchte. Außerdem weiß ich, daß eine junge Schwester, die das Leichenwaschen scheute, entweder bei solchem Werk begleitet wurde oder aber diese Arbeit einer andern übertragen durfte, und dann fand sie leicht Schwestern, die zu solchem Liebesdienst willig bereit waren.

Unter allen Umständen müssen diese Dinge gelernt werden, gerade so wie „ein Kavallerieoffizier sechs Wochen lang das Pferd geputzt haben muß" — der Vergleich Frommels ist richtig; denn hat man den Dienst des gemeinen Soldaten aus dem Grunde geübt, erst dann kann der Offiziersdienst folgen. Auch

„Generäle" giebt es in den Diakonissenhäusern, sogar sehr junge Generäle, je nach den Fähigkeiten. Ich kenne eine Schwester, die bereits mit vierundzwanzig Jahren der innern Frauenstation einer großen Anstalt vorstand, weil sie ihrer Tüchtigkeit halber sich vorzugsweise für diesen Posten eignete. Eine andre war nur erst ein halbes Jahr „eingesegnet" und wurde als vorstehende Schwester für eine auswärtige, neu gegründete, recht wichtige Station gewählt. Jene war aus ungebildetem, diese aus gebildetem Stande.

Daß solche „Generäle" die Zeit gar nicht haben, sich mit groben Arbeiten zu beschäftigen, liegt auf der Hand. Das Höchste, was sie darin noch leisten werden, ist, morgens ihr Zimmer aufzunehmen. In sich stets verringerndem Umfang muß auch die grobe Arbeit selbst für „ausgereifte" Diakonissen festgehalten werden, um das Symbol dieses Berufes: das Dienen, zu veranschaulichen. Jede neu eintretende Schwester soll sehen, daß man sich keiner, auch nicht der niedrigsten Arbeit schämt. Darum kann man aber den Diakonissenberuf noch nicht eine „für einen erwachsenen Menschen überhaupt und zumal für einen Gebildeten nicht würdige" Existenz nennen, sofern man nur festhält, daß der Beruf der Diakonissen sich durch den besondern Charakter des Dienens von den übrigen Berufsarten aussondert.

Die Existenz der Schwester ist auch darum keine unwürdige, weil sie für ihre Arbeit keine entsprechende Besoldung empfängt. Ein geringes Taschengeld erhalten die Diakonissen; für Kleidung und Nahrung, für den ganzen Lebensunterhalt in gesunden und kranken Tagen, für entsprechende Versorgung im Alter tritt das Mutterhaus ein. Sie führen ihr Amt also keineswegs „umsonst," und die Folgerung, daß auch die Prediger des Evangeliums folgerichtig „ihr Amt umsonst führen" sollten, ist hinfällig. Abgesehen davon, daß der Prediger auch für Weib und Kind verdienen muß, während der Diakonisse nicht zugemutet werden kann, daß sie auch für ihre Familie sorgt, muß man immer wieder betonen: die Diakonisse will dienen, nicht verdienen. Zu einer Erwerbsquelle darf der Diakonissenberuf nicht erniedrigt werden. Man mag ihn gern einen „Beruf ohne Besoldung" nennen, warum er aber deshalb „unevangelisch" sein sollte, ist unerfindlich. Ein Beruf ohne Lohn, ohne Entgelt ist er nicht. Den schönsten Lohn wird die Diakonisse, wenn auch das „Versorgtsein auf Lebenszeit" gewiß nicht zu unterschätzen ist, immer in dem Beruf selbst finden. Wie schön es ist, Kranke zu pflegen, ihnen jede, auch die geringste Handreichung zu thun, das weiß der am besten, der gern in dieser Arbeit stand. Wie wohlthuend ist die Liebe der Kranken, die sich oft genug neben häufiger Unzufriedenheit und Launenhaftigkeit äußert. Wie stolz ist man auf das gezollte Lob des „Generals," wenn man z. B. einen großen Saal oder einen langen Korridor tadellos aufgenommen hat oder die selbstgewaschenen Binden frisch und sauber nebeneinander aufstapelt.

Und öffnet man Geist, Gemüt und Auge dem, was einen umgiebt, welch eine Fülle reichen Lebens bietet sich in dieser eigenartigen, ja einzigartigen Welt. Das fesselndste, bedeutendste Buch bietet nicht so viel psychologische Charakterstudien, so viel lebensvolle Wahrheiten, wie das interessante, vielseitige Dasein im Diakonissenhause. So erschütternde, herzergreifende Szenen und daneben so heitere, tragikomische Momente finden sich nirgends im Leben und in Büchern zusammengehäuft. „Ein Leben, in dem nichts vorgeht," scheut Irma in Auerbachs „Auf der Höhe" vor allen Dingen; hier hätte sie das Gegenteil sehen können. Und wie vergnügt man ist, wie herzhaft gelacht wird, welch gesunder Humor und trockner Mutterwitz bei den Schwestern sich findet, wissen ebenfalls die, die dazwischen waren. Die meisten Menschen besichtigen nur hie und da ein Diakonissenhaus. Daß die Schwestern bei solcher Gelegenheit zurückhaltend sind, ist selbstverständlich. Jeder wird das bei einem ersten Besuche sein, und im Verband wird außerordentlich auf gute Formen und feines Benehmen gehalten. So nehmen leider die oft vorurteilbehafteten Besucher genau denselben Eindruck des Eintönigen und Feierlichen zurück, den sie mitbrachten.

Viele Menschen haben auch gar kein Verständnis dafür, daß Diakonissen fröhlich sein können, und doch hat D. Baur

vollkommen Recht, wenn er das Fröhlichsein auch zu den Vorzügen des Diakonissenberufes rechnet. Gewiß soll jeder Christ in seinem Berufe fröhlich sein, aber im Familienleben ist das oft recht erschwert: da drücken materielle Sorgen; der Mann, der Versorger, schafft von Morgen bis Abend weit über seine Kräfte hinaus, und doch wills nirgends reichen; immer wieder und wieder muß man bis zum Verzagen dieselben Unarten eines Kindes strafen oder mit brechendem Herzen ein andres leiden, vielleicht sterben sehen.

Die Diakonisse hat keine Geldsorgen. Die Kranken, die sie pflegt, liegen ihr warm am Herzen, aber ihr Leid kann ihr nicht so nahe gehen wie der Mutter der Schmerz um ein Kind. Daher kommt es, daß eine Schwester, sobald sie das Krankenzimmer verläßt, heiter mit ihren Genossinnen sein kann. Bei dem schnellen Wechsel der Kranken und der oft nur kurzen Pflege ist das gesund und natürlich; der Mutter ists unmöglich. Auch wird eine Diakonisse sich abends viel leichter als die Hausfrau mit einem Gefühl der Befriedigung niederlegen dürfen, wenn sie auf ihre gethane Arbeit zurückblickt. Eine Hausfrau kann sich selten vorzählen, was sie geleistet hat: sie war den ganzen Tag mit raschem Auge, mit anordnender Hand hier und dort, allein sichtbare Spuren ihres Thuns sind wenig vorhanden, und seufzend fragt sie sich: Was habe ich heute eigentlich gethan?

Namentlich aber im Alter halte ich die Versorgung der Schwestern, im Gegensatz zu meiner Vorrednerin, für eine gute und würdige. Die Schwestern, die im Dienst arbeitsunfähig werden, gleichviel, ob dies im ersten Jahr, nach einem Jahrzehnt oder noch später geschieht, werden vom Hause verpflegt, wenn sie nicht vorziehen, in den Familienkreis zurückzukehren. Es würde aber durchaus nicht im Sinne des Diakonissenverbandes in seiner jetzigen Gestalt sein, wenn man die arbeitsunfähige Schwester mit einer vom Hause ausgesetzten Pension in ihre Familie zurückkehren ließe. Geht sie fort, so fällt auch die Verpflichtung des Hauses gegen sie weg. Bleibt sie, so wird sie verpflegt. Ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, ein glückliches Heim arbeitsunfähiger und erholungsbedürftiger Schwestern zu sehen, wie auch ihre sorgsame Verpflegung und dankbare Anerkennung zu beachten.

Darin liegt eben der bemerkenswerte Unterschied zwischen dem Leben einer arbeitsunfähigen Schwester ohne Vermögen und dem einer andern Frau in gleicher Lage: jene wird versorgt — nicht im Sinne der Wohlthätigkeit, sondern als Entgelt für treue Dienste, diese fällt in der That der Armenpflege anheim.

Der Vergleich des emeritirten Theologen mit der alternden Diakonisse paßt nicht, wenn der Gegensatz hervorgehoben wird zwischen dem „behaglichen, genußreichen Feierabend" des einen und dem „eintönigen Dasein" der andern. Hatte der Theologe viele Kinder zu erziehen, und war bei seiner Emeritirung die Erziehung noch nicht vollendet, so hat er mit Sorgen zu kämpfen bis an sein Lebensende. Denn in der Amtszeit legte er nichts zurück; er verbrauchte im Gegenteil über sein für eine große Familie recht ungenügendes Gehalt hinaus.

Die alternde Schwester — doch die gebildete? — darf nicht nur nähen und stopfen; sie geht den vorstehenden Schwestern helfend und ratend zur Hand, sie besorgt Korrespondenzen, sie liest sorgfältig und sortirt die Bücher, die sich für die Hausbibliothek eignen, sie führt Rekonvaleszenten spazieren, sie besucht einzelne Kranke, besonders bettlägerige Schwestern, sie hat Beschäftigung vollauf in den Vorbereitungen zur Weihnacht und sonstigen Festen, deren es in den Diakonissenhäusern viele giebt im Jahr, kurz, sie macht sich in so vielseitiger Weise nützlich, daß sie von „Eintönigkeit" schwerlich etwas gewahr wird.

Daß allzueifrige Pflege der Freundschaftsbeziehungen den Diakonissen in der Erfüllung ihrer Berufspflichten hinderlich sein kann, sodaß das Interesse des Dienstes darunter leidet, ist begreiflich, und mit Recht hält man im Diakonissenverband ein Auge darüber. Einige Mutterhäuser sind auf diesem Punkte gar nicht streng, zumal nicht auf Außenstationen. Selbst wo die Strenge gehandhabt wird, ist sie nicht allzu schlimm gemeint, und die Freundschaft blüht allenthalben. Oft genug geschieht es, daß eine gebildete und eine ungebildete Schwester sich aus innerer Sympathie, nicht aus Zwang nahe treten, und es thut mir leid, die Verfasserin so sprechen zu hören, als stände die ungebildete Diakonisse im Vergleich zu der gebildeten auf der Stufe eines Dienstmädchens. Das thut mir leid um des wunderlichen Lichtes willen, das damit auf das Zusammenleben der Schwestern fällt und abschreckend auf gebildete, arbeitsuchende Mädchen wirken muß. Einige Mädchen sind wohl anfangs unbeholfen, ungeschickt im Benehmen. Nicht oft, denn welch einen Grad von Herzensbildung das praktische, d. h. lebendige Christentum giebt, hat man im Verkehr mit dem Volke alle Tage Gelegenheit zu beobachten. Kommt nun dazu der Unterricht, der Umgang, der Ton des ganzen Hauses, so ist es erstaunlich, wie eine solche Pflanze sich auch äußerlich entfaltet. Ich war längst mit einer tüchtigen, muntern, bescheidnen Diakonisse befreundet, die eine herrliche Sopranstimme, gesunden Witz und gefällige Formen besaß, als ich erfuhr, daß sie das Kind eines Tagelöhners sei. Gerade unter den aus niederm Stande hervorgegangnen Mädchen waren mir mehrere befreundet, die sich nicht allein durch Feinheit des Benehmens, sondern durch erstaunlichen Reichtum des Herzens und des Geistes auszeichneten. Ich wüßte nicht einmal, daß ich an „unschönen Manieren" und gar an „Taktlosigkeiten" mehr zu ertragen gehabt hätte im Verbande, als im gewöhnlichen Leben und in den vornehmsten Kreisen! Nie aber hätte nur der Gedanke aufkommen können, der Umgang dieser Schwestern könnte „zur Qual" werden.

Ebenso wenig aber wie die Freundschaft, ist den Schwestern die Beschäftigung mit litterarischen Dingen untersagt, so weit es ihr Beruf gestattet. Den Berichten der Schwester der Verfasserin über das Zitiren von Autoren kann ich gegenteilige entgegensetzen. Es giebt unter den Diakonissen wunderliche Heilige wie überall in der Welt, und man kann der Schwester, die es zum Schämen fand, Reuter gelesen zu haben, den Pastor gegenüberstellen, der in heiligem Eifer den ganzen Schiller in das Feuer warf. Ich sah bei einer „General"-Schwester neben andern Büchern stets Goethes Faust auf ihrem Tischchen frei und offen liegen, und das Zitiren von Schriftstellern bei dieser oder jener Gelegenheit war selbstverständlich. Französche Lieder darf man allerdings nicht zum „täglichen Brot" eines Diakonissenhauses für nötig erachten, und Sehnsucht nach einem solchen kann jeden musikalischen Menschen plötzlich überkommen, ohne daß dies Verlangen zu befriedigen wäre; aber daß es nicht erlaubt sei, ein Französches Lied zu singen, wußte ich nicht, und von „vorgeschriebnen Gesangbuchliedern" habe ich nie etwas gehört. Die Schwester der Verfasserin sagt in demselben Brief: „Warum müssen wir auf alles dies verzichten, was uns doch in unserm schweren Beruf erfrischen und erheitern könnte?" Und doch werden den Diakonissen erfrischende Kunstgenüsse geboten: sie gehen in Vorträge, in Konzerte, in Freundeskreise, und was dergleichen mehr ist. Nach meiner Ansicht könnte und sollte man allerdings die Freiheit der Bewegung in dieser Hinsicht erweitern! Warum dürfen die Schwestern nicht einmal ein gutes Schauspiel, eine schöne Oper besuchen? Hier wäre das Wort anzuwenden: Alles ist euer.

Selbstverständlich alles in den Grenzen des Berufs, und die Grenze ist ja leider häufig eng gezogen, hauptsächlich durch den Mangel an Zeit und Kraft. Das betont auch die Verfasserin, und ich stimme ihr bei: die Schwester hat viel zu wenig Zeit, sowohl für die geistige Pflege der Kranken als für ihre eigne Erholung. Ich habe oft gewünscht, es möchten statt der Andachts- und Unterrichtsstunden Erholungspausen eintreten, besonders wenn die müden Probeschwestern an den Waschtagen von drei Uhr morgens an gewaschen hatten. Aber ist die Klage über Zeitmangel nicht allgemein? Geht es den gebildeten Hausfrauen anders? Wie manchesmal möchten sie musiziren, ein Buch lesen und müssen sichs versagen: da liegt ein Berg Strümpfe zu stopfen, die Buben haben Riesenlöcher in den Hosen mitheimgebracht, und nun erst die fatalen Unterjäckchen mit ihren zeitraubenden Ausbesserungen!

Ich habe übrigens trotz reichlicher Beschäftigung Zeit zu

andern Dingen gefunden (und viele Schwestern mit mir): ich führte ein Tagebuch, schrieb viele Briefe in die Heimat und für die Angehörigen der Kranken, machte mir Notizen über die „Doktorstunden“ und die Operationen, denen ich beiwohnte, saß manch Viertelstündchen am Bett eines Saalkranken oder bei Leidenden, die einzelne Zimmer bewohnten. Auch kleine Plauderstündchen mit den Schwestern fielen ab, Singübungen, Lesen und dergleichen mehr. Daß man gezwungen wird, jede Minute auszukaufen, ist gewiß kein Nachteil; denn wir sollen wirken, so lange es Tag ist, und nur zu bald kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Der Gebrauch, Schwestern das Versprechen abzunehmen, „nie etwas Nachteiliges über die Anstalt auszusagen,“ ist nicht allgemein. Meine Schwester, die eingesegnete Diakonisse ist und kein größeres Glück, keine lebhaftere Befriedigung kennt, als in ihrem Beruf zu arbeiten, spricht dennoch mit dem größten Freimut über dessen Mängel. Ich kann mir auch kaum denken, daß es jetzt noch irgend ein Mutterhaus giebt, in dem einer Eintretenden ein so sonderbares Versprechen abgefordert wird.

Wenn aber im großen und ganzen die Schwestern über das Leben im Verband schweigen, so sind die Gründe, die die Verfasserin dafür findet: Zeitmangel, geistige Unfähigkeit, Mangel an Freiheitsbedürfnis, Verwirrung und Einschüchterung sicher nur bei sehr vereinzelten Schwestern vorhanden. Die meisten, ja, Gott sei Dank, der große, gesunde, kräftige Hauptbestandteil der Schwesternschaft wird schweigen, einmal aus Taktgefühl und dann aus Liebe für das Haus, dessen Segnungen sie genießen. Man sieht die Mängel, man hätte sie gern gebessert, man bespricht sie auch mit diesem und jenem — ich weiß, daß man selbst mit den Vorgesetzten zu passender Stunde darüber reden kann und redet —, aber man trägt sie nicht hinaus in die Welt. Eine verständige Diakonisse weiß, daß keine Einrichtung fehlerfrei ist. Da aber das Gute in dieser so überaus wohlthätigen Stiftung überwiegt, da sie den Verband liebt, dem sie angehört, hindert sie schon der Korpsgeist, gerade der Gemeinsinn, den die Verfasserin uns Frauen abspricht, Nachteiliges in andrer als schonender, entschuldigender Weise zu sprechen. Wir werden meistens finden, daß die Schwestern, die aus irgend welchen Gründen den Diakonissendienst verlassen mußten, die es sind, die Klage über die Mutterhäuser führen.

Nun zu der Tracht der Diakonissen, um zuletzt auch diesen äußerlichen Punkt zu berühren. Der Anzug ist praktisch. Niemand wird von Vornehm und Gering, von Jung und Alt, auf notwendigen nächtlichen Wegen, im Straßengetümmel, in verrufenen Gegenden, bei Unglücksfällen u. s. w. mit so großem Respekt behandelt als die Schwester in ihrer Amtstracht. „Macht Platz, da kommen die Schwestern,“ hörte ich die Leute sagen, die gaffend eine Feuersbrunst umstanden, und zu meinem Erstaunen bildete sich sofort eine Gasse in dem Menschenknäuel, der eben noch unentwirrbar schien.

Es kann sich nur darum handeln, ob man die Amtstracht etwa ein wenig modernisirte, d. h. etwas weltlicher machte, ohne ihr jedoch den bestimmten Charakter zu nehmen. Auch ist es der Besprechung wert, ob nicht jede Diakonisse die Freiheit haben dürfe, während ihrer Urlaubszeit gewöhnliche Kleidung anzulegen und das Recht, nur ein Abzeichen des Hauses, zu dem sie gehört, (Armbinde oder dergleichen) zu tragen. Ist die Schwester im größern Kreise ihrer Verwandten und Freunde, so fällt sie als einzelne mit ihrer Tracht auf, ein Umstand, der sie oft in Verlegenheit setzt und sie des sichern Auftretens beraubt, das sie unter ihren Kranken besitzt.

Die Verfasserin spricht von „eigenartigen Persönlichkeiten mit ästhetischem Sinn, die einem Baustil mit Verzierungen verwandt seien, und deren Geist sich auch der Kleidung aufdrückt.“ Wenn aber nach ihrer Beobachtung das reichste Innenleben da war, wo Erscheinung und Umgebung am einfachsten aussahen, so wirft das ein sehr günstiges Licht auf die Mädchen, die die Tracht der Diakonissen wählten. Wie selten ist auch ein junges Mädchen, noch seltener eine Hausfrau imstande, ihrem ästhetischen Bedürfnis entsprechend sich zu kleiden und ihre Räume zu zieren, weil die Mittel fehlen. Hinwiederum gar manchen Schmuck, wodurch sie Kleidung und Wohnung den Stempel ihrer Eigenart aufdrückt, darf auch die Schwester anwenden. Und nennt sie nur einen Saalplatz ihr eigen, so genügt auch der, um ihn in sinniger Weise auszustatten.

Daß der Herr Jesus nicht immer einen Schurz trug, ja wahrscheinlich nur bei der einzigen Gelegenheit der Fußwaschung, ist klar, aber ebenso sicher auch, daß er stets eine bestimmte Tracht anlegte, ob diese nun ein „Rabbimantel mit schöner Quaste“ war oder eine andre. Der Ausdruck „Tragen der Schürze Jesu“ ist nicht von D. Baur gebraucht worden und berührt peinlich.

3

Nachdem ich in dem Bisherigen die Ausstellungen, die die Verfasserin an dem heutigen Diakonissenwesen gemacht hat, zum Teil als unbegründet nachzuweisen, zum Teil auf ein geringeres Maß einzuschränken versucht habe, möge es mir zum Schluß gestattet sein, noch auf einige Mängel des Diakonissenwesens hinzuweisen, die bisher entweder gar nicht oder doch nur oberflächlich berührt worden sind, die aber nach meiner Meinung wohl einer Besprechung bedürfen.

1. An der falschen Auffassung, als ob der Diakonissenberuf ein Stand höherer christlicher Vollkommenheit sei, trägt zum großen Teil die in gewissem Sinn unevangelische Art der Einsegnung schuld. Es ist unevangelisch, der Einsegnung einer Schwester durch eine kirchliche Feier die Bedeutung eines Gelübdes beizulegen, ähnlich wie man in der katholischen Kirche den Eintritt in das Kloster mit dem Hochzeitstag einer Jungfrau in Parallele stellt. Wenn die Schwestern oft an der Einbildung leiden, daß ihr Beruf sie vor andern Menschen auszeichne, insofern er ein Gott vorzugsweise wohlgefälliger sei, so ist das häufig Schuld der Anstaltsgeistlichen, die, namentlich am Tage der Einsegnung, in unvorsichtiger Weise den Diakonissenberuf als einen besonders herrlichen und heiligen preisen. Dies geschah bei einer Einsegnung, der ich beiwohnte, von seiten des Anstaltsgeistlichen in so nachdrücklicher Weise, daß er damit die gerechtfertigte Entrüstung mehrerer anwesenden Bräute hervorrief.

Hauptsächlich fassen solche Reden in der Einbildung der ungebildeten Schwester Wurzel, wieder ein Zeichen, daß das Mädchen besserer Stände eine geeignetere Persönlichkeit für den Diakonissenberuf ist. Warum aber so viel mehr Mädchen aus dem Volke eintreten? das ist einfach: für ein solches ist die Stellung als Schwester ein Aufsteigen. Nie und nirgends im Leben steht sie so in Ansehen vor den Menschen, und es ist verständlich, daß sie leichter zu geistlichem Hochmut neigt als andre. Die gebildete Schwester „steigt“ nicht, sie verzichtet im Gegenteil auf manches, was sie sonst zu den Bedürfnissen ihres Standes zählte. Es ist nun Pflicht der Oberin, des Anstaltsgeistlichen und sonstiger Vorgesetzten, aus allen Kräften dem geistlichen Hochmut der Schwestern entgegenzuarbeiten.

Mit der unevangelischen Art der Einsegnung hängt auch die unevangelische Auffassung des Austritts einer Schwester aus dem Diakonissenberuf zusammen. Wenn die Einsegnung als feierliches Gelübde der Treue betrachtet wird, so ist es nicht zu verwundern, daß der Austritt als ein Treubruch angesehen wird. Thatsächlich sehen sich die eingesegneten Schwestern vielfach in unevangelischer Weise an ihren Diakonissenberuf zeitlebens gebunden, und thatsächlich wird wohl auch in den bei weitem meisten Fällen der Austritt einer Schwester von dem Vorstande stark mißbilligt werden, wenn nicht gar jedes freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Diakonissenhause und der Ausgeschiedenen absichtlich völlig abgebrochen wird. Das ist unrecht. Schon allein Familienverhältnisse können es einer Schwester zur obersten Pflicht machen, aus dem Diakonissenhause wieder auszuscheiden, um die Pflichten gegen ihre Angehörigen zu erfüllen. Aber auch einer Schwester, die etwa um einer Heirat willen austritt, sollten nicht so schwere Kämpfe bereitet werden, wie es fast immer der Fall ist. Die Ehe ist das gottgewollte Los für eine Frau. Bietet sich der Schwester eine Ehe, die Liebe und Segen verspricht, so sollte man das Mädchen willig und gern ziehen lassen. Diesen Grundsatz müßte jedes Diakonissenhaus klar und deutlich aussprechen. So viel ich weiß, ist das bis jetzt nur in dem des Pfarrers Faulhaber der Fall (Schwäbisch Hall).

Man wird einwenden, daß die Ausbildung einer Schwester viel Zeit, Mühe und Geld kostet, daß es keine Kleinigkeit ist, eine gut durchgebildete Schwester in der Vollkraft ihres Schaffens zu verlieren. Das ist wahr, und es wird so begreiflich, daß man durch die Einsegnung einen gewissen Druck ausüben möchte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch in der neuen Berufsthätigkeit die Arbeit, die die Schwestern im Diakonissenhause leisteten, sich ihnen und ihrer Umgebung, der ganzen Gemeinde, der sie angehören, von großem Segen erweisen wird. Und gerade die Frauen, die den Verband verlassen haben und in neue Verhältnisse eingetreten sind, können die Diakonissensache am besten vertreten und ihr aufrichtige Freunde erwerben.

2. Die Zugehörigkeit zur eignen Familie darf nicht durch den Eintritt in das Haus Schaden leiden. Diese Klage ist allgemein und zum Teil gerechtfertigt.*) Es müßte selbstverständlich sein, daß man bei Krankheitsfällen in der Familie die Diakonissentochter zurückfordern kann, und bei freudigen Anlässen, bei Familienfesten sollte die Tochter, die Diakonisse ist, ebenso gut in das Elternhaus zurückkehren wie die verheiratete. Einige Diakonissenhäuser sind auf diesem Punkte engherzig und gleichgiltig, andre nicht. Es müßte eine feste, weitherzige, allgemeine Regel dafür aufgestellt werden.

3. Ein weiterer Mangel des heutigen Diakonissenwesens scheint mir in der oft nicht ausreichenden Durchbildung der ausgesandten Diakonissen zu bestehen. Die Nachfrage ist so groß, die Bitten um Schwestern oft so stürmisch, daß es schwer ist, sie abzuschlagen, ob man gleich die Ueberzeugung hat: die Schwester, die wir senden können, ist der an sie gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Manchmal täuscht man sich glücklicherweise, nach dem Sprichwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Aber oft genügt die Schwester nicht, und nun wird Klage geführt über die mangelhaften Kräfte des Hauses. Das ist schlimm und schädigt seinen Ruf. Ueber eine Schwester, die in Privatpflege gesandt war, wurde von der Familie des Kranken geklagt, daß sie morgens zu lange schlafe und für den Leidenden nicht zur Hand sei, weil — sie spät abends gern sich in ein Buch vertiefe! Interessante Lektüre gehörte zu den Bedürfnissen ihrer „Eigenart“!

4. Aus allem Vorhergehenden ist ersichtlich, daß mehr Schwestern eintreten müssen, und zwar hauptsächlich aus den gebildeten Ständen. Sie müssen den Hauptbestandteil des Diakonissenverbandes ausmachen, dann erst wird er einen neuen Aufschwung zum Bessern nehmen. Und wer eignet sich zum Eintritt aus unsern gebildeten Kreisen? Jedes gesunde Mädchen, das allein steht oder von den Eltern entbehrt werden kann, das in zu großem Kreise erwachsener Schwestern nicht genügende Thätigkeit findet, das selbstlose, hingebende Liebe mitbringt oder sich erwerben möchte, aber auch Gaben des Geistes und des Verstandes besitzt, das ein Dienen ohne Gewinn nicht scheut, vielmehr Lust zur Krankenpflege hat und vor groben, ja ekelhaften Arbeiten nicht zurückschreckt und willig den Regeln sich fügen kann, die jeder Verband aufstellen muß. Ein Mädchen, verlassen in Armut und Einsamkeit, das nicht weiß, wohin es sein Haupt legen soll, wie auch ein solches, das mit Freudigkeit sein Vermögen in den Dienst des Elends stellt und nicht mehr und nicht weniger beansprucht als jede andre Schwester, solch ein Mädchen ist geeignet für die Arbeit des Diakonissenhauses und wird darin Glück, Freude und Segen finden.

Der Diakonissenberuf ist herrlich, so wie er ist, herrlich, trotz seiner Mängel, und großes Unrecht wäre es, ihn um der Mängel willen gering zu achten.

*) Nur ein Beispiel aus zuverlässiger Quelle: In einer größern mitteldeutschen Stadt wirkte bis vor kurzem eine Diakonisse. Da wurde ihr ältester Bruder, ein Beamter, dorthin versetzt, und die Mutter, eine Witwe, entschloß sich, um den beiden Kindern wieder näher zu sein, gleichfalls dorthin zu ziehen. Die Leitung der Diakonissenanstalt aber hielt es nun für notwendig, die Diakonisse in eine andre Stadt zu versetzen. Selbstverständlich ist dieser Fall nur für das einzelne Haus belastend, nicht für das ganze Diakonissenwesen; andre Leitungen handeln anders — aber an solchen Einzelfällen bildet sich die öffentliche Meinung. D H

Der Diakonissenberuf ist auch in seiner jetzigen Gestalt mit bestem Gewissen der evangelischen, gebildeten Frauenwelt als der für sie geeignetste dringend zu empfehlen. M T

Liebäugeln wir mit den Sozialdemokraten?

Ein Briefwechsel*)

1

Lieber Herr Pfarrer!

Sie schreiben, Sie wollten auf meinen Brief nochmal ausführlich eingehen. Ehe Sie das thun, möchte ich eigentlich gern meinen jetzigen Standpunkt etwas präziser vertreten wie in dem neulichen Briefe, der ein Kind augenblicklich hervorgerufener Empfindung war. Aber merkwürdig! Dies mein Gefühl müssen wohl mehr Menschen gerade jetzt mit mir geteilt haben, denn ich bin ihm in der Rundschau, im Kurier, ja selbst andeutungsweise im Evangelisch-sozialen Kongreß begegnet, brauche mich dessen also wohl nicht zu schämen, als des Eifers und der Liebe entbehrend.

Daß ich den Arbeitern, allen, die materiell nicht ausreichend gestellt sind, das denkbar Erreichbarste vom Leben gönne, wünsche und mit erstrebe, das, meine ich, brauche ich Ihnen gegenüber wohl nicht zu betonen. So lange ich bewußt denke, sind mir die Menschen alle Fleisch von meinem Fleisch gewesen, Rang- und Vermögensverhältnisse nur als eine nötige und heilsame Gottesordnung erschienen, ganz einerlei, auf welche Stufe er mich gerade gestellt hat. Nur legt mir eine höhere, materiell bessere Stufe höhere Verpflichtungen auf nach Christi Wort und Vorbild. Meinem Herzen nach sähe ich ja ein Verbessern der menschlichen Verhältnisse am liebsten in der Weise der Brüdergemeine; Zinzendorf ist mir das Ideal der Nächstenliebe. Aber das mag ja nicht gehen, und wie habe ich mit Freuden alle schönen Fürsorgen und Einrichtungen begrüßt, um meine notleidenden Brüder zu schützen vor Willkür und sie ausreichend zu versorgen, ihnen auch Lebensgenuß und Freude zu schaffen, den ich wahrlich nicht der höhern Lebensklasse vorweg nehmen wollte.

Früher sagten Sie mir einmal (auf einem Spaziergange): „Der Arbeiter, der von der Hand in den Mund lebt, ausreichend verdient, ist doch eigentlich in seiner einfachen Lebensanschauung der glücklichste Mensch.“ Sie sagen ja im ersten Teil Ihres Artikels noch etwas Aehnliches; aber warum füllt Ihr die Köpfe der Leute mit Hoffnungen auf ein Mehr, ehe die geringste Aussicht ist, in absehbarer Zeit das zu verwirklichen? Das stößt mich zurück. Und warum schließt Ihr Euch so an die Sozialdemokratie an, an die Gottlosigkeit, an die zucht- und sittenlosen Forderungen der unruhigen Köpfe, die den Weg geordneter, allmählicher Verbesserungen, wie sie doch wahrlich sich überall anbahnen, nicht wollen? Alle die schönen Gaben der Unfalls- und Altersversorgung, die Krankenkassen u. s. w. hat das Volk mißtrauisch aufgenommen. Kein Titelchen sind sie darum zufriedener. Deshalb mit ihren Forderungen würden sie nur stehen bleiben bei Freiheit und Gleichheit.

Schade, daß unser Herr Pastor seinen Fragebogen nicht beantwortet hat. Er sagte selbst, daß mehrere Gutsherren ihm aus den Büchern gezeigt haben, wie viele der Arbeiter sich auf 900 bis 1000 Mark stehen. Ueberall in hiesiger Gegend wachsen schöne, große, gesunde Arbeiterwohnungen empor. Aber doch wohnen zusammen Arme und Reiche, d. h. solche, die ihr Einkommen vernünftig, sparsam, ordentlich verwerten, und solche, die es in Genußsucht, Putz, Unordnung und Schmutz vergehen lassen. Und werdet Ihr das je ändern? Das Menschenherz gleich machen, Begabung, Willen, alles den neuen Verhältnissen anpassen? Sehen Sie, das ists, was ich nicht glauben kann; und deshalb werden auch immer die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden müssen. Deshalb glaube ich auch nie, daß Gott ein Gleichmachen der Stände will. Aber sicher soll darum unser Bestreben nicht aufhören, alles, was möglich ist, zum

*) Vgl. die Betrachtung: Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hasts gut. Nr. 22 dieses Jahrgangs.

materiellen Aufbessern der Lage des niedern Standes zu thun. Aber sie könntens vielerwärts auch besser haben, wenn sie nicht so hohe Ansprüche machten an Luxus, der unnötig ist, wenn sie vernünftig wirtschaften lernten. Sie sollten erst heiraten, wenn sie einen Notpfennig hätten. Darüber sollten Sie mal aus den Krankenhäusern die Meinungen einholen. Da sind die thatsächlichen Beweise, in welche jammervolle Lagen solche frühe Heiraten die Leute treiben. In unserm Stande wird doch auch gesorgt, daß die Ehen nicht geschlossen werden ohne eine materielle Garantie. Alles Ding hat zwei Seiten! So auch die Sonntagsheiligung: die vollen Wirtshäuser sind Zeugnis davon.

Und die spöttischen Seitenhiebe auf die Geheimrätin haben auch nicht meinen Beifall. Oft mags ja zutreffen, aber wie oft würden, so angeleitet, die Leute auch ungerecht urteilen. Ich kenne eine Rätin, die hat so gern, so gern gearbeitet, wie sie jung und gesund war; aber nun mags ja öfter vorkommen, daß sie, ohne gerade ganz invalide zu sein, ihre Leute aufmerksam machen muß auf die Freude der Arbeit, ohne selbst es ihnen gleich thun zu können. Daß Sorgen und Bedenken für Haus und Hof, Weib und Kind — geistliche und leibliche — auch eine Arbeit sind, schlaflose Nächte so mancher kinder- und sorgenreichen Mutter, an die das Leben andre Ansprüche macht, wie von der Hand in den Mund zu leben: das zählen ja die Leute nicht zur Arbeit und würden es, wenn sie so etwas läsen, erst recht nicht thun. Und warum führen Sie nicht auch das alte, ewig wahre Wort an: „Und wenn es köstlich gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen"? Daraus ließe sich so mancher Trost, so manche Aufmunterung hervorholen.

Wohl erkenne ich eine große Schuld bei den Besitzenden an, aber nicht alle. Und dies Liebäugeln mit den Sozialdemokraten muß sie darin bestärken, daß ihr Abfall von Gott etwas ganz Natürliches sei, etwas, das zu entschuldbar sei, um es als trennende Sünde zwischen uns zu stellen. Gewiß, der Heiland hat sich zu den Zöllnern und Sündern gehalten, aber doch zu denen, die ihn aufnahmen, die ihm zuhörten. Das wollen wir auch aus herzlicher Teilnahme, aber nicht ihren Abfall beschönigen. Wie stand Luther den Bauernkriegen gegenüber! Da hatten doch die Leute wahrlich Anlaß zum Verzweifeln, und doch sollten sie warten auf Gottes Stunde!

Auch die Schuld der Kirche ist groß an den jetzigen Zuständen. Man betet aus tiefem Herzen um Erneuerung der Begabung zum Führeramt trost- und heilsbedürftiger Seelen. Aber über dem jetzigen Drängen nach Abhilfe von Weltelend und Weltleid ist da nun nicht wieder Gefahr, daß der Spruch abgeschwächt wird: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele"? In dem Reiche der Utopien würde ganz gewiß die Himmelssehnsucht keine Stätte haben als bei hoffnungslos Kranken. Mir sind die so viel gelesenen Utopien gänzlich reizlos gewesen; so sehr ich auch mein Teil mitgetragen habe an der Ungemütlichkeit häuslicher Wäsch-, Putz- und Backtage, so meine ich doch, ihr Wegfall in große Kost- u. s. w. Häuser würde unserm Leben ein groß Teil Individuelles nehmen und zugleich einen wichtigen Erziehungsfaktor, nicht bloß nach der materiellen Seite hin. Und der gemütvollen Phantasie lassen diese Zukunftsbilder gar keinen Raum, nur dem nüchternen Verstande. Daß aber bei allem Rechnen und Abwägen vielleicht mehr noch wie unter dem Druck der Armut alles Gefühl, aller Sinn für Religion verloren gehen könnte, das macht mir Sorge. Sie werden sagen, mit solchen Bedenken blieben wir Alten hinter dem Ofen sitzen; o nein, das wäre ein schweres Unrecht, aber das Vorrecht des Alters ist, den Jungen zuzurufen: „Erst wägen, dann wagen!"

Ich teile noch viele Ihrer Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen, aber ich halte Sie nicht für ganz gerecht. Ich glaube, das Leben, die Erfahrung wird Ihnen noch zeigen, daß Sie Unmögliches anstreben, und daß der meiste Widerstand sehr wahrscheinlich gar nicht auf unsrer Seite, sondern bei den Leuten selbst sein wird.

Und nun Gott befohlen! Er lasse uns beide denken und thun, wie unser durch Christus geschärftes Gewissen uns gebietet, nicht wahr?

2

Verehrte Frau!

Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich Ihnen auf Ihren lieben und dankenswerten Brief öffentlich antworte. Von andrer Seite bin ich wegen der fraglichen Betrachtung als pessimistischer Prediger bezeichnet worden, und Sie rechnen mich beinahe unter die Sozialdemokraten! Ich glaube, daß der Aufsatz zu keinem dieser beiden Urteile hinreichenden Anlaß giebt. Denn ein Pessimist ist man doch nur, wenn man an einer Besserung der Dinge verzweifelt, aber noch nicht, wenn man den Nachbar auf die Risse in seiner Mauer aufmerksam macht; und ein Sozialdemokrat wird man doch noch nicht dadurch, daß man auf tiefe Schäden in unserm Volksleben hinweist. Es gehört noch gar viel andres dazu. Leider wird das Wesen der Sozialdemokratie noch so vielfach in Ihrer Weise verkannt; man findet es vorwiegend in ihrer schonungslosen Kritik der bestehenden Zustände. Und das ist einerseits für viele das, was sie von der Sozialdemokratie abstößt, nämlich für die Gebildeten; andrerseits ist es gerade für die große Menge der Besitzlosen und Bedrückten das, was sie zur Sozialdemokratie hinzieht. In Wahrheit sind aber von den ersteren die meisten genau so materialistisch gesinnt wie die heutige Sozialdemokratie, denn das Bangen um den Besitz ist doch um kein Jota besser als das Langen darnach, und die Pein wird in beiden Fällen ziemlich gleich sein. Dagegen ist unter der großen Menge derer, die für die Sozialdemokratie stimmen, ein bedeutender Bruchteil von der materialistischen Weltanschauung und Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie und von ihren gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Idealen sehr weit entfernt. Wenn das Sozialdemokratie wäre, vorhandne Mißstände aufzudecken, so müßte jeder Christ Sozialdemokrat sein. Denn ein Christ soll zwar auch das Schwerste in seinem Gott tragen können, aber es ist seiner unwürdig, sich über die Not des Lebens hinwegzutäuschen.

Sie werden mir aber vielleicht entgegenhalten, ich hätte das Bild zu trübe gemalt. Und ich gebe Ihnen gern zu, daß, was ich vom Bauern, vom Fabrikarbeiter und vom ländlichen Knecht gesagt habe, nicht unterschiedslose Geltung beanspruchen kann. So wars auch gar nicht gemeint. Ich wollte nur durch einige scharfumrissene Typen das Herz für die Not erwärmen. Es mochte dann jeder mit eignen Augen in seinem Kreise prüfen, ob nicht auch für ihn eine Mahnung darin läge. Ich möchte Sie aber darauf hinweisen, daß ich die Einkommensverhältnisse der Industriearbeiter kaum berührt, sondern nur von ihrer lebentötenden Arbeitsweise gesprochen, und daß ich nicht alle ländlichen Arbeiter, sondern nur die Knechte im Auge gehabt habe. Im übrigen ist in dem ganzen Bilde kaum ein Zug, den ich nicht mit eignen Augen dem Leben abgesehen hätte. Wenn bei Ihnen sich die Landarbeiter so gut stehen, wie Sie schreiben (es sind doch auch wohl nicht bloß Ausnahmefälle in Betracht gezogen?), so begreife ich allerdings, daß meine Schilderung Ihnen als ungerecht erscheinen mußte. (Uebrigens finde ich es nicht hübsch von Ihrem Pastor, daß er den Fragebogen über die Lage der Landarbeiter nicht beantwortet hat. Ich möchte nicht um hundert Mark den Nutzen missen, den mir diese Arbeit gebracht hat. Erst dabei glaube ich die Verhältnisse meiner Gemeinde recht kennen gelernt zu haben.) Nun sind solche Verhältnisse, wie ich sie geschildert habe, noch lange nicht die schlimmsten in Deutschland. Ein Einkommen von 540 Mark, wie ich es zu Grunde gelegt habe, übersteigt nach den Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik den Durchschnitt der ländlichen Löhne. Sie sollen mir aber mal vorrechnen, wie eine Familie von fünf Köpfen damit wohl auskommen könnte. Wir wollen hierbei die Naturalien ganz beiseite lassen und nur die baren Einnahmen mit den baren Ausgaben vergleichen. Dabei wollen wir die Ausgaben so gering wie möglich bemessen. Sie als gute Hausfrau werden ja leicht prüfen können, ob in der Berechnung Fehler stecken.

Also Ausgabe:

1. Brot. Die Familie braucht wöchentlich mindestens 35 Pfund. Als Deputat bekommt der Mann wöchentlich 14 Pfund. Es bleiben also zu decken wöchentlich 21 Pfund, im Jahre 1092 Pfund. Der Knecht erntet selbst nach Abzug der Einsaat

3 Zentner Roggen, demnach müssen zugekauft werden 792 Pfund Brot oder Roggen. Das macht bei einem Roggenpreis von 7 Mark für den Zentner . . . . . 55,44 Mk.

2. Schuhwerk für fünf Personen mindestens . 35,00 „
3. Für Kleidung . . . . . 60,00 „
4. Für Brennholz . . . . . 40,00 „
5. Bare Auslagen beim Schlachten . . . 6,00 „
6. Beim Kaufmann, wöchentlich (der Arbeiter bezahlt seine Waren 15—20 Prozent teurer als Sie und ich):

1¼ Liter Branntwein .	87 Pfge.	
¼ Pfd. Kaffee, gebrannt	38 „	
1 Päckchen Zichorien .	8 „	
½ Pfd. Rüböl . . .	20 „	
¼ Pfd. Seife	10 „	
Essig	5 „	
1 Pfd. Salz	10 „	
1 Flasche Petroleum . .	20 „	
Streichhölzer	1 „	
Gewürz	2 „	
Syrup	2 „	
Heringe	10 „	
Reis, Graupen . . .	10 „	
Zucker	8 „	
Tabak	12 „	
Summa	2,43 Mk., jährlich	126,36 „

7. Taschengeld des Mannes, Sonntags 1 Glas Bier oder Schnaps, 1—2 Zigarren, macht 20 Pfge., jährlich . . . . . 10,40 „
8. Abgaben, Steuern, Arzt, Apotheke, kirchliche Abgaben bei Taufen, Beerdigungen u. s. w. 20,00 „

Summa Ausgabe 353,20 Mk.
Bare Einnahme 240,00 „
Fehlbetrag 113,20 Mk.

Ist die Familie nun sehr peinlich, daß sie keine Schulden machen will, so muß irgendwo am Nötigsten gespart werden. Die Familie muß also entweder in Lumpen gehen oder im Winter frieren oder sich den Kauf von Kaufmannswaren versagen. Das wäre aber kein menschenwürdiges Dasein mehr. Oder aber die Familie macht Schulden und rechnet darauf, daß die Kinder, wenn sie herangewachsen sind, die Schulden abtragen helfen. Und das dürfte wohl die Regel sein. Sie sehen aber gleich hier, wie wenig solche Kinder imstande sind, sich für ihre Zukunft einen ausreichenden Sparpfennig zurückzulegen. Der Hauptfehler in diesen Verhältnissen ist der, daß der Mann den größten Teil seines Lohns in Naturalien erhält, die für ihn teils wertlos, teils entbehrlich sind. Er bekommt mittags und abends Essen für seine Person. Die Frau muß aber trotzdem für die Familie doch kochen, und er hat in der Regel am Gutsessen nicht den rechten Geschmack. So wird dies Essen vielfach den Schweinen gegeben. Er bekommt wöchentlich zweimal frisches Fleisch. Das könnte er sparen, denn er schlachtet selbst ein, und der Bauer ißt auch kein frisches Fleisch. Wenn also der Gutsherr für diese Naturalien bares Geld giebt, so hat er keinen Schaden, und dem Knecht ist geholfen, denn er bekommt das fehlende Bargeld. Hier brauchen wir demnach zur Abhilfe noch gar keine sozialistischen Theorien. Es genügt, daß man die Augen aufthut, rechnet und einigen guten Willen hat. Es muß aber einer dasein, der darauf hinweist, denn der Knecht geht stumpfsinnig im Joche dahin und weiß gar nicht, woran es liegt, daß es ihn so drückt und er nicht vorwärts kommt. Der Gutsherr dagegen berechnet den Lohnwert, den er ausgiebt, und wundert sich, ist wohl gar entrüstet darüber, daß der Knecht nicht auskommt. Das Brotkorn müßte allerdings aus Gründen, die hier nicht her gehören, ganz in natura gegeben werden. Was nun das berühmte Schwein betrifft, das der Knecht jährlich verkaufen soll, vielleicht auch zwei, woraus er dann das fehlende Bargeld löste, so ist Folgendes zu bemerken. Erstlich ist es eine Ausnahme, daß der Knecht Schweine verkauft. Zweitens aber wird die etwaige außerordentliche Einnahme dafür reichlich aufgewogen durch außerordentliche Ausgaben, die ich vorhin außer Rechnung gelassen habe. Und diese außerordentlichen Verhältnisse lasten am allerschwersten auf dem Arbeiter. Ich werde es nie vergessen, wie mir einmal ein Arbeiter sagte: „Ja, es möchte alles noch gehen; aber wenn ich denke, daß diese Krankheit, die nun bald ein halbes Jahr bei meinem Nachbar herrscht — er kann es ja aushalten —, meine Familie träfe, so kämen wir doch im ganzen Leben nicht wieder aus der Not heraus.“ Wir machen uns manchmal Sorgen um die Zukunft, wo der Hausherr nicht mehr imstande sein wird, soviel zu verdienen, wie in den rüstigen Mannesjahren, wo wir uns vielleicht werden einschränken müssen — diese Leute aber stehen beständig vis-à-vis du rien, vor dem gähnenden Nichts. Welch eine Glaubenskraft gehört dazu, da doch zufrieden zu bleiben, oder — welch ein Stumpfsinn! Sehen Sie, verehrte Frau, ein Korn Wahrheit liegt doch darin, wenn die Sozialdemokraten auf die „verd..... Zufriedenheit“ schelten. Denn stumpfsinnige Menschen sind nicht nur für ein gedeihliches Staatswesen ein Hemmschuh, sie sind auch für das Christentum unbrauchbar. Dies hat nur da Boden, wo der Mensch den Zwiespalt mit der Welt empfindet und seine Not fühlt. Es ist psychologisch durchaus verständlich, wenn solche Leute, wie ich sie geschildert habe, auch religiös meist völlig gleichgiltig sind — selbst dann, wenn der Gutsherr sie zu fleißigem Kirchenbesuch anhält.

Soviel für heute. Auf Ihre weitern Bedenken werde ich noch in einem zweiten Briefe eingehen müssen. Die Zeit ist ernst, und Klarheit thut vor allen Dingen not. Möge Gott uns allen Augen geben, die was taugen, wie es im Liede heißt.

Mit herzlichem Gruß Ihr ergebner

Gustav Habermann

Verschiedenes

(Die Streichung von Wächters aus der Kandidatenliste) ist durch das württembergische Konsistorium verfügt worden. Wir nehmen vorläufig an, wegen irgend eines Verstoßes gegen „die kirchliche Ordnung,“ den wir nicht kennen, und nicht etwa einzig deswegen, weil von Wächter Mitglied der sozialdemokratischen Partei war. Wächter hat sich noch als sozialdemokratischer Reichstagskandidat laut und klar zum Christentum bekannt, was man von den Kandidaten der meisten übrigen Parteien leider nicht sagen kann. Die sozialdemokratische Partei hat ihn in ihren Reihen geduldet, obwohl er ein erklärter Christ war; die Kirche hat durch seine Streichung aus der Kandidatenliste den Schein auf sich geladen, als entscheide über die Zugehörigkeit zu ihr nicht der religiöse, sondern der politische und wirtschaftliche Standpunkt. Diesen Schein beklagen wir aufs tiefste, immer in der Hoffnung, daß er aus Gründen der „kirchlichen Ordnung“ unvermeidlich war, ihn auf sich zu laden. Um Veröffentlichung dieser Gründe bitten wir das württembergische Konsistorium. An der Spezialität, die von Wächter vertrat, hat das ganze evangelische Deutschland Interesse. R

(Evangelisch-sozialer Kursus) Im Anzeigenteil dieser Nummer veröffentlichen wir die Aufforderung des Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses zur Beteiligung an dem geplanten evangelisch-sozialen Kursus. Wir machen unsre Freunde auf sie aufmerksam und werden in einer der nächsten Nummern diesen ausgezeichneten Plan noch eingehender besprechen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 29 der „Chronik der Christlichen Welt“.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. Mosche, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Soeben ist erschienen:

Häring, Prf. Dr. th. Göttingen, **Zur Versöhnungslehre**

Eine dogmatische Untersuchung. VI, 94 S. 8. Preis 1.80 Mk.

Göttingen — Vandenhoeck & Ruprecht

Zu verkaufen:

Herzogs Realencyklopädie d. protestant. Theologie. 2. (neueste) Aufl. Origbd. (Ldpreis 216 M.) für . . . . . **M. 110.—**

Leben u. Schriften d. Väter u. Begr. d. luther. Kirche. 8 Bde. Geb. (M. 41.—) für **M. 26.—**

— do. d. **reformirt.** Kirche. 10 Bde. Geb. (M. 45.—) für **M. 22.—**

Kirchenväter. Sämtliche Werke ders. deutsch. 1830—53. 39 Bde. geb. in 19 Bde. für **M. 60.—**

Kliefoth, liturg. Abhdlungen. 1854—1861. Geb. für **M. 40.—**

Kunstblatt, christl. Hrsgeg. von Schnaase. 1859—88. (M. 120.—) für . . . . . **M. 25.—**

Kurfürstenbibel. Gr.-Fol. 1720. Gut in Leder geb. für **M. 36.—**

Strauß, David, Gesammelte Schriften. 12 Bde. Hfz. (M. 75.—) für . . . . . **M. 40.—**

Bibliothek d. Kirchenväter. Hrsg. von Reithmayer. Kompl. in 80 Bdn. 1869—88. Schöne Hfzbde. (M. 231.60) für . **M. 120.—**

Haase, Karl v., Gesammelte Werke. 12 Bde. 1890—93. Broschirt (M. 135.—) für . **M. 90.—**

Zöckler, Handbuch der theolog. Wissensch. 3. (neueste) Aufl. mit Reg. Origlbd. (M. 58.80) für **M. 30.—**

Schenkel, D., Bibellexikon. 5 Bde. 1875. Br. (M. 40.—) f. **M. 10.—**

Fr. v. Baader, Sämtl. Werke. 16 Bde. **Gut geb.** (ungebunden M. 106.—) für . **M. 60.—**

Menken, G., Schriften. 7 Bde. 1858. **Geb.** (br. M. 22.50) für **M. 16.—**

Jacobi, Fr. Heinr., Werke. 8 Bde. 1812—25. Geb. für **M. 20.—**

Kant, J., Sämtl. Werke. Hrsg. v. Hartenstein. 10 Bde. 1838/39. Kart., unbeschn. für **M. 28.—**

Hagenbach, K. R., Kirchengesch. 3. Aufl. 7 Bde. 1869—72. Hfz. (M. 38.—) für **M. 25.—**

Schopenhauer, A., Sämtl. Werke. Hrsg. v. Frauenstädt. 6 Bde. **geb. in Hfz.** für . **M. 18.—**

Tholuck, A., Werke. 11 Bde. geb. in Hfz. (M. 49.—) f. **M. 27.—**

Gerhard, Joh., loci theologici, ed. Preuss. 9 Bde. u. Reg. geb. in Hfz. (M. 49.50) f. **M. 32.—**

☞ **Sämtliche Werke garantirt komplet und in gutem Zustande!**

Ausführliche Kataloge gratis!

Alfred Lorentz,

Antiquariat und Sortiment in **Leipzig, Kurprinzstr. 10.**

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Albert, Pfr. Lic. Dr. F. R., **Die Geschichte der Predigt in Deutschland** bis Luther. II. Lateinische Predigten von Verfassern deutscher Herkunft. 814—1100. 2,80 M.
I.: Zeit vor Karl d. Gr. Tod. 600—814. 2,80 M.

Falke, R., **Die geschichtlichen Thatsachen des N. Test.** untersucht nach ihrer Gewißheit und relig. Bedeutung. 1,50 M.

Hackenschmidt, K., **Licht- und Schattenbilder** aus dem Alten Testament. 1,20 M., geb. 1,80 M.

Hartmeyer, Helene, **Bilder aus dem Leben des Herrn Jesu** für das kindl. Alter entworfen. 3 M., geb. 3,60 M.

Herold, M., Vesperale oder die Nachmittage unserer Feste und ihre gottesdienstl. Bereicherung. Mit Musikbeilagen. 2., verm. Aufl. I. Teil 1,60 M., geb. 2,20 M. II. Teil 4 M., geb. 4,80 M.

Kähler, Prof. D. M., **Der Menschensohn** und seine Sendung an die Menschheit. Vortrag. 50 Pf.

Krause, P. Richard, **Ein Stück Kirchen- und Lebensgeschichte** aus den deutsch-russ. Ostseeprovinzen. 60 Pf.

Müller-Eggen, J., **Ein Blick auf unsre Zeit.** Aus dem Norwegischen von P. Hansen. 3 M., geb. 3,60 M.

Pfotenhauer, P. J., **Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.** Ein Bild aus der ältern röm. Missionsthätigkeit. 3 Bde. 12,60 M., kplt. geb. 14,50 M.

Richter, P. J., **Uganda.** Ein Blatt aus der Geschichte der evangel. Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika. Mit Vorwort von D. G. Warneck. 3 M., geb. 3,75 M.

Ulrich-Kerwer, P. G. W., **Biblische Jünglingsbilder** in zwanglosen Rahmen. 3,20 M., geb. 4 M. Auch in 23 Heften à 20 Pf. zu haben, 50 Hefte 7,50 M., 100 Hefte 12 M.

Warneck, D. G., **Die Mission in der Schule.** Ein Handbuch für den Lehrer. 6. Aufl. 2 M., geb. 2,50 M.; mit der Missionskarte von Dr. K. Heilmann 2,70 M., geb. 3,20 M.

Zahn, D. Adolf, **Ernste Blicke** in den Wahn der modernen Kritik des Alten Testaments. 2 M.

Zange, Dir. Prof. Dr., **Lehrplan für den evang. Religions-Unterricht** an höhern Schulen in freiem Anschluß an die preuß. Lehrpläne vom 6. Januar 1892. I. Teil. 1: Sexta. 60 Pf.; 2: Quinta und Quarta. 80 Pf.; 3: Tertia. 1 M.

Aufforderung

Der Evangelisch-soziale Kongreß beabsichtigt im Herbst d. J. einen national-ökonomischen Kursus zu veranstalten. Derselbe soll zehn Tage dauern und vom 10. bis 20. Oktober in Berlin abgehalten werden. Eine Anzahl ausgezeichneter Männer der national-ökonomischen Wissenschaft, unter ihnen Zierden deutscher Universitäten, haben sich bereit erklärt, den Unterricht zu übernehmen. Es soll über folgende Gegenstände vorgetragen werden:

1. **Elemente der Nationalökonomie** (8 St.), Dozent: Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Adolf Wagner, Berlin; 2. **Systeme der Volkswirtschaft** (4 St.), Dozent: ord. Professor der Nationalökonomie Dr. Elster, Breslau; 3. **Agrarpolitik** (8 St.), Dozent: Assessor Dr. Max Weber, Privatdozent an der Universität Berlin; 4. **Gewerbepolitik** (8 St.), Dozent: ord. Prof. der Nationalökonomie Dr. Stieda, Rostock; 5. **Handel** (4 St.), Dozent: Dr. Rathgen, Privatdozent der Nationalökonomie an der Universität Berlin, früher Professor an der kaiserlichen Universität in Tokio (Japan); 6. **Die deutsche Arbeiterbewegung** (4 St.), Dozent: Privatdozent der Nationalökonomie Dr. Oldenberg, Berlin; 7. **Die deutsche Sozialgesetzgebung** (2 St.), Dozent: Amtsrichter Kulemann, Braunschweig; 8. **Die soziale Bedeutung der innern Mission** (2—3 St.), Dozent: Pastor Schäfer, Altona; 9. **Kirchlich-soziale Bestrebungen** (2—3 St.), Generalsekretär P. Göhre, Berlin.

Täglich an den Vormittagen sollen etwa vier Vorlesungen von je einer Stunde Dauer gehalten werden. Die Nachmittage sollen zu Exkursionen in interessante wirtschaftliche Etablissements aller Art, die Abende zum Meinungsaustausch zwischen Hörern und Dozenten über den Inhalt der Vorträge benutzt werden. Den Vorlesungen wird eine ausführliche Inhalts- und Litteraturangabe zu Grunde gelegt werden, die die Teilnehmer zur vorherigen Durcharbeitung rechtzeitig zugeschickt erhalten werden.

Der Kursus ist zunächst für die Freunde und Gesinnungsgenossen des Evangelisch-sozialen Kongresses und seiner Bestrebungen, also in erster Linie für Geistliche, sowie Leiter und Mitglieder der Evangelischen Arbeitervereine bestimmt. Diesen Männern sollen so gründlich, als das auf diesem Wege überhaupt möglich ist, diejenigen national-ökonomischen Kenntnisse zur Verfügung gestellt werden, die sie vor der Gefahr des sozialpolitischen Dilettirens befreien und ihnen ein selbständiges Weiterstudium ermöglichen.

Außer den genannten Kreisen sind jedoch alle evangelischen Männer oder Frauen, die das Bedürfnis einer volkswirtschaftlichen Bildung haben und diese durch unsern Kursus mit zu finden hoffen, zur Teilnahme an ihm hiermit herzlich eingeladen. Die Zahl der Teilnehmer ist unbeschränkt, die Teilnahme selbst für alle unentgeltlich. Doch hat jeder Teilnehmer die Kosten für seinen Aufenthalt in Berlin selbst aufzubringen. Die Meldung bei dem mitunterzeichneten Generalsekretär des Kongresses (Adresse: Berlin W, Bülowstr. 84) berechtigt zur Teilnahme an dem Kursus. Die Meldungen werden bis spätestens den 1. September erbeten.

Berlin, Anfang Juli 1893

Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses

Prediger Dr. Arndt, Berlin; Prediger Burckhardt, Berlin; Professor Dr. Delbrück, Berlin; Geh. Regierungsrat Professor Dr. Gierke, Berlin; P. Göhre, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses; Oberverwaltungsgerichtsrat Hahn, Berlin; Professor D. Harnack, Berlin; Professor D. Kaftan, Berlin; Kommerzienrat Meyenthin, Brandenburg, Schatzmeister; Landesökonomierat Nobbe, Berlin, Vorsitzender; Prediger Rahlenbeck, Schöneberg; Divisionspfarrer Rogge, Berlin; Prediger D. Freiherr von Soden, Berlin; Hofprediger a. D. Stöcker, Berlin, zweiter Vorsitzender; Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wagner, Berlin.

Pensionat für junge Mädchen

im Alter von 10 bis 18 Jahren

Deutsch-Wilmersdorf-Berlin

Gewissenh. körp. geist. Pflege, gründl. Unterricht in Wissensch., Sprachen d. Ausländ., Musik, Mal., Handarb. Auf Wunsch Anleitung im Haushalt. Gesunde Lage, gute Kost, Familienleben. Pensionspreis mit Unterricht 1000 Mk. Vorzügl. Empfehlungen aus allen Ständen. Gen. Auskunft erteilt gern Pfarrer Hündorf, Jüdendorf bei Barnstedt (Bez. Halle a. Saale). Prospekte durch denselben und die Vorsteherin

Elisabeth Pesch

Töchterpensionat

Bonn a. R.

Wissenschaftliche und häusliche Ausbildung. Beste Referenzen u. a. Professor **Dr. Kamphausen,** Pastor **Pahncke** Bonn. Gute Verpflegung, mäß. Preis. Näheres durch Prosp.

Frau **Dr. Weiler,**
Argelanderstraße Nr. 11.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 30 Leipzig, den 20. Juli **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Lebensworte: 3 — Wie Justinus die Wahrheit suchte und fand: 1 — Gut Regiment! — Liebäugeln wir mit den Sozialdemokraten? Ein Briefwechsel: 3 (Schluß) — Römische Tagebücher. Von Ferdinand Gregorovius. 1 — Verschiedenes: Heiratsgesuche von evangelischen Geistlichen; In dem Anzeigeblatt „Der Pfarrbote"; Lutherfunde; Vom Tode zum Leben; Ludwig Richter — Anzeigen

Lebensworte

3

Geist ist Gott, und die ihn anbeten, die müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten. Joh. 4, 24.

Ein religiöses Programm für alle Zukunft und für die ganze Menschheit hat Jesus am Jakobsbrunnen mit diesem Worte aufgestellt. Denn die Anbetung, die er darin aus Gottes Wesen ableitet, hat er zuvor als die bezeichnet, die kommen werde, kommen müsse, und hat sie für alle wahrhaftigen Anbeter in Anspruch genommen.

War es das rechte religiöse Programm, groß und neu nach seinem Inhalt, siegreich in der Durchführung, lebensfähig für immer?

Indem Jesus mit Nachdruck die Geistigkeit für das Wesen Gottes erklärt, schließt er alle Leiblichkeit von Gott aus, erhebt ihn über alle Sinnlichkeit und deren räumliche und zeitliche Schranken und sagt von ihm als dem Einen, vollkommnen Wesen die Allgegenwart und die Allwissenheit aus. Indem Jesus diese Offenbarung über Gottes Wesen mit dem Gottesdienste in Verbindung bringt und zu der Meinung der Juden und der Samariter, man müsse Gott zu Jerusalem oder auf dem Garizim anbeten, in Gegensatz stellt, eröffnet er, daß Gott jedes Gebet, wo immer es geschehe, hört, auch das Gebet im Kämmerlein, auch den Gebetsseufzer auf dem Sterbelager. Indem Jesus in demselben Zusammenhange von Gott als dem Vater, der da will und begehrt, spricht, offenbart er auch hier die Gottheit als ein persönliches Wesen. Und indem Jesus nach diesen Aussagen über Gottes Wesen einen Gottesdienst in Geist und Wahrheit für Gott reklamirt und für die Menschheit proklamirt, kann er nur einen Gottesdienst gemeint und gewollt haben, der diesem Wesen Gottes entspricht, eine Gottesverehrung frei von allem Sinnlichen und mit Ausschluß alles Unpersönlichen.

Mit diesem reichen und erhabnen Inhalt war dieses Wort im Verhältnis zur alttestamentlichen Prophetie reformatorisch und weiterführend zugleich, im Verhältnis zu dem damaligen Judentume neu und befreiend. Wohl hatten die Propheten von Gottes Wesen und Eigenschaften hohe Worte geredet, Gottes überweltliche Erhabenheit, Allgegenwart und Allwissenheit in ergreifender Weise geschildert und gegenüber den äußern Kultusformen eine großartige Freisinnigkeit bekundet. Aber von Gott als Geist haben sie nicht geredet, sondern nur vom Geiste Gottes, und die Gnaden- und Offenbarungsgegenwart Gottes haben auch sie an Zion und an den Tempel gebunden. Und zu Jesu Zeit war die gesetzliche Vorschrift, die großen Feste in Jerusalem und seinem Heiligtum zu feiern, in unbestrittener und unbedingter Geltung, wurde das Gebet in den Synagogen überall stets nach dem Allerheiligsten des Tempels hin gesprochen, damit es wirksam wäre, und legte man auf die peinliche Beobachtung der äußern Kultusformen größtes Gewicht.

Noch schlimmer stand es um den heidnischen Gottesdienst im römischen Reiche. Der Bilderdienst war gerade damals besonders in Blüte und der Handel mit Götterbildchen ein sehr einträgliches Geschäft. Die orientalischen Kulte mit ihren prachtvollen, sinnenfälligen und auch sinnlichen Zeremonien verdrängten immer mehr die Einfachheit des römischen Kultus. Die ägyptische Naturmutter Isis mit ihrem wunderlichen und widerlichen Gefolge, mit Lustrationen, Festzügen, geheimen, oft zu sinnlicher Lust mißbrauchten Weihen hatte siegreichen Einzug in Stadt und Reich des Jupiter gehalten und hätte beinahe diesen aus seiner alten Burg auf dem Kapitol verdrängt. Die Gebildeten und Gelehrten aber, die sich von solchem Gottesdienste fern hielten und bemüht waren, den Polytheismus zu bekämpfen oder zu reinigen, hatten entweder wie Plinius der Aeltere keinen bessern Ersatz als eine gewisse religiöse Ehrfurcht vor der Natur, dem Weltall, die zudem von Aberglauben nicht frei war, oder suchten wie Plutarch die Vielheit der Götter künstlich aus der Pluralität der Welten und der Tugenden zu begründen.

Gegen alle diese Verirrungen oder Veräußerlichungen des Gottesdienstes nahm das Christentum mit dem Worte seines Stifters „Geist ist Gott, und die ihn anbeten, die müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten" den Kampf auf. Und ob es darum als Atheismus angesehen und verfolgt ward, ob ihm zuerst der bei den Römern übermächtig gewordne Mithradienst, später der Neuplatonismus mit seinem großartigen Versuche, Philosophie mit Mythologie und Magie zu verbinden, lange Zeit den Sieg streitig machten, es hat ihn doch errungen und die heidnischen Tempel verödet, die vielen Götterbilder entwertet, den sinnlichen Zeremoniendienst beseitigt und einem Gottesdienst in Geist und Wahrheit im ganzen römischen Reiche die Bahn gebrochen.

Und wohin es später gedrungen ist, wohin es heute noch dringt, immer war und ist der erste Kampf, den es kämpft, derselbe. Welche Verzerrungen der Gottesvorstellung und was für Verunstaltungen der Gottesverehrung galt und gilt es in der Heidenwelt zu bekämpfen! Man braucht, um das zu erkennen, nicht bloß an die traurigen Verirrungen der fetischistischen Religionen zu denken; auch in den Ländern, in denen der beste heidnische Glaube herrscht, fehlt es an äußerlichstem Gottesdienste nicht. Man denke an die chinesischen Götzenbilder in Gestalt fliegender Drachen, Gebilde des Wahnes, daß es ein solches lebendiges Geschöpf gebe, das der Geber alles irdischen Glückes sei. Ich erinnere an die Sitte der Götzenreinigungen in Indien, bei denen die Priester zuerst die ungeheuerlichen Götzenbilder mit heiliger Asche beschmieren und dann mit hunderten von Waschungen bedenken, damit das umherstehende Volk darüber beruhigt werde: Unsre Götter sind wieder heilig; wir können ihnen wieder völlig vertrauen. Man denke ferner an die entsetzlichen Verstümmelungen der heiligen indischen Büßer oder an das dem Hinduweibe von ihrem Priester auferlegte Opfer, ihr Kind in den Fluten des heiligen Stroms zu ertränken. Man vergesse endlich nicht die abergläubische Verehrung der Reliquien des Buddha und die strengen äußerlichen Kultusformen des Islam.

Aber könnten unterrichtete Anhänger dieser Religionen den

Vorwurf, als den sie solchen Hinweis empfinden würden, nicht leichter Weise zurückgeben? Der indische Prinz Menoza, den ein dänischer Theologe des vorigen Jahrhunderts in Europa umherziehen ließ, um wahrhafte Christen zu suchen, bemerkte in dem erbaulichen Roman über seine Erlebnisse in Spanien:

Der Gottesdienst in diesem Lande, sowohl was die Prozessionen und andre andächtige Komödien betraf, als in Ansehung der prächtig ausstaffirten Bilder und der Ehre, so man ihnen bewies, der Besprengungen mit Weihwasser, des Räucherns, der öffentlichen Pönitenzen, der Wallfahrten nach dem einen oder andern heiligen Ort, ingleichen der Schutzheiligen oder kleinen Götter, die von gewissen Leuten in gewissen Fällen verehrt werden, ihr Gottesdienst, sage ich, erschien in Betracht aller dieser Dinge demjenigen, so in meinem Vaterlande üblich ist, dermaßen ähnlich, daß ich oft zweifelte, ob die spanischen Christen von meinen heidnischen Landsleuten oder diese von jenen es gelernt hätten.

Hucs „Reise in Tibet" wurde auf den Index gesetzt, weil darin die frappante Aehnlichkeit der religiösen Gebräuche bei den Lamas, ihres Heiligenkultus, ihrer Prozessionen u. s. w. mit Einrichtungen der katholischen Kirche in naiver Weise aufgedeckt worden war. Und der arglose Abbé hatte die Reliquienverehrung und den Rosenkranz dieser Buddhisten noch nicht einmal erwähnt!

Und wie viele und arge Verstöße gegen Christi Forderung eines Gottesdienstes in Geist und Wahrheit könnte ein aufmerksamer Chinese oder Inder auch in der evangelischen Christenheit feststellen! Hier bloß gewohnheitsmäßiger Gottesdienst, der dem Bewußtsein und Wort des zwölfjährigen Jesus zuwiderläuft: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?"; dort Teilnahme am öffentlichen Gottesdienste in dem Wahne, daß sie ein gutes, verdienstliches Werk sei. Hier keine innere Beteiligung der Gemeinde an den vom Pfarrer gesprochnen Kirchengebeten; dort unzähliger Mißbrauch des Gebetes, durch dessen Gabe der Herr dem heidnischen Plappern wehren wollte. Hier vergessen, was Jesus selbstgerechten Pharisäern zum Lernen aufgab: „Barmherzigkeit will ich, und nicht Opfer"; dort der vernünftige Gottesdienst verabsäumt, den der Apostel des Herrn gefordert hat, die Selbstverleugnung und die Selbstzucht. Hier ein gedankenloses Reden vom Himmel oder vom Schicksal oder vom Zufall, als ob diese die Welt und das Leben der Menschen regierten; dort die Ueberzeugung, daß man „das Unermeßliche zugleich freier und bescheidner deute, wenn man Gott nicht mehr nach alter Ueberlieferung als den gebietenden Herrn und liebenden Vater verstehe." Darunter Deutungen wie diese: Gott sei die Zusammenfassung aller mechanisch und blind wirkenden Kräfte zu einer Krafteinheit, oder die erste Ursache alles Weltgeschehens, oder das Universum, oder der geheimnisvolle Weltprozeß, oder Weltgrund, oder die Menschheit, oder der unpersönliche absolute Geist ohne Selbstbewußtsein und Gemüt und ohne Seligkeit. Und solches in viel gelesenen Schriften dem Volke als Ersatz geboten für den christlichen Gottesglauben, der nicht nur wissenschaftlich unhaltbar, sondern auch religiös unzureichend sei!

Da möchte es wohl scheinen, als wäre das religiöse Programm Christi am alten Jakobsbrunnen veraltet und kraftlos geworden. Aber auch dieser Schein trügt. Denn jedes Götzenbild, das draußen in der Heidenwelt gemißhandelt oder weggeworfen wird, weil es die Gebete seines Besitzers nicht erhörte, zertrümmert oder verbrannt wird, weil die Predigt des Evangeliums von seiner Nichtigkeit und Widersinnigkeit überzeugt hat; jedes Wort, das im Eifer der Liebe gegen Veräußerlichung des Gottesdienstes und gegen Vermenschlichung der Gottesvorstellung geredet oder geschrieben wird; jede Ahnung und Erkenntnis, daß das religiöse Bedürfnis des Menschen nur durch den von Jesu Christo geoffenbarten Gott wahrhaft befriedigt werden kann, daß das Herz unruhig bleibt, bis es in diesem Gott ruht; jedes Gefühl der Beruhigung und der Erhebung bei einem Gottesdienst in Christi Sinn und Geist; jedes Gebet in seinem Namen, das die Brust befreit und die Gewißheit der Erhörung giebt; jede dem Worte Gottes und seiner Auslegung lauschende Gemeinde; jeder tiefe und befreiende Seufzer „Abba, lieber Vater": dies alles steht dafür ein, legt davon Zeugnis ab, daß wie alle Worte Jesu so auch jenes, das er zur Samaritерin sprach, Geist und Leben ist. St

Wie Justinus die Wahrheit suchte und fand

1

Justinus ist der Name jenes christlichen Lehrers und Wanderpredigers, der im zweiten Jahrhundert namentlich in der Stadt Rom erfolgreich gewirkt und eifrige Schüler hinterlassen hat. Er hat auch eine Reihe von Schriften geschrieben, darunter zwei Schutzschriften für das Christentum und ein Gespräch, das die Vorurteile der Juden gegen das Evangelium widerlegt. Er führt in der Kirchengeschichte den Ehrennamen Justin der Märtyrer, weil er etwa im Jahre 165 um seines Glaubens willen in Rom enthauptet worden ist. Als ihn damals der Stadtpräfekt Rusticus mit sechs andern Christen ins Verhör nahm und ihn fragte, mit was für Lehren er sich abgebe, da hat Justin geantwortet: „Alle Lehren habe ich gesucht kennen zu lernen; aber angeschlossen habe ich mich der Lehre der Christen, weil sie die Wahrheit enthält." Diese Worte werden bestätigt durch das, was er anderweitig über sein Leben mitteilt. Eine Zeit des Suchens, ein unerwartetes Finden und ein fröhliches, lebenslanges Bezeugen des Gefundnen, das ist Justins Entwicklungsgang. Er gleicht dem Kaufmann im Gleichnis, der gute Perlen suchte; als er aber eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbe. Was Justinus suchte, das war die Wahrheit, und wer so wie er sucht, dem ist verheißen, daß er finden wird.

Justinus stammte aus Flavia Neapolis, einer Stadt im Samariterlande, die Kaiser Vespasian nahe bei der Stätte des alten Sichem gegründet und mit heidnischen Kolonisten bevölkert hatte. Zu diesen gehörte auch Justins Großvater Bacchius und sein Vater Priscus; in einem Hause von griechischer Sprache und Bildung ist Justinus herangewachsen, ein wißbegieriger Knabe von Jugend auf. Ohne Zweifel haben sich sehr verschiedne geistige Anregungen bei ihm geltend gemacht. Seine Eltern waren dem Dienst der griechischen Götter zugethan, und Neapolis war berühmt durch die Kampfspiele, die zu deren Ehren aufgeführt wurden; eine aufregende Augenweide für den Knaben Justinus. Das war aber nicht alles. Dicht neben den eingewanderten Griechen lebten die alten Landesbewohner, die Samariter, die behaupteten, im Unterschied von den Juden noch die ursprüngliche israelitische Religion zu besitzen, und auf dem Berge Garizim ihre Versammlungen hielten. Rings um Samarien her wohnten die Juden, zwar blutig niedergeworfen durch die Zerstörung Jerusalems, aber keinen Augenblick irre geworden an ihrem Glauben und mit glühender Sehnsucht den Messias erwartend, den sie doch längst in ihrer Verblendung gekreuzigt hatten. Dazu kamen noch kleinere Gemeinschaften, in denen jüdisches, heidnisches und samaritisches Religionswesen sich vermischte. Ein gewisser Dositheus hatte sich für den von Moses verheißenen Propheten ausgegeben; er war freilich zuletzt elend in einer Höhle verhungert; aber seine Anhänger behaupteten, er sei nicht gestorben. Größern Erfolg hatte der gewandte Simon, der sich auf Zauberkünste verstand und behauptete, er sei „die große Kraft Gottes" in Person, der höchste Gott in menschlicher Gestalt herniedergekommen. Die Apostelgeschichte erzählt, wie er sich zeitweise auch mit dem Christentum befreundete und aus ihm Gewinn zu ziehen suchte. Nach ihm trat Menander auf, ebenfalls ein sehr zuversichtlicher Prediger, der lehrte, er sei der Heiland der Welt, und wem er die Taufe erteile, der werde niemals sterben müssen. Dann fanden sich noch Kleobianer, Gorothener und andre kleine Sekten. Kein Wunder, daß der Jüngling Justinus in dieser Menge von Religionen sich je länger je weniger zurechtfand. Was ihn seine Eltern gelehrt hatten, das tadelten die Juden als heidnischen Götzengreuel. Was die Juden aus ihren Propheten ihm vorlasen, das erklärten die Samariter für gefälscht; denn nur die fünf Bücher Mose seien echte Gottesoffenbarung. Was den Samaritern für heilige Ueberlieferung galt, das verspotteten die Simonianer als veraltet, und die Kleobianer machten es ihnen nicht besser. Dabei behauptete jede Partei, sie habe den wahren Gott und diene ihm auf die rechte Weise; jede war überzeugt, daß ihr Stifter allein das Richtige getroffen habe. Mehr und mehr gelangte Justin dadurch zu der Meinung, daß sie alle

miteinander nichts Rechtes wüßten, sondern Schwärmer und Fanatiker seien, denen man sich ja nicht anvertrauen dürfe. Ich möchte etwas Zuverlässiges lernen, sagte er sich; nun wohl, das kann nicht eine von diesen Religionen sein, bei denen so viel Mythologie und Phantasterei mit unterläuft. Wenn es eine Wahrheit giebt, so muß sie einfach und klar sein, nicht mühsam aus alten Büchern hervorzuholen, sondern dem menschlichen Geist einleuchtend und für jeden zugänglich, der mit offnem Auge und hellem Verstand über die Welt und sich selber nachdenkt.

Solche und ähnliche Gedanken führten Justin zu dem Entschluß, ein Philosoph zu werden. Philosophie ist ja die Wissenschaft, die mit den Kräften des menschlichen Geistes die tiefsten Gründe alles Lebens auf natürliche Weise zu begreifen sucht. Der erste Philosoph, dessen Unterricht Justin besuchte, gehörte zu den Stoikern, die da lehrten, alles in der Welt sei aus Kraft und Stoff zu erklären. Diese beiden seien immer beisammen, und in der beständigen Verwandlung der Körper in neue Gebilde vollziehe sich ein Kreislauf der Elemente aus dem Urfeuer und zurück in dieses nach den ewigen Gesetzen der alles durchdringenden Weltvernunft. Aufgabe des Weisen aber sei es, der Natur gemäß zu leben, bis seine Seele wieder in den Gesamtstrom des Lebens sich auflöse. Das gefiel Justin; er hörte gerne von den Gesetzen reden, die das wunderbar mannigfaltige Leben der Natur regieren, und fand es anziehend, sich sein eignes Leben durch das des Weltalls deuten und ordnen zu lassen. Allein bald fühlte er doch einen Mangel. Er hörte nämlich kein Wort von Gott, immer nur von der Natur, von der Weltseele, vom Schicksal, und da schien es ihm, die Hauptfrage bleibe ungelöst: Woher ist alles? Woher bin ich? Sein Lehrer setzte ihm auseinander, das sei eine überflüssige Frage; wer sich liebend in die Natur versenke, der finde in ihren Erscheinungen die ewigen Gedanken und das Bleibende im Wechsel. Aber Justin begriff das nicht recht; er konnte den Fragen seines Herzens, die ihn von der geschaffnen Welt auf den Schöpfer wiesen, nicht einfach Stille gebieten.

Schließlich ging er enttäuscht zu einem andern Philosophen, einem Peripatetiker. So nannte man die Schüler des großen Aristoteles, der besonders den menschlichen Verstand und seine Funktionen mit bewundernswertem Scharfsinn erläutert hat. Die Logik und Dialektik des Peripatetikers war für Justin ein überaus anziehendes Gebiet. Nachdem er die große Welt der Natur erforscht hatte, that sich ihm jetzt ein Blick in die kleine Welt auf, ins Innere des Menschen, und er hoffte freudig, durch regelrechtes Denken, korrekte Begriffsbildung und richtige Schlüsse die Wahrheit zu finden. Allein kaum hatte er sich einige Tage den neuen Gedanken hingegeben, so überraschte ihn sein Lehrer durch die Frage, wie es mit dem Honorar für die Vorlesungen solle gehalten werden? Der Unterricht müsse doch etwas abtragen, und er könne nicht fortfahren, bevor er darüber beruhigt sei. Justin wurde stutzig; seine Mittel waren vermutlich nicht glänzend, und er konnte nicht viel versprechen. Besonders aber verdroß es ihn, daß ein Mann, der sich Philosoph, d. h. Weisheitsfreund nennen ließ, so ängstlich auf die kleine Einnahme bedacht war und gleich in Schaden zu kommen fürchtete.

Das verleidete ihm den Lehrer, und er ging weiter zu einem Pythagoräer. Diese Leute betrachteten die Mathematik als die Grundlage alles Wissens und lehrten, in den Zahlen seien die tiefsten Geheimnisse des Weltalls, die Harmonie und Disharmonie der Dinge unter einander angedeutet. Justin ließ sich anmelden; allein die erste Frage des Philosophen war:

> Hast du die Theorie der Tonkunst durchgearbeitet?
> Nein.
> Aber doch die Astronomie?
> Auch nicht.
> Nun, aber doch die Geometrie?
> Nein, auch nicht.
> Ja, was fällt dir ein? Du willst Philosophie treiben und kennst die mathematischen Wissenschaften noch nicht? Meinst du, es könne jemand richtig denken, ohne daß er die Geometrie begriffen hat? oder über unsichtbare Dinge nachsinnen, ohne daß er mit den unbekannten Größen der Arithmetik umgegangen ist? Nein, so kann ich dich nicht brauchen!

Justin war betrübt; denn er hatte hier wirklich den Eindruck, mit einem gelehrten Manne zu reden; aber er war zu alt, um noch alle die geforderten Wissenschaften zu studieren, und so ging er ungern genug weiter. Da geschah es, daß er mit einem Platoniker in Verkehr trat. Dieser machte ihn mit den herrlichen Gesprächen Platos bekannt und lehrte ihn den Geist erheben von den schattenhaften Dingen dieser Welt zu ihren ewigen Urbildern, den Ideen, durch die Gott die Welt geschaffen habe, und zu der höchsten Idee, der des Guten, durch deren Betrachtung die unsterbliche Seele entzückt werde und anhebe zu ringen nach dem höchsten Glück, Gott gleich zu werden. Justin studierte eifrig bei diesem Lehrer und fühlte, wie ihm hier eine neue Welt aufging; bald hoffte er soweit zu sein, daß er das Auge seines Geistes zu dem ewigen Licht der Gottheit erheben könne, und es war ihm die größte Freude, in der Stille diesen erhabnen Gedanken nachzuhängen:

> Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
> Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
> Bis am Strande
> Ihrer Wogen ich lande,
> Anker werf, wo kein Hauch mehr weht
> Und der Markstein der Schöpfung steht.

So ward Justin ein Platoniker und fühlte sich beglückt; jetzt endlich glaubte er am rechten Orte zu sein.

Lassen wir ihn hier eine Weile, und fragen wir uns: Hat Justinus wohlgethan, so viel Zeit und Kraft an die Erforschung der Wahrheit zu setzen? Ist denn das notwendig? Leben wir nicht in einer Welt, die uns des Schönen und Herzerfreuenden so viel bietet, daß ein ganzes Menschenleben nicht ausreicht zum Genuß aller der Herrlichkeit? Ist es nicht besser, es lerne jeder gerade genug, um mit Ehren einem Berufe vorzustehen, ein nützlicher Bürger seines Landes zu werden und mit Behagen seinen Anteil von Lebensfreude zu genießen? Wozu sich das Herz schwer und unruhig machen mit dem Trachten nach einer Erkenntnis, die über diese Welt hinausführt, und bei welcher der Streit der Ansichten kein Ende nimmt? Wir wollen darauf mit Goethes Geschichte vom Adler und der Taube antworten:

> Ein Adlersjüngling hob die Flügel nach Raub aus; ihn traf des Jägers Pfeil; . . . er stürzt' herab . . . und zuckt' in Qual drei lange Nächte lang. . . . Er blickt zur Eich hinauf, hinauf zum Himmel, und eine Thräne füllt sein hohes Aug. Da kommt ein Taubenpaar und blickt mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an: Sei gutes Mutes, Freund! Hast du zur ruhigen Glückseligkeit nicht alles hier? Kannst du der Abendsonne Schein auf weichem Moos am Bache nicht die Brust entgegen heben? O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug. — O Weise! sprach der Adler, und trüb erst versinkt er tiefer in sich selbst, o Weisheit, du redst wie eine Taube!

Ja wohl. Wem die Ruhe über alles geht, der hat gut reden; aber unserm Geiste sind Adlersflügel anerschaffen, und es giebt nichts Schöneres als eine Menschenseele, die anfängt hinauszustreben über die kleinlichen Fragen des Broterwerbs und Lebensgenusses und Fragen von ewiger Bedeutung sich zuzuwenden. Dabei entsteht freilich eine Unruhe im Innern, ein Suchen und Sehnen nach Gewißheit, nach einem festen Anhaltspunkt. Aber das ist eine gesegnete Unruhe; mit ihr fängt erst das wahre Leben des Menschen an; denn wo keine Bewegung, da ist kein Leben, sondern die Ruhe des Kirchhofs oder des Eisfeldes. Es muß so sein, daß jeder, der über die höchsten Fragen Gewißheit haben will, sie nicht einfach von andern übernehmen kann, sondern im Schweiße seines Angesichts sie selber erwerben muß durch angestrengten Gebrauch seiner geistigen Kräfte. Wollen wir uns darüber beklagen? Wollen wir unsre studierende Jugend bedauern, daß sie wie Justinus durch so viel Kampf und widerstreitende Gedanken hindurchgehen muß? Ich glaube: nein. Nur was Mühe gekostet hat, bereitet große, herzerhebende Freude. Auf der Höhe des Alpengipfels freut sich der Wandrer zu leben, nachdem er mühsam hinangestiegen ist dem Ziel entgegen, und nicht anders verhält es sich mit den ewigen Höhen, von denen die Hilfe kommt im Drang des Lebens. Ihrer auch nur ansichtig zu werden, dazu gehört ein ernstes Ringen, und im Zickzack geht der Weg die Höhen hinan:

Die Wege sind oft krumm und doch gerad,
Darauf Gott läßt die Kinder zu sich gehn.

Wohl ist es leider wahr: schon mancher ist untergegangen in dem Getöse streitender Weltanschauungen, dessen die heutige Welt voll ist; auf demselben Meere, das viele Schiffe durch Sturm und Wellen dem Ziel entgegenträgt, sind andre versunken, gescheitert oder gestrandet. Aber soll nun deswegen kein Kolumbus mehr hinausfahren? Es haben manche am Glauben Schiffbruch gelitten; aber war es die Arbeit, das ernste Bemühen, war es der Kampf, der sie zu Fall gebracht hat? Gewiß nicht; in der Regel war es vielmehr die Unlust zum Kampf, die geistige Schlaffheit, der die Höhen des Glaubens zu hoch sind, die Nachgiebigkeit gegen sich selber, die großen Anforderungen aus dem Wege geht und dafür gern in großer Gesellschaft durchs Leben wandert. Nicht Forschung und Wissenschaft sind die wahren Feinde der Jugend, sondern der Hochmut, der fertig sein will, bevor er angefangen hat; die Charakterlosigkeit, die geistigem Ringen mit Lächeln zusieht, weil sie nähere Wege zu Ehre und Ansehen kennt, und die Genußsucht mit ihrem Gefolge, der blasirten Müdigkeit. Wo diese Feinde sich der Jugend bemächtigen wollen, da ist es Zeit, bange zu sein. Besser aber ist es, für sie zu beten um die Leitung des heiligen Geistes und um Bewahrung vor der Macht des Irrtums. So hat Monika gebetet für ihren Sohn Augustinus, während er siebzehn Jahre lang erniedrigenden, unheilvollen Einflüssen sich hingab. „Der Sohn so vieler Thränen konnte nicht verloren gehen," und sie hat getröstet sterben dürfen. Schon vielen christlichen Eltern ist es so gegangen, daß ihre Gebete wie eine feurige Mauer die gefährdeten Kinder umgaben. „Wenn du glauben würdest, so würdest du Gottes Herrlichkeit sehen." Haben die Eltern sie aber dem Herrn befohlen, dann dürfen sie auch nicht ungeduldig werden, wenn die Kinder oft recht unreife Ansichten äußern, Halbverstandnes eifrig wiedergeben und alles besser zu wissen meinen, sodaß ihr Widerspruch zum Unwillen reizt. Anstatt schroffer Abweisung und Wehklage über das heutige Geschlecht gilt es dem jugendlichen Unverstande mit Sanftmut und Weisheit die eigne Lebenserfahrung entgegenzustellen. Gott hat ja auch Geduld mit jedem, der aufrichtig ist gegen ihn und die Menschen und nicht äußere Erfolge sucht mit seinem Streben, sondern daß er die Wahrheit erkennen möge. Wir sollen Ehrfurcht haben vor der Wahrheit, die über uns steht, wie über unsern Kindern, und unsern Gerok begreifen, wenn er sagt:

Mich reut kein Weg, drein sich mein Geist vertiefte
Im ernsten Dienst gestrenger Wissenschaft,
Wenn ich, dieweil ihr schlieft, die Flügel prüfte
Der angebornen, gottgeschenkten Kraft.
Und wars ein Umweg, der nach heißen Stunden
Zurück erst führte zu dem ewgen Licht:
Wer recht gesucht, nur der hat recht gefunden;
Es reut mich nicht!

Bth

Gut Regiment!

Uhlhorn schreibt gelegentlich in seiner Schrift „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage":

Man stößt heutzutage vielfach auf einen wunderbaren Glauben, fast möchte ich sagen Aberglauben an das Kirchenregiment, als ob das Kirchenregiment alles könnte, als ob alle Schäden der Kirche nur darin ihren Grund hätten, daß das Kirchenregiment, wie man meint, nicht das rechte ist, und als ob mit einem Schlage alles gut wäre, wenn man nur zu dem rechten Kirchenregiment gelangen könnte. Das Kirchenregiment ist immer die schwache Seite unsrer Kirche gewesen und wird sie immer sein.

Wir sind wirklich sehr weit entfernt von jenem Aberglauben an die Wunderwirkungen eines idealen Kirchenregiments. Wir sind im Gegenteil überzeugt davon, daß die Gestaltung des Kirchenregiments eine recht untergeordnete Zweckmäßigkeitsfrage ist, und haben beispielsweise die Richtung, die in einer episkopalen Ausbildung des Kirchenregiments das Heil sieht, und gegen die sich jenes Uhlhornsche Wort doch wohl vorzugsweise richtet, stets sehr kühl beurteilt. Gleichwohl haben wir mit allen ernsten Gemeindegliedern ein dringendes Interesse daran, daß unsre kirchliche Obrigkeit überall nicht zu viel Gebrauch mache von ihrem historischen Recht, die schwache Seite der evangelischen Kirche zu sein.

Uebersehen wir die letzten zwei Jahre und was sie uns von oben gebracht haben: in Breslau den Fall Klein, in Berlin den oberkirchenrätlichen Erlaß, in Hannover die Unfähigkeitserklärung von Lüpkes, in Stuttgart die Kundgebungen zum Fall Schrempf, in Kassel den Fastenhirtenbrief mit seinen privaten Retraktationen. Wie viele unter denen, die wirklich ihre evangelische Kirche lieb haben, werden an diese Thaten evangelischer Kirchenleitungen mit ehrlicher Freude zurückdenken?*)

Die Christliche Welt hat sich in allen den genannten Fällen im Widerspruch zu den Behörden befunden. Manche machen sich von hier aus das Bild, als liege der Herausgeber auf der Lauer, um einen neuen Fall zu entdecken und, wenn das gelungen ist, eiligst einem sensationsbedürftigen Publikum die neuste Affäre aufzutischen. Das ist weit gefehlt. Weder ist unser Publikum, noch sind wir lüstern nach immer neuen Fällen. Wenn solche ganz ausblieben, so würden zwar etliche Leser sich beklagen, daß unser Blatt gegen früher minder „interessant" geworden sei, aber die Redaktion würde das mit Freuden tragen und die stillere Arbeit um so fröhlicher thun, die bei der Gründung des Blattes allein uns vorgeschwebt hat. Es findet auch in Wahrheit das Gegenteil von dem statt, was solche, die uns nicht kennen, vermuten: wir erwehren uns neuer „Fälle," so lange wir können. Wenn unsre Kirchenleitungen wüßten, wie viele Meldungen bei unsrer Redaktion eingehen von kleinen und großen Konflikten, die in dieser erregten Zeit zwischen kirchlichen Vorgesetzten und Pfarrern oder solchen, die es werden wollen, sich abspielen! Meldungen, die wir nicht beachten, teils weil wir der wirklichen Sachlage nicht auf den Grund gehen können, teils weil die öffentliche Besprechung durch das nächste Interesse der Beteiligten ausgeschlossen ist, teils weil wir an den großen Fällen genug haben und der kleinen uns nicht auch noch annehmen können. Wenn unsre Kirchenleitungen und die für sie das Wort führen, das alles wüßten, würden sie erkennen, daß wir nur dann widersprechen, wenn wir unter dem Druck einer moralischen Notwendigkeit stehen.

Dies ist um so mehr der Fall, weil wir die Lage unsrer Kirchenleitungen uns gar nicht schwierig genug vorstellen können. Es ist gewiß viel leichter, kirchenbehördliche Erlasse und Maßnahmen zu kritisiren, als solche zu stande zu bringen. Aber auf eins, meine ich, sollten die Kirchenbehörden von vornherein verzichten: nämlich die theologische Auseinandersetzung über brennende religiöse Fragen von sich aus entscheiden- oder zur Ruhe verweisen zu wollen. Dazu hat ein Kirchenregiment weder die Macht noch die Gaben. Und der zu Unrecht beschiedne Teil wird dann immer in die Lage kommen, sich auf Apostelgesch. 5, 29 zu stellen. Einen Versuch in dieser Richtung haben die drei Kasseler Generalsuperintendenten gemacht, aber auch sie haben nicht umhin gekonnt, nachträglich Einschränkungen vorzunehmen, die ihre That jeder Kraft und jedes Ansehens entkleiden.

Im Unterschiede von diesen drei Generalsuperintendenten dürften die Männer in den Kirchenregimenten sonst von der Unmöglichkeit durchdrungen sein, die religiös-kirchlichen Streitigkeiten unsrer Tage von oben zu dämpfen oder zu entscheiden. Das Kirchenregiment kann nicht anders, als der Entwicklung der Theologie folgen, sonst setzt es sich mit einem gleichberechtigten Faktor innerhalb der Kirche in Widerspruch, und

*) Das Verhalten des württembergischen Konsistoriums bedarf einer besondern Würdigung. Wir haben von Anfang anerkannt, daß es mit der Entlassung Schrempfs im „Rechte" war. Die spätern Bescheide gestehen mehr, als es sonst der Brauch von Kirchenbehörden ist, die vorhandnen Schwierigkeiten zu und sind doch ein offner Versuch, ihnen gerecht zu werden. Vielleicht, ja wahrscheinlich hat das Konsistorium auch zu dem Verfahren gegen von Wächter seine guten Gründe. Aber wieder wie im Fall Schrempf jenes unbegreifliche und unerträgliche Vorverfahren. Wenn von Wächter (Schwäbische Tagwacht Nr. 152) wahrheitsgetreu berichtet, so war der Verlauf des Prozesses kurz dieser. Das Konsistorium legte ihm die einfache Frage vor: ob er eingeschriebnes Mitglied der sozialdemokratischen Partei sei. Der Kandidat bejahte sie. Und ohne daß ihm irgend welcher Grund mitgeteilt oder er persönlich gehört worden wäre, ward hierauf seine Entfernung aus der Liste der Predigtamtskandidaten verfügt. Angenommen dieser Entscheid wäre prinzipiell richtig, wozu diese herbe Behandlung?

daraus entsteht dann Zwietracht und Spaltung. Theologie ist ebenso eine Geistesgabe wie Verwaltung. Sie alle wirket der eine und selbe Geist, — wie der Apostel sagt 1. Kor. am 12. Dort kann man lesen, wie sich die einzelnen Gaben und Wirkungen zum Heile des Ganzen unter einander stellen müssen. Und das ist nicht nur christlicher Grundsatz, es ist auch das einzig Mögliche. Theologie wird allein durch Theologie überwunden, nicht durch Verwaltung. Und eine durch die Richtung des Zeitgeistes nun einmal herrschende Theologie läßt sich durch keinerlei Verwaltungspraxis vom geistlichen Amte fern halten. Beweis dafür ist, daß heute auf zahllosen Kanzeln Jünger der „modernen" Theologie stehen, mögen sie von Biedermann oder Lipsius oder Ritschl herkommen. Will wirklich jemand die Frivolität üben, zu behaupten, sie könnten nicht im Segen ihre Gemeinde weiden, nicht das Evangelium verkündigen? Und will jemand den absurden Plan ernstlich vertreten, alle diese von den Kanzeln zu verbannen? Nun, wenn dies so ist, wenn das lebendige Recht der Entwicklung mit naturnotwendigem Zwang sich über das in der Konkordienformel geschriebne Recht hinaus entwickelt hat, — warum scheut man sich denn, das offen anzuerkennen? Warum thut man so, als ob unsre Landeskirchen wirklich noch im alten Sinne „lutherisch" wären, da doch ein Blick in die Kirchen der Gegenwart das offenbare Gegenteil lehrt? Diese Zweideutigkeit, daß man das lebendige Gewohnheitsrecht nicht offen und klar neben dem Recht des toten Buchstabens anerkennt, sie ist die Mutter unsrer kirchlichen Erlasse und Bescheide, die scheinbar sich in die Sache einlassen, aber in Wahrheit Worte gebrauchen, die eben die Hauptpunkte nicht treffen und folglich nach allen Seiten hin der weitesten Deutung Raum geben. Und zwar so, daß von Seiten der kirchlichen Unterbeamten unter dem Scheine des Einverständnisses mit der Oberbehörde in einem Sinne regiert werden kann, der mit den wirklichen An- und Absichten dieser ganz und gar nicht zusammenstimmt.

Insbesondre wäre zu wünschen, daß wir über Eine Gattung von Fällen durch eine prinzipiell klare Haltung unsrer Kirchenleitungen ein für allemal hinwegkämen. Ich denke an die Kandidatenprüfungen. Die Auffassung, als könnte bei Gelegenheit des ersten oder zweiten Staatsexamens das Bestehen des Kandidaten irgendwie davon abhängig gemacht werden, wie er innerlich zum Evangelium oder zum Bekenntnis oder zum Dogma steht, sollte durch Wort und Praxis als eine von keinem evangelischen Kirchenregiment geteilte offenbar werden. In diesen Prüfungen handelt es sich um ein bestimmtes Wissen und Können, um nichts weiter. Die innern Qualifikationen zum Kirchendienst zu erproben, soll man sonstwie ernstlich bemüht sein;*) aber Examinatoren und Kommissare sollten es mit gleichem Nachdruck weit von sich weisen, als könne und dürfe das theologische Examen je zum Glaubensverhör werden. Wenn in der schmerzlichen Angelegenheit des Kandidaten Groth dessen Angehörige nach dieser Richtung hin einen unbegründeten Verdacht fassen konnten, so war das eben nur deshalb möglich, weil hier thatsächliche Unklarheiten vorliegen. Und es ist uns nicht deutlich geworden, ob die Entrüstung, mit der manche kirchliche Blätter diesem Verdacht entgegentraten, gegen die Möglichkeit sich richtete, daß einem Kandidaten wegen seiner theologischen Richtung das Zeugnis verweigert werden könnte: nur in diesem Falle hätte jene Entrüstung einen Wert.

Trotz der Fülle von Schwierigkeit, die keine kirchliche Obrigkeit aus unserm gegenwärtigen kirchlichen Leben hinwegschaffen kann, sind wir doch überzeugt, daß gut Regiment auch heute unendlich viel zu thun vermag. Es muß nur vor allem den Mut der Klarheit und Wahrheit haben und auf das Vertrauen der ihm Unterstellten abzielen. Der Büreaukratismus ist nirgends mehr vom Uebel als in Kirchensachen, und gerade da scheint er seine liebste Heim- und Zufluchtsstätte gefunden zu haben. Ich weiß von Juristen, die ein gerechtes Maß dafür besitzen, daß manche Konsistorien sich durch eine übergroße Umständlichkeit und Langsamkeit des Geschäftsganges noch vor den andern staatlichen Behörden auszeichnen. In einem Falle, der mir angeführt wurde, dauern die Verhandlungen über Selbständigmachung einer bisherigen Filialgemeinde schon über zwei Jahre, obwohl Patron, Pfarrer und Gemeinden ganz einer Meinung sind und Geldmittel ebenso wie eine Kirche vorhanden. Neben dem schleppenden Geschäftsverkehr aber steht der oft nur allzu schneidige Geschäftsstil. Ein Nichttheologe, der jüngst Veranlassung hatte, amtliche Schreiben von kirchlichen Obern an einen jungen Theologen durchzusehn, sagte zu mir: „Weshalb herrscht ein solcher kalter, büreaukratischer, abweisender Ton bei amtlichen Schreiben, die den jungen Theologen [und nicht nur den jungen!] von den Behörden zugehen? Ich habe so etwas von eisiger Kälte und kaltherzigem Formalismus noch bei keiner andern Behörde gefunden." Daß der Ton, in dem christliche Kirchenbehörden mit christlichen Pfarrern und Kandidaten reden, nur durch eine öde Gewohnheit erträglich ist, empfinden heute Unzählige. Und manchem Pfarrer hat es auf Stunden und Zeiten die Freudigkeit zum Wirken verkümmert, wenn ihm vielleicht heilsame Dinge in dieser Form gesagt wurden.*) Niemand verlangt, daß die Superintendenten und Konsistorien in der Sprache Kanaans reden, aber ein gut Teil brüderlicher, natürlicher und menschlicher, das könnte nicht schaden. Und es ist einfach Pflicht.

Man kann nicht verallgemeinern, ohne Unrecht zu thun. Es giebt gutes Regiment in unsern Kirchen, und dieselbe Hand, die etwa fehlgreift, segnet auch wieder. Wie viel thun kirchliche Obrigkeiten jetzt für eine bessere Gemeindeorganisation, für die Sicherung der äußern Lage ihrer Pfarrer u. s. w. Und das Beste geschieht oft im Stillen. Aber man hat doch oft den Eindruck, bei einiger Energie und Weitsichtigkeit ließe sich leicht viel mehr thun. Es erweist sich bei der schwierigen innern Lage doch als ein großes Glück, daß wir die verschiednen Landeskirchen haben. Kein Freund gesunder Entwicklung kann wünschen, daß wir so bald auf kirchlichem Gebiet aus der Vielheit zur Einheit kommen.

Gut Regiment! Luther rechnet es zum täglichen Brot, und um dieses bitten wir in der vierten Bitte. Möge Gott den Männern im Kirchenregiment einen weisen und tapfern Sinn schenken, in diesen schweren Zeiten nach nichts zu fragen als nach Seinem Willen und der Gemeinde Bestem. Wir möchten keinem, der im ganzen Gefühl der schweren Verantwortung sein verantwortungsreiches Amt führt, die Freudigkeit dazu verkümmern. Aber die Pflicht der kirchlichen Presse ist so hoch und heilig wie die der kirchlichen Obrigkeit, sie hat nach Schleiermacher auch selber mit teil an der Kirchenleitung. Und

*) Es sind dahingehende Vorschläge auch von Herrmann und Kastan in ihren „Heften zur Christlichen Welt" gemacht worden. Niemand leugnet diese Notwendigkeit.

*) In den „Amtlichen Mitteilungen des Königl. Konsistoriums der Provinz Ostpreußen" vom 22. März 1893 findet sich unter Nr. 2854 ein Erlaß, der zur Illustration des oben Gesagten dienen mag. Es handelt sich um die Einsammlung der Pfarrbeiträge zum Pensions- und Witwen- und Waisenfonds, die durch „die Säumigkeit einzelner Geistlichen" den Herren Superintendenten erschwert worden sei. Die Herren Superintendenten werden nun ermächtigt, „derartige Rückstände ohne weiteres durch Postnachnahme einzuziehen oder, falls auch dieses Mittel sich als fruchtlos erweisen sollte, in unserm Namen die sofortige exekutivische Beitreibung des fälligen Betrages nebst allen Kosten bei der betreffenden Vollstreckungsbehörde zu beantragen." — Unwillkürlich fragt man sich, ob es möglich sei, daß eine geistliche Behörde gegen die ihrer Aufsicht unterstellten Pfarrer so verfahren kann. Welche Stellung giebt sie dadurch den Superintendenten ihren Amtsbrüdern gegenüber! Werden sie nicht geradezu zu Bütteln herabgewürdigt? Und ob sich die Behörde denn gar nicht die Konsequenzen vergegenwärtigt hat, die eine solche Exekution durch Vermittlung der Amtsvorsteher für die ganze Amtsführung eines Geistlichen haben kann? „Unser Pfarrer ist heute ausgepfändet," heißt es plötzlich in der Gemeinde; seine Gegner lachen und spotten, seine Freunde werden an ihm irre. Und welches ist die Veranlassung zu dieser in einer Kirchenbehörde geradezu unerhörten Gewaltmaßregel? Ist es wirklich nur „Säumigkeit"? Es darf nicht vergessen werden, daß durch den Ausfall der Stolgebühren, auf die der Pfarrer vielerorten geradezu angewiesen ist, und durch die noch nicht eingetretene Entschädigung viele Geistliche in große Geldverlegenheit gekommen sind. Böser Wille ist bei jenem Ausbleiben gewiß in keinem Falle vorhanden. Diese Lage der Dinge hätte dem Konsistorium bei etwas liebevollem Eingehen auf die Gründe jener „Säumigkeit" nicht verborgen bleiben können. Gewiß, es handelt sich um eine rein geschäftliche Angelegenheit, aber dieser Weg zu ihrer Regelung kann unter Umständen, ja wird in jedem Falle auf das ganze Amtsleben der Geistlichen störend einwirken.

unsre Kirchenregimente dürfen davon überzeugt sein, daß, wenn wir unsrerseits ihnen entgegengetreten sind, dies nur unter dem Zwange einer Verantwortung geschehen ist, an der auch wir schwer genug tragen. R

Liebäugeln wir mit den Sozialdemokraten?

Ein Briefwechsel

3

Verehrte Frau!

Auch Sie wollen, daß der Arbeiter ausreichend versorgt werde, daß er sich seiner Arbeit nähren könne. Mehr habe ich in meiner Betrachtung aber auch nicht gefordert; womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß ich außerdem nichts mehr zu wünschen hätte. Wenn Sie sich nun trotzdem durch den Artikel unsympathisch berührt fühlen, so mag auch noch eine Ursache vorhanden sein, außer dem, was ich in meinem ersten Briefe über die Kritik der bestehenden Zustände gesagt habe. Oder ich will lieber sagen, diese Kritik behagt Ihnen auch noch aus einem andern Grunde nicht. Sollte nicht Ihr Schönheitsgefühl durch die häßlichen Bilder verletzt worden sein? Ich vermute nämlich, daß es bei vielen ein ästhetisches Unbehagen ist, was sie von der sozialen Bewegung unsrer Tage abstößt. Aber das hilft nun einmal nicht; wenn man arbeiten will, darf man sich vor etwas Schmutz nicht scheuen. Es giebt in den meisten Gemeinden Wohnungen, in denen die Unreinlichkeit Königin ist und allerhand wenig ästhetisches Ungeziefer zur Leibgarde hat; da ist es nicht angenehm einzukehren, aber unsereins muß doch hinein und darf noch nicht einmal den angebotenen Stuhl ablehnen, so sehr es einen auch gruselt beim Niedersitzen. Und doch schafft die Einkehr in solchen Häusern auch wieder eine wohlige Empfindung. Sie kommt aus dem Bewußtsein, mit der christlichen Bruderliebe Ernst gemacht zu haben.

Hier nebenbei eine Frage. Wie mag es wohl mit den Besuchen zwischen Hoch und Niedrig stehn? Ob es wohl viele Gebildete giebt, Männer und Frauen, die nicht bloß freundlich und herablassend bei gegebner Gelegenheit mit den untern Klassen der Bevölkerung verkehren, sondern sie wirklich besuchen? Und was würden die vornehmen Herrschaften erst für ein Gesicht machen, wenn die Wäscherin im Salon erschien, zu einem Plauderstündchen? Sehen Sie, darum ist es so grundverkehrt, zu meinen, es habe eine nennenswerte gegenseitige Annäherung der Stände stattgefunden. In der äußerlichen Lebenshaltung mag ein Teil der Industriearbeiter sich den höhern Ständen genähert haben, innerlich und dem Gefühl nach stehen sie sich fremder als je gegenüber. Der zünftige Handwerksmeister zu Luthers Zeiten stand dem Gelehrten viel näher — das beweisen auch die Heiraten jener Zeit — als heute der ehrsame Schuhmachermeister den sogenannten Gebildeten. Und der Unterschied in der Lebenshaltung des Ackerknechts und seines Gutsherrn ist viel größer als zu den Zeiten, wo noch das Edelfräulein in ihrer dürftig ausgestatteten Kemenate bei undichtem Fenster die Spindel drehte.

Ich will gewiß kein gedankenloses Gleichmachen der Stände. Es würde alles Leben ertöten, und der Stand, der für das öffentliche Wohl die einflußreichste Bedeutung hat, muß und wird auch immer das größte Ansehen haben. In diesem Sinne kann ich Ihnen Recht geben, daß der Unterschied der Rang- und Vermögensverhältnisse eine nötige und heilsame Gottesordnung sei. Daß — ja, aber wie? das unterliegt doch sehr der Prüfung. Wenn Sie meinten — Sie meinen es ja nicht —, daß die heutigen Rang- und Vermögensverhältnisse eine unantastbare Gottesordnung seien, so werde ich Ihnen widersprechen, trotz jedem Sozialdemokraten. Nur die Gesetze der göttlichen Weltleitung sind ewig, die einzelnen Gestaltungen und Erscheinungen, in denen diese Gesetze sich verwirklichen, sind aber nach Gottes Willen auch so von der menschlichen Freiheit mit abhängig, daß es äußerst gewagt sein würde, zu behaupten, etwas sei Gottes Wille, weil es ist. Der Glaube freilich wird es herausfühlen, was wirklich Gottes Wille ist, aber doch auch nur der reine Glaubenssinn, der völlig ungetrübt wäre von

Weltsinn — und wo wäre der auf Erden zu finden, außer in dem Einen, Hohen? Sehen Sie, verehrte Frau, es ist auch eine Gottesordnung, daß das Unkraut die Pflanzen überwuchert, und doch jäten wir es aus. Ich kenne ein zartfühlendes Fräulein, die würde es nicht übers Herz bringen, eine Kulturpflanze während der Vegetation auszureißen — sie meint, die Pflanzen hätten auch Leben und Daseinszweck —, aber Sie sollten mal sehen, mit welcher Bosheit die das Unkraut ausrupft. Also eine Aenderung der Rang- und Vermögensverhältnisse und eine größere gegenseitige Annäherung der Stände, auch in der äußern Lebenshaltung, verbietet keine Gottesordnung. Und wenn das durch den Zwang der Gesetze geschehen müßte — nun wozu haben wir denn gesetzgebende Körperschaften? Jedes Gesetz zwickt hier etwas vom Eigentum ab und legt dort etwas zu. Ich sagte, auch in der äußern Lebenshaltung sollte eine Ausgleichung der Unterschiede nach Möglichkeit stattfinden. Denn da stimme ich Wagner zu, und seine Ausführungen waren ganz im Sinne des von Ihnen beanstandeten Aufsatzes: wir sollen die untern Volksschichten auch nicht in Versuchung führen! Sie wissen, es widerstrebt mir, auf meiner Arbeitsstube ein Sofa zu haben: nun, es giebt noch viel mehr und andres, worauf wir um der Bruderliebe willen verzichten sollen.

Sie wollen, wir sollten keine Hoffnungen erwecken, solange wir auch nicht die geringste Aussicht hätten, sie zu verwirklichen. Darin haben Sie Recht, obwohl auch nicht übersehen werden darf, daß dem guten Willen vieles möglich ist, was der böse Wille für unausführbar hält. Aber ich habe in meinem ersten Briefe auch schon gezeigt, daß eine Abhilfe in dem erwähnten Falle sogar schon ohne Schädigung des Gutsherrn möglich ist. Abgesehen davon aber muß ich doch sagen: wenn die Verhältnisse der Menschenwürde und der Christenpflicht geradezu Hohn sprechen, dann müssen sie aufgedeckt und gegeißelt werden, ganz unbekümmert um die Möglichkeit der Hilfe. Sollte es thatsächlich der Fall sein, daß in bestimmten Gebieten Deutschlands der große Grundbesitz nicht imstande wäre, seine Arbeiter angemessen zu lohnen, so möge er als Ackerbetrieb zu Grunde gehen, man forste ihn dann auf. Oder aber, es müssen vom Staate Maßregeln ergriffen werden, die ihn leistungsfähiger machen. Und dazu wird dieser nur willig, wenn die ganze Trostlosigkeit der bestehenden Zustände offen aufgedeckt wird. Das kommt auch dem Bauernstande zu gute und thut ihm nicht minder dringend not. Denn es ist ein Jammer, und wer, wie ich, aus dem Bauernstande kommt, dem muß es das Herz ergreifen, wie jetzt in weiten Schichten der bäuerlichen Bevölkerung die Freude und der Stolz am eignen Besitz im Schwinden ist. Am Südharz sollen jetzt schon Bauern sozialdemokratisch gewählt haben, und ich habe es nicht einmal, sondern öfter von Bauern aussprechen hören: man thäte am besten, den ganzen Krempel zu verkaufen und unter die Arbeiter zu gehen. Der Bauer, der wie kein andrer am Hergebrachten hängt, findet sich am schwersten in die neue Zeit mit ihrer Geldwirtschaft und ihren Kulturfortschritten hinein. Man hat ja mancherlei gethan, ihm den Nutzen des Genossenschaftswesens, der intensiven Bodenbearbeitung, der Buchführung u. s. w. klar zu machen, aber lange nicht genug. Und der Erfolg ist sehr gering geblieben. Ich fürchte, er reibt sich in seinem Widerstreben gegen den Fortschritt auf oder wird zerrieben. Sollte es ihm aber einmal zu bunt werden, so wird er auch kurzen Prozeß machen. Schwerfällige Menschen sind ja immer leichter zu einem kräftigen Ruck vorwärts zu bewegen als zu einem langsamen und stetigen Fortschritt. Mit dieser Eigentümlichkeit des Bauernstandes muß der Staat rechnen und ihm mit seinen Mitteln durch die schwere Uebergangszeit von der Einzelwirtschaft zur Gemeinwirtschaft (daß ich kurz so sage) hindurch helfen. Damit aber die Regierung dazu willig werde, ist es not, kräftig auf die schwierige Lage der Landwirtschaft hinzuweisen. Denn es ist nun einmal so, daß den unartigen, schreihälsigen Kindern doppelt der Mund gestopft wird, ehe die artigen und stillen Kinder ihr Teil bekommen. Daß man aber bei der Kritik der bestehenden Zustände auch gleich das rechte Mittel der Abhilfe angeben solle, ist eine ganz unbillige Forderung. Die Not macht erfinderisch; wird sie überall gefühlt, so wird sich auch der Weg zur Ab-

hilfe aufthun. Es liegt aber schon eine Linderung darin, wenn der Bedrückte sieht, daß seine Not als solche anerkannt wird. Das ist allerdings auch meine Meinung, neue Ziele und Wege soll man nicht leichtfertig vorschlagen. Denn die etwaige Enttäuschung könnte gefährliche Rückschläge zur Folge haben.

Aber wir kommen ganz von der Arbeiterfrage ab. Sie halten mir vor, daß die Arbeiter durch alle bisherige Fürsorge auch nicht ein Titelchen zufriedner geworden wären, und meinen, sie wären überhaupt nicht zufrieden zu stellen. Das Erste mag vielleicht sein. Aber welcher Verständige hat denn auch erwartet, daß die Gesetze über Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung mit einem Schlage ein zufriednes Volk schaffen würden? Die segensreichen Wirkungen dieser Gesetze werden ja zum Teil erst in einer langen Reihe von Jahren voll empfunden werden. Außerdem muß das Volk sich erst daran gewöhnen, bei günstigen Zeiten für Notzeiten vorzusorgen. Woche für Woche kommen dem Arbeiter die Lasten, die ihm durch die neuen Gesetze aufgelegt sind, zum Bewußtsein, und muß er noch seine Pfennige zusammenhalten, wie der ländliche Arbeiter, so empfindet er die Last wirklich drückend. Dann liegt es in der Natur der Sache, daß der Unzufriedne redet, während der Zufriedne schweigt. Und die Aeußerungen der Unzufriedenheit fallen uns wohl nur deshalb so auf, weil wir sie an der geschehenen Fürsorge messen. Ich glaube, es ist keiner imstande, objektiv festzustellen, ob die Unzufriedenheit sich ganz gleich geblieben ist. Endlich ist es auf diesem Gebiete wie anderswo auch. Auch wenn die Kraft des Gewitters gebrochen ist, grollt der Donner doch noch eine Zeit lang nach. Hierzu kommen aber neue Gründe der Unzufriedenheit, die in den Gesetzen selbst liegen. Auf die Umständlichkeit und Schwerfälligkeit der Verwaltung habe ich schon hingedeutet. Außerdem ist sie kostspielig. Dann die Mängel in den Gesetzen, der Arztzwang, die Beschränkung der Krankenversorgung auf dreizehn Wochen, der Ausschluß der übrigen Familienmitglieder, die säumige Auszahlung des Krankengeldes oft erst nach Monaten u. s. w. Ferner die beleidigende Erfahrung, die der Kranke, Verunglückte und Invalide machen muß, daß er in der Regel, wenn die Sache nicht ganz auf der Hand liegt, als Simulant angesehen wird. Weiter ungleichmäßiges Verfahren, das sich ja freilich nicht ganz vermeiden läßt, aber trotzdem sehr verbittert. Ich kenne einen Mann, der jährlich etwa 500 Mark Unfallsrente bekommt und doch nach wie vor seinem Gewerbe nachgeht, und einen andern, von dessen Beschädigung jedermann überzeugt ist, und der doch trotz aller Bemühung keine Rente zu erlangen vermocht hat. Endlich aber sollen die Berufsgenossenschaften sich fast regelmäßig erst verklagen lassen, ehe sie sich zur Auszahlung einer Rente bequemen. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, die Arbeiter behaupten es aber.

Nun sagen Sie, daß auch die bessergestellten Arbeiter meist nicht mit ihrem Lohn auskämen, und klagen über Luxus u. s. w. Die Thatsache ist zuzugeben; es wohnen auch unter diesen Reiche und Arme bei einander. Aber die Leute sind nicht zur Wirtschaftlichkeit erzogen, und die höhern Stände gehen nicht mit gutem Beispiele voran. Wenn eine Volksklasse seit Generationen gewohnt gewesen ist, von der Hand in den Mund zu leben, so bleibt diese Gewohnheit nach dem Gesetze der Trägheit auch dann noch, wenn kein zwingender Grund dazu mehr vorliegt. Und das Uebertreiben liegt überhaupt in der menschlichen Natur. Maßhalten setzt schon eine gewisse Stufe der Bildung voraus. Vergleichen Sie doch einen Tanzboden im Dorfe mit dem Ballsaal der Stadt. Hieraus folgt nur das Eine, daß Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Förderung der untern Volksschichten eine gesteigerte Volksbildung gehen muß. Bedenken Sie doch nur einmal, wie viele Möglichkeiten des Lebensgenusses Ihnen zu Gebote stehen, für die der einfache Mann aus dem Volke gar kein Organ hat. Wenn Sie im Kreise Ihrer Familie bei Thee und Butterbrot in anregendem Gespräch den Abend verbringen, so haben Sie doch mehr Genuß als der Arbeiter, der zum Abendbrot für seine Person ein halbes Pfund Ochsenzunge verzehrt, obwohl Ihnen Ihr Abendbrot wahrscheinlich billiger zu stehen kommt. In diesen Kreisen ist man in der Regel nur sinnlicher und oft gar grobsinnlicher Genüsse fähig.

Weiter schelten Sie auf die frühen Heiraten der Arbeiter.

Auch darin kann ich Ihnen nicht beistimmen. Das angezogne Beispiel der höhern Stände beweist für Ihre Meinung nichts — oder das Gegenteil. Sollten Sie wohl eine Ahnung davon haben, welch ein Unglück für unser Volk diese späten Heiraten der gebildeten Männer sind? Wie viel Tugend und gute Sitte, wie viel Ehre und Seelenfriede, wie viel Volkskraft und Volksvermögen unter diesem späten Heiraten zu Grunde geht? Das ganze grauenvolle Elend der Prostitution hat darin zumeist seinen Grund. Sie können unmöglich wollen, daß auch noch der männliche Arbeiterstand in diese Bahnen hineingerate. Denn im großen und ganzen ist er noch nicht darin. Das kommt aber daher, daß er sich früh eine Lebensgefährtin sucht. Auch in diesen Verhältnissen kommt ja genug Sünde vor, aber sie wiegt nicht so schwer als die andre, und namentlich vom Standpunkt der Volkswirtschaft ist sie bei weitem das geringere Uebel. Lassen Sie uns nur dafür sorgen, daß die Mädchen des Volkes tüchtige Hausfrauen werden, dann schaden die frühen Heiraten nichts. Luther z. B. hat ihnen sehr entschieden das Wort geredet. Und wie wäre es denn vielleicht mit einer staatlichen Fürsorge für Witwen und Waisen? In der kulturgeschichtlichen Entwicklung ist mit Repressivmaßregeln wenig gethan. Hier kommt es darauf an, daß der natürliche Strom der Entwicklung in gesunde und heilsame Bahnen gelenkt werde.

Fürchten Sie auch nicht, verehrte Frau, daß durch zu weitgehende Fürsorge das Uebel und damit die Himmelssehnsucht aus der Welt vertrieben werden könnte. Gott wird schon dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlts ihm nicht, auch nicht an Mitteln, gallenbitter die Welt zu machen. Aber Gott schickt das Weltleid doch nicht bloß deshalb, damit der Betroffne sich hier nicht zu fest einwurzele; er schickt es auch, um unsre Liebe hervorzurufen. Der Herr Jesus hat das Elend gelindert, wo es ihm entgegentrat, und wir können auch niemals zu viel Thränen trocknen und Schmerzen stillen. Aber doch belächeln auch wir den Wahn, der da meint, der Himmel ließe sich auf Erden jemals verwirklichen. Dazu sind wir viel zu nüchtern, ja vielleicht zu nüchtern.

Nun hat Sie der Stich auf die Geheimrätin verdrossen. Ich hoffe, daß sich unter den Leserinnen der Christlichen Welt keine davon getroffen gefühlt hat. Aber, aber, wie groß mag wohl die Zahl der Damen sein, die in der gegeißelten Weise fromm sind, die als gute Leiter alle Willensantriebe aus einer Predigt, selbst unbeeinflußt, auf ihre Leute weiterleiten. Sie sind ja eine warme Verehrerin von Ottilie Wildermuth; lesen Sie doch noch mal die kleine Erzählung „Großvaters Brautwerbung“ in dem Bande nachgelassener Schriften „Beim Lampenlicht.“ Da ist diese Sorte sehr treffend an einem Beispiel geschildert. Und daß diese Damen nicht arbeiten, kein wertvolles Lebenswerk zu stande bringen, daß *sie* also auch kein sittliches Recht haben, andern das Glück der Arbeit zu predigen, bedarf wohl keines Wortes. Daß es auch andre Arbeit giebt als die, von der man Schwielen bekommt, Arbeit, die weit mehr aufreibt als die körperliche, habe ich ja auch in dem Aufsatz angedeutet.

Endlich spielen Sie auf Luther an und auf sein Verhalten in den Bauernkriegen. Wir können uns diesen Hinweis wohl gefallen lassen. Luther ist für die Bauern doch auch eingetreten. Er hat den Fürsten ihr Unrecht offen vorgehalten. Er hat auch nicht schlechthin gefordert, sie sollten auf Gottes Stunde warten, sondern die Bauern mit einer Reihe von Beschwerden an die Rechtsgelehrten und auf den Weg des Schiedsgerichts gewiesen. Was Luther bekämpft, das ist im wesentlichen ein Doppeltes. Erstlich sollen die Bauern ihre weltlichen Forderungen nicht mit dem Namen Christi schmücken und Christi Reich nicht zu einem weltlichen Reiche machen. Zweitens sollen sie allen Aufruhr meiden, als der gegen Gottes ausdrückliches Gebot gehe. Hier sind wir völlig Luthers Meinung. Auch wir wollen die soziale Bewegung, so weit sie sich auf gesetzliche Aenderung der Wirtschaftsordnung bezieht, mit dem Namen Christi unverworren wissen. Wohl erwachsen jedem Christen aus seinem Christentum auch soziale Pflichten, und wir sollen fleißig daran mahnen. Aber kein Mensch hat ein Recht, im Namen Christi etwas für

sich zu fordern. Sofern die Sozialdemokraten sich gegen selbstsüchtige und hochmütige Arbeitgeber auf die Bibel berufen, haben sie Recht; wenn sie aber ihre eignen selbstsüchtigen Forderungen aus der Bibel begründen wollen, so haben sie Unrecht. Andrerseits dürfen wir aber auch wieder ihre Bestrebungen nach möglichst günstigen Arbeitsbedingungen nicht ohne weiteres mit der Bibel in der Hand als gottlos brandmarken. Das wird doch immer auf die Gesinnung ankommen, in der der Einzelne handelt. Wir haben nun einmal den freien Arbeitsvertrag. Er ist öffentliches Recht. Und wenn der Arbeiter dies Recht ausnutzt, so ist das an sich nicht unchristlich, wofern er nur nicht durch unbillige Forderungen den Arbeitgeber geradezu in seiner Existenz bedroht. Um hier aber die richtige Grenze innezuhalten, ist eine deutliche Einsicht in die Wirtschaftsbedingungen erforderlich; mit christlichem Geiste ists da noch nicht gethan. Zweitens werden auch wir gegen alle Aufruhrgelüste allezeit entschieden Stellung nehmen, ganz abgesehen von der göttlichen Würde der Rechtsordnung schon aus der Erwägung heraus, daß alle Revolutionen einer heilsamen Entwicklung schädlich sind und sie auf lange Zeit zurückdämmen. Aber daß die Arbeiterschaft ihr Stimmrecht wahrnimmt, um die rechtliche Gestaltung der Dinge herbeizuführen, die sie für die zweckmäßigste halten, wer will ihnen das im Namen Christi wehren? Man würde ihnen zumuten, auf ein göttliches Recht zu verzichten, wenn man forderte, sie sollten Gottes Stunde abwarten. Gott hat ja das Stimmrecht in ihre Hand gegeben, um seine Stunde herbeizuführen. Der freie Arbeitsvertrag und das allgemeine Stimmrecht haben die Stellung des Christen zu den politischen Dingen so völlig umgewandelt, daß wir uns weder bei Paulus noch bei Luther unmittelbar Rats erholen können. Es geht schlechterdings nicht mehr an, ihr Verhalten nachzumachen oder ihre Vorschriften einfach auszuführen. Ihren Geist sollen wir zwar auch heute noch haben, und die großen Grundsätze ihres Handelns bleiben auch für uns giltig, aber daraus nun die Verhaltungsmaßregeln für unsre veränderten Verhältnisse abzuleiten, das ist eine Aufgabe, wie sie kaum jemals der Christenheit schwerer gestellt gewesen ist. Wer wollte sich anmaßen, zu meinen, daß er hierfür schon die richtige Formel gefunden habe? Daß viele gläubige Christen diese neue Fragestellung einfach ignoriren und so thun, als lebten sie noch zu Luthers Zeiten, indem sie sich damit begnügen, den Gehorsam gegen die Obrigkeit (d. h. gegen den König) zu predigen und alle eigenwillige Selbsthilfe zu verdammen, das verstehe ich wohl, denn die meisten Menschen scheuen vor großen Aufgaben und schwierigen Fragen zurück; aber wenn diese Männer meinen, damit das Wort Gottes recht auf unsre Zeit angewandt zu haben, dann befinden sie sich in einem sehr argen Irrtum. Wenn das Christentum nicht imstande ist, dem modernen Menschen zu einer freien und befriedigenden Stellung innerhalb der sozialen Bewegung unsrer Tage zu verhelfen, dann wird unser Volk über das Christentum zur Tagesordnung übergehen, und Friedrich Lange behält mit seiner Ansicht Recht, daß es sich nach einem andern Ideal umsehen müsse. Die Schuld würde aber dann nicht am Christentum liegen, sondern an der Unfähigkeit und Geisteträgheit seiner jetzigen Bekenner. Wie harmlos viele heutzutage noch die veralteten Ansichten wiederholen, dafür nur ein Beispiel. In der Einleitung zu Luthers Schrift „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben“ (Luthers Werke für das christliche Haus, VII, S. 307 — Sie besitzen doch diese treffliche Ausgabe?) sagt Gustav Bossert, daß der Christ gegenüber dem Druck der öffentlichen Zustände und Rechtsverhältnisse nur die drei Waffen des Duldens, des Betens und des Auswanderns habe. Daß auch der Christ den freien Arbeitsvertrag und das allgemeine Stimmrecht hat, wird nicht erwähnt, und doch ändert das die ganze Sachlage. Denn nun ist es auch eines Christen Pflicht, einen möglichst großen Einfluß auf das Staatswesen zu erstreben, so zwar, daß die Vertretung der eignen Interessen niemals auf Kosten der Gesamtinteressen gehe.

Liebäugeln wir nun mit den Sozialdemokraten? Wahrlich nicht. Gegen den Materialismus und die Gottlosigkeit der Sozialdemokratie werden wir furchtlos und beharrlich kämpfen. Ihre Sünde ignoriren wir nicht, und ihren Abfall beschönigen

wir nicht, aber wir suchen doch sie zu entschuldigen, Gutes von ihnen zu reden und alles zum Besten zu kehren, eingedenk des Vorbildes, das uns der Heiland gegeben hat, da er sprach: „Sie wissen nicht, was sie thun.“ Und wir sagen uns, daß große Mißstände in unserm Volke vorhanden sein müssen, wenn jetzt zwei Millionen Männer die heutige Gesellschaft grundsätzlich und entschieden verneinen. Diese Schäden suchen wir zu erkennen, nach Mitteln zur Abhilfe forschen wir, und wenn wir dabei von der Sozialdemokratie lernen können, so nehmen wir das Gute, wo wirs finden.

Das ist ein langer Brief geworden. Möge er Sie nicht ermüdet haben. Die Sache ist zu wichtig, als daß man nicht jede Gelegenheit wahrnehmen sollte, seine Gedanken darüber auszutauschen, zu lernen und zu lehren. Gott aber wolle unser Volk zum sozialen Frieden führen! In diesem Wunsche ist mit Ihnen Einer Meinung und Eines Sinnes Ihr ergebner

Gustav Habermann

Römische Tagebücher

Von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von Friedrich Althaus. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Geb. 9 Mark

1

Wem der fruchtbare Schriftsteller durch seine Werke vertraut ist, wird diese letzte Gabe von seiner Hand schon freudig aufgenommen haben. Wer ihn noch nicht kennt, findet in diesem Buche den ganzen Menschen und zugleich die Anregung zum fleißigen Lesen aller seiner andern Werke. Fast fürchte ich, mit meiner Besprechung zu spät zu kommen, da dem Vernehmen nach die Auflage schon ganz vergriffen ist. Dennoch bitte ich um Gehör: eine bedeutende litterarische Erscheinung, wie diese, muß in der Christlichen Welt zur Sprache kommen. Rom von 1852 bis 1874 wird darin an unserm geistigen Auge vorübergeführt. Alle die großen Ereignisse, die zur Gestaltung Europas beigetragen haben, finden eine feine Beobachtung, eine treffende Bezeichnung. Der Schreibende steht über dem Dunstkreise des Niedrigen und Häßlichen; alles, was er sagt, ist edel. Mit Künstleraugen schaut er in die Welt, ein echter Humanist, ein begeisterter Litterat, der an seiner selbsterwählten großen Aufgabe zum Geschichtsschreiber wird. Es ist ein ungetrübter Genuß, dies Buch zu lesen. Möchten recht viele sich daran erfreuen, daß es solche Menschen giebt. Die von Kampf und Streit so sehr erfüllte Gegenwart erquicke sich an dem nun der Vergangenheit angehörenden Kampfe eines edeln Charakters um hohe Güter auf dem weltgeschichtlichen Hintergrunde Roms, der stürzenden Papstgewalt, des werdenden einigen Italiens.

Es sind scheinbar unzusammenhängende Aufzeichnungen. Oft vergehen Monate ohne ein Wort. Man grollt dem Verfasser, wenn er immer wieder mit dem alten Chronisten vieles, was zu sagen wäre, im Tintenfasse läßt. Aber je länger man liest, desto mehr übt auch dies einen Reiz: es ist eine große Kunst, nicht alles zu sagen!

Einunddreißigjährig zog er nach Italien. Das Mittelmeer thuts ihm an wie uns allen. Die aus der Purpurflut aufragenden Inseln locken. Korsika, die Felseinheimat des Eroberers, der sterbend begehrte, den Duft ihrer Gestade, die Pracht ihrer Flora nur einmal noch zu schauen, verschafft ihm einen ersten großen Erfolg. Ganz auf sich gestellt, ohne Mittel, ohne Empfehlungen kommt er nach Rom. Als echter Germane erliegt er sofort ihrem Zauber:

> Der Aether Roms wirkt auf mich wie Champagner. Diese sonnige Himmelsluft dringt zu mir wie aus seligen Fernen. . . .
>
> Ich beabsichtige, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben. Für diese Arbeit bedarf es, so scheint mir, einer höchsten Disposition, ja so recht eines Auftrages vom Jupiter Capitolinus. Ich faßte den Gedanken dazu, ergriffen vom Anblick der Stadt, wie dieselbe sich von der Inselbrücke San Bartolomeo darstellt. Ich muß etwas Großes unternehmen, was meinem Leben Inhalt gäbe. Den Plan teilte ich Dr. Braun mit, dem Sekretär des Archäologischen Instituts. Er wurde aufmerksam und sagte dann: „Dies ist ein Versuch, an dem jeder scheitern muß.“

Kein Wunder, daß ihm die Tiberufer so lieb geblieben, jener von den Wellen bespülte Schiffskiel, den die Römer in

den Felsen der Insel gemeißelt, der an das Heiligtum des Aeskulap gemahnende Orangenhain, der Kampanile von San Bartolomeo als Wahrzeichen des Mittelalters, die hängenden und sinkenden Häuser und Höfe. Als er sie später nicht vor der Tiberregelung retten konnte, sorgte er, daß des Rößler Franz geniale Aquarelle von der Stadt angekauft wurden. Jener Vorsatz aber wird von nun an der Faden, an dem sich, wie Perlen auf der Schnur, sein ganzes römisches Leben aufreiht. Mit ganzem Ernst, mit Mannesmut beginnt er das Wagnis:

Es ist ein Ozean, auf den ich mich wage, so allein auf mich gewiesen und so mittellos, daß ich mir kaum ein Buch erschwingen kann.

So sind auch alle seine Aeußerungen in der Folge von überraschender Wahrheit und Poesie:

Die Geschichte der Stadt Rom steht in meinen Nächten über mir wie ein fernes Gestirn. Sollte mir das Schicksal doch verstatten, sie zu vollenden, so würde kein Leid in der Welt groß genug sein, daß ich es nicht standhaft ertrüge.

Rom ist der Dämon, mit dem ich ringe ....

Feierlich verzeichnet er Tag und Stunde, da er den ersten Band zu schreiben begann; seine Vollendung feiert er mit einem Freunde beim Gastmahl. Am Ende jeden Jahres zieht er die Summe von Freud und Leid mit antikem Gleichmut. Das Fortschreiten des Werkes ist es, wonach er seine Lebenstage rechnet:

Diese große Arbeit ist mein wahrhaftiges Leben.

Das Material ist riesengroß, und oft verzweifle ich, diesen Ozean zu durchschwimmen. Aber es muß geschehen.

Bald hören wir von freundlichen Beziehungen; anmutige Berührungen schmücken die Ruhepausen, die er sich gönnt. Ja, das Rom jener fünfziger und sechziger Jahre hatte noch eine einheitliche Geselligkeit. Noch kamen die vornehmsten Geister aller Nationen auf lange Wintermonate, und die Kreise zerfielen noch nicht durch Parteihaß im schwarze und weiße. Die Gesandten bei der Kurie waren noch nicht wie die aller andern Höfe: geistige Interessen überwogen den äußern Tand. Die Anmut des Daseins, das Spiel geistreicher Rede hat auch Gregorovius mächtig angezogen: manches geflügelte Wort von gutem Gepräge trägt er in seine Blätter ein. Aus dem in kleinem Kreise erwachsenen Ostpreußen wird der Weltmann, der mit Sicherheit auftritt und sich an der Leichtigkeit der Bewegung erfreut, die der südlichen Gesellschaft unverlierbares, vom Nordländer mit Recht beneidetes Erbteil ist. Es entwickelt sich bei ihm der scharfe Blick für Charaktere, die treffende Art, sie mit wenigen Worten zu schildern, die einen Hauptreiz des Buches bilden. Und welche Fülle von Persönlichkeiten hat er in den langen Jahren gesehen, durch sie Rom, sie selbst auf dem Hintergrund der Urbs besser verstehen lernen. Wenn er sagt:

Ich bemerkte Gutzkow einmal, daß man in Rom nur dasjenige finde, was man für dies Weltwesen schon mit sich bringe. Seine ganze Art zu denken und zu sein wirkte auf mich wie eine Dissonanz,

so berührt er damit das tiefste Geheimnis, warum Rom so vielseitig veredelnd wirkt oder abstößt. Was wir alle als das größte Geschenk preisen, das wir von Rom empfangen haben, daß es gelöst und befreit hat, was von Geistesgaben in uns lag, hier sagt er es. Das Sich-Verlieren an die große Vergangenheit, das Ringen mit den großen Rätseln der Weltgeschichte, das Gewinnen eines größern Maßstabes, als der ist, mit dem der Mensch in seiner Alltäglichkeit mißt, hier wird es natürlich:

Die aufgeregtesten Momente der Zeit fallen hier wie tonlos in die Ewigkeit nieder.

Je länger er in Italien lebt, desto reicher wird seine Kenntnis von Land und Leuten, weil er eben trotz aller Archivstudien ein ganzer, warm empfindender Mensch ist. Er hat etwas Liebevolles in der Beurteilung der Menschen wie der Natur. Das hat ihn beim Ringen mit dem Titan seiner Geschichte frisch erhalten und ihm seine vielen Wanderungen so geschmückt, daß ihm daraus der reiche Ertrag litterarischer Erzeugnisse erwuchs, den wir kennen. Dasselbe Auge, das die Farben im Aether sah und den „Sonnenzauber" der Campagna einsog, erfreute sich an den lieblichen Landmädchen mit ihrer Steinbürde auf dem Kopfe und gewahrte das innere Leuchten, das auf den sonst so unschönen Zügen einer geist-

reichen Frau lag; es führte die Hand, die die Szene der Papsteinholung des Eremiten auf Monte Morone so malerisch schildert und die Klage der Kinder Juda in Rom schreibt.

Aber nicht dies allein giebt seinem Leben den Inhalt. Lauter und lauter tönt um ihn die Arbeit „am brausenden Webstuhl der Zeit": die Tage der päpstlichen Weltherrschaft sind gezählt: mit Dogmen, Pilgerzügen, dem Konzil versucht es die Welt darüber hinweg zu täuschen, obgleich selbst der Kardinal Merode geurteilt, „für den Kirchenstaat Reformen zu planen, sei gleich dem Vorschlag, die Pyramide des Cheops mit einer Zahnbürste zu reinigen!" Im Norden ziehen die Gewitter auf, die sich dann so prachtvoll und segensreich entladen; das neue Italien ersteht, durch unsre Siege bereichert. Trübe schäumen die Wogen der entfesselten Wildwasser auf, manches zerbricht, was zu beklagen, manches ersteht, was kein Recht aufs Dasein hat. Das ist menschliches Geschick. Gregorovius erkennt von Anfang an die historische Notwendigkeit der Vorgänge, fühlt sich aber verwachsen mit dem Alten:

Nun aber tritt durch den nahen großen Weltkampf Rom bald in den Hintergrund zurück. So ist auch mein Werk gethan, und ich stehe vor einer moralischen Grenze. Die Weltbewegung der Gegenwart wird eine solche Grenze für alles geistige Leben bilden....

Dem falschen Spiel Napoleons mit Rom folgt er mit scharfem Blick: „Nicht ein Tiberius verstand so wie er doppelt zu sein." M S

Verschiedenes

(Heiratsgesuche von evangelischen Geistlichen) finden sich nach wie vor in allerlei Blättern. Giebt es denn kein Mittel, diesem Unfug beizukommen und insbesondre festzustellen, ob es nicht böswillige Fälschungen sind? Der Saalezeitung vom 22. v. M. war es vorbehalten, folgende Anzeige zu bringen: „Eine Dame, 26 J. alt, aus g. Familie, ev. mit einem b. Vermögen v. 60 000 Mk., will sich mit einem angestellten ev. Geistlichen verheiraten. Es wird gebeten, Adr. u. Photographie vertrauensvoll u. R. H. K. 1 postlagernd Eisleben niederzulegen. Verschwiegenheit zugesichert. Vermittler verbeten." Sollte jemand aus unserm Leserkreise zur Aufhellung dieser und ähnlicher Ausbietungen etwas thun oder sagen können, so bitten wir darum. R

(In dem Anzeigenblatt „Der Pfarrbote") fragt nicht nur ein Pfarrer an, wo man stichelhaarige, halbhohe Affenpintscher billig erhalten könne („Welcher der lieben Amtsbrüder kann mir freundlichst mitteilen, in welcher Gegend die stichelhaarigen, halbhohen Affenpintscher oder Rattler häufig vorkommen und also billig zu haben sind?"), sondern ein Predigtamtskandidat bietet sich in derselben Juninummer in folgender Weise an:

„Cand. min., 29 Jahr alt, Pastorsohn, Offiziersaspirant, wünscht einen Geistlichen zu vertreten, resp. im Amt zu unterstützen. Besch. Anspr. Gefl. Off. an d. Exped. d. Pfarrboten unter . . . 185."

Ob die Eigenschaft als Offiziersaspirant in den Augen des Herrn eine besondre Qualifikation für den geistlichen Beruf in sich schließt? Die Betonung der sehr nebensächlichen militärischen Eigenschaft berührt schon in andern bürgerlichen Berufen als Zeichen einer ganz unbegründeten Eitelkeit peinlich. Sie erscheint aber beim geistlichen Stande vollends unpassend. K . .

(Lutherfunde) Die Verlagsbuchhandlung von Georg Wigand in Leipzig teilt uns Folgendes mit: Unter den zahlreichen und wichtigen Lutheranis, die Lic. Dr. Buchwald, Diakonus an St. Matthäi in Leipzig, in der Universitätsbibliothek zu Jena entdeckt hat, sind zwei Stücke von besonderm Werte. Es befindet sich nämlich darunter das Originalmanuskript Luthers zu seiner letzten Streitschrift (gegen die Löwener Theologen), an deren Vollendung der Tod ihn gehindert hat. Bisher wußte man nur, daß Luther an dieser Schrift gearbeitet hat, die Schrift selbst war unbekannt. Sie wird in nächster Zeit, soweit Luther sie gefördert hat, im Verlage von Georg Wigand in Leipzig erscheinen. Gleichfalls von höchstem Interesse und von der größten Wichtigkeit für die Lutherforschung sind drei Reihen Predigten über den Katechismus, die Luther im Mai, September, November und Dezember 1528 gehalten hat. Diese Predigten haben, wie die zum Teil wörtliche Uebereinstimmung zeigt, die Vorlage zu Luthers großem Katechismus gebildet. Man ist dadurch in die Lage gesetzt, jedes Stück des großen Katechismus zeitlich bestimmen zu können. Die genannte Verlagshandlung plant die Herausgabe auch dieser wichtigen Stücke.

(Vom Tode zum Leben) oder Zwanzig Jahre aus meinem Amtsleben von W. Haslam. Frei aus dem Englischen übertragen von A. C. Schettler. Zweite Auflage. Bonn, Schergens, 1893. 3 Mk.

Ich bedaure, das vorliegende Buch im allgemeinen nur als historisch interessant empfehlen zu können. Es schildert den Uebergang eines englischen Geistlichen vom extremsten Hochkirchentum zum ebenso einseitigen Evangelikalismus und seine Thätigkeit als Erweckungsprediger. Blieb er auch da noch dem „poetischen Ideal einer geistlichen Katholizität" treu und polemisirte er gegen „die fleischliche Geistlichkeit des Methodismus" (S. 280), so war doch ebenso seine unumstößliche Voraussetzung: der Unbekehrte geht ewig verloren. Bemerkenswert ist aber nun neben ähnlichen Geschichten an

dieser Selbstbiographie zunächst das Urteil über des Verfassers frühern Highchurchism, der, obwohl unter fortwährendem und auch scheinbar erhörtem Gebet vertreten (S. 37), doch falsch gewesen sei — sofern man nämlich dieses Urteil auch auf seinen spätern Standpunkt anwenden könnte; und zugleich das Zugeständnis, daß der Verfasser auch auf diesem eigentlich in Wirklichkeit den Gläubigen dasselbe Evangelium gepredigt hatte, wie vor ihrer Bekehrung; d. h. daß Christus für ihre Sünden gestorben sei, nicht aber — „ja vielmehr" — daß er auch auferstanden sei (S. 241). Wie Haslam das so lange übersehen konnte und auch sonst erst später selbständig auf die einfachsten — oder auch verkehrtesten — Schriftauslegungen kam, wie er überhaupt nicht nur die Bibel, sondern auch Hymnen und Bilder allegorisch auslegte (S. 243 f. 365 f.), das wirft allerdings ein eigentümliches Licht auf die theologische Bildung jener ganzen Zeit, für deren Studium das Buch in der That neben zahlreichen andern recht wertvoll ist.

Die Uebersetzung liest sich fast durchgängig sehr fließend, nur stellenweise stört die häßliche Inversion nach und; S. 109 schreibt der Bearbeiter Puseyt, sonst Puseit, richtiger ist Puseyit. Auch ist an einigen Stellen von der englischen Landes- anstatt Staatskirche und vom kirchlichen anstatt allgemeinen Gebetbuch die Rede. Ebenso ist die Uebersetzung von dean mit Diakonus irreführend; andre Titel hätten vielleicht in einer Anmerkung erklärt werden sollen. Dasselbe gilt von sonstigen Anspielungen auf englische Sitten; so mußte z. B. zu S. 210 gesagt werden, daß der 5. November in England als Guy Fawkes-day zur Erinnerung an die Pulververschwörung unter Jakob I. in der geschilderten Weise gefeiert wird. C C

(Ludwig Richter) der Maler des deutschen Hauses. Ein Volksbüchlein für Jung und Alt. Von J. Köhnlein. Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein für Baden, 1887. 8°. 138 S.

Das schon vor mehreren Jahren erschienene Buch kann ich zwar nicht als litterarische Neuigkeit einführen, möchte mir aber doch nicht versagen, ihm einige Worte in der Christlichen Welt zu widmen. Es ist dies um so eher möglich, als die Arbeit selbst nicht eigentlich Neues bieten will. Ihr Zweck ist, auf Grund der bekannten Selbstbiographie Ludwig Richters ein Lebensbild des Meisters in kurzer, volkstümlicher Fassung für solche Leser zu zeichnen, denen das größere Werk nicht zugänglich ist. Aus diesem sind die maßgebenden Momente der Entwicklung des künstlerischen Charakters, wie der gesamten sittlichen Persönlichkeit herausgehoben und durch selbständige Gedanken des Verfassers über Richters Kunst und allgemeine künstlerische Fragen zu einem Ganzen verbunden. Die liebenswürdige und gemütvolle Darstellung zeigt sich ihrer Aufgabe durchaus gewachsen und entwickelt ein Geschick, den Stoff volkstümlich zu gestalten, das aller Anerkennung wert ist. Man vergleiche hinsichtlich des letztern Vorzugs besonders das fünfte und neunte Kapitel und die sinnig durchgeführte Analyse einer Richterschen Komposition am Schlusse des Ganzen.

Man klagt nicht mit Unrecht über das Fehlen einer ernstgemeinten volkstümlichen Kunst in unsrer Zeit; derselbe Mangel macht sich in der heutigen Kunstlitteratur fühlbar. Auch in dieser Hinsicht kann eine Erscheinung wie das vorliegende Büchlein nur dankbar begrüßt werden.

H Wzf

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 30 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Bethlehem

Welchem Christen wird nicht das Herz warm bei dem Namen Bethlehem, und welchem evangelischen Deutschen ist es nicht eine Genugthuung, daß daselbst auch eine neue schöne evangelische Kirche erbaut worden ist, deren hochragender Turm weit in das liebliche Land hinaus schaut. Aber gerade diese unsre Freude ist den Arabern und den auch leider dem Evangelium feindlich gegenüberstehenden Griechen und Lateinern, die dort im Besitze reicher äußerer Mittel sind, ein Aergernis. Nun liegt es in ihrer Hand, unser herrliches Kirchlein arg zu schimpfiren. Ein Baufleck, unmittelbar an unsrer Kirche, an der Nordseite gelegen, soll jetzt verkauft werden. Schon unterhandeln Andersgläubige um den Platz, um ein hohes Miethaus darauf zu erbauen. Mit einem Schlage wäre dadurch die reich verzierte Front unsrer Kirche vergraben und das Innere des Lichtes nahezu beraubt. Noch ist es aber Zeit, dieser Verunstaltung vorzubeugen. Der Fleck ist nach soeben eingegangner Mitteilung unsers deutschen Geistlichen daselbst für den unter den obwaltenden Verhältnissen sehr billigen Preis von 10000 Francs angeboten. Sollte es uns nicht möglich sein, diese Summe zusammen zu bringen? Wenn jeder Leser dieser Zeitung nur 1 Mk. dazu beisteuert, so wäre ja der Betrag schon reichlich gedeckt. Bis dat, qui cito dat. Zum Empfang von Gaben sind die Unterzeichneten, welche sich durch Augenschein davon überzeugt haben, wie unerläßlich der Ankauf ist, gern bereit:

Hesselbach, Stabsarzt, Leipzig-Gohlis; **A. Merensky**, Missions-Superintendent, Berlin N, Weißenburgerstr. 5; **L. v. Alvensleben**, Wittenmoor bei Vinzelberg; **G. v. Alvensleben**, Sülldorf bei Langenweddingen; **Ludwig Schäper**, Sülldorf bei Langenweddingen.

Sechste Generalversammlung
des Evangelischen Bundes
zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen
am 21. bis 25. August 1893 zu Speier

in Verbindung mit der **Feier der Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529**

(Im Anschluß an die Generalversammlung tagen Vertreter des Gesamtverbandes der Evangelischen Arbeitervereine Deutschlands)

Nachdem im vorigen Jahre, in Rücksicht auf die drohende Gefahr einer allgemeinen schweren Heimsuchung, noch in letzter Stunde von der Berufung einer Generalversammlung unsers Bundes Abstand genommen werden mußte, laden wir die Evangelischen Deutschlands abermals nach Speier ein. Mit dieser sechsten Generalversammlung wird sich die aus demselben Grunde vertagte Feier der Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529 verbinden. Deutsche Fürsten und Abgeordnete deutscher Städte, lutherischer und reformirter Richtung, erhoben in jenem denkwürdigen Jahre vereint ihre Stimmen gegen die Vergewaltigung des deutschen Gewissens und erwarben dadurch sich und uns den Ehrennamen deutscher Protestanten. — Aber nur zu bald folgte den Tagen einmütiger Bekenntnistreue eine Zeit unseligen Haders, welche die gewaltsame Gegenreformation ermöglichte und durch den dreißigjährigen Religionskrieg unser Vaterland dem Untergange nahe brachte. Hat damals Gottes allmächtiger Arm Deutschland gehalten und ihm das hart bedrohte Kleinod des Evangeliums bewahrt, so ist es doch auf lange hinaus zerrissen und in seiner Ohnmacht ein Spiel der Feinde geblieben. Kein deutsches Land erduldete Schwereres als die Pfalz gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Auch die Stätte jenes großen Glaubenszeugnisses liegt wüste. Dieselben Hände, welche die Asche der einstigen deutschen Kaiser in den Rhein streuten, haben das Reichstagsgebäude von Speier, den „Retscher," bis auf wenige Trümmer vernichtet. An seiner Stelle wird sich die Gedächtniskirche erheben, erbaut aus Gaben des gesamten evangelischen Deutschlands, allen voran von der Hand der ersten Kaiser des neuen deutschen Reiches. Es soll erstehen zu Gottes Ehre und als ein Mahnzeichen für uns und alle folgenden Geschlechter, gleich jenen standhaften Bekennern die Treue zu halten bis in den Tod. Evangelische Glaubensgenossen! Deutsche Protestanten! Von ähnlichen Gefahren wie einst ist heute unser Volk umringt. In schweren inneren Kämpfen droht es zu erliegen, nachdem es für seine äußere Gestaltung das Größte und Herrlichste errungen hat. Lernten wir doch alle erkennen, woran es ihm gebricht: an der Kraft und Einmütigkeit des Glaubens, aus welchem seine Erneuerung im Geist und endlich seine politische Wiederaufrichtung erwachsen ist. Kommt und helft uns, diesen Grund aufs neue in der Seele unsers Volkes festzulegen! Ohne ihn bauen wir vergebens und würde auch das Ehrendenkmal deutsch-evangelischer Heldengeschichte, das wir jetzt errichten wollen, nur zu verstärkter Anklage wider uns werden. Losgerissen von dem Grunde des Heils, dem Glauben an Gottes freie Gnade in Christo Jesu, unserm Herrn, müßte unser Volk von der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes herabsinken. Gewurzelt aber in diesem Grunde, wird es unerschütterlich stehen und jede Gefahr siegreich überwinden.

Merseburg, Zweibrücken und Speier

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes
Das Landeskomitee Das Lokalkomitee

Tagesordnung:

Montag, den 21. August, 4 Uhr nachmittags: Sitzung des Zentralvorstandes. Stadtsaalsälchen. Gleichzeitig 4 Uhr nachmittags: Versammlung der Vertreter des Gesamtverbandes der Evangelischen Arbeitervereine Deutschlands. [Gegenstände der Verhandlungen und Referenten vorbehalten.] Heiligegeistkirche. 6 Uhr abends: Konferenz des Zentralvorstandes mit dem Vorstande des Pfälzischen Hauptvereins und dem Lokalkomitee von Speier. Stadtsaalsälchen. 8 Uhr abends: Familienabend des Evangelischen Arbeitervereins von Speier und der pfälzischen Arbeitervereine aus den umliegenden Orten zu Ehren der Gäste vom Evangelischen Bunde. Schwartzsche Konzerthalle. Leitung: Professor Gümbel, Speier. Besonderes Programm wird in Speier ausgegeben.

Dienstag, den 22. August, 8 Uhr vormittags: Geschlossene Sitzung des Gesamtvorstandes. Stadtsaalsälchen. 9 bis gegen 11 Uhr: Spezialkonferenzen. Es tagen gleichzeitig die Konferenzen: a) betreffend die Gemeindevereine. Stadtsaalzimmer. Vorsitzender: Senior Dr. Bärwinkel, Erfurt; Referent: Konsistorialrat D. Leuschner. b) betreffend die Bewahrung der konfessionell gefährdeten Jugend. Stadtsaal. Vorsitzender: Kaufmann A. Schlechtendahl, Barmen; Referent: Pfarrer Axenfeld, Godesberg. 11 Uhr vormittags: Geschlossene Sitzung des Gesamtvorstandes und der Abgeordneten der Zweigvereine. Stadtsaalsälchen. 3 Uhr: Einfaches gemeinsames Mittagsmahl im Kaisersaal des Café Schwesinger. 5 Uhr: **Eröffnungsgottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche.** Festpredigt: Hofprediger Faber, Berlin. 8 Uhr abends: Begrüßungsversammlung der Mitglieder des Evangelischen Bundes und der Abgeordneten der Arbeitervereine. Schwartzsche Konzerthalle.

Mittwoch, den 23. August, 7½—9 Uhr Spezialkonferenzen. Es tagen gleichzeitig die Konferenzen: a) betr. Fragen des Unterrichts: Wahrung der evangelisch-konfessionellen Interessen. Stadtsaalsälchen. Vorsitzender: Professor D. Witte, Pforte. b) der Abgeordneten der akademischen Vereine. Stadtsaalzimmer. Den Vorsitz führt Tübingen: stud. theol. Friedrich Schwarz. c) Nach Bedarf Fortsetzung der Spezialkonferenz betr. die Bewahrung der konfessionell gefährdeten Jugend. Heiligegeistkirche. 10—1 Uhr vormittags: **Erste öffentliche Hauptversammlung.** Stadtsaal. Gesang, Schriftverlesung und Gebet, Gesang. Eröffnungsansprache: Graf von Wintzingerode-Bodenstein, Vorsitzender des Zentralvorstandes. Wahl des Präsidiums. Vortrag: Der Kampf unsrer Zeit ein Kampf zwischen Glauben und Aberglauben. Professor D. Witte, Pforte. Schlußgebet und Gesang. 1½ Uhr: Einfaches Mittagessen im Rheinischen Hof. 4—7 Uhr nachmittags: **Geschlossene Versammlung der Mitglieder des Evangelischen Bundes.** Stadtsaal. 1. Generalbericht. Der Schriftführer: Konsistorialrat D. Leuschner. 2. Vorlage des engern Vorstandes betr. formelle Aenderungen der Bundesstatuten. Oberlandesgerichtsrat Drache, Naumburg a. S. 3. Bericht der Konferenz betr. Bewahrung der konf. gefährdeten Jugend. Pfarrer Axenfeld und Kaufmann Schlechtendahl. 4. Bericht über die Bundesdiakonissensache. Pfarrer Faulhaber, Schwäbisch-Hall. 8 Uhr abends: **Festversammlung des Evangelischen Bundes und der evangelischen Bürgerschaft aus Speier und Umgegend.** Schwartzsche Konzerthalle. Programm wird in Speier ausgegeben.

Donnerstag, den 24. August, 9—11 Uhr: **Zweite öffentliche Hauptversammlung.** Stadtsaal. Gesang, Schriftverlesung und Gebet, Gesang. Vortrag: Das deutsche Reich und die kirchliche Frage. Konsistorialrat D. Leuschner, Wanzleben. Kundgebungen des Evangelischen Bundes. Schlußgebet und Gesang. 1 Uhr: **Feier der Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529.** Festredner: Hofprediger D. Rogge, Potsdam, und Stadtpfarrer Traub, Stuttgart. Das Festprogramm wird in Speier ausgegeben. 3½ Uhr: Festmahl im Wittelsbacher Hof. 8 Uhr abends: Gesellige Vereinigung, freie Ansprachen und Konzert. Schwartzsche Konzerthalle.

Für **Freitag, den 25. August,** ist ein gemeinsamer Ausflug der Mitglieder und Freunde des Bundes nach Edenkoben in Aussicht genommen. Abfahrt 8/58, Ankunft 11 Uhr. Besuch der Königlichen Villa bis 2 Uhr. Mittagessen im Hotel Schaf 2½ Uhr. Abgang der Schnellzüge nach allen Richtungen gegen 4 Uhr. Siehe Bemerkungen unter Nr. 8.

Bemerkungen

1. **Alle** in vorstehender Tagesordnung angekündigten Versammlungen sind **ausschließlich** für **Evangelische** bestimmt. — 2. Die Mitglieder des weiteren Vorstandes (Abgeordneten der Hauptvereine) und die Abgeordneten der Zweigvereine haben bei Eintritt in die betreffenden Sitzungen ihre Beglaubigungen dem Schriftführer Konsistorialrat D. Leuschner zu übergeben. Derselbe, sowie der Generalsekretär Dr. Frey, werden je eine Viertelstunde vor Beginn der Versammlungen zur Stelle sein. Die Tagesordnungen werden besonders versandt oder mit der Festkarte den sich legitimirenden Abgeordneten ausgehändigt. — 3. Zu den öffentlichen Versammlungen am 23. und 24. August vormittags und zu sämtlichen Abendversammlungen haben auch Damen Zutritt. — 4. Für die geschlossene Versammlung am 23. August nachmittags sind Bundesmitgliedskarten erforderlich. — 5. Gesuche um Wohnungen sind bis zum 15. August an Herrn Prof. Gümbel, Landauerstr. 5, zu richten. Auf den Gesuchen ist neben der Angabe, ob Hotel, Privatwohnung mit oder ohne Vergütung gewünscht wird, möglichst die Zeit der Ankunft zu vermerken. (Die Privatlogis gewähren Nachtquartier und Frühstück.) — 6. Empfang der Gäste findet bereits auf den Bahnhöfen (Hauptbahnhof und Rheinstation) statt. Es werden Führer zum Geleit nach dem Empfangszimmer und den Wohnungen dort bereit sein. Das Empfangsbüreau befindet sich in den untern Räumen des Stadtsaals von Montag, 21. August, an. — 7. Für die im Empfangszimmer vorzunehmenden Eintragungen in die Präsenzliste wird außer der Angabe von Namen, Stand und Wohnort auch die des Landes (bezw. der Provinz), des Zweigvereins und der Wohnung in Speier (Straße, Nummer) erbeten. Es empfiehlt sich, die Aufzeichnungen im voraus auf einer Visitenkarte zu machen. Abgeordnete der Haupt- und Zweigvereine haben auch diese ihre Eigenschaft zu bekunden. — 8. Ebenda werden die Festkarten mit Programmen und Liedern für die Gottesdienste und Versammlungen zu 2 Mk. und Karten zu den Mittagessen am Dienstag und Mittwoch (1,50 Mk.), wie zum Festmahl (3 Mk.) ausgegeben. Die Anmeldungen zum Ausflug nach Edenkoben wolle man gleichfalls im Empfangsbüreau baldigst machen. — 9. Ein ständiges Auskunftsbüreau befindet sich in den untern Räumen des Stadtsaals. — 10. Eine Niederlage von Verlagsartikeln der Bundesbuchhandlung, Flugschriften u. s. w. wird in dem Vorraum des Stadtsaals errichtet.

27. Kongreß für innere Mission

2. bis 5. Oktober d. J. in Dortmund

Montag, den 2. Oktober:

1. **Konferenz des Zentralausschusses für innere Mission und des engern und weitern Ausschusses des Lokalkomitees,** nachmittags 3 Uhr, im Lutherhause. 2. **Eröffnungsgottesdienst** in der Reinoldikirche. Predigt des Generalsuperintendenten D. Nebe aus Münster, 4 Uhr. 3. **Empfang im Kühnschen Saale,** 6½ Uhr. 4. **Freie Abendversammlung,** ebendaselbst abends 8 Uhr. Bilder aus Dortmunds kirchl. Vergangenheit. Begrüßungen.

Dienstag, den 3. Oktober:

1. **Erste Hauptversammlung,** morgens 9 Uhr, im Kühnschen Saale: a) **Eröffnung des Kongresses** durch den Präsidenten des Zentralausschusses für innere Mission, Oberkonsistorialrat D. Weiß aus Berlin; b) **Die sittliche Bedeutung der Arbeit im Lichte des Evangeliums,** Referent: Pfarrer Werner aus Beckendorf (früher in Hohenthurm), Provinz Sachsen. 2. **Konferenz des Zentralausschusses mit seinen auswärtigen Mitgliedern, seinen Agenten und den Vertretern von Vereinen und Anstalten für innere Mission,** 3 Uhr, im Lutherhause: a) Rettungshauswesen; b) der Kampf wider die Sittenlosigkeit; c) die deutsche Seemannsmission. 3. **Abendgottesdienste,** 6 Uhr, in der Petri- und der Marienkirche. Predigten auswärtiger Geistlichen. 4. **Freie Abendversammlung,** 7½ Uhr im Kühnschen Saale. **Die Frauenfrage.** Ansprachen des Professor D. Sell aus Bonn, des Hofpredigers Dr. Braun aus Stuttgart und des Wirkl. Geh. Oberregierungsrates Dr. Schneider aus Berlin.

Mittwoch, den 4. Oktober:

1. **Spezialkonferenzen:** a) **Die Verwertung der Sonntagsruhe.** Referent: Pastor Hickmann aus Cölln a. E., 8 Uhr, im Lutherhause; b) **Die Teilnahme der Gebildeten am kirchlichen Gemeindeleben.** Referent: Freiherr D. v. Soden aus Berlin. 11 Uhr, ebendaselbst. 2. **Gemeinsames Mittagsmahl,** 2 Uhr, am Fredenbaum. 3. **Konferenz der Schriftenkommission des Zentralausschusses,** unter Vorsitz des Geh. Regierungsrates Dr. Köpke aus Berlin, 4½ Uhr. 4. **Abendgottesdienste,** 6 Uhr, in der Petri- und der Marienkirche. Predigten auswärtiger Geistlichen. 5. **Besuch des Evangelischen Arbeitervereins.** Ansprache des Pfarrers Werth aus Schalke i. W., 8 Uhr.

Donnerstag, den 5. Oktober:

1. **Spezialkonferenz: Wohnung, Familienleben und Kostgängertum.** Referent: Pfarrer Lic. Weber aus M.-Gladbach, 8 Uhr, im Lutherhause. 2. **Zweite Hauptversammlung,** 10 Uhr, im Kühnschen Saale: a) **Die Pflege der konfirmirten männlichen Jugend.** Referent: Superintendent Nelle aus Hamm. Korreferent: Fabrikbesitzer Dr. Frowein aus Elberfeld; b) **Schlußwort des Präsidenten.** 3. **Schlußgottesdienst** in der Reinoldikirche. Predigt des Professors D. Haupt aus Halle, 4 Uhr. 4. **Freie Vereinigung** 8 Uhr.

Alle auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses stehende Evangelische, Geistliche und Nichtgeistliche, insbesondere auch alle Vorstände und Vertreter von Vereinen und Anstalten der innern Mission werden hiermit zur Teilnahme an dem Kongreß aufs angelegentlichste eingeladen. Evangelische von außerhalb Deutschlands werden herzlich willkommen sein.

Das Lokalkomitee hat es übernommen, für Beschaffung von Privatwohnungen nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Wer von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen wünscht, wolle bis spätestens zum 15. September Herrn Rentner Staeps, Dortmund, Märkische Straße 63, davon benachrichtigen. Ebenso ist das Lokalkomitee zur Besorgung von Wohnungen in geeigneten Gasthöfen bereit. Ein Verzeichnis derselben mit Angabe der von ihnen ermäßigten Preise ist durch das genannte Mitglied des Lokalkomitees wie durch das Büreau des Zentralausschusses (Berlin W, Genthiner Straße 38) zu erhalten.

Ein Büreau zur Anmeldung und Orientirung der Gäste, zur Empfangnahme des Spezialprogramms, der Mitgliederkarten u. s. w. wird von **Montag, den 2. Oktober,** morgens 8 Uhr an und in den folgenden Tagen im „Rheinischen Hof", nahe dem Bergisch-Märkischen und dem Köln-Mindener Bahnhof geöffnet sein. Für die Mitgliederkarten sind 3 Mark zu entrichten.

Für Nichtmitglieder, die bei den Hauptversammlungen anwesend sein wollen, sind die Emporen des Versammlungssaales geöffnet. Der Zutritt zu den Spezialkonferenzen, den freien Abendversammlungen und den Gottesdiensten steht jedem frei.

Alle in dem vorstehenden Programm noch fehlende Angaben werden in dem Spezialprogramm enthalten sein, das alle Mitglieder des Kongresses bei ihrer Ankunft empfangen werden.

Berlin und Dortmund

Der Zentralausschuß für innere Mission
Das Lokalkomitee

An die Verehrer, Freunde und ehemaligen Schüler des Professors D. Beyschlag zu Halle a. S.

Wills Gott, vollendet

Herr Professor D. Beyschlag in Halle

am 5. **September dieses Jahres** sein

siebenzigstes Lebensjahr.

Verehrer, Freunde und Schüler des Genannten haben sich in dem Gedanken einig gefunden, der erwähnte Tag möchte vielen eine willkommne Gelegenheit bieten, um ihrer Verehrung, Liebe, Dankbarkeit für den Genannten Ausdruck zu geben. Wie mancher dankt ihm für vieles, was er geschrieben und in Predigten und Vorträgen geredet hat! Wie viele sind von ihm für ihren Beruf angeregt und begeistert worden! Wir bitten um **freiwillige Beiträge zu einer Festgabe,** welche wir uns als **eine Stiftung für einen** von Herrn Professor Beyschlag selbst zu bestimmenden **evangelischen Zweck** denken. Die Sendungen sind **bis 1. August** an Herrn Verlagsbuchhändler **Eugen Strien** in **Halle, Saale** (Hermannstraße 29) zu richten.

Vielleicht verbinden wir mit der Ueberreichung der Festgabe und

der Namen ihrer Spender eine kleine ungezwungne Vereinigung. Hierüber soll jedem Einsender irgend eines Beitrags mit einem Rechenschaftsberichte rechtzeitig Nachricht zugehen.

P. **Albrecht**, Naumburg. P. **Allihn**, Athenstedt. Justizrat Dr. **Altmann**, Glogau. [Folgen noch 82 Namen.]

Bitte zu beachten!

Die

Radikale Lehrerpresse

und die Kirche.

Blütenlese aus dem Schulboten für Hessen.

1 M.

C. Bertelsmann, Gütersloh.

Aganda

Ein Blatt aus der Geschichte der ev. Mission u. d. Kolonialpolitik in Centralafrika.

Von

Julius Richter,

Pastor in Rheinsberg (Mark).

Mit Titelbild.

Preis 3 M., geb. 3,75 M.

C. Bertelsmann, Gütersloh.

Zeitschrift für praktische Theologie

Unter Mitwirkung von

Bassermann (Heidelberg), **Bornemann** (Magdeburg), **Drews** (Dresden), **Dreyer** (Meiningen), **Ehlers** (Frankfurt a. M.), **Evers** (Düsseldorf), **Graß** (Spandau), **Hans** (Augsburg), **Hesse** (Weimar), **Holtzmann** (Straßburg), **Jülicher** (Marburg), **Kawerau** (Kiel), **Kesselring** (Zürich), **Kind** (Jena), **Koehler** (Darmstadt), **Marbach** (Eisenach), **Meinicke** (Hamburg), **Rade** (Frankfurt a. M.), **Spitta** (Straßburg), **Sulze** (Dresden), **Wurster** (Heilbronn)

herausgegeben von

Prof. **Baumgarten** (Jena) Pred. Lic. Dr. **Kirmß** (Berlin) Pfarrer **Teichmann** (Frankfurt a. M.)

Preis des Jahrgangs von 4 Heften: 6 Mark

Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

XV. Jahrgang. Heft 2. Inhalt:

Ludwig: Das Glaubensbekenntnis im Gottesdienst — Hoyer: Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge — Baumgarten: Die Bedeutung des englischen Einflusses für die deutsche praktische Theologie — Raydt: Grabrede bei Beerdigung eines Selbstmörders — Teichmann: Drei Kasualreden: a) Traurede, b) Grabrede, c) Taufrede.

Rezensionen:

Fricke: Handbuch des Katechismusunterrichts (Kawerau) — Mehliß: Katechetische Entwürfe (Kawerau) — Kaftan: Auslegung des lutherischen Katechismus (Kawerau) — Richter: Leitfaden des Konfirmandenunterrichts (Holtzmann) — Schulze: Die Bekämpfung der Sozialdemokratie durch den evangelischen Religionsunterricht (Naumann) — Stalman: Die soziale Frage in der Predigt (Naumann) — Arndt: Die Religion der Sozialdemokratie (Flöß) — Weiß: Frauenberuf (Flöß) — Schmiedel: Handkommentar zum N. T. Briefe a. d. Thess. und die Kor. (Bahnsen) — Oeser: Des Herrn Archemoros Gedanken u. s. w. (Joß) — Geß: Bibelstunden über den Röm.-Brief (Joß) — Meuß: Die gottesdienstlichen Handlungen von individueller Beziehung (Hans) — Eingegangene Bücher.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Erschienen sind bis jetzt:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. K. Katechismus.** Fragen u. Vorschläge v. Prof. Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.

Luth. Pfarramtskandidat mit guten Zeugnissen, musikalisch, $2^1/_4$ Jahr als Hauslehrer bereits thätig, sucht für Michaelis anderweits Stellung als **Hauslehrer, Institutslehrer** oder **Prädikant.** Gefl. Offerten unt. **O. H.** durch d. Exped. dies. Ztschrift.

Im Laufe dieses Monats wird erscheinen:

Entwurf von Formularen für die

Agende der Evangelischen Landeskirche

Amtliche Ausgabe

Etwa 30 Bogen in Quart

Preis etwa 1,50—1,75

Um recht zahlr. Bestellungen bittet

Berlin SW 12, Friedrichstr. 52/3

Georg Nauck (Fritz Rühe)

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ

Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.

Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

Illustr. Kataloge gratis.

Wilh. Rudolph

in **Giessen Nr. 162**

grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum

in der religiösen Volkserziehung

des deutschen Protestantismus

von

einem christlichen Theologen

Broschirt 2 Mark

Soeben ist erschienen:

Evang. luth. Unterrichtsbuch

für Konfirmanden und für jeden Christen

Von einem Geistlichen

48 Seiten. Preis 30 Pfge., geb. 40 Pfge.

Gütersloh **C. Bertelsmann**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

von

Paul Göhre

Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1901 bis 1912

von

Emil Gregorovius

Brosch. 1 Mk., geb. 1.50 Mk.

Wie kam es doch!

Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel

Aus glücklich bewahrten Briefen

Brosch. 1 Mk.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	36
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 31 Leipzig, den 27. Juli **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Lebensworte: 4 — Wie Justinus die Wahrheit suchte und fand: 2 (Schluß) — Das Programm der Evangelischen Arbeitervereine — Psychiatrie und Seelsorge. Zur Verantwortung. — Römische Tagebücher. Von Ferdinand Gregorovius. 2 (Schluß) — Gustav-Adolf-Verein: Jubiläen der Gustav-Adolf-Vereine; Italien — Verschiedenes: Zur Streichung v. Wächters aus der Kandidatenliste — Anzeigen

Lebensworte

4

Mein Vater wirket bisher. Joh. 5, 17.

Die ganze Tragweite dieses Herrenworts, seine große Bedeutung für uns und unsre Zeit wird ersichtlich aus der Situation, in der es einst gesprochen wurde.

Jesus hatte einen Kranken am Sabbath geheilt und dem Geheilten geboten, sein Bett zu nehmen und hin zu gehen. Beides erregte Anstoß bei den gesetzesstrengen Juden. Denn unter die neununddreißig Hauptarbeiten, die nach der Auslegung der Schriftgelehrten am Sabbath verboten waren, gehörte auch das Tragen eines Gerätes und das Heilen eines Kranken oder Verunglückten außer in Lebensgefahr. Deshalb beschuldigten die Juden Jesum der Verletzung des Sabbaths und drohten mit dem Tode. Dieser schlimmen Beschuldigung begegnete der Bedrohte mit der Berufung auf seinen Vater: Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.

Darin liegt gemäß diesem Zusammenhange dies dreifache bedeutsame Moment: Gott wirkt auch am Sabbath, alle Tage, ohne Unterbrechung. Gott wirkt auch am Sabbath zum Heile der Menschen. Und dieses Sabbathwirken Gottes besteht nicht in bloßer Kontemplation, in Erwägungen und Entschlüssen zum Heile der Menschheit, sondern ist auch ein Wirken in der und durch die Natur zu eben diesem Zwecke, so gewiß die Sabbathheilung Jesu, für die er sich auf seines Vaters Sabbatharbeit beruft, ein solches Wirken gewesen war.

Damit aber widerstreitet dieses Wort des Herrn erstlich der geschichtlichen Wertung und dogmatischen Verwertung des biblischen Schöpfungsberichts, ist es zum andern unentbehrlich für eine befriedigende Welterklärung und bildet es endlich einen Grundstein der christlichen Weltanschauung.

Wie viel Behagen auf der einen Seite, wie große Sorge im andern Lager hat doch der Widerspruch schon bereitet, in dem viele Ergebnisse der Naturforschung zu den beiden ersten Kapiteln der Bibel stehn! Aus diesem Widerspruche wurden und werden immer noch Waffen zum Angriff auf das Christentum und gegen den Glauben an den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden geschmiedet, wurde vor wenig Jahren die Parole „Moses oder Darwin“ hergeleitet. Und diesen Widerspruch zu beseitigen, die Kluft auszufüllen oder doch zu überbrücken, haben schon viele Apologeten große Mühe und Gelehrsamkeit aufgewendet. Jene Gegner der christlichen Weltanschauung kämpfen mit Waffen aus einer altertümlichen Rüstkammer, die verrostet und stumpf sind, das Christentum nicht verwunden können; diese Verteidiger mühen sich vergebens und machen mit ihrer Arbeit, die nicht gelingen will und auch gar nicht gelingen kann, andern unnötige Unruhe. Beide setzen voraus und erwecken oder bestärken in andern die Meinung, daß der biblische Schöpfungsbericht eine historische Urkunde und als solche ein wesentliches Stück des Christentums sei. Das aber könnte er nur dann sein, wenn Christus sich und die Seinen an ihn gebunden hätte. Ist dem so? Dagegen streitet wie Jesu freiherrliche Stellung zu dem mit diesem Berichte aufs engste verbundnen Sabbath so auch sein Sabbathswort zu Jerusalem: „Mein Vater wirket bisher.“ Denn hier spricht er unmißverständlich von einem ununterbrochnen Wirken Gottes und widerspricht entschieden der Vorstellung eines Gottes, der heute schafft und morgen ruht. Und deshalb gilt es angesichts der großen Not, die die Unvereinbarkeit der Resultate der modernen Naturwissenschaft mit 1. Mos. 1 und 2 gar vielen Christen, besonders unter den Gebildeten schon bereitet hat und immer noch bereitet, auch von diesem Wort des Herrn: „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“

Erstaunlich viel hat die moderne Naturwissenschaft für die Erklärung der Welt und ihres Geschehens geleistet, so viel, daß die Meinung entstanden ist, es sei bereits alles natürlich erklärt, oder doch die Hoffnung gehegt und genährt wird, es werde in nicht zu langer Zeit der Wissenschaft gelingen, alles mechanisch, ohne die Zuhilfenahme eines Schöpfers und Erhalters der Welt zu erklären. Erst jüngst hat der eifrigste Vertreter des Kosmonismus, wie er seine Weltanschauung nennt, Ernst Häckel, in seiner „monistischen Konfession“ erklärt, daß es nur noch ein einziges „Welträtsel“ gebe: das Substanzproblem, aber mit dem mehrmaligen Zusatz „zur Zeit“ und mit der ausdrücklichen Versicherung, daß dabei nur von einem Ignoramus (wir wissen noch nicht), nicht aber von einem Ignorabimus (wir werden es niemals wissen und ergründen) die Rede sein könne. Aber ist nicht dieses angeblich einzige Welträtsel groß genug, um jeden Nachdenkenden stutzig zu machen? Wenn alle Erscheinungen ohne Ausnahme auf Atome und deren Wechselwirkung zurückzuführen sein sollen und man doch „irgend eine befriedigende Vorstellung über das eigentliche Wesen dieser Atome und ihre Beziehung zu dem hypothetischen, den Raum erfüllenden Weltäther“ sich nicht bilden und andern nicht geben kann, so ist das für eine Weltanschauung, die ganz und gar atomistisch ist, gewiß sehr mißlich. Um so mißlicher, als von andern Naturwissenschaftlern und Naturphilosophen dargethan worden ist, einmal, daß dieses Rätsel dem menschlichen Geiste eine unüberwindliche Schwierigkeit bietet (du Bois-Reymond), zum andern, daß die Atome, deren Sein die Welt und deren Wechselwirkung alles Geschehen in der Welt ausmacht, auf einander wirken können lediglich durch die beständige Mitwirkung des Einen wahrhaft Realen, dessen, was wir religiös „Gott“ nennen (Lotze). Klingt da nicht unser Herrenwort wieder: „Mein Vater wirket bisher“? Erscheint es nicht als ein Wort zur Lösung des schwierigsten Rätsels für die Welterklärung?

Aber giebt es wirklich nur dieses eine Welträtsel? In der neuesten Kundgebung des Materialismus stehen diese Sätze: „Die letztgenannten Lebenserscheinungen (Empfindung, Bewußtsein, Denkfähigkeit) insbesondre sind uns etwas Rätselhaftes. Wie z. B. Aetherschwingungen in Empfindungen von Licht, Farben oder Wärme sich umsetzen können, ist uns ganz unverständlich; mechanische Bewegungen, Molekülschwingungen einerseits — Empfin-

dungen, Denken, Wollen andrerseits sind etwas ganz und gar Verschiednes. Die Unmöglichkeit, die Vorgänge im lebenden Körper und insbesondre das Wesen und den Grund der verschiednen Seelenvermögen aus uns bekannten Eigenschaften des Stoffes zu erklären, hat von jeher die ungeheure Mehrzahl der Menschen bestimmt, hier das Eingreifen einer höheren, unsrer sinnlichen Erkenntnis unzugänglichen Macht anzunehmen.“ Und wie weist dieser ehrliche Materialist diese Annahme zurück? Mit dem eigentümlichen Verlangen, die Gottheit müßte zuvor ihre Allmacht in einer überzeugenden Weise darthun, indem sie auch nur einmal in den gleichmäßigen Verlauf alles Geschehens hemmend oder verändernd eingriffe! Thut sie das nicht für jeden, der sehen und sich überzeugen lassen will? Oder war es nicht ein solcher Eingriff, als das erste Protoplasma auf der Erde entstand mit Trieben und Fähigkeiten, die der ganzen unorganischen Welt fremd sind, und dadurch der Grund zu dem Reiche der Organismen gelegt wurde? Und wenn die Naturwissenschaft genötigt ist zu der Annahme, daß noch heute eine solche geheimnisvolle Umbildung des Unorganischen in das Organische stattfindet, wie sie zu allen Zeiten stattgefunden haben muß, aber auch zu dem Zugeständnis, daß es selbst dem angestrengtesten Bemühen der Chemie noch nicht gelungen ist, ein einziges Protoplasma herzustellen, kann sie dem, der eine „zusammenhängende Weltanschauung“ und eine befriedigende Welterklärung haben will, im Ernste wehren, daß er, um mit dem Botaniker Willkomm zu reden, eine ewige und unendliche Macht zu Hilfe nimmt, die das erste geformte Protoplasma zu seiner Zeit entstehen ließ, und daß er sich an das Wort Christi hält: „Mein Vater wirket bisher“?

Nehmen wir hinzu, daß die gegenwärtig herrschende Laplacesche Weltbildungstheorie erwiesenermaßen auch nicht imstande ist, alle ihre Voraussetzungen, wie Abkühlung und Zusammenziehung der ursprünglichen ungeheuern Gaskugel und Ringablösung, und alle Thatsachen, wie die Umlaufszeit der Planeten und die Uranusmonde, vermittelst der physikalischen Gesetze zu erklären; berücksichtigen wir, daß nach naturwissenschaftlicher Ueberzeugung noch immer aus kosmischen Nebeln sich neue Sonnen bilden, während andre alternde Sonnen dem Verlöschen entgegengehn; beachten wir, was erst im vergangnen Jahr astronomisch festgestellt worden ist: ein Fixstern im Sternbilde des Fuhrmanns zeigte auf einige Zeit eine Zunahme seines Lichtes um den hundertsten Betrag — ein Ereignis, das mit Recht eine „Weltkatastrophe“ genannt wurde: so haben wir doch wahrlich Recht und Pflicht, zu sagen: Der Vater wirket bisher, und ohne dies ist eine den Verstand völlig befriedigende Welterklärung unmöglich. Auch in diesem Sinne also gilts: Das Wort sie sollen lassen stahn.

„Der Glaube an die väterliche Vorsehung Gottes ist die christliche Weltanschauung in verkürzter Gestalt.“ Wer wollte die Wahrheit dieses Ausspruches leugnen? Aus dem Evangelium, das Jesus Christus verkündigt hat, und aus seinem ganzen Leben leuchtet sie hervor. Und wie schön und innig hat Luther in seiner Erklärung des ersten Artikels diesen christlichen Glauben beschrieben! Aber worauf gründet sich derselbe, und woher nimmt er seine Nahrung? Sein Fundament kann einzig und allein die Ueberzeugung sein, die Christus in Wort und in Person, durch seinen Wandel und sein Werk den Seinen gegeben hat: Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl; er ist der Herr des Himmels und der Erde; er läßt seine Sonne aufgehen und giebt Regen und fruchtbare Zeiten; ihm steht die ganze Welt mit allen ihren Kräften und Gestalten zu Gebote; er macht zu seinen Boten die Winde, zu seinen Dienern die Feuerflammen; ihm fehlts an Mitteln nicht, wenn er, was seinen Kindern ersprießlich ist, will thun; er kann, wenns seine Weisheit litte, auch wunderbarerweise Hilfe senden und das Gebet der Seinen erhören. Und lebendig kann diese Zuversicht nur in dem sein und bleiben, der sichs nicht nehmen läßt, daß der Gott und Vater der Allmacht, Weisheit und Liebe ohne Unterlaß in seiner Schöpfung thätig und wirksam ist, der sich ganz und gar an seines Herrn Verkündigung hält: „Mein Vater wirket bisher.“

Dieses Wort stiftet Frieden zwischen Naturwissenschaft und

Christentum, zwischen moderner Bildung und christlichem Glauben, bringt Befriedigung dem denkenden Geiste, der eine genügende Welterklärung begehrt, und schafft Leben, wahrhaft religiöses Leben. St

---

Wie Justinus die Wahrheit suchte und fand

2

Doch nun zurück zu Justinus. Er war mit Leib und Seele Philosoph geworden und konnte sich nichts Schöneres denken als die philosophische Geistesthätigkeit. Nur Eines fehlte ihm manchmal an der Platonischen Weisheit: er hörte in ihr zwar viel von Gott als dem höchsten Gut reden; aber dieser Gott blieb ihm noch immer sehr ferne. „Gott sorgt für das Ganze, sagte man ihm; er durchwaltet die Welt mit seiner ewigen Güte; aber für deine Privatangelegenheiten mußt du ihn nicht in Anspruch nehmen. Es wäre eine Einbuße an Seligkeit für ihn, wenn er sich um irdische Dinge bekümmern müßte, und eine Anmaßung von dir, ihn Tag und Nacht mit Bitten zu behelligen.“ Das war für Justinus befremdlich. Zu seinen griechischen Göttern hatte er doch beten, ihre Altäre bekränzen, ihnen Trankopfer darbringen dürfen; der Platonische Gott dagegen wohnte in der scharfen, eiskalten Luft der spekulativen Gedanken, in der sich kaum mehr Atem holen ließ. Weiter fand Justin, daß dieser philosophische Gottesglaube sich auch im Leben seiner Bekenner nicht recht bewährte. Er mußte sich oft wundern, wie die gleichen Leute, die sich mit ihm in den erhabensten Regionen des Denkens ergingen und alle menschliche Schwachheit abgelegt zu haben schienen, nachher über die Maßen erfreut waren ob einer Einladung zu Tische, wie sie da ganze Nächte hindurch schwelgten, allerlei krause Gedanken zum besten gaben und nicht bemerkten, daß man das Gespött mit ihnen trieb. Woher dieser Widerspruch? fragte sich Justin, und er fand die Antwort: Weil diese Leute keinen Gott haben, der ihre einzelnen Thaten sieht und ihr gewöhnliches Leben leitet, darum fürchten sie Gott auch nicht in ihrem Privatleben, sondern thun, was sie wollen. Was schadet es der Idee des Guten, wenn der einzelne Mensch einmal schlecht handelt? Darum reden sie so schön und leben oft so häßlich. Giebt es wohl Leute, bei denen Lehre und Leben im Einklang stehen? Das müßten die rechten sein!

Es fügte sich, daß Justin solche Leute kennen lernte, nämlich die Christen, eine Sekte, von der man freilich im römischen Reich bedenkliche Dinge erzählte. Sie seien Menschenfresser, hieß es; bei ihren nächtlichen Zusammenkünften werde jedesmal ein Kind geschlachtet und aufgezehrt. Auch seien sie Verächter aller Götter und Feinde des Kaisers. Justin verabscheute sie deswegen aufs kräftigste — bis er einmal zufällig der Hinrichtung einiger Christen beiwohnte. Die einen wurden gekreuzigt, die andern verbrannt, noch andre den wilden Tieren hingeworfen vor den Augen einer großen Zuschauermenge. Da machte es auf Justin einen tiefen Eindruck, wie still und ergeben, wie heiter und unverzagt diese Christen in den Tod gingen. Andre Verurteilte pflegten zu winseln, zu schreien, die Menge um Erbarmen anzuflehen; nicht so die Christen. Ihr Schritt war fest, ihre Augen dem Himmel zugewandt; von ihren Lippen kamen Worte des Gebets für die Ihrigen, ja selbst für ihre Peiniger, und sie erlitten einen schrecklichen Tod, ohne ihren Herrn zu verleugnen, treu bis zum letzten Atemzug. Wie ist das möglich? fragte sich Justin mit ernstem Staunen; sind das die lasterhaften Aufrührer gegen göttliche und menschliche Ordnung? Nein, das kann nicht sein! Das Laster macht feig und erschrocken; diese Leute aber sind Helden, wie ich noch keine gesehen habe. Fürwahr, das sind einmal Leute, die zu ihrer Sache stehen und nach ihrer Lehre leben bis in den Tod! Schade, daß sie Winkelversammlungen halten und so gemeine, ungebildete Leute sind; sonst möchte ich sie gern kennen lernen! So gewann Justin eine Achtung vor den Christen, bevor er noch recht vom Christentum wußte; bei uns dagegen wird mancher vom Christentum abgeschreckt, weil ihm die Christen so wenig Achtung einflößen.

Eines Tages nun wandelte er einsam, in Betrachtungen

versunken, am Meeresstrand und bemerkte, daß ein Greis von mildem und ehrwürdigem Aussehen ihm in einiger Entfernung folgte. Etwas ungeduldig über die Störung wandte er sich um und faßte den Alten ins Auge. Kennst du mich? fragte ihn dieser. — Nein. — Was siehst du mich denn so an? — Es wundert mich, daß ich hier in der Einöde mit jemandem zusammentreffe. — Ich erwarte meine Leute, sagte der Greis, die sind verreist, und ich schaue aus, ob sie noch nicht zurückkehren. Aber was thust denn du hier? — Justin antwortete mit Selbstgefühl: Ich gehe spazieren und unterrede mich mit mir selber, und alles stimmt mich hier zu schönen Gedanken! — Wohl! sagte der Alte; aber weißt du, was noch schöner ist als schöne Gedanken? Gute Thaten, mein Freund! Möchtest du nicht lernen, gute Thaten thun? — O ich thue Gutes, antwortete Justin; ich denke nach über die Herrschaft der Vernunft, und wenn ich diese göttliche Kraft recht in mir verspüre, dann schaue ich die Menschen mit ihren Irrtümern und Mißgriffen tief unter mir; meine Gedanken reichen bis empor zur Gottheit, und ich bin wahrhaft glückselig. — Vortrefflich, aber womit erkennst du eigentlich die Gottheit? — Mit meinem Geiste, natürlich; durch ihn sind wir ja mit Gott verwandt, der die unsterblichen Seelen geschaffen hat. — Weißt du das so gewiß, daß die Seelen unsterblich sind? — O ja, Plato und Pythagoras lehren es! — Aber sieh einmal ab von Plato und Pythagoras; weißt du es, du für dich? Es vergeht ja doch alles in der Welt, warum nicht auch die Seelen, und was ist dann Gottverwandtes an ihnen? Kann wirklich deine Seele dich Gott erkennen lehren? —

Justin schauerte innerlich zusammen. Er sah sich durch die unerbittlichen Fragen des Alten an den Rand der trostlosen Weltanschauung des Skeptizismus gedrängt, der Lehre, daß alles ungewiß sei, Gott so gut wie die Welt, unsre eigne Existenz so gut wie unsre Fortdauer nach dem Tode. Dies ist schon für manchen Denker der trübselige Abschluß seiner Forschungen gewesen; einer der Klügsten von ihnen hat gesagt: „Wir wissen in Wirklichkeit nichts, denn die Wahrheit ist in einem Abgrund.“ Unmutig und fast verzweiflungsvoll rief Justin aus: Wem soll man denn glauben, und wer kann uns helfen, wenn auch auf Plato nicht zu bauen ist? — Da antwortete ihm der Greis freundlich: Niemand anders als Gott selber, eben der, den Plato preist als den Schöpfer aller Dinge. Was unser Geist von sich aus über ihn weiß, das ist trüb und unsicher; aber Gott hat sich uns geoffenbaret; er hat zu den Menschen geredet. Vor alten Zeiten, lange vor deinen Philosophen haben fromme Männer gelebt, die Gott begnadigte, daß sie redeten auf Antrieb seines heiligen Geistes; man nennt sie Propheten. Die haben gepredigt von dem lebendigen Gott, nicht mit weitläufigen Beweisen, daß es einen Gott gebe, sondern indem sie einfach das wiedergaben, was Gott sie sehen und hören ließ durch seinen Geist. Sie haben Dinge geweissagt, die erst Jahrhunderte nachher geschehen sind; welcher menschliche Geist könnte das thun? Besonders aber haben sie von einem Manne geweissagt, den Gott senden werde als den Messias und Heiland; und dieser ist erschienen: es ist Jesus Christus, der Sohn Gottes. Von den Propheten sind Schriften auf uns gekommen; wer die liest, der empfängt Auskunft über alle die Fragen, die dich beschäftigen, über Anfang und Ende der Welt, über unsre Herkunft und den Zweck unsers Lebens; alles das, was Plato nur mangelhaft und unvollständig erkannt hat, das findet sich in der heiligen Schrift als ein schönes, harmonisches Ganzes beisammen. Aber noch mehr: die heilige Schrift macht andre Menschen aus uns; sie hilft uns auf den rechten Weg, den wir verloren hatten, und schenkt uns den Frieden des Herzens, der uns erst glücklich macht. Ueberlege dir das, mein lieber Freund; bitte Gott, daß er dir die Thür seines Wortes aufthue und dir seinen Geist gebe, damit du es verstehest; dann ist dir geholfen!

Mit diesen Worten ging der Greis seines Weges, und Justin hat ihn nicht mehr gesehen. „Aber, sagt er selbst, in meiner Seele brannte es alsbald wie ein Feuer, und eine heiße Sehnsucht ergriff mich, bekannt zu werden mit jenen Propheten und mit dem Jesus, von dem sie geweissagt, und mit allen denen, die ihn lieb haben. Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr fand ich, daß im Evangelium erst die wahre Weisheit zu finden sei, die Antwort auf alle die Lebensrätsel, mit denen ich mich bisher getragen hatte. So bin ich ein Christ geworden und ein Philosoph geblieben; ich kenne jetzt jene Philosophie, die zu Gott hinführt und heilige Menschen Gottes aus uns macht.“

Durch diese Bekehrung Justins zum Christentum wurde der Ertrag seines bisherigen Lebens nicht vernichtet; er hat nur jetzt die rechte Verwendung gefunden. Justin hatte gelernt selbständig nachdenken über die höchsten Fragen; das hat ihn nun befähigt, ein wirksamer Prediger des Evangeliums zu werden; ja er fühlte sich in besondrer Weise verpflichtet zu diesem Beruf und sagte oft, er könnte es vor Gottes Richterstuhl nicht verantworten, zu schweigen. Wiederum hatte er als Philosoph gelernt seine Ansichten begründen und verteidigen gegen jedermann; auch dies kam ihm jetzt zu statten. Er wurde ein Anwalt des Christentums, der sich mit größtem Freimut selbst an den Kaiser und den römischen Senat zu wenden wagte, und redete vor ihnen die Sprache eines Mannes, der wirklich „Gott fürchtete und sonst niemand.“ Ebenso aber hatte Justin ein scharfes Auge für die ungesunde Richtung in der damaligen Christenheit, die unter Beibehaltung des Christennamens heidnische Naturspekulationen mit dem Evangelium vermischen wollte. Gegen diese sogenannten Gnostiker hat Justin ebenfalls geschrieben als einer der ersten, der ihre Gefährlichkeit für die Kirche erkannte. Er hat ihnen Ansätze zu einer biblisch besser begründeten Glaubenslehre entgegengestellt und ist so ein Mitbegründer dessen geworden, was wir heutzutage die christliche Theologie nennen.

Wohl jeder gebildete Christ kennt, was Lessing einmal gesagt hat:

> Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch für Dich allein!

Dieses Wort ist gegen die geistige Bequemlichkeit gerichtet, die in einer Kirchenlehre oder Philosophenschule oder Zeitrichtung die Wahrheit so gewiß zu besitzen glaubt, daß man des eignen Nachdenkens, des persönlichen Eingehens auf die Sache überhoben sei. Im nämlichen Sinne sagt Lessing vorher:

> Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz.

In der That ist uns der Entwicklungsgang eines Justinus gerade deshalb so achtungswert, weil er sich so aufrichtige Mühe gegeben hat, der Wahrheit nachzuforschen, weil er, wie der heilige Christophorus der Sage, von einem Meister zum andern gegangen ist mit dem Entschluß, nur bei dem Größten unter allen Dienste zu nehmen, weil er nicht zu stolz war, immer von neuem Schüler zu werden, und nicht zu träge, den Wanderstab immer wieder in die Hand zu nehmen. — Aber soll dieses Suchen nun das Ganze sein? Ein ewiges Wandern ohne Ankunft am Ziel? Ein lebenslanges Forschen nach Wahrheit mit der Aussicht, immer und ewig zu irren? Sollen wir uns das von Gott erbitten? Nimmermehr! Gott will uns nicht mit Hunger speisen, sondern mit Brot des Lebens. Gerade für die geistige Arbeit des Suchens bedürfen wir einer Grundlage, worauf wir stehen können, eines Wahrheitsbesitzes, in dem unser Herz und Gewissen ruht, während der forschende Verstand seine Wege geht. Justinus war strebsam, seitdem er zu denken wußte; aber seiner Sache völlig gewiß, innerlich glücklich und nach außen fruchtbar ist er erst geworden, als er in Christus die Wahrheit gefunden hatte. Und so ist es heute noch. Gott streckt uns seine Hand entgegen, um uns zu sich zu ziehen aus dem Staub der Erde; diese Hand ist Jesus Christus, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben.“ Wenn wir diese Gotteshand ergreifen, so erfassen wir die selige Wahrheit, daß es für uns eine Erlösung vom Bösen giebt, weil Gott uns lieb hat und ewig glücklich machen will. Dies ist das Geheimnis, das in keines Menschen Sinn gekommen ist; Gott aber hat es uns geoffenbart durch seinen Geist, und im Leben Jesu, des Gekreuzigten, liegt es offen vor uns. Es ist

nicht eine Wahrheit, die uns träg und stolz machen könnte: ganz im Gegenteil. Das Wort vom Kreuz demütigt uns tief und treibt uns zu der intensivsten Arbeit; es entbindet erst die edelsten Kräfte unsers Geistes, indem es uns Gottes Gedanken über die Menschheit nachdenken lehrt, und stellt uns vor die gewaltige Aufgabe, nach diesen Gottesgedanken uns umgestalten und heiligen zu lassen, ja unser Leben zu verlieren, um es wiederzufinden zum ewigen Leben. Dabei irren und fehlen wir, so lange wir hier sind; unser Wissen bleibt Stückwerk, und unsre Gerechtigkeit wie ein unsauberes Kleid. Da gilt es immer wieder sich aufzuraffen und bei dem Herrn neue Gerechtigkeit und Stärke zu suchen. So hält uns die evangelische Wahrheit in beständiger tiefer Bewegung; sie heißt uns unablässig arbeiten an uns selber und unserm Nächsten. Aber wir haben dabei nicht die trostlose Aussicht, uns immer und ewig zu irren, immer nur uns im Kreise zu drehen und dieselben blinden, selbstsüchtigen Menschen zu bleiben. Vielmehr je aufrichtiger wir uns als Sünder beugen vor der Gnade Gottes in Christo, desto mehr kommen wir voran im Leben; wir lernen, was es heißt: Gottes Kraft ist mächtig in der menschlichen Schwachheit, und wir sehen immer heller dem Ziel entgegen, das uns durch die Erhöhung unsers Herrn zugesichert ist, nämlich dem Lebensstand, wo wir ihn sehen werden, wie er ist, wo wir die Wahrheit ganz erkennen und besitzen werden. Wenn nun Gott diese frei und selig machende Wahrheit des Evangeliums in seinem Sohne uns darbietet und zu uns spricht: Nehmet! — dann wollen wir ihm antworten: Vater, gieb! ich nehme es an im Glauben; Du hast Dich finden lassen von mir nach bangem Suchen und Irren; nun gieb Dich mir und nimm mich hin! Bth

---

Das Programm der Evangelischen Arbeitervereine

Zu wiederholten malen schon hat sich die Christliche Welt und ihre „Chronik" mit den Evangelischen Arbeitervereinen beschäftigt. Am eingehendsten ist dies in einem Artikel aus der Feder Paul Göhres geschehen, der vor etwas mehr als Jahresfrist (1892, Nr. 22) zur Erinnerung an das zehnjährige Bestehen der Vereine in ihrem Heimatland Rheinland-Westfalen eine anschauliche Schilderung ihrer äußern und innern Geschichte brachte. So erfreulich sich der Artikel hierbei über das Wachstum der Vereine aussprach, konnte er doch nicht umhin, wenn auch nur kurz den kritischen Punkt zu berühren, an dem sich das fernere Geschick dieser evangelischen Bewegung unter der Arbeiterschaft entscheiden werde. Dieser Punkt war die „Programmfrage."

Heute nun, wo die letztjährige Entwicklung der Vereine gerade dadurch zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, daß die Ausschußsitzung des Gesamtverbandes Evangelischer Arbeitervereine Deutschlands am Vorabend des vierten Evangelisch-sozialen Kongresses zu dieser Frage offiziell Stellung genommen hat, sind wir es den Lesern der Christlichen Welt schuldig, nähern Aufschluß über Sinn, Geschichte und Art der vorläufigen Lösung der Programmfrage zu geben.

Da wir aber hierbei naturgemäß auf die bisherige Entwicklung der Vereine zurückgehen müssen, wird sich unsre Darlegung gewissermaßen zu einer Fortsetzung des Göhreschen Artikels gestalten, dessen zusammenfassendes Urteil über den Charakter der Evangelischen Arbeitervereine wir uns deswegen auch teilweise aneignen werden.

Wir glauben die Geschichte der Vereine in zwei Abschnitte teilen zu können, die den einzelnen Vereinen ihre bestimmte Signatur verliehen und deren verschiedenartiger Charakter wohl im letzten Grunde zu Differenzen in der Programmfrage, ja zur Programmfrage selbst geführt hat.

Der erste Abschnitt würde von Gründung der Vereine im rheinisch-westfälischen Industriebezirk, vom Jahre 1882 bis zu den Reichstagswahlen 1890 und der Aufhebung des Sozialistengesetzes — der andre von diesem Zeitpunkt bis auf die Gegenwart zu rechnen sein.

Die Berechtigung hierfür gewinnen wir aus der Thatsache, daß in jenem ersten Abschnitt alle Neugründungen von Evangelischen Arbeitervereinen mehr oder weniger unmittelbar von der rheinisch-westfälischen Bewegung ausgehen und im Zusammenhang damit auch der Charakter der neugegründeten Vereine, von wenigen Ausnahmen abgesehen, jener ursprüngliche der evangelischen Arbeiterbewegung ist: Sammlung evangelischer Glaubensgenossen aus dem Arbeiterstand in konfessionell gemischten Gegenden zur Pflege des „evangelischen Bewußtseins," des „Patriotismus" und einer „sozialversöhnlichen Gesinnung." Dabei wird der Patriotismus gleichbedeutend mit einer streng monarchischen Gesinnung aufgefaßt; bei aller Abweisung einer politischen Färbung der Vereine stehen diese thatsächlich meist unter dem Einfluß der deutsch-konservativen Partei; der Sozialdemokratie gegenüber aber, jener „gott- und vaterlandslosen Partei" sind sie der Hort aller „gutgesinnten" Arbeiterkreise, die die Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage bescheidentlich von der Durchführung der kaiserlichen Sozialreform und der Errichtung von Wohlthätigkeitsanstalten erwarten, an der sich dann auch die Vereine selbst durch Gründung von Kranken-, Sterbe-, Spar- und andern Unterstützungskassen beteiligen.

Es liegt auf der Hand, daß für Vereine mit dieser Signatur kein Bedürfnis vorhanden war nach einem Programm, das über die fünf Grundsätze ihrer bisherigen Bestrebungen hinausging: Pflege evangelischer Gesinnung, Patriotismus, freundliches Verhalten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Hilfe für Vereinsmitglieder (nicht für Arbeiter überhaupt!) in Notfällen, Pflege edler Geselligkeit und geistiger Fortbildung.

Sollte eine Erweiterung des Programms stattfinden, so konnte dies nur im Sinne des Handbuchs von Dr. Lorenz in Erfurt geschehen, das in Göhres Aufsatz eingehender berücksichtigt ist, — oder aber man konnte im besten Falle daran denken, ein „evangelisch-soziales Friedensprogramm" aufzustellen zur Besprechung an Vortrags- oder Diskussionsabenden — dessen praktische Verwertung aber nicht für die Vereine bestimmt war, sondern den politischen Parteien (der konservativen vor allem) überlassen blieb.

Etwas anders stellten sich nun vielfach die Vereine, die seit dem Jahre 1890 in den verschiedensten Teilen Deutschlands ins Leben gerufen wurden. Es fehlte ihnen zunächst meist gänzlich der Gegensatz zu den römischen Vereinen. Sie wurden wohl fast immer ins Leben gerufen, um der Propaganda der Sozialdemokratie entgegenzutreten, deren wachsende Macht über die Arbeiter das Ergebnis der Reichstagswahlen vom 20. Februar gezeigt und deren weiteres Wachstum nach Aufhebung des Sozialistengesetzes befürchtet wurde.

So kam es, daß fortan die Bewegung der Vereine bei Kreisen Unterstützung fand, die ihr bisher ferner gestanden hatten. Kirchenregierungen besprachen ihre Wichtigkeit in Erlassen, die sich mit der sozialen Frage beschäftigten, und politische Parteien strebten darnach, ihren Einfluß auf die Vereine geltend zu machen. Konservative, Antisemiten, Liberale, ja in einzelnen Vereinen Demokraten fingen an „zielbewußt" mitzuarbeiten. Andrerseits regten die Landesvereine für innere Mission zur Gründung von Vereinen an, und je nachdem nun die von ihnen beauftragten Berufsarbeiter der Innern Mission diese in dem engern oder weitern Sinn faßten — mit Ausschluß oder Einschluß einer nicht nur von religiösem, sondern auch von volkswirtschaftlichem Standpunkte aus geleisteten Arbeit —, wurde die Richtung der Vereine eine andre, als sie in ihrem Heimatlande gewesen war.

Jedoch auch die Zusammensetzung der Vereine war eine andre geworden. Hatten schon bisher die Vereine wohl nur in den seltensten Fällen sich allein aus Industriearbeitern ergänzt, vielmehr ebensowohl Handwerker und kleine Beamte (Post, Eisenbahn, städtische Verwaltung) aufgenommen — so trat jetzt gleich bei der Neugründung von Vereinen ein bedeutsames Moment ein. Die Evangelischen Arbeitervereine wurden nicht mehr in erster Linie von solchen aufgesucht, denen, wie Göhre so treffend sagt, es mitten in dem Gewoge der wirtschaftlichen, politischen und religiösen Kämpfe der Gegenwart angst geworden war, und die sich nun hierher flüchteten, um Ruhe, Schutz und Sicherheit zu suchen. Es traten vielmehr auch Arbeiter in die

Vereine, die fest entschlossen waren, jene Kämpfe nicht zu meiden, sondern selbständig in sie einzugreifen.

Und bei aller persönlichen Achtung vor jenem Kreise der die Ruhe, den Frieden und die geistige Bequemlichkeit liebenden Männer, unter denen wir viele prächtige christliche Charaktere kennen gelernt — läßt es sich nicht leugnen, daß jener Kreis selbstbewußter Arbeiter die größere Intelligenz vertrat und darum bald die Oberhand in den Vereinen gewann.

Unter ihnen waren nicht wenige, die jahrelang der Sozialdemokratie als der „Arbeiterpartei" angehangen hatten, ja sogar einzelne ehemalige sozialistische Agitatoren. Sie waren dann mit ihr zerfallen, teils wegen der religiös-indifferenten oder religionsfeindlichen Gesinnung der „Genossen," teils weil sie zu der Erkenntnis der wirtschaftlichen Undurchführbarkeit der sozialistischen Ideen gekommen waren.

Sie hatten aber von der Sozialdemokratie zu viel gelernt, als daß sie sich einfach mit einer Zustimmung zu der kaiserlichen Reformpolitik begnügen und ihren Patriotismus, sowie ihre Glaubensfreudigkeit in Schlagworten gegen die „Feindin aller göttlichen und menschlichen Ordnung" erweisen wollten. Sie strebten darnach, Ideen und Kräfte zu sammeln für eine christliche Sozialreform, die nicht „von oben herab" geschehe, die vielmehr ihre Basis finden müsse im Kreise der Arbeiter selbst und in deren eifriger Mitarbeit. Wurden diese Gedanken auch meist unklar ausgesprochen, so liefen sie doch darauf hinaus, ein Programm zu schaffen, um das sich die Vereine scharen und damit den Anfang zu einer christlich-deutschen Arbeiterpartei schaffen könnten, der die Verwirklichung jener Ideen zufallen sollte.

Hierin berührten sie sich mit der Gedankenarbeit einer Reihe jüngerer Theologen, die entweder, wie die schon erwähnten Berufsarbeiter der innern Mission, durch ihren Beruf, oder durch lebhaftes Interesse für die Arbeiterfrage bewogen, in der Arbeit der Vereine standen. Sie hatten teils durch den Evangelisch-sozialen Kongreß, teils durch die Schriften der ältern und neuern christlich-sozialen Richtung angeregt, sich mit der sozialen Frage eingehend beschäftigt, hatten die Notwendigkeit eines Studiums der Volkswirtschaft erkannt und der Sozialdemokratie gegenüber eine objektivere Stellung gewonnen als die, die diese rundweg abwiesen, weil sie in ihr nichts andres als die Vertreterin gottfeindlicher materialistischer Ideen sahen. Es konnte darum nicht ausbleiben, daß der Kreis dieser Theologen in den Verdacht kam, in gefährlicher Weise mit der Sozialdemokratie zu „kokettiren." In Wahrheit aber waren sie vielleicht weit bewußtere Gegner geworden. Sie begnügten sich nämlich nicht mit einer Kritik der Sozialdemokratie, sondern suchten ihr Positives entgegenzustellen: sie forderten ein evangelisch-soziales Programm, in dem die sittlichen Forderungen des Evangeliums als Ausgangspunkt und Maßstab dienen und die Erkenntnis der Volkswirtschaft die Mittel zur Formulirung der Programmpunkte darbieten sollte.

Dem kam ein Beschluß der Ausschußsitzung des Gesamtverbandes Evangelischer Arbeitervereine bei dem dritten Evangelisch-sozialen Kongreß 1892 entgegen, durch den der Vorstand des Gesamtvorstandes beauftragt wurde, Grundlinien für ein Programm zu entwerfen. Hierbei wurde es aber unterlassen, in eingehender Weise den Charakter dieses Programms zu bestimmen. Sollte es nur als Anhalt dienen für Vorträge und Diskussionen in den Vereinen? So schien es im Sinne des Vorstandes des Gesamtverbandes gemeint. Oder sollte es zu einem Programm werden, das die Evangelischen Arbeitervereine zu einer selbständigen Aktion in den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart mit einer klaren, sichern Marschroute antrieb? Darauf ging die Hoffnung der jüngern Vertreter der Vereine. Und weiter — sollte dieses Programm etwa nur eine Auslese bieten aus den Forderungen der politischen Parteien, die, wie die konservative und die antisemitische, schon einen deutlich sichtbaren Einfluß auf die politische und wirtschaftliche Haltung einzelner Vereine geltend machten? Oder aber war es nicht richtiger, ein Programm zu schaffen, dessen Originalität sich darin erwies, daß es auf die bisherige Geschichte der Vereine möglichst Rücksicht nahm und seine Forderungen aus klar ausgesprochenen christlich-sittlichen Prinzipien ableitete, dabei aber zugleich die gebührende Rücksicht nahm auf die wirtschaftliche Lage und die aus dieser sich ergebende Erkenntnis von dem, was an wirtschaftlichen Maßnahmen notwendig und heilsam sei?

Es lag auf der Hand, daß auch bezüglich dieser Fragen, die auf den Inhalt des Programms abzielten, die Wünsche und Erwartungen der Vereine sich teilen würden je nach ihrem Charakter, wie er sich in den verschiednen Epochen der Vereinsgeschichte entwickelt hatte.

Es dauerte jedoch fast ein Jahr, ehe eine Meinungsverschiedenheit an die Oeffentlichkeit trat. Die geplante Besprechung eines vorläufigen Programmentwurfs bei Gelegenheit der Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Speyer im Herbst 1892 mußte unterbleiben, weil diese Versammlung infolge der Choleragefahr ausfiel. Hier wäre voraussichtlich ein Programmentwurf zur Verhandlung gelangt, der der ältern Richtung der Vereine entsprach.

Inzwischen wurde von andrer Seite an der Förderung der Programmfrage gearbeitet. Sowohl in dem nördlichst gelegnen Verein, in dem evangelisch-sozialen Arbeiterverein zu Hamburg, als in den südlichen des mittelrheinischen Verbandes war man vorwärts geschritten: man beschäftigte sich mit Vorarbeiten für einen Programmentwurf. Diese Vorarbeiten kamen bei dem evangelisch-sozialen Kursus am 22. bis 24. Januar 1893 in Elberfeld zur Besprechung. Pfarrer Naumann aus Frankfurt a. M. legte einen Entwurf vor, der die Zustimmung der Kreisverbände Hessen und Nassau gefunden hatte — und der Redakteur des Hamburger Volksblatts sprach in einem Schreiben die innerhalb dieses Vereins formulirten Wünsche bezüglich der Programmfrage aus.

Naumann hatte im Verein mit Pastor Götz aus Köln das Programm in Form von Thesen aufgestellt, die die Stellung der Evangelischen Arbeitervereine gegenüber Katholiken, Juden und Sozialdemokraten abgrenzte, und erläuterte diese Thesen in einem eingehenden Vortrage, der in den „Verhandlungen des evangelisch-sozialen Kursus in Elberfeld" (Hattingen, C. Hundt sel. Wwe.) wiedergegeben ist. Er nahm in dem Vortrag, anknüpfend an die Geschichte der Vereine, Bezug auf ihre Stellung zu den katholischen Vereinen und Bestrebungen, den Versuchen der politischen Parteien, die evangelischen Arbeitervereine zu gewinnen, und den sozialdemokratischen Ideen. Dieser letzte Teil enthielt zugleich die Grundgedanken für ein wirtschaftliches Programm der Vereine. (Anerkennung der Konzentration der Betriebe, aber Kampf gegen Konzentration des Kapitals; Neugliederung des Volkes entsprechend den Berufs- und Arbeitsverhältnissen; Förderung des Familienlebens durch wirtschaftliche Maßnahmen zu Gunsten eines gesunden Familienlebens u. s. w.) Der zweite Teil aber beschäftigte sich mit der Judenfrage. Gerade er bot Anlaß zu heftigem Widerspruch von seiten der sehr zahlreich anwesenden Antisemiten. Aber auch bezüglich der ganzen Auffassung des Programms, das den Vereinen jene wünschenswerte selbständige Bedeutung gegenüber den politischen Parteien wahren wollte, zeigte sich eine scheinbar unausgleichbare Meinungsverschiedenheit, die dann leider nach den Elberfelder Tagen noch dadurch an Schärfe gewann, daß sie zunächst in die Presse der Arbeitervereine und von hier aus dann auch in einzelne politische und kirchliche Organe (namentlich Kreuzzeitung, Reichsbote, Evangelisch-kirchlichen Anzeiger, Luthardtsche Kirchenzeitung) übertragen wurde und zu der irrigen, weitverbreiteten Ansicht Anlaß gab, als ständen sich in den Arbeitervereinen „Alte" und „Junge" so schroff gegenüber, daß die Auflösung des Gesamtverbandes nur noch eine Frage der Zeit sei.

Es kann nicht unsre Absicht sein, diese Phase in der Entwicklung der Programmfrage näher darzustellen.

Das müssen wir aber hervorheben, daß gerade die „Jungen" nicht wenig erstaunt waren, auf einmal unter die Sozialdemokraten gerechnet zu werden, mit denen sie sich in keiner Weise weder in ihren positiv wirtschaftlichen noch religiösen Anschauungen verbunden fühlten — und andrerseits den Vorwurf zu erleiden, sie wollten den Arbeitervereinen ihre beste Kraft fortnehmen, indem sie an die Stelle der Pflege christlicher Gesinnung die Aktion für ein sozialpolitisches Programm setzten. Auch die

„Jüngsten“ unter den „Jungen,“ zu denen sich Schreiber dieses rechnet, haben hieran nie gedacht, noch können sie bis heute ernstlich an die Gefahr glauben, daß die Pflege der christlichen Einzelpersönlichkeiten und der christlichen Gemeinschaft in den Vereinen Schaden leiden müsse, wenn diese darauf ausgehen, durch die Vertretung eines Evangelisch-sozialen Programms zum besten der deutschen Arbeiterwelt zu wirken.

Immerhin schien es um des Friedens willen geraten, alsbald einen Weg zu gegenseitiger Verständigung einzuschlagen. Darum versammelten sich Anfang Mai dieses Jahres eine Anzahl Freunde des Naumannschen Entwurfs in Frankfurt a. M. In zweitägiger Beratung unterzogen sie die Programmfrage einer eingehenden Besprechung. Hierbei lag ihnen außer den Naumannschen Thesen und einem in Hamburg und Altona entstandnen Programm ein eben eingelaufener Programmentwurf vor, der in Erfüllung jenes Beschlusses der vorjährigen Ausschußsitzung von Lic. Weber verfaßt worden war und somit als Vorschlag der ältern Richtung in den Vereinen angesehen werden konnte. Das Ergebnis dieser Konferenz war die Aufstellung eines gänzlich neuen Programms. In ihm fanden aber die vorliegenden Entwürfe möglichste Berücksichtigung. Dadurch gewann das Programm den Charakter des „Kompromisses,“ und unter diesem Zeichen ist auch fortan die Entwicklung der Programmfrage geblieben. Man opferte um der gemeinsamen Sache willen, die beiden Teilen gleich sehr am Herzen lag, allerhand eigne Lieblingswünsche. Es wurden aus dem Programm alle Punkte fortgelassen, die auf den Antisemitismus Bezug haben — ebenso die, die das Verhalten gegenüber den Katholiken berührten. Dagegen beschäftigte man sich eingehend mit der Aufgabe, in einem einleitenden prinzipiellen Teil das Wesen einer evangelisch-sozialen Arbeit zu bestimmen und den Zusammenhang mit der bisherigen Thätigkeit der Vereine dadurch zu kennzeichnen, daß man das Wesentliche aus den Vereinsstatuten hinübernahm.

Nachdem dieses Programm mehrmals überarbeitet und noch am Vorabend der diesjährigen Ausschußsitzung von Vertretern und Freunden der jüngern Richtung einer endgiltigen Redaktion unterzogen worden war, stellte Lic. Weber bei Beginn der Sitzung am Morgen des 31. Mai zu Gunsten dieses Entwurfs sein Programm zurück. Dasselbe geschah mit mehreren andern Entwürfen. So konnte denn jene Hauptversammlung aller Evangelischen Arbeitervereine Deutschlands ihre Verhandlungen in der wünschenswertesten Weise vereinfachen. Abgesehen von einzelnen Aenderungen ist der Frankfurter Entwurf zur einstimmigen Annahme gelangt und damit eine Lösung der Programmfrage erzielt worden.

Welcher Art ist nun diese Lösung?

Sie ist durch einen Kompromiß zu stande gekommen. Damit ist die thörichte Frage schon beantwortet, die wir leider gleich nach dem Evangelisch-sozialen Kongreß und seitdem öfters gehört: haben die „Alten“ oder die „Jungen“ „gesiegt“? Sie ist umso endgiltiger beantwortet, als die Motive zum Kompromiß ethischer Art waren: die Liebe zur gemeinsamen Sache und die gegenseitige Bruderliebe. Möge darum auch jene leidige Unterscheidung zwischen „Alten“ und „Jungen,“ der wir nur mit Widerstreben gefolgt sind, verstummen. Das Entgegenkommen von beiden Seiten ist gleich groß gewesen. Lic. Weber verzichtete auf sein Programm, das in vielen Punkten mit dem der konservativen Partei übereinstimmte (Handwerkerfrage, Schutz der Landwirtschaft). Er gab die Notwendigkeit und die Berechtigung zu, ein evangelisch-soziales Programm zu schaffen, das von Prinzipien ausgeht, die dem neuern Charakter der Evangelischen Arbeitervereine entsprechen. Seinem Wunsch wurde aber darin nachgegeben, daß dieses Programm nicht als Parteiprogramm angesehen werden soll. Es bestehe sonst die Gefahr, daß die Vereine unter das politische Vereinsgesetz fallen und dadurch zur Auflösung des Gesamtverbandes gezwungen werden. Es soll vielmehr gelten als Anhalt für Vorträge und Diskussionen in den Vereinen. Damit ist aber schon viel gewonnen. Die Notwendigkeit einer Schulung der Vereinsmitglieder in wirtschaftlichen Fragen, die von vielen Vereinen bisher als unnötig, ja als „gefährlich“ abgewiesen wurde, ist nunmehr vom Gesamtverband offiziell anerkannt. Offen bleibt aber die

Frage, ob nun die Vereinsmitglieder, wenn sie bei der Erörterung des Programms in Vorträgen und Diskussionen die wirtschaftlichen Forderungen eingehend kennen lernen, deren Erfüllung ihre soziale Lage bessern wird, mit einer theoretischen Zustimmung zu diesen Forderungen sich genügen lassen werden; oder ob sie nicht vielmehr das Verlangen haben werden, praktisch, d. h. aber in diesem Falle nichts andres als politisch (bei Wahlen u. s. w.) für diese Erfüllung einzutreten! Wir wollen dies der Zukunft überlassen und wollen uns über die Wahrscheinlichkeit dieses Konflikts mit der gegenwärtigen offiziellen Auffassung des Programms die Freude nicht trüben lassen, daß es gelungen ist, ein evangelisch-soziales Programm aufzustellen, wie es nun vor uns liegt.

Der Inhalt dieses Programms giebt uns noch weiter an, in welcher Art die Lösung der Programmfrage stattgefunden hat. Das Programm selbst findet sich abgedruckt außer in den vier Organen der Vereine (Evangelischer Arbeiterbote in Hattingen; Hamburger Volksblatt; Arbeiterzeitung in Erfurt; Badische Arbeiterzeitung in Karlsruhe) in Nr. 24 der Chronik der christlichen Welt.

Es zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der erste den Titel führt: „Grundlinien für ein evangelisch-soziales Programm als Anhalt für Vorträge und Diskussionen in den Evangelischen Arbeitervereinen“ — der andre: „Arbeitsprogramm für Evangelische Arbeitervereine.“ Dieser zweite Teil interessirt uns weniger. Er fixirt noch einmal kurz die Punkte, die schon bisher in den Satzungen der Vereine deren Arbeit bestimmt hat auf religiösem, patriotischem, geselligem und geistigem Gebiet. Bemerkenswert ist nur, daß bei den Wohlthätigkeitseinrichtungen neben den verschiednen Unterstützungskassen auch der Bau von Arbeiterwohnungen durch die Vereine gefordert wird, und zwar in der Form von Baugenossenschaften mit Unterstützung des Staates, der Kommune und reicher Kirchgemeinden.

Von größerm Interesse für uns bleibt der erste Hauptteil, der, wie wir schon andeuteten, eine prinzipielle Erörterung der evangelisch-sozialen Arbeit enthält und dann die einzelnen Forderungen des Programms auf wirtschaftlichem Gebiet angiebt.

Gehen wir hierauf näher ein, so müssen wir zunächst hervorheben, daß es den Verfassern des Programms gelungen ist, sich vor zwei Gefahren zu hüten, die die Aufstellung eines solchen Programms leicht mit sich bringt. Es ist einmal vermieden worden, das Programm herzuleiten aus einer einzelnen bestimmten nationalökonomischen Formel; und man hat ebenso auch den Fehler umgangen, in den ältere Vertreter christlich-sozialer Bestrebungen verfallen sind, indem sie, um den religiösen Ausgangspunkt zu betonen, die Bibel wie ein volkswirtschaftliches Lehrbuch benutzten, aus dem die wirtschaftlichen Forderungen einfach herzuleiten seien. Der ersten Gefahr entging man, indem man das Wesen der volkswirtschaftlichen Erkenntnis sich vor Augen hielt, die wie alle wissenschaftliche Erkenntnis auch in Fortentwicklung begriffen ist; vor der andern Gefahr hütete man sich, indem man anerkannte, daß bei aller Flüssigkeit des wirtschaftlichen Erkennens doch die auf diesem Gebiete gewonnenen wirklichen Ergebnisse uns allein in den Stand setzen, von Fall zu Fall wirtschaftliche Forderungen zu formuliren. Indem man es nun aber aussprach, daß alle wirtschaftlichen Maßnahmen und Organisationen, zu denen man auf diese Weise geführt werden wird, nicht nur zu prüfen sind an ihrer technischen Leistungsfähigkeit und wirtschaftlichen Rentabilität, sondern zugleich an ihrem sittlich erzieherischen Wert, und indem man weiterhin betonte, daß in den sittlichen Ideen das Evangelium der unverrückbare Maßstab rückhaltloser Kritik an den heutigen Zuständen gegeben sei, erreichte man einen einheitlichen Ausgangspunkt für die evangelische wie die soziale Thätigkeit mit Vermeidung aller Einseitigkeiten. Man konnte den Ausgangspunkt des Programms dahin normiren:

> Wir stehen auf dem Grunde des evangelischen Christentums. Das Ziel unsrer Arbeit ist die Entfaltung seiner welterneuernden Kräfte in dem Wirtschaftsleben der Gegenwart. Dieses Ziel kann nicht schon erreicht werden durch eine nur zufällige Verknüpfung von christlichen und sozialen Gedanken, sondern allein durch eine organisch geschichtlich vermittelte Umgestaltung unsrer Verhältnisse gemäß den im Evangelium enthaltenen und aus ihm zu entwickelnden sittlichen Ideen.

Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir in dieser prinzipiellen Aussprache des Programms über das Verhältnis von Christentum und sozialer Arbeit eine Bedeutung desselben auch über die Kreise der Evangelischen Arbeitervereine hinaus finden und annehmen, daß gerade um dieser prinzipiellen Aussprache willen diese Lösung der Programmfrage der Arbeitervereine einen Fortschritt bezeichnet für die gesamte Arbeit auf evangelisch-sozialem Gebiet.

Aber auch speziell für den Theologen ist diese Stellungnahme der Evangelischen Arbeitervereine bedeutsam. Wie es schon aus den angegebnen Gedanken des prinzipiellen Teiles des Programms hervorgeht und dann darin auch in einem besondern Satz hervorgehoben wird, ist hier der Standpunkt völlig verlassen, als habe das Christentum es ausschließlich mit dem Jenseits zu thun. Und wenn das Programm auch den Ausdruck vermeidet, so vertritt es doch thatsächlich die Ansicht, daß Ausgangspunkt und Quelle der von ihm geforderten evangelisch-sozialen Arbeit das Evangelium von dem schon im Diesseits kommenden Reiche Gottes ist. Darum darf es auch, ohne daß es diesen Appell enthält, auf die Mitarbeit aller derer rechnen, die dieses Evangelium Jesu durch Wort und That verkündigen wollen.

Es sei nun noch gestattet, in aller Kürze auf die Einzelforderungen des Programms hinzuweisen. Hier sucht es durchaus seinem Charakter als evangelisch-soziales Programm gerecht zu werden, indem es in erster Linie Forderungen für alle die Volkskreise aufstellt, die schon dem Proletariat verfallen sind oder diesem Schicksal entgegengehen: Industriearbeiter, niedere Angestellte des Großbetriebs, Handwerker, kleine Kaufleute. Das entspricht zugleich den Bevölkerungskreisen, denen zumeist die Mitglieder der Vereine angehören. Dabei ist nun wieder ein Fehler vermieden worden, in den manche „Politiker“ unsrer Tage verfallen, die da meinen, die soziale Frage lösen zu können, indem sie die einmal geschehene und durch die Fortschritte der Technik notwendig gewordne Entwicklung vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb zurückschrauben möchten. So wenig das Programm der Arbeitervereine die Ansicht teilt, daß aller Kleinbetrieb dem Untergang verfallen sei, erkennt es doch die bestehende Großindustrie als wirtschaftliche Notwendigkeit an und hält es gerade darum für Pflicht, die im Großbetrieb beschäftigten Arbeiter im Streben nach Erhöhung und Veredlung ihrer Lebenshaltung, nach größerer ökonomischer Sicherheit und dem Schutz ihrer persönlichen Güter in Leben und Gesundheit, Sittlichkeit und Familienleben zu unterstützen. Daher werden als Forderungen aufgestellt die Ausgestaltung und Verbesserung der Arbeiterversicherung und Arbeiterschutzgesetzgebung (auch in Bezug auf Kürzung der Arbeitszeit und Gewährung sechsunddreißigstündiger Sonntagsruhe). Großer Wert wird gelegt auf Einführung obligatorischer Fachgenossenschaften und gesetzlich anerkannter Gewerkschaften, Sicherung des Koalitionsrechts der Arbeiter, Einrichtung von Arbeitervertretungen und Aeltestenkollegien in den Fabriken. Das sind Forderungen, deren Ausführung naturgemäß von hoher Bedeutung für die Entwicklung der Arbeiter zur Selbständigkeit sein muß und die darum einen bedeutsamen sittlichen Wert besitzen. Von geringerer Bedeutung sind die Forderungen für das Handwerk. Da hier wegen der verschiedenartigen Ansichten namentlich über Innung und Befähigungsnachweis keine Einigung erzielt werden konnte, wurde die Forderung nach Einführung einer korporativen Organisation ganz allgemein gefaßt und die Begründung und Förderung genossenschaftlicher Vereinigungen als Aufgabe hingestellt. Für Handel und Gewerbe schließlich wurden die üblichen Schutzgesetze gegen Hausirhandel, Abzahlungsgeschäfte, unredliche Börsengeschäfte u. s. w. in das Programm aufgenommen.

Als von wirtschaftlicher Bedeutung ist aber noch eins zu nennen. So sehr das Programm es mit Recht vermeidet, sich auf einer nationalökonomischen Formel aufzubauen und darum auch keine Polemik enthält gegen eines der volkswirtschaftlichen Systeme, fordert es doch vom Staat, daß er angesichts der Uebelstände, die in unserm Volksleben durch die wachsende Konzentration des Kapitals in wenigen Händen entstanden sind, diese Konzentration nicht fördere, sondern ihr auch auf dem

Wege der Staatsgesetzgebung entgegenwirke. Andrerseits soll der Staat die Großbetriebe (Eisenbahn, Bergwerke u. s. w.), die in seinem Besitz sind, so gestalten, daß sie bei Gewährleistung der vollen persönlichen Freiheit der Arbeiter wirkliche Musterbetriebe werden.

Damit stehen wir am Ende unsrer Erörterung über das Programm der Evangelischen Arbeitervereine. Möge sie dazu dienen, unsern Vereinen immer mehr Freunde zu gewinnen, die die Bedeutung dieser evangelisch-sozialen Bewegung erkennen und sie darum zu fördern suchen. Möge aber auch die weitere Lösung der Programmfrage, die vor allem in dem Ausbau des Programms auf der gegebnen prinzipiellen Grundlage bestehen wird, zum Heil der Vereine gereichen, damit sie ihre Mission an der deutschen Arbeiterwelt mit Gottes Hilfe erfüllen.

Wck

Psychiatrie und Seelsorge

Zur Verantwortung

In der Jahresversammlung des Vereins deutscher Irrenärzte zu Frankfurt a. M. am 25. und 26. Mai dieses Jahres sind unter dieser Ueberschrift von den beiden Referenten Geheimrat Dr. Zinn und Medizinalrat Dr. Siemens neun Thesen aufgestellt und angenommen worden, die sich speziell gegen eine Vereinigung von evangelischen Irrenseelsorgern richten, die seit drei Jahren zusammengetreten ist, um in vertraulichen Besprechungen sich in ihrem Berufe gegenseitig zu fördern. Diese Thesen beruhen auf gänzlich irrigen Voraussetzungen über Zweck und Ziel unsrer Konferenzen und schieben uns Lehren und Grundsätze unter, die uns völlig fremd sind. — Dieselben, von einer größern Anzahl von Zeitungen veröffentlicht*) und zum Teil noch dazu falsch kommentirt, haben ihren Wellenschlag an weite Ufer getragen und auch viele Freunde unsrer hiesigen Anstalten an uns irre gemacht!

Der Unterzeichnete ist nicht berechtigt, im Namen der Konferenz, deren Vorsitzender er nicht ist, auf diese Angriffe zu antworten — diese wird bei ihrem nächsten Zusammentreten wohl die geeignete Erwiderung folgen lassen. Er hat aber Recht und Pflicht zu einer vorläufigen Widerlegung, nicht nur soweit seine Person, die fälschlich stets in den Vordergrund gestellt ist, sondern speziell die Anstalt, an der er dient, sowie seine Mitarbeiter an ihr in der öffentlichen Meinung geschädigt sind. Er ist insonderheit zu einer sofortigen Richtigstellung der Sachlage genötigt, als er soeben mit Gewißheit erfahren hat, daß man sogar den Landesdirektionen ernste Vorhaltungen gemacht hat, die sich darauf eingelassen haben, mit kirchlichen Anstalten Vereinbarungen wegen Unterbringung der epileptischen Kranken zu treffen. In diesem Sinne erlaube ich mir, den aufgestellten neun Thesen folgende Berichtigungen gegenüberzustellen, die sich zunächst nur auf meinen Anteil an der Konferenz und auf unser hiesiges Werk beziehen:

1. Der Grundton unsrer Versammlungen war, wie unser Protokoll nachweist, dieser:

Die Wissenschaft hat im letzten Jahrhundert Großes auf dem Gebiete der Psychiatrie geleistet, die Aerzte haben treu und fleißig gearbeitet und viele Unmenschlichkeiten weggeräumt.

Der Staat hat seine Hand in kräftigster Weise an die Linderung der Leiden der Geisteskranken gelegt; die Kirche aber ist schmerzlicherweise auf diesem Gebiet im Rückstande geblieben und hat große Versäumnisschulden nachzuholen!

2. Die Versäumnisschuld der Kirche besteht zum ersten darin, daß ihre Diener keineswegs auch nur die allernotwendigste theoretische und praktische Ausbildung für die Irrenseelsorge auf den theologischen Fakultäten erhalten, während doch alle auf positivem Boden stehenden Irrenärzte der religiösen Seelenpflege einen so wichtigen Anteil für die Genesung und Milderung der Leiden der Geisteskranken zuschieben.

Zum andern hat die Kirche auch nicht dafür gesorgt, diesen Leidenden das so nötige, gründlich geschulte, von christlicher Liebe durchdrungne Pflegepersonal zu stellen. Während jetzt

*) Vgl. Chronik Nr. 23. D H

ganze Provinzen bestehen, wo kein einziges Krankenhaus mehr ohne solche Pfleger und Pflegerinnen gelassen ist, sind die Irrenheilanstalten auf diesem Gebiet in hohem Maße vernachlässigt worden.

Zum dritten ist seitens der Kirchenbehörden auch den Irrenseelsorgern nicht der nötige Schutz und eine einheitliche und klare Instruktion zuteil geworden für ihre Arbeit an den staatlichen und ständischen Irrenanstalten. Der größere Teil der staatlichen Irrenhausdirektoren steht dem Christentum freundlich gegenüber, und da hat ja die gemeinsame Arbeit keine Schwierigkeit; aber in nicht wenigen Fällen wird es dem Seelsorger auch sehr schwer gemacht, seine Pflicht zu erfüllen.

Endlich viertens hat es die Kirche auch versäumt, wie für Blöde und Epileptische, so auch für die Gemütsleidenden eigne Anstalten darzubieten, und hat diese Liebesarbeit nicht nur dem Staat und den Ständen, sondern Privatpersonen, namentlich einzelstehenden Aerzten, allein überlassen. Daß die größere Anzahl dieser Privatirrenanstalten jeden geistlichen Einfluß fernhält, ist ja bekannt.

Wir verlangen für die Kirche nicht von ferne die Alleinherrschaft auf diesem Gebiet, sondern wir verlangen nur in die Mitarbeit einzutreten. Sollen die Diakonen- und Diakonissenanstalten ein tüchtiges Pflegepersonal für diese Leidenden ausbilden, so müssen sie auch eigne Anstalten für diesen Zweck haben. Kaiserswerth ist längst damit vorangegangen für weibliche Gemütskranke; Bielefeld ist zunächst auf dem gleichen Felde mit einem Pensionat für weibliche Gemütskranke nachgefolgt, und die seit vier Jahren bestehende Anstalt zeigt durch die Fülle der Anmeldungen, die wir keineswegs alle zu befriedigen imstande sind, welches Vertrauen sie genießt. In einigen Monaten werden wir auch ein gleiches Pensionat für männliche Gemütsleidende eröffnen, da das dringendste Bedürfnis uns dazu zwingt. Die Anstalt hat bereits einen bewährten Psychiater für dieses neue Haus gewonnen.

3. Der Behauptung von These 9 gegenüber, daß für den Wartedienst an den Irrenanstalten Angehörige religiöser Genossenschaften nicht zu empfehlen seien, erwidere ich nur, daß soeben wieder der Direktor einer großen Irrenanstalt uns um fünfzehn Schwestern ersucht hat, indem er angiebt, daß er nach langjährigem Studium der Frage zu dem Resultat gekommen sei, daß für die Pflege der Gemüts- und Nervenkranken am besten Diakonissen passen. Daß Herr Direktor Scholz zu Bremen laut Bericht in Nr. 24 dieses Jahres der Berliner Klinischen Wochenschrift sich ungünstig über die Brauchbarkeit der Diakonen und Diakonissen für die Irrenpflege ausgesprochen hat, ist mir bisher nicht bekannt gewesen. Er hat das Gegenteil öfters schriftlich und mündlich gethan. Es wird beständig in die Oeffentlichkeit getragen, daß unserm Pflegepersonal seitens der Bremer Krankenanstalt gekündigt sei. Das Gegenteil ist richtig, wir haben gekündigt, und zwar lediglich, weil wir fünfundzwanzig Schwestern der westfälischen Provinzial-Irrenanstalt überweisen mußten, wozu wir kontraktlich verpflichtet waren! Der Krankenhausvorstand zu Bremen hat durch den leitenden Senator die ernstesten Anstrengungen gemacht, um uns dort festzuhalten! Die Aerzte der Bremer Krankenanstalt sind auch öffentlich gegen diese falsche Nachricht aufgetreten! Auch die Königliche Charité zu Berlin hat seit neun Jahren sechzehn Diakonen unsrer Anstalt für die Irrenpflege angestellt.

4. Die in These 1 und 2 der Doktoren Zinn und Siemens ausgesprochenen Behauptungen betreffend,

daß die Irrenseelsorgerkonferenz die dem Irresein zu Grunde liegende Krankheit auf den Begriff der Sünde und des Besessenseins zurückführe, die Irren als dämonisch-krank und für ihr Thun und Lassen verantwortlich erkläre, daß diese unsre Lehre, praktisch bethätigt, zur Verkehrung des Charakters der Irrenanstalten in den von Strafanstalten, zur Bestrafung der Geisteskranken, zum Exorzismus und schließlich zu den Hexenprozessen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts führen müssen —

so erkläre ich meinerseits, von einer solchen Lehre niemals etwas in unsern Seelsorgerkonferenzen weder selbst ausgesprochen, noch von andern habe aussprechen hören (in der dritten Konferenz war ich nicht anwesend). Daß wir als evangelische Geistliche, für die das Wort des größten Seelenarztes aller Zeiten eine

unbedingte Autorität hat, neben dem Reich der Materie auch ein Reich des Geistes anerkennen und einräumen, daß neben materiellen Kräften auch persönliche geistige Kräfte einwirken können, werden wir natürlich nicht leugnen, und ebensowenig, auf Grund derselben Autorität, daß, wie bei jeder Krankheit, als dem Vorläufer des Todes, auch hier die Sünde ihren Anteil hat; welcher Irrenarzt würde z. B. bei Alkoholdeliranten und Paralytikern ernstlich jeden Zusammenhang mit der Sünde leugnen! Aber wir werden alle immer wieder betonen, daß alle Geisteskranke, ebenso wie die Epileptischen, leiblich krank sind in demselben Sinne, wie alle andern Kranken, und daß die Sünde bei ihnen der Regel nach keinen größern Anteil hat, wie bei jeder andern Krankheit.

5. Was speziell die Epileptischen anbetrifft, gegen deren Pflege in kirchlichen Anstalten die Thesen auch so entschieden auftreten und über diese in der öffentlichen Meinung die Ansicht verbreitet haben, als ob wir hier diese Kranken sämtlich als Dämonischkranke, um ihrer Sünde willen Bestrafte und für ihr Thun und Lassen überall Verantwortliche ansehen, so ist in Wahrheit auch hiervon bei uns nicht das Geringste zu merken (ich berufe mich auf die fünf Anstaltsärzte). In meinem „Christlichen Ratgeber für Epileptische,“ *) der freilich viel mißdeutet worden ist, sage ich gleich im Anfang:

Wie ist die Fallsucht im Lichte des Wortes Gottes anzusehen? Antwort: Wie jede andre Krankheit, die Gott schickt und zuläßt!

und dann weiter:

In Matth. 17 nennt der Vater des kranken Knaben ausdrücklich den Zustand des Sohnes „ein schweres Leiden“ — und das ist in allen Fällen wohl die richtigste Bezeichnung dieser Krankheit,

und wiederum:

. . . nach unsern Erfahrungen hat man durchaus kein Recht, zu schließen, daß Epileptische oder deren Eltern und Voreltern in einer besondern Weise vor andern Menschen gesündigt hätten, weil sie von diesem besonders schweren Leiden heimgesucht werden. Wer die Vorgeschichte vieler Epileptischen so genau kennt, wie der Schreiber dieser Zeilen, wird nicht den Eindruck gewinnen, daß diese Kranken oder ihre Eltern durchschnittlich sündhafter gelebt hätten, wie andre Menschen!

Unserm Pflegepersonal schärfe ich stets ein, daß sie ihre Pfleglinge einfach als Kranke anzusehen haben, und daß, wenn wir auch unsern Pfleglingen, ebensowenig wie sie es selber thun, jede Verantwortlichkeit über ihr Thun und Lassen absprechen, der Pfleger doch niemals in der Lage ist, zu beurteilen, wieweit die Verantwortlichkeit noch geht, er sich darum auch niemals durch das Thun und Lassen der Kranken reizen lassen dürfe! Es sind jetzt nahezu 4000 Epileptische in hiesiger Anstalt gepflegt worden, aber niemals ist es in fünfundzwanzig Jahren vorgekommen, daß seitens der Geistlichen der Anstalt ein Kranker als ein Besessener seelsorgerlich behandelt oder auch nur die Annahme ausgesprochen ist, es liege Besessenheit vor! Ueber 50 000 epileptische Kranke haben sich von außerhalb an uns gewendet, und alle sind entweder an den geordneten Arzt und die Apotheke verwiesen worden, oder es sind ihnen die seitens unsrer Aerzte aufgestellten medizinischen Vorschriften mit der nötigen Arznei gesandt worden. Uebrigens hat anerkanntermaßen bei Blöden und Epileptischen der Arzt für seinen eigentlichen Beruf ein viel kleineres und undankbareres Arbeitsfeld, als bei den übrigen Gemütskranken. Bei diesen meist für Lebenszeit aus Kirche, Schule, Werkstätte und jeder andern öffentlichen Arbeit gestoßenen Kranken hat die kirchlich pädagogische und ökonomische Behandlung und Pflege der Kranken das Uebergewicht über die rein medizinische.

Eine Kommission der ersten Medizinalbeamten und Direktoren von Irrenheilanstalten des Königreichs Sachsen, die unter Leitung des Geheimen Medizinalrats Dr. Fiedler zu Dresden vor einigen Jahren mehrere Tage lang eingehend unsre Anstalten besichtigte, hat nicht nur nichts von den bösen Dingen bemerkt, die man uns andichtet, sondern, wie ja damals allgemein bekannt geworden, hat der genannte Leiter dieser Kommission auch in einer großen Jahresversammlung des sächsischen Landesvereins der innern Mission öffentlich sein Zeugnis dahin abgegeben, daß er, alle Gründe gegen einander abgewogen, erklären müsse, daß für diese Klasse der Kranken die freien christlichen Liebes-

*) Verlag der Schriftenniederlage der Anstalt „Bethel“ bei Bielefeld.

anstalten die geeignetsten Stätten seien! Die Landesdirektoren von neun preußischen Provinzen haben sich thatsächlich zu der gleichen Ansicht bekannt, indem sie mit kirchlichen Anstalten die Kontrakte wegen Verpflegung der Epileptischen abgeschlossen haben, die auf Grund des Gesetzes vom 11. Juli 1891 von ihnen überwiesen sind. Das sind doch verständige Leute, die wissen, was sie thun! Auch in Bayern und Württemberg vertraut man die Blöden und Epileptischen ausschließlich kirchlichen Anstalten an, und ebenso ist in Baden, von den Staatsbehörden freundlich unterstützt, soeben eine solche kirchliche Anstalt für Epileptische ins Leben gerufen worden!

In den Thesen 3—7 der beiden Frankfurter Berichterstatter scheint angenommen zu werden, daß die von der Kirche ins Leben gerufnen Anstalten für Blöde, Epileptische und Geisteskranke nicht unter besondrer Aufsicht der Staatsbehörden ständen, und als ob die an denselben angestellten Aerzte nicht die volle Verantwortung für die ärztliche Behandlung der Kranken hätten, ja es wird behauptet, daß es unter der Würde des ärztlichen Standes wäre, an solchen Anstalten eine Stellung anzunehmen! Soweit mir bekannt ist, stehen alle diese Anstalten unter staatlicher Aufsicht, alle an diesen Anstalten angestellten Aerzte haben die volle eigne Verantwortlichkeit für ihr Amt und sind niemals und nirgends einem Geistlichen untergeordnet! Wenigstens ist es hier nicht der Fall. Unsre Anstalt ist nicht von Pastoren, sondern von Laien ins Leben gerufen, der Präses ist ein Laie, die Aerzte sind ebenso vollberechtigte Mitglieder des Vorstandes wie die Pastoren. Für die ökonomische und finanzielle Seite des Werkes ist wieder durch andre Mitglieder des Vorstandes gesorgt. — So können die Aerzte ohne jede Belästigung mit Direktorialgeschäften und -Sorgen ganz ihrem Beruf leben. Ich glaube kaum, daß an Staats- und ständischen Anstalten die Aerzte ebenso frei und selbständig in ihrem Beruf dastehen, als die Aerzte unsrer Anstalten. Ich muß es darum als eine krankhafte Anschauung zurückweisen, wenn behauptet wird, es widerspräche der Würde des ärztlichen Standes, an einer solchen Anstalt eine Stellung anzunehmen! Ich nehme für den Arzt, der an einer Irrenanstalt, Blödenanstalt, Epileptischenanstalt angestellt ist, vollkommen die gleichen Rechte und die gleiche Autorität in Anspruch, wie für den Arzt, der an einem Krankenhause für chirurgische oder innere Krankheiten dient — und dabei ist es völlig einerlei, ob der Staat oder die Kirche eine solche Anstalt einrichtet. Einen spezifischen Unterschied zwischen solchen Krankenhäusern kann ich nicht anerkennen! In beiden Fällen sind es Leiblich-Kranke, die ärztlich behandelt werden! — Es giebt eine große Anzahl von kirchlichen Krankenhäusern jeder Art, zum Teil solche, in denen ebenso wie hier neben innern und äußern Kranken auch Blöde, Epileptische, Gemütsleidende gepflegt werden (z. B. Kaiserswerth, Dresden, Neuendettelsau). Sämtliche fünfzig Diakonissenhäuser haben eigne Krankenhäuser, an denen zum Teil sehr hervorragende Aerzte dienen, ohne daß ihnen gleichzeitig die gesamte innere und äußere Direktion der Anstalt übertragen ist. Da würde es auch überall der Würde des ärztlichen Standes widersprechen, solche Stellung anzunehmen. Es ist damit gleichzeitig eine Mißachtung der Kirche gegenüber dem Staate ausgesprochen. In den fünfundzwanzig Jahren des Bestehens unsrer Anstalt hat niemals ein Konflikt zwischen den Pastoren und den Aerzten stattgefunden, und es ist niemals nötig geworden, eine höhere Autorität des Vorstandes anzurufen. Ich kann im allgemeinen nur sagen, daß ich gerade eine solche Einteilung der Arbeit, wie sie hier besteht, für alle Teile als eine glückliche und befriedigende ansehe!

Auch die vielfach gegen unsre Anstalt hervorgehobnen Vorwürfe muß ich entschieden zurückweisen, als ob die ärztliche Behandlung unsrer Kranken eine minderwertige und nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehende sei. Es stehen die von unsern Aerzten bei den jährlichen Hauptversammlungen des Verwaltungsrats abwechselnd erstatteten Berichte jedermann zur Verfügung, und so kann sich jeder Sachverständige überzeugen, ob unsre Aerzte nicht ihre Aufgabe in gründlicher und wissenschaftlicher Weise lösen. Auch ist die ärztliche Behandlung keineswegs der geistlichen gegenüber, wie in den Zeitungen behauptet

wird, schmählich in den Hintergrund gedrängt! Zur Erziehung von etwa 630 Diakonissen sind zwei Geistliche angestellt, die auch 230 Außenstationen zu besuchen und zu bedienen haben, — an der Erziehungsstätte für männliche Pfleger, dem Diakonenhause Nazareth,- das seine etwa 240 Diakonen ebenfalls nicht nur zu erziehen, sondern auch in seinen über ganz Deutschland weit verzweigten Stationen zu beaufsichtigen hat, stehen desgleichen zwei Geistliche. Diese vier haben nun auch nebenbei die geistliche Pflege und Versorgung der Epileptischen unsrer Kolonie. Dagegen arbeiten fünf Aerzte an unsrer Anstalt, von denen drei in der Anstalt selbst wohnen und ihre ganze Kraft allein den Kranken widmen — ein sechster ist bereits berufen. Es geschieht in der That für die ärztliche Pflege unsrer Epileptischen viel mehr, als selbst die reichsten Leute für ihre kranken Kinder thun. Abgesehen von den regelmäßigen Besuchen, die häufiger sind als die der Geistlichen, haben unsre Aerzte jeden Tag für ihre Kranken ihre Sprechstunden, und jeder frische Fall und jede außerordentliche Veränderung in der Krankheit muß täglich durch den betreffenden Hausvater dem Arzte angezeigt und der Kranke vorgeführt werden. Diese regelmäßige Behandlung ist ja auch in der That nicht ohne günstigen Erfolg auf das Gesamtbefinden unsrer Kranken, die Anfälle werden seltner, wozu natürlich auch die regelmäßige tägliche Arbeit und die geordnete Diät hinzutreten. Vollkommne Heilung bleibt in der That auch hier eine Seltenheit. Wenn daher Herr Geheimrat Dr. Zinn nicht ohne Spott als das wissenschaftliche Resultat, das unsre Anstalt zuwege gebracht, auf den von mir verfaßten „Christlichen Ratgeber für Epileptische“ hinweist, so begeht er damit ein Unrecht! So wenig ich mir herausnehme, über die medizinische Seite der Behandlung ein maßgebendes Urteil abzugeben, so sehr bestreite ich Herrn Geheimrat Dr. Zinn das Recht und die Fähigkeit, über die seelsorgerliche Seite ein maßgebendes Urteil abgeben zu können! Wenn in fünfundneunzig Fällen von hundert bei Epileptischen keine leibliche Heilung erzielt wird, so wird es wohl erlaubt sein, diese von der ärztlichen Wissenschaft thatsächlich ratlos gelassenen Kranken auf eine vollkommnere Heilung hinzuweisen und auf eine bessere Arznei, als die Wissenschaft sie bieten kann. — Neben fünfundzwanzig ärztlichen Berichten, die auf alle möglichen wissenschaftlichen Versuche der Heilung hinweisen, wird es wohl erlaubt sein, auch ein einzigesmal einen geistlichen Rat zu erteilen.

Unsre Anstalten sind allerdings in erster Linie nicht ins Leben gerufen, um der Wissenschaft zu dienen, sondern thatsächlich, um den von der Wissenschaft aufgegebnen, um ihres Leidens willen von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossenen Kranken noch eine friedliche Heimat für Leib und Seele zu bieten und ihr Dasein nach Möglichkeit zu einem freundlichen und glücklichen zu machen. Und in diesem Sinne war unsre Arbeit wahrlich nicht vergeblich. Durch unsre direkte Anregung sind innerhalb und außerhalb Deutschlands neben unsrer Anstalt und den schon vor uns bestehenden Blödenanstalten, die auch schon Epileptische aufnahmen, elf Anstalten für Epileptische ins Leben gerufen worden, und zwar alle durch freie christliche Liebesthätigkeit, und über 50 000 andern, außerhalb einer Anstalt lebenden Kranken sind durch uns ärztliche Anweisung und die besten Mittel zugegangen und dadurch ein großes Maß von Thränen und Schmerzen gestillt worden.

Wir hoffen zuversichtlich, daß die Landesdirektionen nicht übel fahren werden, die, von der Erlaubnis des Gesetzes Gebrauch machend, auch fernerhin diese Kranken den kirchlichen Liebesanstalten anvertrauen; wir verlangen aber kein Monopol für uns, so wenig, wie wir für die Irrenanstalten das Monopol des Staates anerkennen. Die Stadt Berlin, die Provinzen Brandenburg und Sachsen und das Königreich Sachsen werden ja eigne staatliche und ständische Anstalten für Epileptische errichten, und solche Konkurrenz ist ja gut. Wir freuen uns von Herzen über jede Hilfe, die uns auf diesem Gebiete zuteil wird.

Bielefeld, im Juli 1893

F. v. Bodelschwingh,
Pastor am Westfälischen Diakonen- und Diakonissenhause

Römische Tagebücher

Von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von Friedrich Althaus. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Geh. 9 Mark

2

Ohne Uebelwollen, aber auch ohne Begeisterung sieht Gregorovius das Vordringen der nationalen Bewegung:

Als Geschichtsschreiber der Stadt sehe ich mit Verwunderung dies ewig fortgesetzte Streben der nationalen und politischen Gewalt Italiens nach Rom. . . .

An andrer Stelle tadelt er Cavour, daß er Rom als Erisapfel in das Getümmel der Völker hineingeschleudert habe. Wohl sagt er schon im Jahr 1860: „Es ist ein wunderbares Schauspiel, dies neue Reich Italien wie durch Zauber entstehen zu sehen"; aber selbst als er später gestehen muß: „Der Einheitsgedanke ist durchgedrungen, das Prinzip des Kirchenstaates ist tot," erhebt er sich zu keiner Begeisterung. Uns Jüngern ist das überraschend; aber begreiflich wird es durch die Erwägung, daß vieles von dem Grauen der Bedrückung, von der Fäulnis, die alles zerfressen hatte, ihm verborgen war, was uns seitdem kund geworden ist. Dennoch redet selbst er einmal von der weibischen, doch recht tief in Blut getränken Hand, die Pio Nono zum Segen erhebt, und schüttelt sich vor Verachtung des Exkönigs von Neapel, der aus sicherm Versteck den Brigantaggio unterhält.

Sehr interessant, wenn auch nicht wesentlich neu sind die Beiträge zur Geschichte des Konzils. Auf die Vergewaltigung der Minorität, die zielbewußte Agitation Kardinal Mannings im Verein mit den Jesuiten bedarf es nur eines Hinweises, um uns alles ins Gedächtnis zu rufen, was wir damals miterlebten. Die eisige Gleichgiltigkeit Roms gegenüber dem Konzil überrascht selbst Gregorovius, und er urteilt, daß sie es sei, die den Papst in seinem Wahnsinn bestärke. Was aber sollten die Leute auch sagen, wenn sie den Papst zu einem Gichtbrüchigen sprechen hörten: Stehe auf und wandle! und der Aermste versuchte es und stürzte zusammen — den Papst, der Hunderte aufs Blutgerüst und in die Kerker der Inquisition geliefert hatte!

Doch das Verhängnis schreitet schnell. Kaum hatte der Mensch sich zum Gott gemacht, so stürzte sein morscher Thron zusammen. In München beobachtete Gregorovius die Erhebung des Vaterlandes mit hoher Freude:

Ich bin beschämt über meine Thatlosigkeit . . . Frankreich taumelt wie ein Stier, auf dessen Stirn der Schlag eines Riesen fiel.

Aber als echter Humanist sagt er doch:

Wäre der Krieg abgethan! Blutarbeit, sei sie noch so heroisch, ist eine Schande für unsre Zivilisation!

Nach kurzem Besuch Straßburgs trifft er wieder in Rom ein, am 30. Oktober, also fünf Wochen nach dem Einzuge der italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia. Das Ungewisse und Unfertige der Zustände mußte ihn beängstigen, zumal er offenbar an den Aufbau des Neuen nicht recht glaubt: „Die in der Geschichte beispiellose Thatsache: der gestürzte Papstkönig noch hier im Vatikan!" ruft er aus und trifft damit, wie wir wissen, den wunden Fleck der neuen Ordnung. Jetzt nach zwanzigjähriger Entwicklung ist die Thatsache womöglich noch merkwürdiger, und sein Urteil über die Maulwürfe, die, ans Verschütten gewöhnt, unterirdisch wühlen, wird immer wahr bleiben, sowie es bisher wahr geworden ist.

Damit stehen wir aber nun endlich vor der Frage, wie Gregorovius sich zur Religion stellt, die ihn doch bei seinem Geschichtswerk unzertrennlich zu begleiten hat. Persönlich scheint er zu der Gruppe vieler unsrer Edelsten und Besten zu gehören, für die leider ein eignes religiöses Bedürfnis nicht existirt, die in heitrer Unbefangenheit alles ablehnen, was ihnen zu Nutz und Frommen ihrer Seele oder ihres Gewissens zugemutet wird. So kommt er aus Ostpreußen in das farbige italienische Volksleben: „dieses wüste Wesen, dieser heidnische Götzendienst" ist ihm „ekelhaft," und dennoch finden wir nirgends einen Versuch, Katholizismus und Papsttum zu unterscheiden. Er hält „das Papsttum für dauerhaft, weil es noch eine moralische Idee ist"; er hält es für unlöslich mit der lateinischen Rasse verbunden. Aus diesem Gedankenkreise kommt er nicht heraus, weil er nicht rechnet mit dem Wehen des heiligen Geistes, mit dem Erwachen des Gewissens, mit dem Durst der Seele nach dem lebendigen Gott. So findet die Evangelisation bei ihm weder Interesse noch Verständnis. Gleich nachdem Italien frei geworden ist, läßt er sich in Bologna von einem Schweizer verwirrte, unrichtige Mitteilungen machen, ja sogar vorreden, die Chiesa libera sei die alte Häretikerkirche des dreizehnten Jahrhunderts. Dies Märchen hätte der Geschichtsschreiber sich doch zweimal betrachtet, wenn der Christ Gregorovius daran ein Interesse gehabt hätte. Uebrigens hätte der reisegewandte Mann sich in letzterm Falle leicht von den Thatsachen überzeugen können. Er, der ganze Monate in Florenz weilte, hätte dann erfahren, daß der Graf Guicciardini jahrelang einen religiösen Mittelpunkt gebildet und ansehnlichen Leuten das Evangelium nahegebracht hatte, und daß die Waldenser in Turin, Florenz und Genua blühende Gemeinden besaßen. Waren sie doch in Genua bereits durch den Gährungsprozeß hindurchgegangen, der die Ausscheidung jener ungestümen, vielfach plymouthistischen Elemente mit sich führte, aus denen sich später die „Freie Kirche" gebildet hat. Ein Desanctis wäre ihm entgegengetreten und hätte sich seine Achtung erworben, wenn er ihm von seiner Gewissensnot als Erzpriester an der Santa Maddalena und als Inquisitor des Santo Ufficio, von der Odyssee seiner Flucht nach Korfu, Malta und England erzählt und sich ihm als gläubiger evangelischer Christ bekannt hätte. Und was das von dem schweizer Gewährsmann so schwarz dargestellte Oberepiskopat in Turin anlangt, so hätte sein historischer Blick sich freundlich einer so altehrwürdigen Institution zuwenden müssen, wie die kirchliche Verfassung der Thäler es ist. Ist es doch jedem Beobachter klar, daß es ihr zu danken ist, wenn die Waldensermission in Italien langsam aber stetig fortschreitet und sich von der Zersetzung und Schwarmgeisterei fernhält, die vor dreihundert Jahren zerstörte, was die Inquisition übrig ließ. Als Vertreterin der ersten Märtyrer für Denk- und Gewissensfreiheit in Italien hätte sie ein Anrecht auf seine, des liberal Gesinnten, Gunst gehabt, wenn auch ihr voller Beruf als Trägerin des vereinten Gedankens der Gottesliebe und Vaterlandsliebe, damals noch verborgen, erst allmählich der Nation zum Bewußtsein kommen sollte.

So bald Rom sich öffnete, hatten die Waldenser ein Predigtlokal im Vicolo Soderini, nahe dem Korso, nicht in diesem selbst, wie Gregorovius sagt, der entweder eine andre Denomination für sie ansieht oder sich in der Straße irrt. „Ich blickte mich um; Römer sah ich nicht." Hätte er näher zugeschaut, so hätte er unter andern drei tüchtige Männer, echte Romani di Roma gesehen, die zeitlebens nicht wieder von der Gemeinschaft wichen. Der namhafteste von ihnen war der Marchese Especo, ein früherer päpstlicher Oberst, dessen ganze Seele am Evangelium hing. Er ist später sogar mehrere Jahre Mitglied des Evangelisationskomitees gewesen und hat der kleinen römischen Gemeinde bis zuletzt als Aeltester gedient.

Die Verhandlung über Petri Anwesenheit in Rom, die Gregorovius verzeichnet, war noch in lebhaftem Gedächtnis, als ich herkam. In der Natur des Gegenstandes, der so weit von den Tagesfragen abliegt, ist der Grund zu suchen, daß sie sich im Sande verlief. „Was liegt uns daran, ob er hier war?" sagten selbst die freundlich Gesinnten. Daß die Päpste trotzdem, trotz falscher Dekretalien und konstantinischer Schenkungen so groß wurden, ist eben das Rätsel der Geschichte, dem Gregorovius auch sich beugt, ohne es zu lösen: „Rom ist ein Weltknoten, der sich durch protestantische Kritik nicht auffasern läßt."

Unterdessen wird es dem an die wonnige Stille des zweiten Roms gewöhnten Schriftsteller immer unerträglicher in der werdenden Terza Roma, umso unerträglicher, als er eben doch im Chaos der ersten Jahre und aus der Nähe nur die Schwächen, nur das Unvollkommene und Trübe sah, während wir Jüngern auf eine zwanzigjährige Entwicklung zurückschauend gestehen müssen, daß Italien nicht wäre, was es immerhin heute ist, wenn es nicht Höhepunkte reiner Vaterlandsliebe gehabt hätte, wenn es des idealen Zuges so gänzlich ermangelte, wie Gregorovius meint.

Für ihn ist alles Verlust:

Rom wird die weltrepublikanische Luft einbüßen, die ich achtzehn Jahre geatmet habe. Es wird herabsinken zur Hauptstadt der Ita-

liener. . . . Rom ist ganz entzaubert. . . . Ich gehe in den Straßen umher, auf den Spuren meiner Leidenschaft und Begeisterung, fühle diese nicht mehr, und mir ist, als schauten alle diese von mir einst so begierig durchforschten Monumente geisterhaft tot auf mich herab.

So war es denn ein großer und weiser Entschluß, daß er ging. Aber er geht mit zerrissenem Gemüt. Es ist eine seltsame Fügung, so oft erfahren, so oft dem Germanen beschieden, der in dieser schicksalsvollen Stadt eine Krone, eine Weltherrschaft, des Gewissens Frieden oder gar der Seele Heimat gesucht hat.

Immerhin hat Rom Gregorovius vor andern Gunst erwiesen: die sonst so schlauen Priester gewährten seinem Werke die Auszeichnung des Index erst nach vollendeter That, als es ihm nicht mehr schaden, sondern nur nützen konnte. Der harte, dem Fremden abholde Römer lohnte ihm die Arbeit deutschen Fleißes und Gemütes mit der hohen Ehre eines Civis Romanus.

M S

Gustav-Adolf-Verein

(Jubiläen der Gustav-Adolf-Vereine) Mit Recht lassen die Hauptvereine, die in diesem Jahre auf eine fünfzigjährige Vergangenheit zurückblicken dürfen, es sich angelegen sein, dem zurückgelegten Zeitabschnitt auch in der einen oder andern Form ein litterarisches Denkmal zu setzen.

Was den rheinischen Verein angeht, so ist im Verlage von Hugo Klein — als Nummer 168/169 der Sammlung: Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins, 88 Seiten, zum billigen Preise von 20 Pfennigen — erschienen: Der Hauptverein der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung in der Rheinprovinz in den ersten fünfzig Jahren. Festschrift zum fünfzigjährigen Vereinsjubiläum, dargebracht von Pastor Terlinden in Duisburg, z. Z. Vorsitzenden des rheinischen Hauptvereins.

Das Heft trägt auf dem Umschlage das Bild des Barmer Missionshauses im Jahre 1843 als der „Wiege" des rheinischen Gustav-Adolf-Vereins, in dem am 28. Dezember jenes Jahres die konstituirende Generalversammlung stattfand. Das Büchlein giebt in knappen Zügen Rechenschaft von den wichtigsten Begebenheiten im Leben des Vereins sowie dessen Erfolgen während der abgelaufenen Jahre und bringt sodann sieben tabellarische Anlagen: I. Vorstand des Hauptvereins von 1843 bis 1893; II. die Zweig- und Frauenvereine des Hauptvereins; III. die seitherigen Provinzialversammlungen nach Ort und Zeit; IV. Verzeichnis der bei den Provinzialversammlungen gehaltenen Festpredigten, Jahresberichte und Begrüßungsreden; V. Verzeichnis der mit dem Liebeswerk bedachten Gemeinden; VI. Angabe der Hauptversammlungen des (Zentral-)Gustav-Adolf-Vereins und der zu ihnen entsandten Deputirten des rheinischen Hauptvereins; VII. die vom rheinischen Hauptverein in den Jahren 1844 bis einschließlich 1892 unterstützten Gemeinden. Nicht ohne freudiges Staunen ersieht man hier, was treue und opferwillige Liebe geleistet hat; beträgt doch die seitherige Gesamtleistung des rheinischen Vereins weit über zwei und eine halbe Million Mark, während er selbst vom Zentralvorstande und andern Hauptvereinen bisher 1223213 Mark für seine Diaspora empfangen hat. Wie vielen Gemeinden ist damit — ganz oder teilweise, aber immer doch — geholfen! Und wenn gewiß nicht alles, aber wie viel davon wäre ungeschehen, ungegeben und ungethan geblieben ohne den Gustav-Adolf-Verein!

Etwas andrer Art, aber ebenfalls im höchsten Maße dankenswert ist die Arbeit, die der schleswig-holsteinische Jubilar ausgehen läßt: Der Gustav-Adolf-Verein in Schleswig-Holstein. Geschichte seiner Anfänge und ersten Blüte bis 1865. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des schleswig-holsteinischen Hauptvereins der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung in Kiel, 27. und 28. Juni 1893, nach gedruckten und ungedruckten Quellen im Auftrage des Hauptvereins verfaßt von Ernst Michelsen, Pastor in Klauxbüll. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1893; 56 S. Ohne Preisangabe. Einmal fehlt es hier an einer Rechnungslegung, wie sie in dem rheinischen Schriftchen sich findet; sodann aber ist die fortlaufende Darstellung auch nicht wesentlich über das Jahr 1865 hinausgeführt. Was aber dieser schleswig-holsteinischen Schrift besondern Reiz giebt, ist der Zusammenhang, in den bis in die sechziger Jahre die Geschichte des Vereins verwoben ist mit den Geschicken des Landes. Sodann findet man hier die Belege, wie treffliche Männer, ein Pastor Decker, der bedeutendste Vertreter einer entschieden konfessionellen Richtung in diesen Landen, oder auch Versmann-Itzehoe, nachdem sie jahrelang fern gestanden, sich dann für immer zu gesegneter Mitarbeit anschlossen; wie vor allem aber Klaus Harms alsbald mit kräftigem Worte für die Sache eintritt und ihr zeitlebens treu geblieben ist. Beispielsweise hat er zu Professor Fricke geäußert: „Der Gustav-Adolf-Verein, wie sollte ich gegen ihn sein!?" Und schon 1842 hatte er gesprochen: „die protestantischen Kirchen seien bei diesem Kampfe für Rettung protestantischer Brüder aus kirchlicher Bedrängnis nur anzusehen als verschiedne Heerhaufen des nämlichen Heeres." In die zweite Auflage seines „Gnomon," eines vaterländischen Lesebuchs für die Schuljugend, nahm er neben Aufsätzen über Mission und Bibelgesellschaft auch einen solchen auf über „den evangelischen Verein zur Unterstützung kirchlich bedrängter evangelischer Gemeinden." Andres Interessante muß hier übergangen werden Gegen Schluß heißt es, die weitaus wertvollste Materialiensammlung liege vor in den nahezu vollständig geführten Akten des Zentralvorstandes in Leipzig, auf die Verfasser erst spät aufmerksam geworden sei. Aber bereits anderwärts hat Professor D. Nippold darauf hingewiesen, daß in diesen Akten ein gewaltiges Archiv für Kirchengeschichte unsers Jahrhunderts sich finde.

Im Rheinland schreitet, so viel wir sehen können, die Beteiligung am Gustav-Adolf-Verein fast gleichmäßig stetig fort — wenn auch gewiß noch manche unberührt bleiben von seinen Bitten, und Städte wie die Metropole am Rhein ungleich mehr leisten könnten —; von Schleswig-Holstein muß der Geschichtsschreiber des Gustav-Adolf-Vereins wünschen: „Möge die alte Liebe wieder erwachen, die einst in Männern wie Nielsen, Fricke, Versmann und durch sie in unserm Volke mächtig gelebt und gewirkt hat." H

(Italien) Je mehr es leider wahr ist, daß viele unsrer Volksgenossen ihr Heil und ihren geistlichen Trost bloß von ultra montes beziehen zu können meinen, um so mehr ist auf der andern Seite zu wünschen, daß auch zwischen dem evangelischen Deutschland und Italien immer reichere Beziehungen sich entwickeln. Beiden, den Waldensern und der Chiesa libera, gehört unsre thatkräftige Teilnahme. Es sind sicher beachtenswerte Worte, die vor etlichen Jahren in der, so viel wir wissen, seither eingegangnen Zeitschrift La scintilla der Waldenserprediger Paolo Calvino (jetzt in Lugano) geschrieben hat, wenn er sich an die Italienreisenden mit der Bitte wandte, nicht bloß eine volle Geldtasche, fröhlichen Sinn und offne Augen mitzunehmen, „sondern auch ein Herz für die evangelischen Glaubensgenossen deutscher und welscher Zunge. Mancher reist wochenlang durchs schöne Land und erinnert sich kaum, daß es hier auch zahlreiche deutsche Gemeinden giebt, und gering ist die Zahl derer, die sich um die glaubensverwandten italienischen Gemeinden bekümmern. Unsre Bitte richtet sich zu allererst an die deutschen Pfarrer jung und alt. Von gewissen englischen Geistlichen sagt man, daß sie nie das Haus verlassen, ohne eine Predigthandschrift und einen Sammelbogen in der Tasche zu haben. Vielleicht wäre es den deutschen Amtsbrüdern nützlich, etwas von dieser Art zu kennen. Gewiß gönnen die deutschen Pfarrer in der ausländischen Zerstreuung ihren Gemeinden gerne den seltenen Genuß, durch einen neuen Prediger erfrischt zu werden. Immer noch giebt es auch Orte, wo man evangelische Deutsche findet, aber keine deutsche evangelische Predigt. Ein Zwiegespräch mit einem der Gasthofbesitzer, eine Bekanntmachung in einer der gelesensten Zeitungen und in den verschiednen Gasthöfen, und ein durchreisender Geistlicher kann eine kleine Gemeinde um sich sammeln, die ihn vielleicht durch dankbare Empfänglichkeit reichlich für seine Mühe entschädigt. Was in dieser Beziehung zur Erbauung evangelischer Deutschen geschieht, muß in irgend einer Weise auch zur Stärkung der evangelischen Kreise Italiens ausschlagen. Diesem lebendigen Denkmal des göttlichen Waltens gehört mindestens eben so viel Aufmerksamkeit eines jeden evangelischen Christen, wie den prächtigen Bauten der Papstkirche. . . . Die verschiedne Sprache wird kaum ein Hindernis sein. Die meisten nach Italien reisenden Deutschen verstehen so viel Italienisch, und die meisten Waldenserpfarrer so viel Deutsch oder Englisch, daß eine Verständigung leicht ist.

„Den italienischen Brüdern thut solche Teilnahme der fremden Glaubensgenossen wohl, und beide Teile werden durch Pflege der christlichen Gemeinschaft wachsen im Glauben und in der Liebe. Ein einziger aufmerksamer Besuch in einem Pfarrhaus oder in einer Gemeinde der Waldenser kann für das Missionswerk in Italien mehr Liebe wecken, als viele Nummern dieser Nachrichten. Und die Liebe haben wir nötig, wenn wir wollen Handlanger sein beim Werke Gottes, ohne sie fehlt unsern Gaben und unsern Gebeten der schönste Schmuck. Deshalb bitten wir: Grüßet alle Heiligen in Christo Jesu!"

Aber wie sehr wir uns der Wirksamkeit der Waldenser freuen, so gebührt sich doch auch, daß den eignen Landsleuten in Italien und den unter ihnen bestehenden oder notwendigen Kirchgemeinden alle thunliche Hilfe und Förderung vom Mutterlande her zugeführt werde. Was immer in dieser Richtung seitens des Evangelischen Oberkirchenrats oder des Gustav-Adolf-Vereins geschieht, verdient dankbar anerkannt zu werden.

Einen fesselnden Einblick in die Verhältnisse Süditaliens gewährte vor einigen Jahren der Superintendent Dr. Wilhelm Zschimmer, früher in Beichlingen, jetzt in Naumburg, der zu Gemeindebildungen in Bari, Messina und Palermo im Winter 1886/87 Anregungen gab und seine Bemühungen und Erfahrungen in fesselnden Briefen zusammengefaßt unter dem Titel: Eine Gustav-Adolf-Reise durch Apulien und Sizilien (Halle, Eugen Strien; V und 132 Seiten) niedergelegt hat.

Neuerdings, im Winter 1890/91, ist der Pfarrer und Superintendent a. D. Theodor Oßwald nach Bologna — auf vier — und Ancona mit dem benachbarten Chiaravalle — auf zwei Monate — entsendet worden; er hat auch Modena — mit wenig Erfolg — und die Schweizer in Reggio aufgesucht und daselbst gepredigt. Auch Oßwald hat seine Erlebnisse mehrfach schriftstellerisch behandelt. So in: Italienische Reiseerinnerungen (mit Bild von Bologna; Leipzig, Fr. Richter; 78 Seiten, 1 Mk.), in verkürzter Gestalt in Nr. 170 der Sammlung „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" Barmen, Hugo Klein: Eine Gustav-Adolf-Reise nach Italien (mit dem Bilde von Ancona auf dem Umschlag; 10 Pfennige), unter dem Worte des Hebräerbriefes 13, 24: „Es grüßen euch die Brüder aus Italien." Mit Recht hat Oßwald sein größeres Schriftchen „Reiseerinnerungen" genannt, da er auch das Sehenswerte, was er hie und

da geschaut, anführt, während Zschimmer dies mehr den Kunstgeschichten oder Burckhardts Cicerone überlassen zu wollen erklärte. Die Ausstattung des Heftchens ist wirklich gefällig, der Umschlag trägt die deutschen und italienischen Farben, und ist die Sprache nicht zu vollendeter und klassischer Abrundung gediehen, so fühlt man dem Verfasser doch auf Schritt und Tritt sein warmes Herz für die evangelische Sache an. Endlich hat Superintendent Oßwald noch Vier Bilder aus Italien in einem Gustav-Adolf-Vortrage (ebenfalls bei Fr. Richter, Leipzig; 14 S., 30 Pfge.) gezeichnet. Von vier denkwürdigen Stätten Italiens heißt er uns je eine Mahnung mit hinwegnehmen: 1. von Florenz, wo er den (April-)Tagen (1891) der Alliance beigewohnt: Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens! 2. von Rom mit seinen altkirchlichen Erinnerungen und neuevangelischen Eindrücken: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht! 3. von Neapel in gerechter Würdigung der Wichtigkeit deutsch-evangelischer Schulen im Auslande: Deutsch wollen wir bleiben! 4. von Canossa: Vor Rom beugen wir uns nicht!

Den „Reiseerinnerungen" sowohl als der „Gustav-Adolf-Reise in Italien" ist ein Verzeichnis der deutsch-evangelischen Kirchen (Gemeinden und Predigtstationen) und Schulen angehängt; vielleicht hätte auch noch die Gottesdienstzeit beigefügt werden mögen. H

Verschiedenes

(Zur Streichung v. Wächters aus der Kandidatenliste) Das Offenbacher Abendblatt bringt in seiner Sonntagsnummer vom 16. Juli folgenden Artikel, der ohne Zweifel auch in andern sozialdemokratischen Blättern wird zu lesen gewesen sein:

Gestrichen

„Ach, hättest du doch einen andern Text
Zu deiner Bergpredigt genommen!"

hat Heinrich Heine beim Anblick des großen Kruzifixes zu Paderborn wehmütig ausgerufen. Und was war es denn für ein Text, der dem hohen Konsistorium von Jerusalem, dessen Mitglieder Pharisäer genannt wurden, so anstößig war, daß es die bösen Geister des Fanatismus gegen den Prediger hetzte, die ihn schließlich ans Kreuz brachten? Hatte er vielleicht den Jehovah gelästert, den Unglauben und den Haß gepredigt? Nicht doch, sein Thema war im Gegenteil die Liebe, die praktische Nächstenliebe. Der „Mühseligen und Beladenen" nahm er sich an, denn „es jammerte ihn des Volkes, da er sahe, daß sie verschmachtet waren." Daher schleuderte er scharfe, bittere, zornige Worte gegen den Reichtum, der durch Raub an den Armen erworben wird; daher verlangte er von den Reichen, daß sie der Not der Armen durch ihren Ueberfluß gründlich steuern; daher geißelte er die Pharisäer, die es mit den Reichen hielten und Religion und Kirche so zustutzten, daß sie sich recht gut mit der Lieblosigkeit, Hartherzigkeit, Ausbeuterei verträgt. „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor." Gebete und Glauben und Opfer und Feste und Fasten und allerlei andre Observanzen — das wars, was die offizielle Kirche von Jerusalem von ihren Mitgliedern heischte; so konnte man ein Frommer und doch ein Volksaussauger und Leuteschinder sein, und dabei gedieh auch der Weizen der Priester, Pharisäer und Schriftgelehrten vortrefflich. War es ein Wunder, daß sie in Harnisch gerieten, als der Prediger aus Nazareth ihre Zirkel störte und sogar Geldwechsler, Bankiers mit der Peitsche aus dem Tempel jagte? Ja, hätte er sich darauf beschränkt, den Armen Zufriedenheit zu predigen und sie auf den Himmel zu vertrösten, dann wäre er ihr Mann gewesen. Sogar seine Gleichheitslehre hätte ihm die Oberkirchenbehörde von Jerusalem verziehen, wenn sie im Sinne des Uhlandschen Verses gehalten gewesen wäre: „Ich ging zur Tempelhalle, zu hören christlich Recht: Hier innen Brüder alle, da draußen — Herr und Knecht."

Auch unserm Stuttgarter Genossen Th. v. Wächter, Predigtamtskandidaten, hätte es die offizielle Kirche verziehen, wenn er seine Reden mit einigen Tropfen Sozialismus gesalbt hätte, wie es heutigen Tages manche Pastoren lieben. Eine solche Transfusion des Blutes ist ja geeignet, den welken Organismus der Kirche ein bischen aufzufrischen, und dem Kapitalismus wird dabei kein Haar gekrümmt. Daß aber Wächter mit dem Sozialismus vollen Ernst machte, daß er Sozialdemokrat wurde, eingeschriebnes Mitglied der sozialdemokratischen Partei, daß er nach dem Vorbilde des Bergpredigers gegen den Klassenstaat und Kapitalismus mannhaft Front machte, das ging dem württembergischen Hohenpriestertum über die Hutschnur, und so hat es ihn denn dieser Tage aus der Liste der Predigtamtskandidaten gestrichen.

Hatte Wächter etwa den gewaltsamen Umsturz gepredigt? Mit nichten; vielmehr betonte er in allen seinen Reden das Gegenteil. Oder hatte er die Glaubenslehren und Sakramente der Kirche angegriffen? Ebensowenig. Im Gegenteil war sein Lieblingsthema: „Kann ein Christ Sozialdemokrat sein?" Er suchte nachzuweisen, daß Christentum und Sozialdemokratie keine einander ausschließende Gegensätze wären, und daß somit ein Christ sehr wohl Sozialdemokrat sein könne (entsprechend unserm Programmsatz: „Religion ist Privatsache").

„Ach hättest du doch einen andern Text zu deiner Predigt genommen!" Statt den christlich gesinnten Kreisen die Sozialdemokratie zu predigen, hätte er umgekehrt den Sozialdemokraten das Christentum predigen sollen, dann wäre ihm das offizielle schwäbische Schriftgelehrtentum hold gewesen, und er hätte es noch zum Hofprediger und Prälaten bringen können.

Der Klassenstaat zeitigt zu allen Zeiten die gleichen Erscheinungen, nur ein wenig modifizirt. Die offizielle Priesterschaft hält es immer mit der herrschenden Klasse, ob sie auch der unterdrückten Klasse noch so katzenfreundlich schön thut. Und wenn einmal einer ihrer Kaste aus der Art schlägt und als echter Volkstribun die Sache der Unterdrückten aufrichtig führt, dann liefert sie ihn ans Kreuz oder streicht ihn aus der Liste der Predigtamtskandidaten.

Unser gemaßregelter Genosse Wächter aber kann nun auch über das variirte Thema sprechen: „Kann ein Predigtamtskandidat Sozialdemokrat sein, oder umgekehrt ein Sozialdemokrat Predigtamtskandidat sein?" — — —

Dieser Artikel würde vermutlich genau so lauten, wenn das Stuttgarter Konsistorium dem Kandidaten v. Wächter erklärt hätte, daß er nicht wegen seiner öffentlichen Zustimmung zu dem wirtschaftlichen und politischen Programm der Sozialdemokratie, sondern wegen Ungehörigkeiten in der Agitation und Mißbrauchs seiner Kandidatenstellung entlassen werde (vgl. Chronik, Nr. 30). Denn die Verlogenheit, die überhaupt das jammervolle Zeichen unsers politischen Lebens ist, hat leider nirgends eine sicherere Heimstätte als bei der Sozialdemokratie. Aber allen, die in der persönlichen kirchlichen Arbeit an sozialdemokratischen Gemeindegliedern und in der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Partei stehen, würde das Stuttgarter Konsistorium einen größesten Dienst gethan haben, wenn es zu einer Erklärung wie der oben vermißten sich verstanden hätte oder noch verstehen wollte. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 31 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ferienkursus für Theologen

Wie im vorigen, so haben auch in diesem Jahre Mitglieder der evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn sich bereit erklärt, in einem sogenannten **Ferienkursus** für die im praktischen Amt stehenden Theologen über wissenschaftliche Fragen Vorträge zu halten. Das Programm ist folgendes:

Zeit und Ort: 10. bis 12. Oktober 1893, jedesmal von 9 bis 12 Uhr vormittags, außerdem am 10. 4 Uhr nachmittags, im Evangelischen Gemeindehause zu Bonn, Neugasse 2. Abends 5 bis 8 Uhr Diskussion.

Themata: Professor D. Sell: Forschungen der Gegenwart über Begriff und Entstehung der katholischen und evangelischen Kirche mit Berücksichtigung der Sekten.

Professor Troeltsch: Die Begründung des christlichen Glaubens gegenüber den Gegensätzen des Atheismus und Materialismus.

Privatdozent Lic. Meyer: Die Hauptgesichtspunkte in der Johanneischen Frage.

Professor D. Grafe: Die neuesten Funde zur Geschichte des Urchristentums. (Evangelium und Apokalypse des Petrus u. s. w.)

Ueber billige Quartiere, für die möglichst Sorge getragen werden wird, sowie über das Lokal für die Diskussionsversammlungen an den Abenden, in denen die Angekommenen auch schon am 9. abends sich zusammenfinden wollen, bleibt nähere Mitteilung vorbehalten.

Evangelische Theologen aus Rheinland und Westfalen, sowie aus den benachbarten Provinzen sind herzlich eingeladen.

Der zeitige Vorstand:

Pastor D. **Link**, Coblenz — Vorsitzender
Professor D. **Grafe** — zeitiger Dekan der evang.-theol. Fakultät
Pastor **Brockhaus** — Dortmund
Pastor **Simon**, Bielefeld
Pastor **Kursberg**, Bonn

Soeben ist erschienen:

Evang. luth. Unterrichtsbuch
für Konfirmanden und für jeden Christen
Von einem Geistlichen

48 Seiten. Preis 30 Pfge., geb. 40 Pfge.

Gütersloh — **C. Bertelsmann**

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche**, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Töchterpensionat
Bonn a. R.

Wissenschaftliche und häusliche Ausbildung. Beste Referenzen u. a. Professor **Dr. Kamphausen**, Pastor **Pahncke** Bonn. Gute Verpflegung, mäß. Preis. Näheres durch Prosp.

Frau **Dr. Weiler**,
Argelanderstraße Nr. 11.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
größtes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Rehtwisch & Langewort in Berlin

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 32 — **Leipzig, den 3. August** — **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Lebensworte: 5 (Schluß) — Die theologische Entwicklung Albrecht Ritschls im Zusammenhang mit frühern Richtungen der evangelischen Theologie: 1. Nitzsch und Hengstenberg — Christentum und Deutschreligion: 1. Der Reformator; 2. Der deutsche Frühling; 3. Das undeutsche Christentum — Die Evangelisch-sozialen Kurse in Berlin im Herbst dieses Jahres — Ein evangelisches Posaunenfest — Anzeigen

Lebensworte

5

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Matth. 11, 28

Jesus hatte die Zwölfe zum erstenmale ausgesandt, damit sie die Nähe des Himmelreichs verkündigten. Mit großen Hoffnungen und begeistertem Eifer waren sie sicher ausgegangen, um andern mitzuteilen, was sie von Jesu gesehen und gehört hatten, und was ihr Herz erfüllte und beseligte. Aber ihr Eifer wurde gedämpft und manche Hoffnung getäuscht. Denn nicht überall fanden sie Aufnahme und williges Gehör, Zustimmung und Nachfolge, besonders nicht in den obern Kreisen ihres Volks, bei den Gebietenden und Gebildeten. Diese hatten vielmehr Ausflüchte und Einwände, lehnten vornehm ab und spotteten der ungelehrten Lehrer. Mit dieser trüben Erfahrung kamen die Jünger zu ihrem Meister zurück und berichteten ihm voll Klage und Kummer. Aber siehe da! Dieser wurde nicht betrübt oder zornig auf die undankbaren Menschen, sondern hob Augen und Hände zum Vater im Himmel auf und dankte ihm dafür, daß er das Evangelium den Weisen und Klugen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbart habe. Ihn schlug, was sie erfahren haben und berichten, nicht nieder, sondern hob ihn auf die Höhe seines Heilandtums und Christuslebens. Er verstummte nicht in dumpfer Verzweiflung, sondern öffnete seinen Mund zum wahrsten und größten Heilandsrufe: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Bewundernswerter Ausruf und Aufruf!

Wohl haben manche andre vor ihm und nach ihm auch Mühselige und Beladne zu sich gerufen mit hoher Verheißung; und doch welch ein Unterschied!

Entweder galt ihr Ruf nur solchen, die mit andern und mit den bestehenden Verhältnissen nicht zufrieden waren, während Jesus vor allen solche meinte, die mit sich selber unzufrieden waren, Leid über ihre Sünde trugen, nach der Gerechtigkeit hungerten und dürsteten; oder der Aufruf jener bedeutete Aufruhr, entfesselte Zorn und Leidenschaft, während Jesu Ruf Friede atmet und zur Sanftmut und Demut mahnte, zum Lernen seiner Demut und Sanftmut; oder man versprach goldne Berge, reiche Siegesbeute, politische Freiheit, irdisches Paradies, während Jesus nur innern Lohn verhieß, Ruhe für die Seele; oder mit dem Aufruf war die Forderung vieler und schwerer Opfer verbunden — „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und Mittel unsrer Feinde," hieß es im Aufruf Friedrich Wilhelms III. an sein Volk — während Jesus hinzufügen durfte: „Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht"; oder der den Aufruf ergehen ließ, that dies in erster Linie, um sich selber Recht und Herrschaft zu verschaffen, wie der letzte Sproß der Hohenstaufen, Konradin, als er, bevor er über die Alpen zog, alle kaiserlich und staufisch Gesinnten und mit den bestehenden Verhältnissen Unzufriednen unter seine Fahne rief, damit sie ihm sein Erbe erobern hülfen, während der edelste Sproß der Davididen bei seinem Rufe lediglich an die Beseligung der andern dachte.

Aber ein andrer Aufruf scheint doch den Vergleich mit Jesu Heilandsrufe auszuhalten, der Ruf, mit dem Buddha fünfhundert Jahre früher das indische Land durchwanderte: „Nehmet eure Zuflucht zu mir; nehmet eure Zuflucht zur Gemeinde." Denn auch er entschloß sich zu diesem Rufe, nachdem er in der entscheidenden Nacht seines Lebens nach langer Kontemplation zum wahren Wissen gelangt war, also in seinem Sinne auch nach einem Gebet; auch er ließ seinen Heilsruf ergehen nur aus Mitleid und Erbarmen mit den Elenden und Bekümmerten seines Volks, ohne für sich selbst irgend einen Vorteil zu suchen und in Anspruch zu nehmen; auch er wendete sich an solche, die um ihr Seelenheil bekümmert waren und unter der schweren Last seufzten, die das herrschende Religionssystem mit seinen vielen kleinlichen Satzungen und seinen entsetzlichen Bußforderungen dem Volke auferlegt hatte. Wie viele, bestechende Vergleichungspunkte! Und doch kein Vergleich.

Denn Buddha wurde in jener Höhenstunde seines Lebens durch den Gedanken an die geistig Unvermögenden beunruhigt und beschwert, weil er richtig voraussah, daß diese seine Lehre nur schwer begreifen würden; Jesus aber konnte dafür danken und preisen, daß gerade die Unmündigen sein Evangelium begriffen und ergriffen hatten. Buddha legte den Seinen für das brahmanische Joch ein nicht viel leichteres auf, indem er von ihnen dies Dreifache als Bedingung der Seligkeit verlangte: das völlige Durchdringen und Erfassen seiner philosophischen Lehre vom Leiden, seinem Umfange, seiner Entstehung und seiner Aufhebung, sodann tage- und wochenlanges völliges Sichversenken in geistige Erwägungen, endlich den Eintritt in einen Bettelorden; Jesus dagegen forderte von seinen Jüngern ein Lernen der Sanftmut und Demut, die er vorlebte, Verständnis für eine Lehre, die nichts Philosophisches an sich hatte und jedermann aus dem Volke verständlich war, und nicht Weltflucht, sondern Bewährung seines Glaubens und seiner Liebe überall im Leben. Buddha riß zwar die festen Schranken nieder, die das brahmanische Kastenwesen errichtet hatte und durch die die bei weitem meisten nicht bloß von ihren Mitmenschen, sondern auch von der seligen Vereinigung mit der Gottheit weit entfernt wurden; aber dafür richtete er andre, nicht minder beengende Schranken auf: durchaus nicht alle konnten Glieder des beseligenden Ordens werden, alle die nicht, auf die andre ein Recht hatten, also vor allen nicht die Unglücklichsten, die Leibeignen; Jesus hingegen bot allen ohne Unterschied des Standes und Berufs ein und dasselbe Heil in und nach diesem Leben, rief alle Mühseligen und Beladnen zu sich, ob sie Sklaven oder Herren, Staatsdiener oder unabhängige Leute, Ungelehrte oder Gelehrte, Kinder oder Eltern waren, und verlegte nur einer Klasse den Weg zum Himmelreich, den Eingebildeten und Selbstgerechten, welchem Stande sie auch angehörten, und vertröstete auch diese nicht auf eine spätere leibliche Wiedergeburt, sondern verwies sie auf die geistige Wiedergeburt in diesem Leben.

Aber wie? Wenn Jesus zwar mehr aufbot und mehr anbot als Buddha, aber dieses Mehr war ein Zuviel! Hat er auch gehalten, was er zusagte, wirklich allen Mühseligen und Beladnen Erquickung gegeben, und thut ers heute noch? Halten wir Umschau!

Hier sind die Mühseligsten und Beladensten, die mit dem Schuldgefühl, mit einem unruhigen Gewissen, mit der belastenden Erkenntnis sittlicher Schwäche und Ohnmacht. Für sie hat Jesus ganze Beruhigung durch seine hohe Offenbarung im Wort und in Person, daß Gott die Liebe, Gnade und Erbarmen ist, der Vater im großen Gleichnis, der dem verlornen Sohne, als er mit tiefer Reue und hohem Vertrauen auf die Güte des Vaters aus der Fremde zurückkehrte, entgegeneilte und ihn mit Freuden und Ehren im Vaterhaus aufnahm, und durch sein Leben, Leiden und Sterben in vollkommnem Gehorsam, das für die Seinen gut war und ist und den Menschen das Wohlgefallen Gottes zurückgewonnen hat.

Dort sind die auch schwer Belasteten, die an dem Glauben ihrer Jugend und ihrer Väter irre geworden sind als Kinder ihrer Zeit, die mit schweren Zweifeln ringen und nicht zur Ruhe, zum Frieden kommen können. Sie will und kann der Herr erquicken, wenn sie zu ihm kommen und an ihn sich halten, der in seinem Erdenleben keinen ehrlichen Zweifler verdammt, sondern einen Nathanael ausgezeichnet und einen Johannes den Täufer vor dem rasch verdammenden Volke in Schutz genommen hat; der mehr als ein Wort gesprochen hat, das auch dem nach voller Erkenntnis ringenden Verstande den Weg weist zur Lösung der Welträtsel; der darin, daß er sich selber unter das schwerste Rätsel seines Lebens in Demut und mit dem unbedingten Vertrauen auf Gottes Weisheit beugte in der dunkelsten Nacht seines Lebens, denen ein ermunterndes Vorbild gelassen hat, die seufzen und fragen in finsterm Thal: Warum gerade dies, warum gerade mir?; der für das Erlangen der Gewißheit, ob er der Sohn Gottes sei, das beste Rezept gegeben hat: „So jemand will den Willen Gottes thun, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede," und der eine Zukunft verheißen und verbürgt hat, in der sich alle Rätsel also lösen werden, daß der Zweifel auf Erden zum himmlischen Halleluja wird.

Hier sind solche, die die Not und Niedrigkeit ihres Daseins mühselig und beladen macht, schwerer Versuchung und Anfechtung aussetzt. Ach, daß sie alle zu Jesu gingen, der sie zu sich ruft und immer wieder rufen läßt, und sich von ihm erquicken ließen durch die Gewißheit, die er einflößt, daß ihre Lage nicht ohne Gottes Wissen und Willen ist, sie vor mancher Irrung und Verirrung bewahren kann und soll, in die Reichtum und hohe Stellung leichterweise zu bringen vermögen; der ihnen ein Vorbild der Demut und der Seligkeit auch in Knechtsgestalt, auch unter Verkennung und Entbehrung, Verleumdung und Beschimpfung giebt, und der sie durch sein Wort und seine Erhöhung des versichert, daß es einen gerechten Ausgleich giebt und der Demut und Treue der herrlichste Lohn winkt.

Und dort die Armen und Bekümmerten im schwarzen Trauergewand und am Rande eines offnen Grabes, worein verschüttet ist oder versenkt werden soll, was ihre Freude und Hoffnung war, und die nicht bloß die Erinnerung an das verlorne teure Gut bewegt und erschüttert, sondern auch der Gedanke an die Zukunft, an ihre irdische Zukunft und an die ewige Zukunft ihrer Lieben. Ihnen bietet und giebt der Heiland Erquickung durch die Zuversicht seines Glaubens: So und nicht anders war es Gottes Wille, ohne den selbst nicht ein Sperling vom Dache fällt; dieser Gott weiß, wessen ihr bedürft, ehe denn ihr bittet; auf seine Güte und Gnade sind alle Menschen, weil alle Sünder, angewiesen; ob bei euch ist der Sünde viel, bei Gott ist viel mehr Gnade; das Band, das die Meinen unter einander und mit mir verbindet, löst weder Zeit noch Ort, sie werden bei mir sein allezeit und die Herrlichkeit schauen und genießen, die mir der Vater gegeben hat. Siehe, der Heiland, der Heiland! Es ist in ihm das Heil; bei ihm und durch ihn ist Erquickung. Wohin sollten wir gehn? Er hat Worte des Lebens. St

Die theologische Entwicklung Albrecht Ritschls im Zusammenhang mit frühern Richtungen der evangelischen Theologie

Uebersicht: 1. Nitzsch und Hengstenberg; 2. Ferdinand Christian Baur; 3. Die Kirche Jesu Christi

1. Nitzsch und Hengstenberg

Die Frage, wodurch Albrecht Ritschl einen so umfangreichen Einfluß auf die evangelische Theologie ausgeübt hat, ist nachgerade zu einer brennenden geworden.

Man kann auf zwei Wegen suchen, den Ursachen dieses Einflusses nachzugehen, soweit man nicht von vornherein entschlossen ist, in allerhand Zufälligkeiten und niedrigen Trieben die Erklärung der auffälligen Thatsache zu suchen. Entweder man hält sich an die fertigen Ergebnisse seines Lebens. Diese zeugen — mag man im einzelnen noch so viel von dem Ganzen abdingen — von so eindringender und umfassender geistiger Arbeit, sie umspannen so gleichmäßig fast alle Disziplinen der theologischen Wissenschaft, sie sind von so wenigen und einfachen Grundgedanken zusammengehalten, daß schon allein daraus die Anziehungskraft dieser Theologie verständlich wird. Aber sicherer scheint mir doch ein andrer Weg. Ritschl hat, wie kaum ein andrer, zu sammeln gewußt, was vor ihm erarbeitet worden war. Aber das nicht in eklektischer Weise, sodaß seine Theologie schließlich eine Summe mühsam zusammengehaltener Bruchstücke wäre. Es ist ihm vielmehr in eigentümlicher Weise gelungen, gerade die treibenden Gedanken verschiedenster Richtungen in Theologie und Kirche zu gegenseitiger Befruchtung mit einander in Berührung zu bringen. Darum fanden Männer, die von sehr verschiednen Standpunkten herkamen, Anknüpfungspunkte bei ihm. Sein eigner theologischer Entwicklungsgang war recht eigentlich darauf angelegt, zu diesem Ziele hinzuführen. Es soll im Folgenden versucht werden, ihn an der Hand der Biographie*) gerade unter diesem Gesichtspunkte kurz zu zeichnen.

Man nimmt für gewöhnlich zur Beurteilung dieses Entwicklungsganges als Ausgangspunkt die Zeit, in der Ritschl sich offen als einen Schüler Ferdinand Christian Baurs bekannte und in seinen wissenschaftlichen Arbeiten die Zugehörigkeit zur Tübinger Schule bewies. „Ritschl war — liest man — von Hause aus Hegelianer." Dann erscheint sein späteres Leben je nachdem als Abfall von einem richtigen oder als Ueberwindung eines verkehrten Standpunktes, den er zeitweise eingenommen hatte.

Allein dieser Ausgangspunkt ist falsch gewählt. Sind schon im allgemeinen die Eindrücke der Jugend selten belanglos für das künftige Leben, so erst recht nicht in diesem Falle. Denn Ritschls Vater war Theologe. Zwar nicht auf dem Katheder. Aber mit seiner ganzen kirchlichen Praxis als Generalsuperintendent von Pommern nahm der im Hause wortkarge Mann eine sehr bestimmte Stellung unter den damaligen theologischen Richtungen ein. Er rechnete sich selbst zu der im zweiten Viertel des Jahrhunderts hochangesehenen Gruppe der Vermittlungstheologen. Seine Wirksamkeit galt der Union und führte ihn mit der Zeit in schwere Kämpfe mit dem aufkommenden Konfessionalismus. Diese kirchlichen Eindrücke, die der junge Ritschl mit der Luft des väterlichen Hauses eingesogen hatte, erhielten aber in seinen ersten akademischen Semestern vollends theologische Färbung. Der Vater schickte ihn nach Bonn zu dem damals anerkannt bedeutendsten Dogmatiker der Richtung: Karl Immanuel Nitzsch. Und der Sohn hat nicht nur am Ende seiner Studienzeit es dankbar anerkannt, daß Nitzsch ihm „das Gebiet der Theologie aufgeschlossen und lieb gemacht habe," ja daß er „eine Zeit lang unbedingt an ihn geglaubt habe," sondern auch Jahrzehnte später, als ihm seine rhetorische Art nicht mehr imponirte, rühmend davon gesprochen, „wie fruchtbare Gedanken ihm zu Gebote stehen."**)

*) Otto Ritschl, Albrecht Ritschls Leben. Erster Band. Freiburg, Mohr 1892. Vgl. Nr. 25 d. Jg.

**) Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, I², S. 549.

Wer Ritschls Studiengang verfolgen will, wird diese frühen Eindrücke schlechterdings nicht unbeachtet lassen dürfen. Hegel und Baur haben von seinem vierten Semester an ihre Lehren und Anschauungen doch nicht auf ein leeres Blatt in seine Seele eingetragen. Sie sind erst später gekommen, nachdem schon andre zuvor ihren Einfluß auf ihn auszuüben vermocht hatten. Es entspricht aber ganz der allgemeinen Art der Wirksamkeit dieser ehrwürdigen Gestalten der ältern Vermittlungstheologie, daß nicht feste Lehre, nicht bestimmt formulirte Begriffe oder klar sich abhebende Anschauungen die tiefgreifendsten Eindrücke waren, die sie hinterließen. Was sie zu bieten hatten, war dennoch bedeutend genug. Denn jene Männer waren christliche Persönlichkeiten. Durch ihre ganze Arbeit zog sich eine warme Hingebung an die Sache des evangelischen Glaubens hin. Die Kirchengeschichte unsers Jahrhunderts wird wenige Namen aufzuweisen haben, die sich an Reinheit und Adel christlicher Gesinnung mit Nitzsch oder Lücke messen können. Und jene Männer waren zugleich bestrebt, der Wissenschaft gerecht zu werden. Das war geradezu das Problem ihres Lebens, wie sich Glauben und Wissen, Ueberlieferung und freie Forschung vereinigen, vermitteln lassen. Sie waren in dieser Beziehung in der That, wie sie sich rühmten, getreue, wenn auch oftmals schwache Schüler Schleiermachers. Während man sich sonst, auf der Linken wie auf der Rechten, der Wucht dieser Gegensätze zu entziehen suchte, indem man das eine Glied derselben ignorirte, waren sie wirklich bestrebt, den Knoten zu lösen, ohne ihn zu zerhauen. Und wie unklar und schwankend die Lösungen waren, die sie fanden und ihren Schülern übermittelten, ihr Verdienst bleibt es doch, daß sie dies Problem in seiner Bedeutung für das Daseinsrecht der Theologie empfunden haben.

Ritschl hat in der Folge manchmal überaus hart über diese Gruppe von Theologen geurteilt. Das ändert nichts an der Thatsache, daß er von ihnen ausgegangen ist und die ersten Schritte theologischen Denkens an ihrer Hand gethan hat. Und indem diese frühen Eindrücke durch persönlichen und brieflichen Verkehr mit seinem Vater fortwährend, auch in der Zeit seiner entschiedensten Beeinflussung von andrer Seite, Auffrischung erfahren, bietet sich uns ein fester Faden, der, nie ganz abgerissen, die ersten Studienjahre Ritschls mit der Zeit seiner selbständigen Wirksamkeit verbindet. Man kann hier auch an Einzelheiten denken. Seine eigentümliche spätere Auffassung der Kanonizität der neutestamentlichen Schriften, in der ihm heute wohl nur noch wenige seiner Schüler unbedingt folgen werden, steht gewiß nicht außer Zusammenhang mit seiner ersten Bonner Zeit. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Gotteswort und Menschenwort in der Bibel war ein Lieblingsthema der Vermittlungstheologen. Kaum einer unter ihnen, der sich nicht ausführlicher darüber ausgesprochen hätte. Der Bonner Student hatte sich eifrig damit beschäftigt und sich dem Vater gegenüber sehr zuversichtlich über eine Möglichkeit der Unterscheidung jener verschiedenartigen Bestandteile geäußert; „wenngleich," fügte er hinzu, „dazu noch einige Jahrzehnte gehören." Als er die Frage selbständig aufnahm, bewahrte ihn sein inzwischen geschärfter Geschichtssinn vor den abgeblaßten Inspirationsformeln seiner Lehrer. Aber nicht nur in der Fragestellung, sondern vor allem in der ausgesprochen konservativen Stimmung dem Schriftbuchstaben gegenüber, die ihn gerade zu seinen gewaltsamsten exegetischen Resultaten geführt hat, verrät sich die dauernde Nachwirkung jener.

Allein es kann hier nicht auf solche Einzelheiten ankommen. Etwas viel Allgemeineres möchte ich hervorheben. Otto Ritschl schreibt über diese Beziehungen zwischen Vater und Sohn in der Zeit, als sie in ihren theologischen Ansichten am weitesten auseinander gingen:

> Ritschl war glücklicher als Schleiermacher in einer ähnlichen Lage. Die Erfahrung, Einsicht und Güte seines Vaters hätten es niemals zu einer Katastrophe kommen lassen, und sein Vertrauen zu dem Sohne bestand die Probe, der Schleiermachers Vater in seiner Engherzigkeit nicht gewachsen war. (S. 78)

Diese rein persönlichen Verhältnisse entbehren doch nicht eines breiten kirchengeschichtlichen Hintergrundes. Mit ähnlich milder Weisheit hat auch Karl Immanuel Nitzsch die Entwicklung

eines seiner Söhne geleitet, der als Mediziner in naturalistische Bahnen geriet.*) Und wenn das ferner zu liegen scheint, so sahen sich ihren Schülern gegenüber fast alle ältern Vermittlungstheologen in die Lage des Bischofs Ritschl versetzt. Aber der Gesinnung, mit der sie diesen „Abfall" beobachteten, hat Friedrich Lücke in einem Nachruf auf einen Frühverstorbnen schönen Ausdruck gegeben:**)

> Ich weiß, manche, jetzt vielleicht viele meiner Zuhörer haben nachher eine andre Richtung genommen. Aber selbst in der Bestreitung abweichender Richtungen ehemaliger Schüler, wenn mich das Gewissen dazu drängte, bin ich mir bewußt, mir die Freude an ihrer sonstigen Thätigkeit und das liebevolle Andenken an sie bewahrt zu haben.

Das war nur möglich, wo man sich prinzipiell von allem Parteitreiben in der Kirche fernhalten wollte und die Einheit des Glaubens höher stellte als den mannigfachen Ausdruck, den er sich, trennend und verbitternd, in den Schlagworten der Parteien gab. Dies Erbe der Vermittlungstheologen hat Ritschl aus der Hand seines Vaters übernommen. Und er hat es auch als Erbe nicht gering geschätzt.

Als Beigabe zum ersten Bande der Biographie ist ein kurzes aber inhaltsreiches Schriftstück von Ritschls Hand — „geschrieben am 16. Juli 1854" — abgedruckt, das sich deutlich als eine Vorstudie zu der spätern Schrift über „Schleiermachers Reden über die Religion" ausweist. Schärfer noch als in dieser wird in jener Skizze die Unbrauchbarkeit der Theologie der Unionspartei gekennzeichnet:

> Mit Postulaten des frommen Bewußtseins, schreibt Ritschl, läßt sich zwar eine christliche Theegesellschaft leidlich unterhalten, aber nicht die Kirche leiten, noch die schlummernde Tücke des konfessionellen Haders binden, oder nur so lange, bis demselben die Haare wieder gewachsen waren. (S. 435)

Und dennoch schließt die Betrachtung der kirchlichen Parteilage, die Ritschl „nur für wenige Auserwählte niedergeschrieben" hatte, mit den Worten:

> Der Verfall der evangelischen Kirche wird allgemein sein und erscheinen, wenn nicht die Partei der Union sich in andre Bereitschaft setzt als gegenwärtig. Sie muß andre Führer haben, sie kann aber nur solche brauchen, die eine Dogmatik produziren, die in Straffheit der Form der alten Dogmatik gewachsen und an Verständnis der Offenbarung und der Schrift ihr überlegen ist; und sie muß Vorbilder unter sich haben, die in christlicher Aufopferung den jetzigen Gegnern gleich sind und in wahrhaft hierarchischem Geschicke sie übertreffen. Diese werden der Einheit der Kirche dienen, die der Mund der Geistlichen sonntäglich, mitunter ohne viel Verständnis bekennt . . . , und wer dann am Bekenntnis gegen die Einheit festhalten will, der sehe zu, daß er sich nicht eines Tags in einer Sekte befinde! (S. 437)

Also trotz der scharfen Kritik gilt es an die alte Vermittlungstheologie anzuknüpfen. Und die Losung, unter der sich diese Anknüpfung vollziehen soll, lautet: „Einheit der Kirche!"

Als Ritschl diese Worte niederschrieb, war er inzwischen freilich andre Wege gewandelt. Aber diese Wege führen uns auch jetzt zunächst noch nicht zu Hegel und Baur. Neben der neuen spekulativen Schule war es der neuorthodoxe Konfessionalismus, der von den vierziger Jahren an den alternden Vermittlungstheologen das Leben sauer machte. Scharenweise gingen die Schüler Neanders, Nitzschs, Lückes in das Lager Hengstenbergs, Kliefoths, Vilmars über. Man kann die Biographien jener Männer nicht lesen, ohne den wehmütigen Eindruck zu empfangen, daß sie im Alter immer vereinsamter dastanden. Immer mehr begeisterte Anhänger verwandelten sich ihnen in trotzige und selten pietätvolle Gegner. Tragisch aber wurde ihr Geschick vollends dadurch, daß die jungen Heißsporne sämtlich beteuerten: ihr habt uns den Weg gewiesen, der über euch hinausführt. Und es war Wahrheit in dieser Versicherung. Denn im Kampf mit Aufklärung und Rationalismus gelang es den Unionstheologen nicht, neue und feste Anschauungen über Offenbarung und Schrift, Dogma und Bekenntnis, über Kirche und Kirchengeschichte zu gewinnen. Dieser Mangel wurde von ihnen fortwährend durch Anleihen bei den alten Dogmatikern gedeckt. Auch in dieser wie in andern Beziehungen erweist sich die Vermittlungstheologie als echtes Kind der Erweckungszeit. Denn der Pietismus ist selten geneigt gewesen oder fähig, eine

*) Beyschlag, Nitzsch, S. 426 f.
**) Sander, Lücke, S. 230.

selbständige Theologie zu erzeugen. Das ganze Theologengeschlecht der vierziger und fünfziger Jahre aber war der Fragmente und schwankenden Urteile überdrüssig. Was Ritschl später an dieser „Postulatentheologie" auszusetzen hatte, das entsprach einer sehr weit verbreiteten Empfindung. Ueberaus bezeichnend schrieb im Jahre 1852 Julius Müller an Friedrich Lücke:

Ihr gütiges Vertrauen gestattet einem Jüngern ein offnes Wort. Was viele Ihrer Zuhörer in Ihren dogmatischen Vorlesungen vermissen, das ist eine scharfe und feste dogmatische Entscheidung des einzelnen Punktes, die man schwarz auf weiß getrost nach Hause tragen und sich daran halten kann. Der wissenschaftlichen Bildung ist diese allgemeine Forderung unsrer jetzigen theologischen Jugend gewiß nicht günstig; aber sie ist einmal Thatsache. Wollen Sie ihr nicht vielleicht etwas mehr nachgeben?*)

Das war ein Stück Selbsterkenntnis. Wie sie aber nicht aus dem innern Triebe nach einer geschlossenen, auch in ihren Formen festgeprägten Weltanschauung hervorging, sondern sich in den Vorwurf unwissenschaftlicher Forderungen der theologischen Jugend kleidete, so ist leicht abzusehen, wohin jedes doch nur halb willige Zugeständnis an dies Verlangen bei den Schülern führen mußte. Wurden ihnen die gewünschten „scharfen und festen dogmatischen Entscheidungen" von den Lehrern nicht geboten, so griffen sie über sie hinweg zurück nach der alten Orthodoxie, von der man ihnen doch nie ohne eine ehrfürchtige Verbeugung gesprochen hatte, und die jedenfalls ein in sich geschlossenes Gedanken- und Glaubenssystem zu bieten schien. Schon waren ja auch die Meister am Werk, das alte Gewand mit allerhand neuen Flicken zu verbrämen.

Auch an Ritschl trat im dritten Semester seines theologischen Studiums diese moderne Orthodoxie lockend heran. Ein Schüler Hengstenbergs brachte sie aus Berlin nach Bonn mit und regte mit seiner neuen Weisheit den kleinen Freundeskreis, in dem Ritschl verkehrte, nicht wenig auf. Auch Ritschl teilte mit seinen Altersgenossen „das Bedürfnis, feste Resultate zu gewinnen." Aber während er diese Theologie im ganzen „mit elementarer Abneigung" von sich stieß, merkte er doch, daß sie nur Konsequenzen zog aus Vordersätzen, die er selbst im Sinne Nitzschs vertrat. Ueberdies war nicht nur sein Denken an der Unruhe beteiligt, in die ihn diese Erörterungen vollends versetzten. Auch die Frömmigkeit des Berliner Freundes machte in ihrer ruhigen Sicherheit einen tiefen Eindruck auf ihn, während er selbst sich des Schwankens und Suchens sehr wohl bewußt war.

Das nächste Ergebnis dieser innern Kämpfe war eine Abwendung von Nitzsch und seinen Gesinnungsgenossen. Zunächst ein rein negatives Resultat. Allein in dieser Verneinung lag nicht nur die positive Nötigung, sich nach andern festen Grundlagen umzusehen. Denn zur Skepsis war dieser Student mit frühentwickeltem Pflichtbewußtsein nicht veranlagt. Vielmehr, da die Abweisung des extremen Standpunktes eben nur in schwerem Ringen glückte, wird die Vermutung nahe liegen, daß das Erlebte doch nicht ohne nachhaltige Spuren an ihm vorübergegangen sein wird. Und es ist unschwer zu erkennen, in welcher Richtung man diese Spuren zu suchen haben wird.

Ritschl hat später mitten im heftigen Kampf mit „neulutherischen Doktrinen" von einem „richtigen Trieb," einem „ganz richtigen kirchlichen Instinkt" gesprochen, der in allen Uebertreibungen und Gewaltsamkeiten auf jener Seite wirksam sei. Und eben in der Zeit der erregten Bonner Erörterungen über Nitzsch oder — Hengstenberg begründete er dem Vater gegenüber seine Abneigung, nach Berlin überzusiedeln, unter anderm damit, er habe über Neander so viel erfahren und an Studenten seiner Richtung beobachtet, daß er glaube, schließen zu müssen, Neander sei „im Begriff von der Kirche ziemlich lau." Stammt diese Kritik des Berliner Kirchenhistorikers, der doch auch unter die Säulen der Vermittlungstheologie zählte, nicht aus einer Vorlesung Nitzschs oder eines andern Bonner Theologen, so ist Ritschls eigner Instinkt für „die Kirche" eben an seinem Gegensatz gegen Hengstenberg erstmals lebendig geworden. Bald darauf in Halle bei Gelegenheit einer Preisaufgabe beginnt die lange Reihe von Untersuchungen Ritschls über Wesen und Begriff der Kirche. Und bis in seine späten Jahre hin begleitet ihn in diesen Erörterungen der Kampf gegen die Richtung, von deren scheinbarer Konsequenz und sicherer Frömmigkeit er im dritten Semester seines theologischen Studiums einen so tiefen Eindruck empfangen hatte. Dieses anhaltende, ob auch noch so gegensätzliche Interesse weist deutlich genug auf die nachhaltige Einwirkung zurück, die die erste Begegnung mit jenem schroffsten „kirchlichen" Standpunkt auf ihn geübt hatte. Das positive Ergebnis dieser Begegnung war für Ritschl die Frage: Was ist die Kirche? — so bestimmt zwar nicht formulirt, wie ich es eben thue, aber vielleicht um so dringender Gemüt und Willen beeinflussend, je weniger eine klare Erkenntnis schon die Frage stellte, geschweige denn die Antwort gab.

Zu dem bisher Erwähnten ist noch ein drittes Moment zu nennen, das in Ritschls Entwicklungsgang der Berührung mit Hegel und Baur vorausgegangen ist. In dem Vorwort zum ersten Bande seiner christlichen Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung hat er selbst erzählt, daß er im dritten Semester seines akademischen Studiums sich darüber klar wurde, daß er für seine theologische Bildung vor allem des Verständnisses der christlichen Idee der Versöhnung bedürfe. Wieder weist uns diese Aufgabe, die sich der Student stellt, auf die Höhe seines Lebens hin. Es läßt sich nicht nachweisen, ob Nitzschs Vorlesungen oder die Erörterungen über Hengstenberg ihm die Frage nahegelegt haben. Wichtiger aber ist, daß sie ihn überhaupt schon bewegt hatte, ehe er nach Halle kam. Sie ist ihm zuerst wichtig erschienen in Zusammenhängen, die nichts mit philosophischen Begriffsverbindungen oder spekulativen Geschichtskonstruktionen zu thun hatten. Sie hatte für ihn eine selbständige Bedeutung gehabt, ehe noch Hegels, Göschels, Baurs und andrer Behandlung derselben sie ihm als den ewigen Prozeß der Versöhnung Gottes mit sich selber geschildert hatte. Ritschl pflegte später, wie ich mich aus einer Vorlesung lebhaft entsinne, an Nitzschs System der christlichen Lehre zu rühmen, daß es ein glücklicher Versuch sei, die dogmatischen und ethischen Gedanken des Christentums in engster Wechselbeziehung darzustellen. Als ein religiös-sittliches Problem aber wird der Student die Frage nach der Versöhnung damals um so mehr empfunden haben, als er sich diese eben in der Zeit gestellt sah, in der die Frömmigkeit seines orthodoxen Freundes ihn auch gemütlich so tief erregte. So wie Ritschl später das Problem aufgefaßt und dargestellt hat, war es für ihn von vornherein durch den Satz begrenzt:

Der christliche Begriff der Versöhnung kann nur verstanden werden als Aufhebung des einseitigen oder gegenseitigen Widerspruchs zwischen göttlichem und menschlichem Willen.

Ist man irgend berechtigt, einen stetigen Zusammenhang in der Gedankenentwicklung eines hervorragenden Mannes anzunehmen, und vergegenwärtigt man sich daneben in allgemeinsten Umrissen die Bedeutung der Rechtfertigung allein durch den Glauben, wie sie im Mittelpunkte der Reformation Luthers steht, so wird der Schluß nicht zu gewagt erscheinen: Ritschls Interessen waren von frühester Zeit an ethisch gerichtet. Das Bild seines Vaters, so wie er es selbst entworfen hat, erhebt diese Vermutung zur Gewißheit. S E

*) Sander, Lücke, S. 188.

Christentum und Deutschreligion

Uebersicht: 1. Der Reformator; 2. Der deutsche Frühling; 3. Das undeutsche Christentum; 4. Vom Christentum zum Deutschtum; 5. Die Deutschreligion.

1. Der Reformator

In der Christlichen Welt ist mehrfach empfehlend auf die Tägliche Rundschau hingewiesen worden, am ausführlichsten in Nr. 9 dieses Jahrgangs. Es ist viel Rühmliches, was ihr da nachgesagt wurde. Und dies alles war zu sagen auf Rechnung ihres jetzigen Leiters, des Dr. Friedrich Lange. Von diesem der Zeitung gespendeten, doch auch hie und da schon eingeschränkten Lobe soll nichts zurückgenommen werden. Noch

immer wird rühmend hervorzuheben sein, daß der nationale Gedanke hell und stark des Blattes ganzen Inhalt beherrscht, und daß man beim Lesen wohlthuend über das politische Parteigezänk emporgehoben wird durch eine alles Unedle verzehrende Vaterlandsliebe; denn weder konservativ noch liberal ist Friedrich Lange im gewöhnlichen Sinne des Tagesstreites, sondern konservativ nur, wo es gilt, deutsche Sitte und deutsches Recht zu wahren, liberal, wo es heißt, deutschem Wesen neue Bahn zu brechen. Darum ist hier die Tägliche Rundschau als politisches Tageblatt solchen Lesern empfohlen worden, die über die kirchlichen Fragen und Ereignisse sonstther unterrichtet sind, denn „für dieses Gebiet ist es bisher unzureichend." Wir müssen leider heute feststellen, daß es darin weiter unzureichend geblieben ist und, so lange Friedrich Lange derselbe bleibt, der er ist, immer bleiben wird. Was schon in eben dieser Nr. 9 als empfindlicher Mangel lebhaft beklagt wurde: die merkwürdige Blindheit für die soziale Seite gerade des evangelischen Christentums, das mangelnde Verständnis für das Gemeinschaftsleben jeder Religion und der christlichen vor allen — das ist neuerdings in wirklich betrübender Weise zu Tage getreten. Noch immer wird ja anzuerkennen sein, daß Friedrich Lange für einen Tagesschriftsteller erstaunlich viel Idealismus, persönliche Wahrhaftigkeit und Gesundheit des Empfindens, auch religiöse Empfänglichkeit besitzt; aber man kann wirklich nur mit Bedauern, ja mit einer gewissen Wehmut bemerken, wie die Einseitigkeiten seines edeln Naturalismus und seines anfangs sehr wohlthuenden Deutschtums gar so ungezügelt ausarten, weil er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, alle die nationalen und religiösen Fragen und Gedanken, wie sie sich ihm im täglichen Kampfe der Journalistik dargestellt haben, in ein einheitliches System zu bringen und so eine ganz neue Weltanschauung, eine nationale, zu schaffen und als Allheilmittel aller Schäden unsrer Zeit auf politischem, wirtschaftlichem und religiösem Gebiete anzupreisen. Das muß als ein verhängnisvoller Irrtum bezeichnet werden. Schiefe Urteile, mangelndes Verständnis, einseitige Auffassung — alles das erträgt man, wenn man beim täglichen Lesen des Blattes hie und da darauf stößt. Man schüttelt dann den Kopf und sagt sich: der Mann wird nicht Zeit haben, bei den aufregenden Mühen des Tageskampfes sich soweit zu sammeln und bei seinen Studien so ruhig und besonnen in die Tiefe zu gehen, daß er alles in gründlicher Weise zu betrachten und zu beurteilen vermag. Aber wenn nun derselbe Mann, der in seinem Tageblatt im wirbelnden Treiben der täglichen Arbeit aus warmem Herzen heraus hie und da ein keckes Wort hinausruft, plötzlich mit dem Anspruch, ein Reformator zu sein, auftritt und ein ganzes Lehrgebäude mit leichtem Mut aufstellt, dann muß man doch sagen, daß zu solcher Höhe des Wirkens die Gedanken des Neuerers noch allzuwenig ausgereift sind und noch allzusehr den Stempel ihrer Herkunft, nämlich des täglichen Zeitungskampfes tragen.

Nicht ohne Vorsicht ist Friedrich Lange daran gegangen, als Reformator aufzutreten. Als er im Frühling dieses Jahres seine Aufsätze über „reines Deutschtum" in der Täglichen Rundschau veröffentlichte, hat er seine grundlegenden Erörterungen über Religion und Christentum weggelassen. Er hatte dabei das Gefühl, als würden durch seine radikalen Anschauungen die Gemüter seiner in alten Gedankenbahnen wandelnden Leser allzusehr verletzt werden. Diese Zurückhaltung war ja verständlich, aber sie kann doch nicht recht mit der kühnen Sicherheit vereinbart werden, mit der Friedrich Lange sonst seine reformatorischen Gedanken zu entwickeln liebt. Wer so tief von der Wahrheit seiner Ansichten überzeugt ist, wie er, und es gerade mit der erzieherischen Aufgabe seines Berufs so ernst nimmt, wie er, der sollte sich doch von der rückhaltlosen Durchführung seiner Absichten nicht durch allzugroße Vorsicht abhalten lassen. So schmerzlich dem in edler Begeisterung rastlos wirkenden Manne das sein mag: gesagt kann es doch in aller Ruhe werden, daß eine große Zahl von Lesern der Täglichen Rundschau treu geblieben ist, nicht weil Friedrich Lange das „unparteiische" Blatt immer mehr zum Sammelplatz seiner Lieblingsfragen und Privatgedanken ausbildet, sondern trotzdem er das thut, was dem ursprünglichen Charakter der Zeitung

sicherlich nicht immer zum Vorteil gereicht. Der dies schreibt, kann solch herbes Urteil wohl aussprechen als einer, der die Tägliche Rundschau von Anbeginn ihres Erscheinens regelmäßig und gern gelesen und um ihrer zahlreichen und gewichtigen Vorzüge willen oft genug warm empfohlen hat. Ist es Friedrich Lange nun weiterhin darum zu thun, in seiner Zeitung ein Sprachrohr für seine erzieherischen Gedanken zu haben, so wird er sich eben darein fügen müssen, daß ihm nach und nach der Teil seiner Leser voraussichtlich verloren geht, der einst das Blatt um seines unparteiischen Tones willen zum täglichen Lesestoff wählte; denn darum haben wir uns dieser Zeitschrift seiner Zeit nicht zugewendet, um in ihr uns wiederum auf eine bestimmte Fahne einzuschwören, auch nicht auf die des reinen Deutschtums, sondern um eben ein Blatt zu haben, das uns mit aufdringlicher Privat- und Parteiansicht verschonte. Es ist zudem kaum anzunehmen, daß bei der bisher im Blatte selbst versäumten offnen Darlegung der reinen Deutschgedanken und ihrer religiösen Aeußerungen die besonnenen Leser des Blattes — von den vielen ganz abgesehen, die es doch auch nur als Nachrichtenblatt benutzen — besonders erschrecken würden um der ihnen ja gar nicht unbekannten, nur leider immer rücksichtsloser und selbstgewisser verkündigten Christentumsfeindschaft ihres Redakteurs willen.

Wer sich mit dem Christentum und seiner Geschichte irgendwie ernstlich beschäftigt, weiß doch wahrlich, daß alle paar Jahr irgend ein Reformator auftritt, der dieser veralteten Religion aufs neue den Garaus macht; und wenn sich auch Lange sehr dagegen verwahrt, mit Egidy, Strauß, Feuerbach, Renan und Uhlich in einem Atem genannt zu werden: es wird ihm doch nichts helfen, wir, die wir ein wenig genauer als er Kirchengeschichte kennen, werden ihn unter diese Art Christentumsgegner einreihen müssen, denn etwas so Nagelneues und Himmelstürmendes, wie er meint, bringt er wirklich nicht. Er wird über diese Klassifizirung sehr böse sein und uns vorwerfen, wir hätten ihn nicht oder falsch verstanden und verkennten den Ernst und die Gründlichkeit seiner Gedanken; wir aber halten es nur für unser Recht und unsre Pflicht, bei aller sonstigen Anerkennung und Sympathie, ihm von dem Augenblick an mit aller Schärfe entgegenzutreten, wo er in systematischer Zusammenfassung seiner der unsern vielfach so feindlichen Meinungen als bewußter Reformator auf den Plan tritt. Dabei wird es kaum nötig sein, aufs neue zu versichern, daß wir Friedrich Lange als einen durchaus ernsten und sittlich lautern Kämpfer achten, dazu als einen, dem das Rüstzeug eines warmschlagenden Herzens, begeisterter Darstellungsgabe und ehrlich erworbner Kenntnisse zu Gebote steht, wie selten einem Schriftsteller unsrer Tage: ein geringer Mann könnte das nicht schreiben, was er schreibt, und mit einem frivolen Schwächling würden wir uns hier nicht so eingehend beschäftigen. Aber daß seine „Deutschreligion" von uns nicht angenommen, ja nicht einmal recht ernst genommen werden kann, wird ohne viel kritische Zuthaten des Berichterstatters sofort ersehen, wer die Christliche Welt zu lesen gewohnt ist, also der gebildete deutsch-evangelische Christ.

2. Der deutsche Frühling

Am 11. April 1893, also mitten in den Kämpfen um die Wehrvorlage und vor der Wahlbewegung zum neuen Reichstag, schreibt Friedrich Lange: „Seit langen Jahren haben deutsche Herzen an den kommenden Frühling unsers Volks geglaubt und ihn herbeigesehnt, und dennoch fühlen sie es jetzt wie eine neue Art Offenbarung, daß er in wenigen Monaten so mächtig der Erfüllung hat entgegenwachsen können." *) Es wäre nun wirklich für den ruhigen Beobachter des deutschen Volkslebens in dieser Zeit schwer zu sagen, worin denn eigentlich dieser wundermächtige Frühling sich rings im Vaterlande zeige. Aber Lange belehrt uns alsbald: „Alle, die in diesem deutschen Frühling aufatmen, wissen und fühlen, daß er an dem Kampfe gegen jüdische Verderbnis so plötzlich erwacht ist." Der „offenbare

*) Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedrich Lange. Berlin, Lüstenöder, 1893. 228 S. 2 Mk.

Hohn der Judenplage“ ist demnach der Winter unsers Mißvergnügens, aus dem der glorreiche Sommer des reinen Deutschtums herausgeboren werden soll. Hier ist der Punkt, von dem aus Friedrich Lange seine Zeit und sein Volk mit dem Seherblick eines überaus ehrenwerten, aber schwärmerischen Patriotismus betrachtet, von hier aus erklären sich im Grunde alle seine reformatorischen Gedanken, die besonnenen wie die unbesonnenen, von hier aus auch die Feindschaft gegen das Christentum, das ja natürlich jüdischer Herkunft ist. Wer sich das klar gemacht hat, der wird sich kaum noch über einen absonderlichen Gedanken in diesem Punkte wundern. Lange mag sich dagegen sträuben, wie er will: er war doch, noch ehe er sich als „reiner Deutscher“ fühlte, Antisemit.

Es ist hier nicht der Ort, um über diese Bewegung unsrer Tage ausführlich zu reden. Die Christliche Welt hat früher die Frage erörtert.*) Seither ist die antisemitische Strömung im raschen Wachsen begriffen, sie hat sich andre Gedanken als Hilfstruppen hinzugezogen: den sozialen, den agrarischen und andre mehr. Es mag nun wohl sein, daß dieser sich oft nur allzu absurd gebärdende Most schließlich noch einen guten Wein giebt, vielleicht auch würde das Urteil der Christlichen Welt heute in diesen Fragen gelegentlich ein andres sein als vor Jahren:**) aber wer sich besonnener Einsicht nicht verschließt, wird nie verkennen dürfen, daß dieser Antisemitismus bei allem berechtigten Kern, den er haben mag, eine schwer drohende Gefahr für unser Volksleben in sich birgt, und daß dieser leidenschaftlichen Bewegung gegenüber zur Zeit mehr noch wie jeder andern ein kühler Kopf zu bewahren ist. Auch Lange will deshalb in klarer Erkenntnis der Gefahr die Führung dieser Bewegung den Massen aus der Hand nehmen und sie den Gebildeten zuteilen. Er will nicht nur niederreißen und das Gleichberechtigungsgesetz vom Jahre 1869 abschaffen, er will auch aufbauen, er will die „positiven Kräfte der Befruchtung“ suchen, die geeignet sind, diese Strömung zu einer herrlichen Wiedergeburt des deutschen Volks zu gestalten. „Neue Quellen sittlicher Kraft müssen wir gewinnen, oder besser noch alte Quellen wieder fließen machen, darüber kann kein Zweifel sein.“ „Und nun liegt es nahe und wird uns täglich schon in Rede und Schrift vor Augen gestellt, daß sich das Christentum, der alte, durch mehr als ein Jahrtausend erbberechtigte Kulturträger unsers Volks, zuerst wieder als Helfer und Tröster darbietet.“ Aber mit heller Entrüstung weist Lange diesen Helfer und Tröster zurück, sein Antisemitismus oder seine Deutschtümelei (er wird über die Anwendung beider Worte sehr zornig sein und mich sofort den böswilligen oder einfältigen Kritikern zuzählen!) hat ihn nämlich zu der Erkenntnis gebracht, „daß in der anscheinend für alle Zukunft untrennbaren Legirung von Deutsch und Christlich das Deutschbewußtsein mit der Zeit das stärkere Metall geworden, vielleicht von Anfang an gewesen sei.“ Das also sucht Lange mit immer neuen Wendungen zu beweisen: alles, was an der christlichen Religion, wie sie nun einmal seit einem Jahrtausend unser Volk durchdrungen hat, wertvoll und deshalb festzuhalten ist, ist ursprünglich nicht christlich, sondern urdeutsch; alles dagegen, was vergänglich und zu bekämpfen ist, also das spezifisch Christliche, ist undeutsch, ist — er spricht es nicht aus, aber die Führung seiner Gedanken weist darauf hin — semitisch. Das Christentum als solches ist bankrott, denn es ist eine „nur heuchlerisch dem deutschen Gewissen angepaßte Religion.“

3. Das undeutsche Christentum

Was Lange in seiner Kritik des gegenwärtigen Christentums gegen die katholische Kirche sagt, werden wir gern unterschreiben. Es ist nichts Neues und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Das versteht sich ja von selbst, daß man diese Kirche von vornherein vergeblich bittet, „für das Knospen und Keimen des Deutschgedankens lebendige nährende Kraft“ zu haben; die katholische Kirche muß international sein.

Auch was Lange über die Zersplitterung, die Machtlosigkeit, die Verknöcherung der protestantischen Kirche redet, wird vielfach unsern Beifall finden. Wir wissen, daß diese Kirche kein sonderlich wohnliches Heim ist, und wir sorgen und beten, daß Gott es bessere. Aber darum ist doch der Protestantismus noch nicht tot! Beileibe nicht, sagt auch Lange, ihr müßt ihn nur fortbilden, wie es Luther begonnen hat. Alle Achtung vor dem, sein Werk ist „der größte Akt deutscher Ehrlichkeitsbethätigung, der selbst mit einem dreißigjährigen Kriege nicht zu teuer erkauft wurde“! „Aber im Irrtum war er, als er glaubte, die Kirche damit christlicher zu machen, denn nur deutscher ist sie durch ihn geworden. Und darum wird der Ruhm seiner Christlichkeit unter aller nur denkbaren Anfechtung zuletzt verwelken, aber der Ruhm seiner Deutschheit wird bleiben, je länger, desto herrlicher.“ Nun, wir werden gewiß dem nicht widersprechen, daß Luther ein echter deutscher Mann gewesen, und daß er in seinem Werke deutscher Innerlichkeit und Ehrlichkeit wieder zu ihrem Rechte verholfen, aber die eigentliche Wurzel seiner Kraft, das religiöse, das christliche Element in ihm völlig zu verkennen, ist wahrlich mehr als verwunderlich und zeugt doch im Grunde von rechter Unkenntnis des Reformationswerkes. Dagegen hälfe Herrn Dr. Lange nur eine recht gründliche Beschäftigung mit Luthers Werken. Zugleich widerfährt dem Kritiker der Christlichkeit Luthers dabei der seltsame Widerspruch, daß er zwar die eigentliche Bedeutung von Luthers Werk in seiner Stärkung des Deutschtums erblickt, daß er aber zwei Zeilen zuvor gerade hervorhebt, wie Luther „die feurige, edel männliche Thatkraft des christlichen Philosophen Paulus wohl angewandt habe, um das Christentum von dem dürren Aste der Weltflucht und Selbstkreuzigung auf die grüne Weide des Lebens zurückzuführen.“ So war doch also Luthers Verdienst eben ein wesentlich christliches! Denn Paulus, mit dessen Hilfe Luther sein Werk so groß herausführte, ist am Ende doch sicher ein Christ gewesen und kein Deutscher. Aber das ist auch gar nicht recht nach Langes Geschmack. Ihm ist es sehr verdächtig, daß Personen von solcher Geistesmächtigkeit, von solchem echt „deutschen Idealismus“ wie Jesus und Paulus semitischer Herkunft sein sollen, und er empfindet in der That „eine starke Versuchung zu der Frage, ob Christus selbst und unter seinen Jüngern vor allem der feurige und tiefinnerlich idealistische Paulus wohl wirklich jüdischen Blutes und nicht vielmehr Nachkommen versprengter Arier gewesen seien“!!

Wie wenig doch im Grunde der wirklich gescheite und ideal gesinnte Friedrich Lange vom eigentlichen Wesen des Protestantismus, vom evangelischen Glauben versteht, und wie wenig er demnach ein Recht hat, über eben diesen Glauben zu Gericht zu sitzen, sei noch an wenigen Beispielen erhärtet, die deutlich darthun, daß derselbe Mann, der den leisesten Pulsschlag der deutschen Volksseele zu spüren behauptet, und der für alle Rätselfragen der Zeit mit kühnem Mute ernsthafte Lösungen bietet, die Fragen, die das religiöse Leben in ihrer Tiefe berühren, gar nicht begreift, ja kaum in ihren Aeußerungen betrachtet hat. Von der Bewegung, die sich neuerdings an den Namen Harnack anknüpft, weiß er nichts andres zu sagen, als daß dieser „aus dem Apostolikum ein paar kräftige Steine des Anstoßes herausgebrochen habe und darum vielen als ein bewundrungswürdiger Held gelte.“ Damit ist doch aber eben diese ganze Bewegung in ihrem innersten Wesen auch nicht im entferntesten erfaßt und das positiv Aufbauende, was gerade Harnack und seine Gesinnungsgenossen der am Apostolikum als Geistesfessel geübten besonnenen Kritik gegenüber in so reichem, echt evangelisch-religiösem Maße geboten haben, gar nicht erwähnt; es bleibt ganz nach Art der verblendetsten Parteiblätter nur das Negative bestehen. Und wenn Lange weiter meint, „weil wir mit der wissenschaftlichen Bibelkritik auf dem rechten protestantischen Wege seien, so sei es auch sicher, daß der christliche Glaube protestantischen Bekenntnisses dereinst in den kühlen Fluten der Bibelkritik verschwinden müsse wie Helgoland in der Nordsee“; und wenn er hinzufügt: „wer das leugnet und an der Einbildung festhalten möchte, die Zuversicht eines Glaubens könnte trotz fortwährender Verminderung des Glaubensinhaltes unerschüttert bleiben, der leugnet die Seele des Menschen und ihre Gesetze,“ so entgegnen wir, daß er über diesen

*) Jahrgang 1891, Nr. 14. 16. 17.

**) Vgl. Nr. 9 der Hefte zur Christlichen Welt: Habermann, Christentum und Staat, S. 63 ff.

evangelischen Glaubensinhalt eben falsch unterrichtet ist, und daß er diesen Inhalt nicht im mindesten gefährdet erkennen würde, wenn er bei dem von ihm so verehrten Luther in die Schule gehen und von ihm lernen wolle, was eigentlich der Kern des Christenglaubens ist, daß es nicht ein Quantitätsglaube ist, der um so fester ist, je zahlreicher seine Lehren und je dicker seine heiligen Bücher sind, sondern eine Lebenskraft, die aus dem durch Christus erworbnen Verhältnis der Menschenseele zu Gott erwächst. Aber dieses rein religiöse Verhältnis, das eigentliche Gebiet des Glaubens, ist ihm in seinem tiefen Wesen unbekannt, ihm wie Egidy und leider auch etlichen protestantischen Glaubensstreitern.

Ebenso schlimm wie mit dem Glauben und noch schlimmer steht es nach Lange mit der christlichen Sittlichkeit. Das Gebot der Nächsten- und Feindesliebe — so sagt er — ernstlich zu halten versuche niemand, und es sei auch gar nicht zu wünschen, daß das geschähe, weil die Vernichtung des Feindes notwendiger sei als seine Förderung, ja sein Bestehen. Vollends die Befolgung des Wortes: „Euer Reich ist nicht von dieser Welt, trachtet vor allem nach der Vollkommenheit eures himmlischen Vaters“ — fordere wie die ganze Lehre von der Nachfolge Christi nichts andres als öde Weltflucht, was allein die katholische Kirche richtig begriffen habe, die daher auch das Klosterleben als Zeugnis außergewöhnlicher Kraft mit dem Heiligenscheine belohne. Herr Dr. Lange wäre nun zu fragen, wo denn diese Worte ständen, die wir soeben nach seinem Wortlaut zitirten; wer über Bibel und Bibelinhalt, über Christusglauben und Christusgefolgschaft so souverän aburteilt wie er, sollte doch zuvörderst sich etwas näher mit dem Inhalt und Sinn dieser Dinge vertraut machen, anstatt sich solche Worte so zurecht zu machen, wie er sie gerade braucht. Außerdem wäre ihm, der sich über das „Bibelspruch-Haarspalten“ sehr erzürnt, zu bedeuten, daß es nicht wohl angängig ist, eine ganze Geistesmacht wie das Christentum oder auch nur dessen Sittenlehre nach ein paar aus dem Zusammenhang herausgerissenen (noch dazu arg entstellten) Bibelsprüchen zu beurteilen. Und daß es in der That nicht angängig ist, nach berühmtem Muster, die christliche Sittlichkeit ohne weiteres als die Forderung von freiwilligem Verzicht auf die Welt und ihre Freuden und von Ertötung des Fleisches darzustellen, sollte füglich auch wissen, wer in der Bibel und der Geschichte der christlichen Ethik Bescheid zu wissen vorgiebt. Da spielen doch ganz andre Thatsachen mit als die bequemen Etiketten: Weltflucht und Fleischestötung.

Aber — und das ist eben das, was Lange von vornherein mit all den Aufklärern alter und neuer Zeit, also auch mit Egidy verbindet — ihm geht das Verständnis für die christlichen Grundbegriffe Sünde und Gnade völlig ab. Ja solche Worte und Dinge sind ihm ein Abscheu. Die vom Christentum geforderte Bußfertigkeit, „das chronisch schlechte Gewissen, welches der normale Zustand eines eifrigen Christen sein muß,“ stimmt seiner Meinung nach nicht zusammen mit der „Natur des Deutschen,“ die im Gegensatz zu allem Weltschmerz „thätige Lebensfreude“ ist, d. h. edle Selbstbestimmung zum Guten, Gelassenheit im Leben und Sterben, die „Gottes Zorn gelassen nimmt, weil wir hoffen, daß er uns nicht treffen werde, und weil wir jedenfalls nicht um Gnade winseln möchten, wenn wir dennoch schuldiger vor Gott sein sollten, als unser Gewissen uns eingiebt.“ Ja freilich, wer so durchdrungen ist von der Reinheit und Vortrefflichkeit eines deutschen Herzens, wer sich als solch unkundiger Schwärmer von dem absoluten Idealismus der Menschenseele, d. h. der deutschen darstellt, der kann das Christentum allerdings nicht verstehen, noch weniger billigen, der kann auch das kühne Wort wagen, bei der einstigen Verbindung von Germanen- und Christentum hätten die Germanen den eigentlichen Inhalt, „das Gold des Idealismus,“ Christi Lehre aber nur die äußere Prägung gegeben: bei dem „sogenannten Bekehrungswerk hat (also) nicht Christus das Gold hergegeben und die arischen Völker die Prägung,“ sondern umgekehrt. Es ist ein eigentümliches Geschichtsbild, das sich so Friedrich Lange von der Entwicklung des deutschen Volks entwirft; sollte ihm nicht selbst vor dieser Gottähnlichkeit der deutschen Natur bange werden? Und sollte es nicht folgerichtiger sein, wenn er dem Christentum lieber hinfort jede Bedeutung, auch für die Kultur der Deutschen, abspricht? Sollte er in dieser Ueberzeugung von der Herrlichkeit der deutschen Volksseele es nicht lieber ruhig aussprechen: wäre dieses semitische Christentum nicht über unser Vaterland gekommen, es stünde besser mit unserm Volke? Andre sprechen bekanntlich so, Friedrich Lange wird sie kennen, er hat genug von ihnen gelernt, denn Nietzsche und Dühring waren seine Meister. Und wenn er diese letzten Folgerungen nicht offen ausspricht, sie vielleicht nicht einmal in seinen Gedanken zieht, so geschieht das aus einem Mangel in seiner Gedankenentwicklung, aus einem sehr ehrenwerten freilich, nämlich aus einem, der seinem Gefühl der Pietät und der Ehrfurcht entspringt, die er vor der Vergangenheit hegt. R B

Die Evangelisch-sozialen Kurse in Berlin im Herbst dieses Jahres

Einem bereits früher gehegten Plan gemäß hat der Evangelisch-soziale Kongreß für die Zeit vom 10. bis 20. Oktober eine Serie „Evangelisch-sozialer Kurse“ in Berlin eingerichtet und durch Bekanntmachung in den Zeitungen zur Teilnahme daran aufgefordet. Die Vorbesprechungen, die vorher zwischen Mitgliedern des Ausschusses und den in Berlin wohnenden und daran beteiligten Dozenten gepflogen wurden, ergaben in den wesentlichen Punkten Uebereinstimmung über das zu erstrebende Ziel.

Darnach unterscheiden sich diese Kurse von den von katholischer Seite in München-Gladbach und von den evangelischerseits in Elberfeld im Laufe des letzten Jahres veranstalteten ähnlich gearteten Unternehmungen zunächst durch ihren akademischen Charakter. Nicht nur sind die Dozenten überwiegend akademische Lehrer, sondern auch in der Form wird dieser Charakter gewahrt. Es soll, unter Zugrundelegung eines gedruckten Grundrisses, über die betreffenden Themata je ein allerdings auf den denkbar geringsten Zeitabschnitt komprimirtes förmliches Kolleg gelesen werden, und es wird von diesem Grundton nur abgewichen werden, soweit eben gerade der Umstand, daß nur wenige Stunden zur Verfügung stehen, dies mit sich bringt. In M.-Gladbach wie in Elberfeld hatten die Zusammenkünfte den Charakter von Versammlungen sozial gleichstrebender Männer, die gehaltenen Vorträge den von Reden, die die gemeinsame Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen suchten und demgemäß laut Protokollen mit „lebhaftem Beifall“ u. s. w. gelohnt wurden. In Elberfeld waren die gehaltenen Vorträge im wesentlichen nur das Vorspiel zu den darauf folgenden Programmerörterungen, die es, nach Naumanns zutreffendem Ausdruck, ermöglichen sollten, die evangelischen Arbeitervereine auf bestimmte ökonomische Programmpunkte „einzudrillen.“ In M.-Gladbach wurde zwar davon ausgegangen, daß die Universitäten in ihren Lehrplänen die „katholischen Anschauungen“ nicht genügend berücksichtigten, und also eine Art Konkurrenzinstitut angestrebt, — allein schon daraus folgte, daß diese Einrichtung in erster Linie einen apologetischen Zweck haben und das Rüstzeug zur „Verteidigung unsrer christlichen Wirtschaftsordnung“ bieten sollte. In beiden Fällen war der polemische Zweck gegen die Sozialdemokratie die Hauptsache: man suchte — nicht durchweg mit Erfolg — nach einer theoretischen Formulirung, die unter Anerkennung des sozialen Reformbedürfnisses doch nicht nur in der Methode, sondern auch in den Zielen eine deutliche Scheidelinie gegen die Sozialdemokratie erkennen lasse. Das wird sich bei den Berliner Kursen wesentlich anders gestalten. Die Stellungnahme der einzelnen Dozenten zum Sozialismus ist eine keineswegs gleichartige, und die meisten von ihnen würden es jedenfalls ablehnen, sich auf positive Programmpunkte, z. B. etwa bodenbesitzreformerischer oder produktivgenossenschaftlicher Tendenz, „festnageln“ zu lassen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß mancher Teilnehmer das Gefühl der Enttäuschung über die ziemlich kühle Skepsis, mit der die Dozenten oder einige von ihnen der Lösbarkeit gerade mancher unmittelbar interessirenden Probleme auf Grund ihrer wissenschaft-

lichen Ansicht gegenüberstehen müssen, nicht ganz verlieren werden. Das aber liegt im Wesen wissenschaftlicher Erörterung über diese Gegenstände begründet und kann nicht vermieden werden, — ja, noch mehr, selbst wenn es vermieden werden könnte, sollte es nicht vermieden werden. Darauf möchten wir mit einigen Worten näher eingehen.

Der Vorwurf, der gegen den Evangelisch-sozialen Kongreß und alles, was mit ihm zusammenhängt, von Anfang an erhoben worden ist und den meisten Anklang fand, ist der: er oder seine Bestrebungen beförderten den sozialpolitischen Dilettantismus unter den Geistlichen zum Schaden ihrer eigentlichen Pflichten und im Widerspruch mit der eigentlichen Natur ihres Einflusses auf das Volksleben. Es ist nun leicht erkennbar, daß dieses Bedenken am lautesten von Seiten geltend gemacht wurde, die sich einem „Einfluß" der Geistlichen, möge er gestaltet sein wie immer, überhaupt für ihre Person thunlichst zu entziehen geneigt sind. Und es steht ferner dies Bedenken in wunderlichem Widerspruch mit dem Umstande, daß nach unsrer politischen Verfassung über die Lebensfragen der Nation als Volksvertretung ein überwiegend und zunehmend aus reinen Dilettanten zusammengesetzter Personenkreis entscheidend mitzuwirken berufen ist und nach Ansicht eben dieser Kreise berufen sein soll. Es unterliegt endlich keinem Zweifel, daß, wenn unter den heutigen sozialen Spannungsverhältnissen ein Geistlicher sozialpolitisch „dilettirt," er dies nicht aus Neigung zum Dilettantismus, sondern dem Zwange der Not gehorchend thut, weil es schon jetzt und in zunehmendem Maß unmöglich wird, den Einfluß der materiellen Interessenkonflikte auf die sittlichen Grundlagen des Volkslebens zu ignoriren oder eine „reinliche Scheidung" durchzuführen. Wir haben einfach mit der Thatsache zu rechnen, daß die Entwicklung unsers öffentlichen Lebens ausnahmslos jeden, dem ein Beruf im Dienst irgend einer Lebensgemeinschaft anvertraut ist, auf Schritt und Tritt zur Stellungnahme gegenüber Fragen zwingt, deren Tragweite er nur unvollkommen zu übersehen vermag. Es ist und wird immer mehr unmöglich, daß ein Geistlicher in irgendeiner Form geistige Gemeinschaft mit der Masse seiner Gemeindeglieder pflegt, wenn er ihren elementaren Lebensverhältnissen, den Quellen ihrer schwersten Sorgen und Kämpfe um die Grundlagen einer gesunden und gesitteten Existenz wie ein unerfahrnes Kind gegenübersteht. Das Zeitalter der sozialen Resignation der Massen liegt hinter uns, sie ist eine psychologische Unmöglichkeit gerade für die sittlich tüchtigeren Elemente und wird es für Menschenalter bleiben. Das sind allbekannte Wahrheiten, und sie ergeben, daß nicht irgendwelche Veranstaltungen, sondern die Natur der Dinge selbst die Geistlichen wie uns alle in die sozialpolitische Mitarbeit hineinzwingt. Aber eben deshalb ist vielleicht keine Eigenschaft zur Zeit den Geistlichen mehr vonnöten, als die volle Nüchternheit des Urteils, wie sie nur die Erkenntnis der wirtschaftlichen Voraussetzungen einer sozialen Erscheinung und der Schwierigkeiten, die sich der sozialpolitisch erwünscht scheinenden Lösung entgegenstellen, mit sich bringt. Die Beförderung dieser Einsicht in die realen Machtfaktoren und nicht der fruchtlose Versuch einer Unterdrückung des Strebens nach sozialer Bethätigung ist zugleich das schlechterdings einzige Mittel, von wirklich bedenklichem Dilettantismus, d. h. dem aus der Unkenntnis der wirtschaftlichen Ursachen einer Krankheitserscheinung hervorgehenden Versuch, an ihren Symptomen herumzuquacksalbern, abzuhalten.

Diesem und keinem andern Zweck sollen die veranstalteten Kurse dienen. Sie wollen nicht Propaganda machen in den Kreisen der Geistlichen, die bisher sich von praktischer Beschäftigung mit den Fragen der Sozialpolitik ferngehalten haben — das überlassen sie andern Veranstaltungen —, sondern an der wirtschaftlichen Schulung der bereits in einer solchen Thätigkeit begriffnen Kräfte arbeiten. Sie werden deshalb nicht das Hauptgewicht darauf legen, Mittel und Wege zur Lösung der großen Probleme der Zeit aufzuzeigen, sondern — und die Innehaltung dieser Schranke erfordert eine gewisse Resignation — im geraden Gegenteil den vollen Umfang der wirtschaftlichen Schwierigkeiten zur Anschauung zu bringen und darauf hinzuwirken suchen, daß die Probleme überhaupt in ihrer Tragweite richtig erkannt und die praktischen Fragen richtig gestellt werden. Darauf beruht auch die Formulirung der Themata und der mehrfach auffällig bemerkte Umstand, daß sie in keiner Weise die „evangelische Beleuchtung" des Stoffes andeuten oder versprechen. Eine solche „Beleuchtung" z. B. der „Landwirtschaft" vom evangelischen Standpunkt würde der betreffende Referent zweifellos abgelehnt haben zu versuchen. Es konnte nur die allerdings bescheidnere, aber wichtigere Aufgabe übernommen werden, die gegebnen technischen Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse des Betriebes und ihre Folgen zu erörtern. Nicht glänzende Reden, sondern nüchtern sachliche Darlegungen hat der Teilnehmer an den Vorlesungen zu erwarten. Gerade deshalb aber darf gesagt werden: nicht die Beförderung des Dilettantismus, sondern der Kampf gegen ihn ist Zweck und Inhalt der Kurse.

Es ist bei der kärglich bemessenen Zeit selbstverständlich, daß nichts einer erschöpfende Erörterung auch nur Aehnliches geboten werden kann, sondern lediglich eine Information, die genügt, das eigne Studium zu ermöglichen oder zu erleichtern, und zugleich die Mittel und Wege zu methodischer Beschäftigung damit angiebt. — Gelegenheit zur Aussprache über die schwebenden Tagesfragen werden die Abenddiskussionen bieten.

Den Dozenten aber hat sich wohl selten eine lohnendere Aufgabe geboten. Sie werden sich gegenwärtig zu halten haben, daß selten ein so aufnahmefähiger und qualifizirter Hörerkreis sich um sie versammelt hat. Die Enquete über die Landarbeiter und ihr Ergebnis hat den Glauben an die Unfähigkeit der Geistlichen zu praktischer Auffassung wirtschaftlicher Zustände für immer zerstört. Hoffen wir, daß durch den zahlreichen Besuch der Kurse auch der Zweifel an der Ernstlichkeit ihres Interesses, wo er etwa noch bestehen sollte, endgiltig beseitigt wird.

M W

Ein evangelisches Posaunenfest

Blaset mit Posaunen zu Zion!
Joel 2, 15

Die religiös-musikalische Bedeutung edler Posaunenmusik zur Belebung und Vertiefung eines Festeindrucks ist mir wiederholt in Deutschland erhebend entgegengetreten. Es giebt kaum ein Instrument, dessen erhabne Weihe atmende Töne so sehr dazu geschaffen sind, das Herz in die Regionen zu tragen, in denen die Sehnsucht des Christen zu Hause ist: die Welt der Ewigkeit. Posaunenklänge trösten das Herz am Grabe geliebter Herzen und werden die Dolmetscher jener Sprache der Hoffnung, für die das Wort gerade in den schmerzensreichen Stunden der Trennung sich oft als so ungenügend erweist; sie vermögen es, auch dem Jubel festlicher Freude einen derart unvergleichlichen Ausdruck zu leihen, daß wir etwas ahnen von dem Rauschen des apokalyptischen Halleluja, das der Seher Johannes mit seinem innern Ohre vernahm.

Dreimal ist dem Schreiber dieser Zeilen die Macht der Musica sacra in Gestalt von unvergeßlichen Posaunenklängen besonders ans Herz geklungen, sodaß er dabei an Luthers Wort gedenken mußte von der Musika, die „die Sprache der Engel im Himmel und die Sprache der alten Propheten auf Erden ist." Die alljährlich in der Garnisonkirche von Berlin veranstalteten musikalischen Gedächtnisfeiern des Kosleckschen Bläserchors an den Todestagen der beiden ersten deutschen Kaiser führen uns wohl das künstlerisch Vollendetste an Posaunenmusik vor, was Deutschland augenblicklich zu bieten vermag. Es ist hier eine so absolute Reinheit, die wohl auch von den vorzüglichsten Instrumenten unterstützt wird, — eine solche anschmiegende Modulationsfähigkeit, eine so vollkommene dynamische Beherrschung des Tones erreicht, daß man erstaunen muß und diese Leistungen der Blechmusik unbedingt in ihrem Gebiet den eminenten Leistungen des A capella-Gesanges des Berliner Domchors als ebenbürtig an die Seite setzen darf. Ein einfarbiges, ohne Wechsel des Klangcharakters lediglich von einer einzigen Instrumentalgattung bestrittenes Programm hat immer sein Mißliches, weil der Zuhörer leicht ermüdet. Aber wie ein Liszt, ein Rubinstein, eine Sophie Menter oder Amalie Joachim u. s. w. es wagen dürfen, die

Kosten eines Klavier- oder Liederabends allein zu tragen — weil die Leistungen solche ersten Ranges sind, und man durch den geistigen Gehalt einer jeden Produktion immer von neuem gefesselt wird —, so läßt auch ein nur aus Posaunenmusik gebildetes Programm keine Ermüdung aufkommen, wenn es eben die Kosleckschen Bläser sind. Hier wird der Posaunenchor das einheitliche beseelte Instrument in den Händen eines Virtuosen; wir vermissen alles Schwerfällige, das ihm sonst leicht anhaftet, und lassen uns auf den ehernen Schwingen dieser metallenen Töne hinauftragen in eine übersinnliche Welt ewiger Größe und Klarheit.

Ein andres mal stehe ich an den geöffneten Fenstern meines Arbeitszimmers in Kiel, das Herz voll trüber Fragen und ringender Gedanken, wie sie zu Zeiten ein jeder kennt, der das verborgne Leben mit Christo in Gott führt, und der im Glauben sich in den Wirrsalen und Widersprüchen dieses oft so schmerzensreichen unvollkommenen Daseins immer wieder aus den Tiefen jener Abgründe emporkämpfen muß, die in unserm Herzen liegen. Da tönt wie blitzendes Osterlicht die Weise des geblasenen Chorals an mein lauschendes Ohr: „Jesus meine Zuversicht!" Der Posaunenbläserchor der Marinekapelle geleitet einen Kameraden auf dem letzten Gange, und auf ätherisch klaren Schwingen trägt die herbe Meeresluft mir diese trostvollen Weisen zu, — in diesem Augenblicke eine doppelt friedereiche Osterantwort für das bangende Herz, das an den weihevollen Tönen sich erbaut und aufrichtet. Diese Klänge haben, so milde aus der Ferne dringend, eine den Schmerz läuternde und verklärende Kraft.

War es in Berlin die Posaune als geistliches Konzertinstrument — hier ist sie die Vertreterin jener triumphirenden Gemeinde der Vollendeten, die sich über die Gräber unsrer Entschlafenen neigt. Ihre Töne, wie sie hier ins Alltagsleben mit den Stimmen aus dem Heiligtume hineinklingen, finden im Kurrendechor der jugendlichen Choralsänger ihr vokales Gegenstück. In beiden Fällen ist es die erbauende Kraft des deutschen Chorals, die uns mitten im Gewühl des profanen Lebens wie ein lockender Ruf zur himmlischen Heimat das Herz erfrischt und über uns selbst hinaushebt.

Der dritte Fall, wo die Macht der Posaunenmusik, und zwar als Ausdruck des religiösen Empfindens einer evangelischen Volksseele mir erhebend entgegentrat, war bei Gelegenheit eines der Posaunenfeste, wie sie hauptsächlich das westfälische Ravensberg schon seit Jahrzehnten kennt, und wie sie in den großartigen Posaunenfesten zu Herford fast an jedem Himmelfahrtsfeste Tausende zusammenführt. Diese Schwaben des Nordens, wie ich die lieben Ravensberger im Unterschiede von ihren süddeutschen Mitbrüdern in Christo nennen möchte, teilen mit ihnen die kernige, naturwüchsige Originalität ihres gesunden und selbständigen evangelischen Herzenslebens, nur daß dieses bei den Westfalen mehr kirchlich gerichtet ist, während der Württemberger im Typus seines religiösen Charakters mehr das Geistliche vor dem Kirchlichen hervortreten läßt. Auch fehlt in Württemberg die so hervorragend musikalische Volksader, wie sie unter den Ravensbergern in den traditionell mit ihrer evangelischen Volksgeschichte unzertrennlich verbundnen Posaunenchören immer allgemeiner sich ausbildet. Die Leistungen in technischer Beziehung, die wir hier in den Jünglings- und Männervereinen kennen lernen, wenn sie sich zu Hunderten bei solchen religiösen Volksfesten zusammenfinden — wie wir eins in der Trinitatiszeit in der Zionskirche zu Bethel erlebten —, die Zusammenstellung der Programme, und zwar von Männern aus dem Volke, in diesem Falle weit mehr als bloße Programme vorstellend — vielmehr eine Art musikalisch-liturgischer Gottesdienstordnung bildend —, die Wärme und Andacht, mit der alle Beteiligten einem solchen Feste das Gepräge der unmittelbaren Frische eines aus vollem, Gott zur Ehre singenden und spielenden Herzens verleihen: alles wirkt zusammen, um uns ein Bild evangelischer Volkseigenart nahezubringen, das in gleich schöner und erbaulicher Weise die katholische Kirche schon deshalb nicht aus sich zu erzeugen pflegt, weil sie sich einer selbständigen Entwicklung der christlichen Individualität gegenüber auch nach der künstlerischen Seite hin ungleich ungünstiger verhält. Hier aber bedurfte es nur der ersten Anstöße und

Anregungen von seiten eines Volkening und Eduard und Johannes Kuhlo, mit deren Namen ein für allemal im Ravensberger Lande die Posaunenfeste geschichtlich verbunden erscheinen, um aus dem Schoße des musikalischen Volkes heraus selbständig immer neue liturgische Formen für die verschiednen Festfeiern zu finden, deren Material dem reichen evangelischen Choral-, Motetten- und Volksliederschatz entnommen ist, den gerade unsre Kirche besitzt, in dem so entweder eine Wahrheit des Katechismus, die Lebensgeschichte eines Gottesmannes der Bibel oder die Festgeschichte eines Gedenktages aus dem christlichen Kirchenjahre liturgisch-dramatisch dargestellt wird.*) Der Posaunenchor, die „wandernde Orgel," wie man ihn treffend im Hinblick auf die Aufgaben genannt hat, die ihm bei den religiösen Volksfesten im Freien als Begleitung zugefallen ist, — bildet auch bei diesen liturgisch-biblischen Musikgottesdiensten im Gotteshause den Leiter und Führer der Feststimmung in der feiernden Gemeinde, seiner tönenden Schwester, der Orgel, jenem Instrumente Gottes, in Bezug auf „strahlende Wärme der durch alle Stimmen fast gleichfarbigen Töne, die königliche Macht und Fülle des Ausdrucks und den majestätischen Gang seiner Stimme" entschieden den Rang ablaufend.

Ravensberg knüpft mit seiner Posaunenmusik an die biblischen Traditionen dieses prophetischen und königlichen Instruments an. Wenn einst die Prophetenschulen zur Zeit Samuels die Pfleger der heiligen Volksmusik waren, die im Davidisch-Salomonischen Zeitalter ihre Blüte erreichte, so sind es heute die evangelischen Volksvereine der Männer und Jünglinge. Wie erhebend die Wirkung einer solchen evangelischen Posaunenfeier im Gotteshaus als liturgischer Gottesdienst auf jeden Mitwirkenden und Mitfeiernden sein müsse, wird vielleicht die folgende kurze Skizze des Festes zu Bethel veranschaulichen helfen.

Es ist dieses mal dem sich an den dritten Artikel anlehnenden Gedankengange der Gesänge entsprechend ein liturgischer Katechismusgottesdienst, wenn wir so sagen sollen, der sich dem Thema entsprechend in drei Hauptabschnitte gliedert: Ich glaube eine — Vergebung der Sünden, — Auferstehung des Fleisches — und ein ewiges Leben.

Eine Orgel-Toccata von Bach bereitet auf den Choral Luthers vor: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott!" Es ist nicht zu leugnen, daß der prosodisch freie, durchaus rhythmisch gedachte Choral Luthers, der dem Gleichmaße einer ihm vom Pietismus aufgezwängten Form seiner ganzen Natur gemäß widerstrebt, wegen seiner unbekannten Melodie und mehr accentuirenden als gravitirenden Metrik meist unsicher, ja oft gar nicht gesungen und wenig gekannt wird. Und doch sind die Pfingstchoräle Luthers die Zierde unsers hymnologischen Kirchenliederschatzes. Welch eine Kraft und welch ein Trotz des Glaubens in diesen straffen, markigen Rhythmen. Die Posaunen geben dieser Rhythmik ihr ursprüngliches Knochengerüst wieder. Die Zacken und Profile, die Ecken und Simse, die granitnen Kapitäle und Vorsprünge (bekanntlich ist die Synkope für Luther, den Musiker, charakteristisch) treten ursprünglicher hervor und lassen nach der physiognomielosen Uebertünchung mit der Kalkfarbe eines öden metronomischen Gleichmaßes späterer, weichlicherer und glaubensschwächerer Jahrhunderte, an die wir uns gewöhnt haben, die grotesken Formen dieser urgermanisch keuschen und herben Architektur wieder in ihrer ganzen nördlichen Schönheit ahnen.

Luther ist auch in seiner Musik stets das originale Stilgenie, dem der Erdduft seiner heimatlichen sächsischen Scholle entquillt. Vergebens würden wir bei Italienern und Niederländern seiner Zeit, die weicher in ihren Formen sind, nach dieser männlich festen und kernigen Sprache suchen, die dem Lutherschen Choral einen so einzig protestantischen Charakter aufprägt. Die Posaunen steigern die überzeugende Erhabenheit dieser kohortenartig daherbrausenden Strophen. Bei der dritten Strophe fällt der Dirigent mit dem Flügelhorn ein. Wie ein

*) Für die Geschichte der „Posaunenchöre Deutschlands" vergleiche man den gleichnamigen Aufsatz von L. Tiesmeyer in Bremen aus Th. Schäfers Monatsschrift für innere Mission. Gütersloh, Bertelsmann, Mai 1881.

jubilirendes Pfingstflämmlein schwebt der hohe Ton, überraschend durch sein plötzliches Eintreten, über den Tonmassen des Posaunenchors, der Gemeinde und der Orgel, — es ist ein Kulminationspunkt ästhetischer und zugleich tief erbaulicher Art, — gleichsam eine chorda spiritus sancti:

Du heilige Brunst, süßer Trost,
Nun hilf uns fröhlich und getrost
In deinem Dienst beständig bleiben,
Die Trübsal uns nicht abtreiben.
O Herr, durch dein Kraft uns bereit
Und stärk des Fleisches Blödigkeit,
Daß wir hie ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen.
Halleluja! Halleluja!

In Bethel wird der Lutherſche Choral sicher und kräftig gesungen. Er ist hier, wie man sofort merkt, keineswegs ein Fremdling — und kommt man mit seiner Rhythmik keineswegs ins Gedränge.

Ein kurzer antiphonischer Wechselgesang zwischen Liturgen und Gemeinde leitet zum ersten Teil über: Ich glaube eine Vergebung der Sünden.

Die Chor-Bitte um den heiligen Geist (Luthers: Nun bitten wir den heiligen Geist) leitet zum Sündenbekenntnis der Gemeinde über: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir!" Ein einsames Hornsolo: „Jesu, meine Freude, meines Herzens Weide" weist wie der Prediger in der öden Wüste auf den hin, der als das Lamm der Welt die Sünde der Welt wegnimmt. Eine leise Orgelimitation der geblasenen Choralstrophe meditirt gleichsam — die schöne Melodie zum Schluß wieder aufnehmend — noch aus der Tiefe eines Jesus liebenden Herzens über das Geheimnis: Er ist unser Friede. Ein Jungfrauenchor stimmt die alte Melodie von 1603 an: „O Lebensbrünnlein tief und groß," deren Hauptgedanke von Chor und Gemeinde weitergeführt wird, bis aus den Tönen des „Jesus nimmt die Sünder an" die Gewißheit des erkämpften Friedens im vierstimmigen Posaunensatze ausklingt und nun bis zum Schluß des ersten Teils Gemeinde, Chor und Posaunen im Lobpreise christlicher Vergebungsgewißheit abwechseln.

Eine Ansprache leitet zum zweiten Teile über: Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches! wo das „Mitten wir im Leben sind", Johann Eccarts und Händels herrlich düster-mystischer Messiaschor zunächst den dunkeln Hintergrund malen, auf dem sich dann die fröhliche Auferstehungshoffnung erhebt: „Denn wie durch Adam alle sterben, also werden durch Christum auch alle wieder leben." Der Choral Eccarts hat das Strenge eines alten Holzschnitts im Unterschiede vom Bachschen, der oft in den schönsten Farben des Gemüts leuchtet und glüht und sich direkter an das Herz wendet. Leider fehlte der Choral Bachs fast ganz in unserm Programm. Dieses mal lief ihm sein kongenialer Genosse Händel den Rang ab, der in seiner siegenden Prägnanz, epischen Objektivität und breiten Größe für den Festcharakter solcher Feiern geeigneter erscheint. Auch ist Händel ganz ohne Frage leichter in der technischen Durchführung. Man staunt über die einfachen Mittel, die hier das Höchste erreichen.

Ein Hornsolo mit Orgel stimmt das unsterbliche „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" aus dem Messias an. Händel und Bach glauben beide an die Auferstehung des Fleisches und reißen uns durch die Größe ihres Glaubens zur Bewunderung hin, noch mehr: sie zwingen die Hörer zur Anbetung jenes Geheimnisses, in dem der ganze Schwerpunkt ihres Lebens ruht. Händels Glaube ist der des Propheten, Bachs der des Priesters. Beide sind Riesen im Vergleich zu uns Zwergen der Gegenwart, die statt glaubend zum Berge zu sagen: Wirf dich ins Meer! lieber seine ragende Höhe durch Tunnel und Zahnradbahn auf dem Wege des Wissens zu beseitigen streben. Und doch ist jene erhabne Einfalt des Herzens, aus der die unvergleichliche Osterarie Händels wie ein klarer Bergstrom quillt, etwas viel Größeres, als alle Menschenkünste und -werke unsrer wissensstolzen Zeit zu erzeugen vermögen. Aus der Welt des Gebets geboren, erfüllt sie uns mit jener Ewigkeitsluft, in der als Kind Gottes leben zu dürfen, das Vorrecht allein der Menschen des Glaubens ist.

Der Doppelchor Johann Masbergs (komp. 1881) schließt

diesen Teil ab, dessen Grundgedanken durch die Ansprache zum dritten Teil übergeleitet werden. „Dann wird erfüllet das Wort, das geschrieben stehet: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen. Amen." Der Name des jungen, reichbegabten Kirchenkomponisten ist für den Kenner des Kuhlo-schen Posaunenbuchs*) kein neuer. Wir begegnen ihm oft als Tonsetzer darin. Aus der Gütersloher Schule hervorgegangen, wurde er früh auf eine einsame, ferne Insel der Ostsee verschlagen, wo seinem unermüdlichen, idealen Schaffen — in einem engen Kreise, der ihn doch nur zum Teil in seiner sich ankündigenden Bedeutung zu würdigen vermochte — durch einen frühen Tod ein Ziel gesetzt wurde. Eine Menge tiefer Lieder, Orgel- und Chorkompositionen u. s. w. befinden sich unter seinem Nachlasse, sowie auch eine hervorragend schöne „Kantate auf den Tod Alexanders II." (in Arensburg auf Oesel im Todesjahre des Kaisers entstanden), die uns die hohe Schule Händels verrät, durch die der Komponist gegangen ist.

Der dritte Teil des liturgischen Festprogramms führt uns ins Allerheiligste des aufs Jenseits gerichteten Glaubens. Es ist unfraglich auch der musikalische Höhepunkt. Der Gemeindechoral „Jerusalem, du hochgebaute Stadt!" eröffnet unter Posaunenklang und brausender Orgelbegleitung den Blick in die zukünftige Stadt, die unser aller Mutter ist. Ein Vulpiusscher Chor (1609) erhebt sich in visionärem Fluge zu den Höhen prophetischen Schauens, wo Jesaias im Geiste den Herrn sitzen sah auf hohem Throne in hellem Glanz, umwogt von den Schwingen der Seraphe, die in den Ruf ausbrechen:

Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Seine Ehr die ganze Welt erfüllet hat. — —
Von dem Geschrei zittert Schwell und Balken gar,
Das Haus auch ganz voll Rauch und Nebel war.

Die Antwort der gläubigen Seele, die dem hohen Geistesfluge des Propheten sehnsuchtsvoll nachblickt, klingt mit den zarten Stimmen des Jungfrauengesanges wie eine stille Erwägung des Herzens leise nach, geweckt durch den hehren Ausblick auf jene Zukunft in der himmlischen Welt; das Herz kennt von nun an nur einen Wunsch:

Heimgehen, selig werden!

Und nun setzt der erhabne Chor aus dem „Samson" ein, den die Posaunen allein blasen. Es ist die erhebendste Verherrlichung christlicher Unsterblichkeitshoffnung, die wir gehört. Wie die silbernen Ringe duftender Weihrauchwolken steigt dieses wunderbar einfache Motiv höher und höher hinan, — mit den wundersamen Windungen seiner durch alle Stimmen nacheinander einsetzenden Imitationen die Seele wie auf Schwingen über die Wolken mitführend, sodaß ahnende Schauer der Nähe des Unendlichen uns erfüllen, der dort über den Sternen in seliger, staubloser Reine thront:

Zum glanzerfüllten Sternenzelt,
Wo jener thront, der ewig herrscht,
Schwingt meine Seele dann sich auf,
Von aller irdschen Last befreit,
Die Strahlenkron um ihre Stirn,
Erhaben über Tod und Zeit.

Nur ein Glaubensgenie und ein solches der Musik vermag mit so schlichten Mitteln uns mit einem Schlage in jene Welt des Uebersinnlichen zu erheben, wie hier im heiligen Kreise der sich ineinander schlingenden Sechzehntelfiguren, die im immer stärker anwachsenden Crescendo zuletzt mit dem Siegeslaut des wie Fanfarenton hineinschmetternden Flügelhorns des Dirigenten eine Höhe idealer Aufschwingung erreichen, zu der wir nur feuchten Auges hinaufzuschauen vermögen.

Und nun folgt, nachdem gleichsam der Bann der Schwere von uns genommen ist und wir den Banden der Materie entrückt wurden, Schlag auf Schlag die Enthüllung einer Klarheitsstufe nach der andern in der musikalischen Aufwärtsbewegung

*) Posaunenbuch für Jünglingsvereine. Vierte Auflage. Bielefeld, Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel bei Bielefeld, 1891 und 1892. Teil I und II. (Eine in Bezug auf schöne Auswahl des Besten — klassisch zu nennende Sammlung!)

unsrer erregten Andacht. Es ist wie eine ideale Wallfahrt in Tönen, die hier die streitende Kirche auf Erden zur triumphirenden Gemeinde der Heiligen droben antritt, jener Wolke von Zeugen, die uns der Chor Melchior Franks (1580—1639) vor das innere Auge führt, wenn es nun von der Orgelempore in den Gemeindegesang so kraftvoll wehmütig hineinklingt:

Wer sind diese, mit weißen Kleidern angethan,
und woher sind sie kommen? —
Diese sinds, die kommen sind aus großer Trübsal
und haben ihre Kleider gewaschen
Und haben ihre Kleider hell gemacht im Blut des Lammes.

Majestätisch fällt die volle Orgel in den Gemeindechoral ein. Es ist eine Allmacht von Tönen, die uns die Stunden ins Gedächtnis ruft, wo Händel am Orgelpult seine Oratorien persönlich leitete und dem Riesenin strument — im Momente die Begleitung improvisirend — an den geeigneten Stellen eine gewaltige Tonflut entlockte. Es ist ein Blick in den Himmel der Offenbarung, wenn alles singt:

Da die Patriarchen wohnen,
Die Propheten allzumal;
Wo auf ihren Ehrenthronen
Sitzt der zwölf Apostel Zahl;
Wo in so viel tausend Jahren
Alle Frommen hingefahren,
Da wir unserm Gott zu Ehrn
Ewig Halleluja hörn.

Und nun beginnt, unmittelbar mit voller Orgel und Posaunen einsetzend, das „Halleluja!" aus dem „Messias." Es ist der Gipfel des Gottesdienstes und auch technisch eine ausgezeichnete Leistung. In England erhebt sich bekanntlich alles, wenn diese göttlichen Töne erklingen. Der deutsche Michel bleibt gemütlich sitzen, da ihm solche liturgische Feinheiten nun einmal nicht im Blute stecken. Es wäre, was das Stehen und Sitzen während des Gottesdienstes betrifft, das von hoher liturgisch-erbaulicher Bedeutung ist, ein besondres Kapitel über die mangelhafte liturgische Bildung evangelischer Gemeinden zu registriren, für das hier aber nicht der Raum ist. Uebrigens hat das Erheben während des „Hallelujas" Händels, streng genommen, einen weniger liturgischen Gottesdienstcharakter, — es ist mehr der Ausdruck der Ehrerbietung vor der Majestät Gottes und eines Meisters von Gottes Gnaden, dem hier ein so großer Wurf gelang.

Die Musik hat etwas „Dämonisches," mit Goethe zu reden. Sie hat jene rätselhafte Gewalt, uns — ohne daß wir uns über das Wie? Rechenschaft zu geben vermögen — plötzlich in eine Stimmung zu versetzen, die uns wie eine Offenbarung überwältigt. Die Musik hat ohne Zweifel viel vom Wesen der Offenbarung an sich. Auch kommt ihr die Internationalität ihrer Pfingstsprache, die von allen Völkern und Zungen verstanden werden kann, in dieser Richtung zu statten.

Wer kennt ihn nicht, den Jubelhymnus, in dem der Passionsabschnitt des „Messias" so machtvoll ausklingt, und wer hat sich nicht schon an diesem Himmelreiche in Tönen erbaut? Aus dem Gewirr des „Halleluja" tausender Engelstimmen, die wie im Gemälde der Murilloschen Madonna das Geheimnis des Himmels uns wolkengleich enthüllen, ragen wie die Altarhäupter ewiger Berge die Unisonostimmen des „Denn Gott der Herr regieret allmächtig" empor; nur einen Augenblick durchbrechen sie majestätisch einsam den heiligen Dunstkreis des Jubelgewölks, der sie wie ein wetterleuchtender Nimbus umgiebt — und wieder ertönt, den Eindruck der Unendlichkeit hervorrufend, durch alle Stimmen ein unaufhörliches „Halleluja," bis der choralartig feierliche Satz wie Glockengeläute aus der Ferne ertönt: „Der Herr wird König sein, das Reich der Welt ist nun des Herrn und seines Christ!" und in die siegreiche Fuge ausläuft: „Und Er regieret von nun an auf ewig!", in die bis ans Ende die Blitze des „Hallelujas" von allen Seiten hineinzucken. Das ist allerdings so groß, daß wir in der musikalischen Litteratur diesem Chore Weniges an die Seite zu stellen vermögen. Ein donnernder Trommelwirbel schließt den gewaltigen Dithyrambus des ewigen Lebens. Es sind Kesselpauken aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege, die der Münsterkirche in Herford entstammen. Wir würden es ganz in der Ordnung gefunden haben, wenn

Glocken und Kanonen hier den Basso ostinato abgegeben hätten. Ein mit Händelschem Pinsel geschaffnes Gemälde verträgt einen solchen Rahmen gut.

Und nun stimmt zum Schluß die Gemeinde unter Begleitung der hundertundzwanzig Posaunen und der Orgel noch den triumphirenden Choral Nikolais an, der, auch ein Halleluja, mit Menschen- und mit Engelzungen redend, uns unmittelbar vor die sich öffnenden Thore des ewigen Jerusalems stellt:

Gloria sei dir gesungen
Mit Menschen- und mit Engelzungen,
Mit Harfen und mit Zymbeln schön!

Der liturgisch-antiphonische Schluß entläßt die überfüllte Kirche mit dem Aaronischen Segensgruße, der ganzen Feier so auch am Ende noch den Charakter eines Gottesdienstes gebend.

Uns aber wollte, als wir durch die laubgrüne Umgebung der schönen, stilvollen Zionskirche zu Bethel den Berg hinabstiegen, die harmonischen Eindrücke im Gotteshause dankbar im Herzen bewegend und den entfesselten Tönen der mächtigen Toccata Bachs als Orgelpostludium lauschend, heute das Wort des Apostels vom „tönenden Erz" nicht aus dem Sinne kommen. Freilich erfüllte sich dasselbe im Hinblick auf das soeben Gehörte mit einem wohlwollendern Inhalte, als es ursprünglich gemeint ist. Dieses „tönende Erz" ist jedenfalls mehr als lebloses Metall und wird auch an seinem Teil allenthalben ein Wegweiser werden dürfen zu dem, der die Liebe ist, und dessen Gottesdienst im Reich der Vollendung ja auch das Opfer heiliger Tonkunst sein wird, wie sie den Herzen der Erlösten entströmt, die nicht müde werden, an den Stufen seines Thrones das Loblied von der Gnade zu singen, die höher ist als alle Vernunft, und in deren Lichte sich alle Räsel der Erde einst lösen sollen. C H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 32 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol. aus der Provinz Hannover, mit guten Zeugnissen, sucht Stellung, am liebsten im Ausland. Off. unt. **T. L. 1331** an die Expedition dieses Blattes.

Cand. min., Wittenberger, sucht auch für nur kurze Zeit **Hilfspredigerstelle.** Off. unter A. B. 30 durch die Exped. dieses Blattes.

Ein gepr. **Cand. theol.** sucht für sofort oder später Stelle an Institut, Volksschule oder als Hauslehrer. Off. unter K. H. S. durch die Exped. d. Bl.

Von den Jahrg. 1887, 1889 u. 1891 d. Christl. Welt, die mir fehlten, kann ich jetzt wieder Exempl. komplet in Nummern oder geb. abgeben.
Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

An die Verehrer, Freunde und ehemaligen Schüler des Professors D. Beyschlag zu Halle a. S.

Wills Gott, vollendet

Herr Professor D. Beyschlag in Halle

am 5. **September dieses Jahres** sein

siebenzigstes Lebensjahr.

Verehrer, Freunde und Schüler des Genannten haben sich in dem Gedanken einig gefunden, der erwähnte Tag möchte vielen eine willkommne Gelegenheit bieten, um ihrer Verehrung, Liebe, Dankbarkeit für den Genannten Ausdruck zu geben. Wie mancher dankt ihm für vieles, was er geschrieben und in Predigten und Vorträgen geredet hat! Wie viele sind von ihm für ihren Beruf angeregt und begeistert worden! Wir bitten um **freiwillige Beiträge zu einer Festgabe,** welche wir uns als **eine Stiftung für einen** von Herrn Professor Beyschlag selbst zu bestimmenden **evangelischen Zweck** denken. Die Sendungen sind **bis 11. August** an Herrn Verlagsbuchhändler **Eugen Strien** in **Halle, Saale** (Hermannstraße 29) zu richten.

Vielleicht verbinden wir mit der Ueberreichung der Festgabe und der Namen ihrer Spender eine kleine ungezwungne Vereinigung. Hierüber soll jedem Einsender irgend eines Beitrags mit einem Rechenschaftsberichte rechtzeitig Nachricht zugehen.

P. **Albrecht,** Naumburg. P. **Allihn,** Athenstedt. Justizrat Dr. **Altmann,** Glogau. [Folgen noch 82 Namen.]

Sechsundvierzigste Hauptversammlung

des Evangelischen Vereins der

Gustav-Adolf-Stiftung

am 4., 5., 6., 7. und 8. Sept. 1893 zu Bremen

Während der Dauer der Versammlung ist im „Hotel zum Adler," kl. Barkhof 1, Ecke der Bahnhofsstraße ein Anmelde- und Wohnungsbureau für sämtliche Festteilnehmer geöffnet. Das Bureau des Zentralvorstandes befindet sich in Siedenburgs Hotel (am Wall Nr. 175). Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- oder sonstigen Vereine alsbald nach ihrer Ankunft ihre Vollmachten im Bureau des Zentralvorstandes abgeben, zu deren Empfangnahme ein Beauftragter des Zentralvorstandes zugegen sein wird. Bei demselben ist auch die Einzeichnung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Berichte und Festpredigten, die Anmeldung oder Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen, ebenso die Anmeldungen der Wünsche für Empfang der Kultusgegenstände, die für die Diaspora bestimmt sind, zu bewirken. Es wird ferner gebeten, die Anmeldung bei dem Anmelde- und Wohnungsbureau durch Karten mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Namen und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. Nur in diesem Bureau werden die Festkarten und Tischkarten ausgegeben, ebenso Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt.

Montag, den 4. September

9 Uhr vormittags: Beratung des Zentralvorstandes in Siedenburgs Hotel. Nachmittags: Fortsetzung der Beratung.

Dienstag, den 5. September

Vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes. Nachmittags $3^1/_2$ Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Gäste im großen Saale des Künstlervereins. $4^1/_2$ Uhr: Festgottesdienst im Dom. Predigt: Herr Stadtpfarrer Dr. Hasenclever aus Freiburg i. B. Abends 7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung im Konventsaale des Künstlervereins. Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentralvorstandes die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine, die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt. Nach Schluß der Versammlung gesellige Vereinigung im großen Saale des Künstlervereins.

Mittwoch, den 6. September

Morgens 7 Uhr: Choral vom Dom. $7^1/_2$ Uhr: Glockengeläute von allen evangelischen Kirchen Bremens. $8^1/_2$ Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen auf der Börse, von da Festzug nach der St. Petri-Domkirche. 9 Uhr: Festgottesdienst in der St. Petri-Domkirche. Predigt: Herr Hofprediger D. Rogge aus Potsdam. 11 Uhr: **Erste öffentliche Hauptversammlung in der St. Petri-Domkirche.**

I. **Eröffnungsansprache des Versammlungspräsidenten.**
II. **Vortrag aus dem Jahresberichte des Zentralvorstandes**, durch dessen Schriftführer Herrn Schulrat Dr. Hempel aus Leipzig.
III. **Begrüßungen, Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen.**
IV. **Vortrag** des Herrn Pastors Hilpert aus Ramsau über **die obersteierische Diaspora.**

Nachmittags 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl im Parkhause (Bürgerpark). 6 Uhr: Konzert vor dem Parkhause. Abends 8 Uhr: Oeffentliche Versammlung der Mitglieder und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins im Kasino, daselbst Ansprachen und Vorträge des Lehrergesangvereins.

Donnerstag, den 7. September

Morgens 7 Uhr: Choral vom Dom. 8 Uhr: **Zweite öffentliche Hauptversammlung in der St. Petri-Domkirche.**

I. **Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes.**
II. **Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1891/92.** Beschlußfassung.
III. **Das gemeinsame Liebeswerk**, für welches vom Zentralvorstande die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden Goral in Westpreußen, Jersitz in Posen, Troppau in österr. Schlesien vorgeschlagen worden sind. a. Anmeldung der Beiträge. b. Bericht des Herrn Pastor Terlinden aus Duisburg über die vorgeschlagenen drei Gemeinden. c. Abstimmung der Abgeordneten der Hauptvereine und des Zentralvorstandes.
IV. **Beratung und Beschlußfassung über die etwaigen durch die Vorversammlung auf die Tagesordnung gebrachten Gegenstände**, beziehentlich Bekanntmachung der in der Vorversammlung gefaßten Beschlüsse der Abgeordneten.
IV. **Fortsetzung der Ansprachen;** soweit thunlich.
V. **Bestimmung über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung.**

Nachmittags Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Bremens. Abends 7 Uhr: Konzert des U. L. Frauen-Kirchenchors in der St. Petri-Domkirche unter Direktion von Herrn Musikdirekor Nößler. Reformationskantate von Joh. Seb. Bach u. s. w.; nach dem Konzert gesellige Vereinigung im Ratskeller.

Freitag, den 8. September

Morgens etwa $7^1/_2$ Uhr: Fahrt mit Extrazug nach Bremerhaven und von da mit Nordd. Lloyd-Dampfer nach See. (Näheres über diese Fahrt wird seiner Zeit hier in Bremen bekannt gemacht werden.)

Schlußbemerkung:

1. Diejenigen Festteilnehmer, die durch Vermittlung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 1. September unter der Adresse des Herrn Herm. Frese, Breedenstraße 15, anmelden. Unter derselben Adresse können auch schon im voraus die Tisch-, Fest- und Fahrkarten gegen Einsendung des Betrages bezogen werden. 2. Die Festkarte (zu 3 Mk.) berechtigt zur Benutzung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und bei den öffentlichen Versammlungen und des Kirchenkonzerts. Für die Fahrt nach Bremerhaven werden im Anmeldebureau bei Lösung oder später gegen Vorzeigung der Festkarte besondre Karten ausgegeben, die aber spätestens bis Mittwoch Abend genommen werden müssen. Preis wird später bestimmt werden. 3. Die Tischkarte (zu 3 Mk. ohne Wein) berechtigt zur Teilnahme an dem gemeinsamen Festmahle Mittwoch um 3 Uhr. Diese Teilnahme kann aber nur denen zugesichert werden, die ihre Karte bis Dienstag Mittag gelöst haben.

Leipzig und Bremen, im Juli 1893

Der Zentralvorstand
des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung
Der Vorstand des Bremischen Hauptvereins

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staat

Broschirt 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend
				Mark
$^1/_{10}$	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	36
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
$^1/_{10}$	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
$^1/_5$ = 200 St.	**J. Caballeros,** Princessas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
$^1/_{10}$	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picafior** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
$^1/_5$ = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
$^1/_{20}$	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
$^1/_{10}$	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
$^1/_{20}$	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
$^1/_{10}$	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
$^1/_{20}$	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
$^1/_{10}$	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
$^1/_{20}$	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter $^1/_{20}$ Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Fr. Ernst Fehsenfelds Verlag in Freiburg i. Br.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 33 Leipzig, den 10. August **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? — Die theologische Entwicklung Albrecht Ritschls im Zusammenhang mit frühern Richtungen der evangelischen Theologie: 2. Ferdinand Christian Baur; 3. Die Kirche Jesu Christi — Christentum und Deutschreligion: 4. Vom Christentum zum Deutschtum; 5. Die Deutschreligion; 6. Schluß — Allerlei Laienchristentum — Psychiatrie und Seelsorge. Erwiderung auf die Erklärung des Herrn Pastors von Bodelschwingh — Erklärung — Verschiedenes: Bericht über den evangelisch-sozialen Kongreß; Von Schleiermacher zu Ritschl; Christliche Geselligkeit; Leutnant der Reserve; Reisehandbuch für die christliche Familie — Zur Beachtung: An die Herren Mitarbeiter; Zu unsern Diakonissenartikeln — Anzeigen

Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?

Jesus wandte sich und bedräuete sie und sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht kommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. Luk. 9, 55 f.

Mit dem Text dieser Worte hat es eine besondre Bewandtnis. Sie stehen in einigen alten Handschriften nicht, werden deswegen in manchen neuen Ausgaben des Neuen Testaments weggelassen. Aber man kann sich nicht denken, daß die Worte sollten ein unechter Zusatz sein. Ein Bibelerklärer*) sagt:

Die Worte haben ein solches Zeugengewicht gegen sich, daß sie zu verwerfen wären, wenn es erklärlich wäre, wie sie in den Text gekommen. Wie leicht konnte dagegen aus Rücksicht auf Elias eine absichtliche Auslassung eintreten. Ueberdies ist das einfach, kurz und sinnvoll strafende Wort einem Schreiberzusatz so unähnlich und Jesu selbst so würdig, wie andrerseits kaum zu denken ist, daß Lukas nur auf das nackte „er bedräute sie“ bei einem so einzigartigen Vorfall sich beschränkt haben sollte.

Und ein andrer Theologe**) schreibt:

Den altkirchlichen Abschreiber möchten wir kennen, der imstande gewesen wäre, Jesu solch einen Ausspruch anzudichten. Daß man dagegen an demselben Anstoß nahm und ihn deswegen wegließ, läßt sich von Zeiten, die zwischen alttestamentlichem und neutestamentlichem Geiste nicht mehr zu unterscheiden wußten und selbst wieder auf den Spuren des Eliaseifers einherfuhren, sehr wohl begreifen.

Es mag sein, daß der Satz „Des Menschen Sohn ist nicht kommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten“ nach dem Stande des Textes in den guten Handschriften nicht zu halten ist — echt ist er in Wahrheit doch, nur daß er in diesem Zusammenhang von Jesu nicht gesprochen oder Jesu Gedanke nicht in dieser Form ausgedrückt worden sein mag —; dagegen trägt der erste Satz „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?“ alle Spuren der Echtheit an sich, und für das Ausfallen der Worte in der Textüberlieferung sind die Erklärungsgründe schon angedeutet.

Was ist der Zusammenhang? Als die Zeit erfüllt war, daß Jesus sollte von hinnen genommen werden, wandte er sein Angesicht, stracks gen Jerusalem zu wandeln. Boten, die er vor sich her sandte, Herberge für ihren Herrn zu bestellen, kamen in einen Marktflecken der Samariter. Die Bewohner aber weigerten sich, Jesum aufzunehmen, weil er nach Jerusalem wandelte. Da brausen Jakobus und Johannes auf: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias that. — 2. Könige 1 ist die Geschichte erzählt, auf die sich das Wort der Zebedaiden bezieht. Ahasja, der israelitische König, ist durch einen Sturz in Samaria schwer verletzt und in Todesgefahr. Er sendet zu Baal-Sebub in Ekron um ein Orakel über den Ausgang der Krankheit. Elias stellt sich den Boten entgegen: Ist denn kein Gott zu Israel, daß ihr hingehet zu fragen Baal-Sebub, den Gott zu Ekron? Darum so spricht der Herr: Du sollst nicht von dem Bette kommen, darauf du dich gelegt hast, sondern des Todes sterben. Das Eliaswort wird Ahasja mitgeteilt, und er sendet Häscher gegen den Propheten. Elias aber läßt über den Hauptmann und seine Fünfzig, wie sie ihm sagen: Du Mann Gottes, der König sagt: Du sollst herabkommen! Feuer vom Himmel fallen und sie verzehren. Eine zweite Schar trifft das gleiche Geschick. Der dritte Hauptmann wendet mit seiner Bitte: Laß, o Mann Gottes, meine Seele und die Seele deiner Knechte, dieser Fünfzig, vor dir etwas gelten! den Zorn des Elias ab, und der Prophet geht persönlich dem Ahasja das Todesurteil zu verkündigen. — Das Strafgericht, das Elias über des Ahasja Boten hatte kommen lassen, wollen die Donnerskinder Johannes und Jakobus (Mark. 3, 17) über den samaritischen Flecken hereinbrechen lassen. Darauf die Antwort des Herrn: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?

Die Worte sind darum so bedeutsam, weil der Herr hier sich in einen Gegensatz zu einem Propheten des Alten Testaments stellt. In dem Eliaseifer sieht der Herr einen Geist, dessen Kinder Jesu Jünger nicht sein dürfen. Des Menschen Sohn will erhalten, nicht verderben. Die Liebe, die alles glaubt und hofft, verträgt sich nicht mit einem Zorn, der sofort vernichtend zufährt. Auch wer sich dieser Liebe jetzt unwürdig erweist, wird nicht für immer aufgegeben. Weichlichkeit ohne Entschiedenheit, Nachgiebigkeit ohne ernstes Urteil über die Folgenschwere der Schuld liegt in dieser Liebe nicht. Der Herr weissagt furchtbares Gericht über Kapernaum, Chorazim und Bethsaida, sowie über Jerusalem. Aber er thut es nicht im Zorn, sondern unter Thränen. Und er selbst trifft nicht die Anstalten zum Gericht, sondern „stellt es dem anheim, der da recht richtet.“ Darum bedroht der Meister die Jünger; der Geist, aus dem sie Strafe über Undankbare herbeiwünschen wollen, steht dem seinigen entgegen.

Man hat aus wohlverständlichem dogmatischem Interesse die Stelle anders erklären wollen. Ein Augustin, Calvin, Grotius erklären: „Ihr meinet, in euch lebe der Geist des Elias? Ihr irret.“ Aber das heißt doch dem Wort Gewalt anthun. Und demselben Interesse, keinen Gegensatz Jesu gegen einen Propheten anerkennen zu wollen, wird es zuzuschreiben sein, wie wir oben schon hörten, daß die Worte im Laufe der Zeit aus manchen Texten ganz verschwunden sind. Man konnte keinen Sinn als den des Gegensatzes gegen den Eliasgeist darin finden, und so mißtraute man der Echtheit. Aber dieses Widerstreben ist nicht gerechtfertigt. Auch bei den auserwählten Werkzeugen des alten Bundes mischt sich in heiligen Eifer fleischlicher Sinn. „Du verstörte Tochter Babel, wohl dem, der dir vergelte, wie du uns gethan hast. Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an den Stein!“ So lesen wir in der Wehklage der nach Babel Weggeführten (Ps. 137, 8 f.). Und erschreckend ist Davids Vermächtnis an Salomo: Thue nach deiner

*) Meyer im Kommentar zu Lukas.
**) Beyschlag in seinem Leben Jesu II, 392.

Weisheit, daß du des Joab und Simei graue Haare nicht mit Frieden zur Unterwelt bringest (1. Kön. 2, 1 ff.). Und auch Elias weiß, als er am Kison die vierhundertundfünfzig Baalspropheten schlachtet, nicht, daß der Herr nicht im Erdbeben noch im Sturme lebt. Man darf nicht zurückschrecken vor dem Urteil, daß Jesus, wie er über gewisse Bestandteile des Gesetzes hinwegeht (s. Matth. 15, 11 das Wort über die Speisegebote und ebendort das andre V. 4 ff. über den Wert der Opfer), so auch bei Elias Zeichen eines Geistes findet, der noch nicht auf der Höhe des neuen Bundes steht.

So ist unsre Stelle von hoher Wichtigkeit für die Erkenntnis der Person Christi, als ein Zeugnis seiner vollen innern Freiheit gegenüber dem Alten Testament, an dem er aber nicht lehrhaft kritisirt, sondern dessen Vergängliches er mit einem kurzen mächtigen Wort überwindet (vgl. das ähnliche Verhalten in der Sabbatfrage Mark. 2, 27 f.).

Aber zugleich ist in des Herrn Abweisung des Eliaseifers der Jünger uns eine weittragende Regel gegeben. Noch im Syllabus verdammt der Papst den Satz, die Kirche habe nicht Macht, Gewaltmittel anzuwenden (Satz 24). Wir Evangelischen halten den Geist, der in diesem Anathema sich kundgiebt, für gerichtet durch Jesu Wort: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Wie denn auch Luther schon sich ausgesprochen hat: „Lieber Gott, wie bald ist es geschehen, daß einer irre wird. Mit der Schrift und Gottes Wort sollte man den Ketzern widerstehen, mit Feuer wird man wenig ausrichten. Wer heute irret, kann morgen zurecht kommen.“ Aber nicht auf das Verhältnis der Religionen und Konfessionen allein wollen wir das Wort des Heilandes anwenden, sondern auch auf die Kämpfe innerhalb der Kirche und in den öffentlichen Fragen, wie der sozialen. Wie schnell ist man bei der Hand mit Wünschen und Aeußerungen, die man aus heiligem Eifer geboren wähnt, und die uns doch kennzeichnen als Kinder eines alttestamentlichen Zornesgeistes, nicht des Geistes, in dem des Menschen Sohn das Verirrte zu finden, das Verkehrte zu überwinden gesucht hat. Die Rede der Jünger war so echt menschlich, aber eben allzu menschlich. Geben wir nicht allzuleicht dieser menschlichen Neigung nach in den Kämpfen, die uns auferlegt sind? Welches Geistes Kinder sind wir?

E Schz

Die theologische Entwicklung Albrecht Ritschls im Zusammenhang mit frühern Richtungen der evangelischen Theologie

2. Ferdinand Christian Baur

Die Unruhen, in die die Erörterungen über Recht oder Unrecht der Hengstenbergschen Orthodoxie im Bonner Freundeskreise Ritschl versetzt hatten, führten ihn von Bonn nach Halle, in der ungewissen Hoffnung, dort mehr zu finden, als ihm die Vorlesungen Nitzschs zuletzt geboten hatten. Es war aber begreiflich, daß ihn die Theologen in Halle nicht befriedigten. Denn Tholuck und Julius Müller boten ihm kaum Neues, das Bekannte aber in weniger wissenschaftlichen oder ungenießbaren Formen. So wurde er in Halle für Hegel und zugleich für dessen größten theologischen Schüler Ferdinand Christian Baur gewonnen. Indessen kann kaum etwas bezeichnender sein, als die Art, wie dies geschah.

Wenn wir heute von der „Tübinger Schule“ reden, so denken wir unwillkürlich in erster Linie an Kritik der neutestamentlichen Schriften. Es ist das eine durchaus ungenügende Vorstellung von der Bedeutung Baurs. Sie ist aber durch seine nächsten und bekanntesten Schüler verschuldet. Denn deren Arbeiten haben sich fast ausschließlich oder doch mit ausgesprochner Vorliebe auf diesem Gebiete bewegt. Oder wo anders pflegt man Zeller, Schwegler, Köstlin, Hilgenfeld, Volkmar zu nennen, als im Rahmen der Forschungen über die Kirchengeschichte der beiden ersten Jahrhunderte? Und es ist ein übles Präjudiz für die kirchliche Fruchtbarkeit der Schule, daß die drei Erstgenannten — einst Koryphäen in ihrem Kreise — sich hinterher so vollständig von der theologischen Forschung abgewandt und ihre reichen Gaben in den Dienst andrer, sogar nur zum Teil benachbarter

Wissensgebiete gestellt haben. Nach kurzer theologischer Begeisterung widerfuhr ihnen, was Ritschl auch sonst an Altersgenossen beobachten mußte.*) Die Beschränkung auf das genannte Forschungsgebiet wird aber von den der Schule nächststehenden Kreisen fast als Grundbedingung einer freien Theologie aufgestellt. Wenigstens hat Karl Schwarz es Ritschl auch übel genommen, daß er später an die Lösung andrer theologischen Aufgaben dachte:

> In letzter Zeit, schreibt er [Zur Geschichte der neuesten Theologie, vierte Auflage, 1869, S. 174 Anmerkung], hat Ritschl sich ganz von dem gefährlichen Gebiete der Kritik zurückgezogen und sich dahin resignirt, völlig unlesbare dogmatisch-scholastische Artikel für die Jahrbücher der deutschen Theologie zu schreiben.

Solche Urteile machen es doch verständlich, daß wir Jüngern bei der „Tübinger Schule“ immer zuerst, wo nicht allein an die Ergebnisse neutestamentlicher Kritik denken. Es macht uns dann fast Mühe, uns auf Umwegen die Fragen zu beantworten: was haben Hegelsche Philosophie und neutestamentliche Kritik von Hause aus mit einander gemein? Wie ist es dazu gekommen, daß dieser absolute Idealismus, der sonst so souverän mit den Quisquilien der empirischen Wirklichkeit schaltet, sich auf dem Boden der Theologie mit einer wahren Leidenschaft auf die minutiösesten Untersuchungen der ältesten christlichen Urkunden wirft?

Daß es sich hier um die Anfänge der größten weltgeschichtlichen Bewegung handelt, reicht zur Erklärung der überraschenden Thatsache doch erst dann hin, wenn man beobachtet, in einen wie viel umfassendern Rahmen Ferdinand Christian Baur selbst diese Untersuchungen hineingestellt hatte. Seine Werke haben das Gesamtgebiet der christlichen Kirchen- und Dogmengeschichte mit genialem Blick und unermüdlichem Gelehrtenfleiß umspannt. Auf diesem unermeßlich weiten Felde hatte der Rationalismus mühsame Einzelausgrabungen bewerkstelligt. Pietismus, Romantik und neuere Orthodoxie hatten sich an einzelnen — übrigens sehr verschiedenen — Ruinen der Vergangenheit ergötzt, für die sie sich als privilegirte Konservatoren vorkamen. Baur aber hatte von Hegel**) gelernt, unter diesen Trümmern und Antiquitäten lebendige Kraft in steter Bewegung zu entdecken. Die Idee schritt siegreich, bahnbrechend und schöpferisch durch die Jahrhunderte dahin. Weil sie es war, die über allem herrschte und in allem wirksam war, darum mußte Zusammenhang in der Zersplitterung der Erscheinungen und Ereignisse aufzufinden sein. Und weil sich hier, wie sonst nirgends in der Welt, ihr — oder sagen wir schlichter — Gottes ewiges Leben offenbarte, darum war das mühsame Suchen nach diesen Zusammenhängen ein Quell unerschöpflicher Lebensfreude für den Forscher.

Erst von diesem Hintergrunde heben sich die kritischen Untersuchungen der Tübinger Schule in verständlicher Weise ab. Erst hier erklärt es sich, in welchem Zusammenhang allerdings absolute Philosophie und Detailforschung am Neuen Testamente standen. Die allgemeine Begeisterung für das Gesamtgebiet der Geschichte konnte keine würdigere und dringendere Einzelaufgabe kennen, als diese, den Anfängen des Christentums mit peinlichster Genauigkeit nachzugehen. Denn das günstige Vorurteil kam dieser universellen Religion doch entgegen, daß sie irgendwie in besondrer Weise an der Entwicklung des Geistes beteiligt sei. Aber auch die bereitwilligste Anerkennung dessen, was die Tübinger Schule für die Erforschung des Urchristentums gethan hat, wird es sich nicht verhehlen dürfen, wie einseitig und ungleichmäßig die allgemeinen Impulse Baurs bei seinen nächsten Schülern zur Geltung kamen. Man kann die fast vollkommne Beschränkung ihrer Leistungen auf das eine genannte Gebiet doch nicht nur quantitativ verstehen. Baurs große dogmengeschichtliche Monographien — über die Gnosis, die Versöhnungs-, die Dreieinigkeitslehre — haben unter seinen nächsten Anhängern keine Nachfolge gefunden.

---

*) Ritschls Leben I, 86 Anmerkung: Neque tamen, ut multi aequales, de theologia desperavi, sed omnibus animi viribus in eam incubui, d. h. trotz [entschiednen Anschlusses an die Hegelsche Schule] verzweifelte ich nicht, wie viele Altersgenossen, an der Theologie, sondern lag ihr mit allen Seelenkräften ob. [Aus einem Lebenslauf von 1846.]

**) v. Treitschke, Deutsche Geschichte III, 719: „Hegels Philosophie der Geschichte war seine größte wissenschaftliche That.“

War hier von dem Meister alles gethan, und bedurfte es der nachbessendern Hand nur bei seinen Arbeiten über die ersten christlichen Jahrhunderte? Vielleicht aber liegt eine andre Vermutung nahe. Man weiß, wie überraschend schnell die verwegne philosophische Spekulation in die Bahnen des Empirismus einlenkte. Ist der Uebergang aus der weiten geschichtlichen Forschung Baurs in die kritische Minirarbeit der Schule ein analoger Umschwung? Hatte man den Mut zu Fahrten auf hoher See verloren und begnügte sich damit, die Buchten und Riffe an der Küste zu untersuchen, von der aus erst die weite Reise gewagt werden sollte?

Dem sei, wie ihm wolle. Als sich Ritschl 1861 über die allgemeine Bedeutung Baurs auszusprechen veranlaßt sah, stellte er gerade die Werke desselben in den Vordergrund, die von der Schule am meisten vernachlässigt waren. Er betrachtet die kritischen Untersuchungen Baurs, die er auf drei auseinanderliegende Zeiträume seines arbeitsreichen Lebens verteilt, fast wie Episoden, die den großen Zusammenhang seiner andern Werke unterbrechen. Auf diese gründet er seine Würdigung Baurs:

Wer Baur, schreibt er,*) als Kirchenhistoriker würdigen will, muß ihn nach der Darstellung des Gnostizismus beurteilen. Mit diesem Titel bezeichnet Baur nicht ausschließlich die theologischen Systeme des zweiten Jahrhunderts, sondern er befaßt unter demselben auch die modernen Erscheinungen — Jakob Böhme, Schelling, Schleiermacher, Hegel. Freilich Schleiermachers Theologie wird nicht mit Recht unter diese Kategorie gebracht; allein die Gedankenkreise der drei andern Männer bieten solche prinzipielle Punkte der Uebereinstimmung mit der altchristlichen häretischen Gnosis in materieller wie formaler Hinsicht, daß die Zusammenstellung dieser modernen mit jenen altertümlichen Systemen den treffenden und großartigen Blick Baurs in die Geschichte der Theologie aufs glänzendste erweist.

Es kommt hier nicht auf eine allgemeine Schätzung der Wirksamkeit Baurs an. Es soll nur festgestellt werden, welche Bedeutung Baur für Ritschl gewonnen, oder welchen Einfluß er auf ihn geübt hat. Mit dem nun, was ich eben aus spätern Jahren anführte, stimmen die Aussagen aus früherer Zeit, die die Biographie mitteilt, aufs genaueste überein. Baurs genialer geschichtlicher Blick, nicht sein kritischer Scharfsinn hat es Ritschl angethan. Im Verfolg seiner Studien über die Versöhnungslehre empfahl ihm Tholuck Baurs Buch über deren Geschichte. Und Ritschl berichtete 1844 in einem dem Konsistorium zu Stettin eingereichten Lebenslauf von dem „größten Eindruck," den dies Werk auf ihn gemacht hat. Er bestimmt aber diesen Eindruck näher dahin:**)

Abgesehen davon, daß ich erst aus diesem Buche einen Begriff von der Geschichte überhaupt bekam, lernte ich, daß bei den jetzigen theologischen Kämpfen das Studium der Dogmengeschichte die größte Bedeutung hätte.

Also ein Begriff von der Geschichte überhaupt und eine Einsicht in die Bedeutung speziell der Dogmengeschichte sind der erste Gewinn gewesen, den Ritschl aus der Berührung mit Baur gezogen hat. Und ganz dem entsprechend geht nun die noch übrige Zeit seiner Universitätsstudien mit Arbeiten auf dem letztgenannten Gebiete hin. Namentlich Augustin, Schleiermacher, zuvor aber schon die Lehre der Reformatoren und der spätern Dogmatiker von der unsichtbaren Kirche haben ihn beschäftigt. An Schleiermacher hat er schon damals scharfe Kritik geübt. Aber auch Baurs Darstellung der Lehre Augustins hat er nicht durchaus gebilligt, vielmehr bereits 1843 die Bedeutung Augustins für die ganze Dogmengeschichte des Mittelalters in einer Weise erkannt und betont, die über Baurs Einsicht hinausgeht. Wie tiefgreifend diese dogmengeschichtlichen Studien Ritschls waren, ersieht man daraus, daß eine der Kontroversthesen, die er drei Jahre später bei seiner Licentiatenpromotion aufstellte, den Satz aussprach: „Die zweite Periode der Dogmengeschichte beginnt mit Augustin."***) Fünfzehn Jahre später (1871) hat er diesen Satz in einer Abhandlung „Ueber die Methode der ältern Dogmengeschichte" glänzend begründet. Auf ihm ruht zum Teil die Periodeneinteilung von Harnacks geistvollem Lehrbuch.

*) Jahrbücher für deutsche Theologie VI (1861), S. 433; vgl. Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung ²I, S. 21: „Ich weiß es wohl zu würdigen, daß Baur durch die Geschichtsphilosophie Hegels zu der großartigen Auffassung und Durchführung seines Unternehmens [Die christliche Lehre von der Versöhnung in ihrer geschichtlichen Entwicklung] befähigt und angetrieben worden ist."

**) Ritschls Leben I, S. 430.

***) Secunda historiae dogmatum periodus ab Augustino orditur a. a. O. S. 119.

Es begreift sich ja nun freilich aus der ganzen innern Lage, in der Ritschl nach Halle gekommen war, daß er Baur gegenüber nicht bei unbestimmten Eindrücken stehen blieb oder sich auf die Aufnahme allgemeiner Anregungen beschränkte. Nitzsch hatte ihn Hengstenberg gegenüber im Stich gelassen. Hengstenberg seinerseits hatte abstoßend auf ihn gewirkt. Das Bedürfnis, sich aufs genaueste und bis in alle Einzelheiten mit den Anschauungen der einzig noch übrigen theologischen Schule bekannt zu machen, ist unter diesen Umständen erklärlich genug. Aber soweit die Biographie das verfolgen läßt, treten während der Studienzeit die kritischen Untersuchungen Baurs und seiner Schüler in Ritschls Interesse hinter jenen dogmengeschichtlichen Arbeiten und der zunehmenden Hingabe an die philosophische Weltanschauung Hegels durchaus zurück. Erst eine Examenarbeit über das Thema: Was lehrt das Neue Testament von unsrer Erkenntnis Gottes?*) führt offen in das eigentliche Fahrwasser der Tübinger Forschungen hinein. Aber wie sehr hier in dem Aufweis eines Prozesses, in dem die Gotteserkenntnis vom Alten Testament zu Jesus, von diesem zu Paulus und Johannes fortschreitet, Hegelsche Entwicklungsgedanken den Schreiber leiteten — so ist doch bemerkenswert, daß in dieser Arbeit nicht nur das Erkennen von vornherein als ein sekundäres Element in der Religion bezeichnet wird, sondern vor allem, daß das Wort Jesu Matth. 11, 27**) als der Ausdruck des „einzigartigen Verhältnisses Jesu zu Gott" hervorgehoben und in diesem „unvergleichlich engen Verhältnis" wie in „der freien Liebe Gottes gegen die sündigen Menschen, die Christus in seinem ganzen Leben bewährt hat," die Momente der „Neuheit des Christentums" gefunden werden. Jenes Wort ist eines der entscheidendsten Leitworte in der Theologie Ritschls geworden und geblieben. Es hat, wie sich die Biographie***) mit Recht ausdrückt, „die Grenze seiner Religionsspekulationen auf die Dauer bestimmt." Wenn aber sogar Zeller in seiner Abhandlung über die Tübinger Schule die Schätzung der Person Jesu durch Baur ungenügend und einer Ergänzung bedürftig findet, so hat Ritschl jedenfalls die scharfe Betonung jenes überraschend selbstbewußten und hochgreifenden Herrenwortes nicht aus seinen Hegel- und Baurstudien geschöpft. Hatte denn aber nicht Schleiermacher das Christentum definirt als eine Richtung der Frömmigkeit, „in der alles bezogen wird auf die durch Jesus von Nazareth vollbrachte Erlösung"? Aehnliches wird ja Ritschl oft genug von Nitzsch oder Tholuck vernommen haben, um von der Frömmigkeit seines elterlichen Hauses ganz zu schweigen. Zu der neuen Geschichtsanschauung, die er Baurs weitem und treffendem Blick verdankte, brachte Ritschl eine Schätzung der Person Jesu mit, gegen die sich die absolute Philosophie und in ihrem Gefolge die spekulative Theologie entschieden sträubte.†)

Man möchte meinen, daß es sich hier doch nicht um einen ausschließenden Gegensatz der Betrachtungsweise handle. Denn wenn es die Geschichte galt, deren Wegen Ritschl von der hohen Warte seines Lehrers nachzublicken willens war — was war doch dies seltsam verschlungne Leben der Menschheit ohne die bewegende, fortreißende Kraft einzelner großer Persönlichkeiten? Aber mit dieser Frage war der tiefste Mangel der Geschichtsbetrachtung Hegels und Baurs aufgedeckt. Heinrich von Treitschke wird dafür ein unverdächtiger Zeuge sein. Dem Lob, das er der Tübinger Schule erteilt, fügt er den einschränkenden Satz bei: „obwohl sie für die Macht der historischen Persönlichkeit nur wenig Ver-

*) Quid docet N. T. de nostra Dei cognitione? a. a. O. S. 88 ff.

**) Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und niemand den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.

***) S. 50; vgl. 90, 133, 157, 179, 203, 215, 228, 281, 385, 397.

†) Vgl. Schwarz [den Ritschl in Halle mit Begeisterung hörte], Zur Geschichte der neuesten Theologie ⁴ S. 342: Wir wiederholen es hier noch einmal: die Person Christi, wie die Schleiermacherſche Dogmatik sie konstruirt, ist ein Wunder, eine Ausnahme vom Naturgesetz. Ihr Eintreten in die Menschheit erfordert einen besondern göttlichen Anstoß. Und dieser übernatürliche Anstoß ist es, der mit dem religiös-sittlichen Wunder auch die Möglichkeit der damit zusammenhängenden physischen Wunder offen läßt und so den ganzen Weltzusammenhang zerreißt.

ständnis zeigte.“*) Nun aber handelte es sich hier nicht um eine beliebige historische Persönlichkeit oder ganz allgemein um die Bedeutung des persönlichen Lebens in der Geschichte. So lange das Problem in dieser Weite ins Auge gefaßt wurde, brauchte vielleicht die geforderte Ergänzung der Geschichtsbetrachtung Baurs noch nicht zum Gegensatz gegen ihre philosophische Grundanschauung zu führen. Allein für den Theologen und Christen tauchte hier die Frage nach der Einen Persönlichkeit auf, die an den religiösen Glauben einen schlechthin einzigartigen Anspruch auf Anerkennung stellte.

Es ist an diesem Punkt, daß Ritschls endgiltige Absage an die Tübinger Schule einsetzte. Was er in dieser Beziehung mit fortschreitender Entschiedenheit in den beiden Auflagen seiner „Entstehung der altkatholischen Kirche“ (1850 und 1857) und in der Abhandlung „Ueber geschichtliche Methode in der Erforschung des Urchristentums“ 1861 geschrieben hat, das läßt sich in leichten, aber deutlichen Spuren zurückverfolgen bis in seine Examenarbeit von 1844.

Jesus Christus! — Unwillkürlich erinnert man sich der Worte Augustins:

> Deinen Namen hatte mein Herz schon in zarter Kindheit mit der Muttermilch eingesogen und hielt ihn dort tief im Innern fest. Nichts, was gelehrt und glänzend und voll Wahrheit wollte, konnte mich völlig fesseln, wenn es ohne diesen Namen mir entgegentrat.

Augustin hat das auch**) mit Bezug auf die Philosophie der Neuplatoniker ausgesprochen, deren Verwandtschaft mit der Weltanschauung Hegels einleuchten wird. Jener hohe Name hat Ritschl aus den uferlosen Wassern der Spekulation auf festen Boden zurückgeführt, sodaß auch er in seiner Weise dem allgemeinen Zuge der Zeit nach empirischen Grundlagen des Erkennens folgen lernte. Aber er hatte den altbekannten für sich und für sein wissenschaftliches Leben in der Geschichte wiedergefunden. Er hat ihn nie aus diesem Rahmen zu lösen gesucht. Und so gilt beides zugleich: das Beste, was er von Hegel (Baur) gelernt und dauernd festgehalten hat, die Geschichte, hat ihn zugleich von Hegel (Baur) befreit.

3. Die Kirche Jesu Christi

Vom Ende der Studienzeit Ritschls bis zum Bruch mit Baur und seiner Schule war noch ein weiter Weg zurückzulegen. Zunächst trat Ritschl nun wirklich in das engere Forschungsgebiet der Tübinger ein. Vollends, seitdem er die schwäbische Hochschule selbst, „das gelobte Land,“ betreten hatte, sehen wir ihn in persönlichem und brieflichem Verkehr mit Baur und seinem Kreis; in Rezensionen und selbständigen Arbeiten teilt und verteidigt und fördert er ihre Anschauungen über die Ursprünge des Christentums, wie umgekehrt Baur selbst dem jungen Gelehrten brieflich und öffentlich seine höchste Anerkennung ausspricht. Aber das Verhältnis lockerte sich fast ebenso schnell, als es gefestigt wurde. Eine Rezension Ritschls, die, wie alle seine Anzeigen in Zarnckes Litterarischem Zentralblatt, anonym erschienen war, erregte Baurs Zorn, wiewohl der Gegensatz der beiderseitigen Anschauungen längst unter ihnen zu deutlichster Aussprache gelangt war. Ritschl antwortete auf seine heftigen Beschuldigungen mit sehr selbstbewußter Kürze. Der Bruch zwischen den beiden engverbundnen Gelehrten war damit besiegelt (1856). Man kann nicht anders, als diesen Ausgang tief beklagen. Unwillkürlich wird man dem Jüngern der beiden Beteiligten den größern Teil der Schuld an dem Zerwürfnis beimessen. Aber bei allem Hineinspielen persönlicher „Mißverständnisse“***) wird man doch anerkennen müssen, daß es im tiefsten Grunde sachliche Differenzen waren, die zu der gegenseitigen Entfremdung führten.

Die erste entscheidende Differenz zwischen den beiden Theologen führt uns zu Ritschls Werk über „Die Entstehung der altkatholischen Kirche,“ das seinen Ruf erstmals in weitere Kreise trug. Schon 1847 hat Ritschl die Beobachtung angestellt, daß das Verhältnis der ältesten Kirchenväter zum Paulinismus noch nirgends untersucht sei. Neben der schon hervorgehobnen tiefgreifendern Auffassung der Person Jesu ist es die klarere Einsicht in das Wesen oder die Grundanschauung des katholischen Christentums der Kirchenväter des zweiten bis dritten Jahrhunderts gewesen, die Ritschl zu einem Fortschritt der historischen Erkenntnis über Baur hinausführte. Diesen Fortschritt aber hat in deutlichster Weise der Weg bedingt, auf dem er überhaupt zu einem Anhänger Baurs geworden war. Ich habe zu zeigen gesucht, wie er von den dogmengeschichtlichen Werken zu den kritischen Untersuchungen desselben über das Urchristentum vorgeschritten ist. Der Gewinn, den er aus jenen ersten, ergänzt und vertieft durch eigne Quellenstudien, gezogen hatte, bot ihm bereits ein verhältnismäßig festes Bild der spätern Entwicklung der Kirche. Und die Fragestellung darum, mit der er an den Stoff des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters herantrat, war für ihn eine andre, als die, die im ganzen im Kreise der Tübinger üblich war. Diese hatten ihr Gesamtbild der Geschichte unter der, nicht einmal stets bewußten, Mitwirkung Hegelscher Kategorien entworfen. Man kennt ja den schönen Dreiklang: These, Antithese, Synthese — Satz, Gegensatz, Vermittlung beider. So lautete das ewige Gesetz des Fortschritts im Geistesleben wie im Weltall. In unaufhörlichen Variationen wiederholte sich diese einförmige Melodie. Die Theologen vernahmen sie in der Geschichte erstmals, als sich Judentum und Griechentum zur höhern Einheit des Christentums verbanden, oder aus den Gegensätzen von judenchristlicher und heidenchristlicher Frömmigkeit die katholische Kirche des zweiten Jahrhunderts als Vermittlung zwischen beiden entstand. Wie nun hier überhaupt das Ganze sich immer wie selbstverständlich aus dem Streit der beiden ersten ergab, so lag die Gefahr einer Hegelschen Geschichtsphilosophie durchweg nahe, die lebendigen Gebilde der Vergangenheit in blasse Abstraktionen aufzulösen oder durch formelle Begriffskonstruktionen zu ersetzen. Auf diesem Wege war die Persönlichkeit, dieser unauflösbare Rest in allen Analysen der historischen Forschung, aus der Geschichte verschwunden; auf demselben verloren auch die großen geschichtlichen Gestaltungen der Kirche ihre selbständige, in sich abgegrenzte Erscheinungsform.

Ritschl war nun weit entfernt, den großen Gewinn fahren zu lassen, der demnach in diesem „Konstruieren“ der Geschichte lag. Den weiten ursächlichen Zusammenhängen des geschichtlichen Werdens nachzugehen, ist ihm immer Freude und Pflicht geblieben. Aber gerade ebenso wie die großen Persönlichkeiten hoben sich ihm allmählich die greifbaren Ergebnisse der Entwicklung, wie sie in bestimmten Epochen sich konsolidirt hatten, als feste Punkte aus dem allgemeinen Strudel des Geschehens ab. Das Aufsuchen und die genaue Erforschung solcher im allgemeinen deutlich erkennbaren Anfangs- oder Schlußpunkte ist die Bedingung für das Verständnis dazwischenliegender dunkler Zeiträume. Ein solcher erster fester Punkt im Verlauf der Kirchen- und Dogmengeschichte war das Christentum der altkatholischen Väter. Als darum Ritschl die Tübinger Meisterfrage nach dem Ursprung und Ausgang der Verwicklungen des apostolischen Zeitalters zu lösen unternahm, begrenzte sich ihm diese Aufgabe durch den unzweifelhaften Ruhepunkt, den die Entwicklung in der Mitte des dritten Jahrhunderts erreichte. Er stellte sich nicht die gänzlich unbestimmte, ins Grenzenlose sich verlierende Frage nach der Entstehung des Christentums — die viel beschränktere vielmehr, aber darum auch ihrer Beantwortung viel gewissere, nach der Entstehung der altkatholischen Kirche. In dieser Beschränkung aber lag die stillschweigende Anerkennung, daß der Geschichtsforscher sich unter die überragende Größe seines Gegenstandes zu beugen, sich von jedem Meistern desselben durch Formeln und Schemata, die von außen an ihn herangetragen werden, fern zu halten hat. Denn freilich voraussetzungslos in jedem Sinne kann die historische Forschung niemals sein. Immer wird unter den Bedingungen für das Zustandekommen des geschichtlichen Bildes auch die Seele des Forschers, die Erfahrung und der geringe Besitz seines Lebens zählen. Er wird darum der Gefahr immer ausgesetzt sein, seine Gedanken, Wünsche, Hoffnungen in die Vergangenheit hineinzutragen und sie nach diesem Maßstabe je nachdem zu idealisiren oder herabzuziehen. Er wird aber dieser Gefahr um so besser

*) Deutsche Geschichte IV, 493.
**) Confessiones V, 14, 25 vgl. mit III, 4, 8.
***) C. Weizsäcker in der Theol. Litteraturzeitung 1892, S. 337.

entgehen, je mehr er bestrebt sein wird, sein Urteil über den Gang der Entwicklung an den am deutlichsten ausgeprägten Erscheinungen darin zu orientiren, statt mit immer willkürlicher Vorliebe sich an die flüssigen Elemente zu halten. Darum ist der Gang der ältesten Kirchengeschichte nicht aus den in mannigfachster Beziehung dunkeln Verwicklungen des apostolischen Zeitalters, sondern aus der in sich klaren abschließenden Gestaltung der altkatholischen Kirche zu entnehmen — einem geschichtlichen Gebilde, das für unser historisches Nachdenken wirklich ist, aber sich beharrlich dagegen sträubt, aus einer bloßen Schiebung, Trennung und Versöhnung von Begriffen in unserm Kopfe zu entstehen.

Ich glaube hiermit einen Grundgedanken der geschichtlichen Methode genannt zu haben, den Ritschl immer befolgt hat. Die Symbolik, die Darstellung der großen „Kirchen" der Christenheit, war eine seiner anziehendsten Vorlesungen. Sie war es darum, weil seine Darstellung hier mit besonders spürbarem Wohlgefallen auf den festen Ausprägungen des christlichen Denkens und Lebens in der Vergangenheit ruhte. Das waren einheitliche, in sich geschlossene Bilder, die sich den Zuhörern tief einprägten. Und sie verloren durch die Kritik, die der Darstellung überall auf dem Fuße folgte, nichts an ihrer Anziehungskraft. Denn diese Kritik bezog sich immer auf die ganze Erscheinung, war darum nur möglich, wenn man sich verständnisvoll in sie zu versenken suchte. Sie haftete nie an kleinlichen Einzelheiten oder Auswüchsen, ob diese gleich noch so sehr logisch richtige Konsequenzen zogen. Sie beurteilte den Katholizismus nie am Jesuitismus und dem Vatikanum, sondern lehrte ihn schätzen und beurteilen an den Größten, die ihm angehören, an Augustin, Gregor VII., Bernhard und Franz.

Es war die Kehrseite dieses liebenden Sichversenkens in die großen festen Gestalten der Kirche, daß es dem Fernerstehenden manchmal scheinen mochte, als würden die zahllosen Schlingpflanzen, die sich um diese dauerhaften Stämme wanden, kaum gleicher Beachtung gewürdigt. Wie viel Klage ist geführt worden über Ritschls Beurteilung der Sekten des Mittelalters, der Reformationszeit, wie viel vollends über seine Behandlung des Pietismus. Es soll hier nur darauf hingedeutet werden, daß all diese sicher in reichstem Maße anregenden Arbeiten Ritschls von der gleichen historischen Methode beherrscht sind. Aber niemandem auch kann der eminent konservative Sinn entgehen, in dem Ritschl hier überall die Geschichte betrachtete. Und dieser konservative Sinn war zweifellos ein Stück seines Glaubens. Seit Gottfried Arnold gehört wirklich wenig Mut dazu, zu Gunsten jeder beliebigen Sekte und sektenhaften Frömmigkeit Steine über Steine auf die großen Kirchen der Christenheit zu werfen. Aber für einen Historiker, der so kühn wie Ritschl an allen Elementen der kirchlichen Ueberlieferung seine Kritik übte, war es eine That des Glaubens, in diesen „Kirchen" dennoch die maßgebenden Gestaltungen des Christentums zu erkennen, auf *ihren* Lebenswegen den Wegen der Vorsehung in der Geschichte zu folgen. —

Aber allerdings dieses Interesse an den Kirchen, wie sie in einer Mehrzahl von Gestaltungen nach- und nebeneinander hervortreten, hatte noch einen andern tiefern Grund. Zwischen der ersten und zweiten Auflage der „Entstehung der altkatholischen Kirche" veröffentlichte Ritschl die kleine Schrift „Ueber das Verhältnis des Bekenntnisses zur Kirche. Ein Votum gegen die neulutherischen Doktrinen" (1854). Die Bedeutung der Frage: Was ist die Kirche? für Ritschls Entwicklung wurde bereits berührt. Ich komme hier darauf zurück. Die Frage, kann man sagen, lag in der Luft. Eine wahre Flut von Schriften über dieses Thema ergoß sich in den vierziger und fünfziger Jahren auf den Büchermarkt. Es war der Rückschlag gegen die unglaubliche Gleichgiltigkeit und, fast muß man sagen, Verachtung, die Aufklärung, Erweckungszeit und spekulative Philosophie „der Kirche" entgegengetragen hatten. Indem man sich endlich wieder auf die Mutter besann, die man fast im Altenstübchen beiseite geschoben hatte, war es begreiflich, daß man sich ihr Gesicht in recht deutlichen, behaltbaren Zügen einzuprägen suchte. Um Bekenntnis und Verfassung der Kirche stritten sich feindliche Brüder. Mit Bekenntnis und Verfassung hofften sie die

Entkirchlichten, die Aufgeklärten so gut wie die stillen Frommen, wieder in den Schoß der Mutter zu sammeln.

Ritschl hatte gelernt, sich unter die Personen und festen Gebilde der Geschichte zu beugen. Eine solche sicher umgrenzte Gestalt war auch die alte Orthodoxie gewesen, die Kirche, wie sie im siebzehnten Jahrhundert erschien. Mit teilnehmender, dankbar lernender Freude gab sich Ritschl den Forschungen Schneckenburgers über die lutherische und reformirte Dogmatik hin. Aber daß jene Orthodoxie, wie die neulutherischen Doktrinäre wollten, „die Kirche" sei für alle Zeit, daran hinderte freilich gar vieles. Ihr Bild stach doch zu grell ab von dem, was Luther gewesen war und erstrebt hatte. Und, von andern abgesehen, die Anerkennung des Satzes: Das Wesen der Kirche ist das Bekenntnis, nämlich das lutherische, hätte ein Anathema bedeutet über eine Reihe von Männern, gegen deren Zugehörigkeit zur christlichen Kirche kein Zweifel erhoben werden konnte. Die Sache der Union, für die ihn einst Nitzsch zu begeistern gesucht haben wird, findet in Ritschl einen beredten Anwalt. Denn die Einheit der Kirche, deren Wesen die Gemeinschaft des Glaubens und des heiligen Geistes ist, steht ihm lebendig vor Augen. Die bloß juristische Behandlung des Bekenntnisses aber zerreißt die Eine in eine Mehrzahl von Sonderkirchen und zieht damit den Geist des Partikularismus groß, über den Ritschls Schlußvotum lautet: „Wer seine Partikularkirche hat, der habe sie, als habe er sie nicht!"

Bei alledem ist diese Eine Kirche nicht jene bestimmungslose Größe, die jeder sich nach dem Maß seiner Frömmigkeit vorzustellen das Recht hat. Sie ist auch nicht die unsichtbare Gemeinschaft, in die alles sektirerische Wesen aus „den Kirchen" flüchtet. Sie ist unsichtbar nur für das Urteil der Welt, und der Glaube freut sich *dieser* Unsichtbarkeit, die sie für Rom und alle Jurisprudenz zu einer unfaßbaren Größe macht. Für die Anschauung des Glaubens aber ist sie sichtbar. Denn ihr Grund ist das Evangelium, eine in der Geschichte wahrnehmbare und dennoch ewige göttliche That. Hier erst, meine ich, vollendet sich Ritschls Gegensatz gegen Hegel. Denn das Evangelium ist die Person Jesu selbst, in der ganzen Fülle seiner Erscheinung als Offenbarung Gottes. Und an dies „Wunder" seines Lebens schließt sich hier das Werden und Leben der Gemeinschaft derer, die durch ihn in die Nähe Gottes geführt werden. Diese Kirche hebt sich als der tiefste Sinn oder innerste Kern oder geheime Faden der Geschichte von allem Uebrigen, was in ihr geschieht und berichtet wird, ab. Sie, und nicht das Geistesleben in irgend welcher Weite oder Enge der Auffassung, ist der Gegenstand, dem Ritschls Glaube, seine tiefste Teilnahme wie seine anhaltende Arbeit gewidmet ist. In dieser zugleich geschichtlichen und ewigen Würdigung der Kirche hat die Theologie in Schleiermachers Sinn ihr Daseinsrecht gefunden. Und zugleich ist dieser Wissenschaft der feste Boden und die Grenze ihres Erkennens zugewiesen. Ihr letzter Gegenstand ist schlechthin erhaben über Welt und Zeit: Gott, der Ewige. Aber alle Mittel, die sie, im Dienste der geschichtlichen Gemeinde, zu seiner Erkenntnis besitzt, sind ihr in der Geschichte gegeben. Und keine Krone wird je strahlender das Haupt des Menschensohnes schmücken, als diese, die der dankbar-demütige Glaube seiner Gemeinde im Leben der Jahrhunderte nach Gottes Willen ihm zu Füßen legt. Nicht von seiner metaphysisch-unfaßbaren, von seiner geschichtlich-wunderbaren Größe gehen alle seine Wirkungen aus, und diese werfen ihre Strahlen auf ihn zurück.

Jesus und seine Kirche sind *die* Geschichte, ihr wesentlicher Gehalt, ihr nächster Zweck. Wenn aber diese gläubige Betrachtung der Dinge Ritschl als christlichen Idealisten im besten Sinne kennzeichnet, so hat er nicht unterlassen, die Fäden bloßzulegen, die von hier aus zu „den Kirchen" hinführen, deren wir zuvor gedachten. Er nannte jene Anschauung von der Kirche ihren dogmatischen Begriff, in dem der Glaube alles an ihr als göttliche Wirkung erkennt, und unterschied davon streng den ethischen Begriff, in dem dieselbe Kirche als Aufgabe für die Thätigkeit ihrer Glieder erscheint. Und hier nun fand der „kirchliche Instinkt" der Orthodoxie seine gerechte Würdigung.

Ritschl hat sich in steigendem Maße als Lutheraner gefühlt. Man kann kühnlich sagen: es hat in unserm Jahrhun-

dert keinen Theologen gegeben, der den Reformator höher geschätzt und tiefer gewürdigt hätte als er. Er hat Luther in gewissem Sinne von aller vorausgehenden Kirchengeschichte isolirt. Eine Menge Brücken, die namentlich Vermittlungstheologen zwischen der Frömmigkeit des Mittelalters und dem Glauben Luthers geschlagen hatten, hat er abgebrochen. Auch das Band, das Luthern mit seinen humanistischen Helfern und selbst mit seinen Mitreformatoren verknüpfte, hat Ritschl gelockert, zum Teil gelöst. Aber während er ihm so immer mehr als einsamer Riese in der Geschichte der Kirche erschien, zeigte das, was Ritschl an seinem Lebenswerk am höchsten pries, ihn als das schlichte Kind des Glaubens, das aus der Kirche seines Herrn hervorwuchs und fest mit ihr verbunden blieb. Zwei Katechismussätze Luthers pflegte Ritschl unermüdlich einzuschärfen: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit." Aber dieser Satz galt ihm nichts ohne den andern: „in welcher Christenheit Gott mir und allen Gläubigen täglich alle Sünden reichlich vergiebt." Verfolgte er die Spuren jenes ersten bis in den römischen Meßkanon hinein, wo man ihn am wenigsten erwartet, so suchte er diesen mit Vorliebe in den Schriften der größten katholischen Theologen von Augustin bis auf Thomas Aquino auf.

In dieser Betrachtungsweise der Reformation Luthers war ihr Ausgang in die lutherische Partikularkirche nicht vorgesehen. Allein, von allen besondern geschichtlichen Bedingungen abgesehen, wo Menschen die Kirche Gottes bauen, da wird es immer zugleich menschlich hergehen. Wo die Kirche als Aufgabe der Thätigkeit ihrer Glieder erscheint, da wird sie sich besondern Ausdruck ihres Glaubens, ihr Bekenntnis, besondre Gestaltungen ihrer Liebesthätigkeit, besondre Formen ihrer Verfassung bilden müssen. Das alles darf in seiner besondern Ausprägung nie mit dem Wesen der Kirche verwechselt werden. Es bleibt immer verbesserungsfähig, muß sich immer der Kritik an dem jeweils erreichten Verständnis des Evangeliums unterwerfen. Aber dennoch wächst jede Generation aus der von der vorigen erreichten Einsicht hervor. Jene Aeußerungen des Glaubens, der Liebe, der Gemeinschaft haben also als „sittlich-religiöse That, als fortdauerndes Erzeugnis des lebendigen Glaubens der Kirche ihren Wert." Das ist der „kirchliche Instinkt" der Orthodoxie, den Ritschls konservativer Sinn so gut wie sein zuversichtlicher Glaube an die göttliche Leitung der Kirche willig anerkannte. Aber die Fäden der Vergangenheit dankbar und geduldig weiterspinnen, heißt nicht, bei einem bösen Knotenpunkt für immer stehen bleiben.*)

Es war nicht die Absicht dieser Skizze, Ritschls Theologie darzustellen. Nur wie er thatsächlich von allen Richtungen evangelischer Theologie, die in der Mitte des Jahrhunderts maßgebend waren, gelernt und an sie angeknüpft hat, sollte gezeigt werden. Daß aber dieser Schüler Nitzschs, Hengstenbergs und Hegels es zu einem so reichen Erfolge seiner Lebensarbeit in der evangelischen Kirche gebracht hat, das hängt auch damit zusammen, daß er mit einer Tradition gebrochen hat, die trotz ihrem bestrickenden Schein nur Schaden über die Theologie gebracht hat. Denn seit Schleiermacher das Vorwort zur zweiten Ausgabe seiner Glaubenslehre geschrieben hatte, gehörte es fast zum guten Ton der Theologen, jede Absicht, andern ihre Ueberzeugungen aufzudrängen, weit, weit von sich zu weisen. „Schule machen" war und ist ein böses Wort in weiten Kreisen. Die Folge davon war eine endlose Zersplitterung in der dogmatischen Arbeit. Ritschl aber war kühn genug, in den ersten Entwurf zu seiner Vorlesung über Dogmatik den Satz aufzunehmen: „Wir bedürfen Schule um der Kirche willen."**) Die entschlossene Ausführung dieses Vorsatzes hat ihm den Dank vieler, den fast unbegreiflichen Zorn andrer eingetragen. S E

*) Vergl. „Ueber das Verhältnis des Bekenntnisses zur Kirche", S. 24: „Die Union hat allerdings die Aufgabe, eine vollständige Bekenntnisformel anzustreben, aber weil sie sich an den Fundamentalartikel gebunden weiß, so folgt sie vorläufig dem Konsensus beider Konfessionen."

**) Ritschls Leben I, S. 230, vgl. 301.

Christentum und Deutschreligion

4. Vom Christentum zum Deutschtum

Denn wenn auch das Christentum uns Deutschen nichts mehr leistet und seine Zeit vorüber ist, so muß Religion doch bleiben — sagt Friedrich Lange; nicht Kirchen- oder Gemeinschaftsreligion aber, sondern Persönlichkeitsreligion. Es mag zu Zeiten gut und notwendig sein, daß die Religion kulturell auf Menschen und Staaten nur einwirken kann, wenn sie in der Form kirchlicher Gemeinschaft Macht gewinnt. Aber bei der Zersetzung des Christentums heutzutage ist nur eine völlige Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft zu erstreben. Jede Form von Bekenntnisgemeinschaft, möge sie sich Kirche oder Sekte nennen, bringt die Gefahr mit sich, daß sie aufs neue das religiöse Empfinden beengen werde.

Sollte schließlich doch die Zeit zur Bildung einer größern Gemeinschaft wieder einmal reif werden, so möge man die frühern Erfahrungen nutzen, so möge man keinerlei Bekenntnis, keinerlei Dogma zum Stempel des Bundes gebrauchen, sondern sich an dem lebendigen persönlichen Drang gemeinsamer Erbauung genügen lassen und lediglich die Persönlichkeit Christi in ihrem religiösen und sittlichen Gefühl als Muster vorleuchten lassen.

Lebendigkeit, Innerlichkeit des religiösen Empfindens ist, was dem heutigen protestantischen Geschlechte fehlt; sie sind auf keine Weise wiederzugewinnen, wenn nicht alles, was wir Religion nennen, dahin zurückkehrt, wo es zu allererst entstanden ist: in die freie Persönlichkeit. Das persönliche Empfinden ist der Schmelzofen, in den man schlecht und brüchig gewordnes Metall schüttet, damit es aufs neue in Fluß und in bessere brauchbare Form komme.

Das sind gute Worte, und sie seien der offiziellen Kirche zur Beachtung lebhaft empfohlen. Freilich wissen wir nun, daß jedes religiöse Leben notwendig zur Gemeinschaft führt, daß jede Religion sofort Bekenner wirbt, weil sie mit elementarer Gewalt zum gemeinsamen Ausdrucke, zur Bethätigung im Gottesdienst drängt. Das weiß aber auch Lange recht gut. Daher ihm diese gänzlich ungebundne Persönlichkeitsreligion auch nur als ein Zwischenzustand und ein Uebergang zur kommenden Deutschreligion (allerdings auch wieder einer „Gemeinschaftsreligion") erscheint, wie schon aus seinen eben angeführten Worten hervorgeht.

Denn „abschaffen" will er das Christentum nicht. Ein eingewachsener Organismus könne überhaupt nicht abgeschafft werden, sondern höchstens absterben, d. h. in neue Lebensformen übergehen, sodaß seiner Zeit das Christentum etwa so noch im deutschen Volke fortleben werde, wie jetzt der alte germanische Götterglaube in dem kindlichen Schatze unsers Volksgedächtnisses, dem Aberglauben und den Märchen und Sagen.

Ein langer Prozeß des Absterbens steht da noch bevor, und wem unsers Volkes Gesundheit am Herzen liegt, wird gar nicht wünschen, daß dieser Prozeß sich rasch oder gar gewaltsam vollziehe. . . . Glockenklang und Orgelrauschen — welches deutsche Herz wird sich nicht ärmer fühlen, wenn diese Stimmen nicht mehr friedevoll hineintönen in die Wirren und Sorgen des Jahres und die Stunden der stillen Beschaulichkeit! . . . Wer auch möchte sie in unsern kleinen Städten und auf den Dörfern missen — die feierlichen und oft so kerndeutschen Gestalten unsrer Pfarrer, die alle höchste Weihe, aber auch alles Behagen und allen Frieden ihrer Umgebung in sich vereinigen und wieder auszustrahlen verstehen aus ihrem epheuumsponnenen Heim in die Unruhe dieser Welt! . . . Wer möchte es verantworten, aus unserm ländlichen Leben, wo der Pastor oft der einzige Träger höhern Gedankenganges und die Kirche die einzige Erbauungsstätte ist, beide einfach auszumerzen und die Bauern der Verzweiflung des geistigen Todes zu überlassen? . . . Auch in ferner Zukunft noch würden die Geistlichen als wissenschaftlich vorbereitete Pfleger und Hüter unsrer Volksideale und als vornehmste Zeugen unsrer Volkssitte ihren Platz behaupten.

Siehe, da geht es dem Dr. Lange wie weiland dem Dr. Faust in der Osternacht beim Klang der Osterglocken und Osterlieder: in der Erinnerung an alles das, was ihm selbst einst dieses undeutsche Christentum gewesen ist, geht ihm das Herz auf, und diese soeben noch arg verpönte Religion nimmt ihn aufs neue mit gewaltigen Armen unentrinnbar gefangen, die Erde hat ihn wieder, d. h. das Christentum erweist sich als lebendige Kraft an dem, der es eben totgesagt und geleugnet hat. Freilich so ziemt es den hohen Geistern, auch ihm fehlt der Glaube, ihm persönlich, und nur „dem Volke" will er, all den aufgeklärten Herren Philosophen gleich, die Religion erhalten wissen. Und so tritt denn auch bei diesem warmfühlenden Herzen, bei diesem wirklich feinsinnigen Kenner der deutschen Volksseele

jener geistige Hochmut zu Tage, der für sich selbst nicht nötig zu haben glaubt, was er den untern Schichten doch nicht vorenthalten mag an Zucht und Sitte, an Gottvertrauen und innerm Frieden. Und aus eben diesem wissensstolzen Persönlichkeitshochmute heraus wird dann weiter geschildert, wie es fortgehen soll bis zur rechten Deutschreligion:

Es wächst ein Theologengeschlecht heran, in welchem Schaffens- und Wahrhaftigkeitsdrang gleich stark zu sein scheinen. Nun, so kann man sich denken, daß eines Tages, wenn der Geist sie treibt, diese jungen Pfarrer von deutschen Idealen als den Leitsternen unsrer Sittlichkeit predigen könnten, in denen allein von jeher Gott sich für uns offenbarte. Sie könnten eines Tages erkennen und bezeugen, daß diese Offenbarung ihnen sicherer erscheine, als die durch das Christentum.

5. Die Deutschreligion

Das wäre also die Deutschreligion, die von uns Pastoren bald zu predigen wäre: die Offenbarung Gottes in den deutschen Idealen. Und meint Friedrich Lange wirklich nicht, daß eben diese Ideale ihren eigentlichen Inhalt und ihre schönste Fassung vom Christentum erhalten haben? Nein, sagt er, sie sind das Erbteil unsrer arischen Väter, das Christentum ist nicht arisch. Und nun, näher ausgeführt, wie soll denn dieses Gesetz des reinen Deutschtums gepredigt werden? Lange sagt, daß diese Gesetze ungeschrieben, aber desto unverbrüchlicher in jedes Deutschen Empfinden und Gewissen zu finden seien. Wer aber dennoch die zehn Gebote und die Glaubensartikel des reinen Deutschtums formulirt haben wolle, dem sei dieses Bekenntnis gesagt:

Um der Wahrhaftigkeit willen finde jeder seine Seligkeit nach eignem Glauben, doch müssen wir sittlich leben und streben allesamt nach dem Erbe der Väter.

Das ist die neue Deutschreligion. Etwas unbestimmt, wie Lange selbst zugiebt, auch etwas dürftig, aber die großen absoluten Forderungen hätten uns bisher auch nicht weiter gebracht. Und die unserm Vätererbe gemäße Sittlichkeit? Sie ist ganz klar: Denn was wir Gewissen nennen, ist weiter nichts als die ungeschriebne, aber trotzdem leserliche Gesetzestafel dessen, was unsern Vätern sittlich gut und sittlich schlecht erschien, wonach sie lebten und strebten.“ Also nicht doch etwa jene Sittlichkeit, die unsre Väter aus den verachteten zehn Geboten, aus der verpönten Bibel lernten? Beileibe nicht! Ich kann in aller Vergangenheit des Christentums nur sehen, daß jeder ehrliche Erkenntniseifer an dem Labyrinth der Bibel rein zum Simpel oder zum Narren geworden ist, und daß jede böse Absicht gleichfalls in der Bibel ihre Waffen gefunden hat. Wir werden das Letztere mit zugeben; aber glaubt Friedrich Lange wirklich den unermeßlichen Einfluß leugnen zu können, den die Lehre der heiligen Schrift auf die Fassung des von ihm als höchsten Souverän gepriesenen Volksgewissens gewonnen hat? Es wäre doch bodenlose Einseitigkeit, wirklich alles Gute in der deutschen Volksseele auf das Vätererbe, d. h. doch auf die Empfindungswelt der alten Germanen zurückführen zu wollen. Und er muß doch selbst zugestehen, daß „mancher Kernspruch der Bibel nach wie vor der kräftigste und anschaulichste Ausdruck religiöser Seelenerfahrung“ und die ganze Lutherbibel immer „das Buch deutscher Sprach-, Gemüts- und Kraftoffenbarung“ bleiben wird. Nun, wer verlangt denn etwas andres als daß alles, was eben in diesen Kernsprüchen enthalten ist, Inhalt und Norm des religiös-sittlichen Lebens sein soll! Wer das aber, wie Lange es doch thut, anerkennt, könnte am Ende auch ruhig mit Goethe zugeben, daß über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums der menschliche Geist, also auch der deutsche, nicht hinauskommen wird. Bei Würdigung der Kirchenlieder schlägt unserm Reformator sein Deutschbewußtsein wieder ein Schnippchen. Er findet die altvertrauten Gesänge schön, kernig, so schlicht und inbrünstig wie keine und kann sich weder ihrem poetischen Zauber, noch ihrer religiösen Kraft entziehen. Was sagt er daher:

Von unsern Gesangbuchliedern zeugt manch eines kräftiger von deutschem, als christlichem Empfinden.

Bitte, welche denn, Herr Lange? Aber darüber schweigt er. Und welche Rolle fällt unserm Herrn Christus zu in der neuen Deutschreligion?

So könnte Jesus von Nazareth für unsern Religionsunterricht (natürlich für die Kinder und die Einfältigen!) auch fernerhin im höchsten Sinne der Erlöser bleiben. — In aller absehbaren Zukunft wird dem Kindergemüte (!!) kein helleres Beispiel von Kraft, Frieden und Erlösung, gotterfüllten Lehrens und Wandelns aufgerichtet werden, als Jesus von Nazareth; keiner wird sein, der sich mit ihm an Stärke und Lieblichkeit des Ewigen in der Menschenbrust vergleichen ließe. Keiner hat für unser deutsches (!) Gewissen, wie er das Böse durch Erkenntnis und Leben überwunden, keiner war bei eigner sittlicher Größe milder gegen die schwachen Kämpfer, keiner kann wie er die Wogen der Leidenschaft glätten, keiner hat unschuldiger für sein Ideal gelitten, und keiner also kann den Frieden seines Glaubenstrostes so stark wie er in unsre Seelen leiten, da er um seiner Menschenliebe willen den qualvollsten Tod erlitt und denen, die nach ihm für Ideale starben, den Triumphgesang gab: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Wir meinen, solche schönen Worte seien auch für Erwachsene recht brauchbar zu hören, und meinen auch, daß dieses Ueberwundensein von der Persönlichkeit Jesu nicht gar so weit von dem entfernt sei, was wir Glauben zu nennen gewohnt sind. Trotzdem behauptet Lange, daß es trotz mehr als tausendjähriger Arbeit zuletzt doch nicht völlig erreicht worden sei, den Inhalt der Jesusideale dem deutschen Gewissen einzuimpfen; es sollte aber nunmehr in der neuen Deutschreligion versucht werden und würde sicherlich gelingen, „an Jesu Beispiel vor allem zu zeigen, wie ein gotterfüllter Mensch den Schatz seiner eignen, von seinem Volke ihm vererbten Ideale erwerben, vermehren und zuletzt selbst mit dem Tode verteidigen soll.“ Ich dächte, das wäre nichts als doktrinäre Verwässerung dessen, was Lange selbst oben als die kraftspendende Größe Jesu genannt und geschildert hat. Und wenn er nun weiterhin fordert, daß künftighin „an ausgewählten Lebensläufen den Kindern gezeigt werden müsse, wie hie und da vorbildliche Männer und Frauen ihre angeborne deutsche Sittlichkeit darlebten und selbst unter dem erdrückenden Einflusse des Christentums annahmen, was ihrer deutschen Natur gemäß war, und ablehnten, was ihr widerstand,“ so werden wir dem nichts andres entgegenzuhalten haben, als was wir schon wiederholt sagen mußten: es ist das wieder die beliebte Ueberschätzung eines doch sehr vagen und unbestimmten Deutschtums und die völlige Verkennung des eigentlichen Christlichen, was auch hier Lange zu dieser Verdrehung des geschichtlich Wahren verleitet; sonst haben wir nie etwas dagegen, daß an auserwählten Lebensläufen die rechte deutsche Christlichkeit gezeigt werde — im Gegenteil, wir wünschen und treiben das auch.

Wie steht es nun schließlich mit dem im letzten Sinne Religiösen, dem Verhältnis der gläubigen Seele zu Gott? Hier bleibt uns Lange eine klare Antwort völlig schuldig. Natürlich darf er um alles nicht zugeben, daß wir in Jesu Christo Gott als die väterliche Macht über uns und auch über unser deutsches Volk erkennen, das wäre undeutsches Christentum. Und so beschränkt er sich auf einige geheimnisvolle Andeutungen, die außer ihm schwerlich jemand verstehen wird, und die noch weniger ein andres als das spezifisch deutsche Gemüt des Herrn Lange mit Kraft und Trost erfüllen können. Daß er trockne Begriffsentwicklung oder gar einen glatten Gedächtniskram verwirft, billigen wir. Aber nun weiter:

Der Lehrer begnüge sich auch hier damit, daß die Kinder aus den Lebensgängen vorbildlicher Deutschen erfahren, wie diese Gott fanden und ihr Herz in ihm beruhigten. Dann wird schon von selbst den jungen Seelen die Erkenntnis dämmern, daß Gott jedem Menschen ein andrer ist, daß er auch nicht sich selber darbringt, sondern dem Himmel abgezwungen werden muß im Ueberschwange einer Glücksempfindung oder, was öfter begegnet, in ratloser Verzweiflung der Herzen, die sich selbst zermartern. . . . Darum lieber Gott noch nicht erkennen, als ihn heuchlerisch bekennen — das muß oft wiederholte Mahnung werden.

Dieser Rede Sinn ist freilich etwas dunkel, und man erfährt dadurch über Gott selbst doch gar zu wenig. Auch meine ich, daß gerade die vorbildlichen Deutschen, die ihren Gott fanden und ihr Herz in ihm wirklich beruhigt haben, das auf dem Wege gethan haben, den Lange gerade verwirft, dem der Bibel und der Person Jesu. Und der Gott, den man auf solche Weise erkennt, dürfte bei all der mannigfachen Art seines Offenbarens denn doch nicht jedem ein andrer sein, auch nicht einer, den man nur die Kinder vorsichtig ahnen lassen soll, sondern ein sehr gewisser, in seinem Wesen uns völlig erschlossener Gott, eben der, den auch der deutsche

Luther seinem Volke verkündigte und in dem alle diese vorbildlichen Deutschen für sich Kraft und Ruhe fanden, gewiß mehr, als das bei dieser neuen Gottespredigt der Fall sein würde. Ich glaube nicht, daß das heranwachsende junge Theologengeschlecht dem Volke, das nach Gott schreit, jemals diesen unbekannten Gott predigen wird.

6. Schluß

Dies etwa ist Friedrich Langes reines Deutschtum. Er fürchtet wegen Halbheit verklagt zu werden, da er nicht den Schnitt gegen das Christentum mache, auch die Kirchen stehen lassen und sogar die Priester in die neue Zeit herübernehmen wolle. Aber er findet das so richtig als für die Kulturentwicklung erforderlich und meint:

> Vom reinen Deutschtum aus betrachtet, wird manche Einrichtung und manches Gebot des Christentums sich leicht in unser neues Bewußtsein einschmelzen, und um so leichter wird das von statten gehen, da Luther diese Arbeit eben begonnen hat.

Nun, auch wir sehn uns noch nicht am Ende der Entwicklung, auch wir wissen, daß fortzusetzen und weiterzuführen, oft auch wieder aufzudecken ist, was Luther begann. Nur ists unsre Ueberzeugung, daß diese Fortentwicklung in dem Rahmen des Christentums vor sich gehen werde und daß gerade das evangelische Christentum der volle Ausdruck dessen sein und bleiben wird, was wir für die Seele des deutschen Volks wünschen müssen. Wir verstehn Friedrich Lange insofern, als wir auch noch nicht abgeschlossen haben wollen, wie er, und auch nach der rechten Weise ringen, in der in neuer Zeit der Glaube unserm Volke gepredigt werden soll, neuen Zuständen, neuen Forderungen gegenüber; wir verstehen und rühmen auch seine „Halbheit" als weise Besonnenheit; wir meinen aber, daß das, was seines reinen Deutschtums eigentlicher Kern ist, eben unser evangelisches Christentum ist, und daß das, was an seinem Zukunftstraum, wie er oben aufgezeigt wurde, schwach und vergänglich ist, seine eigne Zuthat darstellt. Die Geschichte wird ja richten, ob er Recht hat oder wir, ob diesem oft nur zu gekünstelten Deutschtum der Sieg verbleiben wird oder unserm schlichten Evangelium. Und zuweilen will es uns dünken, als trennte ihn gar nicht soviel von uns; wenn er nicht die große Judenangst hätte, würde er gern zugeben, daß das Christentum am Ende doch nicht solche fremde Macht für unser Volk ist, und daß es recht gut seine segensreiche Wirkung auch ferner unter uns üben könnte.

Es ließe sich das reine Deutschtum Langes noch weiter verfolgen in den einzelnen wichtigen Zeitaufgaben, die er schildert. Es würde daraus hervorgehen, daß er auch hierbei, zumal in der Behandlung der sozialen und der Frauenfrage, auch in der des ewigen Friedens, das Christentum gänzlich ungerecht, weil von der Einseitigkeit seines selbstgemachten „deutschen" Standpunktes aus beurteilt. Doch würde uns das hier zu weit führen, etwas wesentlich Neues würde zudem nicht zu sagen sein. Aber das sei gesagt, daß auch in diesen Kapiteln vieles enthalten ist, was unsern vollen Beifall findet; vieles auch davon ist gegen die christliche Kirche gesagt, wir nehmens als berechtigte Kritik hin und unterschreiben manches. Nur wenn er das Christentum in seinem Wesen darstellen und kritisiren will, greift er fehl, weil er seiner ganzen vorgefaßten Grundanschauung nach erweisen muß, daß das Deutsche allewege besser ist als das Christliche; woraus denn naturgemäß eine schier unglaubliche Idealisirung deutscher Art und eine ebenso unglaubliche Verkennung christlichen Wesens folgen muß. Abgesehen aber von diesem Grundgebrechen, das wir dem deutschbegeisterten Manne, der bei diesen Fragen mit staunenswerter Gewandtheit doch eben sein Steckenpferd reitet, nicht sonderlich verargen wollen, werden wir herzlich gern zugestehen, daß vieles in diesen Abhandlungen und zumal das über die soziale Frage Gesagte gerade in den Gedankenkreisen sich bewegt, die die Christliche Welt vertritt, nur daß diese, außerhalb der eigentlichen Tagesfragen stehend, von der höhern Warte des evangelischen Christentums aus die Welt betrachtet, die Lange mitten im Stürmen und Drängen der täglichen Kämpfe durch die Redaktionsbrille seiner doch eben im Grunde antisemitischen Zeitung anschaut.

Friedrich Lange möchte ein Erzieher seines Volkes sein. Er hat in vieler Beziehung das Zeug dazu, und das Lob, das ich ihm im Eingang dieser Zeilen gespendet habe, ist gewiß berechtigt. Zumal im Tagesstreit sind so lautere und tapfere Naturen, so feste Charaktere selten. Auch wollte ich wohl, daß sein Buch in die tausend Hände aller derer käme, die einst das doch im Grunde ungesunde Rembrandtbuch lasen und schätzten. Zweifellos ist Lange ein besserer Erzieher unsers Volkes als der Rembrandtdeutsche. Aber auch er bietet zu vielerlei, sein Buch ist kein einheitliches Ganzes. Und all seine Thatkraft, all seine Gemütswärme, all seine lodernde Vaterlandsliebe in Ehren: als religiösen Reformator mag ich ihn nicht sonderlich hoch stellen, seine Angriffe auf das Christentum bieten nichts Neues, und was er an seine Stelle setzen will, ist dürftig oder gekünstelt. So glaube ich, würde er seinem edeln Zweck, die Wiedergeburt unsers Volkes herbeizuführen, wahrlich besser dienen, wenn er unter den alten Quellen sittlicher Kraft, die er wieder fließen machen will, vor allem des Evangeliums gedächte, wie es durch unsre Väter und zumal durch Luthers Werk als deutsches Evangelium sich gestaltet hat. Ein neuer Luther wird er nicht werden, wie die andern alle nicht geworden sind, aber an der Seite des alten Luthers und in seinem Sinne sollte er kämpfen, damit würde er seinem Volke am ehesten gute Dienste leisten. R B

Allerlei Laienchristentum

Unter dieser Ueberschrift möchte ich hier eine Reihe von Schriften besprechen, die das gemein haben, daß sie die Gedanken von Laien über Religion, Christentum, Kirche wiedergeben, so verschieden sie auch nach ihrem Werte und nach ihrer Stellung zu den behandelten Gegenständen sind. Es kommt mir aber nicht in den Sinn, diese Schriften zu kritisiren oder das, was in ihnen verkehrt ist, zu bekämpfen. Das Interesse an solchen Schriften ist dadurch bedingt, daß wir in ihnen die Stimmung wiedergespiegelt sehen, in der heute unsre Gemeinden leben. Ihr Wesen zu erkennen, ist die Voraussetzung jeder Apologetik, die nicht in die Luft streichen will; es könnte für die praktische Wirksamkeit des Pfarrers in Predigt und Seelsorge nur von Segen sein, wenn er nicht nur das historische Christentum und das Christentum der Bekenntnisse, sondern auch den modernen Gemeinglauben etwas näher studirte und die Verkündigung des Evangeliums nicht an den Fragen, die einst die jungen heidenchristlichen Gemeinden des Paulus oder die Zeitgenossen Luthers bewegten, orientirte, sondern an den Fragen, die durch die moderne naturwissenschaftliche, historisch-kritische, politische, wirtschaftliche Entwicklung unsern heutigen Gemeinden aufgedrängt sind.

Ich beginne mit einem Büchlein von Eugen Heinrich Schmitt, das auf seinem roten, goldverzierten Deckel das Brustbild Christi als eines Helden und dahinter eine aufgehende Sonne zeigt und den Titel trägt: die Gottheit Christi im Geiste des modernen Menschen. Ein Sendbrief an Gläubige und Ungläubige. (Leipzig, Janssen, 1892.) Ein Büchlein, modern auch in der aphoristischen Form seiner Darstellung, die freilich durch ihre Verleitung zu Gedankensprüngen dem Verfasser selbst die Unklarheit seiner Urteile verdeckt haben mag, stellenweise aber auch wirklich überraschend schöne Sprüche und Sätze hervorbringt, an denen man sich freuen kann, auch ohne den Standpunkt des Verfassers zu teilen: Zum Beispiel:

> Er hat in unsrer Nähe geweilt, der die Fülle der Himmel in der Seele trug. . . . Christus hat den Herrn dieser Welt wahrlich nicht deshalb gestürzt, um seine Krone sich aufs Haupt zu setzen. . . . In der Liebe herrschest du nicht äußerlich, doch bist du dem Geliebten in die Seele eingeprägt und das Leben seines Lebens und das Licht, das ihn emporzieht, und bist sein Himmelreich und bist seine Freiheit. Und bist unendlich mächtiger, als wenn du ihn äußerlich beherrschest. So schaue die Herrlichkeit und die Allmacht der Gottheit. . . . Das innere Leben und Schauen und Erwachen und Werden des Geistes ist das Himmelreich selbst in seiner lebendigen Gegenwart. . . . Nur der vermag die Unendlichkeit zu fassen, der in ihr webt als in seiner Heimat. . . . In dir sucht das Göttliche sich selbst, wenn sich in dir dein Gewissen regt, wenn in den Tiefen deiner Seele die Stimme edlerer Menschlichkeit erwacht. . . . Ihr spottet über die Bilder des alten Glaubens. Das, an was ihr glaubt, sind auch nur Phantome, aber wüste und

trostlose. . . . Das Göttliche ist unbedürftig und bedarf keines äußern Dienstes, aber das, dessen es ewig bedarf, seine Seligkeit, ist, allen zu dienen und so in allen beseligend sich zu verwirklichen. . . .

Um den Standpunkt des Verfassers anzudeuten, genügen wenige Züge: an Stelle Gottes redet er vom Göttlichen, dies Göttliche ist die Idee, die in Christus Fleisch geworden, ihr Inhalt die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur; die Sünde ist Umdunklung, die die Unseligen befängt, deshalb bedarf es keiner Rechtfertigung; alle Dogmen der Kirche und alle Worte der Schrift sind Bilder und werden in der kühnsten Weise umgedeutet; die „mythische Geschichte Christi" ist eine große Prophezeiung der Schicksale der christlichen Welt u. s. w. Es ist alexandrinische Religionsphilosophie in neuer Form, was uns der Gerichtsschreiber aus Zombor in Ungarn — denn das ist der Verfasser — vorträgt.

Viel nüchterner, viel mehr eigne Erfahrung als spekulatives Bedürfnis wiedergebend, viel frömmer ist ein andres, ganz anspruchsloses Heftchen: Religiöse Gedanken, verfaßt von einem deutschen Arzte, herausgegeben von Th. Merz, Pfarrer. (Glarus, Vogel.) Auch dies sind Aphorismen, aber die Form ist schlicht, ungesucht, edel, ohne geistreichen Talmiglanz. Nur einige wenige Lesefrüchte will ich daraus mitteilen.

In deinem Herzen wohnt eine tiefe Sehnsucht nach Glück. Du möchtest Ruhe haben und Frieden. Versuchs mal auf folgende Weise: Ueberlaß dich rückhaltslos deinem Gewissen. Nicht von deiner Laune, nicht von der Menschen Meinung laß dich beherrschen; nein, laß dein Gewissen einmal frei. . . . Magst du dich eines frohen Augenblicks freuen, wenn alles vergänglich ist? Schau doch! alles wankt und weicht, aber dein Vater im Himmel, der weicht nicht, der schaut dir so ruhig, so zukunftssicher, so ewigkeitsfroh in dein Herz, — und nun ist dir so wohl zu Mut, nun mögen die Sterne zersplitternd ihren Standpunkt ändern, nun mag der Erde Grund durch Erdbeben sich aufwühlen, mag, was nur möglich ist, sich ereignen, der Herr über alles ist ja dein Gott. . . .

Es ist natürliche Religion voll wohlthuender Wärme, die wir in diesem Büchlein erkennen. Ohne Religion kann der Mensch nicht sein, wenigstens nicht glücklich sein; ihr Inhalt ist „das Gefühl, daß das Leben einen höhern Zweck hat, daß wir einen mächtigen Hinterhalt haben und nicht auf den gebrechlichen Stützen des Zufalls beruhen, — ferner ein festes Vertrauen auf die Ordnung aller Dinge, der man sich ruhig unter allen Umständen unterwirft"; ihre Begründung eben ihre Unentbehrlichkeit und die Stimme des Gewissens. Christus wird in dem Schriftchen nicht genannt, auch der Gedanke an die Sünde fehlt.

An der Schrift: Gedanken über den Zweck unsers Erdenlebens von Wilhelm Freiherr von Lüttwitz aus dem Hause Gorkau, zweite (!) Auflage (Dresden, Damm) möchte ich aus Scheu vor dem hohen Alter des Verfassers am liebsten vorübergehen. Sie enthält alles Mögliche und noch einiges mehr und hat nur nach zwei Seiten Anspruch auf unsre Beachtung: erstens als ein Zeugnis für die bodenlose religiöse Unbildung und Unklarheit, die in den Köpfen vieler unsrer Laien herrscht, zweitens wegen des darin ausgesprochnen Grundsatzes, daß alles in der Welt besser sein würde, wenn man Jesum nicht als Sohn Gottes, sondern nur als Mensch betrachten würde!! Man sieht, Herr von Egidy ist keine vereinzelte Erscheinung.

Auch an der kleinen Schrift: Orthodoxie und Freidenkertum, Briefwechsel zwischen einer Freidenkerin und ihrem orthodoxen Pastor (Leipzig, Wallmann) möchte ich am liebsten vorübergehen. Es tritt uns darin eine Freidenkerin entgegen, die mit allen kirchlichen Dogmen gebrochen hat, dennoch ohne Religion nicht leben kann und Religion zu haben vermeint, die Kirche nicht verachtet, nach tieferer religiöser Erkenntnis sucht und sich dabei der Langschen Dogmatik bedient. Also wahrlich keine von den Schlimmsten. Aber was für eine Apologetik stellt ihr der orthodoxe Pastor gegenüber! Statt die Kluft zu überbrücken, vertieft er sie. Er sieht in seinem Glauben den denkbar schroffsten Gegensatz zu dem ihren, zieht aus ihrem Standpunkte die Konsequenz des Atheismus; ihren allerdings ganz farblosen Unsterblichkeitsglauben bringt er in Eins mit dem krassesten Materialismus eines Feuerbach, Büchner u. s. w. und sucht die vornehme und gebildete Frau

mit den Grundsätzen des Kommunismus als Früchten ihrer Weltanschauung zu schrecken! Aber er thut nichts, ihre Zweifel zu besiegen; sie sind ihm einfach unberechtigt, — waren doch „die tiefsten Naturforscher und Denker aller Zeiten weit entfernt, Ungläubige, Gottesleugner, Zweifler an der Unsterblichkeit zu sein!" Nur an einer ganz kurzen Stelle seines langen Briefes stellt der orthodoxe Prediger Christum selbst, den lebendigen Glauben an ihn, als den Weg zur Seligkeit hin; aber auch dies bleibt bloß Behauptung. Diese Art von Apologetik verdient entschiednen Tadel. Wie nutzlos ist das: auf der einen Seite die christliche Weltanschauung mit ihrer Lieblichkeit und ihren herrlichen Früchten — auf der andern der Materialismus mit seiner Trostlosigkeit und Entsittlichung; und davor steht die arme Seele, die glauben möchte und schreit: Ja, du Glücklicher, zeige mir doch, daß ich glauben kann! Aber er hat nur die eine Antwort: Dein Unglaube ist Sünde! Haben doch so viele kluge Männer schon geglaubt! Du mußt glauben! Wahrlich, das ist nicht nur thatsächlich falsch, es ist auch hart und unbarmherzig.

Eine viel bessere Apologetik, als dieser „Theologe," bringen die Modernen Laiengedanken über Religion und Verwandtes von Friedrich Nonnemann. (Leipzig, Reinhold Werther.) Den Verfasser bedrückt es, daß man in der Gegenwart Religion und modernes Denken vielfach für unvereinbar hält. Er erweist dagegen, daß im modernen Denken nichts enthalten ist, was die Menschen zwingt, sich gegen Religion und Religiosität ablehnend zu verhalten. Ohne ihn zu nennen, folgt er dabei doch wesentlich Kant, und untersucht dann im einzelnen die Begriffe Glauben, Bibel, Wunder, Nächstenliebe, Weltliebe, Dogma, Kirche. Den „Beweis der Wahrheit" des Christentums knüpft er an die Person Jesu und sein Wort Joh. 7, 17 an. Die ganze Schrift ist ein wenig nüchtern, aber auch besonnen und kann gewiß zweifelnde Laien besser zur Klarheit und Gewißheit bringen, als manche gelehrte Apologetik.

Religiös, aber nicht kirchlich, ja gegen die bestehenden Kirchen geradezu aggressiv ist die Tendenz einer seit dem Oktober 1892 in Insterburg, jetzt in Königsberg erscheinenden Zeitschrift: Ostdeutsche Reform, Blätter zur Förderung der Humanität. (Verlag von Braun und Weber, Herausgeber Paul Schultzky in Insterburg.) Wir können selbstverständlich dieser von den Ideen Julius Rupps und dem unklaren Geiste Egidys getragnen Zeitschrift nicht gerade Gedeihen wünschen, aber wir freuen uns doch, daß auch dies offenbar nur von Laien herausgegebne Blatt so eingehend sich mit religiösen Fragen beschäftigt, und wir müssen zugeben, daß wir in einzelnen Aufsätzen und Notizen ganz überraschend richtige und — was besser ist — fromme, evangelische Aeußerungen gefunden haben.

Es geht durch unsre Zeit ein gewaltiges Fragen und Suchen, und die allgemeine Skepsis richtet sich nicht nur gegen die kirchliche Lehre, sondern auch gegen die Dogmen der Naturwissenschaft und der Philosophie. Daß das Evangelium die Wahrheit ist, dessen sind wir Christen gewiß; wenn wir das glauben, so darf der Blick in dies allgemeine Ringen und Forschen und Unruhigsein uns nicht zur Klage oder gar Anklage treiben, sondern wir müssen sagen: Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen! Und: Selig sind, die da fragen, denn ihnen soll Antwort werden. E F

Psychiatrie und Seelsorge

Erwiderung auf die in Nr. 31 der Christlichen Welt vom 27. Juli l. J. enthaltene Erklärung des Herrn Pastors von Bodelschwingh

1. Unsern in der Jahressitzung des „Vereins der deutschen Irrenärzte" am 25. Mai l. J. erstatteten Referaten waren die offiziellen Berichte des „Verbandes deutscher evangelischer Irrenseelsorger" zu Grunde gelegt, zu dessen Vorstand Herr Pastor von Bodelschwingh gehört hat und unsers Wissens noch gehört.

2. Die Thesen wurden, wie in den Veröffentlichungen zu lesen ist, von dem Vorstand des Vereins (Grashey, Jolly, Laehr, Pelman und Schüle) unter Zuziehung der Referenten

und andrer Kollegen festgestellt und in der Sitzung des Vereins einstimmig zum Beschluß erhoben.

3. Die Beschlüsse richten sich nicht gegen den „Verband deutscher Irrenseelsorger," sondern „gegen den von den Pastoren von Bodelschwingh, Hafner, Knodt und andern in den Konferenzen des Verbands vertretnen Standpunkt," wie das wörtlich in den Veröffentlichungen zu lesen ist, und auch Herrn Pastor von Bodelschwingh nicht entgangen sein kann.

4. Der Beschluß unsers Vereins unter I, 7:

Die fernere Annahme einer Stelle an einer nicht unter ärztlicher Leitung stehenden Anstalt durch einen Arzt widerstreitet dem öffentlichen Interesse und der Würde des ärztlichen Standes,

ist, wie schon der Wortlaut lehrt und in den Referaten weiter ausgeführt ist, nicht gegen die Aerzte gerichtet, die sich bereits in solchen Stellen befinden, sondern enthält nur eine Mahnung an die jüngern Kollegen, künftig nicht mehr in solche Stellen einzutreten.

5. Herrn Pastor von Bodelschwingh „ist es bisher nicht bekannt gewesen, daß Herr Direktor Dr. Scholz zu Bremen sich ungünstig über die Brauchbarkeit der Diakonen und Diakonissen für die Irrenpflege ausgesprochen hat; er hat das Gegenteil öfters schriftlich und mündlich gethan." In der zweiten Konferenz deutscher evangelischer Irrenseelsorger am 17. September 1890 erklärte Herr Pastor von Bodelschwingh (Bericht S. 20):

Was den Weggang der Diakonissen aus Bremen betrifft, so hat nicht Bremen, sondern Bielefeld gekündigt, und ein Zerwürfnis mit der Anstaltsdirektion liegt nicht vor.

Man vergleiche mit dieser Erklärung des Herrn Pastor von Bodelschwingh das unter dem 19. März 1892 an einen der Unterzeichneten gerichtete Schreiben des Herrn Direktor Scholz. Dasselbe lautet:

In Sachen der Diakonissenpflege bin ich durch trübe Erfahrungen aus einem Paulus ein Saulus geworden. Die äußere Veranlassung des Weggangs der Bielefelder Diakone und Diakonissen war die schwere Mißhandlung einer Kranken, bei welcher Gelegenheit sich herausstellte, daß Prügel schon längere Zeit gewohnheitsmäßig ausgeteilt worden waren. Ich muß übrigens hinzufügen, daß formell die Kündigung nicht von uns ausging. Ich hatte manche Uebelstände bisher gern ertragen, z. B. den häufigen Wechsel, das Dreinreden vom Mutterhaus u. dergl., weil ich meine Kranken besser aufgehoben wähnte, als früher. Auch muß ich sagen, daß die körperliche Pflege sonst gut war. Aber der Geist der Schwestern ist doch zu unfrei, fast noch mehr der der Brüder, und die Leitung des Mutterhauses flößt zu wenig Sympathie ein. Ich rate dringend ab, sich auf Aehnliches einzulassen. Ich muß mich leider selbst anklagen, durch zu große Vertrauensseligkeit gefehlt zu haben.

Wir verzichten auf eine weitere Ausführung und überlassen die zu ziehenden Schlußfolgerungen dem Urteil des unbefangnen Lesers.

6. Unter Nr. 4 seiner „Entgegnung" sagt Herr Pastor von Bodelschwingh:

Die in These 1 und 2 ausgesprochnen Behauptungen betreffend, daß die Irrenseelsorgerkonferenz die dem Irresein zu Grunde liegende Krankheit auf den Begriff der Sünde und des Besessenseins zurückführe, die Irren als dämonisch krank und für ihr Thun und Lassen verantwortlich erkläre, so erkläre ich meinerseits, daß ich von einer solchen Lehre niemals etwas in unsern Seelsorgerkonferenzen weder selbst ausgesprochen, noch von andern habe aussprechen hören (in der dritten Konferenz war ich nicht anwesend).

Daß die Beschlüsse sich nicht gegen die Irrenseelsorgerkonferenz richten, sondern „gegen den von den Pastoren von Bodelschwingh, Hafner, Knodt und andern in den Konferenzen vertretnen Standpunkt," und daß das Herrn von Bodelschwingh bekannt sein muß, haben wir bereits unter 3 nachgewiesen. Im übrigen stellen wir der Erklärung des Herrn Pastors von Bodelschwingh folgende Thatsachen gegenüber.

In der ersten Konferenz deutscher evangelischer Irrenseelsorger (30. Oktober 1889) stellte Herr von Bodelschwingh in seinem Vortrag unter anderm folgende Sätze auf:

Doch ist ein vom heiligen Geist verlassener Mensch nicht einfach geistlos. Seele und Leib wird dann ein wehrloser Tummelplatz andrer Geister.

Die tötliche Krankheit, die Leib und Seele vernichtet, ist die Sünde.

Die medizinischen Mittel wirken in den meisten Fällen bei den Gemütskranken nur schädigend auf Leib und Seele.

Die Behandlung der kranken Seele ist die Hauptsache.

Die moderne, wissenschaftliche, medizinische Psychiatrie hat sich große

Verdienste um die Erkenntnis, Pflege und Heilung der Geisteskranken erworben, allein sie ist doch vielfach im Grunde materialistisch und diesseitig — sie läßt dann Sünde und Gnade, Gewissen und Schuld ganz aus dem Spiel und weiß nichts davon, daß wo Vergebung der Sünde, da auch Leben und Seligkeit ist. (Bericht über die erste Konferenz, S. 8, 9, 10.)

Dann hielt in derselben Konferenz Pastor Fliedner aus Kaiserswerth einen Vortrag, aus dem folgende Sätze hier wiedergegeben werden sollen:

Nach den evangelischen Berichten äußerte sich das Besessensein vielfach in derselben Weise wie unser heutiges Irresein und die damit verwandten Krankheiten.

Bei unsern Irren legen zahlreiche Erscheinungen den Gedanken an Einwirkung feindlicher, insonderheit unreiner Geister nahe. Summa: Alle Besessene waren Kranke, manche Kranke sind Besessene. (A. a. O. S. 15 f.)

In der dritten Konferenz (22. September 1891) führte Pastor Hafner aus Elberfeld in seinem Referat über „Wahnsinn und Verbrechen" aus:

Der Verbrecher ist satanisch krank geworden. Der Geisteskranke ist dämonisch krank geworden.

Ist der Wahnsinnige unbedingt genötigt, zum Verbrecher zu werden? Ein organischer, auf das ethische Gebiet sich erstreckender Zwang darf nicht angenommen werden.

Eine Krankheit des Willens, eine ethische Krankheit giebt es nur mit einem eignen Willen. Hier ist kein Zwang vorhanden. Es mag einer melancholischen Mutter nahe gelegt sein, ihre Kinder umzubringen und ins Wasser zu gehen; aber daß sie das wirklich thun müsse, kann kein Mensch nachweisen.

Wir müssen die Freiheit des Willens im geisteskranken Verbrecher festhalten. (Bericht über die dritte Konferenz.)

In der gleichen Konferenz verlas Pastor Stürmer ein Referat des nicht anwesenden Pastor v. Bodelschwingh über die Schrift „Psychiatrie und Seelsorge" von Dr. Römer.*) In diesem Referat führt Herr v. Bodelschwingh unter anderm aus:

Es steht also so, daß nicht nur den offenbar Geisteskranken gegenüber, die jetzt leider vielfach so lieblos behandelt werden, sondern jedem fehlenden Menschen gegenüber das Richten und Urteilen eine Sünde ist. Auf der andern Seite gilt es auch, mit vollster Entschlossenheit die Ansicht festzuhalten, wonach man jeden Menschen für sein Thun und Lassen verantwortlich macht und ihn nicht zum willenlosen Tier degradirt. Selbst der hochgradig Geisteskranke hat noch ein Gefühl der Schuld und Verantwortlichkeit. (Bericht über die dritte Konferenz, S. 27.)

Wir begnügen uns mit Anführung dieser Thatsachen und überlassen die Würdigung der Erklärung des Herrn Pastors v. Bodelschwingh dem Urteil des unbefangnen Lesers. Herr v. Bodelschwingh sagt ferner:

Wenn daher Herr Geheimrat Zinn nicht ohne Spott als das wissenschaftliche Resultat, das unsre Anstalt zuwege gebracht, auf den von mir verfaßten „Christlichen Ratgeber für Epileptische" hinweist, so begeht er damit ein Unrecht. So wenig ich mir herausnehme, über die medizinische Seite der Behandlung ein maßgebendes Urteil abzugeben, so sehr bestreite ich Herrn Geheimrat Zinn das Recht und die Fähigkeit, über die seelsorgerliche Seite ein maßgebendes Urteil abgeben zu können. ... Es wird mir wohl erlaubt sein, auch ein einzigesmal einen geistlichen Rat zu erteilen!

Die Stelle, auf die sich Herr v. Bodelschwingh bezieht, findet sich in dem Referat des Dr. Siemens (nicht in dem Dr. Zinns) und lautet wörtlich:

Was ist in der v. Bodelschwinghschen Anstalt Bethel mit ihrem ungeheuern Krankenmaterial geleistet worden für die Wissenschaft, für die Erkenntnis der Wahrheit? Die Resultate sehen Sie in dem Christlichen Ratgeber für Epileptische.

Herr v. Bodelschwingh, der in seinem Ratgeber die Ursachen, die Natur und das Wesen, die Symptome und Behandlung der Epilepsie behandelt, der nicht „in jedem Falle von Fallsucht dämonische Einwirkungen oder Besessenheit annimmt," der nicht „in allen Fällen die Epilepsie auf eine direkte Einwirkung des Satans zurückführt," der der Elsternasche und dem Eselsblute, sofern dieselben von vertrauenswürdigen Personen ausgehen, bei der Fallsucht eine „nicht zu verkennende Wirkung" zuschreibt, der über die Wirksamkeit medizinischer Mittel bei Gemütskranken sich äußert u. s. w., nimmt sich damit nach seiner Meinung nicht heraus, „ein maßgebendes Urteil über die medizinische Seite der Behandlung abzugeben. In dem Ausspruch von Dr. Siemens aber, der die „seelsorgerliche Seite" gar nicht berührt, erblickt Herr Pastor v. Bodelschwingh einen unstatthaften Uebergriff auf das kirchlich-religiöse Gebiet!

*) Vgl. Christliche Welt 1892, Nr. 49.

D H

8. Die Aerzte geben keinen Kranken als „hoffnungslos“ im Sinne des Herrn v. Bodelschwingh auf. Der von uns für unheilbar befundne hilfsbedürftige Kranke bleibt Gegenstand der ärztlichen Fürsorge, so lange er lebt; die seinem Zustande angemessene Behandlung, Pflege, Ernährung, Beschäftigung u. s. w. kann nur vom Arzte bestimmt werden. Wir weisen die „freie christliche Liebesthätigkeit“ nicht zurück; dieselbe kann aber nur dann Segen bringen, wenn sie sich selbstlos in den Dienst einer rationellen Krankenpflege stellt. Im andern Falle wird dadurch das traurige Los dieser Kranken nicht erleichtert, die öffentliche Meinung nicht aufgeklärt, sondern nur dem Aberglauben und alten Vorurteilen neue Nahrung zugeführt.

Was den übrigen Inhalt der Entgegnung des Herrn Pastors v. Bodelschwingh betrifft, so verweisen wir auf den soeben im Verlage von J. F. Lehmann in München erschienenen, im Auftrage des Vereins der deutschen Irrenärzte von dem Vorstande veröffentlichten Bericht über die Verhandlungen in der letzten Jahressitzung zu Frankfurt a. M.

Lauenburg und Eberswalde, den 31. Juli 1893

Medizinalrat Dr. Siemens
Geheimer Sanitätsrat Dr. Zinn

Erklärung

Ein Briefwechsel mit Herrn Konsistorialrat Professor D. Cremer in Greifswald veranlaßt mich zu folgender Erklärung.

1. Die Chronik der Christlichen Welt brachte in Nr. 22 dieses Jahres folgende Nachricht: „Ein bedauerlicher Fall. In Stettin hat sich im vorigen Monat ein Predigtamtskandidat nach dem Examen pro ministerio erschossen. Obgleich ihm vor der Citation amtlich eröffnet worden war, daß die schriftlichen Arbeiten keine Veranlassung zu Bedenken böten, und obgleich der Kandidat nach seinen hinterlassenen Aufzeichnungen im mündlichen Examen kein einziges »Ungenügend« erhalten hat, ist ihm dennoch vom Konsistorium das Zeugnis vorenthalten worden — nach der Meinung des Unglücklichen seines dogmatischen Standpunktes halber. Die Angehörigen des Kandidaten haben den traurigen Fall dem Kultusministerium unterbreitet, da sie sich durch die dem Gestorbnen widerfahrene Behandlung beschwert fühlen.“

Diese Nachricht ist, wie ich bereits in Nr. 27, Spalte 654 dieses Blattes erklärt habe, durch meine Vermittlung der Redaktion der Chronik zugegangen.

2. An dieser Nachricht haben sich folgende Einzelheiten als richtig bewährt. Es ist richtig, daß der Kandidat auf die schriftlichen Arbeiten hin zur mündlichen Prüfung zugelassen worden ist und daß sein schließliches Zeugnis kein „Ungenügend“ aufwies. Dies erklärt sich daraus, daß die einzelnen Examinatoren in dem Wunsche, den Kandidaten durchzulassen, jeder in seinen Fächern es vermieden haben, dem fast ganz Schweigsamen ein Ungenügend zu geben, in der Hoffnung, daß er bei den andern möchte besser bestanden haben; als diese Hoffnung zerfiel, blieb ihnen nichts übrig als das Gesamturteil „Ungenügend“ auszusprechen. Es ist ferner richtig, daß die Angehörigen des Unglücklichen beim Kultusminister über seine Behandlung Beschwerde geführt haben.

3. Dagegen unrichtig ist die Annahme, der Kandidat sei „seines dogmatischen Standpunktes halber“ durchgefallen. Auch, daß dies die Meinung des Unglücklichen selbst war — was allein von der Chronik berichtet worden ist —, läßt sich aus seinem Verhalten während und nach der Prüfung nicht nachweisen, vielmehr hat es mein Gewährsmann aus seinen vor der Prüfung ihm mitgeteilten Befürchtungen geschlossen. Der Prüfungskommission aber ist sein theologischer Standpunkt vollkommen unbekannt geblieben.

4. Mein Gewährsmann, von dem jene Annahme herstammt, des Kandidaten eigner Bruder, bei dem sich der Verstorbne ein halbes Jahr zu seiner Vorbereitung fürs Examen aufgehalten hat und der seine schweren Glaubenskämpfe während des Streites um das Apostolikum miterlebt hat, ist mir persönlich bekannt, und bleibt, auch wenn er sich geirrt hat, ein zuverlässiger Zeuge, dem ich wohl trauen durfte. Ich glaube noch heute, daß ich berechtigt war, auf die eingehende Mitteilung dieses nächsten Anverwandten hin, dem der unter 2 mitgeteilte Prüfungsmodus ebenso unbekannt war wie mir, die Nachricht in der oben wiedergegebnen vorsichtigen Form der Chronik zu übermitteln.

5. Daß jene aus den angegebnen Gründen erklärliche Annahme meines Gewährsmanns sich als unrichtig herausgestellt hat, ist mir überaus peinlich. Daß sie die Herren von der Prüfungskommission verletzt und in ein falsches Gerücht gebracht hat, bedaure ich aufrichtig. Die Erwägung, daß ich ihnen und mir dies Aergernis hätte ersparen können, wenn ich bei einem der Herren selbst vor Veröffentlichung der Nachricht um den Sachverhalt nachgefragt hätte, liegt mir heute sehr nahe. Aber sie ist mir zur rechten Zeit nicht gekommen: auch bei wichtigen Nachrichten pflegt man das Zeugnis eines zuverlässigen Mannes genügen zu lassen. Berichtigt habe ich, was zu berichtigen war, bereits in Nr. 27.

6. Daß der Kandidat wegen seines theologischen Standpunktes durchgefallen sei, hat zwar weder die Chronik noch die Christliche Welt je behauptet. Ich habe es aber, als ich jene Nachricht weitergab, nicht für unmöglich gehalten, weil es der thatsächlichen Praxis einzelner Prüfungskommissionen innerhalb unsrer evangelischen Kirchen entsprechen würde. Ich kann nicht zugeben, daß damit der Stettiner Kommission etwas Ehrenrühriges zugeschoben wäre, denn sehr ehrenhafte Männer stehen leider grundsätzlich auf diesem Standpunkt. Ich entnehme aber den mir zugegangnen Protesten mit Freude die Versicherung, daß die Stettiner Prüfungskommission weit entfernt ist, einem Kandidaten wegen seiner theologischen Sondermeinungen die Zensur vorzuenthalten.

7. Mit Entrüstung weise ich den Verdacht zurück, als hätte ich mich gefreut, kirchlichen Gegnern bei dieser Gelegenheit eins anzuhängen. Dafür war der Fall wahrlich zu ernst. Ich habe, als ich an der Thatsächlichkeit des Berichteten nicht mehr zweifelte, nichts als Schmerz für das Vorkommnis gehabt. Ich habe insbesondre darin einen Schutz vor etwaiger Schadenfreude besessen, daß ich mit Bestimmtheit erwarten mußte, daß unsre Gegner eben auf diesen Fall hin zu uns sagen würden: Seht, das sind die Früchte eurer Theologie!

8. Von dem, was ich in der Christlichen Welt (Nr. 25 und 27) zur Sache gesagt habe, weiß ich nichts zurückzunehmen. Nur möchte ich noch ausdrücklich feststellen, daß die Examinatoren während der Prüfung den Geisteszustand des Examinanden offenbar nicht erkannt haben.

Rade

Verschiedenes

(Bericht über den Evangelisch-sozialen Kongreß) Der „Bericht über die Verhandlungen des vierten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten zu Berlin am 1. und 2. Juni 1893,“ ist bei Reichwisch und Langewort in Berlin SW (Zimmerstraße 19) erschienen. Er bringt nicht nur die dort gehaltnen Vorträge, sondern berichtet wirklich auch eingehend und treu über die Verhandlungen, die sich daran anschlossen. Den Schluß macht ein Verzeichnis der Teilnehmer des Kongresses. Das Ganze, 132 S., kostet 1,50 Mark. — Gleichzeitig ist Nr. 6 der „Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses“ erschienen, mit einem Rückblick auf diesen und die Zeitungsäußerungen, die ihn begleiteten. — Wer Mitglied des Kongresses wird (für einen Jahresbeitrag von 5 Mark), erhält Mitteilungen und Kongreßbericht unentgeltlich zugeschickt. R

(Von Schleiermacher zu Ritschl) Ein Vortrag, den über dieses Thema „zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand der Dogmatik“ Professor Kattenbusch in Gießen am 28. Mai 1891 vor der dortigen Theologischen Konferenz gehalten hat, ist vor kurzem in zweiter Auflage erschienen. (J. Rickertsche Buchhandlung, Gießen; 88 S.; 1,20 Mark.) Er wird auch gebildeten Laien, die für die Entwicklung der modernen Theologie ein näheres Interesse haben, einen guten Dienst leisten können. Kattenbuschs Vortrag und unser Artikel über Ritschls theologische Entwicklung ergänzen sich aufs beste. R

(Christliche Geselligkeit) Ein Freundeswort an die akademische Jugend von Hermann Bauer, Direktor des Pädagogiums der Brüdergemeinde zu Niesky. Leipzig, Akademische Buchhandlung (Faber), 1892. 23 S. 40 Pfge.

Als wir in Nr. 15 und 16 dieses Jahres uns mit den sittlichen Zuständen unter unsern Studierenden beschäftigen mußten, baten wir die kirchlichen Blätter, der gleichen Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und unser Vorgehen zu unterstützen. Soweit wir wissen, hat keines unsre Bitte erfüllt. Hätten wir nur irgend etwas Unrechtes gesagt, so wären die Spalten gegnerischer Zeitungen voll davon gewesen: die von ernster Sorge um unsre akademische Jugend eingegebne Bitte vernahm man nicht. Inmitten trüber Gedanken über diese Erfahrung kam mir das kleine Schriftchen wieder in die Hände, dem diese Zeilen gelten, und es fiel mir aufs Gewissen, daß ich so lange davon geschwiegen habe. Auf wenigen Seiten viel goldne Worte, und was wollte ich lieber, als daß sie in den Herzen unsrer Studenten wiederhallten. Was wollte ich lieber, als daß auch die „christlichen Studentenkonferenzen,“ vor deren einer der Vortrag gehalten worden ist, in diesem Geiste lebten! Dann könnten sie wirklich ein Mittelpunkt werden, von dem reines, gesundes Jugendleben ausginge! Gott schenke unsern Jünglingen in allen Ständen viele so treue, fromme und einsichtige Freunde wie den Verfasser! R

(Leutnant der Reserve) Der Reserveleutnant im Pfarrboten (vgl. Nr. 29) ist bereits weit übertroffen. Im Torgauer Kreisblatt Nr. 106 liest man folgenden Kirchenzettel:

„Stadtkirche. [Folgt bescheiden und sachlich die Ankündigung der Predigten des Herrn Superintendenten und des Herrn Archidiakonus.]

Schloß- und Garnisonkirche. Am Sonntag Rogate vormittags 10 Uhr: Gottesdienst. Herr Predigtamtskandidat und Leutnant der Reserve N. aus T.

Der Zutritt zu den Gottesdiensten in der hiesigen Schloß- und Garnisonkirche steht jedem frei. Daher ist auch zum Besuch des Gottesdienstes der Eintritt in den Schloßhof durchaus niemandem verwehrt.

Für die nicht zur Garnisongemeinde gehörenden Kirchenbesucher sind die Plätze eine Treppe hoch in der Nähe des Altars bestimmt. Dieselben sind mit den Buchstaben H und L bezeichnet. Um zu denselben zu gelangen, geht man durch die kleine Kirchthür, dann gleich die steinerne Wendeltreppe hinauf und folgt dem mit einem Pfeil und den Buchstaben H und L angedeuteten Weg.“

(Reisehandbuch für die christliche Familie) Erster Teil: Ein Wegweiser durch die Hospize, Erholungsorte und Bäder. Zweiter Teil: Reisewinke, Gebete, Lieder und Sprüche. Dritte Auflage. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission, 1893. 80 Pfge.

Ein anspruchsloses Büchlein, das aber gewiß mannigfachen Bedürfnissen entgegenkommt. Es ist eben nicht für Reisende, die große Ansprüche an äußern Komfort machen; vielmehr für solche, die nicht nur ihren Leib mitnehmen in die Sommerfrische, sondern auch ihre Seele. Es will Christen dienen, solchen, die auch in der Ferne die christliche Haussitte, die gemeinsamen Morgen- und Abendandachten nicht missen möchten. Es wäre verfehlt, wollten wir hier im einzelnen Kritik üben, wo doch die Absicht, christliche Gemeinschaft zu pflegen, die Hauptsache ist. Ermahnungen wie die, „sich etwa eine Stunde vor Abfahrt des Zuges bereit zu halten," könnte man z. B. unter den Winken für die Reise leicht entbehren, und die Auswahl der Gebete im zweiten Teil möchte vielleicht diesem oder jenem nicht besonders zusagen. Aber das kleine Büchlein will etwas Gutes und ist in seiner Anspruchslosigkeit auch wirklich gut. P J

Zur Beachtung

(An die Herren Mitarbeiter) die Rezensionsexemplare empfangen haben, richte ich die ganz ergebne Bitte, von den Büchern, die für unsre Leser Interesse haben, Anzeigen einzuschicken. Es besteht für die Redaktion keine Verpflichtung, aller der Bücher, die ihr zugehen und die sie verschickt, in den Spalten des Blattes zu gedenken, das würde den Absichten des Blattes zuwiderlaufen. Aber es sind doch in den letzten Jahren eine Menge von Büchern an die Herren Mitarbeiter ausgegeben worden, die einer Erwähnung und Empfehlung wert sind. Ich vertraue den Herren Mitarbeitern, daß sie selbst die richtige Auswahl treffen werden.

Bei dieser Gelegenheit bekenne ich, daß sich ein großer Hause von Predigten und Predigtbänden bei mir angesammelt hat. Bei der Ueberproduktion in dieser Richtung ist es unserm Blatte unmöglich, für die Besprechung von Predigtlitteratur irgend genügenden Raum zu erübrigen. Sollte aber ein kundiger Freund unsers Blattes sich ein Vergnügen daraus machen, die angesammelten Bücher zu studiren und das Allerbeste unsern Lesern kurz zu empfehlen, so würde ich sie ihm sehr gern zur Verfügung stellen. R

(Zu unsern Diakonissenartikeln) sind mir eine ganze Reihe wertvoller Zuschriften zugegangen, für die ich herzlich danke. Doch bedrückt mich der Uebelstand, daß ich dadurch aufgehalten werde, ein abschließendes Wort zu sagen, indem ich schwer die Muße finde, alles gebührend zu verarbeiten. Ich bitte also unsere Leser um freundliche Geduld. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 33 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Den zahlreichen Bewerbern hierdurch mit bestem Dank die Nachricht, daß für den 15jährigen Knaben ein Unterkommen gefunden ist.
Pastor **Wachsmuth**

Cand. min., Wittenberger, sucht auch für nur kurze Zeit **Hilfspredigerstelle.** Off. unter A. B. 30 durch die Exped. dieses Blattes.

Erntefestpredigten

Soeben erschien: **Im Reiche der Gnade** II. Bd. 3. Heft. **Du krönest das Jahr mit deinem Gut: Erntefestpredigten** in Beiträgen namhafter Geistlichen herausgegeben von **Gustav Leonhardi.**

Preis geh. nur 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, gegen Einsend. des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhdlg. **Fr. Richter** in **Leipzig, Königsstr. 8**

Cand. theol. aus der Provinz Hannover, mit guten Zeugnissen, sucht Stellung, am liebsten im Ausland. Off. unt. **T. L. 1331** an die Expedition dieses Blattes.

Cand. min., beide Ex. best., sucht für den Monat August Stelle als **Hilfsprediger od. dergl.** Gefl. Anerbietungen erbeten **Neumann, Stuchow b. Schwirsen, Pomm.**

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften u. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche,** staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Einladung

Die **vierte Irrenseelsorger-Konferenz** findet D. V. **Dienstag, den 5. September** in **Halle a. d. S.** im Hotel Kronprinz (Kühler Brunnen, nahe am Markt) statt und beginnt um 9 Uhr vormittags.

Tagesordnung:

Dienstag, den 5. September, vormittags 9—1 Uhr: 1. Ansprache und Jahresbericht. Pastor Knodt, Vorsitzender (Münster i. W.). 2. Der religiöse Wahnsinn und dessen seelsorgerische Behandlung. Referent: Pastor Sinemus (Andernach). 3. Bericht über die neuesten litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Irrenseelsorge in den letzten beiden Jahren. Pastor Hafner (Elberfeld). Nachmittags 4—6 Uhr: 4. Das Wartepersonal in den Irrenanstalten und die Aufgabe der Geistlichen demselben gegenüber. Pastor Emmelmann (Deersheim). Korreferent: Pastor von Bodelschwingh (Bielefeld). 6½—8 Uhr: 5. Fragen und Mitteilungen aus der Amtserfahrung.

Mittwoch, den 6. September. Gemeinschaftlicher Besuch der Anstalt Alt-Scherbitz.

Am Abend des 4. September gesellige Zusammenkunft im Konferenzlokal (Hotel Kronprinz). Etwaige Anträge von Verbandsmitgliedern, die auf der Konferenz zur Verhandlung kommen sollen, erbitte ich mir bis zum 20. August. Anfragen über Wohnung u. s. w. richte man an Herrn Pastor v. Stockhausen in Diemitz bei Halle.

Münster i. W., 1. August 1893

F. d. V.: Knodt, Pfarrer

Wichtige Preisermäßigungen:

Carstensen, C. F., Leben nach d. Tode. Lpz. 1886. (3.—) —.50
Cassel, P., Aus Litteratur u. Gesch. Lpz. 1885. (10.—) 1.50
Hochinteressante Abhandl. u. a.: Namen der Monate, bildende Kunst und das Volk, engl. Frauen auf dtsch. Thronen u. s. w.
— **Aus Litteratur und Symbolik.** Lpz. 1884. (8.—) 1.50
Inhalt: Gräbersymbolik, Tannenbaum am Weihn. Athene Tritogeneia, Parcival, heilige Graal u. a. hochbedeutende Abhandl.
Chronik, allgem. kirchl. von K. Matthes u. Brandes. Jahrg. 1854—1890. 9.50
Luther-Codex vom Jahre 1530, der neuaufgefundene. Dresd. (5.40) 1.—
Von Luther eigenhändig benutzte handschriftl. Sammlg. geistl. Lieder mit musikal. Beilagen und getreuen Nachbild. der Handschriften.
Naumann, A., Spencer wider Kant. Erörterung der Gegensätze vom Realismus u. Kriticismus. Hamb. 1885. (1.—) —.50
Perty, M., Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes. Lpz. 1869. (4.50) 1.50
— **Mystische Erscheinungen der menschlichen Natur.** 2 Bde. 2. Aufl. Lpz. 1872. (14.—) 4.50
— **Die sichtbare und unsichtbare Welt, diesseits und jenseits.** Lpz. 1881. (5.—) 1.50
Poesieblätter. Eine Sammlung neuerer dtsch. Lyrik, ausgewählt von Frauenhand. Mit vielen Holzschn. von Amberg, Aßmus, Beyschlag u. a. u. einer Heliogravüre. 4°. Lpz. Lwd. (6.—) 2.50
Eine ganz allerliebste Gedichtsammlung.
Psalter, der. Nach der Uebersetz. Luthers. Mit 4 Bild. v. J. Schn. v. Carolsf. in Holzschn. Gr. Fol. Lpz. Oglwd. (24.—) 4.50
Renan, E., Die Apostel. Autorisirte dtsche. Ausg. Lpz. 1866. (3.—) —.50
Beste deutsche Ausgabe dieses berühmten Werkes.
Schuster, L., Das Leben unsr. Herrn u. Heilandes Jesu Christi. Mit 195 Ill. 4°. Hannover. Prachtbd. m. G. (25.—) 9.—
Zeitschel, Rich., Die Erkenntnislehre Spinozas. Lpz. 1889. 1.—
Der Verf. untersucht einzelne besonders schwierige Momente der Erkenntnislehre Spinozas und gelangt bei Bestimmung der imaginatio, ratio und scientia intuitiva zu eigenartigen Resultaten.

Antiquar. Kataloge über Theol. u. Preisermäßigungen aus allen Wissensgebieten gratis u. franko.

G. Fritzsche, Hamburg,
Gerhofstr. 5.

Das Töchter-Pensionat in Hildesheim

von Frl. Marie Mensching
(22 Jahre Hoyermannsches Institut)

bietet Kindern und jungen Mädchen in einer siebenklassigen Schule Gelegenheit zu gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung mit Berücksichtigung der besondern Anlagen der Zöglinge und darauf bezüglichen Wünsche der Eltern. Für Musik, Zeichnen und Malen sowie für fremde Sprachen bewährte Kräfte im Hause. Auf Grundlage eines gesunden Christentums wird Bildung des Charakters und Herzens angestrebt, daneben Aneignung guter Formen. Freie Lage des Hauses und gute Pflege sichern eine gesunde körperliche Entwicklung. Pensionspreis mäßig.

Auskunft erteilen gütigst: Herr Professor Bornemann in Magdeburg, Herr Pastor Juhle in Hildesheim, Herr Dr. Meyer, Direktor der höhern Töchterschule I und des Lehrerinnenseminars in Hannover.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 34 Leipzig, den 17. August **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christlicher Idealismus — Zur Begrüßung des sechsten Evangelischen-Bundes-Tages — Der Protestations-Reichstag zu Speier 1529 — Canossa. 1, 2 — Das Deutsche Adelsblatt und das Christentum. 1 — Politik und Kirche in Nordschleswig — Zum siebzigsten Geburtstage D. Beyschlags — Bücher und Schriften: Flugschriften des Evangelischen Bundes; Bernardino Ochino von Siena; Der große Kurfürst als evangelischer Charakter; Wie ein Tiroler Büeblein deutsch-national wurde; Römisch oder evangelisch? Jeanne d'Arc — eine Heilige? Dreizehn Jahre im Beichtstuhl; Was Luther zu Luther macht; Evangelischer Bundesbote; Kalender des Evangelischen Bundes — Anzeigen

Der sechsten Hauptversammlung des Evangelischen Bundes gewidmet

Christlicher Idealismus

Ob unser äußerlicher Mensch verwese, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert. 2. Kor. 4, 16.

Der christliche Idealismus hat keinen bezeichnenderen Ausdruck gefunden als dieses Wort. Der christliche Idealismus, der den offenbaren Thatsachen, die ihm entgegenstehn, fest ins Auge sieht, aber im Vorteil eines ebenso thatsächlich ihm allein geschenkten Besitzes siegreich über sie triumphirt. Daß der äußerliche Mensch verwest, wissen wir Christen auch, wir spürens am eignen Leibe, brauchen keine gelehrte Eröffnung darüber, daß wir alle einmal zu Staub werden. Aber wir tragen in uns den Keim und Anfang eines andern, innern Lebens, das kräftig ins Ewige hinein treibt, wächst, Frucht bringt — das erfahren und erleben wir auch, und das hebt uns weit empor über die Selbstverständlichkeiten von Ursache und Wirkung, Entstehen und Vergehen in dieser Welt des Raumes und der Zeit, denen wir mit der gesamten Kreatur unterworfen sind. Was kein Mensch mit seinen Sinnen wahrgenommen, was kein Geist erforscht und erschlossen, kein Herz zu begehren gewagt hat — das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben: das wird nicht erst einmal in irgendwelcher Zukunft uns von Gott geoffenbart werden, nein Gott hat es, wie geschrieben steht 1. Kor. 2, uns, die wir ihn lieben, schon hier geoffenbart durch seinen Geist.

Dieser christliche Idealismus hindert uns nicht, unserm äußern Menschen alle Pflege zu teil werden zu lassen, unsre Gesundheit zu schätzen und zu schützen, alles Glück, alle Güter dieser Erde zu begehren und zu erbitten, sofern sie irgend aus Gottes Fülle stammen. Aber begehren und zugleich verzichten, wertschätzen und, wenn es sein muß, verachten, alles wagen und, wo wir nichts gewinnen, doch nicht verzagen: das ist christliche Thatkraft und christliche Leidenskraft, das ist christlicher Idealismus. Der Christ ist in beiden Welten zugleich, im Himmel und auf der Erde, heimisch, dem Vaterhause droben zugewandt und doch mit beiden Füßen fest auf seiner Scholle stehend.

Was so im Leben der einzelnen christlichen Persönlichkeit wirklich sein soll, gilt auch von der Kirche. Genauer, von den äußern Kirchengemeinschaften, in denen Christen sich zusammengeschlossen haben oder durch den Gang der Geschichte zusammengeschlossen worden sind, insbesondre von den evangelischen Kirchen. Wir sollen auf alle Weise trachten, diese Gebilde auszubilden und umzubilden, damit sie vielen ein wohnliches Dach bieten, Gemeinschaft, Glauben, Frieden und Treue stärken. Wir sollen kämpfen und sie schützen gegen innere und äußere Feinde. Kein Ziel kirchlichen Lebens und Gedeihens, wirklich spürbarer Kraft in Ausbreitung und Durchdringung der Christenheit, das uns zu hoch sein dürfte. Aber auch wenn unser Sehnen nach einem blühenden und gesunden evangelischen Kirchenwesen vergeblich sein sollte; wenn Gott es anders beschlossen hätte und die rissigen Gebäude unsrer heutigen Kirchen zusammenbrächen in einer Volks- oder Weltkatastrophe — wir wünschen es nicht, wir beten dawider und arbeiten dawider —, aber wenn es Gott beschlossen hätte, der christliche Idealismus weiß: ob die äußere Kirchengestalt verwest, was ihr Leben und Inhalt ist, wird umso herrlicher erneuert werden; was stirbt, ist das irdische, vergängliche Teil, das ewige, unvergängliche kann nur zu einem erhöhten Dasein entbunden werden.

Jede Bewegung, die der Christenheit christlich und evangelisch dienen will, muß darum mit allem Fleiß die innere Erneuerung der Kirchen und ihrer Glieder ihr vornehmstes und heiligstes Ziel sein lassen. Alle Besserung äußerer Verhältnisse kommt für den Glauben nur als Mittel zur Erreichung dieses höhern Zweckes in Betracht, und er verzichtet gern darauf, sobald er dies als Gottes Willen erkennt. Denn Gott kann seine Christenheit ebenso auf dem Wege der Erniedrigung wie der Erhöhung zu ihrem vollendeten Dasein führen. R

Zur Begrüßung des sechsten Evangelischen-Bundes-Tages

Zum zweitenmale rüstet sich Speier, den Evangelischen Bund zu beherbergen. Seine für das vorige Jahr dort angesetzte Generalversammlung mußte, wie erinnerlich, infolge der Choleragefahr ausfallen. Um so dankenswerter ist es, daß der dortige Ortsausschuß sich nochmals den meist recht umfangreichen, oft nicht leichten Vorbereitungen unterzogen hat, die ein solches Fest erfordert.

Es ist geschichtlich geweihter Boden, den der Evangelische Bund betritt. Nicht weniger als vier große Reichstage sind zur Reformationszeit in Speier gehalten worden. Am lebendigsten hat sich in unserm Volke die Erinnerung an den von 1529 erhalten. Seiner wird die bevorstehende Versammlung ganz besonders gedenken. Für den 24. August ist die Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529 in Aussicht genommen. Wir freuen uns, daß dies seit langem geplante Werk endlich zur Ausführung kommt. Ermöglicht durch Gaben aus dem gesamten evangelischen Deutschland, ist es ein neues Zeugnis der innern Einheit des Protestantismus, eine Erinnerung an eine große Vergangenheit, zugleich eine Mahnung an alle, die sich evangelisch nennen, sich ihrer Väter würdig zu erweisen.

Durch Zweierlei zeichneten sich die Evangelischen auf jenem Reichstage aus.

Das eine ist der Zusammenschluß der Lutherischen und der Zwinglischen. Nur dadurch vermochten sie sich Rom, den Forderungen des Kaisers, der Majorität der Reichsstände entgegenzustellen. Ranke, der noch immer unübertroffne Geschichtsschreiber der Reformation, führt aus:

In dem dringenden Momente hatten die Fürsten kein Bedenken getragen, sich mit denen zu verbinden, die sich zur Zwinglischen Auffassung hielten. So bedeutende Fürsten hauptsächlich in dem nördlichen, so ansehnliche und reiche Städte vornehmlich in dem südlichen und westlichen Deutschland, alle in einem Sinne vereinigt, bildeten noch immer eine Macht, die Rücksicht gebot.

Die Erkenntnis, wie förderlich ein solcher Zusammenschluß sei, ist nur zu bald wieder verloren gegangen. Die Feindschaft zwischen den Reformirten auf der einen, den Lutheranern auf der andern Seite ist das traurigste Kapitel in der Geschichte der evangelischen Kirche. Es hat lange genug gedauert, bis sich die beiden Konfessionen als die Kinder derselben Mutter wieder erkannt, anerkannt, sich genähert, befreundet, sich gefördert haben. Wir stehen noch nicht am Ende dieser Entwicklung. Wir wollen auch keiner Vermischung das Wort reden. Persönliche Wünsche müssen vor dem geschichtlich Gewordnen zurücktreten. Aber des sind wir fröhlich, daß der Schandfleck am Hause der reformatorischen Kirchen, daß der Bruderzwist geschwunden ist, daß man wieder bei dem Zusammenschluß von 1529 angekommen ist.

Hand in Hand mit dieser Bewegung geht eine andre, ebenso erfreuliche.

Nicht nur die einzelnen Konfessionen, auch die einzelnen Richtungen innerhalb ihrer haben angefangen, sich zu verstehen, sich zu achten, sich zu nähern. Es ist in der That viel Uebereinstimmung zwischen rechts und links vorhanden. Das wird auch immer allseitiger anerkannt. Vor allem der ungläubigen roten und der abergläubischen schwarzen Internationale gegenüber fühlt man sich einig. Ausnahmen sind natürlich auch hier vorhanden. Erst neulich hörten wir von einem sächsischen Landgeistlichen das Wort: „Luther steht dem Papste viel näher als Ritschl Luthern.“ Wenn auch derartige Aeußerungen ernst gemeint sind, dem Verständigen erscheinen sie doch nur als ein mißlungner Witz. Auch in dem Streite um das Apostolikum können wir keinen Gegenbeweis gegen unsre Ansicht erkennen. Gewiß, er ist hie und da mit einer Erbitterung geführt worden, die nicht mit dem in Einklange steht, der sich als sanftmütig bezeichnet hat. Auch mit der Wahrheit hat man es nicht immer so scharf genommen, wie sich gebührt. Das sind aber doch nur Auswüchse, die keine Beachtung verdienen. In einem Doppelten treffen beide Parteien zusammen: darin, daß beide um des Gewissens willen auf den Plan treten — das ist das Eine. Es kommt beiden darauf an, das Reich Gottes zu bauen. Die einen nehmen aber das Material aus längst erschlossenen, die andern aus neuerschlossenen Steinbrüchen. Das Andre, worin man auch in dieser Angelegenheit einig ist, das ist das ausschließliche Interesse für Christus. Seine Person ist der Preis des Kampfes. Darin zeigt sich sein durchaus evangelischer Charakter. Von beiden Seiten wird Christus als der einige Mittler zwischen Mensch und Gott anerkannt. Eines Weitern bedarf es für ein gedeihliches Zusammenwirken nicht.

Auf diesem Grunde die verschiednen Richtungen der evangelischen Kirche vereint zu haben, den praktischen Beweis geliefert zu haben: „wir sind doch von einem Stamme,“ das sehen wir als ein geradezu kirchengeschichtliches Verdienst des Evangelischen Bundes an. Der Gustav-Adolf-Verein ist der erste Versuch in dieser Richtung. Er ist auch auf das beste gelungen. Auch die innere Mission hat eine sammelnde, einigende Kraft bewiesen. Aber der Deutsche ist nun einmal ein Mann des Parteiwesens. Er überträgt es sogar gern in das kirchliche Leben, mit ihm zugleich die häßlichen Schlagworte rechts und links, konservativ und liberal u. s. w. Es ist ihm heilsam, wenn ihm von Zeit zu Zeit mit neuer Macht gezeigt wird, daß die verschiednen Richtungen nicht nebeneinanderstehende Bäume, sondern Zweige von dem einen Baume sind. Leicht ist dem Evangelischen Bunde dieser Nachweis nicht geworden. Aber seiner Besonnenheit ist er zum wenigsten nicht mißglückt. Darin bewährt er sich als der Hüter desselben Geistes, der einst die Evangelischen zu Speier beseelt, des Geistes gegenseitiger Anerkennung, frischen Zusammenwirkens, fröhlicher Eintracht. —

Das Andre, wodurch sich die Evangelischen von 1529 hervorgethan haben, war ihr evangelisches Selbstbewußtsein, ihr protestantisches Ehrgefühl. Man kann das unsrer Zeit nicht nachrühmen. Wir denken dabei nicht an die evangelischen Fürstentöchter, denen der Titel einer Großfürstin höher steht als der Glaube ihrer Väter. Wir denken nicht an die Aristokraten, die mit der Reformation der Revolution absagen wollten. Wir denken nicht an die Schriftsteller, die im Katholizismus eine interessante Befriedigung ihres erwachten religiösen Bedürfnisses fanden. Diese Thatsachen erscheinen uns noch nicht als die bedenklichsten. Wer seinen evangelischen Glauben so leicht preisgiebt, ist des evangelischen Glaubens gar nicht wert. Viel beachtenswerter ist uns, daß diese Abfälle ohne Widerspruch seitens des evangelischen Volkes erfolgen. Wir haben mehr als einmal erlebt, wie man selbst in gebildeten evangelischen Kreisen derartige Schritte für gut befand. Wir kennen einen evangelischen Gymnasiallehrer in einer ganz evangelischen Stadt, hoch gebildet, einen vorzüglichen Griechen und trefflichen Kenner der Philosophie, deshalb von seinen Schülern sehr verehrt, für einen Teil unsers Vaterlands auch von politischem Einflusse, dessen politisches Ideal ein die Kulturländer umspannendes Reich mit dem Papste an der Spitze ist. Ihm ähnlich denken viele evangelische Christen. Zumal gegen die Umsturzparteien erhofft man von der römischen Kirche mehr als von der evangelischen. Woher dieses? Wir wissen keine andre Antwort als die: die evangelische Kirche hat nie dafür gesorgt, daß ihre Geschichte, insonderheit die Geschichte der Reformation und deren kulturgeschichtliche Bedeutung der Gemeinde bekannt werde. Sie hat nach dieser Seite hin eine schwere Unterlassungssünde begangen. Die Unwissenheit unsrer Gebildeten in der Geschichte ihrer Kirche übersteigt das Glaubliche und Unglaubliche. Ein Fabrikant, noch dazu Kirchenvorsteher, auch ein treuer Kirchgänger, meinte einmal: „Ach was, Reformation, war auch so eine soziale Geschichte; nur hat sich Luther, für ihn zur rechten Zeit, losgesagt davon.“ Ein Kaufmann, ein Leser des Reichsboten, was wir nicht tadelnd hervorheben, sondern um sein kirchliches Interesse zu betonen, hielt die Herrnhuter für eine traurige Erscheinung in der sächsischen Landeskirche. Beide waren gebildete Leute. Die Beispiele für die Unwissenheit unsrer Gebildeten in kirchengeschichtlichen Dingen zu mehren, würde uns nicht schwer. Wer als Sammler für den Gustav-Adolf-Verein thätig ist, kann sich oft überzeugen, welch wunderliche Ansichten über den Schwedenkönig verbreitet sind. Wäre die großartige Geschichte der evangelischen Kirche bekannt, so würde sicher mehr protestantisches Ehrgefühl vorhanden sein. Wir wünschen und hoffen, die Zeit werde nicht mehr fern sein, wo die Kirche sich selbst ein Organ schafft, durch das sie ihre Geschichte der Gemeinde vermittelt. Es wäre aber unrecht, wollte man ihr diese Kenntnis bis dahin vorenthalten. Zudem will bedacht sein, daß sich kirchliche Einrichtungen meist sehr langsam entwickeln. Hier liegt unsers Erachtens eine der Hauptaufgaben des Evangelischen Bundes. Einzelnes hat er in dieser Richtung bereits geleistet. Aber sicher könnte er noch weit mehr vor sich bringen. Die Kirchliche Korrespondenz würde durch Aufsätze kirchengeschichtlichen, besonders reformationsgeschichtlichen Inhalts, sowie durch solche, in denen die Bedeutung der Reformation für das Volksleben, Luthers Stellung zur Arbeit, zum Besitz, zur Ehe, zum Vaterland und dergleichen lebendig dargestellt wird, sicher gewinnen. Wir wollen nicht, daß sie sich ihres bisherigen Stoffes entledigen soll. Eine Sammlung der römischen Angriffe und Uebergriffe ist durchaus notwendig. Wir bewundern den Fleiß und die Ausdauer, womit sie angelegt wird. Aber finden ihre Mitteilungen in den Zeitungen auch Aufnahme? In unserm Lande haben wir nur ganz selten eine gefunden. Dabei sind die großen Zeitungen meist entgegenkommender als die kleinen. Aber auf diese muß es uns ankommen. Jene werden in den Restaurants von den Männern, diese daheim auch von den Frauen, von den heranwachsenden Söhnen und Töchtern gelesen. Die kleinern Zeitungen sind jedoch meist sehr behutsam. Mehr als einmal ist uns geantwortet worden: wir dürfen unsre katholischen Leser nicht verletzen. Wir müssen also sehen, ihnen die Gedanken, die Bedeutung der Reformation, unsern Gegensatz zu Rom in andrer Weise nahe zu bringen. Die einzelnen Aufsätze können ja später auch in Buchform erscheinen. Vor allem thut uns eine Reformationsgeschichte not.

Der Evangelische Bund hat wieder ein Jahr der Arbeit,

des Fortschritts hinter sich. Er hat treu auf der Wacht gestanden. Er hat die evangelischen Interessen gegen Rom, gegen das Zentrum und seine Anträge wacker vertreten. Vielleicht kommt bald der Zeitpunkt, wo er nicht nur gegen Rom, sondern überhaupt die evangelischen Interessen vertritt. Oder wäre das gegen die preußische Regierung, gegen manches Kirchenregiment, gegen manche politische Partei u. s. w. nicht hin und wieder nötig?

Möge der Geist von 1529 die beseelen, leiten, begeistern, die getrieben von dem Eifer für, getragen von der Liebe zu der evangelischen Kirche zu freundlichem Austausch, zu ernster Beratung sich in Speier vereinen. V W

Der Protestations-Reichstag zu Speier 1529*)

Die deutsche Reformation hat um ihr Dasein und ihren Fortgang bekanntlich einen langwierigen Kampf mit den amtlichen Reichsgewalten zu führen gehabt. Im Jahre 1521 verhängte Kaiser Karl V. unter stillschweigender oder ausdrücklicher Zustimmung der Reichsstände über Luther die Acht, über seine Schriften Wegnahme und Vernichtung. Das Wormser Edikt ist aber, abgesehen von einigen Gebieten, nicht zur Durchführung gelangt, weil die Regierungen dem „gemeinen Mann" nicht trauten und teilweise bald selbst zur Reformation neigten; und indem der Kaiser und Papst Klemens VII. sich wegen der Führerschaft über Italien auf Tod und Leben gegenüber traten, ist 1526 auf dem ersten Speirer Reichstage der einstimmige Beschluß zustande gekommen, daß der Kaiser auf den Zusammentritt eines Konzils binnen längstens anderthalb Jahren hinwirken möge und daß die Stände bis dahin in Sachen der Religion sich so verhalten sollten, wie sie es vor Gott und Kaiserlicher Majestät verantworten zu können sich getrauten. Wie man auch über die rechtliche Tragweite dieses Beschlusses urteilen möge, unter seiner Einwirkung haben sich jedenfalls thatsächlich überall im deutschen Reiche evangelische Landeskirchen gebildet, und die Protestanten waren der Ueberzeugung, daß diese Kirchen eben auf Grund des Speirer Beschlusses zu vollem Recht bestünden: eine dem Worte Gottes gemäße Kirchenordnung aufzurichten seien sie vor Gott verpflichtet gewesen. Aber die politische Lage von 1526 änderte sich; durch den Sacco di Roma eingeschüchtert, schloß Klemens VII. mit dem Kaiser schon am 26. November 1527 eine vorläufige Abkunft (aus der schließlich 1529 der Friede von Barcelona hervorging) und verhieß die Berufung eines Konzils. Jedermann unter den Protestanten fühlte, daß wieder schwere Wolken am Himmel heraufzogen: unter großer Spannung der Gemüter schrieb das Reichsregiment, das damals in Speier residirte, zu Ende 1528 einen neuen Reichstag nach eben dieser Stadt aus.**) Es war bezeichnend, daß in dem Ausschreiben gesagt war: als Tag des Zusammentritts sei der 2. Februar 1529 angesetzt, am 12. sollten die Verhandlungen rechtskräftig beginnen; daß trotzdem der König Ferdinand, obwohl er kaiserlicher Statthalter war, erst am 4. März erschien und doch — von allen Fürsten als der früheste am Platz war. Der König war sehr zufrieden, daß er 22 Tage nach der festgesetzten Frist den Reichstag eröffnen konnte: so sehr war man an verspätetes Erscheinen der Stände gewöhnt.

Die Gegensätze auf religiösem Gebiet wurden gerade in den letzten Wochen vor Eröffnung der Reichsversammlung noch dadurch verschärft, daß am 20. Februar der Rat der Dreihundert in Straßburg die Abschaffung der Messe beschloß; es half nichts, daß das Regiment in Speier durch eine besondre Abordnung die Stadt davon abmahnte; als ihren Abgeordneten zum Reichstag entsandten die Straßburger Jakob Sturm von Sturmeck, von dem sie wußten, daß er eine feste religiöse Ueberzeugung mit staatsmännischer Gewandtheit verbinde. Am 15. März wurde die kaiserliche „Proposition," nach unserm Sprachgebrauche die Thronrede, verlesen; sie enthielt drei Forderungen: Hilfe gegen die Türken, die in der That zu Anfang Mai unter des Padischah Suleiman eigner Anführung 250000 Mann stark in Ungarn einfielen und sich auf dem Schlachtfelde von Mohacz mit den Scharen Zapolyas vereinigten; Abstellung der religiösen Wirren; endlich Bewilligungen für den weitern Bestand von Regiment und Kammergericht. Was den Hauptpunkt, die religiösen Dinge, anging, so war die Proposition so schroff als nur möglich. Sie erwähnte, daß ein allgemeines Konzil bevorstehe; daß der die Religion betreffende Artikel des Abschieds von 1526 von vielen Ständen „ihres Gefallens verstanden, ausgelegt und erklärt worden"; daß daraus „trefflich großer Unrat und Mißverstand wider den Glauben" entstanden sei. Folglich wurde der fragliche Artikel „aus kaiserlicher Machtvollkommenheit" kurzer Hand für aufgehoben erklärt und bis zum Zusammentritt des Konzils jede Vergewaltigung eines Standes durch Entziehung seiner geistlichen und weltlichen Obrigkeit verboten: niemand sollte genötigt werden, „sich zu unrechtem oder fremdem Glauben zu geben oder sich den neuen Sekten anhängig zu machen."

Die Proposition redete die Sprache, die dem Kaiser die natürlichste war, die seiner eignen katholischen Ansicht entsprach. Ohne allen Zweifel war sie auch nach dem Herzen der Regensburger und Dessauer Verbündeten: von Herzog Georg wissen wir das gewiß. Aber sofort sollte sich außerdem zeigen, daß die entschiedne Sprache des Kaisers auf viele unsichre Elemente ihres Eindrucks nicht verfehlte. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz benahm sich gegen den von Sachsen so kühl, daß Graf Albrecht von Mansfeld schrieb: „Pfalz kennt kein Sachsen mehr"; mit Herzog Heinrich von Mecklenburg stand es nicht anders.

Wie gewöhnlich wurde ein Ausschuß niedergesetzt, der über die Proposition verhandeln und berichten sollte. In diesem machte sich denn doch eine Mittelpartei geltend; ihr Werk war es, wenn ein Gutachten zustande kam, das die Proposition etwas milderte: es wurde zwar verlangt, daß das Wormser Edikt da auch ferner gehalten werde, wo es schon bisher in Kraft gestanden habe, aber doch der Zusatz beigefügt: da, wo die neue Lehre entstanden sei und ohne merklichen Aufruhr nicht abgethan werden könne, solle alle weitere Neuerung bis zum Konzil „soviel möglich und menschlich" verhütet werden. Eine allgemeine Reaktion auf Grund des Wormser Edikts wollte also der Ausschuß nicht; er schien sogar bereit, die Reformation in ihrem gegenwärtigen Bestande einstweilen anzuerkennen: aber abgesehen davon, daß auch nach seinem Gutachten oder „Bedenken" doch aller weitere Fortschritt der Reformation verboten sein sollte, schloß er die „Lehren und Sekten, soviel dem Sakramente des Leibes und Blutes Christi entgegen" — wie wir sehen werden, sind die Zwinglianer gemeint — von aller Duldung aus; und dann fügte er die außerordentlich weittragende Bestimmung hinzu, daß „an keinem Ort, wo die neue Lehre überhand genommen," die Feier der Messe verhindert werden solle. Den Absatz der Proposition ferner, der offenbar auf Wiederherstellung der bischöflichen Gewalt abzielte, nach dem kein Stand den andern hinsichtlich seiner Obrigkeit und seiner Einkünfte vergewaltigen sollte, nahm das „Bedenken" ausdrücklich auf. Die Städte bemerkten sofort, daß damit den Bischöfen das Recht, „Prediger zu setzen und zu entsetzen," wieder gewährt sei; und ohne Zweifel machte diese Befugnis einen sehr wesentlichen Teil der bischöflichen „Obrigkeit" aus.

Angesichts dieser Bestrebungen betraten die Evangelischen einen ganz richtigen Weg des Widerstandes; sie griffen auf den Abschied von 1526 zurück, den ihre Gegner so besonders unbequem fanden, den Karl V. kurzerhand aus einer höchst fragwürdigen „kaiserlichen Machtvollkommenheit" umgestoßen hatte, und erklärten, daß sie sich ihn nicht entreißen lassen würden. Die Festung, die die Gegner durch einen Handstreich hatten nehmen wollen, erwies sich plötzlich als sehr stark besetzt. Der Landgraf von Hessen, ihm nach die Fürsten von Kursachsen, Lüneburg, Anhalt, der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach (der fränkischen Linie der Hohenzollern zugehörig) erklärten: der Beschluß vom Jahre 1526 könne nicht durch einfache Mehr-

*) In der Hauptsache aus der unter der Presse befindlichen dritten Auflage von G. Egelhaafs „Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation." Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

**) Julius Ney, Geschichte des Reichstags zu Speier im Jahre 1529. Speier, 1879.

heit wieder umgestoßen werden; das Reich habe damals seinen Gliedern bis zum Konzil freie Hand gegeben, und dabei müsse es sein Verbleiben haben. Wie sie, so sprach sich auch das Kollegium der Städte aus. Obwohl eine Anzahl von Städten sich der religiösen Neuerung abhold zeigte, so bestand doch von alters her in dem Kollegium das Herkommen, daß man sich nicht spalten, sondern in allen Stücken fest zusammenhalten solle. In der Vollsitzung vom 3. April, wo der Ausschußbericht verlesen wurde, erwies sich der politische Gedanke, der von den Städten den Grundsatz forderte: Alle für einen und einer für alle! stärker als der religiöse; das städtische Kollegium verhielt sich dem Ausschußbedenken gegenüber ablehnend und beschloß am 8. April eine „Supplikation" an die gemeinen Stände, daß man beim letzten Speirer Beschluß verharren möge. Die Städte machten ganz besonders darauf aufmerksam, daß es im Interesse der öffentlichen Ruhe liege, den einmal gefaßten Beschluß nicht wieder umzustoßen; daraus müßte „unbeschreibliche Beschwerde" entstehen: dem Abschied von 1526 verdanke man es gerade, daß in Deutschland Ruhe geblieben sei.

Die Kurfürsten und Fürsten ihrerseits nahmen den Antrag des Ausschusses an; doch setzten es, wie es scheint, die vermittelnden Stände durch, daß die Sache noch einmal an den Ausschuß zurück verwiesen wurde, was dann zur Folge hatte, daß der Absatz, der sich auf die Bischöfe bezog, so gefaßt wurde: daß kein Stand den andern in seinen Einkünften benachteiligen solle. Man ließ also die Erwähnung der Obrigkeit weg; allein man fügte dafür den Satz ein, daß kein Stand „die Verwandten und Unterthanen" eines andern Standes gegen diesen in Schutz nehmen solle. Damit rückte die Verhandlung wieder nicht vom Fleck; die Evangelischen befürchteten, die Bischöfe würden die Prediger als ihre „Verwandten und Unterthanen" betrachten und sie absetzen, ohne daß man ihnen dann entgegentreten könnte; sie wollten deshalb auch von diesem Zusatz nichts wissen, der am Ende doch zur Herstellung der bischöflichen Obrigkeit bei ihnen führen konnte. Aber eine Folge hatte dieser Zwischenfall immerhin; die geschlossene Phalanx der Städte wurde gesprengt, worauf König Ferdinand von Anfang an hingearbeitet hatte. Als am 12. April die Städte abermals aufgefordert wurden, dem Beschluß der beiden andern Kollegien auch beizutreten, da wiederholte zwar der Wortführer der Städte, Jakob Sturm, abermals die Bitte, daß man es beim Abschied von 1526 belassen möge; aber noch während er sprach, hatte er schon nicht mehr die geschlossene Schar aller Städte hinter sich: der Abgeordnete von Rottweil, Konrad Mock, gab die verblüffende Erklärung ab, es seien auch viele Städte vorhanden, deren Meinung es nicht sei, jene Bitte zu stellen. Nur achtzehn Städte blieben bei ihrer Opposition; einundzwanzig, also die Mehrheit, traten dem Beschluß der beiden andern Kurien bei. Dieses Ergebnis mußte die fürstliche Mehrheit und König Ferdinand in ihren Ansichten nur noch befestigen. Am 13. April wurde dem Straßburgischen Ratsherrn Daniel Mieg, der im Reichsregiment sitzen sollte, der Zutritt zu dieser Körperschaft feierlich versagt, weil seine Stadt „trotz ehrlicher Botschaft, Werbung und Begehren des Regiments die Messe abgeschafft habe."

Da die Stände hinsichtlich der Türkengefahr, abgesehen von den besondern Vorkehrungen Deutschlands, eine allgemeine Gegenwehr aller Christen für wünschenswert erklärt und bezüglich des Regiments und Gerichts sich bereit gezeigt hatten, für zwei Jahre die Hälfte der Kosten zu tragen, wenn der Kaiser die andre Hälfte übernehme, so war die Proposition erledigt; und am 19. April kündigte Ferdinand den versammelten Ständen an, daß er und die andern kaiserlichen Kommissarien kraft ihrer Vollmacht im Namen des Kaisers die Beschlüsse der Mehrheit in Sachen des Glaubens annehmen und demgemäß den Reichstagsabschied fassen lassen würden. Ferdinand stellte sich also deutlich und klar auf den Standpunkt, daß das, was früher beschlossen worden sei, auch wieder aufgehoben werden könne; er machte damit alles, was bestand, von jeweiligen Mehrheitsbeschlüssen abhängig; er verkündete das schrankenlose Recht der Majorität, Gesetze zu erlassen und umzustoßen, zu binden und zu lösen nach ihrem Gefallen. Die Evangelischen waren überrascht durch dieses rücksichtslose Auftreten, aber doch durch die Begebnisse der letzten Jahre einigermaßen auf das vorbereitet, was sie im Notfall zu thun hätten; es war dem Landgrafen gelungen, mit Kurfürst Johann und den Städten sich im Grundsatz über ein evangelisches Bündnis zu verständigen, das Lutheraner und Zwinglianer umfassen sollte. Die evangelischen Fürsten begaben sich in ein Nebenzimmer, und obwohl der König von Ungarn ihrem Gesuch, sich noch eine kurze Zeit zu verweilen, nicht willfahrte, sondern samt den Kommissarien sofort das Haus verließ, so gaben doch noch vor versammelten Ständen die Fürsten ihre Rechtsverwahrung, ihren Protest bekannt, durch den dann „nicht bloß in Deutschland, sondern auch bei den ausländischen Völkern," wie Sleidanus sagt, „der Name der Protestanten sehr verbreitet und viel genannt wurde." Der Kernsatz des Protestes war der, daß das, was von allen einmütig beschlossen worden sei, durch bloße Mehrheit nicht außer Kraft gesetzt werden dürfe. Die Protestanten fochten im Prinzip den Satz, daß eine Mehrheit die andre aufhebe, offenbar nicht an; aber sie bestritten, daß ein Mehrheitsbeschluß den einmütig gefaßten Beschluß zu nichte machen könne. Sie erklärten, daß sie in diesen Sachen, die Gottes Ehre und eines jeden Seelenheil angehen, Gott als höchsten König und Herrn aller Herren anzusehen verpflichtet seien: man möge sie also entschuldigen, wenn sie bei dem frühern Beschluß beharrten, zumal in diesen Dingen ein jeglicher für sich selbst vor Gott Rechenschaft geben müsse. Im übrigen bekundeten sie ihre Friedfertigkeit und versprachen hinsichtlich des Einkommens der Geistlichen sich untadelhaft halten zu wollen.

König Ferdinand wollte diesen Protest gar nicht annehmen; er hielt sich an den Willen der Mehrheit; Verhandlungen, die noch angeknüpft wurden, um doch noch einen einhelligen Abschied herbeizuführen, waren schon deswegen ohne Aussicht, weil die geistlichen Fürsten von einem Vergleich nichts hören, weil sie die Gelegenheit zu völliger Herstellung ihrer Macht bis aufs äußerste ausnutzen wollten; und ihnen trat Herzog Georg zur Seite, dem schon alle Abschwächungen der kaiserlichen Proposition wider den Sinn gingen. So warfen auch die Protestanten alle Rücksicht von sich; am 22. April haben Kursachsen, Hessen, Nürnberg, Straßburg und Ulm im tiefsten Geheimnis ein „Verständnis" zu gegenseitiger Hilfeleistung abgeschlossen, falls man des göttlichen Wortes wegen angegriffen werden sollte, und am 25. April wurde der Apellation der Evangelischen an den Kaiser, an ein Konzil oder an „ein Zusammenkommen der deutschen Nation" die gerichtliche Form gegeben. Diese Appellation wurde eigenhändig unterschrieben von fünf Fürsten — dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolf (Wolfgang) von Anhalt — und von vierzehn Städten: Heilbronn, Isny, Kempten, Konstanz, Lindau, Nördlingen, Nürnberg, Memmingen, Reutlingen, St. Gallen, Straßburg, Ulm, Weißenburg und Windsheim (beide in Franken); mit Herzog Ernst war sein Bruder Franz eines Sinnes.

Von katholischer Seite erfährt der Protest natürlich die bitterste Beurteilung. Hört man diese Stimmen, so verlangte die Mehrheit des Speirer Reichstags nichts als Duldung für die Altgläubigen in den neugläubigen Gebieten:

Die Fürsten und Städte, sagt Janssen (III[8] 138), die ihr neues Landeskirchentum nur durch Unduldsamkeit gegen alle Andersgläubigen hatten aufrichten können, wollten es durch dieselbe Unduldsamkeit erhalten. Sie protestirten gegen den Reichstagsbeschluß, der ihnen Duldsamkeit zur Pflicht machte.

Dreister ist nun aber doch die Kunst des Verdrehens noch nicht geübt worden. Die Forderung, daß die Messe in protestantischen Gebieten wieder geduldet werden solle, wäre doch nur dann billig gewesen, wenn man auch zugestanden hätte, daß in den altgläubigen Gebieten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen werde, wenn mit einem Wort nicht einseitige, sondern gegenseitige Duldung verkündet worden wäre. Die Protestanten erhoben sich in der Not des Reichstags zu dem herrlichen Ausspruch, daß in diesen Sachen „das mehrer wider das minder nicht fürdrücken möcht, da die sach nit ir viele in ein gemein, sunder yeden sunderlich belangt"; sie widersprachen

dem Satz, daß in Gewissensfragen die Mehrheit die Minderheit unterdrücken dürfe; sie forderten wirkliche Religionsfreiheit für jedermann. Die Mehrheit aber fand es ganz natürlich, daß überall da, wo die neue Lehre bisher verfolgt worden war, sie auch ferner verfolgt werde, und neue Blutzeugen der Wahrheit, wie der wackre Klarenbach in Köln, endeten auf dem Scheiterhaufen; sie fand es dagegen ganz unzulässig, wenn die Evangelischen — die denn doch mit dem Feuertode nicht so rasch bei der Hand waren — in ihrem Gebiet mindestens auch Herren bleiben und nicht zugeben wollten, daß ihre kirchliche Organisation wieder in Frage gestellt werde. Es war das alte Lied römischer Fanatiker: Duldung für uns, der Scheiterhaufen für die Abtrünnigen, und wenn die Protestanten sich diesem durch nichts zu rechtfertigenden Gebahren mannhaft widersetzten, so war dies einer der rühmlichsten Augenblicke nicht nur unsrer, sondern der menschlichen Geschichte überhaupt. Mit jedem andern Verhalten hätten die Protestanten sich selbst grundsätzlich ins Unrecht gesetzt und den Standpunkt verlassen, der rechtlich und sittlich vollauf berechtigt war: daß ihr Bekenntnis und ihre Kirche unter jedem Gesichtspunkt, der in Deutschland überhaupt in Betracht kam, der römischen Kirche gleichberechtigt gegenüberstand. G E-St

---

Canossa

1

Es war ein trauriges Bild, das am 25. Januar 1077 der Burghof von Canossa darbot: der mächtige König von Deutschland, Heinrich IV., stand im Büßergewande, barfuß und barhäuptig vor dem verschlossenen Thore der Burg und wartete hier vom Morgen bis zum Abend, und ebenso am folgenden Tage und ebenso am dritten Tage, — er wartete, daß das Thor sich öffne und der Papst ihm Gnade und Lösung vom Banne bewillige.

Der König hatte in rascher Gewaltthat den Papst abgesetzt, der allerdings eine neue Sprache geführt, unerhörte Forderungen erhoben hatte. Heinrich hatte bei seinem Vorgehen wohl seines Vaters gedacht, der einst über Drei zu Gericht gesessen hatte, die sich Papst nannten, er hatte aber nicht berücksichtigt, welch gewaltige Veränderung seitdem in der Kirche vorgegangen war. Die Kirche, die bisher mehr nur als Stütze der Staatszwecke gegolten hatte, war nun zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen. Den Anstoß hatte die Steigerung des religiösen Gefühls überhaupt, dann die Verbreitung der asketischen Ideale gegeben, die aus den Klostermauern die christliche Welt eroberten. Indem nun aber die weltentsagenden Ideen sich in der Kirche verbreiteten, waren auch, unmittelbar dadurch gegeben, die weltbeherrschenden aufgetreten. Denn die Lossage von allem Irdischen heiligt, heiligte jedenfalls in den Augen der Zeit, und es war so ganz naturgemäß, daß diese Genossenschaft von Heiligen, wie sie der Klerus nun darstellte, den Anspruch auf Führung und Leitung erhob. Es war jene Anschauung, die in dem Mönche Hildebrand jenes grandiose Machtbewußtsein erzeugte, das seinen schärfsten und konsequentesten Ausdruck in der Behauptung fand, daß er der berufne Schiedsrichter auf Erden, die höchste irdische Autorität, der Herr selbst über alle Könige sei. Die Stimmung der Zeit kam diesen Ansprüchen entgegen — es war jenes Geschlecht, das sich bald in unerhörtem Aufschwung aufmachte, um dem Islam das heilige Grab zu entreißen —, und als daher der Bannfluch, den Gregor als Antwort auf jene Verfügung Heinrichs diesem entgegenschleuderte, wie eine Lawine alles mit sich fortreißend, was an widerstrebenden Elementen in Deutschland war, — als dieser Bannfluch die Revolution in Deutschland entfesselte, da ergriff den trotzigen Heinrich ein Schauer, und in jähem Wechsel der Stimmungen unterwarf er sich demselben Manne, dem er noch vor wenigen Monaten sein: Steig herab! entgegengerufen hatte. Er sah jetzt in Gregor nur noch den zürnenden Priester, er versprach seinen Schiedsspruch in dem Streite zwischen ihm und den Fürsten anerkennen zu wollen, und er eilte in leidenschaftlicher Aufwallung über die Alpen, um seine eigne Rechnung mit dem Papste so schnell wie möglich zu begleichen, um Befreiung von jenem Fluche zu

erlangen, es koste, was es wolle, und jenen Schiedsspruch dadurch zu seinen Gunsten zu wenden. Und so legte er sich denn selbst jene Buße auf, durch das Uebermaß von Selbsterniedrigung wollte er die Gnade des Papstes erzwingen, die Himmelsthür erstürmen, die er verschlossen hielt. Er vergaß in seiner unbedachtsamen Art, daß in dem Richteramt, das der Papst beanspruchte, auch das Herrscheramt lag, und daß sich diese beiden Seiten des päpstlichen Wesens gerade so wenig trennen ließen, wie die Person des Königs von dem Könige selber. Als reuiger Mensch stand Heinrich IV. in Canossa, aber die Demütigung, die er sich auferlegte, traf das Königtum. Es war eine schwere Wunde, die Heinrich in seiner Unbesonnenheit der Institution des Königtums schlug. Die religiöse Idee, die Heinrich und seine Umgebung zu wenig berücksichtigt hatten, rächte sich hier an ihm selber.

Es verwandelte sich das Wort der Buße, das er hier sprach, in eine harte politische Realität, wie es vorher das Wort des Fluches, den Gregor ausgesprochen, gethan hatte. Der Bann des Papstes hatte gewisse Kräfte entfesselt, die, ursprünglich politischer Natur, als solche nicht überall zum Bewußtsein kamen, sofort aber und überall in Wirksamkeit traten, als die Kirche das Losungswort ausgab. Dies Losungswort hieß Freiheit. Frei sollte die Kirche sein von weltlicher Willkür, frei die Wahl der Kirchendiener, frei die Wahl der Päpste, frei von jeder irdischen Fessel, — und dies Wort der Freiheit tönte verlockend und verheißend in den Ohren Hunderttausender, die unter dem bisher geltenden System irgendwie litten: Freiheit wollten die Herzoge, die dem harten Joch des Königs sich nur widerwillig fügten, Freiheit wollte die klösterliche Geistlichkeit, die vom Bistum und Königtum arg beschränkt war, Freiheit wollten die von den deutschen Bischöfen regierten Bürger der italienischen Kommunen. Und so kam es, daß alle, wir müssen sagen liberalen Elemente sich um den Papst scharten; hier ist der Resonanzboden, der den Bannfluch des Papstes so gewaltig tönen machte.

Die Kirche war in der That zur dienenden Magd des Reiches geworden, die salischen Herrscher hatten unleugbar cäsaropapistische Neigungen. Die folgerichtige Ausbildung dieses Zustandes wäre ein Zustand der Unfreiheit, ein geistlich-weltlicher Absolutismus gewesen, und der dem europäischen Wesen nun einmal eigne Haß gegen universale Gewalten entlud sich ganz naturgemäß auf dem Gebiete, das von jeher den geeigneten Kampfplatz abgegeben hat gegen weltlichen Druck, auf dem Gebiete des religiösen Gewissens.

Wenn wir nun festhalten, daß der Vorgang von Canossa sich zurückführen läßt erstens auf ein Verkennen der Bedeutung der kirchlichen Ideen überhaupt und zweitens auf das Hineinspielen gewisser politischer Kräfte, die der kämpfenden Kirche ihren Beistand liehen, so haben wir die beiden Analogien gekennzeichnet, die zwischen den kirchenpolitischen Vorgängen des elften und des neunzehnten Jahrhunderts bestehen, und die uns zugleich auch ein Verständnis eröffnen für die Niederlage, die die staatliche Macht hier und dort erlitt.

2

Die kirchenpolitischen Kämpfe unsrer Zeit reichen mit ihren Wurzeln in den Beginn des Jahrhunderts. Hier liegen die Anfänge der Entwicklung, in deren Verlauf wir noch stehen. Die päpstliche Macht erhob sich in dieser Zeit von tiefem Verfalle. Wir können in der Geschichte ein eigentümliches Aufschwellen und Abnehmen dieser Macht wahrnehmen. Die Höhepunkte liegen im dreizehnten Jahrhundert und im Jahrhundert der Gegenreformation, die Tiefpunkte in dem Zeitalter der Reformation und der Aufklärung. Der Rückschlag bahnte sich schon an, als der Despotismus Napoleons I., der die Kirche rücksichtslos seinen weltlichen Zwecken dienstbar machen wollte, noch in voller Blüte war, er bahnte sich auf der ganzen Linie des sittlichen Lebens der Völker an, in welcher Form es auch auftreten mochte, und gab der Aera der Restauration, dem Zeitalter der heiligen Allianz ihr Gepräge.

In dieser Zeit erhob sich der planmäßige Neubau der päpstlichen Gewalt, zu dem die Zeit selbst von den verschiedensten

Richtungen her Material herbeitrug. Baumeister waren die Jesuiten, die mit seinem Spürsinn die Gunst des Augenblicks erkannten, und die nun aus dem Dunkel hervortraten, in dem sie seit der Aufhebung ihres Ordens verharrt hatten. Die Wiederherstellung des Ordens war der Grundstein, auf dem der Bau errichtet wurde. Wesentliches Material war zunächst — abgesehen von der persönlichen Teilnahme, die das Schicksal des von Napoleon hart verfolgten Papstes erweckte — die allgemeine Erstarkung des religiösen Empfindens und der religiösen Bedürfnisse, die eine Folge der unerhörten Erschütterungen war, die man durchlebt hatte. Die Kämpfe in Spanien und Oesterreich, wie der Freiheitskampf in Deutschland hatten den Charakter von religiösen Kämpfen angenommen, und die hier wirksame Begeisterung zitterte noch lange nach in den Gemütern. Es hatte sich aber zugleich in dem Kampfe gehandelt um das Prinzip der Legitimität gegenüber dem alles alte Recht schonungslos vor sich niedertretenden genialen Emporkömmling. Wenn das Alter die Entscheidung gab, so war zweifellos das Papsttum die legitimste aller Gewalten, und es war gegeben, daß die Vertreter dieses Prinzips diesen Schluß rückhaltlos anerkannten. Der Kampf war ferner gewesen ein Kampf der alten, auf der Autorität des Gottesgnadentums aufgebauten, mit religiösem Schimmer umgebnen Monarchien gegen die Demokratie, und es mußte den siegreichen Mächten des alten Europa die Institution naturgemäß besonders sympathisch sein, die als reinster Ausdruck der auf Autorität beruhenden Macht gelten konnte.

Die Gesellschaft jener Tage, selbst die protestantische Gesellschaft, gelangte so dazu, in dem Papsttum den Hort der konservativen Interessen zu finden, und sie wurde in dieser aus politischen Erwägungen entsprossenen Auffassung noch bestärkt durch die allgemein verbreitete romantische Geistesrichtung, die eine schwärmerische Vorliebe für alles Mittelalterliche herbeiführte, nicht mindere Begeisterung erweckte für die Großthaten der deutschen Kaiser, wie für die imponirenden Gestalten der weltbeherrschenden Päpste, und schließlich ihren Ausdruck fand in der katholisirenden Richtung hervorragender Vertreter der Litteratur und zahlreichen Uebertritten hochgestellter Protestanten zur römischen Kirche.

Der Kirche kam ferner zu statten die Unbefangenheit damaliger Staatsmänner, die von dem politischen Charakter der Institution des Papsttums und den bedeutsamen Veränderungen im Innern der katholischen Kirche keine rechte Vorstellung hatten, die ihr ein selbständiges Leben und Wollen nicht mehr zutrauten, die sie nur als eine willkommene Stütze des neu aufgerichteten Regiments ansahen, und ihr, wie z. B. der preußische Unterhändler Niebuhr, Zugeständnisse machten, die der Papst selber nicht umhin konnte als „wunderbar" zu bezeichnen.

Es war endlich für die Autorität des päpstlichen Stuhles ein gar nicht genug zu schätzender Vorteil, daß in den Wirren des Revolutions-Zeitalters auch der deutsche Kirchenstaat verschwunden war, daß ihm also nicht mehr mächtige Kirchenfürsten entgegenstanden, deren Fügsamkeit doch sehr bestimmte Grenzen hatte, daß die neuen Bischöfe vielmehr Kleriker verhältnismäßig niederer Herkunft waren, die ganz naturgemäß dem gekrönten Priester in Rom gegenüber eine ganz andre Stellung einnehmen mußten, als früher etwa ein Kurfürst von Mainz oder Köln. Diese Beseitigung der kirchlichen Aristokratie in Deutschland hatte zugleich den Vorteil, daß die Kirche sich volkstümlicher gestalten konnte; die höchsten Stellen waren jetzt nicht mehr einer auch sonst bevorrechteten Klasse vorbehalten; jeder aus dem Volke konnte nun die Stufenleiter der Hierarchie emporklimmen, das persönliche Verdienst — Verdienst natürlich im kirchlichen Sinne genommen — war entscheidend; und diese, wenn man so sagen darf, Demokratisirung der deutschen Kirche war umso wirksamer, als der Staat damals in seinem Restaurationseifer das ganze alte Bevormundungssystem wieder hervorgesucht hatte, mit gehässigen polizeilichen Maßregeln jede freiere Regung unterdrückte und den immer lauter werdenden Ruf des Volkes nach Teilnahme an der Gewalt geflissentlich überhörte.

Die Doppelnatur der katholischen Kirche kam hier so recht zum Ausdruck. Während sie auf der einen Seite sich gern gefallen ließ, als Hort der Legitimität und Autorität zu gelten

und mit ihren Mitteln als besonders befähigt die Massen in der Furcht des Herrn zu halten, zeigte sie auf der andern Seite eine gewisse Wahlverwandtschaft mit dem Liberalismus, insofern dieser — ganz allgemein genommen — die Gegenbewegung gegen staatliche Omnipotenz darstellt. Je mehr sie zum Bewußtsein ihrer Macht kam, um so kühner trat sie dem Staate gegenüber und erfüllte dadurch ihren Klerus mit einem immer stolzern Unabhängigkeitsgefühl. Die damals auf politischem Gebiete überall rücksichtslos unterdrückte Opposition zog sich so auf das kirchliche Gebiet zurück, und dies um so leichter, weil die neu erworbnen und durchaus noch nicht besonders preußisch gesinnten Gebietsteile Preußens überwiegend katholische Bevölkerung hatten. Die Kirche war eine feste Burg, von wo aus der Staat ohne große Gefahr befehdet werden konnte, und die Machtmittel des Staates erwiesen sich hier wirkungslos.

Darin liegt die Bedeutung des Kölner Kirchenstreites. Er zog seine Nahrung nicht zum geringsten Teile aus der damals allgemeinen politischen Verstimmung. Es war eine Kraftprobe der neurömischen Kirche, und sie gelang: der Ultramontanismus trat hier zum erstenmale in die Erscheinung. Es zeigte sich hier zuerst die Wirkung jener stillen, aber rastlosen Arbeit, die von Rom ausgegangen und die Erfüllung der ganzen Kirche mit einem einheitlichen Geiste zum Zielpunkt hatte, mit dem Geiste der rückhaltlosen Unterthänigkeit gegen Rom und dem felsenfesten Glauben an die Bestimmung der katholischen Kirche, die Weltkirche zu sein in des Wortes weitester Bedeutung.

Es lag freilich in dieser neuen Richtung auch eine harte Zumutung gerade für viele von denen, die bis dahin in der katholischen Kirche Deutschlands den Ton angegeben hatten. Daß auf jedes selbständige kirchliche Leben verzichtet werden sollte, daß die Wissenschaft wieder in die Magdstellung der Scholastik zurückgedrängt werden, daß Rom und immer nur Rom die Entscheidung geben sollte, wollte vielen nicht in den Sinn, und sie erhoben denn auch ihre Stimmen. Allein die Stimmen verhallten, die Vertreter des Gedankens einer deutschen Nationalkirche kämpften auf einem verlornen Posten, niemand nahm sich ihrer an; das deutsche Volk war damals ganz hingegeben seinem Kampfe um die politische Freiheit, ja die politischen Kämpfer jener Tage duldeten sogar die Vorfechter des Ultramontanismus neben sich im Gliede, führten diese doch auch das Wort „Freiheit" — freilich Freiheit in ihrem Sinne genommen — im Panier. Wir wissen, daß jene beinahe nichts erreichten, daß die Hoffnung auf Erfüllung der liberalen Wünsche grausame Enttäuschung erfuhr, — anders stand es mit den Vorkämpfern der kirchlichen Freiheit; sie trugen einen ganzen und vollen Erfolg davon: die Artikel 15—18 der preußischen Verfassung bedeuten in der That den Sieg auf der ganzen Linie, sie besagten: 1. die Kirche ordnet ihre Angelegenheiten selbständig; 2. der Verkehr mit ihren Obern ist ungehindert; 3. das Ernennungs-, Vorschlags-, Wahl- und Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist aufgehoben; — all die Kautelen also, die die Staatskunst früherer Tage für nötig erachtet hatte gegen die Eingriffe der kirchlichen Organe in das staatliche Gebiet, all diese Kautelen waren in die Rumpelkammer geworfen, es war völlig reiner Tisch gemacht. Was geschehn sollte, wenn die Kirche in der selbständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten mit den Staatsgesetzen in Konflikt kam, wenn die der Kirche gewährte Freiheit zur Beeinträchtigung der Freiheit andrer auswuchs, darum machten sich die Gesetzgeber keine Sorge, und die, die dieses Gesetz nachher zu handhaben hatten, die Reaktionsmänner der fünfziger Jahre, erst recht nicht. So war die Kirche in der angenehmen Lage, sich völlig ungestört in den Besitz dessen zu setzen, was das Revolutionsjahr ihr eingebracht hatte, ihr kam die Gegenströmung trefflich zu statten, die den Liberalismus wieder aufs heftigste verfolgte. Die stille Arbeit Roms ging ungestört ihren Gang, der Klerus wurde immer mehr bis in die tiefsten Schichten mit dem ultramontanen Geiste erfüllt, das heranwachsende Geschlecht wußte es schon gar nicht mehr anders, als daß der jesuitische Gehorsam sich von selbst verstehe, daß Roms Wille Gesetz sei, und so ward schon von langer Hand her die katholische Welt für das

neue Dogma vorbereitet, auf das die ganze Umgestaltung der Kirche logisch abzielte, und das dazu bestimmt war, das Werk zu krönen. R Schw

Das Deutsche Adelsblatt und das Christentum

1

Im Frühjahr hat der eifrige Vorkämpfer des Evangelischen Bundes, der mit unermüdlichem Spürsinn allen Schlichen des Jesuitismus nachgehende Professor Nippold in Jena eine kleine, dankenswerte Schrift veröffentlicht: Der christliche Adel deutscher Nation. Ein Rückblick und Ausblick auf seine Vergangenheit und Zukunft (Berlin, Georg Reimer. 1,80 Mk.).

Die Schrift zerfällt in zwei Teile. Der erste ist ein Sendschreiben an den Grafen von Wintzingerode-Bodenstein, der — wie noch seine letzte Eröffnungsansprache auf dem Kasseler Kongreß 1891 gezeigt hat — durch seine vornehme, besonnene, dabei warme und begeisterte Persönlichkeit für den Evangelischen Bund ein unschätzbarer Vorsitzender ist. In diesem Sendschreiben schildert Nippold, anknüpfend an einen Besuch auf dem Bodenstein, in kurzer Skizze die Geschichte des Adels, vornehmlich des deutschen Adels, und seine Verdienste im Kampfe um die Glaubensfreiheit, sodann die Stellung des deutschen Adels in der Gegenwart, die deutsche Adelsgenossenschaft und das deutsche Adelsblatt im allgemeinen, endlich die fortdauernden Aufgaben des christlichen Adels deutscher Nation „für des christlichen Standes Besserung." Hier wird auch der im ganzen zustimmende Leser hin und wieder ein Fragezeichen zu setzen sich gedrungen fühlen: man kann die Verdienste des Adels in der Vergangenheit, insonderheit in der Vergangenheit Brandenburgs und Preußens, die bei Nippold merkwürdigerweise fast ganz zurücktritt, sehr warm anerkennen, ohne doch zu glauben, daß bei den großen Fragen der Gegenwart dem alten Adel eine besondre Aufgabe gestellt ist.

Doch der Schwerpunkt von Nippolds Schrift liegt in dem zweiten Teil, einer Darstellung und Untersuchung der Jahrgänge 1889—1892 des Deutschen Adelsblattes.*) Eine mühsame und verdrießliche Arbeit! Denn in den Artikeln, die Nippold uns vorführt und deren Charakter und Tendenz er uns enthüllt, ist ein so bodenloser Mischmasch von jesuitischer Schlauheit, Geschichtsverdrehung, Gedankenlosigkeit, Unkenntnis des Wesens des Evangeliums u. s. w. enthalten, daß man oft nicht weiß, soll man sich über diese unevangelische, ja treulose Art entrüsten, oder soll man dies unbedeutende Zeug achselzuckend im Papierkorb verschwinden lassen? Wir danken es Nippold, daß er sich nicht bei der Bedeutungslosigkeit dieser Aufsätze und des sie enthaltenden Organs beruhigt, sondern ihre Gefährlichkeit durchschaut und an den Pranger gestellt hat. Und wir glauben im Sinne des Verfassers zu handeln, wenn wir die von ihm geführte Untersuchung ein wenig fortsetzen. Wir beschränken uns dabei auf das Quartal vom 1. April bis 30. Juni d. J.

Nippolds Broschüre hat natürlich die Beachtung des Deutschen Adelsblattes erregt. Die Charakteristik seiner Persönlichkeit sucht aber von vornherein ihren Eindruck abzuschwächen. Ist er doch ein liberaler Theologe!

Professor Nippold ist bekannt als ein entschiedner Anhänger der modernen liberalen Theologie innerhalb des Protestantismus, die dem alten Glauben einen neuen entgegenstellt, die Göttlichkeit Christi leugnet, die Wunder für Täuschung oder Betrug erklärt und das apostolische Glaubensbekenntnis als veraltet und nicht mehr passend je eher, desto lieber abschaffen möchte. Wenn er nun auch innerhalb dieser Richtung keineswegs ein Koryphäe ist, so ist er doch einer ihrer streitbarsten Vorkämpfer, sonst wäre er schon nicht in — Jena. (Nr. 15)

Aber er ist noch etwas viel Schlimmeres:

Nicht nur der unerbittliche Gegner des Ultramontanismus, auch der liberale Bourgeois mit allem, was in demselben an zersetzenden Bestrebungen lebt und webt, tritt uns aus der Kritik, die der Herr Professor an Adelsblatt und Genossenschaft übt, entgegen. Wir treffen da auf jene typische Form, die mit großer Umsicht den innersten Kern ihres Wesens unter Redewendungen zu verbergen weiß, die der oberflächlichen Betrachtung des Durchschnittskonservatismus vielfach in ihrer eigentlichen Bedeutung völlig verborgen bleiben. (Nr. 14)

*) Wochenschrift für die Aufgaben des christlichen Adels. Redakteur: R. von Mosch. Verlag: Aktiengesellschaft-Pionier, Berlin.

Nippold soll es nun der Adelsgenossenschaft zum Vorwurfe gemacht haben, daß sie für das Apostolische Glaubensbekenntnis so entschieden eingetreten sei. Das ist natürlich einfach nicht wahr. Nippold hat die Verquickung von Theologie und Politik, von Sonderbestrebungen eines einzelnen Standes mit den Heilsthatsachen des gesamten Christentums getadelt (S. 35 f. und S. 86 f.) und sich gegen den Mißbrauch gewandt, das Apostolikum als die gemeinsame Grundlage der Katholiken und „gläubige" Protestanten umschließenden „Partei bewußter Christen" zu betrachten. Alles dies, was Nippold gerügt hat, bestätigt wahrhaft klassisch folgende Ausführung aus der ihm gewidmeten Entgegnung:

Angesichts der jetzigen Angriffe auf unser christliches Bekenntnis ist es die heiligste Pflicht der christlichen Ritterschaft, als des von Alters her gebornen und berufnen Wächters und Schützers der Kirche, diesen Kampf aufzunehmen und klar und unzweideutig dem übrigen Volke zu zeigen, daß sie solche Angriffe auf unsern allerheiligsten Glauben (denn nicht nur die Katholiken, sondern auch wir gläubigen Protestanten halten ihn für unser allerheiligstes Gut) nicht duldet. Der ganze christliche Adel aller Konfessionen schart sich wie ein Mann um dies gemeinsame Palladium und verteidigt es mit äußerster Entschiedenheit gegen alle Feinde, gleichviel ob es Protestantenvereinler, Altkatholiken, Juden oder moderne Heiden seien.

Denn das Apostolikum und die von ihm bekannte Göttlichkeit [!] Christi ist die Vorburg der ganzen Festung; mit ihr steht und fällt das Christentum. Wir dürfen nicht dulden, daß sie heimlich unterminirt, ein Stein aus ihrem Fundamente genommen werde. Diese Burg aber ist vor allem der Hut des christlichen Adels anvertraut, darum gilt es in unsern kampferfüllten Tagen mehr als seit langer Zeit für ihn auf der Hut zu sein, auf der obersten Zinne des Wartturmes zu stehen zur Erkennung des Feindes, denn „groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist," und Verrat lauert in den eignen Reihen der Kirche. Diese Feinde aber sind nicht etwa gläubige Christen andrer Konfessionen, sondern der Unglaube im Bunde mit dem Halbglauben innerhalb der eignen Kirche.

So wollen wir deutschen Edelleute denn trotz aller Professorenweisheit festhalten am Glauben und Bekenntnis unsrer Väter und unsre teure lutherische Kirche schützen vor den Angriffen der liberalen Theologie.

Wir wollen auch in Zukunft unser Wächteramt erfüllen, unsre Kirche und unser Volk warnen vor falschen Propheten, falschen Hirten und Mietlingen, besonders auch vor falschen Professoren und ungläubigen Theologen.

Wir wollen keine Gemeinschaft haben mit Protestanten wie Nippold, Harnack, Beyschlag, Kastan, Bornemann, Ritschl u. s. w. Für uns giebt es nur Einen Gott, den dreieinigen, nur Einen Christus, den Gottessohn; wir wollen nicht rütteln lassen an der festen Autorität des Gotteswortes; wir wollen keinen Menschen, sondern einen Gott als unsern Erlöser und Seligmacher.

Ferner hat Nippold sich gegen die Motivirung der sogenannten Hammersteinschen Kirchenreformpläne durch den sehnsüchtigen Hinblick auf die Einheit und Stärke der römischen Kirche gewandt. Dem Adelsblatt ist es „gleichgiltig, ob man diese Bestrebungen als katholisirende Tendenzen zu verdächtigen sucht." Aber daß dies keine Verdächtigung, sondern pure Wahrheit ist, beweist folgende Stelle:

Den schlagendsten, unwiderleglichsten Beweis von der Richtigkeit und dringenden Notwendigkeit unsrer diesbezüglichen Forderungen geben aber Professor Nippold und seine theologischen Gesinnungsgenossen selbst. Will der Protestantismus nicht an Selbstzersetzung, an Irrlehren, an Unglauben und Halbglauben zu Grunde gehen, so darf er den in der jetzt modernen liberalen Theologie herrschenden Geist der Kritik, des Subjektivismus, der übertriebnen Lehrfreiheit, der Zucht- und Autoritätlosigkeit, diese unvermeidlichen Folgen der mangelnden obersten kirchlichen Spitze, der fehlenden Freiheit und Selbstregierung, nicht länger dulden, sonst giebt er sich selbst auf. (Nr. 15)

Endlich hatte Nippold die feindselige Stellung des Adelsblattes zum Evangelischen Bunde und dessen ungerechte Beurteilung beklagt. Das Adelsblatt setzt nun allem, was es gegen hin bisher gelästert hatte, die Krone auf, indem es schreibt:

Die Versuche des Evangelischen Bundes, aus Haß gegen das Autoritätsprinzip und den Positivismus der katholischen Kirche den protestantischen Adel zum Kampf gegen seine katholischen Mitchristen aufzustacheln und ihn dadurch für eine Bundesgenossenschaft mit dem Liberalismus zu fangen, sind, Gott Lob! vollständig vergeblich. Diese Zeiten sind hoffentlich für immer dahin. Der deutsche Adel verurteilt auf das entschiedenste diese Katholikenhetze in jetziger Zeit und hält sie für kirchlich und politisch gleich verwerflich und kurzsichtig. (Nr. 15)

Dennoch hat nun Nippolds Schrift, so grob und unzugänglich auch die Abwehr dagegen ist, ihres Eindrucks offenbar nicht ganz verfehlt. Zweierlei beweist dies: erstens, daß der

Mitarbeiter R. v. R., den Nippold so scharf gekennzeichnet hat, plötzlich verschwunden ist, — oder sollte er nur seine Chiffre geändert haben? Zweitens, daß in Nr. 16 die Redaktion feierlich erklärt, daß die Erörterungen über die Jesuitenfrage nun zu Ende sein sollten:

> Wir würden es mit den Interessen der deutschen Adelsgenossenschaft nicht vereinbar erachten, immer wieder auf die Sache zurückzukommmen; denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß weite Kreise der evangelischen Welt von eben diesem Gedanken beunruhigt sind. Es mag dahin gestellt sein, ob dies auf einer mangelhaften Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse beruht, oder ob hier die Spuren eines Kampfes nachwirken, der jahrelang das deutsche Volksleben vergiftet hat; wir wollen nur die Thatsache konstatiren. Die deutsche Adelsgenossenschaft steht aber den christlichen Konfessionen gegenüber auf paritätischem Boden, und darum liegt es in ihrem Interesse, Streitfragen nicht unnötig zu vertiefen.

Sollte die Redaktion nicht lieber auch das dahin gestellt sein lassen, ob die Beunruhigung der evangelischen Welt etwa auf einer richtigen Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse beruht? Das wäre doch vielleicht auch möglich!

Politik und Kirche in Nordschleswig

Ob es wohl Bezirke im preußischen Staate giebt, die eine so niedrige Kriminalitätsziffer aufzuweisen haben wie das dänischredende Nordschleswig? Die Frage wäre einer statistischen Bearbeitung und Vergleichung wert. Soweit wir unterrichtet sind, giebt es wenige Gegenden, in denen die einheimische Bevölkerung der Strafgerichtsbarkeit so wenig zu thun giebt wie hier. Ob es wohl viele Kreise giebt, die sich mit den nordschleswigschen Kreisen messen können an beruflicher Tüchtigkeit ihrer Landleute, Gemeinsinn, Ordnung und Fleiß? Nach dem öffentlich ausgesprochnen Urteil eines Verwaltungsbeamten, dem einige Kenntnis und Erfahrung in dieser Beziehung zuzutrauen ist, dürften die nordschleswigschen Kreise als Verwaltungsobjekt im preußischen Staat eine der ersten Stellen einnehmen, zumal die Bewohnerschaft trotz dänischer Gesinnung und Sprache der Obrigkeit eine unbedingte Achtung und Gehorsam entgegenbringt und in allen Verwaltungsangelegenheiten, in denen die Politik außer Betracht bleibt, sich leicht und gern leiten läßt.

Woher kommt das? Weil die dänischredenden Nordschleswiger im allgemeinen Durchschnitt eine sehr kirchliche Bevölkerung sind, in deren Mitte christlicher Glaube und Gottesfurcht in bewußter Weise ihre Pflege finden. Leider wird dieser innere Zusammenhang bei der Betrachtung nordschleswigscher Verhältnisse vielfach übersehen, zumal von solchen, die überhaupt nie zu verstehen gelernt haben, welche Bedeutung eine rege Kirchlichkeit, wie sie von der lutherischen Kirche angestrebt wird, unmittelbar und mittelbar für eine gesunde Entwicklung des Volkslebens hat.

Auch in Schleswig-Holstein steht man sonst vielfach vor einem drohenden Zusammenbruch der Volkskirche. Abgesehen von dem Mittelrücken und teilweise der Landschaft Angeln zeigt sich überall, in den Städten am meisten, eine Entfremdung vom Worte Gottes, ein Abfall von der christlichen Wahrheit und Sitte, eine Ueberflutung mit materialistischen, ja sozialdemokratischen Ideen, die eine sehr pessimistische Stimmung wachzurufen geeignet sind bei allen, die noch auf die Kirche etwas halten. Mit allerlei Mitteln und Mittelchen sucht man zu retten, was noch zu retten ist. In Nordschleswig allein, mit Ausnahme der deutschredenden Gemeinden der dortigen Städte, steht die Kirche noch im Mittelpunkte des Volkslebens. Dort wird das Wort Gottes noch gern gehört und übt in sittlicher und sozialer Beziehung seine Wirkung aus, dort giebt es noch eine große Anzahl von Gemeinden, in denen das heilige Abendmahl so in Ehren steht, daß annähernd hundert Prozent der Seelenzahl und darüber zum Tisch des Herrn gehen. Dort findet die kirchliche Liebesarbeit noch eine allgemeinere Beteiligung: die Missionsfeste werden an manchen Orten als kirchliche Volksfeste gefeiert; die Missionsgaben sind, gemessen an den Gaben andrer Gegenden, sehr bedeutend, und wenn einmal auch für ganz fern im Süden liegende Anstalten der barmherzigen Liebe eine Hauskollekte gehalten wird, dann haben die Nordschleswiger sich ihr

noch nie entzogen, sondern recht reichlich gegeben. Sogar die wandernden Handwerksburschen suchen, wie erwiesen, mit Vorliebe Nordschleswig auf, weil die dortige Bevölkerung es einfach als Christenpflicht ansieht, sie nicht ohne Gabe von der Thür zu weisen, obschon ihre Mildthätigkeit schwer gemißbraucht wird.

Leider befindet sich aber augenblicklich das kirchliche Leben Nordschleswigs inmitten einer verhängnisvollen Krisis, aus der es nicht ungeschädigt hervorgehen wird. Die Veranlassung dazu liegt in den politischen Verhältnissen; ihre scharfe Zuspitzung aber hat sie durch die Wirksamkeit des vom grünen Tisch aus thätigen Büreaukratismus empfangen, dem infolge seiner Eigenart manchmal die richtige Schätzung der im Volksleben wirksamen geistigen Faktoren abgeht.

Zur Begründung dieses Urteils müssen wir etwas weiter ausholen. Nach der Annexion der Herzogtümer Schleswig und Holstein im Jahre 1866 stand die preußische Regierung vor der politischen Aufgabe, einerseits den Partikularismus zu überwinden, andrerseits die dänischredenden Nordschleswiger dazu zu bewegen, daß sie unter Aufgabe ihrer nationaldänischen Bestrebungen sich in das preußische Staatsleben nach Herz und Gesinnung eingliederten und an den Lösungen der gemeinsamen Aufgaben teilnähmen. Die erste Aufgabe darf, zumal die Erfolge des großen Jahres 1870 eine entscheidende Wendung brachten, als gelöst erachtet werden. An der Lösung der zweiten Aufgabe wird dagegen immer noch gearbeitet. Man ging in dieser Beziehung anfangs sehr leise und schonsam vor und zog erst nach und nach die Zügel straffer. Natürlich mußte die Volksschule den Haupthebel abgeben, um das nordschleswigsche Volksleben nach und nach in andre Bahnen zu leiten. Zuerst wurden in den Unterrichtsplan eine Anzahl von deutschen Unterrichtsstunden eingefügt, damit die Bevölkerung allmählich zum Verständnis der in Recht, Verwaltung und Verkehr gebräuchlichen deutschen Sprache gelange. Da die so gewonnenen Resultate jedoch ungenügende bleiben mußten, so wurde, nachdem zuvor eine Reorganisation des Seminarwesens unter Aufhebung der dänischen Seminarabteilung in Tondern stattgefunden hatte, im Jahre 1888 ein weitrer entscheidender Schritt gethan. In der am 18. Dezember dieses Jahres erlassnen Verfügung über den Unterricht in den nordschleswigschen Schulen wurde bestimmt, daß der Schulunterricht fortan durchaus in deutscher Sprache zu geben sei, mit Ausnahme von sechs dänischen Religionsstunden auf der Unterstufe und vier dänischen Religionsstunden auf der Oberstufe, welchen letztern zwei deutsche Religionsstunden beizugeben seien. So wenig wie nun die Notwendigkeit geleugnet werden soll, den Jugendunterricht von der dänischen in die deutsche Sprache überzuführen, so verfehlt und verhängnisvoll erscheint es, den dänischen Religionsunterricht ohne weitres auf den Aussterbeetat zu setzen, indem man ihn einerseits zu Gunsten eines deutschen Religionsunterrichts beschränkt, andrerseits den Kindern die Möglichkeit genommen hat, den für seine Fruchtbarmachung nötigen Sprachunterricht zu empfangen. Die nordschleswigsche Bevölkerung ist darum auch seit Erlaß jener Verfügung von einer tiefen Erbitterung erfüllt, die der berufsmäßigen, von Dänemark aus geförderten politischen Agitation einen geeigneten Angriffspunkt geboten hat und durch diese so gesteigert ist, daß der Weiterentwicklung des kirchlichen Lebens in den bisherigen Bahnen eine ernstliche Gefahr droht.

Man erwäge doch: Die Bibel, die die Grundlage des gesamten christlichen Lebens ausmacht, ist von jeher in Nordschleswig in der dänischen Uebersetzung gelesen worden; die Kirchenlieder des Gesangbuchs sind dem Liederschatz der dänischen Kirche entnommen; sämtliche der häuslichen Erbauung dienenden Bücher und Schriften, die bisher eifrig gekauft und gelesen wurden, sind dänisch geschrieben — und nun ist die Jugend immer weniger imstande, mit Erfolg an der häuslichen Erbauung, geschweige denn am kirchlichen Leben teilzunehmen, zumal die Regierung auch den Privatunterricht durch allerlei Mittel einzuschränken bemüht ist, weil er angeblich nur der dänischen Propaganda zu gute kommt. Die Kirchensprache sowie die Sprache der gesamten Erbauungslitteratur von der Bibel bis zum Traktat ist die dänische Schriftsprache, die Volkssprache aber ist dasselbe Idiom, das auch in Jütland gesprochen

wird. Es ist darum, wenn die Jugend an der häuslichen Andacht und am kirchlichen Leben teilnehmen, wenn überhaupt die Kontinuität der christlichen Ueberlieferung in Familie und Gemeinde gewahrt bleiben und nicht zum Schaden künftiger Geschlechter zerstört werden soll, unbedingt notwendig, daß durchgehend, wo die Verhältnisse nicht andres gebieten, der Religionsunterricht in dänischer Sprache erteilt werde, und daß einige Sprachstunden für ihn die erforderliche Vorbereitung gewähren.

Diese Forderung ist auch in verschiedner Weise von der Bevölkerung erhoben, und ihre Motivirung ist so zwingend, daß man, wenn man an den Prinzipien der Reformation nicht irre geworden ist, sie als gerechtfertigt erachten muß. An mehreren Orten, wo die sonst so willkommnen und zahlreich besuchten Missionsfeste gehalten werden sollten, haben die Gemeinden einstimmig erklärt, sie würden daran nicht teilnehmen, wenn nicht die Frage nach dem Religionsunterricht der Kinder bei dieser Gelegenheit öffentlich erörtert und eine Resolution gegen seine gesetzlich angeordnete Form angenommen würde. Es heißt in jener Aussprache dem Sinne nach: Wenn man den Heiden das Evangelium in ihrer Sprache bringt, so haben wir auch ein unbestreitbares Recht darauf, daß uns das Wort Gottes in der uns geläufigen Sprache verkündigt werde; dieses Recht aber wird uns beschränkt und verkümmert dadurch, daß man unsern Kindern deutschen Religionsunterricht erteilt und ihnen keine Gelegenheit giebt, die Sprache unsrer dänischen Bibel zu erlernen. Auf den vor kurzem abgehaltnen Propsteisynoden haben die Laienmitglieder dieselbe Position mit Ernst und Nachdruck verfochten und sich rein an die Sache gehalten, ohne irgendwie zu politisiren. Es mag eine peinliche Szene gewesen sein, als auf einer dieser Synoden der vortragende Laie die anwesenden Pastoren fragte, ob sie auf Ehre und Gewissen versichern könnten, es sei ihre Meinung, daß das Seelenheil der Kinder bei der jetzigen Art des Unterrichts keiner Gefahr ausgesetzt sei, und als bei dem Schweigen aller Pastoren zuletzt konstatirt ward, kein Pastor wage das auf Ehre und Gewissen zu vertreten.

Der Einwand von büreaukratischer Seite, den die ihr zu Dienst verpflichtete Presse mit Emphase kolportirt: das sei ja alles Mache der dänischen Agitation; um die Religion sei es den Leuten gar nicht zu thun, sondern um einen politischen Vorstoß, dem die Religion nur als Vorspann dienen müsse, ist durchaus nicht stichhaltig, sondern muß entschieden zurückgewiesen werden. Die Herren wissen eben gar nicht, wie bitter und wehe dem Volke in dieser Sache zu Mute ist, sondern sie glauben das, was die in ihrem Dienste stehende Presse täglich vorbringt, und was ihnen aus den Reihen der deutschen Vereine entgegenschallt, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch Bierfeste und bis an den hellen Morgen ausgedehnte Tanzgelage den Nordschleswigern den fehlenden Patriotismus einzuimpfen. Auf diesem Wege wird man freilich die Situation niemals richtig erkennen lernen und niemals in die Lage kommen, der dänisch sprechenden Bevölkerung Gerechtigkeit zu erweisen. Nicht die Grundtvigianisch-dänische Agitation hat die bestehende Lage geschaffen und die tiefe Erbitterung wachgerufen, sondern sie hat in genauer Erkenntnis der Volksstimmung diese für ihre Pläne nutzbar gemacht und den durch die Regierung auf sie gezielten Spieß umgedreht. Der Fehler, der bei Erlaß und mehr noch bei Ausführung der Sprachverfügung gemacht ist, ist einfach dieser: man will den Religionsunterricht, der doch eine religiöse und kirchliche Angelegenheit ist, als Vehikel zur Erreichung politischer und nationaler Zwecke benutzen. Deswegen ist man auch bei der Vorbereitung des Spracherlasses in der falschen, aber in der Büreaukratie leider weit verbreiteten Meinung, daß die evangelische Kirche lediglich eine Dependenz des Staatswesens sei und sich einfach den Anordnungen der staatlichen Organe zu fügen habe, völlig an der Landeskirche und ihren Organen vorübergegangen, ohne in dieser wichtigen Angelegenheit auch nur ihren Rat einzuholen!

Es ist durch Aeußerungen der Organe der Regierung festgestellt, daß man durch die vorliegende Gestaltung des Religionsunterrichts die Nordschleswiger in die Lage bringen wolle, ehestens ihre dänische Kirchensprache mit der deutschen

zu vertauschen, um auf diese Weise den letzten angeblichen Hort der nationaldänischen Bestrebungen zu zerstören. Will man sich unter solchen Umständen wundern, wenn die dänische Agitation genau auf die Gegenseite sich stellend die Volksstimmung für die Erreichung ihrer eignen politischen und nationalen Zwecke ausnutzt? In der That ist es jetzt soweit gekommen, daß die Bevölkerung, die keineswegs gesonnen ist, ihre Kirchensprache, in der ihr die heiligsten und höchsten Fragen, des religiösen Lebens seit dreihundert Jahren nahegebracht sind, preiszugeben, ernstlich einen Austritt aus der von der Regierung als quantité négligeable behandelten Landeskirche in Erwägung zieht. Die Bevölkerung urteilt, daß die Landeskirche sich lediglich als ein Institut zur Umbildung der ihr teuer gewordnen Kirchensprache darstelle, und daß man, um dem beabsichtigten Zwange zu entgehen und sich die Freiheit der Entscheidung zu wahren, aus ihr austreten und zur Bildung Grundtvigianisch-dänischer Freigemeinden schreiten müsse. Diese Absicht ist nur noch verstärkt durch die inzwischen laut gewordne Nachricht, es solle der dänische Religionsunterricht überhaupt abgeschafft werden.

Wer erteilt doch der Regierung solche verhängnisvolle Ratschläge? Soll denn das blühende kirchliche Leben Nordschleswigs mit Gewalt zerstört werden, und will man es auf das traurige Niveau herabdrücken, auf dem das religiöse und kirchliche Leben in den deutschen Gemeinden der nordschleswigschen Städte steht? Hier klopft bereits die Sozialdemokratie vernehmlich an die Thür der bürgerlichen Gesellschaft. Soll es denn wahr werden, was in der Bevölkerung ungescheut ausgesprochen wird: Erlangen wir in der Behandlung unsrer Kirchensprache keine Gerechtigkeit, dann werden wir alle Sozialdemokraten.

Es unterliegt bei einer objektiven Betrachtung der Sachlage keinem Zweifel, daß die Regierung ihre Aufgabe, die nordschleswigsche Bevölkerung zum Anschluß an das preußische Staatsleben zu bewegen, auf diesem Wege und mit diesen Mitteln nicht erreichen, sondern vielmehr einen auf Generationen fortwirkenden Haß und eine Verbitterung groß ziehen wird, deren Folgen später in dem gesamten sittlichen und sozialen Stande des Volkslebens sich äußern müssen. Noch ist es Zeit, die Einwirkungen der fanatisirenden Agitation dadurch zu koupiren, daß man den berechtigten Wünschen der Volksseele, — die eben nicht mit den Agitatoren zu verwechseln ist, wie es die Büreaukratie geflissentlich thut — hinsichtlich des Religionsunterrichtes entgegenkommt. Behandelt man den Religionsunterricht als eine religiös-kirchliche Angelegenheit und gewährt man ihm als Unterstützung die nötigen Sprachstunden, die zur Einführung ins Bibellesen und in die Sprache der Gottesdienste erforderlich sind, dann waltet keinerlei Bedenken ob, den übrigen Unterricht ausschließlich in deutscher Sprache zu erteilen. Die Umbildung der gottesdienstlichen Sprache ist nur eine Frage der Zeit; sie muß aber, wenn Schaden verhütet werden soll, durch freie Entscheidung der Gemeinden erfolgen. Man soll nur die Früchte nicht pflücken wollen vor ihrer naturgemäßen Reife, die in diesem Fall erst nach mehreren Generationen eintreten kann. Fährt man aber auf dem einmal eingeschlagnen Wege fort, dann fanatisirt man die Bevölkerung, entfremdet sie auf lange Zeit hinaus und opfert die evangelische Kirche, wie ja leider schon so manchesmal geschehen ist, der Politik. Es würde aber in den kirchlich-gesinnten Kreisen von ganz Schleswig-Holstein als eine unauslöschliche Schmach empfunden werden, wenn in Folge der Schulpolitik der Regierung die sonst so kirchlich gesinnten Nordschleswiger sich zum Austritt aus der Landeskirche veranlaßt fühlten. So würde denn auch hier eine lange Zeit nachwirkender Anlaß zum Mißvergnügen geschaffen werden.

Hoffentlich nimmt die gesamte evangelische Kirche Deutschlands die Sache der dänischredenden Nordschleswiger als ihre eigne auf, denn es handelt sich hier um Prinzipien der Reformation, die nicht preisgegeben werden dürfen!*)

*) Vgl. den Artikel in Nr. 8 des vorigen Jahrgangs: Die nordschleswigsche Sprachenfrage und die Kirche.

Zum siebzigsten Geburtstage D. Beyschlags

Vielen Teilnehmern an der letzten Generalversammlung des Evangelischen Bundes im Jahre 1891 ist gewiß jener Augenblick unvergeßlich, wo Professor Beyschlag am Abend des 30. September, von einer großen Volksversammlung jubelnd begrüßt, das Wort ergriff, um in herzbewegenden Worten an die evangelischen Christen die Mahnung zu richten: Mehr Vertrauen zu einander, und mehr Hoffnung für die Zukunft! Wohl jeder, der den bekannten Hallischen Professor der Theologie an jenem Abend hörte, hatte den Eindruck: Hier redet ein Mann, der wie wenige den Beruf hat, den Gebildeten unter den evangelischen Christen die Herrlichkeit des Evangeliums nahe zu bringen.

Beyschlag gehört nicht zu den Professoren, die ihre Wirksamkeit in vornehmer Zurückhaltung auf Studierstube und Katheder beschränken. Er ist nicht nur ein Lehrer der Studenten, sondern zugleich ein Lehrer aller gebildeten Kreise im evangelischen Deutschland. Er nennt selbst das Bemühen, den Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem und praktischem Streben im Dienst der evangelischen Kirche aufrecht zu erhalten, die Seele seines thätigen Lebens. Mit rastlosem Eifer ist er bemüht gewesen, jenen Zustand von unsrer Kirche fern zu halten, den der greise Schleiermacher einst warnend mit den Worten bezeichnet hat: „Das Christentum mit der Barbarei, und die Wissenschaft mit dem Unglauben."

Durch seine Vorträge, seine Predigten, durch die Herausgabe der Deutsch-evangelischen Blätter, überhaupt durch seine gesamte litterarische Thätigkeit hat er Jahrzehnte hindurch den Beweis zu liefern gesucht, daß wahre, tiefgegründete Bildung und gesunde christliche Frömmigkeit keine unvereinbaren Gegensätze sind, sondern eng zusammengehören. Seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. War er doch durch seine Begabung wie dazu geschaffen, zwischen Theologie und allgemeiner Bildung die Brücke zu schlagen. In hervorragendem Maße ist ihm die Fähigkeit eigen, klar und schön zu reden und zu schreiben. Man könnte ihn die Künstlergestalt unter den gegenwärtigen Professoren der Theologie nennen. Was er angreift, gewinnt unter seinen Händen anschauliche Gestalt. Sein Denken ist mehr intuitiv als diskursiv. Für geniales Zusammenfassen besitzt er ungleich größere Begabung als für scharfsinniges Zergliedern. Mit bloßer Gelehrsamkeit zu prunken, liebt er nicht. Selbst seinen wissenschaftlichen Werken hat er eine so durchsichtige Form gegeben, daß auch gebildete Nichttheologen sie mit Gewinn und Genuß zu lesen vermögen. Die Vorrede zu der Neutestamentlichen Theologie enthält die bezeichnende Bitte, bei Beurteilung des Buches in Anschlag zu bringen, daß der Verfasser sich als Leser nicht nur gelehrte Fachgenossen gedacht und gewünscht hat, sondern auch „gebildete Laien, die den Quellen unsers christlichen Glaubens und Lehrens nachfragen."

Am vollkommensten zeigt sich die bewundernswerte Gestaltungskraft Beyschlags auf dem Gebiete der Biographie. Es sind herrliche litterarische Denkmäler, die er seinem ehrwürdigen „schon wie vergessenen und doch unvergeßlichen" Lehrer Karl Immanuel Nitzsch, seinem geistesverwandten rheinischen Freunde Albrecht Wolters und seinem frühverstorbnen Bruder gesetzt hat. Namentlich darf die letztgenannte Biographie, die unter dem Titel „Aus dem Leben eines Frühvollendeten" erschienen ist, ohne Uebertreibung zu den klassischen Büchern der deutschen Litteratur gezählt werden.*)

Doch die Bedeutung Beyschlags für die evangelische Kirche ist keineswegs erschöpft, wenn man ihn nur als den hochbegabten Förderer deutsch-christlicher Bildung hinstellt. Beyschlag verdient vor allem auch als deutsch-evangelischer Charakter Beachtung. Man hat ihn in frühern Jahren nicht selten einen biegsamen Opportunitätsmann genannt, hat ihm sogar öffentlich „Mangel an Ueberzeugungstreue und Rücksichtnehmerei auf die Machthaber im Staatskirchentum" vorgeworfen. Mit Recht hat Beyschlag schon im Jahre 1865 auf solche Verdächtigungen geantwortet:

*) Sechste Auflage, Halle, Strien 1889. 6, geb. 7 Mk.

Hätte ich Rücksichten nehmen und Menschen gefallen wollen, dann hätte ich den Altenburger Vortrag*) nicht gehalten; aber Gott Lob! ist, wie alle wissen, die mich kennen, nichts meinem Wesen fremder als diplomatisches Reden oder Schweigen.

Heute wird wohl die Charakterfestigkeit Beyschlags selbst von seinen entschiedensten Gegnern nicht mehr angezweifelt. Die Mannhaftigkeit, die der junge rheinische Prediger im Kampfe gegen römisches Wesen gezeigt hat, ist bis auf diesen Tag nicht von ihm gewichen. Unbekümmert um der Zeiten Gunst oder Ungunst hat er bischöfliche und päpstliche Anmaßungen unbarmherzig gegeißelt. Wie ein roter Faden zieht sich durch seine ganze öffentliche Wirksamkeit der Kampf gegen Rom. So viel man ihn auch wegen seiner Kriegsbereitschaft geschmäht hat, er hat sich nicht irre machen lassen. Trotz allem Undank hat er treu auf seinem Posten gestanden. Immer wieder hat er mit wachsamen Augen ausgespäht und vor allen Schlichen des alten bösen Feindes rechtzeitig gewarnt. Hätte man in Preußen diesen Wächterrufen etwas mehr Gehör geschenkt, würde zweifellos mancher verhängnisvolle Mißgriff vermieden worden sein.

Leicht erklärlich ists, daß angesichts der romfeindlichen Gesinnung Beyschlags der Evangelische Bund bei seinem Entstehen als das ausschließliche Machwerk des mittelparteilichen Hallischen Professors bezeichnet wurde. Und gewiß ist mit der Begründung des Evangelischen Bundes ein Lieblingswunsch Beyschlags in Erfüllung gegangen; auch war er bei dessen Entstehung und Weiterentwicklung stets eine treibende Kraft. Manche Veröffentlichung des Bundes hat spürbar genug den Stempel seines Geistes getragen. Allein seine Person mit dem Bunde schlechthin zu identifiziren geht nicht an. Schon der Zentralvorstand des Bundes schließt viel zu mannigfaltige und tüchtige Geister in sich, als daß ein Mann in ihm die Stellung eines Alleinherrschers einnehmen könnte. Der Vorsitzende, Graf Wintzingerode, obwohl ein vielbeschäftigter Laie, hat doch keinen Mangel an selbständigen Gedanken in Sachen der evangelischen Kirche, und ein Mann wie D. Leuschner darf sich wohl rühmen, daß ohne seine unermüdliche und aufopferungsvolle Thätigkeit der Bund das nicht geworden wäre, was er ist.

Beyschlag behält daneben doch seine eigenartige Stellung. Auf der einen Seite vereinigt er sich auf dem Boden des Bundes zu brüderlicher Arbeit mit andern Elementen, auf der andern Seite führt er ununterbrochen auf eigne Hand den Kampf gegen Rom weiter. Besonders schreitet er über die Position des Bundes dadurch hinaus, daß er mit aller Schärfe auch gegen alles römische Wesen innerhalb der evangelischen Kirche zu Felde zieht. Sobald es sich um innere Fragen der evangelischen Kirche handelt, muß der Evangelische Bund notgedrungen, um eine Vereinigung verschiedener Parteien zu ermöglichen, entweder eine völlig abwartende oder doch sehr vorsichtige Stellung einnehmen. Beyschlag dagegen ist, wo er auf seine eigne Verantwortung hin redet, nicht durch solche Rücksicht gebunden. Daher hat er fort und fort allen romanisirenden Anschauungen innerhalb der eignen Mauern mit dankenswerter Offenheit den Krieg erklärt. Auf Synoden und in Zeitschriften hat er, so oft sich ihm Gelegenheit dazu bot, eine Lanze für das Recht der Gemeinde gegenüber allen Neigungen zu unevangelischem hierarchischem Wesen eingelegt. Und was er in neuester Zeit für die Freiheit der theologischen Forschung und die gesunde Entwicklung des heranwachsenden Theologengeschlechts geredet und geschrieben hat, das hat lauten Wiederhall in vielen evangelischen Herzen gefunden. Die Artikel, die er im November 1892 und im Januar 1893 in den Deutsch-evangelischen Blättern veröffentlichte, haben bewiesen, daß der Siebzigjährige mit ungetrübten Augen die geistigen Bewegungen scharf beobachtet und die Zeichen der Zeit klar zu erkennen weiß.

Von den jüngern Dozenten und Pastoren haben viele in der Theologie andre Wege eingeschlagen, als Beyschlag sie zeigt, — geschieden fühlen sie sich darum von dem hochverehrten Manne nicht. Sie grüßen mit allen Freunden und Schülern

*) Dieser Vortrag, in dem die menschliche Seite der Person Christi stark betont war, hatte einen Entrüstungssturm von seiten Hengstenbergs und seiner Gesinnungsgenossen hervorgerufen

voll innigen Dankes für alles, was er ihnen gegeben, den feinsinnigen Lehrer der Theologen und Nichttheologen, sie verehren den charaktervollen Vertreter deutsch-evangelischer Eigenart, und sie wünschen dem jugendfrischen Greise von Herzen viel Kraft von oben für fernere segensvolle Arbeit im Dienste der evangelischen Kirche. Bn

Bücher und Schriften

(Flugschriften des Evangelischen Bundes. Sechste Reihe) Die sechste Reihe der Flugschriften, die der Evangelische Bund herausgiebt, umfaßt Heft 61 bis 72. Sie gliedert sich viersach.

Die erste Abteilung besteht aus den Heften 61 und 62. Sie enthalten die Vorträge, die Kawerau und Haupt 1891 in Kassel geboten haben. Sie verdienen noch immer mehr Beachtung, als ihnen zu teil geworden ist. Die protestantische Charakterfestigkeit, die Haupt so schön schildert, so warm empfiehlt, gehört noch immer nicht zu unsern Tugenden. Der Deutsche ist auch hierin sehr langsam. Aber manchesmal fragt man doch mit Recht, wie lange es noch währen wird, bis wir auf unsern Protestantismus stolz sind? Oder haben wir keine Ursache dazu? Wo hat denn der Gedanke des modernen Staates seine Heimat? Wer hat denn der Obrigkeit wieder zu der ihr gebührenden Ehre verholfen? Wer hat damit den Grund unsrer ganzen Entwicklung, unsrer kulturellen Höhe, unsrer nationalen Einheit gelegt? Die Antwort unterliegt doch keinem Zweifel. Nur neben der evangelischen Kirche kann sich ein gesundes Staatsleben entfalten. Das hat Kawerau wieder einmal glänzend nachgewiesen. Ob unsre Politiker etwas daraus lernen, ist freilich eine andre Frage.

Mit den Jesuiten befassen sich drei Hefte (63. 64. 67). Weitbrecht bespricht ihr Verhältnis zu den Redemptoristen. Sein Resultat ist, daß beide geistige Zwillingsbrüder sind. Besonders interessant ist, was er aus den Kammerverhandlungen der Reichsräte von 1845 bis 1846 berichtet. Nicht nur Ludwig I. war gegen diese „verkappten Jesuiten“ eingenommen; nicht nur der Minister Oettingen-Wallerstein verabscheute den Orden, der „durch seine Schilderungen der fleischlichen Sünden die jungfräulichen Wangen rötet“; selbst der fränkische Klerus war außer sich über die gewünschte Einführung der Redemptoristen. O quae mutatio rerum! — Wie gegen die Redemptoristen, so hat sich auch gegen die Jesuiten aus dem Schoße der römischen Kirche mancher Widerspruch erhoben. Der glänzendste ist von Pascal ausgegangen. Ein genialer Gelehrter, ein ernster Christ, ist er eine der schönsten Erscheinungen der Kirchengeschichte. Seine gegen die Jesuiten gerichteten Provinzialbriefe werden immer ein klassisches Buch bleiben. Mit ihrer Veranlassung, ihrem Inhalt, ihren Folgen macht uns zur Linden bekannt. — Die gegen seinen Orden vorgebrachten Beschuldigungen zu widerlegen, läßt sich der Jesuitenpater Duhr angelegen sein. Er hat aber bei aller von ihm in Anspruch genommenen Wissenschaftlichkeit wenig Glück. Darin hat er ja Recht, daß die Jesuiten die Erlaubtheit des Tyrannenmordes nicht erfunden haben. Das behauptet auch gar niemand. Daß sie sie aber annehmen und begründen, kann jeder mit Quellennachweisen in dem Schriftchen von Krebs lesen.

Eine dritte Gruppe (65. 66. 69. 70) ist der konfessionellen Polemik im 19. Jahrhundert gewidmet. Die Ansicht ist uns sehr oft begegnet, daß die römische Kirche zu Anfang dieses Jahrhunderts weniger streitbar gewesen sei als jetzt. Daß sie eine irrige ist, beweist Weitbrecht an der Hand vieler Quellen. Gewiß hat es einzelne Katholiken gegeben, die duldsamer waren. Wenn wir nicht irren, erzählt Palmer in einer seiner Predigten, bei der Gedächtnisfeier der Uebergabe der Augsburger Konfession hätten sich auch die katholischen Theologen von Tübingen beteiligt. Aber das waren doch nur Ausnahmen. Rom hatte die Streitaxt immer in Bereitschaft. Dafür bürgen schon die Namen Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI. „Nimmer wird der Jesuitismus aufblühen“ war eine sehr unbegründete Hoffnung. Aber dessen darf sich die evangelische Kirche rühmen, daß sie nicht den Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben hat. Sie war im Gegenteil eifrig bemüht, alles zu vermeiden, was Rom hätte verletzen können. In den Erlassen für die Begehung der Jubelfeier 1817, in den Ankündigungen derselben von der Kanzel wird, wenn man es überhaupt für nötig errachtet, als selbstverständlich ausgesprochen, daß der Glaubensüberzeugung der katholischen Mitbürger in keiner Weise zu nahe getreten werde. Darnach hat man sich denn auch redlich gehalten. Durch alle Festpredigten wehte ein Geist des Dankes gegen Gott, ein Geist unverbrüchlicher Treue gegen die Güter der Reformation, aber zugleich ein Geist wahrer christlicher Duldsamkeit gegen Andersgläubige, mit denen man doch durch den Glauben an Einen Gott, Einen Mittler, Einen Geist, sowie durch das Band des gemeinschaftlichen Vaterlandes aufs innigste verbunden sei. Dennoch hat man auf andrer Seite gerade die Feier von 1817 als erwünschten Anlaß zu neuen Gehässigkeiten gegen die evangelische Kirche aufgegriffen. Diese Veröffentlichungen scheinen uns besonders wertvoll und lehrreich.

Endlich sind noch zwei Schriften von Herrmann und Drache zu nennen. Jene behandeln wir in einem folgenden Bericht zugleich mit ihrer Fortsetzung. Sie beurteilt das Papsttum im Lichte des ersten Gebots. Drache untersucht, unter welchen Verhältnissen die Parität Imparität wird. Seine staatsrechtliche Untersuchung gipfelt in dem Satze, den Professor von Schulze-Gävernitz in seinem Lehrbuche des deutschen Staatsrechts ausspricht: „Verallgemeinerung von Grundsätzen, die nur

auf eine Kirche passen, führt nicht zur Parität, sondern zur Imparität.“ In Preußen ist aber die kirchliche Verfassung auf die römische Kirche zugeschnitten. Deshalb steht die evangelische immer im Hintertreffen.

Es ist wieder ein reiches Material, das hier verarbeitet worden ist. Möge es aufmerksame Leser finden. Einen Wunsch können wir nicht unterdrücken. Es wäre sicher lohnend, einmal die preußische Kirchenpolitik in diesem Jahrhundert darzustellen. Sie ist freilich kein Ruhmesblatt in der Geschichte Preußens. Sie scheint uns vielmehr eine Kette von fast lauter Mißgriffen zu sein. Aber ehe das nicht öffentlich anerkannt wird, darf man hier keine Aenderung erwarten. V W

(Bernardino Ochino von Siena) Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation von Karl Benrath. (Braunschweig, Schwetschke und Sohn.) In diesem Buche hat Professor Benrath in Königsberg einem der hervorragendsten Vertreter der italienischen Reformation ein biographisches Denkmal gesetzt. Auf dem Hintergrunde der Reformversuche, wie sie im Oratorium der göttlichen Liebe in Rom gepflegt wurden und durch die Namen Contarini einerseits, Caraffa andrerseits genügend charakterisirt sind, erhebt sich die ernste Gestalt des energischen und frommen Kapuziners, der damals als Generalvikar die erste Person seines Ordens und zugleich der berühmteste Prediger Italiens war. Schon ehe es im Jahre 1542 zum Bruch mit Rom und zur Flucht aus dem Vaterlande kam, war Ochino mit der evangelischen Wahrheit durch den spanischen Edelmann Juan de Valdes und durch einige wenige Schriften deutscher Reformatoren bekannt geworden; als ihm die Erkenntnis aufgegangen war, daß Christus allein unsre Gerechtigkeit sei, folgten auch die andern bald nach, daß die Gelübde der menschlichen Orden nicht allein unverbindlich, sondern geradezu unsittlich sind, und endlich: daß die römische Kirche, obwohl von außen glänzend für das leibliche Auge, nichtsdestoweniger ein Greuel vor dem Auge des Herrn sei. Dem innerlichen Bruch folgte der äußerliche, als der päpstliche Nuntius Migranelli Ochinos Predigten in Venedig dem Papste denunzirte und dieser den kühnen Mönch nach Rom zitirte. Schon unterwegs wurde er in Florenz durch den schon sterbenskranken Contarini gewarnt und entschloß sich zur Flucht. — Von nun an trieb ihn der Fluch der Heimatlosigkeit durch alle Länder. In Genf fand er bei Calvin freundliche Aufnahme, dann in Augsburg eine kurze Wirksamkeit, die Regierung Eduards VI. ruft ihn nach England, „nie hat er glücklicher gelebt und fruchtbarer gewirkt als dort,“ schreibt einer seiner Freunde. Aber die mit dem Tode des Königs aufkommende Reaktion der blutigen Maria vertreibt ihn auch von dort. Nach kurzem Aufenthalt in Basel wird er Prediger an der nach Zürich ausgewanderten Locarnergemeinde. Aber auch hier sollte der mittlerweile sechsundsiebzigjährige Mann keine bleibende Stadt finden; sein Verhältnis zu den Züricher Theologen trübte sich infolge einer allerdings fragwürdigen Schrift über die Vielweiberei, und um den Vorwurf der Ketzerei abzuwehren, verwies der Rat den greisen Mann mit seinen vier Kindern mitten im Winter binnen vierzehn Tagen aus der Stadt. In der Verteidigung ihrer Handlungsweise gegen Ochinos Schutzschriften haben die Züricher, insonderheit Bullinger, sich nicht mit Ruhm bedeckt, denn sie erhoben darin Vorwürfe gegen ihn, die schlechthin verleumderisch sind, und beschuldigten ihn des Sozinianismus, ja des Atheismus. Aber sie wirkten: nirgend fand Ochino dauernde Herberge; aus Basel und aus Nürnberg verwiesen zog er nach Polen, auch von dort wurde er verbannt. Drei seiner Kinder raffte die Pest dahin. Er selbst überlebte sie nur wenige Wochen, in Schlackau in Mähren ist er einsam gegen Ende des Jahres 1564 gestorben.

Ein tragischer Lebenslauf, und doch nicht nutzlos, nicht vergeblich! Tröstlich und gefährlich hat ein Rezensent, Pfarrer Bossert, in der Theologischen Litteraturzeitung sein Bild genannt. Tröstlich, denn es zeigt uns, daß die evangelische Wahrheit auch im Kloster, auch im Mutterlande des Papsttums die Herzen gewaltig zu rühren weiß: wie thöricht ist die Meinung, daß der Katholizismus für die romanischen Länder die einzig mögliche Form der Religion sei! Gefährlich, denn Ochinos Streitschriften gegen das Papsttum sind von schlagender Wucht und erwecken auch heute noch im Herzen der Leser den heiligen Zorn, in dem der Herr die Krämer aus dem Tempel gewiesen und über die Pharisäer Wehe gerufen hat. E F

(Der große Kurfürst als evangelischer Charakter) Ein Vortrag, von Professor Willibald Beyschlag zur Vorfeier des Geburtstages des Kaisers in der Erfurter Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften gehalten (Halle, Eugen Strien. 80 Pfge.), der dem Redner die größten Beschimpfungen der Germania eingetragen hat. Man kann daraus recht das Maß von Arroganz sehen, zu dem unsre heutigen Zentrumsmänner glücklich heraufgepäppelt sind, denn der Vortrag enthält schlechterdings nichts, was Anstoß geben könnte. Er bietet in der meisterhaften Abrundung und saubern Durcharbeitung, die alle Schriften Beyschlags auszeichnen, eine historische Skizze des großen protestantischen Fürsten, die freilich von selbst zu wenig erfreulichen Vergleichen mit der heute im Staate des großen Kurfürsten beliebten Politik herausfordern. E F

(Wie ein Tiroler Büeblein deutschnational wurde) Die Geschichte eines Kindes. Wolfenbüttel, Zwißler. 4 Mk. Aber nicht für Kinder, sondern für erwachsene Leute, und am besten für ernste Männer! Was diese Erzählung, die ich hiermit aufs wärmste empfehle, trotzdem das Nationale fast religiös gewertet wird, und trotz einer damit Hand in Hand gehenden pantheistischen Vergötterung der Natur, für die Leser der Christlichen Welt beachtenswert macht, sind nicht die wunder-

vollen Schilderungen der Alpennatur und ihrer Eindrücke auf Herz und Gemüt, auch nicht die feine psychologische Entwicklung des Büebleins, — sondern die erschütternde Zeichnung von dem Wesen und der Macht des Katholizismus in einem seiner Stammländer. Ich habe seit langem keine so erschütternde Anklage gegen römische Geistesknechtung gelesen, wie diese. Und dabei macht sie durchaus, trotz der romanhaften Form, den Eindruck des Erlebten und Wahren. Mit unerhörtem Druck lastet die römische Priesterherrschaft dort auf dem Volksleben, und unter ihrer Hand erstirbt alles: geistige Freiheit, nationale Idee, Sittlichkeit und Frömmigkeit. Sie macht die Schulen zu Anstalten zur Bekämpfung der Bildung, sie mißbraucht den Beichtstuhl zur Ausbeutung und Verführung, — ein furchtbares Sündenregister ist es, das der Verfasser ihr vorhält. Und er kennt ihre Macht, er sieht noch kein Morgenrot besserer Zeit. Aber sein Herz klammert sich mit felsenhartem nationalen Stolz an die Hoffnung: „Einmal wird man wieder ein großes tiroler Singen und Sagen hören! . . . Singen und sagen wird es, wie in einer stillen und verlornen Zeit die jungen Tiroler Staufen*) den alten Glauben und das neue Recht wieder aufgerichtet haben, wie sie die Felsenthore gesprengt vor dem Anhauche des deutschen Geistes, wie sie die nationale Verheißung wieder einsetzten unter das neubefreite, unverstandne, kornblumenblaue Berglicht!“

Das Buch ist mit ganzer Seele geschrieben, und die Seele eines Mannes, die frei und fest geworden unter Kampf und Ringen, spricht daraus zum Herzen des Lesers. E F

(Römisch oder evangelisch?) Von Th. Traub. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes, 1893. 4 Mk. Diese Schrift bildet einen, hoffentlich nicht den einzigen Teil einer für weitere Kreise verständlichen Polemik gegen Rom. In Anlehnung an das zweite Hauptstück des katholischen Katechismus entwickelt der Verfasser die römische und die evangelische Lehre von den Gnadenmitteln. Die Darstellung wird belebt durch den Hinweis auf allerlei kleinere oder größere Ereignisse, Bemerkungen in katholischen Zeitschriften, wodurch die Gesinnung der römischen gegen die evangelische Kirche sich offenbart. Welch ungeheures Material der Verfasser verarbeitet, geht aus dem mehr als dreißig Seiten umfassenden Litteraturverzeichnis hervor. Durch dieses wird das Buch, besonders für den wissenschaftlich arbeitenden Theologen, noch wertvoller. V W

(Jeanne d'Arc — eine Heilige?) München, M. Pößl, 1893, wendet sich gegen die Geschichtsverdrehungen, durch die man in Rom die Jungfrau von Orleans, die man einst auf den Scheiterhaufen gebracht hat, für Rom zu retten sucht. Seit fünfzig Jahren ist man dort für ihre Heiligsprechung bemüht. Man kann auch gar nichts Besseres thun. Denn dadurch gewinnt man eine neue Gestalt, durch die man auf das Volk einwirken kann. Außerdem wird dadurch dem französischen Nationalstolz geschmeichelt. Der Verfasser unterzieht die Gestalt der Jungfrau einer allerdings sehr energischen Kritik, doch ist sie im großen Ganzen nicht ungerecht. V W

(Dreizehn Jahre im Beichtstuhl) Leipzig, Fr. Richter. Der Verfasser von „Aus dem Tagebuche eines konvertirten Priesters“ will den Nachweis liefern, wie gerade der Beichtstuhl dazu angethan ist, den Beichtenden von einer aufrichtigen Bekehrung abzuhalten. Er thut es, indem er zeigt, wie es überhaupt unmöglich ist, das zu erfüllen, was nach dem katholischen Katechismus zum würdigen Empfange des Bußsakraments gehört. Die Neugier zu kitzeln, liegt ihm fern. Das Buch ist vielmehr von einem überaus ernsten Ton beherrscht. Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung. V W

(Was Luther zu Luther macht) Von Pastor Dörries. Hannover, Wolff und Hohorst, 1892. Eine kernige, gedankenreiche, packende Festrede, am 10. November im Hannöverschen Zweigverein des Evangelischen Bundes gehalten. Ihr Grundgedanke: „Der Glaube ist Luthers Größe.“

(Evangelischer Bundesbote 1893) von Professor Thoma in Karlsruhe herausgegeben, ein Heft nur 3 Pfge., ein sehr geschicktes Mittel, für den Evangelischen Bund zu werben, bietet auf wenig Seiten sehr viel: Auszüge aus Luthers Werken, Lebensbeschreibungen hervorragender Protestanten, kleine geschichtliche Nachrichten, aus denen die Größe, die Trostkraft des Evangeliums zu erkennen ist, Aufsätze religiösen und sittlichen Inhalts u. s. w. Es ist wie wenige zur Massenverbreitung geeignet. V W

(Der Kalender des Evangelischen Bundes) auf 1894, für den Evangelischen Bund, herausgegeben von den Pfarrern Faulhaber und Reischle am Diakonissenhause zu Schwäbisch Hall, ist bei der Buchhandlung des Evangelischen Bundes in Leipzig erschienen und kostet nur 25 Pfge. Ein Verzeichnis der Märkte im südlichen Deutschland macht ihn besonders geeignet zur Verbreitung in diesem Teil des Vaterlandes. R

*) Staufentiroler nennt der Verfasser Walther von der Vogelweide, und an ihn und seine antiwelfischen Gesinnungsgenossen möchte er die Entwicklung seines Vaterlandes am liebsten anknüpfen.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 34 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Jahres-Versammlung
des
Allgem. evangelisch-protestantischen Missions-Vereins
in Weimar
am 26. und 27. September 1893

Dienstag, den 26. September, vormittags 9 Uhr: Konferenz des Zentralvorstandes im Saale der Armbrustschützengesellschaft, Schützengasse 8; abends 6 Uhr: Gottesdienst in der Stadtkirche, Predigt vom Hauptpastor Dr. Grimm aus Hamburg; abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung im Saale der Armbrustschützengesellschaft. Ansprachen von Generalsuperintendenten D. Hesse und Professor D. Pfleiderer.

Mittwoch, den 27. September, vormittags 9 Uhr: Generalversammlung der Abgeordneten der Zweigvereine und der übrigen Mitglieder des Vereins (diese mit beratender Stimme nach § 8 der Statuten).

Tagesordnung:

1. Eröffnung und Begrüßung durch den Vizepräsidenten Konsistorialrat D. Ehlers. 2. Ersatzwahl für fünf statutenmäßig (§ 12) ausscheidende Mitglieder des Zentralvorstandes. 3. Wahl des Präsidenten. 4. Jahresbericht für 1892/93. 5. Jahresrechnung für 1892/93. 6. Voranschlag für 1893/94. 7. Vorschläge zur Regelung des Geschäftsverkehrs der Zweigvereine mit dem Zentralvorstande. 8. Umgestaltung der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. 9. Vorschläge zur Ausbreitung des Vereins: a) Gründung neuer Zweigvereine und neuer Geschäftsstellen, b) Berufung von Vertrauensmännern, c) Bildung von Frauenvereinen oder Frauengruppen. 10. Berichte der Abgeordneten der Zweigvereine. Nachmittags 4 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im Saale der Armbrustschützengesellschaft. Abends 7 Uhr: Volkstümliche Versammlung im Saale der Armbrustschützengesellschaft. Ansprachen werden halten: Superintendent D. Spinner, Pfarrer Dr. Hering, Pfarrer O. Schmiedel.

Im Empfangsbüreau im Armbrustlokal, Schützengasse 8, werden die Teilnehmerkarten mit dem Programm der Jahresversammlung ausgegeben, auch die Anmeldungen zum Mittagessen am 25. September (Preis 1,75 Mk.) angenommen. Bestellungen auf Gasthof- oder Privatlogis sind rechtzeitig an den Pfarrer Ernst in Weimar, Weststraße 2b, zu richten.

Der Zentralvorstand
Der Vorstand des Zweigvereins Weimar

Meine Verlobung mit Fräulein **Margarete Müller,** Tochter des Herrn Pfarrer Oskar Müller in Gotha und seiner Frau Gemahlin Auguste, geb. Conrad, beehre ich mich hierdurch anzuzeigen.

Gotha, im August 1893

F. Burbach,
Pfarrer an der Augustinerkirche.

Erfahrener Hauslehrer zum 1. Oktober für zwei Knaben (11½ und 10 Jahr) und ein Mädchen (7 Jahr) gesucht. Musik erwünscht. Empfehlungen und Gehaltsanspr. bei freier Station an **von Donop,** Rittergut **Wöbbel** bei **Schieder,** Fürstentum Lippe.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Das Töchter-Pensionat in Hildesheim
von Frl. **Marie Mensching**
(22 Jahre Hoyermannsches Institut)

bietet Kindern und jungen Mädchen in einer siebenklassigen Schule Gelegenheit zu gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung mit Berücksichtigung der besondern Anlagen der Zöglinge und darauf bezüglichen Wünsche der Eltern. Für Musik, Zeichnen und Malen sowie für fremde Sprachen bewährte Kräfte im Hause. Auf Grundlage eines gesunden Christentums wird Bildung des Charakters und Herzens angestrebt, daneben Aneignung guter Formen. Freie Lage des Hauses und gute Pflege sichern eine gesunde körperliche Entwicklung. Pensionspreis mäßig.

Auskunft erteilen gütigst: Herr Professor Bornemann in Magdeburg, Herr Pastor Juhle in Hildesheim, Herr Dr. Meyer, Direktor der höhern Töchterschule I und des Lehrerinnenseminars in Hannover.

Knabenpensionat Schöneberg-Berlin
Zum Oktober oder später finden bei
Frau **Rektor Matthes,**
Hauptstraße 77, I, in nächster Nähe des Westgymnasiums, Knaben freundlichste Aufnahme. Vorzügliche Empfehlungen. Mäßiger Preis.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 35 **Leipzig, den 24. August** **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christenfreude: 1 — Canossa: 3, 4 — Das Deutsche Adelsblatt und das Christentum: 2 (Schluß) — Die Seelsorge an Geisteskranken. Zur Abwehr und Klarstellung. 1. Wider das Schlagwort „Seelsorge und Psychiatrie!" 2. Die Konferenz evangelischer Irrenseelsorger; 3. Die Denunziation D. Sommers — Zwei Stimmen zu unsern Diakonissenartikeln: 1. Selbstverleugnung — ein Vorrecht der Frauen? — Erklärung in Sachen des Kasseler Hirtenbriefs. Nebst Nachwort des Herausgebers — Zur Beachtung — Anzeigen

Christenfreude

Ich habe es alles Macht, aber es frommt nicht alles! Ich habe es alles Macht, aber es soll mich nichts gefangen nehmen. 1. Kor. 6, 12.

1

Unter den Christen Korinths war ein Fall grober sündiger Lust vorgekommen. Der Thäter hatte sich damit verteidigt, daß Paulus selbst gesagt habe: Alles ist euer, alles ist euch erlaubt, ihr habt Macht über alles, auch über jedes Vergnügen, jede Freude; Christus hat euch frei gemacht, frei von allem, auch von jedem Gesetz. Das ist dem Apostel zu Ohren gekommen. Was antwortet er? Zunächst: was antwortet er nicht! Nämlich nicht, woran wir zunächst denken würden, etwa: Das ist nicht wahr. Dem Christen ist nicht alles erlaubt! Sondern er sagt: Der Mann hat ganz recht: Wir haben über alles Macht, dürfen alles thun! Wer? Wir Christen. Wir, die Christus zu Gott geführt und dadurch frei, auch von jedem Gesetz frei gemacht hat. Wenn wir nun die Dinge so benutzen, daß wir dabei aufhören, Christen zu sein, daß wir dadurch von Gott uns lossagen — wie thöricht!

Kennt ihr die Sage von der Wunderblume? Laßt sie mich euch erzählen.

Hoch oben auf dem Gipfel des Kyffhäusers wächst eine einsame blaue Blume. Einst fand sie ein ehrlicher armer Schäfer. Er brach sie, um seiner Braut damit eine Freude zu machen. Er muß ein Sonntagskind gewesen sein. Denn nur solche können sie finden. Da sieht er plötzlich in der Burg ein offnes Gewölbe, das er sonst nie bemerkt hat, und drinnen sind reiche Schätze ausgebreitet. Er greift nach den glänzenden Sachen. Da hört er eine dumpfe Stimme: Vergiß das Beste nicht! Aber die Gier hat sein Herz gefaßt. Er denkt nur an die Schätze. Was mag das Beste sein? Er greift nach immer Prächtigerem, hierhin und dorthin. Endlich hat er alle Taschen und auch beide Hände voll von den Schätzen. Schwer bepackt wankt er ans Tageslicht. Da steht ein Zwerg neben ihm, der fragt ihn: Wo hast du die schöne Blume gelassen, die du pflücktest? Die dumme Blume? sagt der Schäfer verächtlich, die werde ich wohl da drinnen gelassen haben. O du Thor! spricht der Zwerg, nur die Blume hatte dir den Eingang zu all den Schätzen geöffnet, nur durch sie warst du Herr darüber. Jetzt hast du alles verloren. Schau nur, womit du dich beladen hast! Erschreckt sieht der Schäfer auf seine Last, da ist es alles wertloses Gestein. Der Zwerg ist verschwunden, und auch das Burggewölbe findet er nicht mehr.

Nehmt diese Geschichte als ein Gleichnis, wie der Herr viele erzählt hat: Das Reich Gottes ist gleich einem Manne, der hinging und fand die Wunderblume und mit ihr große Schätze. Da ihn aber die Gier nach den goldnen Herrlichkeiten faßte, vergaß er darüber die schlichte Blume, und mit ihr verlor er alles.

Hört zu der alten Sage eine moderne Geschichte und laßts euch nicht kümmern, daß die Ironie der Unkenntnis das Aufsehen erregende Stück, dem sie zu Grunde liegt, zu einem „unsittlichen Schandstück" gebrandmarkt hat: Ein junger Künstler hat durch treue fleißige Arbeit ein Werk geschaffen, das ihm Ansehen gebracht, das ihm jede Gesellschaft und jedes Vergnügen geöffnet hat. Nun hat er ja wohl das Glück gefunden, das Glück und die Freude? Er eilt von Genuß zu Genuß und von Lust zu Lust. Aber das Glück, das findet er nimmer. ja es ist ihm, als hätte er es erst verloren. Er grübelt darüber nach. Schließlich findet ers: er hat die Arbeit vergessen, die schlichte Arbeit, die einst seine Freude und sein Glück war, durch die er Ansehn und Vermögen erwarb. Da wendet er sich mit heißer Begierde wieder der Arbeit zu. Aber siehe — das ist der erschütternde Schluß der Geschichte —, jetzt kann er nicht mehr arbeiten.

Aber die Deutung unsers Gleichnisses! Ist sie noch nötig? Die Schätze sind die wahren Freuden. Was wollen wirs leugnen oder verhehlen: wir alle suchen Freude. Aber alle Freude trägt den Stempel der Vergänglichkeit an sich. Wer die blaue Blume fand, wer Gottvertrauen und Ewigkeitsglauben in sein Herz schloß, dem öffnen sich die wahren Freuden. Alles Glück der Welt genießt er als ein Reiner. Gott im Herzen, entgeht er der Reue. Er erst erfährt, was Glück, was Freude ist. Aber wenn nun die Gier in sein Herz zog, wenn er in der Gier die blaue Blume verlor, sein schlichtes Gottvertrauen und seinen Ewigkeitsglauben, dann hat er damit die wahre Freude verloren. Dann ward er doppelt unselig. Bs

---

Canossa

3

Soweit, haben wir gesehen, hatten die Zeitströmungen, auch die entgegengesetzten, dazu beigetragen, das Schifflein Petri vorwärts zu bringen, es hatte nicht einmal besondrer Steuermannskünste bedurft; nur eine Strömung gab es, die sich der Fahrt geradeswegs entgegenstellte, es war eine mächtige Strömung, erst mehr in den Tiefen wirksam, nun aber immer mehr an die Oberfläche tretend und zeitweise alle übrigen mit sich fortreißend: es war die nationale Strömung.

Auch die nationalen Bestrebungen, d. h. die heiße Sehnsucht der Deutschen und Italiener, auch staatlich das eine Volk zu sein, das sie auf dem Gebiete des Geistes längst waren, die Schranken wegzuräumen, die sich in der Existenz der Einzelstaaten diesem Streben entgegenstellten, um endlich auch in den Augen andrer Nationen als das zu gelten, was man war — auch diese Bestrebungen weisen uns in die Napoleonische Epoche zurück. Lange schwankte es, ob die Erfüllung dieses Strebens von unten oder von oben, von dem Volke oder den Fürsten, auf dem Wege der Revolution oder der Reform erfolgen sollte: in Deutschland hatte der eine Weg in der Paulskirche und in

Stuttgart, der andre in Olmütz zu schmählicher Umkehr geführt, — als aber dann in Italien Viktor Emanuel mit seinem Cavour kühn voranging und im Bunde mit der revolutionären Partei der andern Staaten das Gerümpel der Kleinstaaterei hinwegfegte, da ergriff auch das deutsche Volk eine fieberhafte Ungeduld, da begann es zu gähren in allen Tiefen, und da erstand zum Glücke Deutschlands der Mann, der in das trübe Chaos ein: „Es werde Licht“ hineinrief, der mit festem Blick den damals einzigen gangbaren Weg zum Ziele erkannte und unbeirrt um den tobenden Widerstand, der ihn von allen Seiten umstürmte, kühnen Schrittes bis zum glücklichen Ende durchmaß.

Wohl hatte der Kardinal-Staatssekretär Antonelli recht, wenn es wahr ist, daß er bei der Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz ausrief: Casca il mondo — „es stürzt die Welt ein“ — denn seine Welt stürzte wirklich ein. Die Kleinstaaterei in Deutschland und Italien — in Deutschland geschützt durch den Dualismus der beiden Großmächte, der überwiegende Einfluß des katholischen Oesterreich in Süddeutschland und in Norditalien, und in diesen Zuständen begründet die dauernde Lähmung aller nationalen Bestrebungen, auch auf kirchlichem Gebiete, das war seine Welt, und die stürzte jetzt unrettbar zusammen. Er, wie der kluge Rechner in Paris, hatte mit Sicherheit auf den Sieg Oesterreichs gerechnet: der ganz andere Ausgang mahnte jetzt schnell zu handeln, ehe es zu spät wurde. Seit Jahrzehnten war die Kurie still am Werke, das kirchliche Leben immer mehr und mehr zu zentralisiren, die eine päpstliche Autorität über alle andern zu stellen, es war jetzt Gefahr, die Früchte der Arbeit zu verlieren. Die ungeahnte Größe der Erfolge des preußischen Königtums zeigte in nächster Nähe die Einigung ganz Deutschlands, auch des überwiegend katholischen Süddeutschlands unter evangelischer Führung, es war nicht abzusehn, wie weit der gewaltige nationale Aufschwung seine Wirkung äußern würde, es war nicht undenkbar, daß der Gedanke der nationalen Einheit auch auf das kirchliche Gebiet hin übergreifen könne, schon einmal war Deutschland der Ausgangspunkt eines großen Abfalls gewesen; es mußte verhindert werden, daß nicht noch jetzt durch die Begründung einer deutschen Nationalkirche alle widerstrebenden Elemente in der Kirche selber Unterstützung fanden; es mußte jetzt die geplante dogmatische Feststellung dessen vorgenommen werden, was bisher nur thatsächlich gegolten hatte, das eigentliche konstitutive Element der neuen Papstkirche mußte durch die Aufnahme eines neuen Glaubenssatzes ewige Gewähr erhalten, damit jeder Widerspruch als solcher schon in der Wurzel ertötet würde, — und so entschloß man sich denn, schon jetzt die krönende Kuppel aufzusetzen auf das Gebäude, und berief ein ökumenisches Konzil nach dem Vatikan, um die päpstliche Unfehlbarkeit feierlich verkünden zu lassen: es mußte sich nun zeigen, ob der Bau fest genug gefügt war, um die mächtige Krönung zu ertragen.

Im Anfang hatte es nicht den Anschein, denn ein verdächtiges Knistern und Krachen machte sich allenthalben bemerkbar. Der Widerstand, der sich schon vorher von verschiednen Seiten erhoben hatte, verstärkte sich, als die Berufung des Konzils bekannt wurde. Der neue Geist, der die Kirche beherrschte, hatte doch schon hie und da bedenklich gemacht und zu Zusammenstößen geführt. Es hatte doch nicht unbemerkt bleiben können, als Pius IX. im Syllabus eine ganze Reihe von Sätzen verdammte, in denen die gebildete Welt der überwiegenden Majorität nach den Ausdruck ihrer Ueberzeugungen sah, als er somit den Kampf gegen die moderne Weltanschauung zur allgemeinen Verpflichtung erhob, — es war doch schon die ultramontane Gesinnung des höhern Klerus Ursache von Konflikten gewesen, und nun kam jene Verfassungsänderung, die mit einem Schlage alle Bischöfe zu bloßen Vikaren des Papstes degradiren sollte! Die bayrische Regierung machte den Vorschlag eines gemeinsamen Vorgehens aller deutschen Regierungen, um zu verhindern, daß das Verhältnis der Kirche zum Staate einseitig verändert würde, der Vorschlag wurde nicht acceptirt; allein die Beunruhigung war doch so stark, daß die deutschen Bischöfe für gut fanden, einen Hirtenbrief zur Zerstreuung der Befürchtungen zu erlassen. Bismarck entschied sich dafür, zunächst von jeder Aktion abzusehn, da er die Gewißheit zu haben

glaubte, „auf dem Felde der Gesetzgebung, unterstützt von der Macht der öffentlichen Meinung und dem ausgebildeten staatlichen Bewußtsein der Nation, die Mittel zu finden, um die gegnerischen Ansprüche auf das Maß zurückzuführen, das sich mit dem eignen Staatsleben verträgt“ (Hahn, Kulturkampf S. 12. Schreiben Bismarcks an den Gesandten in Rom), aber er hielt es doch auch für geboten, den deutschen Bischöfen gegenüber hervorheben zu lassen, daß die Beziehungen zwischen Staat und Kirche und das bisher von der Staatsregierung gezeigte wohlwollende Entgegenkommen für die Bedürfnisse und Wünsche der Kirche auf dem bestehenden Organismus der Kirche und auf der anerkannten Stellung der Bischöfe in dieser beruhe, und daß, würden diese alterirt, auch die Pflichten der Regierung nicht nur in moralischer, sondern auch in juristischer Hinsicht andre werden müßten.

Vergebens waren diese Vorstellungen, wie die der österreichischen und französischen Regierungen, vergebens auch die Vorstellung der Minderheit auf dem Konzil, die mit den bemerkenswerten Worten schloß:

> Wäre der christliche Unterricht auf diese Art umgestaltet, d. h. nach den Herrschaftsansprüchen, wie sie aus der Unfehlbarkeit hervorgehn müssen, so würde es wenig nützen, zu versichern, was zu der Gewalt des heiligen Stuhles im Zeitlichen gehöre, halte sich in den Grenzen der Theorie und sei von keinerlei Gewicht rücksichtlich der Angelegenheiten und Ereignisse; Pius IX. denke nicht entfernt daran, die Lenker der staatlichen Angelegenheiten abzusetzen. Hohnlachend würden die Gegner antworten: die päpstlichen Urteile fürchten wir nicht; aber nach langen und verschiednen Verstellungen ist es endlich evident geworden, daß jeder Katholik, dessen Werke durch den Glauben, den er bekennt, geleitet werden sollen, ein geborner Feind des Staates ist, da er sich im Gewissen gebunden erachtet, so viel er kann, dazu beizutragen, daß alle Reiche und Völker dem römischen Papste unterworfen werden.

Alle diese Warnungen und Proteste waren vergebens; das neue Dogma wurde angenommen, — „durch das die römisch-katholische Christenheit der Allgewalt des Papsttums auch in Glaubenssachen unterworfen wurde. Die katholische Christenheit hatte ihre Christenfreiheit, einst ruhend auf der Ueberzeugung, daß in jedem gläubigen Christen der Geist Gottes sich als wirksam erzeigt, auf dem Altare des Papsttums niedergelegt.“ (Sohm, Kirchenrecht I, 455.)

4

Am 18. Juli wurde es verkündigt. Es war kein bloßer Zufall, daß am 19. in Berlin die offizielle Kriegserklärung Frankreichs überreicht wurde.

Wenn hier in Rom theoretisch die Gefahr bekämpft werden sollte, die der Weltkirche von der deutsch-nationalen Bewegung erwachsen war, so hatte die klerikale Partei in Frankreich, Oesterreich, Süddeutschland schon seit Jahren daran gearbeitet, daß auch praktisch die verhaßten Wirkungen von Sadowa wieder beseitigt würden. Der Kirchenstaat war von dem im Bunde mit Preußen groß gewordnen Italien dauernd bedroht, — Preußen und Italien mußten wieder klein gemacht, die französische Vorherrschaft wieder hergestellt werden, und es war logisch ganz richtig, daß sich das versinkende Kaisertum in Frankreich dem Klerikalismus in die Arme geworfen hatte: die nationalen Instinkte der Franzosen stimmten im Ziel überein mit den internationalen Interessen der Kurie, in dem Bunde mit ihr war vielleicht noch Rettung.

Das Netz war fest und stark gewoben, aber es zerriß wie Spinnweben unter den harten Fäusten der deutschen Krieger. Das Rechenexempel war wieder falsch gewesen. Unerhörte Thaten geschahen: die Italiener marschirten in Rom ein, das Kaiserreich brach zusammen, und im Feuer des Sieges wurde das Schwert der deutschen Einheit geschmiedet.

Das neue protestantische Kaisertum war also jetzt wirklich da, die Kurie hatte eine Niederlage erlitten, und es schien, daß nun auch jenes Dogma vom 18. Juli ihr verhängnisvoll werden sollte, denn es trat jetzt — wohl auch befördert durch den gewaltigen nationalen Aufschwung — ein offner Widerspruch dagegen hervor. Die Leuchten der katholischen Theologie in Deutschland vereinigten sich zu einer Erklärung gegen das Vatikanum, Anhänger scharten sich um sie, die Altkatholiken-

bewegung trat in die Erscheinung, die Erinnerung an das Reformationszeitalter wurde lebendig.

Diese Gefahren und Niederlagen reizten die klerikale Partei aufs äußerste. Ihr Ton wurde immer heftiger und herausfordernder, sie drängte sich an die Reichsregierung und bereitete ihr Schwierigkeiten durch die Forderung, den Kirchenstaat in Italien wieder herzustellen, die preußischen Kirchengesetze in die Reichsverfassung aufzunehmen, und führte in Preußen durch rücksichtsloses Vorgehen gegen Unfehlbarkeitsleugner Konflikte mit der Staatsgewalt herbei. — Der Leiter der deutschen Dinge sah sich hierdurch zu einem Entschlusse gedrängt. Er kannte das ultramontane Treiben und seine Ziele schon seit langer Zeit; schon in seinen Berichten aus Frankfurt hatte er ihm eingehende Behandlung gewidmet; er hatte den Ultramontanismus in den Reihen seiner Gegner gefunden, hatte vor allem in den polnischen Gebietsteilen Preußens stets die Priesterschaft im Bunde mit der deutschfeindlichen Partei zu bekämpfen gehabt, jetzt erlebte er wieder, daß die klerikale Partei in Frankreich und im Elsaß sich in den Dienst der Revancheidee stellte, und daß im Reiche selber die gefährlichste Form des Partikularismus, das Welfentum, mit ihm eine Personalunion einging, — es ist begreiflich, daß er jetzt, da er damit beschäftigt war, das Reich auszubauen, gegen innere und äußere Feinde zu sichern, auf den Gedanken kam, daß jetzt oder nie der rechte Augenblick sei, diesen Feind unschädlich zu machen, die deutsche oder wenigstens die preußische katholische Kirche zu sichern gegen die Machtgebote des Papstes, wenigstens so viel zu erreichen, daß die katholische Bevölkerung durch den Klerus nicht den nationalen Zielen entfremdet würde. Es war einzig und allein der Gedanke, die deutsche Einheit, die unter so vielen Opfern errungen war, zu sichern, der beim Fürsten Bismarck die Entscheidung gab, und der ihn veranlaßte, den Dr. Falk an Stelle des konservativen Mühler ins Ministerium zu berufen und diesem die Ausführung seines Gedankens zu übertragen. So entstand nun jene Gesetzgebung, die von der Vertreibung der Jesuiten und dem Gesetz über die Schulaufsicht zu den Maigesetzen von 1873, 74 und 75 führte und jene Bewegung erzeugte, die durch Virchow als Kulturkampf eine so überaus charakteristische, aber auch in gewissem Sinne, ohne daß freilich er selbst es wollte, verurteilende Bezeichnung erfuhr.

Mit dem Jesuitengesetz wollte man die eigentlichen Träger der angreifenden Tendenzen der Kirche los werden und damit gewissermaßen die Offiziere der ultramontanen Truppen beseitigen, mit den ersten Maigesetzen wollte man die fernere Rekrutirung für die Zwecke des Ultramontanismus in Deutschland unmöglich machen, mit den spätern Maigesetzen die Durchführung der frühern sichern.

Die Gesetze gingen alle mit einer erdrückenden Mehrheit durch, die Liberalen aller Schattirungen traten für sie ein, teilweise mit wahrer Begeisterung, gegen sie sprach nur das Zentrum und eine Gruppe hochkirchlicher evangelischer Konservativer, und was ist heute von diesen Gesetzen noch übrig? Schon nach fünf Jahren begann man davon wieder abzubröckeln, und in den folgenden Jahren bröckelte man weiter: heute stehen von der einst so starken Mauer nur noch einige Trümmer. Die Novelle von 1880 — wir können Inhalt und Umfang der Gesetze fast vollständig angeben, wenn wir uns an die Gesetze halten, durch welche sie revidirt wurden, die sogenannte Revisionsnovellen — brachte dem Staatsministerium die Vollmacht den Bistumsverwesern die Verpflichtung der Eidesleistung auf die Staatsgesetze zu erlassen, und ließ die Orden wieder zu, die sich der Krankenpflege widmen, das Jahr 1882 brachte den bedingten Fortfall des Kulturexamens, die Möglichkeit der Dispensation von dem Universitätsstudium, die Beseitigung der Zulässigkeit von Staatspfarrern und die Vollmacht für die Minister, auch auswärtigen Geistlichen die Ausübung von Lehrämtern zu gestatten, 1883 die Beseitigung der Benennungspflicht für Pfarrvikare und Einschränkung des Einspruchrechtes, 1886 die Aufhebung des kirchlichen Gerichtshofes und den Fortfall des Kulturexamens, Wiederherstellung der Seminare und Konvikte, die Herstellung der kirchlichen Disziplinargewalt des Papstes, das Jahr 1887 den neuen Bischofseid, worin die Verpflichtung zur Befolgung der Staatsgesetze fehlt, und die Zulassung der Orden, und der sogenannte neue Kurs brachte endlich im Jahre 1891 die Rückerstattung der sechzehn Millionen aufgesammelter Sperrgelder.

Es war ein Rückzug im vollsten Sinne des Wortes, er war allerdings strategisch gut angelegt und ausgeführt, und ein kühnes Vordringen der Reichspolitik auf andern Gebieten machte das Zurückweichen auf diesem Gebiete minder empfindlich, aber es war ein Rückzug, es war das, was Canossa der Wirkung nach thatsächlich bedeutete, es war ein großer Sieg der Kurie, und der Abgeordnete v. Eynern hatte Recht, wenn er bei Beratung der Speergeldervorlage bitter bemerkte: „Der Staat hat die Schlacht verloren und bezahlt nun auch noch die Kriegsentschädigung."

Was war es, das jene stolze Wort Bismarcks vom Jahre 1873: „Nach Canossa gehen wir nicht!" zur Lüge machte?

R Schw

Das Deutsche Adelsblatt und das Christentum

2

Es ist klar, daß es im verflossenen Quartal besonders schwer sein mußte, die bis dahin vom Adelsblatt verfolgte Tendenz, das Zentrum als gebotenen Bundesgenossen im Kampfe gegen Liberalismus und Pseudokonservatismus zu preisen, fortzuführen. Denn das Hervortreten Dr. Liebers, als der führenden Persönlichkeit des heutigen Zentrums, der Ausschluß der wenigen Mitglieder, die patriotische Erwägungen höher stellten als parteitaktische Rücksichten, das Verhalten des niedern Klerus im Wahlkampfe, das Buhlen mit einem um Jahrhunderte zurückgebliebnen Partikularismus u. s. w. — das alles hat ja auch blöden Augen gezeigt, was es mit der Schätzung des Zentrums als eines Hortes von Thron und Altar auf sich hat. Ganz ohne Wirkung ist diese Demaskirung der Zentrumspartei denn auch nicht geblieben. In Nr. 22 sagt das Adelsblatt dem heutigen Zentrum als politischer Partei ab, und auf diese Absage folgen dann in den weitern Nummern noch eine Reihe scharfer Artikel gegen Lieber.

Aber ganz wohl ist dem Adelsblatt dabei nicht; viel lieber würde es Schulter an Schulter mit dem Zentrum marschieren. Wie es daher am längsten an der Hoffnung festgehalten hat, es würde doch noch in der Militärfrage zu einer Einigung mit ihm kommen, so sucht es auch ängstlich nach Entschuldigungsgründen für die „unheilvolle Wendung" oder „den schwerwiegenden Fehler, den eine Partei begeht, der wir bisher fast nie den Vorwurf des Mangels an Weitsichtigkeit machen durften." Und wie leicht sind sie zu finden!

Die Zurückziehung des Volksschulgesetzes und der Sturz des Grafen Zedlitz sind an allem schuld:

> Die Einbringung des Volksschulgesetzes hatte uns seiner Zeit mit frohen Hoffnungen auf die Herstellung eines dauernden Friedens zwischen den gläubigen Christen beider Konfessionen erfüllt. Ueberdem schien es, als verschöbe sich infolge des Entgegenkommens des „neuen Kurses" in der Schulgesetzgebung der Schwerpunkt in dem bekanntlich aus sehr verschiedenartigen politischen und sozialen Elementen zusammengesetzten Zentrum mehr und mehr nach rechts. Ja, es gab sich eine Stimmung der einst so kampfesfreudigen Partei kund, die nur noch geringer Nachhilfen bedurft hätte, um ein gedeihliches Zusammenwirken der konfessionell getrennten Konservativen zu ermöglichen. Da kam der jähe Sturz des Grafen Zedlitz und mit ihm der Rückschlag, der in kaum Jahresfrist die Situation völlig wandeln und das Zentrum seiner aristokratischen Elemente, wenn nicht formell, so doch sachlich völlig berauben sollte. Wir haben in verschiednen Artikeln auf die gänzlich veränderte Sachlage hingewiesen, der unsre katholischen Standesgenossen im derzeitigen Zentrum gegenüberstehen. (Nr. 28)
>
> Das Zentrum war selbst in seinem Lieberschen Flügel sehr geneigt, sich der Caprivischen Regierung zur Verfügung zu stellen, als der Fall des preußischen Volksschulgesetzes sich wie eisiger Reif auf die knospenden Blüten des konfessionellen Friedens legte. Auch die Kreuzzeitung weist auf die Wechselwirkung zwischen dem Sturz des Grafen Zedlitz und der jetzigen Situation hin. (Nr. 22)

Dadurch ist das Zentrum nach links gedrängt.

> Wenn dabei auch hervorragende Edelleute von unzweifelhaft konservativer Gesamtrichtung folgen zu sollen geglaubt [haben], so können wir uns die Motive hierfür denken und ehren sie, ohne sie gleichwohl auch nur entfernt zu teilen. Nach jahrelangem Zusammenstehen mag es ja sehr schwer sein, selbst dann, wenn der alte Geist allmählich einem andern

Platz gemacht [hat], Bande zu zerreißen, in deren Zusammenschluß man den heiligsten Gütern, einem übermächtigen Feinde gegenüber Sieg, Macht und durchschlagenden Einfluß gewann. (Nr. 22)

Die ganze Hoffnung des Adelsblattes stützt sich nun auf die wenigen dissentirenden Mitglieder des Zentrums. Ihnen, „den ritterlichen Führern des alten Zentrums, gehören unsre Sympathien, sie standen auf der Höhe ihrer Pflicht Jahrzehnte hindurch.“ So werden diese Männer, von denen man objektiv doch nur urteilen kann, daß eine große Frage sie, mit Ausnahme des einen Freiherrn von Schorlemer-Alst, schwach und matt getroffen hat, in den Himmel gehoben, und als Rezept der Regierungsweisheit wird empfohlen, diesen Männern, die, wie der Wahlkampf gezeigt hat, weder Volk noch Klerus hinter sich haben, alle nur mögliche Rücksicht entgegenzutragen.

Deshalb wird jetzt — man denke: jetzt, wo die Regierung endlich einmal wieder eine wenn auch schwache Mehrheit ohne das Zentrum hat, jetzt, wo sich gezeigt hat, daß das liberale Bürgertum, man mag sonst darüber denken, wie man wolle, doch immer noch eine zuverlässigere Stütze ist, als die Herren vom Zentrum, geraten, in allen Kirchen- und Schulfragen möglichst weit entgegenzukommen:

Die Regierung wird vor allem durch kluges Entgegenkommen in den noch zu begleichenden Kirchen- und Schulfragen die Stellung der konservativen Katholiken zu stärken haben. (Nr. 28)

Oder „der letzte Stein berechtigten Anstoßes muß für die konservativen Katholiken beiseite geräumt werden.“ (Nr. 22)

So lange die Ausnahmegesetze des Kulturkampfes nicht bis auf den letzten Paragraphen beseitigt sind, werden unsre hochverehrten, der alten Kirche angehörigen Standesgenossen ihre ritterliche Wehr schwerlich niederlegen. Sie werden sich, wo immer es der Verteidigung ihrer kirchlichen Ueberzeugung gilt, wo immer eine vom liberalen Zeitgeist irregeführte Staatsidee die Fackel des Haders von neuem würde entzünden wollen, allzeit mit ihren Konfessionsgenossen zusammenfinden. In rein weltlichen Fragen aber, in Fragen, die mit der Kirche absolut nichts zu thun haben, werden, dessen sind wir überzeugt, die mancherlei dissentirenden Momente zwischen dem rechten und linken Flügel des Zentrums sich in eben dem Maße geltend machen, als die kirchlichen in den Hintergrund treten. Worauf es jetzt vor allem ankommt, ist das, die unnatürlichen Zusammenfügungen zu lösen und die Tendenzen, die ihrer Eigenart nach zusammenstehen sollten, im großen Kampf der Zeit einander zu nähern. (Nr. 20)

Und in diesem Kampfe für die Kirche wird der deutsche Edelmann dem katholischen Standesgenossen allezeit zur Seite stehen . . .

Wie wir allzeit warm eintreten werden für die Bestrebungen, die einer erhöhten Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche gelten, wie wir nicht ruhen werden, gegen die halben und ganzen Leugner der Gottheit Christi innerhalb unsrer eignen Bekenntnisgemeinschaft unsern Angriff zu richten, so werden uns auch unsre katholischen Standesgenossen allzeit an ihrer Seite finden, wo es für sie darauf ankommt, die aus historischer Kontinuität heraus gereifte Sonderstellung ihrer Kirche gegen die Ein- und Uebergriffe moderner Staatsweisheit und Omnipotenz zu verteidigen. (Nr. 22)

Denn das Ziel:

Eine große deutsch-christliche Partei — ihr allein steht die Zukunft offen! Sie allein könnte alle die tüchtigen, christlich-gesinnten, vaterlandsliebenden Elemente in sich vereinigen, denen die alte Form der bestehenden Parteien nicht mehr genügt; die, wenn sie auch faute de mieux Unterschlupf in ihr suchen, doch ohne rechte Wärme und Begeisterung kämpfen, weil das alte Kleid dem neuen Geiste zu eng geworden ist. Sie allein könnte neben den bisherigen deutsch-konservativen auch die vaterlandsliebenden, wahrhaft aristokratischen Elemente des Zentrums in sich aufnehmen. Die künstlichen Schranken, die der Kulturkampf zwischen dem evangelischen und katholischen Volke aufgerichtet hat, sind mit jenem gefallen. Nichts, als die Gewöhnung, der Dünkel und das Streben einzelner Parteiführer steht zur Zeit einem aufrichtigen Bündnis aller deutschen Christen gegen Umsturz, Vaterlandslosigkeit und Plutokratie im Wege. Und nur ein solches Bündnis wird imstande sein, den Drachen der Sozialdemokratie niederzuwerfen. (Nr. 27)

Die Beurteilung des Kulturkampfes, die da so nebenbei zu Tage tritt, wird noch schärfer hervorgehoben in der rühmenden Besprechung eines Artikels aus der Zeitschrift „Der neue Kurs“: Der katholische Adel und die katholische Bewegung in Deutschland von H. v. K. Da müssen wir Folgendes lesen:

Anknüpfend an die Genesis des Kulturkampfes läßt der Verfasser in wahrhaft meisterhafter Darstellung die katholische Bewegung von den Tagen des edeln Görres bis in diejenigen, vor deren Triebrad wir stehen, an unserm geistigen Auge vorüberziehen. In erschöpfender, lichtvoller und dabei doch gedrängter Sprache werden uns die verschiednen Phasen einer einerseits an schnöder Vergewaltigung, rücksichtslosester Bedrückung, andrerseits an erhebender Hingebung für das gefährdete Interesse der Kirche so reichen Zeit vorgeführt. Es ist, als ob wir alles noch einmal durchlebten, was vor nunmehr zwei Jahrzehnten unser teilnehmendes Empfinden auf das tiefste bewegte, was uns mit Grauen vor einer Staatsraison erfüllte, die, statt der äußern Einigung nach Kräften die innere hinzuzufügen, förmlich geflissentlich die germanischen Volksklassen in zwei große feindliche Lager teilte. Was uns selbstverständlich in ganz besonderm Maße an den Auseinandersetzungen des Herrn H. v. K. anspricht, das ist das Zeugnis, das er für die ritterlichen Standesgenossen ablegt, die für alle Zeiten als Prototype rechter und echter Volksführung dastehen werden. (Nr. 20)

Es ist doch wirklich kaum zu glauben: Auf Seiten des Staates schnöde Vergewaltigung, rücksichtslose Bedrückung — auf Seiten der Kirche erhebende Hingebung! Eine Geschichtsbetrachtung, die ihresgleichen nur noch in der vom Adelsblatt beliebten Verherrlichung des Mittelalters im Gegensatze zur neuen Zeit findet. Der heutigen Geschichtswissenschaft wird vorgeworfen, daß sie die Zeit der Genesis des Adels, das Mittelalter, nach dem politischen Bedürfnis der Nationalliberalen und nach dem kirchlichen des Halb- und Unglaubens kennzeichne.

In der Unterschätzung und Herabsetzung des Mittelalters kühlt der liberale Geschichtsverdunkler sein Mütchen am Adel, an der alten Kirche, an Hierarchie und Feudalismus! — Da quellen ihm die Schlagworte aus dem Herzen und von den Lippen, die dann als „goldne Körner“ wissenschaftlicher Weisheit, aufgefangen von Dramenschreibern, Belletristen, Feuilletonisten und Leitartiklern reproduzirt und mit pikanter Sauce der Oeffentlichkeit vorgeführt werden. . . .

Unsrer Ansicht nach kann das Mittelalter kühnlich den ethischen Vergleich mit der Kulturhöhe der Gegenwart aushalten. Die transcendente und im letzten Grunde auch die irdische Autorität stand dem mittelaltrigen Menschen weit höher, als dem modernen. Da könnte letzterer sehr viel von der „verfehmten Epoche“ lernen.

Umkehr, Heimkehr zum angestammten, selbst im hartgesottensten Sünder schließlich doch immer wieder durchbrechenden religiösen Bewußtsein, zur Lehnspflicht und Treue, zu rechtem und echtem Korporationsbewußtsein, das sind die großen Faktoren, in denen sich das so so reich gegliederte Leben des Mittelalters zum wohlgefügten Ganzen zusammenschloß.

Wo aber bleiben unsrer aufgeklärten und doch so nebelumwobnen Zeit die Leuchten, die man in den Wandelgängen des finstern Mittelalters fand? Wo sind die Kirchen, wo die heiligen Stätten geblieben, zu denen Hoch wie Niedrig zog, sich dem höhern Gebot vorbehaltlos zu unterwerfen? Man mag von frommer Einfalt, mag, wenn dies lieblicher in die Ohren klingt, von Aberglauben sprechen, so viel man will und es gegenüber den gerade unsre gebildeten Kreise umspukenden Geisterbeschwörungen für opportun erscheint. Eins wird man zugeben müssen: schlechter als die rohen Massen in unsern Tagen waren die Leute im Mittelalter jedenfalls nicht, und unzufriedner auch nicht. (Nr. 17)

Frei nach Janssen! möchten wir ausrufen. Wie geschickt ist hier alles gruppirt; es fehlte nur noch, daß etwa auch die Geschichte der Greuel des Papsttums im Mittelalter in das Gebiet der Fabel verwiesen würde.

Aber freilich — dies Urteil ist ganz erklärlich: Wem die Autorität höher steht als die Freiheit, der blinde Gehorsam höher als die persönliche Ueberzeugung, der kann nicht anders urteilen, der muß das Mittelalter höher stellen als die moderne Zeit und den Katholizismus höher als die Kirche der Reformation. Um diese ist es denn nun auch ein höchst fragwürdiges Ding:

Dr. Martin Luthers Kirchenänderung hatte einen anfänglich von ihm nicht gewollten Verlauf genommen. Einer Läuterung unsrer katholischen, d. h. allgemeinen christlichen Kirche von damaligen Schäden war man mehr oder minder durch ganz Deutschland geneigt. Da jedoch Luther die bischöfliche Verfassung des Urchristentums auflöste und mit dem kirchlichen Gute die Willfährigkeit mächtiger Reichsstände seinem Werke zu sichern vermeinte, mußte sich das Verhältnis ändern. Mit dem Verluste der Glaubenseinheit, die eine wichtige Stütze jedes lebendigen Volkstums ist, fielen wir thatsächlich in zwei Völker auseinander bis auf diesen Tag. ... Heute ist die überhaupt mißliche Schöpfung vollends zum Gegenteile dessen geworden, was Luther beabsichtigte. (Nr. 16)

So ist denn eine Reform dringend notwendig. Aber diese geht weit über die Hammersteinschen Gedanken hinaus; ja wir denken von den Männern und Parteien, die diese vertreten, zu hoch, als daß wir zweifeln sollten, sie würden die hier für eine Annäherung der Bekenntnisse aufgestellten drei Grundsätze nicht abweisen. Diese sind:

1. Beharren am Boden des Apostolikums.
2. Aufgeben landesherrlicher Oberbischöflichkeit zum Behufe einer Herstellung alter Sprengel, auch bei lutherischem oder zwinglischem Bekenntnisse.
3. Einengen päpstlicher Befugnisse über Sprengel mit vatikanischem Bekenntnisse auf sogenannte lehramtliche Unfehlbarkeit, der alsdann sich bei manchen Fragen etwa auch die Evangelischen nicht gänzlich verschlössen.

Noch ein andrer Reformversuch wird im Adelsblatt aus Anlaß des Falles Harnack empfohlen. Dieser Mann wird überhaupt mit einer Fülle von Haß überschüttet. Wagt man ihn doch in einer natürlich höchst anerkennenden Besprechung des bekannten Pamphlets von dem Jesuiten von Hammerstein „Das Christentum" neben Holtzmann und Hilgenfeld einen Oberbonzen des Unglaubens zu nennen (Nr. 28)! Und ein Pfarrer Dr. Paul von Gersdorf stellt den Kampf um das Apostolikum hin —

als einen integrirenden Teil des großen Kampfes um die Entscheidung der Frage, wer Herr der Erde bleiben werde, der Antichrist, der seine Gewalt bekommt durch die Wirkung des Satans, oder Jesus, der Menschensohn, unser Herr. (Nr. 25)

Da ist es denn ja wohl erklärlich, daß die Laien meinen, gegen einen solchen Sendling des Antichrists müsse etwas Außerordentliches geschehen. Aber die Kirchenregierungen thun nichts, so klagt man:

Wann werden die Kirchenregierungen endlich zur Besinnung kommen, wann werden sie endlich sich dazu aufraffen, dem schweren Mißbrauche, der das evangelische Volk mehr und mehr dem nackten Naturalismus in die Arme treibt und mehr als ein Katheder der Gottesgelahrheit, mehr als eine Kanzel zu Verkündigungsstätten des Halb- und Unglaubens herabwürdigt, mit dem Vollgewicht ihres Wollens und Könnens zu begegnen? (Nr. 14)

Nun, so muß eine große Aktion in Bewegung gesetzt werden, „um die Herren vom Kirchenregiment zu überzeugen, daß es dem evangelischen Volk oder doch dem Teil, das diesen Namen verdient, ernst ist um seine tiefe Bewegung."

Die Aktion, so meinen wir — und das ist es, was wir unsern kirchlich gesinnten Standes- und Konfessionsgenossen warm ans Herz legen möchten —, muß in apostolischen Vereinen Stetigkeit und einheitliche Leitung empfangen. Die Aktion müßte je nach Umständen, so meinen wir weiter, ohne an dieser Stelle des Nähern auf die uns vorschwebende Thätigkeit einzugehen, aktiv und passiv wirksam werden und durch Bezeichnung des Kindes mit dem rechten Namen das arme Volk vor dem ihm zugedachten Gift zu schützen suchen. Es mag genügen, nach dieser Seite auf den Widerstand hinzuweisen, den die katholischen Christen im Kulturkampf den ihnen aufgedrungnen „Staatspfarrern" entgegenzusetzen wußten.

In den apostolischen Vereinen würden sich bei rechter Erfassung und Organisation gleichzeitig geeignete Zentren für die Tendenzen, die sich im Antrag Hammerstein zusammenfassen, finden lassen.

Sapienti sat! Unsre evangelische Kirche zählt der Edelleute Gott Lob! viele, die, Säulen des Gottesreichs auf Erden, ihren Volksgenossen voranleuchten im vollen glänzenden Rüstzeug des Glaubens an den eingebornen Sohn, unsern Heiland und Erlöser. Wir meinen, eine Zusammenfassung der positiven Elemente aller Stände wäre ein Werk des Schweißes unsrer Edlen wert. (Nr. 18)

Und auch bei diesem Anlaß wieder die häßliche Vermischung von Interessen des Glaubens und der Politik:

Im Kampf um den Altar unsers ins Fleisch gekommnen Herrn Jesu Christi streiten wir für den Thron, wie wir im Ringen um diesen immer auch dem König aller Könige dienen. . . .

Es giebt kein Kampfobjekt, das wir höher, wichtiger erachten könnten, als das um das Grundgesetz unsers Glaubens. Ehe wir dieses nicht den Anfechtungen entzogen [haben], denen es heute in Händen von Männern ausgesetzt ist, die es vertreten sollten in heiliger Schlichtheit, festen Herzens und klaren Wortes, sollen, dürfen wir nicht ruhen und rasten. Wer Gott, den Gott der heiligen Schrift, den dreieinigen Gott unsers Bekenntnisses nicht fürchtet, der wird auch den König nicht ehren und die Brüder nicht lieben. Die Zukunft der irdischen Ordnungen ist mit der Ausgestaltung und Ausbreitung des Gottesreiches aufs engste verbunden. Die sozusagen beiläufige Behandlung, die der Fall Harnack seitens der Staatsraison, und wenn auch in geringerm Maße seitens der konservativen Partei erfährt, ist ein recht sprechender Beweis für die auf diesem Gebiet herrschende Unterschätzung der unsre christliche und historische Kultur bedrohenden Gefahren.

Leider entspricht diesem Haß gegen die moderne Theologie nicht ihre Kenntnis. Das Ungeheuerlichste leistet darin vielleicht ein Artikel in Nr. 16 „Wer darf ein Christ heißen?" Was der Verfasser sich unter den Lehren der Modernen vorstellt, zeigt z. B. folgende Stelle:

In Wahrheit ist unmöglich, auf der schiefen Bahn des Protestantenvereins und Rietschels [!] sowie andrer Halt zu machen. Wer die Lehre von Jesu Göttlichkeit, d. h. dessen Eigenschaft als „Christus" in Frage nimmt, der kömmt folgerichtig dahin, Evangelisten, Jünger, Apostel samt und sonders entweder für Thoren oder Fälscher, beziehentlich Jesum selbst für einen Heuchler und Betrüger, allenfalls und mildest aufgefaßt: für einen völlig überspannten Schwärmer zu erklären.

Doch wollen wir uns trösten: der Verfasser kennt ebensowenig die Kirchengeschichte. Er tischt seinen Lesern u. a. folgenden Nonsens auf:

Die arianische Annahme, daß der heilige Geist nur von Gott dem Vater allein ausgehe, dürfte jedoch keineswegs an einen unmittelbaren und vollen göttlichen Ursprung des Heilandes rühren, thäte dem keinen Abbruch.

Möge also wissenschaftliche Forschung, etwa der Schule Rietschels [!] oder Harnacks, selbst zu solcher Annahme gelangen: die arianische Auffassung sei der Lehre des Urchristentums näher geblieben, denn die athanasische; oder unser heute allgemein übliches Glaubensbekenntnis sei jüngeren, nicht apostolischen Ursprunges; so bliebe darum doch unser Herr und Heiland noch immer „wahrer Gott vom Vater in Ewigkeit geboren."

Nun, wenn das Adelsblatt auch gegen den Vorwurf katholisirender Tendenzen und römischer Unfreiheit unzugänglich ist, so macht es ihm doch vielleicht einigen Eindruck, wenn wir ihm sagen, daß die hier dem Arianismus zugeschriebne Lehre gar nicht von ihm herrührt, und daß diese Ausführung blanker Unsinn ist.

Der Kampf gegen die moderne Theologie ist das Einzige, worin das Adelsblatt sein Interesse für die evangelische Kirche bekundet. Von dem, was sonst in ihr vorgeht, von ihren Versammlungen und Kongressen, ihrer Liebesthätigkeit und Mission u. s. f. erfährt der Leser nichts. Ueberhaupt ist vielleicht das Schweigen des Adelsblattes über gewisse Dinge noch charakteristischer als seine Radamontaden. Nur auf eins will ich hinweisen. Im Maiheft der Preußischen Jahrbücher erschien der Aufsatz des Grafen von Hoensbroech „Mein Austritt aus dem Jesuitenorden." Man sollte meinen, ein so ungewöhnlicher und Aufsehen erregender Schritt eines „Standesgenossen" hätte doch auch im Adelsblatt nicht unbeachtet bleiben können. Aber siehe da — davon zieht man vor, zu schweigen. Sollte etwa die Erklärung der Redaktion vom 16. April, daß die Jesuitenfrage nun für abgeschlossen zu gelten habe, schon durch die vorausgesehene Publikation des Grafen hervorgerufen sein? Kann man die unevangelische, vor dem Katholizismus auf den Knieen liegende Tendenz deutlicher zeigen, als mit diesem Versuch, jenen vernichtenden Schlag gegen den Jesuitenorden einfach zu ignoriren?

Wir wollten im Vorhergehenden unsern Lesern ein Bild von dem Verständnis des Adelsblattes für Christentum und Kirche geben. Aber auch nur ein Wort des Urteils über dies Bild hinzuzufügen, erscheint uns überflüssig. Es ist ein ganz klares Beispiel dafür, daß man an allen Dogmen festhalten, sie alle „glauben" kann, ohne doch eine Spur evangelischen Geistes und Glaubens zu haben.

Die Verbreitung und Vertiefung evangelischer Gesinnung ist die zentrale Aufgabe des Evangelischen Bundes. Will jemand wagen, zu behaupten, das sei überflüssig, so halten wir ihm das Bild des Deutschen Adelsblattes entgegen und fragen: Was würde aus unsrer Kirche, wenn die von diesem verkündeten Anschauungen in weitre evangelische Kreise drängen? Wo blieben die Güter der Reformation, wenn die Kanzeln mit lauter Männern nach seinem Herzen besetzt würden? Welche Zukunft hätte unser Volk, wenn dieser knechtische Geist äußerlicher Autorität die Macht bekäme und nicht nur der Wissenschaft, sondern auch dem Glauben seine Formen aufzwänge? „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen" (Gal. 5, 1)!

E F

Die Seelsorge an Geisteskranken

Zur Abwehr und Klarstellung

Uebersicht: 1. Wider das Schlagwort „Seelsorge und Psychiatrie!" 2. Die Konferenz evangelischer Irrenseelsorger; 3. Die Denunziation Dr. Sommers; 4. Der Bericht der deutschen Irrenärzte in Frankfurt und seine Thesen; 5. Zu dem Aufsatze Pfarrer Achtnichs in Nr. 19 f. der Christlichen Welt

1

Seit Februar dieses Jahres ist die Seelsorge an Geisteskranken zum Gegenstande mannigfacher Verhandlung geworden. Medizinische und theologische Zeitschriften, ärztliche Versammlungen und politische Zeitungen haben das Wort genommen. Vermutlich werden die begonnenen Verhandlungen so bald nicht zum Ende kommen. Offenbar sind es große Gegensätze, verschiedne entgegengesetzte Anschauungsweisen und Geistes-

richtungen, die im Hintergrunde des Streites stehen und ihre Wirkung haben.

Wer für die Sache Teilnahme besitzt, mag seine Freude daran haben, daß die Frage der Seelsorge an Geisteskranken zur offnen Behandlung gekommen ist. Wohl kaum ist das bisher so geschehen. Man muß es den Männern danken, die den Anfang gemacht haben. Der Sache selbst kann es nur von Vorteil sein, wenn offen verhandelt wird. Was aber wehe thun muß, ist die Art, wie die Verhandlung begonnen und bisher fortgeführt worden ist. Ich denke an die Aufsätze von Dr. Sommer in dem von ihm redigirten Zentralblatte für Nervenheilkunde und Psychiatrie (XVI. Jahrgang, neue Folge, 4. Band S. 106 ff., S. 255 ff.) und an den Artikel von Pfarrer Teichmann in der Protestantischen Kirchenzeitung vom 14. Juni dieses Jahres Nr. 24. Auch den Verhandlungen des Vereins der deutschen Irrenärzte am 25. Mai in Frankfurt und den dort aufgestellten Thesen ist der Geist von Dr. Sommer nicht zum Vorteil gewesen. Wie es beim Beginn solcher Auseinandersetzungen zu gehen pflegt, ist eine Masse von Mißverständnissen, von schiefen Auffassungen, von falschen Darstellungen vorhanden, die nur langsam und mit Mühe entwirrt und entfernt werden kann. Vieles ist in die Kontroverse hereingezogen worden, das mit ihr gar nichts zu thun hat. Möchte es den nachfolgenden Worten gelingen, den Streitpunkt klar zu stellen und Ungehöriges abzuwehren!

Ich hätte allerdings gern geschwiegen, bis der Anfänger der Bewegung, der genannte Dr. Sommer, mit seiner Angriffsrede zum Ende gekommen wäre. Allein, wie ich aus dem Juliheft der vorhin genannten Zeitschrift sehe, kann darüber noch ein Jahr hingehen. Die Aeußerungen des Dr. Sommer wirken da und dort und haben praktische Folgen. Die Thesen der Frankfurter irrenärztlichen Versammlung, d. h. die Sommerschen Anschauungen in nuce, werden überall kolportirt. Verschiedne verehrte Leser der Christlichen Welt, die mich um ein Wort zur Orientirung gebeten haben, werden ungeduldig und verlieren die Teilnahme, bis die lange Rede von Dr. Sommer beendigt sein wird. So soll denn ein Wort geredet werden.

Es handelt sich in der gegenwärtigen Bewegung nicht um Seelsorge und Psychiatrie. Mit diesem Titel haben die Frankfurter Thesen sich überschrieben. Seelsorge und Psychiatrie haben gar nichts miteinander zu thun. Was die Wissenschaft der Psychiatrie von der Art der psychischen Krankheit und von ihrer Heilung denkt und aufstellt, das ist für die Seelsorge gleichgiltig. Der Seelsorger hat es seinerseits nicht mit dem psychischen Kranksein des Menschen zu thun, mit seinem geistigen Zustande, sondern mit seinem geistlichen, für die Ewigkeit veranlagten und für die Ewigkeit zu pflegenden Wesen. Ueber dieses geistliche Wesen und über die Art seiner Pflege zu urteilen, steht der Psychiatrie nicht zu. Hier ist kein Gebiet psychiatrischer Forschung und Uebung. Umgekehrt, wie der einzelne Seelsorger über die psychische Erkrankung denkt, ist ohne großen Belang. Die Seelsorge und der Seelsorger brauchen als solche gar keine Psychiatrie. Hat da und dort ein Geistlicher eigne Gedanken über die Entstehung einer Geisteskrankheit und über ihre Heilung, so hat er sie eben als Mensch, und der Arzt wird diese Gedanken solange unangegriffen sein lassen müssen, als sie nicht auf den Markt gebracht werden, oder seinem ärztlichen Wirken entgegentreten. Hat der Arzt fürs Gebiet der Seelsorge eigne Gedanken und Pläne, so tritt das Umgekehrte ein. Es ist also ungeschickt, wenn die gegenwärtige Kontroversen unter dem Begriff: Psychiatrie und Seelsorge abgehandelt worden. Von vornherein sind die Seelsorger in den Verdacht gebracht, als ob sie in die ärztliche Wissenschaft Einbrüche machen und Land an sich reißen wollten. Von vornherein bringen sich die Aerzte in die Gefahr, vom ärztlichen Standpunkte aus das Gebiet des Ethischen, des Religiösen, des Ewigen im Menschen zu verletzen und zu vergewaltigen.

Es kann sich nur handeln um die Seelsorge an Geisteskranken.

Daß diese geschehen müsse, daß die fast 40000 geisteskranken Menschen evangelischen Bekenntnisses in deutschen Anstalten nicht ohne Seelsorge bleiben dürfen, steht für alle

fest, die die Seelsorge am Menschen überhaupt für nötig halten, die den Segen der Seelsorge an sich selbst erfahren haben und ihn andern auch zuwenden möchten. Die Kirche hat nach dem Vorbilde ihres Herrn, des größten Seelsorgers, sich immer gerade der Kranken und Sterbenden mit besondrer Liebe angenommen. Es ist mehr als nur menschliches Mitleid. Die Auffassung der Kirche ist die, daß der Kranke in seinem Kranksein mit Potenzen in Berührung und Verbindung kommt, die schaden und verderben können, die, wenn nicht beigestanden wird, auch in das Ewigkeitsleben des Menschen eindringen und auch dort schaden können. Je tiefer die Erkrankung geht, desto nötiger wird die geistliche Pflege des Menschen. Näher dem geistlichen Wesen des Menschen als das körperliche Leiden steht offenbar die Psychose, die Geisteskrankheit. Für den gewöhnlichen Beobachter kann die Geisteskrankheit oft erscheinen als Erkrankung und Verderbnis im geistlichen Zentrum selbst. Aerzte und Geistliche verfallen diesem Irrtum. Jedenfalls aber bedarf der Geisteskranke einer besonders intensiven religiösen Pflege, damit er nicht auch geistlich erkranke. Dazu kommt nicht nur das Bedürfnis, das viele Geisteskranke fühlen, seelsorgerlich bedacht und gepflegt zu werden, sondern auch der Umstand, daß das psychische Leiden sich leichter tragen läßt bei einer im Glauben gefestigten Persönlichkeit, und daß — ohne daß es vom Geistlichen als Seelsorger beabsichtigt und für sich als Aufgabe in Anspruch genommen wird — eine Besserung des psychischen Leidens durch die geistliche Aufrichtung zustande kommen kann. Die Abgeschlossenheit des Geisteskranken, ob er nun in der Anstalt oder außer der Anstalt behandelt wird, seine Isolirtheit von dem ganzen geistigen und geistlichen Leben der Menschen fordert ein Besondres an Seelenpflege. Es wäre eine Grausamkeit sondergleichen, wenn durch irgend eine naturwissenschaftliche oder philosophische Strömung die Seelsorge an den Geisteskranken verkürzt, gehemmt, verboten würde. Auch die gröbsten Mißgriffe eines Geistlichen können es nicht begründen, der Seelsorge den Weg zu versperren. Die ärztliche Pflege ist auch nicht ohne Mißgriffe. Angesichts des Wortes des Herrn: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch an seiner Seele Schaden? — dürfte selbst eine Störung im Heilungsprozeß des Leidens, falls diese wirklich nachgewiesen werden könnte, Recht und Möglichkeit der Seelsorge nicht aufheben. Thatsächlich wird solche Störung nie durch die Seelsorge an sich veranlaßt werden, sondern nur durch die Ungeschicklichkeit in der Ausführung, die oft nur dadurch sich einstellt, daß vielen Geistlichen zu wenig Gelegenheit gegeben ist, sich unter den Kranken frei und vertraulich zu bewegen.

Es ist leicht einzusehen, daß die Seelsorge, die schon bei dem geistesgesunden Menschen viel schwieriger ist, als man gewöhnlich denkt, bei dem geisteskranken Menschen ganz besondre Anforderungen an den Geistlichen stellen muß. Besondre Gaben sind erforderlich, besondre Gewandtheit, besondre Bildung.

Bis heute giebt es noch keine Theorie der Seelsorge an Geisteskranken. Man hat, wie es scheint, die Thätigkeit des Geistlichen immer nur als ein Anhängsel am ärztlichen Dienst betrachtet und ihr deshalb keine rechte Bedeutung zugemessen innerhalb des Systems der kirchlichen Thätigkeiten. Daß die Seelsorge in der Anstalt nichts nütze, ist bei manchen Geistlichen ebenso feststehend, wie es bei manchen Aerzten feststeht, daß sie nur schade. Die Ausführungen in den Lehrbüchern der praktischen Theologie sind unzureichend. Bis heute giebt es keine Möglichkeit für den Studenten, sich auf diesem Gebiete theoretisch schulen zu lassen. Auch giebt es für den Geistlichen, der an eine Anstalt berufen wird, bis jetzt keine Möglichkeit, sich vorher einzuüben. Er wird ins tiefe Wasser geworfen, und seine ersten Versuche, zu schwimmen, werden von den Anstaltsärzten nicht immer unterstützt, um nichts Schlimmeres zu sagen. Die Fehler, die gemacht werden, bleiben für spätere Jahre unvergessen. All die großen und kleinen Uebel, die entstehen, werden der geistlichen Thätigkeit als solcher auf die Rechnung geschrieben. Wer soll dem jungen evangelischen Geistlichen Anleitung geben, wenn er an der Anstalt lauter katholische Aerzte vorfindet? Ueber sechs Jahre bin ich Anstaltsgeistlicher

gewesen an einer Anstalt, die im allgemeinen noch für gut versorgt gilt in seelsorgerlicher Hinsicht. In diesen Jahren ist mir weder eine Dienstanweisung in die Hand gekommen, noch hat eine geordnete Konferenz mit den Anstaltsärzten stattgefunden. Ich habe nur vom ersten Tage an gemerkt, daß ich zum Ganzen eigentlich nicht hinzugezählt werde.

2

Diese Mängel und noch andre, wozu besonders auch eine etwas isolirte Stellung gegenüber den eignen kirchlichen Behörden zu rechnen ist, sind seit Jahren empfunden worden, gerade von den tüchtigsten der jüngern Geistlichen sind sie aufs lebhafteste beklagt worden. War es schon an sich kollegialisches Bedürfnis, den Zusammenschluß unter sich zu haben, den die andern Spezialgeistlichen, die Diakonissenhauspfarrer, die Gefängnispfarrer, die Militärpfarrer schon längst haben, so war es bei den Irrenhauspfarrern durch die Eigenartigkeit ihres Amtes und ihrer Thätigkeit, durch das Isolirte ihrer Stellung, durch die Mangelhaftigkeit ihrer speziellen Vorbildnng noch ganz besonders nötig, persönliche Berührung zu suchen und zu pflegen.

Am 29. Oktober 1889 ist durch einen Aufruf von Pastor Knodt in Münster, dem Seelsorger der dortigen Irrenanstalt, die Konferenz deutscher evangelischer Irrenseelsorger gegründet worden. Neunzehn Geistliche, die teils im Hauptamt, teils im Nebenamt Seelsorge an Geisteskranken auszuüben haben, waren aus allen Teilen Deutschlands in Bielefeld zusammengekommen. Es war ein schönes Zusammensein in den gastlichen Räumen der von Bodelschwinghschen Anstalten, ein gesegneter Anfang. Die Konferenz ist seither noch zweimal versammelt gewesen, 1890 in Hagenthal im Harz, 1891 in Frankfurt am Main. Die Versammlung für 1892, in Halle geplant, hat wegen der Cholera ausfallen müssen. Die Konferenz hat keine Statuten und hat kein Organ. Sie ist kein Komitee für Agitation und Aktion. Die Konferenz hat von Anfang an den Grundsatz offen und klar ausgesprochen, sich einzig auf das zu beschränken, was die Seelsorge angeht an den Geisteskranken, sei es außerhalb der Anstalt, sei es innerhalb der Anstalt. Das Theoretische der Irrenseelsorge und ihr Praktisches soll durch die Thätigkeit der Konferenz gefördert werden. Die Konferenz sieht ihre Aufgabe nicht darin, eine neue Psychiatrie zu erfinden, eine neue Lehre über die Geisteskrankheit, etwa im Gegensatz zu ärztlichen Grundsätzen, aufzustellen oder neue Heilmittel und Heilmethoden zu entdecken und anzupreisen. Am allerwenigsten hat sich die Konferenz die Unvernunft zum Ziel gesetzt, die Aerzte zu bekämpfen, mit denen die Mitglieder zu arbeiten und zu leben haben, oder gar die Irrenanstalten an sich zu reißen, sie zu verkirchlichen, sie der innern Mission auszuliefern. Es ist solch unvernünftigen Beschuldigungen gegenüber schon zu viel eingeräumt, wenn Pfarrer Achtnich in seinem Artikel: Ueber das Zusammenwirken von Irrenseelsorger und Irrenarzt schreibt (Christliche Welt 1893, Sp. 447), daß für einzelne Mitglieder der Konferenz derartige Tendenzen im Vordergrunde des Interesses gestanden haben mögen. Pfarrer Achtnich, der selbst Mitglied der Konferenz ist und in den Jahresversammlungen zugegen war, muß wissen, daß die Mitglieder der Konferenz keine Phantasten sind. Völlig ungerechtfertigt aber ist es und geradezu eine grundlose Verdächtigung zu nennen, wenn Pfarrer Teichmann in seinem Artikel: Der Verein der deutschen Irrenärzte und der Verband der deutschen evangelischen Irrenseelsorger schreibt (Protestantische Kirchenzeitung 1893, S. 564), es sei die Parole ausgegeben worden, daß die Irrenanstalten kirchlich werden müßten. Die Aerzte seien nicht imstande, den Geisteskranken die richtige Behandlung zu teil werden zu lassen. Es sei als Ziel anzustreben, daß die Irrenanstalten unter geistlicher Leitung ständen. Wie kann vollends — so fragen wir — Pfarrer Teichmann, der niemals einer Versammlung der Konferenz beigewohnt hat, schreiben (a. a. O.), der Verein der deutschen Irrenärzte sei von der Konferenz zuerst und am nachdrücklichsten angegriffen worden? Wie kann Pfarrer Teichmann so leichthin den Aufruf zur Reform des Irrenwesens und die Unterschrift des Herrn Hofpredigers Stöcker

mit der Irrenseelsorgerkonferenz in Verbindung bringen (a. a. O. S. 566)? Mit solchen Dingen hat sich die Konferenz nie auch nur im entferntesten befaßt. Mit dem Letztgenannten hat sie sich schon aus dem Grunde nicht befassen können, weil seit dem Auftauchen dieser Bestrebungen keine Versammlung mehr stattgefunden hat. Der Name „Verein der deutschen Irrenärzte“ ist auch nie genannt worden in der Konferenz. Es ist höchst betrübend, aber für die Angriffe von Pfarrer Teichmann bezeichnend, daß er die Konferenz, obgleich in ihr alle theologischen Richtungen vereinigt sind, in den Verruf bringt (a. a. O. S. 564) als Zeichen dafür, „wohin die orthodoxe Partei in unsrer evangelischen Kirche steuert und welches ihre letzten Ziele sind.“

Die Mitgliederzahl der Konferenz ist bisher stetig gewachsen. Aus jenen ersten neunzehn sind im Lauf von drei Jahren achtundvierzig geworden. Die Jahresversammlung in Hagenthal 1890 war von über vierzig Teilnehmern besucht, und die in Frankfurt von über dreißig. Pfarrer Teichmann muß schlecht unterrichtet sein, wenn er schreibt (a. a. O. S. 564), „es sei dem Verband bisher sehr wenig gelungen, ein Band zu schlingen um sämtliche evangelische Geistliche, die an Irrenanstalten in Deutschland angestellt sind, und die Beteiligung an den Jahresversammlungen sei bis jetzt gering gewesen.“

Die Verhandlungen sind immer belebt und interessant gewesen. An die Referate der einzelnen Mitglieder schloß sich eine freie Diskussion. Resolutionen wurden nicht gefaßt, wie Pfarrer Teichmann behauptet (a. a. O. S. 564). Auch Thesen sind nicht angenommen worden, wie neuerdings derselbe in der Protestantischen Kirchenzeitung Nr. 31 S. 740 angiebt. Es ist über die gehaltenen Vorträge immer nur diskutirt worden. Eine Meinung und Anschauung der Konferenz als solche in psychiatrischen Dingen giebt es also keineswegs. Die Themata der Referenten, die teilweise psychiatrisch lauten mögen, sind stets unter dem Gesichtspunkte des Seelsorgerlichen behandelt worden.

Die Konferenz hat nie den Versuch gemacht, in die Oeffentlichkeit hineinzuwirken. Ueber jede Jahresversammlung ist bisher ein kurzer Bericht „als Manuskript“ gedruckt worden. Er wurde nur versandt an die Mitglieder der Konferenz, an die evangelischen Kirchenbehörden, an Diakonissenhäuser und an solche Irrenhausgeistliche, die man zum Beitritt einladen wollte. Die Notiz von Pfarrer Teichmann (a. a. O. S. 564): „Indes sind seitdem die Berichte jedem zugänglich“ ist unrichtig.

Die Berichte können auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben. Die Diskussion ist wenig berücksichtigt. Die Notizen über die einzelnen Aeußerungen der Mitglieder sind meistens von diesen selbst nicht redigirt. Die Berichte sind nur für den recht verständlich, der den Verhandlungen beigewohnt hat.

Erfreulich für die Konferenz ist das freundliche Interesse staatlicher und kirchlicher Behörden gewesen. Mit vielem Dank muß es anerkannt werden, daß etliche Anstaltsdirektionen bei den vorgesetzten Kollegien für den Anstaltsgeistlichen Diäten erwirkten. Der Oberkirchenrat in Berlin hat nicht nur durch Konsistorien die Irrenhausgeistlichen zur Teilnahme an den Konferenzverhandlungen auffordern lassen, sondern auch die Frage wegen Gewährung von Diäten in Beratung gezogen. Der dritten Jahresversammlung hat Herr Oberkonsistorialrat Döblin beigewohnt. Er beteiligte sich an der Diskussion mit liebevollem und eingehendem Verständnis. Es ist der Konferenz eine Genugthuung, in Herrn Oberkonsistorialrat Döblin einen unanfechtbaren Zeugen zu haben gerade für ihre dritte Jahresversammlung. Denn die ist besonders angefochten worden, als ob damals die Lehre aufgestellt worden wäre, der Geisteskranke sei für sein Thun voll und ganz verantwortlich und sei deshalb zu bestrafen. (Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie S. 296 unten.)

Den Ruhm, zeitig vor der Konferenz gewarnt und die derzeitige Bewegung hervorgerufen zu haben, gebührt Dr. Sommer, einem Privatdozenten für Psychiatrie an der Universität Würzburg, dem Redakteur des eben genannten Zentralblattes für Nervenheilkunde und Psychiatrie. Vielleicht ist es gut, zu beachten, daß dieses Zentralblatt nach der Aufschrift redigirt wird „mit besondrer Berücksichtigung der Degenerationsanthro-

pologie," und daß unter den Herausgebern u. a. Lombroso genannt ist. Die sogenannte italienische Schule, die Spitze materialistischer Unvernunft, wird naturgemäß wenig Sinn haben für das Ethische im Menschen und für die aufs Ewige gerichtete Arbeit des Seelsorgers.

Wie schon bemerkt, ist Dr. Sommer mit seinen Angriffen noch nicht bis ans Ende gekommen. Im Februar hat die Sache angefangen. Dr. Sommers Attacken und Invektiven werden noch eine besondre Entgegnung nötig machen, wenn er endlich damit abgeschlossen haben wird, daß Herr von Bodelschwingh ins Zuchthaus und ich ins Irrenhaus gehöre. Jetzt beschäftigen uns nur die Angriffe Dr. Sommers, soweit sie dem Verein der deutschen Irrenärzte in Frankfurt a. M. Anlaß gegeben haben, zur Konferenz der evangelischen Irrenseelsorger in so auffallender Weise Stellung zu nehmen.

3

Dr. Sommer giebt seinen Artikeln die Ueberschrift: Die Psychiatrie der evangelischen Geistlichkeit in Preußen. Er sieht also in den fünfundzwanzig preußischen Mitgliedern der Konferenz die ganze preußische Geistlichkeit vertreten, die aus fast siebentausend Köpfen besteht! Er sieht in den Besprechungen über Seelsorge, wobei da und dort ja etwas Psychiatrisches mit einfließen kann, besonders so lange die Auffassung vom Beruf des Irrenseelsorgers sich noch erst zu klären und zu befestigen hat, eine Psychiatrie! Er sieht die Arbeit der Konferenz in der Weise an, daß theoretisch „die psychopathischen Zustände auf den Begriff der Sünde und des Besessenseins zurückgeführt werden sollen, und daß praktisch die Irrenanstalten an die Geistlichen ausgeliefert werden sollen." (Zentralblatt S. 106 ff.) Auch eine Diagnose! Die Halluzination ist nicht gering. Es ist zu begreifen, daß Dr. Sommer in die Worte ausbricht: „Es ist für den psychiatrischen Stand hohe Zeit, diese Pläne ernsthaft (!) ins Auge zu fassen."

Die Aufgabe, die reale Existenz des Schreckgespenstes auch zu beweisen, hat sich Dr. Sommer nicht zu schwer werden lassen. Aus den oben genannten drei Berichten der Seelsorgerkonferenz, die weder für das große Publikum noch für die Irrenärzte bestimmt sind, und die Dr. Sommer nur durch eine Art von Vertrauensbruch können zugekommen sein, hat er etliche Sätze herausgenommen, die von verschiednen Rednern über verschiedne Themata zu verschiednen Zeiten ausgesprochen worden, hat da und dort einschränkende oder erklärende Beifügungen übersehen und schließlich das Ganze addirt wie die zusammenhängende Rede eines Mundes über ein einziges Thema. Man bedenke, es sind Aeußerungen über psychologische Dinge, bei denen bekanntlich das nämliche Wort: Seele, Geist, Person, dämonisch, satanisch — in jedem Munde wieder seine besondre Bedeutung hat! Wie verschieden z. B. ist das, was von Bodelschwingh unter Seele versteht von dem, was ich darunter verstehe! Wie verschieden Pastor Fliedners Anschauung vom Dämonischen von meiner Anschauung! Auf diese Weise hat Dr. Sommer sein Gespenst in die Sichtbarkeit treten lassen. Es ist in der ein abschreckendes Bild geworden. Pfarrer Achtnich schreibt, daß er bei seinem Anblick „nicht wenig erschrocken sei." (Christliche Welt a. a. O. Sp. 447.) Erschrocken bin ich nun gerade nicht; aber empört hat mich doch die unnoble Weise der Sommerschen Darstellung. Wenn Dr. Sommer nicht Protestant wäre, würde ich in ihm einen Schüler Janssens vermuten. Pfarrer Achtnich nennt die Sache mit etwas höflicherm Namen: systematisches Geschick. In ehrlicher, nicht voreingenommener Verhandlung ist solch „systematisches Geschick" doch nicht hoffähig. Von der erregten Diktion mag abgesehen werden. Es war zur Zeit der Reichstagswahlen. Von einem Arzte, der den praktischen Kollegen insgesamt eine „fast völlige Ignoranz in Bezug auf Psychopathologie" vorwirft, der den Irrenärzten selbst nachsagt, „daß theoretisch ihre Wissenschaft in der Psychologie nicht weit reicht," darf nicht viel an günstigem Urteil für Geistliche erwartet werden. Das Leitmotiv der Irrenseelsorgerkonferenz ist ihm eine „kulturgeschichtliche Lüge." Meine Ausführungen in den Jahresversammlungen sind „vollendeter Blödsinn, psychiatrischer Schwachsinn, litterarische Verrücktheit [glücklicherweise!] noch erlaubten Grades." Die Methode von Bodelschwinghs, dem noch kein Mensch außer dem Uebermaß von Liebe hat etwas nachsagen können, ist „schlau, aber nicht fein." Bodelschwingh wendet „schlaue Kunstgriffe an." Binsenwahrheiten in psychiatrischen Dingen „will er nicht kennen ad majorem ecclesiae gloriam." Trotz all diesem Kraftaufwand ist nicht der Schein eines Beweises beigebracht in den Sommerschen Ausführungen, daß die Konferenz die Geisteskrankheit auf den Begriff der Sünde und der Besessenheit zurückführen wolle. Ja nicht einmal näher definirt ist diese für mich wenigstens völlig unklare Behauptung. Auch nicht der Schein eines Beweises ist beigebracht für die geradezu widersinnige Behauptung, daß die Konferenz die Irrenanstalten an die Geistlichkeit ausliefern wolle. Auch nicht der Schein eines Beweises ist beigebracht, daß die Konferenz die Geisteskranken als Schuldige angesehen und sie als Schuldige behandelt, beziehungsweise gestraft wissen wolle. Wenn ich z. B. als die letzte Ursache der psychischen Erkrankung ein psychisch Böses annehme, und wenn ich die Summe der psychisch bösen Potenzen im Anschluß an die heilige Schrift dämonische Welt nenne, so ist damit der psychopathische Zustand noch lange nicht auf den „Begriff der Sünde und des Besessenseins zurückgeführt." Besessensein und Besessenheit — Worte, die bekanntlich im Urtext der heiligen Schrift gar nicht vorkommen, sich bei Josephus erstmals finden und von dort, also aus jüdischem Aberglauben, in die Volkssprache und in die Uebersetzung der Bibel übergegangen sein mögen — sind von mir für Geisteskrankheit nie angewandt worden. Ebenso von Pastor Fliedner nicht so gemeinhin. Die biblischen Ausdrücke lassen einer mehr dynamischen Anschauung Raum, als das Wort Besessenheit. Es muß nicht an Einwohnung einer Persönlichkeit gedacht werden. Dieses Letztere ist der Fall bei der eigentlich satanischen Krankheit, bei der Verstocktheit, die nicht das psychische, an sich unethische Leben erfaßt, sondern das persönliche ethische Leben des Menschen. Die Dämonischen des Neuen Testaments waren am psychischen Leben krank. Ein Judas war im persönlichen, im ethischen Leben krank, ein Verstockter, ein Verlorner, das verlorne Kind. Daß beides einmal auch mit einander verbunden sein kann, ist klar. Ebenso muß zugegeben werden, daß ein Zustand in den andern überführen kann. Wenn diese meine Anschauung, die sich an Exegeten wie Delitzsch und Kübel und Dogmatiker wie Twesten, Knapp, Kahnis und Beck anlehnt, von Dr. Sommer mit dem Prädikat „Blödsinn" beehrt worden ist, so mag das ein Zeichen seines Standpunkts sein und dessen notwendige Konsequenz. Aber er hat kein Recht, mich und die Konferenz als Vertreter und Verfechter eines mittelalterlich bornirten Hexenwahns, Teufelsglaubens hinzustellen.

Wenn ich ferner das Ethische im Menschen, das Geheimnis der Freiheit und der Verantwortlichkeit, auch in das Kranksein hinein mir fortgesetzt denke, weil mir auch der Kranke noch Mensch ist und Persönlichkeit, und weil ich mir keinen unbedingten Zwang denken kann vom Somatischen und Psychischen ins Ethische hinein, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Handlung des Geisteskranken eben so ethisch zu messen sei, wie die des Gesunden. Dr. Sommer hat natürlich auch die wenigen Notizen aus meinem Referat, im dritten Jahresbericht der Irrenseelsorgerkonferenz, die näher bestimmen, wie die Verantwortlichkeit des Geisteskranken zu verstehen sei, in sein Mosaikbild aufzunehmen vergessen. Im Referat selbst war seiner Zeit der Hauptteil dieser Erörterung zugewiesen.

Wenn endlich v. Bodelschwingh beklagt, daß die Kirche, besonders die evangelische Kirche, für die Pflege ihrer geisteskranken Glieder bisher zu wenig gethan, zu wenig Pflegepersonal ausgebildet, fast gar keine Asyle errichtet habe, sodaß manche Evangelische in katholischen Asylen hätten Unterkunft suchen müssen, so ist damit doch noch nicht entfernt die Absicht kundgethan, die staatlichen Irrenanstalten der ärztlichen Leitung zu entreißen und sie den Geistlichen auszuliefern. Warum hat denn Dr. Sommer in seiner Blumenlese nur die Aeußerungen v. Bodelschwinghs angeführt, die von dem begrenzten Können des Arztes bei Psychosen reden, aber jene nicht, die von dem großen Fleiß der Aerzte und von ihren dankenswerten Verdiensten reden?

Elberfeld Hafner

Zwei Stimmen zu unsern Diakonissenartikeln

1. Selbstverleugnung — ein Vorrecht der Frauen?*)

Zu den beiden Aufsätzen in Nr. 25, 26 und 29 der Christlichen Welt d. J. „Die weibliche Diakonie und die Frauenfrage“ und „Der Diakonissenberuf, ein Beruf für die gebildete evangelische Frauenwelt“ möchte ich in Kürze noch Folgendes bemerken:

In dem ersten Aufsatz (Nr. 25) sagt die Verfasserin sehr treffend: „Man sollte doch einmal gebildeten jungen Männern die Zumutung eines solchen Lebensberufes unter denselben Bedingungen machen!“ — Hier liegt das Schwergewicht der Frage. Ja, man sollte einmal von dem Manne — auch von dem, der als echter Jünger Christi gelten will — dasselbe Maß von Aufopferung und Selbstverleugnung fordern, wie es heute von der Frau, sei sie Hausfrau oder in anderm Berufe thätig, als selbstverständlich erwartet wird! Gewiß verlangt auch jeder männliche Beruf Selbstbeherrschung, uneigennützige Hingabe und nicht selten einen Kampf mit der eignen Ueberzeugung, — darin hat die Verfasserin des zweiten Aufsatzes (Nr. 29) Recht; und überzeugend führt sie aus, daß der Mensch, ob Mann oder Weib, in keinem Berufe zu einer unbedingten Entfaltung seiner Eigenart gelangen könne, noch das Recht dazu habe. Selbstverständlich kann bei den Frauen heute nur von jener bedingten, maßvollen, nach heutigem Begriffe zulässigen Entfaltung der Eigenart die Rede sein. Aber diese Entfaltung zu erstreben, haben sie dasselbe Recht wie der Mann. Wir haben nur eine Moral für beide Geschlechter; und kein Wort der Schrift spricht für die heutige Anschauung, daß Opfermut und Selbstlosigkeit vor allem der Frau gebühren, daß sie mehr als der Mann verpflichtet sei, in Selbstverleugnung ihre Eigenart zu unterdrücken. „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat!“ sagt ein Wort der Schrift (1. Petri 4, 10).

Dem gegenüber stehen jene, auf die Frauenstellung und das Eheleben bezüglichen Worte Pauli,**) die dieser als Kind seiner Zeit für seine Zeitgenossen schrieb, und die noch heute der Frau wieder und immer wieder in falscher Auslegung***) vorgehalten werden, wenn sie Gerechtigkeit fordert, — wogegen der bedeutungsvollern Mahnung Christi (Matth. 20, 25—28; Ev. Joh. 13, 14) und jenes Petruswortes nicht gedacht wird.

Nicht Trägheit, nicht Unlust zur dienenden Liebe, sondern vor allem Gerechtigkeitssinn läßt die Frauen widersprechen, wenn die schwersten Dienste der Selbstverleugnung als ihr selbstverständliches Teil nur ihnen zugewiesen werden. Dieser — wenn auch manchmal unbewußte — Gerechtigkeitssinn macht dem Menschen schon die kleinste Aufgabe schwer erträglich, wenn er empfindet, daß diese Aufgabe ihm aus selbstsüchtigen Gründen zugewiesen wird. Ein guter Geist leitet die Frauen, wenn neben dem bisher geübten schrankenlosen Dulden nunmehr auch ihr Gerechtigkeitssinn erwacht ist. Denn Selbstverleugnung ohne Maß und Grenzen dürfen niemals das Ideal sein. Gerechtigkeit ist die Grundlage aller Tugend, und dahin gehört auch, das eigne Recht und die fremde Pflicht zu erkennen. Selbstlosigkeit, von Selbstsucht erzwungen, verliert ihre Weihe. Und Selbstsucht ist es zweifellos, wenn der Mann nicht müde wird, unter Hinweis auf die dienende christliche Liebe von der Frau eine Aufopferung zu fordern, zu der er selbst schwerlich sich verstehn würde. Die Thätigkeit der Diakonen kommt hier nicht in Betracht; hier können nur die Berufsdienste der gebildeten Männer und Frauen mit einander verglichen werden. Man wird vielleicht einwenden, daß kein Zwang die Frauen zum Diakonissenberufe führe, daß sie nur freiwilliger Hingabe folgen. Aber wird nicht schon durch die unbegrenzte Verherrlichung jenes Berufs, durch seine Bezeichnung als des „für die evangelische gebildete Frauenwelt geeignetsten,“ durch die entschiedne Abwehr jeder eingehenden Kritik, und umgekehrt durch den Mangel irgendwelcher ähnlichen Forderung an den Mann mittelbar ein für gewissenhafte Gemüter sehr fühlbarer sittlicher Zwang ausgeübt, stillschweigend die Forderung ausgesprochen: nur für die Frau ist jene höchste Aufopferung geboten!?

Und sind es denn wirklich die schwersten Dienste der Selbstverleugnung, die gerade von der Frau verlangt werden? — wird man entgegnen. Arbeitet der Mann in seinem Berufe nicht mit derselben dienenden Liebe, mit demselben Opfermut, wie die Frau in dem ihrigen? Hier ist einen Beweis zu führen schwer, da die Last, die der Mensch in seinem Berufe trägt, ebenso wenig genau zu messen ist, wie seine Kraft, diese Last zu tragen. Indessen schon jener Satz: „Man sollte doch einmal gebildeten jungen Männern die Zumutung eines solchen Lebensberufes unter denselben Bedingungen machen!“ führt zum Vergleich. Wie ganz anders ist das Leben des gebildeten, in christlichem Dienste stehenden Mannes, z. B. das des Geistlichen, im Vergleich zu dem Leben der Diakonissin! Er kehrt nach den Mühen des Tages heim in seine gemütliche Studierstube, er hat sein häusliches Behagen, — ganz zu schweigen von dem Unterschied in der Berufsarbeit selbst und dem Unterschied in der persönlichen Freiheit!

Am deutlichsten aber belehrt uns der Vergleich bei einem Blick in das Familienleben. In wie vielen Familien wird denn heute die durch Christus geforderte Gegenseitigkeit des Dienens geübt? Die Frau dient dem Manne, seine Wünsche, sein Behagen sind maßgebend für den Haushalt. Freilich leistet er ihr als Gegendienst die Arbeit für den Gelderwerb. Aber er glaubt, nach Erledigung der Berufsarbeit seine Schuldigkeit gethan und dann das Recht zu haben, für sein Behagen in ausgedehntestem Maße sorgen zu lassen. Dagegen von der Frau, und nur von ihr wird verlangt, daß sie neben ihrer Berufsarbeit auch immerfort noch jene aufopfernde, dienende Liebe übe.

Wenn sie sich nach stundenlanger körperlicher Arbeit zu Tische setzt, ist sie häufig ermüdeter als der Mann; aber selbstverständlich bedient sie ihn. Ist großes Putzfest, dann wird mit Ueberlegung so gewirtschaftet, daß er von dem Unbehagen solches Tages kaum etwas merkt. Daß sie selbst dies Unbehagen den ganzen Tag spürt, ist gleichgiltig. Er darf stets die bequeme Ausflucht gebrauchen: „Dazu habe ich jetzt keine Zeit!“ Sagt sie dasselbe, erscheint es zum mindesten ungewöhnlich. Sie muß eben stets Zeit für ihn haben, auch wenn das Unterbrechen einer Arbeit recht peinlich für sie ist. Es ist selbstverständlich, daß das ganze Haus auf Papas Mißstimmung Rücksicht nimmt, wenn er in seinem Berufe Aerger gehabt hat. Auch die Hausfrau erlebt manchmal gründlichen Verdruß, aber ihre Aufgabe ist: „die Sorgenfalten auf der Stirn des Hausherrn durch gleichmäßige Heiterkeit zu glätten.“ — „Wir essen dies Gericht nie, mein Mann liebt es nicht,“ sagt die Hausfrau. „Es gefällt uns recht gut hier am Ort,“ hörte ich eine Dame sagen, „mein Mann fühlt sich sehr behaglich, das ist ja die Hauptsache.“ Und wenige finden in dergleichen Reden etwas Befremdliches. Dagegen würden ähnliche Worte über die Frau aus dem Munde ihres Mannes sehr überraschen. — Oder auch: „Mein Mann darf nicht merken, daß ich mich angegriffen fühle, sonst wird er verdrießlich.“ Man denke sich den umgekehrten Fall!

Freilich mögen die angeführten Beispiele nicht überall zutreffen; sicherlich wird in vielen Ehen die liebevolle Rücksichtnahme, ein geduldiges Tragen der Eigentümlichkeiten des andern mindestens ebenso sehr vom Manne geübt. In der wahren Ehe herrscht nur gegenseitiges Dienen, und dann ist der Frau auch die schwerste Mühe für den geliebten Mann nicht zu schwer. Aber die Einseitigkeit des Dienens, das Verschwenden der Aufopferung an einen Egoisten raubt auch der demütigsten Frauennatur die Freudigkeit des Berufes.

Solche Einseitigkeit im ehelichen Verhältnis entspricht schwerlich dem Geiste Christi. Niemand ist verpflichtet oder auch nur berechtigt, den Schwächen des andern offenkundig Vorschub zu leisten. Freilich glaubt sich die Frau hierzu um des lieben

*) Obige zwei Artikel mögen einem abschließenden Worte noch vorangehen. Sie führen Gedanken aus, die ich des Nachdenkens und der Verhandlung für wert halte, die aber meinerseits zu vertreten ich mich nicht berufen fühle. D. H.

**) 1. Kor. 14, 34 f.; 1. Kor. 11, 3; Eph. 5, 22.

***) Vergl. Christliche Welt 1891, Nr. 47 „Zur Frauenfrage“ (Sp. 1082—88).

Friedens willen häufig gezwungen. Aber sie würde dem Manne vielleicht einen in Wahrheit größern Dienst erweisen, wenn sie nicht immer kritiklos seine Wünsche erfüllte und seinen Schwächen nachgäbe. Er bedarf der ehelichen Erziehung ebenso sehr wie sie. Und jene unwürdige, unwahre Art der Behandlung des Mannes, die ihren Ausdruck in dem häufig von Frauen gehörten Worte findet: „Die Männer sind wie die großen Kinder, man muß sie nur zu behandeln wissen“ — diese Art verdient doch wohl nicht den Namen Erziehung?

Frauen, die beides kennen gelernt haben, einen selbständigen Beruf, wie der Mann ihn ausübt, eine stetige, systematische, wenn auch noch so schwere Arbeit — und jenen Hausfrauenberuf, aus tausend und abertausend Kleinigkeiten bestehend, der nur selten ein zusammenhängendes stetiges Arbeiten gestattet, der oft stundenlang keine Gemütlichkeit, kein Behagen aufkommen läßt, der, wie die Verfasserin des zweiten Aufsatzes (Nr. 29) sehr richtig bemerkt, die Frau häufig des Abends zu der Frage führt: Was habe ich heute eigentlich gethan? — wer als Frau diesen Unterschied kennen gelernt hat, der weiß, daß auch für eine weibliche Natur die Aufgabe der Hausfrau sehr häufig die schwerere ist, — ganz abgesehen davon, daß der Mann seinen Beruf nach Neigung wählen konnte, während für die Hausfrau von Wahl keine Rede sein kann; sie muß ihre Arbeit thun, ob mit oder ohne Neigung.

Diese Aufgabe wird der Hausfrau stets bleiben. Aber die selbstverleugnende dienende Liebe, die das Merkmal jedes echten Christen ist, die in jeder Lebenslage, zu jeder Stunde opferbereit ist, das freudige Rücksichtnehmen auf den andern, im großen wie im kleinen, das Helfen hier und dort, das Hintansetzen der eignen Wünsche, des eignen Behagens, die Fähigkeit, sich in den andern hineinzudenken, das freudige und taktvolle Merken auf die Wünsche des andern — kurz, jener aus unzähligen Einzelheiten bestehende schönste und — schwerste Dienst im Menschenleben, schwerer als jede Berufsarbeit: er sollte nicht, wie bisher, als fast ausschließlich zum weiblichen Berufe gehörig betrachtet werden, sondern als die Aufgabe eines jeden Christen, eine Aufgabe, die er neben seinem eigentlichen Berufe zu erfüllen hat.

Nicht genug kann wiederholt werden: vor allem das Verlangen nach Gerechtigkeit läßt die Frau widersprechen, und nur dies Verlangen gestattet ihr den Widerspruch. Sicherlich gebühren ihr christliche Demut und Aufopferung; und wenn ihr stets versichert wird, daß es etwas Herrliches sei, dem Nächsten zu dienen, sei es im häuslichen Kreise oder auf anderm Berufsfelde, so hat sie keinen Grund zur Verneinung; aber — warum versucht denn der Mann so wenig, diese Herrlichkeit zu kosten, wenigstens bei weitem nicht in dem Maße, als die Frau ihrer teilhaftig werden soll? Die Frau sagt also nicht: ich habe keine Neigung, noch fernerhin Selbstverleugnung zu üben, sondern sie lehnt sich nur — und mit Recht — gegen ein unwürdiges Zwangsverfahren auf; denn ein solches ist die Forderung eines Opfers aus Eigennutz, unter Hinweis auf „christliche Pflicht,“ auf „die weibliche Bestimmung zu Entsagen und zu Dulden“; und verborgner Eigennutz leitet den Fordernden sowohl dann, wenn er aus dem Opfermut der Frau unmittelbar Nutzen zieht, wenn er durch ihr Entsagen sich selbst um so weniger zu versagen braucht — wie dies bei der weiblichen Selbstverleugnung im häuslichen Kreise der Fall ist —, als auch dann, wenn er nur mittelbar den Nutzen hat, selbst jene Opfer nicht bringen zu müssen.

Zwei Forderungen also stellen heute die Frauen. Sie hoffen, daß man auch ihnen gewähre, was bisher in viel höherm Maße das Recht des Mannes war: das Recht auf die größere Entfaltung der Eigenart. Und sie hoffen, daß mehr und mehr auch vom Manne verlangt werde, was bisher vor allem als Pflicht der Frau galt: die Selbstverleugnung, die dienende Liebe, die Liebe, in der Christus unser Vorbild ist. Wenn die Rechte und Pflichten unter den Geschlechtern gleichmäßiger verteilt sein werden, dann wird mit der Frauenfrage auch die Diakonissenfrage einer befriedigenden Lösung entgegen gehen. Auch hier liegt die Zukunft in den Händen der Mütter. Mögen sie ihre Söhne nicht nur zu thatkräftigen, sondern auch zu selbstlosen Männern erziehen nach dem Geiste des Wortes: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.“

A B

Erklärung in Sachen des Kasseler Hirtenbriefs

Zu unserm großen Erstaunen lesen wir in Nr. 27 der Christlichen Welt, in dem von Professor Herrmann in Marburg unterzeichneten Artikel: „Ein notgedrungnes Wort zu dem Kasseler Hirtenbriefe,“ Folgendes:

> Einer der Generalsuperintendenten hat uns privatim ausdrücklich erklärt, daß ihre Schilderung sich auf Achelis überhaupt nicht beziehe, und auf mich nur insofern, als ich zur Ritschlschen Richtung gehöre. Daß ich die von ihnen verurteilte Theologie in allen Punkten vertrete, wollten sie nicht behaupten;

und weiter:

> Ein Kirchenregiment, das den öffentlich angenommnen Standpunkt auch unverrückt behauptete, würde mir besser gefallen als Generalsuperintendenten, die eine öffentlich ausgesprochne verletzende Anklage privatim einschränken.

In Nr. 30 desselben Blattes Sp. 712 lesen wir:

> Sie (die drei Kasseler Generalsuperintendenten) haben nicht umhin gekonnt, nachträglich Einschränkungen vorzunehmen, die ihre That jeder Kraft und jedes Ansehens entkleiden.

Andre Blätter aber verkündigen darauf ihren Lesern, „daß die Zurücknahme des in dem Kasseler Hirtenbriefe Ausgesprochnen seitens eines seiner Verfasser schriftlich stattgefunden habe.“

Wir erklären hiermit, daß wir weder einzeln noch gemeinsam, weder öffentlich noch privatim bis jetzt irgend welche Ursache gehabt haben, ein Wort unsers Ausschreibens an die Herren Geistlichen unsers Bezirks zurückzunehmen oder umzudeuten, einzuschränken oder zu widerrufen, daß wir vielmehr unser Wort heute noch so fest und bestimmt aussprechen, wie wir es in der Karwoche dieses Jahres gethan haben.

Da zwischen den Herren Professoren Achelis und Herrmann einerseits und uns andrerseits seit jener Zeit kein Verkehr stattgefunden hat außer einem Briefwechsel zwischen dem Herrn Professor Achelis und dem mitunterzeichneten Generalsuperintendenten Werner, der nicht nur in den Formen der Höflichkeit, sondern unter wiederholtem Ausdruck gegenseitiger Hochachtung gepflogen worden ist, so müssen wir, so schwer es uns auch werden mag zu glauben, daß eine solche Korrespondenz eine derartige Verwertung soll gefunden haben, annehmen, daß der gedachte Briefwechsel der Ausgangspunkt gewesen ist, von dem aus sich die angeführten irrigen Behauptungen gebildet haben, und halten uns daher verpflichtet, den Inhalt jenes so in die Oeffentlichkeit gezognen Briefwechsels, soweit er die vorliegende Angelegenheit angeht, hier in Kürze mitzuteilen:

Gegenüber der bittern Klage des Herrn Professors Achelis, daß in unserm Ausschreiben unter Nennung seines Namens ihm die verderblichsten, allen Christenglauben aufhebenden Irrlehren zugeschrieben würden, die er aufs entschiedenste von sich weise, und dem wiederholten Verlangen desselben, daß wir diese angeblichen persönlichen Beschuldigungen öffentlich widerrufen, um das gegebne Aergernis nach Möglichkeit wieder gut zu machen, hat Generalsuperintendent Werner darauf hingewiesen, daß unser gemeinsamer Erlaß zu solchem Vorwurf gegen uns keinerlei Grund biete, indem derselbe allerdings die Schrift des Professors Achelis neben der des Professors Herrmann als Veranlassung zu unserm Ausschreiben bezeichne, auf ihren Einzelinhalt aber, so wenig wir mit demselben einverstanden sein könnten, überhaupt nicht näher eingehe, und namentlich mit keinem Wort andeute oder aus dem Zusammenhang schließen lasse, daß der Professor Achelis die von uns gekennzeichneten Irrlehren, deren Zulassung in Kirche und Amt wir entgegentreten, persönlich führe; ja, daß auch in Betreff des Professors Herrmann, obwohl man aus den seiner Schrift entnommnen Zitaten wohl auf seine Stellung schließen könne, doch unser Erlaß gar nicht darauf eingehe, wieweit Professor Herrmann für seine Person jene Irrlehren, bezw. die Leugnung der be-

kenntnismäßigen Heilsthatsachen vertrete, — da es sich für uns gar nicht darum handelte, wieweit der einzelne Professor von den Sätzen des apostolischen Glaubens abweicht, sondern um die prinzipielle Frage, ob die Bekenner und die Leugner der biblischen Heilsthatsachen in der Kirche gleiches Recht haben, und ob die Pfarrer zu ihnen die Stellung einnehmen dürfen, wie etwa die Schrift des Herrn Professors Herrmann sie ihnen empfiehlt.

Daneben ist unserm tiefen Bedauern Ausdruck gegeben, daß Professor Achelis bei seiner sonst vertretnen theologischen Richtung in dieser kritischen Zeit in den Reihen derer steht, die jener Theologie, die er als die seine nicht anerkennt, die Thüren weiter aufzuthun bemüht sind. Es ist ihm auch, was wir als selbstverständlich ansehen, versichert worden, daß wir, wo unser Ausschreiben in dem von ihm befürchteten Sinne mißverstanden werden sollte, solchem Mißverstand entgegentreten würden; aber es ist festgehalten, daß unser Ausschreiben dazu einen Anlaß nicht gebe, und daher jede retraktirende Erklärung abgelehnt.

Wie man diese Ablehnung und das einfache Beharren bei dem Inhalt unsers Erlasses als Einschränkung oder Zurücknahme desselben ansehen kann, ist schwer zu verstehen. Es würde sicher nicht möglich sein, wenn man von dem Wahn lassen wollte, daß die Lust an Verletzung von Personen oder an Angriffen auf deren Glaubensstellung uns zu unserm Ausschreiben getrieben habe. Was uns trieb, war die Pflicht, nach der vorausgegangnen Provokation es klar auszusprechen, welche Stellung zum Bekenntnis die Kirche von ihren Dienern verlangen muß, und die Sorge um Erhaltung des rechten Glaubens in unsern Gemeinden. Möge man doch die Versuche unterlassen, den Erlaß in die Sphäre des gereizten persönlichen Haders herabzuziehen.

Die weitern Unterstellungen und unqualifizirbaren Angriffe, die Professor Herrmann in dem oben angeführten Artikel gegen uns richtet, überlassen wir der Würdigung urteilsfähiger Leser. Ihnen geben wir auch die Prüfung anheim, ob die Ratschläge, die Professor Herrmann den von ihm unterrichteten Studenten und Kandidaten für ihren amtlichen Verkehr mit dem Generalsuperintendenten, „dem der Kandidat nicht das nötige theologische Verständnis zutraut," mitgiebt, auch nur noch dem Wohlanstande entsprechen, der mit wahrhaft christlicher Lebenserfahrung verbunden zu sein pflegt.

Die vorstehende thatsächliche Erklärung glaubten wir unsrer Stellung schuldig zu sein, um uns aufs neue in vollem Umfang zu dem Wort zu bekennen, zu dem wir uns in dieser ernsten Zeit genötigt gesehen haben. Es ist ohne unser Zuthun — zuerst durch die Chronik der christlichen Welt — in viel weitere Kreise getragen worden, als für die es anfänglich bestimmt war. Möge es der Herr denn auch so nur zum Segen der Kirche wirken lassen!

Kassel, den 8. August 1893 Fuchs Lohr Werner

* * *

Nachwort des Herausgebers

Die vorstehende Erklärung kann ich nicht ohne ein Wort der Erwiderung ausgehen lassen. Der Nächstberufne hierzu würde allerdings Herr Professor Herrmann sein, aber ich kann mich nicht entschließen, ihm auch nur eine Anfrage deswegen in die Berge nachzuschicken. Das Notwendigste, was im Interesse seiner Person wie der Sache gesagt werden muß, hoffe ich für ihn sagen zu können.

Ich bin als Herausgeber dieses Blattes insofern durch die Erklärung der Herren Generalsuperintendenten mitbetroffen, als ich durch die Aufnahme des Herrmannschen Artikels mich nach eben dieser Erklärung an einem Versuche mitschuldig gemacht habe, den Erlaß in die Sphäre des gereizten persönlichen Haders herabzuziehen, und „Unterstellungen," „unqualifizirbare Angriffe," sowie Ratschläge, die dem Wohlanstand christlicher Lebenserfahrung nicht entsprechen, in unsern Spalten geduldet habe.

Nun ist es mir leider nicht gelungen, den Streit theologisch-kirchlicher Gegensätze von der Christlichen Welt fernzuhalten. Ich bedaure das, wenn ich es auch nicht sonderlich beklagen und

bereuen kann, denn die Teilnahme am kirchlichen Leben und an den religiösen Lebensfragen ist ja zuweilen ohne Teilnahme am Kampf nicht möglich. Was mir aber Gott sei Dank! gelungen ist, ist dies, daß ich die Gereiztheit persönlichen Haders bisher abzuwenden vermochte. Und davon bildet auch der Artikel Professor Herrmanns keine Ausnahme. Wäre es der Fall, so wäre ich dafür um so verantwortlicher, als Herr Professor Herrmann mich ausdrücklich ermächtigt und gebeten hat, alles, was nur zu verletzen geeignet wäre, an seinem Artikel zu beanstanden.

Ich kann aber auch heute bei gründlichster Prüfung an dem Artikel nichts von persönlicher Schärfe wahrnehmen. Und ich weiß, wie weit Herr Professor Herrmann davon entfernt gewesen ist, sich in seiner Person beleidigt zu fühlen oder die Herren Generalsuperintendenten persönlich beleidigen zu wollen. Wenn es notthut, werde ich ihn um Erlaubnis bitten, den Brief veröffentlichen zu dürfen, worin er mir — noch im April — mitteilt, daß er auf den Erlaß in jeder Weise zu schweigen gedenke. Er giebt darin als seinen Hauptbeweggrund die persönliche Achtung zu erkennen, die er vor der praktischen Amtsführung der Herren Generalsuperintendenten habe, diese ermögliche ihm die Entstellung seiner Theologie in dem Erlaß lieber zu übersehen als aufzudecken.

War also eine persönliche Verletztheit auf seiten Professor Herrmanns im April nicht vorhanden, so erst recht nicht im Juni, als er dann doch aus Ursachen, die er angegeben hat, die Feder zur Hand nahm. Ich wünschte freilich mit vielen, er hätte das nicht nötig gehabt. Professor Beyschlag hat es in den Deutsch-Evangelischen Blättern ausgesprochen, was die Ansicht vieler ist, daß es Sache der Fakultät oder der Fakultäten war, die Antwort auf den Erlaß der Generalsuperintendenten zu geben. Dann wäre ja auch der Schein vermieden geblieben, als geriete der Streit vom Gebiete der Prinzipien auf das des Persönlichen.

Aber wie nun Professor Herrmann in unsrer Nr. 27 seine Antwort gegeben hat, so findet sich des Scharfen gewiß genug darin, aber ich für mein Teil habe nur jene sachliche Schärfe darin gefunden, die bei Auseinandersetzungen über so ernste Dinge sittlich berechtigt ist. Es können aber nur zwei Dinge sein, die von den Herren Generalsuperintendenten als persönlich kränkend empfunden worden sind.

Das Eine ist Herrmanns Vorwurf, daß das Bild von Theologie, das der Erlaß entwirft, wenig Sachkenntnis verrate. Ein solcher Vorwurf wird immer persönlich empfunden werden, Aber er wird sich, wo Lehre und Wissenschaft verhandelt werden, zuweilen notwendig einstellen. Die Generalsuperintendenten haben das Bild einer Theologie gezeichnet, die so nicht existirt. Man weiß heute, daß einzig die Ritschlsche Theologie damit geschildert sein soll. Diese Meinung war nur möglich bei Mangel an Sachkenntnis oder an gutem Willen. Herrmann hat die für das christliche Urteil mildere Erklärung gewählt und auf Mangel an Sachkenntnis geschlossen. Ich bin der Ueberzeugung, daß er diesen Vorwurf als einen sachlichen gar nicht vermeiden konnte. Daß er falsch sei, haben die Herren Generalsuperintendenten anders zu beweisen als durch den Ausdruck ihrer persönlichen Verletztheit.

Das andre ist die in vorstehender Erklärung ausdrücklich berührte Stelle, wo Professor Herrmann für den Notfall Kandidaten auf den ausschließlichen Standpunkt des Rechts verweist, Kirchenoberen gegenüber, die ihrerseits nicht imstande sind, Kirche und kirchliches Bekenntnis anders anzusehn, als eben unter diesem Gesichtspunkte des Rechts. Ich weiß und erkläre hiermit ausdrücklich, daß Professor Herrmann dabei an die Person der Kasseler Herren nicht gedacht hat. Daß eben in Kurhessen ein Mißbrauch mit der Bekenntnisverpflichtung seitens der Generalsuperintendenten nicht getrieben wird (Sp. 635), war ja der eine Hauptbeweggrund für Herrmann, auf den Hirtenbrief mit Schweigen zu antworten. Und die zahlreichen Zeugnisse persönlicher Achtung vor den Kasseler Herren um ihrer Lebenspraxis willen, die sich auf Sp. 636 finden, insbesondre das klare Wort: „Dafür bürgt die Persönlichkeit dieser Männer," hätten die Herren davor behüten sollen, die un-

mittelbar folgende, im Zusamenhang der Erörterung unentbehrliche Stelle persönlich auf sich zu beziehen und darin einen Angriff zu erkennen, der sich mit dem Wohlanstande lebenserfahrener Christen nicht verträgt.

Das Dritte ist Herrmanns Mitteilung von privaten Einschränkungen, die sowohl ihm als Achelis gegenüber die Herren Generalsuperintendenten dem Erlaß haben folgen lassen. Sie gründet sich auf den Briefwechsel, der, so viel ich sehe, in der vorstehenden Erklärung richtig geschildert ist. Herr Generalsuperintendent Werner erklärt Herrn Professor Achelis gegenüber unter dem 8. Mai:

Daß Sie selbst die Lehren führten, für die man jetzt Bürgerrecht in der Kirche verlangt, hat niemand behauptet, wird auch in den Kreisen unsrer Pfarrer und Kandidaten von niemand geglaubt, noch unsre Worte dahin verstanden.

Und in einem Briefe vom 23. April schreibt derselbe, nachdem die in dem Hirtenbriefe erwähnte kirchlich unbrauchbare Theologie erwähnt ist:

Aber auch hier ist nicht darauf eingegangen, wie weit Prof. Herrmann selbst diese führt. Es ist ja bekannt, daß jeder der Herren Professoren auch der Ritschlschen Richtung in diesen Abweichungen sein eignes Maß hat.

Dem gegenüber rufen wir getrost jedermann zum Zeugen und allermeist die kirchlichen Blätter, die den Erlaß mit Dank und Freude begrüßt haben, ob sie den Erlaß je anders verstanden haben, denn als ein Verdikt über die von Achelis und Herrmann persönlich vorgetragne Theologie? Und ob die Herren Generalsuperintendenten, wenn sie in Privatbriefen diese Deutung ablehnten, nicht verpflichtet waren, das richtige Verständnis auch durch ein öffentliches Wort allseitig sicherzustellen? Da sie dies ablehnten, waren die Betroffnen wohl berechtigt, jene Mitteilung ihrerseits zu machen.

Ich meinerseits bin nicht in der Lage, was ich in Nr. 30, Sp. 712 geschrieben habe, zurückzunehmen. Die obige Erklärung bestätigt nur, was wir auch aus den angezogenen Briefen wußten, daß die Herren Generalsuperintendenten Einschränkungen an ihrem Hirtenbriefe zu machen haben. Der Hirtenbrief enthält zwar in dankenswerter Weise eine Anerkennung der „frommen Gesinnung“ der zuvor mit Namen bezeichneten beiden Professoren, aber er macht nicht irgendeinen Unterschied zwischen der von ihm geschilderten Theologie und der Lehre, die die beiden Genannten führen. Sofern die Erklärung diesen Unterschied nachträglich macht, interpretirt sie den Hirtenbrief und schränkt seinen ersten natürlichen Sinn ganz wesentlich ein. Diese Einschränkung ist und bleibt eine öffentliche Ueberraschung, die vonseiten derer am schmerzlichsten empfunden werden wird, die den Erlaß als That am freudigsten begrüßt haben. Daran, daß die jetzt gegebne Interpretation dem Sinne entspricht, in dem der Erlaß von vornherein gemeint gewesen ist, bezweifle ich selbstverständlich nicht.

Ich könnte schließen, wenn mich die Herren Generalsuperintendenten nicht vor die ganz unnötige Pflicht gestellt hätten, die Veröffentlichung ihres Hirtenbriefes in der „Chronik der christlichen Welt“ zu rechtfertigen. Ich habe unter dem 11. d. die Herren darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich im Irrtum befinden, wenn sie meinen, die Chronik habe den Erlaß zuerst veröffentlicht, und den Beweis dafür geführt, daß er in andern Blättern gleichzeitig veröffentlicht worden ist. Um ein Blatt größter Verbreitung anzuführen, nenne ich nur die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, Nr. 15 vom 14. April. Die Herren haben sich laut Brief vom 14. d. „zu Aenderungen nicht veranlaßt gesehen.“ Sie haben es also nicht für nötig gehalten, eine Unwahrheit zu unterdrücken, obwohl ich ihnen rechtzeitig die Möglichkeit dazu geboten habe. Das verstehe, wer kann. Im übrigen war die Chronik genau so berechtigt wie die andern Blätter, den Hirtenbrief zu veröffentlichen, der ihr auf völlig legalem Wege zuging. Und sollte er denn unter dem Scheffel bleiben?

Zur Sache hätte ich noch viel auf dem Herzen. Aber ich hatte nur die Anschuldigung zurückzuweisen, daß wir den Streit in das Gebiet persönlichen Haders herabgezogen hätten. Der Prinzipienkampf, der von den Männern der Kirchenbehörde und den Männern der kirchlichen Wissenschaft geführt wird, ist zu ernst und heilig, als daß er durch solche Vorwürfe und Mißdeutungen gekreuzt werden sollte. R

Zur Beachtung

Aufschiebbare Zuschriften bitte ich mir bis zum 15. September nicht zuzusenden. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 35 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Richard Arnold,
Prediger in Hütte,
Lisa Arnold,
geb. Azenfeld-Godesberg
Vermählte
17. August 1893

Gottes Güte erfreute uns durch die Geburt einer gesunden Tochter.
Sigmaringen, 14. Aug. 1893.
H. Gallwitz, Superint.,
und Frau **Else,** geb. Förster

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Knabenpensionat Schöneberg-Berlin

Zum Oktober oder später finden bei
Frau **Rektor Matthes,**
Hauptstraße 77, I, in nächster Nähe des Westgymnasiums, Knaben freundlichste Aufnahme. Vorzügliche Empfehlungen. Mäßiger Preis.

Verlag der Schriftenniederlage des evangel. Vereinshauses
(A. Haarth) Coethen (Anh.)
empfiehlt und versendet franko:

Briefe über Fragen der christlichen Religion für Suchende und Zweifelnde
von
Gerhard Heine
Seminardirektor zu Coethen (Anh.)
Brosch. 2,40 Mk., eleg. geb. 3 Mk.

Verfasser will den durch die gegenwärtigen Bewegungen der theologiichen Wissenschaft und des kirchlichen Lebens Beunruhigten den Dienst leisten, den Matthias Claudius am Anfang unsers Jahrhunderts seinen Zeitgenossen hat leisten wollen.
Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Zu verkaufen:

Augustinus, Op. omnia. Bassani 1807. 11 schöne Lederbände in 4° für . . . . **M. 90.—**
Dächsel, Bibelwerk. 7 Bde. 1866/81. Geb. (Ldprs. 79.25) f. **M. 45.—**
Herzog, Realencyklopädie. 22 Bde. 1854/70. Geb. (Ldprs. 204.40) für . . . . . **M. 40.—**
Augustinus, Opera omnia. 11 tomi fol. Paris 1637. Hlbldr. **M. 65.—**
Lange, Bibelwerk. Altes u. Neues Test. Neueste Aufl. (Petribrief vorl. Aufl.) Hlbfrzbde. (177.40) für . . . . . **M. 130.—**
Hagenbach, Kirchengeschichte. 7 Bde. (2.-4. Aufl.) 1869/72. Pp. (41.—) für . . . . . **M. 25.—**
Erasmus, Opera. 9 voll. folio Basil. 1540. Altfranzös. Prachtband in Leder . . **M. 65.—**
Helyot, Alte geistl. u. weltl. Kloster- u. Ritterorden. 8 Bde. 4°. Leipzig, 1753. Pgtbde. Mit zahlreichen Kostümbildern! . . **M. 30.—**
Zöcklers, Handb. d. theol. Wissenschaften. 3. Aufl. 4 Bde. u. Reg. 1889/90. Originalbde. (58.50) für . . . . . **M. 30.—**
Klieforth, Liturg. Abhandlgn. 8 Bde. (soweit ersch.) 1854/61. Selten. Geb. . . . . **M. 40.—**
Kurfürstenbibel, 2 Bde. Nürnberg, 1720. Schönes Exemplar. Ldr. **M. 35.—**
Luthers Werke, v. Walch. 24 Bde. Halle 1740/50. Pgt. **M. 120.—**
— Hrsg. v. Börner. 23 Bde. fol. Lpz. 1729/40. Pgt. **M. 60.—**
— Alle deutsch. Bücher u. Schriften. 8 Tle. fol. Jena 1561/64. Verschied. geb. . . . **M. 25.—**
Monatshefte, philosoph. Hrsgb. v. Aschersonu. s. w. Bd. 1—25. 1868/89. Lwd. u. Hlwd. (In dieser Vollständigkeit selten.) (319.—) . . . **M. 100.—**
Pestalozzi, Sämtliche Schriften. 3. Aufl. 15 Bde. 1819/26. Hfz. **M. 16.—**
Schröckh, Kirchengeschichte. 45 Bde. 1772/1803. Hfz. . **M. 35.—**
Starke, Synopsis des Alten und Neuen Test. 9 Bde. 4°. Lpzg., 1745. Pgt. . . . **M. 60.—**

Alles garantirt komplet und gut erhalten!
Großes theolog. Lager. — Kataloge gratis.
Ankauf, Tausch und Lieferung theologischer Bücher zu den vorteilhaftesten Bedingungen

Alfred Lorentz,
Antiquariat und Sortiment in Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 36 Leipzig, den 31. August **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: In irdenen Gefäßen — Zum Gruße nach Bremen — Die kirchliche Lage in Livland: 1 — Canossa: 5 (Schluß) — Das religiöse und kirchliche Nordamerika im Jahre der Weltausstellung von Chicago: 1. Allgemeines, Staat und Kirche — Bilder aus der westpreußischen Diaspora — Anzeigen

Der sechsundvierzigsten Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins gewidmet

In irdenen Gefäßen

Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. 2. Kor. 4, 7.

Wenn wir nur sagen können: wir haben solchen Schatz! dann ist alles gut. Ueber das Gefäß wollen wir nicht lange trauern; Leute, die seinen Inhalt nicht kennen, mögen uns für arm halten und über uns die Achseln zucken — wir sind in unserm Besitz desto fröhlicher.

Die armselige Gestalt unsrer evangelischen Kirche macht manchem Schmerzen. Aber was liegt dran, wenn wir nur den überschwänglichen Schatz der göttlichen Gnade eben als evangelische Christen in seiner ganzen Reinheit, Wahrheit und Kraft unser eigen nennen dürfen? Fehlt uns etwas — und wir haben alle das Gefühl, daß es um uns nicht so steht, wie es stehen sollte —, so wird es am Schatz fehlen, nicht am Gefäß; wir wissen nicht genug, was wir an ihm haben, wissen ihn nicht zu brauchen und zu verwerten. Alle Reform in den evangelischen Kirchen muß eine Reform von innen heraus sein, Erneuerung im Zentrum des Herzensglaubens.

Und doch brauchen wir Gefäße für unsern Schatz. Zum mindesten irdene. Wir brauchen Gotteshäuser, wir brauchen Organisationen in Gemeinde und Kirche. Und wir haben solche Gefäße zum Teil von stattlichem Ansehn und herrlichem Schmuck. Wie manches Gotteshaus steht da im Schmuck aller Künste, und Lied und Orgel vollenden die Harmonie des Gottesdienstes darinnen. Wie manche unsrer Kirchengemeinschaften wirkt ehrwürdig im Glanz ihrer Geschichte; Männer von That und Rat haben ihr in Vergangenheit und Gegenwart als Werkzeuge Gottes ein charaktervolles Gepräge gegeben. Ein lebendiger Schmuck unsrer Kirche sind auch unsre Vereine, einer der gesegnetsten, geliebtesten der Gustav-Adolf-Verein.

Er baut Kirchen — irdene Gefäße. Der Schatz, der darin gehegt, bewahrt gemehrt werden soll, ist die Glaubenstreue unsrer Diaspora. Indem wir ihr zu einer äußern Existenz helfen, thun wirs aus dem Schatz eigner Glaubensfreude und wünschen, daß die Häuser, die wir draußen bauen, ein Zeugnis nicht nur der Bruderliebe, sondern des innern Reichtums sein mögen, den wir am Evangelium haben. Und so begehren wir wiederum, daß unsre Glaubensgenossen draußen uns stärken. Wir wollen wuchern mit unserm Pfunde, und sie sollen uns die Zinsen zahlen. Umsonst wollen wirs gerne geben, wie wirs empfangen haben. Aber wir brauchen doch den Dienst der Brüder, wie sie den unsrigen; wir sind nicht so reich, daß wir von ihnen nichts zu nehmen hätten. Gemeinden ohne historischen Grund, ohne Anlehnung an Staat und Patronat, getragen ganz vom Glauben und der Opferwilligkeit ihrer Glieder, lebendige Gemeinden, da jeder weiß, warum und wieso er dazu gehört, da man auch Spott, Feindschaft, allerlei Schwierigkeit, Hemmnis und Aergernis erträgt um des verborgnen Schatzes willen: das alles soll unsre Diaspora uns leisten, hat sie uns schon geleistet und wird es in Zukunft thun.

In diesem Geben und Nehmen können wir auf beiden Seiten nicht eifrig genug sein. Denn die Kraft Gottes, die sich darin beweisen will, ist überschwänglich reich und will uns in solcher Erfahrung weit entschädigen für die äußere Armseligkeit unsrer Kirche. R

Zum Gruße nach Bremen

Im verwichnen Herbste hat die drohende Seuche, wie manches andre, so auch den geplanten Gustav-Adolf-Tag vereitelt. Aber man ist, und mit Recht, bei Bremen, dessen Wahl mit Freuden begrüßt und wo so vieles mittlerweile vorbereitet worden ist, verblieben. So wird denn, wills Gott, die Versammlung nun im ersten Drittel des September — vom 5. bis 9. — daselbst stattfinden.

Was diese Blätter nach Bekanntwerden des Entschlusses, für das Jahr 1892 von einer Zusammenkunft abzusehen, hoffend aussprachen, hat sich, so viel wir sehen können, im großen und ganzen erfüllt: der Verein hat nicht Schaden davon getragen. Zunächst sind die Geschäfte äußerlich ihren Gang weiter gegangen. Die Abstimmung über die große Liebesgabe ist auf schriftlichem Wege erfolgt. Zur Wahl waren gestellt die westfälische Industriegemeinde Buer, eine deutsche Kolonie im polnischen Oberschlesien, Heinrichsfelde-Königshuld, und die Ackerbaugemeinde Neustadl in Mähren. Die Mehrzahl der Stimmen hat für Buer entschieden, das über 17 500 Mk. empfangen hat; das Schmerzensgeld der beiden andern hat doch immer je 6700 Mk. rund betragen.

Für dieses mal stehen Goral in Westpreußen, Jersitz in Posen und Troppau in Oesterreichisch-Schlesien zur Wahl.

In Mannheim hat man es der Christlichen Welt und andern Blättern verübelt, daß sie vor der Versammlung doch aus guten und besten Quellen orientirende Mitteilungen über die zum Liebeswerk auserkornen Gemeinden gebracht haben. Man wandte ungefähr ein, da sei das Beste vorweggenommen, dem Berichterstatter sein Stoff, der Versammlung die Spannung. Andre haben geurteilt, solche Berichte vorweg hätten ja nur zur Belebung des öffentlichen Interesses dienen können, und dieses erscheine doch wichtiger als die Rücksicht auf den Ehrgeiz des Festberichterstatters. Nicht wir sind es, die uns so ausdrücken, und aus aufrichtiger Ehrerbietung gegen die Wünsche des Zentralvorstandes haben wir ihnen Rechnung tragen zu sollen geglaubt. Aber sind die Namen überhaupt einmal in die Oeffentlichkeit gegeben, so hat doch eigentlich jedermann das Recht und vielleicht auch die Pflicht, sich und andre über den Stand der Dinge zeitig und wohl zu unterrichten; wir haben

es auch einmal erlebt, daß eine Provinzialversammlung mit einer ihr zum Liebeswerk vorgeschlagnen Gemeinde überhaupt unzufrieden sein zu müssen meinte und sie im entscheidenden Moment ganz und gar absetzte — ein Schritt, dessen Berechtigung vom Vorstande natürlich angezweifelt wurde; in der Folgerichtigkeit, jenes Interesse der Spannung zu wahren, läge es schließlich, die Namen überhaupt erst unmittelbar in der Versammlung zu veröffentlichen und somit völlige Ueberraschung zu wirken, etwa wie der Papst die Namen seiner Kardinäle zunächst vorsichtig im Schrein seiner Brust bewahrt.

Was nun die diesmalige Auswahl angeht, so gleicht sie immerhin einigen frühern in der Art, daß neben einem erheblichen Namen ein paar ziemlich unbedeutende stehen. Der deutsche Reichsbürger müßte von vornherein immer für eine der bedrohten Gemeinden an der französischen Grenze oder im Bereiche polnischer Einflüsse stimmen. Da machen sich nun diesmal Goral in Westpreußen und Jersitz in Posen Konkurrenz. Es kann sich also nur darum handeln, welche von beiden Gemeinden die elendeste sei. Aber kommt nun als dritte Troppau hinzu, so mag es unbillig erscheinen, jene beiden Troppau vorzuziehen. Denn einer Stadt wie Troppau gegenüber, der Hauptstadt von Oesterreichisch-Schlesien, die noch keine evangelische Kirche hat, darf der Protestantismus von seiner größten Selbstdarstellung und von Bremen her kaum mit wenigen tausend Mark kommen, während statt der Namen Goral oder Jersitz ungefähr ebenso gut ein halbes Dutzend andrer posenscher oder ermländischer oder Tuchelerheide-Orte genannt werden könnte. Oder haben wir etwa wieder unwissend ein Geheimnis ausgeplaudert?

In dem mit offenbarer Lust sorgfältig geleiteten und hübsch ausgestatteten (leider kann man nicht sagen: königlich) sächsischen Gustav-Adolf-Boten hat sich unlängst ein Gedankenaustausch entsponnen, ob es besser sei, wenige Orte, aber die bedeutsamsten, und diese mit großen Gaben zu unterstützen, oder viele mit kleinen Gaben. Die Wahrheit liegt nicht sowohl in der Mitte, als vielmehr auf beiden Seiten. Denn einmal sind es kleine Hilfen, die vielen Hunderten armer Diasporagemeinden den Mut wecken und die Freudigkeit erhalten, auch selbst für ihre kirchliche Ausstattung das Mögliche zu thun; andrerseits ist es gewiß sehr bedenklich, wichtige Knotenpunkte, hervorragende Orte, Mittelpunkte der Diaspora auf jahrzehntelange Wartezeit anzuweisen. An Orten, wie (ich verschweige andre Namen, denn wir haben die Kunst, still und klug Schachzüge zu thun, ohnehin noch nicht von der römischen Schwesterkirche gelernt; aber es wäre doch die Frage, ob nicht wohlgethan wäre, wenn nicht für den Gustav-Adolf-Verein, so doch für den Evangelischen Bund, vom Bonifaziusverein die Kunst zu lernen, wichtige Felder beizeiten mit ausreichenden Figuren zu besetzen) — nun, wie Fulda, Bingerbrück, Trier, Braunsberg, Forchheim, Agram, Rom, sollte man allerdings flugs das Grundlegende, schlechtweg Notwendige thun, solche Gemeinden (Innsbruck im Lande Tirol!) auch aus überwältigenden Schuldenlasten zu reißen bemüht sein, dann das Weitere ihrem naturgemäßen Wachstum überlassend. Hingegen würde es im allgemeinen die Selbstthätigkeit und das Erlernen eigner Opferwilligkeit der Gemeinden lähmen, wollte man ihnen alles einfach wie eine Weihnachtsbescherung aufbauen.

Neuerdings vorliegende Nachrichten wissen viel Erfreuliches vom letzten Jahre zu berichten. Der Zentralvorstand ist in der Lage, für schöne Legate und Schenkungen öffentlich zu danken. Der dem Dresdner Hauptverein zugefallne Nachlaß der am 29. Mai 1892 heimgegangnen verwitweten Frau Assessor Amanda Schuster geb. Hempel hat nach Auszahlung aller Legate, Spesen u. s. w. sich auf 267938 Mk. belaufen. Die Zinsen sollen zu einer jährlichen Liebesgabe bei den Jahresversammlungen jenes Hauptvereins verwandt werden. Uebrigens konnte dieser Verein laut seinem 45. Jahresbericht 12000 Mk. an arme Gemeinden in der Zerstreuung verteilen, nachdem seine Zweigvereine selbst bereits 11500 Mk. verwilligt hatten. Die Gesamteinnahmen des Hauptvereins der Provinz Brandenburg haben sich bei den Zweigvereinen im Jahre 1892/93 um 1240, bei den Frauenvereinen um 1777 Mk. gesteigert. Dem Berliner Ortsverein ist von dem im Alter von 88 Jahren

entschlafnen Fräulein Therese Günther ein Vermächtnis von 250000 Mk. zugefallen. Unter den Gaben, die der Württembergische Hauptverein letzter Zeit empfangen hat, finden sich besonders hocherfreuliche, so zu bezeichnen, nicht sowohl weil sie aus fürstlichen Händen stammen, sondern weil diese fürstlichen Hände sich durch den richtigsten Anlaß zum Spenden haben bewegen lassen: von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Katharina von Württemberg zur Feier der Einsegnung Ihrer Enkelin Pauline, Prinzessin von Württemberg, 2000 Mk. (1000 Mk. dem württembergischen Hauptverein, 1000 Mk. dem Martinshaus, der Diasporakonfirmandenanstalt für Oberschwaben); ferner Konfirmandengaben: von Prinzessin Pauline, Königliche Hoheit, 200 Mk., von den Prinzessinnen Olga und Elsa, Königliche Hoheiten, je 170, zusammen 340 Mk. Auch adlige Gaben sind uns schätzenswert im gleichen Berichte der Gustav-Adolf-Blätter für Württemberg; nicht weil adlige an sich wertvoller wären als andre, sondern weil sie ein Beweis sind, daß neben dem seltsamen Adel, den Nippold hat zeichnen müssen, weil er seine Christenfreiheit preisgiebt, es auch noch einen andern Adel giebt, der evangelische Treue hält. Wir lesen dort u. a. den Namen von Podewils.

Die Konfirmanden zur Teilnahme für arme Diasporakonfirmanden aufzufordern, ist durchaus berechtigt und vielfach üblich geworden. Archidiakonus Jacobi hat ein drittes Konfirmandenblatt ausgehen lassen,*) das sehr zu empfehlen ist. Auch der Vorstand des österreichischen Hauptvereins (Wien I, Dorotheergasse 16) hat ein tüchtiges und hoffentlich erfolgreiches Flugblatt, „An und für unsre Konfirmanden," ausgehen lassen.

Von den beiden Hauptvereinen zu Hannover und Göttingen werden gute Fortschritte gemeldet; daß im Lande Hannover noch viel mehr geschehen könnte, werden die besten Freunde des Gustav-Adolf-Vereins daselbst am wenigsten bezweifeln. Der Bericht der ungarischen allgemeinen evangelischen kirchlichen Hilfsanstalt und über die zu Nyiregyhaza am 17. und 18. September 1892 abgehaltne Jahresversammlung 1892 giebt in etwas schwierigem Deutsch weite Ausblicke.**)

In diesem Stil geht es fort. Möchte es sich nur bewähren, was zu Oelsnitz im Vogtlande Superintendent D. Pank in seinem eloquenten und ergreifenden Vortrag über Ungarn von der gleich warmen Liebe von Magyaren, Deutschen und Slowaken zur Hilfsanstalt rühmt. Aber wenn er ferner sagt, auch auf politischem Gebiet habe man friedliche Bahnen eingeschlagen, die sogar eine Versöhnung der siebenbürgischen Deutschen nach sich gezogen haben, und ein weiterhin zu erwähnendes Buch über die deutsche evangelische Diaspora sich von Pfarrer Dianiska in Leutschau — D. Pank belehrt uns, daß Dianiska ein Deutscher sei — hat beraten lassen, und es da heißt: „Die einzelnen Nationalitäten leben in Frieden mit einander," so sind wir zu unserm Bedauern genötigt, dies vorderhand bescheidentlich dahingestellt sein zu lassen. Gott wolle es aber geben!

Aber nicht nur, daß die Dinge im Gustav-Adolf-Verein ihren Fortgang genommen haben, so durfte auch eine ganze Reihe von Hauptvereinen in diesem Sommer ihr Fest fünfzigjährigen Bestehens feiern und sie haben dies erhebend, ja glänzend gethan. Einige dieser Jubiläen sind neulich schon

*) Weimar, G. Uschmann; hundert Stück 1 Mk. 50 Pfg., unter hundert das Stück 2 Pfg.; leider bezeichnet das Blatt das Diasporawaisenhaus Godesheim unter einem Bilde desselben als „am Fuße der Ruine Godesburg." Aber die Ruine heißt Godesberg, und die Diasporaanstalt liegt nicht an ihrem Fuß.

**) „Des Sängers Höflichkeit" in diesem Berichte wünschen wir allerdings keine Nachfolge. Da liest man gleich eingangs: „Die gastfreundliche Gemeinde (in Nyiregyhaza) und ihre hervorragenden Geistlichen, der jugendfrische Greis im Silberhaar, Ehrensenior Johann Bartholomäidesz, und der durch seine seltne Rednergabe und seine allseitige segensreiche Thätigkeit im ganzen Lande bekannte und wertgeschätzte Pfarrer Josef Farbaky, Senior des Hegyaljaer Seniorats und Obernotär des Theisser Kirchendistrikts, der eifrige Inspektor Bela Majerszky, die Professoren des evangelischen Obergymnasiums mit ihrem erleuchteten Direktor Josef Martiny, die zahlreichen Lehrer der großen evangelischen Volksschule mit ihrem treuen Leiter Stephan Pazar an der Spitze, die Mitglieder des Presbyteriums und die Beamten der Stadt und des Komitats hatten sich wacker gerührt u. s. w."

in der Christlichen Welt zur Erwähnung gekommen. Zu der fünfzigjährigen Provinzialversammlung und Jubelfeier des Rheinischen Gustav-Adolf-Vereins hatte der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Wirklicher Geheimer Rat D. Barkhausen, persönlich sich eingefunden, um die Glückwünsche der höchsten preußischen Kirchenbehörde zu überbringen. Dem verdienten Leiter des rheinischen Hauptvereins wurde, und zwar als solchem — nicht, wie etliche gemeint haben, als ein stillender Balsam für römische Schmerzen — der rote Adlerorden zuteil. Superintendent Umbeck konnte daran erinnern, daß von den etwa sechshundert evangelischen Gemeinden des Rheinlands 133, also der fünfte Teil, vom Gustav-Adolf-Verein seien unterstützt worden; dieser Redner brachte aus Kreuznach, Münster am Stein und Umgegend eine Gabe von über 1500 Mk., Konsistorialrat D. Niemann sandte 1000 Mk. Jubelangebinde aus Westfalen; Pfarrer Dr. Drost aus Delft brachte namens des niederländischen Hilfsvereins 250 Mk., die Bevölkerung Elberfelds schenkte 4000 Mk., der Barmer Zweigverein für die Kirche in Bingerbrück*) 2200 Mk., evangelische Frauen aus Elberfeld und Barmen 1700 Mk.

Der Hessische Hauptverein (Darmstadt) hat am 4. und 5. Juli seine fünfzigjährige Jubelfeier zu Friedberg, in der Hauptstadt der fruchtbaren Wetterau, begangen. Hier wurde der Vorsitzende, Oberlandesgerichtsrat Heinzerling, ebenfalls durch Ordensverleihung, der Leiter des Darmstädter Gustav-Adolf-Boten durch den Charakter als Professor vom Landesherrn ausgezeichnet. Einige Tage früher, 28. bis 29. Juni, hatte auch der Schlesische Hauptverein zu Breslau sein Jubiläum gefeiert. Im festlichen Zuge setzten sich die Teilnehmer von der Hofkirche her in Bewegung: mahnend an die Tage der Reformation, wo Rat und Bürgerschaft auf dem gleichem Wege dem vorangetragnen Worte zur Magdalenenkirche folgten. Dem Schriftführer, Regierungsrat a. D. Schulz-Evler, hatte Seine Majestät der Kaiser den roten Adlerorden verliehen; Pastor Weingärtner, der Senior der Versammlung, erhielt ein „Ehrendiplom" im Auftrage des Vorstandes. Auch hier reiche Geschenke. Der Gemeinde Sacken, die ihren Gottesdienst in einer fast verfallnen Hütte hält, wurde eine Liebesgabe von 6752 Mk. zugewiesen. Auch die bei dem Wettbewerb unterliegenden Gemeinden Mittelwalde (Grafschaft Glatz) und Neustreliz (Kreis Naumburg am Queis) erhielten 2986 und 2886 Mk. Ueber den herrlichen Verlauf der württembergischen Jubelfeier zu Stuttgart am 18. und 19. Juli hat die Chronik der Christlichen Welt (Nr. 33) ziemlich eingehend berichtet, und Nr. 5 und 6 der „Gustav-Adolf-Blätter für Württemberg" (21. Jahrgang) bringen als Festblatt sowohl einen Ueberblick über die Geschichte des württembergischen Hauptvereins aus der Feder seines Vorsitzenden, Hofprediger D. Braun, wie umfassende Darlegungen der Geschichte der württembergischen Diaspora.

Besonders wohl gelungen ist auch nach den vorliegenden Schilderungen an denselben Tagen die 47. Jahresversammlung des Brandenburgischen Hauptvereins zu Forst verlaufen. Zum erstenmale konnte der Verein in dieser rasch aufblühenden gewerbreichen Stadt tagen, die ihrerseits alles aufgeboten hatte, den Gast würdig zu empfangen. Eine Fülle von Kirchengefäßen u. s. w. im Betrage von 2700 Mk. war zum Gastgeschenke ausgebreitet. Oberpfarrer Dr. Fensch, der die Ueberreichung dieser Gaben einleitete, wies darauf hin, der Verein werde an dieser Stätte arbeiten über den Grüften der einstigen Herren, der Grafen Bieberstein, die am ersten Advent 1538 in Forst die Reformation eingeführt, aber auch über dem Grabe des Ministers Brühl, dessen Kurfürsten um der polnischen Krone willen ihren Glauben preisgaben, und der seine eigne Familie katholisch machte, eine Stätte also voll von Erinnerungen, die vor dem Abfall warnen und zur Glaubenstreue mahnen.**)

*) Die Jubelgabe für Bingerbrück betrug 20000 Mk. und etwas darüber, die vorhandne Bausumme überhaupt beziffert sich jetzt auf 56000 Mk. Aber immer fehlt noch viel, denn 70000 Mk. sind veranschlagt, und die Herren Baumeister halten die Anschläge nicht immer inne.

**) Uebrigens schickt der Brandenburgische Hauptverein sich an, im nächsten Jahre sein Jubiläum zu feiern, und Potsdam will der Festort sein.

Nach so schönen und erhebenden Versammlungen und Festen wird Bremen allerdings vieles aufbieten müssen, wenn es den ersten Rang unter den Feststädten behaupten will. Aber mehr als daß Bremen ein Lob der Gastlichkeit davontrage, ja mehr als daß es Tafeln voll köstlicher Geräte darbiete, muß uns doch daran liegen, daß reiche Anregungen von ihm ins weite Vaterland und weiter hinaus, sonderlich aber der Lage nach in den ganzen deutschen Norden ausgehen. Denn Schleswig-Holstein und Pommerland, insonderheit aber Mecklenburg-Schwerin und Lauenburg sind solcher Anregung dringend bedürftig. Nicht als ob sie allein dies wären. Denn auch in der Provinz Brandenburg sind noch immer klaffende Lücken, und Städte, die einstmals freudig mitgearbeitet haben, wie Bärwalde, Bernau, Friesack, Gransee, Havelberg, Alt-Landsberg, Rheinsberg, Straußberg, Wittenberge sind in den Vereinsberichten neuerdings wie verschollen. Mit leider nur zu vielem Recht haben die Berliner Kirchlichen Nachrichten — der Namenschiffre zufolge Hermann Weser — sich eingehend mit diesen Erscheinungen beschäftigt und Wege der Besserung erörtert.

Was Berlin selbst angeht, so müssen wir bei unsrer Auffassung beharren, daß größere umfassende Wirkungen nur von Parochial-Gustav-Adolf-Vereinen, von der Lust und Liebe ihrer Geistlichen zur Sache geleitet, ausgehen können.

Und es wäre so dringend not. Denn wo immer man in die Berichte der Gemeinden und Vereine hineinschaut, da treten auch gewaltige und dringende Bedürfnisse, die auf Befriedigung harren, und deren Nichtbefriedigung die traurigsten Folgen wie für die evangelische Kirche, so auch für unser Vaterland voraus verkündigt, entgegen.

Ein großes Bild der Diaspora liegt vor uns — wir haben seiner oben schon Erwähnung gethan: Die deutsche evangelische Diaspora*); das zweite Heft nach dem Tode des unermüdlichen Borchard, unter Mitbenutzung des Gesamtmaterials der Diasporakonferenz bearbeitet von Rudolf Kobbelt, Pastor an der Gnadenkirche zu Landeshut in Schlesien. Es umfaßt Asien, Nordafrika, Europa, Nordamerika, für Europa aber nur die Diaspora in doppeltem Sinne, nämlich sofern sie evangelisch und sofern sie deutsch ist, denn die evangelische Diaspora, sofern sie in Deutschland selbst ihre Stätte hat, ist hier nicht mit behandelt. Natürlich ist hier nicht der Raum, das Werk ausführlicher zu prüfen, oder auch, wozu ja hie und da der Anlaß nicht fehlen würde, Einzelnes in Anspruch zu nehmen; dazu kommt, wie es in der Natur der Sache liegt, daß sich manches von Tag zu Tag ändert. So hat Sofia seinen Anschluß an die preußische Landeskirche jetzt gefunden; bei den Quellen aber hätte eben hier die Christliche Welt nicht fehlen sollen. Gleichviel, es ist eine Arbeit rühmlichen Fleißes. Aber es sind auch viele Teile der Erde, die nach Gustav-Adolfshilfe ausschauen. Auf meinem Tisch liegt neben dem neuen Diasporabuche ein „Aufruf" der Pastoralkonferenz der evangelischen Kirche Rio Grande do Suls, und er bittet dringend um Förderung evangelischer Schulanstalten in Brasilien, indem er dieselbe uns ins Gewissen schiebt: „Nicht wir, sagen die Unterzeichner, tragen die Schuld, wenn Rom (samt seinen Jesuiten) triumphirt, sondern die Kirche der Heimat, die so viele Tausende ihrer Glieder über den Ozean ziehen ließ, ohne sich um dieselben zu bekümmern."

Und neben dem Aufruf liegt das Württembergische Gustav-Adolf-Blatt mit der Bitte der Gattin des deutschen Gesandten in Venezuela, Grafen Kleist, die für die dortige deutsche Kolonie einen protestantischen Geistlichen gewonnen sehen möchte. „Die Zahl der Deutschen in Caracas ist allein fünfhundert." Die Frau Gräfin führt aus: „Während nun Deutsche sich vielfach mit Venezuelanerinnen verheiraten, so wird der Bund, da kein protestantischer Geistlicher da ist, von der katholischen Kirche eingesegnet, und ist die Folge davon, daß die Kinder katholisch und sogar in den meisten Fällen Venezuelaner werden. So verliert nicht nur die protestantische Kirche Angehörige, sondern auch der deutsche Staat." Die Gemeinde wird wohl den Unter-

*) Gotha, Friedr. Andr. Perthes. Dies zweite Heft (XII und 271 S.) kostet 3 Mk. 80 Pfge.

halt des Geistlichen aufbringen, die Dame will ein Kirchengrundkapital sammeln für die Ausstattung und bittet Gaben an die Dresdner Bank in Berlin oder an Gustav-Adolf-Sammelstellen zu senden. Vielleicht, daß gerade den Handelsstädten diese überseeischen Nöte am meisten zu Herzen gehen. Andern wieder wird näher als Südamerika die Diaspora im eignen Lande liegen.

Soll nicht die kleine Gemeinde zu Herzogenrath bei Aachen endlich einmal zu einer bescheidnen, angemessenen Bestätte kommen? Noch ist zu Gammertingen in Hohenzollern die kleine Herde nicht viel weitergerückt. Soll eins statt aller genannt werden, dann richte man die Blicke, nein, reiche die spendenden Hände nach Godesheim, um die schöne, wertvolle Anstalt von ihrer unerträglichen Schuldenlast zu erlösen. Godesheim, als schuldenfreier Besitz, wird ein kostbares Stück protestantischen Gutes am Rhein sein. Freilich, nun kommt Trier und muß ein evangelisches Krankenhaus haben — es kann ja kein Zweifel sein, daß es das haben muß. Im Eichsfelde bedürfen Arenshausen und Teistungen durchaus größerer Unterstützungen.

Nach Siebenbürgen richtet der unerwartete Heimgang des edlen Sachsenbischofs die Blicke. Bekanntlich war die evangelische Kirchengemeinde A. B. Deutsch-Zepling in Siebenbürgen unter den Bewerberinnen um die große Liebesgabe auf der Gustav-Adolf-Vereinsversammlung in Görlitz. Es sind ihr dort, da sie unterlag, 5—6000 Mark zu teil geworden. Die Gemeinde durfte immerhin hoffen, in nicht allzu ferner Zeit ein Ende ihrer Not zu erleben. Aber aufs neue sind schwere Bedrängnisse eingetreten. Im Fußboden und Gestühl der neuen Kirche ist der Hausschwamm eingedrungen, sodaß für über 2000 Gulden Reparatur nötig wurde. Dazu droht dem Pfarrhaus der Einsturz; die Kosten des Neubaues werden sich auf rund 12300 fl. belaufen. An Unterstützungen hat die Gemeinde im letzten Jahre (1892) erhalten: zur Schuldentilgung 1851 fl. 99 kr., zum Schulbau 1405 fl. 98 kr.; sie selbst hat gemäß der seit 1884 bestehenden Umlage 1986 fl. 83 kr. aufgebracht. Augenblicklich nun steht es so, daß noch eine Kirchbauschuld vorhanden ist mit 6080 fl. 48 kr., der Kostenanschlag zum Schulbau beziffert sich auf 27645 fl. 11 kr., und bar vorrätig sind dafür 10106 fl. 32 kr., sodaß noch 17538 fl. 79 kr. fehlen. Somit hofft die Gemeinde dringend auf weitere Hilfe.

Die Verlagsbuchhandlung des so plötzlich dahingerafften Hugo Klein in Bremen, deren Heftchen „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“ nachgerade die Zahl von 172 erreicht haben, ist in die Hände seines ersten Gehilfen Julius Pertz übergegangen. Mögen die Freunde des Vereins dem jungen Unternehmer nun Vertrauen und durch Vertrieb der Sammlung auch wirksame Unterstützung zuwenden. Bisher ist der Verkauf der Heftchen weit weniger auf den Zentralversammlungen als bei Provinzial- und Lokalfesten vor sich gegangen. Und doch sollten die großen Jahresversammlungen des Gesamtvereins anregend auch da allen übrigen vorangehen. Möchte Bremen auch in dieser Beziehung Wandel schaffen und kräftigen Anstoß geben.

Wahrlich, es sind große Anregungen, die wir von Bremen erhoffen, und daß große Wirkungen davon ausgehen! In Bremen steht Gustav Adolfs, des siegreichen Heldenkönigs, Standbild aufgerichtet. Mögen seine Bürger, seine edeln Frauen es sich das Wahrzeichen sein lassen, im friedlichen Gustav-Adolfswerk dem übrigen Deutschland voranzugehen. Und solchergestalt erfülle sich neu Schenkendorfs Heilruf:

Auch dir, mein freies Bremen,
Sei Gruß und Ruhm und Heil!
Du darfst mit Ehren nehmen
Von diesem Sieg dein Teil.
Es hat in dir geschworen
Die feine Jungfrauschar:
Dem sei die Braut verloren,
Wer nicht im Felde war.

H

Die kirchliche Lage in Livland*)

1

Das Geschick der evangelischen Landeskirche in den jetzt russischen Ostseeprovinzen darf an dieser Stelle gewiß auf warme Teilnahme rechnen. In Folgendem soll versucht werden, ein knappes, möglichst übersichtliches Bild der thatsächlichen Lage zu geben.

Die Frage lautet in erster Linie: „Sein oder Nichtsein?“ Ist Aussicht vorhanden, die gegenwärtige Not zu bestehen, oder handelt es sich um einen am letzten Ende hoffnungslosen Widerstand gegen übermächtige Gewalten? Von der Antwort hängt billigerweise auch das Interesse ab, das die Glaubensgenossen in unsrer geistigen Heimat, im Reiche, für uns bethätigen mögen.

Die evangelische Bevölkerung Altlivlands besteht aus rund zwei Millionen Seelen, davon etwa ein Achtel deutscher Nationalität, im übrigen zu gleichen Teilen Letten und Esthen. Wie stehen diese Menschen alle zu ihrer Kirche und ihrem Glauben? Welchen Willen und welche Kraft haben sie für beides aufzuwenden? Darin liegt die Entscheidung; in zweiter Linie sind die geschichtlich gegebnen Bedingungen des Kampfes zu erwägen.

Vorerst muß aber eine Unklarheit beseitigt werden: inwiefern man nämlich berechtigt ist, die national verschiednen Bestandteile der Bevölkerung Livlands als Einheit anzusehen. Das Eingehen hierauf verbindet sich mit der Berührung eines Vorwurfs, den wir in Deutschland häufig zu hören bekommen — wir hätten die eingeborne Bevölkerung nicht bei gelegner Zeit zu germanisiren gewußt. Dieser Vorwurf ist in doppeltem Sinne unbegründet, denn erstens sind die sogenannten „Nationalen“ **) in Livland relativ germanisirt, und zweitens ist es unmöglich gewesen, diesen Prozeß zu einem absoluten, vollkommen abgeschlossenen zu machen. Das innere Empfinden der Volksseele, das Rechtsbewußtsein, die religiöse Gefühlsweise und alles hiermit Verwandte ist durch und durch germanisirt worden; sie sind jetzt von dem slawischen Wesen im innersten Grunde verschieden. Die Sprache dagegen und den äußern Habitus des sozialen Lebens deutsch machen zu wollen, hätte auf einem so vorgeschobnen isolirten Posten und gegenüber einem innerlich so kräftigen Volkstume, wie es die Letten und Esthen besitzen, vermutlich damit geendet, ein Deutschtum zweiter Klasse, „Halbdeutschtum“ wie wir sagen, im Lande zu schaffen, in dem Deutsche wie Nationale aufgingen; von einem solchen Mischgebilde darf bezweifelt werden, ob es ihm gelungen wäre, sich bis heute zu behaupten. Der thatsächlich eingetretne Zustand — Einheit und Geschiedenheit zugleich unter der Bevölkerung Livlands — ist keineswegs als ein idealer zu bezeichnen, bleibt aber praktisch solange der beste erreichbare, bis günstigere äußere Verhältnisse eintreten.

Deutsch ist das bessere Bürgertum in den Städten und der große sowie ein Teil des mittlern Grundbesitzes auf dem Lande; lettisch (im Süden) oder esthnisch (im Norden des Landes) der groß- und kleinbäuerliche Grundbesitz, die ländliche und städtische Arbeiterbevölkerung und ein Teil der kleinen Kaufleute und Handwerker. Juden giebt es nicht übermäßig viele, je weiter nach Norden, desto weniger, und fast nur in niedrer sozialer Stellung; übrigens sind auch die am besten Situirten ohne die Taufe schlechterdings in der Gesellschaft unmöglich. Das Russentum als Nationalität ist nur zum Teil in den Kaufmannsstand, besonders den Kleinhandel, eingedrungen; außerdem machte sich der importirte landfremde Beamtenschwarm und das Militär bemerkbar — gesellschaftlich besteht aber eine vollständige Kluft zwischen diesem Russentum und allen deutschen Kreisen, die streng auf ihre Nationalität und Ehre halten. Besonders nach dem Eintritte der jetzigen

*) In Folgendem wird der historisch einzig richtige Gesammtname „Livland“ für den Teil des ganzen Gebiets durch Germanisirung und Kultur gebraucht, der ehemals die nördliche Hälfte des großen Ostseestaates der Deutschritter mit den autonomen bischöflicher Territorien bildete und heute die drei russischen Gouvernements Kurland, Livland und Esthland ausmacht.

** Die Letten stehen in der ethnischen Völkerfamilie etwa in der Mitte zwischen Germanen und Slawen; die Esthen gehören dem finnischen Stamme an und sprechen eine Sprache, die wie das Finnische und Magyarische nicht mit den indo-europäischen Sprachen verwandt ist.

Epoche der Gewaltsamkeiten wird von deutscher Seite sehr auf Scheidung gehalten und ist — nicht ohne Grund — die Bezeichnung „Russe“ fast zu einem Ausdrucke für gesellschaftliche, intellektuelle und moralische Inferiorität geworden, die geradezu als Beleidigung empfunden wird. Die gewaltsame Spannung der Lage und die thatsächliche Erbärmlichkeit in der Mehrzahl der Elemente des slawischen Kulturdüngers, den man uns zur Russifizirung von Osten her über das Land schickt, mag eine gewisse Entschuldigung für ein solch summarisches Verfahren bilden.

Dieses wirklich nationale Russentum im Lande bildet in kirchlicher Hinsicht nicht eigentlich eine gefährliche Macht. Der Druck der öffentlichen Meinung ist doch so bedeutend, daß selbst Deutsche mit einem weitern nationalen Gewissen es einigermaßen als Ehrenpunkt ansehen, sich nicht mit jenem Volk zu kompromittiren, und nur das — leider — auch bei uns vorhandne Renegatentum scheut sich nicht vor intimer und offner Verbindung mit ihm. Ganz andrer Art und eine sehr schlimme Gefahr in sich enthaltend ist die Lage unter der konvertirten Bauernschaft. Von hier geht die ernsthafte Bedrohung für den kirchlichen Bestand des baltischen Protestantismus aus; um aber hier das Wesen der Verhältnisse richtig zu erfassen, ist zunächst ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der Dinge seit etwa sechzig Jahren nötig.

Bei der Vereinigung der livländischen Gebiete mit Rußland befand sich die lutherische Kirche im alleinigen Besitz — es gab kaum andre Konfessionen in Livland —, und dem vorgefundnen Stande entsprechend bestätigten die russischen Herrscher sie als Landeskirche, nur sollte den Gliedern der orthodox-griechischen Kirche gleichfalls volle Berechtigung im Lande und Freiheit in ihrer Religion zu teil werden.*)
Allmählich begann aber diese Sachlage das Mißvergnügen russischer Kreise zu erregen, das schließlich zu dem Resultat führte, daß die livländische Kirche ihrer sonderrechtlichen Stellung als Landeskirche beraubt und unter ein allgemeines „Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland“ gestellt wurde (1832). Unter dem Vorwande einheitlicher Organisation geschah so die Gleichstellung der livländischen Kirche mit der rechtlosen und nur als geduldete Konfession existirenden Diasporakirche im Innern des Reiches. Was die eigentliche Absicht bei diesem Schritt gewesen war, wurde bald offenbar. Die russische Staatskirche sollte dadurch für Livland in die Stellung der offiziell „herrschenden“ gebracht werden. Alsdann war es möglich, auch hier den ganzen Gesetzesapparat des Reichs, der sich auf sie bezog, zu ihren, und da sie nur staatliche Maschine ist, zu des Staates Gunsten in Thätigkeit treten zu lassen; denn eine Landeskirche mit eignem Recht existirt fortan nicht mehr, sondern nur noch ein geduldetes „fremdländisches Bekenntnis“ in einer russischen Provinz. Die Oktroyirung dieses Gesetzes geschah ohne wesentliche Schwierigkeiten — selbst Glieder der livländischen Landeskirche hatten bei seiner Ausarbeitung mitgewirkt —, teils weil die betroffnen Kreise in falschem Optimismus Tendenz und Tragweite der Aenderung übersahen, teils weil man zu ängstlich war, dem kaiserlichen Willen zu opponiren. Genützt hätte es nicht viel, aber immerhin bleibt diese bedauerliche Schwäche für später unentschuldbar.

Nachdem ein so vortreffliches Instrument zum Vorgehen gegen die Landeskirche Livlands hergerichtet war, wurde in Riga ein griechisch-orthodoxes Bistum konstituirt und der Versuch gemacht, der Landessprachen, d. h. des Lettischen und Esthnischen kundige Leute zu beschaffen, um die beabsichtigte Propaganda ins Werk zu setzen. Das System, nach dem vorgegangen werden sollte, war ein sehr einfaches: Vorspiegelung materieller Vorteile an die Bauern, falls sie zur „Rechtgläubigkeit“ überträten; klüglicherweise wurde den Leuten aber verboten, diese in ihnen

*) Artikel 10 des Nystädter Friedens lautet: „Es soll auch in solchen cedirten Ländern kein Gewissenszwang eingeführt, sondern vielmehr die evangelische Religion, auch Kirchen- und Schulwesen und was dem anhängig ist, auf dem Fuß, wie es unter der letzten schwedischen Regierung gewesen, gelassen und beibehalten werden; jedoch, daß in selbigen die griechische Religion hinfüro ebenfalls frei und ohngehindert exerzirt werden könne und möge.“ Hiermit wurde die Landeskirche in Livland anerkannt und ihrerseits lediglich zur Toleranz gegen die Reichskirche verpflichtet.

erregten Hoffnungen ihren Predigern und Gutsherrn gegenüber zu äußern, da diese ihnen sonst Hindernisse in den Weg legen würden. Mit dem Beginn der vierziger Jahre nahm die so erzeugte Konversionsbewegung ihren Anfang, erreichte aber, zunächst außerordentlich ungeschickt von russischer Seite inszenirt, keine besondern Resultate, bis ihr ein unvorhergesehenes Ereignis zu Hilfe kam.

Die Jahre 1844 und 1845 waren für Livland Mißjahre, und die Ernte fiel so schlecht aus, daß förmlich Hungersnot entstand. Die Bauern waren ohnehin durch die umlaufenden Gerüchte aufgeregt, und plötzlich wurde im ganzen Lande von den russischen Sendboten heimlicher aber um so wirksamerer Weise die Parole ausgegeben: Wer sich beim russischen Geistlichen zur Firmelung anschreiben läßt, wird Unterstützung bekommen. Gleichzeitig wurde die vorhandne Unzufriedenheit der Bauern mit den Arbeitsleistungen an die Güter und ihr Verlangen nach Landbesitz ausgebeutet und der so hervorgerufnen Bewegung ein agrarischer und antideutscher Charakter gegeben. Die frühere Leibeigenschaft war seit einigen Jahrzehnten bereits abgeschafft, aber zur allmählichen Ueberleitung in die neuen Verhältnisse den Bauern eine bestimmte Menge von Arbeit für die Gutsherren geblieben. Natürlich strebten sie auch hiervon loszukommen und begehrten von den Gutsländereien Stücke zu freiem Eigentum. Hierauf wurde der Bekehrungsplan gebaut, den die materielle Not der Jahre fördern mußte. Wie gesagt, hütete sich die russische Geistlichkeit wohl, offen von sich aus mit der Sprache herauszugehen, sondern es wurden allerlei zweifelhafte Agenten über das flache Land geschickt, die in den Krügen und Höfen geheimnisvolle Andeutungen fallen ließen und überall „den Glauben des Kaisers“ lobten; der Kaiser würde die nicht unbelohnt lassen, die zu seinem Glauben sich anschreiben ließen, aber die deutschen Herren seien für den Augenblick noch im Lande mächtig u. s. w. Bisweilen wurden auch Argumente „geistlicher“ Art vorgebracht, wie z. B., daß der russische Glaube doch besser sein müsse, weil die Russen sich beim Gottesdienst ganz zur Erde würfen, die Lutheraner aber nur knieten, die russischen Geistlichen Bärte trügen, die lutherischen nicht, und andres in diesem Stil. Meist aber wurde lediglich mit Erregung materieller Hoffnungen vorgegangen. Nun stelle man sich die Wirkung dieser perfiden Machinationen auf das hungernde und leichtgläubige Landvolk vor. Dazu kam, daß fast immer die religiöse Seite, die Thatsache des Glaubenswechsels, geflissentlich von seiten der Agenten in den Hintergrund gestellt wurde: den Leuten wurde vorgeredet, daß sie Gesangbuch, Gottesdienst und Gewohnheiten behalten würden, viele Feiertage bekämen, ihre Kinder nicht zur Schule zu schicken brauchten (was dem Bauern vielfach eine der lästigsten Pflichten ist), Brot, Mehl, Land und Freiheiten erhalten würden und daß sie dem Kaiser einen großen Gefallen thäten; wenn nicht bald alle zur russischen Kirche übergingen, würden Kosaken nach Livland kommen; aber wenn ihre Herren und Pastoren mit ihnen über die Sache redeten, so dürften sie beileibe nichts von alledem sagen, da jene es sonst verhindern würden, sondern sie sollten offiziell nur getrost erklären, aus Verlangen nach dem russischen heiligen Glauben sich zwecks baldiger Firmelung bei den rechtgläubigen Geistlichen anschreiben lassen zu wollen.

Eine ungeheure Aufregung entstand unter der ohnehin von der Not verstörten Bevölkerung. Scharenweise brachen die Bauern auf, um zu den im Lande befindlichen griechischen Geistlichen zu gelangen, manche erbettelten sich das Brot für mehrere Tagereisen, um nur ja des verheißnen Glückes nicht verlustig zu gehen, Sieche und Kranke schleppten sich auf den Straßen, denn es hieß, „nur noch kurze Zeit“ währe die Frist, es sich zu sichern. Der lutherischen Geistlichkeit und den Landesbehörden waren die Hände gebunden, sowohl durch den russischen Gesetzeskodex — den berüchtigten Swod Sakonow — als auch durch das kürzlich erlassene Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland, in denen die strengsten Strafen allen denen angedroht wurden, die den nach der Rechtgläubigkeit Strebenden irgend welche Hindernisse oder auch nur Abmahnungen entgegenzuhalten unternähmen. Trotzdem thaten es viele Pastoren, aber teils wurde ihnen die eingelernte Antwort von der Sehnsucht nach dem russischen Glauben, teils der höhnische Hinweis, wie

natürlich es sei, daß sie, die Popowen und die Herren, auf ihren Vorteil bedacht seien, teils ging die Naivität der bethörten Leute so weit, daß sie ganz treuherzig ihren beliebten Seelsorger aufforderten, doch mit ihnen überzutreten, dann könnten sie bei einander bleiben, und was den Glauben anbeträfe, so brauchte niemand seinen zu ändern, der Kaiser wünsche nur, daß sie sich salben ließen. (Durch die mit Salböl vollzogne Firmelung nimmt die russische Kirche Bekehrte christlicher Konfession in ihren Schoß auf.)

Als man gewahr wurde, welche Früchte die ausgestreute Saat zu tragen schien, wurde die Agitation verdoppelt und dann ein Schwarm von Popen und niedern Geistlichen, begleitet von Dolmetschern, ausgerüstet mit Salböl und sogenannten fliegenden Kirchen, Heiligenbildern, Kreuzen u. s. w. über das Land losgelassen. Ueberall wurden die Werbebüreaus aufgeschlagen, wo sich noch unter der herbeiströmenden Menge Mißtrauen zeigte, dieses beschwichtigt und den Leuten Bescheinigungen über ihre Anmeldung zur Salbung erteilt. Diese Maßregel war darauf berechnet, einerseits einen gewissen Schein des Anstandes zu wahren, andrerseits die Bauern hinzuhalten. Sie waren vorläufig eine Verpflichtung eingegangen, und man brauchte ihnen gegenüber noch nichts von dem Vorgespiegelten wahr zu machen.

Die russischen Oberbehörden der Provinz förderten auf jede Weise, direkt und indirekt diese „Bekehrungssache," thaten alles, um den thatsächlichen Stand der Dinge zu verdunkeln, Klagen und Rekriminationen über besonders krasse Fälle zu verschleppen oder einfach zu unterschlagen und wurden von Petersburg aus allerseits gefördert. Mit welcher Skrupellosigkeit man zu Werke ging, zeigt z. B., daß der Oberprokureur des heiligen Synods, Graf Protassow, einen Menschen, der als Gutsschreiber in Livland wegen Defraudation Sibirien verdient hatte, als „nützlich" für die griechische Kirche von der Strafe frei machte — weil er russisch und lettisch verstand. Der Mann wurde zum Popen geweiht, um die Letten durch Abhaltung griechischen Gottesdienstes in lettischer Sprache zu verlocken. Die schlimmsten Subjekte wurden nicht verschmäht, wenn sie sich als brauchbar für die Agitation erwiesen. Kinder, insbesondre Mädchen, wurden dazu dressirt, in scheinbaren Visionen und ekstatischen Zuständen Offenbarungen über den Uebertritt zur russischen Kirche zu geben — eine solche Version legte z. B. das Schriftwort: Das Alte wird vergehen, ich werde alles neu machen, in diesem Sinne als Hinweis auf die Bekehrung zur Rechtgläubigkeit, dem „neuen Glauben," aus.

Zwei Jahre lang währte dieser Zustand des Landes in unverminderter Stärke; in dieser Zeit stellte sich aber doch heraus, daß die Russen eine falsche Rechnung angestellt hatten. Man hatte geglaubt, nach der gehörigen Vorbereitung des Bodens mit einem mächtigen Angriff die ganze Landeskirche hinwegschwemmen, das Gefüge der lutherischen Gemeinden zertrümmern und die überwiegende Mehrzahl der Seelen einfangen zu können. Dem war anders. Nach dem Urteil der Zeitgenossen ist es fast unbegreiflich, daß bei der allgemeinen Notlage, der furchtbaren Erregung im Lande und bei den von russischer Seite angewandten Mitteln nicht ein weit größerer Teil der Bauernschaft in die aufgespannten Netze fiel. Aber der thatsächliche Schaden war groß genug. Auf hunderttausend wurde die Zahl derer geschätzt, die sich teils anschreiben, teils gleich hatten firmeln lassen. Grauenvolle Dinge kamen in dieser Zeit der schweren Not für Livland vor, besonders wie das Hinzuströmen der angeblichen Konvertiten nachließ und die Popen und ihre Helfershelfer nunmehr das begehrte Wild aufzusuchen und aus seinen Schlupfwinkeln zu holen begannen. Bauern wurden in der Schenke betrunken gemacht und für den Uebertritt gewonnen; dann fuhr man in das Gehöft und holte in der Winterkälte die schlafenden Kinder nachts aus den Betten, unter dem Geschrei der Mütter wurden sie in den Schlitten gepackt und dem harrenden Popen zur Salbung zugeführt; alte Weiber verlockten halbwüchsige Jungen und Mädchen vom Viehhüten ins Popenhaus, die Popen drangen in Abwesenheit des Lehrers in die Schulstube und firmelten im Nu die überraschten Kinder ab, wonach der Lehrer einen Verweis wegen Nachlässigkeit erhielt, aber selbstverständlich nichts redressirt wurde; und dazu kamen natürlich überall eine Menge grober Irrtümer und Personenverwechslungen vor, wodurch das Unheil erst recht groß wurde. Schließlich wußten viele selber nicht mehr, wohin sie eigentlich gehörten. Manchen Kindern gelang es, vor der zwangsweisen Firmelung in den Wald zu entfliehen oder sich zu verstecken. Ja es kam vor, daß Mütter im Frühling mit Lebensgefahr über das schwache Eis der Flüsse flüchteten, um den verfolgenden geistlichen Schergen und Helfershelfern zu entgehen. Manches Beispiel von Mut und Freudigkeit, aber auch von Gewissenlosigkeit und schließlicher Verzweiflung ist aus jenen Tagen bekannt geworden.

Die Resultate waren endlich nach zwei bis drei Jahren, daß über den größten Teil Livlands in den einzelnen Gemeinden sich überall ein starker Bruchteil von der lutherischen Kirche gelöst hatte und nominell als der russischen Kirche angehörig galt. Die Hauptmasse hatte überall widerstanden, aber der Schaden war furchtbar: er sollte sich bald als noch furchtbarer erweisen, als man glaubte. Als die Tage der „großen Konversion," wie jene Bewegung in Livland genannt wird, in ihrer ärgsten Heftigkeit vorüber waren, da zeigte sich, in welchem Sinne man von russischer Seite die Früchte zu verwerten gedachte, die täglicher geerntet waren, als man gehofft hatte: da zeigte sich auch, welch eine Fessel für diesen Fall schon vorbereitet war; diese Dinge stehen indes schon in Verbindung mit der entstehenden Reaktion im Volke. Der Grund aber zu den trostlosen Verhältnissen von heute war gelegt.

Canossa

5

Die erste Ursache der Mißerfolge Heinrichs IV. war das allzu trotzige Selbst- und Machtbewußtsein gewesen, das ihn und seine Umgebung beherrschte, eine Ueberspannung der rein staatlichen Gesichtspunkte, — genau dasselbe sehen wir nun auch hier: abgesehen von der deutschen Gründlichkeit, die zu Prinzipienkämpfen hinneigt, und die daher von vornherein einen gewissen radikalen Zug in die Gesetzgebung brachte, war die überwiegend juristische, weniger historische Bildung derer, die mit der Ausarbeitung der Gesetze betraut waren, an sich schon geeignet, eine allzu große Betonung der rein staatlichen Interessen herbeizuführen. Es kam aber noch hinzu, daß das Beamtentum des Staates, der so viel Glänzendes vollbracht hatte, gerade damals von einem besonders stolzen Kraftbewußtsein getragen war und weniger denn je geeignet war, Zugeständnisse zu machen.

Dies alles bewirkte, daß die Gesetze mehr waren, als was sie der politischen Idee nach ursprünglich hatten sein sollen. Sie sollten abwehren, aber sie griffen an. Rein für sich betrachtet waren sie vortrefflich: es war durchaus richtig, daß man nichts gethan zu haben glaubte, wenn man nicht auch die Vorbildung der Geistlichen änderte, daß die frühzeitige Eingießung römischer Anschauung verhindert werden mußte, daß die jungen Theologen, wenn sie künftighin wahre Leiter des Volkes sein sollten, wirklich einmal den Pulsschlag des nationalen Lebens fühlen mußten, daß sie einmal mitten im Leben gestanden haben mußten, um das Leben überhaupt zu verstehen, ja daß es auch der Würde ihrer künftigen Stellung allein entsprach, wenn sie an der Stätte freien Gedankens und freier Forschung und nicht hinter den Mauern der Seminare ihre Studien gemacht hatten; es konnte auch mancherlei dafür angeführt werden, daß der Staat ein Recht darauf habe, sich davon zu überzeugen, daß die künftigen Priester auch wirklich auf der Höhe der modernen Anschauung ständen: aber wenn man das alles dekretiren zu können meinte, so vergaß man, daß dem Katholiken alles, was zur Einrichtung der Kirche gehört, etwas so Heiliges und Unantastbares ist, wie das Dogma selber, und daß man damit tief eingriff in die Autonomie der Kirche, — vergaß man es aber vielleicht auch nicht, so unterschätzte man die Gefahr, und das aus einem Grunde, der auch einst für Heinrich IV. verhängnisvoll geworden war, aus dem Grunde nämlich, weil man von der planmäßigen Arbeit nichts wußte, an der die Kurie

nun schon seit Jahrzehnten war, und die zur Wirkung hatte, daß die Kirche thatsächlich eine andre geworden war.

So wie Heinrich IV. nicht mehr jene Kirche vor sich gehabt hatte, die sich ehedem den Machtgeboten seiner Vorgänger gefügt hatte, sondern eine Gesellschaft begeisterter Mönche, so hatte es auch der preußische Staat jetzt nicht mehr mit der katholischen, sondern mit der römischen Papstkirche zu thun, einer Kirche, die mit einer größern Energie denn je zuvor den Anspruch auf universale Weltherrschaft erhob, die deshalb in erster Linie eine streng einheitliche, ausschließlich römische, also national völlig indifferente Priesterschaft brauchte, und die sich daher durch die preußischen Gesetze in ihrem eigentlichen Lebensnerv getroffen fühlen mußte. Wallte nun angesichts des Einflusses, der nach den Maigesetzen dem weltlichen Beamten eingeräumt werden mußte, der der kirchlichen und namentlich der katholischen Gemeinschaft an sich natürliche Antagonismus gegen den staatlichen Zwang überhaupt auf, so mußte er sich in dieser katholischen Kirche zum Fanatismus steigern. Und welches waren denn nun die Mittel, durch die diesen Gesetzen die Durchführung gesichert werden sollte? Es waren im Fall der Widersetzlichkeit Geldbußen und Amtsentsetzung angedroht, allein der Staat rechnete wohl in erster Linie auf die staatsbürgerliche Gesinnung der Priester, auf die Thatsache, daß sie gerade als Priester dem Gesetze erhöhte Achtung schuldig seien, daß also die Masse der Priester einfach gehorsam sein würde; er rechnete wohl auch darauf, daß vielen die Gelegenheit geradezu erwünscht sein würde, sich dem hierarchischen Despotismus zu entziehen, und die Altkatholikenbewegung schien ihm dabei Recht zu geben. Allein die verhängnisvolle Unkenntnis dessen, was sich in den letzten Jahren in der Kirche zugetragen hatte, machte sich auch hier geltend: die große Masse der Priesterschaft war bereits mit römischem Geiste erfüllt, der nur den bedingten Gehorsam gegen die Staatsgesetze kennt, der Altkatholizismus war nicht der Anfang einer neuen, auf Losreißung hinauslaufenden Bewegung, sondern die letzte Regung eines ersterbenden Widerstandes. So beschritt denn der Staat in beklagenswerter, aber begreiflicher Verblendung diese Bahn. Er baute auf einem Boden, der scheinbar fest war, der aber unter dem Druck der ersten Steine sich senkte. Er warf seine ganze Autorität in die Wagschale, und nun kam Rom und warf seine Autorität in die andre: am 5. Februar 1875 erklärte Pius IX., jene Gesetze seien ungiltig, „weil sie der göttlichen Einrichtung der Kirche ganz und gar widerstrebten". Es war ein kühner Schritt, ähnlich dem, womit einst Gregor VII. dem Absetzungsdekret Heinrichs IV. entgegengetreten war. Es war die Zumutung an die Bischöfe, Rebellen zu werden gegen den Staat, dessen Unterthanen sie waren, — aber die Autorität des Papstes erwies sich als die stärkere; die Wagschale sank, die Priester gehorchten, und nun blieb dem Staate nichts übrig als die Drohung wahr zu machen: ein Bischof nach dem andern wurde entsetzt, die Pfarreien verwaisten.

Es ist das Tragische in der Geschichte, daß so oft aus an sich gutem Wollen mit Notwendigkeit Schlechtes, nicht Gewolltes hervorgeht. Der Staat geriet durch den außerordentlichen passiven Widerstand, den seine Gesetze fanden, mehr und mehr in eine unerträgliche Lage. Abwehr hatte er üben wollen gegen die Ausschreitungen eines staatslosen und staatsfeindlichen Priestertums, und jetzt sah er sich in einen Kampf mit der Kirche überhaupt gedrängt. Er geriet immer mehr in die Rolle des Verfolgers; trotz allem sittlichen Ernste, der sein Vorgehen trug, wurde er doch im einzelnen Falle in den Augen des gemeinen Mannes unsittlich, trotz all seinem Bestreben, die Religion aus dem Spiele zu lassen, erschien sein Thun schließlich doch wider die Religion gerichtet. Er bestrafte Priester, die nichts andres thaten, als daß sie mit ihrem Gewissen nicht in Konflikt kommen wollten, die als Priester pflichtmäßig handelten; er verlockte förmlich zur Gewissensverletzung, indem er jene schweren Strafen verhängte, er schädigte ferner die religiösen Interessen selber, indem infolge seiner Maßregeln viele Katholiken ohne geistliche Führung blieben und der Segnungen der kirchlichen Heilsmittel verlustig gingen. Er geriet dadurch sittlich in ein unheilvolles Gedränge und erreichte auch praktisch das Gegenteil von dem, was er erreichen wollte, denn er trug gerade durch seine Maßregeln mit dazu bei, die katholischen und ultramontanen Gesinnungen zu verstärken. Es liegt der katholischen Kirche eine gewisse Geringschätzung gegen den Staat im Blute, die eben darin beruht, daß die kirchliche Organisation an sich höher gewertet wird. Wenn man nun sah, wie sich der sonst so verehrte Priester mit Polizisten und Exekutoren herumziehen mußte, wenn der Staat bei seinem Vorgehen nur als der Vertreter der Gewalt erschien, so wurde in den katholischen Kreisen ganz naturgemäß eine staatsfeindliche Gesinnung erzeugt, die auch auf die allgemeinen politischen Verhältnisse eine sehr schlimme Wirkung äußern konnte, wurde auch durch den Angriff auf die Selbstverwaltung der Kirche das dem Katholiken eigne Selbstbewußtsein, das stolze Unabhängigkeitsgefühl, mit dem er dem Staate prinzipiell gegenübersteht, lebhaft gereizt. Indem endlich das Vorgehen des Staates die Vertreter der Kirche in die dankbare Rolle der Vorkämpfer der Freiheit und der Märtyrer der Gewissenstreue verwies, waren diesen alle die Sympathien, mit denen der Mensch diesen Ideen gegenübersteht, gewiß, und so erfüllte sich denn die ganze katholische Bevölkerung immer mehr mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, und scharte sich immer einiger um ihre Führer.

Gerade nun wie im elften Jahrhundert, wo der Streit mit dem Papste erst dadurch so recht verderblich für Heinrich IV. wurde, daß politische Kräfte durch den Bannfluch ausgelöst wurden, deren Mitwirkung der Sache der Kirche zum Siege verhalf, gerade so wurde jetzt durch das allgemeine Stimmrecht diese die ganze katholische Welt beherrschende Oppositionsstimmung zu einer politischen Realität, indem das beständig anwachsende Zentrum eine immer maßgebendere Rolle bei der Reichsgesetzgebung zu spielen berufen wurde. Das allgemeine Stimmrecht war das Zugeständnis, das Bismarck der Volkspartei gegenüber, die die Gründung der Einheit von der Thätigkeit des Volkes erwartet hatte, für nötig erachtet hatte, und es war auch gewiß nötig, — aber er hatte damit allen Gegnern des neuen Reiches eine furchtbare Waffe in die Hand gegeben. Den Parteien, die mit ihren Ideen die Massen zu erfüllen wußten, war damit der Weg zu ungeahnter politischer Macht eröffnet, und es kann keine Frage sein, daß hierzu keine Partei mehr geschaffen war als die sozialdemokratische und die ultramontane. Die eigentliche Kraft der roten und schwarzen Internationale wurzelt im Glauben, weniger in der Urteilskraft, und da Verstand und Urteilskraft leider stets einer Minderheit eignen, so ist die große Mehrheit recht eigentlich ihre Domäne.

Das Hervortreten dieser beiden Parteien bildet die Signatur der neuesten Entwicklung. Die sozialdemokratische Partei erschien im Anfange als eine reine Umsturzpatei, sie erhob sich auf dem düstern Hintergrunde ganz allgemeiner, in allen Kulturländern verbreiteter revolutionärer Stimmungen, sie feierte den Aufstand der Pariser Kommune als ein Vorpostengefecht, predigte laut den Krieg gegen den Privatbesitz, ohne damals noch zwischen gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln viel zu unterscheiden, schürte den Haß gegen alle Autorität, und in einer ganzen Reihe von Attentaten, am schrecklichsten in den beiden gegen die Person Kaiser Wilhelms I. gerichteten, entlud sich der angesammelte Zündstoff. Es offenbarte sich aller Welt die entsetzliche Verwüstung, die auf sittlichem Gebiete um sich gegriffen hatte, — man blickte angstvoll um sich, um Hilfe zu entdecken gegen die immer mehr um sich greifende Verhetzung der Massen. Da feierte die ultramontane Partei ihren ersten Triumph. Sie konnte nicht völlig widerlegt werden, wenn sie den kirchlichen Kampf für diese schrecklichen Ausbrüche der Leidenschaften verantwortlich machte, wenn sie darauf hinwies, daß hier der klare Beweis liege, daß der Staat ohne die Kirche eben nicht auskommen könne, daß Gesetz und Polizei eben nicht genügten, daß die Kirche also die ihr gebührende gleichberechtigte Stellung neben dem Staate haben müsse.

Die Basis der Umkehr im Kulturkampfe war durch dieses Hervortreten der revolutionären Gesinnungen der Massen gegeben; die Entscheidung gab eine Krisis auf anderm Gebiete.

Fürst Bismarck war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Zoll- und Steuerpolitik des Reiches eine andre werden

müsse: nationale und wirtschaftliche Erwägungen hatten ihn vor die gebieterische Notwendigkeit gestellt, mit dem System des Freihandels zu brechen, es ergab sich für ihn daraus die andre Notwendigkeit, den Bund mit dem Liberalismus, dessen linker Flügel durch und durch manchesterlich gesinnt war, zu lösen. Ohne das Zentrum war aber eine Majorität nicht möglich, und so nahte denn für den Ultramontanismus die Zeit der Ernte.

Es galt im Reiche Maßregeln zu treffen, die die bedrohte Gesellschaft gegen Umsturz schützen sollten; es galt den nationalen Wohlstand zu schützen gegen die erdrückende Konkurrenz des Auslandes, es galt zugleich den weitern innern Ausbau des Reiches, — es handelte sich um die höchsten nationalen Güter. Das alles war nicht zu haben ohne die Mitwirkung der Partei, die die Vernichtung der preußischen Kirchengesetze auf ihre Fahne geschrieben hatte. Um des Reiches willen mußte Preußen zurückstehen: die Maigesetze mußten fallen.

So sehen wir denn auch hier wieder die Erscheinung, die wir früher beobachtet haben, sich wiederholen; die widerspruchsvollsten Ereignisse auf politischem Gebiete: die deutsche Reichsverfassung mit ihrem allgemeinen Stimmrechte auf der einen Seite, die drohende soziale Revolution auf der andern Seite, sie kamen der Macht der Kirche gleichmäßig zu statten.

Die Kirche hat die Krisis, die mit dem vatikanischen Konzil anhebt, überwunden: sie steht da, herrschgewaltiger denn je. Wieder ist der Beweis erbracht, daß mit staatlichen Zwangsmitteln irgend welcher Art dieser Macht jedenfalls nicht beizukommen ist, im Gegenteil, aus dem Kampfe saugt die Kirche stets neues Leben.

Wo aber ist Rettung gegen eine Uebermacht der Kirche? Zunächst in der unerbittlichen Logik der Thatsachen: die siegende Kirche ist minder gewaltig als die kämpfende, der duldende Priester ist eine ganz anders wirksame Erscheinung als der triumphirende, und man könnte sich fragen, ob sich in Vorgängen wie die Trierer Rockfahrt nicht schon Verblendung über die wahren Interessen der Kirche zeigt. Auch die kirchliche Partei lebt am besten vom Streite, und es ist nicht zu verkennen, daß sich jetzt, da die wirklichen Streitpunkte alle erledigt sind, eine Richtung in ihr geltend macht, die weniger mit Gründen als mit aufreizenden Phrasen operirt, und die man nicht anders als demagogisch bezeichnen kann. Ein Siegesgeschrei wie jenes neulich in Mainz erhobene: „Katholisch ist Trumpf“ ziemt sich nicht für eine Partei wie das Zentrum; die Partei sägt damit selber den Ast ab, auf dem sie sitzt.

Schließlich aber müssen wir auf den gesunden nationalen Sinn unsers Volks hoffen und auf die zunehmende Aufkärung, die den Herrschaftsgelüsten des Priestertums allmählich, aber sicher den Boden abgraben wird. In dem Kampfe um die Schule liegt in Wahrheit die Entscheidung über die Zukunft unsers Vaterlandes: hier ist die Zentrumspartei der Angreifer, wir die Angegriffenen; den ersten Sturm haben wir abgeschlagen, aber wir müssen wachsam sein und auf den Schanzen bleiben.

R Schw

Das religiöse und kirchliche Nordamerika im Jahre der Weltausstellung von Chicago

1. Allgemeines, Staat und Kirche.

Der Amerikaner nennt das geschichtliche Ereignis, durch das der Staatenbund der „Vereinigten Staaten“ geschaffen wurde, die Revolution, und „Söhne und Töchter der Revolution“ ist der Ehrentitel der Nachkommen der Kämpfer im Unabhängigkeitskriege, einer „Aristokratie des Verdienstes,“ die ihren Adel durch ein blaues Ordensband wenigstens auch äußerlich zeigt. Der Akt der Unabhängigkeitserklärung und der Krieg, der ihr folgte, bedeutet für die Vereinigten Staaten den Beginn ihrer Geschichte. Nicht unähnlich den Anfängen der Geschichte der alten Welt hat auch in der neuen die sich selbstverherrlichende Volksphantasie Geschehnisse und Personen mit mythischem Schimmer umwoben. Deutscher historischer Wissenschaft bedurfte es, um hier Wahrheit und Dichtung zu scheiden.

Von Holsts, des ehemaligen Freiburger, jetzt Chicagoer Professors, Verdienst ist es, dem amerikanischen Volke die erste Geschichte seiner Verfassung geschenkt zu haben; sein Werk, obgleich in seiner ersten Wirkung wie alle Kritik verletzend und zerstörend, wird für dies Volk, das im materiellen Streben ebenso untergeht, wie in phantastischen Ideen, von unberechenbarem Segen sein. Es sei dem deutschen Leser, der sich über diese interessante Epoche moderner Geschichte unterrichten will, empfohlen.

Die amerikanische Revolution geht der französischen voraus. 1788 wird die Verfassung angenommen. Doch haben beide von vornherein nichts miteinander zu thun: sie gehen von verschiednen Verhältnissen aus und haben verschiedne Ziele. Es handelte sich für die dreizehn Kolonien um Befreiung von einer Herrschaft, die deren Wohlfahrt und sogar Leben unterdrückte. Aber die seither erduldete Herrschaft hatte in der Bevölkerung eine Stimmung gegen jede Art von Regierung erzeugt. Ueberzeugungen der Zeit, die in der französischen Revolution ihren furchtbaren Ausdruck finden sollten, kamen dieser Stimmung entgegen. Ihnen wollte man auch in den befreiten Kolonien, den nunmehr Vereinigten Staaten, eine Stätte schaffen; die neue Welt sollte ein Staatswesen tragen, das den Ideen der Zeit entsprach. Aber diese Ideen waren nicht als solche, als bloß philosophische, theoretische, darum der Verbesserung oder Verdrängung durch andre ausgesetzte Gedanken über den Menschen, sein Wesen und seine Geschichte eckannt, sondern wurden proklamirt als unverbrüchliche allgemeine Menschenrechte. Die „neue“ Welt schien ein geeigneter Boden für den Versuch zu sein, die allgemeinen Menschenrechte in einem Staatswesen, „der Heimat der Freien,“ zur Geltung zu bringen. So spielt in die amerikanische Revolution ein ihr ursprünglich fremdes Element hinein: zu dem rein praktischen Anlaß des Befreiungskampfs treten bei der Schöpfung der neuen Verfassung philosophische Ideen, die Ideen der Zeit der Aufklärung.

Uns gehen diese Ideen hier nur insoweit an, als sie im Gebiete der religiösen Anschauung und kirchlichen Gesetzgebung wirksam wurden. Die Stimmung in Sachen der Religion ist die der Aufklärung: Gleichgiltigkeit gegen die äußere geschichtliche Gestalt, die die Religion in den religiösen Bekenntnissen und Gemeinschaften gewonnen hat; Glaube an einen ursprünglichen Besitz des Menschen von einer Summe religiöser Lehren, die man nur vor Entstellung zu bewahren habe; Freiheit der Ueberzeugung ist das höchste Gut; Toleranz die einzig sittliche Stellung des Staates gegenüber den religiösen Gemeinschaften, deren Unterschiede zufällig sind, und die im Grunde dasselbe wollen und „wert“ sind. Dazu kommen die Erfahrungen der schrecklichen Religionskriege und der Verfolgungen im Namen des eben für wertlos gehaltenen Bekenntnisses, die ein Charakteristikum des Puritanismus geworden waren. In beiden Erscheinungen schien die Verbindung der religiösen Verirrung mit der Staatsgewalt der Grund des Uebels zu sein. Deshalb setzte man wie dem Vereinigten Königreiche die „Vereinigten Staaten,“ so der englischen Staatskirche die freie Kirche im freien Staate entgegen. „Die religiöse Freiheit ging hervor aus einer heiligen Ueberzeugung von den Gefahren des kirchlichen Ehrgeizes, der Hohlheit geistlichen Hochmuts und der Intoleranz der Sekten.“

So hat dem Grundsatze nach der Staat kein Verhältnis weder zur Religion, noch zu den Religionen, noch zu den Kirchen. „Der Kongreß darf kein Gesetz geben, das eine religiöse Einrichtung betrifft oder deren freie Wirksamkeit hindert.“ (Erstes Amendement der Konstitution.)

Der vorwiegende Einfluß englischer Lebensanschauungen und Gewohnheiten hat nun auf die Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche bestimmend eingewirkt. Das amerikanische Volk lebt in den Formen englischen Kirchentums. Kirchlichkeit ist ein Zug des Nationalcharakters: die Heilighaltung des Sonntags, nicht selten the American Sunday genannt, ist eine nationale Sache. Im Kampfe gegen das Fremdenelement, die Eingewanderten und deren Nachkommen, soweit sie sich nicht „amerikanisiren,“ gilt der amerikanische Sabbath als eine heilige nationale Institution, die gegen die Ausländer zu

schützen ist. Freilich erscheint hierin nicht eigentlich ein Verhältnis des Staates zur Religion, sondern nur des Volks oder des Volkstums. Aber die hier gekennzeichnete Anschauung schafft sich auch, wie man erwarten kann, in der Gesetzgebung Ausdruck. So knüpfte der Kongreß an die Geldbewilligung zur Weltausstellung die Bedingung, daß diese am Sonntag geschlossen sein müsse. Die Macht dieser Anschauung aber zeigte sich dem, der sie zu unterschätzen geneigt war, deutlich in dem Scheitern des Versuchs der Ausstellungsbehörde, die Thore trotzdem Sonntags zu öffnen.

Wie sehr aber das Kirchentum — so sei der Kürze wegen gesagt — alle Verhältnisse umspannt und darin durch die staatliche Autorität getragen wird, mögen einige Beispiele darthun. Alljährlich ordnet der Präsident einen nationalen Danksagungstag an. Die Verhandlungen der Volksvertretung werden durch einen „Kaplan" mit Gebet eröffnet, in das nicht selten politische Anspielungen eingeflochten werden. Der Staat besoldet Feld- und Schiffsprediger. Auf den Münzen steht: In God we trust, auf Gott vertrauen wir. Der Staat verlangt den Eid, der mit einem Kuß auf das Neue oder Alte Testament geschworen wird. Das Kircheneigentum ist steuerfrei. Das „Gebet" gehört zum Programm aller Schlußfeierlichkeiten der Schulen und Kollegien, wo es manchmal zwischen der „Ouvertüre zu Dichter und Bauer" und einer „Tirolienne" ein merkwürdiges Dasein fristet. Die katholische Kirche hat eine besondre Fähigkeit, sich dieses „Gebets" bei den bedeutendern Anlässen zu bemächtigen, wo dann der schreiende Farbenkontrast der Kardinalstracht mit dem Schwarz der festfeiernden „Protestanten" dem Beobachter die neue Variante des alten: „groß Macht und viel List" mit „einem heitern, einem nassen Aug" empfinden läßt. — In den Volksschulen mehrerer Staaten wird der Unterricht mit Schriftverlesung begonnen. Für Texas ist diese seltsamerweise auf alttestamentliche Stücke beschränkt!

Dem in diesen Beispielen geschilderten Zustande entsprach die Stellung der Erlasser der Konstitution, die in ihrer Bestimmung der wechselseitigen Freiheit von Kirche und Staat keineswegs sich gegen Religion oder Kirchentum selber wenden wollten: das amerikanische Volk sollte für sie ein „christliches" sein und bleiben. Seine Bestimmung ist eine von der Vorsehung ihm zugeteilte. Seine Verfassung „hat ein deutlich erkennbares providentielles Element. Sie war Gottes rettendes Geschenk an ein zerschlagnes, gefährdetes Volk. Sie war sein schöpferisches: Werde! über einem wogenden Chaos: Es werde eine Nation geboren an einem Tage."

In der Volksstimmung ist dagegen hierin eine Aenderung eingetreten, teils infolge moderner Unkirchlichkeit, teils in einer Nachwirkung der Gedanken der Aufklärung, denen nicht mehr, wie bei den Vätern der Konstitution durch eine feste kirchliche Tradition ein Gegengewicht geboten ist, teils aus der Furcht vor der Katholisirung des Staats, gegen die dessen völlige Religionslosigkeit ein Damm sein soll: sie faßt die religiöse Freiheitserklärung so, als ob sie die völlige Beschränkung der Religion auf das Privatleben und die Privatvereinigungen bedeute. Daraus folgt eine immerwährende Opposition gegen jene „Reste mittelalterlicher Theokratie." Sehen wir in ihr schon eine Unterströmung, die dem „kirchlichen" Charakter der Nation Gefahr droht, so beweist uns die Thatsache, daß sie besteht, daß der Gedanke, es gäbe eine Religion, die über den Religionen stehe, eine Täuschung ist. In den Köpfen mag es wohl einen Glauben geben, den Jude, Christ und Türke teilen, an der Wirklichkeit des Lebens aber scheitert die bloß logische Zusammenfassung des Gemeinsamen der Religionen und Konfessionen zu einer neutralen Religion. Schließlich ist es doch protestantischer Glaube, der in jenen Resten erscheint, und soweit der Katholizismus gegen sie ankämpft, begründet er seine Haltung mit dem Vorwurf, daß durch sie die Freiheit der einzelnen Religionsgemeinschaft bedrängt werde, indem nur die andre zum Worte komme, und dieser ein weites Feld der Propaganda eröffnet sei. Gegen die Fiktion einer allgemeinen Religion, mit der der Staat sich, unbeschadet der beiderseitigen Freiheit, vertragen könne, richtet sich zumal der Freidenker mit dem Argumente, daß die Anerkennung Gottes durch den Staat in den verschiednen oben angeführten Einrichtungen die Frage einschließe: welcher Gott? der der Katholiken, der Baptisten, des Alten Testaments? und deckt so die ganze logische Haltlosigkeit jener Position auf.

In den erwähnten Erscheinungen tritt die Entwicklung von Kräften und Widersprüchen zu Tage, die nun einmal mit dem besten Willen des freiesten Volkes nicht zu bannen sind. Hier ist die Verfassung der Union auf einem Kompromiß stehen geblieben, oder vielmehr der geschichtliche Gang der Dinge hat als unmöglich erwiesen, was unmöglich ist: den unchristlichen Staat eines christlichen Volkes. Er wird immer zu dem Entweder-Oder drängen.

Aber in dieser Scheidung von Kirche und Staat, in der argwöhnischen Haltung beider gegeneinander liegt nur ein katholisches Erbteil vor. Davon, daß darin eine moderne Errungenschaft zu preisen sei, kann keine Rede sein. Im Katholizismus steht neben und über dem rechtlich geordneten Staat die ebenso ausgerüstete sichtbare Kirche, während nach evangelischer Anschauung der Staat wie alle Gebiete des menschlichen Lebens von göttlichem Berufe ist und voll göttlichen Geistes, ein Mittel und Werkzeug göttlicher Weltleitung, einer der Schauplätze, auf denen die Erde zum Reiche Gottes wird. Darin freilich ist eine Ansicht vom Staate begründet, die dem Amerikaner weder zugänglich war, noch ist. Nun hat aber allein der Staat, der sich mit Bewußtsein und Entschiedenheit auf den Boden protestantisch-evangelischer Grundsätze stellt, die Kraft und darum allein die Aussicht und Gewähr, diesen Beruf zu erfüllen.

Noch ein andres liegt jedoch in dieser Scheidung, und das ist allerdings erst im vorigen Jahrhundert allgemein geworden: die eigentümliche Trennung des Menschen von seiner Religion. Als ob diese etwas dem Menschen Angeheftetes sei, und nicht die ihn erfüllende Geistesmacht; als ob sie einen gewissen Teil seines Geistes besitze, und nicht die Krone seines Geisteslebens und dessen treibende, heiligende Kraft bilde, den Abschluß seiner Weltbetrachtung, wie deren Ausgangspunkt. Als ob man mit den Gliedern eines christlichen Volkes handeln könne, wie wenn sie keine Christen wären. Daß sie Menschen sind, ist sicher, und darum glaubt man, daß dies das Erste, während ihr Christentum etwas Zufälliges sei; und doch bestimmt gerade die Religion die Höhe dieses „Menschen," nimmt der Mensch durch das Christentum eine gewisse Höhe ein, jagt er bestimmten Zielen nach, erfüllt ihn eine bestimmte Kraft, die andern Religionen nicht eigen sind. Der „Mensch" kommt nur in ganz genau begrenzten religiösen und volkstümlichen Verbänden vor: aus ihnen herausgerissen, ohne Zusammenhang mit ihnen ist er ein toter Begriff.

Das Leben aber ist das Gegenteil des Todes. Es bringt fortwährend neue Fragen, deren Lösung es gebieterisch fordert, und der Fortschritt der Geschichte ist ein Fortschritt von gelöster zu ungelöster Frage. Die Entscheidungen, die ein Volk trifft, hängen aber aufs engste zusammen mit seiner Religion. Am deutlichsten wurde dies für Amerika in der Sklavenfrage und gegenüber der mormonischen Polygamie. Neuerdings ist es die katholische Kirche, die die Union vor wichtige Probleme gestellt hat, ja es darf behauptet werden, vor eine Lebensfrage, wenn die dermalige prinzipielle Religionslosigkeit des Staats die einzige Form ist, in der er bestehen kann. Denn diese ist durch Rom bedroht.

Mit diesem Satze nehmen wir Stellung innerhalb der hin- und herschwankenden akademischen Erörterungen, für die der Amerikaner wegen seiner sonstigen Nüchternheit und materiellen Weltbetrachtung eine besondre Neigung hat. Der Wettstreit in aller Form ist sein Element. Wir glauben, daß dem auf den Prinzipien der Aufklärung aufgebauten Staate von seiten Roms Gefahr droht. Was besagt die merkwürdigerweise offen eingestandne Zuwendung Roms zu den Republiken anders, als daß es dort auf Beute hofft?

Die Verfassung einer Republik ist eine unbeholfne Größe: wie unendlich biegsamer, den leisesten Anlässen folgend, jeder Wendung des Gegners gewachsen ist eine von einem einzelnen Willen, wenn auch nicht geleitete, so doch beeinflußte Macht! Wie lange dauert es in einer Republik, bis die Behörde dem

Videant consules! ihr Ohr schenkt und gar den Arm leiht! Und dazu eine Behörde, aus deren Bereich die Religion ausdrücklich ausgeschlossen ist! Es muß weit gekommen, die Gefahr mit Händen zu greifen sein, bis die Masse sich aufrafft, um zu retten, was noch zu retten ist, nachdem eine mit höchster Intelligenz und Disziplin ausgerüstete Kirche jahrzehntelang den Boden unterwühlt hat. Zur Zeit arbeitet Rom neben den andern Kirchen unter der Fahne, die das große Wort: Freiheit! trägt. Es ist mit ihnen im Bunde, weil es dabei die besten Geschäfte macht. Es verlangt Freiheit der Kirchen, damit es freie Hand habe. Aber dies Bündnis wird dasselbe Ende nehmen wie das altklassische der Aesopischen Fabel. Denn die alleinseligmachende Kirche kann ihrer Art nach keine Macht neben oder über sich dulden. Mit dem Naturdrange spezifisch leichterer Körper strebt sie nach oben.

Nun gilt schon jahrelang ihr Liebeswerben der Volksschule. Auf sie sucht sie Einfluß zu bekommen. Der letzte Plan, vorgelegt von einer Richtung innerhalb des katholischen Klerus, die das Urteil des Volks durch das Schlagwort einer amerikanisch-katholischen Nationalkirche verwirrt, war die Verstaatlichung der katholischen Pfarrschule. Neben den freien Schulen des Staats, die bis zur Universität vorbereiten, haben die Kirchengemeinden — nicht alle, und jährlich immer weniger — ihre eignen Schulen. Davon ist, soweit es die katholische Kirche angeht, in einem andern Artikel zu sprechen. Jene Verstaatlichung sollte das katholische Schulwesen, und dieses allein, dem staatlichen gleichstellen. Dadurch wäre der Staat aus seiner prinzipiellen Haltung gegen die Religionen herausgedrängt.

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

Die Nichtkatholiken hätten dagegen aufzutreten, und dann träte die Machtfrage ein. Wer da aber im Vorteil sein würde, die langgeschulte organisirte Papstkirche oder die zerfahrnen Denominationen, dürfte kaum fraglich sein. Werden diese vorher erwachen? Werden sie zur Klarheit kommen, daß auch das „christliche Volk der Vereinigten Staaten" in Rom seinen alt bösen Feind hat? Werden sie, die alle, vom fanatischsten Puritaner bis zum gleichgiltigsten „Freidenker," vom hohen Berufe des amerikanischen Volks reden, es lernen, daß im katholischen Staate dieser Beruf zur Phrase wird? Dazu wird es noch vieler Jahre protestantischer Erziehung bedürfen. Möge die neue theologische Richtung, die aus dem Heimatlande der Reformation herübergeleitet ist, hier eine wichtige Aufgabe erkennen: die Aufklärung des Volks über den Grund seiner Freiheit, die auf der protestantischen Welt- und Lebensanschauung ruht!

Nur eine einzige Zeitungsstimme könnte ich anführen, aus dem Morning Star: „Wir bekämpfen nicht Rom, sondern nur seine Anschläge gegen Institutionen und Freiheiten, die wir als einen Teil protestantischer Zivilisation haben," zum Beweise, daß man innerhalb der protestantischen Kreise aufmerkt. Allein auch in ihr erscheint jener amerikanische Irrtum, als ob Rom ohne diese Anschläge noch Rom wäre. Man will den Sumpf dulden, hat er doch das gleiche Recht wie das Ackerland; nur soll er keine Miasmen aushauchen.

Von Interesse wird die Frage sein, ob in der Gruppirung der Parteien diese Haltung Roms und besonders sein neuestes Vorgehen einen Ausdruck gefunden habe. Man darf diese Frage bejahen. Rum, Romanism and Rebellion, die drei R, waren das Schlagwort, mit dem der vorletzte Sieg der demokratischen Partei von den Republikanern verdächtigt wurde. Die Gegner des Verbotes des Spirituosenverkaufes, womit die „Ausländer" gemeint sind; die Rebellen, die Anhänger der südlichen Staaten im Sklavenkrieg, und Rom werden hier in einer glücklichen Assonanz zusammengefaßt. Hier erscheint also die republikanische Partei als Gegnerin Roms. Und als Todfeindin, von der es allerdings behauptet, daß sie nach der letzten Erwählung Clevelands eine tote Feindin sei, hat sie Rom auch erkannt. Gehört ihr doch zumeist eine Verbindung an, die sich den Kampf gegen den von Rom beherrschten amerikanischen Katholizismus zur Aufgabe gemacht hat, die American Protective Association. Allerdings zeigt ihr Programm eine unselige Verquickung. Denn als nationale Verbindung bekämpft sie den Gegner nur, weil

er eine ausländische Macht darstellt, und Amerika, nach der sogenannten Monroedoktrin, den Amerikanern gehört. Die Republikaner haben sich auch in Wisconsin und Illinois als Gegner der Pfarrschulen erwiesen. So mögen diese Anfänge einer Gegnerschaft gegen Rom vielleicht der Ausgangspunkt einer großen Bewegung werden, und die republikanische Partei, die in der letzten Wahl eine so furchtbare Niederlage erlitten hat, mag in ihrer Bekämpfung des größten Feindes nationaler Freiheit einen Boden betreten haben, auf dem sich viele mit ihr vereinigen, und auf dem sie neu erstarken wird. Und wie einst in der Sklavenfrage der nach idealen Gesichtspunkten urteilende Deutsche auf seiten der Sklavenbefreier focht, so wird vielleicht in ferner Zeit die Partei Lincolns wiederum die Deutschen um sich scharen zur Verteidigung einer edlern Freiheit, wenn nicht der Haß der Nationalamerikaner gegen alle Ausländer noch stärker ist als ihre Feindschaft gegen Rom. Wegen des nationalen, man darf sagen chauvinistischen Gepräges dieser Partei steht ihr auch, um die verwirrende Fülle der Probleme noch zu vermehren, der linke Flügel der katholischen Kirche, der auf eine Amerikanisirung hinarbeitet, sehr nahe und im Gegensatz zu den demokratischen „ausländischen Brüdern." Zumal die Feindschaft gegen die Jesuiten, als die Feinde aller Nationalität, bildet einen Berührungspunkt beider.

Die Republik der Vereinigten Staaten wird im Auslande, wenn nicht als Muster, so doch als Beweis der Möglichkeit eines demokratischen Staatswesens angeführt. Ob man diesen Beweis verwerfen oder anerkennen mag: gewiß ist, daß die schwierigsten Fragen in diesem Staatswesen noch der Lösung harren. Unsre Ausführung wird diese Thatsache dem deutschen Leser erwiesen haben. J H

Bilder aus der westpreußischen Diaspora

In dem Begrüßungsartikel für die vorjährige Gustav-Adolf-Hauptversammlung, die wegen der Choleragefahr aufgeschoben werden mußte, war die Not der westpreußischen Diaspora als ganz besonders drückend geschildert worden. Das ist sie in der That. Der Grund dafür liegt in den ganz eigenartigen, schwierigen Verhältnissen unsrer östlichen Provinzen. Die nationalen Gegensätze und die wirtschaftliche Lage erschweren es der evangelischen Kirche außerordentlich, ihre Interessen zu wahren und alle ihre Glieder zusammenzuhalten.

In manchen Gegenden Westpreußens fällt die Verschiedenheit der Sprache und der Konfession vollständig zusammen. So besonders in der sich vom Putziger Wiek bis in die Provinz Pommern und südwärts bis etwa an die Ferse erstreckenden Kassubei und in der von Pr.-Stargard bis Tuchel reichenden Tucheler Heide. Dem in dieser konfessionellen und zugleich sprachlichen Diaspora Aufgewachsenen scheint es ganz selbstverständlich, daß der Katholik zugleich auch Pole oder Kassube (eine Vermischung wendischer und andrer slawischer Elemente), daß alle Deutschen auch evangelisch sind; die Begriffe katholisch und polnisch einerseits, evangelisch und deutsch andrerseits gelten ihnen als völlig gleichbedeutend. Man spricht von der „deutschen Kirche," von „deutsch Getauften," von dem „deutschen Pfarrer," man sagt auch: „der versteht nicht evangelisch, der kann nur katholisch sprechen." Es ist — man sollte das kaum glauben — bisweilen wirklich schwierig, den Kindern den Unterschied zwischen dem Worte, das die Konfession, und dem, das die Sprache bezeichnet, klar zu machen.

Der Gegensatz der beiden Konfessionen wird durch die Verschiedenheit der Sprachen und die dadurch bedingte politische Parteinahme natürlich in hohem Grade verschärft, zumal der katholische Klerus sich als Vorkämpfer des Polentums ansieht und dadurch die evangelischen Pfarrer zur Verteidigung nicht nur des Glaubens, sondern auch der Nationalität, der Muttersprache geradezu nötigt. Es ist der Polonisationsarbeit der katholischen Kirche zu danken, daß in einzelnen Ortschaften, wo vor fünfzig Jahren fast nur deutschsprechende Katholiken wohnten, jetzt ausschließlich polnisch gesprochen wird. Bekam doch ein Danziger Kaufmann, der sein Landgut besuchte und die Kinder

seiner Arbeiter beschenken wollte, von ihnen aber verlangte, daß sie deutsch sprächen, die deutsche Antwort: Das erlaubt der Herr Pfarrer nicht! Auch die Schule wird, so viel es irgend angeht, in diesem Sinne beeinflußt. Kommt ein katholischer Lehrer aus rein deutscher Gegend in die sprachliche Diaspora, so pflegt er gewöhnlich sehr schnell „umzulernen.“ Wohl geht er als guter Deutscher und mit der Absicht, deutsch zu bleiben, dahin, aber dem Drucke, der indirekt von dem Pfarrer durch die gesamte Bevölkerung auf ihn ausgeübt wird, vermag er meistens nicht lange zu widerstehen. Ein katholischer Lehrer unterrichtete seine Schulkinder in zwei getrennten Abteilungen, einer deutschen und einer polnischen. Der katholische Pfarrer wies auch die in der Schule deutsch unterrichteten und der deutschen Sprache völlig mächtigen Kinder in seinem Konfirmandenunterricht in die polnische Abteilung. Der Lehrer beklagte sich darüber bei seinem evangelischen Lokalschulinspektor, und der Pfarrer wurde gebeten, dies zu ändern. Ob das etwas geholfen hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat der Lehrer keine neue Klage erhoben. Es ist nur die Frage, ob der Priester nachgegeben hat, oder — vielleicht von diesem eingeschüchtert — der Lehrer. Oft stellen sich auch die Lehrer die Befugnisse der katholischen Geistlichen viel umfangreicher vor, als sie in Wahrheit sind. Sie fürchten, diese könnten ihnen den Religionsunterricht entziehen, falls sie sich nicht fügen. Ein katholischer Lehrer, der aus einem ganz deutschen Teile Westpreußens nach der Tucheler Heide versetzt war, hatte die ihm von seiner evangelischen Frau gebornen Söhne dem katholischen, die Töchter dem evangelischen Bekenntnis bestimmt. Aber, obgleich er noch jetzt den Wunsch hat, die Töchter evangelisch werden zu lassen, wagt er es doch nicht, sie in die evangelische Schule oder auch nur in den evangelischen Religionsunterricht zu schicken. Er fürchtet, der Priester könnte seine Gemeinde gegen ihn erbittern. Er hat daher um Versetzung in eine Gegend gebeten, wo das Verhältnis der beiden Konfessionen nicht durch den Gegensatz der Sprachen verschärft wird. Wie man nun auch über die Berechtigung der Mischehen und gar der ungleichen Erziehung von Söhnen und Töchtern aus derselben Familie urteilen mag — aus dem Gesagten erhellt doch der ganz außerordentliche, zum Teil durch Drohungen geschärfte Druck, den der römische Klerus zu Gunsten des römisch-polnischen Elements hier ausübt.

Ein andrer Fall. Die katholische Frau eines evangelischen Müllers hatte schon bei der Eheschließung den Entschluß gefaßt, dem Glauben ihres Mannes beizutreten. Nachdem sie aber ihrem Manne in sein Haus in der Tucheler Heide gefolgt war, wurde sie bald andern Sinnes. Sobald die katholischen Nachbarn von der Absicht ihrer Glaubensgenossin Kunde bekamen, besuchten sie sie eifrig, die Bauern boten ihr jeden Sonntag an, sie nach der zwei Stunden entfernten Kirche zu fahren, alles bemühte sich, ihr die Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen recht fühlbar und lieb zu machen — und nicht vergeblich. Wir werden wohl mit der Annahme, daß alles dies auf eine ausdrückliche Anordnung des Priesters zurückzuführen sei, nicht irre gehen. Aber lernen könnten und sollten wir Evangelische doch von der römischen Kirche, wie sie allzeit auf der Wacht steht, die Mauern ihrer Stadt wohl besetzt hält und schleunigst Verstärkung auf den etwa gefährdeten Punkt hinleitet.

Gegenüber dieser regen Thätigkeit Roms hat das evangelisch-deutsche Element in Westpreußen so manche Verluste zu beklagen, zumal es zu einer wirksamen Verteidigung seines Bestandes bei weitem nicht genügend gerüstet ist. Die Gemeinden sind viel zu groß. Es giebt solche, die vierzig Ortschaften umfassen. Da vermag der Geistliche nicht eine ausreichende Seelsorge zu üben. Die wirtschaftliche Lage verschlimmert die Sache noch. Gerade in den ärmsten Gegenden ist die evangelische Kirche am meisten gefährdet. Da, wo der Landmann oft kaum soviel erntet, als er ausgesät hat, wo er völlig außer stande ist, selbst für die Hebung der kirchlichen Notlage etwas zu thun, gerade da drängen Romanismus und Polentum auf ihn ein. Es fehlt an Mitteln, neue Gemeinden und Pfarrstellen zu gründen.

Die Behörden haben in den letzten Jahren gethan, soviel

sie nur konnten. Seit im Jahre 1886 für die Provinz ein gesondertes Konsistorium eröffnet worden ist, sind rasch hintereinander eine Menge neuer Stellen gegründet worden. Das amtliche Verzeichnis vom November 1886 zählt 220 (davon 20 vakante) geistliche Stellen auf, das vom November 1891 nennt 252 Stellen, die sämtlich besetzt waren, dazu zwei ordinirte Vikare. Manchem freilich ist das zu schnell gegangen. Man tadelte, daß nicht lieber für eine feste Dotation einer geringern Anzahl von Pfarrstellen gesorgt worden sei. Jetzt sind nur die großen Gemeinden zerschlagen und aus den Trennstücken kleinere Seelsorgebezirke, Pfarrvikariate gebildet worden. Das Gehalt für die mit der Verwaltung dieser Bezirke betrauten Geistlichen wird für jedes Jahr von dem Minister bewilligt. Als die staatlichen Unterstützungen vermindert wurden, mußten die Gehälter der Pfarrvikare herabgesetzt werden. Die Anstellung der letztern ist keine feste, sie ist „jederzeit widerruflich.“ Die Geistlichen sind nicht pensionsberechtigt, nicht Teilhaber des Witwenfonds. Für ihre Unterkunft konnte zum Teil nur sehr ungenügend gesorgt werden. Der Pfarrvikar in Oberbuschkau (sein Wohnsitz ist jetzt nach Meisterswalde verlegt) hat dort mit seiner Mutter in zwei kleinen, ganz niedrigen Zimmern gewohnt, deren Decken breite Spalten hatte, durch die Spreu, Staub und — Kälte, grimmige Kälte vom Boden her eindrang. Die Temperatur des Zimmers stieg trotz allem Heizen tagelang nicht über + 4 Grad! Im Frühjahr darauf warf eine heftige Lungenentzündung den jungen Mann für mehrere Wochen aufs Krankenbett.

Solche Mißstände überwiegen doch aber nicht die großen Vorteile der geschehenen Neugründungen. Auch vermindern sich die erstern. Die Wohnungsverhältnisse werden allmählich besser. Konnte man auch nicht ein Pfarrhaus kaufen, so sind doch erträgliche Mietwohnungen gewonnen und dank der reichen Unterstützung der Gustav-Adolf-Vereine wohnlich gemacht worden. Daß die Gehälter noch einmal herabgesetzt werden, ist wohl nicht zu befürchten, auch kaum möglich. Der junge, eben erst in das Amt gekommene Pfarrer wird alle diese persönlichen Unbequemlichkeiten und Einschränkungen wohl meistens auch leichter ertragen, wird er doch dafür in andrer Weise reichlich entschädigt.

Vor allem kommt es darauf an, einer segensreichen Thätigkeit der Pfarrer nach Kräften Vorschub zu leisten. Hinderlich sind einer solchen Wirksamkeit zwei Uebelstände: die nicht feste Anstellung der Geistlichen und die vorläufige, rechtliche Zugehörigkeit der Trenngemeinden zur Muttergemeinde. Der Pfarrvikar, auch wenn er mit dem kleinen Einkommen sich gern längere Zeit begnügt, wird seine „stets widerrufliche“ Anstellung doch immer als eine vorübergehende ansehen, aus der er so schnell als möglich in ein festes Pfarramt einrückt. Ein häufiger Wechsel beeinträchtigt aber doch den Segen der gerade in der Diaspora so außerordentlich wichtigen Seelsorge in hohem Grade. Die angedeutete Aenderung — einstweilen auch ohne Erhöhung des Gehaltes auf das gesetzliche Minimum — würde wohl Wandel zu schaffen geeignet sein. Sodann die rechtliche Abtrennung von der Muttergemeinde und die Bildung eines selbständigen Gemeindeverbandes. So lange die Gemeindeglieder ihre Kirchensteuern noch an die Muttergemeinde zahlen, so lange die junge Gemeinde keinen eignen Gemeindekirchenrat, keine Gemeindevertretung hat, ist auch das Interesse geteilt zwischen dem alten und dem neuen Pfarrort — vornehmlich bei denen, die nicht in dem letztern wohnen. Auch die Opferwilligkeit leidet darunter.

Zum Schluß seien mir noch einige Worte über die oben erwähnte Entschädigung des Diasporageistlichen für alle seine Mühe und Entbehrungen gestattet. Den bekannten, in der Diaspora ergrauten Pastor Peterson aus Seraing bei Lüttich hörte ich kürzlich in einer Gustav-Adolfs-Predigt sagen, er sei schon auf vielen Gustav-Adolfs-Festen gewesen und habe dort immer den Hunger und Durst nach dem Worte Gottes rühmen hören, der in der Diaspora ganz besonders rege sein solle. Er könne das nicht sagen. Die evangelische Diaspora sei dem Lahmen vor der Tempelthüre vergleichbar. Wohl müsse man ihr auf die Beine helfen, aber dann thue es auch sehr not, sie hineinzulocken in den Tempel, sie, die aller Bethätigung des kirchlichen Lebens entwöhnt sei, wieder an solche zu gewöhnen.

Das mag auf Industriebezirke zutreffen, wo an die Stelle der fehlenden Predigt des Wortes Gottes sogleich die Predigt des Unglaubens tritt. An der Ostgrenze unsers Reiches steht es anders, und das ists, was dem Geistlichen hier die Arbeit so versüßt. Ein Bild genüge:

Eine Gemeinde von etwa 600 Seelen, unter dreifacher Mehrheit von polnischen Katholiken, spärlich verstreut über drei Quadratmeilen. Das gottesdienstliche Lokal im Schulzimmer, noch nicht zwei Meter hoch, acht Meter lang, fünf Meter breit. Darin zu jedem Sonntags- und Wochengottesdienst 130 bis 150 Andächtige so eng zusammengedrängt, daß man buchstäblich sich nicht rühren kann. Der Raum reicht nicht aus. In den kältesten Wintertagen muß die Thür offen stehen, damit die draußen Stehenden den Prediger hören können. Das Zimmer ist nichts weniger wie feierlich. Aber alles dies hindert die Gemeindeglieder nicht; weder die Kälte, noch die Enge, noch die bisweilen kaum erträgliche Luft schreckt sie ab. Jeden Sonntag, jeden Freitag ist das Zimmer überfüllt. Die Büchse an der Thür, deren Inhalt der Vermehrung des kleinen Baufonds dient, enthält jedesmal 1,50 bis 1,80 Mk., — noch dreißig Pfennige mehr, als die Zahl der Kirchenbesucher beträgt. Dabei sinds fast alle arme Bauern, Kätner und Arbeiter!

Wir wollen den Namen nicht verschweigen. Es ist die Gemeinde **Hütte** bei **Schwarzwasser** in **Westpreußen**; man plant dort den Bau eines bescheidnen Betsaals, der 10 000 Mk. kosten würde. Hilfe ist dringend nötig.*) A—b

*) Der Herausgeber ist gern bereit, für diesen wie für jeden andern guten Zweck Gaben zu vermitteln. D. H.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 36 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einladung

zur Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Frankfurt a. O. am 6. und 7. September 1893

I. **Dienstag, den 5. September 1893,** abends 8 Uhr: Begrüßung in der Aktienbrauerei.

II. **Mittwoch, den 6. September 1893:** A. Vormittags 9 Uhr: Konferenz der Delegirten in der Aktienbrauerei. Gegenstände der Besprechung: 1. Jahresbericht des Schriftführers; 2. Kassenbericht; 3. Organisationsfragen u. s. w.: a) Bildung von Landes- resp. Provinzialverbänden, b) Gründung neuer Lokalvereine, c) Vorlage eines Statutenentwurfs; 4. Die litterarische Denkschrift und anderweite Publikationen; 5. Unsre derzeitige Stellung zum Gesetzentwurf vom 29. Februar 1893; 6. Theaterangelegenheiten; 7. Antrag: ein Buch zu beschaffen, das über die geschlechtlichen Dinge christlich belehrt; 8. Antrag auf Kürzung des Berichts über die jährliche Generalversammlung; 9. Was ist bisher von seiten der Allgemeinen Konferenz und der einzelnen Vereine hinsichtlich des Militärs geschehen? 10. Prüfung des Buches: Des Kellners Wohl und Wehe von P. Schmidt; 11. Bestimmung von Ort und Zeit der nächsten Generalversammlung; 12. Neuwahl des Vorstandes. B. Um 2½ Uhr: Gemeinsames Mittagessen (Kouvert 1.50 Mk.) in der Aktienbrauerei. C. Um 5 Uhr: Gottesdienst in St. Gertraud (Herr Superintendent Streetz-Koischwitz bei Liegnitz). D. Um 7½ Uhr: Oeffentliche Frauenversammlung im Gesellschaftshause (Halbestadt 18): 1. Wie retten wir die verlornen Töchter unsers Volkes? (Herr Pastor Ilsermeyer-Hildesheim); 2. Referent steht noch aus. E. Um 8 Uhr: Oeffentliche Männerversammlung im Konzerthaus Bellevue, Buschmühlenweg 14: 1. Weshalb ist die Teilnahme an unserm Kampf Pflicht jedes deutschen Christen? (Herr Konsistorialrat Balan-Posen); 2. Was erwarten wir für unsre Sittlichkeitsbewegung vom neuen Reichstag? (Generalsekretär P. Pazschke-Berlin).

III. **Donnerstag, den 7. September 1893:** A. Vormittags 9 Uhr: Hauptversammlung öffentlich, nur für Männer im Gesellschaftshause: 1. Allgemeiner Bericht über die deutsche Sittlichkeitsbewegung (Herr Lic. Pfarrer Weber-M.-Gladbach); 2. Vortrag des Herrn Amtsgerichtsrat Schmölder-Köln a. Rh.: Die gewerbsmäßige Unzucht und die zwangsweise Einschreibung in die Dirnenliste; 3. Vortrag des Herrn Pastor Köppke-Sangerhausen: Erwerb und Keuschheit; 4. Besprechung. B. Um 2½ Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Gesellschaftshause Kouvert 2 Mk.). C. Um 4½ Uhr: Gemeinsamer Ausflug per Bahn nach Buschmühle. Rückfahrt 7 Uhr 31 Minuten.

Zu zahlreichem Besuch der Konferenz ladet ein ergebenst

Der Vorstand der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine

Heute wurden durch die Ankunft eines Sohnes hocherfreut

Straßburg, 26. August 1893

Dr. Julius Smend, Professor
u. Frau **Helene,** geb. Springmann

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung
des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Aufruf

Der rheinisch-westfälische (westdeutsche) Verein für Israel in Köln beabsichtigt eine Missionsstation in Straßburg im Elsaß zu errichten. Meldung von jungen Theologen mit beigefügtem Lebenslauf und Abschrift der Zeugnisse an den Vereinspräses, Herrn Pfarrer Fuchs in Köln erwünscht. Anfangsgehalt bis zu 2000 Mark.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche,** staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Verlag der Schriftenniederlage des evangel. Vereinshauses
(A. Haarth) Coethen (Anh.)
empfiehlt und versendet franko:

Briefe über Fragen der christlichen Religion für Suchende und Zweifelnde
von
Gerhard Heine
Seminardirektor zu Coethen (Anh.)
Brosch. 2,40 Mk., eleg. geb. 3 Mk.

Verfasser will den durch die gegenwärtigen Bewegungen der theologischen Wissenschaft und des kirchlichen Lebens Beunruhigten den Dienst leisten, den Matthias Claudius am Anfang unsers Jahrhunderts seinen Zeitgenossen hat leisten wollen.

Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Zu verkaufen:

Augustinus, Op. omnia. Bassani 1807. 11 schöne Lederbände in 4° für . . . . **M. 90.—**

Dächsel, Bibelwerk. 7 Bde. 1866/81. Hlwd. (Ldprs. 79.25) f. **M. 45.—**

Herzog, Realencyklopädie. 22 Bde. 1854/70. Geb. (Ldprs. 204.40) für . . . . . **M. 40.—**

Augustinus, Opera omnia. 11 tomi fol Paris 1637. Hlbldr. **M. 65.—**

Lange, Bibelwerk. Altes u. Neues Test. Neueste Aufl. (Petribrief vorl. Aufl.) Hlbfzbde. (177.40) für . . . . . **M. 130.—**

Hagenbach, Kirchengeschichte. 7 Bde. (2.-4. Aufl.) 1869/72. Pp. (41.—) für . . . . . **M. 25.—**

Erasmus, Opera. 9 voll. folio Basil. 1540. Altfranzös. Prachtband in Leder . . **M. 65.—**

Helyot, Alte geistl. u. weltl. Klosteru. Ritterorden. 8 Bde. 4°. Leipzig, 1753. Pgtbde. Mit zahlreichen Kostümbildern! . . **M. 30.—**

Zöcklers Handb. d. theol. Wissenschaften. 3. Aufl. 4 Bde. u. Reg. 1883/90. Originalbde. (58.50) für . . . . . **M. 30.—**

Klirfath, Liturg. Abhandlgn. 8 Bde. (soweit erschienen) 1854/61. Selten. Geb. . . . . **M. 40.—**

Kurfürstenbibel, 2 Bde. Nürnberg, 1720. Schönes Ganzpergam.-Bd. **M. 35.—**

Luthers Werke, v. Walch. 24 Bde. Halle 1740/50. Pgt. **M. 120.—**

— Hrsg. v. Börner. 23 Bde. fol. Lpz. 1729/40. Pgt. **M. 60.—**

— Alle deutsch. Bücher u. Schriften. 8 Tle. fol. Jena 1561/64. Verschied. geb. . . . **M. 25.—**

Monatshefte, philosoph. Hrsgg. v. Aschersonu. s. w. Bd. 1—25. 1868/89. Lwd. u. Hlwd. (In dieser Vollständigkeit selten.) (319.—) . . . **M. 100.—**

Pestalozzi. Sämtliche Schriften. 3. Aufl. 15 Bde. 1819/26. Hfz. **M. 16.—**

Schrökh, Kirchengeschichte. 45 Bde. 1772/1808. Hfz. . **M. 85.—**

Starke, Synopsis des Alten und Neuen Test. 9 Bde. 4° Orig. 1745. Pgt. . . . **M. 60.—**

Alles garantirt komplet und gut erhalten!

Großes theolog. Lager. — Kataloge gratis.

Ankauf, Tausch und Lieferung theologischer Bücher zu den vorteilhaftesten Bedingungen

Alfred Lorentz,
Antiquariat und Sortiment in Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 37 Leipzig, den 7. September **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christenfreude: 2 — In Speier. Sechste Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Die neue Agende für die preußische Landeskirche: 1. Die allgemeinen Grundsätze — Die Seelsorge an Geisteskranken: 4. Der Bericht der deutschen Irrenärzte in Frankfurt und seine Thesen; 5. Zu dem Aufsatze Pfarrer Achtnichs in Nr. 19 f. der Christlichen Welt. Nebst Erwiderung — Verschiedenes: Freiland wird Wahrheit! Extra ecclesiam salus non est; Land oder Stadt — Anzeigen

Christenfreude

2

Was ist Freude?

Schaut hin, wo wahre, ungetrübte, ganze Freude zu finden ist. Schaut auf das Kind, dem zum erstenmale ein weiterer Gehversuch gelang. Wie jauchzt es auf vor Wonne! Wie strampelt es mit Aermchen und Beinchen über die große That! Oder wenn es ein neues Wort lernte. Es wiederholts unaufhörlich vor Entzücken. Es kann sich nicht satt daran hören; es sprichts und rufts, ob es paßt oder nicht paßt; es will sich ausschütten vor unbändiger Freude. Und dann seht die Mutter dazu an: wie strahlt ihr das Glück und die Freude vom Antlitz, daß sie ihr Kind so weit brachte; denn sie lebt ja für das Kind. Oder seht den Knaben an, dem draußen am Turngerät ein Kunststück gelang, womit er seine Kraft bewiesen hat. Er wird nicht müde, es vorzumachen, und die Gelegenheit, es beiläufig zu erwähnen, läßt er nicht vorüber. Er jubelt nicht laut. Er spricht mit einer gewissen vornehmen Nachlässigkeit davon, als gelänge ihm alle Tage etwas Neues der Art. Was hat der junge Mann dort zwischen seinen Händen? Er betrachtets mit zusammengezognen Brauen von rechts und von links, und wieder von links und von rechts. Ja, es ist sein Meisterwerk — und ein tüchtiges Stück Arbeit! Und er überzeugt sich nun immer wieder von neuem, daß kein Fehler dran ist zur Rechten und keiner zur Linken. Das ist seine Freude! Aber der Landmann dort, der, scheint es, so sorgenvoll sinnend mit über dem Rücken zusammengeschlagnen Händen an seiner üppig stehenden Saat entlang schreitet? Es ist ein Probefeld. Er hat es mit einer neuen rationellern Art der Bebauung versucht. Und es ist geglückt. Das Feld verheißt doppelten Ertrag. Und nun rechnet er und rechnet auf Jahre hinaus. Das ist seine Freude.

Die Beispiele ließen sich mehren. Höret noch eins. Einem Prediger ist das große Glück geworden, zu merken, daß man über eins seiner Worte nachgedacht hat. Dafür dankt er so freudig seinem Gott. Was ist da zu freuen? Man hat ja den Kopf geschüttelt über das, was er sagte, man hat widersprochen und es falsch und unrichtig genannt. Es hat einen Anstoß gesetzt! Denkt nur, einen Anstoß! In seinem Herzen aber klingt es: Gott sei Dank, ein Anstoß! ein Anstoß! Es ist ihm, als sähe er ein weites Frühlingsfeld mit ersten vordringenden grünen Saatspitzen. Laßt ihm die Freude, sie ist so selten in seinem Berufe. Gott weiß es! und die Ernüchterung läßt auch wohl ohne euch nicht auf sich warten!

Es giebt viele solche Beispiele. All dieser Freude ist gemein das, was sie zur Freude macht: die Befriedigung, daß etwas geschaffen ist, daß ein Schritt vorwärts gethan ist auf der Bahn zum vorgesteckten Ziele.

Oder es ist ein Hindernis aus dem Wege geräumt. In einem kleinen Haushalt hat lange Krankheit ein Glied gefangen gehalten, wohl gar den Ernährer. Die kümmerlichen Ersparnisse drohen zu schwinden. Da hat sich die Krankheit zum Guten gewandt, und nun ist sie vorüber. Das Auge blickt wieder auf weite freie Bahn zum frischen Vorwärtsdringen. Ja, da ist Freude!

Die eigentliche Freude ist die Freude in der Arbeit. Wie ists nun mit der Freude, die der Erholung, dem Vergnügen entspringt?

Nicht wahr? sie wird gute, rechte Freude sein, wenn sie dient, uns vorwärts zu bringen auf unserm Wege, und sie wird schlechte, falsche Freude sein, wenn sie uns zurückwirft, wohl gar vom Wege ganz abbringt, — je nachdem sie „frommt," d. h. fördert, oder gefangen nimmt und zurückhält.

Die Freude ist verschieden, wie Ziele und Wege verschieden sind. Was dem einen Freude ist, kann wohl gar Trauer für den andern sein.

Ein liebenswürdiger Dichter erzählt von einem Landmann, der mit seinem Kinde über Feld geht. Stirnrunzelnd sieht er die großen Massen Kornblumen im Getreide wuchern, wie sie den Aehren Luft und Kraft rauben. Leise knirscht er: Das hat der böse Feind gesät! Aber sein Kind hat die Worte nicht gehört. Jubelnd springt es von Blume zu Blume. Es hat sich einen dichten Strauß gepflückt. Schau nur, ruft es, welche Pracht! Gelt, Vater, das hat der liebe Gott gethan? Die Freude ist verschieden je nach den Zielen und Wegen. Der Weg des Landmanns geht durch korngefüllte Scheuern; aber des Kindes Weg führt durch die bunten Blumen.

Was ist das Ziel des Christen? Es ist schnell gesagt: Gott! nichts andres als Gott! Der Gott, den er in Christus geschaut hat, der ihn frei und selbständig und stark und mannhaft machen will wie Christus; der Gott ist sein Ziel. Stark und reif zu werden für ihn und seine Ewigkeit, das — nichts andres — ist sein Weg.

Was auf diesem Wege vorwärts bringt, das ist christliche Freude. Daher kommt es, daß ein rechter Christenmensch allzeit ein freudiger Mensch ist. Hat ers doch in seiner Hand, alles, was ihm zustößt, so zu nutzen, daß es ihn vorwärts bringt auf seinem Wege. Paulus hat nie fröhlicher und freudiger geschrieben als aus den römischen Ketten heraus. Lest den Philipperbrief des zum Zeichen.

Freilich, auch der Christenmensch ist immer noch ein Mensch. Deshalb mag er wohl mitunter von Herzen traurig sein. Wenn ers so recht falsch gemacht hat, wenn er zurückgekommen ist auf seinem Wege, da mag er wohl trauern. Aber dann wieder, wenn er den ermunternden Ruf hört: Laß es gut sein! Komm, ich wills dir vergeben! Nur frisch vorwärts! — welche Freude! Ja, auch der Christenmensch, weil er noch ein Mensch ist, mag trauern, wenn ein harter Schlag ihn traf. Aber dann doch wieder, wenn er seines herrlichen Gottes gedenkt, hebt er sein Haupt unter Thränen kraftvoll und freudig empor und spricht: Auch dafür dank ich Dir, Vater! Du weißt, wozu Du es sandtest, und auch ich weiß es. Laß es mich nützen, stärker, reifer zu werden, Dir näher zu kommen, mein Gott.

Nun wissen wir, wie der Christ sich zu den mancherlei Vergnügungen stellt. Er nimmt sie als Gaben seines Gottes mit dankbarem Herzen hin, ob er dadurch sich fördern lassen kann auf seinem Wege zum fernen ewigen Ziel.

Er weiß aber, daß er ihn besser wandert mit einem gesunden Leibe und frischem Geiste als mit matten, stumpfen Sinnen. Alles, was dazu dient, Leib und Geist, Herz und Gemüt, Phantasie und Sinne zu erfrischen und zu erquicken, die Seele zu entfesseln, alles, was Leben weckt und Kraft giebt, daran mag er seine rechte Christenfreude haben.

Alles gehört denen, die Gott gehören durch Christus.

Bs

In Speier

Sechste Generalversammlung des Evangelischen Bundes

Um der Protestationskirche willen zum Gedächtnis des 19. April 1529 hieß es auch in diesem Jahre: Auf nach Speier! Die Grundmauern waren inzwischen schon bis zum Gurt des Fundaments emporgewachsen. Wie der Gustav-Adolf-Verein vor zwei Jahren Zeuge des ersten Spatenstichs zu diesem Bau gewesen war, so sollte heuer der Evangelische Bund mithelfen den Grundstein zu legen, damit diese Gedächtniskirche in Speier anerkannt werde als ein Denkmal, das das deutsche evangelische Volk seinem Ehrennamen im heiligen römischen Reich setzt. Schon am Montag Nachmittag (21. August) fand sich eine stattliche Zahl von Vertretern evangelischer Arbeitervereine ein. Leider fehlte der Verbandsagent Fischer von Gelsenkirchen. Viele hatten sich darauf gefreut, den Gründer der evangelischen Arbeitervereine bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen. Die Verhandlungen betrafen die wichtige Frage der Versicherung gegen schuldlose Arbeitslosigkeit. Die Gesichtspunkte für eine fruchtbare Erledigung dieser großen Aufgabe legte Professor Krieg von Kaiserslautern in einem sachkundigen Vortrage dar. Arbeitgeber wie Arbeitnehmer und das Reich müssen zusammenwirken, um den notwendigen Mindestbetrag zu beschaffen. Daneben bleibt freiwilliger Zusammenschluß zu erhöhter Leistung zu erstreben. Noch sind wir auch vom Anfang dieses Unternehmens weit entfernt. Darum beschränkte der Beschluß sich darauf, die Besprechung der Arbeitslosigkeitsversicherung in den Vereinen und in der Presse zu empfehlen.

Zu Ehren der Vertreter der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands und des Evangelischen Bundes hatte der evangelische Arbeiterverein Speier einen Familienabend veranstaltet. Zwischen den Ansprachen der Vertreter evangelischer Arbeitervereine, die deren Aufgaben und Ziele mit trefflichem Wort darlegten — leider war unter diesen Rednern kein „Arbeiter“ —, begrüßte der Vorsitzende des Bundesvorstands, Graf Wintzingerode, auch diese Versammlung. Die Zahl der einheimischen und auswärtigen Teilnehmer an dem ersten Familienabend war schon so groß, daß die Halle, die auch an den folgenden Tagen ähnlichen Versammlungen diente, nicht ausreichte. Die vielen Besucher, die unter freiem Himmel Platz nehmen mußten, konnten nur solche Redner verstehen, die wie an einem spätern Abend Storch von Magdeburg und Hackenberg von Hottenbach mit ihren Stimmen zum Fenster hinausreichten. Im übrigen war der äußere Rahmen des Festes so günstig wie möglich. Die herrlichen Weisen unsrer schönsten Choräle, in der Morgenfrühe von der Galerie des berühmten „Altpörtel“ aus geblasen, erreichten alle Bürger und Gäste der langgestreckten Stadt. Und wenn auch nicht alle Häuser der großen Hauptstraße schon die ersten Gäste in festlichem Schmuck begrüßten, so holten es in der Folge doch fast alle nach, bis in die Nähe der geistlichen Gebäude, die den Dom umgeben. Dieser herrliche Bau bildet den schönen Abschluß der Feststraße, und wie mutete in ihm, dem Grab vieler alter Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation und seiner Herrlichkeit, die enge Verbindung reicher nationaler Erinnerungen mit der Pracht der römischen Kathedrale so seltsam uns an, und doch nicht befremdlich! Was einmal Leben und Wahrheit gewesen und nun Gräberschmuck geworden, bleibt doch eine Verheißung, daß der Befreiung des Reichs von Roms ertötender Macht eine neue und größere Herrlichkeit in rechter Einheit und Freiheit folgen wird.

Die Festtage des Bundes stehen für seine Mitglieder von Anfang an und überall unter dem Zeichen der Arbeit. Auch in Speier gehörte trotz der großen Hitze ein gutes Teil der

ernstesten Arbeit in geschlossenen Sitzungen des Vorstands und der Mitglieder wie in Spezialkonferenzen. Daß die reiche Tagesordnung für den Gesamtvorstand nicht würde erledigt werden können, war vorauszusehen. Neben den Wünschen und Vorschlägen, die von allen Seiten her zur Besprechung gebracht werden sollten, waren es allgemeine Aufgaben und Unternehmungen, die eine Aussprache erforderten. Vor allem drängt die Arbeit der Gemeindepflege durch Ausbildung und Anstellung von Bundesdiakonissen zu neuen Einrichtungen. Sollten an Stelle des Bundesdiakonissenhauses in Schwäbisch-Hall, das seiner Lage nach kaum andern Gebieten als Württemberg und Baden dienen kann, neue Mittelpunkte für Schwesternausbildung in den einzelnen Landschaften treten, so würde das als ein Fortschritt in dieser Arbeit zu begrüßen sein. Auch sind die Schwierigkeiten nicht gering, die durch die Ausbildung der Bundesschwestern in einem für sich selbständigen Mutterhause und durch ihre Leitung in der Arbeit wie durch ihre fernere Versorgung seitens der Landesvereine, in deren unmittelbarem Dienste die Schwestern stehen, sich ergeben müssen. — Die Umarbeitung der Satzungen, die zur Erwerbung von Korporationsrechten für den Gesamtbund notwendig ist, wurde durch die Verhandlungen in Speier zum willkommnen Abschluß gebracht. Die Berichte über die Spezialkonferenzen betreffend apologetische Vorträge, Bewahrung der konfessionell gefährdeten Jugend, Wahrung der evangelischen konfessionellen Interessen in Fragen des Unterrichts u. s. w. ergaben weitern, zum Teil überreichen Stoff. Ueber die Aussendung von Reiseagenten und Rednern waren die Ansichten je nach dem Bedürfnis der verschiednen Vereinsgebiete verschieden. Der Generalbericht des hochverdienten Schriftführers über die beiden letzten Jahre konnte einen Aufschwung darthun trotz aller Wünsche, die noch zu erfüllen bleiben, und befestigte die Mitglieder in dem Bewußtsein, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ist.

Einen festlichen Höhepunkt bildete die Predigt des neu ernannten Generalsuperintendenten von Berlin, Hofprediger Faber. Auf Grund des Schriftworts Ebräer 10, 32—39 führte der Prediger Satz um Satz tiefer hinein in die Erinnerung alter großer Zeiten, die die Denkmäler der Vergangenheit wecken, aber auch weiter hinaus zu den wachsenden Aufgaben der Gegenwart und hinauf zu lebendiger Hoffnung für die kommenden Tage. Die Fülle von Beispielen, die die Geschichte der Stadt Speier und in Verbindung mit dieser die der evangelischen Kirche bietet, wurde meisterlich verwertet, um zum Kampf, der uns verordnet ist, aufzufordern und das Vertrauen zur evangelischen Wahrheit zu stärken. „Werfet euer Vertrauen nicht weg — „nicht den finstern Mächten des Jesuitismus und Materialismus gegenüber, aber auch nicht gegenüber den Kirchen- und Bildungsgemeinschaften, die uns fremd, gleichgiltig oder gar feindlich gegenüberstehen. Meinen sie es ernstlich mit der Wahrheit, so kommen sie doch noch zu uns, so gewiß es nur eine Wahrheit giebt und diese in Christo Jesu ist, unserm Grundstein.“ Die da glauben, können in lebendiger Hoffnung dem entgegengehen. Und wenn die französischen Räuberhorden einstmals den Bürgern von Speier nur ihre Augen gelassen hatten, um ihr Unglück zu beweinen, so hoffen wir zu unserm treuen Herrn, daß er uns allen die Augen auch dazu gegeben habe, sie zuversichtlich aufzuheben zu den Bergen von denen uns Hilfe kommt, und die Herrlichkeit Gottes zu schauen in Kirche und Vaterland.

In der Begrüßungsrede vor der ersten Hauptversammlung gedachte Graf Wintzingerode zuerst der teuern Toten, die der Bund zu beklagen hat, und nannte neben D. Lipsius, dem unvergeßlichen Mitgliede des Zentralvorstands, den Vorsitzenden des westfälischen Hauptvereins Pfarrer Lic. Sopp von Bochum und den Bischof Teutsch von Hermannstadt. Für den Bund forderte der Vorsitzende mit Entschiedenheit das Recht, die wahrhaftige Geschichtsforschung in Anspruch nehmen zu dürfen. Aber wir sind ebenso entschieden bemüht, die echten Ideale zu pflegen und unserm Volke wieder nahezubringen, damit dem Rückschritt abgeholfen werde, den die Gesamtstimmung unsrer Volksseele gemacht hat. Der Glaube an Christus ist unser höchstes Ideal. Die Basis aller wahren Bildung bleibt das

Evangelium. Der Katholizismus ist nicht der geeignete Bundesgenosse im Kampf gegen die Schäden der Zeit. Ein unfehlbarer Papst und ein demagogisches Volk können uns dabei nicht helfen. Wir müssen sie als unsre Feinde ansehen, zumal sie in unser Rechtsgebiet hinübergreifen und es nicht leiden wollen, daß wir die Dinge beim rechten Namen nennen. Mag man den Vorwurf, daß wir „hetzen," wiederholen, — der uns aufgedrungne Kampf muß ausgetragen werden, und wir wollen den Gegnern gegenüber zeigen, daß wir einig sind. — Die zahlreichen Begrüßungen aus Speier und von befreundeten Kirchengemeinschaften, mündlich und schriftlich dargebracht, sind dem Bunde eine Ehre und Freude. Die Huldigungstelegramme, die die Versammlung an den Landesherrn und an den Kaiser sandte, fanden die huldvollste Erwiderung.

Für den ersten Hauptvortrag lautete das Thema „Der Kampf unsrer Zeit ein Kampf zwischen Glauben und Aberglauben." D. Witte von Schulpforta, der Referent, warf selbst die Frage auf: „Kann man kurzerhand die bunte, vielgestaltige, in unendlichen Schwingungen pulsirende Gegenwart in den engen Rahmen einspannen, der durch die zwei Worte »Glaube und Aberglaube« bezeichnet wird?" Die Antwort in dem gehaltreichen Vortrage ging von dem Konflikt aus, der nach Goethes bekanntem Wort das einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte bildet. Glaube ist ein Verhältnis von Person zu Person. Vieles wird für Unglauben gehalten, das im Grunde Aberglauben ist, denn der Aberglaube schreibt endlichen und sinnlichen Kräften Wirkungen zu, die nur dem ewigen und übersinnlichen Gott eignen können. Die Ausführung war nach den drei Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses geordnet. Zur Aufdeckung des Aberglaubens in der Christenheit und in der römischen Kirche ließ sich diese Einteilung wohl verwerten. Aber gegenüber dem Aberglauben außerhalb dieser bereitete sie nicht geringe Schwierigkeiten und ließ wissenschaftliche, auch theologische Anschauungen, die immerhin anfechtbar sein mögen, kurzweg mit dem Aberglauben zusammen fallen. Aber die Ueberzeugung wurde bezeugt und gestärkt, daß nur der in der Schrift gefestigte und an die Schrift gebundne Protestantismus der Weltmacht Rom die Spitze bieten kann.

„Das deutsche Reich und die kirchliche Frage" war der Gegenstand des Vortrags in der zweiten Hauptversammlung, die durch die Ankunft der zahlreichen Festgäste aus der Umgegend an dem Tage der Grundsteinlegung die bei weitem besuchteste war. D. Leuschner bestimmte die Frage näher dahin, daß es sich um die Einigung unsers Volkes auf dem Lebensgrunde des Evangeliums handle, und stellte als ersten Satz auf: „Diese Frage muß gelöst werden um des deutschen Reiches willen." Die Reformation hat im ganzen Volke den Grund dazu gelegt, und der heilige Wille Gottes, wie die Natur unsers Volkes weisen ebenso sehr darauf hin, daß die Frage ihre Lösung finden muß, wie die Angriffe der römischen Kirche auf unser Vaterland und die sozialen Schwierigkeiten dazu drängen. „Die kirchliche Frage — so lautet der zweite Satz — kann und wird gelöst werden mit den Kräften, die von den Tagen der Reformation her in unserm Volke wirksam und nun im deutschen Reiche beschlossen sind." Die Möglichkeit der Lösung ist geboten durch die Stellung, die die Staaten in ihrem eignen Interesse zur evangelischen Kirche einnehmen müssen. Die Ueberwindung des Zwiespalts zwischen Glauben und Wissen, Christentum und Bildung wird die Frage ihrer Lösung näher bringen, wenn die evangelische Verinnerlichung der Religiosität mit heiligem Ernst gepflegt wird, damit sie zur unmittelbaren Berührung der nach Heil und Leben dürstenden Menschenseele mit dem lebendigen Gott durch Jesum Christum unsern Heiland führt. Von Christo ergriffen sein und ihn ergreifen — das ist wahres Christentum und vollkräftig, auch die Seelen andrer zu ihm zu ziehen. Gelingt es, zunächst unser evangelisches Volk wieder um seine Heiligtümer zu sammeln, wird unser evangelischer Glaube zu einer lebendigen Gotteskraft, so dürfen wir auch getrost der größern Stunde harren. Die treibende Macht der folgereichen Thatsachen des Jahres 1870 hat eine unwiderstehliche Kraft. Wie einst Ernst Moritz Arndt in trüber Zeit gesagt: „Wir haben die Morgenröte gesehen, und wir wollten nun in den Nebeln der

Frühe verzweifeln, daß die Sonne durchbrechen wird?" so haben auch wir nicht Ursache, zu verzagen, wenn wir Kinder des Lichtes werden und seine Werke thun.

Die Kundgebungen, die nach diesem Vortrage beschlossen wurden, reichten zwar nicht an die Höhe hinan, auf die er die Hörer geführt hatte. Aber der Aufruf an die deutsch-evangelische Christenheit zu bekenntnistreuer Gewissenhaftigkeit und friedfertiger Weitherzigkeit, die Empfehlung des evangelischen Afrikavereins und endlich die Kennzeichnung des Aergernisses, das der Erbe der großen Traditionen des Hauses Oranien bei seiner Eheschließung und ein protestantischer Geistlicher durch seine Mitwirkung dabei gegeben — alle drei mögen als nötig und nützlich angesehen werden. Das Fest nahte seinem Schluß. Der großartige Festzug vom Dome aus zu dem an der entgegengesetzten Seite der Stadt liegenden Bauplatz der Gedächtniskirche, die große Versammlung und die Haltung auch der katholischen Bewohnerschaft gaben ein schönes Bild wahrhaft volkstümlicher Feier. Festlicher Gesang und festliches Wort umgaben die feierliche Grundsteinlegung. Die Urkunde, verlesen von dem verdienten Professor Gümbel (der nach mühereicher Vorarbeit auch den Bundesversammlungen als stellvertretender Vorsitzender seine Dienste widmete), gab eine ausführliche Geschichte der nach mehr als einem Menschenalter bis zu diesem Ziele gebrachten Bemühungen um die „Gedächtniskirche." D. Rogge von Potsdam und Stadtpfarrer Traub von Stuttgart grüßten als Vertreter des Nordens und des Südens die große evangelische Festgemeinde, die Vertreterin der deutschen evangelischen Christenheit. Es war ein schöner Zug der Tage in Speier, daß die Volksversammlungen, die an jedem Abend, aber auch am letzten Tage durch die dankenswerten Bemühungen der Speierer und pfälzischen Pfarrer gehalten wurden, so große Teilnahme fanden. Die Zahl der Redner aus allen deutschen Landen, unsern werten Landsmann Fritz Fliedner in Madrid mit eingeschlossen, ist dadurch schier unendlich geworden, aber wenn die lieben Pfälzer auch die Namen nicht alle werden behalten haben, so werden sie die guten Worte an guter Stätte bewahren. Wir wünschen dem Werke des Evangelischen Bundes dieselbe Teilnahme des deutsch-evangelischen Volkes auch an den Tagen geringerer wie an den Tagen größerer Dinge, als die Festtage von Speier sie brachten. W-H

Die neue Agende für die preußische Landeskirche

Uebersicht: 1. Die allgemeinen Grundsätze; 2. Die Gemeindegottesdienste; 3. Die kirchlichen Handlungen

1. Die allgemeinen Grundsätze

Mit der Vorlage eines Entwurfs von seiten des Evangelischen Oberkirchenrats ist die von der ersten Generalsynode seit ihrer ersten Tagung im Jahre 1879 immer neu angeregte, vom Kirchenregiment bisher immer wieder zurückgeschobne Frage nach der künftigen Gestaltung der Agende für die evangelische Landeskirche Preußens auf die Tagesordnung gesetzt. Für die Art, wie diese Frage erledigt wird, sind keineswegs nur die Geistlichen interessirt. Vielmehr wird damit über eine Angelegenheit entschieden, die jedes lebendige Gemeindeglied dieser Kirche unmittelbar berührt, und deren Ordnung von großer Tragweite ist für die innere und äußere Entwicklung unsrer Kirche, wie für deren Beurteilung bei den Fernerstehenden. In der sogenannten Agende setzt eine Kirchengemeinschaft für die ihr zugehörigen Gemeinden fest, was der versammelten Gemeinde in ihren Gottesdiensten zur Erbauung dargeboten werden soll, und in welchem Sinne und in welcher Form durch die Geistlichen die Handlungen zu vollziehen sind, die von den Einzelnen bei der Kirche begehrt oder von dieser ihnen als deren Gliedern angesonnen werden. Ein gut Teil der dabei festzusetzenden Ordnungen hat aber der Natur der Sache nach die Bedeutung eines Bekenntnisses oder eines Gelübdes von seiten der Gemeindeglieder; das übrige soll ihnen als Gebet auf die Lippen gelegt werden oder sonst zur Erbauung gereichen. Da liegt es auf der Hand, in welchem Maße ihr Interesse beteiligt ist. Sie müssen sicher sein, daß sie als Christen in der Lage

sind, jene Bekenntnisse und Gelübde sich anzueignen, ob sie hoffen können, daß, was sonst zum Ausdruck kommt, sie wirklich und kraftvoll erbaue, mindestens ihre Andacht und ihre Erbauung nicht störe oder beeinträchtige. Da aber in nichts deutlicher und offizieller der Geist und der Zweck der Kirchengemeinschaft sich bezeugt als in diesen feststehenden Formen, so wird auch ihre Beurteilung in der Oeffentlichkeit durch nichts sicherer und nachhaltiger bestimmt werden als durch ihre Agende. Darum gilt es für alle, die ihre Kirche lieben und Liebe und Vertrauen bei immer weitern Kreisen für sie erstreben, an ihrem Teil dazu mitzuhelfen und mit strengem Auge darüber zu wachen, daß durch die agendarischen Ordnungen kein Mißverständnis erweckt werde über das, was ihrer Kirche eigenstes Wesen, was das Gut ist, das sie darbietet, und über die Mittel und Wege, die nach ihrer Auffassung zu dessen Erlangung führen. Bei der Stellung der preußischen Landeskirche in der evangelischen, mindestens der deutsch-evangelischen Christenheit aber darf ein für sie so bedeutsames Werk, wie es die Schaffung einer Agende ist, auch außerhalb ihres Bereichs bei evangelischen Christen auf warmes Interesse rechnen.

Ueber die Entstehung des Entwurfs giebt das Vorwort kurz Bericht. Darnach ist er nicht ein Werk aus einer Hand, sondern das Resultat kommissarischer Artbeit. An zwölf Berichterstatter waren die verschiednen Aufgaben, die Begutachtung ihrer Entwürfe an vier Subkommissionen verteilt. Ueber deren Ergebnisse wurde zuletzt in der Hauptkommission endgiltig entschieden. Um die Einheitlichkeit zu sichern, hatte man sich zuvor über die Grundsätze für die Arbeit geeinigt, unter denen die wichtigsten folgende waren: Die bestehende Agende bildet die Grundlage; die Ergänzungen und Aenderungen sollen sich möglichst an ältere Gottesdienstordnungen oder die neuern Agenden deutsch-evangelischer Landeskirchen anschließen; die theologischen und kirchlichen Streitfragen des Tages sollen thunlichst ferngehalten werden ohne Abschwächung des Bekenntnisses. In der Hauptkommission waren durch die aus ihrer Mitte erfolgten Wahlen der Generalsynode die Provinzen mit je einem Mitgliede, durch Zuwahl von seiten des Oberkirchenrats außerdem die verschiednen konfessionellen und kirchlichen Richtungen, endlich der Oberkirchenrat selbst durch seine geistlichen Mitglieder vertreten. Der Vizepräsident des letztern, Oberkonsistorialrat D. Freiherr von der Goltz, leitete das Ganze; Oberkonsistorialrat D. Kleinert als das Gebiet der Liturgik allseitig beherrschender Fachmann wurde zum Generalreferenten bestellt.

Den Maßstab, nach dem der so erwachsene Entwurf zu beurteilen ist, gewinnen wir am sichersten aus Erwägungen allgemeiner Art, die sich dem ganzen Gedanken einer Agende gegenüber aufdrängen. Warum und inwieweit ist denn die Festlegung gewisser Ordnungen und Formeln für die einer Landeskirche in ihren Gottesdiensten und heiligen Handlungen gestellten Aufgaben berechtigt, ersprießlich, notwendig? Daß sie nicht notwendig ist, damit das Evangelium unter den Menschen bleibe und wirksam werde, das ist für uns Evangelische klar. Für das, was dazu notwendig ist, hat Gott gesorgt, der allein dafür sorgen kann, indem er Jesus gesandt hat, der bei den Seinen bleibt alle Tage bis an der Welt Ende als das Eine für der Menschen Heil Notwendige, und der den Glauben in den Menschen wachruft mit der Kraft seines Geistes als das Eine von der Menschen Seite Notwendige. Der Geist aber weht, wo er will; d. h. er ist wohl an göttliche Gesetze, nicht aber an äußere, menschliche Ordnungen und Formen gebunden. Ist er da, so genügt ihm jede zerbrechliche Form; ist er nicht da, so können ihn die besten Formen nicht herbeizaubern. Aber notwendige Wirkung seines Daseins und darum selbst Bedingung seines weitern Wirkens ist allerdings, daß er sich Ausdruck schafft durch die Menschen, und daß er sie verbindet zu einer lebendigen Gemeinschaft, dem Leib Christi, wie Paulus sagt, der Behausung Gottes im Geist, wie die ersten Christen es auch bezeichneten. Hier ist nun der Ort, wo die menschliche Natur feste Formen zwar nicht als unentbehrlich fordert, aber als ersprießlich unwillkürlich schafft und dann bewußt verbessert. Solchen, denen es nicht gegeben ist, die Erlebnisse des Glaubens

in klarem Ausdruck zu bezeugen und den Gesetzen für des Geistes Wirken bei der Arbeit an sich selbst und andern Rechnung zu tragen, zur Handreichung; allen aber zur klareren Darstellung, zur Stärkung und Vertiefung ihrer Gemeinschaft. Bei der starken Bewegung der Bevölkerung aber, die unsre Zeit charakterisirt, ist es noch besonders wertvoll, daß die Zuwandernden in ihrer neuen Gemeinde die „alten, lieben Lieder," die „Muttersprache" aus der Heimat wiederhören, so sich rascher in ihren Gottesdiensten heimisch fühlen und in den gemeinsamen Formen etwas zu spüren bekommen von der Gemeinschaft der Heiligen an allen Orten und zu allen Zeiten.

Zwar drängt sich auf, daß alle festen Formulirungen nicht ohne Bedenken sind. Aber diese erkennen hilft sie überwinden.

Zunächst wird durch festgelegte Formen der freien Bewegung des Einzelnen eine Schranke gesetzt. In der geistigen Welt aber ist die Persönlichkeit Lebenszentrum und Lebensquell. Sie allein vermag persönliches Leben zu wecken. Je ausgeprägter, je mehr aus einem Guß eine Persönlichkeit ist, um so mächtiger ihre Wirkung. Je unmittelbarer sie nur sich selbst giebt, desto sicherer entzündet sich lebendiger Geist an lebendigem Geist. Was aber nur die lebendige Persönlichkeit vermag, das eben ist der Formel versagt. Das Individuelle ist in ihr abgestreift; sie erscheint fast wie versteinertes Leben. Liturgie ist eine griechische Erfindung. Man kann sie mit den einer ausgeprägten Individualität entbehrenden Köpfen der griechischen Marmorstatuen vergleichen. Aber warum behalten diese Statuen der Antike ihre mächtige Anziehungskraft — freilich nur auf solche, deren Verständnis schon entwickelter ist —? Nicht eben darum, weil das Individuelle abgestreift ist? Individualität bedeutet Kraft; aber auch Begrenztheit, ja Einseitigkeit. Eine starke Individualität kann individuelles Leben neben sich ebensogut beunruhigen, verwirren, tyrannisiren, unterdrücken als wecken. Im Grunde sind es an der Individualität doch die in ihr in verhältnismäßiger Reinheit und Kraft hervortretenden, in den ausgeprägten Farben des Individuellen als lebendig und thatkräftig sich bezeugenden gemeinmenschlichen Eigenschaften, die sie so wirksam machen. Hat aber der eigne Geist sich erst durch sie vermöge jener individuellen Ausprägung zum Leben wecken lassen, dann hat er das Bedürfnis, sich von den Schranken der fremden Individualität frei zu machen, die gefangen zu nehmen und die eigne harmonische Entwicklung zu stören bereit sind, in dem Gemeingiltigen, das zu Grunde liegt, sich selbst zu finden und so zum vollen innern Gleichgewicht und zur persönlichen Selbständigkeit zu gelangen. Diesen Dienst sollen bei der Erbauung des Christen die allgemeinen Formen thun, in denen das Gemeingiltige an ihn herantritt und seine Seele hinaushebt in seine stillen, freien Höhen. Aber indem dadurch dem Einzelnen das mit allen Gemeinsame zum Bewußtsein kommt, dient es ihm zugleich zur Stärkung in dem Errungnen und zur Bewahrung davor, sich nun in sich selbst zu verlieren oder selbst einseitig zu werden auf Grund der eignen Individualität. Es ist köstlich, das eigne Schifflein von dem in der Mitte des Bettes mächtig und still, ohne die unruhigen Uferwellen der Individualität, dahinflutenden Strom tragen und die Ruder eine Zeitlang ruhen zu lassen. — Darnach ist Beidem Raum zu geben in einer Agende: dem wohlabgewognen, darum festgelegten Ausdruck des Gemeinsamen, wobei alle Sorgfalt darauf zu verwenden ist, daß alles nur Individuelle in Empfindung und Vorstellung möglichst vermieden, die Fassung so erhaben und abgeklärt als nur irgend möglich sei, — und der freien Entfaltung und Wirkung der durch dieses Gemeinsame bestimmten individuellen Ausprägungen. Ja, da die allgemeinen Formen für sich allein nicht imstande sind lebendige Frömmigkeit zu wecken, vielmehr wirken können wie ein Ruhebett, auf dem, vielleicht eingewiegt durch fromme Stimmungen, zugedeckt durch schöne Worte, die persönliche geistige Arbeit sich einschläfern läßt, so sind sie möglichst zu beschränken, damit dem Individuellen, d. h. dem wirklich Lebendigen, möglichst breiter Raum zur Selbstbezeugung bleibe.

Wie die Individualität eingeschränkt wird durch den formulierten Ausdruck des Gemeinsamen, so wird auch durch solche Festlegung der Gedanken ihre freie Fortentwicklung ausgeschlossen.

Auch dies ist nicht ohne Bedenken. Denn was sich nicht entwickelt, das erstarrt, es stamme denn aus der Ewigkeit. Dem wirklichen Leben, das jedem Bann trotzend und jede Fessel sprengend sich fortentwickelt, geht die Fühlung mit dem Petrefakt der Vergangenheit verloren; es wird ihm unverständlich, ungenießbar; bald gleichgiltig, bald unheimlich, beengend, abstoßend, wenn es noch Ansprüche an das darüber hinausgeschrittene Leben erhebt. Nicht prüfende, nicht innerlich geweckte Menschen aber kann es mit dem Wahn erfüllen, sie umfaßten auch dann Leben, wenn sie Tod umfassen, der ihnen vielleicht ein Scheinleben, in Wahrheit den Tod bringt. Aber dennoch wäre es verfehlt, zu sagen: nur der Lebende hat Recht. In der Vergangenheit sind unsre Wurzeln; auf ihr stehen wir. Und was uns an ihr anzieht, ist das „gestern und heute dasselbe," weil wir daraus folgern: „dasselbe auch in Ewigkeit." Stimmen und Bilder aus der eignen wie aus unsers Geschlechts Vergangenheit, in denen uns entgegentritt, was auch in der Gegenwart noch gilt, auch uns noch bewegt, sie wirken auf uns wie Sterne am Nachthimmel. So ist es auch im Gebiet der Erbauung besonders wirksam, wenn Töne, die schon oft in uns wiedergeklungen, schon oft ihre Wirkung auf uns bewährt haben, immer wieder neu angeschlagen werden; das Altgewohnte, Liebgewordne, in dem ein Stück unsers eignen Lebens uns entgegentritt, in das wir schon so viel hineingelebt haben, es ist uns mehr als alles Neue, das wir erst verarbeiten und uns aneignen müssen. Dieses erfüllt uns mit Unruhe, jenes mit weihevoller Sammlung. Gegenüber solchen Erfahrungen ist die Sorge, daß stete Wiederholung derselben Gedanken in denselben Formen einförmig wirke, unbegründet, vorausgesetzt, daß das stets Wiederholte etwas allezeit für uns Wertvolles enthält. Dasselbe gilt gegenüber den vergangnen Geschlechtern. Uns mit ihnen in irgend etwas, gar in dem, was uns das Höchste und Wichtigste ist, Eins zu wissen, sie dies uns bezeugen zu hören in ihren altheiligen Lauten, das ist für uns Eintagsmenschen dieselbe Stärkung, wie für uns Einzelwesen das Bewußtsein der Gemeinschaft mit Genossen unsrer Tage. Und mögen es altertümliche Formen sein, in denen sie zu uns reden; in demselben Augenblick, in dem uns daraus der Eindruck der Vergänglichkeit wehmütig entgegentritt, erhebt uns das Bewußtsein des Gemeinsamen zur Ahnung der Ewigkeit. Wie in den vielleicht halbzerfallenen, engen, unwohnlichen Gelassen, in denen sie gelebt, wie aus vergilbten Blättern heraus, die sie geschrieben, schweben sie um uns, die Geister der Väter. Wer nicht das Erbe der Väter pflegt, der wird kaum zu eignem Besitz gelangen; wer noch, ehe er ausgewachsen und selbständig geworden ist, das Vaterhaus zu eng findet, des Vaters Erfahrung verschmäht und eigne Wege sucht, mit dem werden bald die Geister der Gasse ihr Spiel treiben, und er wird froh sein, wenn er von der Hand in den Mund zu leben hat und nicht als Vagabund verkommt. In der Liturgie aber zehrt die Gemeinde der Gegenwart mit Bewußtsein und Absicht von dem Erbe ihrer Väter. Wie der Glockenton der versunknen Kirche sollen ihre Sprüche durch das verworrene Rauschen des um neuen geistigen Erwerb ringenden Tages hinklingen. So wird am eindringlichsten das allen Zeiten und Geschlechtern Gemeinsame zum Ausdruck kommen neben dem, was der Augenblick in seinen Kindern Eigentümliches weckt, das morgen vielleicht schon wie ein Hauch verweht. Mit ihren altbekannten, altertümlichen Formen vertreten so die festgelegten Teile des Gottesdienstes gleichsam das konservative Element, das, wo Leben aus Leben sich gestalten soll, allein davor bewahrt, daß alles sich auflöse und im Wirbel durcheinander kreise. Aber daß das in der Agende Dargebotene auch wirklich das allen Zeiten Gemeinsame zum Ausdruck bringe und damit nicht das alten Zeiten Eigentümliche verwechselt werde! Und ob auch in altehrwürdiger Form, so darf es doch nicht in Vorstellungs- und Ausdrucksweisen sich bewegen, die uns Heutigen unverständlich sind, sodaß wir den geistigen Gehalt, mindestens ohne gelehrte Reflexion und künstliches Sichversetzen nicht aufnehmen können, oder gegen unsern Geschmack, unser Sprachgefühl, unsre Anschauungsweise geradezu verstoßen. Das alles sammelt nicht, sondern beunruhigt. Vollends ist künstliche Altertümelei aufs strengste zu

vermeiden. Endlich ist auch hier dafür Sorge zu tragen, daß die Festlegung nur soweit erfolge, als es zu dem Zwecke nötig ist, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen, daß aber daneben Raum bleibe für den in neuen Fassungen sich versuchenden Schaffensdrang, und daß jede Einförmigkeit, die den wechselnden Stimmungen, Zeiten, Gelegenheiten starr sich entgegensetzt, vermieden werde durch die Darbietung einer darauf Rücksicht nehmenden Mannichfaltigkeit der Formen.

Es ist nun selbstverständlich, daß es keiner Agende je gelingen wird, in ihren festgelegten Formen wirklich alles individuell und zeitlich Gefärbte und darum nur in beschränktem Maß allgemein Giltige zu vermeiden. Auch wird das Geschlecht, das sie sich schafft, nie ganz darüber einig sein, was als allgemeingiltig anzuerkennen sei, und was individuell oder zeitlich bestimmte Färbung hat. So wird jede Agende an irgend einem Punkte die Ueberzeugungen Einzelner bedrängen, sei es durch das Zuviel oder Zuwenig, was sie darin finden. Dies aber darf ihr Gewissen nicht beunruhigen. Die Meinung der Agende ist, das Gemeinsame und Allzeitgiltige zum Ausdruck zu bringen. Was das in Wahrheit ist, das wird sich an dem aufrichtigen Andächtigen von selbst wirksam erweisen. Was er als solches nicht zu würdigen vermag, das muß er als das Menschlich-Schwache daran tragen oder einem bessern Verständnis vorbehalten unter dem Gebet, das sich allzeit für uns schickt: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! Um so entschiedner aber ist jeder Anspruch, mit einer Agende ein Glaubensgesetz zu schaffen, abzuweisen. Eine dahingehende Befürchtung oder Absicht verkennt Aufgabe wie Leistungskraft einer Agende. Diese kann und will, wenn sie sich recht versteht, nur, soweit es jeweils gelingen mag, das, was sich dem Durchschnittsbewußtsein der Gegenwart als das Gemeinsame und Bleibende bezeugt, in eine möglichst entsprechende Form bringen und durch deren Festsetzung vor der Vermengung mit Individuellem schützen. Sie ist stets, wie alle Gemeinschaftsordnung, eine Art Kompromiß gegenüber den verschiednen Meinungen. Keine Theologie hat das Recht, ihre eignen Formulirungen der Glaubensthatsachen darin verwertet oder wenigstens an keinem Punkte verletzt zu sehen. Ja es ist sachentsprechend, daß die Theologie der Väter darin reichern Einfluß übt, als eine neue, die ihre Fassungen erst der Gemeinschaft als die zutreffendern darzubieten und nachzuweisen im Begriff steht. Wohl aber haben die berufnen Vertreter der theologischen Arbeit Recht und Pflicht ihre Stimme zu erheben, wenn sie in der Agende Formulirungen finden, die sie als den Kern der betreffenden Wahrheit nicht in sich tragend, vielmehr von ihm ablenkend erkannt haben, zumal wenn in ihren Kreisen darüber eine weitgehende Uebereinstimmung erzielt ist, die im Grunde nur von solchen, die nichts umlernen wollen, durch Ignoriren bekämpft wird. Gelingt es nicht, darin eine Aenderung zu erzielen, so sind nur die Mitglieder der Kirchengemeinschaft zu beklagen, daß ihnen dadurch die Aneignung des von der Kirche dargebotnen Heilsguts erschwert wird; die Verantwortung aber ist denen aufs Gewissen zu legen, die sich nicht eines Bessern belehren ließen, gebe Gott nicht aus Rechthaberei, Eigensinn, Geistesträgheit oder infallibler Selbstgewißheit, sondern aus irrender, aber ihrer Meinung nach von Gewissenswegen nach erneuter, ernster Prüfung festgehaltner Ueberzeugung. Ein Grund zur Lösung der kirchlichen Gemeinschaft für die Dissentirenden würde daraus sich nur ergeben, wenn in der Agende zum Ausdruck gebracht wäre, daß die betreffende Formulirung die Bedeutung eines die Gewissen bindenden Glaubensgesetzes haben solle. Die Wahrheit selbst und ihren Sieg über die Geister, die Fortentwicklung des geistlichen Lebens wird keine falsche Liturgie auf die Dauer aufhalten können. Wer solches hofft oder fürchtet, der kennt die Kraft der Wahrheit und des Lebens nicht. Ein Glaubensgesetz aber wäre nicht nur ein Widerspruch in sich selbst für jede wahrhaft evangelische Auffassung. Wenn eine Generalsynode die Aufstellung eines solchen versuchte, würde sie die Grundlage der Kirche, zu deren Vertretung sie berufen ist, ändern und einen aktiven oder passiven Widerspruch aller bewußten Glieder der Gemeinde, einerlei ob sie sachlich mit dem Aufgestellten einverstanden sind oder nicht, wachrufen, der ihre

mißbrauchte Macht bald lahmlegen würde. Ob irgend welche Stücke in der Agende sich finden, die als Glaubensgesetz aufgefaßt werden könnten, ist ernstlich zu prüfen.

Ueberblicken wir nun von den aufgestellten Gesichtspunkten aus den Entwurf im ganzen, so kann, namentlich im Blick auf den die Gemeindegottesdienste behandelnden Teil, das Urteil nur ein günstiges sein. Bestimmte theologische Formulirungen treten zurück; es ist meist die schlichte Sprache der Frömmigkeit, in der die Agende redet. Der Individualität ist überall Raum gelassen. Nicht nur indem stets dem freien Wort eine Stelle gewahrt bleibt, sondern auch indem bei den festgelegten Teilen mit Rücksicht auf örtliches Herkommen oder konfessionelle Färbungen, da und dort auch ohne weiteres zwischen verschiednen Formen die Wahl freigelassen, auch der Individualität der Provinzen noch das Recht offen gehalten ist, ihre Eigentümlichkeiten in Form von Zusätzen geltend zu machen. Bezeichnend ist hier, daß für das Vaterunser die „drei innerhalb der Landeskirche gebräuchlichen Formen," für die Abendmahlsfeier dreierlei Spendeformeln, für die Beichte zweierlei Absolutionsformeln mit Rücksicht auf die verschiedne kirchliche Uebung nebeneinander gestellt sind, für die Eingangsliturgie im Hauptgottesdienst der nur textlich revidirte in der alten Agende sogenannte „Auszug" für die Gemeinden, die ihn bisher gebrauchten, als „kürzere Liturgie" aufs neue aufgenommen ist. Auch auf den verschiednen Charakter der gottesdienstlichen Versammlungen ist gebührende Rücksicht genommen, sodaß sich die Festtage aus den Sonntagen, die Hauptgottesdienste aus den andern durch ihre Ausstattung herausheben. Ueberall ist den aufgestellten Grundsätzen entsprechend Anschluß an die Vergangenheit gesucht und meistens in glücklicher Weise gefunden. Der Reichtum des aus den liturgischen Sätzen Dargebotnen ist ein Zeichen der Sachkenntnis und der Liebe, womit der Entwurf gearbeitet worden ist. Die Sprache ist meist edel; feierlich, ohne pathetisch; ehrwürdig, ohne altertümelnd zu sein. Kleine Ungleichheiten in Ausdruck und Schreibweise, die sich aus der Entstehung erklären, werden der letzten, zweifellos einer Hand übertragnen Redaktion nicht entgehen und ihre Korrektur finden. So ist in dem Entwurf jedenfalls eine glückliche Grundlage für die weitern Verhandlungen geschaffen, wenn auch vieles besonders im zweiten Teil im einzelnen noch zu ernstesten Erwägungen Anlaß geben wird und manches glücklichere Kompromisse, als sie hier vorgeschlagen sind, fordert, damit die Angelegenheit zu einem nach allen Seiten gesegneten Ausgang führe. D S

Die Seelsorge an Geisteskranken*)

4

Trotz aller Mangelhaftigkeit und Oberflächlichkeit haben die Angriffe Dr. Sommers im Februar- und Aprilheft seines Zentralblattes die Grundlage abgeben dürfen für die Verhandlungen des Vereins der deutschen Irrenärzte am 25. Mai zu Frankfurt a. M. Außer den Sommerschen Leistungen scheint kaum Material vorhanden gewesen zu sein, das gegen die Irrenseelsorgerkonferenz als Anklage hätte gebraucht werden können. Die Berichte der Konferenz sind nicht in weiterm Umfang verwendet worden, als sie von Dr. Sommer bereits verwendet waren. Man hat einfach die Sätze Sommers zu Thesen geformt. Die beiden Referenten für das Thema: „Psychiatrie und Seelsorge" haben weder von Psychiatrie, noch von Seelsorge geredet, noch weniger vom Verhältnis der beiden Dinge, sondern Medizinalrat Dr. Siemens hat (s. den Bericht im Juniheft des Sommerschen Zentralblattes, S. 295) gleich von der Abwehr der Angriffe und Bestrebungen geredet, die „von einer bestimmten kleinen aber einflußreichen Partei in Preußen gegen die wissenschaftliche Psychiatrie gerichtet würden, und von noch dunklern Geistern, die sagen, daß die Psychiatrie als Wissenschaft überhaupt gar nicht notwendig sei, und die die Irrenbehandlung zur Sache der Kirche machen wollen." Der Korreferent, Geheimer Medizinalrat Dr. Zinn, hat sich damit „völlig" einverstanden erklärt (a.a.O. S. 297).

*) Vergl. Nr. 35 d. J. D H

So ist denn aus den Verhandlungen des Vereins der deutschen Irrenärzte in Frankfurt ein ordentliches Ketzergericht geworden.

Die aufgestellten neun Thesen wurden von 80 anwesenden Aerzten und Anstaltsdirektoren einstimmig angenommen. Während von den übrigen acht Gegenständen der Verhandlungen in Frankfurt bisher wenig oder nichts in die Zeitungen gekommen ist, sind die neun Thesen sofort in allen größern Zeitungen veröffentlicht worden und in allen medizinischen Zeitschriften. Auch in der Chronik der christlichen Welt sind sie erschienen. Es ist nicht nötig, sie hier wörtlich anzuführen.

Die erste Gruppe der Thesen (1—3) enthält Theoretisches. Das Irresein sei eine Krankheit des Gehirns und des Nervensystems, der Irre sei ein Kranker, der für sein Thun und Lassen nicht verantwortlich gemacht werden könne. Zurückzuweisen sei die Anschauung der Pastoren v. Bodelschwingh, Hafner und Genossen (das heißt doch: der Irrenseelsorgerkonferenz), die die Geisteskrankheit auf den Begriff der Sünde und der Besessenheit zurückführen, den Irren als dämonisch krank geworden bezeichnen und ihn für sein Thun und Lassen verantwortlich machen wolle. Diese Anschauung sei zurückzuweisen als im Widerspruch stehend mit den durch Wissenschaft und Erfahrung sicher gestellten Thatsachen, als Schädigung der Kranken und ihrer Angehörigen, als die ganze Irrenpflege zur Irrengefangenschaft degradirend, den Exorzismus hervorrufend und die Hexenprozesse erneuernd.

Dazu mag kurz bemerkt werden: daß der Geisteskranke ein Kranker sei, bestreitet wohl kein vernünftiger Mensch. Daß die Geisteskrankheit einfach eine Krankheit des Gehirns und des Nervensystems sei, wird doch auch von Irrenärzten als cum grano salis zu verstehen bezeichnet. (Koch, Kurzgefaßter Leitfaden der Psychiatrie, S. 5.) Die beiden Frankfurter Referenten haben mir das Recht zugestanden (Elberfelder Zeitung Nr. 190, erste Ausgabe), daß bei der Geisteskrankheit nicht einfach eine Störung des Gehirn- und Nervenlebens anzunehmen, sondern, und zwar vorzugsweise, eine Störung innerhalb des mit dem leiblichen Leben eng verbundnen, aber doch auch relativ selbständig zu denkenden Seelenlebens. Kein Mensch denkt daran, den Geisteskranken für sein Thun und Lassen ohne weiteres verantwortlich zu machen wie den Gesunden. Aber man muß sich das Recht wahren, auch im geisteskranken Menschen etwas Ethisches noch anzuerkennen. Thatsachen, durch die der unbedingte Zwang der psychischen Erkrankung zur ethischen Verkehrtheit der Persönlichkeit bewiesen werden könnte, giebt es nicht und kann es nicht geben. Es ist ganz recht, wenn der mittelalterliche Teufels- und Dämonenglaube zurückgewiesen wird aus der Theorie der Geisteskrankheit und aus der psychiatrischen und seelsorgerlichen Praxis. Allein als Theologe wird man sich das Recht wahren, im Hintergrunde der Geisteskrankheit im Zusammenhang mit den im Neuen Testament berichteten Thatsachen, in Uebereinstimmung mit hochangesehenen Theologen und Philosophen — Twesten, Ebrard, Knapp, Kahnis, Hahn, Menken, Krummacher, Beck, Kübel u. a. —, in Gemeinsamkeit mit der Ueberzeugung aller positiv gerichteten Christen eine dämonische Welt zu denken, eine Summe psychischer Potenzen, die in das psychische Leben — Fühlen, Vorstellen, Denken — verderbend einwirken. Ich glaube nicht, daß die Psychiatrie ihrem Begriff nach kompetent ist, über die Frage des Dämonischen eine Entscheidung zu fällen. Diese subtile Sache gehört der historisch-kritischen Forschung an, der Exegese und der Spekulation. Man kann sie nicht in politischen Blättern behandeln. Am allerwenigsten ist die Majorität einer Versammlung kompetent, darüber ein entscheidendes Wort zu sagen. Man kann auf diese Weise sich leicht lächerlich machen. Wahrheiten werden doch nicht durch Majoritäten bestimmt, sondern durch Gründe.

Es ist allgemein theologische Anschauung, auch die „der evangelischen Geistlichen in Preußen," daß bei der einzelnen Krankheit des Leibes oder der Seele nicht schlechthin von spezieller Sünde und Verschuldung geredet werden darf, gerade auch in der Seelsorge nicht geredet werden darf. Dabei bleibt der Satz unangetastet, daß alles Uebel in der Welt seinen Zusammenhang hat mit der Sünde. Die Sünde liefert sozusagen

den Rohstoff zu jeglichem Leiden. Die Geisteskrankheit in besonderm Maße „auf den Begriff der Sünde zurückzuführen," ist noch nie einem Theologen eingefallen, der sich in der Geschichte der Dämonischen etwas umgesehen hat. Gerade bei den Dämonischen des Neuen Testaments fehlt der Hinweis auf persönliche Verschuldung allüberall. Die Frankfurter Thesen haben den Theologen der Konferenz hier eine biblische Ignoranz imputirt, die energisch zurückgewiesen werden muß.

Es ist zuzugeben, daß zwischen den bewußten Vertretern der Thesen und einem Geistlichen, der im Glauben der Schrift und der Kirche steht, in vielen Stücken ein Gegensatz besteht. Aber energisch zu bestreiten ist, daß dieser Gegensatz durch die Konferenz oder durch etliche ihrer Mitglieder geschaffen ist, und ebenso energisch ist zu bestreiten, daß durch diese Anschauung „die unglücklichen Kranken und ihre Angehörigen aufs schwerste geschädigt werden." Und wie soll irgend eine Theorie von Theologen übers Dämonische die Irrenhäuser zu Zuchthäusern machen, Exorzismus hervorrufen und die Hexenprozesse wiederbringen? Hier fallen die Thesen völlig in den Reichstagswahlredenstil. Ich bin mit meinen Anschauungen viele Jahre Anstaltsgeistlicher gewesen und habe nie Exorzismus versucht oder sonst den Kranken ein Leid angethan. Heute noch und fast täglich kann ich gerade mit meinen Anschauungen den Kranken und ihren Angehörigen das Gegenteil von dem verschaffen, was man Schädigung nennt. Wenn da und dort ein evangelischer Pfarrer Ungehöriges versucht, etwas dem Exorzismus Gleiches unternommen hat — ein Fall dieser Art ist in Frankfurt verhandelt worden —, so ist diese Kleinigkeit bei einem jedenfalls nicht als Irrenseelsorger thätigen Pastor ebensowenig der Irrenseelsorgerkonferenz auf Rechnung zu setzen, als die bekannten Mißhandlungen, die in den letzten Jahren in etlichen ärztlich geleiteten Anstalten durch Aerzte und Personal vorgekommen sind, der Psychiatrie des Vereins der deutschen Irrenärzte zur Last zu legen sind. In Bielefeld und in Kaiserswerth, in den einzigen von evangelischen Geistlichen geleiteten Anstalten, ist bisher weder Exorzismus noch Hexenprozeß, weder Peitschenhieb noch Fußtritt angewendet worden.

Mit der zweiten Gruppe der Thesen (3—7) geschieht eine Wendung ins Praktische. Ums Praktische scheint es überhaupt der Frankfurter Versammlung zu thun gewesen zu sein. Es wird die Behauptung aufgestellt, Anstalten, die nicht unter ärztlicher Leitung stehen — Irrenanstalten, Anstalten für Idioten und Epileptische —, entsprächen nicht den Anforderungen der Wissenschaft, Erfahrung, Humanität. Es sei Pflicht des Staates, die Kranken in eignen, unter ärztlicher Leitung und Verantwortung stehenden Anstalten zu versorgen. Alle Anstalten, die religiösen Genossenschaften oder Privaten gehören, seien unter ärztliche Leitung und unter besondre Aufsicht des Staates zu stellen. Die fernere Annahme einer Stelle an einer kirchlich geleiteten Anstalt durch einen Arzt widerstreite dem öffentlichen Interesse und der Würde des ärztlichen Standes.

Es wird also mit dieser Thesengruppe der eingebildete Angriff der Kirche auf die staatlichen unter ärztlicher Leitung stehenden Anstalten erwidert mit einem geharnischten Angriff auf die bestehenden und noch zu errichtenden kirchlich geleiteten Anstalten. Kulturkampf also und Boykott sollen inszenirt werden. Beides wird nicht wohl durchzuführen sein. Die Unternehmungen der freiwilligen Liebesthätigkeit innerhalb der Kirche haben erfahrungsgemäß neben der Hilfe, die sie bringen, eine solche soziale Bedeutung und sind so unbedingt nötig für die Kirche und ihr Bestehen, daß sich jede Staatsbehörde wohl besinnen wird, in dieser Richtung den gewünschten Kulturkampf in unsrer zerrissenen und sozial so kranken Zeit zu beginnen. Warum soll die Kirche, die Spitäler und Diakonissenhäuser gründet, in denen es täglich um Leib und Leben der Kranken geht, nicht auch Irrenhäuser gründen dürfen? Wozu das Verlangen nach ärztlicher Leitung? Ist es nicht genug, wenn der Arzt freie Hand hat in allen Dingen, die sein Wirken angehen? Der empfohlene Boykott wird bei den jüngern Aerzten und den Studenten der Medizin wohl wenig Effekt machen. Eigentümlich ist es doch: Man hat lange Zeit die katholischen Anstalten unangefochten bestehen lassen, die meistens ohne Arzt

ihr Werk trieben. Seitdem es sich nun da und dort regt in evangelischen Kreisen, seitdem auch die evangelischen kirchlichen Kreise Anstalten haben möchten, die ihrer Art entsprechen, in denen ihre Kranken in dem gleichen Geiste gepflegt werden wie zu Hause, und in denen sie unter der gleichen Hausordnung leben können, wie sie es von Jugend an gewohnt waren, beginnt der Ansturm auf der ganzen Linie. Könnten die günstigen Heilerfolge, die der Arzt von Kaiserswerth im letzten Jahresbericht zu verzeichnen hat — 51 Prozent der Entlassenen geheilt —, nicht auch im Zusammenhang stehen mit der christlichen Hausordnung und mit dem christlichen Geiste, der dort alles durchweht? Es ist nicht Zufall und ohne Grund, wenn es sich heute in der evangelischen Kirche zur Arbeit an allem Notleidenden und Kranken regt. Es ist dringende Notwendigkeit. Die Pflege der Idioten und Epileptischen, die bisher doch fast ausschließlich von kirchlichen Kreisen übernommen und durchgeführt worden, beweist zur Genüge, daß die evangelische Kirche auch etwas vermag. Es wäre Thorheit, wenn man sich irgendwo in evangelischen Kreisen durch das Veto der achtzig Aerzte in Frankfurt, unter denen doch auch viele Nichtevangelische sich befanden, oder durch die Aeußerungen der Presse in der letzten Zeit wollte irgendwie bestimmen lassen. Es liegt ein kaum verhaltener Groll gegen alles Kirchliche in dieser Thesengruppe, daraus man trotz der Behauptung der nun folgenden Thesengruppe schon schließen kann auf die Art des kirchlichen und christlichen Geistes, der durch viele der großen staatlichen Irrenanstalten hindurchgeht. Man lasse doch ruhig den Wettbewerb eintreten. Er wird nur schließlich den „unglücklichen Kranken und ihren Familien" zu gute kommen.

Die dritte Gruppe (8) redet vom Verhältnis von Irrenarzt und Irrenseelsorger innerhalb der Anstalt. Es wird behauptet, die an den Irrenanstalten angestellten Geistlichen würden überall in ihrer Thätigkeit von Direktoren und Aerzten gewürdigt und unterstützt, sofern diese „das Maß und die Art pastoraler Einwirkung den ärztlichen Vorschriften unterordneten." Umfang und Art der Seelsorge müsse von der Weisung dse leitenden Arztes abhängen. Die Behauptung der Irrenseelsorgerkonferenz, daß in den Anstalten die Einwirkung der Kirche auf die Kranken wesentlich beeinträchtigt und die Kranken des ihnen so nötigen Trostes oft in unverantwortlicher Weise beraubt seien, sei als Unwahrheit zurückzuweisen.

Es wird immer darauf ankommen, was man unter Seelsorge versteht. Vor mir liegen siebzig Berichte von Anstaltsgeistlichen über Art und Ordnung ihrer Dienstführung. Nach diesen Berichten und nach meiner eignen Erfahrung ist die zurückgewiesene Behauptung der Irrenseelsorgerkonferenz völlige Wahrheit und durchaus berechtigt. Ausnahmen bestehen, wie die Konferenz anerkannt hat. Aber in den meisten Fällen ist die Seelsorge eine ungenügende, und in vielen Fällen ist die Stellung des Seelsorgers eine unwürdige. In wie vielen Anstalten ist der Geistliche als der Ueberrest veralteter Anschauung nur geduldet! Man schätzt seine Mithilfe bei der Unterhaltung der Kranken; aber man hat es, wie die holländische Regierung in Sumatra den Missionaren gegenüber sich äußerte, nicht gern, wenn er „Propaganda macht für seinen Glauben." Auf eigentliche Seelsorge wird zumeist wenig gegeben. Nehmen die evangelischen Irrenärzte an den Gottesdiensten und Bibelstunden der Geistlichen etwa regen Anteil? Es interessirt das ärztliche Kollegium wenig, was dort getrieben wird. Ist auf diese Weise eine christliche Hausordnung möglich, die doch der Boden ist für fruchtbringende Thätigkeit? Es giebt Anstalten, in denen die Einzelseelsorge überhaupt nicht zugelassen wird. Es giebt Privatanstalten, in die seit ihrem Bestehen kein Geistlicher gekommen ist. Etliche Anstalten haben den Gebrauch, daß die Einzelseelsorge nur gestattet ist im Beisein des Arztes, und dies auch bei ältern Geistlichen, die längere Zeit schon in der Uebung sind. Auch diese müssen es sich gefallen lassen, von Aerzten begleitet zu werden, die vielleicht andrer Konfession sind, die unter Umständen viel kürzere Zeit im Irrenwesen thätig sind als der betreffende Geistliche. Ist das auch noch Seelsorge, wenn der Geistliche den Patienten nur zu sehen bekommt bei der Entlassung aus der Anstalt? Es ist ein Grund-

satz, der sehr der Revision bedarf, daß das Maß und die Art der pastoralen Einwirkung den ärztlichen Vorschriften unterzuordnen sei. In Preußen ist dieser Grundsatz vor jetzt neunzig Jahren durch den Minister von Hardenberg im Anschluß an ein ärztliches Gutachten aufgestellt. Wird noch irgendwo sonst in der Psychiatrie auf einen fast hundert Jahre alten Satz zurückgegriffen? Das Ziel muß werden: dem Arzt das Seine und dem Geistlichen das Seine. All die Reibereien und Unzuträglichkeiten, auch die gegenwärtigen Streitigkeiten, die Bewegung für kirchlich geleitete Anstalten überhaupt — das alles wurzelt zum größten Teil in diesem veralteten und verschrobenen Grundsatz, der nicht nur prinzipiell unrichtig, sondern auch für den Geistlichen entwürdigend und praktisch gar nicht durchführbar ist. Oder hat er sich an irgend einer Anstalt praktisch durchführen lassen? Jeder Versuch an einer größeren Anstalt ist nach kurzer Zeit in der Lächerlichkeit stecken geblieben. Man gebe den Geistlichen doch mindestens die Freiheit des geringsten Wärters, der reden darf, mit wem er will.

Die vierte Gruppe endlich (9) spricht sich gegen die Konfessionalität der Anstalten aus und gegen Pflegepersonal aus religiösen Genossenschaften.

Der Ausspruch v. Bodelschwinghs, daß die Anstaltsdirektoren etwas von ihrer Macht aus der Hand geben müßten bei Anstellung des kirchlichen Personals und so von den Direktoren eine Entsagung gefordert würde, die ihnen nicht ganz leicht sei — soll eine Verdächtigung der Anstaltsdirektoren enthalten. Das kann nur der herausfinden, der es herausfinden will. Herr v. Bodelschwingh hat mit seinen Worten nur eine Thatsache notirt, die vorliegt. Es fällt thatsächlich einem Anstaltsdirektor schwer, ein Personal in sein Haus aufzunehmen, das anderwärts geschult worden ist, anderwärts sein Mutterhaus und seinen eigentlichen Seelsorger hat. Aber wenn die Erziehung eines geeigneten Personals nicht Sache des vielbelasteten Direktors sein kann? Treibt nicht die vielfach vorhandne und allgemein eingestandne Schwierigkeit mit dem Personal darauf hin, kirchlich geleitete Anstalten zu errichten, die als Diakonen- und Diakonissenmutterhäuser eignes Pflegepersonal für den psychiatrischen Dienst ausbilden und von ihrem Pflegepersonal in Privatpflege der Gemeinden und in andre Anstalten hinausgeben? Man wird schließlich trotz den ungünstigen Bemerkungen, die von Direktor Scholz aus Bremen gegen die Bielefelder Schwestern zur Frankfurter Versammlung eingesandt worden sind, zu dem Geständnis gezwungen sein, daß nur die Krankenpflege, die aus religiösem Antrieb geschieht, etwas Ordentliches leistet. Wer aber solch innern Antrieb hat, sucht die Gemeinschaft der Gleichgesinnten, gliedert sich einer kirchlichen Genossenschaft ein. Vorerst braucht übrigens die Frankfurter Versammlung noch nicht zu warnen vor dem kirchlichen Personal. Es hat noch keine Irrenanstalt über dessen Andrängen zu klagen gehabt. Die Diakonissenhäuser können lange nicht den Anforderungen genügen, die an sie herankommen.

„Konfessionelle Anstalten sind nicht zu empfehlen!“ Es wäre doch gut gewesen, wenn die Thesen, die doch sonst ziemlich redselig sind, diese Behauptung etwas begründet hätten. In Westfalen wird soeben wieder eine konfessionelle Anstalt gebaut, die paritätische in Münster wird nach der Eröffnung der neuen Anstalt auch konfessionell werden. Man scheint also in Westfalen die konfessionelle Anstalt für empfehlenswert zu halten, nachdem man längere Zeit beide Systeme neben einander versucht hat. Wer Religion hat, hat sie in Form der Konfession, anders nicht. Wer die Religion schützen und pflegen will, muß die Konfession schützen und pflegen. Hätten die Herren, die in Frankfurt zusammengekommen, mehr Fühlung mit dem, was heut in unserm Volke vor sich geht, so hätten sie für die Parität sich nicht so sehr angestrengt. Mehr noch als die katholische Bevölkerung muß die evangelische gegen die Parität der großen Anstalten sein. Parität in den Irrenanstalten hat bisher fast ausnahmslos zur Uebermacht der katholischen Kirche geführt. Ist es auch noch Parität, wenn in paritätischer Bevölkerung jahrelang das gesamte ärztliche Personal katholisch ist? Wer bestimmt in einem solchen Fall ärztlicherseits dem evangelischen

Pfarrer „das Maß und die Art der pastoralen Einwirkung“? Ich für meine Person sehe in der Parität eines der Hauptübel, daran die staatlichen Anstalten kranken. Man träumt so gern von gegenseitigem Wetteifer des katholischen und evangelischen Personals. Unter einem Dach wird dieser Wetteifer bei jedem Anlaß umschlagen zur gegenseitigen Anfeindung und Herabsetzung. Man bedenke doch die Litteratur, die vom Personal gelesen wird, die religiösen Blätter und die Tagesblätter! Ueberall Stoff zur gegenseitigen Verhetzung. Es ist die Erfahrung aller Geistlichen der Konferenz: Paritätische Anstalten sind nicht zu empfehlen.

Dies die Frankfurter Thesen und meine Bemerkungen dazu.

Die Konferenz der deutschen evangelischen Irrenseelsorger wird in der diesjährigen Jahresversammlung Stellung zu den Frankfurter Thesen zu nehmen haben.

Eingeladen zu den Frankfurter Verhandlungen war kein Geistlicher der Konferenz. Um der Sache willen wäre es vielleicht gut gewesen, wenn eine Einladung an die Konferenz ergangen wäre. Ein der Konferenz nicht angehörender Geistlicher, der oben öfters genannte Pfarrer Teichmann aus Frankfurt, hat den Verhandlungen, die ja sonst für geschlossen gelten, beiwohnen und schließlich auch noch das Wort ergreifen dürfen. Er hat denn auch seine „volle Zustimmung“ zu den Thesen ausgesprochen. (Protestantische Kirchenzeitung, a. a. O. S. 568.)

An seine Seite hat sich dann sofort die sozialdemokratische Presse gestellt, der die Thesen zur Reichstagswahlagitation nicht übel zu passen schienen. Die „Freie Presse“ in Elberfeld hat schon drei Tage nach der Frankfurter Versammlung — am 29. Mai — ihren Lesern verkündet:

> Was man nicht alles von einer orthodox-reaktionären Reichstagsmajorität erhofft, geht aus dem Bestreben einer Gruppe protestantischer Geistlichen hervor, die eine Reform der Irrengesetzgebung bezweckt, wonach Geistesstörung nicht als Krankheit, sondern als Besessenheit von einem Dämon betrachtet werden soll. Diese Versuche sind nun von der soeben in Frankfurt stattgefundenen Versammlung deutscher Irrenärzte entschieden zurückgewiesen worden, was allerdings die Herren Bodelschwingh und verwandte evangelische Vereinshausfanatiker nicht hindern wird, nach wie vor für ihre verrückten Ideen einzutreten. Es ist erfreulich, daß die Vertreter der deutschen Psychiatrie sich mit Einstimmigkeit gegen diese Bestrebungen ausgesprochen haben. Die Herren, die auf dem Boden der Dämonenlehre stehen, würden gut daran thun, mit bayrischen Kapuzinern zusammen eine Anstalt zu errichten.

Ob angesichts dieser Worte den Frankfurter Aerzten und dem Pfarrer Teichmann in ihrem Gefolge nicht das Gefühl kommt, sie seien am Ende doch auf falschen Weg geraten?

5

Schließlich mag es nicht ganz überflüssig sein, zu den beiden eingangs genannten Artikeln des Pfarrers Achtnich an der Anstalt Illenau ein Wort zu sagen. (Christliche Welt Nr. 19 u. 20: Ueber das Zusammenwirken von Irrenseelsorger und Irrenarzt.) Pfarrer Achtnich hat seine Artikel geschrieben, nachdem die ersten Angriffe Dr. Sommers auf die Seelsorgerkonferenz geschehen, und nachdem bekannt geworden war, daß in Frankfurt über Psychiatrie und Seelsorge verhandelt werden sollte. Die Absicht der Achtnichschen Artikel war ausgesprochnermaßen, den drohenden Zwiespalt zwischen Irrenseelsorger und Irrenarzt zu verhüten oder zu heilen. Dazu waren freilich die Artikel wenig geeignet. Durch Zurückgehen auf den hundertjährigen Standpunkt, daß der Geistliche jederzeit im Einvernehmen mit dem Arzte zu handeln habe (a. a. O. S. 470), ist die prinzipiell falsche und praktisch undurchführbare Ordnung — beziehungsweise Unordnung — nicht kurirt, durch die die Seelsorge jeden Augenblick unmöglich gemacht werden kann. Was heißt Einvernehmen? v. Hardenberg — s. oben — hat das seinerzeit so definirt:

> Der Arzt wird jedesmal angeben können, wo religiöse Unterhaltung und Ermunterung zweckmäßig ist.

Hier ist zu viel in das Belieben des Arztes gestellt. Jederzeit ist der Zwiespalt möglich, dadurch die Stellung des Seelsorgers unwürdig und seine Seelsorge gehemmt wird. Es handelt sich gegenwärtig darum, daß dem Geistlichen für selbständige Seelsorge Recht und Raum theoretisch und praktisch

zuerkannt werde. Wenn, was Thatsache ist, in der einen Anstalt 50 Prozent und in der andern 3 Prozent zum Gottesdienst gehen dürfen, beim Abendmahl in der einen Anstalt 35 Prozent und in der andern 6 Prozent teilnehmen dürfen, so ists doch offenbar, daß die ärztlichen Bestimmungen bezüglich des Seelsorgerlichen, als auf sehr verschiednen Grundsätzen beruhend, wenig Vertrauen verdienen. Was ist das ferner für eine Zumutung von Pfarrer Achtnich (a. a. O. S. 470), daß der Seelsorger seinerseits von der „ärztlichen Auffassung" der Geisteskrankheit auszugehen habe? Dabei läßt sich schwer etwas Rechtes denken. Was heißt denn ärztliche Auffassung? Was kann sie für die Arbeit des Seelsorgers bedeuten? Professor Mendel sagt in Eulenburgs Vierteljahrsschrift, Neue Folge, Band 49, Heft 2:

Der Psychiatrie ist es noch nicht gelungen, eine Definition zu finden für den Begriff der Geisteskrankheit, den sie fortgesetzt anwendet.

Was geht den Pfarrer die „ärztliche Auffassung" an, die erst im Werden ist? Er hat arme Seelen, d. h. Persönlichkeiten vor sich, denen er mit Wort und Sakrament aufzuhelfen hat, mit Gebet und mit seelsorgerlicher Liebe, ohne daß eine fremde Instanz hindern darf. Die Unklarheit der Achtnichschen Anschauung offenbart sich schon in dem einen Satz (a. a. O. S. 471):

Das Gebiet der ärztlichen und der seelsorgerlichen Wirksamkeit ist nicht völlig (!) das gleiche.

Aber nicht nur das. Die Achtnichschen Artikel mußten geradezu das Gegenteil hervorrufen von dem, was ihre Absicht war. Pfarrer Achtnich hat mit etlichen seiner Aufstellungen bei den Aerzten den Schein erweckt — vielen sind sie zugesandt worden vor der Frankfurter Versammlung —, als ob die Irrenseelsorgerkonferenz in ganz selbstverständlichen Dingen: daß Psychosen wirkliche Krankheiten seien (a. a. O. S. 448), daß man sich den Arbeiten und Leistungen der Psychiatrie gegenüber nicht ablehnend verhalten dürfe (S. 449), daß man den Aerzten die Kranken zur Heilung anvertrauen sollte (ebenda), besondre Belehrung und Bekehrung nötig habe. Pfarrer Achtnich hat ferner durch seine Polemik gegen meine prinzipiell ethische Auffassung des Menschen und seines Thuns, indem er Sätze von mir über die Einschränkung der Verantwortlichkeit bei Geisteskranken, die ich in einem Referat über Lombroso vorgebracht, die auch im dritten Jahresbericht der Irrenseelsorgerkonferenz stehen, gleich Dr. Sommer verschwiegen hat, mich selbst und damit auch die Konferenz in den Augen der Frankfurter Versammlung in ein ganz falsches Licht gestellt. Er hat mich erscheinen lassen als einen, der an die That des Geisteskranken den gleichen Maßstab ethischer Beurteilung anlegt wie an die That des Gesunden, oder als einen, der von dem Thun des Geisteskranken in gleicher Weise Schlüsse ziehe auf die ethische Qualität der Persönlichkeit wie beim gesunden Menschen. In demselben Jahresbericht der Seelsorgerkonferenz steht aus meinem Referat über Lombroso doch folgender Satz:

Gewiß wirkt der psychopathische Zustand des Menschen schuldmildernd beim Verbrechen; aber nie völlig entschuldigend. Der Geisteskranke ist nicht absolut gezwungen, Verbrecher zu sein, wenn auch die Justiz nicht anders kann, als sich aus diesen Fällen zurückzuziehen und den Geisteskranken straflos zu lassen. Vor dem ethischen Forum giebt es keinen Geistesgesunden, der völlig schuldig wäre, und keinen Geisteskranken, der völlig unschuldig wäre.

Meine Anschauung habe ich in jenem Referat über Lombroso in der Weise verständlich zu machen gesucht: Dem Geisteskranken ist eine andre Welt gegeben, der entsprechend er handelt, andre Vorstellungen von Menschen und Verhältnissen, ein andres Material, mit dem er arbeitet. Das Seelenleben, das Psychische, ist alterirt, das Denken, Vorstellen, Fühlen. Daß auch die Persönlichkeit selbst alterirt wäre, der Wille in seiner Freiheit, läßt sich nicht darthun. In der Persönlichkeit bleiben die ethischen Kategorien gut und böse. Auch in der verkehrten Welt handelt das Subjekt nach dem Maße seiner ethischen Beschaffenheit. So kann es kommen, daß die That infolge der Verkehrtheit der Vorstellungen wie ein Verbrechen aussieht; aber von der Umgebung durchaus nicht so beurteilt werden darf, vielleicht sogar einer Gutthat gleichzusetzen wäre, wenn wir in den Hergang hineinsehen könnten.

Diese Art der Betrachtung ist doch nicht so schrecklich, daß man darüber im Interesse der Humanität Lärm schlagen müßte. Offenbar hat Pfarrer Achtnich meine Darlegungen nicht recht verstanden, sonst hätte er in seinem Artikel nicht die „Verschwendung" des Paralytikers gegen mich angeführt, der eben in der Vorstellung über unbegrenzten Reichtum verfügt, noch die Thatenlosigkeit des Melancholikers. Thätigkeit ist immer davon abhängig, wie die Außenwelt sich in mich hineinreflektirt. Reizt diese infolge der Krankheit nicht zur That, so geschieht auch nichts. Aber auch in der naturgemäßen Thatenlosigkeit ist ein ethisches Etwas herauszufühlen. Vollends hätte Pfarrer Achtnich bei einigem Verständnis meines Referats nicht den Satz schreiben können:

Dann — wenn ich Recht hätte — müßte auch das Gegenteil wahr sein, daß eine ethisch gefestigte und geförderte Persönlichkeit einen Freibrief gegen derartige krankhafte Zustände bildete(!).

Schüles Begriff „sittliche Farbenblindheit" ist mir nicht so viel wert wie dem Pfarrer Achtnich. In seinem eben erschienenen großen Werke: „Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung" hat der Geheime Sanitätsrat Baer diesen Schüleschen Begriff für in Wirklichkeit der Wahrheit wenig entsprechend erklärt (S. 287). Mit dem bequemen Wort „sittliche Farbenblindheit" ist einfach das vorausgesetzt, was erst bewiesen werden muß. Wenn übrigens Pfarrer Achtnich, wie er sagt, den „Mut" nicht hat, das Ethische im Menschen auch in die Krankheit hinein fortgeltend zu denken, so kann das für mich keine Instanz sein. Ich habe den Mut. Vielleicht bedenkt aber Pfarrer Achtnich einmal, ob er mit seiner Anschauung vom somatischen Zwang, der auch die „ethische Qualität" verändert, nicht mitten im Materialismus steht, den er (a. a. O. S. 449) mit Emphase von sich gewiesen hat; ob dann nicht die Wirksamkeit des Seelsorgers bei dem Geisteskranken allen Boden verloren hat und, wie die konsequent materialistischen Aerzte denken, einfach zum Unsinn geworden ist, und ob schließlich nicht grade seine Theorie die Annahme jener Besessenheit notwendig macht, die der Frankfurter Versammlung bei ihren Angriffen vorgeschwebt hat.

Aeußerungen wie die von Pfarrer Achtnich können trotz allem guten Willen für den Ausbau einer Theorie der Seelsorge an Geisteskranken wenig beitragen und ebenso wenig für deren Praxis. Man wird andre Wege gehen müssen, andre Grundsätze und andre Ziele haben müssen, um Resultate zu bekommen.

5

Die Thesen des Vereins der deutschen Irrenärzte schließen mit den Worten:

Die deutschen Irrenärzte thun, was ihre Pflicht ihnen vorschreibt. Nur die Rücksicht auf das Wohl der Kranken ist ihnen maßgebend.

Wir Seelsorger möchten auch kein andres Motiv haben als das Wohl der Kranken und unser Pflichtgefühl. Wir haben dafür zu sorgen, daß den Kranken das werde, was zur Förderung ihres geistlichen Lebens und zu ihrer Seligkeit uns notwendig erscheint. Dafür sind wir verantwortlich. Es handelt sich uns um mehr denn Heilung für dieses Leben. Es handelt sich um den höchsten Dienst, den ein Mensch dem andern leisten kann. Es handelt sich um Versäumnisse, die nie wieder gut gemacht werden können. Wenn einem Seelsorge überhaupt etwas ist, so muß sie einem gleich alles sein. Die Irrenseelsorgerkonferenz muß das Recht für sich in Anspruch nehmen, für den theoretischen Ausbau und für die praktische Ausübung der Seelsorge an Geisteskranken beraten und arbeiten zu dürfen, ohne von ärztlichen Instanzen darin gehemmt und vergewaltigt zu werden. Man hat uns gegen unsern Willen in die Oeffentlichkeit gezerrt. Man hat uns den Streit aufgezwungen. Er macht uns keine Freude. Aber wir werden ihn aufnehmen um der Sache willen, um des Friedens willen. Zuletzt darfs doch nur dazu sein, damit den Kranken und ihren Angehörigen ein Dienst geschehe, damit den Seelen geholfen werde.

Elberfeld Hafner

* * *

Erwiderung

Der Herausgeber der Christlichen Welt hat mir gütigst gestattet, an die Einwendungen und Angriffe Pfarrer Hafners gegenüber meinen oben genannten Artikeln in Nr. 19 und 20

dieses Blattes eine Erwiderung anzuschließen. Ich habe darauf Folgendes zu antworten:

1. P. Hafner wendet sich gegen die von mir aufgestellte Forderung, daß „der Irrenseelsorger jederzeit im Einvernehmen mit dem Arzte zu handeln habe," und nennt das ein Zurückgehen auf einen hundertjährigen Standpunkt, nämlich auf den Standpunkt des von Hardenbergschen Reskripts aus dem Jahre 1805, in dem es am Schluß heißt:

Denjenigen, bei welchen es der Seelenzustand zuläßt, muß die Wohlthat religiöser Unterhaltung und Ermunterung zweckmäßig zu teil werden. Der Arzt wird jedesmal angeben können, wo dieses zulässig ist.

Wenn mit diesen Sätzen gemeint ist, daß dem Seelsorger der Zutritt nur zu solchen Kranken verstattet sein solle, die ihm besonders namhaft gemacht werden, zu denen er ausdrücklich gerufen wird, dann begreife ich nicht, wie P. Hafner meinen Standpunkt einen hundertjährigen nennen kann. Es kann ihm doch nicht entgangen sein, daß meine auf den Illenauer Traditionen aufgebauten Darlegungen auf einer andern Voraussetzung ruhen. Sie ruhen auf der Voraussetzung, daß dem Seelsorger grundsätzlich das Recht freier Bewegung unter den Kranken zuerkannt ist. Zugleich aber ist mirs allerdings eine selbstverständliche Forderung, daß der Seelsorger in allen den Fällen, wo es ihm ärztlicherseits nahe gelegt wird, Zurückhaltung übe, daß er dem ärztlichen Verfahren Rechnung trage, daß er den ärztlichen Vorschriften für die Behandlung des Einzelnen sich unterordne, mit einem Wort, daß er in beständigem „Einvernehmen" mit dem Arzte bleibe.

Aber auch das wird P. Hafner, soweit ich ihn verstehe, schon anfechten, daß dem ärztlichen Anstaltsleiter die Befugnis eingeräumt wird, in einzelnen Fällen dem seelsorgerlichen Verkehr eine Beschränkung aufzuerlegen. Daß es Fälle geben kann, in denen es richtiger ist, wenn der seelsorgerliche Verkehr zeitweise aussetzt, steht mir fest. Sie mögen verhältnismäßig selten sein, aber sie sind vorhanden. Inwiefern aber darin eine Entwürdigung liegen soll, wenn etwa der Seelsorger vom Arzt ersucht wird, eine erotisch erregte Kranke nicht zu besuchen, vermag ich nicht einzusehen. Ferner muß ich sagen: je mehr Takt und Erfahrung der Geistliche besitzt, um so seltner wird es vorkommen, daß ihm irgendwelche Beschränkung auferlegt wird. Er wird sich solche Beschränkung von selbst auferlegen.

P. Hafner fragt: „Was heißt Einvernehmen?" Nach meinem Dafürhalten beantwortet sich für jeden, der in der Sache steht, diese Frage von selbst. Das auf der ersten Irrenseelsorgerkonferenz als mustergiltig bezeichnete „Regulativ über die kirchlichen Verhältnisse der evangelisch-lutherischen Anstaltsgemeinde zu Hildesheim" bedient sich überall des gleichen Ausdrucks, scheint ihn also nicht mißverständlich zu finden. Es seien aus diesem Regulativ nur folgende Sätze aufgeführt:

§ 6. Wie der Geistliche in allen Fällen sich dessen bewußt bleiben muß, daß er das physische Heilverfahren nicht zu stören, sondern zu unterstützen hat, so wird er seine Behandlung der Kranken im Einvernehmen mit dem dirigirenden Arzt zu halten, die ihm regelmäßig anzumeldenden neu eingetretenen Kranken erst nach vorgängiger Rücksprache mit dem dirigirenden Arzt zu besuchen und in allen den Fällen und Zeiten, wo es nach ärztlichem Urteil erforderlich ist, sich mehr beobachtend als wirkend zu verhalten haben.

§ 10. Der Geistliche wird es selbst in seiner Stellung begründet und durch seine eigentümliche Berufsthätigkeit geboten erkennen, daß er sich, so viel an ihm ist, in persönlichem Einvernehmen und in einträchtigem Zusammenwirken mit dem Arzt zu halten habe.

§ 4. Vierteljährlich wird in den Gottesdiensten der Anstaltskirche eine gemeinsame Feier des heiligen Abendmahls begangen für diejenigen Offizianten und Dienstleute, welche daran teilzunehmen begehren, wie auch für diejenigen nach dem Genuß des heiligen Abendmahls verlangenden Kranken, welche vom Geistlichen im Einvernehmen mit dem dirigenden Arzt für der Teilnahme fähig und würdig erachtet werden.

Auf ganz denselben Grundgedanken sind meine Darlegungen in Nr. 19 und 20 der Christlichen Welt aufgebaut. Das ist aber P. Hafner nicht genug. Er will, daß dem Geistlichen für „selbständige Seelsorge" Recht und Raum theoretisch und praktisch zuerkannt werde. Unter „selbständiger Seelsorge" versteht er offenbar etwas von meinen Darlegungen wesentlich Verschiedenes, wie aus seiner Bemerkung hervorgeht, daß meine Aeußerungen trotz allen guten Willens für den Ausbau einer Theorie der Seelsorge an Geisteskranken wenig beitragen und ebensowenig für deren Praxis. Man werde andre Wege gehen müssen, um Resultate zu bekommen. Wenn ich in Nr. 20 (Sp. 471) gesagt habe:

Für das Zusammenwirken von Seelsorger und Arzt gilt bis zu einem gewissen Grade die Losung: schiedlich — friedlich, ebenso aber die andre: viribus unitis —

so kennt P. Hafner nur die eine Losung: „schiedlich." Er sagt: „Das Ziel muß werden: dem Arzt das Seine und dem Geistlichen das Seine." Ganz abgesehen davon, daß ich mir eine über meine Darlegungen noch hinausgehende „Selbständigkeit der Seelsorge" in praxi nicht vorstellen kann, verstehe ich nicht, worin der Wert dieser von P. Hafner geforderten völligen und ausschließlichen Scheidung des ärztlichen und seelsorgerlichen Wirkens bestehen soll. Mir ist im Gegenteil gerade ein Zusammenwirken von Arzt und Seelsorger das Ideal, nach dem Vorbild des ersten evangelischen Hausgeistlichen in Illenau, des Pfarrers D. Ernst Fink, eines der hervorragendsten Männer auf dem Gebiete der Irrenseelsorge, dem mit Recht nachgerühmt worden ist, daß er „durch seine Arbeit einen eigentümlichen Typus geistlichen Wirkens in einer Anstalt für Geisteskranke geschaffen habe."*)

Es ist ja ganz gewiß ein vom seelsorgerlichen Standpunkt aus zu beklagender Mißstand, wenn da und dort (namentlich in kleinern Anstalten) die Praxis besteht, daß der Seelsorger nur zu vereinzelten Kranken Zutritt hat, und auch zu diesen nur in beschränktem Maß und unter erschwerenden Umständen. Aber wir Irrenseelsorger werden nur dann uns das Recht erwerben, gehört zu werden, wenn wir unsre Wünsche in besonnener Weise geltend machen. Uebrigens scheint mir das doch eine beachtenswerte Thatsache, daß auf der Frankfurter Versammlung kein einziges Wort gefallen ist, das gegen die Seelsorge als solche gerichtet gewesen wäre. Vielmehr ist die Bedeutung der Seelsorge in Irrenanstalten durchaus anerkannt worden. Dann aber ists unsre, der Irrenseelsorger Aufgabe, entgegenzukommen statt abzustoßen.

Wenn übrigens P. Hafner auf die große Verschiedenheit hinweist, die in den einzelnen Anstalten bezüglich des Gottesdienstbesuchs und der Teilnahme am heiligen Abendmahl bestehe, und dies durch Zahlen belegt, so lege ich auf diese Zahlen nicht soviel Gewicht, wie er. Es ist eine bekannte Thatsache, daß in Anstalten mit chronisch Kranken der Prozentsatz der Kranken, die am Gottesdienste teilnehmen, größer ist, als in Heilanstalten, wo vorwiegend frische Fälle behandelt werden. Möglicherweise gleichen sich bei Beachtung dieses Umstandes die von P. Hafner aufgeführten Zahlen doch bedeutend aus.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß der nächste Eisenacher Kirchentag sich mit der Frage der Irrenseelsorge und der bestehenden kirchlichen Einrichtungen auf diesem Gebiete beschäftigen wird. (Referent Prälat D. Doll in Karlsruhe.) Es steht zu erwarten, daß die mit Bezug darauf im Gange befindlichen Erhebungen der deutschen evangelischen Kirchenregierungen zum erstenmal in vollständiger und erschöpfender Weise das einschlägige Material liefern werden.

2. P. Hafner wendet gegen mich ein: „Was ist das für eine Zumutung, daß der Seelsorger seinerseits von der ärztlichen Auffassung auszugehen habe? Dabei läßt sich schwer etwas Rechtes denken." Daß ich nicht, wie P. Hafner wunderlicherweise anzunehmen scheint, bei dem Ausdruck „ärztliche Auffassung" an irgend eine Definition für den Begriff Geisteskrankheit gedacht habe, ist doch selbstverständlich. Ich habe dabei einfach die Auffassung gemeint, die die seelischen Störungen aus körperlichen Bedingungen erklärt, mit einem Wort die Auffassung, die in den Geisteskranken in erster Linie „gehirn- und nerven-

*) Es sei hier nur angedeutet, daß die Geringschätzung des Zusammenwirkens von Arzt und Seelsorger bei P. Hafner offenbar darauf beruht, daß er die Bedeutung des seelsorgerlichen Wirkens einseitig transcendent faßt. „Der Seelsorger hat es seinerseits nicht mit dem psychischen Kranksein des Menschen zu thun, mit seinem geistigen Zustande, sondern mit seinem geistlichen, für die Ewigkeit veranlagten und für die Ewigkeit zu pflegenden Wesen" (Christliche Welt Sp. 835). Soll demnach die Heilung des Kranken dem Pfarrer etwas ganz Gleichgiltiges sein?

kranke Individuen" sieht. P. Hafner giebt mir bei diesem Anlaß schuld:

Die Unklarheit der Achtnichschen Anschauungen offenbart sich in dem einen Satz: Das Gebiet der ärztlichen und seelsorgerlichen Wirksamkeit ist nicht völlig [!] das gleiche.

In dem Referat P. Hafners auf der zweiten Konferenz finde ich nun aber den Satz:

Das Objekt der geistlichen Pflege ist nicht ganz das gleiche, wie das der ärztlichen Pflege. (S. 10.)

Ich kann beim besten Willen keinen Unterschied zwischen seinem Satz und dem meinigen erkennen, begreife dann aber nicht, wie er mir vorwerfen kann, daß die Unklarheit meiner Anschauungen in obigem Satz gipfele.

3. P. Hafner klagt mich an, ich hätte durch eine Reihe meiner Aufstellungen, daß Psychosen wirkliche Krankheiten seien u. s. w., den Schein erweckt, als ob die Irrenseelsorgerkonferenz in ganz selbstverständlichen Dingen der Belehrung bedürfe. Ich kann darauf nur erwidern: gegenüber den Darlegungen P. Hafners auf der zweiten und dritten Konferenz,*) für die mir der Ausdruck Dr. Sommers: „ontologische Spielereien" (Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie, Aprilheft, S. 207) doch recht zutreffend erscheint, war mirs Bedürfnis, einmal diese „selbstverständlichen Dinge" in kurzen thetischen Sätzen auszusprechen. Auch Aeußerungen v. Bodelschwinghs, die zwischen der Behandlung der „kranken Seele" und der „leiblichen Behandlung" trennen, und erstere dem Geistlichen, letztere dem Arzt zuweisen möchten, gaben mir den Anlaß dazu. (Erster Bericht, Satz 13; 15; 24. S. 9 ff.) Wäre P. Hafner auf dem Boden der „selbstverständlichen Dinge" geblieben, dann wäre der ganze Streit nicht entstanden.

4. Ferner giebt P. Hafner mir Schuld, ich hätte seine prinzipiell ethische Auffassung des Menschen und seines Thuns mißverstanden und ihn durch meine Polemik in ein völlig falsches Licht gestellt. Es mag zugegeben werden, daß meine Unterstellung: „demnach müßte der Paralytiker, der vielleicht heillos verschwendet (Christliche Welt, Sp. 450), sittlich dafür verantwortlich gemacht werden können," die Hafnerschen Darlegungen nicht trifft, sofern der Paralytiker „in der Vorstellung über ungemessene Reichtümer verfügt" und seine Verschwendung vom Boden dieser Vorstellung aus gewissermaßen gerechtfertigt, darum überhaupt nicht mit sittlichem Maßstab zu messen ist. Im übrigen aber sind P. Hafners Anschauungen durch seine neuesten Darlegungen für mich nicht annehmbarer geworden, als vorher. Er sagt:

In der Sphäre des Ethischen verbleibt freie Disposition. Dort ist freie Entscheidung zwischen den Kategorien Gut und Böse.

Wir müssen die Freiheit des Willens im geisteskranken Verbrecher festhalten; wenn wir auch die Faktoren nicht alle wissen, die ihn zur That treiben, so bleibt doch im Augenblick der That die Freiheit der Entscheidung für und wider das Gute übrig. (Dritter Bericht, S. 12 und 13.)

P. Hafner mildert wohl die letztere Aufstellung dadurch, daß er sagt: „Gewiß wirkt der psychopathische Zustand schuldmildernd beim Verbrechen." (Dritter Bericht, S. 13.) Aber die Thatsache einer wenn auch geminderten sittlichen Verantwortlichkeit hält er für alle Fälle aufrecht. Der Fehler der Hafnerschen Darlegungen scheint mir nach wie vor darin zu bestehen, daß er, was für manche Fälle und Zustände gilt, als etwas schlechthin und für alle Fälle Geltendes hinstellt. Derartige subtile und komplizirte Fragen, wie die nach dem Maß der sittlichen Verantwortlichkeit beim Geisteskranken, speziell beim geisteskranken Verbrecher, lassen sich nicht durch Schlagworte abthun. P. Hafners Theorie, die er im Gegensatz zum Lombrososchen Dogma aufgestellt hat, ist ebenfalls ein Dogma, das er im Interesse seiner Ethik formulirt hat. Es handelt sich dabei um eine vorgefaßte Meinung, wie er das selber in dem Satz verrät, daß „er sich einen unbedingten Zwang vom Somatischen und Psychischen ins Ethische hinein nicht denken könne" (Christliche Welt, Sp. 840). P. Hafner möge doch ferner sich fragen, ob es nicht milder und humaner gedacht ist, wenn man Möglichkeit wie Thatsächlichkeit eines krankhaften Zwangs, der jede Verantwortlichkeit ausschließt, anerkennt, als wenn man für alle Fälle irgend ein Maß an sittlicher Verantwortlichkeit festhält.

Daß ich nicht den Mut habe, das Ethische auch in die Krankheit hinein fortgeltend zu denken, ist nicht richtig. Davon habe ich nichts gesagt, sondern nur, daß die Krankheit unter Umständen auch das ethische Gebiet alterirt. Durch dies Zugeständnis wird die Seelsorge an Geisteskranken nicht zu etwas rein Illusorischem, sie wird meines Erachtens dadurch erst recht erfordert.

Ich muß am Schluß noch auf eine persönliche Bemerkung P. Hafners zurückkommen. Wenn derselbe beim Rückblick auf seine Thätigkeit als Anstaltsseelsorger sagt: „ich habe vom ersten Tage an bemerkt, daß ich zum Ganzen eigentlich nicht hinzugezählt werde," so mag er dafür seine persönlichen Gründe haben. Thatsache ist, daß er in der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger im Amt mit dieser Empfindung allein steht.

Illenau (Baden) Theodor Achtnich

*) „Die letzte Ursache aller Anomalie ist eben die dämonische Welt im weitesten Umfang, die ähnlich gebaut wie die empirische Welt, ähnlich gebaut wie der Mikrokosmus mit somatisch und psychisch und pneumatisch Negativem sämtliche positive Funktionen zu stören und zu verderben trachtet." (Zweiter Bericht, S. 11.) — „Das Psychische ist das Dämonische; das Pneumatische ist das Satanische. Der Verbrecher ist satanisch krank geworden. Der Geisteskranke ist dämonisch krank geworden," u. s. w. (Dritter Bericht, S. 12.)

Verschiedenes

(Freiland wird Wahrheit!) Die Leser haben sich vor kurzem über Freiland einen Artikel in diesem Blatte gefallen lassen. Wer ihn beachtet hat, dem wird auch folgende Mitteilung interessant sein, die „das Volk" in seiner Nummer vom 30. August dieses Jahres gebracht hat. Darnach steht eine große Vorexpedition der Freilandvereine nach dem Keniagebiet eben bevor. Diese Expedition, zu der sich bereits über siebzig Genossen gemeldet haben, die aber nur aus vierzig bis fünfzig Mitgliedern bestehen soll, wird unter die Führung des Engländers Eduard Goode Hore gestellt werden, der von 1877—1888 im Tanganyikaseegebiet gelebt hat. Die Vorbereitungen zur Expedition treffen die Gebrüder Thänhardt in Witu, die auch mit der Anwerbung der Träger betraut sind; die erforderlichen Kähne erhofft man pachtweise zu beschaffen. Der Expedition sollen möglichst zwei Aerzte, zwei bis drei Techniker und Ingenieure, einige gelernte Landwirte und Gärtner, sowie Schmiede, Maschinenschlosser, Zimmerleute und Müller beigegeben werden. In Lamu gedenkt die Expedition zu landen und sich sodann ohne jeden Verzug tana-aufwärts bis zu den Tanafällen zu begeben. Hier soll dann eine größere Station errichtet werden, die als Stützpunkt für die weitern Vorstöße in das eigentliche Keniagebiet dienen soll. Man will hier eine Bodenfläche von mindestens fünfzig Hektaren bestellen, um Vorräte für größere Mengen neuer Ankömmlinge zu erhalten. Die Ausrüstung, deren Kosten auf etwa 1000 Mk. berechnet sind, sollen sich die einzelnen Teilnehmer der Expedition möglichst selbst beschaffen, besonders geeignete Kräfte sollen aber im Bedürfnisfalle auch von der Gesamtheit ausgerüstet werden. Hauptbedingung für die Teilnehmer ist, daß sie streng freiländischen Ideen huldigen. Als außerordentliche Teilnehmer sollen Jagdliebhaber mitgenommen werden, die für Hin- und Rückbeförderung, sowie für halbjährige Unterkunft und Verpflegung 5000 Mk. zu zahlen haben. Auch aus Berlin haben sich einige Teilnehmer gemeldet. P G

(Extra ecclesiam salus non est) (Außerhalb der Kirche giebt es kein Heil) von D. Julius Thikötter, Pastor prim. zu Unsrer Lieben Frauen in Bremen. Nach römisch-katholischer und nach evangelischer Lehre. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1893. 1 Mk.

„Es handelt sich in unsern Tagen um eine Umbildung und Neubildung auf evangelisch-kirchlichem Gebiet, um eine konsequentere Durchbildung und Anwendung der reformatorischen Grundsätze, um ein Aufgeben und Fallenlassen vieler Bestandteile und Auffassungen, die sich im Lauf der Entwicklung als Reste katholischer Anschauungen erwiesen haben. Ein solcher Umbildungsprozeß kann nicht ohne Kampf und innere Erschütterungen vor sich gehen. Wenn Rom die gegenwärtige Lage des Protestantismus unter Anwendung katholischer Maßstäbe als Zeichen des Todes beurteilt, wenn es überall Zersetzung und Auflösung sieht, so kann uns das nicht befremden." (S. 6)

Diese verschiedne Beurteilungsweise sucht der Herr Verfasser in einer allgemein verständlichen dogmengeschichtlichen Erörterung des Satzes: Extra ecclesiam salus non est, d. h. außerhalb der Kirche giebt es kein Heil, aus der Verschiedenheit des Kirchenbegriffs und eben damit auch des Glaubensbegriffs auf römischer und evangelischer Seite klar zu stellen. Ein glücklicher Gedanke! Damit helle Augen in dem Wirrnis unsrer Tage gewonnen und bewahrt werden, muß stets wieder und mit aller Deutlichkeit es gesagt werden, daß der Widerstreit zwischen Rom und der evangelischen Kirche sich schließlich um die eine Doppelfrage dreht: Was ist die Kirche? und: Was ist Glaube? daß aber auch der Kampf in der evangelischen Kirche heutzutage schließlich die evangelische, von Christus und den Aposteln, insonderheit dem Apostel

Paulus gegebne Antwort sucht auf die Frage, was wahrer Glaube sei. Jenes Wort stammt von Cyprian (Ep. 73) aus der Mitte des dritten Jahrhunderts. Cyprian selbst schloß mit dem Worte alle Häretiker, die nicht zur katholischen „Kirche“ gehörten, von der Seligkeit aus, verlangte daher für alle sich bekehrenden Ketzer eine Wiederholung der Taufe, da die empfangne Ketzertaufe ungiltig sei. Die römische Kirche hat die Ketzertaufe anerkannt, wenn sie richtig vollzogen ist, beansprucht aber das Eigentumsrecht auf alle wo immer Getauften; diese alle haben eben deshalb die Möglichkeit selig zu werden, falls sie nicht wissentlich und absichtlich wider die römische Kirche sich auflehnen. Der Herr Verfasser weiß in fesselnder Darlegung uns in die Irrgänge Roms einzuführen; der Anspruch wird erhoben, die Schlüssel des Himmelreiches in der Hand zu haben und jedem das Heil zu garantiren, der den Satzungen Roms sich unterwirft, und doch bleibt das Heil ungewiß auch für den Besten, das extra ecclesiam salus non est wird nicht ergänzt durch das intra ecclesiam salus est, nur die Möglichkeit des Heils bietet Rom seinen Gläubigen.

Wie anders die Kirche des Evangeliums! Der Glaube ist es, das herzliche Vertrauen und die feste Zuversicht auf die in Christo uns erschienene Gnade Gottes ist es, was uns das Heil verbürgt. Die Bürgschaft des Heils liegt nicht in uns und unserm Thun, sie liegt in der Gnade Gottes, die der Glaube ergreift, nachdem wir von Christo ergriffen sind. Da nun die „Kirche“ — nicht die Landeskirche, nicht die Konfessionskirche und dergleichen, sondern die „Kirche“ im Sinne des Apostels Paulus und der evangelischen Bekenntnisse — die Gemeinde der wahrhaft gläubigen Christen ist, so bedeutet jenes Wort Cyprians extra ecclesiam salus non est nach evangelischem Begriff: außer der Gemeinschaft der Gläubigen, noch konkreter: ohne Glauben giebt es kein Heil. Aber eben deshalb tritt die positive Ergänzung jenes Wortes auf evangelischem Boden in volle Kraft: intra ecclesiam salus est, mit andern Worten: wer an Jesus Christus glaubt, ist selig. Zwar die „Gemeinschaft“ der Gläubigen ist eine rein ideelle Größe, da wohl ein jeder seines Glaubens, aber nicht des Glaubens eines andern mit völliger Sicherheit gewiß sein kann. Aber es ist dennoch eine sehr reale Größe, die ihre Einigungsmacht in Christo hat, an den sie alle glauben. Es würde uns zu weit führen, die Gedanken des Verfassers über das Verhältnis dieser „Kirche“ (ecclesia proprie dicta) zu den Kirchen bezw. Gemeinden (ecclesia large dicta), über das von diesem Begriff der Kirche und des Glaubens aus richtig gestellte Verhältnis der gläubigen Christen zu den überlieferten Bekenntnissen und Lehrsätzen u. s. w. näher zu erörtern. Die Leser mögen selbst nach der anregenden Schrift des Bremer Pastors greifen, und sie werden ihm für seine treffliche Gabe danken, die sie über die brennenden Fragen unsrer Zeit auf kirchlichem Gebiet in so entschiedner und so weitherziger und versöhnlicher Weise orientirt. A—s

(Land oder Stadt) und **Wie die Saat, so die Ernte** (Basel, Jäger und Kober, 60 u. 50 Pfg), zwei Bändchen mit kurzen Erzählungen für das Volk von Fr. Andreae, können für Volksbibliotheken auf das wärmste empfohlen werden. Sie sind schlicht, zugleich sehr gewandt und fesselnd geschrieben, eindringlich ohne Aufdringlichkeit, christlich ohne Phrasen, mit einem gesunden Blicke für die Hauptpflichten des innern und des praktischen Lebens.

„Land oder Stadt“ wendet sich ausdrücklich an das Landvolk und hält in zwei Erzählungen eine überzeugende und jetzt sehr zeitgemäße Predigt über die so oft vergessenen Vorzüge des Landlebens und über die Gefahren, die der studierenden Jugend vom Lande wie auch der dienenden und arbeitenden Klasse in der Stadt drohen. Die zweite der Erzählungen erteilt zudem wertvolle Winke für rationelle Bewirtschaftung eines kleinen Gutes.

Im zweiten Bändchen „Wie die Saat, so die Ernte“ findet sich in vier Bildern aus dem Leben praktisches Christentum dargestellt nach dem Grundsatze: Zeigt dem Gesunknen Vertrauen und Liebe, so bessert ihr ihn und gebt ihm wieder Lust und Mut zum Guten. — „Nützlich zur Besserung,“ gilt von diesem Schriftchen: die rechte Empfehlung für Volksschriften. F Dr

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 37 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Althaus, P. Die hist. und dogm. Grundlagen der luth. Taufliturgie. Erweiterter Vortrag. Mk. 1,50.

Freybe, O. S. Unsere Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche. Vortrag 1893. 60 Pfg.

Gelpke, Th. P. Predigt über 1. Tim. 6. 12 zur Eröffnung d. Hannov. Pfingstkonferenz. 25 Pfg.

Heinr. Feesche,
Hannover.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Zu verkaufen:

Augustinus, Op. omnia. Bassani 1807. 11 schöne Lederbände in 4° für . . . . **M. 90.—**

Dächsel, Bibelwerk. 7 Bde. 1866/81. Geb. (Ldprs. 79.25) f. **M. 45.—**

Herzog, Realencyklopädie. 22 Bde. 1854/70. Geb. (Ldprs. 204.40) für . . . . . **M. 40.—**

Augustinus, Opera omnia. 11 tomi fol. Paris 1637. Hlbldr. **M. 65.—**

Lange, Bibelwerk. Altes u. Neues Test. Neueste Aufl. (Petribrief vorl. Aufl.) Hlbfrzbde. (177.40) für . . . . . **M. 130.—**

Hagenbach, Kirchengeschichte. 7 Bde. (2.-4. Aufl.) 1869/72. Pp. (41.—) für . . . . . **M. 25.—**

Erasmus, Opera. 9 voll. folio Basil. 1540. Altfranzös. Prachtband in Leder . . **M. 65.—**

Helyot, Alte geistl. u. weltl. Kloster- u. Ritterorden. 8 Bde. 4°. Leipzig, 1753. Pgtbde. Mit zahlreichen Kostümbildern! . . **M. 30.—**

Zöcklers Handb. d. theol. Wissenschaften. 3. Aufl. 4 Bde. u. Reg. 1889/90. Originalbde. (58.50) für . . . . . **M. 30.—**

Kliefoth, Liturg. Abhandlgn. 8 Bde. (soweit ersch.) 1854/61. Selten. Geb. . . . . **M. 40.—**

Kurfürstenbibel, 2 Bde. Nürnberg, 1720. Schönes Exemplar. Ldr. **M. 35.—**

Luthers Werke, v. Walch. 24 Bde. Halle 1740/50. Pgt. **M. 120.—**

— Hrsg. v. Börner. 23 Bde. fol. Lzp. 1729/40. Pgt. **M. 60.—**

— Alle deutsch. Bücher u. Schriften. 8 Tle. fol. Jena 1561/64. Verschied. geb. . . . **M. 25.—**

Monatshefte, philosoph. Hrsgb. v. Aschersonu. s. w. Bd. 1—25. 1868/89. Lwd. u. Hlwd. (In dieser Vollständigkeit selten.) (319.—) . . . **M. 100.—**

Pestalozzi, Sämtliche Schriften. 3. Aufl. 15 Bde. 1819/26. Hfz. **M. 16.—**

Schröckh, Kirchengeschichte. 45 Bde. 1772/1803. Hfz. . **M. 35.—**

Starke, Synopsis des Alten und Neuen Test. 9 Bde. 4°. Lpzg., 1745. Pgt. . . . **M. 60.—**

Alles garantirt komplet und gut erhalten!

Großes theolog. Lager. — Kataloge gratis.

Ankauf, Tausch und Lieferung theologischer Bücher
zu den vorteilhaftesten Bedingungen

Alfred Lorentz,
Antiquariat und Sortiment in **Leipzig, Kurprinzstr. 10.**

In unserm Verlage erschien soeben:

Zu Freiheit und Frieden
Religiöse Reden
von
Professor Lic. theol. **W. Bornemann**
Preis: geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 4,60.
Creutz'sche Verlagsbuchhandlung in Magdeburg

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:
In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	36
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picafior** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.
Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 38 Leipzig, den 14. September **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe: 1. Apostolische Pädagogik (1. Kor. 1, 4—9) — Die neue Agende für die preußische Landeskirche: 2. Die Gemeindegottesdienste — Unsre Stellung zur Sozialdemokratie. Im Anschluß an „Die Sozialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrtümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur sozialen Frage“ von Eduard Schall: 1. Allgemeine Charakterisirung des Buches von Pastor Schall; 2. Die Ursachen der Not; 3. Malthus und seine Nachfolger; 4. Die bürgerlichen Parteien — Die kirchliche Lage in Livland: 2 (Erste Hälfte) — Zwei Stimmen zu unsern Diakonissenartikeln: 2. Diakonissentum und Berufsgedanke — Zur Abwehr — Verschiedenes: Die Schloßkirche zu Königsberg und die Jubelfeier ihres dreihundertjährigen Bestehens; Hefte zur Christlichen Welt; Unwissenheit ist nicht Unschuld; Der Schutz der landschaftlichen Natur und die geschichtlichen Denkmäler Deutschlands — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe

1. Apostolische Pädagogik

Ich danke meinem Gott allezeit eurethalben für die Gnade Gottes, die euch gegeben ist in Christo Jesu, daß ihr seid durch ihn an allen Stücken reich gemacht, an aller Lehre und in aller Erkenntnis; wie denn die Predigt von Christo in euch kräftig geworden ist, also, daß ihr keinen Mangel habt an irgend einer Gabe, und wartet nur auf die Offenbarung unsers Herrn Jesu Christi, der euch wird fest behalten bis ans Ende, daß ihr unsträflich seid auf den Tag unsers Herrn Jesu Christi. Denn Gott ist treu, durch welchen ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unsers Herrn (1. Kor. 1, 4—9).

Man könnte sich wundern, daß Paulus den Korintherbrief, aus dem wir nach einander einige Stellen genauer betrachten wollen, mit einem solchen Lobe der Gemeinde beginnt, obwohl er doch dann so mancherlei an ihr scharf zu tadeln hat. Wollte er sie etwa für diesen Tadel zugänglicher machen, indem er sie zunächst lobte — selbst wenn es nicht ganz der Wahrheit entsprach? Das wäre ein sehr anfechtbares Verfahren gewesen, das dazu wohl auch vielmehr den umgekehrten Erfolg gehabt hätte. Gewiß würden sich die Korinther dann auch aus jenen Vorwürfen nicht viel gemacht haben, wenn sie sich sagen mußten, Paulus könne es mit seinem Lobe nicht ernst gemeint haben. Und das mußte der Apostel voraus sehen und auf alle Weise zu verhüten suchen: wollte er mit seinem Tadel Eindruck machen, so mußte er auch hier sein Lob aufs gewissenhafteste abwägen. Aber das thut er ja auch: er rühmt nicht etwa die Sittlichkeit oder Verträglichkeit oder Bescheidenheit der Korinther — denn davon war allerdings nicht viel zu spüren; er gedenkt auch nicht, wie im ersten Brief an die Thessalonicher, an ihr Werk im Glauben und an ihre Arbeit in der Liebe und an ihre Geduld in der Hoffnung — denn in all diesen Beziehungen waren die Korinther eben noch weit zurück; sondern er erkennt nur an, daß sie keinen Mangel haben an irgend einer der besondern Geistesgaben, wie sie in den ältesten christlichen Gemeinden vorkamen und dann im zwölften und vierzehnten Kapitel unsers Briefes genauer beschrieben werden. Hier aber hebt Paulus noch besonders hervor, daß die Korinther reich gemacht worden seien an aller Lehre und in aller Erkenntnis — obwohl gerade diese geistigen Fähigkeiten zugleich die schwersten Verwirrungen mit sich brachten. Wie viele andre hätten deshalb damals und heute solche gefährliche Neigungen lieber ganz unterdrückt; wie viele möchten nicht auch jetzt wieder Wissenschaft und Philosophie, obwohl sie ihre Verdienste anerkennen müssen, doch wegen ihres schädlichen Einflusses auf den Glauben am liebsten überhaupt mundtot machen: aber auf Paulus dürfen sie sich dabei nicht berufen. Der war weitsichtiger und größer: er vergaß nich daß der Verstand von Gott den Menschen und von Gott den Korinthern in besondrem Maße gegeben war; er wußte, es ist ein Segen darin, auch wenn der Schein zuweilen dagegen spricht; und so bekämpfte er wohl alle Auswüchse, ließ aber doch die spekulative Neigung selbst gewähren. Ja, nicht bloß dies, er freut sich darüber und dankt Gott dafür. Er weiß eben sehr wohl, daß allerdings zur rechten Zeit eine freundliche Ermunterung ebenso, ja noch viel mehr erzieherisch wirkt, als Tadel und Strafe.

> Die gute That, die ungepriesen stirbt,
> Würgt tausend andre, die sie zeugen könnte —

das gilt nicht nur für Eltern, Lehrer und Vorgesetzte, das gilt für uns alle. Denn ich deutete ja schon an: Paulus erkennt mit dem Reichtum der Korinthischen Gemeinde an aller Lehre und Erkenntnis auch zugleich die geistigen Fähigkeiten der heidnischen Korinther an, aus denen die Christen hervorgegangen waren. Andre haben nach ihm oft genug alles, auch das Schönste und Edelste, wenn es nicht gerade ausdrücklich als christlich auftrat, als glänzende Laster hingestellt — gewiß in der Absicht, das Christentum zu ehren, aber in Wahrheit mit dem Erfolg, es Tausenden zu verleiden. Paulus hat zwar Römer am ersten die Sünden der Heiden so scharf gegeißelt und so schonungslos gebrandmarkt, als nur irgend einer; aber ebenso doch auch im Philipperbriefe (Kap. 4) ihre Tugenden anerkannt und den Seinen zum Vorbilde hingestellt: was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob: dem denket nach. — Wie er das aber konnte, das zeigt uns wiederum jener Abschnitt aus dem ersten Korintherbriefe.

Paulus rühmt eigentlich nicht die Korinther selbst, sondern er dankt seinem Gott allezeit ihrethalben für die Gnade Gottes, die ihnen gegeben ist in Christo Jesu, wie er auch von ihm hofft, daß er sie festbehalten werde bis ans Ende. Ja es ist, als ob er seinen Lesern immer wieder vorhalten wollte: Jesus Christus gestern und heute, und derselbige auch in Ewigkeit, wenn er in den zehn ersten Versen unsers Briefs ebenso oft den Namen des Heilands gebraucht. Gott ist es, der in uns wirket, beides, das Wollen und das Vollbringen. Er hatte auch die Entwicklung der Hellenen von Anfang an so geleitet, daß sie dereinst mit ihren Geisteskräften dem Evangelium dienstbar würden. Denn wenn er auch in vergangnen Zeiten alle Heiden ihre eignen Wege wandeln hieß, hat er sich ihnen nicht unbezeugt gelassen, wie Paulus (Apostelgeschichte 14) sagt. Was wäre das auch für ein Gott, der nur um ein einziges Volk sich kümmerte, und auch um dieses nur ab und zu einmal, während es sonst sich selbst überlassen bliebe? Was wäre das für ein Gott? Nicht besser, als der Baal, über den Elias spottet: er dichtet oder er hat zu schaffen oder ist über Feld oder schläft

vielleicht; sicher nicht der Gott, von dem der Prophet sagt: er sitzt über dem Kreis der Erde, und die darauf wohnen, sind wie Heuschrecken. Sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an einem fehlen kann. Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unausforschlich. Er weiß selbst widerstrebende Kräfte in seinen Dienst zu nehmen, sodaß sie, ohne es zu wissen oder zu wollen, am Reiche Gottes mitarbeiten müssen; er verliert aber darüber auch den Einzelnen nicht aus dem Auge, sondern giebt ihm, was er braucht und wann er es braucht. Das haben gerade die größten Geister immer anerkannt und auf eignen Ruhm verzichtet, und wir sollten uns vor andern der besondern Fähigkeiten rühmen, die wir etwa besitzen? Was hast du, das du nicht empfangen hast? schreibt Paulus im vierten Kapitel und schließt auch dieses schon mit den Worten aus Jeremia: Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn! Daran wollen wir also denken, wenn uns andre loben; daran wollen wir selbst auch die, die wir loben, zugleich erinnern, damit sie nicht stolz werden. Eben darum müssen wir uns und andern endlich immer das vor Augen halten, woran der Apostel zum Schluß noch mahnt.

Beruhigt euch nicht bei dem, was ihr durch Gottes Gnade erreicht habt, möchte er den Korinthern sagen, sondern wartet noch auf die Offenbarung unsers Herrn Jesu Christi, welcher auch wird euch festbehalten bis ans Ende, daß ihr unsträflich seid auf den Tag unsers Herrn Jesu Christi. Paulus redet hier nicht von angerechneter, fremder, sondern von erworbner, eigner Gerechtigkeit, wie ja auch das Wort des Herrn: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist, so gemeint war, wie es lautet, nicht etwa als ein unerreichbares Ideal, wie man es gleichwohl jetzt gewöhnlich versteht. Man sagt: wir sind nun einmal schwache Menschen und können nie der Sünde Herr werden; ja auch in der Predigt wird oft zu einseitig von uns nur als von armen, elenden, sündhaften Menschen geredet, als hätten wir gar keine Tugend, könnten gar keine haben; und so geben es denn auch viele Christen überhaupt auf, ernstlich gegen ihre Sünden anzukämpfen. Wir merkens zwar jedesmal, sobald wir irgend einer Versuchung Herr geworden sind, daß wir nun viel glücklicher sind; aber trotzdem ermüden wir bald, meinen, nun hätten wir genug gethan, weiter könnten wir ja doch nicht kommen, und bleiben so nicht nur stehen, sondern gehen auch zurück. Anders Paulus. Er hat noch im Philipperbrief von sich bekannt: Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte. So sollten auch die Korinther, so sollen auch wir nie stille stehen, sondern immer vorwärts streben, von Stufe zu Stufe, allezeit des Trostes gewiß, mit dem der Apostel schließt: Gott ist treu, durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unsers Herrn — hier zeitlich und dort ewiglich. Und dann werden wir erst völlig unsträflich sein und noch in ganz andrer Art, als jetzt, mit Paulus loben und preisen: Ich danke meinem Gott allezeit für die Gnade Gottes, die uns gegeben ist in Christo Jesu. C C

Die neue Agende für die preußische Landeskirche

2. Die Gemeindegottesdienste

In engem Anschluß an die bisherige Agende sind die Ordnungen für die Gottesdienste entworfen. Mit Recht konnte das Vorwort sagen, daß die von dem Könige Friedrich Wilhelm III. eingeführte Agende sich als ein für die normale Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes grundlegendes Werk bewährt und in dem Leben der meisten Gemeinden fest eingebürgert hat, sodaß in ihr ein in der Hauptsache als gut anerkanntes Fundament gegeben war. Während aber die bisherige Agende nur für den Hauptgottesdienst an Sonn- und Festtagen feste agendarische Formen vorgeschrieben hatte, glaubte die Kommission solche auch für die sogenannten Nebengottesdienste an den Nachmittagen, Abenden, Vorabenden der Sonn- und Festtage und an Wochentagen, namentlich der Advents- und Passionszeit, aufstellen zu sollen. Sofort erhebt sich hier die Frage: Ist dies nötig? War es nicht ein richtiger Instinkt, der die alte Agende geleitet hat? Der feierliche Gemeinde-Hauptgottesdienst ist doch die gebotene Gelegenheit, das der evangelischen Christenheit Gemeinsame zu solennem Ausdruck kommen zu lassen. Für den mehr seelsorgerlichen Charakter der Nebengottesdienste aber scheint möglichste Freiheit in ihrer Gestaltung das Angemessene. In ihnen mögen auch schöpferische Kräfte in neuen Formen sich versuchen, sobald der Verfassung entsprechend der Gemeindekirchenrat seine Zustimmung gegeben hat. Bei der dargebotenen Reihe von Schemata für diese Gottesdienste, von dem allereinfachsten bis zu so reich gegliederten, daß sie zu sogenannten liturgischen Gottesdiensten werden, ist jedenfalls die ausdrückliche Bemerkung zu vermissen, daß es sich dabei nur um Beispiele, nicht um festgelegte Ordnungen handle. Es scheint zu genügen, wenn die Agende hier das Minimum von festen Bestandteilen aufstellt, sollen die Versammlungen Gottesdienste im Sinne der Landeskirche sein. Etwa: Gemeindelied; Kanzelgruß, Textverlesung, Predigt; Gebet mit Vater Unser, Segen; Schlußvers. Insbesondre ist es zweifelhaft, ob die eingefügten detaillirten Ausführungen von ganzen liturgischen Andachten in eine Agende gehören, da hier doch der subjektive Geschmack des Liturgen und der augenblickliche Stand der liturgischen Bewegung von bestimmendem Einfluß ist. Dieser gegenüber in ihrer Agende Stellung zu nehmen hat die Kirche keinen Anlaß, zumal da alles noch im Stadium unerprobter Experimente sich befindet. So ist auch fraglich, ob die Darbietung von Schemata für gottesdienstliche Feiern christlicher Liebeswerke wie Bibelfest, Heiden- und Judenmission, Innere Mission, Gustav-Adolf-Verein (Kaisers Geburtstag und Kirchweih, die auch unter die „besondern kirchlichen Feiern" gerechnet sind, können so gut wie Reformations- und Erntefest auch den „Festtagen" eingereiht werden), die sich durchweg an die Ordnung des Hauptgottesdienstes anlehnen, eine Bereicherung oder eine entbehrliche Belastung der Agende sei. Die Fußnote, daß damit andre Anordnungen dieser Feiern, die sich in der Praxis bewährt haben, nicht für ausgeschlossen gelten sollen, kann sogar den gewiß nicht beabsichtigten Schein erwecken, als ob noch nicht bewährte, neue Versuche, solche Feiern zu gestalten, für die Zukunft ausgeschlossen sein sollten. Würde die Agende sich begnügen, für die verschiednen Nebengottesdienste (ebenso wie für die Katechismusunterredungen, Bibelstunden, Betstunden u. s. w.), vielleicht auch für besondre kirchliche Feiern je das Minimum der gottesdienstlichen Form zu bestimmen (etwa unter Beifügung von unmaßgeblichen Beispielen, in welcher Weise sie weiter ausgestaltet werden können), so ergäbe sich noch eine weitere wertvolle Vereinfachung der Agende. Die Verteilung der Arbeit für den Entwurf hat dahin geführt, daß die Agende zwei Sammlungen von Sprüchen und Gebeten enthält, eine für den Hauptgottesdienst und eine zweite für die Nebengottesdienste. Vergleicht man beide, so findet man, abgesehen von den Schlußgebeten und etwa den für liturgische Nebengottesdienste dargebotenen „Wechselsprüchen," keinen Grund, warum die einen Sprüche und Kollekten dem Haupt-, die andern dem Nebengottesdienst zugedacht sind. Wohl aber vermißt man in der Sammlung für den Hauptgottesdienst verschiedne köstliche Schriftworte als Festsprüche, die ohne Zweifel nur fehlen, weil sie der Sammlung für Nebengottesdienste vorbehalten werden sollten. Diese werden unwillkürlich dadurch im Hauptgottesdienst nie gebraucht werden. Da die für den Hauptgottesdienst angelegte Sammlung, wie wir sehen werden, auch an andern Punkten eine Bereicherung erwünscht erscheinen läßt, so dürfte es zu empfehlen sein, beide Sammlungen zusammenzuarbeiten und solche, die Nebengottesdienste liturgisch ausgestalten wollen, zur Ausfüllung ihrer Schemata an diese eine Sammlung zu verweisen. Dabei würde sich von selbst Anlaß und Gelegenheit bieten, die zweite Sammlung, in der unter den Sprüchen alttestamentliche Worte, die dem Verständnis der Gemeinde völlig fern liegen, in den Kollekten und Gebeten gesucht Altertümelndes, phrasenhaft Pathetisches und gegen den guten Geschmack Verstoßendes der Gemeinde zugemutet wird, einer gründlichen Sichtung zu unterziehen, deren sie dringend bedarf. Dankenswert dagegen ist es, daß auch für den Kinder-

gottesdienst ein Schema mit verschiednem geeigneten Material, übrigens offenbar nur als Beispiel, der Agende eingefügt ist.

Doch nun zum Hauptgottesdienst, dem gebotenen Ort für feste agendarische Formen. Zunächst ist dem freien Wort, umkränzt von Kanzelgruß und Kanzelsegen, vor dem die Abkündigungen einzuschalten sind, die Kanzel frei gehalten. Dort findet auch das freie Gebet seine Stätte. Um diesen der individualisirenden evangelischen Verkündigung und Andacht bestimmten Teil, der durch Gemeindegesang eingeleitet und geschlossen wird, schließt sich wie bisher der liturgisch festgelegte Altardienst. Sein abschließender Teil hat keine Aenderungen erfahren. Er besteht aus dem allgemeinen Kirchengebet, dem Vater Unser, bei dem die ursprüngliche, da und dort noch übliche, sehr eindrucksvolle Uebernahme der Schlußdoxologie durch die singende Gemeinde anheimgegeben ist, und dem Segen mit dreimaligem „Amen" der Gemeinde. Dem Kirchengebet geht das sogenannte große Dankgebet, eingeleitet von den altehrwürdigen Wechselsprüchen: „Erhebet eure Herzen u. s. w.," „Lasset uns danken u. s. w." und aufgenommen von der Gemeinde durch das „Heilig, heilig, heilig" voran, wenn es nicht bei der folgenden Abendmahlsfeier Verwendung findet. Ueber die Schönheit und Sachgemäßheit dieses Schlußteils bedarf es keines Wortes. Viel reicher ist naturgemäß die Eingangsliturgie ausgestattet, reicher auch, als sie es in der alten Agende war. Nach dem Eingangslied der versammelten Gemeinde, dem ein Gesang des Kirchenchors vorangehen kann, kommt wie bisher zunächst der Geist der Versammlung zum Ausdruck in dem doppelten vom Geistlichen gesprochenen Worte: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" und: „Unsre Hilfe sei im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Daran schließt der neue Entwurf, altem bewährtem liturgischem Brauche folgend, noch eine Tageslosung aus der Schrift, worin der Grundton des ganzen Gottesdienstes anklingen soll. Entspricht diese Bereicherung gewiß einem häufig gefühlten Bedürfnis, vor dem Sündenbekenntnis die frohe Botschaft erklingen zu lassen, und wird dadurch der unvermittelte Uebergang zum Sündenbekenntnis in glücklicher Weise vermieden, so ist es auch eine willkommene Neuerung, daß sofort bei diesem Eingang die Gemeinde zu Worte kommen kann, indem ihr wenigstens fakultativ nach dem „Im Namen" u. s. w. ein „Amen" und nach dem Eingangsspruch das „Ehre sei dem Vater und dem Sohne u. s. w." zugewiesen wird. Nun erst folgt das Sündenbekenntnis, das die Gemeinde sich mit „Herr, erbarme dich u. s. w." aneignet. In einem kurzen Spruche wird darauf die sündenvergebende Gnade Gottes verkündigt, worauf Geistlicher und Gemeinde mit „Ehre sei Gott in der Höhe u. s. w." antworten. An Festtagen, und zwar wie der Entwurf unverkennbar beabsichtigt, nur an ihnen kann der Chor noch die sogenannte große Doxologie („Wir loben dich, wir benedeien dich u. s. w.") oder die Gemeinde den Vers „Allein Gott in der Höh sei Ehr" beifügen. Wiederum übereinstimmend mit der bisherigen Agende leitet nun der gegenseitige Gruß unter den Versammelten „Der Herr sei mit euch", „Und mit Deinem Geiste" über zu der Verlesung der Perikopen des Tages, zu der ein kurzes Gebet, die sogenannte Kollekte, sammeln soll. Die Verlesung der Epistel, die nach altkirchlicher Sitte vorangeht, schließt mit einem Spruch und dem „Halleluja" oder, in der Passionszeit und am Bußtage, mit „Amen" der Gemeinde, die Verlesung des Evangeliums mit „Gelobt seist du, o Christus," worauf Gemeinde oder Chor mit „Ehre sei dir, Herr" antworten kann. Den Abschluß bildet das Apostolikum, vom Geistlichen gesprochen, mit einem dreifachen „Amen" der Gemeinde. Auch hier kann der Chor noch einen kürzern Gesang anfügen, der zum Predigtteile des Gottesdienstes überleitet. (Daß ihm auch nach dem Halleluja zwischen Epistel und Evangelium ein Gesang freigegeben ist, scheint mir nicht glücklich, doch unwesentlich.)

Der Gang dieser einleitenden Liturgie ist echt evangelisch. Was zuerst zum Ausdruck kommt, ist das die Gemeinde auf Grund der Offenbarung Gottes in Vater, Sohn und Geist erfüllende gläubige Vertrauen, wachgerufen oder gestärkt durch ein Schriftwort. Darauf erst kann es zu einem wahrhaft bußfertigen Bekenntnis der eignen Sündhaftigkeit kommen. Diesem bußfertigen Glauben aber bezeugt sich auch sofort und ohne weiteres die vergebende und erlösende Gnade. Der Stimmung und Gesinnung, die auf Grund dessen die Christen erfüllt, giebt das „Gloria" treffenden Ausdruck. Nun erst geht der gegenseitige Gruß durch die Gemeinde der Erlösten, nachdem sie mit ihrem Gott zum Frieden gelangt ist. Unter Gebet vernimmt sie sodann gläubig, was ihr heute in Epistel und Evangelium gesagt werden soll. Volltönend faßt ein ausgeführteres Glaubensbekenntnis zusammen, worin die Gemeinde durch dies alles aufs neue gestärkt wird, und worauf ihre feste Zuversicht, daß es sich nicht um Einbildungen, sondern um Thatsachen handelt, beruht.

Innerhalb dieses ein für allemal gleichen Schemas ist durch eine große Mannigfaltigkeit in dem zur Füllung bestimmten Material jeder Einförmigkeit vorgebeugt. Stets denselben Wortlaut haben nur die kurzen feierlichen Aeußerungen der Gemeinde und die markigen Eingangsworte des Ganzen. Die zu verlesenden Schriftabsätze, die Perikopen, sind an jedem Sonn- und Festtage verschieden. Für den Eingangsspruch, Sündenbekenntnis und Gnadenspruch, Kollekte und Epistelspruch, sowie für das allgemeine Kirchengebet im Schlußteil ist in einer angeschlossenen Sammlung eine reiche Auswahl dargeboten, in der für jeden Festtag auf ihn Bezug nehmende Eingangssprüche, Kollekten und Kirchengebete sich finden. Ist dies auch beim Sündenbekenntnis der Natur der Sache nach ausgeschlossen, so ist bei der Beziehung aller an unsern kirchlichen Festen gefeierten Thatsachen auf die Sündenvergebung nicht einzusehen, warum nicht wenigstens der Gnadenspruch an Festtagen an den Gedanken des Festes sich anlehnen könnte, wie dies bei der Sammlung für die Nebengottesdienste geschehen ist. Bei den Eingangssprüchen fehlen, wie schon bemerkt, verschiedne, besonders treffende Festsprüche; für die Advents- und Epiphanienzeit wäre die Darbietung eines besondern Spruchs für jeden Sonntag vielleicht angezeigt, entsprechend der für Passions- und Osterzeit befolgten Weise. Bei den Epistelsprüchen fällt auf, daß solche nur für Festtage dargeboten sind. Dies alles korrigirt sich von selbst, wenn, wie oben vorgeschlagen, die für Nebengottesdienste aufgestellte Sammlung mit der Hauptsammlung vereinigt wird. Kommt es bei diesen der Schrift entnommenen Stücken nur auf die Auswahl an, die im ganzen glücklich ist, so ist bei den Formularen für Sündenbekenntnis, Kollekte und Kirchengebet die gewählte Fassung selbst zu prüfen. In diesen Worten soll die Gemeinde beten. Mit peinlichster Strenge ist jede befremdende Altertümelei, jedes deklamatorische Pathos, jede Unschönheit des Ausdrucks, jede uns Heutigen unklare und unverständliche Wendung, auch jede nur in die Gedankenarbeit der Dogmatik gehörige Begriffsbildung zu verbannen und eine durch die Einfalt des Ausdrucks, das Maß in Form und Inhalt wahrende, feierliche, allgemeinverständliche, schlagende und auf alle zutreffende Fassung zu fordern. Nur dann kann das vorgesprochne Gebetswort bei der Gemeinde in ein Gespräch des Herzens mit Gott sich wandeln. Die in der Sammlung für den Hauptgottesdienst dargebotenen Ausführungen entsprechen im ganzen diesen Anforderungen. Darf ich, nur beispielsweise, an dieser Stelle in die Einzelkritik eingehen, so wünschte ich bei den Sündenbekenntnissen das dritte, das in zwei schwülstigen Sätzen von je acht langen Zeilen den Bußfertigen auf den Kothurn stellt, ausgeschlossen; gestrichen unter anderm in Nr. 5 den an die Sprache des Schmeichelns oder des Zopfes erinnernden Supersuperlativ „Allergütigster Gott und Vater," die übertreibende Unwahrheit in Nr. 4: „Eitel Uebertretung ist unser ganzes Leben" und die unklare Häufung der Motive: „Gedenke aber unser nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte und deines Namens willen." Bei den Kollekten ist nicht immer die Schwierigkeit vermieden, weder in den Ton des Sündenbekenntnisses zurückzufallen (vgl. Nr. 81, 86, 89), noch den Fürbitten des Kirchengebets vorzugreifen (vgl. Nr. 14, 15, 41, 73—80), noch sonst sich in Einzelnes zu verlieren, sondern den Grundton jedes Gebets voll und klar anzuschlagen. Auch verschiedne einzelne Wendungen und Begriffe dürfen nicht unkorrigirt in die neue Agende aufgenommen werden; einige wenige Gebete sind am besten ganz zu streichen. Nicht glücklich, wenn auch aus der alten Agende übernommen, will es mir scheinen, an Festtagen der Kollekte

einen Spruch voranzustellen. Mit der Einfügung der Eingangssprüche ist besser erreicht, was die alte Agende damit beabsichtigte. Die vier Schriftworte, die so in der Eingangsliturgie erscheinen, Eingangsspruch, Gnadenspruch, Spruch vor der Kollekte, Epistelspruch, letztere beide mit der Verlesung der Epistel selbst eng verbunden, dürften doch sich gegenseitig schädigen und der Gemeinde zu viel Aufnahmefähigkeit zumuten. Hier wäre weniger mehr. Besondern Dank dagegen wird die Gemeinde der Kommission wissen für die neue, wesentlich verkürzte Redaktion des allgemeinen Kirchengebets, noch mehr dafür, daß neben ihm eine Reihe andrer Fassungen zur Auswahl dargeboten, auch für die Festtage besondre Gebete oder wenigstens Eingänge aufgenommen sind. Von Einzelheiten abgesehen, ist auch hier das Dargebotne gediegen. Doch ist die Sammlung nicht gleichmäßig. Was für Advent, Erscheinungsfest, Karfreitag, Pfingsten recht ist, erscheint auch für Weihnachten, Himmelfahrt, Totenfeier billig, nämlich ein Gebet, bei dem die Einzelheiten der Fürbitten hinter dem Festgedanken zurücktreten und nicht in derselben detaillirten Weise erscheinen, wie an den gewöhnlichen Sonntagen, sodaß noch am Schluß des Gottesdienstes der Festtag durch den größern Zug der Gebetsgedanken vor dem Sonntag ausgezeichnet wird. Die für die Hauptfestzeiten vorgeschlagnen Varianten des das Kirchengebet einleitenden großen Dankgebets werden nicht jedem Geschmack zusagen. Daß das aus dem Fürbittengebet der bisherigen Agende gebildete Formular in extenso in das Schema der Gottesdienstliturgie selbst eingestellt worden ist, dürfte manche Geistliche verführen, entgegen der Intention der Agende stets dieses Formular zu gebrauchen und dadurch die Einförmigkeit, die vermieden werden soll, an dieser Stelle zu bewahren. Es ist darum zu wünschen, daß es in die Sammlung unter die andern Sonntagsgebete eingereiht werde.

Während nun für alle andern in liturgischer Form zum Ausdruck kommenden Hauptmomente christlicher Frömmigkeit im Entwurf eine Reihe von Formularen zur Auswahl gegeben ist, ist für das zusammenfassende Glaubensbekenntnis am Schluß der Eingangsliturgie ausschließlich die Form des sogenannten Apostolikums vorgesehen. Dies nötigt dazu, diesen Bekenntnisakt dem Geistlichen zu übertragen. Vom liturgischen Standpunkt aus kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese Notwendigkeit zu beklagen ist. Wenn irgendwo, so ist an dieser Stelle die Gemeinde selbst berufen, das Wort zu führen, damit das Bekenntnis als Abschluß seine volle Kraft habe. Es ist die Antwort der Gemeinde auf das Gotteswort in Epistel und Evangelium. In ihm sollen in einem großen Schlußton die Bewegungen der Frömmigkeit, die vorher Ausdruck gefunden, in mächtiger Harmonie aus Mund und Herz der ganzen Versammlung zusammen- und ausklingen. So würde die Eingangsliturgie mit einem Höhepunkt von überwältigender Macht abschließen. Dies ist aber nur möglich, wenn der Glaube in einem Liede bekannt wird. Solchem einmütig aus dem Herzen klingenden Bekenntnis in der Unmittelbarkeit und sieghaften Freudigkeit, die dem Lied eignet, würde sich auch eine Seele, die innerlich halb fremd dem Gottesdienst beiwohnt, nicht ganz verschließen können; die bewußten Gemeindeglieder aber würden sich durch diese Einigkeit im Geist, wie sie im Lied ganz anders zum Ausdruck zu kommen vermag, als in vorsichtig und abwägend gefaßten Formeln, über alle etwa in ihrer Mitte vorhandnen Differenzen, über alle etwa im eignen Herzen aufsteigenden Zweifel gegenüber Einzelheiten hoch hinausgehoben fühlen. Wer die Kraft des von der Gemeinde gesungnen Glaubenslieds einmal erfahren hat, der weiß, was unsern Gemeinden vorenthalten wird, wenn an Stelle davon für alle, die bisher nichts andres kannten, das vom Geistlichen zu verlesende Apostolikum mit seiner nüchtern aufzählenden Reihe von Sätzen verschiedensten religiösen Wertes und teilweise unsicherer Bedeutung für die Dauer der Geltung dieser Agende festgesetzt wird; der weiß auch, warum nicht daran zu denken war, Gemeinden, die ihren Glauben bisher selbst im Lied bekannten, dies Vorrecht zu nehmen. Zudem vermag die Formulirung im Apostolikum viel leichter als jedes Lied den Wahn fortzupflanzen, als ob Christenglaube im Sinn des Evangeliums in der Anerkennung einer Anzahl objektiver

Sätze bestehe. Fragt man sich, warum entgegen all diesen entscheidenden Gesichtspunkten die Kommission gerade hier an dem liturgischen Fehlgriff der alten Agende festhielt, so schließt der in einer Anmerkung gegebne Vorbehalt, daß in Gemeinden, in denen bisher das Glaubenslied üblich war, es dabei sein Bewenden behalte, sowie daß zu Zeiten auch das Nicänische Glaubensbekenntnis an die Stelle des Apostolikums treten könne, den einen denkbaren Beweggrund, gerade hier im Höhepunkte die Einheitlichkeit streng durchzuführen, aus. Auch daß das Apostolikum dadurch nach seinem Wortlaut der Gemeinde als Bekenntnis abgenommen werden soll, ist nicht nur durch die Idee einer Agende ausgeschlossen, die nicht ein Glaubensgesetz und kirchliches Recht zu schaffen vermag, und durch einen dahingehenden Versuch nur ihre viel höhere Aufgabe beeinträchtigen würde; sondern ein solcher Gedanke stände ja im Widerspruch mit der Erklärung des Evangelischen Oberkirchenrats, er sei „entfernt davon, aus dem [apostolischen] Bekenntnis oder aus jedem Einzelstück desselben ein starres Lehrgesetz zu machen.“ Auch ist ja der Seelsorger und Konfirmator in der Lage, dem angedeuteten Mißverständnis zu wehren, das die Rezitation des evangelischen Glaubens in der Form des Apostolikums im Gemeindegottesdienst wachzurufen vermag, wenn es auch freilich trotzdem darin immer neue Nahrung finden wird. Daß die Kommission dennoch nicht einmal ihren sonstigen Grundsätzen entsprechend für den liturgischen Bekenntnisakt die Benutzung des Apostolikums, Nicänums oder eines Glaubenslieds freigegeben hat, ist bei dem feinen liturgischen Gefühl und Verständnis, das ihr Entwurf zeigt, nur zu verstehen aus der Sorge, daß dann in den Kreisen, die evangelischen und katholischen Glauben nicht zu unterscheiden vermögen, und infolgedessen in der einzelnen Gemeinde, wenn die eine oder die andre Form gebraucht wird, neue Unruhe entstehen könnte. Ob diese Sorge genügend begründet, ob sie als Motiv berechtigt ist, zumal gegenüber dem Verlust, der den Gemeinden dadurch erwächst, kann objektiv schwer entschieden werden. Sollten die Sorgenvollen in der Majorität bleiben, so müssen jene schwachen Brüder getragen werden. Und so lange uns um dieser schwachen Brüder willen das an dieser Stelle fraglos Bessere versagt bleibt, können wir uns auch beim Vortrag des durch seine Entstehung und seine Geschichte ehrwürdigsten Versuches, ein Bekenntnis des Geheimnisses des Glaubens zu formuliren, unsers gemeinsamen Glaubens freuen. Diese Freude ist uns noch erleichtert durch den Ausschluß der das Wesen der Liturgie verletzenden Einleitungsformeln, die geistliche Willkür da und dort geschaffen hat, und die teils subjektivistisch vinkulirt, teils in ihren Uebertreibungen unwahr und gespreizt waren, und wäre es noch mehr, wenn auch die Halbheit der fakultativen Zulassung des entweder nichtssagenden oder verwirrenden „Lasset uns unsern christlichen Glauben bekennen“ noch aufgegeben würde (auch beim Sündenbekenntnis wäre die Streichung der Einleitungsformel „Lasset uns in Demut vor dem Herrn unsre Sünden bekennen“ vorzuziehen). Doch ist diese Stellung zum Apostolikum in der Gottesdienstliturgie nur möglich unter dem Vorbehalt, daß durch keine der kirchlichen Handlungen der Schein erweckt wird, als wäre das Apostolikum der bindende Inbegriff des evangelischen Glaubens.

D S

Unsre Stellung zur Sozialdemokratie

Im Anschluß an „Die Sozialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrtümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur sozialen Frage“ von Eduard Schall, Pastor in Bahrdorf (Braunschweig). Berlin, E. Staude, 1893. 3 Mk.

Uebersicht: 1. Allgemeine Charakterisirung des Buches von Pastor Schall; 2. Die Ursachen der Not; 3. Malthus und seine Nachfolger; 4. Die bürgerlichen Parteien; 5. Die Verdienste der Sozialdemokratie; 6. Das Problem der Sozialdemokratie; 7. Der Irrtum der Sozialdemokratie; 8. Die Stellung der Kirche

1. Allgemeine Charakterisirung des Buches von Pastor Schall

Es sei gestattet, mit einer kurzen persönlichen Bemerkung anzufangen, weil sie vielleicht dem Einen oder Andern dienen

kann, wenn er das Buch von Pastor Schall in die Hand nimmt. Es war im Ausgang des letzten Winters, als uns dieses Buch zugeschickt wurde. Natürlich interessirte uns der Gegenstand, und wir begannen die ersten Bogen zu lesen und sonst ein wenig zu blättern, aber das Buch fesselte uns wenig, es schien lauter Gedanken zu enthalten, denen man schon da oder dort begegnet war, es schien bisweilen breit zu sein, — kurz, es blieb liegen. Erst die aufmerksame Art, mit der es von sozialdemokratischen Blättern besprochen wurde, rief es uns wieder ins Gedächtnis. Dazu kam, daß der Verfasser am zweiten Tage des diesjährigen Evangelisch-sozialen Kongresses das Wort ergriff. Er sprach nur über einen mehr nebensächlichen Punkt und wohl nicht ganz glücklich, aber er trat damit doch als Teilnehmer der gemeinsamen Arbeit hervor. So wurde denn nun das Versäumte nachgeholt, und jetzt benutzt der Schreiber die Gelegenheit, um es dem Verfasser abzubitten, daß er sein Werk erst unter die Menge vergänglicher Zeitlitteratur einrangiren wollte. Das Schallsche Buch gehört nicht unter das Heer der oberflächlichen Schreibereien über die soziale Frage. Je länger man es liest, desto mehr freut man sich, einen rechten Mann kennen zu lernen, der mit großem Wahrheitssinn der Zeit ins Auge schaut. Schall ist ehrlich, ehrlich, wo alles von Phrasen wimmelt. Er gehört zu den suchenden Geistern, die andre darum interessiren, weil sie eben selbst mitten in der Arbeit stehen. Ihn hat die große Frage: Wie stehen wir zur Sozialdemokratie? in ihrer ganzen Wucht erfaßt. Er macht den Eindruck, daß er sich für die richtige Beantwortung der Frage, wenn es sein muß, opfern kann. Das Buch ist ein Buch voll Charakter. Wenn man dies einmal gefunden hat, dann vergißt man die etwa vorhandnen Schwächen, wie man die Gesichtszüge eines Menschen für nebensächlich hält, sobald man seine Seele liebt.

Das Buch von Schall fließt wie ein ruhiger Bach. Selten sind die Hochwellen neuer Gedankenreihen, falls der Leser die sozialdemokratische und nationalökonomische Litteratur einigermaßen überschaut. Es liegt nicht eine Originalschöpfung vor uns, die für die Fachleute neue Länder ausbreitet. Das aber weiß der Verfasser selbst vollständig und spricht es in der Einleitung aus. Er schreibt für die vielen, die bis jetzt der sozialen Frage wenig Zeit widmen konnten, und für diese schreibt er vortrefflich. Was er sagt, ist klar, schlicht und oft herzbewegend warm. Er kennt ein gutes Teil der in Frage kommenden größern Schriften, vielleicht am wenigsten die akademische Nationalökonomie, mehr die freie Arbeit der Marx, Engels, George, Laveleye, Marlo, Martensen u. s. w. In dieser Hinsicht wie in mancher andern ist sein Buch eine sehr gute Ergänzung zu dem bisher erschienenen ersten Bande von Nathusius. Während Nathusius [Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage*)] sich das Problem stellt: welche Beziehungen bestehen zwischen Theologie und Nationalökonomie? so fragt Schall: welche Gesinnung muß die Christenheit gegenüber der Sozialdemokratie haben? Im ersteren Falle ist es mehr der Professor, im zweiten mehr der Seelsorger, dessen Gedanken wir belauschen. Gott sei Dank, daß wir endlich zwei solche Bücher haben!

Schall gehört seinem Lebensalter nach nicht mehr ganz zu uns „Jungen," aber sein Herz ist ganz jung. Er will nicht rückwärts, sondern immer vorwärts. Er hat weniger als sonst ein Geistlicher, der uns durch seine Schriften bekannt wäre, den Mantel der Vergangenheit um seine Schultern hängen. Dabei ist er ein fester, orthodoxer Lutheraner, ein lebendiger Beweis dafür, wie die christlich-soziale Auffassung sehr unabhängig ist von verschiednem theologischen Standpunkt. Mag der eine diese Theologie haben und der andre jene, so können sich beide doch auf das herrlichste zusammenfinden, sobald sie mit dem wahren, praktischen Evangelium Christi Ernst machen wollen. Schall tritt mit Entschiedenheit für diese Brüderlichkeit der Theologen ein.

Einen hohen Platz in Schalls Ideen nimmt das Bestreben nach größerer Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen

*) Vergl. Christl. Welt Nr. 22 d. J. D H

Kirche ein. Er ist dem Staatskirchentum sehr abhold, wobei sein unabhängiger Sinn und seine Erfahrungen in Amerika sich vereinigen. Wir können den kirchlichen Verfassungsfragen zur Zeit nicht dieselbe Bedeutung beilegen, fürchten vielmehr, daß die Theologen sich bei etwaigem Kirchenverfassungskampf wieder in traurige Parteiungen verrennen werden. Mag die Staatskirche ein etwas mißratenes Gefäß für den Geist Gottes sein, so wollen wir doch versuchen, es noch eine Zeit zu benutzen, bis uns Gott vielleicht selbst andre Gefäße in die Hand drückt.

Sehr erfahren zeigt sich Schall in Bezug auf ländliche Verhältnisse. Er kann uns bis auf den Pfennig vorrechnen, wie der Tagelöhner lebt, er kennt die Geheimnisse der Bauernwirtschaft und der großen Güter. Bei städtischen Verhältnissen fehlt dieselbe Sicherheit der Anschaulichkeit, ohne daß wir einen bestimmten Fall wüßten, wo er direkt fehl gegriffen hat, wenn er Zustände malen will. Gerade jetzt, wo die Eroberung des Landes durch die Sozialdemokratie beginnt, ist es von doppeltem Werte, einem Führer zu folgen, der mit Bewußtsein Landpfarrer ist.

Daß Schall viel Angriffe wird erdulden müssen, ist vorauszusehen. Die Sozialdemokratie nutzt sein Buch zu ihrem Vorteil aus und wird es als Waffe gegen Pastoren und Gutsbesitzer noch oft in die Hand nehmen. Aber gerade deshalb, weil Schall wohl recht wird kämpfen müssen, möchten wir ihm die Sympathie unsrer Leser sichern, indem wir sein Buch ausführlich besprechen. Die Besprechung soll aber nicht fortlaufende Kritik aller seiner Aufstellungen sein, sondern nur Hervorhebung solcher Punkte, die zur Diskussion besonders anregen.

2. Die Ursachen der Not

Der erste Abschnitt bei Schall heißt: „Die Produktionsweise der Gegenwart und ihre notwendigen Folgen." Schon diese Ueberschrift zeigt, daß Schall in der Kritik der heutigen Verhältnisse der Sozialdemokratie verwandt ist. Im allgemeinen wird die sozialdemokratische Presse diesen Teil ohne viel Abstriche acceptiren können. Die Maschine, die gute Gabe Gottes, macht in den Händen des durch sie erst voll entwickelten Kapitalismus den Arbeiter zur Ware, zum Sklaven. Sie vermehrt seine Last und verschlingt seinen Besitz, sie stellt Frauen und Kinder an die Arbeitsplätze der Männer, sie schafft die Kaste des Geldadels und das Klassenregiment, teilt das Volk in eine Welt des Geldes und in eine Welt des Mangels, sie lockert Glaube, Sitte und Sittlichkeit und revolutionirt indirekt die Gebiete, die sich ihr entziehen wollen, wie das Handwerk und den kleinern Bauernstand.

Ist es richtig, diese Gedankenreihen von der Sozialdemokratie herüberzunehmen?

Unsers Erachtens ist es unbedingt nötig, das Vorhandensein aller von Schall erwähnten Notstände rund und offen anzuerkennen. Schall selbst ist besonnen und mäßig genug, gute Ausnahmen überall für möglich und wirklich zu halten. Er ist kein blinder Schwarzfärber, und daß es einen Haufen von Jammer giebt, wissen wir heute ja wohl alle. Wer in diesem Sinne sagt: ich bin mit der sozialdemokratischen Kritik ganz einverstanden, der spricht nur unsre Meinung aus.

Etwas anders steht aber die Sache, wenn es sich darum handelt, ob alle diese Uebelstände allein aus dem kapitalistischen System zu erklären seien. So muß die Frage gestellt werden, wenn man seinen Platz gegenüber der Sozialdemokratie sucht. Schall giebt, wie uns scheint, in den Vordersätzen zu viel nach. Er läßt sich durch Marx gefangen nehmen, indem auch er der Ansicht ist, daß es eine einzelne und einzige Hauptursache der Not giebt. Er ist in diesem Falle im Banne einer Dialektik, die gern mit großen, allumfassenden Formen arbeitet. Bei Marx erklärt sich diese Art Dialektik aus den Neigungen der spekulativen Philosophie. Von Schall erwarten wir bei seiner praktischen Grundanlage, daß er noch zu einer mehr historischen Betrachtungsweise gelangt. Darin liegt, ganz allgemein gesagt, der Fortschritt, den eine evangelisch-soziale gegenüber der sozialdemokratischen Arbeit aufweisen soll, daß sie weniger Konstruktion und mehr geschichtlichen Sinn besitzt.

Ohne Zweifel ist die von Schall vorgetragne Darstellung der Folgen der kapitalistischen Industrie richtig, wenn sie als

ein Teil der ganzen sozialen Kritik dargeboten wird. Daß sie aber nicht alles erschöpft, ergiebt sich aus folgenden Erwägungen:

1. Die sozialen Schäden der Sklaverei und des Klassenstaates haben sich auch in Zeitaltern gezeigt, wo es industrielle kapitalistische Produktionsweise nicht oder fast nicht gegeben hat. Diese Schäden sind also wohl verschärft und in ihrer augenblicklichen Form bestimmt, aber doch nicht allein durch das heutige Wirtschaftssystem verursacht.

2. Auch ohne Maschine würden wir heute große Schwierigkeiten haben, da die Zahl der Menschen sich im letzten halben Jahrhundert verdoppelt hat. Weil nämlich der Grund und Boden vergeben ist, so sind die neuen Millionen bodenlos und darum abhängig vom Bodenbesitzer. Schall kennt diese Gedankenreihe, aber er räumt ihr neben der Marxschen Theorie keine selbständige Stelle ein.

3. Wenn das Kapital den Druck hervorruft, so ist es nötig, den Ursachen der Kapitalansammlung nachzudenken. Dabei wird man finden, daß deren Erklärung aus dem Mehrwert der Arbeit über die Kosten der Lebenserhaltung des Arbeiters eine wichtige Seite der Sache darstellt, daß aber ebenso wichtig der andre Umstand ist, daß durch die Verschiedenheit der Bodengüte Mehrwerte an Rente entstehen, die von dem Industrialsystem ganz unabhängig sind.

Mit einem Wort: Schall sieht die Kapitalerklärung der Bodenreformer nur als Unterteil zur Marxschen Kapitallehre an, während wir sie als gleichberechtigte zweite Entstehungsursache der Not kennen gelernt haben. Ob es neben diesen zwei Ursachen des Kapitalismus noch weitere giebt, ist gar nicht von vorn herein abgemacht, sondern unterliegt dem nationalökonomischen Studium.

Dem naiven Leser mag es leicht als unnütze Wortfechterei vorkommen, wenn man sich streitet, ob der Kapitalismus eine oder mehrere Ursachen hat, aber hier schon trennen sich die Wege. Wer nur eine Ursache der Not kennt, der kennt folgerichtig auch nur eine Methode der Heilung; wer verschiedne Ursachen annimmt, kann sich nicht mit einer einzigen Art der Hilfe einverstanden erklären. Die Sozialdemokratie hat darum nur ein Hauptmittel: Gesellschaftsbetrieb. Wir kommen im weitern Verlauf auf diesen Punkt zurück.

3. Malthus und seine Nachfolger

Die Uebervölkerung soll schuld sein. Der gesicherte Bürger sieht zum Fenster hinaus auf das Heer der Arbeitslosen und spricht: Es sind zu viel, man muß sehen, daß es weniger werden. Einschränkung der Bevölkerung wird zur Losung von berühmten Nationalökonomen, und leider sprechen sogar christliche Geistliche dieses entsetzliche Wort nach. Man weiß, wie die Einschränkung der Bevölkerung vor sich geht. Hier giebt es nur ein Wort: der Rat, daß das Volk im ganzen weniger Kinder haben sollte, ist ein Rat der Sünde, denn er stammt aus der Selbstsucht, und er verleitet zur Unzucht, er glaubt nicht an Gottes Walten, und er zerfrißt das Mark der Familie.

In dieser Hinsicht ist die Sozialdemokratie besser als die Mehrzahl der bürgerlichen Stimmführer. Sie will keine Unterdrückung des Lebens, sie freut sich, wenn Millionen neuer Köpfe und Arme die Erde bevölkern, sie gönnt jeder Mutter ihre Kinder, sie verurteilt die „Einschränkung." Schall geht in dieser Hinsicht ganz mit ihr, und wir stellen uns an seine Seite.

Mit großer Lebendigkeit schildert Schall die Umwandlungen der französischen Revolution. Unter dem Geschrei von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit setzten sich statt der Grafen, Prinzen und Priester neue Leute auf die goldnen Stühle.

Dieser neue Adel war der in der Revolutionszeit geborne, dann herangewachsene und erstarkte Geld- und Industrieadel, der durch seine neuen Vorrechte mit eisernem Szepter regierte und als seine neue, nun unwiderrufliche Lehre die alte Weisheit verkündigte: Ein Teil der Menschen ist geboren zum Genuß, und das sind wir; und ein andrer Teil ist geboren zum Leiden, und das seid ihr; es ist nicht Folge menschlicher Einrichtung und menschlichen Eigennutzes, sondern Folge göttlicher Naturordnung und Gesetze, daß die Not, das Elend, der Jammer, der Hunger und die Blöße in der Welt sind und dem Ueberfluß dienen müssen. Es ist nicht bloß vergeblich und eitel, nein sogar Auflehnung gegen Gottes Ordnung, an dieser Thatsache etwas ändern zu wollen, denn sobald man dieser Naturordnung durch unrechte Hilfe

an einer Stelle den Weg versperrt, sobald wird sie an andrer Stelle einen desto gewaltsamern Ausweg suchen und finden. Es ist ein göttliches Fatum, an dem nichts zu ändern ist, ja es ist sogar ein verdienstliches Werk, das Elend des Elenden unter Umständen durch ein schnelles Ende abzukürzen.

. . . . Danket Gott, daß er euch gewürdigt hat, solche glänzende Mithelfer an dem großartigen Fortschritt zu sein, der nun einmal nach Gottes Willen durch den Jammer und Hunger, durch die Blöße und Not, durch den Stumpf- und Blödsinn, unter den Thränen hohläugiger Frauen und Männer, Greise und Greisinnen seinen Siegeswagen hindurchzieht.

Der Prophet dieser Auffassung wurde Malthus, leider ein früherer Geistlicher, der 1798 seinen „Versuch über die Bevölkerung" veröffentlichte. Wir gehen hier nicht auf die Einzelheiten seiner Lehre ein. Es genügt, den Geist charakterisirt zu haben, aus dem sie stammt.

Die Lehre von Malthus erkennt den vorhandnen Notstand in seinem vollen Umfange an, hält ihn aber für Gottesordnung. Das ist in unsern Augen einfache Blasphemie. Wenn Gott daran schuld sein soll, daß die Weber in Schlesien verhungern, und daß Hunderttausende keine Arbeit und keinen Verdienst haben; wenn Gott es macht, daß in den Vororten von Chemnitz 40—50 Prozent Kinder im ersten Jahre wieder sterben; wenn Gott es will, daß sechs oder acht Personen in einer Dachkammer schlafen, dann mag ich keinen einzigen Sonntag mehr von diesem Gott predigen. Gott sei Dank, wir haben eine andre Offenbarung. Gott ist es nicht, sondern es ist die Sünde der Menschen, es ist in erster Linie der Geiz, die Wurzel alles Uebels, der diese Zustände hervorgerufen hat. Dieser Sünde gilt der Kampf auf Leben und Tod. Das will Gott.

Malthus meint, die Not sei da, um dem Wachstum der Menschenzahl ein Ziel zu setzen. Aber der Himmel lacht über den dummen Propheten der begüterten Schicht: er sendet Kinder über Kinder gerade in die Hütten der Armen. Ist das nicht eine Antwort von oben?

Schalls Widerlegung der Malthusschen Idee ist gut. Wir würden ihr noch Folgendes hinzufügen:

Man kann sich einen Fall ausdenken, wo thatsächlich zu viel Menschen sind, wenn man nämlich eine abgeschlossene Insel sich in der Menschenzahl verdoppeln läßt und verdreifachen, bis schließlich auch die intensivste Bodenkultur keine Nährfrüchte mehr für alle hungrigen Magen schaffen kann. Dieser Fall ist aber nur gedacht, denn ein einziges Instrument genügt, um alle Vorbedingungen zu ändern: ein Kahn, der den Verkehr mit anderm Nährboden vermittelt. Wie aber, wenn einmal die ganze Erde dieser Insel gleichen sollte? Dieses „Wenn" ist so fern, so abenteuerlich, daß es ganz zwecklos ist, heute, wo vielleicht nicht ein Zehntel der Erde intensiv ausgenützt wird, sich mit Gespenstern herumzuschlagen. Ganz sicher ist, daß Gott die Bitte „Unser täglich Brot gieb uns heute" täglich und reichlich erhört. Er giebt der Menschheit mehr Gelegenheit zum Broterwerb, als sie braucht. Die Menschen aber verhindern sich gegenseitig im Benutzen dieser Gelegenheiten.

Ehe man sagt: es sind zu viel Menschen, muß man prüfen, ob es nicht willkürliche Hemmungen der Menschenexistenz giebt, die man beseitigen kann. Sollte nicht durch Bodenreform im Innern und durch Kolonisation nach außen der Schaden ausgeglichen werden können? Der christliche Glaube muß sprechen: Ja, ja! Es ist ungläubig und unsittlich zu lehren: unterdrückt das Leben, das Gott schenkt!

4. Die bürgerlichen Parteien

Schall ordnet die bisherigen Parteien in folgender Weise: Man will der Not abhelfen

a) durch Beseitigung der Industrie und Maschine (Anarchismus),
b) durch Gewährung von Freiheiten (Liberalismus),
c) durch Einschränkung der Freiheit (Konservatismus),
d) durch Neuorganisation (Sozialismus).

Diese Einteilung hat viel Einleuchtendes. Der schwächste Punkt scheint uns a zu sein, wo die rückständigste mit der allermodernsten Anschauung zusammengepreßt wird. Es ist wahr, daß es einen Anarchismus gegeben hat, der die Maschinen zerbrechen wollte; er ist eine Erscheinungsform, die vor der Sozial-

demokratie liegt wie der englische Chartismus. Was wir aber heute Anarchismus nennen, ist eine Erscheinungsform hinter der Sozialdemokratie. Sie ist, soviel wir davon wissen, noch zu ungeklärt, um mit Sicherheit in einem derartigen Schema untergebracht zu werden. Das Problem des heutigen Anarchismus heißt, wie es scheint: wie vereinigt sich moderner Betrieb mit der Freiheitsneigung des Einzelnen? Was allerdings die alte und die neue Form des Anarchismus ähnlich erscheinen läßt, ist die Begeisterung für das Beseitigen als solches.

Sich mit den Ideen des ökonomischen Liberalismus auseinanderzusetzen, hat wenig Zweck mehr. Jedermann weiß jetzt, was aus der „Freiheit" geworden ist. Interessant ist aber eine Stelle aus Marlo, die vor fünfzig Jahren geschrieben wurde und von Schall abgedruckt wird:

Die Liberalen wollten die Arbeit frei machen, und haben sie unter das Joch des Kapitals gebeugt; sie wollten die Entfesselung aller Kräfte, und haben sie in die Fessel des Elends geschlagen; sie wollten den hörigen Arbeiter von der Scholle entbinden, und beraubten ihn des Bodens, auf dem er stand; sie wollten den Wohlstand der Gesellschaft, und schufen nur Mangel und Ueberfluß; sie wollten das Verdienst zu Ehren bringen, und haben es zum Sklaven des Besitzes gemacht; sie wollten Vernichtung sämtlicher Monopole, und haben sie alle durch das Riesenmonopol des Kapitals ersetzt; sie wollten die Aufhebung der Völkerkriege, und haben den Bürgerkrieg entzündet; sie wollten sich des Staates entschlagen, und haben seine Lasten vervielfacht; sie wollten die Bildung zum Gemeingut aller machen, und haben sie zum Vorrecht des Reichtums gemacht; sie wollten die höchste Sittlichung der Gesellschaft, und haben sie in sittliche Fäulnis versetzt; sie wollten, um alles mit einem Worte zu sagen, schrankenlose Freiheit, und haben die schmählichste Knechtschaft erzeugt; sie wollten das Gegenteil von allem, was sie wirklich erlangten, und haben damit den Beweis geliefert, daß der Liberalismus in seinem ganzen Umfange nichts andres ist als eine vollkommne Utopie.

Alle Achtung vor einem Manne, der das schon vor fünfzig Jahren vor Augen hatte! Wie langsam geht doch die Entwicklung des Denkens im Volke! Ein halbes Jahrhundert war nötig, bis diese Kritik zur Anerkennung kam, und erst mußten die Thatsachen kritisiren, ehe es die Köpfe fertig brachten. Das soll uns bei Aufstellung allgemeiner wirtschaftlicher Sätze sehr vorsichtig machen. Je abstrakter und weiter eine Generalidee ist, desto größer ist die Gefahr, daß in ihr verborgne Quellen des Unheils liegen. Auch der Liberalismus wollte in seinen bessern Vertretern Menschenglück schaffen. Darum wollen wir uns möglichst davon frei halten, in denselben Fehler des Generalisirens zu verfallen. Die Sozialdemokratie hat sich nicht davon frei gehalten, und Schall ist etwas stark von ihr in dieser Hinsicht beeinflußt.

Wenn Schall den Liberalismus nur kurz bespricht, so ist das bei der heutigen Lage der Sache nicht verwunderlich. Wünschenswert wäre aber gewesen, wenn er den Konservativen mehr Raum gegönnt hätte. Das heißt nicht, daß er sie besser beurteilen sollte, als er thut; aber weil viele Christen noch immer an den innern Zusammenhang konservativer und christlicher Ideen glauben, ist es nötig, diesen Zusammenhang kritisch zu beleuchten, sobald man die Stellung der Christen zur sozialen Frage beeinflussen will.

Schall hat Recht, wenn er die konservative Denkweise im allgemeinen mit folgenden Worten charakterisirt:

Man nimmt sich nicht die Mühe, teils aus Bequemlichkeit, teils weil man sich vor der Wahrheit fürchtet, den allgemein tiefer liegenden Quell der sozialen Schäden aufzusuchen, sondern man glaubt reichlich genug gethan zu haben, wenn man gerade den Schaden, der sich eben zufällig oder besonders veranlaßt in den Vordergrund drängt, mit Energie zu bekämpfen sucht.

Die Konservativen treiben ewige Reparaturarbeit ohne Bauplan. Man sehe ihr ureigenstes Gebiet an, die Verhältnisse der Landwirtschaft. Was bieten sie da?

Ein Erb- und Familienrecht, das die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes gewährleistet; ein Heimstättengesetz für den kleinern Grundbesitz; Ueberführung der Hypothekenschulden in amortisirbare Rentenschuld; Kornzölle; Bimetallismus; Aenderung des Gesetzes über Unterstützungswohnsitz.

Jeder dieser Vorschläge hat ohne Zweifel richtige Seiten, aber keiner kann weit helfen. Man vermeidet es, den Sachen ins Gesicht zu sehen; weder das Erbrecht noch das private Hypothekenrecht wird an sich behandelt. Gesetzt, wir hätten hohe Kornzölle auf lange Jahre. Was muß die Folge sein?

Die Gutspreise gehen in die Höhe. Damit steigt nur die Möglichkeit der Verschuldung und die Zinspflichtigkeit der Landbewohner an das papierne Kapital. Wenn dann auch die Hypotheken amortisirt werden, so müssen bei Fortdauer der jetzigen Möglichkeit der privaten Rentenbenutzung dieselben Verschuldungen sich immer wieder einstellen. Ein Erbrecht, wie es die Konservativen wollen, treibt die nicht erbenden Kinder ebenso in die Not, wie es das jetzige System thut. Kurz: man umgeht die Grundfrage nach Entstehung und Recht des Kapitals, und deshalb macht man halbe Vorschläge.

Aehnlich steht es mit den Sätzen, die den Handwerkerstand betreffen. Man möchte die alte Betriebsform retten, während man sorgen sollte, daß Menschen in neuen Betriebsformen leben können. Jedenfalls geht die Sozialdemokratie zu weit, wenn sie alle kleinen Betriebe dem Untergange weihen will, aber ebenso sicher ist es falsch, um jeden Preis kleine Unternehmer halten zu wollen. Schall sagt mit Recht: „Die Vergangenheit läßt sich nicht ungestraft zur Gegenwart machen."

Was uns aber prinzipiell von den Konservativen scheidet, ist der Umstand, daß sie für den abhängigen Mann nicht sorgen wollen. Das neue konservative Programm hält die Fürsorge für die abhängigen Leute für abgeschlossen. Es enthält keinen einzigen Vorschlag zu Gunsten der Dienstboten, Landarbeiter, Tagelöhner, Industriearbeiter, Geschäftsangestellten und ähnlicher Berufszweige. Es will ein Programm sein für die Herren, wenn auch teilweise für die kleinen Herren. Das macht es jedem wirklichen Freunde der bedrängtesten Volksklassen unmöglich, mit den Konservativen zu gehen. Als Christen haben wir die Pflicht, da zu helfen, wo die Unsicherheit und der Mangel am größten sind. Wir haben nicht auf Seite derer zu stehen, die es immer noch relativ besser haben. Wo würde Jesus Christus stehen? Ob er wohl „konservativ" wäre?

Dieses kann und muß ausgesprochen werden, auch wenn man anerkennt, daß die Konservativen im allgemeinen kirchlichen Sinn und historische Denkweise vertreten. Erst wenn man sich bewußt wird, wie weit der Konservative von dem Ideal einer Hilfe für die Aermsten entfernt ist, versteht man die brennende Kraft der Frage: wie stehen wir Christen zur Sozialdemokratie? Wir haben bei den alten Parteien nichts mehr zu suchen. Wie steht es nun mit der großen neuen Partei? F N

Die kirchliche Lage in Livland

2 (Erste Hälfte)

Die Welle der „großen Konversion" war vorüber, und die beiden Kirchen in Livland besahen die eine ihren Schaden, die andre ihren Gewinn. Es ist schon betont worden, daß man russischerseits weit mehr gehofft hatte im ersten Anlauf zu gewinnen. Da das nicht eingetreten war, so bemühte man sich natürlich, das Erbeutete wenigstens festzuhalten und mit seiner Hilfe auf einem zwar langsamen, aber anscheinend sichern Wege zum Ziele zu kommen, dem Ziele der Vernichtung der evangelischen Kirche in Livland. Die Giltigkeit der Reichsgesetze in religiösen Dingen wurde trotz dem darin enthaltnen flagranten Rechtsbruch als einfache Thatsache angesehen; zu diesem Zwecke hatte man ja seinerzeit die livländische Landeskirche unter das allgemeine Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland gestellt. Der Kern des Gedankens dabei war ein doppelter. Erstens weist das Reichsgesetz die Nachkommenschaft aus gemischten griechischen Ehen ohne weiteres der Staatskirche zu, zweitens bedroht es alle, die etwas gegen das Interesse dieser „herrschenden" Staatskirche mit Wort oder That unternehmen, insonderheit die Geistlichen „fremdländischer" Konfessionen mit harter Strafe. Hieraus ergab sich ein sehr einfaches System: möglichste Beförderung der gemischten Ehen in Livland und systematisches Verfahren gegen die diesem Bestreben etwa entgegenwirkenden evangelischen Pastoren und Landesautoritäten überhaupt. Da die Leute nirgends massenweise übergetreten waren, sondern bloß überall in die lutherisch gebliebnen Gemeinden sich Gruppen von Konvertiten eingesprengt hatten, so glaubte man, es werde nicht ausbleiben, daß Misch-

ehen bald geschlossen würden, und da eine Mischehe jedesmal den Verlust aller Kinder für die evangelische Kirche in sich schloß, so mußte eine beständige Abbröcklung eintreten, die den verbliebnen Besitz der Landeskirche zerstörte — erst langsam, dann um so schneller, je mehr auf diesem Wege die Zahl der Griechisch-Orthodoxen wuchs. Wie verworren die Verhältnisse waren, kann daraus entnommen werden, daß z. B. der Vater oft übergetreten war, die Mutter nicht, oder nur ein Teil der Kinder gesalbt worden war, oder auf einem Gehöft nur die eines Tages gerade zu Hause gebliebnen Bewohner, während die zur Zeit auf dem Felde beschäftigten den Popen nicht zu Gesicht bekommen hatten. Natürlich war nicht daran zu denken, daß die auf eine solche rein zufällige Weise verschiedner Konfession gewordnen Menschen sich etwa von einander absondern sollten, vielmehr blieben alle ihre natürlichen Beziehungen bestehen, und man konnte wohl annehmen, daß sich bald Mischehen in großer Zahl bilden würden. Dazu kam, daß von vielen Personen gar nicht feststand, welcher Konfession sie angehörten. Teils waren, sei es aus Absicht oder Irrtum, von den russischen Geistlichen Leute in ihre Register aufgenommen, die sich nie hatten firmeln lassen, teils hatten solche, denen die Sache am nächsten Tage wieder leid war, die Popen bestochen, ihren Namen wieder zu streichen, während sie evangelischerseits als konvertirt verzeichnet worden waren, teils hatte die Ungewißheit noch seltsamere Gründe. Ein Fall dieser Art, der in Livland oft erzählt wird, ist zu typisch für das ganze Bekehrungsgeschäft, als daß er nicht vermerkt werden sollte. Vor kurzem wurde ein älterer Bauer gerichtlich vernommen. Nach seiner Konfession befragt, gab er an, sie nicht zu kennen, und erklärte dann diesen Umstand folgendermaßen: Als er noch ein kleiner Junge war (d. h. zur Zeit der großen Konversion), sei der Pope, um zu salben, in das Gehöft seiner Eltern gekommen, die sich hatten anschreiben lassen. Sie und die übrigen Hausbewohner seien auch gesalbt worden, aber er, der Erzähler, hätte Angst bekommen und sich in den Backofen verkrochen. Der Pope bemerkte das und versuchte, den Flüchtling herauszutreiben; als der sich aber fortdauernd sträubte, wurde jener ungeduldig, packte den nur mit einem Hemd bekleideten Jungen an einem Bein, zog ihn halb aus dem Ofen und strich ihm den wertesten Teil seines Körpers mit Salböl an, indem er dazu sagte: i tak choroschó, d. h. es ist auch so schon gut. Darauf zog der würdige Diener der Rechtgläubigkeit befriedigt ab, — der Bauernjunge wußte aber doch nicht recht, woran er war, denn er hatte gesehen, wie die andern nach dem richtigen Ritus gesalbt waren, d. h. an Stirn und Brust. Der Eindruck dieser Auskunft vor Gericht läßt sich denken. Trotzdem bezeichnete der anwesende Pope den Mann als Glied der griechischen Kirche und beeidigte ihn, ohne die naive Frage des Bauern, mit der dieser die Erzählung von seiner Salbung schloß: Ist das genug? direkt zu beantworten. Thatsächlich hat er sie bejaht und somit die fragliche Prozedur als wirksam erklärt, einen verdammten Ketzer in einen rechtgläubigen Christen zu verwandeln. Dieser selbe Zug scheußlich-grotesker Frivolität bezeichnet das gesamte Treiben der griechisch-russischen Geistlichkeit während der Konversion, von der die Staatsregierung eine innigere Verschmelzung der deutschen Provinzen mit dem Reiche durch Vernichtung der evangelischen Landeskirche erhoffte.

Aber es kam doch bald sehr anders, als man erwartet hatte — nicht nur in Bezug auf die Zahl der Uebergetretenen.

Eine Reaktion von ungewohnter Stärke brach bald unter den Verführten aus. Zunächst äußerte sich der Umschwung der Stimmung in dem plötzlichen Aufhören der Uebertritte, wobei verschiedne Ursachen zusammenwirkten. Die Folgen der beiden Notjahre 1844 und 1845 milderten sich allmählich durch die bessern Ernten der folgenden Zeit, und damit löste sich der Druck der verzweifelten Stimmung, die durch die materielle Notlage unter den Bauern um sich gegriffen und sie der Verführung preisgegeben hatte. Ferner wurde allmählich doch offenbar, daß es mit den materiellen Vorteilen, die erwartet wurden, gute Wege zu haben schien; das Einzige, was sich als greifbare Erleichterung darbot, war das Aufhören der kirchlichen Abgaben, dagegen wurde an wirklichen Landverteilungen fast nichts vorgenommen, und wo Getreide an die Notleidenden zur Verteilung gelangte, geschah es mit der Verpflichtung, es wiederzuerstatten. Vom Standpunkt der Regierung aus war diese Halbheit entschieden ein Fehler, denn falls wirklich rasch und greifbar bedeutende materielle Vorteile an alle, die übertraten, gewährt worden wären, so wäre der Schaden unendlich viel größer geworden. Sei es, daß selbst in russischen Kreisen eine gewisse Scheu vor der äußersten Schmach bestand, sei es, daß man nur nicht den Entschluß zu wirklichen Aufwendungen fand und meinte, den Fang umsonst zu bekommen — jedenfalls gereichte dieses Zaudern der evangelischen Kirche zum Segen: die vollkommen verblendeten Leute besannen sich und wurden wieder für vernünftige Erwägungen zugänglich. Ein Hauptgrund für das Stillstehen der Konversion war aber die augenfällige, ja handgreifliche Niederträchtigkeit des Vorgehens auf russischer Seite und die persönliche Unwürdigkeit der „missionirenden" Popen und sonstigen Elemente. Die Leute waren es gewohnt, mit Achtung auf ihre Seelsorger zu blicken, und da mußte der Vergleich mit den nicht selten betrunken im Straßengraben liegenden Popen und Kirchendienern doch etwas schlimm ausfallen. Von persönlicher Sorge und Teilnahme den neugewonnenen Gliedern der Rechtgläubigkeit gegenüber war keine Rede: der Pope erschien eines Tages wie ein Wolf im Schafstall mit seiner fliegenden Kirche, blieb so lange da, als sich Bethörte fanden, und verschwand dann, die Konvertiten, ohne irgend eine Sorge für sie zu tragen, zurücklassend, um sein elendes Geschäft im nächsten Kirchspiel fortzusetzen. Allmählich wurden allerhand einzelne Vorkommnisse im Lande bekannt, die ein Licht auf die eigentlichen Absichten der Russen warfen, und die Einsicht verbreitete sich, daß die ganze Sache nur darauf angelegt sei, möglichst viel Seelen einzufangen. Dazu kam dann die in dem bessern Teil der Verführten erwachende Reue, daß sie in so schmählicher Weise ihrer Kirche den Rücken gekehrt hatten. Mit derselben Heftigkeit, wie der Ausbruch der Konversionsbewegung erfolgt war, schlug die Stimmung vielfach schon im Laufe des Jahres 1847 um, und eine Rückströmung trat ein: die Leute wollten wieder in die evangelische Kirche zurück.

Aber da kannten sie den Swod Sakonow und was nach diesem bevorstand, schlecht: kein Glied der russischen Kirche, das sich einmal in ihr befindet, darf sie verlassen, und die Konvertiten sahen sich alsbald in einem Gefängnis, das fester war als Mauern und Schlösser. Die Leute wollten mit Gewalt zurück oder wenigstens ihre nach dem Uebertritt gebornen Kinder retten: die Popen hielten sie mit allen Mitteln fest. Aber die Reaktion wurde bald so stark, daß selbst den Behörden bange wurde. Es ist geradezu Entsetzliches in diesem Kampfe geschehen: auf der einen Seite trieb die wachsende Verzweiflung die Konvertiten zum Aeußersten, auf der andern suchte man die Bewegung, besonders anfangs, durch die äußerste Strenge niederzuhalten. Es ist leicht einzusehen, daß die Feindseligkeit der Betrognen gegen das schauerliche Geschenk, das man ihnen mit gleißenden Worten geboten hatte, das sie nun unglücklich machte, und dessen sie sich nicht entäußern konnten, um so höher stieg, je mehr ihnen offenbar wurde, wie sehr ihre Verführer sich vor und nach dem verhängnisvollen Schritte unterschieden. Dazu machte die Verachtung Eindruck, der die Konvertiten von Seiten ihrer treu gebliebnen Landsleute oft ausgesetzt waren; stärker aber wirkten die oft herzzerreißenden Vorwürfe der allmählich heranwachsenden Kinder gegen die Eltern, die sie unglücklich gemacht hätten. Denn für die Kinder der Uebergetretnen gab es weder Schule noch Konfirmandenlehre, sodaß sie bald hinter ihren lutherischen Altersgenossen in allem zurückstanden. Russischerseits wurden fast gar keine Versuche gemacht, Schulen für die Konvertiten zu gründen, und selbst Religionsunterricht wurde nicht erteilt, sodaß die Unglücklichen buchstäblich wie Heiden aufwuchsen und oft nicht einmal das Vaterunser kannten. Da wars kein Wunder, wenn das Verlangen nach Wiederaufnahme immer stärker und die Lage allmählich eine immer kritischere wurde.

Zwei Stimmen zu unsern Diakonissenartikeln

2. Diakonissentum und Berufsgedanke

Bei Beantwortung der Frage: „Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen“ äußerte Professor Adolf Harnack (Christliche Welt 1891, Nr. 18):

Die Reformation hat das Mönchtum abgethan und jener vermessenen Frömmigkeit den Krieg erklärt, die da glaubte, fürs Leben über sich entscheiden zu können.... Aber lag nicht eine Wahrheit in dem Mönchtum? Niemand wird diese Frage verneinen, der die Institution unsrer Diakonissen schätzt. Er wird auch nicht in Abrede stellen, wenn er das Leben kennt, daß ohne Regel keine Gemeinschaft von Arbeitern bestehen kann, und daß die, die sich zum Dienst am Nächsten im besondern Sinn verpflichten, den besondern irdischen Gütern freiwillig entsagen und Gehorsam üben müssen. Aber was uns erst in diesem Jahrhundert, nicht ohne Widerspruch, in Bezug auf die Diakonissen aufgegangen ist, ist uns in Bezug auf Diakonen, oder wie man sie nennen mag, noch nicht oder nur in bescheidenster Weise klar geworden. Und doch ist es mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß wir in den sozialen und kirchlichen Nöten der Gegenwart Gemeinschaften brauchen, erfüllt von dem Geiste, wie ihn die rechtschaffnen und lautern Mönche besessen haben und noch besitzen. Wir brauchen Menschen im Dienste des Evangeliums, »die alles verlassen haben,« um denen zu dienen, die niemand bedient. Die Parallele mit den katholischen Mönchen schreckt mich nicht. Die evangelischen Mönche werden von Verdienst nichts wissen und werden deshalb jeden Augenblick zurücktreten können ohne Schmach und Schande. Man wendet ein, daß die Kraft des Mönchtums eben in der Unwiderruflichkeit des Gelübdes liegt, also in dem Zwang. Aber wäre das wahr, so wäre das Mönchtum von seiner Wurzel her profanirt, also unmöglich. Die evangelischen Kirchen werden entweder noch kümmerlicher werden, als sie schon sind, oder die Liebe wird sie erfinderisch machen, und sie werden das in sich erwecken, was heute noch keine Form hat, aber sich in dem dringenden Bedürfnis bereits ankündigt und in kleinen Anfängen lebt. So gut wir Missionare haben für die Heiden, die freiwillig vieles entbehren müssen, so gewiß können wir auch Gemeinschaften von Brüdern haben, die um des besondern Berufs willen Entsagung üben, um frei zu sein für den Dienst derjenigen, die an den Landstraßen und Zäunen liegen.

Wir erinnern an diese schlagenden Bemerkungen, um das Urteil über eine Aeußerung evangelisch-kirchlichen Lebens, „sie sei katholisch,“ auf sein richtiges Gewicht zu beschränken. Wir verdenken an und für sich der verehrten Verfasserin der Aufsätze über „weibliche Diakonie und Frauenfrage“ (Christliche Welt Nr. 25 und 26) ihren Vorwurf, das heutige Diakonissenwesen sei unevangelisch, um so weniger, als ja so manche Theologen heutzutage diese oder jene kirchliche Erscheinung mit dem Urteil, sie sei katholisch, abgethan zu haben glauben. Sie ahmen damit vielfach eine Einseitigkeit des großen Bahnbrechers der neuern systematischen Theologie nach, der in dem Streben, die evangelische Theologie von allen fremdartigen Bestandteilen zu säubern, es unternahm, mit der scharfen Axt seiner Geschichtskonstruktion vom Baum des evangelisch-kirchlichen Lebens gerade diejenigen Aeste als unevangelisch abzuhauen, die sich am meisten als fruchtbringend gezeigt haben. Die oben angeführten Worte eines der berufensten Forscher auf dem Gebiet christlicher und kirchlicher Gedankenbewegung mahnen uns an die Pflicht, daß wir, wenn bei einer evangelisch-kirchlichen Einrichtung ein Urteil auf Kryptokatholizismus abgegeben wird, vor allem zu prüfen haben, ob die Verwandtschaft der beiderseitigen Lebensäußerungen nicht aus dem gemeinchristlichen Geist hergeflossen ist, dessen Vorhandensein auch in der katholischen Kirche wir Evangelischen noch nie in Abrede gestellt haben, oder ob wirklich die Nachahmung einer römischen Verbildung des christlichen Lebens vorliegt.

In dem gegenwärtigen Fall wird es Sache der berufnen Vertreter der innern Mission sein, unter Berücksichtigung der von der Verfasserin angeführten Thatsachen, die doch wohl nur vereinzelte Mißgriffe sind, aus Geschichte und Grundsätzen des Diakonissentums den Nachweis seiner echtchristlichen, nicht falschrömischen Art zu führen.*) Nur einen Gedanken der Ausführung gegen das heutige Diakonissenwesen möchten wir in aller Kürze näher beleuchten, weil er dessen ganze Beurteilung zu verwirren imstande sein könnte. Die geehrte Verfasserin stützt ihre Behauptung, daß die ganze evangelische Diakonie gegen das Wesen echtevangelischen Christentums verstößt, durch ihre Verwertung des evangelischen Berufsgedankens. Nun ist die Betonung und praktische Anwendung der evangelischen Lehre vom Berufe, wie wir sie neuerdings vor allem wieder Ritschl zu verdanken haben, sicherlich eine ungemeine Bereicherung christlichen Gedankenlebens. Nur darf doch bei der Anwendung nie vergessen werden, daß der allgemeine Berufsgedanke für jedes einzelne Lebensgebiet einer besondern Ausprägung bedarf. Sonst wird er zu einer toten Abstraktion, die ihre Anwendbarkeit auf das Leben einbüßt. Gewiß ist also im allgemeinen „das Recht auf freien Gebrauch aller der Menschheit von Gott geschenkten Lebensgüter“ ein echt evangelischer Grundsatz. Jedoch mit demselben Recht, wie man ihn im Zusammenhang mit dem Berufsgedanken dazu verwendet, um die unevangelische Art des Diakonissentums zu erweisen, könnte man auch eine beliebige Menge andrer Berufsarten unter dasselbe Urteil befassen. Aber ist denn der militärische Beruf etwa deshalb „unevangelisch,“ weil der Soldat um der Disziplin willen auf eine ganze Anzahl wertvoller Lebensgüter verzichten muß; oder der Beruf des Seemanns, weil die Schiffe nicht so groß gebaut werden können, daß jeder Matrose ein einzelnes Zimmer, jeder Seeoffizier eine Familienwohnung haben kann, also meistens das Familienleben drangeben muß? Hat nicht der Bergmann an und für sich ebensolches Recht auf Sonnenschein und frische Luft, wie der Bauer? Oder ist es unevangelisch, daß die Reichstagsabgeordneten keine Diäten erhalten und die preußische Selbstverwaltung eine große Anzahl unbesoldeter Ehrenämter erfordert?

So sieht man, daß mit den Seite 628 aufgestellten allgemeinen Grundsätzen sich die Einsicht verbinden muß, daß jeder Beruf seine Besonderheit hat, die nicht bloß in der besondern Anlage des Einzelnen wurzelt, sondern auch darin sich bewährt, daß er um seines besondern Strebens willen auf gewisse Güter verzichtet, deren unbeschränkter Genuß mit demselben thatsächlich oder grundsätzlich unvereinbar ist. Auf dieser Fähigkeit, Opfer zu bringen, beruht die Berechtigung des besondern Berufsbewußtseins. So allein erstarkt die Berufsfreudigkeit: nur wer imstande ist, auf diese Weise einen Teil des Lebens zu „verlieren,“ wird es im vollen Sinne in einer freudigen Berufsübung „wiederfinden.“ Wenn es darum bei Gellerts Wort bleibt:

Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last,

und der besondre Friede und die Freude jedes einzelnen Standes mit seiner besondern Last und seinem besondern Verzicht im innern Zusammenhang steht: ist es dann recht, die kirchliche Berufsarbeit und christliche Liebesthätigkeit von diesem allgemeinen Gesetz auszuschließen? Das thun aber alle, die um eines abstrakten allgemeinen Berufsgedankens willen die Besonderheit der Berufsarbeit im Dienst des Evangeliums in Abrede stellen. Jesus hat nun einmal an seine „Jünger“ besondre Berufsanforderungen gerichtet, die er keineswegs an alle seine Anhänger ergehen ließ. In diesem Sinne besteht Lukas 14, 33 als eine besondre Berufspflicht, nicht als allgemeine Christenpflicht zu Recht (vergl. S. 630). Freilich hat ja schon Zinzendorf, der diesen Gedanken des „Jüngertums“ oder „Streitertums“ für das Evangelium wieder belebte, sich deshalb den ungeheuerlichen Vorwurf des „doppelten Christentums“ katholisirender Art oder der „Berufsuntreue“ gefallen lassen müssen, nur weil man seinen Evangelistenberuf nicht in die starre Schablone eines abstrakten Berufsgedankens zu pressen vermag. Aber es läßt sich mit aller Gewalt der Unterschied, den schon Jesus machte, nicht wegschaffen, daß er seine Anhänger im allgemeinen in ihrem bürgerlichen Beruf ließ, aber für einen kleinen Kreis gleichsam die „Berufslosigkeit“ im bürgerlichen Sinne zum Beruf machte. Damit hat er das Vorbild aller besondern Berufsarbeit im Dienste des Evangeliums aufgestellt. Wenn nun das Diakonissentum als ein Zweig dieser kirchlichen Berufsarbeit seine besondre „Last“ und seinen besondern „Frieden“ hat, wie es von D. Baur so meisterhaft angedeutet worden ist

*) Vgl. zur Sache den Vortrag von Julius Disselhoff auf dem Wittenberger Luthertag 1883: „Die weibliche Diakonie, eine Tochter der Predigt von der freien Gnade, keine Nachahmung römisch-katholischer Institutionen.“ (Abgedruckt in den Festreden des Tages bei Herrosé, Wittenberg; auch einzeln erschienen im Verlag des Kaiserswerther Diakonissenhauses.)

(S. 602), so lasse und mehre man doch unsrer evangelischen Frauenwelt die Freude an diesem Beruf, die so vielen Diakonissen aus den Augen leuchtet. Uns scheint es nicht gerade ein „großartiger Beweis von selbstloser Opferwilligkeit“ (S. 628) der evangelischen Frauenwelt, daß so viel schätzbare Kraft brach liegt; im Gegenteil würden wir es vielmehr für „ein Zeichen gesunden protestantischen Geisteslebens“ (a. a. O.) erachten, wenn Luthers Wort in der „Freiheit eines Christenmenschen“ in unsrer Mädchen- und Frauenwelt mehr praktische Nacheiferung erweckte: „Siehe, also fließt aus dem Glauben die Liebe und Freude im Herrn, und aus der Liebe ein fröhlicher, williger und freier Sinn, dem Nächsten zu dienen freiwillig und umsonst.“ R K

Zur Abwehr

Herr P. Hafner hat in dem Aufsatz „Die Seelsorge an Geisteskranken“ in Nr. 35 und 37 dieses Blattes meine Person in einer Weise angegriffen, daß die verehrliche Redaktion es mir nicht verwehren wird, darauf mit kurzen Worten zu antworten.

1. Ich habe gesagt, die Konferenz der Irrenseelsorger erstrebe als letztes Ziel die Verkirchlichung der Fürsorge für Irre, namentlich wünsche sie, daß die Irrenanstalten unter geistlicher Leitung stünden, um so mehr, als die ärztliche Thätigkeit bei der Geisteskrankheit doch nur beschränkte Bedeutung habe. — P. Hafner bezeichnet das als eine „grundlose Verdächtigung.“ Ich bestreite ihm das Recht, mir einen solchen Vorwurf zu machen. Die Konferenz ist für das verantwortlich, was auf ihr gesprochen wird; wenn die Führer deutlich genug die Richtung bezeichnen, die die vorliegenden Bestrebungen nehmen sollen, so darf man behaupten, daß die Konferenz, wenn sie nicht widerspricht, dem zustimmt. Auf der ersten Konferenz (Erster Bericht, S. 24) sagte P. v. Bodelschwingh: „Ich erachte es als das erwünschte letzte Ziel, daß die Kirche selbst durch die freie christliche Liebesthätigkeit sich der Irren annimmt, selbst Heilanstalten baut und die ärztliche Hilfe nur so weit in Anspruch nimmt, als dieselbe für die mit den Seelenkrankheiten verbundnen leiblichen Krankheiten nötig ist.“ Der Vortragende will den Anfang mit „Hoffnungslosen“ machen, setzt aber hinzu, daß die Kirche dasselbe Ziel bei heilbaren Geisteskranken zu erstreben habe. Er muß das, weil nach seiner Anschauung der Arzt die eigentliche Geisteskrankheit gar nicht zu heilen imstande ist. Die medizinischen Mittel, die dieser zur Hebung der Geisteskrankheit anwendet, „wirken in den meisten Fällen nur schädigend auf Leib und Seele.“ Man sieht, von welcher Wichtigkeit das psychiatrische Verständnis ist. P. Hafner verwischt den Streitpunkt geradezu, wenn er behauptet, es handle sich nicht um „Psychiatrie und Seelsorge.“ Notwendigerweise müssen ärztliche Behandlung und Seelsorge in ein verschiednes Verhältnis zu einander geraten, je nachdem man die Geisteskrankheit auffaßt. Wenn man sie durch „Dämonen“ bewirkt sein läßt, so ist der Arzt auf diesem Gebiete machtlos, und der Seelsorger tritt an seine Stelle. Es hilft nichts, daß P. Hafner sich in seiner Theorie gegen üble Folgerungen etwas gedeckt hat, indem er die Dämonen im Unterschied von dem persönlichen Teufel zu einer Art halb unpersönlicher geistiger Kräfte macht, denen die ärztliche Kunst doch noch beikommen könne. Seine Theorie über die dämonologische Ursache des Irreseins muß ihn zu ähnlichen praktischen Folgerungen führen, wie sie P. v. Bodelschwingh deutlich genug vorgetragen hat.

2. P. Hafner erklärt es für „betrübend,“ daß ich behaupte, man könne an den auf der Konferenz zu Tage getretnen Bestrebungen erkennen, wohin die orthodoxe Partei in unsrer evangelischen Kirche steure und welches ihre letzten Ziele seien. Ich bringe dadurch — so behauptet er — die Konferenz „in Verruf.“ Ich weiß wohl, daß bisher auch Geistliche, die nicht der orthodoxen Richtung angehören, an der Konferenz teilgenommen haben. Trotzdem dürfte der Grundzug in deren Bestrebungen in Uebereinstimmung mit den Zielen der Orthodoxie liegen. Diese sind durch einen katholisirenden Kirchenbegriff bedingt, der nicht anerkennt, daß das Reich Gottes weitere Grenzen hat als die Kirche, und daß dieser letztern Aufgabe ist, auch über das Kirchentum hinaus allen sittlichen Bestrebungen, die dem Reiche Gottes zu gute kommen, zu dienen. Evangelisch richtig gedacht ist es, daß der Staat alle Bestrebungen, die ihn nicht nur als Rechtsgemeinschaft darstellen, sondern auch als eine sittliche Gemeinschaft, in seine Hand nimmt; die Kirche hat ihm dabei auf ihrem Gebiete zu dienen. Kirchliche Irrenanstalten wären daher ein Anachronismus. Aber man lese, wie P. v. Bodelschwingh die Anstalten ansieht, die nicht „kirchlich“ sind. Da handeln überall „Kinder der Welt“; diese sind ja nicht imstande, mehr als nur Aeußerliches für den Leib zu leisten. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die zu Grunde liegenden Anschauungen wenig evangelisch sind. Indessen bringe ich dadurch — so bemerke ich Herrn P. Hafner — die Konferenz noch nicht „in Verruf,“ daß ich das thatsächlich Vorliegende einfach ausspreche. Im Gegenteil, bei der heutigen kirchlichen Strömung dürfte das eine Empfehlung der Konferenz sein, daß sie orthodoxen Tendenzen folgt.

Ich möchte daher Herrn P. Hafner bitten, sich derartiger Beschuldigungen, wie er sie in oben genanntem Artikel gegen mich vorgebracht hat, zu enthalten, da sie weder geziemend sind noch Berechtigung haben.

Frankfurt a. M. Teichmann

Verschiedenes

(Die Schloßkirche zu Königsberg und die Jubelfeier ihres dreihundertjährigen Bestehens) Am 9. Juli fand zu Königsberg i. Pr. ein Fest statt, das weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus Interesse beanspruchen dürfte: eine Gedenkfeier zur Erinnerung an die vor dreihundert Jahren erfolgte Einweihung der Schloßkirche. Zugleich sollte die auf Kosten der Königlichen Schatulle sehr geschmackvoll erneuerte und insbesondre mit einer neuen Orgel ausgestattete Kirche in feierlichem Eröffnungsgottesdienst ihrer Bestimmung zurückgegeben werden.

Nur wenige Leser werden dieses ehrwürdige Gotteshaus, dessen Name so eng mit der Geschichte Preußens verknüpft ist, aus eigner Anschauung kennen. Es bildet einen Teil des Schlosses, das, im Mittelpunkt Königsbergs an der Grenze der Ober- und der Unterstadt gelegen, weithin das Pregelthal beherrscht. Drei mächtige Türme flankiren den ausgedehnten, einen geräumigen Hof umschließenden, länglich viereckigen Gebäudekomplex, während der vierte Eckturm dem sogenannten Schlüterschen Pavillon hat weichen müssen, einem hochaufstrebenden Bau, dessen heitere, im Barockstil gehaltene Fassade nicht recht zu dem Gesamtcharakter des Schlosses stimmen will, das im allgemeinen einen ernsten, ja in seinen noch aus der Ordenszeit stammenden Teilen düstern Eindruck macht. Die Kirche nimmt die ganze eine Schmalseite des Schloßvierecks ein. Neben ihr steigt aus der einen Ecke des Hofes der reich gegliederte gotische Kirchturm empor, der weithin sichtbar das ganze Schloß krönt. Nach alter, schöner Sitte schallen täglich vormittags und abends von der Galerie dieses Turmes die feierlichen Klänge eines Chorals herab in das Getriebe der Stadt. Tritt man durch eins der beiden Portale, die vom Hofe aus in die Kirche führen, ein, so fallen wohl jedem Besucher zuerst die zahllosen bunten Wappen- und Namensschilder auf, die allenthalben Wände, Säulen und Empore bedecken. Sie sind zu Ehren der verstorbnen Ritter vom Schwarzen Adlerorden angebracht und gereichen der Kirche zu besonderm Schmucke. Vier achteckige Säulen teilen das Innere in zwei Schiffe, die nicht in einen Chor ausmünden, sondern durch glatte Giebelflächen abgeschnitten sind. Die Decke bildet ein flaches, zierliches Netzgewölbe. An der Mitte der einen Breitseite befindet sich der Altar, darüber die Kanzel; gegenüber, aus den Emporen etwas hervorspringend, die Königliche Loge. Die Orgelbühne erhebt sich neuerdings an der Giebelseite rechts vom Altar. — Im allgemeinen macht die Kirche in ihrem schmucken hellgrauen, goldverzierten Gewande einen überaus freundlichen Eindruck.

Am 1. Januar waren es dreihundert Jahre, seitdem dieses Gotteshaus, von dem damaligen Verweser des Herzogtums Preußen, dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach und Bayreuth erbaut, feierlich eingeweiht wurde, und nur zufällige Umstände haben die Innehaltung dieses Jubiläumstermins unmöglich gemacht.*) Die alte Schloßkirche, die noch aus der Ordenszeit stammte, war 1584 wegen Baufälligkeit abgebrochen worden. An ihr war u. a. Paul Speratus Hofprediger, der Dichter des Liedes: „Es ist das Heil uns kommen her,“ einer der Reformatoren des Herzogtums Preußen. Aus der langen Reihe der Geistlichen, die an der jetzigen Kirche gewirkt haben, seien hier nur zwei genannt, Johann Jakob Quandt (1721—72), verdient um die Verbesserung des Schulwesens in Preußen, der Herausgeber eines noch heute viel gebrauchten Gesangbuchs, und vor allem Ludwig Ernst Borowski (1815—31), bekannt besonders durch das Vertrauensverhältnis, in dem er zu Friedrich Wilhelm III. und seiner edeln Gemahlin, der Königin Luise gestanden hat. Wenn man die Namen der Männer nennt, denen Preußen seine Wiedergeburt vornehmlich verdankt, so sollte auch Borowski nicht vergessen werden, der wie wenige dazu beigetragen hat, daß jene Leidensjahre ihre herrlichste Frucht haben zeitigen können: die Belebung und Erstarkung des religiösen Sinnes in unserm Volke. Freimütig wies Borowski, hochbegabt als Prediger, ausgezeichnet als Charakter, auf die Sünden des Volkes hin, eindringlich mahnte er zur Umkehr und zur festen Zuversicht auf Gott. Mit Recht nannte ihn sein König „einen Propheten des Alten und einen Apostel des Neuen Testaments,“ und wahrhaft fürstlich waren die Erweise des Vertrauens und der Dankbarkeit, mit denen er ihn überschüttete. Schon 1812 war Borowski, damals Prediger an einer der städtischen Kirchen, zum Generalsuperintendenten ernannt worden. 1815 berief ihn der König zum Oberhofprediger an der Schloßkirche. 1816 verlieh er ihm den Titel eines Bischofs, 1829 sogar eines Erzbischofs der evangelischen Kirche, und im folgenden Jahre endlich schmückte er ihn unter Erhebung in den Adelsstand mit dem höchsten preußischen Orden, dem Schwarzen Adlerorden.

Die eigentliche Bedeutung der Schloßkirche beruht indes weniger auf der Trefflichkeit der Männer, die auf ihrer Kanzel standen, als auf ihrer Beziehung zur preußischen Geschichte. Sie ist bekanntlich die preußische Krönungskirche. Am 18. Januar 1701 setzte Friedrich III. sich und seiner Gemahlin im Audienzsaale des Schlosses die Königskrone aufs Haupt und begab sich darauf in feierlichem Zuge nach der Kirche. Hier verließ er seinen Thron, legte Krone und Szepter ab und kniete vor dem Altar nieder; darauf erfolgte die Salbung an der Stirn und dem Puls der beiden Hände durch den Oberhofprediger Ursinus v. Bär aus Berlin, worauf dieselbe Zeremonie an der Königin wiederholt wurde. So waren die Krönung und der kirchliche Weiheakt aufs

*) Die folgenden historischen Notizen sind der auf eingehendem Studium beruhenden Festschrift zur 300jährigen Gedächtnisfeier der Einweihung der Königlichen Schloßkirche in Königsberg i. Pr. am 9. Juli 1893 von D. H. Pelka, Königlichem Konsistorialrat und Hofprediger, entnommen. (Königsberg, Ostpreußische Zeitungs- und Verlagsdruckerei, 1893, Preis 20 Pfge.)

schärfste von einander getrennt; daß die Salbung nicht voranging, sondern nachfolgte, drückt, wie Ranke*) mit Recht bemerkt, eine Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen aus, wie sie vielleicht bei keiner andern Krönung weder früher noch auch später hervorgetreten ist.

Ueber hundertundfünfzig Jahre sind dann verflossen, bis wieder eine ähnliche Feier in der Schloßkirche stattfand. Wir übergehen die mannigfachen, geschichtlich bedeutsamen Ereignisse, die sich in der Zwischenzeit in Königsberg abspielten, und deren stummer Zeuge die Kirche gewesen ist. Am 18. Oktober 1861, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, dem Geburtstage seines Sohnes, setzte sich König Wilhelm I. an demselben Altare, an dessen Stufen seine Mutter, wie sie selbst berichtet, für Preußens Rettung gebetet hat, die Krone auf. Es schien ihm, nachdem unter Friedrich Wilhelm IV. die neue Verfassung gegeben war, von Wichtigkeit, die Krönungsfeier wieder einzuführen, und er bestimmte die Schloßkirche zu Königsberg zur Krönungskirche. Es muß nach dem Berichte der Augenzeugen eine wahrhaft erhebende Feier gewesen sein. Nach der Predigt, die Generalsuperintendent Oberhofprediger D. Hoffmann aus Berlin hielt, wurden unter dem Gesange der Gemeinde die Königlichen Insignien auf dem Altare niedergelegt. Der König verrichtete darauf ein stilles Gebet, stieg dann, mit dem Krönungsmantel geschmückt, die Stufen des Altars empor, nahm die Krone und setzte sie sich, während draußen die Kanonen donnerten, aufs Haupt. Darauf ergriff er nacheinander das Szepter, den Reichsapfel und das Reichsschwert. Jeden dieser Akte begleitete der konsekrirende Geistliche, Oberkonsistorialrat Hofprediger D. Snethlage aus Berlin, mit einem kurzen, passenden Gebetsworte. Nachdem die Zeremonie beendet war, wandte sich der König der Gemeinde zu, und der assistirende Geistliche, Feldpropst Hofprediger D. Thielen, begrüßte den Gekrönten mit den Worten: „Heil dem Könige! Dein sind wir, mit Dir halten wir es! Friede sei mit Dir! Amen! Und alles Volk sage Amen!“ worauf die Gemeinde, alle ihre Gelübde und Gebete in dem einen Worte zusammenfassend, mit Amen antwortete. Hierauf vollzog der König die Krönung seiner Gemahlin. Er war von der ganzen Feier auf das tiefste ergriffen, und welche Gedanken und Empfindungen ihn in dieser Stunde beherrschten, das bezeugen die schlichten Worte, die er nachher an die anwesenden Landtagsmitglieder und Stände richtete: „Da die Krone nur von Gott kommt, habe ich durch die Krönung an geheiligter Stätte bekundet, daß ich sie in Demut aus Seinen Händen empfangen habe.“**)

Es war zu erwarten, daß unser Kaiser an dem Jubiläum einer Kirche, die eine solche Bedeutung für Preußen und die Hohenzollern besitzt, ein besondres Interesse nehmen würde, und so hatte er denn, da er verhindert war, persönlich der Einladung zur Teilnahme an dem Feste Folge zu leisten, den Oberburggrafen und Generaladjudanten, General der Kavallerie Grafen v. Lehndorff mit seiner Vertretung beauftragt. Die Feier beschränkte sich auf einen Festgottesdienst, der unter regster Beteiligung aller Kreise einen erhebenden Verlauf nahm. Zunächst vollzog Generalsuperintendent Hofprediger Poetz die Weihe der neuen Orgel, deren mächtige Akkorde darauf das Gotteshaus zum erstenmal durchbrausten. Die Liturgie las Konsistorialrat Hofprediger D. Pelka: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen, — siehe, ich mache alles neu, — ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende“ — das waren die leitenden Worte, die die Epistel (Offenb. 21, 1—7) der Festversammlung zurief. Gleich ausgezeichnet durch die Kraft der Gedanken wie durch die Schönheit der Form war die Predigt, in der Generalsuperintendent Poetz die Bedeutung des Tages feierte.***) Er legte das Wort zu Grunde, das über dem Hauptportale des Schlosses als Devise aufgezeichnet steht: Turris fortissima nomen Domini, der Name des Herrn ist ein festes Schloß; der Gerechte läuft dahin und wird beschirmt (Sprüche 18, 10). — „Der Name des Herrn ist unser Heil und unsre Zuversicht,“ dies ist das Loblied der Vergangenheit, es sei das Bekenntnis der Gegenwart und unser Vermächtnis an die Zukunft, — so lauteten die Hauptgedanken der von edelster Begeisterung getragnen Predigt, die allen, die sie gehört haben, unvergeßlich sein wird. Mit der Verlesung der Schlußliturgie durch Militäroberpfarrer Thiel erreichte der Festgottesdienst, dessen einzelne Teile durch sehr geschickt ausgewählte Chor- und Gemeindegesänge verbunden wurden, sein Ende.

Die Feier verlief ohne besondern äußern Prunk, aber ergreifend durch die Macht der Sprache, die die Geschichte dieser Kirche zu uns redet. Welch eine gewaltige Predigt, wenn die Helden der Vergangenheit, jene glaubensstarken Männer, die an dieser Stätte Gottes Wort verkündeten, die Fürsten, die hier ihre Krone niederlegten, um sie aus Gottes Hand wiederzunehmen, sich erheben und Zeugnis ablegen von dem, was sie in diesem Gotteshaus bekannt und erlebt haben; wenn sie zu uns reden von dem Einen, was not thut und was bleibt in allem Wechsel der Zeiten! Durch tausend Kanäle hat sich der Segen Gottes von dieser Kirche aus durch drei Jahrhunderte weit über Stadt und Land, Volk und Fürstenhaus ergossen. All die wechselvollen Schicksale des preußischen Staates fanden hier ihr Echo in heißem Flehen zu dem Herrn und in jubelndem Dank für seine Hilfe. Nach alter Sitte halten

*) Neun Bücher Preußischer Geschichte, I, S. 108.

**) v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I., Bd. II, S. 395.

***) Die Predigt ist inzwischen im Druck erschienen: Festpredigt zur 300jährigen Jubelfeier der Schloßkirche zu Königsberg i. Pr. am Sonntag den 9. Juli 1893 von H. Poetz, Generalsuperintendenten und erstem Hofprediger. (Königsberg, Ostpreußische Zeitungs- und Verlagsdruckerei, 1893. Preis 30 Pfge.)

die meisten städtischen und Provinzialvereine, die sich die Ausbreitung des christlichen Glaubens, die Pflege und Erhaltung evangelischen Lebens, die Linderung äußerer und innerer Not zur Aufgabe gemacht haben, in dieser Kirche ihre Jahresfeste ab. Fast alle Geistlichen Ostpreußens, soweit sie aus dieser Provinz stammen, sind an dem Altare der Schloßkirche für ihr Amt eingesegnet worden. So bildet dieses Gotteshaus einen Mittelpunkt für das kirchliche Leben in Stadt und Land, und die Jubelfeier seines dreihundertjährigen Bestehens gestaltete sich zu einem Dankfest der ganzen evangelischen Bevölkerung Ostpreußens. Möchte Gott, der so viel Segen von dieser Stätte hat ausgehen lassen, sich auch zu dieser Feier bekennen und die Gebete erhören, die eine dankerfüllte Gemeinde für Volk und Fürstenhaus zu seinem Throne hat aufsteigen lassen! A L

(Hefte zur Christlichen Welt) Nr. 4: Worum handelt es sich in dem Streite um das Apostolikum? Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. 40 Pfg.

Der bekannte Erlaß der drei hessischen Generalsuperintendenten und die daran sich anschließende kirchliche Bewegung haben dieses Schriftchen Herrmanns in den Vordergrund besondern Interesses gerückt. Der erste Teil, ein erweiterter Abdruck des Aufsatzes Herrmanns „Cremer gegen Harnack“ in Nr. 50 des vorigen Jahrgangs der Christlichen Welt, trägt gegenwärtig die Ueberschrift: Das Apostolikum und der evangelische Christ. Wir dürfen ihn hier außer Betracht lassen. Der zweite Abschnitt ist überschrieben: Das Apostolikum und die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen. Genauer giebt er die Antwort auf die Frage nach den Bedingungen, an die die Zulassung des Theologen zum geistlichen Amte zu binden ist. Um die Haltlosigkeit der gegenwärtig von den Kirchenregimenten bei der Bekenntnisverpflichtung der Theologen geübten Praxis zu erweisen, giebt Herrmann eine Kritik des Erlasses des preußischen Oberkirchenrats vom November 1892. Dies ist wohl der reizvollste Teil seiner Schrift. Mit beißender Ironie, aber treffender Wahrheit faßt Herrmann sein Urteil über jenen Erlaß in die Worte zusammen: „Die Kirche erhält mit ihrer Regierungsmaßregel, was sie verdient.“ „In seiner schwankenden Haltung wird der Erlaß der Unklarheit der kirchlichen Zustände gerecht.“ Zur Besserung aber der gegenwärtigen Zustände will Herrmann die Wege zeigen.

Nr. 6: Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche von D. Julius Kaftan. 40 Pfge.

Es gewährt einen großen Reiz, Kaftans Schrift mit der eben besprochnen Herrmanns zu vergleichen. Sie haben beide das gleiche Ziel. Und doch sind die Wege nach dem Ziele verschiedne. Jeder hat seine Sonderart, seinen Gegenstand zu behandeln. Kaftan macht es sich zur Aufgabe, den eigentümlichen Sinn zu bestimmen, in dem der evangelische Theolog auf das Bekenntnis seiner Kirche verpflichtet wird. Es ist eine Verpflichtung auf den in den Bekenntnisschriften bezeugten Glauben, nicht auf ihre Theologie, zu der man vielmehr in manchem Stücke um des Gewissens willen in Gegensatz treten muß, eine Verpflichtung, die in unsrer evangelischen Kirche allein gemeint sein kann. Eine Seite der erörterten Frage scheint mir Kaftan jedoch nicht berührt zu haben. Es ist die rechtliche Auffassung, die man in weiten Kreisen, besonders den schlechthin konservativ genannten, von der Bekenntnisverpflichtung hegt und als notwendig fordert. Diese Auffassung ists ja gerade, die dem jungen Theologen die meisten innern Schwierigkeiten bereitet, bevor er sich zu der Ueberzeugung hindurchringt, daß eine solche Doktrin mit dem Wesen des Evangeliums und der evangelischen Kirche in Widerspruch steht, daß er sich darum vor ihr nicht zu beugen hat. Aber wir wollen nicht vergessen, daß diese Auffassung gestützt wird durch die bisherige geschichtliche Entwicklung, wie durch den rechtlichen Bestand unsrer evangelischen Landeskirchen. Dem Gesetz nach hat der Staat die Pflicht, darüber zu wachen, daß das Bekenntnis von den Dienern der Landeskirche als statutarische Norm beobachtet werde. Daß es dem Prinzip nach so in unsern evangelischen Landeskirchen steht, ist die Folge der unseligen Verquickung von Kirche und Staat, Recht und Religion. Wenn aber gleichwohl der Staat in Wirklichkeit bei der Bekenntnisverpflichtung der Theologen die Zügel nicht zu straff spannt, so ist das eine Konnivenz, die notwendig sein mag, die aber doch charakterlos und durch das Gesetz nicht begründet ist. Kann doch der Staat auch wiederum in einem gegebnen Falle die Notwendigkeit für geboten erachten, den rechtlichen Charakter der Bekenntnisverpflichtung in all seiner Schärfe zu betonen. Aus dieser Lage muß unsre Kirche befreit werden, wenn es besser mit ihr werden soll, wenn insbesondre die Bekenntnisverpflichtung ihrer Diener die Bedeutung bekommen soll, die die einzig mögliche, weil evangelische ist.

Nr. 8: Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er? Ein Beitrag zum dermaligen Streit von L. Clasen, Pfarrer. 40 Pfge.

Clasens Absicht ist, die Bedeutung des Prädikats der Gottheit zu erklären, wenn wir es im rechten biblisch-evangelischen Sinne auf die Person Jesu übertragen. Mit großer Klarheit und wohlthuender Wärme zeigt er den Weg, der zum rechten Verständnis der Gottheit Jesu führt. Scharf zieht er die Grenzlinie zwischen der Art, wie die traditionelle Dogmatik das Wesen der Gottheit Jesu bestimmt und zu deren Verständnis Anleitung giebt, und der rechten evangelischen Methode, die Jesus selbst anwendet, um die Seinen zur Erkenntnis dessen zu führen, was er ist. Besonders Laien ist Clasens Schrift zu empfehlen. Sie können sich dadurch über die schwebende christologische Frage gut orientiren. Vom theologischen Standpunkte aus geurteilt habe ich an Clasens Schrift auszusetzen, daß sie ein wesentliches Stück der Aufgabe ungelöst läßt. Wenn ich nachweisen will, Jesus ist mein Gott, so genügt es nicht, nur darauf hinzuweisen, daß das innere Heilandsleben Jesu, das mich ergreift, überwältigt, erlöst, und zwar dieses allein mich zum Bekenntnis

der Gottheit Jesu zwingt — ich habe vielmehr nun erst die Pflicht, dieses innere Leben zu schildern oder wenigstens den Versuch zu unternehmen, in größten Zügen den eigentümlichen Charakter und das wunderbare Seelenleben Jesu zu zeichnen. Ich muß das Bild selbst sehen, um den Charakter einer Person zu erkennen, der Rahmen des Bildes dient mir dazu nicht. Ich meine, wir überwinden entschiedner und leichter die traditionelle Metaphysik in der Christologie, wenn wir konkret Jesus schildern, wie er war, als wenn wir nur allgemein über ihn reden. Wenn wir uns mehr auf die Lösung dieser Aufgabe beschränken wollen, so erreichen wir vielleicht auch dies, daß man klarer erkennt, wie wenig gerade an dem Prädikate der Gottheit für Jesus liegt, das ja in der heiligen Schrift selbst außerordentlich zurücktritt. Meine Ueberzeugung ist es übrigens, wir sollten es um der Klarheit der Sache willen im theologischen Streite mehr zurückstellen, als es geschieht, obwohl ich prinzipiell gegen seinen Gebrauch damit mich nicht ausgesprochen haben möchte. F G

(Unwissenheit ist nicht Unschuld) Allen Müttern und Erzieherinnen gewidmet von Marie Fischer geb. Lette. Hamburg, 1892, Bruer u. Co. 111 S. 80 Pfge.

Ein Blatt, das in seiner ersten Probenummer für Björnsjerne Björnsons Thomas Rendalen Anerkennung und Zustimmung hatte, wird dankbar auch das Wort einer ehrwürdigen, frommen, einsichtigen und von lauterer Menschenliebe durchdrungnen Frau begrüßen, wenn sie in so ernster Sache die gleiche Wahrheit predigt: „Unwissenheit ist nicht Unschuld." Je weniger wir uns auf die Konsequenzen, Voraussetzungen und Schwierigkeiten dieses Satzes hier einlassen können, desto lieber verweisen wir an das Büchlein alle, die es angeht. Daß die Verfasserin beiläufig von allerlei redet, was nicht im engsten Zusammenhang mit dem Thema steht, schadet nichts. Den weiter Fragenden giebt sie Fingerzeige, und wem die nicht genügen, dem wird sie gern persönlich Auskunft geben; der Herausgeber d. Bl. ist bereit, Briefe an sie zu vermitteln. R

(Der Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands) Vortrag gehalten zu Berlin im Allgemeinen deutschen Verein am Mittwoch den 30. März 1892 von Ernst Rudorff, Professor an der Königlichen Hochschule für Musik in Berlin. Verlag des Allgemeinen deutschen Vereins, Berlin W 57, 1892. (29 Seiten.)

Dem eifrigen Vorgehn des Herrn Verfassers haben wir es mit zu verdanken, daß ein seitens der modernen Kultur wider die Majestät unsers herrlichen Bodethals beabsichtigtes schnödes Attentat rechtzeitig vereitelt worden ist, indem einer Nordhäuser Firma, die den Roßtrappenfelsen durch einen hotelmäßigen Fahrstuhlaufzug verunzieren wollte, schließlich die Genehmigung der Regierung versagt wurde.

Der sehr lesenswerte und geistvolle Vortrag dient den löblichen Zwecken des „Allgemeinen deutschen Vereins" zur Pflege deutschen Volkstums. Möchte das Schriftchen ihm recht viele neue Mitglieder werben! H=Sch

Zur Beachtung

Angesichts des Quartalwechsels bitten wir um freundliche Erneuerung der Bestellung.

Die Verlagsbuchhandlung — Der Herausgeber

Quittung

Für die Aussätzigen in Sibirien: 5 Mark durch Pfarrer Blind in Bönnigheim.

Für die Gemeinde Hütte bei Schwarzwasser (W.-Pr.): 5 Mark von G G in B; 30 Mark von M H P.

Für den Gustav-Adolf-Verein: 3 Mark aus Langenholzhausen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 38 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Adolf Heß,
Pastor in Poppenbüll bei Garding in Schleswig-Holstein,
Emilie Heß,
geb. Nielsen aus Flensburg
Vermählte.
1. September 1893.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig
Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche,** staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Althaus, P. Die hist. und dogm. Grundlagen der luth. Taufliturgie. Erweiterter Vortrag. Mk. 1.50.

Freybe, O. S. Unsere Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche. Vortrag 1893. 60 Pfg.

Gelpke, Th. P. Predigt über 1. Tim. 6. 12 zur Eröffnung d. Hannov. Pfingstkonferenz. 25 Pfg.

Heinr. Feesche,
Hannover.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Erschienen sind bis jetzt:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kl. Katechismus.** Fragen u. Vorschläge v. Prof. Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	36
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valdo**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Veit & Comp. in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 39 Leipzig, den 21. September **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Erinnerungen aus Bremen — Die neue Agende für die preußische Landeskirche: 3. Die kirchlichen Handlungen (Schluß) — Unsre Stellung zur Sozialdemokratie: 5. Die Verdienste der Sozialdemokratie; 6. Das Problem der Sozialdemokratie — Verschiedenes: Die Konferenz deutscher evangelischer Irrenseelsorger; Der Gedanke einer göttlichen Offenbarung; Bonifazius VIII. Bulle Unam sanctam; Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins — Zur Nachricht — Zur Beachtung — Anzeigen

Erinnerungen aus Bremen*)

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus," so klang die Weise, die zwar nicht die Bremer Stadtmusikanten, aber doch die Musiker des Norddeutschen Lloyd zum Abschiede aus Bremerhaven uns nachbliesen. Was soll ich vom Feste melden? fragte ich halb im Scherz, halb im Ernst einen der Genossen. — Fangen Sie gleich mit einem Vergleich der deutschen Hansa und des Gustav-Adolf-Vereins an, war die Antwort. Nun, das Thema einmal gestellt, hieße es den Leser beleidigen, wollten wir es weiter ausführen. Doch war es erfreulich, wie die Bedeutung Bremens den Gästen in freier und gebundner Rede allzeit gegenwärtig erhalten wurde. Professor Nippold, der Kirchenhistoriker, erinnerte an Ansgar und Adam von Bremen, an den Kampf zwischen Stadt und Erzbischof, an Heinrich v. Zütphen. Der Dichter der Gustav-Adolf-Städte Pfarrer Frick aus Zürich mahnte:

Denkt Adalberts, des Kirchenfürsten, Zeiten,
Der lang des jungen Königs kluger Rat;
Ein nordsches Rom selbst plant er zu bereiten,
Doch fehlte Demut, drum die Kraft zur That;
Er lehrte Heinrich nie die Lüste zähmen:
So sank das Reich und mit das Bistum Bremen!

Aber dann konnte er auch rühmen:

Nie ließ den protestantschen Geist sich lähmen
Seit Luthers Zeit die freie Reichsstadt Bremen!

Eben dies hat D. Fricke in seiner Erwiderung auf die Begrüßung durch Bürgermeister Lürmann ausgeführt:

Wer einmal nur hineingesehen hat in die Geschichte Bremens, der wird wissen, daß diese 1522 schon mit Stolz und Selbstbewußtsein für das Evangelium eingetreten ist gegen den Kaiser, gegen den Erzbischof Christoph, gegen das Reichskammergericht, gegen den deutschen Rechtsstaat und sich später als ein Glied der evangelischen Freiheit aufrecht erhalten hat. Wir müssen in der ganzen evangelischen Kirche dem evangelischen Bremen danken. Als im Jahre 1525 Luther seine Augen umherblicken ließ, da fielen sie insonderheit auf Bremen. Hierher hat er den herrlichen Brief gesandt über Heinrich v. Zütphen, einen Märtyrer evangelischen Glaubens, wie ihn jemals nur eine christliche Kirche gehabt hat. Hierher hat Luther sein Trostschreiben gerichtet. Und sein letztes Schreiben, vielleicht überhaupt das letzte, das er abgefaßt hat, ist nach Bremen gerichtet worden. Als er am 13. Januar 1546 seinen Wagen in Wittenberg bestieg, um nach Eisleben zu reisen, da schrieb er hierher an seinen alten treuen Freund, den Propst Jakob am Dome. Und in dem Archiv der Stadt Danzig liegt auch ein Brief von dem Freunde Luthers, dem Mitreformator Bugenhagen, in einer Sache des Streits, die nachher große Verwirrung auch über Bremen gebracht hat, die Abendmahlsfrage. Er rief zum Frieden, zu dem wir vorhin hier so schön gemahnt worden sind, er rief zum Vergessen der innern Streitigkeiten in unsrer evangelischen Kirche, wenn nur der Kern unsers evangelischen Glaubens bewahrt werde. Er rief dazu, den Streit zu begraben in unsrer eignen Mitte gegenüber dem gemeinsamen Feinde, den Streit, den wir begraben dürfen und müssen, wenn wir nicht unterliegen sollen, und den wir Gott sei Dank begraben haben in unserm Gustav-Adolf-Verein. An dem alten Ansgarithor dieser Stadt stand das schöne Wort: Justitia et pace crescit respublica, pietate conservatur; concordia confirmat, discordia atterit rempublicam. Und wie nach diesen Worten durch die Gerechtigkeit und den Frieden der Staat wächst, so thut es auch, wie wir hinzufügen wollen, die Kirche.

Erinnerte der zweite Festprediger an die Tage des schmalkaldischen Krieges, da zu ehrenvollem und ruhmreichem Gedächtnis die Bürger dieser Stadt der kaiserlichen Belagerung standhaft Trotz boten und der bei Drakenburg erfochtene Sieg der einzige den protestantischen Waffen beschiedne war, so erzählte ein von Divisionspfarrer Dr. Trepte aus Rendsburg verfaßter Festartikel des Bremer Kourier, wie später Tilly mit starkem Heere in das Gebiet von Bremen eingerückt sei, um auch die Nordseeküste in seine Gewalt zu bekommen.

Lange Zeit belagerte er sie; nur der Wachsamkeit und Thatkraft ihrer Bürger hatte sie es zu verdanken, daß der feindliche Feldherr sich in respektvoller Entfernung von den Bremer Stadtmauern hielt. . . . Gleichwohl, auch in Bremen wurde am 4. Oktober 1629 das Restitutionsedikt Kaiser Ferdinands an das Rathaus angeschlagen, und nun sollten, wie in Verden, Stade und Buxtehude bereits geschehen war, sämtliche Kirchen mit Ausnahme einer kleinen Kapelle den Katholiken wieder eingeräumt werden. Mutig weigerte sich der Rat solchem Ansinnen gegenüber, hin und her flogen Boten und Gesandte, die mit dem Kaiser verhandeln sollten, aber je mehr unterhandelt wurde, um so größer wurde der Zorn des Kaisers gegen die glaubenstreue Stadt.

Auch hier wurde Gustav Adolf der Retter.

D. Rogge wiederum wies darauf hin, wie es in Bremen nie an aufrichtigen Zeugen von der freien Gnade Gottes gefehlt habe: er nannte Friedrich Adolf Lampe, Joachim Neander, Menken und Dräseke, Krummacher und Mallet. Bremen ist die Stadt des ausgeprägten reformirten Bekenntnisses geworden. Ist sonst bei diesen Festen oft Ursache gewesen, über ein Uebermaß ausgedehnter und zeitverschlingender liturgischer Zieraten zu klagen, so trat hier nach dieser Richtung eher eine gewisse Aermlichkeit zu Tage.

Schon beim ersten Begrüßungswort war von Konsul Johann Anton Adami die Verbindung Bremens mit dem Gustav-Adolf-Verein berührt worden: gleich nach der konstituirenden Versammlung in Frankfurt a. M. ist schon 1843 der Bremer Hauptverein gegründet worden; 1856 tagte hier die Hauptversammlung und wurde die Gustav-Adolf-Statue auf der Domsheide geweiht, gleich darauf auch der Gustav-Adolf-Frauenverein gegründet, auf den folgenden Tages der Festprediger sein eignes Textwort noch einmal anwenden konnte: daß jener mehr gearbeitet habe als sie alle; in der That stehen dessen Leistungen an der Spitze der Frauenvereine. Dazu konnte der Ramsauer Pastor Hilpert in seinem Vortrage über die obersteirische Diaspora mitteilen, wie durch Familienbeziehungen eines Ramsauer Pfarrers mit der Bremischen Familie Gildemeister der Gemeinde Schladming große Wohlthat erwachsen sei. Auch jetzt prangte in dem durch Grün und schlanke Tannen prächtig geschmückten Dome, der die gottesdienstliche Feststätte darbot, ein reicher Gabentisch, zu dem aber auch außer andern der braunschweigische Hauptverein mancherlei beigetragen hatte.

*) Da die nächste Nummer zur Begrüßung des in Dortmund stattfindenden Kongresses für innere Mission bestimmt ist und also ihren besondern Inhalt verlangt, mußten wir in der heutigen Nummer die sehr umfangreichen Schlußartikel über die preußische Agende ganz bringen. Der Raum wurde dadurch so beengt, daß wir uns leider entschließen mußten, die fällige Schriftbetrachtung diesmal zurückzustellen. D H

Die Predigt des ersten Tages, von Stadtpfarrer Dr. Hasenclever aus Freiburg im Breisgau gehalten über Ev. Joh. 4, 35, mahnte die Versammlung: Hebet eure Augen auf voll Dankes für die Ernte, — voll Klarheit für die Erntearbeit, — voll Flehens um den Erntesegen.

Die zweite Festpredigt war die umfassendste, aber auch wahrhaft im Mittelpunkt stehende Redeleistung des Hauptfesttages. Hofprediger D. Rogge aus Potsdam hatte zum Text 1. Kor. 15, 10 auserwählt, um auszuführen, wie dieses Bekenntnis uns einerseits dem Herrn gegenüber zum demütigen Verzicht auf den Anspruch jedes eignen Verdienstes mahnt, wie es uns aber andrerseits das Recht giebt, den Menschen gegenüber das Verdienst unsers Vereins geltend zu machen.

Die Eröffnungsrede des Präsidenten D. Fricke mußte leider eine Reihe unwillkommener Vorkommnisse letzter Zeit zur Sprache bringen, von dem römischen Fanatismus am Grabe, der spricht: ich kann nicht zugeben, daß ein Protestant neben Christen begraben werde, bis zu der Rückgratlosigkeit jenes Wiener Pfarrers, dem wir es von Herzen wünschen, daß das tiefverletzte Ehrgefühl, die berechtigtste Entrüstung der protestantischen Welt und zuletzt das eigne Gewissen es ihm verbieten, sich seinen Luxemburger um den Hals zu hängen.

Schulrat Dr. Hempel hat es sich von vornherein in anerkennenswertester Weise angelegen sein lassen, den Vortrag seiner mit großem Fleiß gearbeiteten und lehrreichen Jahresberichte thunlichst kurz und lebensvoll zu gestalten. Dies ist auch heuer in sehr löblicher Weise geschehen. Und doch besteht hier, zumal die Einzelberichte, aus denen der zusammenfassende Jahresbericht schöpfen muß, in einem gewissen Umfange immer schon bekannt sind, so sehr eine Gefahr des Stereotypwerdens, daß es nichts weniger als etwa ein versteckter Angriff oder gar eine Verkleinerung des wackern Mannes mit dem feinen intelligenten Gesicht ist, wenn wir, nachdem viele Stimmen aus der Hauptversammlung in diesem Sinne zu uns gedrungen, anheimgeben, ob es nicht das Beste wäre, den Jahresbericht einfach mit knapper Zusammenfassung oder besonderer Betonung des Wesentlichen gerade des betreffenden Jahres — ohne Verlesung längerer Stellen kurzer Hand der Versammlung zu überreichen.

Hier führen wir nur an, daß die Gesamtverfügung einschließlich der bei der Zentralkasse eingegangnen Vermächtnisse, Geschenke und Kapitalzinsen im Rechnungsjahre 1891—92 betragen hat 1123956,66 Mk. An Legaten — zweiundzwanzig an der Zahl — erhielt im genannten Jahre der Zentralvorstand 36519,50 Mk.; den Vereinen fielen 132 Legate mit 319112,02 Mk. zu. Die Gesamtsumme des Vermögens der Vereine und des Zentralvorstandes beträgt 3003931,77 Mk. Kirchen und Bethäuser sind im vergangnen Jahre 27, Pfarrhäuser 10, Schulen 9 fertig geworden; 23 gottesdienstliche Gebäude, 4 Pfarrhäuser, 4 Schulen wurden zu bauen begonnen. Die Zahl der Zweigvereine beträgt jetzt 1837, die der Frauenvereine 502.

Aus der Reihe der im letzten Jahre abgerufenen hervorragenden Gustav-Adolf-Vereinsgenossen führte der Schriftführer auszeichnend diesmal nur den einzigen Teutsch an. Wieder und wieder klang dieser unvergeßliche Name durch die Versammlung hindurch, dem anwesenden Sohne das unanfechtbare Zeugnis, wie der Sachsenbischof es verstanden, sich in Altdeutschland in Herzen und Gedächtnis einzugraben. Der Gefahr, in der der deutsche Bruderstamm in Siebenbürgen sich befindet, gab des Verewigten vermutlich nächster Nachfolger Stadtpfarrer Dr. Müller aus Hermannstadt andeutenden Ausdruck, und ermutigend erwiderte der Präsident: Wahren Sie Ihre deutsche Sprache und Ihren evangelischen Glauben!

Begrüßungen überbrachten seitens des Evangelischen Oberkirchenrats Oberkonsistorialrat Döblin — der dem Gustav-Adolf-Verein das Lob gab, er sei der Kamerad, „einen bessern findst du nit," und dem der Lobspruch zurück wurde, da sei gar nichts von Leisetreterei —, seitens des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes Pastor D. Thikötter:

Wie die Engel fliegen die Grüße herüber, getragen von echter, treuer evangelischer Liebe, wechselseitig zu stärken die protestantischen Herzen. Se. Majestät der Kaiser hat im vorigen Jahre zwei deutsche Männer hinzugerufen, die alte Schloßkirche in Wittenberg mit einzuweihen. Der eine war unser verehrter und lieber Präsident, der andre deutsche Ehrenmann Graf von Wintzingerode. Diese beiden Männer vertraten einerseits den Gustav-Adolf-Verein, andrerseits den Evangelischen Bund. Von diesen beiden Vereinigungen bringt die jüngere, der Evangelische Bund, der ältern ihre Grüße und verspricht, von ihr zu lernen. Gott gebe, daß das Verhältnis beider Vereine immer so bleiben möge!

Seitens der Schweizer Hilfsvereine sprach der genannte sangreiche Züricher Pfarrer Frick, seitens des Zentralausschusses für Innere Mission Generalsuperintendent D. Erdmann aus Breslau, seitens der Diasporakonferenz Schloßprediger Schubart aus Ballenstedt.

Besonders bedeutsam mußte eine Rede erscheinen, die in der Abendversammlung verlesen, das Ohr der Zuhörer nur zum geringsten Teil getroffen hat. Schweden feierte gleichzeitig das Gedächtnis seiner Kirchenreformation, der Großherzog von Sachsen-Weimar, eingedenk des alten Ruhmes seines ernestinischen Hauses als Schutzmacht für die evangelische Kirche, der Kronprinz von Dänemark und als Vertreter des deutschen Kaisers Prinz Friedrich Leopold wohnten der Feier bei; es gingen telegraphische Grüße nach Upsala und speziell an König Oskar, dessen gehaltvolle Drahtantwort wir auch hier niederlegen:

Upsala, 11^{47} vorm.

Mit tiefer Empfindung des starken Bandes gemeinsamen Glaubens danke ich für den mich hocherfreuenden Gruß und den Beweis so brüderlicher Gefühle, die mir und dem protestantischen schwedischen Volke dadurch zu teil geworden sind. Schweden wird hoffentlich nie vergessen, daß die Wohlthat der Reformation von Deutschland uns zukam.

Oskar

Die Frage, wie der dreihundertjährige Geburtstag König Gustav Adolfs am 19. Dezember 1894 seitens des Gustav-Adolf-Vereins zu feiern sei, hat die Bremer Versammlung beschäftigt und wird hoffentlich das ganze evangelische Deutschland weiter in Anspruch nehmen. Nun befand sich in Bremen ein noch jugendlich erscheinender schwedischer Oberstleutnant a. D. Baron von Krusenstierna, der am Abend in der freien Zusammenkunft die geschichtlichen Grundlagen des Festes zu Upsala in an sich ebenso würdiger wie fesselnder Weise zeichnete. (Hoffentlich findet sich in diesen Blättern Gelegenheit, auf die schwedische Reformationsgeschichte zurückzukommen.) Er erinnerte, daß auch die Schweden Germanen seien, und wie der Kampf um das Teuerste, der Kampf für unsern Glauben und die von ihm bedingte Kultur und Gesittung, noch nicht zu Ende sei, sondern vielleicht schon in naher Zukunft aufs ernsteste wiederum bevorstehe; Gott möge walten, daß wir dann zusammenstehen. Der kommende Gedenktag Gustav Adolfs aber müsse von den protestantischen Gemeinden der ganzen Welt in feierlicher Weise begangen werden. —

Die große Liebesgabe — 18033 Mk. — ist Troppau zugefallen.

In musterhafter Weise hatte Pastor Terlinden aus Duisburg den Bericht über das Liebeswerk erstattet. Die Herzen hatte er für die äußerste Armseligkeit in Goral zu erwärmen gewußt. Das konnte kein Zweifel sein, daß dies die mitleidswürdigste der zur Wahl ausgesuchten Gemeinden war. So fielen fast alle einzelnen Stimmen auf Goral. Hätten nicht Goral und Jersitz in der Wahl nebeneinander gestanden, beides Gemeinden der so nahe verwandten Provinzen Westpreußen und Posen, so hätte geschehen mögen, daß die vereinten Stimmen, die sich nun zwischen beiden — mit achtundvierzig für Goral und fünfunddreißig für Jersitz — spalteten, den Sieg für diese nordöstliche Diaspora entschieden hätten. Nun aber kommen doch auch andre Gesichtspunkte in Betracht, und diesen Rechnung tragend fielen die Stimmen der großen Hauptvereine — achtundachtzig an der Zahl — auf Troppau.

Die Verhältnisse der Gemeinde Jersitz halten wir uns verpflichtet, hier nach einem uns vorliegenden stenographischen Berichte noch eingehender darzulegen:

Die Jersitzer Gemeinde, die noch immer von dem dritten Pfarrer der St. Pauligemeinde von Posen aus kirchlich bedient wird, hätte vielleicht noch viele Jahre auf eine Besserung ihrer kirchlichen Verhältnisse harren können, wenn sich ihr nicht von ganz unerwarteter Seite her

Hilfe gezeigt hätte. Die Zusammenziehung größerer Truppenkörper nach der Ostmark des Vaterlandes zum Schutze gegen Rußland brachte eine Vermehrung auch der Posener Garnison mit sich. Da die Posener evangelische Garnisonkirche nicht mehr ausreichte, kam der Militärfiskus auf den Gedanken, für die in Jersitz kasernirten Regimenter einen Betsaal zu bauen. Das Königliche Konsistorium hörte davon, knüpfte mit dem kommandirenden General des betreffenden Armeekorps Verhandlungen an, und das Ergebnis war ein Vertrag, nach dem der Militärfiskus einen einmaligen Zuschuß von 30000 Mk. zahlte, wogegen ihm das Recht eingeräumt wurde, allsonntäglich vor dem Gemeindegottesdienste einen Militärgottesdienst abhalten zu lassen. Die Militärverwaltung drängte auf sofortige Ausführung. Und da außerdem ein Betrag aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds von 20000 Mk., sowie ein Zuschuß von seiten des Evangelischen Oberkirchenrats im Betrage von 5000 Mk. bewilligt wurde, so ging die Gemeinde, wenn auch schweren Herzens, ans Werk und legte Mitte November vorigen Jahres den Grundstein. Die Einweihung wird Anfang des nächsten Jahres erwartet. Nun kann aber die Kirche nicht unter 75000 Mk. gebaut werden. Es fehlen demnach noch 20000 Mk. Hiervon hat die Gemeinde 10000 Mk. auf sich genommen, wodurch sich ihre Kirchensteuer um die Hälfte des seitherigen Betrags erhöht hat. Die übrigen 10000 Mk. erbittet sie vom Gustav-Adolf-Verein, dem sie bereits einen Baufonds von 2500 Mk. verdankt, der für die innere Einrichtung verwandt werden soll. Eben diese Einrichtung dürfte aber weitere 5—8000 Mk. beanspruchen, sodaß das gesamte Bedürfnis 15—18000 Mk. beträgt. Die große Liebesgabe würde gerade hinreichen, die Gemeinde aus ihrer Verlegenheit zu reißen, und würde ihr eine große Ermutigung sein, auf dem beschrittenen Wege opferfreudig weiterzugehen. Da Jersitz bereits im vorigen Jahre über 200 Taufen hatte, die — gleich den übrigen Amtshandlungen — nach Fertigstellung der Kirche selbstverständlich nicht mehr in St. Pauli abgehalten werden können, so muß auf baldigsten Bau eines Pfarrhauses und Anstellung eines eignen Pfarrers, auch auf Beschaffung eines Konfirmandenzimmers möglichst mit Küsterwohnung Bedacht genommen werden. Das Kirchengrundstück bietet dafür genügenden Raum.

Die unterliegenden Gemeinden erhielten 5635,50 und 5535,50 Mk.

Daß beide, Goral sowohl wie Jersitz, jetzt thunlichst allerseits von den Gustav-Adolf-Vereinen unterstützt werden müssen, deckt sich mit einem Beschlusse der Bremer Versammlung, der nur zu selbstverständlich erscheint.

Was die Reden einzelner Bittsteller betrifft, so erlauben wir uns eine Bemerkung. Es will uns nicht ganz angemessen erscheinen, daß in den letzten Jahren wiederholt der Vertreter der Eglise missionaire belge vor dem Vertreter der belgischen Synodalkirche zu Worte gekommen ist. Denn diese ist eine staatlich anerkannte Kirche, jene eine freie Gemeinschaft. Erscheinen die Leistungen der Missionskirche als äußerlich glänzender, so hat die belgische Synode das geschichtliche Recht der Anciennität voraus. Ist die Missionskirche lediglich auf die Gaben ihrer Glieder oder ihrer Freunde angewiesen, so gewährt der belgische Staat den einmal begründeten Gemeinden der Synode Subventionen. Es scheint dies letztere und der Unterschied überhaupt auch seitens deutscher Behörden Beachtung zu verdienen. Für die belgische Synode sprach Pastor Peterson aus Seraing bei Lüttich, für die belgische Missionskirche Pastor Correvon aus Frankfurt a. M.; Pfarrer Gerbert von Saarburg, da, wo Elsaß und Lothringen zusammenstoßen, bittet namens einer Diaspora, die etwa von der Größe des Herzogtums Sachsen-Koburg-Gotha ist. Superintendent Haase aus Teschen, der kaum in der Hauptsache sein großes Krankenhaus beisammen hat, gründet nun dazu ein Schwesternhaus, auch ein evangelisches Mädchenpensionat; natürlich braucht er dazu wieder Geld. Nicht minder Fliedner, „der Bettler aus Madrid“, der am Kolumbustage den Grundstein seines Gymnasiums legt; hofft er doch von dort aus auch noch ganz Amerika zu erobern. Ferner bitten Pastor Pindor für Esseg in Slawonien, Dedic für Olmütz, Kaspar für die Weinberggemeinde in Prag; wir gedenken auf mehrere dieser Bitten zurückzukommen, während wir auf Agram, als dessen Sprecher Oberpfarrer v. Cölln aus Brück in der Mark auftritt, selbst neulich schon den Finger gelegt haben. Ebenso auf Godesheim bei Godesberg, dessen neuer Anstaltsgeistlicher Burbach erschienen war. Erfreuliches wußte Pfarrer Böhm aus Lyon zu melden, daß nun schiedlich friedlich neben der französischen auch die deutsche evangelische Gemeinde bestehe, Erfreuliches auch Pastor Appia aus Turin von den Fortschritten der Waldensergemeinde und Waldenserthätigkeit. Oberkonsistorialrat Burger von München erhebt diesmal seine Stimme für die bayrische Diaspora: für Forchheim, das trotz der erhaltnen großen Liebesgabe immer noch nicht seinen Kirchbau hat beginnen können, für die Konfirmandenanstalt in Ortenburg, für die kleine Gemeinde Starnberg, und endlich für das Gehalt von Reisepredigern.

Bei der Darstellung der Verhältnisse in Jersitz hatte Pfarrer Terlinden erwähnt, daß die Notlage der Diaspora Posens insofern noch drückender sei als die Westpreußens, als hier nur 50, in Posen aber 128 Gemeinden die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins anrufen. Allein schon den Abend vorher in der freien Versammlung hatte Konsistorialrat Reichard sich angelegen sein lassen, auf diese posensche Diaspora das Augenmerk zu richten, indem er darlegte:

Nur 12000 evangelische Polen sind uns erhalten geblieben, meistens arme Bäuerlein, polnisch redend, aber deutsch gesinnt. Solchen Rückgang haben die Jesuiten zustande gebracht, von denen ihre Genossen jetzt zu behaupten wagen, sie hätten „den Thron der Hohenzollern gefestet“. In unsrer Nachbarschaft, Delmenhorst, Blumenthal, sind in Fabriken an 300 polnische Mädchen beschäftigt, die jener Schar treuer Protestanten angehören.

In dieser Abendversammlung erwähnte Hofprediger Braun aus Stuttgart, indem er ernst und zugleich humoristisch die in schwäbischem Deutsch besonders merkwürdige Differenz von Selbstberäucherung und Selbstbereicherung für den Gustav-Adolf-Verein beleuchtete, daß die bekannte Metallwarenfabrik zu Geislingen eine Nachbildung des bekannten Gustav-Adolf-bechers, der bei den württembergischen Jahres- und Jubelfesten sich als so ergiebig erwiesen, verkäuflich zu Nutz und Frommen des Vereins hergestellt habe. Da eine solche Nachbildung nicht zur Hand war, erwies eine muntere Thüringer Pfarrersfrau, daß man mit einem Glase ungefähr dasselbe ausrichten könne. Mit Not gelang es, durch die Teilung des Ertrages den polnischen Werber und den spanischen Bettler zufrieden zu stellen, oder eigentlich nicht zufrieden zu stellen. Das Komitee hatte freilich ein andres vorgehabt, nämlich eine Sammlung für das so wichtige Krankenhaus in Trier, für das am Schlusse noch gesammelt wurde. Haben wir recht verstanden, so hat diese Sammlung 250, jene improvisirte 200 Mk. eingetragen.

Unsre Hoffnungen hinsichtlich des Vertriebes der Gustav-Adolf-Broschüren aus dem Hugo Kleinschen Verlage haben sich leider nicht erfüllt, obwohl sogar vorsorglich und beweglicherweise der Setzer den Verlagsort Barmen diesmal in Bremen umgewandelt hatte. Aber Barmen ist doch der richtige Verlagsort. So bitten wir nun hier die Freunde, bei ihren Landes-, Provinzial- und Ortsfesten der Schriften „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“ eingedenk zu sein, dem jungen Besitzer der Hugo Kleinschen Buchhandlung, der diesen für protestantische Litteratur neuerdings wichtig gewordnen Verlag und nicht ohne Risiko übernommen, zu Trost und Mut, aber auch und vielmehr der Gustav-Adolf- und überhaupt der evangelischen Sache zu Dienst und Förderung.

Für das nächste Jahr folgt, so Gott will, die Versammlung der Einladung des Prälaten Habicht nach Darmstadt, wo nach den Ruppschen Wirren der zur Einmütigkeit zurückgekehrte Gustav-Adolf-Verein bereits einmal getagt hat. Geheimrat Krech stellte etwa für 1896 eine Einladung nach Berlin in Aussicht, Archidiakonus Jacobi brachte für 1895 Weimar in Vorschlag; hocherfreulich aber erschien uns besonders die für die Zukunft von dem Generalsekretär Küß verheißene Einladung nach Straßburg.

Der Schluß der wohlbesetzten Tage bot nicht nur ein in jeder Beziehung, auch durch das Zeitmaß ausgezeichnetes Konzert in der Domkirche, sondern darnach noch eine Fahrt zur See um das wieder deutsch gewordne Helgoland. Der Norddeutsche Lloyd stellte unter Erweisung vollendeter Gastfreiheit den Dampfer „Roland“ zur Verfügung, der die direkte Straße Bremen-Newyork mit Zwischendeck und Ladung begründen soll. So wurde der „Roland“ durch den Gustav-Adolf-Verein „eingeweiht“; Tag und Nacht hatte man zu diesem Zweck Tische und Bänke aufgeschlagen; an die etwa 400 Teilnehmer der Fahrt wurde ein Büchlein verteilt mit der Aufschrift: „Dem Gustav-Adolf-Verein“, auf der letzten Umschlagsseite geschmückt mit dem Bilde Gustav Adolfs über Schwert und Bibel, sodaß scherzhaft D. Fricke den Lloyd einen neuen Hauptverein nennen konnte, der nur

ein Drittel seiner Einnahme an die Vereinskasse zahlen möge. Gar freundlich klangen die Grüße der Direktoren der Gesellschaft, und die Dankesworte, wie sie oben im Schiff Präsident Fricke, unten D. Rogge darbrachten, hoben es hervor, wie dort Länder vereinend, hier religiöse Gemeinschaft knüpfend ökumenisch der Lloyd und der Gustav-Adolf-Verein wirken, jener die Welt im Verkehr beherrschend, dieser in dem Sinne, als protestantisches Wissen und protestantische Bildung das Kulturleben durchwalte.

Der Norddeutsche Lloyd ein Stück Fortsetzung der Hansa — so kehren wir zum Anfang zurück. Wir fassen umschreibend zusammen, was des Dichters Festwunsch ausgesprochen hat: Bleibe Bremen das reine Evangelium, der protestantische Sinn, die Freundschaft für den Gustav-Adolf-Verein — und dem Gustav-Adolf-Verein der nimmerruhende Eifer und Fleiß von Bremen!

H

Die neue Agende für die preußische Landeskirche

3. Die kirchlichen Handlungen

Nach evangelischer Anschauung haben kirchliche Handlungen nicht in sich selbst eine wirksame Kraft. Alle Gotteskraft wird ausschließlich dem Glauben zuteil, und zwar dem Glauben, der sich in Gebet und Ringen als ein täglicher Kampf bewährt und die ihm verliehene Seligkeit schafft mit Furcht und Zittern. Der Quell dieses Glaubens ist nichts andres als Gottes Gnade, die sich in ihrer Vollkraft in Christus offenbart und durch das Wort als den reinsten Träger des Geistes dem Einzelnen erschließt. Handlungen können nur mithelfen zur Weckung oder Stärkung dieses Glaubens; sei es, daß sie die den Glauben weckenden Gotteskräfte uns in Zeichen und Sinnbild vor Augen stellen, oder daß sie dem keimenden Glauben zum siegreichen Durchbruch im Selbstbewußtsein verhelfen, indem sie ein Bekenntnis desselben enthalten oder das Glaubensleben darstellen, oder endlich, daß sie zur Treue im Glaubenskampf anfeuern, indem sie ein Gelübde in sich schließen. Besonders aber dienen der Gemeinschaft als solcher, neben dem Wort, Handlungen dazu, die Gemeinschaft durch einen sinnenfälligen Ausdruck lebendig zu erhalten und die Stellung der Einzelnen zu ihr und in ihr klar zu zeichnen. Oft sind mehrere dieser Momente in derselben Handlung wirksam. Verschiedne Temperamente und Entwicklungsstadien werden nun die Wirksamkeit von solchen Handlungen in verschiednem Maße empfinden und ihre Bedeutung darnach in verschiedner Weise sich zurechtlegen. Eine einheitliche Auffassung ist also nicht ohne Weiteres vorauszusetzen. Darum stellen sie der liturgischen Formulirung eine schwierige Aufgabe. Nun ist ein Doppeltes klar: erstens, daß alles darauf ankommt, die einzelne Seele so vorzubereiten, daß die Handlung ihre unterstützende Wirkung üben kann; zweitens aber, daß dann der Handlung selbst, indem sie nur mit wenigen feierlichen, ihren Sinn kurz und elementar andeutenden Worten begleitet wird, in der Unmittelbarkeit, die ihr Vorzug ist, ihre Wirkung zu üben überlassen werden muß. Für diese begleitenden Worte treffen die Erwägungen zu, aus denen wir in unserm ersten Abschnitt Recht und Wert liturgisch fixirter Formeln erschlossen haben. Hier muß alles nur Individuelle verschwinden; hier müssen wir altgeweihte und altvertraute Klänge hören. Auch die Reihenfolge der Momente, durch die die Seele erfolgreich dazu vorbereitet wird, die Handlungen auf sich wirken zu lassen, wird sich auf Grund der Erfahrung feststellen lassen. Aber ihre Formulirung wird in weitestem Maße freigegeben werden müssen, damit es gelingt, die Individualitäten zu fassen und der Handlung gerade gegenüber den vorliegenden individuellen Umständen und Verhältnissen ihre Wirkung zu sichern. Prüfen wir nach diesen Forderungen den Entwurf.

Zunächst ist im allgemeinen zu sagen, daß noch mehr als bei den Entwürfen für die Gemeindegottesdienste die vielen Geister und Federn, denen der Entwurf sein Entstehen verdankt, hier fühlbar werden. Ein Nachweis hierfür liegt außerhalb des Rahmens dieser Besprechung, ist aber fast auf jeder Seite zu erbringen. Eine gründliche Revision durch eine Hand ist dringend nötig. Diese möge dann auch den Zopf nicht schonen, der

viel häufiger als im ersten Teil den Stil verunziert mit seinem demütiglich, festiglich und andern überflüssiglichen lichs, mit seinem „dieweil", bald im Sinne von weil, bald im Sinne von nachdem, und vielen andern Altertümeleien und Umständlichkeiten. Auch Wechselsprüche zwischen Geistlichem und Gemeinde erscheinen in manchen Formularen sogar mit fetter Schrift, während die liturgische Uebung der meisten unsrer Gemeinden dies noch ausschließt. Die Anwendung der nach der Vorbemerkung für die unabkömmlichen Teile vorgesehenen fetten Schrift entbehrt der Methode und ist verwirrend. Sogar die glücklicherweise nur ein einzigesmal erscheinende Anrede „Andächtige und Geliebte" ist durch fette Schrift als unabkömmlich bezeichnet. Fast in allen Formularen erscheint als Eingangswort „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes," sodaß beim Begräbnis, wenn etwa der Feier am Grabe eine im Hause vorangeht und eine in der Kirche folgt, dieselbe Anrede dreimal wiederholt werden müßte. Bei der Kircheneinweihung ist dies solenne Wort erweitert in „Unser Anfang geschehe im Namen u. s. w."; beim dritten Taufformular steht an seiner Statt: „Unsre Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat" (beim Hauptgottesdienst heißt es: Unsre Hilfe sei u. s. w.); bei der Kirchhofeinweihung sind beide Sätze verbunden. Warum überläßt man diese feierliche, alles zusammenfassende Formel nicht dem Hauptgottesdienst als dessen besondres Merkmal und leitet kirchliche Handlungen mit einer der mannigfaltigen, so innigen wie inhaltsschweren Wunsch- und Grußformeln ein, die das Neue Testament darbietet, sie so wählend, daß darin die Stimmung, die bei der vorzunehmenden Handlung die Seele bewegt, schon anklingt?

Ferner steht man unter dem Eindruck, daß über die Mitarbeiter die Lust am Reglementiren gekommen ist und sie viel zu weit geführt hat. Für alle Handlungen, die es mit einzelnen Menschen in ganz bestimmten Lagen zu thun haben, ist farblose allgemeine Ausdrucksweise in Ansprache und Gebet das sicherste Mittel, ihre Eindruckskraft abzuschwächen. Hier heischt das Konkrete des Falls durchgehende Berücksichtigung, nicht nur, weil die Beteiligten zunächst davon erfüllt sind und sein Ignoriren als mangelndes Interesse oder mangelndes Verständnis empfinden, sondern weil es die Aufgabe der Handlung ist, das Konkrete aus der ewigen Wahrheit heraus, die darin sich spiegelt oder ihm als Norm dienen soll, zu beleuchten und in sie zu verklären. Nur jene kurzen, feierlichen, den Kern der Handlung begleitenden Worte dürfen liturgisch gefaßt sein. Für die Ansprachen und Gebete mögen Formulirungen dargeboten werden, aber ohne jeden Zwang, sich ihrer zu bedienen, ja mehr wie ein Notbehelf. Darum würden diese auch besser bei allen Handlungen getrennt von dem liturgisch fixirten Kern gedruckt, so wie im ersten Teil die Sprüche und Gebete zu den Hauptgottesdiensten, und wie es in diesem Teil für die Begräbnishandlung geschehen ist. Die Agende würde durch eine solche Anordnung an Durchsichtigkeit gewinnen und die Abwechslung in der Wahl der Ansprachen und Gebete, von denen jetzt je eine Formulirung in jedem der verschiednen dargebotnen Formulare für die einzelnen Handlungen untergebracht ist, erleichtert. Vielleicht könnte dann die Zahl solcher Musterformulirungen noch etwas vermehrt werden, um die Handlungen für die Geistlichen, die ihre eigne Leistung auf deren Vortrag beschränken, vor der Gefahr der Schablonenhaftigkeit, soweit dies in der Macht der Agende steht, möglichst zu bewahren.

Nun zu den einzelnen Handlungen.

I. Das Einfachere sei zuerst erledigt. Es sind die Handlungen, die dem Einzelnen gegenüber bestimmten Ereignissen seines zeitlichen Lebens deren christliche Auffassung zu Gemüt führen und ihn unter der Voraussetzung, daß er sie teilt, des darauf ruhenden Gottessegens versichern wollen: die Trauung und die Begräbnisfeier.

1. Nur in ländlichen Gemeinden tritt dazu noch die Einsegnung der Wöchnerinnen bei ihrem ersten Kirchgang. Dies ist freilich kaum eine Handlung zu nennen. Es ist nur eine spezielle Fürbitte im Rahmen des Gemeindegottesdienstes oder der Taufhandlung. Ihre Formulirung gehört darum eigentlich in den ersten Teil neben die andern dort formulirten

speziellen Fürbitten oder, wenn der Kirchgang bei Gelegenheit der Taufe des Kindes erfolgt, in die Taufliturgie. Die für die verschiednen Möglichkeiten (das Kind lebt, ist nach der Taufe, ist ohne Taufe gestorben) dargebotenen Fassungen sind kaum besser, als sie jedem Geistlichen gelingen dürften. Die stärkste der hier zugelassenen Geschmacklosigkeiten ist wohl der mit der Aufforderung an die Wöchnerin „Bete mit mir also" eingeführte Satz: „Ich danke Dir, Herr Gott, himmlischer Vater, durch Jesum Christum, Deinen lieben Sohn, daß Du mir in meinen Nöten beigestanden und mich gnädiglich entbunden hast." Der ganze Abschnitt ist am besten zu streichen und die Fassung der Fürbitte dem Geistlichen, wie bisher, zu überlassen.

2. Seit der Trennung des bürgerlichen Rechtsakts der Eheschließung von der Trauung ist dieser ihre höchste Bedeutung in unvermischter Reinheit wiedergegeben. Sie will den Eheschließenden das Wesen einer christlichen Ehe zu Gemüt führen, ihnen Mittel und Wege weisen, wie sie zu solcher Höhe des Ehelebens gelangen können, sie dann als Christen gegenseitig dazu verpflichten, in diesem Sinne ihre Ehe zu führen, und ihnen auf Grund dessen den auf einer also geführten Ehe liegenden Segen zusichern. Nur die beiden letzten Momente eignen sich zu liturgischer Fixirung. Für die andren wird eine freie, das Konkrete des vorliegenden Falls berücksichtigende Ansprache stets das Wirksamste sein. Und es ließe sich fragen, ob es nicht angezeigt wäre, die Geistlichen bei allen Trauungen zu einer solchen zu verpflichten. Die Agende sieht davon ab, obgleich dadurch der Unterschied zwischen Trauungen erster und zweiter Klasse, der in der Höhe der Gebühren seinen Ausdruck findet und so den Unterschied von Arm und Reich am Altar zur Geltung bringt, erhalten bleibt. Vielmehr bietet sie für die Fälle ohne Traurede eine nicht durchweg glückliche Zusammenstellung von Schriftworten, die sich auf die Ehe beziehen. Die Verlesung eines Auszugs daraus verlangt sie auch dann, wenn eine freie Ansprache vorherging, ohne daß, wie bei der Taufe, an Stelle der Verlesung ihre Verwebung in die Ansprache anheimgegeben wird, was doch auch hier zu fordern ist. Die Fragen an die zu Trauenden sind im Anschluß an altehrwürdige Formeln schon früher durch ein die Trauung betreffendes Kirchengesetz in glücklicher Weise festgestellt. Ebenso zwei Formen für die darauf folgende Erklärung. Wird man auch die eine von ihnen mit dem unschönen und inhaltsleeren „so spreche ich euch hiermit zusammen in den heiligen christlichen Ehestand", die man damals doch nur den Gegnern des Zivilstandsgesetzes zu lieb aufnahm, immer noch nicht streichen können, so wäre doch vielleicht die zweite „so segne ich hiermit euern ehelichen Bund" an die erste Stelle zu rücken, etwa mit der Erweiterung „als eine nach Gottes Ordnung geschlossene heilige, christliche Ehe". Der Entwurf fügt daran noch einige Formulirungen von Gebeten, an deren Stelle ein freies Gebet gewiß nicht ausgeschlossen sein soll. Die Handlung soll schließen mit dem über dem knieenden Paar gesprochnen Vaterunser und Segen. Der Vermerk, wie bei den andern Handlungen, daß die Trauung mit einem Liede beginnen und schließen kann, was in Berlin meist geschieht — ein Brauch, der aufs wärmste zu empfehlen ist, und dem dadurch vielleicht weitere Verbreitung geschafft würde —, ist wohl nur vergessen worden. Ebenso vermißt man eine Notiz über die Ueberreichung einer Traubibel, deren Einfügung in die Agende zur Verbreitung dieser segensreichen Sitte mithelfen könnte.

3. Die Begräbnisfeier schließt keinerlei nach irgend einer Seite verbindlichen Akt ein; hier wird weder ein Bekenntnis noch ein Gelübde gefordert. Sie hat rein seelsorgerlichen Charakter. Den durch den Todesfall Bewegten soll zur stillen Ergebung unter Gottes Willen und zum rechten Verständnis seiner Gedanken geholfen und durch den Hinweis auf unsre christliche Hoffnung, für die der Tod kein Tod ist, Trost und Stärkung dargeboten werden. Hier am allermeisten muß dem Individualisiren unverschränkte Bahn gelassen sein. Nicht nur weil die Fälle, sowohl was den Todesfall selbst als was Stimmung und Geistesart der Hinterbliebnen betrifft, von unübersehbarer Mannigfaltigkeit sind, sondern weil das Menschengemüt nie für allgemeine Reflexionen und Wendungen empfindlicher ist, als wenn es in seinem persönlichsten Leben getroffen worden. Dazu kommt die hier so natürliche Mannigfaltigkeit der Sitte. Bald findet nur eine Feier am Grabe, bald vorher eine in der Kirche oder Kirchhofkapelle, bald neben dieser oder statt ihr eine Feier im Hause, bald neben der letztern oder ohne sie nach der Feier am Grabe noch eine in der Kirche statt. Wiederum wechselt oft bei diesen verschiednen Feiern der Kreis der Leidtragenden. Im Hause sammeln sich das einemal nur die allernächsten Angehörigen um den geliebten Toten, Abschied zu nehmen; ein andermal ist die ganze große Schar von Teilnehmenden in den Räumen versammelt. Hier beschränken die nächsten Angehörigen ihre äußere Beteiligung auf die häusliche Feier, sie fehlen in der Kapelle und am Grabe, dort nehmen sie an allen Feiern teil. Das einemal verlangt der Zustand der Trauernden möglichste Kürze oder nur ein persönliches Wort; ein andermal fordern die Verhältnisse möglichste Feierlichkeit der Handlung. Wie kann man hier schablonisiren? Auch liegt hier gar kein Bedürfnis vor nach einheitlichen, immer wiederkehrenden, nach liturgischen Formeln. Der einzige Moment, wo eine solche angezeigt erscheint, ist die Einsenkung des Sarges. Vor der vollendeten Thatsache des Todes, die sich am sinnenfälligsten aufdrängt in dem definitiven Verschwinden der Hülle des entflohenen Lebens, müssen in diesem Augenblick alle individuellen Gedanken zurücktreten. Dies ist darum der gegebne Moment, wo die Bedeutung des Todes nach unsrer christlichen Anschauung zu feierlichem Ausdruck in festen, bei jedem Begräbnis wiederkehrenden Formeln zu kommen hat. Hier bietet denn auch alter Brauch die Grundzüge für eine treffende Formulirung dar. Ob die in der Agende aufgestellte ganz glücklich ist, scheint mir zweifelhaft. Sie lautet:

> Nachdem es dem allmächtigen Gott gefallen hat, die Seele unsers lieben Bruders zu Sich zu nehmen, legen wir seinen Leib in Gottes Acker, Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zum Staube, in sicherer und gewisser Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben durch unsern Herrn Jesum Christum, der unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde Seinem verklärten Leibe nach der Wirkung, durch die Er kann auch alle Dinge ihm unterthänig machen.

Darauf ist für den Fall, daß nach Ortssitte die Einsenkung nicht schon vorher erfolgt ist, ein wenig glückliches Gebet zur fakultativen Einschaltung dargeboten. Sodann spricht der Geistliche, indem er dreimal Erde auf den Sarg wirft: „Von Erde bist du genommen, zur Erde sollst du wieder werden. Jesus Christus, unser Erlöser, wird dich auferwecken am jüngsten Tage." Daran schließt sich die Lektion von Psalm 90, 1—12, und an diese eine kurze Zusammenstellung der bedeutsamsten neutestamentlichen Schriftworte über Auferstehung und ewiges Leben. Wie so oft im Entwurf sind hier der Worte zu viel und dadurch wird der klare Gang der Gedanken verwirrt. Wird zum Schluß an einer Kette von Schriftworten die Seele zur Hoffnung aufwärts gehoben, so darf dies nicht vorweggenommen werden. Worte aus dem 90. Psalm haben nicht hier ihre richtige Stelle, sondern in einem der Gebete bei Beginn oder zum Schluß der ganzen Feier. Statt des „Nachdem" ist die positive Aussage viel wirksamer. — Es sei ein andrer Vorschlag gestattet. „Dem Allmächtigen hat es gefallen, die Seele unsers Bruders zu sich zu nehmen. Stille zu Gott betten wir die entseelte Hülle in Seinen Acker, Erde zur Erde (das Asche zur Asche ist unverständlich für die heutige Anschauung und recht entbehrlich), Staub zum Staube." Nachdem der Sarg eingesenkt ist, fährt der Geistliche, ohne diesen Gedankengang durch ein eingeschaltetes Gebet zu unterbrechen, fort: „Von Erde bist du genommen; zur Erde sollst (oder wohl wirksamer: mußt) du wieder werden. Jesus Christus wird dich auferwecken am jüngsten Tag." Oder statt des zweiten Satzes im Anschluß an Jesu Sterbeseufzer: „Deinen Geist aber befehlen wir in die Hände des barmherzigen Vaters im Vertrauen auf Jesum Christum, unsern Herrn, der dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat." Unmittelbar daran schließt sich dann die Reihe neutestamentlicher Worte; aber nicht mit der nichtssagenden Einleitung: Lasset uns hierauf den Trost unsers christlichen Glaubens bekennen, sondern etwa: „Aus den Worten unsers Herrn und seiner Apostel aber lasset uns Stärkung unsers Glaubens schöpfen." Noch möchte der Erwägung wert sein, ob das alte Requiescat in pace, „Ruh in

Frieden“ nicht auch wieder in unsrer Liturgie seine Stätte finden könnte; es entspricht doch ganz besonders dem Empfinden der Leidtragenden. Diese Sätze, so oder so formulirt, sollten aber über jedem Grabe in gleicher Weise erklingen. Warum sie über dem Grabe eines Kindes, nach dem für das Kinderbegräbnis dargebotnen Formular, nur in dürftigster Verkürzung gebraucht werden sollen, ist nicht verständlich. Dagegen gebe man für alles Uebrige die jeweilige Gestaltung dem Takt des Geistlichen anheim und stelle nur eine Anzahl von Gebeten, Kollekten, Trostsprüchen, Schriftlektionen zur fakultativen Benutzung zusammen.

II. Viel schwerwiegendere Fragen erheben sich bei der zweiten Gruppe von kirchlichen Handlungen, die jeden Menschen ohne Rücksicht auf seine zeitlichen Verhältnisse mit Christus und der Kirche in lebendige Beziehung bringen: dem heiligen Abendmahl, der Taufe und der Konfirmation. Bei den beiden erstern liegt die Schwierigkeit in den Nachwirkungen einer langen und wechselvollen Geschichte ihrer Auffassung, gesteigert durch die ihnen allgemein zuerkannte grundlegende Bedeutung; bei der dritten, jüngsten darin, daß über ihre eigentliche Bedeutung die Meinungen noch zur Stunde sehr wenig geklärt sind, und doch gerade diese Handlung die allervolkstümlichste und wohl auch wirksamste in unsern Tagen ist. Dazu kommt, daß die Kirchenverfassung ausdrücklich Aenderungen an der bestehenden Ordnung in der Verwaltung der Sakramente an die Zustimmung der Gemeindeorgane bindet.

1. Was zunächst das Abendmahl betrifft, so behandelt es zwar auch der neue Entwurf als den zweiten Teil des Hauptgottesdienstes. Es entspricht dies dem Grundsatz, sich an die alte Agende und überhaupt die althergebrachten Gottesdienstordnungen anzuschließen. Für das Empfinden der Gemeinde, dem die nun einmal herausgebildete und durch eine Agende nicht zu ändernde Sitte entspricht, bildet aber das Abendmahl eine Handlung, die innerlich unabhängig vom sonntäglichen Gemeindegottesdienst ist, eine Feier für sich, ob sie auch dem Herkommen gemäß meist an diesen sich anschließt, genau so, wie in vielen Landgemeinden auch die Taufe noch damit verbunden ist. So schönen Sinn es hat, die Kinder vor der versammelten Gemeinde zu taufen, in deren Mitte sie durch die Taufe aufgenommen werden, und so sehr man sich von der allgemeinen Durchführung dieser Uebung ein erhöhtes Ansehen der Taufe im Gefühl und Bewußtsein des Volks versprechen dürfte, so wenig hat der Entwurf daran gedacht, dieser Sitte den Weg zu bahnen. Seine langen Taufformulare wären dann unmöglich. Umgekehrt kann das Abendmahl an Ansehen nur gewinnen, wenn man ihm eine selbständige Stellung einräumt, während es, so wie die Dinge sich nun einmal entwickelt haben, bei seiner jetzigen Stellung gegenüber den vorhergehenden Teilen des Hauptgottesdienstes für das allgemeine Empfinden nicht den Charakter des Höhepunkts, sondern eines Anhängsels hat. Die auch im neuen Entwurf festgehaltne Ordnung, daß der Abendmahlsfeier für die Teilnehmenden ein vorbereitender Gottesdienst mit Ansprache und Beichte vorangehen soll, trägt dazu bei, sie von dem Hauptgottesdienst loszulösen, indem sie diesen als keine genügende Vorbereitung anerkennt. Schon haben sich hin und her Versuche, bloße Abendmahlsgottesdienste zu halten, bei denen alles, was vorhergeht, auf den Gang zum Tische des Herrn Bezug nimmt und vorbereitet, bewährt. Die Agende hat sie unberücksichtigt gelassen. Sollen sie aus dem Rahmen des landeskirchlichen Gottesdienstes ausgeschlossen sein, diese verheißungsvollen Ansätze, dem Abendmahl wieder eine selbständige Stellung im Gottesdienstleben der Gemeinde zu gewinnen?

Die Hauptstücke in der Abendmahlsfeier selbst sind alt überkommen. Sie sind denn auch unverändert in den Entwurf aufgenommen. Es ist das Gebet des Herrn, die Einsetzungsworte, ein Einladungswort an die Abendmahlsgäste und die Spendeformel bei der Austeilung. In welcher Weise die letztere zu bewerkstelligen sei, ist glücklicherweise nicht vorgeschrieben. Für die Spendeformel sind die durch einen Erlaß vom 7. Juli 1857 zugelassenen und daher da oder dort eingebürgerten Formeln freigegeben; welche zu gebrauchen sei, entscheidet die örtliche Gottesdienstordnung. Aber neben ihnen findet sich, merkwürdigerweise durch Fettdruck als unabkömmlich gekennzeichnet, zwischen die Einsetzungsworte und die Spendung ein Gebet eingestellt, das mehrere Bitten des unmittelbar vorhergegangnen Vaterunsers variirt; als ob das Vaterunser noch einer Nachlese bedürfte. Dem dabei wohl zu Grunde liegenden Wunsch, den Abendmahlsgästen vor ihrem Herzutritt einen Gebetsgedanken ins Herz zu legen, ist jedenfalls glücklicher gedient mit der Anheimgabe, das verdeutschte Agnus Dei: Christe, du Lamm Gottes u. s. w. unmittelbar vor der Austeilung vom Chor oder von der Gemeinde singen zu lassen.

Für alles Uebrige ist auch hier völlige Freigabe zu wünschen. Das große Dankgebet wird, bei den heutigen Verhältnissen, in der Regel im Hauptgottesdienst im Munde der Gesamtgemeinde wirksamer sein und nur bei einer zahlreichen Abendmahlsgemeinde, namentlich an Tagen, da der örtlichen Sitte gemäß der größte Teil der Gemeinde am Abendmahl teilnimmt, dem alten Herkommen gemäß im Rahmen der Abendmahlsfeier geeigneten Platz finden. Für Eingangsgrüße, Gebete vor und nach der Feier möge die Agende etliche Formulare darbieten, ohne damit das freie Gebet auszuschließen. Auch ob während der Austeilung ein Abendmahlslied gesungen werden soll, ist ausdrücklich freizugeben, da dies sehr seine zwei Seiten hat.

Jeder Abendmahlsfeier hat die sogenannte Beichte voranzugehen. Ob am Tage vorher oder unmittelbar vor der Abendmahlsfeier oder vor Beginn des Hauptgottesdienstes, soll das örtliche Herkommen entscheiden. Daß eine besondre Vorbereitung vor dem Gang zum Tisch des Herrn Bedürfnis ist, beweist das Bestehen dieser Ordnung. Ob aber die herkömmliche, unter den Einwirkungen der katholischen Zeit erwachsene Form die sachentsprechende sei, ist billig in Frage zu stellen. Der Bedeutung des Abendmahls als eines Mittels, mit Christus in die innigste Gemeinschaft zu treten und sich seiner Erlösung zu getrösten, entspricht es, daß zuvor in den Seelen die Stimmung erweckt werde, die für die in Christus geschaffne Erlösung empfänglich macht, daß sie also zur Selbstbesinnung und zur Sehnsucht nach der Kraft zu wahrer Buße, die eins ist mit der innern Umkehr, und nach der seligen Gewißheit der Sündenvergebung und des Friedens mit Gott geführt werden. Zeigt man dann noch, wie in Christus beides, die Kraft zu wahrer Buße und die den der Sündenvergebung gewiß machenden und neues Leben schaffenden Glauben weckende Gnade Gottes sich uns darbiete, und daß wir diesen Christus im Abendmahl ergreifen können und sollen, dann sind die Versammelten zu seiner Feier vorbereitet. Wirkungsvoll und darum vollberechtigt ist es, wenn die Gemeinde aufgerufen wird, dieser ihrer Stimmung durch ein Bekenntnis zum vollen Durchbruch zu verhelfen. Und die altehrwürdigen sogenannten Beichtgebete sind hierfür ein vortrefflicher Ausdruck. Dagegen greift die sogenannte Absolution dem, was das Abendmahl selbst bringen will, vor und bricht ihm den Edelstein aus. Nur ein Hinweis auf die solcher Stimmung durch Christus zu teil werdende Gewißheit der Versöhnung und eine Aufforderung, glaubensvoll ihn zu suchen und aufzunehmen in seinem heiligen Mahl, ist hier am Platze. Damit würde auch dem durch die herkömmliche Absolutionsformel immer wieder genährten Wahn der Boden entzogen, als könnten unsre Geistlichen „kraft ihres Amtes“ von Sünden freisprechen. Während das erste in dem Entwurf dargebotene Formular für diese Vorbereitungsfeier deren herkömmlicher Auffassung, die ja durch eine Agende nicht aus der Welt geschafft werden kann, entspricht, ist es darum dankbar zu begrüßen, daß daneben ein zweites sich findet, das, von einzelnen nebensächlichen Wendungen abgesehen, der eben vorgetragnen Auffassung gerecht wird. Möchte dieses, zumal wenn der Vorschlag kleiner Aenderungen günstige Aufnahme finden sollte, bei Gelegenheit der Einführung der neuen Agende in recht vielen Gemeinden an Stelle des ersten in Gebrauch genommen werden. Damit wäre an einem wichtigen Punkt unsers Gottesdienstlebens eine wesentliche Klärung in echt evangelischem Sinne erzielt. Daß in dem ersten Formular wenigstens das „kraft meines Amtes“ bei der Absolutionsformel allgemein gestrichen würde, ist vielleicht zu viel gehofft in unsern Tagen. Dagegen könnte wohl mit dem einer rationalisirenden Dogmatik angehörigen, unbiblischen Begriff des

„Verdienstes“ Christi in unsrer Liturgie bei dieser Gelegenheit aufgeräumt werden. Das Vertrauen auf die Person Jesu Christi ist doch wohl dem Wesen lebendiger Religion entsprechender, als die Rechnung mit seinem Verdienst, wie es denn auch im Entwurf mir noch sporadisch erscheint.

2. Für die Taufe sind drei ausführliche Formulare dargeboten. Ich sehe ab von den verschiednen Formulirungen einer einleitenden Ansprache, die an Stelle einer freien Rede treten können, und des Schlußgebets. Nur von dem unabkömmlichen Kern der Handlung in seinen verschiednen zugelassenen Fassungen soll hier geredet werden. Zu diesem Kern gehören nach bewährtem Herkommen: die Verlesung des Evangeliums von der Kindersegnung, das Gebet des Herrn über dem Täufling unter Handauflegung, die Taufrage an die Paten, die Taufhandlung, der Vorhalt an die Paten. Dieser sachgemäße Gang der Feier ist in allen drei Formularen festgehalten. Da für die Taufhandlung der ausschließliche Gebrauch der Formel aus Matth. 28 durch das Herkommen gegeben und sachlich gerechtfertigt ist, wobei man nur fragen möchte, ob die Fassung „auf den Namen“ neben „im Namen“ mit Grund auszuschließen sei, während sie doch weniger mißverständlich ist und darum an sich vorzuziehen wäre, so beschränkt sich die Aufgabe freier liturgischer Formulirung auf die Frage und den Vorhalt an die Paten. Für den letztern, über dessen Inhalt kein Zweifel sein kann, sind zwei Formulirungen dargeboten, neben denen doch wohl andre auch berechtigt sein möchten. Doch das Entscheidende sind die Taufragen. Nach dem ersten Formular wird der Täufling selbst gefragt: Entsagst du dem Bösen (oder dem Teufel) und all seinem Werk und Wesen? so antwortet ihr Paten anstatt dieses Kindes Ja. Glaubst du an Gott den Vater u. s. w. (folgt das Apostolische Glaubensbekenntnis)? so antwortet ihr Paten anstatt dieses Kindes Ja. Willst du getauft sein? so antwortet ihr Paten anstatt dieses Kindes Ja. Wer dieses Formular zu gebrauchen vermag, mit dem kann nicht gestritten werden. Nur ist im Interesse der Taufe selbst dafür zu sorgen, daß bei der Annahme der neuen Agende genügend bekannt werde, daß die Taufpaten keineswegs genötigt sind, die Fragen sich so stellen zu lassen. Auch im zweiten und dritten Formular erscheint das sogenannte Apostolikum. Wirklichen Sinn innerhalb der Handlung hat aber dieses alte Taufbekenntnis nur im ersten Formular. Hier wird es durch die Paten dem Säugling als sein Bekenntnis beigelegt. Verzichtet man hierauf, so ist es mit der Kindertaufe nur künstlich zu verbinden. Die beiden Formulare thun es durch die Formel „taufen auf diesen Glauben.“ Was soll das heißen? Diese Formel kann den klaren Sinn der Taufe nur verdunkeln und die Gemeinde an seiner Erfassung verhindern. In der Taufe soll das Kindlein hineinversenkt werden in Christus und das in ihm erschlossene Leben, sodaß es durch ihn den Vater findet und den heiligen Geist empfängt. Wir können ihm dies zusichern, weil es mit der Taufe feierlich und bewußt in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wird. Nicht auf einen Glauben, auf Christus soll darum das Kind getauft werden, der sich dann an ihm als Anfänger und Vollender des Glaubens bewähren wird. Mit der dem Neuen Testament widersprechenden, also unevangelischen Formel „auf diesen Glauben taufen“ ist höchstens der Sinn zu verbinden, entweder, daß die Paten in diesem Glauben stehend den Mut gewinnen, das Kind taufen zu lassen, oder daß sie in der Taufe des Kindes die Verpflichtung erkennen, den Täufling zu diesem Glauben zu erziehen. Beides bringt ein fremdes Element in den Gedankenkreis der Taufhandlung selbst. Soweit der zweite Gedanke in der Konsequenz der Taufe liegt, käme er erst in dem Vorhalt an die Paten an der rechten Stelle zum Ausdruck. (Dies alles wird nicht geändert durch den sachlich unwahren Satz, mit dem gar im zweiten Formular dem Geistlichen zugemutet wird, die Verlesung des Apostolikums einzuleiten [in fettem Druck!]: „Lasset uns hierauf unsern christlichen Glauben bekennen, auf den alles, was Christ heißt auf Erden, getauft ist.“) Sollen nun in dieser heiligen Stunde, in demselben Augenblick, da sie an ihre schwere Verantwortung erinnert und zur Erfüllung der übernommenen Aufgabe verpflichtet werden,

die Paten veranlaßt, um nicht zu sagen versucht werden, auf eine Frage, deren Sinn völlig problematisch ist, die in der zweiterwähnten Auffassung zu bejahen sie zum allergrößten Teil vor ihrem Gewissen gar nicht in der Lage sind, mit Ja zu antworten? Warum fragt man nicht einfach: wollt ihr, daß dieses Kind getauft werde auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes? Darauf werden alle, denen es mit ihrem Patenamt überhaupt Ernst ist, die wirklich wünschen, daß das Kindlein ein Christ werde, freudig mit Ja antworten können. Und wer wollte sagen, daß damit nicht alles gesagt ist, was zum eigensten Wesen des Christentums gehört, solange er nicht zu behaupten wagt, daß die Taufformel Matth. 28 ihrer Aufgabe nicht genüge? Will man nicht vom Apostolikum lassen, so mag man dessen Verlesung voranstellen. Aber mit welcher Einleitungsformel? Die Schwierigkeit, vielleicht Unmöglichkeit, eine solche zu finden, die das Gewissen solcher Paten, die nicht mehr zu jedem Artikel ja zu sagen vermögen — und das können wir doch nicht aus der Welt schaffen, — weder belasten noch abstumpfen würde, dürfte beweisen, daß wir hier, „um die kirchlichen und theologischen Streitigkeiten des Tages von dieser heiligen Handlung fernzuhalten“, am richtigsten auf den Zwang einer solchen Verlesung verzichten, die doch der Taufe selbst nichts hinzufügen kann und mit ihr unmittelbar gar nichts zu thun hat. Wie manchmal ist es einer Taufrede gelungen, den Eltern und Paten, die dem Christentum innerlich fremd geworden waren, von der unwiderstehlichen, erlösungskräftigen und krystallklaren Wahrheit des Evangeliums einen lebendigen Eindruck zu schaffen: da steigen mit dem Apostolikum wieder die großen Rätsel vor ihnen auf, die zu fassen oder zu deuten sie nicht vermögen, und mit ihnen der Wahn, zuletzt sei doch das Christentum identisch mit dem Fürwahranerkennen von gewissen geschichtlichen Behauptungen und gewissen Vorstellungen. Und die Freudigkeit des Glaubens, die eben ihr Herz bewegt hatte, weicht zurück vor dieser Last, die sie jetzt sofort zur Stunde ohne Wenn und Aber auf sich nehmen zu sollen meinen.

Diese Schwierigkeiten treten noch viel bedrückender hervor bei den Formularen für die Taufe eines Erwachsenen. Der Entwurf fordert in beiden dafür zur Wahl gestellten Formularen die Frage an den Täufling: Glaubst du an Gott den Vater u. s. w. (folgt das Apostolikum)? Ich frage, wo ist im Neuen Testament etwas Analoges bezeugt für die Taufen der apostolischen Zeit? Ist man denn noch so wenig über die katholische Verirrung bei uns Evangelischen hinausgelangt? Soll denn nicht die Taufe und die damit beginnende Einwirkung Christi und seiner Gemeinde erst von Glauben zu Glauben führen? Wenn im Apostolikum der reifste und vollständigste Ausdruck des Christenglaubens vorliegt, kann man denn vom Baum die reifste Frucht verlangen, noch ehe er überhaupt eingepflanzt ist? Oder ist die Meinung immer noch nicht durch die tägliche religiöse Erfahrung Lügen gestraft, daß man beginnen müsse mit der Anerkennung einer Anzahl von Geschichtswahrheiten und sonstigen Begriffen, um zu einem Christentum im Geist und in der Wahrheit zu gelangen? Und ist dies die Meinung bei jener Frage, wie zieht man da das Apostolikum herunter von der Höhe, auf die man es sonst stellt, und entleert den hehren Begriff des evangelischen Glaubens zur Verwirrung der Täuflinge. Warum fragt man nicht: Willst du ein Christ werden? Bekennst du dich zu Jesus als deinem Herrn? Willst du durch Jesus zu Gott kommen? Bekennst du ihn als den eingebornen Sohn Gottes voller Gnade und Wahrheit? Glaubst auch du, daß er ist Christus, der Heiland der Welt? Ist deines Herzens Gebet zu ihm: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben? oder ähnlich. Das sind Fragen, die in die Tiefe gehen, den Mittelpunkt treffen. Ihre Bejahung giebt uns auf Grund des Neuen Testaments ein volles Recht zu taufen. Durch die Taufe erst wird dann ein solides, allmähliches Wachstum im Glauben von jenem elementaren Keim aus ermöglicht und eingeleitet. Wahres Vertrauen auf Christus und den heiligen Geist giebt aber dies Wachstum getrost der Zukunft anheim. Dagegen wird die Forderung eines Bekenntnisses zum Apostolikum manchem ehrlichen Zweifler gegenüber zu einem Zuschließen des Himmelreichs, das schwer zu verantworten ist.

3. Dieselben Erwägungen fordert in noch viel bedeutsamerem Maße der Entwurf für die Konfirmation. Den Geist dieses Entwurfs zeigen schon die in den wenigen Sätzen sich häufenden Geschmacks- und Sprachverirrungen. Gleich der erste Satz beginnt mit der Konstruktion: „Nachdem ihr durch die heilige Taufe in den Bund des dreieinigen Gottes aufgenommen, auch in dem evangelischen Bekenntnis unterrichtet seid und zum Tisch des Herrn in der Gemeinde zugelassen zu werden begehret.“

Das Votum nach dem Gelübde der Kinder lautet: „Das [sic] helfe euch Gott der allmächtige Vater um Jesu Christi willen durch Seinen heiligen Geist,“ die Aufforderung zum Gebete: „Uns aber, Geliebte in Christo, will es gebühren, für diese Kinder, bevor sie den Segen empfangen, also zu beten.“ Im Gebete selbst heißt es: „Gieb ihnen, daß sie zu allem Deinen Gefallen an Christo, deinem Sohne, unserm Haupte immer mehr wachsen in aller Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit“ u. s. w. Als der Gemeinde Amt wird es bezeichnet, daß „ihr diese jungen Christen erkennt in Christo Jesu für geliebte Kinder Gottes, des Herrn Miterben. Deshalb sollt ihr sie aufs höchste euch befohlen sein lassen“ u. s. w. Der Wunsch, „daß ihr in diesem allen möget bleiben, wachsen und zunehmen“ erinnert, ob auch an Klarheit der Steigerung dahinter zurückbleibend, an vivat, floreat, crescat. Mehrfach wiederholt sich derselbe Gedanke in derselben biblischen Wendung. Das Ganze ist so schwülstig, daß schlichte Konfirmanden oft genug die Empfindung des Schülers im Faust teilen werden. Wenn aber die eine Form der zweiten Frage und Antwort lautet:

Geistlicher: Bezeuget auch, indem ihr selbst euer Taufgelübde erneuert, daß es euch ein heiliger Ernst ist, den Bund eurer Taufe mit eurem Leben zu besiegeln.

Konfirmanden: Ich entsage dem Bösen (bezw. dem Teufel) und allen seinen Werken und allem seinen Wesen u. s. w.,

so fragt man angesichts der Taufformulare, von denen nur das erste ein Taufgelübde und darin die Entsagungsformel hat, wie hier so gethan werden kann, als ob jeder Konfirmand seiner Zeit ein Taufgelübde mit Entsagungsformel unbewußt abgelegt habe. Von den drei Antworten, die die Konfirmanden unisono sprechen sollen, ist bei der einen Form die erste und zweite, bei der andern die erste in der Einzahl: Ich glaube, ich entsage, die dritte oder die zweite und dritte in der Mehrzahl gefaßt: Ja wir geloben es, ja wir wollen es mit Gottes Hilfe. Kurz, dieser Entwurf für die Konfirmation ist schon formell unbrauchbar. Aber auch inhaltlich ist er unannehmbar. Der Gang der Handlung ist der seit lange feststehende und durch die Sache gegebene: Gruß und Eingangsgebet, Schriftlektion und Ansprache; Bekenntnis und Gelübde der Konfirmanden, Einsegnung der Einzelnen, Befugniserklärung; Schlußgebet, Vaterunser, Segen. Wenn daneben vor dem Bekenntnis und nach der Einsegnung ein Gesang der Konfirmanden, zwischen beiden ein fürbittendes Gebet der Gemeinde, nach der Befugniserklärung ein Vorhalt an die Gemeinde vorgesehen ist, so müßten jedenfalls alle diese Einschaltungen dem Geistlichen anheimgegeben bleiben. Vielleicht ist bei der kleinen Zahl ein Gesang der Konfirmanden allein nicht möglich; vielleicht wird er vorgezogen als Uebergang von Bekenntnis zu Einsegnung. Für alle Gebete ist, was im Entwurf nur für den an die Befugniserklärung angeschlossenen Vorhalt erklärt ist, dem Geistlichen eine eigne Fassung in freiem Gebet freizustellen, damit die ganze Handlung von dem seelsorgerlichen Element durchtränkt sei. Auf der andern Seite dürfte ausdrücklich bemerkt werden, daß das Vaterunser auch von den Konfirmanden gemeinsam laut gesprochen werden kann. Auch hat sich die Einrichtung der Denksprüche doch wohl so bewährt, daß sie statt mit „wo es üblich ist“ mindestens mit „in der Regel“ oder „wo dem nichts entgegensteht“ erwähnt werden dürften. Die für die Einsegnung vorgeschlagnen Segensformeln sind die üblichen. Der vorgeschriebene nochmalige Segenswunsch an alle nach der Einsegnung der Einzelnen ist übrigens nur geeignet, diese selbst abzuschwächen. Doch das alles ist Nebensache. Die Hauptfrage betrifft vielmehr das Maß dessen, was von den Konfirmanden in Bekenntnis und Gelübde gefordert werden soll. Zum Bekenntnis fordert das vorliegende Formular nach der oben mitgeteilten Begründung „Nachdem ihr . . . begehret“ auf mit den Worten: „so bekennet nun als euren eignen Glauben den Glauben der Christenheit, auf den ihr getauft seid“, — worauf die Konfirmanden das Apostolikum hersagen. Für das Gelübde sind zwei Formen zur Wahl gestellt, die vorhin im Wortlaut erwähnte Entsagungsformel und die Frage: Gelobet ihr, diesem Glauben gemäß zu wandeln, der Sünde und ihrer Lust abzusagen und in allen Dingen eurem Heiland nachzufolgen, auch Sein Kreuz auf euch zu nehmen? mit der Antwort: Ja wir geloben. Eine dritte und letzte Frage bezieht sich auf die treue Benutzung der in der Kirche dargebotenen Gnadenmittel. Gegen sie ist, abgesehen von der schwülstigen Form, etwas Wesentliches nicht einzuwenden. Umso mehr gegen die beiden andern. Ueber die Entsagungsformel verliere ich kein Wort. Aber auch die andre Formel für das Gelübde ist nicht echt evangelisch. Wir evangelische Christen wandeln nicht „diesem Glauben gemäß“, sondern in der Kraft des Glaubens dem Vorbilde des Herrn nach. Vor allem aber ist die erste Frage und Antwort, die hier nachwirkt, zu bekämpfen. Zwar ist den Konfirmanden nicht das unmögliche Gelübde zugemutet, den im Apostolikum bekannten „Glauben“ ihr Leben lang unverkürzt zu bewahren. Aber es ist schon für nicht wenige Unmögliches verlangt, daß sie auch nur für die Gegenwart mit gutem Gewissen und aus vollem Herzen alle Sätze des Apostolikums bekennen sollen als „ihren Glauben.“ In einem wahrhaft evangelischen Konfirmandenunterricht haben sie von einer ganz andern Art von Glauben vernommen; und war er gesegnet, so ist dieser Glaube in ihnen in dieser Zeit gekeimt: das fröhliche, kindliche, sich voll hingebende Vertrauen auf Jesus Christus und den Gott, der uns in ihm entgegentritt, und den Geist, der uns dann entgegenweht. Ein Vertrauen gegründet auf die Persönlichkeit dieses Jesus, die selbst dies Vertrauen unsrer innersten Seele abgewinnt. Was ihnen alles über Ursprung und Zukunft dieses wahren einigen Gottessohnes oder über die Gewißheit des ewigen Lebens gesagt worden ist, das haben die meisten wohl einfach als wahr hingenommen, aber es lag in einer andern Linie als jenes Leben und Weben des Glaubens. Manchen dagegen wird das eine oder das andre noch unklar, ja unsicher geblieben sein und immer wieder Zweifel erwecken. Darf man nun diese suchenden, fragenden Geister, die nicht die schlechtesten sind, entweder von der Konfirmation zurückweisen, obgleich sie jenen wahren Glauben zu besitzen versichern, oder zu überwältigen versuchen, sodaß sie die Zweifel für den Augenblick beschwichtigen, um nachher von ihnen doppelt befallen und dann noch dadurch gepeinigt zu werden, daß sie ohne festgegründete Ueberzeugung ein Bekenntnis öffentlich abgelegt und dieses jetzt in der Stille wieder zurückgenommen haben oder zu verleugnen im Begriff stehen? Wie bei der Taufe der Erwachsenen fragt man vergeblich nach der neutestamentlichen Begründung der Forderung, daß nur die als Christen anzuerkennen sind, die zu dem ganzen Inhalt des Apostolikums sich bekennen. Es schlägt dies dem ganzen Neuen Testament ins Gesicht, gefährdet den wahren Begriff des Glaubens, des seligmachenden Kindesglaubens und die gesunde fröhliche Fortentwicklung des eben in die Seelen gepflanzten Christentums. Gewiß, der Konfirmator, der es mit seinem eignen Gewissen und pädagogischen Verständnis nicht zu vereinigen vermag, den Kindern dies Bekenntnis in der ganzen Strenge des Sinnes, den dieser Akt doch in Wahrheit haben sollte, aufzuerlegen, wird seinen Konfirmanden dessen Bedeutung so zurechtzulegen wissen, daß er vor seinem Gewissen die Ausführung der Agende verantworten kann. Aber wird die naive gerade Seele des Kindes nicht doch empfinden, daß da etwas nicht ganz glatt und eben ist, und wird nicht dadurch der heilige Gottesfrieden, der sie füllen soll, ob auch ihr vielleicht ganz unbewußt, beeinträchtigt? Und was ist denn gewonnen durch das Festhalten am Apostolikum? Ist es denn unentbehrlich für die Konfirmation? Ueber ihre eigenste Bedeutung gehen ja, wie allbekannt, die Meinungen noch weit auseinander. Nach den Einen soll sie nichts sein, als ein feierlicher mit dem ersten Abendmahlsgang verbundner Abschluß einer zur gesegneten Teilnahme am Abendmahl vorbereitenden christlichen Unterweisung, über deren Erfolg die Kinder sich wohl in einem durch Fragen und

Antworten ihnen abgenommenen Bekenntnis ihres Glaubensstandes ausweisen mußten. Neben diese rein seelsorgerliche Bedeutung tritt für viele eine sozusagen kirchenrechtliche. Man bringt die Konfirmation in Beziehung zur Kindertaufe und erklärt sie als deren unentbehrliche Ergänzung, indem man den Schwerpunkt auf ein Gelübde legt, in dem der Konfirmand sein unbewußtes Taufgelübde, das man zur Rechtfertigung der Kindertaufe erfunden hat, und damit seinen Taufbund erneuern oder bestätigen soll. So gewinnt die Konfirmation eine selbständige Bedeutung, und nur in ihrer Konsequenz liegt die Berechtigung zur Teilnahme am heiligen Abendmahl, mit deren Erklärung am Schluß der Feier man sich dann begnügt, etwa die Berechtigung zur Taufpatenschaft, die aber in unserm Entwurf fehlt, und eine allgemeine Wendung beifügend, im vorliegenden Entwurf in der Fassung: „erteile ich euch die Befugnis, an allen geistlichen Gütern und Gaben der Gemeinde teilzunehmen," was freilich wenig Sinn hat, da dies doch schon durch die Taufe zugesagt wird. Endlich tritt zum Moment des Bekenntnisses und des Gelübdes noch das Moment der Einsegnung hinzu, das an Eindruckskraft die beiden andern da und dort so sehr überflügelte, daß die ganze Handlung in vielen Gegenden die Bezeichnung „Einsegnung" erhielt. Fragt man denkende Laien, welche Bedeutung in ihren Augen die Konfirmation habe, so wird wohl die Beziehung auf Taufe und Abendmahl bei ihnen völlig zurücktreten. Dagegen werden die drei Momente sich die Wage halten, aus denen die Handlung selbst sich denn auch heute aufbaut: ihre Kinder sollen dem Geistlichen seelsorgerlich nahetreten — „zum Prediger gehen" oder ähnlich ist ein beliebter Ausdruck für den Konfirmandenunterricht — und ins Christentum so ernst und tief eingeführt werden, daß sie sich freudig, entschieden, mit Bewußtsein dessen, was sie thun, dazu bekennen; sodann sollen sie veranlaßt werden, in feierlicher Form ein heiliges Gelübde abzulegen, daß sie fromm und gut bleiben wollen ihr Leben lang, wie sie es jetzt gelernt haben; endlich sollen sie dem Segen Gottes befohlen und ihnen auf Grund ihres Gelübdes dieser Segen aufs Haupt gelegt werden für ihr ganzes künftiges Leben. Aber kein Laie wird verlangen, daß seine Kinder sozusagen eingeschworen werden auf eine Reihe christlicher Lehrsätze, über die sie jetzt schon eine bestimmte Meinung zu haben nicht in der Lage sind, und über die sich Gedanken zu machen sie noch gar nicht nötig haben. Ja viele werden im Gegenteil wünschen, daß dies nicht geschehe. Jedenfalls erweist sich bei keiner der aufgezählten Auffassungen der Konfirmation das Apostolikum als ein bei dieser unabkömmliches Moment. Gegen seine Rezitation ist gewiß nichts einzuwenden. Aber fragte man im Anschluß daran die Konfirmanden etwa: Bekennst du dich zu Jesus als dem eingebornen Sohn Gottes, dem Heiland der Sünder, deinem Herrn? oder: Glaubst du an das Evangelium von Jesus Christus als die alleinige Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben? Würde eine solche zentrale Frage nicht das Kind mitten in Herz und Gewissen treffen? Sie zu beantworten bedarf es keines Kopfzerbrechens, keiner Unterdrückung von Fragen und Zweifeln, keines blinden Autoritätsglaubens, keines großen Gedächtnisvorrats, sondern, wenn anders der Konfirmandenunterricht seine Aufgabe erfüllt hat, zu predigen, nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, Jesum Christum göttliche Kraft und göttliche Weisheit (1. Kor. 2, 4. 1, 24), nur eines aufrichtigen Blicks ins eigne innerste Herz. Die Konfirmation ist unter allen kirchlichen Handlungen die, die unserm evangelischen Volk am tiefsten ans Herz gewachsen ist und am meisten wahrhaft erbauende Wirkung ausübt; sie ist für viele fast das einzige Band, das sie mit dem Leben der Kirche noch innerlich verknüpft. Das ist sie geworden, weil sie die eigenste Frucht und der treueste Ausdruck des echt evangelischen Christentums ist, das selbständige Christen erziehen will, die sich ihr Christentum innerlich erkämpfen und nach ihrer Individualität ausprägen und nie damit fertig werden; für das Jesus Christus das Ein und Alles ist und der Herzensglaube an ihn das Eine, was not thut; das sich im Leben mitten in der Welt bewegen und bewähren will; und das sicher ist, daß das ganze zeitliche Leben in all seiner bunten Mannigfaltigkeit dem Christen nicht

etwas Fremdes, sondern der Boden ist, aus dem ihm der Segen Gottes tausendfältig, Tag für Tag entgegen sprießen will. Halten wir dies evangelische Kleinod hoch, hüten wir seine evangelische Art, frei von allem, was an katholischen Gewissenszwang gemahnt. Wenn man fragt, warum diese köstliche Feier, bei der alles zusammenkommt, sie zu dem sonnigsten harmonischsten Erlebnis zu erheben, für viele nur wie ein Sommerregen vorübergeht, vielen eine ganz unklare, manchen eine bedrückende Erinnerung hinterläßt, warum sie so vielen nicht die Gelegenheit wird, einmal einen unauslöschlichen Eindruck von der beseligenden Macht des Glaubens zu erleben, einmal in voller Reine den Frieden Gottes zu schmecken, der höher ist denn alle Vernunft — ist die Ursache, soweit sie in der Feier selbst liegt, nicht darin zu suchen, daß wir in ihr zu viel, viel zu viel verlangen, daß wir sie nicht auf der schlichten Höhe halten, auf der unsre Kinder stehen, daß wir diese Höhe zu sehr einschränken, daß das Eine, Zentrale nicht allbeherrschend hervortritt, daß wir nicht Gott selbst und, den er gesandt hat, Jesus Christus, ungestört, ohne unsre Bemerkungen, Reflexionen, aktenmäßigen Notizen darüber, wirken lassen an den Herzen, kurz, daß wir das Wort nicht erfüllen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, und nicht glauben: ihrer ist das Himmelreich.

Möchte die definitive Gestaltung der Konfirmationshandlung beweisen, daß wir dies Wort verstehen und uns dadurch leiten lassen. v S

Unsre Stellung zur Sozialdemokratie

5. Die Verdienste der Sozialdemokratie

Es ist ein Verdienst Schalls, daß er es wagt, einen Abschnitt seines Buches zu überschreiben „Die Verdienste der Sozialdemokratie." Man ist das aus pastoralem Munde bis jetzt wenig gewöhnt. Unter der Hand zwar pflegen die Leute zuzugestehen, daß auch die Sozialdemokratie ihr Gutes habe, aber sie halten es für einen unverzeihlichen Fehler, dies öffentlich auszusprechen. Wer die Sozialdemokratie nur irgendeinmal ein bischen lobt, von dem heißt es gleich: Seht, ein Sozialdemokrat! — und das klingt dann, als dürfe der Mensch zur Not ein Gauner, ein Ehebrecher, ein Trinker sein, aber nur kein Sozialdemokrat. Die bürgerliche Gesellschaft hat es lange Zeit verstanden, das Wort „Sozialdemokrat" mit einem Nebel von Grauen und Ehrenrührigkeit zu umgeben; aber der Nebel verzieht sich. Man sieht die Sozialdemokratie als eine natürliche Erscheinung des Volkslebens an, als eine Menschenart, die ebenso gut ihre Lichtseiten wie ihre Schatten hat. In dieser Hinsicht hat neben dem Erfolg der Zahlen gerade Göhres Buch*) viel genützt. Mit derselben herzlichen Neigung zum Arbeiterstande, mit der Göhre in die Fabrik zog, tritt Schall in die Besprechung der Sozialdemokratie ein. Er druckt zunächst eine Anzahl sozialdemokratischer Dokumente ab, da er auch auf Leser rechnet, denen bis heute die Lektüre sozialdemokratischer Blätter fremd ist, und da er es verschmäht, in Art von Schuster oder Hans Blum eine Auslese einzelner unschöner Aeußerungen dieses oder jenes Sozialdemokraten zu bieten.

Schall lobt den Idealismus, der den Mut hat, den Kampf gegen die Weltmacht Mammon aufzunehmen. Trotz alles doktrinären Materialismus steckt im Sozialdemokraten ein gutes Teil deutschen Gedankenschwunges. Ein Geschlecht, das eine alte Welt aus den Angeln heben will, hat immer etwas Anziehendes, auch wenn es irrt. Die Sozialdemokratie hat einen Teil unsers Volkes denken gelehrt, der bis dahin träumte. Mögen die ersten Gedanken der Aufwachenden teilweis recht irrig gewesen sein, es waren doch eben Gedanken, die zehnfach besser sind als die trübe, dumpfe Apathie, in der noch heute ein Teil des armen Volkes dahinschleicht. Jeder, der nach der Sozialdemokratie in Volksarbeit steht, wird in dieser Hinsicht der großen Aufweckerin Dank schulden.

An einzelnen Verdiensten der Sozialdemokratie zählt Schall folgende auf:

*) Paul Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2 Mk., geb. 3 Mk.

1. Die Sozialdemokratie hat die Einsicht in den Prozeß des wirtschaftlichen Lebens gefördert, indem sie die Marxsche Mehrwerttheorie vertreten hat. Das ist etwas unbestreitbar Richtiges, auch wenn man, wie wir es von uns schon ausgesprochen haben, den Umfang der Marxschen Lehre für nicht so groß halten kann wie Schall.

2. Die Sozialdemokratie hat durch Koalition und Organisirung die Lebenslage der Arbeiter hier und dort nicht unwesentlich verbessert.

3. Die Sozialdemokratie ist die Veranlassung zu der neuern sozialpolitischen Reichsgesetzgebung.

4. Die Sozialdemokratie stellt teilweis sehr verständige Einzelforderungen auf. Schall nennt als solche: Sonntagsruhe, Normalarbeitstag, Entschädigung unschuldig Verurteilter, progressive Einkommens- und Vermögenssteuer als einzig gerechte Steuer.

5. Die Sozialdemokratie hebt, wenn auch einseitig, richtige Momente hervor, wenn sie die Moral als abhängig von den Lebensverhältnissen hinstellt, wenn sie für die Internationalität in wirtschaftlichen Ordnungen eintritt, und wenn sie den Mammonsgeist beseitigen will.

6. Die Sozialdemokratie hat ein Verdienst um Entstehung einer freien evangelischen Kirche, indem sie sagt: Religion ist Privatsache.

Das letzte Verdienst ist uns das unsicherste. Schall selber weiß ganz gut, daß dieser Satz von der Privatsache nicht Ausfluß des Wohlwollens für die Kirche ist. Ob er trotzdem ihr helfen wird? Doch lassen wir das beiseite. Die kirchenpolitische Frage gehört kaum in diesen Zusammenhang.

Wenn wir vom Verdienst der Sozialdemokratie reden sollten, so würden wir außer dem großen Verdienst der geistigen Aufweckung des Volkes besonders aussprechen, daß die Sozialdemokratie eine mäßigende Wirkung für das ganze Volksleben gehabt hat. Soviel man von „Aufreizung", „Verhetzung" sprechen mag, so sind wir doch überzeugt, daß wir schon viel mehr blutige Zusammenstöße zwischen den verschiednen Volksklassen gehabt hätten, wenn es keine Sozialdemokratie gegeben hätte. Warum haben wir jetzt keine Weberrevolten mehr? Warum haben wir keine wilden Zusammenrottungen wie zur Zeit der Chartisten in England? Deshalb, weil sich die Kraft und der Zorn, die Lust und der Mißmut, die Verzweiflung und Hoffnung des armen Volkes in einer geordneten Partei einen normalen Ausdruck geschaffen hat. Die besitzenden Klassen haben wahrhaftig seit einem Menschenalter genug gethan, um das Volk in Wut zu bringen. Wenn trotzdem der große Kessel nicht explodirt ist, so wird das eine ruhige Geschichtsbetrachtung suchen müssen unter der Ueberschrift „Verdienst der Sozialdemokratie."

6. Das Problem der Sozialdemokratie

Man kann so ziemlich alles, was Schall an der Sozialdemokratie lobt, auch seinerseits anerkennen, und doch gegen sie viel kritischer sein, als es Schall ist. Er kommt uns bisweilen vor wie ein Rechtsanwalt, der sich so tief in seinen Klienten hineingedacht hat, daß er ihm gegenüber nicht zugleich Richter sein kann. Wenn es verstattet ist, bei dieser Gelegenheit offen zu reden, so glauben wir, daß Schall noch nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt ist. Er muß entweder Sozialdemokrat werden oder seinen Gegensatz prinzipieller durcharbeiten. Jetzt ist ihm das Wesentliche an der Sozialdemokratie, der Uebergang aller Herstellungsgüter in die Hand der Gesellschaft, ein „Problem." Gerade da, wo man den Kern zu sehen begehrt, wo man wissen will: wie steht denn nun eigentlich Schall? — da liest man ein ganz interessant umzeichnetes Non liquet.

Schall sagt ganz richtig:

> Der Kollektivismus ist die Seele der sozialdemokratischen Partei. Ist dieser Plan ein richtiger und durchführbarer, dann folgt alles andre ganz von selbst und verschwindet als mehr oder minder nebensächlich, weil in diesem einen Punkte alles andre gegeben und enthalten ist. Ist dagegen umgekehrt diese Idee falsch und nicht durchführbar, dann ist schon das Programm gefallen, und die Partei ist nicht mehr, was sie sein will. Sie hört auf, eine selbständige [soll wohl heißen radikal erneuernde?] Partei zu sein, und ihre Trümmer sammeln sich zu einer aufbauenden Sozialreform.

Wenn nun aber Schall weiß, daß der Kollektivismus die Seele der Partei ist, so ist es uns unverständlich, wie er gerade der Seele gegenüber in Unbestimmtheit verharren kann.

Das ist ja sicher, daß keiner von uns die Zukunft wissen kann, und daß es darum vermessen sein würde, genau zu sagen, ob das, was die Sozialdemokratie will, einmal irgendwieweit zur Thatsache werden wird. Daß es nicht ganz durchgeführt wird, dafür sorgt schon die Sprödigkeit der natürlichen Verhältnisse. Wir haben noch nie eine Erdenzeit gehabt, die nicht Reste der Vergangenheit und Ansätze der Zukunft zugleich in sich getragen hätte. Nie war ein System alleinherrschend und, soweit die Geschichte Lehrmeisterin sein kann, wird es auch nie sein. Aber diese Erkenntnis von der Relativität aller irdischen Ziele hält uns an sich nicht ab, ein großes Ziel mit aller Schwärmerei, mit Geist und Blut zu verfolgen, damit es wenigstens soweit als möglich erreicht werde. In diesem Sinne ist es auch für jemand, der nicht an den Himmel auf Erden glaubt, möglich, sich dem Kollektivismus in die Arme zu werfen.

Die Frage steht also für uns so: *Ist der Kollektivismus, über dessen exakte Durchführbarkeit wir nur Vermutungen äußern können, ein Ziel, das wir um seiner Herrlichkeit willen soweit verfolgen müssen, als irgend möglich?* Wenn wir „ja" sagen, sind wir Sozialdemokraten, wenn wir „nein" sagen, können wir der Sozialdemokratie möglicherweise verwandt sein, sind aber etwas andres.

Zunächst ist hier festzustellen, daß der Kollektivismus gerade so gut eine ganz allgemeine Formel ist, wie etwa der ökonomische Liberalismus. Wir haben schon oben gesehen, wie verhängnisvoll es gewesen ist, daß man für alles ein einziges Rezept brauchen wollte. Die Gefahr, daß auch der Kollektivismus unerwünschte Konsequenzen zeitigen wird, ist nicht von der Hand zu weisen. Für ihn sich aber als Allheilmittel begeistern, kann nur der, der diese Gefahr als nicht vorhanden ansieht. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß nicht teilweis eine gesellschaftliche Verwaltung nötig und dienlich sein wird. Das Letztere ist nicht mehr Sozialdemokratie im strengen Sinne, denn es ist nicht System.

Wenn Schall nicht weiß, ob er sich dem Kollektivismus verschreiben soll, so kommt es daher, weil er nach einem Generalheilmittel sucht und kein andres weiß, als das genannte. Wir wissen auch kein andres, aber wir glauben auch überhaupt nicht an die Existenz einer derartigen Allerweltssalbe. Schall hat sich gleich im Anfang, wie wir ausgeführt haben, an die Marxsche Lehre verkauft, indem er eine einzige Hauptursache der Not feststellte. Jetzt kommt die Konsequenz dieses Vordersatzes. Wenn alles Elend aus dem Privatunternehmertum herstammt, so wird alles Glück aus dessen Beseitigung kommen. Wer die sozialdemokratische Kritik mitmacht, der mag wollen oder nicht, er kommt bei den sozialdemokratischen Folgerungen an. Vielleicht stutzt er dann und sucht eine Zeit lang Auswege. Es hilft nichts; er muß umkehren oder mutig die Klinke der Pforte ergreifen, die in die Zukunftsgesellschaft führt, von der das Erfurter Programm redet.

Wir gehen nicht mit. Wir arbeiten für Beseitigung des Elends und setzen alle unsre Kraft an die Gesundung des Volkskörpers, aber wir wissen, daß es sich eben um einen lebendigen, sehr komplizirten Körper handelt, der nicht beliebig von Grund aus verändert werden kann. Man kann nicht zum Kranken sprechen: Du brauchst ein völlig neues System von Nerven und Blutgefäßen; man kann ihn nicht beliebig neuschaffen nach einem idealen Plane, sondern man muß ihn pflegen und hegen und da und dort nachhelfen, wo die Quellen von Krankheitserscheinungen offenbar werden. Die alten Parteien geben dem Kranken Morphium oder verkleben etliche schlechte Stellen. Wenn er in ihren Händen bleibt, muß er sterben. Die Sozialdemokratie sagt: es ist eine völlige Regeneration nötig; sie macht sich auch ein Bild von dem Zustande nach der Regeneration, aber sie hat kein natürliches Heilverfahren. Eine neue Richtung, wie sie uns vorschwebt, muß mit genauer Diagnose anfangen und dem entsprechend ihre einzelnen Mittel wählen.

Dürfen wir sagen, was uns bis jetzt klar zu sein scheint? *Wir thun es mit dem Vorbehalt des stetigen Hinzu-*

lernens. Es giebt zwei Haupterscheinungen der Volkskrankheit: die Kapitalübermacht und der Mangel an Volksorganisation.

1. Die Kapitalmacht hat zwei Quellen:
   a) die Bodenrente (Vorrechte des Naturbesitzes),
   b) den Unternehmergewinn (Benutzung von Menschenkraft).

Um die Bodenrente nicht endloses Kapital (= Anrecht auf Arbeit andrer Menschen) erzeugen zu lassen, ist es nötig, daß ihr Genuß den privaten Händen entzogen wird, ohne daß damit der auf dem Grund und Boden befindliche Wirtschaftsbetrieb vergesellschaftet werden müßte. Als Wege dazu sehen wir an

1. staatliche obligatorische Hypothekenbanken,
2. Taxirung des heutigen Bodenwertes und staatliches oder kommunales Aneignungsrecht zu diesem Preis im Falle des Besitzwechsels.

Um den Unternehmergewinn in rechtes Verhältnis zu setzen, dienen Arbeiterschutzgesetze und progressive Steuern. Um vorhandne, durch bisherige Mißwirtschaft angewachsene Riesenvermögen zu verkleinern, dienen Erbschaftsabgaben an die Gesellschaft.

2. Der Mangel an Volksorganisation ist nur zu beseitigen, indem man gesetzgeberisch alle gesunden Ansätze korporativen Lebens stärkt, also z. B. die Fachvereine und Gewerkschaften mit der Berufsvertretung und mit den Kassen für ihren Beruf öffentlich betraut, Vertretungen der Kaufmannsgehilfen, der Landarbeiter u. s. w. auf jede Weise fördert.

Wir wissen, daß mit diesen Sätzen lange nicht alles gesagt ist, was von ernst sozialreformerischem Standpunkt aus gefordert werden könnte. Es kommt aber hier auch nicht darauf an, ob unser kleiner Entwurf erschöpfend ist, sondern darauf, daß es ein prinzipieller Unterschied ist, ob jemand Kollektivist ist oder nicht. Wer es nicht ist, der darf getrost verschiedne Methoden zugleich im Sinne haben. Er wird dadurch logisch im Nachteil, aber praktisch im Vorteil sein. Die Sozialdemokratie ist im ersten Teil des Programms kollektivistisch und im zweiten Teil, soweit er wirtschaftlichen Inhalt hat, sozialreformerisch. Jenes mag die Seele sein, dieses der Leib. Uns ist in diesem Falle der Leib lieber als die Seele. Wir verzichten rundweg auf ein geschlossenes wirtschaftliches System und halten diesen Verzicht nicht einmal für einen Mangel. Das Leben ist eben zu groß für eine einzige Zauberformel. F N

Verschiedenes

(Die Konferenz deutscher evangelischer Irrenseelsorger) tagte am 5. September in Halle a./S. Der offizielle Konferenzbericht ist durch die Zeitungen weitern Kreisen zugänglich gemacht. Wir beschränken uns hier darauf, die einstimmig von der Versammlung angenommene Erklärung wiederzugeben. Sie wurde, nachdem in längerer Verhandlung die Hauptgesichtspunkte festgestellt waren, in einer Kommission von fünf Mitgliedern (Knodt, Hafner, Achtnich, Freist, Braasch) auf Grund der zwei von den Pastoren Hafner und Achtnich vorgelegten und von dem Vorstande in einer Vorberatung geprüften Entwürfe in folgender Form festgestellt:

Die am 5. September d. J. in Halle a./S. versammelte Konferenz der deutschen evangelischen Irrenseelsorger erklärt hiermit einstimmig, veranlaßt, durch die am 23. Mai d. J. in Frankfurt a./M. gepflogenen Verhandlungen und beschlossenen Thesen des Vereins deutscher Irrenärzte:

1. Die Konferenz deutscher Irrenseelsorger hat sich keine andre Aufgabe gestellt, als die, das Gebiet der Irrenseelsorge theoretisch zu bearbeiten und für die praktische Ausübung derselben nützliche Anregung zu geben.

2. Auch sie sieht die Irren als Kranke an, die wie andere Kranke ärztlich zu behandeln sind. Zugleich aber hält sie daran fest, daß auch die Geisteskranken auf volle seelsorgerische Pflege Anspruch haben. Die Konferenz erkennt dankbar an, was ärztlicherseits bisher zur Einführung der Seelsorge an Irrenanstalten geschehen und gestattet ist. Sie erstrebt, daß, wo es noch nicht der Fall ist, den berufenen Anstaltsgeistlichen das Recht freier Ausübung der Seelsorge an den Kranken gewährleistet werde. Insbesondere erstrebt sie: a) daß, soweit irgend thunlich, an größeren Irrenanstalten ein eigener Hausgeistlicher angestellt; b) daß, wo dieses nicht möglich ist, für regelmäßigen Gottesdienst, sowie ausreichende seelsorgerische Pflege der Einzelnen Sorge getragen werde; c) daß dem Geistlichen grundsätzlich der Zutritt zu allen Kranken — freistehe und eine Einschränkung nur da eintrete, wo es die Rücksicht auf den Zustand des Kranken gebietet.

3. Für die von einzelnen Mitgliedern der Konferenz vorgetragenen theologischen, psychologischen oder psychiatrischen Anschauungen ist die Konferenz als solche keineswegs verantwortlich. Sie hat über solche Anschauungen auch nie Beschlüsse gefaßt. Sie überläßt es den in den Thesen der deutschen Irrenärzte angegriffenen Personen, Anstalten und Korporationen, ihre Anschauungen zu vertreten.

4. Der Konferenz ist es einzig und allein um das Wohl der Kranken zu thun. Sie bedauert den entstandenen Streit, erstrebt ein einträchtiges Zusammenwirken mit den Irrenärzten und rechnet bei Erfüllung ihrer Aufgabe ebenso auf deren Unterstützung, wie sie ihrerseits jede nur mögliche Unterstützung des ärztlichen Wirkens sich zur Pflicht macht.

(Der Gedanke einer göttlichen Offenbarung) Vortrag von Professor G. von Schultheß-Rechberg. Zürich, 1893. 31 S. Preis 1 Mark.

Es ist mir eine große Freude, unsre Gebildeten auf dieses kleine, schlicht, leichtfaßlich, durchsichtig geschriebne Heft hinweisen zu dürfen. Sie werden mehr darin finden, als der Titel verspricht, nämlich eine sehr brauchbare Einführung in die Anschauungsweise des neuern religiösen Realismus — geschmackvolle Gegner sagen: „Zolaismus“ oder „Naturalismus“ —, dessen wissenschaftliche Vertretung heute als „moderne Theologie“ oder schlechtweg als „Ritschlianismus“ im Kampfe steht mit der spekulativen Theologie von rechts und links. Es handelt sich gegenwärtig einfach darum, sagt der Verfasser (S. 14 f.), „ob man die Religion zum Objekt einer wirklich erfahrungsmäßigen, einer empirischen Betrachtung machen wolle — oder nicht. Denn allerdings hat der Fundamentalsatz aller wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart, daß nur Erfahrung Wissen begründe, durch Schuld von Theologen, noch mehr aber von Nichttheologen, kaum in einem andern Bereich größere Mühe sich durchzusetzen als in dem der Religion, der ungeachtet seiner so scharf ausgeprägten Eigentümlichkeit immer fort von zahllosen Denkern und Nichtdenkern als ein Tummelplatz für geistreiche Einfälle betrachtet wird.“ Demgemäß steckt der Verfasser aus einer erfahrungsmäßigen Beobachtung dessen, was sich als Religion immer und überall giebt, deren Gebiet deutlich ab und beschreibt sie als den praktischen Anschluß des Menschen an eine rettende Macht, die er in irgend welchen Vorgängen, an irgend einem äußern oder innern Erlebnis wahrgenommen zu haben glaubt. Dieser Anschluß vollzieht sich „in eigentümlichen Vorgängen des Vorstellungs- und Gefühlslebens, im Kultus, in besondrer Gestaltung des sozialen Lebens und in einer speziellen Art des Weltgebrauchs“ (S. 4). Im Christentum nennen wir diesen Anschluß „Glauben.“ Ganz mit den Mitteln moderner Forschung, die selbstverständlich in diesem engen Rahmen nur angedeutet werden können, wird nun das Gesetz nachgewiesen, daß die Gedanken der Religion mit der geschichtlichen Stellung und Reife ihrer Vertreter korrespondiren. „Und es wird daher“, fährt der Verfasser fort, „so lange verschiedne Religionen geben, als es nicht einer Religion gelingt, die Völker alle auf die ihr entsprechende geschichtliche Höhe zu bringen.“ So hat der Verfasser seine allgemeine Darlegung gegeben. Er verteidigt sie gegen die spekulative Theologie und die Rede von der allgemeinen „natürlichen Religion“, wendet sie (von S. 15 ab) auf die christliche Religion an und verteidigt dann den hier dargelegten Thatbefund gegen die Anschauungen, die das Christentum zu einer Lehre machen oder doch der Aufsicht des allgemeinen Denkens unterwerfen. Den Schluß bildet eine Auseinandersetzung mit der ästhetischen „modernen Weltanschauung.“ Die Ausführungen sind durchweg knapp, lichtvoll, schlagend.

An zwei Punkte möchte ich einige Bemerkungen anschließen. Der Verfasser giebt der Theologie die Aufgabe, durch Klarlegung der entscheidenden Fragestellungen die Wege zu ebnen für die praktischen Entschließungen des Menschen (S. 31). Getreu diesem Prinzip führt er die Auseinandersetzung mit der modernen Weltanschauung auf eine praktische Fragestellung hinaus: „Hier giebt es nur eine Wahl“ (S. 29). Unsre Zeit, meint er, erscheine weniger als gewisse andre Epochen dazu angethan, ein glückliches Verhältnis beider Anschauungen herauszugestalten. Ist das richtig? Ich weiß es nicht. Laut genug ist der Ruf an unsre Zeit erklungen.*) Zur Zeit überwiegt wohl der Gegensatz. Mir will immer scheinen, als sei die Auffindung eines glücklichern Verhältnisses beider eben darum heute wichtiger als je. (Ich möchte geradezu empfehlen, zu den an sich trefflichen Bemerkungen unsers Verfassers als Ergänzung den Aufsatz von Tröltsch über Sudermanns Heimat (Nr. 24 d. J.) zu benutzen, in dem wenigstens ein Hinweis auf die Ueberwindung des Gegensatzes gegeben wird.)

Einige andre Bemerkungen möchte ich an die Ausführungen des Verfassers über Glauben und Wissen knüpfen. Er findet da die sehr glückliche Formulirung (S. 7): „Man kann doch niemandem zumuten, den Weg, auf dem er Gott inne wird, zu meiden, um Gott auf einem Wege zu suchen, auf dem er seiner nicht inne wird.“ Wo man hinhört, vernimmt man heute die Frage: Thatsachen oder Vorstellungen? Objektive Realitäten oder subjektive Gedanken? Man kann sich das Verständnis des eigentlichen Problems kaum gründlicher verbauen als durch diese Fragestellung. Zunächst ist Thatsache und Vorstellung kein Gegensatz denn jede Thatsache ist uns zuerst irgendwie Vorstellung, und es fragt sich eben, aus welchem Grunde wir den einen Vorstellungen Thatsächlichkeit zutrauen und den andern nicht. Dann aber in der zweiten Fragestellung diese unglückselige Taschenspielerei mit den Worten „objektiv“ und „subjektiv.“ Zuerst versteht man unter „objektiv“ mehr philosophisch etwas, das nach Analogie der Naturgegenstände durch das ver-

*) Ich denke z. B. an das „Dritte Reich“ in Ibsens „Kaiser und Galiläer.“

nünftige Denken erkannt wird. Und wenn nun geleugnet wird, daß die Glaubensgegenstände auf diesem Wege erfaßt werden, so schiebt man unbemerkt für „objektiv“ den mehr populären Sinn „real“ unter, und das Urteil ist fertig: „Subjektivisten,“ Leugner der Realität der Glaubensthatsachen. Man kann von der Gegenseite mit demselben Rechte sagen: objektiv (real) weil subjektiv (auf dem Wege persönlicher Glaubensüberzeugung gewonnen), und subjektiv (unreal) weil objektiv (auf dem Wege vernünftigen Denkens gefunden, das für Uebersinnliches keine Gewähr bietet). Und auf diese harmlose Weise kann man sich durch den Gebrauch der Worte „objektiv“ und „subjektiv“ in ihren verschiednen Bedeutungen noch eine ganze Weile die Zeit vertreiben. Ich möchte vorschlagen, das den theologischen Kindern zu überlassen, unter ernsten Leuten aber die Frage so zu stellen: Wie werden die letzten Realitäten erfaßt? So, wie die einen mit dem Verfasser sagen: nur durch persönlichen Glauben, worin auch gerade und allein die Gewähr ihrer Realität liegt? Oder wie die andern sagen: außerdem durch ein inspirirtes Buch (orthodox) oder durch vernünftiges Denken (liberal), wobei mehr oder weniger diese Instanzen die Realität verbürgen? Bs

(Bonifazius VIII. Bulle Unam sanctam) Von Prediger Schwarzkopf. Kirchliche Aktenstücke Nr. 8. Buchhandlung des Evangelischen Bundes. Leipzig 1891. 20 Pfge.)

Vor einiger Zeit hatte ich mit einem katholischen Arzte, der für die ultramontane Sache sehr thätig war, ein Gespräch über die verschiedne Stellung der Konfessionen zum Staate. Ich behauptete dabei, daß die katholische Kirche grundsätzlich gegen den modernen Staat mißtrauisch sei, und daß sie als ihr letztes Ziel die Herrschaft über den Staat erstrebe. Er bestritt das entschieden, und ich berief mich zum Beweis für meine Behauptung auf die Theorie von den beiden Schwertern, die Jesus im Garten Gethsemane dem Petrus übergeben hat. Nach einer Erklärung, die die katholische Kirche seit Jahrhunderten vorträgt, sollen hiermit die weltliche und die geistliche Gewalt gemeint sein, und indem Jesus auch das weltliche Schwert dem Petrus giebt, soll er damit andeuten, daß die Kirche nach dem Willen Gottes auch über die weltliche Macht zu verfügen habe. Hierbei ist die beanspruchte Herrschaft der Kirche über den Staat klar ausgedrückt. Der Arzt erklärte mir nun, daß er von einer solchen Theorie noch niemals etwas gehört habe. Solcher befremdlichen Unwissenheit gegenüber leistet das angezeigte Schriftchen vorzügliche Dienste. Es giebt eine Uebersetzung und geschichtliche Erläuterung der viel berufnen Bulle, die nach der vorhin erwähnten Theorie den Herrschaftsanspruch des Papstes kraft päpstlicher Unfehlbarkeit zum notwendigen Glaubenssatz für alle Katholiken macht. H-Zw

(Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins) Magdeburg, Heinrichshofen, 1892. Heft 5: Geschichte der wallonisch-reformirten Kirchengemeinde zu Magdeburg. 17 S. 25 Pfge.

Prediger D. Bode schildert in diesem Heftchen die einzigartigen Schicksale dieser seiner frühern Gemeinde. Bis zur Zerstörung Mannheims am 8. März 1689 durch die Franzosen im orleansschen Raubkriege hatte die Gemeinde in dieser Stadt bestanden: der Haß der französischen Räuberscharen, die Ludwig XIV. über das westliche Deutschland und namentlich die Pfalz ergoß, gerade gegen reformirte Flüchtlingsgemeinden französischer Zunge, traf Mannheim und seine Wallonen besonders hart. Allein die Wallonengemeinde Mannheims zerstreute sich nicht; Prediger Péricard wußte sie zusammenzuhalten und ihr die Ansiedlung in Magdeburg auszuwirken. Kurfürst Friedrich III. erteilte ihr am 21. Mai 1689 die wertvollsten Privilegien, und sogleich, noch im Sommer 1689, ließ sie sich daselbst nieder. Nicht wie andre Gemeinden dieser Art hatte sie sich aus zersprengten Elementen der verschiedensten Gemeinden zusammengefunden; sie hieß „die reformirte Gemeinde von Mannheim in Magdeburg“ und trat sofort als geschloßne, organisirte Gemeinde in ihrem neuen Wohnsitze ins Leben. Seit dem ersten Advent 1694 ist ihr Gotteshaus die alte, 1366 vollendete Augustinerkirche, ein Geschenk Kurfürst Friedrichs III. Obwohl der Gottesdienst seit 1801 ausschließlich in deutscher Sprache gehalten wird, die Gemeinde sich 1817 der Union anschloß, besteht sie noch heute in ihrer Besonderheit und mit mancherlei Eigentümlichkeiten, wie man in der anziehenden Schrift D. Bodes, der ein Menschenalter hindurch, von 1853 bis 1888, an ihr gewirkt hat, im einzelnen nachlesen möge. Das fünfte Heft reiht sich den frühern würdig an. S

Zur Nachricht

Von den Herren Generalsuperintendenten in Kassel geht uns soeben vor Schluß der Redaktion ein längeres Schreiben zu, das wir bedauern aus Mangel an Raum nicht hier abdrucken zu können. Wir haben die Redaktion der „Chronik der christlichen Welt“ ersucht, es in ihre gleichzeitig erscheinende Nr. 39 aufzunehmen, und durften das um so mehr, als sich das Schreiben zur Hälfte eben mit der Chronik beschäftigt.

D H

Zur Beachtung

Wir bitten um rechtzeitige Bestellung des mit nächster Nummer beginnenden neuen Quartals.

Auch um Werbung neuer Freunde, da erfahrungsgemäß das vierte Quartal hierfür das günstigste ist. Die nächste Nummer wird sich jedoch nicht zur Probenummer eignen, da sie als Begrüßungsnummer für den Kongreß für innere Mission ihren besondern Charakter tragen wird. Dafür wird Nr. 41 als Probenummer ausgegeben werden.

Auch sei die „Chronik der christlichen Welt“ zum Abonnement empfohlen.

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 39 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol., zuletzt als Erzieher in einer Anstalt thätig gewesen, sucht zum 1. Oktober oder später Stellung als Lehrer, Erzieher od. Prädikant. Gehaltsanspr. gering. Gefl. Offerten unter **H. S. 125** postlag. Jüterbog.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1388. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 37: Versammlungen und Vereine: Die Feier der Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529 — Die Augustkonferenz — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ein hartes Urteil über die evangelische Kirche — Das geistliche Lied und die Aufklärung — Zur Charakteristik der Agitationsweise Theodor von Wächters — Die geistliche Schulaufsicht in den württembergischen Volksschulen — Ueber eine Patronatsprüfung in Schlesien — Verschiedenes: Germania und Evangelischer Bund — Der Evangelisch-soziale Arbeiterverein in Hamburg und das Hamburger Volksblatt — Achter Deutscher Evangelischer Schulkongreß zu Dresden — Theologische Vorlesungen an den protestantischen Universitäten im Wintersemester 1893/94 — Personalien.

Nr. 38: Vereine und Versammlungen: Augustkonferenz — Die Konferenz der Landesgeistlichkeit des Herzogtums Sachsen-Altenburg — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Der Agendenentwurf für die preußische Landeskirche — Die Erklärung der drei Kasseler Generalsuperintendenten — Ueber „protestantisches Bewußtsein“ — Personalien.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	36
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princessas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 40 Leipzig, den 28. September **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Willst du gesund werden? — Zum Gruß nach Dortmund — Johann Hinrich Wichern und der Gemeindegedanke: 1. Die Kirche und die innere Mission; 2. Das allgemeine Priestertum — Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission: 1. Die Anfänge — Unsre Stellung zur Sozialdemokratie: 7. Der Irrtum der Sozialdemokratie; 8. Die Stellung der Kirche (Schluß) — Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln: 1 — Verschiedenes: Vom irdischen Gut; Praktisches Christentum; Neue Flugschriften aus der inneren Mission; Ein mißhandeltes Zitat; Der Kellnerberuf — Zur Beachtung — Anzeigen

Dem siebenundzwanzigsten Kongreß für innere Mission gewidmet

Willst du gesund werden?

Da Jesus ihn sahe liegen und vernahm, daß er so lange gelegen war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? Joh. 5, 6.

Es war nicht das Selbstverständliche, wonach Jesus den Kranken fragte, nämlich ob er lieber gesund sein möchte als krank. Er prüft ihm Herz und Nieren mit der Frage: Willst du gesund werden? Gesund werden mit all den Konsequenzen der Gesundheit, all den Pflichten, die sie dem Gesunden auferlegt, den Aufgaben, der Arbeit, die des Leistungsfähigen wartet. Kranksein ist für niemanden begehrenswert, aber als Kranker sich zurückziehen von den Ansprüchen des Lebens, als Kranker andre für sich sorgen lassen, statt für andre zu sorgen — das hat für manchen sein Bequemes und Angenehmes. Darum: willst du gesund werden, nicht nur für dich, sondern auch für die Deinen, willst du schaffen, kämpfen; mit allem Fleiß, aller Aufopferung die neu geschenkten Kräfte rühren, Gott zu Lob, deinem Nächsten zu Dienst, ein treuer Haushalter, bis dein Herr dir sagt: Es ist genug? Willst du das? Erst wenn der Wille, gesund zu werden, gesund zu sein, sich regt, ist die Krankheit völlig gebrochen. Wie manchmal erklärt der Arzt das körperliche Leiden für gehoben, aber die Seele bleibt matt, der neue Lebensmut mag sich nicht einstellen. Willst du gesund werden? Solches Wollen muß auch Gott wirken, aber indem Jesus den Kranken so fragt, bietet er ihm solches Wollen an als seine beste Gabe, und der Kranke braucht nur zu antworten: Ja, ich will, Herr! so kann er.

Willst du gesund werden? Das ist die stete Frage Gottes an seine Menschenkinder, an jeden einzelnen. Es ist die Frage der Entscheidung, der Bekehrung, die rettende, erlösende Frage. Wer sie nur erst vernimmt, der ist nicht ferne vom Heil; wer sie vernommen und verstanden hat, der ist selig. Ein neues Leben, eine neue Welt ist ihm aufgegangen, er ist „wie neugeboren," gesund — und willens, gesund zu sein.

Die Frage weiterzugeben, das hat Jesus seinen Jüngern anvertraut. Die innere Mission hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht, dieses sein Vermächtnis zu erfüllen. Sich um die armen Kranken, die armen Verlornen und Gefährdeten zu kümmern, um die niemand ernstlich sich kümmerte, das war ihr Gedanke von Anfang. Kinder und Greise, sittlich, körperlich, wirtschaftlich Schwache sammelt sie unter ihrem Mantel, sie deckend, schützend, versorgend: je gebrechlicher und elender jemand, desto lieber ist er ihr. Willst du gesund werden? fragt sie nur immer. Ganz gesund? An Leib und Seele? Auch nicht mehr sündigen? Auf daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre! (Joh. 5, 14.) Und mancher schon hat es verstanden und hat gewollt und ist so ein andrer Mensch ein Kind des Friedens geworden.

Das thut die innere Mission, die rechte, mit einem heißen Schmerz, daß solche Arbeit in der Christenheit nötig ist. Und damit wird sie, willkommen oder unwillkommen, zu einem Mahner für unsre Kirchen, unsre Gemeinden, richtet auch an sie die Frage: Willst du gesund werden? Und nicht vergeblich. Ein gut Teil ihrer historischen Mission hat die innere Mission erfüllt, und dessen soll sie selbst sich am meisten freuen. Die Sorge und Fürsorge für ihre matten und kranken Glieder selbst als ihr heiliges Recht, ihre heilige Pflicht zu hegen und zu handhaben, dieser Wille ist in den Gemeinden, den Kirchen vielerwärts neu erwacht. Es regt sich in ihnen der Wille, gesund zu werden. Noch längst nicht genug. Der Genesende stellt sich noch schwach und ungeschickt an zum Werk. Die „Berufsarbeiter" der innern Mission lächeln zuweilen darüber und haben wenig Zutrauen. Und es kränkt sie der Undank, der ihnen widerfährt, die doch wacker gewesen sind, da die meisten schliefen. Kein Undank hier, keine Eifersucht dort! Noch bleibt der innern Mission viel zu thun in kraft des freien allgemeinen Priestertums, noch bedarf die Kirche allerorten ihrer Prophetenstimme: Willst du gesund werden? Aber entweder wird die Kirche noch einmal gesund werden, und dann wird sie der innern Mission nicht für alle Zeit überlassen können, was der Kirche ist, und was einzelnen Freiwilligen überlassen zu haben ihre Schuld ist. Oder die Kirche wird nicht gesund: dann hat auch die innere Mission um ihr größtes Ziel vergeblich gearbeitet.

Mögen beide, innere Mission und Gemeinde, mit aufrichtigem Verständnis sich in die Hände arbeiten! Daß die innere Mission als eine Sache freier persönlicher Initiative nie überflüssig wird, dafür wird die bleibende Unvollkommenheit der organisirten Gemeinde sorgen. Daß sie aber nicht die Generalpächterin christlicher Liebesthätigkeit sein und bleiben, nicht an den Formen hangen und halten darf, die sie selbst sich oder die ihre Entwicklung ihr gegeben hat, das soll sie in den Wandlungen dieser Zeit treu vor Augen haben. Sie, die des Herrn Frage in der Christenheit lebendig erhalten möchte: Willst du gesund werden? wird selbst nur durch die feinste Empfindung für die Lebensbedürfnisse einer neuen Gegenwart sich gesund und der Christenheit ihre Gesundungskraft erhalten. R

Zum Gruß nach Dortmund

In unerwarteter Weise haben sich in den letzten fünf Jahren die kirchlichen Versammlungen gehäuft, und in ihrer Mitte hat der Kongreß für innere Mission die Probe zu bestehen, ob er noch die alte Zugkraft besitzt. Nach dreißigjährigem Bestehen und viel fruchtbarer Arbeit war Ende der achtziger Jahre die eigentümliche Bewegung der innern Mission und mit ihr ihre Kongresse eben zu allgemeinster Anerkennung gekommen, Die Widerstrebenden zur Rechten, angebliche Lutheraner, waren

doch in ihrem Herzen schon längst dabei; es will uns Jüngern vorkommen, es wären fast nur Wortklaubereien gewesen, wenn die Lutheraner ihren Vereinen für innere Mission ausdrücklich den Namen evangelisch-lutherisch vorsetzten — Wichern kannte keine spezifisch lutherische innere Mission —, und es dünken uns kleinliche kirchenpolitische Rücksichten zu sein, wenn etwa lutherische Landesvereine den Anschluß an den Zentralausschuß noch meiden. Und die Widerstrebenden zur Linken, sie wollten je länger je weniger mehr als Widerstrebende gelten. Die Protestantische Kirchenzeitung beklagte sich eines Tags darüber, daß ihr keine Einladung zu den Kongressen für innere Mission zugehe, und von nun an erhielt sie diese Einladung und brachte meist wohlwollende und, was nicht weniger wert ist, freimütige Berichte über die Kongresse wie über die Jahresberichte des Zentralausschusses. Rasch aufeinander folgten Ende der achtziger Jahre eine ganze Reihe Gründungen von Landes- (Provinzial-) Vereinen für innere Mission, meist auf kirchlicher und auf breitester Grundlage, in engem Anschlusse an Synoden und die verschiednen kirchlichen Richtungen in sich befassend; wir erinnern nur an den badischen und die verschiednen thüringischen, bei deren einer der dem Protestantenverein angehörige Meininger Oberkirchenrat Dreyer als Festprediger auftrat. Nur der evangelischen Kirche der Pfalz schien es vorbehalten zu sein, auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit gemeinsamen Boden für die verschiednen Richtungen nicht zu finden und in mehr als einer Beziehung in einem ältern Betriebe der innern Mission zu verharren. Ueberaus erfreulich war der Umschwung, der sich in den etwa noch zurückhaltenden Kirchenregierungen zu Gunsten der innern Mission vollzog, und gegenüber den staatlichen Behörden, selbst der politisch liberal regierten Länder, gewann sich die innere Mission in diesem Zeitraume die weitgehendsten Sympathien. Als letzte blieben auch die theologischen Fakultäten nicht zurück, die innere Mission unter ihre Lehrgegenstände aufzunehmen, wenn es auch manchem große Schwierigkeiten bereiten konnte, in welcher Disziplin, in welcher Unterteilung und unter welchem Namen sie einzugliedern sei.

Eben während dieses Siegeslaufes entstanden der innern Mission eine ganze Reihe konkurrirender Bewegungen, teils aus dem eignen Lager entstehend, teils von außen her kommend. Betrachten wir zunächst die erstern.

Ein Zweig um den andern splitterte sich ab von dem großen Baume der innern Mission, schuf sich seinen eignen Verein, seine eignen Blätter, seine eignen Kongresse. Denken wir nur an die evangelischen Arbeitervereine, an die beiden Vereine zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, an den deutschen Verein zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke, an den Kongreß für Sonntagsruhe, an die Versammlungen der deutschen Arbeiterkolonien, Herbergen zur Heimat und Verpflegungsstationen und andres mehr. So sehr nun das Selbständigwerden dieser und andrer einzelner Zweige der innern Mission in der Entwicklung der Sache lag, so wäre es doch für beide Teile ein offenbarer Verlust, wenn sie die Fühlung untereinander verlören. Aufgabe des Zentralausschusses ist es, all diese verschiednen Abzweigungen wenigstens auf den Kongressen wieder zu gegenseitiger Befruchtung zusammenzuführen, sollen nicht die einzelnen Zweige der Gefahr verfallen, daß sich ein jeder für ein Spezialmittel zur Heilung aller Schäden der Zeit halte, und soll nicht der Kongreß zu einem Schemen werden, weil eben alle wichtigen Zweige der innern Mission anderswo ihren Mittelpunkt sich schaffen.

Von außen her trat in demselben Zeitraume zuerst konkurrirend auf den Plan eine Bewegung, die angab, in ihrem innersten Kern der innern Mission entgegengesetzt zu sein, von ihr auch vielfach als ein Verderber angesehen wurde, und doch im Grunde eins mit ihr, entsprungen aus demselben Schmerze über den geistigen Tod und die leibliche Not in unsern Gemeinden und beseelt von demselben Bestreben, durch das allgemeine Priestertum zu helfen und mit diesem so vielfach mißbrauchten Worte in unsrer Kirche einmal Ernst zu machen: der Sulzische Gemeindegedanke. Die einstweilige Gegensätzlichkeit beider Bewegungen war einerseits dadurch verschärft, daß Sulze über der Verurteilung der Form, des Vereinscharakters der

meisten Innern-Missions-Bestrebungen vielleicht doch verkannte, wie sehr materiell ihm niemand mehr vorgearbeitet hatte als eben die innere Mission, und wie die Verfechter seiner Sache, sobald sie ans Werk gehen, vielfach die hingebendsten Kräfte in den Kreisen derer finden, die bis jetzt durch die Arbeit der innern Mission das kirchliche Gemeindeleben zu heben suchten. Und andrerseits, legen die Männer der innern Mission, soweit sie es überhaupt nötig haben, für einen Augenblick die Brillen kirchlicher und politischer Parteibefangenheit ab, so müssen sie erst recht zugestehen, daß das von Sulze geschilderte religiöse Gemeindeideal nichts andres ist, als was sie selbst erstreben. Wird dasselbe Ziel von zwei verschiednen Ausgangspunkten aus (in diesem Falle Mission und Organisation, beide formal gefaßt) betrachtet und in Angriff genommen, so dauert es ja wohl einige Zeit, bis die Gemeinschaftlichkeit des Ziels erkannt wird. Trotzdem gehört ein gut Stück Parteifanatismus dazu, entgegen den ausdrücklichen Darlegungen Sulzes, in dessen Werk nur eine Entleerung statt ein Vorrücken und eine Bereicherung der „kirchlichen Reformbewegung des neunzehnten Jahrhunderts“ zu sehen, als welche die innere Mission angesehen werden will. Wir wünschen dem Dortmunder Kongreß, daß auch er sich von der Gemeindebewegung berührt erweise, und daß die Anregungen, die er geben wird, noch mehr als bisher auf den Ausbau des organisirten kirchlichen Gemeindelebens hinzielen mögen. Wir sind aber auch gewiß, daß die Anhänger Sulzes in der Durchführung ihres Gemeindeideals nirgends reichere Förderung erfahren, als unter den Freunden der innern Mission und dort, wo diese sich treffen und ihre Erfahrungen austauschen, auf dem Kongreß für innere Mission.

Als zweite, die innere Mission zwar schließlich fördernde, ihren Vereinen und Kongressen aber konkurrirende Bewegung trat der Evangelische Bund auf den Plan. Abgesehen von der kirchenpolitischen Gestaltung der deutschen Verhältnisse scheint uns der Evangelische Bund seine rasche Ausdehnung drei Umständen zu verdanken, die für einen Kongreß für innere Mission sehr lehrreich sind. Den ersten Umstand haben wir schon gestreift: es ist die Berufung Sulzes als Hauptredner zu der Stuttgarter Hauptversammlung des Evangelischen Bundes und die Aufnahme seines Gemeindegedankens in die Einzelarbeit der Ortsgruppen und der Zweigvereine des Evangelischen Bundes. — Das zweite Moment, das dem Bunde eine große Zahl von Freunden zuführte, war ohne Zweifel der ganz unzweideutig ausgesprochne und in der Wirklichkeit auch thatsächlich durchgeführte Grundsatz, keinen Unterschied unter den verschiednen, im Bekenntnis zu Jesus Christus stehenden Elementen unsrer evangelischen Kirche zu kennen. In dieser Beziehung ließen nicht der Zentralausschuß, wohl aber manche Provinzialvereine lange Zeit und vielleicht noch jetzt sehr zu wünschen übrig. Wir wünschen den Dortmunder Tagen, daß sie vermöge des ökumenischen Charakters, den ein Kongreß mehr oder weniger hat, auch in dieser Beziehung den Landesvereinen von Segen werden. — Das dritte Moment, das viele Freunde der innern Mission und solche, die dies bisher nicht waren, in die Reihen des Evangelischen Bundes führte, war die besondre Aufmerksamkeit, die der Evangelische Bund und namentlich sein Zentralvorstand dem Diakonissenwesen schenkte. Hat sich vielleicht auch der Zentralvorstand des Bundes zu großen Hoffnungen hingegeben in Bezug auf die Bedeutung, die das Diakonissenhaus in Hall für die Ausbildung von Diakonissen für einen größern Teil Südwestdeutschlands haben könnte — Diakonissenwesen wird am besten landschaftlich organisirt —, so hat doch die einfache Thatsache, daß der Bund ein Diakonissenhaus bauen und Diakonissen aussenden wollte, für ihn den allergrößten moralischen Erfolg gehabt. Er hatte sich eben eines der ältesten und dankbarsten Zweige der innern Mission bemächtigt und konnte dies in so erfolgreicher Weise nur, weil Zentralausschuß, Kongresse und Landesvereine für innere Mission dieses Arbeitsfeld viel zu sehr aus der Hand gegeben hatten. (Eine sehr rühmenswerte Ausnahme hat u. a. der „Verein für innere Mission in der Grafschaft Mark und den angrenzenden Kreisen“ gemacht durch Gründung des „Evangelischen Diakonissenhauses für die Grafschaft Mark und das Siegerland“.) Unter der segens-

reichen, aber auch allmächtigen Kaiserswerther Generalkonferenz war die Ausbildung und Aussendung von Diakonissen gewissermaßen aus dem Flusse und dem Betriebe der innern Mission herausgenommen und in ihrer nun einmal durch geniale Schöpfungen hervorgerufnen, aber doch nicht vollkommnen Eigenart ein Noli me tangere geworden — ihr selbst und der innern Mission zum Schaden. Statt nun, wie man dies bisher vielfach gewohnt war, über den Mangel an Schwestern und an opfersinnigen Pfarrers- und andern christlichen Töchtern zu klagen, hat der Evangelische Bund nicht nur dem Diakonissenwesen überhaupt eine neue Würdigung und größere Förderung zu teil werden lassen, sondern er hat auch selbst mit Hand angelegt, den Mangel an Diakonissen zu beseitigen, und dabei sind seine Freunde vorurteilsloser als viele andre den mancherlei Ursachen des bisherigen Mangels nachgegangen. Hieraus ergaben sich neue Auffassungen des Diakonissenwesens, die, genügend geprüft, diesem nur zum Segen gereichen können, vorausgesetzt, daß die Kreise, in deren Händen zur Zeit die Leitung der meisten Häuser sich befindet, diesen aus Liebe zur Sache entsprungnen Erörterungen nicht etwa in übergroßer Verehrung der bisherigen Formen oder gar eigensinnig sich verschließen. Ein künftiger Kongreß für innere Mission könnte keinen nötigern und glücklichern Griff thun, als wenn er dieser neuen Bedeutung und neuen Betrachtung des Diakonissenwesens Rechnung trüge und sie auf seine Tagesordnung setzte. In den Konferenzen der theologischen Berufsarbeiter der innern Mission wurde früher schon der Wunsch geäußert, das Diakonissenwesen wieder einmal vor das Forum eines Kongresses zu bringen; es wurde jedoch jeweils von Vertretern der Kaiserswerther Generalkonferenz geantwortet, eine Erörterung des Diakonissenwesens gezieme sich nicht für einen öffentlichen Kongreß, sondern gehöre vor die Kaiserswerther Generalkonferenz. Wir hoffen, daß nun doch bald die Stunde geschlagen hat, wo das Diakonissenwesen, der Mittelpunkt aller Diakonie und der schönste Zweig an dem Baume der innern Mission, auch Mittelpunkt und Zierde eines Kongresses der innern Mission werde und hierdurch wieder mehr in den Strom der „kirchlichen Reformbewegung des neunzehnten Jahrhunderts“ gelange.

Mittelbar aus dem Schoße der innern Mission selbst ist eine andre Versammlung entstanden, die dem Kongresse für innere Mission Interessen entziehen könnte: der Evangelisch-soziale Kongreß. Wer in der Detailarbeit der innern Mission erfahren hat, wie sehr die Rettung der Seelen von den umgebenden sozialen Verhältnissen durchkreuzt werden kann, mußte oft wünschen, daß christliche Männer sich mit an die Lösung der sozialen Probleme heranwagen, die die Mühen der innern Mission zur Sisyphusarbeit zu machen drohen und doch dem Manne der innern Mission aus Mangel an geschultem Weitblick und wirtschaftlichen Kenntnissen nur Probleme blieben. Je bedenklicher die Zwangslage wurde, in die durch ungesunde und sittlich gefährdende wirtschaftliche Verhältnisse ein großer Teil unsers Volks allmählich versetzt zu werden schien, um so dringender war der Schritt vom Kongreß für innere Mission zum Evangelisch-sozialen Kongreß — oder der Kongreß für innere Mission hätte selbst, wozu er unter Wichern einigemal den Anlauf genommen hatte, in frischerer und entschiednerer Weise seiner kirchlichen Arbeit eine soziale zur Seite setzen müssen. So wie jetzt die Dinge liegen, ist nur zu wünschen, daß die beiden Kongresse sich gegenseitig reichlich befruchten.

Die letzte Bewegung, die wenigstens für den Augenblick das Interesse an der innern Mission und ihren Versammlungen mindern zu können schien, sind die erneuten dogmatischen Kämpfe. Diese sind für manchen Freund der innern Mission eine heilsame Erinnerung daran, daß die Unkirchlichkeit und in ihrer Folge die Unchristlichkeit so vieler unsrer Glaubensgenossen nicht, wie man leicht glaubt, ihren Boden allein in den „Massen“ hat, die „durch ungenügende kirchliche Versorgung der Kirche entfremdet“ sind. Es ist uns jedoch fraglich, wie weit ein Kongreß für innere Mission auf diese Betrachtung der Dinge eingehen kann, ohne nicht den zu seinen mehr spezifisch kirchlichen und charitativen Zwecken nötigen Zusammenhalt seiner Mitglieder zu schädigen; nicht alle vermögen, wie wir Freunde der

Christlichen Welt, mit gutem Gewissen auch dann noch miteinander zu arbeiten, wenn auch tiefgehende Lehrmeinungen uns trennen. Unter den obwaltenden Verhältnissen thut ein Kongreß für innere Mission besser, die „Wiedergewinnung der der Kirche entfremdeten Massen“ nur soweit ins Auge zu fassen, als wirklich infolge mangelhafter kirchlicher Versorgung eine Entfremdung eingetreten ist; dabei mögen unter „Massen“ nicht vorzüglich solche Kreise verstanden werden, bei denen der Stadtmissionar durch charitative Mittel den Weg zur Seelsorge sich bahnen kann. In gewisser Beziehung kommt der diesjährige Kongreß unsern Wünschen entgegen, indem in notwendiger Ergänzung zu mancher bisherigen Versammlung einmal ausdrücklich „die Beteiligung der Gebildeten am kirchlichen Gemeindeleben“ zur Verhandlung kommt; wir wünschen von Herzen, daß gerade bei diesem Thema auf allen Seiten und in jeder Beziehung offen geredet würde, ohne daß hierdurch das gegenseitige Vertrauen notlitte. Bei allem Unfreundlichen, das die dogmatischen Kämpfe mitunter zu Tage fördern, können sie den Arbeiter der innern Mission doch daran erinnern, daß das Menschenherz auf Wahrheit angelegt ist, daß wir mit der Fülle sichtbarer Liebe und mit den Werken der innern Mission allein die Gewissen derer nicht beruhigen, die darnach ringen, die ewige Wahrheit neu und für sich begreifbar zu erfassen, und daß auch sie einer Hilfe bedürfen, die allerdings nicht in dem Bereiche der Arbeit liegt, die wir jetzt innere Mission nennen. Die aber, die als solche Helfer des Glaubens mitten inne stehen in den Kämpfen zwischen alten und neuen Formen, werden die Arbeit der innern Mission in gewissem Grade bewahren vor menschlichem Richten und theologischer Rechthaberei; diese Arbeit lehrt eben gar oft die Kraft echt christlichen Glaubens auch bei solchen bewundern, die in entgegengesetzten theologischen Anschauungen sich bewegen. Wenn der verdiente Vorsitzende des badischen Landesvereins für innere Mission, Freiherr von Göler, auf der letzten Landesversammlung in Bezug auf die auch in Baden wiedererwachten theologischen Kämpfe das Wort gebrauchte: „Wer arbeitet, hat keine Zeit zu streiten,“ so wollte er gewiß nicht die Augen schließen gegenüber Wahrheitsfragen, die — zu allererst innerlich — durchgekämpft werden müssen; wohl aber war dies Wort der geeignete Ausdruck dafür, daß, wer mit andern in der Arbeit christlicher Liebe steht, für deren abweichende Lehrmeinungen ein gereifteres Urteil hat und weniger leicht von dem oft so unchristlichen, leidenschaftlichen und vergiftenden Wesen des Tagesstreites mitgerissen wird. In diesem Sinne mögen auch die Tage von Dortmund Tage solcher Arbeit in dem Herrn werden, über der das, was an den Tageskämpfen menschlicher Streit ist, überwunden und vergessen wird! Reichhaltig genug ist ja das Arbeitsprogramm des Kongresses, um einem jeden und nicht am wenigsten denen, die sonst in neuern Bewegungen stehen, ernste Gedanken und reiche Anregung zu geben. Noch immer pulsirt in der innern Mission und in ihren Kongressen ein wesentliches und eigentümliches Moment christlich-kirchlichen Lebens, das noch keine der andern, von dem Zeitgeist mitunter begünstigtern Bewegungen sich genügend zu eigen gemacht hat. So lange dies der Fall ist, bleibt dem Kongreß für innere Mission auch mitten in den gehäuften kirchlichen Versammlungen und neuen Interessen unsrer Zeit seine Aufgabe und sein Besuch ein Segen, zumal wenn er in einer Landschaft tagt, die ein so reich entwickeltes, aber auch vor so schwere Aufgaben gestelltes kirchliches Leben hat, wie Westfalen. F J

Johann Hinrich Wichern und der Gemeindegedanke

Uebersicht: 1. Die Kirche und die innere Mission; 2. Das allgemeine Priestertum; 3. Das Ziel; 4. Der Gemeindeverein; 5. Die freie Organisation und das kirchliche Amt.

Die Christliche Welt hat uns verschiedentlich von Vorläufern des jetzt immer kräftiger auftretenden Gemeindegedankens berichtet. Wichern aber hat sie bisher unter ihnen noch nicht genannt. Und doch würde gerade, wenn er sich als solchen erwiese, viel eher auf eine Verständigung zwischen den scheinbar

rivalisirenden Strömungen zu rechnen sein. Inwiefern er nun in der That als solcher angesehen werden kann, möchten diese Zeilen im Folgenden aus seiner Denkschrift darthun, indem sie in einzelnen Abschnitten seinen grundlegenden Gedanken nachgehen und vor allem ihn selber sprechen lassen.

1. Die Kirche und die innere Mission

Wichern nennt im Titel seiner Denkschrift die innere Mission eine „innere Mission der deutschen evangelischen Kirche." Mit dem Bewußtsein göttlicher Legitimation nimmt die innere Mission es für sich in Anspruch, Sache der Kirche zu sein trotz aller Angriffe, die gerade von amtlich-kirchlicher Seite auf ihre Kirchlichkeit gemacht wurden. Sie ist sich bewußt, dem Geiste Christi zu entstammen als eine Thatsache, die einfach Anerkennung verlangt. Sie ist eine vollendete „Kirchenthat" (S. 202.) Die theoretische Rechtfertigung kommt ihr erst in zweiter Linie in Betracht. In welcher Weise aber ist nun die innere Mission eine Sache der Kirche? Nach Wichern scheint es so zu stehen, daß sie sich mit der innern kirchlichen Thätigkeit deckt. Die Kirche aber ist Christi Leib, nach dem apostolischen Bekenntnis die Gemeinde der Heiligen.

Wir verstehen aber unter ihr nicht bloß einen Teil dessen, was *an* ihr oder *in* ihr ist, oder *eine* Seite des Ganzen, sondern das Ganze, wie es nun einmal beschaffen ist, so vollkommen und unvollkommen, wie es im Leben uns umgiebt, und dieses Ganze als den gestalteten Leib, der zugleich immer ein sich gestaltender ist; wir schließen also auch in unsrer Vorstellung von ihr nichts aus, das ihr angehört. Zu ihr gehören wesentlich ihr Bekenntnis, ihre Ordnungen und ihre Aemter. (196)

Diese Gemeinde der Heiligen handelt als solche in der innern Mission. Es sind nicht einzelne Christen, die sich verbinden, wobei die meisten etwa nur zahlen, andre besondre Persönlichkeiten das eigentliche Werk übernehmen, sondern die Kirche, der gesamte Leib, der im Glauben verbunden ist, soll sich zusammenschließen:

Daß der Not des Leibes und der Seele im Volke die Hülfe aus der Gesamtheit derer, die Christus zu seiner Gemeinde gesammelt hat, zu teil werden, daß das Amt, das die Gnade Gottes im Worte und Sakramente spendet, und der freie Dienst der rettenden Liebe sich zu einem Bunde zusammenschließen sollen. (202)

Nur so als Sache der gesamten Kirche kann die innere Mission einen gesunden Verlauf nehmen und sich von sektirerischen, methodistischen Strömungen fern halten. Der ganze Leib soll seinen Blutumlauf erneuern, daß alle gesunden Kräfte und Säfte die kranken Stoffe absorbiren und umbilden. Der ganze Leib muß sich regeneriren und in Wahrheit ein lebendiger Organismus werden.

Denn nach zwei Seiten ist er das noch nicht. Die Kirche ist erstens noch keine Gemeinschaft:

[Sie ist eine] zerklüftete Macht, wo hier die Wissenschaft auf schwindelnden Höhen wandelte und dort die Praxis ihr immer ferner trat, wo hier die lebenden und dort die unbelebten Glieder standen, wo hier die einen sich ihrer Erlösung freuten und dort die andern von dieser beseligenden Kunde nichts vernahmen, wo hier die einen irdische Güter über die Notdurft, ja bis zum Ueberfluß haben, dort die andern, Brüder und Schwestern, der Not und dem Jammer erliegen — oder auch, wo zwischen den Dienern des Worts und Sakraments, die ihr segnendes Amt verwalten, und den Pflegern des Dienstes der freien rettenden Liebe nur vereinzelt eine Gemeinschaft sich findet. (202)

Die Kirche hat zweitens zu sehr nur die Seelen, nicht den ganzen Menschen angesehen.

Es geht nicht, daß man dem Volke nur predigt, mündlich oder schriftlich, und Hand und Herz gegen seinen Hunger verschließt, oder den Verderbern nicht entgegentritt, die in der Obrigkeit Recht und Gesetz zerbrechen. . . Der Herr heilte an den Kranken nicht bloß das Herz, sondern auch das Haupt und die Füße und die Hände und sagte dann dem *ganzen* Menschen: Stehe auf! (190)

Kurzum, die Kirche ist zuerst nicht eine Rechtsanstalt, auch überhaupt nicht eine Anstalt, wie die Vertreter des Amts zu meinen scheinen (94), sondern Christi Leib, die Gemeinschaft der Gläubigen.

Von der Kirche in diesem Sinne sind diese Strahlen und ersten Lichtscheine eines neuen Tages über unser Volk aufgegangen. (191)

Von diesem Charakter der Kirche ausgehend und nur auf diesem legitimirt sich die innere Mission als kirchlich, ja als *die* kirchliche Thätigkeit überhaupt, und es kann verlangt werden, daß eine Kirchenverfassung, die überhaupt auf den Namen einer wahrhaft evangelischen Anspruch macht, eine organische Stelle

für diese Thätigkeit hat (204). Will sie aber nicht, wollen sich die geordneten Aemter nicht hierauf einlassen, so bleibt darum die innere Mission nicht minder Sache der Kirche wie vorher (87).

Ist so einerseits die innere Mission das eigentlich kirchliche Leben selbst, die Thätigkeit, die in einem lebendigen Leibe fortwährend vor sich gehen muß, auch abgesehen davon, daß er nie ganz gesund ist, so stellt sich doch andrerseits bei Wichern die innere Mission nur als ein Ersatz für die nicht zureichenden kirchlichen Aemter dar, also für die Kirche als Anstalt (S. 6), und ihr Gebiet sind besondre soziellе, die Gemeinden überschreitende, allgemein-kirchliche Notstände (S. 14), unübersehbare Gemeinden u. dergl.; wo sie denn dasselbe Ziel wie das Kirchenregiment verfolgt:

Daß zuletzt im Umkreis der evangelischen Kirche kein Glied derselben mehr sei, das nicht das lautere Wort Gottes in rechter, d. h. gerade ihm sich eignender Weise hörte und die ihm sich darbietende Gelegenheit zu diesem Hören fände, auch ohne sie zu suchen. (54)

Hier thut die innere Mission also ersatzweise, was eigentlich amtlich sein sollte, und was aufhört, sobald das Amt wieder in Ordnung ist.

Diese beiden Seiten sind nun offenbar nicht geschieden. Jene allgemeinkirchliche Thätigkeit, die eigentlich das kirchliche Leben überhaupt ist, und zu der jeder Christ verpflichtet ist, sollte eben immer sein, wird aber hier nur als Hilfsmittel für gegenwärtige Not betrachtet, mit der sie auch wieder wegfällt, indem die Aemter dann alles das leisten, was hier freie Thätigkeit ist. Diese Zweiseitigkeit verbirgt sich auch schon in der Definition S. 6:

Als innere Mission gilt uns nicht diese oder jene *einzelne*, sondern die *gesamte* Arbeit der aus dem Glauben an Christum geborenen Liebe, die diejenigen *Massen in der Christenheit* innerlich erneuern will, die der Macht äußern und innern Verderbens anheimgefallen sind, ohne daß sie, so wie es zu ihrer christlichen Erneuerung nötig wäre, von den jedesmaligen geordneten christlichen Aemtern erreicht werden.

Innere Mission ist also jede Arbeit des Körpers an sich selber in seiner Lebensgemeinschaft, andrerseits aber wieder nur ein Ersatz für das Amt.

Das Große in der Wichernschen Auffassung ist das wiedererschaute Bild der Kirche als der Gemeinschaft der Gläubigen, als einer wirklichen Lebensgemeinschaft anstatt eines Gedankendinges oder einer Wort- und Sakramentsanstalt. Damit hat er unzweifelhaft den Punkt getroffen, wo es uns not thut, wo uns die Fülle des reformatorischen Prinzips noch nicht aufgegangen ist. Aber indem er nun die Bethätigung dieser Kirche als innere Mission und damit als etwas nur im gegenwärtigen Notfall als Ersatz des Amtes stattfindendes bezeichnet, verkümmert jener Gedanke, wie sich deutlicher noch an andern Punkten zeigen wird.

2. Das allgemeine Priestertum

Ist die Kirche der Ausgangspunkt für die Thätigkeit der innern Mission, so stützt sie sich hierin mit vollem Bewußtsein auf das reformatorische Prinzip des allgemeinen Priestertums. Dies wird in seinem ganzen Umfange hierfür aufgenommen. Um den grundkirchlichen Charakter der innern Mission zu bewahren, kann diesem allgemein-priesterlichen Bewußtsein nichts geopfert werden (197). In ihm aber liegt für jeden Einzelnen nicht etwa nur das priesterliche Recht, sondern die persönliche Verpflichtung, nicht etwa nur zu äußerlicher Hilfe, sondern direkt zur Seelsorge, nicht etwa nur durch äußere Mittel wie Armenpflege, sondern durch alle Mittel gegen jede Art von Not, besonders aber durch die persönliche Einwirkung der Gemeinschaft (196, 16, 19). Jedes Christenleben ist ein nur im Sterben erlöschendes Amt der Seelsorge (16). Jeder Christ hat die Pflicht, im Geiste der innern Mission in seinem Kreise zu wirken.

Der Geistliche soll in seiner Gemeinde bei denjenigen Gliedern derselben und Hausständen, die solche rettende Thätigkeit nötig machen, der Hausvater und die Hausmutter sollen in ihrer Hausgemeinde unter Kindern und Gesinde, Verwandtschaft und Freundschaft, — der Handwerksmeister in seiner Werkstatt unter Gesellen und Lehrburschen, — der Dienstbote, Geselle, Tagelöhner wiederum in seinem Kreise ein Kind dieses Geistes sein; ebenso der Schullehrer . . ., der Geschäftsmann . . ., der Gutsherr, der Richter, der Staatsmann, der Universitätslehrer, der Kaufmann, der Soldat, der Matrose, der Bürger und der Bauer — und wer sonst, jeder an seiner Stelle, an die ihn Gott gestellt hat.

Dieses Thun ist die Verwirklichung des allgemeinen Priestertums (das Laienprinzip), in welchem die Kirche sich aus sich selbst, und zwar in Christo, der sich in den Einzelnen als rettender Heiland verklärt, vollendet. (17)

Es gilt besonders, daß jeder in seiner Lebenssphäre Christen sieht, Christen in der vollen Bedeutung, als Seelsorger.

Personen, wie wir sie meinen, müssen den Kreisen, für die und unter denen sie arbeiten sollen, durch Stand, Sitten und gemeinsame Lebensanschauungen und Erfahrungen näher stehen, als dies bei den Predigern gewöhnlich der Fall ist; sie müssen die Sprache des Volkes reden, dessen Sorgen und Mühen aus eignem Miterleben kennen gelernt haben und dadurch dessen Vertrauen von vornherein besitzen oder bald gewinnen können. (69)

Durch den so erzeugten Kreisumlauf des Bluts, indem die niederwärts fließenden Säfte auch wieder aufwärts steigen, erhalten den gleichen, ja noch mehr Segen die Spender des Segens, sie werden selbst dadurch weiter erzogen und gefördert. Die andre Seite dagegen ist keineswegs passiv, sondern jeder, der auf den Geist der Hilfe eingeht, die ihm geboten wird, wird nun auch wieder zur Mitarbeit herangezogen und wieder dadurch selbst gebildet (83, 91). Auch kann die Mitarbeit den Anfang machen und das Empfangen erst hieraus folgen bei solchen, die nicht auf dem Boden des christlichen Glaubens stehen und doch der Liebesarbeit sich anschließen wollen. Diese erkennen, indem sie andern spenden müssen, ihre eigne Bedürftigkeit (79 f.). Durch solche allgemeine Bethätigung der Glieder werden nicht etwa die Ordnungen von Kirche und Familie aufgelöst, sondern erst recht gebaut (82). Aber:

Das Amt muß sich wiederfinden in der Gemeinschaft der mitsuchenden und mitrettenden, mitopfernden und mitsegnenden Liebe derer, die bis dahin von dieser Bethätigung der Träger des Amtes nichts erfahren, aber bis dahin auch vielfach — wir wissen es gewiß! — an nicht wenigen Stellen vergeblich und schmerzlich gewartet haben, daß auch vonseiten der Inhaber des Amtes ihnen die Gemeinschaft der Mitarbeit zu teil werde. (217)

Durch solche gegenseitige Befruchtung bekommt die Kirche volkstümliche Kraft. Deutschland mit seiner reformatorischen Kirche hat die Fähigkeit, eine solche Volkskirche zu schaffen.

So kann die Lösung der großen weltgeschichtlichen Fragen, die an unsre Tage gerichtet sind, und deren tiefste Rätsel großenteils in den großen Städten verschlossen liegen, von Deutschland aus erfolgen. (95)

Dann werden die andern Völker zum zweitenmale unsre Kirche segnen, und die Geschichte wird wie von einer Kirche der Reformation so künftig von einer Kirche der Regeneration berichten (95), denn:

Die evangelische Kirche unsers Vaterlandes ist ihrem Prinzip nach wesentlich eine Kirche der innern Mission, durch sie erst wird und kann sie zur Volkskirche ausgeboren werden. (24)

Ist nun solche allgemeine Priesterthätigkeit aller an allen, wie sie eines jeden Christen Pflicht ist, die innere Mission selbst, wie kann dann diese nur ein Durchgangsstadium zur Volkskirche sein? Worin besteht denn die Volkskirche anders als eben in dieser Uebung allgemeinen Priestertums? Ist die evangelische Kirche ihrem Prinzip nach wesentlich eine Kirche der innern Mission, so kann sie ihrer auch nie entbehren. Wenn man aber das allgemeine Priestertum aufruft zu einer ausnahmsweise stattfindenden Thätigkeit, so macht man aus der allgemeinen pflichtmäßigen Arbeit für das Reich Gottes wieder eine spezielle, so ruft man Freischaren von Missionaren, die speziell die allgemeine Christenpflicht erfüllen. So wird doch die innere Mission aus einer allgemein kirchlichen Thätigkeit zu einer speziellen Thätigkeit in der Kirche, und da sie nun doch den allgemein-kirchlichen Charakter behalten soll, zu einer speziellen Reichs-Gottes-Arbeit. Diese Zwiespältigkeit ist schon in dem Namen „innere Mission" angelegt. Denn was unter diesem Namen beschrieben wird, ist nichts weiter als das innerkirchliche Leben überhaupt, und man würde den Titel: „innere Mission der Kirche" am besten deuten als: innere Bestimmung, innerer Beruf der Kirche. In diesem Sinne kann man auch mit Wichern die Reformation „eine That der innern Mission" nennen. Und wir wollen dabei dankbar bekennen, daß Wichern uns diesen innern Beruf der Kirche in so herrlicher Weise wieder enthüllt hat, und demütig gestehen, daß bisher von solchem Leben in unsrer Kirche wenig zu finden ist.

v L

Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission

Uebersicht: 1. Die Anfänge; 2. Die Kinder und die Werkstätten; 3. Die Sonntagsschule und die Landschullehrer; 4. Der Lutherhof, die fromme Missionsanstalt; 5. Falks Frömmigkeit.

Einleitung

Die christliche Liebesthätigkeit hat in unsrer Zeit einen ungeheuern Umfang angenommen. Niemals früher hat sie sich eine so vielverzweigte und zugleich so straffe Organisation geschaffen. Ein ganzes Heer von geschulten Arbeitern kennt und übt sie als einzigen Lebensberuf. Selbst die Kenntnis allein von dieser Wirksamkeit ist zu einer Wissenschaft geworden, in der Detailforschung, Probleme und Theorien so gut ihre Stelle finden, wie in jeder andern. In merkwürdigem Gegensatz aber zu diesen Thatsachen steht eine andre Wahrnehmung. Von einem durchschlagenden Erfolge dieser ganzen Arbeit kann bislang im Ernste kaum die Rede sein. Ich denke bei dieser schroffen Aussage natürlich nicht an die große Summe von Einzelergebnissen, die leicht aufgeführt werden können. Aber der eine Erfolg, nach dem diese Liebesthätigkeit von Anfang an ausgeschaut hat, ist bisher nicht eingetreten. Von einer christlichen Erneuerung unsers Volks sprechen wir immer nur als von einem Ziel in weiter Ferne. Die Gegenwart aber wird von den verschiedensten Seiten heute kaum minder schwarz gemalt, als es vor fünfzig Jahren von Wichern und noch mehr von seinen eifrigen Anhängern geschah. Wir sind in diesem halben Jahrhundert nicht vorwärts gekommen, das ist das schmerzliche Eingeständnis, das, ausgesprochen oder nicht, auf vieler Lippen liegt.

Dagegen helfen uns keine Ausreden. Gewiß, nur Gott selber kann die Frage nach Ihm in uns zu einer brennenden machen, nur er kann der Unruhe, die unser ganzes Leben ergriffen hat, die Deutung beigesellen, die sie in dem alten Worte Augustins gefunden hat. Aber doch, so lange uns die hingebende Arbeit der Liebe als Offenbarung der Wahrheit gilt (1. Joh. 3, 16 f., 4, 6 f. u. a.), woran liegts, daß sie ihre zwingende und gewinnende Kraft scheint verloren zu haben? Etwa daran, daß unter berufmäßiger Wirksamkeit, unter Organisation und Technik sich das persönliche Element in unsrer Liebesthätigkeit gar zu sehr verbirgt? Eine Klage darüber würde wenig helfen. Denn Pflicht und Freiheit bilden für uns keine Gegensätze. Und so sehr wir uns nach der eindrucksvollen Unmittelbarkeit einer ersten Liebe zurücksehnen möchten, wir wissen, daß auch die Formen ihr Recht haben, daß auch die freieste Liebe sie so oder anders doch wiederschaffen müßte, wenn sie die vorhandnen zerstörte oder als störend beiseite ließe.

Aber noch ein andres, gefährlicheres Bündnis hat sich die innere Mission aufzwingen lassen. Freund und Feind haben in wunderlicher Gemeinsamkeit unermüdlich darnach gestrebt, ihr Parteifarben anzulegen, sie womöglich in die Paragraphen eines Parteiprogramms einzuschachteln. Die einen haben in blindem Zorn sich in den Vorwurf parteiischer Engherzigkeit gegen sie festgerannt, die andern haben ebenso unbedacht sich ihrer als ihres ausschließlichen Eigentums gerühmt. Die Folge hat nicht ausbleiben können, daß sich schließlich der Eindruck verfestigte, als müsse es wirklich so sein, wie hier Lob und Tadel einmütig versicherten. Und doch liegt hier eine Geschichtsfälschung vor, deren sich Orthodoxie und Liberalismus gleichermaßen schuldig machen. Denn es wird dabei vergessen oder gar als übersehbare Schwachheit beurteilt, daß Wichern ein Schüler Schleiermachers war und ihm allezeit eine dankbare Verehrung bewahrt hat, daß er alle Hengstenbergsche Verfolgungssucht gegen den Rationalismus mißbilligte und umgekehrt bei der strammen Orthodoxie lange Zeit sehr wenig Anklang und Unterstützung fand. Vollends aber in einem andern Lichte, als das landläufige Urteil will, erscheinen die Anfänge der innern Mission im Leben des Johannes Falk. Und um so mehr darf dieser Gesichtspunkt für die folgende Darstellung in den Vordergrund treten, als die jüngste Lebensbeschreibung des Mannes*) es wie ge-

*) F. Oldenberg, Das Leben des Johannes Falk. Zweite Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1892. 80 Pfge.

flissentlich vermieden hat, die originelle, bewußt-selbständige Art von Falks Frömmigkeit zu kennzeichnen. Gerade im Interesse der innern Mission hätte man hier deutliche Pinselstriche wünschen dürfen. Und wenn Oldenberg 1858, als er das Lebensbild zuerst schrieb, dafür kein Auge gehabt hat, so hätte er sich 1892 durch verschiedne, inzwischen erschienene Veröffentlichungen*) darauf hinweisen lassen müssen.

1. Die Anfänge

Genau, auf den Tag können wir den Anfang von Falks praktischer Liebesthätigkeit bezeichnen. Wir werden ja sehen, wie mancherlei dazu gedient hat, ihn darauf vorzubereiten. Wirklich begonnen hat er sie in der Nacht und an dem Tage nach der unglücklichen Schlacht von Jena und Auerstädt am 14. und 15. Oktober 1806. Er war damals 38 Jahre alt (geboren am 28. Oktober 1768), bis dahin ein Dichter, Philosoph, Naturforscher und Tagesschriftsteller, ohne bestimmtes Amt in Weimar litterarischen Neigungen und Arbeiten lebend. Wie er sich der Freundschaft Wielands und Goethes erfreute, so durfte er sich auch rühmen, eine nicht unfruchtbare Feder zu führen. Allein seine „Grotesken, Satiren und Naivitäten," seine „Taschenbücher für Freunde des Scherzes und der Satire" sind heute so gut vergessen, wie seine „Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend," oder seine größern, auch dramatischen Dichtungen, „Der Mensch und die Helden," „Prometheus" u. a. m. Er hat seinen Namen auf einem andern Blatte der Geschichte eingetragen.

In jener Nacht, als die siegreichen Franzosen plündernd und brennend in Weimar eindrangen, stand Falk auf dem Markt Wache vor der verschlossenen Thür seines Hauses. Er war entschlossen, wiewohl seine gut preußische Gesinnung stadtbekannt war, vor dem nahenden Unheil nicht zu fliehen, sondern zu thun, was in seinen Kräften stand, um die Seinigen und die Nachbarn vor dem Feinde zu schirmen. Der Morgen zeigte furchtbare Bilder der Verwüstung. Und dazu nirgends Kopf und Herz, nirgends Kraft und Mittel zur Pflege der Verwundeten, zur Herstellung einer leidlichen Ordnung. Ein Aufruf Falks schaffte von hier und dort das Nötigste herbei. Und so kräftig erwies sich auch seine ruhige Besonnenheit und seine Fähigkeit, in diese Verwirrung einzugreifen, daß der französische Platzkommandant selber ihn als Dolmetscher heranzog und bei seinem Abzug ihm ein ehrendes Zeugnis hinterließ für die Umsicht und Aufopferung, mit der er seine Mitbürger vor weiterm Unglück bewahrt habe.

Aber auch der Großherzog Karl August war auf die praktische Begabung dieses Schriftstellers aufmerksam geworden. In seinem Dienst hat er die nächste Zeit zugebracht, wenn er auch seiner öffentlichen, amtlichen Stellung nach als Dolmetscher bei der französischen Generalintendanz in Naumburg beschäftigt war. Wenig erfreulich war hier die ihm zugewiesene Thätigkeit. Denn durch seine Hände gingen all die Aktenstücke, die die Forderungen enthielten, die der Sieger an die thüringischen Staaten stellte. Da blickte er tief hinein in das Elend dieser Kriegszeit. Er lernte wie wenige erfahren, wie schwer die Hand des rücksichtslosen Siegers auf dem Vaterlande lastete. Maßlos waren die Forderungen, empörend die zur Schau getragne Anschauung von dem unerschöpflichen Reichtum des ausgesognen Landes. Falk schrieb grimmig auf ein solches Aktenbündel die Worte:

Fragen: wie viel Fische im Meer und wie viel Vögel unter dem Himmel sind. (Erinnerungsblätter, Seite 35.)

Es mochte ein hartes Stück Arbeit sein, hier zu vermitteln, von den Forderungen dies und jenes abzudingen. Aber Falk konnte von seinem Fürsten das Zeugnis empfangen, daß er gethan habe, was irgend möglich war, um das Elend zu lindern, Unerträgliches abzuwehren. Karl August verlieh ihm den Titel eines Legationsrats, schmückte ihn mit dem, angeblich ihm zu Ehren erneuerten, weißen Falkenorden und entließ ihn mit einem mäßigen Jahresgehalte aus seinem Dienste.

*) Das Leben des württembergischen Pfarrers Johannes Denner, herausgegeben von Dr. Heinrich Merz. Hamburg, 1860; Johannes Falk, Erinnerungsblätter aus Briefen und Tagebüchern gesammelt von dessen Tochter Rosalie Falk. Weimar, 1868; Uhlhorn, Die christliche Liebesthätigkeit III, Seite 337. 343.

Aber nur äußerlich kehrte Falk zu seinen frühern Beschäftigungen zurück. Der reichste Gewinn, den er aus diesen Jahren mitnahm, war der Schatz von Erfahrungen, den er gesammelt hatte. Die Not, die er mit angesehen hatte, ließ ihn innerlich nicht unberührt. Es war ein andrer Sinn, in dem er sich seiner litterarischen Thätigkeit wieder hingab. Im Dezember 1809 schrieb er an einen Freund:

Sie fragen mich, warum ich feiere? Wenn Buchstaben malen leben heißt, so habe ich freilich seit dem Oktober [1806?] aufgehört zu sein; wenn aber leben bei den wenig Bessern, die das Zeitalter hat, auch noch in einer bessern Bedeutung vorkommt, so, hoffe ich, soll mein Leben durch seine Resultate für die Kunst nicht verloren sein. Die Zeit ist näher, als wir uns einbilden, wo die Menschen werden aufhören müssen, Reflexe von Leinwand und Papier zu sein, wo ein Mensch oder ein Buch nur nach dem Maßstabe des selbst gelebten, darin enthaltnen Lebens Wert haben wird. Vielleicht bedurfte es gerade einer solchen Erschütterung, wie der jetzigen politischen, um die elende, von Dünkel, Hochmut und Aufklärung gebaute Scheidewand zwischen Büchern und Menschen einzureißen. (S. 38)

Noch einmal zog der Krieg über Weimar hin. Die Stunde der Befreiung schlug. Aber zuvor noch, vom Frühjahr 1813 bis in den Hochsommer 1814 hausten Freund und Feind schrecklich in dem armen Lande. Während Falks Liebe überreichlich Arbeit fand, mußte seine Feder wieder rasten. Oder, wenn sie sich ja regte, fing sie an, wie er verlangt hatte, „selbstgelebtes Leben" dem Papier anzuvertrauen. In Halle als Student hatte er sich daran ergötzt, wie „Xenophon erst Rückzüge machte und sodann beschrieb, wie Cäsar bei Besiegung der Gallier Schwert und Feder gleich geschickt zu führen verstand" (S. 15). Jetzt legt auch er die Schrecken, die er mit eignen Augen gesehen, in einem „Kriegsbüchlein" nieder. Sich selbst aber schildert er, wie er im breiten Ueberrock durch die Dörfer zieht; in den weiten Taschen birgt er allerhand Wertsachen, Gold und Trauringe, die die Landleute ihm anvertrauen. Sie kennen ihn schon, den „gütigen Herrn Rat." Denn er ist überall zu finden, wo in Weimars Umgegend Gefahr droht. Hier treibt er die Bauern mit ihren Herden vor dem nahen beutelustigen Feinde hinaus in die Wälder, dort gelingt es seiner Vermittlung, ihnen die bedrohte Habe noch zu retten. Selbst mit Hilfe eines französischen Generals Coehorn, an den er sich unmittelbar wandte, und der ihm zwei Kompagnien zur Verfügung stellte, gelang es ihm hie und da dem Frevel zu wehren.

Aber Falk mußte bald inne werden, daß die Kraft eines Einzelnen hier versagte.

[Als] die Zahl der Notleidenden und deren Menge so gewaltig überhand nahm, ist ihm das blutende Herz fast gebrochen vor Vaterangst, und wußte nicht, wo aus noch ein. In solchen Nöten nun ist er, wie Nikodemus, in der Nacht heimlich zu einem edeln Freunde hingegangen, dessen Beruf es von jeher gewesen, den Brüdern beizuspringen in allerlei Not und Anfechtung. Und wie er diesen [Stiftsprediger Horn] gewonnen, was nicht schwer hielt, dazu einige geprüfte, hohe Freundinnen, auch zuvor Gott ernstlich gelobt, daß er sich dieser heiligen Sache ganz und freudig aufopfern wolle, hat er, durch rastloses Sorgen, Hoffen und Beten, die Hilfe herbeigeweint, übers Meer*) und vom Thron und aus den Wolken ... und alle solche, die zu unserm heiligen Bunde getreten, haben wir mit dem schlichten, einfältigen, aber schönen und echtdeutschen Namen Freunde in der Not genannt.**)

Mit diesen Worten beschreibt Falk selbst die Entstehung der „Gesellschaft der Freunde in der Not." Wenn wir einen spätern Namen vorwegnehmen — und es wird sich zeigen, daß wir ein Recht dazu haben —, so hat die Kriegszeit 1813—14 den ersten Verein für innere Mission in Deutschland geschaffen. Es war die Zeit der christlichen Vereinsgründungen. 1780 war allen andern die Christentumsgesellschaft „zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit" vorausgegangen. Eben jetzt 1811 war der „Christliche Verein im nördlichen Deutschland" entstanden. Ich nenne diese beiden, weil Falk gerade mit ihnen in nähere Berührung getreten sein muß. Denn unter den „auswärtigen Mitgliedern" der Gesellschaft begegnet uns sowohl der Prediger Steinkopf in London, früher Sekretär der Christentumsgesellschaft, als „Herr Pastor Uhle in Seeburg" und „Frau Landrätin von Kersenbruch in Helmsdorf," die Gründer des

*) Aus England. Vgl. Uhlhorn a. a. O. S. 327 f. D V

**) Johannes Falk, Aufruf, zunächst an die Landstände des Großherzogtums Weimar, sodann an das ganze deutsche Volk und dessen Fürsten. Leipzig 1818, S. 32.

letztgenannten Vereins*). Aber bei aller zeitlichen Nähe und aller persönlichen Berührung, wie verschieden bleibt doch Falks Stiftung von diesen andern Vereinigungen! Es ist zunächst etwas scheinbar Aeußerliches, daß Falk gar nicht von der bewußten Absicht einer Vereinsbildung geleitet ist. Fast zufällig greift er in der Not zu diesem Mittel. Wichtiger ist, daß weder die Mitglieder irgendwie zu den Stillen im Lande zählen, noch daß überhaupt Anregungen von dieser Seite — von Württemberg oder Herrnhut — für die Gründung der Gesellschaft in Betracht kommen. Für die Geschichte der innern Mission will es mir nicht ganz bedeutungslos erscheinen, daß in Falks Monatsbuch sich im Verzeichnis der regelmäßig zahlenden Mitglieder auch der Eintrag findet: „Goethe, Wolfgang v., Geh. Rat.“**) Wollen wir uns den Ursprung dieser Liebesthätigkeit deutlich vergegenwärtigen, so sind wir auf andres hingewiesen, als auf das ausgeprägte Christentum der Erweckungszeit im Anfang unsers Jahrhunderts.

Wir hörten schon von der Scheidewand, die zwischen Büchern und Menschen aufgerichtet war. Ein litterarisches Zeitalter war den Befreiungskriegen vorausgegangen. In den Büchern, in Kunst und Wissenschaft hatten die Gebildeten, die Edlern der Zeit gelebt. Die Ungewitter, die über das Vaterland hinzogen, rüttelten viele aus der selbstgeschaffnen Traumwelt auf und führten sie in das wirkliche Leben zurück. Liebe zu dem Volke, das so Furchtbares gelitten, so Herrliches vollbracht hatte, war eine der schönsten Früchte, die unter dem Segen dieser Zeiten reifte. Merkwürdig früh aber hatte Falk die Bedeutung des Bürgers, des Landmanns in dieser schweren Zeit erkannt. Er gesteht es willig ein, daß er vom Feinde gelernt hat, wenn er noch vor der Schlacht bei Jena die prophetischen Worte schreibt:

Folgt unserm Beispiel! Lernt die Waffen führen, ihr Bürger, für eignen Hof und Herd! so scheinen uns jetzt die Franzosen übermütig zuzurufen. Man kann es kühn behaupten: von der ersten in Deutschland durch Deutsche gewonnenen Bürgerschlacht wird ganz Europa eine andre Gestalt annehmen.***)

Sind das nicht Steins und Scharnhorsts Gedanken, die hier ahnungsreich anklingen? Je näher aber der Tag der Entscheidung rückte, um so heißer rollte das Preußenblut durch die Adern des Weimarer Litteraten. Am 17. September 1806 dichtet er eine Ode an Friedrich Wilhelm III.:

Soll aufgelöst das Reich, soll Regensburg verloren,
Soll Teutschlands Oberhaupt ein fremder Kaiser sein?
Nein! Nein! Und ob ihm zitternd all erbleichen,
Wir wollen nicht. Im Norden wohnt ein frei Geschlecht,
Wie Eisen fest, und stark gleich seinen alten Eichen.
Wir wollen nicht — sucht euch im Süden euern Knecht.

Und vier Tage später schreibt er ein merkwürdiges „Gespräch im Reiche der Toten“ nieder. Friedrich der Große begegnet seinen Generalen auf einem Fußwege im Elysium:

Zieten: Friedrich, was würdest du wohl thun, wenn du jetzt wieder auf die Oberwelt zurückkehren müßtest?

Friedrich: Vor allen Dingen würde ich Frankreich mit seinen eignen Waffen zu bekriegen suchen. . . . Man muß mit dem Zeitalter Schritt halten.

Zieten: Marsch! Vorwärts!

Friedrich: Zuvörderst also müßten wir den Versuch machen, durch Aufhebung gehässiger Privilegien, Exemtionen des Adels u. s. w. die ganze Nation in unser Interesse zu ziehen.

Winterfeld: Aber die Folgen! die Folgen!

Friedrich: Daran sind wir. Also die erste Folge. Ich würde die Franzosen mit einer kräftigen, aus dem Kern teutscher Bürgerschaft und Landleute zusammengesetzten Armee angreifen, sie in einer tüchtigen Bataille zu schlagen suchen. . . . Zweite Folge: Man würde mich, und zwar mit einigem Recht, sodann den Befreier von ganz Teutschland nennen.

Winterfeld: Die dritte Folge seh ich schon von weitem.

Friedrich: Auch würde ich sie selbst herbeiführen. Ich würde mich nämlich — und das ohne Umstände — noch auf dem champ de bataille — zum Kaiser von Teutschland erklären und mir die Krone selbst auf mein Haupt setzen.†)

Aber dieser Patriotismus war bei Falk, wenn ich so sagen darf, keine politische, sondern recht eigentlich eine volkstümliche

*) Falk, Aufruf S. 57—59. Uhlhorn a. a. O. S. 329. Sander, D. Friedrich Lücke, 1891, S. 22 ff.

**) Aufruf, S. 56.

***) Erinnerungsblätter S. 26. Vgl. Aus Schleiermachers Leben II, 64.

†) Johannes Falks auserlesene Werke (Leipzig 1819) III, S. 308. 313 ff.

Vaterlandsliebe. Aus geringem Stande war er selbst emporgewachsen. Sein Vater war Perückenmacher in Danzig. In des Vaters Werkstatt hatte der Knabe wenig erfreuliche Arbeit thun müssen. Denn sein Sinn strebte aus dieser Enge hinaus. Aber nur verstohlen hatte er seiner Vorliebe für die Bücher, oft im matten Schein der Straßenlaterne, nachgehen dürfen. Er nennt Goethe, Wieland, Bürger, Lucian in deutscher Uebersetzung als seine Lieblinge. Erst nach manchem Kampf mit des Vaters schlichtem Bürgersinn war es ihm gelungen, mit Hilfe reicherer Gönner, schließlich der Ratsherren zu Danzig, Schule und Universität besuchen zu können. Er kannte das Volk, das geringe, arme, arbeitsame, aus seinem eignen Vaterhause.

Und nicht nur von daher. Wie stark die Sehnsucht nach dem Geheimnis der Bücher in dem Knaben erwacht war, ihn lockte auch die weite Welt, von der ihm ahnungsvoll die Wellen der Ostsee erzählten. Am Ufer saß er träumend und dichtend:

Vögelein
Jahraus jahrein
Seh ich an der Ostsee kommen;
Keines hat mich mitgenommen
In ein fremdes Land hinein,
Vögelein, Vögelein!

Aber wenn die fremden Länder ihm noch verschlossen blieben, offen stand ihm das bunte, frische Leben auf Danzigs Markt und Straßen, im Hafen und auf der See. Im ersten Bande seiner auserlesenen Werke (Leipzig 1818) nimmt eine lange Reihe meist kurzer Gedichte mit der allgemeinen Ueberschrift „Seestücke“ einen breiten Raum ein. Sind auch diese Lieder erst später entstanden, als er Danzig längst verlassen hatte, so zeigen sie nur um so deutlicher, wie tiefe Eindrücke dies bewegte Volksleben in ihm zurückgelassen oder umgekehrt, mit wie hellem Auge er in dieses hineingeschaut hatte. In buntem Wechsel werden wir da auf das Marktschiff und ans Zollamt, hinaus in den Sturm und wieder zurück in den Hafen geführt. Wir hören von des Schiffers Liebe und Leid, wie er nach langer Trennung heimkehrend den Schatz zum Tanze führt, oder wie die Verlassene um den verlornen Ungetreuen klagt. Man muß das Volk kennen, um es zu lieben. Weil Falk es kannte, darum wurde in ihm, als die Stunde der Not kam, die Liebe zum Volke mächtig über alles, was er sonst erstrebte. S E

Unsre Stellung zur Sozialdemokratie

7. Der Irrtum der Sozialdemokratie

Das Kapitel „Der Irrtum der Sozialdemokratie“ ist natürlich abhängig von der Stellung zu dem „Problem.“ Wer wie Schall den einseitigen Kollektivismus nicht als Fehler ansieht, der kann auch keinen Irrtum wirtschaftlicher Art bei den Sozialdemokraten entdecken. Wir unsrerseits sagen: der Hauptirrtum der Sozialdemokratie ist eben, daß sie nur eine einzige Melodie spielt für Stadt und Land, für Industrie, Handel, Handwerk, Kunst: die eine Melodie vom großen Tage der allgemeinen Vergesellschaftung. In diesem Sinne haben wir auf dem Berliner Evangelisch-sozialen Kongresse die Sozialdemokratie als innerweltlichen Chiliasmus bezeichnet und sind damit teils auf Widerspruch, teils auf Mißverständnis gestoßen. Was wir damit sagen wollen, ist Folgendes:

1. Wie der Chiliast an ein vollkommenes materielles Paradies glaubt, das nicht mühselig erarbeitet wird, sondern als freies Geschenk aus der Höhe niedersteigt, so glaubt der Sozialdemokrat an die Verwirklichung eines Phantasie-Ideals infolge der Vergesellschaftung, die nicht bewußt erarbeitet wird, sondern die im Schoße der heutigen kapitalistischen Weltzeit sich von selbst vorbereitet.

2. Wie der Chiliast die jetzigen Aufgaben seines Lebens zu vernachlässigen geneigt ist, weil er die irdische Welt für Babel hält, so verspricht sich der Sozialdemokrat wenig von dem Wirken in der heutigen Gesellschaft, wartet aber voll sehnsüchtiger Spannung auf den Zusammenbruch dieses jetzigen Erdengefüges.

3. Wie die Chiliasten es als ihre Hauptaufgabe ansehen,

eine andächtige Gemeinde zu sammeln, die dem großen Tag mit Verständnis entgegensieht, so sammelt die Sozialdemokratie Leute, die sie über den Prozeß der Entstehung des Paradieses aufklärt.

Es ist für den Kenner der sozialdemokratischen Litteratur ganz offenbar, daß dieser chiliastisch-kollektivistische Gedanke, diese „Seele" des Systems, nicht mehr in aller Kraft die Partei erfüllt. Die sozialreformerischen Gedanken steigen in die Höhe. Die neuern Aufsätze des „Vorwärts" über die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland (1893 im März), in denen die Idee des kollektivistischen Großbetriebes nur mit großen Einschränkungen vertreten wird, Auers zustimmende Rede zum Entwurf eines Wuchergesetzes, auch verschiedne Aeußerungen zur Börsensteuer sind nur einzelne charakteristische Zeichen davon, daß zweierlei Tendenzen nicht ganz zum Ausgleich gelangt sind: der Kollektivismus und die Sozialreform.

Dennoch muß es als Eigentümlichkeit der heutigen Sozialdemokratie noch immer angesehen werden, daß sie im eigentlichen Sinne keine Gegenwartspartei ist. Sie will nicht energisch in das heutige Leben eingreifen, sondern will dem Prozeß der Kapitalanhäufung und Proletarisirung der Masse weiter zusehen. Sie sagt: das Kapital ist der Feind, aber wir müssen es wachsen lassen, so wird es von selbst uns dienstbar. Sie ist in der Theorie ganz antikapitalistisch, aber sie thut in der Praxis dem Kapital nicht weh, da es nun einmal ihr Glaubenssatz ist, daß die kapitalistische Gesellschaft sich selbst tötet.

Hierin liegt unsers Erachtens ihr Hauptirrtum. Wenn sie in dieser Hinsicht ihr Verfahren nicht ändert, so wird sie von einer nächsten Strömung abgelöst werden, die den praktischen gegenwärtigen Antikapitalismus auf ihre Fahne schreibt. Das Volk wird es auf die Dauer nicht glauben können, daß es richtig ist, die Rothschild, Bleichröder und Genossen ins Endlose wachsen zu lassen, auch wenn das Volk überzeugt sein sollte, daß die weitere Konzentration der Betriebe eine geschichtliche Notwendigkeit ist; denn diese Riesenkapitale sind gar nicht Betriebskapitale im engern Sinne, sie stecken in hundert Unternehmungen zugleich und konzentriren daher nicht so sehr die Arbeit als den Zinsgenuß, das heißt sie konzentriren den Lebenssaft des Volkes.

Es ist uns von Sozialdemokraten gesagt worden, diese Art praktischer Antikapitalismus sei aussichtslos. Wir können nicht einsehen, warum. Daß er den Vertretern der alten Geldordnung noch mehr zuwider sein wird als die Sozialdemokratie, ist wahr. Daß er aber deshalb aussichtslos ist, könnte man doch auf eine Probe ankommen lassen. Die Wege, die in dieser Hinsicht die Bodenreformer vorschlagen, scheinen uns keineswegs unmöglich. Man dränge das Privatkapital aus den Hypotheken heraus, so wird man etwas Großes erreicht haben. Man rechnet jetzt, daß in Deutschland das auf Hypotheken stehende Kapital 50000 Millionen Mark beträgt. Das bedeutet eine jährliche Zinssteuer von 2000 Millionen Mark, an der wir alle zu tragen haben, denn sie steckt in der Miete, in den Preisen der Waren, in den Arbeitslöhnen, die wir zahlen. Es ist gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man sagt, daß im allgemeinen der kleine Mann ein Viertel seines Einkommens in irgendwelcher Form als Hypothekensteuer zahlt. Ist es nun nicht praktische Politik, diese Steuer in die Hände der Gesamtheit hineinzubringen? Das ist kein Kollektivismus, das ist keine allgemeine Betriebskonzentration, aber es ist gesunde, praktische Sozialpolitik.

Schall kennt, wie schon einmal bemerkt, die Bodenreform, aber er scheint nicht scharf erfaßt zu haben, worin sie sich von der Sozialdemokratie unterscheidet. Deshalb hat er keinen festen wirtschaftlichen Standpunkt, von dem aus er die Sozialdemokratie kritisirt. So kommt es, daß er unter der Ueberschrift „Irrtum" nur moralisch-psychologische Vorwürfe zu Tage fördert. Es sind diese:

1. Die falsche Stellung zur Religion.

2. Die falsche Stellung zu den Juden. (Schall ist gegen jedes Ausnahmegesetz, möchte aber den jüdischen Geisteseinfluß beschränkt wissen.)

3. Die falsche Stellung zur Sittlichkeit, indem die Sozialdemokratie Haß und Erbitterung erregt.

4. Der Pessimismus gegenüber der heutigen und der Optimismus in Erwartung der zukünftigen Zeit.

Die Ausführung zu diesen vier Punkten bietet nicht viel Neues. Es mag nicht leicht sein, hier mit wesentlich frischen Gesichtspunkten zu arbeiten, aber doch haben wir das Gefühl, als habe Schall diesen Absatz mit weniger innerm Drange geschrieben als manche andre. Er ist eben sehr eingenommen von der Sozialdemokratie und hat, wie es scheint, wenig Gelegenheit, ihre moralisch-religiöse Wirkung aus der Nähe zu sehen. Sie schafft Menschen ohne Gottvertrauen. Damit macht sie die Leute unsäglich arm. Dadurch ist sie ein Schade für diese und jene Welt.

8. Die Stellung der Kirche

In diesem Kapitel giebt es bei vielen Leuten Unklarheiten. Deren Quelle ist eine doppelte. Einmal ist der Begriff Kirche, wie alle Theologen wissen, ein vieldeutiger, zum andern aber verwechselt man leicht die Sache der armen Leute und die Sozialdemokratie als Partei. Es ergeben sich folgende Unterfragen:

I. Wie steht der Christ als Kirchenglied zur Armut und zur Sozialdemokratie?

II. Wie steht das Kirchenregiment und die Geistlichkeit zur Armut und zur Sozialdemokratie?

Schall hat die Fragen nicht in dieser Weise gegliedert, aber seine Besprechung ist so, daß sie sachlich mit dem übereinstimmt, was wir sagen wollen.

I. Wie steht der Christ als Kirchenglied zur Armut? Hier ist bis jetzt schwer eine Antwort zu geben, weil über diesen Punkt die Meinungen sehr geteilt sind. Wenn nämlich die preußische Generalsynode im Dezember 1891 beschließt:

Die biblische Lehre über Besitz und Arbeit ist in Predigt und Konfirmandenunterricht den Geistern einzuprägen —

so scheint das vorauszusetzen, es gäbe eine allgemein anerkannte christliche Lehre über diese Dinge. Wo aber findet sie sich? Im Katechismus? In den Bekenntnisschriften? In der Bibel? In allen diesen Büchern sind Ansätze, Richtlinien dazu, aber noch fehlt die dogmatische Durcharbeitung, und weil diese fehlt, so giebt es Wanken und Schwanken, ein Hin und Her, ein endloses Gerede, das doch keine Klarheit bringt. Es ist nötig, daß die dogmatische Arbeit sich an das Thema heranmacht: wie steht der Christenglaube zum Problem der Armut?

Es scheint, daß zwei Sätze festzulegen sind:

a) Die Armut ist Folge der Sünde, und zwar teils Folge der Gesamtsünde und teils Folge der Einzelsünde. Im letztern Falle ist sie nach den Grundsätzen privater Seelsorge zu behandeln. Im erstern Falle (und dieser ist es, den wir soziale Frage nennen) ist es nötig, der Gesamtsünde entgegenzutreten, was nur geschehen kann, indem man prüft, wie sich die Selbstsucht zu allgemeinen wirtschaftlichen Grundsätzen und zu staatlichen Gesetzen verdichtet hat. Alle die wirtschaftlichen Grundsätze und Gesetze, in denen sich die Selbstsucht eine geordnete Methode geschaffen hat, sind vom christlichen Glauben aus als zu überwindendes Werk der Finsternis anzusehen und zu bekämpfen. In diesem Sinne muß der heute übliche allzustrenge Eigentumsbegriff kritisch durchdacht und muß das Recht der privaten Naturbenutzung christlich beleuchtet werden.

b) So sehr es wahr ist, daß die Armut einerseits Folge der Sünde ist, so bleibt es doch ebenso wahr, daß sie in das Gefüge der Lebensführungen hineingehört, das wir als göttliche Erziehung im Glauben dankbar hinzunehmen haben. Gott benutzt, wie wir wissen, auch Folgen der Sünde, wenn er segnen will. Wir müssen auch diese Seite der Sache in ihrem vollen Rechte bestehen lassen, um den christlichen Trost für die nicht zu verlieren, denen alle Sozialreform aus diesem oder jenem Grunde nichts nützt.

Wie sich diese beiden gleich wahren und nötigen Anschauungsweisen verbinden, ohne daß die eine oder die andre vergewaltigt wird, ist Sache der Theologie. Erst wenn die Theologie diese Fragen klärt, wird man besser als heute wissen: wie steht der Christ zur Armut?

Von der Stellung zur Armut aus gelangt man dann weiter zur Stellung zur Sozialdemokratie. Diese letztere ist ein Vorschlag zur Beseitigung der Armut, über dessen wirtschaftliche

Durchführbarkeit die christliche Lehre direkt nichts aussagen kann, den aber der Christ darauf hin prüfen kann, ob er nicht in seinen Konsequenzen an Dinge rührt, die ihm heilig sind. Bis jetzt zeigen sich besonders zwei gefährdete Stellen: das Familienleben und die persönliche sittliche Entwicklungsfreiheit. Wir wissen natürlich sehr gut, daß diese beiden Dinge auch in der heutigen Gesellschaft vielfach nur Illusion sind, aber wir möchten als Christen uns nicht einem Gedankengefüge hingeben, das diese Stücke nicht als Ideale ansieht. Man könnte sonst leicht mehr verlieren als gewinnen.

Wenn daher ein Christ sich der Sozialdemokratie anschließt, so kann er es u. E. nur mit sehr starken Vorbehalten thun. Er kann etwa eintreten, indem er sagt:

1. Ich halte wirtschaftlich den Weg der Sozialdemokratie für richtig.

2. Ich glaube, daß er keine schädlichen Konsequenzen für das Familienleben und die persönliche sittliche Entwicklungsfreiheit haben wird.

3. Ich hoffe, daß die bisherige Gottlosigkeit der Sozialdemokratie durch das Eintreten christlicher Genossen überwunden werden kann.

Wo sich in einem Kopfe diese Konstellation von Ideen findet, nur da wird ein Christ mit gutem Gewissen das Erfurter Programm unterschreiben können. Wir unsrerseits stehen in den beiden ersten Punkten anders und halten die Wahrscheinlichkeit, daß einzelne lebendige Christen den antichristlichen Charakter der Partei ohne Schaden für sich aushalten und durch ihr Bekenntnis überwinden können, für mindestens zweifelhaft.

II. Ist also die Stellung des einzelnen Christen zu Armut und Sozialdemokratie schon eine schwierige, so mehren sich die Schwierigkeiten, wo es sich um die Stellung der Pfarrer und der Kirchenregimente handelt. Schall spricht sich dazu in folgender Weise aus:

Die Kirche muß heruntersteigen, so gut unser Herr Jesus Christus heruntergestiegen ist auf diese arme Erde und in ihren lehmernen Hütten wohnte und sich nährte von diesem irdischen Brote. Die Kirche muß Partei werden; eine Kirche, die in dieser allgemeinen guten Bedeutung keine Partei wird, ist wie Spreu, die der Wind zerstreut; ist wie eine schöne, hoch aufgerichtete Schmucksäule, auf die sich die Spatzen setzen.

Es ist zu betonen, daß die Stellung der Kirche allen diesen sozialen Fragen gegenüber unmöglich eine solche sein kann, daß die Kirche ein national-ökonomisches System aufstellen dürfte, nach dem sie gedächte, die soziale Frage lösen zu können.

Nicht die innere Mission, sondern die Kirche selbst muß eine Stellung zu den sozialen Fragen nehmen; die innere Mission, so gottgesegnet sie ist, ist doch diesen Fragen gegenüber ohnmächtiger als ein neugeborenes Kindlein.

Die Kirche selbst, d. h. die hier in verschiednen Aemtern organisirte Kirche, muß notwendig als eine Einheit aus ihrer bisherigen neutralen Stellung heraustreten und, sowohl positiv wie negativ, Partei ergreifen in diesen wichtigen sozialen Prinzipienfragen. Die Zeit drängt dazu um so mehr, weil in weiten und breiten Schichten des Volkes der Vorwurf immer lauter und öfter erhoben wird, daß die Kirche nichts andres sei als eine Stütze der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung.

Zunächst hat die Kirche die Pflicht, die soziale Frage zu studiren und das Studium derselben auf jegliche Weise zu fördern, sodann soll sie praktische Fürsorge üben für ihre Glieder und auch für die, die draußen sind, ferner muß sie den hohen Wert der menschlichen Person und die Zusammengehörigkeit aller Christen zum Leibe Christi kräftig in den Vordergrund stellen.*)

An alle dem wissen wir nicht viel auszusetzen, sobald das Wort vom „Partei werden" in dem weitern Sinne aufgefaßt wird, in dem es Schall nur meinen kann. Die Kirche soll in ihren amtlichen Vertretern wissen, daß sie die Sache der Armen, der Freunde des armen Herrn Jesu, zu führen hat. Eine Kirche der Reichen ist eine unheimliche Erscheinung. Zur Fürsorge für die Armen soll sie alle Volkskreise aufrufen. Dabei aber kann und soll sie sich nicht an eine Wirtschaftslehre verkaufen. Sie muß den Pfarrer Spielraum lassen, ihren christlichen Liebestrieb in der einen und in der andern Weise zu bethätigen, sie muß ebenso gut konservative wie antisemitische, wie liberale, wie sozialistische Pfarrer in sich schließen können, sobald sie überzeugt ist, daß diese Pfarrer alle glauben, gerade auf ihre Weise den Armen am besten zu dienen.

Es ist ein Unterschied zu machen zwischen dem einzelnen

*) Der letzte Absatz ist nicht wörtliches Zitat. D. V.

und dem Kirchenregiment. Der einzelne sagt vielleicht mit vollstem persönlichem Rechte: „Weil ich Christ bin, bringe ich es nicht fertig Antisemit oder Konservativer oder Sozialist zu sein." Dabei können seine Gründe in den Augen andrer Leute falsch sein. Das Kirchenregiment aber darf nicht sagen: „Weil Herr X. Pfarrer ist, kann er nicht Sozialist oder Antisemit oder Konservativer oder sonst etwas sein," denn das Kirchenregiment hat damit zu rechnen, daß keine dieser Parteiformen direkte Folge des vorhandnen kirchlichen Bekenntnisses ist, aber auch keine von ihnen direkte Folge einer unkirchlichen Gesinnung zu sein braucht.

Darin liegt beschlossen, daß die Kirche auch Geistliche muß tragen können, die unter den obengenannten Vorbehalten sich der sozialdemokratischen Partei anschließen. Der Fall des Kandidaten v. Wächter ist in dieser Hinsicht von weitgehender Bedeutung. Wir haben Grund zu der Annahme, daß er nicht vereinzelt bleiben wird, denn in der jüngsten Theologengeneration steht mancher, der gern v. Wächters Genosse werden möchte. Es sei darum gestattet, etwas ausführlicher bei diesem „Fall" zu verweilen, zumal uns aus der Hand von Pastor Schall eine Broschüre zugeht, die denselben Gegenstand behandelt. (Debisfelde, 1893, für 50 Pfennige vom Verfasser in Bahrdorf, Braunschweig, zu beziehen.)

Was will v. Wächter? Er will in seiner Person die Vereinbarkeit von Christentum und Sozialdemokratie beweisen. Auf ihn passen, soviel wir sehen, die oben genannten Bedingungen. Er hält das Erfurter Programm für richtig und glaubt, daß seine Durchführung keine sittlichen Mißstände herbeiführen werde. Er ist der Ansicht, daß Religion und Wirtschaftsordnung getrennte Gebiete sind, und daß daher Gläubige und Atheisten Hand in Hand für dieselbe Wirtschaftspartei agitiren dürfen. Ihn erfüllt ein christlicher Missionstrieb, der sich in seiner Zeitschrift „Der Christ" (zu bestellen bei v. Wächter, Stuttgart, Schwabstr. 53) in den Formen einer ernsten, aber dogmatisch sehr freien Auffassung des Evangeliums Ausdruck sucht. Daß er für seine Ueberzeugung Opfer bringen kann, hat v. Wächter bewiesen.

Wer unsre bisherigen Aufsätze gelesen hat, wird nicht vergessen, daß unsre Stellung zur Sozialdemokratie eine andre ist als die v. Wächters. Aber trotzdem sagen wir: es ist gut, wenn es Leute giebt, bei denen die Verhältnisse so liegen wie bei Wächter, bei denen Erfurter Programm und Evangelium keine Gegensätze sind, denn diese Art Leute können viel zur Linderung der sozialdemokratischen Religionsfeindschaft thun, wenn sie selbst in der neuen Umgebung dem alten Heilsglauben treu bleiben. Damit sie aber dieses können, soll ihnen die Kirche soviel wie möglich die Hand bieten. Man muß sie ansehen wie Missionare auf fremdem Gebiet, die doppelte Fürbitte und Bruderliebe bedürfen.

Nun kann man ja keineswegs sagen, daß das Württembergische Konsistorium in diesem Fall allzuschnell den Verbindungsfaden abgeschnitten hätte. Es hat ziemlich lange Zeit die Anfragen und Anregungen von Landpfarrer, in deren Ortschaften v. Wächter agitirte, still ad acta gelegt. Erst in der Wahlbewegung dieses Jahres, wo die vorhandnen Gegensätze schärfer als sonst zu Tage traten, und wo v. Wächter selbst durch Hinweis auf seine Kandidatenstellung eine öffentliche Erklärung des Kirchenregimentes zu fordern schien, ist der entscheidende Strich in der Kandidatenliste gemacht worden. Immerhin wäre es vielleicht besser gewesen, wenn das Konsistorium seine frühere abwartende Haltung beibehalten hätte. Man wartet doch sonst so lange, man wartet auf hunderterlei Sachen in der Kirche, man hat Geduld mit hundert ungeklärten Verhältnissen, man trägt Abweichungen vom Bekenntnis und vom rechtschaffnen Wandel, man erträgt geizige, leichtsinnige, arbeitsunfähige Pastoren, man läßt die große Frage der Stellung der Kirche zur modernen Welt sich langsam von selber entwickeln. Sollte ein Organismus, der eine so gereifte Kraft der Geduld besitzt, sollte eine Kirche, die es ertrug, wenn ein Summepiskopus ein Ehebrecher war, sollte sie es nicht tragen können, wenn ein Kandidat als Sozialdemokrat agitirt und dabei den Bauern sagt: Ich bin Theologe —?

Wenn wir noch unter dem Sozialistengesetze lebten, so würde ein Kirchenregiment vielleicht nicht anders handeln können, als es das Württembergische gethan hat. Seit aber die staatliche Autorität den Gedanken der Repression der Sozialdemokratie mit dem Gedanken des freien geistigen Kampfes vertauscht hat, besteht auch für die Leiter einer Staatskirche keine Veranlassung mehr, Repression als ihre Methode anzusehen. Es ist ohne Zweifel, daß die sozialdemokratische Partei manchem Mitgliede des Kirchenregiments noch viel unsympathischer ist, als sie etwa uns ist, aber nach derartigen persönlichen Gefühlen darf doch eine Kirchenordnungsfrage nicht entschieden werden. Die Sozialdemokratie ist einmal eine erlaubte Partei, also darf ihr auch ein Geistlicher angehören. Mit der Parteizugehörigkeit ist ja nicht gesagt, daß er alles das zu vertreten hat, was irgendwo und irgendwann einmal ein kirchenfeindlicher oder blutiger Genosse gesagt haben mag. Es liegt, soviel wir sehen, in der Zugehörigkeit zur Partei nichts, was an sich unwürdig macht, den christlichen Glauben zu verkündigen.

In ähnlichem Sinne redet auch Schall über diese Sache. Er fragt: Hat die Kirche das Recht, gewisse Glieder oder Amtsträger von sich zu weisen? und beantwortet diese Frage mit festem „Ja." Das Recht hat sie in Fragen der Lehre und des Wandels. In beiden Hinsichten ist sie sehr weitherzig geworden. Nun ist es aber nicht nachzuweisen, daß die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie Lehre oder Wandel in merkbar ungünstiger Weise beeinflussen müsse. Also fehlen hier die Merkmale, die ein Eintreten kirchlicher Zucht erforderlich machen.

Gerade das Schriftchen „Der Fall von Wächter" ist von Schall gut und klar geschrieben und kann für die, die das größere Buch nicht verarbeiten können, die Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller vermitteln. Schall sagt:

So wenig die Kirche einen Geistlichen maßregeln darf, weil der eine für den Schutzzoll, der andre für den Freihandel öffentlich und mit Energie auftritt, ebenso wenig darf sie einen Geistlichen disziplinieren, wenn derselbe ein Anhänger des Kollektivismus statt des Kapitalismus ist. Auf der andern Seite aber ist offenbar, daß, wie es wenig wünschenswert wäre, wenn die Geistlichen in Dingen des Schutzzolls oder des Freihandels eine solche hervorragende Thätigkeit entwickelten, noch viel weniger es zu wünschen wäre, wenn Geistliche in der noch viel mehr problematischen Frage des Kollektivismus eine solche hervorragende positive Stellung einnehmen.

Man sieht: Schall teilt v. Wächters Standpunkt nicht, aber er tritt für dessen Recht in der Kirche ein. Schalls eigne Ansicht über die praktischen Aufgaben der Geistlichkeit spricht sich in folgendem Satze aus:

Wozu wir mit ganzer Energie raten, das ist die Gründung von evangelisch-sozialen Arbeitervereinen auf Grund des Programms, das in diesem Sommer, soviel ich weiß, einstimmig angenommen ist, und zur Gründung einer großen christlichen Arbeiter- oder Volkspartei.

Daß Schall zu diesem Schlusse kommen würde, war uns bei Lektüre seines Buches keineswegs sicher, wir sind aber sehr froh, daß er sich denen beigesellt, die in den evangelischen Arbeitervereinen wertvolle Ansätze einer Neubildung erblicken. Wer bei den alten Parteien nichts mehr findet, was sein Herz warm macht, und auch bei der Sozialdemokratie nicht befriedigt ist, der muß seine Augen weiterhin aufthun und nach den Anfängen sehn, die teilweis noch im Verborgnen wachsen. Die Tage einer „großen christlichen Arbeiter- und Volkspartei" scheinen freilich noch nicht angebrochen. Wir haben das Ideenmaterial noch nicht beisammen, mit dem sich eine Partei formiren läßt, aber die Geister wachen auf. Noch ein paar Arbeiten wie die Bücher von Nathusius und Schall, und wir werden die Signale zur christlichen Volksarbeit blasen hören. Gott segne alle, deren Geist und Kraft der christlichen Volkserneuerung gilt!

F R

Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln

1

Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln, das zwar nicht die Meinung irgend eines größern Kreises, aber wenigstens des Herausgebers offen ausspricht, sind die Leser unsers Blattes zu erwarten berechtigt. Daß es kein abschließendes sein wird, vielleicht auch für unser Blatt nicht, jedenfalls nicht für die im

Gange befindliche Diskussion, dafür sorgt der Stand der Sache, um die es sich handelt. Und ein abschließendes Wort konnte ich auch gar nicht versprechen, weil mir dafür die Sachkenntnis persönlich zu sehr abgeht.

Man hat mir Vorwürfe darüber gemacht, daß ich den Aufsatz in Nr. 25 f. veröffentlicht habe. Man hat mich von andrer Seite getadelt, daß ich es nur mit einem, sonst in diesen Spalten so seltenen, redaktionellen Vorbehalt gethan habe. Ich will mirs nicht so leicht machen und sagen: diese zwiespältige Zensur hebe sich auf. Ich will lieber beiden Teilen Rede stehen.

Ich konnte den Aufsatz nicht ohne Vorbehalt aufnehmen. Denn die Verfasserin — sie möge mir dieses Urteil freundlichst gestatten — stand nicht so mitten in der Sache drin, daß sie von allem Beträchtlichen die volle Kenntnis und für jedes ihr Bekanntgewordne den richtigen Blick gehabt hätte. Ich mußte bei der Veröffentlichung gewärtigen, daß solche, die selbst in Diakonissenhäusern als Dienende oder Leitende den Vorzug täglicher langjähriger Erfahrung für sich hatten, manche Beobachtung leicht als irrig oder nur halb richtig zu erweisen vermöchten. Ich konnte aber noch weniger verkennen, daß der oberste Gesichtspunkt, unter dem die Verfasserin ihre Betrachtung anstellte, dem Diakonissenberufe in seiner besondern Art nicht gerecht wurde.

Die Verfasserin ist in erster Linie von einem sozialen Interesse geleitet. Sie sieht sich die Diakonissenanstalten daraufhin an: was leisten sie für die soziale Hebung der Frau? Eine Frage, die nicht unchristlich gescholten werden darf, während man es gleichzeitig unter die Ruhmestitel des Christentums rechnet, daß es dem Stande der Frau eine neue Würde und neue Lebensaufgaben gebracht habe. Sind die Frauen in den Diakonissenhäusern wohl versorgt? Werden sie ihren Fähigkeiten entsprechend ausgebildet und verwendet? Wie kommt es, daß bei dem vorhandnen Ueberschuß an Kräften das Angebot hinter dem Bedarf zurückbleibt? Kurz, die Verfasserin stellt unter dem Gesichtspunkte der modernen Frauenfrage ihre Untersuchung an. Und das ist gewiß ein Gesichtspunkt, den sich die Diakonissensache muß gefallen lassen. Oft genug haben Lobredner des Diakonissenstandes ihn für diesen geltend gemacht. Aber die Verfasserin übersieht nach meiner unmaßgeblichen Meinung, daß der soziale Maßstab hier nur in zweiter Linie angelegt werden darf.

Unser evangelisches Diakonissenwesen ist eine historische Größe. Es ist eine Schöpfung dieses Jahrhunderts. Die religiöse Kraft bestimmter Männer und Frauen hat es geboren. Von hier aus will es verstanden sein. Man mag eine religiöse Erscheinung als solche ablehnen — das thut die Verfasserin nicht, deren warmes Interesse für Religion und Christentum wir kennen, sie hat es nach der andern Seite hin gerade in der Frauenbewegung zu vertreten genug Gelegenheit. So unterläßt sie auch in jenem Aufsatz nicht, den Diakonissenstand eben vom religiösen, evangelischen Standpunkt aus zu beurteilen. Aber hier gerade ist ihre Kritik ungenügend und ungerecht. Sowohl M. T. in Nr. 29 als auch A. B. in Nr. 35 haben darauf hingewiesen. Sie geht zwar von dem richtigen Satz aus, daß jeder gewissenhaft erfüllte ehrbare Beruf vor Gott gleichwertig sei und ein rechter Gottesdienst. Aber sie verkennt, daß es doch in den verschiednen Lebensstellungen Unterschiede der persönlichen Lebenshingabe und Aufopferung giebt an Gott und Mitmenschen. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob eine Gattin ihren geliebten Gatten pflegt, oder eine Berufspflegerin (ich rede hier absichtlich so allgemein) einen ekeln Säufer, der beim Delirium angekommen ist, oder eine lüderliche Dirne. Und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ein Mädchen sich entschließt, unter Darangabe wohl empfundner Lebensvorteile Krankenpflegerin zu werden, oder ob ein andres dem jungen Manne, der um sie wirbt, ihr Jawort giebt und in diesem Augenblick die Erfüllung alles ihres irdischen Begehrens erlebt.

Die Stifter des Diakonissenordens — ich werde diesen Ausdruck unbesorgt gebrauchen dürfen — haben die Krankenpflege als Lebensberuf für etwas so Entsagungsreiches, nur in edler Selbstverleugnung zu Vollziehendes erachtet, daß sie diese Laufbahn nur solchen Mädchen oder Frauen öffnen wollten, die

mit einem besondern Maße von religiöser Kraft ausgerüstet waren. Denn das soll es doch heißen, wenn sie eben nur christliche Jungfrauen einluden, Diakonissen zu werden. Wer einen innern Zusammenhang von Religion und Moral nicht mehr kennt, mag darüber die Achseln zucken; wer der Liebe Christi noch heute in den Seinen eine besondre Wirkung zutraut, soll das begreifen. Die ideale Diakonissin wird die sein, die mit einem Herzen voll Glauben und Liebe diesen Beruf als einen Lebensberuf ergreift, oder vielmehr durch Gottes gnädige Führung eben zu diesem Dienste sich berufen fühlt. Dieses Bewußtsein, ich darf sagen, dieser Glaube hält sie aufrecht, er läßt sie auch die niedrigsten Arbeiten mit Freuden thun und hilft ihr die Einseitigkeiten und Mängel der Organisation wie der Mitarbeitenden entweder übersehen oder entschuldigen. Und zwar wenn ich sage: die ideale Diakonissin, meine ich nicht, daß es solche in Wirklichkeit nicht gebe — nein, es giebt deren Gott sei Dank! viele, und auf ihnen beruht die Daseinsberechtigung wie die anerkannte besondre Leistungsfähigkeit des gesamten Standes.

Daß die Verfasserin sich in diese religiöse Herkunft unsers Diakonissenwesens mit Liebe hineinzudenken unterlassen hat, machte es ihr meines Erachtens unmöglich, ihm gerecht zu werden, und zwang mich zu meinem Vorbehalt. Der Veröffentlichung aber schien mir ihr Aufsatz dennoch wert, und zwar gerade in einer christlichen Zeitschrift.

Es ist schon oben von kundiger Seite auf die entschlossene, ablehnende Haltung hingewiesen, mit der die Leitungen von Diakonissenanstalten gemeinhin einer öffentlichen Kritik von Mißständen im Diakonissenwesen gegenüberstehen. „Möge man doch — so schreibt ein Diakonissenhausvorsteher in seinem Blatt —, wenn man Ausstellungen glaubt machen zu müssen, mit denselben zu den Leitern der Anstalten kommen und sich mit ihnen aussprechen. Aber das öffentliche Kritisiren fördert die gute Sache viel weniger als die Liebe, die hingeht und an der Heilung der Mängel und Menschlichkeiten liebend mitarbeitet.“ Gewiß, öffentliche Kritik ohne Liebe ist ein böses Kraut, aber unter Umständen doch gesund. Und öffentliche Kritik mit Liebe sollte eine so gute, festgegründete Sache wie die unsrer Diakonissen wohl vertragen. Sie verträgt es auch, und sie kann sogar nicht gesund bleiben, wenn sie die nicht erfährt, gerade weil sie eine so ausgedehnte, umfassende, wichtige Sache geworden ist.

Und die öffentliche Kritik kann ja gar nicht ausbleiben, wo die Diakonisse mit ihrem Dienst täglich mitten hineintritt ins öffentliche Leben. Städtische und staatliche Anstalten, die für jedermann durchsichtig sind, berufen sie, und ebenso öffnet sich ihr das Privathaus, das sonst vielleicht jedem Fremdling verschlossene. Das intimste Interesse wie das der Allgemeinheit fordert seinen Anteil an ihr; jedermann, der sie über die Straße gehen sieht, und jedermann, der einmal im Spital von ihr gepflegt wurde, spricht von ihr. Der Gedanke von „Gemeindediakonissen“ für die Kirchgemeinde hat eine Welt neuer Beziehungen und Berührungen für sie aufgeschlossen. Und da will man der öffentlichen Kritik Halt gebieten? Man will das thun in einem Augenblick, wo die „öffentliche Meinung“ davon gleichsam geladen ist? Man will die Freundschaft, das Verständnis, das jemand der Sache entgegenbringt, daran messen, ob er auf jede kritische Aeußerung verzichtet? Ich fürchte, die Freunde der Diakonissensache haben schon zu lange geschwiegen, und die vom Fach und von der Leitung haben auch zu viel geschwiegen, und so hat sich ein Durcheinander von falschen und wahren Meinungen über Diakonissenberuf und Diakonissenwesen im Publikum, oder was uns allein angeht, in der Gemeinde angehäuft, das niemand so leicht entwirren wird. Es aber auf die Bösartigkeit der mit der Diakonissenarbeit nicht vertrauten Menschen zurückzuführen würde verfehlt sein.

Der Aufsatz in Nr. 25 f. hat einiges von dem, was in weiten Kreisen, die der Kirche wie der Diakonissensache an sich durchaus zugethan sind, geurteilt wird, ausgesprochen. Ich habe es — mit dem Vorbehalt — zum Druck befördert, weil ich des Glaubens war, es müsse aus dieser Aeußerung Gutes hervorgehen. Diese Zuversicht haben mir die mancherlei Zuschriften, die ich auf die Veröffentlichung hin empfangen habe, bestärkt. Insbesondre hat sie mir der Artikel erfüllt, den ich

mit Vergnügen in Nr. 29 abgedruckt habe. Ich möchte ihn aber auf Grund der Mitteilungen, die mir sonst zugegangen sind, in Folgendem noch mit einigen Bemerkungen ergänzen.

R

Verschiedenes

(Vom irdischen Gut) Unter diesem Titel hat der Präsident des Zentralausschusses für innere Mission, Oberkonsistorialrat D. Weiß, vier biblische Ansprachen über Evangelium Lucä 12, 13—34 zur Begrüßung des Dortmunder Kongresses in Druck gegeben. (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 45 S. 60 Pfge.) Beim Lesen des Schriftchens erfüllte uns zunächst der Gedanke mit Freude und Genugthuung, daß der Leiter des Kongresses und des Zentralausschusses ein Professor ist. Es sieht ja zuweilen so aus, als wollten die Männer der kirchlichen Praxis und die Männer der akademischen Wissenschaft immer mehr auseinander streben. Das wäre für beide Teile unheilvoll, und am meisten für unsre evangelische Kirche. Daß Professor Weiß mit klarem Blick und Willen mitten im Leben unsrer Zeit drinsteht, beweist sein Schriftchen. Der bewährte Exeget tritt als praktischer Bibelerklärer vor die Freunde der innern Mission, vor die in Dortmund versammelten und die fern gebliebnen, vor die Christen insgemein, und kein evangelischer Christ wird sich seiner Schriftauslegung und -Anwendung entziehen können. Daß der Präsident des Zentralausschusses dem sozialen Problem seine Ansprachen gewidmet hat, ist uns eine besondre Freude gewesen, und wir sind durch die Art, wie er das gethan hat, in der Hoffnung bestärkt, daß über die Aufgabe des Christentums und der Christen eben in dieser Richtung die Verständigung doch näher ist, als es oft scheint. Wir schließen mit Anführung zweier Sätze, die wir aus dem uns besonders Willkommnen herausgreifen. S. 31: „Was ist alle soziale Not unsers Volkes gegen das namenlose politische und soziale Elend, das zur Zeit Jesu auf dem auserwählten Volke lastete?“ S. 40: „Nirgends hat der Herr gesagt, daß dies Ziel [Verwirklichung des Reiches Gottes] nicht schon auf Erden irgendwie erreicht werden könnte; und nicht umsonst führt das letzte Buch der heiligen Schrift uns jenes herrliche Hoffnungsbild vor, wie es sein könnte, wenn das Reich Gottes noch auf dieser Erde zur Wahrheit wird.“

R

(Praktisches Christentum) Vorträge aus der innern Mission von P. Theodor Schäfer. Neue Folge. Gütersloh, Bertelsmann. 1892. 200 S. Preis 2 Mk. 40 Pfge.

Gesund, nahrhaft, schmackhaft, Appetit weckend nach mehr — so ist auch die neue Folge von Vorträgen, die uns der gegenwärtig beste Kenner des weitschichtigen Gebiets der Innern Mission bietet. In der Form die alten Vorzüge Schäfers: nie langweilig, stets treffende, nicht selten drastische Beispiele, alles klar, nüchtern, und doch über allem ein Hauch warmer Liebe. Schäfer redet nicht über die Sache, sondern aus der Sache heraus und führt eben dadurch in sie hinein. Ein Muster von solcher Einführung ist die achte Rede über das Diakonissenhaus in Altona, bei einem Instruktionskursus gehalten; möchte sich doch einmal jedermann der über das Diakonissenwesen redet oder schreibt, von einem Praktiker, auf ähnliche Weise einführen lassen! Schäfers Kunst besteht überhaupt in dem sichern Orientiren. Die vorliegenden Reden dürften daher allen denen einen guten Dienst leisten, die bei irgend einem Werk innerer Mission persönlich beteiligt sind und das Gefühl haben, daß man auch bei der bescheidensten Mitarbeit als Vereins- oder Vorstandsmitglied doch über das Ganze orientirt und mit der Erfahrung derer, die vorher gearbeitet haben, ausgerüstet sein sollte.

Ausgeführte Einzelbilder werden diesmal nur zwei geboten: Diakonissenhaus und Krippe; wer Ansprachen bei Thee- und ähnlichen Abenden halten will oder muß, kann am letzten Vortrage sehen, wie mans machen muß, daß die Leute nicht gähnen. Die Mehrzahl der Vorträge redet über allgemeine Fragen. Für die neueste Phase der Kirchengeschichte ist es besonders bezeichnend, daß das Thema „Einzelgemeinde und Verein“ dreimal behandelt wird, jedesmal unter anderm Gesichtswinkel. Schäfer ist stramm lutherisch, Kirchenmann durch und durch; aber er malt keine Zukunftsbilder von Verkirchlichung der innern Mission u. dgl. Auf dem Boden der Wirklichkeit bleibend weiß er zu gut, daß, je zarter eine Sache ist — und was ist zarter als die Liebe? —, sie um so mehr verderbt werden kann durch künstliches, ungeschichtliches Dreinfahren und Machenwollen; außerdem verbirgt er sich nicht, daß die Vertreter der offiziellen Kirche eben auch noch lange nicht alle die Männer sind, denen man die mühsam aufgezogne Pflanze ohne weiteres anvertrauen darf. Er faßt demnach immer nur die praktische Einzelfrage an: wie hat sich die Einzelgemeinde zu den vorhandnen Vereinen zu stellen? Antwort: Statt des „sinnlosen Widereinander oder vertrauenslosen Nebeneinander“ liebe- und verständnisvolles Füreinander! Der Verein muß sich an die Gemeindeorgane anlehnen, gewiß, braucht Schutz und Aufsicht der Kirche, und die Organe der Kirche sollen namentlich helfen der gegenwärtigen Zersplitterung wehren, aber der Verein bleibt darum doch Verein, auch wenn er Gemeindesache geworden ist, „Organ der Gemeinde.“ Dem von Sulze so gern angeführten Wahlspruch: „Was nicht offiziell ist, hat keine Kraft“ stellt Schäfer die praktische Beobachtung entgegen, daß gerade „der Bann der Offizialität und Legalität grabsteinartig auf einer Sache“ liegen kann. Es kommt eben hier alles darauf an, wie im einzelnen die Verhältnisse, namentlich aber — die Personen sind. Nicht Maßregeln, sondern Menschen — dieses Thema wird mit Geist und reicher Illustration aus der Erfahrung variirt, besonders im ersten Vortrage.

Daß Schäfer, ein Feind aller Phrase, für die rhetorischen Ueberschätzungen der innern Mission, wie „Christianisirung der Volksseele“ durch sie, nur ein Lächeln hat, versteht sich von selbst. Er greift aber auch den gewohnten Dilettantismus scharf an und ruft nicht bloß den Studirenden oder Pfarrern zu, sondern jedem, der mitreden will: studire gründlich! und arbeite selber mit! Studire namentlich die Sachen selber, auf Reisen und daheim; überall tritt dir ein Stück innerer Mission unter die Augen! Arbeite mit im Kleinen, wo und wie von deiner Berufsstellung aus die Anknüpfung sich am leichtesten giebt!

Für die Zeit der Versammlungen wüßten wir kein schöneres Motto als Schäfers Wort auf einer Konferenz (S. 127): „Lassen Sie uns einander zu übertreffen suchen in edler Sachlichkeit!“ P W

(Neue Flugschriften aus der inneren Mission) Billig und gut! Zuerst das neueste Unternehmen des Zentralausschusses, der in seinem besondern Ausschuß für das Schriftenwesen neue Bahnen zur Versorgung politischer Zeitungen mit passenden Festartikeln, zur Verdrängung schlechter Kolportage durch gute Broschüren und zur Missionirung der kirchenfremden Massen eingeschlagen hat.

Die drei ersten Broschüren, alle aus der geübten Feder Friedrich Oldenbergs, liegen vor, bei der Fülle des Inhalts (Verlag von K. J. Müller, Berlin, Mohrenstraße 27, je 16 S., teilweise mit Bildern) sehr billig, 5 Pfge. das Stück, 100 Stück zu 4 Mk. So müssen Flugschriften in Preis und Ausstattung gehalten sein, wenn sie wirklich unters Volk kommen sollen. Die Themata sind gut gewählt: „Sonntag und Montag“, „Kinderzucht und Gevatterschaft“, „Ein verschlossenes Buch“ (natürlich die Bibel). Am besten gelungen scheint uns das zweite Heft; das gehört in recht vieler Mütter Hände! Immerhin ist sowohl dieses als das erste im Ton noch ein wenig höher als nötig, auch scheint uns beim Leser schon etwas zu viel Glaubensleben vorausgesetzt. Das dritte Heft faßt eine hochwichtige, aber ungemein schwere Aufgabe an: die fast überall vorhandne Bibel wieder zu einem Buch zu machen, das wirklich gelesen wird. Die Reflexionen, wie das zu machen wäre, füllen vier Seiten und gehören nicht in eine volkstümliche Flugschrift. Wird einmal die Frage angeregt, so dürfte die wichtige Unterfrage einer Familienbibel, eines Bibelauszugs, oder wie mans heißen will, nicht totgeschwiegen werden. Für eine Flugschrift würde eine Anleitung gut sein mit praktischen Beispielen: wie man seinen Kindern biblische Geschichten erzählt, wie man den Psalter in allen Lebenslagen brauchen kann, wie ein einziges Kapitel in bestimmter Lage sich kräftig erweist u. dgl. Gut und nötig, aber schwer!

Eine andre Flugschriftenreihe ist begonnen mit den „Bildern aus der Stadtmission“, herausgegeben von Ernst Evers (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Johannistisch 6). Jedes Heft kostet 10 Pfge. Die drei ersten Hefte, die uns vorliegen, nehmen bloß auf die Berliner Stadtmission Bezug, schildern deren „Hausquartier“ mit seinem Werktags- und Sonntagsbetrieb, geben (im dritten Heft, dem gelungensten) ein anschauliches Bild von den neuen, jetzt wirklich eingebürgerten Gottesdienstarten in der Millionenstadt: Schrippenkirche, Schiffs- und Saalgottesdienst, während das zweite Heft im Rahmen einer Geschichte „im Schatten des Todes“ sechs Seelsorgergeschichten von Kranken- und Sterbebetten, an die ein Berliner Stadtmissionar gekommen sei, vorführt. Darf man wohl dem hochverdienten Schreiber dieser Geschichten, Ernst Evers, dem infolge seiner erstaunlichen Produktivität die Gefahr des Manierirtwerdens droht, ein wohlgemeintes: Maßhalten! zurufen?

Wenn in dem ersten, übrigens frisch und ansprechend geschriebnen Heft (von Max Braun) auf einer Seite der liebe Zeitschriftenmann, die lieben Jungfrauen, die lieben grauen Jungen und die lieben Frauen auftreten, so ist das doch auch schon Manier. Schmerzlich berührt die Bemerkung, daß in Berlin eben immer noch eine Markusgemeinde mit 100 000 Seelen und drei Predigern und eine Simeonsgemeinde mit 55 000 Seelen und 600 Sitzplätzen in der Kirche existirt. Da bleibt die Stadtmission freilich noch lange ein Notwerk! P W

(Ein mißhandeltes Zitat) Ueber zwei Jahre sind verflossen, seit Göhres Schrift erschien: „Drei Monate Fabrikarbeiter“, da setzt ein Wort darin die Gemüter etlicher Zeitungsschreiber in Aufregung und erfährt die mannigfachsten Kommentare. Norddeutsche Allgemeine, Berliner Tageblatt, Nationalzeitung, Kreuzzeitung u. a. m. beißen sich um diesen Bissen. „Wenn in ferner oder naher Zukunft selbst der radikalste sozialistische Staat heraufziehen würde, . . . was thut das uns?“ Mit dem gerechten Bewußtsein einer bessern Ueberzeugung wird dieser politische Wahnwitz zerzaust und womöglich dem Gegner in die Seele geschoben. Daß es sich um ein politisches oder kirchenpolitisches Bekenntnis dabei nicht handelt, nicht um christlich-soziale Agitation, nicht um demagogischen Konservatismus, nicht um liberal-theologische oder gar Ritschlsche Extravaganz, sondern um den vollen Ausdruck eines christlichen Idealismus, auf den die Kirche, das geistliche Amt, der schlichte Glaube einfach nicht verzichten dürfen — darauf kommt niemand! Ein religiöses Bekenntnis als politisches Schlagwort verstanden: so muß es freilich zum Monstrum werden. Aber man mag als Mensch und Christ noch so hoch von den Gütern denken, die die heutige Staats- und Gesellschaftsordnung uns bewahrt — für den Fall, daß der radikale sozialistische Staat kommt, wird der Glaube, den Paulus Phil. 4, 13 verkündigt, allerdings sich bewähren müssen nach der Losung: Was thut das uns?! „Vorläufig“, sagt Göhre in demselben Zusammenhang, „sind wir lange nicht so weit.“ Noch gilt es „zu verhindern, daß die Sozialdemokratie das vollendete Antichristentum wird.“ Jedes Wort ist hier religiös interessirt, nicht politisch, nicht wirtschaftlich. R

(Der Kellnerberuf) Soziale Studie von K. Oldenberg. Leipzig, 1893. (57 S.) Preis 1 Mk.

„Was soll man lesen, um einen Ueberblick über die soziale Frage zu gewinnen?“ Wie oft hört man ähnliche Fragen, und wie ungenügend sind sie aus erklärlichen Gründen zu beantworten. Denn die meisten Bücher über Volkswirtschaft sind zu umfangreich oder setzen zu große Vorkenntnisse voraus. Darum wird jeder, der sich mit sozialen Dingen beschäftigen will, gut thun und nach einer Monographie wie der obengenannten greifen, die die Mißstände des Kellnerberufs ins rechte Licht stellt und Vorschläge zu ihrer Beseitigung zur Diskussion stellt. Daß jeder mehr oder weniger mit den Kellnern in Berührung steht und hier ein Gebiet behandelt wird, in dem der moderne Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital noch nicht die übliche Schärfe zeigt, wird manchem nur lieb sein. M

Zur Beachtung

Mit dieser Nummer beginnt das vierte Quartal. Als Probenummer zur Werbung neuer Leser wird jedoch nicht diese, sondern die nächste Nr. 41 in größerer Auflage gedruckt und unentgeltlich ausgegeben. Wir bitten bei der Verlagshandlung davon in beliebiger Anzahl zu verlangen. Das vierte Quartal ist bisher für die weitere Ausbreitung des Blattes besonders günstig gewesen. An die Einrichtung von monatlichen Probeabonnements sei erinnert: die Verlagshandlung verschickt gegen Einsendung von 70 Pfennigen vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Endlich sei die „Chronik der christlichen Welt“ zum Abonnement wärmstens empfohlen.

Die Verlagshandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 40 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gottfried Rhode,
Prediger in Tangermünde,
Lina Rhode,
geb. Decker
Vermählte.
Gießen, September 1893.

Für ein nicht mehr ganz junges Fräulein, welches früher Erzieherin war, sucht Stellung mit Familienanschluß
Pfarrer **Naumann** in Frankfurt.

Cand. theol., zuletzt als Erzieher in einer Anstalt thätig gewesen, sucht zum 1. Oktober oder später Stellung als Lehrer, Erzieher od. Prädikant. Gehaltsanspr. gering. Gefl. Offerten unter **H. S. 125** postlag. Jüterbog.

Cand. rev. min.
sucht Lehrerstellung an höherer Schule oder Institut. Offerten unter C. B. an die Expedition der christlichen Welt erbeten.

Herzliche Bitte

Für einen jungen Theologen, Freund der christlichen Welt, bitte um eine Unterstützung zu einer Winterkur. Derselbe leidet schmerzlich darunter, daß er sein erstes Examen noch nicht hat machen können. Es ist Hoffnung vorhanden, daß eine Winterkur ihn ganz wieder herstellen könnte.
Jede Gabe nimmt dankb. entgegen:
Pattensen/Leine.
Sanitätsrätin Juch
geb. von Linsingen.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche,** staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Schwachbefähigte,

nervöse oder sonst in ihrer körperlichen od. geistigen Entwicklung gehemmte
Knaben und Mädchen
jeden Alters, mit Ausschluß von Blödsinnigen u. a. Anstoßerregenden, finden jederzeit Aufnahme in

Trüpers Erziehungs-Anstalt

auf der **Hophienhöhe** bei **Jena** in Thüringen. Pensionspreis von 1200 Mk. jährlich an. Vorzügliche Referenzen von vielen namhaften Aerzten und Pädagogen im In- und Auslande wie von Eltern bisheriger Zöglinge. Sehr gesunde, hohe und freie Lage inmitten eines 162 a großen Parkes. Familiäre Erziehung im evang. Geiste. Unterricht in allen Lehrfächern nach besond. Methode, auch in Englisch u. Franz. wie in Gartenbau u. a. praktischen Beschäftigungen. Wenn erforderlich, hydropathische Behandlung, Heilgymnastik, Massage. Hausarzt: **Prof. Dr. Leubuscher,** Nervenärztl. Berater: **Prof. Dr. Binswanger** und **Prof. Dr. Ziehen.**
Prosp. und nähere Auskunft durch Direktor **J. Trüper.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 41 — Leipzig, den 5. Oktober — 1893

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Lebendige Gemeinden — persönliche Frömmigkeit — Gott in Christus — Die neue Agende für die preußische Landeskirche: 3. Die kirchlichen Handlungen — Richard Wagners Stellung zum Christentum: 1 — Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission: 2. Die Kinder und die Werkstätten — Englische Aerzte — Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln: 2 — Zur christlichen Würdigung des Sabbathgebots — In Sachen der Mission — Hefte zur Christlichen Welt — Verschiedenes: Wahrer Adel; Wahre Worte für tapfere Männer; Der Entwurf der Neuen Agende; Zu Freiheit und Frieden — Zur Beachtung — Anzeigen

Lebendige Gemeinden — persönliche Frömmigkeit

Lebendige Gemeinden, christliches Gemeinschaftsleben zu schaffen, das sehen immer weitere Kreise der Kirche als eine ihrer vorzüglichsten Aufgaben an. Sie bewegen sich damit in der Richtung, die Jesus selbst eingeschlagen. Er hat mit seinen Jüngern einen Bruderbund gebildet. Die Christenheit soll eine Brudergemeinde darstellen. „Er das Haupt, wir seine Glieder, er der Meister, wir die Brüder." Das sei unser Ziel. „Legt es unter euch, ihr Glieder, auf recht treues Lieben an." Das sei unser Thun. „Laß uns so vereinigt werden, wie du mit dem Vater bist." Das sei unser Flehn.

Zunächst sind wir alle von einander gänzlich verschieden. Uns trennen Geschlecht und Alter, Begabung und Neigung, Beruf und Vermögen, Stand und Einfluß. Diese Unterschiede sind von der Natur gegeben und in der Geschichte geworden. Denke sie dir aus der Welt hinweg! Ohne sie würde die Erde eine Stätte gähnender Langweile. Ohne sie gäbe es keine Entwicklung, keine Regsamkeit, keinen Fortschritt. Der Christ erkennt in ihnen eine Ordnung Gottes. Er steht damit auf dem Boden der Schrift. Sie hat diesem Gedanken wenigstens nach einer Seite hin Ausdruck gegeben: „Reiche und Arme müssen untereinander sein."

Was Gott thut, ist immer wohlgethan. Aber der Sünde ist nichts heilig; sie wagt sich an alles heran. Den Segen in Unsegen zu verkehren, war von jeher ihre traurige Beschäftigung. Was durch Gottes Willen verschieden ist, wird durch ihren Willen geschieden. Die Selbstsucht hat jene Unterschiede zu Gegensätzen entwickelt. Ein Stand hat sich wider den andern erhoben. Innerhalb desselben Berufes sucht oft jeder jeden niederzuringen. Man hat nicht mehr gemeinsam als den gegenseitigen Neid. Das Leben ist zu einem Kriege aller gegen alle geworden.

Wie weit steht doch die Wirklichkeit hinter jenem Ideale zurück! Oder wird dies Ideal überhaupt nie zur Wirklichkeit? Es ist am Ende nichts als die Schwärmerei einer schönen Seele, der fromme Wunsch eines guten Gemütes, eine Art Zukunftsmusik, an der die Menschheit so reich ist, die dem ersten nüchternen Blick sofort ihre Unmöglichkeit enthüllt! Aber es hat keinen Weltverbesserer gegeben, der so besonnen gewesen wäre, so fest auf dieser Erde gestanden, so viel Menschenkenntnis gesammelt, so sorgfältig alle Umstände erwogen hätte, als Jesus von Nazareth.

Der uns für jedes unnütze Wort verantwortlich macht, sollte selbst unnütze Worte gesprochen haben? „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Die Aufmerksamkeit, die du dir widmest, darf nicht größer sein als die, die du ihm widmest. Die Sorge, die du für deine Zukunft trägst, darf nicht eifriger sein als die, die du für seine trägst. Die Leiden, die ihn treffen, mußt du beklagen, als träfen sie dich. Der Freuden, die ihm beschieden sind, mußt du dich freuen, als wären sie dir beschieden. Das ist doch der Inhalt jener Mahnung. Wenn du sie nie erfüllen könntest, was wäre sie andres als ein unnützes Wort?

Das zeichnet die von Jesus aufgestellten Ideale, die von ihm erhobnen Forderungen vor allen andern aus, daß sie sich verwirklichen lassen. Darin besteht die geschichtliche Berechtigung des Christentums, seine Bedeutung für das tägliche Leben, sein Vorzug vor allen andern Religionen. Was ich soll, das kann ich. Das ist einer seiner vornehmsten Grundsätze. Er gilt aber nicht nur vom Einzelnen, sondern auch von der Allgemeinheit. Die Christenheit soll eine Brudergemeinde sein. Darum kann sie es auch sein. Gott fordert nichts Unmögliches. Das widerstreitet seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit.

„Alle Menschen werden Brüder." Hier liegt unsre Aufgabe. Bei der Menge der Unterschiede, bei der Größe der Verschiedenheiten giebt es ein Doppeltes, das allen Menschen gemeinsam ist. Ein religiöses Volkslied wirft die Fragen auf: „Wo kommst du her? Wo gehst du hin?" Wo kommst du her? Menschenkind, wer du seist, was du seist, es giebt auf diese Frage nur eine Antwort: aus dem Lande der Schuld. Wo gehst du hin? Menschenkind, welchen Einfluß du ausübst, wie viel Schätze du besitzest, es giebt auf diese Frage nur eine Antwort: in das Reich des Todes.

Man sagt: gemeinsamer Kummer verbinde die Herzen. Schon die Erwägung, daß wir als Menschen Träger desselben Elends sind, sollte allen Haß begraben. Aber mehr als sie verknüpft uns die andre, daß wir als Christen Träger derselben Seligkeit sind. Wo kommst du her? Wo gehst du hin? Richte diese Fragen einmal an den Christen in dir. Wo kommst du her? Christenmensch, du kommst mit deinem Reichtum aus derselben Gotteshand, die einen andern arm geschaffen hat. Wo gehst du hin? Christenmensch, du gehst mit deiner Bildung in denselben Himmel, der für die Ungebildeten bestimmt ist.

Diese Erkenntnis gewinnst du nur durch Jesus. Er vereint, was geschieden ist. Er versöhnt, was verfeindet ist. Aber er macht nur die Menschen zu Brüdern, die er zuvor zu Kindern Gottes gemacht hat. Die Liebe wurzelt immer im Glauben. Der Glaube treibt aber auch notwendig zur Liebe. Die Güter des Himmels füllen alle Klüfte der Erde aus. Jene besitzest du in deiner persönlichen Frömmigkeit. Ohne sie giebt es keine kirchliche Gemeinschaft. Diese ist die notwendige Folge jener. Gieb dem Volke die Religion, so giebst du ihm den Frieden der Stände zurück. Die Pflege der persönlichen Frömmigkeit ist die größte patriotische That.

V W

Gott in Christus

Einige saßen zusammen; es ist mir nicht mehr erinnerlich, wie das Gespräch auf das Christentum kam.

Da sagte der eine: Ich habe es schon auf der Schule meinem Religionslehrer gesagt, mein Gott steht mir zu hoch, als daß er sich in einem Menschen offenbaren könnte!

Der Sprecher sah nicht gerade darnach aus, als sei er von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur so überwältigt, daß er deshalb jenes Wort gesprochen hätte. Auch hatte er vorher über manches, was unter Christen als schandbar gilt, mit mehr als Laxheit sich geäußert.

Ein Teilnehmer am Gespräch fragte, woraus er denn „seinen Gott" erkenne.

Er erhielt natürlich die Antwort: Aus der großen, weiten, erhabnen Natur!

Und halten Sie das Leblose, halten Sie Stein und Wasser und Wolle und Holz für edler als das Lebendige, das, was sich regt und hat Triebe?

Das letztere ist edler.

Und ist das, was nur dumpfe Begierden oder nicht einmal sie hat, edler als das vernünftige Wesen, das sich Ziele steckt und zweckbewußt handelt?

Das letztere natürlich!

Soweit also sind wir einig, — und damit fällt ja wohl die Unwürdigkeit des Menschen, Gott zu offenbaren! Es wird sich nur noch fragen, ob Sie den selbstlosen, den — sagen wir einmal — „guten" Menschen für würdiger halten, uns Gott darzustellen, oder einen, der in irgend einer andern Beziehung hervorragend ist. Aber nicht wahr, er ist nicht so ganz thöricht, der Satz: Gott in Christus, und diese Vorstellung nicht so ganz unwürdig des Erhabensten, das wir kennen und nennen?

Bs

Die neue Agende für die preußische Landeskirche

3. Die kirchlichen Handlungen*)

III. Eine dritte Gruppe bilden Handlungen, die auf die Kirche als Institution und ihre Organe Bezug haben. Es charakterisirt unsre evangelische Anschauung, daß unter den organischen Institutionen unsrer Landeskirchen nur etliche mit kirchlichen Feiern in Verbindung gebracht sind, und zwar solche, die in der Sphäre der Einzelgemeinde liegen. Nur die Betrauung der Geistlichen mit ihrem Amt an der Gemeinde und die Uebergabe von Kirchen und Kirchhöfen in den Gebrauch der Gemeinde erfolgt altem Herkommen nach in der Form einer kirchlichen Handlung; zuweilen auch die Einführung von Küstern in ihr Amt. Seit der neuen Kirchenverfassung kommt dazu die feierliche Einführung der Aeltesten in ihr Amt vor der versammelten Gemeinde. Infolge der jüngsten Entwicklung der Dinge wird auch eine kirchliche Feier zur Einführung der Diakonissen in ihren Dienst an der Gemeinde erwogen, da und dort schon gehalten. Ueber diesen Rahmen hinausgehend werden wohl auch Superintendenten und Generalsuperintendenten mit einer gottesdienstlichen Feier in ihre kirchenregimentliche Stellung eingeführt. Die bisherige Agende hatte nur die Ordination der Geistlichen liturgisch ausgestaltet. Der neue Entwurf verzichtet zwar auf Formulare für die Einführung von Küstern und Gemeindeschwestern, sowie von den Vertretern des Kirchenregiments, den Superintendenten und Generalsuperintendenten, glaubte aber für alle übrigen üblichen Feiern agendarische Formen feststellen zu müssen. Ist er nicht auch hier im Reguliren unnötig weit gegangen?

1. Feiern, die in einer Gemeinde sehr selten, und für die bei uns Evangelischen keine althergebrachten Formen überliefert sind, wie Einweihungen von Kirchen und Kirchhöfen, bieten nach den früher ausgeführten Grundsätzen keinen Anlaß zu agendarischer Gestaltung. Zudem werden diese Einweihungsfeiern meist von höher gestellten Geistlichen vollzogen, die selbst in der Lage sind, in jedem einzelnen Fall eine würdige, den vorliegenden Verhältnissen entsprechende Form der Feier zu finden. Dies gilt doppelt gegenüber den hier vorliegenden Versuchen. An Stelle von Sätzen wie: „Laß Deiner heiligen Taufe Werk an diesem Taufstein kräftig walten", oder: „Heilige diese Orgel durch die Lieder Deines Lobes", oder: „Wir stehen hier auf unserm eignen Grabe, auf Deinem Acker, Gott, wo wir mit Thränen säen und gesät werden," wird jeder zu einer Einweihung Berufene vorziehen, klarer Gedachtes in glücklicherer Fassung einzusetzen. Auch die Schemata für den Gang der Handlungen sind ganz die gewöhnlichen und bieten gar nichts Charakteristisches. Warum eine agendarische Festsetzung für angezeigt befunden worden ist, läßt eine Andeutung im Vorwort vermuten. Man wollte verhindern, daß durch unevangelischen Gebrauch von Weiheformeln, die den Eindruck machen, als würde ihnen eine unmittelbare, sozusagen zauberhafte Wirkung zugetraut, das evangelische Bewußtsein verwirrt wird. Darum wohl wird auch in den Entwürfen beidemale am Schluß der Handlung beinahe aktenmäßig konstatirt, was allein geschehen sei: „Durch Gottes Wort und Gebet ist dieses Haus zu einem Heiligtum (diese Stätte zu einem Gottesacker) geweiht." Sollte aber in den geistlichen Kreisen, die zu solchen Einweihungen berufen sind, wirklich der Echtheit des evangelischen Geistes nicht ganz zu trauen sein, so müßte ihnen eben das Selbstverständliche gesagt und jeder Gebrauch von operativen Weiheformeln verboten werden. Warum das Kirchengebäude „in den Dienst Gottes und seiner Kirche," der Gottesacker „in den Dienst des Reiches Gottes und seiner Kirche auf Erden" gestellt wird, ist mir nicht ganz klar geworden.

2. Etwas zu viel des Guten dürfte auch gethan sein mit Aufstellung eines genauen Formulars, nach dem die Einführung der Aeltesten in ihr Amt vollzogen werden soll. Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung schreibt in § 7 den Wortlaut des von den Aeltesten „im Hauptgottesdienst" abzulegenden Gelübdes vor. Der Agendenkommission schien dies nicht genug. Sie setzt die Handlung ein für allemal nach dem Predigtteil vor der Schlußliturgie fest und baut sie folgendermaßen auf: Gruß, kurze Ansprache, deren fakultativ dargebotne Formulirung sich in teilweise recht zweifelhaften geschichtlichen Behauptungen ergeht, Abnahme des Gelübdes mit einer einleitenden Formel, Einführung und Segenswunsch, Vorhalt an die Gemeinde, Gebet. Der Segenswunsch lautet:

> So führe ich euch hierdurch in das Amt eines Aeltesten dieser Gemeinde ein und befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade; er helfe euch euer Gelübe in Treue und in Segen erfüllen! Der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi erleuchte euch durch seinen heiligen Geist, stärke euch mit seiner Kraft und verleihe euch seine Gnade, daß ihr dieses euer Amt treu und fruchtbarlich zu Gottes Ehre, zur Erbauung der Gemeinde Christi und zu eurer eignen Seligkeit verwalten möget, um seines Namens willen. Amen.

Welch ein Schwall von Worten, mit Wiederholung derselben Gedanken, ja derselben Worte! Die in zweifacher Formulirung dargebotne Ermahnung an die Gemeinde und das Schlußgebet, das die bisher verwerteten Gedanken wiederholt, dabei die Aeltesten als „Vorsteher der Gemeinde" bezeichnend, deren „guten Weisungen" diese „sich unterwerfen" möchte, erhebt sich kaum über das Durchschnittsmaß dessen, was sicher jeder Pfarrer zu geeignetem Ausdruck zu bringen vermag. Und letzterem kann es doch nur heilsam sein, wenn er sich selbst darüber besinnen muß, in welchen Worten er sich vor und nach diesem feierlichen Akt an seine künftigen Aeltesten und an seine Gemeinde wenden und zuletzt beide im Gebete Gott befehlen will. Sollte es für die Agende nicht genügen, mit einem einleitenden, die Giltigkeit der Wahl konstatirenden Satz den Wortlaut des Gelübdes aus der Kirchengemeinde- und Synodalordnung abzudrucken und ihm eine Erklärung, daß hiermit die Aeltesten in ihr Amt eingeführt seien, mit einem kurzen markigen Segenswunsch beizufügen?

3. Das Formular für die Einführung eines Geistlichen hält sich etwa in der eben empfohlenen Selbstbeschränkung. Hier ist nur die an den Pfarrer zu richtende Frage und, eingeleitet durch ein an sein Gelübde sich schließendes Gebet, die feierliche Einführungsformel nebst einem kurzen Segensvotum festgelegt. Auf einen Vorhalt an die Gemeinde ist ganz verzichtet, worüber sich übrigens streiten läßt. Freilich leiden auch hier die festgelegten Formeln an Wiederholungen. Vor allem aber schließen sie das Mißverständnis nicht aus, als könnte und sollte der Pfarrer durch diesen Akt mit einer besondern und bleibenden Amtsgnade

*) Wie obiger Artikel lehrt, war also der Aufsatz in Nr. 39 noch nicht abgeschlossen. Ich bedauere, daß die Redaktion durch ihre Bemerkung ebendort die entgegengesetzte Annahme hervorgerufen hat. Die nächste Nummer wird noch eine Zusammenfassung der praktischen Forderungen bringen. D H

und in ihm eigentümlicher Weise mit heiligem Geiste ausgestattet werden. Auch statt des Votums „der Herr segne dich, daß du viel Frucht schaffen und dich samt den dir Befohlnen selig machen mögest" wäre die bei dem Ordinationsformular gewählte Fassung vorzuziehen: „daß du viel Frucht schaffest, und diese Frucht bleibe ewiglich."

4. Für die Ordination sind zwei Formulare dargeboten mit Rücksicht auf die verschiedne Sitte in den verschiednen Landesteilen, eines für die unabhängig von der Uebernahme eines bestimmten Amtes vollzogene, eines für die mit der Einführung in ein Gemeindepfarramt verbundene Ordination. Ob die Verschiedenheiten beider offenbar nicht von demselben Verfasser entworfenen Formulare, soweit sie nicht in der verschiedenen vorausgesetzten Situation ihren Grund haben, nicht lieber zu Gunsten des jedesmal bessern Vorschlags ausgeglichen werden sollten, mag hier unerwogen bleiben. Vielleicht würden bei einer solchen Kombination die einzelnen Wendungen verschwinden, die bald an dem einen, bald an dem andern Formular nicht glücklich sind. Ohne Zweifel ist auch anzunehmen, daß für alles, was nicht zu dem Kern der Handlung gehört, dem Ordinator, der ja stets ein höherer Geistlicher ist, freigelassen sein soll, ob er die hier dargebotenen Fassungen gebrauchen will oder eine eigene vorzieht. Jedenfalls steht dies alles an Interesse und Bedeutung zurück hinter dem Kern der Handlung, der uns Antwort auf die Frage giebt, wozu im Geltungsbereich dieser Agende die Pfarrer durch ihr Amt verpflichtet sein sollen, und wie überhaupt dies Amt aufgefaßt wird. Die gewählte Form ist die, daß von dem ordinirenden Geistlichen eine Aufzählung der Pflichten vorgelesen wird mit der abschließenden Frage: „Seid ihr nun entschlossen, dies alles zu geloben, und willigt ihr ein, über euch zu nehmen das teure Predigtamt, so antwortet: Ja"; worauf der Ordinand antwortet: „Ja, ich will es mit Gottes Hilfe." Könnte auch die Fassung der Frage sprachlich glücklicher sein, so kommt doch sachlich alles auf den Wortlaut des vorher verlesenen Vorhalts an. Dieser verläuft in vier Absätzen. Der erste lautet:

Es wird euch demnach folgendes vorgehalten: Erstens, daß ihr berufen seid, die Gemeinde Jesu Christi, die er durch sein eigenes Blut erworben hat, mit dem reinen Worte Gottes zu weiden, die heiligen Sakramente nach der Einsetzung Jesu Christi zu spenden, das Heil der euch anvertrauten Seelen durch treue Vermahnung mit anhaltendem Gebet zu suchen, die Jugend mit allem Fleiß in der heilsamen Lehre zu unterweisen, die Schwachen zu stärken, den Verirrten nachzugehen und keine Seele verloren zu geben, die Betrübten zu trösten, die Kranken zu besuchen und die Sterbenden zu einem christlichen Ende zu bereiten.

Dieser schönen Schilderung des Berufs eines Pfarrers entspricht die Fassung der Forderungen an sein persönliches Leben im vierten Absatz:

Endlich sollt ihr unablässig darnach trachten, immer tiefer in das Verständnis des Wortes Gottes einzudringen, durch einen geistlichen, Gott wohlgefälligen Wandel der Gemeinde in allem Guten vorzuleuchten, euch und euer Haus in allen Stücken unanstößig zu bewahren und euch nicht mit Dingen zu befassen, die nicht eures Amtes sind. In Summa, wir ermahnen euch vor Gott, die Kräfte eurer Seele und eures Leibes diesem heiligen Amte aufzuopfern und euer ganzes Leben also einzurichten, wie ihr euch getrauen dürft, es dermaleinst vor dem Richterstuhl Jesu Christi zu verantworten.

Diese zwei Absätze gehören zu dem Besten, was die Agende bietet. Sie bezeugen es nach Form und Inhalt, daß wir heute wohl noch die Kräfte haben, unsern liturgischen Bedürfnissen ohne Anleihe bei der Vergangenheit zu genügen, wenn wir nur, wie es hier geschah, aus dem Vollen unsers kirchlichen Lebens schöpfen. Ja, sie lassen es beklagen, daß die Kommission nicht häufiger zu selbständigem Schaffen sich für berechtigt hielt, wo die überlieferten Formen nur das für sich hatten, daß sie überliefert sind, sondern sich so manchmal mit dem mühsamen und undankbaren Auffrischen von Antiquitäten begnügen zu müssen glaubte. Vielleicht wären auch der zweite und dritte Absatz anders ausgefallen, wenn nicht die Vorlage der bisherigen Agende dabei die freie Bewegung gehemmt hätte. Nur als Auszug daraus wird die Entstehung des dritten Absatzes begreiflich; der zweite ist beinahe wörtlich der alten Agende entnommen. Es ist schon darum, ganz abgesehen von der Aussichtslosigkeit einer völligen Einigung, wenn man einmal ans Aendern

ginge, eine andre Fassung dieses zweiten Absatzes nicht zu hoffen, wenn man auch, von anderem zu schweigen, vielleicht heute auf allen Seiten in dieser Fassung die Erwähnung der Person Jesu Christi vermißt, die doch nach Paulus der einzige Inhalt der evangelischen Verkündigung ist. Er lautet:

Dabei habt ihr ernstlich zu beachten, daß es dem evangelischen Prediger nicht zusteht, eine andre Lehre zu verkündigen und auszubreiten, als die, welche gegründet ist in Gottes lauterm und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, unsrer alleinigen Glaubensnorm, und bezeugt [alte Agende: verzeichnet] ist in den drei christlichen Hauptsymbolen [alte Agende: dem Apostolischen, dem Nicänischen und Athanasianischen] und in den Bekenntnisschriften unsrer Kirche [fehlt in der alten Agende] (hier werden wie herkömmlich die symbolischen Schriften genannt).

Es geht einem mit dieser Formulirung, wie mit einem alten Bau. Fängt man erst an, ihn nicht genügend zu finden und auf Reparaturen zu sinnen, so giebt es kein Aufhören, und zuletzt wird er ganz neu aufgebaut, ob auch auf dem alten Grunde. Aber da an einen solchen Neubau hier, wie gesagt, nicht zu denken ist, sagen wir: Gott Lob! es läßt sich drin wohnen, wenn auch an einigen Stellen die Umrisse in dem Dämmerlicht der Ausdrücke etwas verschwimmen und man bei manchem Stück des darin untergebrachten ehrwürdigen Urväterhausrats sich fragen mag, ob es heute noch so gut seinen Dienst thut als dereinst.

Der dritte Absatz ist nicht von derselben Bedeutung; darum mag er nur hier angeführt sein mit dem Ausdruck des Wunsches, daß es noch gelingen möge, entweder ihm einen reichern Inhalt zu geben, der ihn auf der Höhe der drei andern hält, oder, was vielleicht vorzuziehen wäre, das Entbehrliche oder in den andern Absätzen seinem Wesen nach schon Enthaltene fallen zu lassen und das Wesentliche in den letztern am geeigneten Orte einzufügen. Er lautet:

Euer Amt habt ihr dem Worte Gottes gemäß nach den Vorschriften der Kirchenordnung, insonderheit der landeskirchlichen Agende auszurichten und, wie ihr selbst als Christen verpflichtet seid, aller menschlichen Ordnung unterthan zu sein, für alle Menschen, für den König und die Obrigkeit zu beten, so habt ihr auch die euch anvertraute Gemeinde zum Wandel in Zucht und Frieden, zur brüderlichen und allgemeinen Liebe, zum Gebet für alle Menschen anzuleiten.

Wozu die Pfarrer als Christen und Unterthanen verpflichtet sind, gehört nicht in die Zusammenstellung ihrer Amtspflichten oder liegt, soweit es unter diesen Gesichtspunkt fällt, schon in Absatz 4 eingeschlossen. Wozu sie aber nach diesen Worten die ihnen anvertraute Gemeinde anleiten sollen, das ist doch nur ein kleiner Ausschnitt des christlichen Lebensideals, das entweder ganz oder gar nicht umschrieben werden müßte, und scheint, nach dem Vergleichungssatz, im Grunde eine verblümte Andeutung dafür, daß der Pfarrer seine Gemeindeglieder zu guten Staatsbürgern erziehen soll. Bleibt der erste Satz als der für den dritten Absatz wesentliche. Ob aber hier der Begriff „Kirchenordnung" nicht doch zu unbestimmt ist? Warum nicht „gemäß den in unsrer Landeskirche und ihren Gemeinden geltenden Gesetzen, Vorschriften und Ordnungen, namentlich auch der landeskirchlichen Agende" oder ähnlich?

Doch das sind Fragen der Formulirung. v S

Richard Wagners Stellung zum Christentum

1*)

Hans von Wolzogen in seinen „Erinnerungen an Richard Wagner" (Leipzig, bei Reclam) berichtet uns folgenden Ausspruch seines Meisters:

Man könnte meinen, es habe ja doch so viele Märtyrer und Heilige gegeben, warum sollte gerade Jesus der Göttliche unter ihnen sein? Aber alle jene heiligen Männer und Frauen wurden es erst durch göttliche Gnade, durch eine Erleuchtung, eine Erfahrung, eine innere Umkehr, die sie aus sündigen Menschen zu Uebermenschen werden ließ, die uns nun beinahe wie unmenschlich berühren. Auch Buddha war ein wollüstiger Prinz mit seinem Harem, ehe ihm die Erleuchtung kam. Es war sittlich groß, erhaben von ihm, aller Weltlust zu entsagen, aber

*) Es ist bisher in der Christlichen Welt über Wagner nur von Theologen geschrieben worden, die dem Manne und seinem Werk ablehnend gegenüber standen. Um so freieres Wort soll dem Verfasser obigen Aufsatzes gestattet sein. Der Herausgeber bittet, von allen kritischen Pflichten entlastet, sich ganz unter die unbefangnen Zuhörer mischen zu dürfen.

es war nicht göttlich. Bei Jesu dagegen ist von Anfang an völlige Sündenlosigkeit ohne jede Leidenschaftlichkeit, göttlichste Reinheit von Natur, und dabei erscheint es doch nicht — was man denken könnte — wie etwas „Interessantes“ oder gar wie etwas Unmenschliches, sondern diese reinste Göttlichkeit ist gänzlich von reinster Menschlichkeit, die uns durch Leiden und Mitleiden allgemein menschlich ergreifen muß, eine unvergleichlich einzige Erscheinung. Alle andern *brauchen* des Heilands. Er ist der Heiland.

Dieses schöne Wort bestätigt uns nicht nur tiefste Religiosität, wahrstes Christentum in der Seele des Meisters von Bayreuth, es scheint wie mit einem Schlage auch zu widerlegen, was seinerzeit einmal*) in diesem Blatte zu lesen stand: daß Wagners „Parsifal“ im wesentlichen indische Religion bedeute, die in der äußern Gestalt nur etwas zu christlich geraten sei; denn ein Mann, der um die Zeit der Entstehung jenes Werkes ungefähr also gesprochen hat, konnte in seinem „Parsifal“ unmöglich die indische Religion gemeint und verherrlicht haben — ganz abgesehen davon, daß sich diesem Ausspruche noch eine ganze Reihe ähnlicher Aussagen aus seinen Prosaschriften an die Seite stellen. Wohl aber klingt im obigen Worte etwas wie Sympathie für katholische Weltanschauung, oder doch zum mindesten eine Berücksichtigung auch der katholischen Auffassung, ein Gerechtwerden *beiden* Konfessionen gegenüber an, und das soll hier so wenig geleugnet werden, daß wir uns vielmehr mit dieser Frage später noch besonders zu beschäftigen gedenken.

Ueber Richard Wagners Stellung zur Religion und insbesondre zum Christentume geben uns Auskunft (chronologisch aufgezählt): seine Werke „Rienzi,“ „*Das Liebesmahl der Apostel*,“ „Die Sarazenin,“ „Tannhäuser,“ „Lohengrin,“ der dramatische Entwurf „*Jesus von Nazareth*,“ „Eine Faust-Ouverture,“ „Der Nibelungenring“ und sein „*Parsifal*“; von seinen Prosaschriften die Abhandlungen über „Die Wibelungen,“ „Kunst und Revolution,“ „Das Kunstwerk der Zukunft,“ „Kunst und Klima,“ „Oper und Drama,“ „Eine Mitteilung an meine Freunde,“ „Staat und Religion,“ „Deutsche Kunst und deutsche Politik,“ „*Religion und Kunst*“ (mit den *Zusätzen*), sowie die offnen Schreiben an E. von Weber, H. von Wolzogen und H. von Stein, ferner der Nachlaßband „Entwürfe, Gedanken, Fragmente,“ endlich einiges Wenige aus dem „Briefwechsel mit Liszt“ — das durchschossen Gedruckte in seinem ganzen Umfange, das Uebrige nur mit vereinzelten Betrachtungen daraus. Bezüglich der Dramen meint zwar H. Ehrlich in einem „Offnen Schreiben an Herrn Hofprediger D. theol. Emil Frommel,“ die „Meistersinger“ seien nicht nur das religiöseste, sondern geradezu das christlichste Werk, das Wagner geschrieben; allein das scheint eine von jenen Paradoxien, in denen sich der berühmte Berliner Kritiker hin und wieder zu ergehen liebt, und dürfte im wesentlichen auf den Kirchenanfang, das Vorkommen des „Jordan“-Flusses, sowie den Anklang des Ganzen an Bach-Händelsche Musik in jener Oper zurückzuführen sein, ist also für uns wohl ohne weitern Belang. Ebenso gut hätte man wohl auch den „Lohengrin“ als Wagners christlichste Oper bezeichnen können, weil man dort zur Kirche geht, eine kirchliche Trauung vornimmt!

Begreiflicherweise wird es uns nun im Rahmen dieser Zeitschrift nicht möglich sein, an der Hand obiger Quellen eine erschöpfende Darstellung jenes Verhältnisses des Künstlers zur Religion zu geben, oder seine religiöse Entwicklung bis zur christlichen Weltanschauung des „Parsival“ im vollen Umfange hier zu beschreiben. Dennoch hoffen wir die wesentlichen Hauptzüge hier auch im kleinern Rahmen zusammenfassen zu können und namentlich mit unsrer Schlußbetrachtung über die evangelischen und katholischen Grundelemente im „Parsival“ einen nicht ganz wertlosen Beitrag zur Frage der „Bayreuther Religion des Grals“ liefern zu dürfen. Nur soviel ist dabei gewiß und steht mir schon jetzt ganz unwiderleglich fest, daß ein richtiges, sichres Urteil hierüber nicht gewinnen kann, wer nicht sämtliche obengenannte Werke und Schriften des Meisters ernstlich zu Rate gezogen hat.

Es ist zweifellos, daß Richard Wagner in einem gewissen Zeitabschnitt seines Lebens einer durchaus antichristlichen Richtung gefolgt ist, eine geradezu atheistische (im Feuerbachschen Sinne)

*) Vgl. „Die Religion des Grals.“ Christl. Welt 1892, Nr. 1 u. 2.

Periode an sich erlebt hat.*) Auch mag der Weg vom dramatischen Entwurf aus dem Dresdner Barrikadenjahre: „Jesus von Nazareth“ bis zum Bayreuther „Parsival“ immerhin weit genug gewesen sein. Aber ebenso wenig zweifelhaft ist es doch auch, daß sich Wagner von jenem Entwurf bis zum Parsivaldrama religiös entwickelte und in dieser Entwicklung mit den Jahren zum edelsten, reinsten und echtesten Christentume des Mitleidens wie des freudigen Wirkens der Heilandswerke geläutert hat. Erst in *dem* Augenblicke freilich konnte diese Wandlung in ihm vorgehen, vermochte er die wahre Religion in ihrer christlichen Tiefe zu erfassen, da er die Schale nicht mehr für den Kern nahm, d. h. da er ebenso wohl das Christentum mit der christlichen Kirche nicht mehr einfach verwechselte, als auch in Geschichte und Staat nicht mehr die eigentlichen „Wirklichkeiten“ dieser Welt erkannte; Schopenhauer aber, oder vielmehr das ernste Studium seiner Philosophie war es, was diesen gewaltigen Umschwung, diese geistige Wendung und innere Umkehr bei ihm herbeiführte.

Absichtlich nenne ich hier Religion und Staat in einem Atem, denn nichts ist charakteristischer gerade für Wagner, als daß er diese beiden Begriffe immer nebeneinander betrachtet, ja die Religion (tieferm Nachdenken gar nicht einmal so unverständlich) zuletzt als das absolute Gegenbild zum Staat definirt hat. Schon in dem bereits mehrfach genannten dramatischen Entwurf bildet es das kennzeichnende Merkmal, daß Jesus als eine Art Sozialist, als der Träger der *Liebe* gegenüber dem *Gesetze*, im strikteſten Gegensatze zu den staatlichen Interessen herausgestellt erscheint, auf seine *Gottessohnschaft*, nicht auf die *Davidische Abkunft* der ganze Nachdruck gelegt wird. Das bedeutsame Wort aus „Oper und Drama“: „Wir werden so lange *Staaten* und *Religionen* haben, bis wir nur *eine* Religion und *gar keinen* Staat mehr haben“ — es bildet gewissermaßen den Uebergang in dieser Entwicklung; denn schon dämmert etwas wie die Ahnung von einem *über* den Kirchen stehenden, reinen Christentum darin auf und scheint in den „Religionen“ nur mehr der Begriff „Konfessionen“ mit anzuklingen. Den Höhepunkt bezeichnen die spätern Definitionen (aus „Staat und Religion“):

> Religion ist ihrem Wesen nach grundverschieden vom Staate; ihre Grundlage ist das Gefühl der Unseligkeit des menschlichen Daseins, die tiefe Unbefriedigung des rein menschlichen Bedürfnisses durch den Staat, ihr innerster Kern ist Verneinung der Welt, sowie erstrebte Erlösung aus ihr, vorbereitet durch Entsagung, erreicht durch den Glauben.

Später heißt es dann noch:

> Die Religion lebt nur da, wo sie ihren ursprünglichen Quell und einzig richtigen Sitz hat, im tiefsten, heiligsten Innern des Individuums, da, wohin nie ein Streit der Rationalisten und Supranaturalisten, noch des Klerus und des Staates gelangte; . . . in der wahren Religion findet eine vollständige Umkehr aller der Bestrebungen statt, die den *Staat* gründeten und organisirten: was hier nicht zu erreichen war, giebt das menschliche Gemüt auf diesem Wege zu erlangen auf, um auf einem gänzlich entgegengesetzten sich dessen zu versichern.

Und endlich an dritter Stelle (Deutsche Kunst und deutsche Politik):

> Wohl dürfte es schwer, fast unmöglich sein, zu sagen, welches das größere, über ein Volk verhängte Elend sei, ob das von der Kirche oder vom Staate in Aussicht gestellte!

— wobei denn der Begriff „Religion“ *über* beiden unangetastet, im Gegenteil als Voraussetzung, stehen bleibt. Doch wir haben damit schon vorgegriffen und wollen nunmehr erst eine genauere Feststellung der einzelnen Phasen dieser Entwicklung zu geben versuchen.

Entgegen der so häufig beliebten Einteilung in drei besondre Perioden zerlegt sich jedes organisch ablaufende geniale Leben ganz von selbst in zwei genauer zu unterscheidende Abschnitte: den ersten, wo der Künstler das von den Vätern Ererbte erwirbt, um es zu besitzen, d. h. wo er sich noch ganz in Abhängigkeit von der ihn umgebenden geistigen und künstlerischen Welt erweist; den zweiten, wo das Neue, Eigenartige, Besondre, das er der Welt zu verkünden hat, bei ihm zum Durchbruch gelangt und mehr und mehr sich zur Klarheit emporringt, um an die Außenwelt mitgeteilt zu werden. Brücken und Ueber-

*) Vgl. Hugo *Dinger*, „Richard Wagners geistige Entwicklung.“ Erster Band. Leipzig, 1892. 6 Mark.

gänge vermitteln zumeist beide Epochen, sodaß sie sich nicht, ohne dem organischen Leben Zwang anzuthun, durch eine scharfe Linie gegen einander abtrennen lassen. Auch in unserm Falle findet diese Betrachtung ihre Anwendung, da nämlich „Rienzi," die „Sarazenin" und das „Liebesmahl der Apostel" zunächst mehr ein Herkömmliches, Konventionelles — das dem Dichter von Hause aus anerzogne Christentum, vertreten, wogegen „Tannhäuser" und „Lohengrin" bereits als die Durchgangspunkte zu einer neuen Auffassung der Dinge gelten dürfen. Daß aber bei einem so eigenartigen Genie wie Wagner auch schon in diesem Gewohnten und Hergebrachten die Eigenarten nicht ganz ausbleiben können, versteht sich von selbst. So ist es im „Rienzi" zum erstenmale, daß der spätere Antagonismus von Staats- und Kirchenintressen als Grundton anschlägt. Der Held fällt unter der politisch-hierarchischen Konstellation, aber er triumphirt doch über sie. Hier wie in der „Sarazenin" und in der spätern Prosaschrift über die „Wibelungen" ist es die Verquickung von „Staat" und „Religion," die uns konfliktreich vor Augen tritt. Im „Liebesmahl der Apostel" sodann ertönt zum erstenmale der für den spätern (antijudaistisch gesinnten) Wagner so charakteristische Ruf: „Ist denn Jerusalem die Welt?" Bei aller Abhängigkeit in der technischen Mache von der zeitgenössischen Komposition (weltliche Cantate u. s. w.) weist das Werk ferner in der Form wie auch seinem Inhalte nach doch schon sehr entschieden auf den spätern „Parsifal" hin, und über einen besondern Punkt darin werden wir zudem später noch eingehender zu sprechen haben. Anders nun der „Tannhäuser," der — ein Vorklang der spätern Revolution — bereits als eine erste Auflehnung gegen christliche Anschauung wohl oder übel aufgenommen werden muß. Er ist eine große Anklage, entgegengeschleudert dem herrschenden Kirchensystem — echt protestantisch, weil von dem wiedererwachten Heiden erhoben und geführt im Namen hellenischer Naturfreudigkeit und einer schönen Sinnlichkeit gegen alle Unnatur und Heuchelei. Daran darf uns auch der katholisirende Schluß des Ganzen nicht irre machen, wo nicht die Kirche, sondern vielmehr die echte „Religion" über die Kirche den Sieg davonträgt: die Liebe, die auch den Sünder, wo er reuig Buße thut, selig werden läßt, und hätten tausend Kirchenhäupter und „Stellvertreter Christi auf Erden" ihr strenges Veto dagegen eingelegt. Andrerseits aber wollen wir gerade an diesem Werk die Thatsache wiederum nicht übersehen, daß der Künstler — weit entfernt im zweiten Akt des Parsifal, nur wieder die alten heidnisch-sinnlichen Tannhäuseranwandlungen hervorgeholt zu haben — vielmehr umgekehrt in diesem frühen Werke jene tiefreligiöse Richtung schon eingeschlagen, die christliche Anschauung seines „Parsifal" bereits durchaus vorgeschattet hat; zum mindesten werden wir ihm gegenüber jenen, dem alternden Goethe so oft gemachten Vorwurf nicht mehr anbringen können, daß etwa das katholisirende Element am Abschluß seiner Lebensperiode nur der Ausfluß eines zunehmenden „Senilismus" bei ihm gewesen sei. Ganz ebenso hat Wagner ja auch in der bereits erwähnten „Wibelungen"-Schrift aus dem Jahre 1848 das Fortschreiten der Menschheit vom Streben nach Besitz des „Nibelungenhortes" (als der weltlichen Gesamtherrschaft) zu dem nach Gewinnung des „heiligen Grales" (als des religiösen Geheimnisses eines christlichen höchsten Glaubensschatzes) aus Sage und Geschichte gar tief entwickelt und damit gleichsam seine eigne spätere Entwicklung vom Nibelungenring zum Parsifal bereits vorweggenommen. Der bedeutsame Zug also aus dem Heidentum zum Christlichen hin erscheint auch hier schon angedeutet. — Wir gehen weiter, zum Lohengrin-Drama. Abermals spricht der entschieden tragische Ausgang nicht eben mehr für unbedingte Anerkennung des traditionellen Christentums mit seinem unvereinbaren Dualismus von Gott und Welt, Geist und Materie. Es ist der herkömmliche Deismus, der „Gott, der über allen unsern Kräften thront" — der hier in einer Art von leisem Protest begegnet. Aus reinsten, ätherischen Lichthöhen steigt das Göttliche zu den Menschen hernieder — es ist schon charakteristisch genug, daß es sich nach dem Menschentume sehnt. Aber zwei Größen, die nicht in einander aufgehen können, stehen sich gegenüber. Mit einem Mißton, in einem edeln, darum aber nicht minder schneidenden Zwiespalt schließt dieses Liebeswerben der

Gottheit beim Menschen: unverstanden, seinem besten Wesen nach unerkannt zieht das Göttliche wieder von dannen in seine frommen, selig-einsamen Reiche, das Menschenbild mit seiner Qual und Selbstanklage allein hier zurücklassend.

„Tannhäuser" und „Lohengrin," sagten wir, bilden den Durchgang zur zweiten Periode; als historisches Ereignis leitet, beide Lebensabschnitte äußerlich scharf von einander scheidend, die Dresdner Revolution zu ihr hinüber. Nun beginnt die neue Auffassung, der „neue Himmel und die neue Erde" mächtig auf ihn einzuwirken.

Richard Wagner war als Christ protestantisch erzogen worden. Es war nur eine natürliche Folge dieses protestantischen Menschen in ihm, was ihn, nachdem er die Dresdner Revolution von 1849 an sich erlebt hatte, für eine Zeitlang ins antichristliche Extrem schießen ließ. Denn so gewiß alle Revolutionen seit der ersten großen englischen bis in unsre Zeit herauf auf die Reformation Luthers im letzten Grunde zurückgeführt werden müssen, so gewiß ist es auch, daß die durch den Protestantismus einmal revolutionirte Seele sich kein Halt! mehr gebieten läßt. In ihren Ketzereien wird sie, des Autoritätsbannes einmal ledig, immer weitere Konsequenzen ziehen und zu immer neuen religiösen wie geistigen Umwälzungen gelangen. Das ist der große, unbegreifliche Fehler, den die streng dogmatische, orthodox-lutherische Kirche immer wieder begeht, dies nicht einsehen zu wollen; die Berücksichtigung dieser Thatsache umgekehrt wieder der innere Wahrheitskern von Schriften wie denjenigen Harnacks, von Dreyers „Undogmatischem Christentum" oder Göhres „Drei Monate Fabrikarbeiter." Der gemeinsame Zug aber, der sie alle verbindet und wiederum den Unterschied zwischen christlicher Anschauung und antichristlicher oder gar atheistischer Richtung scharf genug begründet — es ist die unbedingte Verehrung und Anerkennung, die tiefe Achtung und Wertschätzung der unvergleichlichen Persönlichkeit Christi, vor der sie alle ohne jede Ausnahme Halt machen. Ich werde mich bemühen, zu zeigen, daß gerade dieser Zug (wie eine ernste Würdigung des heiligen Abendmahls) Wagner Zeit seines Lebens, bei allen seinen geistigen Wandlungen, gar niemals verlassen hat, sodaß er geradewegs als der rote Faden durch alle Wirrungen und Irrungen hindurch angesehen werden darf.

Arthur Seidl

Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission

2. Die Kinder und die Werkstätten

Ganz allgemein, nach keiner Richtung hin beschränkt, war zunächst die Aufgabe der „Freunde in der Not" gefaßt. Falks Thüre stand, nach seinen eignen Worten, als ein rechtes Notpförtlein allen Eltern und Ständen Tag und Nacht offen. Namentlich durch unverzinsliche Gelddarlehen, durch Ankauf von Saatkorn für verarmte Landleute, zumal in den schweren Hungersjahren 1816—18, durch Bezahlung des Schulgeldes für arme Kinder suchte man der Not zu steuern. Aber sehr bald wurde die Arbeit in ein engeres und zugleich unvergleichlich tieferes Bett geleitet. Von Anfang an war das Augenmerk auch auf die zahllosen Waisen gerichtet, die der Krieg geschaffen hatte. In dem einzigen Dorfe Hopfgarten, auf dem Wege nach Erfurt, fanden sich ihrer sechzig. Aber Falk merkte bald, daß hier nicht nur eine, sondern die Aufgabe für seine Thätigkeit vorlag. Und ebenso sah er ein, daß die leibliche Not dieser Kinder weit von ihrer sittlichen Verwilderung und Verwahrlosung übertroffen wurde. Ein Heer von kleinen Vagabunden war in dem letzten Jahrzehnt herangewachsen. Der schon erwähnte Aufruf Falks an die Landstände bietet in den Beilagen eine lange Reihe von Aktenstücken, die in erschütternder Weise die Schicksale solcher Kinder, ihre Ursachen und ihre sittlichen Folgen vorführen. Es war nicht das Schlimmste, wenn der Tod der Eltern die Kinder hilflos zurückgelassen hatte, daß sie bettelnd ihr Brot suchen mußten. Weit schlimmer noch wirkte das heimatlose Soldatenleben, das den Knaben unaufhörlich lockend vor Augen trat. Bis nach Rußland und zurück

nach Frankreich folgten einzelne den Truppen. Sie lernten nicht, was Arbeit heißt. Nur alle Roheit und wilde Lust des Lagerlebens hatte in dieser furchtbaren Lebensschule sich dem Gemüte des Kindes eingeprägt. Als der Frieden wiederkehrte, war das unstete Wandern ihnen zum unentbehrlichen Lebensbedürfnis geworden. Und das Furchtbarste war, wenn nicht Fremde, sondern die eignen Eltern in dieser wilden Zeit die Kinder durch Wort und Beispiel zu jedem Laster erzogen.

Unglückselige Kinder, schreibt Falk, vor denen sich der ganze heilige Naturlauf umkehrt, für die es nur neun Gebote giebt, und denen man vom Morgen bis zum Abend zurufen muß, nicht: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, sondern: du sollst deinen Vater und deine Mutter verachten, auf daß dirs wohl gehe und du lange lebest auf Erden. (Aufruf S. 129)

Grauenerregend war der Zustand, in dem diese Kinder gefunden wurden. Eine einzelne Notiz Falks sagt alles:

Haben wir ja in einem Jahre an die Herren Hofapotheker Tietzmann und Hofmann 74 Thlr. 9 Gr. laut Originalquittung reist für Krätzsalben ausgegeben, eine Ausgabe, aus der man auf den Zustand, in dem wir diese Kinder im Volke gefunden haben, einen ziemlich zuverlässigen Schluß machen kann. (S. 21)

Der Krieg hatte diese Not geschaffen. Der Krieg hatte Falk die Augen geöffnet, daß er sie sah. Wie er ihm aber nun nachging, merkte er, daß der Schaden freilich durch die Roheit der Zeit gesteigert, daß er aber im Grunde schon immer vorher dagewesen war, wohl auch immer dasein werde:

Als ob die Menschen nicht so gut im Frieden als im Kriege verwilderten! Als ob schlechte Ehen, lüderliche Haushaltungen, Hängen, Betrügen, Branntweintrinken u. s. w. mit jedem Friedensschluß aufhörten und nur im Kriege wieder anfingen! (S. 125)

Nicht mit vorübergehender Hilfe konnte man sich da zufrieden geben, es galt dauernde Maßregeln zu schaffen. Denn was hatte die Zeit gethan für diese Unglücklichen? Sie waren reif für Zuchthaus und Galgen. Und Zuchthaus eben und Galgen waren das Einzige, was man für sie bereit hatte. Aber Falk mußte sich fragen:

Inwiefern werden diese Individuen, die nun zeitlebens [in den öffentlichen Strafanstalten] für eine höhere Zukunft verloren sind, dadurch gebessert? Oder wann wird man in einem Zeitalter, wo so viel von Menschenliebe geschwätzt worden ist, anfangen, dieselbe Barmherzigkeit an Menschen auszuüben, die die Gärtner im Belvedere schon längst einer halb vertrockneten Levkoje, einem ausgegangnen Rosenstock widerfahren lassen? (S. 134)

Er sah nicht, daß die „Sentimentalität" der Zeit Anstalten traf, diese Frage zu beantworten.

Unsre Gymnasien, Pädagogien, Waisenhäuser verstoßen jedes Kind, das stiehlt, und freuen sich höchlich der in ihren Anstalten durch diese Strenge aufrecht erhaltnen Sitte. Was aber wird es nun weiter? Was wollen wir von Leibesärzten sagen, die Schnupfen und Husten behandeln, aber vor jedem Faul- oder Nervenfieber feig zurückbeben und den Patienten da, wo er ihrer am meisten bedarf, im Stich lassen? Das ist bequem, aber der Teufel hol es! Wenn diese Seelenärzte besser sind — so will ich meine Wette verloren haben! (Erinnerungsblätter, S. 54)

Das waren die Eindrücke, die von allen Seiten auf Falks Seele einstürmten. Er war in fast wunderbarer Weise darauf vorbereitet, sie in ihrer ganzen Gewalt auf sich wirken zu lassen. Allgemeines und Persönliches verbinden sich in ergreifender Weise in seinem Leben. Einst, als er aus dem Vaterhause fortzog, um mit Hilfe der Danziger Ratsherren die Universität zu besuchen, hatte ihm einer der Alten zum Abschied gesagt: „Johannes, du ziehst nun von dannen. Geh mit Gott! Unser Schuldner bleibst du. Nie vergiß, daß du ein armer Knabe warst. Wenn einst arme Kinder an deine Thür klopfen sollten, so denke, wir sinds, die alten grauen Ratherren und Bürgermeister von Danzig, und weise sie nicht ab." Unvergeßlich ist ihm das Wort geblieben. In Poesie und Prosa begegnet man ihm in seinen Schriften. Wir werden es auch in der „Verpflichtung der Lehrburschen der Sonntagsschule" wiederfinden. Aber jetzt, als er sich anschickte, es einzulösen, wie hatte es für ihn noch eine ganz besondre Bedeutung gewonnen! Vier seiner eignen Kinder waren ihm 1813 in einem Monat von tückischer Krankheit hinweggerafft worden. Und wieder 1819 und 1821 stand er an den Gräbern seiner Kinder, eines Sohnes, der eben die Hochschule beziehen sollte, einer blühenden fünfzehnjährigen Tochter, „vielleicht, wie ihre Schwester schreibt, seines geliebtesten Kindes." Herzzerreißend klingt immer wieder des Vaters Klage:

Wie tobt so wild mein Lebensmeer
Mit tausend Aengsten um mich her!
O Vaterherz, von Seufzern schwer,
Brich! daß erkling die süße Mär:
Johannes Falk — er ist nicht mehr!
(Erinnerungsblätter, S. 110)

Aber er rafft sich aus Todesgedanken auf. Er hat sich Gott zum Himmelsgärtner hingegeben. Er will es auch mit Geduld erleiden, daß Gottes Prüfung die gepflanzten Rosen mit seinem besten Herzblut begießt. Freilich von dem weinenden Mutterherzen muß er schweigen. „Diese Saiten sind so zart, daß man sie ohne Gefahr, daß sie zerspringen, fast nicht berühren kann."*) Auch für seinen Glauben bleibt es ein dunkles Rätsel, vor dem er steht:

In dem gestirnten Dom der Weltgeschichte
Wie an dem Dom zu Münster oder Straßburg
Ermißt die kleine Schwalbe, die den Leim
Zu ihrem Nest gefeuchtet, wohl ihr Nest —
Doch nicht den Plan des Meisters, der ihn baute.
(Erinnerungsblätter, S. 109 f.)

Aber wie er sich der Führung seines Gottes gerade in diesem Dunkel getröstet, so ist er sich auch der Verpflichtung bewußt, die sie ihm auferlegt:

Ich bin vor Gott, vor Mit- und Nachwelt mit Thränen und stillem Gebet bereit, alles meinem Plan aufzuopfern, von dem ich glauben muß, wenn ich seinen bisherigen trostreichen, seelenerhebenden Erfolg betrachte, daß Gott ihn mir selber zur Rettung meiner armen Mitmenschen unmittelbar in mein ausgeweintes, halb zerbrochnes Vaterherz gegeben hat. (Aufruf, S. 137)

Und er fordert die Anerkennung dieser göttlichen Führung auch von andern:

Ihr, die ihr solche geheime Wege der Vorsehung nicht anerkennen wollt, gehet hin und fragt ihn: warum er gerade in ein blutendes Vaterherz, das vier Kinder in einem Monat mußte begraben lassen, einen Baum pflanzte, der vielen hundert Kindern dieses Landes Frucht und Schatten geben sollte? (S. 70)

So ist Falk für seine schwere Aufgabe mannigfach vorbereitet worden. Er war sich dabei bewußt, an die Gedanken und Pläne eines andern anzuknüpfen:

Du, edler Pestalozzi, strebst vergebens,
Vom Bücherfluch die Menschheit zu befreien.**)

Aber die Ausführung war sein eigenstes Werk. Von vornherein war es ihm klar, daß es sich dieser verwilderten Jugend gegenüber um etwas andres handeln müsse, als um Schule und Unterricht:

Was in aller Welt nützen dem Staat Spitzbuben, die lesen, Spitzbuben, die schreiben, Spitzbuben, die rechnen können? Sie sind ihm nur um so gefährlicher. Ja, was lateinische, was griechische, was französische Spitzbuben? (Aufruf, S. 5)

Eine der schauderhaftesten Lücken der Gesetzgebungen sah Falk in der traurigen Verwechslung von Volkserziehung und Volksunterricht. Für jene sah er überhaupt keine Anstalten getroffen. Mit scharfem Blick erkannte er in dem Zeitraum zwischen Entlassung des Kindes aus der Schule und seiner Anstellung in einem selbständigen Beruf, also, kurz gesagt, in den eigentlichen Lehrjahren die Lücke, die auszufüllen war, durch die der Satan des Verderbens seinen Einzug nahm.

Mein Entschluß, schreibt er, war unwiderbringlich gefaßt: das junge Laster durch die bürgerlichen Tugenden zu entwaffnen, das Zuchthaus, das Kriminal durch die eröffneten Werkstätten der häuslichen Zucht und Ehrbarkeit um so viel Kandidaten wie möglich zu betrügen. Ein Gott gefälliger und löblicher Betrug! (S. 135)

Für arme Kinder, zumal solche, die sich zu Landschullehrern ausbilden wollten, war von Weimars „edlen Bewohnern" schon längst mancherlei geschehen. Aber es ist eine echt protestantische Kritik, die Falk an dieser planlosen Wohlthätigkeit übt. Er nennt sie „Wohlthaten ohne Halt," eine „ungefähre Gutmütigkeit," spricht von den Freitischen, den Geldbeiträgen zur Miete und zum Schulbesuch als von einem „schlaffen und einseitigen Almosen." Diese Art von Wohlthun ist ihm wertlos, weil sie nicht nach der Verwendung der Gaben fragt, keine Kontrolle an den unterstützten Kindern übt, keinen persönlichen Einfluß auf ihre Entwicklung gewinnt. All diesen Uebelständen tritt er entgegen, indem er

*) „Schreiben an einen betrübten Vater, der auch in kurzer Zeit zwei Kinder verloren." (Aufruf, S. 90)

**) Auserlesene Werke III, S. 224; vgl. Uhlhorn a. a. O., S. 298.

zu dem ersten, uns schon bekannten Kreise von Freunden in der Not einen zweiten wirbt: Handwerksmeister in Weimar selbst und in seiner Umgegend. Bei ihnen bringt er seine aufgegriffenen Kinder unter. Die Gesellschaft kleidet einen solchen Burschen, sorgt wohl auch im weitern für einzelne Bedürfnisse — wir werden sehen, in welcher Weise — und übergiebt ihn auf Grund eines schriftlichen Kontraktes auf vier Jahre einem Lehrmeister, der von ihr „fürs Aufdingen nebst Lossprechen" 25 Thaler erhält, die eine Hälfte beim Antritt, die andre am Schluß der Lehrjahre.

Ein sehr einfaches Verfahren. Sieht man näher zu, so staunt man über die praktische Weisheit und den kühnen Idealismus, die sich hier vereinigen. Falk hatte früher (1803) in einer dramatischen Dichtung „Prometheus" die thatenfrohe Arbeit des Menschengeschlechts gefeiert, wie sie Glas und Spiegel, allen kunstreichen Schmuck der Wohnungen schafft, wie sie Falks geliebte Meeresflut auf ihren Schiffen durchschneidet, alle Gaben der ewigjungen Mutter Natur in ihrem Dienste zu verwenden weiß. Mit gleicher stolzer Freude konnte er schon 1818 auf die Erzeugnisse des Gewerbfleißes „einer kleinen Stadt, einer lebendigen Kolonie" hinweisen, die er um sich gesammelt hatte:

> Hemden, Kleider, Schuhe, Hüte, Tische, Stühle, Uhren, Leuchter, Instrumente, Teller, Tuch, Wagen, Schlösser, Pflugscharen u. s. w., alles das wird von unsern Kindern verfertigt. (S. 83)

In namentlichem Verzeichnis kann er neunundsechzig arme Burschen vorführen, die Gesellen geworden sind. Die Arbeit hat sie erzogen. Fromme Werkstätten, als „Grundpfeiler der Zivilisation," haben das Tier in ihnen gebändigt:

> Ich fand gar bald den hohen Einfluß, das große sittliche Verdienst, was sich die verschiednen Werkstätten eines Landes um die Bildung der Jugend oder praktische Erziehung, folglich um den Staat erwerben. Ich sah mit innigem Vergnügen, was die Nähe, das Beispiel eines rüstigen arbeitsamen Mannes, der von früh an bis spät zu Abend am Werk ist, für Wunder bewirkte, wie es diese verwilderte Jugend bethätigte, ihre schlafenden Kräfte erweckte und sie gleichsam allmächtig zum Bessern und Guten dahinriß. (S. 135)

Aber freilich „fromme" Werkstätten mußten das sein, in denen die Arbeit diese Wunder wirken sollte. Falk giebt gelegentlich vor Gericht zu Protokoll, daß körperliche scharfe Züchtigung bei einem solchen Burschen nichts helfe. Alle praktische Volkserziehung will er durch Handhabung von drei Schlüsseln, zum Brotschrank, zum Kleiderschrank und zum Himmelreich (S. 11 f., 72 f.) ihrem Ziel entgegenführen. „Und," fügt er hinzu, „sobald der letztere nicht mehr schließt, so stockt es auch zugleich mit den beiden ersten." Doch dürfen wir bei diesem „Himmelsschlüssel" an nichts Ueberschwängliches denken. Falk deutet ihn nur als „die eigentliche Menschenerziehung." Wie er unermüdlich als den Grund aller Schäden, auf die er bei diesen Kindern stößt, ein verfaultes Hausregiment aufdeckt, so ist es ein gutes Hausregiment, mit dem er ihnen entgegenwirken will. Nicht als Sträflinge sollen die Kinder betrachtet und behandelt werden. Die Freiheit, die sie im Elternhause genießen würden, soll ihnen auch im Hause ihrer Meister zu teil werden. Nicht geringe Zumutungen waren es, die Falk damit an diese Männer aus dem Volke stellte. Denn nicht nur ein kühner Glaube an die Macht des Guten, der Liebe spricht sich in diesem Verfahren aus, noch großartiger wohl erscheint das Vertrauen auf das Dasein dieser Macht. Falk kann mit hartem Wort seine Zeit schildern. Aber zum Pessimismus läßt er sich nicht verleiten. Es sind — zumal heute wieder — denkwürdige Worte, in denen er seine Zuversicht zu der unverwüstlichen christlichen Lebenskraft des Volkes ausspricht. In dem „Kontrakt mit dem Lehrmeister" heißt es unter Punkt 8:

> Jeder Meister, der in diesem Sinne ein unglückliches Kind aus unsern Händen übernimmt, giebt zugleich, indem er empfängt. Er selbst ist von nun an ein würdiges Mitglied unsrer Gesellschaft, ein wahrhafter Freund in der Not, ein Teilhaber eines, noch bei den spätesten Nachkommen gesegneten Liebeswerks, mit einem Wort, ein würdiger Nachfolger jenes durch die ganze Christenheit angebeteten Meisters, dessen Namen wir führen, der uns zugerufen hat: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." (S. 46)

Und eben nicht als die doch schließlich unberechenbare Frucht der christlichen Frömmigkeit Einzelner faßt Falk diese Mitarbeit der Lehrmeister auf. Er denkt — in der Erweckungszeit — nicht an die Erweckten, die Kreise der Stillen im Lande.

Es ist das Volk selbst, das ihm vor Augen steht, das mit eignen Kräften an sich selber arbeitet. Denn so faßt er nach fünf Jahren die Ergebnisse seiner Arbeit zusammen:

> Da (die Burschen) in der Regel vier Jahre in den Werkstätten auf Kosten ihrer Meister stehen, so kommt, auf den Kopf an Essen, Trinken u. s. w. 50 Thlr. gerechnet, ein Kapital von 20000 Thlr. heraus, das der Fleiß von 100 Werkstätten des Landes und der Städte, d. h. mit andern Worten das Volk selbst, in den Hungerjahren 16—17—18 aus eignen, gottgesegneten, lebendigen Kräften selbständig zur Versorgung seiner armen, verwaisten Kinder entwickelt hat. . . . Die christliche Gesinnung, das Erbarmen mancher Meister mit solchen armen Kindern ist nicht genug zu loben. . . . Die Resultate unsrer Anstalt beweisen, zur größten Ehre des Bürgerstandes, daß die Grundsätze der Bruderliebe und eines echt praktischen Christentums noch immer, Gott sei Dank, im deutschen Volke die herrschendsten sind. (S. 144)

S E

Englische Aerzte

Der in Nr. 31 der Christlichen Welt enthaltne Artikel über Psychiatrie und Seelsorge kam mir in derselben Woche vor die Augen, wo hier eine große Versammlung von fast 1200 englischen Aerzten stattfand. Welch ein Unterschied zwischen Deutschland und England! Dort, in dem genannten Artikel, die berechtigte Klage über den Gegensatz zwischen medizinischer Wissenschaft und christlicher Liebesthätigkeit, hier auf den Aerztetagen ein offnes Hand in Hand arbeiten vieler Aerzte mit der Kirche. Doch wir wollen nur berichten, ein Urteil und einen Vergleich dem Leser selbst überlassend.

Die Versammlungen wurden eingeleitet mit einem besondern Gottesdienst. Der Bischof von Durham Dr. Westcott hielt eine Predigt über den Text aus Ebr. 1, daß Gott sich „auf mancherlei Weise" offenbare. Davon ausgehend, daß der Christ keinem Zweige menschlicher Thätigkeit gleichgiltig gegenüberstehe, und daß das Evangelium jedem Beruf etwas zu sagen habe, legte er besonders den Ton auf die Einheit von Medizin und Theologie; beide seien eng verwandt und auf einander angewiesen, in alten Zeiten verbunden in einer Person, in unsrer zwar äußerlich getrennt, aber doch in einem Geist einem Herrn dienend. Der Gottesdienst, der durch Prozession und Chorgesang besonders feierlich ausgestaltet war, war von einer Menge Mediziner besucht.

An einem andern Tage fand eine große Volksversammlung statt, einberufen von Aerzten, um für die Bestrebungen der Medical Missionary Society Progaganda zu machen, einer Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, medizinisch ausgebildete Missionare auszusenden. Der Vorsitzende, ein Professor der Medizin aus Edinburg, eröffnete die Versammlung mit Schriftverlesung und Gebet. Er führte in seiner Ansprache aus, wie der Herr Jesus selbst seine Mission ausgeübt habe durch die Predigt vom Reiche Gottes und durch die Heilung von allerlei Seuchen und allerlei Krankheit (Matth. 4, 23), wie er sodann seine ersten Missionare ausgesandt habe mit der doppelten Weisung: „Heilet die Kranken und saget ihnen, das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen" (Luk. 10, 9). Diese doppelte Aufgabe bestehe auch heute noch für die Mission, denn überall sei Sünde, diese könne nur Christus heilen, aber überall sei auch die Folge der Sünde, die Krankheit, und diese erfordre den Arzt. So sei ein medizinisch ausgebildeter Missionar der rechte Repräsentant des Evangeliums und auch der praktischste, denn ihm öffneten sich auch die Thüren, die den Geistlichen verschlossen seien; zu ihm faßten die Heiden eher Vertrauen, weil sie seine Liebe auch durch die That sehen; er könne auch nach Heilung des Leibes leichter hinführen zu dem Glauben an eine Heilung der Seele.

Nach ihm sprach der Vorsteher des Edinburger Instituts zur Ausbildung medizinischer Missionare, berichtend über das Institut selbst und über die Arbeit draußen, in der er selbst sieben Jahre stand. Das Institut selbst ist im Jahre 1841 gegründet und nimmt Zöglinge aller evangelischen Kirchen auf, aus der englischen Staatskirche, den Presbyterern, Baptisten, Methodisten u. s. w., auch von einer Berliner Missionsgesellschaft. Gegenwärtig befinden sich dort zweiunddreißig Schüler (darunter fünf Damen). Diese haben einen medizinischen Kursus von vier

Jahren durchzumachen, arbeiten praktisch in den Hospitälern und unter der ärmeren Bevölkerung Edinburgs und müssen zum Schluß das volle medizinische Examen machen; zu gleicher Zeit werden sie als Missionare ausgebildet. Nach Ablegung des Examens können sie sich der Kirche, der sie angehören, zur Verfügung stellen. Außer in Edinburg giebt es auch in andern Städten, z. B. in London, Agra, Damaskus und Nazareth solche Institute.

Nach diesem Bericht ergriffen andre Aerzte das Wort zu lebhaften Schilderungen aus ihrer Missionsarbeit. Am interessantesten war die Erzählung einer Dame, die jahrelang in Tibet gearbeitet hat, und die nun mit Erfolg nachwies, wie notwendig auch die Ausbildung weiblicher Mediziner-Missionare sei, namentlich für solche Länder, in denen die Frauen von allem Verkehr mit den Männern abgeschlossen seien. Ein Eingeborner aus Tibet in der Landestracht sprach in seiner Sprache einige Worte, die von seiner Herrin übersetzt wurden; sie enthielten die Bitte: „Kommt herüber und helft uns — denn Christus ist der König der ganzen Welt, nicht bloß von England.“ Alle die vielen oft ganz kurzen Ansprachen, die dort gehalten wurden, hatten in mancherlei Variationen immer das eine Thema: der medizinische Missionar kann am leichtesten Eingang finden, er kann am deutlichsten zeigen, was christliche Liebe ist, er hat am besten Gelegenheit, in den Hospitälern und in den Häusern auch an die Herzen heranzukommen; Tausende strömen den Hospitälern zu aus allen Gegenden und gehen wieder hinaus, oft geheilt an Leib und Seele, das Evangelium mit sich nehmend zu ihren Landsleuten und so der Mission vorarbeitend. Als ein Erfolg des Aerztetages wurde berichtet, daß wiederum mehrere Mediziner für diese Bewegung gewonnen seien.

An demselben Abend fand noch eine andre Volksversammlung statt, einberufen von der Medical Temperance Association (medizinische Mäßigkeitsvereinigung). Der Vorsitzende drückte seine Freude aus über den Umschwung in der medizinischen Welt; er habe auf dem Aerztetage sehr viele Aerzte getroffen, die völlige Tetotaler seien. Der Leiter des Londoner Temperance Hospitals und nach ihm viele andre Mediziner suchten namentlich nachzuweisen, daß der Alkohol nicht ernährend, sondern entkräftigend wirke; die Statistiken der Lebensversicherungen hätten dies deutlich bewiesen. Notwendig seien gesetzliche Maßregeln zur Einschränkung der Kneipen, vor allem aber die Erkenntnis: Gott hilft denen, die sich selbst helfen.

Ueber die Berechtigung der Mäßigkeitsbewegung wollen wir hier nicht reden — wie notwendig sie für England ist, ergiebt sich aus der Thatsache, daß an einem Montag in hiesiger Stadt unter 78 Polizeistrafen 53 wegen Trunkenheit verhängt wurden —, nur hinweisen wollen wir auf die Art und Weise, wie diese Aerzte ihre sozialen Pflichten erkennen und für diese eintreten. Wie so ganz anders muß das wirken, wenn die Aerzte wissenschaftlich und aus der Praxis heraus gegen öffentliche Laster auftreten, als wenn man das den Pfarrern überläßt, von denen die Leute doch immer denken: die müssen einmal so sprechen, das ist ihr Amt, dafür werden sie bezahlt.

Es wird freilich zuzugeben sein, daß die meisten englischen Aerzte den deutschen an wissenschaftlicher Durchbildung nachstehen, und daß z. B. die medizinischen Missionare mit unsern Medizinern nicht auf gleiche Stufe zu stellen sind; aber daraus läßt sich nicht der Schluß ziehen, daß wirkliche Wissenschaftlichkeit und kirchliche Bestrebungen sich gleichgiltig gegenüber stehen müssen — und Gott sei Dank sind wir ja auch noch nicht dabei angelangt; die deutsche Sittlichkeitsbewegung z. B. verdankt Medizinern einen großen Teil ihres Erfolges, aber die Ernte ist groß, und viele Arbeiter sind nötig!

H F

Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln

2

Fast das gesamte evangelische Diakonissenwesen ist umfaßt durch den „Kaiserswerther Verband.“ In Deutschland gehören ihm 38 Mutterhäuser an; nachdem auch das von Ninck begründete Hamburger Haus sich dem Verbande angeschlossen hat,

nimmt allein noch Schwäbisch-Hall (nicht nur das Haus des Evangelischen Bundes, sondern das schon vor der Kombination mit diesem dort bestehende) eine Sonderstellung ein. Im ganzen sind im Verbande 63 Mutterhäuser vereinigt, mit 8478 Schwestern, die auf 2774 Arbeitsfeldern thätig sind.*) Der Zusammenhang ist ein völlig freiwilliger und findet seinen vornehmlichen Ausdruck in einer alle drei Jahre in Kaiserswerth tagenden „Generalkonferenz“ der Vorsteher und Vorsteherinnen. Bei aller Gemeinsamkeit der Grundsätze und Ziele, die sowohl dieser gegenwärtige Zusammenhang wie die historische Entwicklung mit sich bringen, ist der Unterschied der 63 Häuser natürlich ein sehr großer. Und man wird hier die eine Hauptursache erkennen müssen, weshalb es sehr schwer ist, über unser Diakonissenwesen ins allgemeine Urteile zu fällen. Der Geist eines Hauses wird mehr noch als durch die Traditionen von Fliedner oder Löhe her durch die leitenden Persönlichkeiten, die Oberin und den Pastor, bestimmt. Man darf daher getrost behaupten, daß es kaum eine der gangbaren Klagen giebt, zu der nicht irgend eine Anstalt das Recht verliehe, und kaum einen der gangbaren Wünsche, der nicht von irgend einer Anstalt aufs vollkommenste erfüllt würde. Welch einen großen Unterschied macht z. B. ein rein Aeußerliches: die Zahl der aufgenommenen Schwestern. Frankfurt a. M. zählte 1893 ihrer 93, Kaiserswerth 807 (eine nicht nur nach meiner unmaßgeblichen Meinung viel zu große Zahl). Kommt daher jemand in die Lage, über Eintritt eines Mädchens in den Diakonissenstand ernstlich zu Rate gehen zu müssen, so nützt alles allgemeine Denken, Hören und Reden nichts, sondern es gilt nach dem Geiste eines bestimmten Hauses zu dieser bestimmten Zeit und nach dem Charakter der leitenden Personen gründlich sich zu erkundigen und darnach Rat und Entschluß zu fassen.

Die zweite Hauptursache, weshalb es schwer ist, dem Diakonissenberuf gerecht zu werden, ist die große Mannigfaltigkeit der Verwendung, die heutzutage die Schwestern finden. Es sind ihrer thätig in 780 Krankenhäusern, 168 Armen- und Siechenhäusern, 1017 Gemeindepflegen, 125 Erziehungshäusern und Schulen, 451 Kleinkinderschulen, 48 Krippen, 20 Rettungshäusern, 16 Industrieschulen, 50 Mägdeanstalten, 23 Blöden- und Epileptischen-, 3 Irren-, 2 Blindenanstalten, 39 Magdalenenasylen, 9 Gefängnissen, 7 Hospizen und Pensionaten u. s. w. Wie verschieden also werden die Erfahrungen sein, die die Mädchen in ihrem Lebensgange machen! Wie wenige im großen Publikum sind in der Lage, sich aus reicher Beobachtung ein Durchschnitts-Diakonissenleben zu konstruiren!

Aber wie leichthin urteilt eben das große Publikum, und selbst mancher sonst Besonnene. Wenn ich die Menge der mündlichen und schriftlichen Aeußerungen überdenke, die nun seit einem Vierteljahr oft sehr lebhaft mir über diese Sache vorgetragen sind, welch eine Buntheit sich widersprechender und nur zu häufig auf sehr beschränkter Kenntnis beruhender Meinungen! Wie rasch wird vor allem von einer oder zwei Schwestern, die man zufällig kennen lernte, auf Haus und Orden geschlossen! Hier in Frankfurt haben wir evangelische, katholische, methodistische, israelitische Schwestern, rote Kreuz-, Salems- und allerlei andre Schwestern mehr, die ich noch gar nicht nennen kann. Man begegnet ihnen allen in ihrer Thätigkeit; man hört sie loben und tadeln; eine Rangordnung zwischen den verschiednen Orden aufzustellen, ist in Gesellschaft eine beliebte, immer mit allseitigem Interesse geführte Unterhaltung: aber wer aus dem allen mit der Weisheit des gerechten Richters das Fazit ziehen wollte, der würde Uebermenschliches wagen.

Und praktisch wird doch für das Mädchen, das in diesen Beruf hinein will, und für die, die ihr raten, die Sache so stehen, daß es eben zu erwägen gilt, ob gerade eine Diakonissenanstalt für sie die geeignete Stätte ist. Schäfer redet einmal (a. a. O. S. 160) von „jugendlicher Art,“ die das Diakonissenwerk überhaupt noch an sich trage, und er findet sie in der

*) Ich entnehme diese und einige weitere Angaben dem Vortrage Schäfers „Das Diakonissenhaus zu Altona, seine Einrichtungen und seine Grundsätze,“ in dessen in voriger Nummer empfohlener Schrift „Praktisches Christentum“ (Gütersloh, Bertelsmann, 1892).

immer neuen Mannichfaltigkeit der sich stets mehrenden Anstalten. Ebensogut aber kann man von der Diakonissensache reden als einer schon alten — fünfzig Jahre sind in unserm Jahrhundert eine lange Zeit — und von ihrem historischen Charakter, den niemand so leicht ändern wird. So ist ja nun aber kein Mädchen, dem diese geschichtlich gewordne Art nicht gefällt, genötigt, eben Diakonissin zu werden, sondern es thun sich ihr andre Thüren auf. Die Schwester vom roten Kreuz, die in Nr. 28 sich geäußert hat, macht mit Recht auf den innern Unterschied zwischen ihrem und dem Diakonissenorden aufmerksam: christlich, evangelisch sind beide; ja auch ein rein weltlicher Orden würde von einer Christin richtig aufgefaßt ihr einen christlichen Lebensberuf darbieten. In alledem sind wir als evangelische Christen ja so frei! Also gilt es nur zu prüfen und zu wählen!

Mit dem Gesagten hoffe ich bei den Freunden und Theologen der Diakonissenanstalten ein volles Verständnis zu finden. Und somit wäre es wohl nun möglich, mit einiger Zuversicht auf weitere allseitige Verständigung die Allgemeinheiten beiseite zu lassen und auf etliche Einzelheiten einzugehen. R

Zur christlichen Würdigung des Sabbathgebots

Der Herausgeber dieses Blattes hatte in Nr. 36 des vorigen Jahrgangs zu einer Zeit, wo die Regelung der Sonntagsruhe für die im Handelsgewerbe Beschäftigten und Angestellten noch die Gemüter aller Sonntagsfreunde erregte, die Frage aufgeworfen:

Wenn unser Herr Christus auch das dritte Gebot wie das fünfte, sechste u. s. w. in der Weise von Matth. 5 behandelt hätte, was würde er gesagt haben? „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst den Feiertag heiligen. Ich aber sage euch: . . . .“?

Daraufhin sind siebenundzwanzig Antworten eingelaufen, die wir unsern Lesern nicht länger vorenthalten wollen. Eine scharfe Scheidung unter ihnen ist nicht immer möglich, wenn auch unser Ohr sehr deutlich die drei Grundtöne, auf die sie gestimmt sind, heraushört.

1. Am kräftigsten klingt der Gedanke wieder, den ein Leser mit den Worten Neanders wiedergiebt: „Jeder Tag soll dir ein heiliger sein“ oder: „Jeder Tag soll dir ein Gott geweihter sein.“ Hierher gehören dann folgende Antworten:

Ich aber sage euch: Du sollst alle Tage heiligen. Denn alle deine Tage sind Gottes.

— Ihr sollt alle Tage eures Lebens eurem Vater im Himmel heiligen. Denn gleichwie euer Vater im Himmel heilig ist, also sollt auch ihr heilig sein in allem eurem Wandel.

— Wer nicht jeden Tag, den Gott ihm schenkt, in seinem Dienst und zu seiner Ehre gebraucht, der übertritt den heiligen Willen Gottes.

— Daß ihr alle Tage der Woche Gott heiligen sollt, sowohl die Zeit der Arbeit, wie die der Ruhe in den Dienst der Liebe Gottes und des Nächsten stellend.

— Ihr sollt allewege heilig sein; denn so du den Sabbath und die Neumonde heiligst, aber morgen lästerst du, was wirst du für Lohn haben? Wahrlich, ich sage dir: den Heuchlern wird es nicht ärger ergehen denn dir.

— Alle Tage eures Lebens sollt ihr von euren bösen Werken feiern.

— Wer nicht alle seine Tage dem Herrn seinem Gotte heiligt in seinem Herzen, des Seele ist des Todes schuldig.

— Wer nicht bei jeder Arbeit mit seinem Gott in Frieden lebt, der bricht den Feiertag.

— Nicht nur den Feiertag, sondern alle Tage, auf daß ihr an allen Tagen Kinder bleibt eures Vaters im Himmel. Denn Gott wirkt alle Tage von der Schöpfung bis hierher. Darum wirket auch ihr an allen Tagen Früchte des Reiches Gottes. Was hülfe es dem Menschen, wenn er im siebenten Jahre den Acker pflügte und ihn in den übrigen ungepflügt ließe? Er will jederzeit essen, darum muß er auch jederzeit pflügen. Oder welches Kind wird zu seinem Vater sagen: Heute will ich dein Kind sein und morgen nicht? Wird es nicht vielmehr seinen Vater bitten: Bleibe immer mein Vater, damit ich Brot habe? Ein Mensch, der einen Tag heiligt und ist an dem andern ein Bösewicht, heiligt auch den einen Tag nicht Gott, sondern seiner Bosheit. Heiligst du aber auch die übrigen Tage, dann heiligst du auch den Sabbath, beides, durch Mühe und Arbeit.

— Nicht den Feiertag allein, sondern jeden Tag; denn Gott läßt seine Sonne aufgehen am Feiertage und am Tag nach dem Feiertag und läßt regnen am Tag vor dem Feiertag und am Feiertag. Darum so thut Gutes an jedem Tag, auch am Feiertag, und seid barmherzig an jedem Tag, auch am Feiertag; denn der Feiertag ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Feiertags willen.

— Ihr sollt jeden Tag heiligen, denn jeder Tag ist des Herrn unsers Gottes. Oder bist du eines Tages Herr, daß du die Sonne

hinaufführest zu ihrer Zeit oder deinem Leben eines Tages Spanne zusetzetest? So nun geschrieben steht: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig: so seid nun heilig jeden Tag mit heiligen Werken. Treibst du aber unheilige Werke, du selbst oder dein Knecht oder deine Magd, so schändest du den Tag des Herrn. Darum, wenn du heiligen willst den Tag des Herrn, so siehe, daß du dich selber heiligst. So du aber an einem Tage ruhest, was thust du Sonderliches, oder so du arbeitest, was thust du Großes? Thun die Heiden nicht auch also? Gedenke aber jedes Tages, daß du ihn heiligest.

2. Andre Antworten legen den Nachdruck auf die wahre innere Heiligung, auf die Heiligung des Herzens, wie sie auch schon in den obigen Antworten mit bedacht ist. Am reinsten klingt dieser Ton an, wenn wir lesen:

— Wer nicht ruhet in seinem Gott, der hat den Sabbath gebrochen; und wer seiner Seele die Ruhe nicht gönnt, die Ruhe in Gott, der ist ein Sabbathschänder.

— Ihr sollt auch abwenden eure Sinne an diesem Tage von jeglichem Trachten nach Silber und Gold und eure Seele heiligen, Gottes Wort in euch aufnehmen, daß es euch erquicke, unterweise und stärke, eurem Nächsten nach Leib und Seele Gutes zu thun, das den Sabbath heiligt, und wodurch ihr euch unterscheidet von den Pharisäern und Schriftgelehrten, die glauben Gott zu dienen, wenn sie kein auch noch so geringes Werk angreifen, ohne sich innerlich zu heiligen, — damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel, der das Herz ansieht und nicht die äußern, toten Werke.

Sonst finden sich beide Gedanken, die Heiligung jedes Tages und die innere Heiligung, nebeneinander. Dafür noch dieser Beleg:

— Wer sein Herz zu einem Tempel macht und dient darin Gott mit Aufrichtigkeit alle Tage, der hat solches Gebot erfüllt. (Den griechischen Text, den der Einsender seiner Antwort beifügt, müssen wir beiseite lassen.)

3. Und nun endlich zu dem dritten Grundton. In seiner sozialen Färbung findet der Geist der Gegenwart sein Recht. Da heißt es in einer Antwort kurz und körnig:

— Wer seinen Bruder zur Sabbathentheiligung verleitet, der hat das Gesetz übertreten, und die Strafe des jüngsten Gerichtes komme über ihn!

Als eine Verschmelzung des zweiten und dritten Gedankens möge die folgende Antwort dienen:

Ich aber sage euch, daß, so ihr sündiget, eure Sabbather und Neumonde euch nicht vermögen zu reinigen.

O du böse und verkehrte Art, die ihr fahret über Land, ob jemand wandelt am Sabbathtage eine Meile oder zwei, und die ihr weinet und heulet, so die Kindlein ein wenig dürres Holz bei sich tragen. Lernet, was gesagt ist durch den Propheten, da er spricht: Wohl dem Menschen, der den Sabbath halte und entheilige ihn nicht und halte seine Hand, daß er kein Arges thue. Wer aber Arges thut, der ist dem Herrn ein Greuel. Wisset ihr nicht, daß Gott sich erbarmte über eure Väter, da sie im Diensthaus Aegyptens nicht konnten des Sabbaths warten? Wahrlich ich sage euch: Es werden kommen von den vier Winden der Erde und sprechen: Unsre Väter haben nichts gehöret vom Sabbath, und wir und unsre Kinder sind nicht also gelehret; und werden stehen mit Abraham und Isaak und Jakob.

So du aber plagest deinen Knecht und schlägst ihn, da er nicht schuld ist, was wird dann sein der Lohn deines Sabbaths?

Am umfassendsten dürften aber die beiden letzten Einsendungen sein:

— So ihr nicht heiliget jeglichen Tag, den mein himmlischer Vater gemacht hat, so werdet ihr nicht zum Leben eingehn. Denn wer träge ist zum Reiche Gottes, da er schaffet für seines Leibes Notdurft, der wird auch träge sein, den Sabbath zu heiligen, ob er gleich alle Gerechtigkeit erfüllete. Wer saget dir aber, daß du den Feiertag heiligest, so du die Feste und Sabbather hältst und sprichst zu dem, der da Not leidet: Warte bis morgen, mein Bruder, so will ich dir helfen, denn heute ist Sabbath. Wahrlich ich sage euch, die also sprechen, werden das Himmelreich nicht ererben, sondern die da Liebe üben und heiligen sich in ihrem Herzen allezeit, die werden auch tüchtig sein zu halten den Sabbath. Oder habet ihr nicht gelesen in den Propheten, daß euch mein Vater den Sabbath gab, auf daß ihr lernetet, daß er es sei, der euch heiliget?

— Lasset eure Liebe auch am Feiertage nicht feiern! Die Stunde in der Woche ist gottgefällig, da du deinem Bruder hilfst, und der Tag in der Woche ist gesegnet, da du deinem Bruder dienst, und die Woche ist heilig, da du deinen Bruder rettest (Luk. 6, 36); meinst du nun, es sollte nur der Sabbath ohne Liebe sein, ja ohne Hilfe, ohne Dienst, ohne Tröstung, ohne Barmherzigkeit? „Soll man am Sabbath Gutes thun oder Böses thun? Leben erhalten oder töten?“ (Mark. 3, 4). O, ihr Thoren! „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht!“ (Mark. 2, 27.) Ihr sollt den Sabbath nicht vom Dienst der Brüder und dem Leben scheiden, das Gott gefällt!

Um des hungrigen Bruders willen mußt du am Sabbath Speise bereiten, daß du ihn sättigest, und so heiligst du den Feiertag. Um des kranken Bruders willen mußt du am Sabbath Pflege üben, daß du ihn heilest, und so heiligst du den Feiertag. Um des verirrten Bruders willen mußt du am Sabbath weite Wege gehen, daß du ihn

findest, und so heiligst du den Feiertag. Je mehr Liebe du übst, desto heiliger ist der Feiertag. Wahrlich, ich sage euch, es wird im Himmel mehr Freude sein über Einen, der am Sabbath Gutes thut, denn über neunundneunzig Gerechte, die am Sabbath von aller Arbeit feiern.

Wir wollen die gegebnen Antworten nicht um eine neue noch vermehren. Wir glauben, daß die auf die Frage möglichen auch erbracht sind, und könnten nur wiederholen, was oben schon mit treffenden Worten gesagt ist. Und so danken wir den Einsendern für ihr freundliches Eingehen auf unsre Frage.

M

In Sachen der Mission

An die Redaktion der Täglichen Rundschau!*)

Ich bitte um gefällige Aufnahme folgender Berichtigung.

Nr. 159 der Täglichen Rundschau (vom 9. Juli) enthält einen durchaus tendenziös gefärbten Bericht vermutlich vom Berichterstatter des Berliner Tageblatts, Herrn Wolf, aus Uganda, in dem es u. a. am Schlusse heißt:

Als Schluß führe ich noch an, daß Sir Portal namentlich den Bischof Alfred (Anglikaner) aufs ernstlichste verwarnte, sich jeder Einmischung in politischen Landesfragen zu enthalten, da er nur Missionare dulde, die sich für ihre eigentliche Aufgabe, für sittliche Erziehung des Volks, für Kirche und Schule interessiren.

Die Times vom 20. September bringt nun folgende Erklärung des anglikanischen Bischofs Alfred Tucker aus Mombas vom 8. September:

In der Times vom 7. Juli zitiren Sie den Herrn Wolf vom Berliner Tageblatt: „Sir G. Portal habe den Missionaren beider Bekenntnisse eingeschärft, sie müßten sich auf ihr eigentliches Geschäft beschränken und sich jeder Einmischung in bürgerliche Angelegenheiten enthalten.“ Erlauben Sie mir, dieser Behauptung, die natürlich eine schwere Anklage in sich schließt, den unzweideutigsten und emphatischsten Widerspruch entgegenzusetzen. Sir G. Portal hat während seines ganzen Aufenthalts in Uganda zu den englischen Missionaren nie ein Wort dieser Art gesagt, nicht einmal indirekt hat er ihnen je etwas Aehnliches gesagt. Um die völlige Grundlosigkeit dieser Behauptung darzuthun, bemerke ich, daß ich nur seiner eignen direkten und schriftlichen Einladung gefolgt bin, um einige der verwickelten Fragen, die das Land betrafen, lösen zu helfen.

Aus den mir vorliegenden eben erschienenen Further Papers relating to Uganda geht hervor, daß die Dinge weit anders liegen als Herr Wolf vorstellt. Nr. 15 dieser Papers enthält zum Schluß auch bezüglich des verdächtigten anglikanischen Bischofs folgende Erklärung:

Ich (Sir G. Portal) kann diesen Bericht nicht schließen, ohne meine Anerkennung der Offenheit und Friedfertigkeit auszusprechen, die Bischof Tucker während dieser ganzen Verhandlungen an den Tag gelegt, und die Fürsorge zu bezeugen, die er hegte, um einen dauernden Frieden herbeizuführen, selbst mit dem Opfer der Aufgabe von Landbesitz, der sich in den Händen der protestantischen Partei befand.

Diese offizielle Erklärung bestätigt lediglich den Brief des Bischofs an die Times. Weitere Aufklärungen werden vermutlich die folgenden Aktenstücke bringen, die von Sir G. Portal zu erwarten sind, und die schwerlich mit den Tendenzberichten des Herrn Wolf übereinstimmen dürften.

Warneck, D. theol.

Der geehrten Redaktion bemerke ich, daß ich gern bereit bin, authentische Berichte nicht bloß über Uganda, sondern überhaupt über alle die Missionen betreffenden Vorgänge und Angelegenheiten an die Tägliche Rundschau zu senden, wenn ich dazu aufgefordert werde. Ich sage authentische, denn mir steht das gesamte Quellenmaterial zu Gebote, und ich beschäftige mich mit diesen Dingen seit dreißig Jahren.

Rothenschirmbach bei Eisleben, den 24. September 1893

Ergebenst D. Warneck

*) Da die Redaktion der Täglichen Rundschau „noch keinen andern Anhalt für die Richtigkeit dieser Berichtigung“ hatte, hat sie den Abdruck obiger Zuschrift verweigert. Mit Recht hält der Herr D. Warneck uns vor andern Blättern für verpflichtet sie unsrerseits abzudrucken, nachdem wir die Tägliche Rundschau seinerzeit so lebhaft empfohlen haben. Wir sind allerdings eines solchen Mangels von Entgegenkommen gegen die thatsächliche Mitteilung D. Warnecks seitens einer Zeitung, die sich ausdrücklich eine „unparteiische“ nennt, nicht gewärtig gewesen.

D H

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 5: Die Norm des echten Christentums von D. Hans Hinrich Wendt. 50 Pfge.

Ueberall wird anerkannt, daß Jesus der Offenbarer Gottes ist. Trotzdem stützt sich die evangelische Kirche in der Theorie auf die ganze Schrift, in der Praxis auf Paulus. Dem gegenüber fordert Wendt mit Entschiedenheit, auf Jesu Lehre zurückzugehen. Dieser Forderung wird man nicht ausweichen können, nachdem man die Inspirationslehre und mit ihr die Ansicht von der Gleichartigkeit der einzelnen heiligen Schriften aufgegeben hat. Freilich, die Gemeinde lebt zumeist noch in den alten Vorstellungen, und auch die Theologie ist zum Teil auf halbem Wege stehen geblieben; man macht der historischen Kritik Zugeständnisse, ohne die dogmatischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Und doch ist der von Wendt angegebne Weg der Weg der Zukunft. Nur auf diesem Wege werden wir wieder zur einfachen Verkündigung des Evangeliums zurückkehren, nur auf diese Weise einseitige theologische Theorien korrigiren können. Oder sollen wir uns fürchten, daß dann wesentliche Stücke unsers Glaubens fallen würden? Wenn wir in der Theorie Jesum als den alleinigen Offenbarer Gottes ansehen, so müssen wir für die Praxis auch den Mut und das Vertrauen haben, daß wir, wenn wir uns auf seine Lehre beschränken, auch alles zum Heile Notwendige behalten werden. — Noch ein Wunsch. Der Verfasser hat den Wert der Lehre Jesu nachgewiesen, möge er nun auch der Gemeinde zeigen, welches diese Lehre ist. Sein groß angelegtes Werk „Der Inhalt der Lehre Jesu“ wird ja schwerlich in die Kreise der Gemeinde dringen.

Nr. 7: Das Alte Testament und die evangelische Gemeine. Von D. Hermann Schultz. 40 Pfge.

Der Verfasser wünscht eine möglichst starke Benutzung des Alten Testaments im Sinne einer geschichtlichen, kritischen Auffassung. Diese vorurteilsfreie Auffassung ist aber durchaus noch keine weitverbreitete. Der Verfasser wird daher den Kreis der „gebildeten Laien,“ für die er schreibt (S. 8), nicht sehr weit ziehen dürfen. Die Leser der Christlichen Welt mögen hierher zu rechnen sein, von den übrigen religiös interessirten Gebildeten wohl nicht allzu viel. Ueberhaupt scheint mir die Hoffnung, daß durch die Lektüre des Alten Testaments zu einer nicht bloß negativen Kritik Anlaß gegeben werde, zu sanguinisch, wenigstens so lange, als die Schule das Alte und das Neue Testament gleichstellt. Am schnellsten würde man zum Ziele kommen, wenn man den alttestamentlichen Unterricht möglichst verkürzte, dann würde schon dem Kinde die tiefere Stufe des Alten Testaments deutlich werden (vgl. hierzu das auch bei Fr. Wilh. Grunow erschienene Werk: Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung. Von einem christlichen Theologen. 1893. 2 Mk.) Der Christ braucht überhaupt nicht zu sehr in den Vorstellungen der Vorbereitungszeit zu leben, sondern darf sich freuen, daß er in der Erfüllungszeit lebt, wo er die schon früher vorhandnen religiösen Gedanken reiner und tiefer hat.

Nr. 9: Christentum und Staat. Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Gustav Habermann. 60 Pfge.

Die vorliegenden Ausführungen hatte Habermann in kürzerer Form teilweise bereits in Nr. 40 und 41 der Christlichen Welt 1892 veröffentlicht. Hier knüpft er sie an das konservative Programm (8. Dezember 1892) an, dem er eine Vermischung von Religion und Politik vorwirft, wenn es kurzweg von christlichem Staate, christlicher Schule, Monarchie von Gottes Gnaden redet. Es ist eine dankenswerte Arbeit, den Konservativen, die im Staatsleben Christi Lehre und das christliche Lebensideal verwirklichen wollen, das Widerspruchsvolle ihres Thuns nachzuweisen. Doch nicht weniger lehrreich ist diese Schrift für die vielen im Staat, die, welcher Partei sie auch angehören, mit jenen Schlagwörtern überhaupt keine festen Begriffe verbinden. Da ist es nötig, schon im Interesse der Religion, daß Klarheit geschafft wird, und hierzu ist diese Schrift ein vortrefflicher Wegweiser. Man lese nur die Abschnitte über die Monarchie von Gottes Gnaden und den Antisemitismus, und man wird sich an der Unvoreingenommenheit, Freiheit und Klarheit und zugleich an der religiösen Wärme dieser Schrift erfreuen. Sie hat bleibenden Wert.

Nr. 10: Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus. Fragen und Vorschläge von Lic. theol. W. Bornemann. 40 Pfge.

Diese Schrift ist der erweiterte Abdruck eines in der Zeitschrift für praktische Theologie XV, 1 erschienenen gleichnamigen Artikels. Es ist eine sehr notwendige Arbeit, der sich Bornemann unterzogen hat, die Erklärung des Katechismus von dem Ballast theologischer Theorien zu befreien. Man sollte meinen, solche Bestrebungen müßten bei uns Anklang finden, da sie doch nur eine Rückkehr zu Luther bedeuten, der im Katechismus sich all der theologischen Konstruktionen entschlug, deren er sich doch sonst öfter bediente. Mag man auch in dem und jenem Punkte nicht durchaus mit dem Verfasser übereinstimmen, so wird man doch zugeben müssen, daß seine Erklärungsweise geeignet ist, für den Inhalt des zweiten Artikels zu erwärmen. Daher können diese Fragen und Vorschläge dem Lehrer zur Anregung, und Laien, die in ihrer Jugend keinen guten Religionsunterricht genossen haben, zur nachträglichen Vertiefung dienen.*)

Fl

*) Der Herausgeber ist zuweilen gefragt worden, wie die Hefte „gingen.“ Ungeduldige Freunde vermissen die Folge von Auflagen, mit denen andre Broschüren prunken. Zur Beruhigung sei bemerkt, daß die erste Auflage in 5000 bis 10000 Exemplaren veranstaltet und so in den Handel gebracht ist.

D H

Verschiedenes

(Wahrer Adel) Es ist merkwürdig, wie die Urteile sich ändern. Es ist noch gar nicht lange her, da galt der Titel eines Beamten wenigstens in Preußen als ein denkbar höchster Ehrentitel; ein preußischer Beamter erschien auch dem Auslande als die Verkörperung von eisernem Fleiß, geistiger Kraft, lauterer Ehrenhaftigkeit, und der Historiker Karl von Norden konnte in den siebziger Jahren in seinem glänzenden Vortrage über König Friedrich Wilhelm I. von Preußen diesem das Verdienst zuschreiben, einen preußischen Beamtenstand geschaffen zu haben, „der abgelöst von landschaftlichem Vorurteil, hinausgehoben über den Schmutz der Koterie, parteilos im Streite der örtlichen und zeitlichen Interessen im Staatszweck aufging; einen in den Ring der Subordination gefügten Verband von herben und fast schroffen, aber kenntnisreichen und gemeinsinnigen Männern, der das Beste an geistiger Kraft und sittlicher Tüchtigkeit, was Preußen damals aufbrachte, an sich zog, einen Ehrenausschuß der Nation, den Grundstock einer neuen mit dem Glück, der Ehre, der Größe Preußens seither unzertrennbar verwachsenen Nobilität." Erinnern wir uns, daß dies preußische Beamtentum gerade in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, den Augen der Zeitgenossen fast verborgen und erst von den Nachlebenden anerkannt, sein größtes Werk, den Zollverein, mit zäher Energie und wahrhaft großen Tendenzen geschaffen hat.

Heute ist die Schätzung des Beamtentums fast umgekehrt. Fast keine der urwüchsig derben, ursprünglich frischen Reden des Fürsten Bismarck, in der nicht der preußische Geheimrat, die Klique der Bureaukraten scharfe Seitenhiebe abbekäme. In den Kreisen der Kreuzzeitung wird den Herren vom grünen Tisch ein fast allgemeines Mißtrauen entgegengebracht, daß sie für das Volk kein Verständnis hätten und nicht wüßten, wo dieses der Schuh drückte. In freisinnigen Blättern gelten die Beamten als die willenlosen, allezeit gefügigen Glieder der Regierungsmaschine, als charakterlose Handlager der Vorgesetzten. Fast überall hört man bisweilen den Klageruf über eigennützige, ehrgeizige Streberei. Und die Parole: Weg mit der Bureaukratie! ist in der Kirche allen Parteien und Richtungen gemein.

Wie erklärt sich dieser Wechsel? Der Verfasser der kleinen reizvollen Schrift „Wahrer Adel" (Leipzig, Grunow; 1 Mk.), der als militärischer Mitarbeiter der Kreuzzeitung bekannte Major z. D. Scheibert, giebt darauf eine sehr, sehr ernste Antwort in der schalkhaften Form der Satire. Er schildert uns in Form von Briefen, die ein junger Adliger von Berlin aus schreibt, wohin er gegangen ist, um unter der Führung seines weltklugen Onkels, Geheimrats Dr. Lux, die ersten Staffeln der Karriere zu durchlaufen, das heutige Beamtentum als eine rücksichtslose Strebergesellschaft, in der die Sucht, vorwärts zu kommen, Rolle zu spielen, zu glänzen, alle staatlichen und sittlichen Rücksichten unterdrückt hat. „Miserable, hundsföttische Lakaienwirtschaft" nennt der alte ehrenfeste Gutsbesitzer von Kernfest die Beamtenkarriere, wenn er auch einschränkend hinzufügt: „Es liegt mir fern, diesen ehrenwerten Stand beleidigen zu wollen, aber eure Gesellschaft ist voll von Honigsaugern. Und diese werden unser herrliches Preußen und ganz Deutschland ruiniren mit dem ewigem Würfeln um die Gunst der Personen. Aus dieser Basenwirtschaft entstehen die elenden Kompromisse und Kartelle, die weibische Toleranz gegen alles, was ganz oder halb beschnitten ist, der Opportunismus! . . . An dieser trüben Streberei, an diesem Personenkultus, die den Menschen hier zum Götzen erheben, dort zum Vieh erniedrigen, ist einst das große klassische Zeitalter elendiglich vor die Hunde gegangen! Und wir sind auf dem besten Wege dahin . . ."

Das ist auch der Standpunkt des Verfassers. Um der Gefahr des Verfalles willen hat er zu seiner scharfen Feder gegriffen und alle jene Kunstgriffe, sich hier „etwas einzuheben" und dort „den Hebel anzusetzen," sich hier „ans Licht zu stellen" und dort „zu schustern," mit ätzender Bitterkeit gezeichnet. Er führt uns damit ein Beamtentum vor Augen, dessen Feldzeichen die Ahle des Schusters ist, das keinen höhern Ruhm kennt, als Titel und Orden, keinen größern Fehler, als sich zu kompromittiren, das den tüchtigen Vordermann haßt, weil er im Wege steht, und die devoteste Verehrung für den großen Chef in dem Augenblick in achselzuckendes Raisonnement umschlagen läßt, da er fällt.

Dem gegenüber nun der wahre Adel! Das sind nicht die, die mit der Präposition „von" geschmückt sind, sondern alle die, die sich in selbstloser Weise dem Ganzen opferwillig zeigen. Der Geburtsadel aber kann nur dann seine alte Stellung behaupten, wenn er in dieser sozialen Zeit seine Opferwilligkeit für das Gemeinwesen bethätigt. Und nun folgt ein Bild dieses wahren Adels im Kleinen wie im Großen, — unbedingt zuverlässig, innerlich anspruchslos, äußerlich einfach, überzeugungstreu, an der Scholle hängend, doch in edler Kunst und Bildung des Geistes Erholung suchend, männlich und mutig, treu dem Könige, hingegeben sittlichen Idealen, gläubig und vertrauend.

Es ist natürlich, daß der interessantere Teil des Büchleins in der Kritik liegt. Mag in den lebensvollen Bildern der verschiednen Spezies des genus Strebertum manches karrikirt und übertrieben sein, — es ist doch eine treffliche Bußpredigt, und in ihrer reizenden novellistischen, sogar mit einer kleinen Liebesaffaire verwobnen Form gewiß wirksamer, als was die Theologen auf der Kanzel sagen. Und indem wirs so auffassen und brauchen, knüpfen wir gleich noch eine Gewissensfrage daran: Der Verfasser schildert fast ausschließlich das Strebertum in der Beamtenwelt, nur gelegentlich streift er es in der Armee und — in einer köstlichen Stelle — im Lehrerstande. Sollte unter den Pfarrern nichts davon zu finden sein? E F

(Wahre Worte für tapfere Männer) Von Charles Kingsley. Ein Buch für Soldaten und Seeleute. Autorisirte Uebersetzung von Marla Baumann. Berlin, Liebel, 1892. Preis s. u.

Als uns 1884 die ersten Predigten Kingsleys in Uebersetzung geschenkt wurden, war man im allgemeinen von ihnen enttäuscht. Trotz ihren großen Vorzügen, die wir in der praktischen, frischen Art sehen, den jedesmaligen Text seiner Dorfgemeinde nahe zu bringen, trotz der religiösen Kraft, die sich auch des geringsten Gegenstandes bemächtigt und darin Gottes Hand sieht, trotz dem tiefen sittlichen Ernste, der zu flammenden Worten werden kann, hat sich doch um diese Predigten in Deutschland keine Gemeinde gebildet, wie um Robertsons Reden in wachsendem Maße. Das erklärt sich wohl daraus, daß Robertsons durch und durch eigentümliche Art, die religiösen Fragen zu erfassen, den englischen Beigeschmack, der doch zu leicht englischen Geisteserzeugnissen anhängen wird, fast gänzlich in den Hintergrund gedrängt hat. Robertson könnte auch ein Deutscher sein; er steht auf einer Höhe der Betrachtung, auf der das Zufällige, Zeitgeschichtliche, Nationale fast verschwindet. Selbst wenn wir die sozialen Reden Robertsons in Betracht ziehen, die doch oft einen sehr bestimmten, örtlichen, uns unmittelbar gar nicht mehr interessirenden Gegenstand behandeln, so trifft das zu. Er stellt alles, auch das Geringste, unter große, prinzipielle Gesichtspunkte, er führt den Leser zu großen Grundsätzen, die in England ebenso wahr sind, als in Deutschland. Kingsley faßt gewiß auch das Geringste groß an, aber so über den Gegenstand selbst erhebt er sich nicht; er ist keine Reflexionsnatur; bei ihm herrscht mehr die dichterische Empfindung vor; er giebt sich ganz der Lage, seinen Zuhörern, dem Augenblick hin und gießt sein großes Herz, seine reichen Gedanken hinein. Robertson steht immer über seinem Gegenstande; man fühlt, er hat sich durch geistige Arbeit darüber erhoben und will nun seine Hörer sich nachziehen. Kingsley steht dagegen mehr unter seinem Gegenstande, dem giebt er sich hin, den durchlebt er und empfindet er durch, und die Kraft seiner Empfindung muß anstecken, hinreißen. Darnach mußte bei Kingsleys Predigten die Persönlichkeit das Ausschlaggebende sein, bei Robertson der Gedanke, hinter dem die Persönlichkeit zurücktritt. Und damit stimmt es, daß Kingsleys Predigten gelesen den durchschlagenden Eindruck nicht wieder hervorbringen können, den sie gesprochen thatsächlich gemacht haben, während Robertson gerade recht gelesen sein will.

Das Gesagte gilt nun auch von den Soldaten- und Seemannspredigten und Reden, die uns jetzt vorliegen. Es ist auch hier wieder der ganze Kingsley zu spüren mit seiner seelsorgerischen, auf die Soldaten ganz eingehenden Art, mit seiner Kunst der Mitempfindung, mit seiner religiösen Kraft — meisterhaft ist in dieser Beziehung die Predigt an die Seeleute, 1843 in einem kleinen Fischerdorf in Cornwales über Ps. 107, 23 f. gehalten hat, nicht weniger die „tapfern Worte," die er der englischen Armee schrieb, als sie 1855 vor Sebastapol lag. Es rauscht durch diese Predigten der ganze tapfere Geist des Christentums, der sich in Kingsley selbst verkörpert hat, der hohe, edle, ritterliche Sinn, der der beste Anwalt der Sache Christi ist. So machen uns diese Predigten Kingsley wieder lieber, führen uns ihm näher; sie sind ein Pinselstrich mehr, uns in des großen Mannes Bild den Zug hochherzigster Gesinnung zu zeigen. Aber ob wir, wenn nicht bewogen durch das persönliche Interesse an ihrem Verfasser, immer wieder zu ihnen um ihrer selbst willen zurückkehren werden? Ob sie für uns unmittelbar erbaulich sind? Der rührige Verleger hat, was zu einem Bändchen vereinigt vor uns liegt, auch in 9 Heften (jedes zu 15 Pfge.; 20 Exemplare jedes 12 Pfge.; 50 Exemplare jedes 10 Pfge.) erscheinen lassen, er hat also eine Verbreitung unter unsern deutschen Soldaten und Seeleuten im Auge. Ob wirklich diese von einem Engländer unter veränderten Verhältnissen vor etwa fünfzig Jahren gehaltenen Predigten für unsre Leute geeignet sind, ist mir doch recht zweifelhaft. Hoffentlich täusche ich mich. Wer aber unter uns Deutschen einmal die Feder ansetzte, um für die lieben Brüder im Waffenrock zu schreiben, der soll nicht unterlassen, dem großen Engländer den Ton abzulauschen, der die Herzen trifft: diese hohe Achtung vor dem militärischen Beruf, diese kräftig männliche, kernige Anschauung. P D

(Der Entwurf der Neuen Agende) Ein Wort zu seiner Bedeutung für die evangelische Kirche von Johannes Schmeidler, Prediger an der Jerusalemskirche in Berlin, Mitglied der Brandenburgischen Provinzialsynode. Berlin, Prausnitz. 40 S. — Wir empfehlen das Schriftchen der Aufmerksamkeit unsrer Leser. Es beschäftigt sich in seinem Hauptteil mit dem Verhältnis des neuen Agendenentwurfs zu den verfassungsmäßigen Grundlagen der preußischen Landeskirche, d. i. zur Union, die dem Verfasser nicht nur Prinzip der Kircheneinheit, sondern auch einer gesunden kirchlichen Entwicklung ist. R

(Zu Freiheit und Frieden) Religiöse Reden von Professor Lic. theol. W. Bornemann. Magdeburg, Creutz. 244 S. 4 Mk., geb. 4,60. — Diese Predigten und Reden sind ausdrücklich zu dem Zwecke veröffentlicht, die „Anhänger der neuern Theologie" als Zeugen des rechten Evangeliums durch den Beweis der That an ihrem Teil rechtfertigen zu helfen. Es wird nicht fehlen, daß sie bei Freund und Feind aufmerksame Leser finden. Möchten sie einer wahrhaften Annäherung und Verständigung dienen! — Den 25 Predigten sind noch 7 Abendmahlsreden beigefügt, eine besonders dankenswerte Zugabe. R

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichst. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Das stetige Wachstum seiner Besteller beweist, daß es einem Bedürfnis entspricht. Man lasse sich auch von der Chronik eine Probenummer kommen oder abonniere auf ein Quartal für 1 Mark.

Die Verlagshandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 41 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Diaspora-Konferenz

Elfte Hauptversammlung 7. und 8. November 1893 in Weimar

Dienstag, den 7. November 1893. 5 Uhr abends: Gottesdienst in der Stadtkirche. Prediger Superintendent Trümpelmann aus Magdeburg (früher in Lyon). 7½ Uhr abends: Erste öffentliche Versammlung im großen Saale der „Erholung" (Karlsplatz): 1. Ansprache des Vorsitzenden; 2. „Die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen in Belgien." Divisionspfarrer M. Kögel aus Kassel (früher in Brüssel); 3. „Die deutsche Seemannsmission im Auslande, ihre Aufgabe und Bedeutung für die Heimat." Pastor Harms aus Sunderland, England; 4. „Deutsche evangelische Gemeindebildungen in Ostasien." Superintendent Spinner aus Ilmenau (früher in Tokio, Japan.)

Mittwoch, den 8. November 1893. 10 Uhr vormittags: Zweite öffentliche Versammlung in der Hofkirche: 1. Biblische Ansprache. Generalsuperintendent D. Hesse, Weimar; 2. Begrüßungen und Ansprachen von anwesenden Diasporageistlichen; 3. „Welchen Gewinn gewährt zeitweiliger Dienst unsrer Geistlichen in Diasporagemeinden des Auslandes?" Superintendent Lüttke aus Schkeuditz (früher in Alexandrien); 4. Jahresbericht aus den Gebieten der Diaspora im Auslande. Vom Vorsitzenden. — Nach Schluß der öffentlichen Versammlung im kleinen Saale der „Erholung" Vorstandssitzung und

Mitgliederversammlung.

Tagesordnung: 1. Geschäftsbericht des Schriftführers. Pastor Vorster; 2. Ergänzung des Mitgliederverzeichnisses; 3. Kassenbericht des Schatzmeisters, Superintendent Dr. Reineck; 4. Besondre Anträge; 5. Ueber die Aussendung junger Leute durch die Diasporakonferenz; 6. Ueber Drucklegung des Jahrbuches; 7. Ueber die 12. Hauptversammlung 1894; 8. Geschäftliche Mitteilungen.

Etwaige Anträge für die Mitgliederversammlung sind vorher, spätestens bis zum 1. November, an den Vorsitzenden einzureichen.

3 Uhr nachmittags: Gemeinschaftliches Mittagsmahl in der „Erholung" (Gedeck 2 Mark).

Wie zu dem Festgottesdienst, so werden auch zu den beiden öffentlichen Versammlungen und zum Mittagsmahl Damen wie Herren hierdurch freundlichst eingeladen.

Beitrittserklärungen zur Diaspora-Konferenz wie Beiträge der Mitglieder nimmt der Schatzmeister Superintendent Dr. Reineck entgegen, sowie in dessen Vertretung für den Festort Weimar, Hofprediger Dilthey daselbst. — Jahresbeitrag mindestens 1 Mk. 50 Pfg.

Während der Festtage befindet sich die Geschäftsstelle der Diaspora-Konferenz im Gasthof „zum Elefanten" (Markt). — Anfragen bez. Bestellungen wegen Wohnung sind zu richten an Hofprediger Dilthey, Weimar.

Der Ortsausschuß

Soeben erschien: **Im Reiche der Gnade.** II. Band. Sammlung von Kasualpredigten in Beiträgen namhafter Geistlichen herausgegeben von Lic. theol. Gustav Leonhardi.
4. Heft: Kirchweihpredigten
5. Heft: Reformationsfestpredigten
6. Heft: Totenfestpredigten
Preis à Heft nur 1 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung
Fr. Richter in Leipzig, Königsstr. 8.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1388. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 38: Vereine und Versammlungen: Augustkonferenz — Die Konferenz der Landesgeistlichkeit des Herzogtums Sachsen-Altenburg — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Der Agendenentwurf für die preußische Landeskirche — Die Erklärung der drei Kasseler Generalsuperintendenten — Ueber „protestantisches Bewußtsein" — Personalien.

Nr. 39: Versammlungen: Die 40. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands — Die 46. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins — Verschiedenes: Die Maßregelung eines Professors — Ein absprechendes Urteil über den Evangelischen Bund — Ein letztes Wort (der drei Kasseler Generalsuperintendenten) — Personalien.

Nr. 40: Versammlungen und Vereine: 46. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins (Schluß) — Konferenz zur Förderung der Jungfrauen-Vereine — Konferenz deutscher Irrenärzte — Die Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine — Verschiedenes: Eine Vereinigung von Freunden der Christlichen Welt und der deutsch-evangelischen Blätter in Schlesien — Personalien.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Erschienen sind bis jetzt:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. K. Katechismus.** Fragen u. Vorschläge v. Prof. Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	36
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	do.	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg

Weiß Kirchen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 42 Leipzig, den 12. Oktober **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe: 2. Die Thorheit des Evangeliums. 1. Kor. 1, 21 — Richard Wagners Stellung zum Christentum: 2 — Die kirchliche Lage in Livland: 2 (Zweite Hälfte) — Die neue Agende für die preußische Landeskirche: 4. Schluß und Zusammenfassung — Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission: 3. Die Sonntagsschule und die Landschullehrer — Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln: 3. Die Diakonissin und die Ehe — Verschiedenes: Der neue Sachsenbischof; Ein schwedischer Brief über die Sittlichkeitsbewegung; Les œuvres du protestantisme français au XIXème siècle; Psychiatrie und Seelsorge. Erwiderungen — Anzeigen

Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe

2. Die Thorheit des Evangeliums*)

Dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben. 1. Kor. 1, 21.

Obwohl es heutzutage von Freund und Feind oft so angesehen wird: der Apostel Paulus hat das Evangelium, verglichen mit der Weltweisheit, nicht schlechthin, als Thorheit bezeichnet. Es erschien nur so, mußte so erscheinen, weil die Kreise, in die das Christentum zuerst hineintrat, in ihrem Dichten und Denken irre gegangen waren. Wie wir so oft in den Evangelien lesen, forderten die Juden Zeichen, am liebsten wohl eine wunderbare Befreiung vom Römerjoch; aber daß in dem demütigen und sanftmütigen Freunde der Zöllner und Sünder sich erfüllt haben sollte, „was der frommen Väter Schar höchster Wunsch und Sehnen war," daß Jesus sich also doch, wenngleich nicht im Sinne der Juden, in einem höhern Sinne als den Messias bezeichnen konnte: das blieb eben den meisten ein Aergernis. Und noch weniger fanden die Griechen bei ihm die Weisheit, die sie suchten. Gerade von Korinth erzählt uns ein Rhetor des zweiten Jahrhunderts, man habe damals auf allen Gassen philosophische Gespräche geführt, aber darin kam der Begriff, der den Ausgangspunkt für die Predigt Pauli bildete, kaum je vor: die Sünde. Auch in den Mysterienkulten, die in jenen Zeiten so viele der Mühseligen und Beladnen anzogen, war doch vor allem von der Unvergänglichkeit die Rede, an der man durch besondre Weihen Anteil erlangen sollte: daß unsre Sünden uns von Gott scheiden sollten und erst gesühnt werden müßten, das schien ihnen eine lächerliche Thorheit. Hat doch auch späterhin die griechische Kirche nie ein so tiefes Sündenbewußtsein gehabt, wie ein Augustin und Luther.

Aber auch im Abendlande erfolgte im vorigen Jahrhundert der Rückschlag, durch den das Evangelium wieder unverständlich wurde. Wieder glaubten sich die Klugen erhaben; selbst die Schriftgelehrten bekannten, nie etwas vom Zeugnis des heiligen Geistes verspürt zu haben, und die Weltweisen meinten, ohne Gott alles erklären zu können. Voltaire wollte das Christentum ausrotten, aber sein königlicher Gönner, Friedrich II., mußte, erstaunt über die treffende Beleuchtung seiner Gedanken durch den einfachen Bandweber Tersteegen, wie in Vorahnung des künftigen Umschwungs der Meinungen gestehen: „Können das die Stillen im Lande?" Noch Hamann, dem „Magus aus dem Norden," setzte sein Freund, der Philosoph Hemsterhuis, die Grabschrift: „Den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Thorheit" — und doch hat gerade er und dann der fromme Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, vor allen dazu mitgeholfen, das evangelische Christentum wieder auf den Leuchter zu stellen.

Freilich der Umschwung hielt nicht vor, war vielleicht von vornherein nicht von der rechten Art; und jetzt scheint wieder für weite Kreise das Christentum überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein. Wer sich dazu bekennt, wird vielfach als nicht ganz zurechnungsfähig angesehen, und vollends Pfarrer und überhaupt Theologen behandelt man von gewissen Seiten oft fast mit derselben achselzuckenden Reserve, wie Irre, auf deren fixe Ideen man nun einmal nicht kommen darf. In den Augen der jüngsten Schriftstellerschule ist das Christentum nicht einmal mehr der Polemik wert; es gilt einfach als nicht mehr vorhanden. Ja der berühmteste deutsche Biolog, Häckel, hat es erst im vorigen Herbst wieder ausgesprochen, die veraltete Vorstellung eines persönlichen Gottes werde noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts ihre Geltung verlieren. Und doch würden wir irren, wenn wir uns diesen Eindrücken zu sehr hingeben wollten. Außer einigen einseitigen Gelehrten stehen von denkenden Leuten doch nur wenige auf jener Seite. Vielmehr lassen sich selbst im Lager der bisherigen Gegner des Christentums immer mehr Stimmen hören, die gerade auf Grund der neusten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung die Annahme eines zwecksetzenden Willens in der Welt für unumgänglich erklären. Sollen wir ihren Beistand von der Hand weisen?

Die christlichen Apologeten des zweiten Jahrhunderts gefielen sich darin, an den Widersprüchen der einzelnen griechischen Philosophenschulen die Nichtigkeit der Philosophie überhaupt nachzuweisen. Ist man jetzt wieder zu solchen Beweisführungen geneigt, dann darf man sich freilich nicht wundern, daß ebenso umgekehrt dem Christentum von seinen Gegnern seine Unterschiede und Gegensätze vorgehalten werden. Daß mit der dadurch bezweckten Widerlegung des Gottesglaubens zugleich das höchste Denken und Dichten der bisherigen Menschheitsgeschlechter für einen Irrwahn erklärt wird: das braucht ja jene materialistischen Zufallsphilosophen schließlich nicht zu bekümmern; aber sollte es für einen Christen nicht denn doch bedenklich sein, annehmen zu müssen, Gott habe dem Menschen die Vernunft gegeben, damit er immer und ewig suchen müßte und doch nie die Wahrheit finden könnte?

Jedenfalls hat Paulus darüber anders geurteilt. Obwohl er damals vor Augen gesehen hatte, wie im Menschen alles höhere geistige und sittliche Leben erstickt werden kann, hörte er doch nicht auf, daran zu glauben, daß die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit, wie sie sich in der Natur und Geschichte des Einzelnen und ganzer Völker zeigt, erkennen könnte. Ja später hat er im Römerbrief, der ja auch von Korinth aus geschrieben ist, noch näher ausgeführt, wie Gottes ewige Kraft und Gottheit, wenn man nur darauf achtet, aus seinen Werken ersehen und im Gewissen erfahren wird. Er spricht hier überall von einer Erkenntnis Gottes, nicht des Weltgrundes oder dergleichen, die dem Menschen möglich sei; aber warum der Mensch sie damals doch nicht erreicht hat und jetzt so vielfach nicht erreicht, und inwiefern das Evangelium,

*) Vgl. Nr. 38 d. J. D H

obwohl in den Augen vieler eine Thorheit, doch in Wahrheit die höchste Weisheit ist: das werden wir aus dem zweiten Kapitel unsers Briefs ersehen. C C

Richard Wagners Stellung zum Christentum

2

Gleich in der Abhandlung über „Kunst und Revolution" (aus dem Revolutionsjahre selbst) finden wir einen sehr entschiednen Angriff auf das Christentum. Es ist vor allem die Kunstfeindlichkeit, die Antisinnlichkeit des Christentums, gegen die sich Wagner — durch seine Betrachtungen über Kunst und Kunstwesen darauf hingeführt — ziemlich heftig wendet, wobei wir freilich nie übersehen werden, daß es im Grunde nur das Christentum nach seiner geschichtlichen Erscheinung ünd in seiner überkommenen äußern Form ist, wogegen sich der Künstler in ihm auflehnt. (Ges. Schr.*) Bd. III, S. 19 bis 22; dazu Fragmente u. s. w., S. 27, 39, 40 f.)

„Soviel erkennt der redliche Künstler auf den ersten Blick, daß das Christentum weder Kunst war, noch irgendwie aus sich die wirkliche lebendige Kunst hervorbringen konnte." Der freie Grieche, der sich an die Spitze der Natur stellte, konnte aus der Freude des Menschen an sich selbst die Kunst erschaffen; der Christ, der die Natur und sich gleichmäßig verwarf, konnte nur seinem Gotte auf dem Altar der Entsagung opfern — nicht seine Thaten, sein Wirken und Schaffen durfte er ihm als Gabe darbringen. Wo der Grieche zu seiner Erbauung sich auf wenige, des tiefsten Gehaltes volle Stunden im Amphitheater versammelte, schloß sich der Christ auf Lebenszeit in ein Kloster ein. Die Kunst aber ist höchste Thätigkeit des im Einklang mit sich und der Natur sinnlich schön entwickelten Menschen; der Mensch muß an der sinnlichen Welt die höchste Freude haben, wenn er aus ihr das künstlerische Werkzeug bilden soll. Wie daher die Menschheit aus ihrem innern unversiegbaren Quell trotz des Christentums der Lösung ihrer wirklichen Aufgabe zureifte, so konnte sich auch der künstlerische Ausdruck dieser neuen Welt immer nur im Gegensatze und Widerspruch gegen den Geist des Christentums geltend machen —: als der Ausdruck einer vollkommen harmonisch gestimmten Einheit der Welt, wie es die griechische Kunst war, vermochte sich die Kunst der christlich-europäischen Zivilisation niemals kundzugeben. Erst dann, als das Glaubensfeuer der Kirche bereits ausgebrannt war, als diese sich ganz offenkundig in ihrem weltlich despotischen Herrscherabsolutismus enthüllte, sollte die Wiedergeburt der Kirche vor sich gehen, und dies wiederum war nicht anders möglich, als dadurch, daß man die Augen wieder aufmachte und so den Sinnen wieder ihr Recht widerfahren ließ. Daß man hierbei die Gegenstände des Glaubens sich in sinnlicher Schönheit und mit künstlerischer Freude an dieser ihrer Erscheinung vor Augen stellte, das war die vollkommne Verneinung des Christentums, wie die Anleitung zu solcher Kunstübung aus der alten heidnischen Griechenkunst seine schmachvollste Demütigung. Nichts desto weniger eignete sich die Kirche diesen neu erwachten Kunsttrieb zu, verschmähte es also nicht, sich mit den fremden Federn des Heidentums zu schmücken und sich so als offenkundige Lügnerin und Heuchlerin zu erweisen.

Indessen, nicht nur unkünstlerisch ist das Christentum seinem innersten Wesen nach, auch sozial hat es sich bis heute kaum gestaltend und normgebend bewährt. (III, 32, 41 f., 44, 86 f., 96.) „Kennt die Geschichte ein wirkliches Utopien, ein in Wahrheit unerreichbares Ideal, so war es das Christentum; denn sie hat klar und deutlich gezeigt, und zeigt es noch jeden Tag, daß seine Prinzipien sich nicht verwirklichen ließen." Wie konnten auch seine Prinzipien wirklich lebendig werden, da sie gegen dieses Leben selbst gerichtet waren? Das Christentum, von rein geistigem, übergeistigem Gehalte, predigt Demut, Entsagung, Verachtung alles Irdischen, und in dieser Verachtung — Bruderliebe; die Erfüllung in der modernen Welt andrerseits, die sich doch eine christliche nennt, stellt sich heraus als Hochmut der Heuchelei, Wucher, Raub an den Gütern der Natur und egoistische Verachtung der leidenden Nebenmenschen aus dem Geiste des Luxus und der Industrie, und zwar eben darum, weil die Idee, im Keime schon krank, der damaligen momentanen Erschlaffung und Schwächung der menschlichen Natur entsprungen war, dabei gegen die wahre, gesunde Natur sich versündigte. Sein soziales Glaubensbekenntnis wird hingegen der moderne Mensch der Gemeinschaft in einer positiven Befolgung der Lehre Jesu finden, die da empfiehlt: „Sorget nicht, was werden wir essen, was werden wir trinken, noch auch, womit werden wir uns kleiden, denn dieses hat euch euer himmlischer Vater alles von selbst gegeben!" Dieser „himmlische Vater" wird dann kein andrer sein, als die soziale Vernunft der Menschheit, die sich die Natur und ihre Fülle zum Wohle und freudigen Genusse aller zu eigen macht. Zwei Symbole sind es daher, die dem Verfasser am Ende seiner Schrift den Ausweg ins bessere Land weisen: Jesus, der uns gezeigt hat, daß wir Menschen alle gleich und Brüder sind, und Apollon, der diesem großen Bruderbunde schon zuvor das Siegel der Stärke und Schönheit aufgedrückt hat.

So laßt uns denn den Altar der Zukunft, im Leben wie in der lebendigen Kunst, den zwei erhabensten Lehrern der Menschheit errichten: Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudevollen Würde erhob!

Der griechische Apollon war nur der Gott der schönen Menschen, Jesus der Gott aller Menschen; machen wir nun alle Menschen schön durch die Freiheit! (III, 50; Fragm. 61)

Wir sehen also, ganz diesseitig bleibt dieses Zukunftsreich, so recht sozialistisch: „Der Himmel auf Erden"! In ganz ähnlicher, womöglich noch unzweideutigerer Weise spricht sich auch im nächsten Jahre noch (1850) die kleine Schrift „Kunst und Klima" aus. (III, 258 f.; 261, 262 f.; 265, 267, 268.) Hier heißt es gegen den Schluß ausdrücklich, daß der unwillkürliche Drang der geschichtlichen Menschen seine Erlösung „nur durch die Verwirklichung Gottes in der sinnlichen Wahrheit der menschlichen Gattung" finden könne: „Nicht Engel, sondern eben Menschen!" — auf der Menschwerdung Gottes also liegt der ganze Nachdruck; und selbst der dramatische Entwurf „Jesus von Nazareth" scheint ja — ungeachtet so mancher ausweichenden Antworten Jesu auf bezügliche Fragen seiner Jünger (vgl. S. 12, 35, 42, 48 f., 50, 90) — keine andre Tendenz zu verfolgen. Wagner selbst spricht sich über diesen Entwurf (1851) in der „Mitteilung an meine Freunde" (IV, 402 ff.) folgendermaßen aus:

Zu einer namentlich für den Künstler ergiebigen Beurteilung der wundervollen Erscheinung Jesu von Nazareth war ich dadurch gelangt, daß ich den symbolischen Christus von ihm unterschied, der, in einer gewissen Zeit und unter bestimmten Umständen gedacht, sich unserm Herzen und Verstande als so leicht begreiflich darstellt. Betrachtete ich die Zeit und die allgemeinen Lebenszustände, in denen ein so liebendes und liebebedürftiges Gemüt, wie das Jesus, sich entfaltete, so war mir nichts natürlicher, als daß der Einzelne, der eine so ehrlose, hohle und erbärmliche Sinnlichkeit, wie die der römischen Welt und mehr noch der den Römern unterworfnen Welt, nicht vernichten und zu einer neuen, der Gemütssehnsucht entsprechenden Sinnlichkeit gestalten konnte, nur aus dieser Welt, somit aus der Welt überhaupt hinaus, nach einem bessern Jenseits — nach dem Tode verlangen mußte. Sah ich nun die heutige moderne Welt von einer ähnlichen Nichtswürdigkeit als die damals Jesus umgebende erfüllt, so erkannte ich jetzt nur, der charakteristischen Eigenschaft der gegenwärtigen Zustände gemäß, jenes Verlangen in Wahrheit als in der sinnlichen Natur des Menschen begründet, der aus einer schlechten, ehrlosen Sinnlichkeit sich eben nach einer edlern, seiner geläuterten Natur entsprechenden Wahrnehmbarkeit sehnt. Der Tod ist hier nur der Moment der Verzweiflung; er ist der Zerstörungsakt, den wir an uns ausüben, weil wir ihn — als Einzelne — nicht an den schlechten Zuständen der uns zwingenden Welt ausüben können. Der Akt der wirklichen Vernichtung der äußern, wahrnehmbaren Bande jener ehrlosen Sinnlichkeit ist aber die uns obliegende gesunde Kundgebung dieses, bisher auf die Selbstvernichtung gerichteten Dranges. — Es reizte mich nun, die Natur Jesus, wie sie unserm, der Bewegung des Lebens zugewandten Bewußtsein deutlich geworden ist, in der Weise darzuthun, daß das Selbstopfer Jesus nur die unvollkommne Aeußerung desjenigen menschlichen Triebes sei, der das Individuum zur Empörung gegen eine liebelose Allgemeinheit drängt, zu einer Empörung, die der durchaus Einzelne allerdings nur durch Selbstvernichtung beschließen kann, die gerade aus dieser Selbstvernichtung heraus aber noch ihre wahre Natur dahin kundgiebt, daß sie wirklich nicht auf den eignen Tod, sondern auf die Verneinung der liebelosen Allgemeinheit ausging.

*) Ich zitire durchweg nach der ersten Aufl.: Leipzig, E. W. Fritsch; 1871—83.

Wagner, der — wie er selbst sagt — in diesem Sinne „seiner empörten Stimmung" mit dem Entwurfe „Luft zu machen" suchte, fügt bezeichnenderweise gelegentlich der spätern Gesamtausgabe seiner Schriften in Anmerkung zu dieser Stelle noch die Bemerkung hinzu: „Wie sehr in dieser Auffassung nur (wieder) der Künstler thätig war, entgeht wohl unschwer." In der That haben ihn ja auch schließlich „überwältigende Bedenken" abgehalten, den Entwurf auszuführen. Er selbst gesteht ein, daß dem Stoff, wie er nun einmal durch das religiöse Dogma und die populäre Vorstellung von ihm sich dem Volke eingeprägt habe, „ein zu empfindlicher Zwang" angethan werden mußte, wenn er sein modernes Bewußtsein von dessen Natur in ihm kundgeben wollte:

An seinen populären Momenten mußte gedeutet und mit mehr philosophischer als künstlerischer Absichtlichkeit geändert werden, um sie der gewohnten Anschauungsweise unmerklich zu entziehen und in dem von mir erkannten Lichte zu zeigen.

Da ließ ers denn so sein. Dennoch bleibt für uns jener Entwurf — zudem neuerdings von den Erben des Meisters veröffentlicht — ein besonders wertvolles, interessantes und gar bedeutsames Dokument. Es ist vielleicht das merkwürdigste Stück in des Künstlers religiöser Entwicklung, das wir besitzen, und verlangte allein schon ein Buch für sich, wollten wir den tiefern Bezügen und innern Zusammenhängen, die gerade dieses Werk mit seiner spätern, nachschopenhauerischen Periode — trotz aller Revolutions- und Sinnlichkeitstendenz darin — geistig verknüpfen, im einzelnen genauer nachgehen. Feuerbach und die damaligen Junghegelianer steckten ihm, wie auch bei seinen andern Schriften aus dieser selben Zeit bis in die fünfziger Jahre, natürlich im Blute. Und doch — bei seinen Ausführungen über den Tod (S. 50 ff.), über Recht und Unrecht (38), über das Uebernationale (56, 65 f.), Staat und Religion, über Gott Vater, Sohn und heiligen Geist (47), über Heldentum (17): was ist es doch, das schon hier wie ein Vorklang des spätern Wagner uns berührt? Namentlich bei der Stelle (52) über das Aufgeben des Egoismus und das endliche Aufgehen in die Allgemeinheit sehen wir greifbar schon die Brücke vor uns, die es nur noch zu schlagen gilt, um von diesem mehr kommunistischen Gedanken auf den echt christlichen Heilsgedanken hinüber zu gelangen. Eine Korrektur nur, freilich sozusagen eine Radikalkur, eine Wendung, statt nach außen entsprechend nach innen — und wir werden bei Schopenhauer und später selbst beim „Parsifal" anlangen! Noch weit mehr muß uns der Fortschritt in der Christusidee hier auffallen. Erinnern wir uns z. B. nur gleich, wie er in der Schrift „Die Wibelungen" (II, 186, 188) Christus (im Sinne der das Christentum annehmenden Franken) mit Siegfried, dem alten Stammgotte, identifizirt, wie er dann Jesu (zuerst gleichberechtigt) an die Seite einen Apollo als Vorbild für die Zukunftsmenschheit gestellt hatte. Es war schon eine Verbesserung im Geiste einer tiefern Erfassung des Christusideals, was ihn (in den „Fragmenten" u. s. w.) Jesum, als den Gott aller Menschen, Apollo gegenüber, als dem Gott nur der schönen Menschen, mit umfassenderer Wirksamkeit auf die Zukunft ausstatten ließ, und mit dem absichtsvollen Zitat nach 1. Kor. 3, 21—23 („Es sei Paulus oder Apollo ..... alles ist euer. Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes") in unserm Entwurf (S. 85) scheint sogar ein Vorrang Christi über Apollo, die Ueberordnung endgiltig entschieden.*) Vollends nun aber durch die so außerordentlich starke Betonung des Wesens der Liebe, ferner durch die ganz neue Hervorhebung des Todes als Selbstopfers und die daran sich anschließenden Deutungen des Abendmahlsgedankens haben wir uns den neuern Anschauungen Wagners ganz erheblich schon genähert. Wir werden ihn noch bis zu einem gläubig unentwegten „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" im tiefsten christlichen Sinne begleiten dürfen, wollen aber für jetzt den chronologischen Faden unsrer Betrachtung wieder aufnehmen und weiterspinnen.

In „Kunstwerk der Zukunft" (1850) und „Oper und Drama" (1851), den beiden unmittelbar darauffolgenden Schriften, wird in erster jene „neue gesellschaftliche Religion der Zukunft," nach ihrem Wesen und ihrer Entstehung nicht durch den Einzelnen, sondern durch das Volk der Zukunft (III, 65, 76 f.; IV, 91) näher umschrieben, in letzterer vor allem der Begriff Staat und der Widerstreit zwischen Religion und Staat noch mehr vertieft und weiter entwickelt (IV, 45 f.; 54 ff.; 70—80; 82—86; 90 f.; 92—98). In beiden Schriften, und zwar in der erstgenannten noch heftiger, hören wir den Donner der Revolutionszeit gegen das Christentum deutlich vernehmbar noch nachgrollen. (III, 58 f. — dazu Fragm. 24 f. — 75, 86, 96, 127, 145, 195, 382; IV, 45 ff.; 50 ff.; 86, 102.) Dennoch ist in zwei Punkten ein nicht unwesentlicher Fortschritt auch hier wieder zu verzeichnen. Einmal: der Opfertod Christi findet womöglich noch verständnisvollere Würdigung als vordem, und dann: Religion wird als etwas über Staat sowohl als Kirche gleicherweise Erhabnes mit immer größerer Klarheit herausgestellt. Hier ist es auch (IV, 91), wo die von uns früher bereits berührte Definition von Religion, als dem absoluten Gegenbild von Staat, uns zum erstenmal entgegentritt. Hören wir einige grundlegende Bestimmungen!

Im christlichen Mythos „schritt der der Aussöhnung mit sich bedürftige individuelle Mensch bis zur ersehnten, im Glauben aber verwirklicht gedachten Erlösung in einem außerweltlichen Wesen vor, in welchem Gesetz und Staat insoweit vernichtet waren, als sie in seinem unerforschlichen Willen mit inbegriffen gedacht wurden." Körperliche Gestalt nun gewann der christliche Mythos an einem persönlichen Menschen, der — indem er um des Verbrechens an Gesetz und Staat willen den Martertod erlitt — in der Unterwerfung unter die Strafe diese beiden als äußerliche Notwendigkeiten ebensowohl rechtfertigte, als doch auch wieder zu Gunsten einer innern Notwendigkeit, der Befreiung des Individuums durch Erlösung in Gott, aufhob. Daher denn auch die hinreißende Gewalt dieses Mythos auf das Gemüt, die in der von ihm dargestellten Verklärung durch den Tod ihre Erklärung findet. (IV, 46.) — Ich weiß nicht, ob mir meine Leser das nachempfinden, aber es will mir vorkommen, als ob in dieser Ausführung (bei ganz ähnlichem Gedankengang, zu dem frühern gehalten) doch schon ein andrer Ton vom Verfasser angeschlagen worden sei, so etwas wie zunehmender Respekt vor dem „christlichen Mythos" darin leise anklinge. Etwas schärfer lautet freilich wieder die Tonart einige zehn Seiten weiter (IV, 54 f.), wenn auch nicht ohne Bezugnahme auf das zuvor Behandelte. Hier heißt es deutlich, daß „die christliche Anschauung in ihrem innersten Bewußtsein eigentlich den Staat aufhob." Das ist nun freilich nichts Geringeres als eine Erkenntnis, die nur grundsätzlich weiter ausgebaut und fortgebildet zu werden braucht und in der That denn auch später in dieser entwickeltern Form wiederkehrt; aber mit welchen Nebenbestimmungen und Ausschmückungen ist sie zur Zeit bei Wagner noch verbrämt!

War der individuelle Mensch vollkommen mit der Gesellschaft versöhnt — so sagt er —, ja nahm er aus ihr die vollste Befriedigung seines Glückseligkeitstriebes, so war auch jede Notwendigkeit der christlichen Anschauung aufgehoben, das Christentum selbst praktisch vernichtet.

Jenen Zwiespalt, wovon es ursprünglich ausgegangen war, absichtlich zu unterhalten, habe somit Lebensaufgabe der Kirche werden müssen. Der Staat war ihr eigentlicher Lebensquell; die christliche Kirche wütete gegen sich selbst, als sie gegen den Staat kämpfte. Die christliche Anschauung aber ist, zur Kirche verdichtet, nicht nur zur Rechtfertigung des Staates geworden, sondern sie hat sein die freie Individualität zwingendes Wesen erst zu einer solch drückenden Fühlbarkeit gesteigert, daß von nun an der nach außen geleitete Drang der Menschheit sich auf die Befreiung von Kirche und Staat zugleich gerichtet hat. Der „Untergang des Staates" aber kann in diesem Zusammenhange „vernünftigerweise nichts andres heißen, als das sich verwirklichende religiöse Bewußtsein der Gesellschaft von ihrem rein menschlichen Wesen." (IV, 90.) Wie tief diese Anschauungen gerade über den Antagonismus von Staat und Religion, zwischen Gesetz und Liebe in unserm Künstler wurzeln, zeigt überdies die dazwischen liegende (IV, 70—80) geradezu glänzende Darstellung des Antigonekonfliktes in diesem

*) Es ist mir natürlich nicht unbekannt, daß Paulus an bewußter Stelle gar nicht den genannten griechischen Gott gemeint hat. Wagner aber hat sich — absichtlich oder unabsichtlich — die bezügliche Stelle als ein seine Anschauungen bekräftigendes Schriftzitat augenscheinlich in diesem Sinne aufgezeichnet, und ich folge hier nur seiner Auffassung.

Geiste, die besonders nachgelesen zu werden verdient, da sie gleichsam das antike, hellenische Gegenstück zum „Jesus von Nazareth“ abzugeben vermag.

Man erhält bei allen diesen Erörterungen den Eindruck: der Künstler ist auf dem richtigen Wege, allein er steckt in Wald und Gestrüpp und verkennt darüber sein eigentliches Ziel. Es ist ihm noch nicht aufgegangen, daß der Fehler tiefer, im Kern der Welt schon steckt, daher auch diese Welt das gemeinte Ideal überhaupt gar nicht verwirklichen kann. Das Ideal ist vielleicht richtig und gut, auch die Formen sind gefunden, das Gefäß dazu bereit, um es aufzunehmen — nur die Oertlichkeit, wo, und die Art, wie dies geschehen muß, wird eine ganz andre als die gedachte sein müssen. So ist es die Idee des „Reinmenschlichen,“ die jetzt (vgl. oben den letzten Satz) wie ebenso auch am Ausgang seines Lebens im Mittelpunkte seiner Betrachungen steht; aber auf welch ganz andern Punkt hin gerichtet werden wir ihr später wieder begegnen! Unter dem Gesichtswinkel seiner augenblicklichen Anschauungen über Christentum erscheint ihm der Begriff des Volkes durch die christliche Anschauung ins Kosmopolitische „verflüchtigt“ — er will dagegen das Nationale an- und ausbauen; später bildet er selbst doch diese nationale Wurzel echt christlich zur Aufnahme gerade des Uebernationalen, allgemein Menschlichen konsequenterweise fort. Das „Volk“ bleibt das gleiche. Jetzt nennt er es „Gemeinde“ und denkt dabei an „Kommunismus,“ später sagt er „Mitleid“ — beide finden ihr Tertium comparationis in dem Fluch über die „Lieblosigkeit“ unsrer Zivilisation (vgl. IV, 94 und X, 332) und in seinem Begriff des „Liebebedürfnisses“ wie überhaupt der „Liebe.“ Der Unterschied liegt nur eben darin: zur Zeit der Revolution sieht und meint er nur die rein irdische allgemeine Menschenliebe; zur Zeit des Parsifal hat sich ihm die himmlische Liebe „von oben“ geoffenbart. Arthur Seidl

Die kirchliche Lage in Livland

2 (Zweite Hälfte*)

Die fortwährenden Konflikte wurden zuerst bei der Abendmahlsfrage akut. Nach russischem Kirchen- und Staatsgesetz muß jeder rechtgläubige Christ einmal im Jahre zum Abendmahl gehen, widrigenfalls er polizeilich dazu angehalten werden kann. Durch die Verwirklichung dieser Bestimmung suchten die Popen in erster Linie ihr Recht und ihre Macht über die Konvertiten zu erweisen, die aber hierbei hartnäckig Widerstand leisteten. Dann wurde das gewaltsame Einschreiten der Behörden angerufen, und wer sich weigerte, gutwillig zu gehen, durch Prügelstrafe dazu veranlaßt, an der griechischen Kommunion teil zu nehmen; ja es kam vor, daß Leute gebunden hintransportirt und ihnen in gewaltsamer Weise mit den Händen das Sakrament in den Mund gestopft wurde, und als ein solcher Fall einmal durch Verwechslung ein lutherisches Mädchen traf, das klagbar wurde, endete die Sache nach einer Reihe von Jahren damit, daß die Unglückliche, als ihre Sache endlich eine günstige Wendung zu nehmen schien, plötzlich — verschollen war. Als solche Fälle, die die russische Geistlichkeit kompromittiren mußten, sich mehrten, wurde schleunigst eine Verordnung erlassen, die jede Verantwortlichkeit ihrerseits illusorisch machte. Nach vielfachen Zusammenstößen in der geschilderten Art kam der Streit in der Abendmahlsfrage schließlich in der Art zur Ruhe, daß die Popen stillschweigend geschehen ließen, was nicht zu ändern war, und auf die Kommunion seitens der Konvertiten verzichteten — es hätte sonst einer Vermehrung der Landpolizei ins Ungemessene bedurft. Aber die Folge war, daß die „rechtgläubig“ Gewordnen nun ganz ohne Sakrament lebten und ihre Sehnsucht nach der verlassenen Kirche immer stärker wuchs, sodaß sie sich heimlich unter die Zahl der lutherischen Kommunikanten mischten und versuchten, auf diese Weise zum Genuß des Abendmahls zu kommen.

Der zweite Punkt, an dem der Konflikt in hellen Flammen ausbrach, war die Taufe und Firmelung der aus Mischehen

*) Vgl. Nr. 36 und 38 d. J. D H

gebornen Kinder, und damit zusammenhängend die Trauung gemischter Paare. Zunächst kam es vor, daß übergetretene Eltern, die von der Reue ergriffen waren, ihren nachgebornen Kindern die lutherische Nottaufe gaben, um ihnen für später das eigne Elend zu ersparen. Solche Fälle suchte man den Popen zu verheimlichen, während die Kinder doch nicht offiziell in die lutherischen Kirchenbücher aufgenommen werden durften. Bald griff die Nottaufenpraxis überall um sich. Wiederum schritten zuerst auf Anrufen der Popen die Behörden ein, aber wiederum brach sich diese Methode an der Hartnäckigkeit, ja Verzweiflung, mit der die Eltern ihre Kinder verteidigten. Viel schlimmer wurden die Dinge aber durch die Bestimmung, daß gemischte Paare griechisch getraut werden mußten. Die Folge war, daß in manchen Gegenden die wilden Ehen geradezu zur Regel wurden. Die Kinder erhielten gleichfalls die lutherische Nottaufe, und meist lebten die Leute auch in jeder Hinsicht gut, aber die allgemeine Unordnung und Verwirrung nahm immer mehr überhand und alles kirchlich geregelte Leben wurde in immer weitern Kreisen zerstört, denn es war, wie schon betont, nicht möglich, daß die konfessionell Geschiednen sich auch räumlich oder sozial von einander trennten.

Zum dritten endlich handelte es sich um die Frage des Gottesdienstes. Den Konvertiten waren natürlich die lutherischen Kirchen offiziell verschlossen, auch wagten sie sich vielfach aus Scham nicht hinein. Auf russischer Seite war aber nur in sehr mangelhafter Weise dafür gesorgt worden, daß den Bekehrten gottesdienstliche Pflege zu teil wurde. Die Lokale hierzu waren unwürdig und ungeeignet, oft gar nicht vorhanden, und die Priester nicht selten der Landessprachen mangelhaft kundig. Bald blieben die Leute aus der griechischen Kirche einfach weg, und die allsonntägliche Sistirung sämtlicher Gemeindeglieder durch die Landpolizei erwies sich wohl oder übel als unthunlich. Schließlich kam es dahin, daß Popen, um überhaupt Menschen in der Kirche zu haben, nach der Liturgie Predigten aus einer lutherischen Postille vorlesen mußten und die „rechtgläubige“ Gemeinde ihre altgewohnten evangelischen „Ketzerlieder“ sang. Wo es versucht wurde, diesen Zustand zu ändern, war die Folge, daß überhaupt kein Mensch mehr in die griechische Kirche kam.

Derartig waren die Ergebnisse der Konversion: ein totaler Rückschlag nach kurzer Bethörung, Verzicht der russischen Geistlichkeit auf jede auch nur annähernde innere Behauptung der schmachvoll erworbnen Beute, weitgehende Zerstörung aller kirchlichen Verhältnisse im Lande, teils stumpfe Gleichgiltigkeit, teils ratlose Verzweiflung oder die ärgste Gewissensnot unter den Konvertiten, in jedem Falle aber gänzliche innere Entfremdung von der Kirche, die sie gefesselt hielt. Auch äußerlich war die Verbindung mit ihr meist faktisch zerstört, aber die Rückkehr zum verlassenen Glauben nicht möglich. Dazwischen zuckte wieder die Brutalität des Russentums in einem besondern Falle auf, dazwischen ergingen drohende Erlasse von den Regierungsbehörden, Denunziationen gegen evangelische Geistliche, fruchtlose Klagen und Reklamationen von seiten der Landeskirche. Alles aber war einig in der Sehnsucht, die Hölle, in die man geraten war, wieder verlassen zu dürfen. Da zeigte sich unvermuteterweise ein Schein von Hoffnung.

1854 wurde ein Mann zum Generalsuperintendenten von Livland ernannt, dem unsre Landeskirche unendlich viel zu danken hat: Dr. Ferdinand Walter, Pastor zu Wolmar. Walter nahm sich der zahlreichen Klagen und Prozesse an, die von solchen Personen anhängig gemacht waren, die widerrechtlich, d. h. ohne je gesalbt zu sein, von der griechischen Kirche als Glieder beansprucht wurden, und veranlaßte eine umfassende Erhebung im ganzen Lande darüber. Auf diese Weise rettete er gegen hundert Menschen. Aber wichtiger wurde es, daß durch die vielfachen Umfragen, die sich auf die Zugehörigkeit zur griechischen Kirche bezogen, durch die Anfertigung neuer Listen u. s. w., bei den Bauern die Hoffnung rege wurde, es könnte ihnen vielleicht doch noch geholfen werden und eine Rückkehr möglich sein. Der ganze Widerwille gegen die griechische Kirche, in die sie auf eine so elende Weise verlockt waren, von der sie sich dann so hinterlistig bethört und festgehalten sahen, schlug in hellen

Flammen auf, und nun begann ein Sturm auf die lutherischen Pastoren um Wiederaufnahme — freilich umsonst, denn wozu gab es den Swod Sakonow*) und das Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland? Aber die Bewegung war im Gange, Petitionen gingen an den Generalgouverneur in Riga und nach Petersburg, man hoffte viel von dem Regierungswechsel, der den liberalen Alexander II. auf den Thron gebracht hatte, von einer beginnenden Aera der Menschlichkeit in Rußland. Einzelne Maßregeln verhältnismäßiger Milde verstärkten nur die Hoffnungen, und im Frühling 1864 war die Aufregung auf den Höhepunkt gestiegen: Tag für Tag drängten sich die Konvertiten unter Klagen, Flehen und Fluchen auf die griechische Kirche in Massen zu den lutherischen Pastoren — da erscholl plötzlich die Kunde von der bevorstehenden Ankunft des kaiserlichen Flügeladjutanten Grafen Bobrinsky behufs Berichterstattung über die kirchliche Lage in Livland an den Kaiser selbst. Die inständigen Bitten aus dem Lande hatten den Kaiser zu diesem Entschlusse veranlaßt, und alles schöpfte Hoffnung auf eine Aenderung der Zustände. Graf Bobrinsky kam und reiste durch das Land. Der Eindruck dessen, was er sah, gipfelt in der folgenden Stelle seines Berichtes:

Sowohl als ein Mitglied der rechtgläubigen Kirche, wie auch als Russe hat es mich schwer bedrängt, mit eignen Augen die Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit als Folge eines klar dargethanen offiziellen Betrugs sehen zu müssen. Nicht allein die aufrichtigen Reden der unglücklichen Familien, die sich an Ew. Majestät wenden, mit demütigen aber feurigen Bitten, ihnen das Recht zu gewähren, ihre Religion nach der Ueberzeugung ihres Gewissens sich wählen zu dürfen; nicht allein diese offnen und rührenden Ausdrücke ihrer Gefühle haben diesen betrübenden Eindruck auf mich gemacht, sondern vor allem das Bewußtsein, daß solcher Gewissenszwang und der jedermann bekannte offizielle Betrug untrennbar verbunden sind mit dem Gedanken an Rußlands Ehre und die Rechtgläubigkeit.

Der Kaiser präsidirte persönlich der Sitzung der gemischten Kommission für die Regelung der livländischen Verhältnisse, als dieses Memoire Bobrinskys zum Vortrage kam. Zunächst erlangte der Erzbischof Platon von Riga, selbst eine Inspektionsreise in Livland machen zu dürfen und seinerseits ebenfalls Bericht zu erstatten.

Die Dinge, die Graf Bobrinsky auf seiner Reise zu sehen bekommen hatte, waren allerdings derart, daß sie ihm Thränen entlockten. Ueberall drängten sich die unglücklichen Konvertiten massenhaft heran mit flehentlichen Bitten um Barmherzigkeit und den bittersten Klagen über die Sittenlosigkeit der russischen Priester, die Roheit der Beichtpraxis, den unverständlichen Gottesdienst, die gänzliche Entziehung jeglichen geistlichen Unterrichts und Trostes, über das unerträgliche Elend ihrer Kinder. Dem edeln Manne schnitt das in die Seele. Er sah, daß die Leute sich nie mit der griechischen Kirche aussöhnen würden, und wenn er ihnen auch nichts versprechen konnte, so war es doch den Unglücklichen ein Trost, daß er sie freundlich anhörte — wußte man doch auch, daß der Kaiser erfahren würde, was sein Abgesandter sah.

Anders verlief der Gegenzug, den bald darauf der Erzbischof Platon durch seine Inspektionsreise unternahm. Die steten Aeußerungen des Unwillens waren so beredt und deutlich, daß der Erzbischof nicht umhin konnte, einzusehen, daß im Grunde von einem Besitz der griechischen Kirche in Livland gar nicht die Rede sein könne. Einmal entfuhr ihm sogar angesichts einer klagenden und drohenden Menge von Konvertiten die unvorsichtige, aber bezeichnende Aeußerung: wenn es auf ihn ankäme, so würde er sie allesamt aus der russischen Kirche jagen, aber es stehe nicht in seiner Macht! Das war die Ueberzeugung des obersten geistlichen Hirten der rechtgläubigen Seelen in Livland von dem innern Recht seiner Sache.

Graf Bobrinsky hatte am Schlusse seines Berichts anheimgestellt, „eine umfassende Revision und Rekonstruktion der Verzeichnisse der Neubekehrten" vorzunehmen. Wie er es verstand, bedeutete das die Freigabe des Rücktritts zur lutherischen Kirche; eine solche Menschlichkeit lag aber in Rußland selbst unter Alexander II. nicht im Bereich des Möglichen. Trotzdem geschah, so viel geschehen konnte, ohne dem Swod Sakonow geradezu

*) Der russische Gesetzeskodex. D H

ins Gesicht zu schlagen: es wurde dem lutherischen Konsistorium von Livland durch den kaiserlichen Generalgouverneur „konfidentiell" mitgeteilt, daß in Zukunft bei gemischten Ehen die Konfession der Kinder freigegeben und keine Reverse behufs deren Verpflichtung für die griechische Kirche mehr gefordert werden sollten. Das war alles. Wer einmal in den Fesseln der „Rechtgläubigkeit" lag, blieb zeitlebens in diesen Banden. Aber wenigstens die zukünftige Generation war wieder frei. Als Folge dieser Erlaubnis war mit Sicherheit das gänzliche Aussterben der griechischen Kirche in Livland innerhalb zweier Menschenalter zu erwarten.

Thatsächlich geschah aber von seiten der russischen Geistlichkeit alles, um die Wirksamkeit der kaiserlichen Verordnung zu hintertreiben. Sie konnte das um so eher, als die nie publizirt worden ist, sondern nur „konfidentiell" existirte. Mehr wagte der Selbstherrscher nicht. Im ganzen aber begann seit dem Jahre 1865 eine Epoche verhältnismäßiger Toleranz, die bis zum Tode des Kaisers Alexander II. währte. Nicht laut Gesetz, aber thatsächlich kehrte bei weitem die Mehrzahl der Konvertiten zur lutherischen Kirche zurück, d. h. sie hielten sich zum Gottesdienst und Sakrament, gaben, wo beide Eltern griechisch waren, den Kindern die lutherische Nottaufe, deren Vermerk in den Kirchenbüchern geduldet wurde, blieben der griechischen Kirche vollkommen fern, und die lutherischen Geistlichen thaten, was ihnen möglich war, um den Bedauernswerten ihre Lage zu erleichtern. Man kann sagen, daß es in den siebziger Jahren kaum eine „rechtgläubige" Kirche in Livland gegeben hat. Vexationen der Konvertiten und der lutherischen Geistlichkeit waren zwar häufig, aber die „Gesetze" schliefen sozusagen einen Halbschlummer.

Immerhin blieb die Lage gespannt, unsicher und aller wirklichen Humanität und Toleranz unwürdig. Vielleicht wäre trotzdem im Laufe der Zeit die furchtbare Wunde vernarbt, wenn diesem Zustande eine lange Dauer beschieden gewesen wäre. Aber es sollte nicht so sein. Kaiser Alexander II. verblutete von den Bomben der Anarchisten zerschmettert, am 13. März 1881, und unter seinem Nachfolger gewann die Partei, der es schon mehrfach gelungen war, das humane System der vorigen Regierung zu erschüttern, maßgebenden Einfluß, und eine der ersten Folgen war die Wiederherstellung des Zustandes der Rechtlosigkeit und Drangsal für die livländische Landeskirche.

Die neue Agende für die preußische Landeskirche

4. Schluß und Zusammenfassung*)

Doch das sind Fragen der Formulirung. Wichtiger ist und hier zum Schluß der rechte Ort, noch auf einen Punkt hinzuweisen, der in sämtlichen mit ihm sich berührenden Formularen im Unklaren bleibt. Spiegelt sich auch darin das Doppelgesicht des Kirchenbegriffs bei uns Evangelischen, so wäre doch vielleicht da oder dort möglich, zu konkretern Fassungen zu gelangen und dadurch unsrer „sichtbaren" Kirche zu einer klarern Gestalt im Bewußtsein unsers evangelischen Volkes zu verhelfen. Es handelt sich um die Frage nach dem handelnden Subjekt bei einer Reihe der besprochnen Handlungen, um das „Ich" oder „Wir," das da erscheint. Am einfachsten liegt es bei den von dem Gemeindepfarrer zu vollziehenden Handlungen. Und doch auch nicht ganz einfach. Bei der Liturgie für den Sonntagsgottesdienst erscheint das Ich des Pfarrers nur im Munde der Gemeinde in ihrem Gegengruß: „Und mit deinem Geiste," wo er erwähnt wird als die Persönlichkeit, die berufen ist, inmitten der gottesdienstlich versammelten Gemeinde das zum Ausdruck zu bringen, was die Gemeinde im Angesicht Gottes bewegt oder bewegen soll, und was Gott ihr kundthun will. Dazu ist er berufen kraft seines Amtes nach unsrer evangelischen Kirchenordnung. Dasselbe gilt bei der Taufe, wo es ganz schlicht heißt: „Ich taufe dich" u. s. w. Die Person des „Ich" ist hier ganz gleichgiltig. Der Pfarrer thuts, weil er dazu berufen ist. Es könnte ebenso gut heißen: Sei getauft oder wir taufen dich.

*) Vgl. Nr. 37, 38, 39, 41 d. J. D H

Aehnlich liegt es bei den mehrfach nötigen Fragen, wenn der Geistliche sagt: „Ich frage dich.“ Er thut es, man kann beides sagen im Namen der Gemeinde und im Namen Gottes oder Christi. Bei den Einweihungsformularen ist es deutlich zum Ausdruck gebracht, daß der Pfarrer im Namen der Gemeinde redet, wenn als Formel gewählt ist: „wir stellen die Kirche, den Kirchhof nun in den Dienst Gottes“ u. s. w. Etwas anders liegt die Sache, wo es sich um einen kirchenrechtlichen Akt handelt. So heißt es im Konfirmationsformular nach der Einsegnung ganz korrekt: „so erteile ich als ein verordneter Diener der Kirche euch die Befugnis“ u. s. w. Der Gedanke kann wohl nur sein: euch, als Mitgliedern unsrer Landeskirche, die ihr als solche an die bei uns für gut befundnen Ordnungen gebunden seid, ich als verordneter Diener dieser Kirche. Hier und in den sofort zu erwähnenden Fällen wäre aber dann das „der Kirche“ vielleicht in das zudem viel wärmere „unsrer Kirche“ umzuwandeln. So heißt es auch bei der Trauung in den aus den Zeiten vor dem Zivilstandsgesetz stammenden Formularen ganz richtig: „so spreche ich als ein verordneter Diener der Kirche euch hiermit zusammen.“ Weniger korrekt ist es auch in dem zweiten Formular beibehalten: „so segne ich als ein verordneter Diener der Kirche euren ehelichen Bund.“ Als verordneter Diener der Kirche vollzieht der Pfarrer auch die Taufe, weil dies in unsrer Kirche die Ordnung ist. Aber da nicht in dieser seiner Stellung die Kraft der Taufe begründet liegt, so fällt es dort niemand ein, diese Einschaltung vorzuschlagen. So bliebe sie wohl auch in jenem zweiten Trauformular richtiger fort. Dagegen wäre diese Formel am Platz bei der Einführung der Aeltesten durch den Pfarrer, wo es im Entwurf nur heißt: „so führe ich euch hierdurch in das Amt eines Aeltesten an dieser Gemeinde ein.“ Auch bei der Bestätigung einer Laientaufe, wo es sich um die amtliche Konstatirung ihres ordnungsmäßigen Vollzugs handelt, ist die Formel des Entwurfs: „die ich hiermit kraft meines Amts als verordneter Diener am Worte Gottes bestätige,“ besser zu ersetzen, in Uebereinstimmung mit den vorhin genannten Erklärungen, durch: die ich als verordneter Diener der Kirche hiermit bestätige. Betreffs der Beichte ist schon oben die Frage gestreift worden. Die Formel „kraft meines Amts als ein berufener und verordneter Diener des Worts“ kann ruhig wegbleiben. Denn die Verkündigung der Sündenvergebung erfolgt nicht mehr als die Taufe „kraft des Amts“; sie ist gemeinchristliche Befugnis. Der Geistliche übt sie nur in Vertretung der Gemeinde oder ihres Herrn. Viel besser ist darum die Formel des zweiten Formulars: „verkündige ich auf den Befehl Gottes.“ Man nenne das nicht minutiös. Unbewußt trägt die Unklarheit der Stellung des Pfarrers, die diese ziemlich prinzipios wechselnden Formeln ihm zuweisen, gewiß nicht nur mit dazu bei, daß unsern Gemeinden die Kirche ein ganz unfaßbares Etwas ist, sondern nicht selten wird dadurch auch eine Vorstellung von dem evangelischen Pfarrer genährt, die ihn dem katholischen bedenklich nahe rückt und ihn bei unfreundlicher Stellung kurzerhand als „Pfaffen“ abthun läßt, der Rechte und Vollmachten für sich in Anspruch nimmt, die man mit vollem Recht ihm zuzuerkennen nicht gewillt ist. Eine Stufe höher begegnet dieselbe Unklarheit bei den Formularen für die Ordination und die Einführung von Pfarrern. Bei dem Einführungsformular heißt es einfach: „ich bestätige dich.“ Wer ist der Ich? wie kommt er zu dieser Fähigkeit? In dem ersten Ordinationsformular heißt es besser: „ich, kraft des mir gewordnen Auftrags.“ Aber wer gab diesen? Im zweiten treten, falls es nicht Pluralis majestaticus ist, an die Stelle des „Ich“ die „Wir,“ wohl umfassend den Ordinator und seine Assistenten. Diese führen sich in diesem Akt ein „als verordnete Diener des heiligen Evangeliums.“ Und wenn es nachher heißt: „So geben wir denn hiermit Macht und Recht“ u. s. w., so scheinen sie die Vollmacht dafür eben auf jene Eigenschaft als verordnete Diener des heiligen Evangeliums zurückzuführen. Da ist denn doch zu viel Konfusion selbst für uns Evangelische. Man sage doch: kraft des mir von den berufnen Obern unsrer Kirche oder ähnlich, oder kürzer: kraft des mir in unsrer Kirche verliehenen Amtes. Der Pluralis majestaticus war übrigens nicht Scherz; er erscheint in einem am Schluß beider Beichtformulare gleichlautenden Satz, der den soeben angeregten Gedanken weitern Stoff bietet: „Sollten sich Personen unter uns befinden, die, durch etwaige Gemütsbekümmernis gedrückt, unsers besondern Rates und Trostes bedürfen möchten, so sind wir bereit, ihnen solchen vermöge unsers Amtes und nach unsern Kräften zu gewähren.“ (Das verschiedensinnige „uns“ ist überdies ein stilistischer Fehler, der heute nicht mehr gestattet ist.) —

Wir sind mit der Detailbetrachtung zu Ende. Fassen wir, abgesehen von allen Einzelheiten, die hervorgetretnen Wünsche zusammen. Mit dem Formaleren anzufangen, so geht der erste Wunsch dahin, daß das dargebotne Material noch einmal, vor allem unter dem Gesichtspunkte der erbaulichen Kraft, scharf gesichtet, da und dort dadurch entstehende Lücken, und zwar auch durch schöpferische Kraft unsrer ersten (s. v. v.) Kanzelredner der Gegenwart, ergänzt, daß die Sprache durchweg, ohne ihr das Ehrwürdige, Lapidare irgend zu nehmen, von Schnörkeln, Altertümeleien, Unebenheiten und Schwerfälligkeiten gereinigt, daß entbehrliche theologische Formeln noch peinlicher vermieden, redaktionelle Verschiedenheiten in den einzelnen Abschnitten ausgeglichen werden. Dahin gehört auch, daß viel konsequenter als in dem Entwurfe die unabkömmlichen Abschnitte durch fetten Druck, vielleicht auch durch getrennte Gruppirung von den nur fakultativ dargebotnen Formulirungen unterschieden werden.

Dies führt zu dem zweiten Wunsch. Er geht dahin, daß viel weniger, als im Entwurfe vorgeschlagen ist, agendarisch festgelegt werden möchte. Unter den Gemeindegottesdiensten nur die Liturgie für den Hauptgottesdienst an Sonn- und Festtagen und das Minimum an liturgischen Formeln für andre gottesdienstliche Versammlungen; bei den Handlungen nur je der Kern der Handlung. Für alles andre mögen Formulirungen und Schemata zum fakultativen Gebrauch dargeboten werden, aber ohne Verbindlichkeit, ohne Ausschluß eigner Fassungen. Durch die Erfüllung dieses Wunsches wird, soweit ich sehe, das in unserm ersten Artikel dargelegte Interesse, das zur Schaffung fester liturgischer Formen drängt, nicht geschädigt; ihm ist genügt durch das der agendarischen Fixirung Ueberwiesene. Wohl aber wird ein nicht minder wichtiges Interesse dadurch in ausgiebigerer Weise gewahrt. Das ist die möglichste Freiheit der Bewegung für den Geist, wenn er nach dem unmittelbarsten Ausdruck dessen ringt, was in ihm lebendig und darum am sichersten lebenweckend ist, oder wenn er für allgemeine Wahrheiten gegenüber bestimmten, eben vorliegenden Verhältnissen die geeignetste konkrete Ausprägung sucht; sodann der Raum für schöpferische Geister, neben den überkommnen Formen noch weitere zu schaffen, in denen die evangelische Frömmigkeit ihr Wesen bezeugen, durch die sie sich kräftigen und, was sie hat, andern zu ihrer Erbauung darreichen kann; endlich der Zwang für alle Geister, selbst zu sinnen, was jeweilen das Gebotne, das Wirksame ist, und so vor jeder Mechanik, jedem Handwerksmäßigen in ihrem Berufswirken sich zu bewahren.

Ein dritter Wunsch war, daß für Taufe und Konfirmation noch je ein Parallelformular geboten würde, in dem das Apostolikum eine andre Stellung erhält. Auch dieser Wunsch liegt, wie mir scheint, innerhalb der Linie des in den weitesten Kreisen unsrer Kirche prinzipiell Zugestandnen. Sollen dieses altchristliche Symbol und seine sämtlichen einzelnen Sätze kein starres Lehrgesetz sein, gesteht man zu, daß es ein Christentum geben kann, ob man es auch als unvollkommen beurteilen mag, das, mindestens zur Zeit, nicht allen jenen Sätzen mit voller Ueberzeugung beizustimmen vermag, ist man nicht willens, alle, die auf diesem Standpunkte sich befinden, auszuschließen von dem Recht der Patenschaft und von der Teilnahme am heiligen Abendmahl, und allen Geistlichen, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen können, Paten und Konfirmanden eine solche Verpflichtung aufzuerlegen, sie durch diese Zumutung in schwere Gewissensnot zu bringen oder zu leichtfertiger Behandlung heiliger Dinge zu versuchen, das Pfarramt in unsrer Landeskirche zu verweigern, so muß man bei Taufe und Konfirmation eine Formulirung der Fragen an Paten und Konfirmanden zulassen, die sich nicht auf den Wortlaut des Apostolikums bezieht. Daß dies und zwar ganz deutlich, möglich ist, ohne das Wesen jener Handlungen zu alteriren, ja daß dann erst ihr Grundgedanke

in voller Klarheit hervortritt, ist oben gezeigt worden. Volle Wahrhaftigkeit und Freudigkeit gegenüber bescheidnern Anforderungen ist gewiß vor Gott höher geachtet und für die Sache Christi unter uns mehr wert, als eine mit Vorbehalt und halbem Herzen zugesagte Verpflichtung, die man zu erfüllen vielleicht außer stande ist, deren Tragweite man vielleicht nicht einmal ernstlich erwägt.

Es sind glücklicherweise nicht dogmatische Fragen, die hier mitsprechen. Es sind liturgische und pädagogische. Ist dies und das bei der Taufe, der Konfirmation unentbehrlich? Ist es nach pädagogischen und religiösen Gesichtspunkten nicht richtiger, das, was entbehrlich ist, auch wegzulassen oder freizugeben? Es sind auch nicht Richtungsfragen. Der jüngst verstorbne Professor D. Meuß erklärt in seinem Werke: „Die gottesdienstlichen Handlungen von individueller Beziehung," 1892, gegenüber der herkömmlichen Form von Bekenntnis und Gelübde bei der Konfirmation:

An dieser erscheint uns ganz besonders fraglich die buchstäbliche Wiederholung des apostolischen Symbols, selbst wenn wir, wie es bei dem Verfasser dieses der Fall ist, keinen Anstand nehmen, für unser Teil es Wort für Wort zu unterschreiben. Keinesfalls ist sie bei der Einsegnungsfeier unentbehrlich. . . . Aber wir zweifeln, ob es auch nur für den Zweck, um den es sich hier handelt, recht geeignet ist. . . . Wir wollen nicht die kirchliche Glaubensformel an die Stelle des Glaubens setzen, an dem die Seligkeit hängt, und an dem der Herr die Seinen erkennt. Die Art, wie „der Glaube" bei der Konfirmation abgefragt zu werden pflegt, verführt leicht zu gedankenlosem Jasagen und zum Uebersehen dessen, was der tiefste Grund des Heils ist. . . . Es fragt sich, ob nicht die an die Konfirmanden zu richtenden Bekenntnisfragen überhaupt andrer Art sein sollten, nämlich solche, die von vornherein ihr Herz unmittelbarer berühren als der Wortlaut des Apostolikums. . . . Es ließe sich vielleicht ein kürzeres Bekenntnis von sich wesentlich mit den drei Artikeln deckendem Inhalt aufstellen, das doch eine mehr in das Gemüt greifende, mehr das Heilsbedürfnis treffende, weniger den Zweifeln des Verstandes Raum lassende Sprache führte. Ein so lautendes Bekenntnis würde bei dem hinreichend vorbereiteten Konfirmanden kaum auf innern Widerspruch stoßen.

Diese Worte beweisen, daß bei der angeregten Frage nicht der dogmatische Standpunkt noch die kirchliche Richtung, sondern die pastorale Weisheit das Wort zu führen hat.

Man konnte billig fragen, ob unsre Zeit im religiösen und kirchlichen Gebiet nicht dringendere Aufgaben habe, als die Revision von agendarischen Formen, ja ob sie nicht bei dem gährenden Uebergangscharakter, der ihr auch im kirchlichen Gebiet durch den von uns Einzelnen unabhängigen Gang der geistigen Entwicklung aufgeprägt ist, sehr wenig zur Lösung einer solchen Aufgabe geeignet sei, und ob deren Inangriffnahme nicht ohne Not neue Erregungen und Auseinandersetzungen heraufbeschwöre. Gelänge es durch diese Revision unsern Kirchengenossen zu mehr Freudigkeit in ihrem Christenstande und zu verständnisvollerer, innigerer und persönlicherer Anteilnahme an unserm Gottesdienstleben zu verhelfen, so wäre sie trotz jener Bedenken als ein zeitgemäßes und segensreiches Werk zu begrüßen. Ohne die gewünschten Aenderungen wage ich darauf nicht zu hoffen. Eine Zeit, die von viel tiefer gehenden Interessen bewegt ist, die nach neuen Mitteln sucht, dem Evangelium seine Sauerteigsarbeit am Volksleben, vor allem gegenüber den Mißständen und Bedürfnissen im wirtschaftlichen Gemeinschaftsleben, aber nicht minder gegenüber der eigenartigen geistigen Physiognomie der Gegenwart, besser, durchgreifender, allseitiger als bisher zu ermöglichen, eine Zeit, die dürstet nach gewaltigen, aus ihr gebornen und ganz ihre Sprache redenden, ihren Geist verstehenden Persönlichkeiten, in denen Christus allbestimmend lebt, und sich sehnt nach einer neuen Gemeinschaft des heiligen Geistes, die sich nicht nur in den Feierstunden, sondern auch im Alltagsleben mit seiner Arbeit, Sorge und Not wirksam erweist, eine Zeit, auf die am mächtigsten Einfluß üben nicht Gedankengebilde und nicht Gemütsstimmungen, sondern die großen Realitäten der Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart — eine solche Zeit giebt nicht viel Hoffnung, daß leise Aenderungen, einheitlichere Ordnungen in den festen Formen des Gottesdienstes von großem Einfluß auf sie sein werden. Aber ihr Sandkörnlein können auch sie beitragen zum Weiterbau des Reiches Gottes. Und für die, die die stillen Heiligtümer der Andacht und Feier lieben, oder die, die es im Sturmgetriebe draußen allmählich immer mächtiger nach ihnen verlangt, können sie immerhin die

Anziehungs- und die Erbauungskraft des dort Gebotnen nicht unwesentlich erhöhen. Andrerseits können diese Ordnungen auch, wenn sie nicht glücklich sind, draußen die Entfremdung und drinnen die geistige Trägheit und gewohnheitsmäßige, gedankenlose Andacht steigern. Jedenfalls ist die Generalsynode trotz alledem, was die Bedeutung der Frage herabzumindern vermag, seit ihrem Bestehen noch nie vor eine Aufgabe gestellt gewesen, die so tief in das innere Leben der Kirche, in das Heiligtum des Glaubens greift. Gewiß ist sie, wie die Vorrede des Entwurfs hervorhebt, nach unsrer Verfassung die berufne Instanz, diese Frage zu lösen, sodaß ein Kompetenzstreit, wie er bei der königlichen Anordnung der alten preußischen Agende die Kirche durchtobte, ausgeschlossen ist. Aber der Verfassungsparagraph war nicht in der Lage zu bestimmen, wie weit das Agendenrecht billig reichen soll, wo die unverletzliche Linie liegt, bei der in einer evangelischen Kirche die Freistätte der Individualität und des persönlichen Gewissens beginnt. Möge es der Generalsynode gelingen, frei von jeder Lust zu majorisiren und zu schablonisiren, diese Linie einzuhalten, als würdige Erbin des Geistes, dem unsre Kirche ihre Sonderexistenz verdankt, indem er in kritischer Zeit der Reformationsbewegung in Speier erklärte, daß in Sachen des Glaubens jeder für sich selbst vor Gott stehen und die Freiheit haben müsse, nach seinem Gewissen zu handeln, und daß in solchen Dingen keine Mehrheit gelte, vielmehr Mehrheit und Minderheit gleich sei. v S

Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission

3. Die Sonntagsschule und die Landschullehrer

Wir haben die in Stadt und Land zerstreuten Pfleg- und Erziehungsstätten kennen gelernt, die Falks begeisterndes Vorgehen seinen Schützlingen zu eröffnen wußte. Es ist leichter, selbst etwas zu thun, als andre zum gleichen Thun anzuregen und anzuleiten. In diesem Sinne will Falks Handlungsweise gewürdigt werden. Er meinte zunächst keiner besondern Anstalten zu bedürfen. Der Raum stand allenthalben bereit, dessen er zur Aufnahme der Kinder benötigte. Nur die Liebe, die in diesen bürgerlichen Räumen wohnte, galt es zu wecken, die vorhandnen, aber verborgnen Kräfte für das große Werk zu entbinden.

Aber diese anregende Thätigkeit konnte sich nicht darauf beschränken, die Beziehungen zwischen Meistern und Kindern nur eben einzuleiten, um sie dann völlig ihrer Fürsorge zu überlassen. So weit reichte freilich Falks Idealismus nicht. Er wußte sehr wohl, daß es hier einer dauernden Leitung und Aufsicht bedurfte. Aus den Händen der Gesellschaft der Freunde in der Not haben die Meister ihre Pflegebefohlenen übernommen. Die Gesellschaft bildet nicht nur den „lebendigen Mittelpunkt" dieser ganzen Liebesthätigkeit, sie, oder sagen wir lieber gleich Falk selbst, übt auch eine dauernde Kontrolle an Meistern und Kindern aus. Der schon erwähnte Kontrakt äußert sich darüber:

Da die Gesellschaft an diesen Kindern Elternstelle, folglich auch Elternrechte übernimmt, so versteht sich von selbst, daß bei Anstößen aller Art, sie haben Namen, wie sie nur immer wollen, die Person ihres jedesmaligen Vorstehers die erste väterliche Behörde bleibt, an die sich der Meister zu wenden hat.

Der Natur der Sache nach entzieht sich die Art des Einflusses, den Falk hier übte, der vollen Oeffentlichkeit. Neben den erfreulichen Erfahrungen, von denen wir hörten, mögen auch viele entgegengesetzte hergegangen sein. Bitter hört man ihn wohl brieflich über den tierischen Eigennutz, die Unvernunft der Menschen klagen. Und wenn man bedenkt, was Falk von diesen Meistern forderte — die Aufnahme von oft durchtriebnen kleinen Vagabunden in Haus und Lehre —, so macht man sich eine Vorstellung davon, daß es ohne manchen Aerger und Kampf nicht kann abgegangen sein. Wie aber hat Falk seinerseits, abgesehen von seinen steten persönlichen Beziehungen zu den Meistern, der letztern erziehende Arbeit an den Kindern unterstützt? Diese Frage ladet uns zu einem Eintritt in seine Sonntagsschule ein.

Allwöchentlich sammelte Falk seine zerstreuten Kinder im

Vaterhause um sich. Die Sonntagsschule fleißig und unausgesetzt zu besuchen, haben sie selbst versprechen müssen, ebenso wie die Meister verpflichtet waren, sie dazu anzuhalten. Bei den Kindern, die auf dem Lande in der Lehre standen, fand dieser Besuch natürlich in längern Zwischenräumen statt. Um uns aber ein richtiges Bild von diesen Zusammenkünften im elterlichen Hause zu machen, werden wir zunächst alle Gedanken an ein eigentliches Schulwesen beiseite setzen müssen. Sowohl der „Kontrakt mit dem Lehrmeister" wie die „Verpflichtung des Lehrburschen" spricht in einem Satz, man möchte sagen in einem Atemzuge, von dem Besuch der Sonntagsschule und — von der Verwendung freier Nebenstunden zur Anfertigung von Probearbeiten für arme Mitschüler. Für Falk steht dies beides nicht in äußerlicher Beziehung. Durch und durch praktisch, wie dieser Idealist war, bildete, wenn ich so sagen darf, den ersten Unterrichtsgegenstand in dieser Sonntagschule ein lebendiges Darstellen „des Geistes des Instituts, durch wechselseitige Aushilfe einander beizuspringen." (Aufruf, S. 40)

Falk dachte von der Liebe hoch. Sie war ihm nicht eine Tugend neben andern. Sie war ihm das Letzte, Höchste, sein Ein und Alles. Zur Liebe seine Kinder zu erziehen, war sein Augenmerk. Die Verpflichtung des Lehrburschen lief darum in die Worte aus:

Ich N N lege hiermit das feierliche Gelübde ab, daß ich alles Geld, was beim Ausdingen, Lossprechen, für Bett und Kleidung oder sonst an mich gewendet worden, nur so betrachten will, als ob es mir von armen Witwen und Waisen geliehen wäre. Wo demnach irgend einmal ein armes Kind unversorgt an meine Thür klopft, so will ich dasselbe ebenfalls liebreich aufnehmen, gleichwie die frommen Freunde in der Not mich aufgenommen haben, auf daß Christi Reich auch an meinem Teile immer mehr durch mich befördert und in dieser und in jener Welt erweitert werde. (S. 48)

Ist das eine deutliche Erinnerung an Falks eignen Lebensweg, so war er doch nicht gesonnen, die Erfüllung dieses Versprechens, wie es bei ihm selbst der Fall gewesen, einer ungewissen Zukunft zu überlassen. Sie sollten das schon als Kinder lernen. Und lernen sollten sie es, indem sie es übten.

Da — schreibt Falk — nach der gesetzlichen Einrichtung der Sonntagschule alle diese durch die Gesellschaft bei Meistern untergebrachten Lehrlinge selbst die benötigten Kleidungsstücke nicht als Geschenk, sondern nur als Prämie ihres Fleißes erhalten, so ist hierdurch eine dem Institut sehr nützliche wetteifernde Thätigkeit von Probearbeiten der Knaben in den verschiedensten Gattungen entstanden. Die Mädchen*) strickten aus geschenkter Wolle ein Paar Strümpfe für sich und ein Paar für die Lehrburschen. Die Schuhmacher verfertigten Schuhe für die Schneider, die ihnen dafür Hosen, Kamisole und Röcke anmaßen, wozu das Zeug abermals von den Tuchmachern verfertigt, die Wolle aber und das Garn von den Kindern gezupft und gesponnen wurde. (S. 35)

Falk giebt ein genaues Verzeichnis der auf diese Weise verfertigten Arbeiten mit Angabe der Kinder, deren Fleiß sie entstammten. Da begegnet man 200, 60, 30, 15 Ellen Leinwand, 60 Ellen gestreiften Hosenzeugs, 20 Ellen bunten Zeugs zu Schürzen, einem vergoldeten Rahmen, einem Paar zweinähtige Stiefeln, kleinen Körbchen und Tischchen, zwei Kohlpfannen u. s. f. Ein Teil dieser Gaben kam bei einer im Saal des Stadthauses veranstalteten Ausstellung zum Verkauf, der größre aber bildete den Gegenstand eines fröhlichen Tauschgeschäfts, das sich unter Falks Augen zwischen den zur Sonntagschule versammelten Kindern vollzog. So wurden sie zum „praktischen Christentum" erzogen, sie konnten ihrer eignen Kraft froh werden, und ein Band gegenseitiger Liebe schlang sich um den ganzen Kreis, knüpfte alle immer fester an das Haus, das den Mittelpunkt ihres Lebens, ihrer Gedanken und ihrer Arbeit bildete. Und es war nur eine Anwendung des gleichen Grundsatzes, wenn Falk von seinen Kindern in den Hungerjahren 1816—18 Brot unter die Bettelkinder Weimars verteilen ließ, oder ihnen das Tischgebet „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!" dadurch erklärte, daß sie einen eben anklopfenden Handwerksburschen zu Tische laden und an ihrer Mahlzeit teilnehmen lassen mußten.

Neben dieser praktischen Unterweisung durch eignes Lieben und Dienen war nun freilich auch der eigentliche Unterricht nicht zu entbehren. Die Rechenstifte und Schiefertafeln fehlten

*) Auch auf diese erstreckte sich Falks Fürsorge, doch ging „das Spinnrad," wie er diesen Teil seiner Thätigkeit bezeichnete, später, wie es scheint, in andre Hände über.

in dieser Sonntagschule nicht. Namentlich aber legte Falk großen Nachdruck auf deutliches, verständnisvolles Lesen und Deklamiren. So wurden auch von kleinen Kindern Stücke des Alten Testaments, Psalmen, aber ebenso Klopstocksche Oden und von Falk selbst verfaßte, volkstümliche Erzählungen, zumal aus der Reformationszeit,*) gelernt und hergesagt. Und wie war in Falks Hause alles von frohem Sang und Klang begleitet! Luthers und Paul Gerhardts Lieder erklangen hier in der Zeit der Gesangbuchsnot von fröhlicher Kinder Lippen. Und wieder wußte er selbst schlicht und innig den rechten Ton zu treffen. Jene praktische Liebesübung der Sonntagsschule begleitete das Lied:

Urquell aller Seligkeiten,
Jesus, dem mein Herz entbrennt,
Dich zu speisen, Dich zu kleiden
Ist, mein Heiland, mir vergönnt.

Wenn er ihnen von unvergeßlichen Jugenderinnerungen erzählte, erklang wohl das Lied, das er ihnen aus dem Munde sturmerfahrener Schiffer brachte:

Wie mit grimmgem Unverstand
Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land,
Vor des Sturmwinds Schlägen!
Einer ists, der in der Nacht,
Einer ists, der uns bewacht!
Christ, Kyrie,
Du schlummerst auf dem See!

Und wenigen dürfte es gegenwärtig sein, wie Falks Sonntagschule die Heimat unsers Festliedes ist:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren, Christ ist geboren!
Freue dich, freue dich, o Christenheit!**)

Wie anders war es einst im Hallischen Waisenhause hergegangen, als nach Uhlhorns Urteil***) Engherzigkeit und ängstliches Christentum die Kinder mit Erbauungsstoff übersättigten. Aber wir brauchen den Vergleich nicht in so weiter Ferne zu suchen. Von Falk angeregt †) hatte der Graf Adalbert von der Recke in Düsselthal eine Anstalt, besonders für die Kinder von Verbrechern, gegründet. Falks Schüler, Johannes Denner, besuchte sie im Jahre 1825.

Die Anstalt, schreibt er,††) hatte einen von der Falkschen sehr verschiednen Charakter . . . auch innerlich, dem darin herrschenden Geiste und christlichen Gepräge nach. In letzterer Beziehung bildete sie, durch starke Hervorhebung des Opferblutes des Lammes und der Versöhnungsgnade des Heilandes, durch das Dringen auf Buße und Bekehrung, durch strenge Betonung des anererbten Grundverderbens menschlicher Natur u. s. w. geradezu einen fast überspannten Gegensatz.

Wir kommen auf dies Urteil zurück. Es genügt hier, den Gegensatz gekennzeichnet zu haben, in dem Falks Erziehungsmethode zu der eines hervorragenden Vertreters des modernen Pietismus stand.

Die Sonntagschule war nicht die einzige Gelegenheit, bei der er seine Gedanken über praktische Volkserziehung verwirklichte. Verschiedne Antriebe kamen zusammen, um seine Thätigkeit auch unmittelbar auf das Gebiet des eigentlichen Volksschulwesens auszudehnen. Er bedurfte der Mitarbeiter, auch im Hause und in der Sonntagschule, eines dritten Kreises neben jeden beiden ersten, die wir bereits kennen lernten, der ihn in der Beaufsichtigung, Erziehung, dem Unterricht der Kinder selbst

*) „Doktor Martin Luther und die Reformation, sowie Leydens Belagerung durch die Spanier, wie solche in der Weimarischen Sonntagschule gesungen und gesprochen wurden" — eine Probe bei Oldenberg, S. 105 ff. Auch „Das Vaterunser der Weimarischen Sonntagschule" wird hierher gehören. Noch auf seinem letzten Krankenlager war er mit einem solchen Gedicht „Die unüberwindliche Flotte Philipps II." beschäftigt. Wie Falk zu erzählen wußte, zeigt auch sein „Volksspiegel, zur Lehr und Besserung" (Leipzig, 1826), ein Band moralischer Geschichten, in dem freilich manches unserm Geschmack widerstrebt.

**) Wie weit Falk hier an ein älteres Volkslied angeknüpft hat, vermag ich nicht zu sagen. Aber merkwürdig, wie innig dies Lied in die Anfänge der innern Mission verwoben ist. Denn auch die Melodie, die wir heute singen, einer italienischen Volksweise entnommen, stammt von Louise Reichardt, der ältern Freundin Wicherns.

***) Liebesthätigkeit III, S. 351, vgl. 259.

†) Erinnerungsblätter, S. 100.

††) Das Leben des Johannes Denner, S. 95.

unterstützte. Wir werden einerseits an die Freitische im Hallischen Waisenhause, andrerseits an Wicherns Bruderhaus erinnert, indem wir an diesen Teil von Falks Wirksamkeit herantreten. Aus seinen Kindern erzog er sich seine Gehilfen. Aber unwillkürlich wurde er über das eigne Bedürfnis hinausgedrängt.

Ich erwähnte schon der Wohlthaten, die von Weimars edeln Bewohnern armen Kindern längst zugewandt wurden. Sie galten vor allem solchen, die sich zu Landschullehrern ausbilden wollten. Falk stieß hier auf eine Verwilderung andrer Art als bei seinen übrigen Zöglingen: ein Herumschwärmen in Schenken, Komödien und auf Kirmessen, ein Unterhalten ärgerlicher Liebschaften und ein Lesen ungesitteter Bücher. Waren diese Knaben seiner Fürsorge minder wert als die andern, die er dem Handwerk zuführte? Vielmehr zwischen beiden Gruppen bestand ein inniger Zusammenhang, sollten doch die einen zu Erziehern der andern rings auf dem Lande heranreifen! Und eine strenge Scheidung war überhaupt nicht möglich. Es stand ihnen ja nicht an der Stirn geschrieben, weder diesen, daß sie für die Werkstatt, noch jenen, daß sie durch Neigung und Begabung für die Schulstube bestimmt seien. Eben darin erkannte Falk einen Grundmangel des bisherigen Zustands, daß ein verkehrter ländlicher Ehrgeiz, dem das Szepter in der Schule als die höchste Staffel des Glücks erschien, oder gar die rein zufällige Möglichkeit der Erlangung von Almosen und Stipendien gänzlich Untaugliche zur Wahl dieses Berufs antrieb. Falk war ein feiner Menschenkenner. Nicht umsonst hatte er in frühern Jahren zwölf geschriebne Oktavbände mit Charakterbildern aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Geschichte und Dichtung angefüllt. Man rühmte ihm nach, daß der Herr Legationsrat nach den Haaren den Charakter eines jeden beurteilte. Und wenn es seiner reichen Kinderliebe eine Lust sein mochte, verborgne Gaben ans Licht zu ziehen, so fehlte ihm auch der beißende Humor nicht, wenn er einem solchen kleinen Poppendorfer Bauernsohn, der von lauter künftiger Pfarrerherrlichkeit träumte, klar machte, daß er erst lernen müsse, Vaters Kühe beim Unwetter heimzutreiben.

So setzt sich, engverbunden mit allem bisher Geschilderten, und doch in sich selbständig, ein neuer Zweig in Falks Wirksamkeit an. Wie frei, fern von jeder Schablone, er auch diese Arbeit angriff, dafür liegt ein klassisches Zeugnis in Denners Selbstbiographie vor. Falk hat den Sechzehnjährigen, armer Tagelöhner Kind, bei sich aufgenommen. Ueber einem fehlerreichen Probediktat, in dem der künftige Kantor vergeblich nach feinen hochdeutschen Ausdrücken hascht, hat er die reichen Gaben des Knaben nicht verkannt. Er zieht ihn nahe an sich heran, gebraucht ihn zu allen möglichen Dienstleistungen im Geschäftsverkehr, in der Buchführung der Anstalt, namentlich bei seiner eignen Schriftstellerei, denn „er diktirte bei weitem mehr, als er selber schrieb.“ Aber von regelmäßigem Unterricht, von Seminar und Gymnasium war keine Rede. Und wenn der Jüngling über diese seltsame Erziehungsmethode doch endlich ungeduldig wird und klagt: „Aber, Herr Legationsrat, ich lerne nichts,“ so erhält er die Antwort:

Du lernst genug bei mir fürs Leben, erwirbst dir Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, die den meisten abgeht; was dir dann noch fehlt, kannst du leicht nachholen; ich selber fing erst spät an zu studiren. (Denner, S. 31 f.)

Dies Beispiel will natürlich nicht verallgemeinert werden. Aber es gewährt einen Einblick in die Weise, in der Falk Einfluß auch auf diese Jugend zu gewinnen suchte. Seine Stärke lag überall in der Anziehungskraft seiner eignen Persönlichkeit; seine Methode, wenn man von einer solchen reden will, hatte nur ein Ziel, die freien Kräfte überall zu entbinden und zur Thätigkeit wachzurufen. So haben wir es schon bei den Meistern gefunden, so in der wechselseitigen Liebesthätigkeit der Kinder. Er verfolgt denselben Weg auch in der Erziehung dieser Landschullehrer. Sie wohnen zunächst nicht in seinem Hause. Sie erhalten ihren eigentlichen Unterricht nicht von ihm, sondern „im hiesigen Seminario und Gymnasio.“ Aber er übt eine „von Stunde zu Stunde fortgesetzte Aufsicht“ über sie, die er mit der Zucht der Werkstätte vergleicht, und er zieht sie durch regelmäßige abendliche Zusammenkünfte an sich heran. Da

werden „im frommen Bund mit der Bibel Luther, Melanchthon, Paul Gerhard, Augustinus, Klopstock die Meister,“ unter deren Anleitung die Kinder für „hohe und begeisterte Zwecke“ gewonnen werden.*) Wieder ist es der Gesang, der hier hauptsächlich gepflegt wird. Zwei Nachmittage der Woche waren unter der Leitung eines erfahrnen Weimarer Musikers ausschließlich für diesen bestimmt. Daneben aber begegnen uns „liturgische Erbauungs-,“ auch „Sonntagsbibelstunden.“ Aber wir werden uns hüten müssen, die Anschauung, die wir unwillkürlich an diese Namen heranbringen, ohne weiteres auf diese Zusammenkünfte in Falks Hause anzuwenden. Denn wie es nach Denners Zeugnis**) in diesem Hause keine „gemeinschaftliche eigentliche Morgen- und Abendandachten gab,“ so fanden auch jene Erbauungsstunden statt „ohne Eingangs- und Ausgangsgebet.“ Der Verwunderung aber über diese merkwürdige Nachricht mag ein Wort Falks steuern, das uns zugleich in zusammenfassender Weise seine Gedanken über religiöse Volkserziehung veranschaulicht:

Die Seelenspeise sollte, damit wir gesund bleiben, so einfach wie die leibliche Speise sein; aber da beladen wir die Schultische mit französischen Konfitüren und tausend anderm Zeug, an dem sich Bauer und Bürger den Magen verdorben haben, wie figura zeigt. Sogar das glâce des Rationalismus, Bahrdts Bibel im Volkston, darunter alle Wunder wie Wasser vergehn, wird den armen Kindern als Dessert in der Schule aufgetragen. Was ist bei solchem Jammer zu thun? Was anders, als das Volk auf die einfache, gesunde Seelenspeise seiner tausendjährigen Bibel, seines dreihundertjährigen Gesangbuchs zurückzuführen, Paul Gerhard, Luther und Melanchthon wieder als Köche anzustellen: die Wirkung aber dieser Seelenspeise für den innern Organismus Gott zu überlassen, wie es ja auch bei der leiblichen Speise geschieht, wo wir es ebenfalls Gott überlassen müssen, daß er in Blut und Nahrungssaft verwandelt, was wir durch seine Gnade empfangen, daß unsre Hände und Füße sich bewegen, unsre Augen sehen, unsre Zungen sprechen lernen. (Erinnerungsblätter, S. 65 f.)

Kein Methodismus, kein gewaltsames religiöses Treiben und Drängen! Von einer fast ängstlichen Scheu möchte man reden, in diesem innerlichsten Heiligtum die persönliche Freiheit auch nur dieser Kinderseelen anzutasten. Aber wie groß und selbstgewiß erscheint der Glaube, dem eben die Freiheit der rechte Boden ist, auf dem der fromme Samen einer reichen christlichen Vergangenheit Wurzel schlagen, sich zu neuer Blüte und Frucht entfalten wird. S E

Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln

3. Die Diakonissin und die Ehe

Die Fragen, die draußen in der Gemeinde und im großen Publikum erörtert werden, sobald das Gespräch auf unsre Diakonissen kommt, sind selbstverständlich auch in den Anstalten lebendig. Und was die Autoritäten auf diesem Gebiete, was berufene Vertreter auf der Generalkonferenz an Grundsätzen aufgestellt haben, daran muß sich meines Erachtens vornehmlich halten, wer ein maßgebendes Urteil fällen und gehört werden will. Daneben wird freilich zu fragen sein, welches die Praxis ist; aber auch wenn diese häufig und beträchtlich von den allgemeinen Grundsätzen abweichen sollte, so hat der hier einsetzende Tadel nicht zu vergessen, daß der gleiche Thatbestand leider auf allen Gebieten eines idealen Lebens und Wirkens wiederkehrt.

Daß die Diakonisse ihren Orden verlassen und z. B. sich verheiraten darf, steht grundsätzlich für alle Häuser auch des Kaiserswerther Verbandes fest. Daß aber „fast immer“ einer Schwester, die um einer Heirat willen austritt, schwere Kämpfe bereitet werden, versichert die Freundin des Diakonissenberufs, die in Nr. 29 gesprochen hat.

Die Generalkonferenz des Verbandes hat im September 1875 zu diesem Punkte Folgendes festgestellt:

1. Der Diakonissenberuf soll je mehr und mehr von den Schwestern als ihre Lebensaufgabe erkannt werden. Je mehr sie sich in ihrem Christentum vertiefen, desto mehr werden sie die Gnade erkennen, die ihnen durch ihren herrlichen Beruf zuteil geworden ist.

3. Wie Eltern von ihren Kindern, erwartet jedes Mutterhaus von einer Diakonissin, daß dieselbe bei einem etwaigen Heiratsantrage sofort, ehe sie eine Entscheidung trifft, ihrem Vorstande aufrichtige Mit-

*) Aufruf, S. 17.
**) S. 22.

teilung mache, um dessen Rat einzuholen. Im übrigen bleibt ihre Freiheit gewahrt, und das Mutterhaus entläßt die Schwester, wenn sie sich zur Ehe entschlossen hat, in Frieden mit seinem Segen. Handelt eine Schwester in Sachen einer etwaigen Verlobung unaufrichtig gegen ihr Mutterhaus, so wird sie ohne Segen entlassen.

Man wird aus diesen Sätzen leicht heraushören, daß die Generalkonferenz am liebsten solche Diakonissen haben will, die auf die Ehe verzichten, daß der Uebertritt einer Schwester in den Ehestand als ein Ausnahmefall angesehen wird, den man unter gewissen Umständen zwar in seiner moralischen Berechtigung anerkennt, vor dem man aber ebenso das Haus wie die Schwester möglichst schützen möchte.

Ich kann dieser Auffassung sehr weit entgegenkommen. Damit, daß man den Satz obenanstellt: „Die Ehe ist das gottgewollte Los für eine Frau," ist wie die Frauenfrage überhaupt, so auch die Diakonissenfrage noch nicht weit gefördert. Ein Mädchen, das in eine Diakonissenanstalt eintritt, soll allerdings auf die Ehe verzichten. In demselben Sinne etwa, wie die einzige Tochter eines siechen Vaters sich entschließt, seine Pflege als ihren Lebensberuf anzusehen, und allen Gedanken an Verheiratung redlich entsagt. Es kann dann der Fall eintreten, daß die Macht der Liebe dennoch über sie kommt und sie wider ihr erstes Vorhaben einem Rufe folgt, dessen zwingende Gewalt sie zuvor nicht ermessen konnte. Oder es mag auch wohl minder romantisch zugehen und doch die Sinnesänderung des Mädchens infolge starker, ehrenwerter Beweggründe sich vollziehen. Die Hauptsache war, daß die Tochter ihre Lebenshingabe an den Vater zuerst vollkommen ernst meinte, daß der Wechsel ihres Berufs sich für sie nicht ohne Schmerzen vollzieht, daß auch der, der um sie wirbt, weiß, es handelt sich hier um eine Lösung ernster, heiliger Verpflichtungen, die zwar sittlich berechtigt, aber doch ein Opfer ist.

Aehnlich, meine ich, müßte die rechte Diakonissin auf jeden Ehegedanken verzichten, wenn sie sich dem besondern Dienst an den Kranken und Gefährdeten widmet und die Gemeinschaft des Mutterhauses begehrt. Sie ist es dem Mutterhause schuldig, das sie in seinen Familienverband aufnimmt und ihr eine befriedigte Thätigkeit, einen Familienzusammenhang, eine feste Existenz bis ins Alter hinein gewährt — und das seinerseits auf den Dienst treu ausharrender Glieder angewiesen ist. Sie ist es aber vielmehr sich selbst schuldig. Denn eine unerfreuliche Erscheinung wäre doch eine Schwester, die nun hineinginge in die Krankenhäuser und in die Gemeindepflege mit der Heiratslust im Herzen: Wer mich lieb hat, holt mich weg. Ihr ganzer sittlicher Halt wäre brüchig; sie wäre Versuchungen und Gefahren ausgesetzt, die sie besser vermeidet, wenn es möglich ist; und von den Menschen draußen würde sie mit ganz andern Augen angesehen werden. Der Verzicht auf die Ehe, der bei der Diakonisse in der öffentlichen Meinung vorausgesetzt wird, ist ein Grundpfeiler der Achtung, die sie genießt, und ein Hauptschutz für ihre Seele inmitten der Schwierigkeiten, in die ihr Beruf sie hineinführt. Der Verzicht auf die Ehe muß also der innere Zustand sein, in dem sie ihr Amt begehrt und führt. Er muß die Regel sein, so gewiß er auf evangelischem Boden nicht zum bindenden Gelübde werden darf.

Steht es so, dann sollte das Lebensalter, in dem ein Mädchen sich zum Eintritt meldet, doch mindestens das der mittleren zwanziger Jahre sein. Viel später freilich wird aus andern Gründen der Entschluß auch nicht gefaßt werden dürfen. Und dem entsprechen ja wohl überall die Aufnahmebedingungen.

Wenn nun aber doch die Ausnahme eintritt, und die Diakonisse will sich verheiraten, dann scheint allerdings fast durchgängig ihr dieser Schritt schwerer gemacht zu werden, als nötig ist. Das ist menschlich. Nincks, der gewiß in diesem Punkte evangelisch dachte, konnte doch eine Schwester, die er vorher besonders wert achtete, von dem Augenblicke, wo sie ihm im Herzen untreu geworden war, sehr anders behandeln als zuvor. Schön wendet die Generalkonferenz in dem obigen Satze auf das Verhältnis der Oberleitung des Mutterhauses zu der Diakonisse das Gleichnis von Eltern und Kind an. Aber ich fürchte, daß dabei doch mehr an die Kindespflicht, als an die Elternpflicht gedacht ist. Es geht doch niemals wunderlicher zu, als wenn Mann und Frau zusammenkommen. Wie peinlich und

peinigend mag es manchmal sein, wenn festgestellt wird, ob die Schwester auch noch rechtzeitig „aufrichtige Mitteilung gemacht" und des Vorstandes „Rat eingeholt" habe. Aber was nützt hier alles Reden und Schreiben. Hier kommt es ganz auf die Personen an. Liebe und Takt gerade von seiten „des Vorstands" (man fühlt lebhaft, wie übel dieser Begriff in die so zarte Sache hineinklingt) gegenüber der vielleicht schwer an der Situation tragenden oder allzu rasch die Ketten brechenden, vermutlich zumeist von der Freundschaft und dem Verständnis der „Schwestern" verlassenen, auch sonst unberatenen Braut wird dann in denkbar höchstem Maße von nöten sein.

Ich schließe mit etlichen Sätzen, die Pfarrer Cordes in Frankfurt a. M., früher Rektor am Diakonissenhause zu Philadelphia, zu unserm Thema aufgestellt und vertreten hat. Sie finden sich mit Begründung in dem seinerzeit von ihm herausgegebnen „Diakonissenfreund," Januarheft 1891.

1. Wenn das Weib zur Gehilfin des Mannes geschaffen ist, so folgt daraus nicht, daß solche gottgewollte Bestimmung sich nur in der Ehe verwirklichen könne und solle.
2. Es giebt einen freien Verzicht auf die Ehe, der durchaus evangelisch ist.
3. Mit „Heiratsgedanken im Kopf" darf man nicht Diakonisse werden.
4. Die Ehelosigkeit der Diakonissen hat einen lediglich praktischen Grund.
5. Es steht einer Diakonissin frei, ihren Beruf aufzugeben, um zu heiraten.
6. Die Frage nach der Berechtigung eines Berufswechsels liegt für die Diakonisse nicht anders, wie für irgend einen Christen.
7. Die zum Teil der evangelischen Nüchternheit entbehrende Praxis mancher Diakonissenhäuser in der Ehefrage ist einzuräumen und zu bedauern, aber nicht der weiblichen Diakonie selbst zur Last zu legen.
8. Eine Diakonisse, die beim Eingehen eines Verlöbnisses alle Gerechtigkeit erfüllt, ist nicht anders zu entlassen, wie eine sich verheiratende Tochter aus dem Elternhause.

Was Cordes da gesagt hat, darf bei den berufnen Vertretern der Diakonissensache weithin auf Beifall rechnen. Er schließt seine Ausführung zur letzten These mit den Worten: „Ich würde es sogar für durchaus natürlich und schön halten, wenn einer solchen Diakonisse [die sich auch in der Zeit ihrer Verlobung wahrhaft töchterlich zu ihrer Anstalt stellte], falls sie kein Elternhaus mehr hat, vom »Mutterhaus« die Hochzeit ausgerichtet würde." R.

Verschiedenes

(Der neue Sachsenbischof) Am 2. Juli starb, nicht nur von seinen Landsleuten, sondern von weiten Kreisen auch im evangelischen Deutschland betrauert, der evangelische Sachsenbischof in Siebenbürgen D. Teutsch. Wenn die Christliche Welt ihm bisher keinen Nachruf gewidmet hat, so unterblieb dies, weil uns bisher kein Artikel zuging, der seinem Andenken gerecht geworden wäre. Zu seinem Nachfolger hat nun die evangelische Landeskirche den bisherigen Superintendentialvikar und Stadtpfarrer von Hermannstadt Dr. Fr. Müller gewählt. Durch fünfundvierzig Jahre — der neue Bischof steht im fünfundsechzigsten Lebensjahre — ein Mitarbeiter und Genosse des Vorgängers im Amt, dem er auch in der Gymnasialdirektion in Schäßburg nachgefolgt war, hat Dr. Müllers Name auch in Deutschlands evangelischer Kirche einen guten Klang. In wissenschaftlichen Kreisen als Germanist und Historiker durch seine wissenschaftlichen Arbeiten bekannt, ist ihm die Einbürgerung evangelischer Krankenpflege inmitten der evangelischen Kirche in Siebenbürgen zu verdanken, wie er auch der praktischen Liebesthätigkeit durch Gründung des allgemeinen evangelischen Frauenvereins, durch Neuschöpfung des Waisenhauses in Hermannstadt neue Ziele und Aufgaben gestellt hat. Jahrelang war er Referent und Leiter des Schulwesens der Sachsen, den Gymnasien hat er ihre gegenwärtige Gestalt gegeben, seit 1891 ist er Mitglied des Zentralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins. Die evangelische Kirche Deutschlands bringt der evangelischen Kirche Siebenbürgens, die auch durch den neuen Bischof vielfach mit der deutschen Kirche verbunden ist, und dem neugewählten Bischof ihre Glück- und Segenswünsche dar! R

(Ein schwedischer Brief über die Sittlichkeitsbewegung) Am 15. Mai 1888 ist in Christiania der Professor der Philosophie Pontus Wikner, ein Schwede von Geburt, gestorben. Wer seine Schriften liest oder auch nur sein Porträt sieht, versteht, wie der Mann die Herzen gewinnen konnte und mußte, wohin er kam. Charakteristisch für den Verfasser und höchst bedeutsam an sich ist der nachstehende Brief, den er 1886 an Björnstjerne Björnson geschrieben hat. Dieser hatte, bald nachdem Wikner die Professur in Christiania übernommen — er war vorher Privatdozent in Upsala —, ihn schriftlich zur Teilnahme an der Sittlichkeitsbewegung aufgefordert. Björnsons Brief begann: „Entweder ist man in Norwegen, oder man ist nicht da," und mahnte Wikner, sich dieser Sache nicht mit der Antwort zu entziehen: „Ich bin Pastor in einer andern Gemeinde."

Wikners Antwort lautet nun folgendermaßen:

Christiania, den 7. Dezember 1886

Bewunderter und liebenswürdiger Dichter!

„Entweder ist man in Norwegen, oder man ist nicht da.“ Diese Wahrheit erinnert mich an eine andre noch wichtigere: entweder ist man in Christi Reich, oder man ist nicht drin! und an ihn, der gesagt hat: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ Ueber den Mann, der diese Worte gesprochen, kann man verschieden denken. Aber man kann nicht leugnen, ob man in Norwegen ist oder nicht, daß seit Erschaffung der Welt bis jetzt niemand mehr für die wirkliche Sittlichkeit gethan hat, als er.

Gesprochen hat er freilich sehr wenig von diesen Sachen. In seiner Forderung strenger, als alle: „Wer ein Weib ansiehet u. s. w.,“ in seinem Urteil milder, als alle: „So verdamme ich dich auch nicht; gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr.“

Ein einziges mal hat er etwas darüber geschrieben. Das schrieb er in den Sand, und niemand weiß, was er da schrieb. Es muß demnach wenigstens für einige einen andern Weg geben, für die Keuschheit zu wirken, als ausdrücklich darüber viel zu reden und zu schreiben — der Seele ein hohes Ziel zu setzen, darnach zu streben; ihr eine reine Luft zu geben, darin zu atmen. Niemand kann mit diesem Gedanken vertrauter sein, als der Dichter, der Ihren gefeierten Namen trägt.

Aber dies ist jetzt eine soziale Frage geworden, und die muß durch öffentliche Diskussion gelöst werden. Leider ist es so. Leider, denn welchen praktischen Wert hat eine Diskussion, wo niemand anders aufrichtig zu sein wagt, als der Cyniker, und wo jeder, der kein Cyniker ist, unbestimmt reden oder sich in Rätsel hüllen muß. Wenn ich reden soll, will ich mein Leben als Zeugnis vorlegen.

Ist die Frage zu einer sozialen Frage gemacht, so handelt es sich übrigens nicht mehr nur darum, was ich als Individuum thun muß. Darauf ist ziemlich leicht zu antworten, und das habe ich oft in meinen Schriften dargelegt: ich muß streben, rein zu sein, wie des Menschen Sohn es war, oder falls ich mich verheirate: ich muß treu sein. Aber nun fragt es sich auch, wie das soziale Leben es möglich machen soll, daß ich thue, was ich muß. Dazu giebt es nach meiner Ueberzeugung nur zwei brauchbare Mittel: allgemeine Religiosität und frühe Heirat. Das Letztere wird durch die Ansprüche und die Bedürfnisse und den Luxus der wachsenden Kultur mehr und mehr unmöglich gemacht. Abhilfe könnte also durch Vereinfachung der Sitten geschaffen werden. Aber so sicher es ist, daß dies eine Hilfe sein würde, ebenso sicher bin ich, daß diese Hilfe ausbleiben wird. Die Geschichte bietet, soviel ich weiß, kein Beispiel eines Volks, an dem in der Hinsicht eine ernsthafte Reformation vorgekommen wäre. Und wenn es geschähe, was würde dann aus allen denen, deren Arbeit oder Erwerb den Luxus zur Voraussetzung hat? Wir sehen, daß wir auf das Gebiet der Nationalökonomie geführt werden, mit der ich nicht vertraut bin: „Ich bin Pastor in einer andern Gemeinde.“

Einmal habe ich mich schriftlich über diese Sache geäußert, in einer Broschüre, die ich „Das Opferwesen der Kultur“ nannte (Upsala 1880). Ich wurde natürlich mißverstanden, als ob ich der Unsittlichkeit das Wort geredet hätte. Besonders aufgebracht wurden die Frauen, da ich es als meine Ueberzeugung andeutete, daß sie gerade eine Natur hätten, die ihnen einen Sittlichkeitskampf auferlegte.

Mehr als die meisten habe ich unter den Fragen gelitten, die mit dieser Sache zusammenhängen. Ich will das nicht umsonst gelitten haben: es soll eben andern zu gute kommen. Aber vorläufig die Grenze des Einflusses zu überschreiten, den ich vom Katheder oder in der Unterredung unter vier Augen ausüben kann, dazu soll keine andre Macht mich bewegen können, als eine unmittelbare innere Erleuchtung darüber, daß dies im Namen Gottes von mir gefordert wird. Soll der Ruf von außen kommen, so genügt dazu nicht ein Dichter oder ein Prophet: das müßte ein Engel vom Himmel sein mit wenigstens drei Paar Flügeln.

Es müßte merkwürdig zugehen, wenn nicht auch Sie mich jetzt mißverstehen sollten. Die Sprache, in der Jesus über die Keuschheitsfrage in den Sand schrieb, war vermutlich eine Zukunftssprache, eine Sprache, die möglicherweise nach zwei Jahrtausenden aufgefunden sein kann — die Sprache, in der man über die Keuschheit wahr reden kann, ohne mißverstanden zu werden. F Gl

(Les œuvres du protestantisme français au XIXème siècle) Paris, Fischbacher. 20 Francs.

Der Wunsch, die französische protestantische Kirche auf der Weltausstellung von Chicago würdig und einheitlich vertreten zu sehen, war die Veranlassung zur Herausgabe dieses Livre d'or du protestantisme français, wie es auch genannt wird, das als ein reich ausgestatteter Folioband von etwa fünfhundert Seiten, geschmückt mit achtzehn großen Porträts auf Karton und über neunzig Abbildungen und Karten im Text, jetzt vorliegt, und das, geschrieben von den Hauptvertretern der einzelnen „Werke,“ eine vollständige, zuverlässige und lebendige Darstellung aller Zweige protestantisch-kirchlicher Thätigkeit in Frankreich bietet. Ein Abriß der Geschichte des französischen Protestantismus geht als Einleitung voraus; ihm folgen im ersten Hauptteil die Berichte über die der Ausbreitung des Evangeliums dienenden Werke: die (vier) Bibelgesellschaften, die Mission — das Lieblingskind des französischen Protestantismus, — und die Evangelisation etwa unsrer Gustav-Adolfarbeit entsprechend, doch in der katholischen Umgebung zugleich neue Bekenner für das Evangelium werbend. Der zweite Teil umfaßt die „pastoralen Werke,“ d. h. alles, was den geistlichen Beruf betrifft: Vorbereitungsanstalten, Universitätswesen, Pastoralkonferenzen, Emeritenkassen u. a.; im dritten Teile folgen die Liebeswerke: Diakonissenwesen, Konfirmandenanstalten, Waisen-, Kranken- und Versorgungshäuser, Erholungsstationen in Kurorten; der vierte Teil handelt von den Unterrichtsanstalten und Sonntagsschulen; der fünfte von den evangelisch-sozialen Bestrebungen: evangelisch-sozialer Kongreß, Fürsorge für die arbeitende Jugend, Sittlichkeitsvereine, Jünglingsvereine, Temperenzbestrebungen, Unterstützung der Arbeitslosen, Mac-All-Mission. Den Schluß bildet ein genaues Verzeichnis der protestantischen Zeitungen und Zeitschriften mit Angabe des Preises und der Herausgeber und kurzer Charakteristik ihrer Tendenz.

Ein edles Denkmal, ein herrliches Eben-Ezer ist es, das der französische Protestantismus hier errichtet hat — nicht für sich allein, sondern für den evangelischen Glauben überhaupt. Nicht bloß denen, die die Geschichte der französischen protestantischen Kirche kennen lernen wollen, möchten wir darum das Buch empfehlen als ein unentbehrliches Hilfsmittel, sondern auch in recht vielen evangelischen Familien möchten wirs verbreitet sehen, damit sie erfahren, was unsre französischen Brüder, nur 700 000 an der Zahl (darunter 80 000 Lutheraner), in dem letzten Jahrhundert, dem einzigen, das seit der staatlichen Anerkennung ihrer Glaubensfreiheit verflossen, geleistet haben, damit sie sich mit freuen an der Fülle von Früchten, die der evangelische Glaube gezeitigt hat mitten in einer ihm feindlichen, fanatisch-katholischen oder religionslosen Umgebung, in einer Zeit voll von Staatsumwälzungen und nationalem Unglück. Zeigt sich doch hier der evangelische Glaube so recht als ein allzeit lebendig und geschäftig Ding, wie er das Evangelium verkündet in allerlei Zungen und unter allerlei Volk: in der Millionenstadt und in dem armseligen Hirtendorfe der Alpen, in der Vorhalle der Moschee und auf den Inseln der Südsee, in dem Missionsschiff auf der Marne und an den Ufern des Sambesi, unter den bretonischen Fischern wie unter den aus Rußland vertriebnen Juden und auf den Schlachtfeldern in Tonkin; — wie er Kirchen baut und Schulen gründet, den Kranken und Verlassenen ein Heim bietet und den Verkommnen die Hand zur Rettung; — wie er die Schweizer treibt, mit ihrem Bibelwagen den Besuch der Garibaldischen Armee zu erwidern, und den Engländer Mac All, den hungernden Arbeitern von Belleville das Lebensbrot zu bringen; — wie er in den œuvres des affligés an den Eingängen der Pariser Friedhöfe die Leidtragenden zum Gottesdienste sammelt und in den lettres affectueuses an des Hauses Leiden und Freuden teilnimmt; — wie er endlich uns lebendig entgegenstrahlt aus den Zügen seiner Bekenner, eines Monod, Bersier, Pressensé u. a., und als ein milder Schein ausgebreitet liegt über den Bildern der Werke, die durch seine Kraft erstanden! Je mehr in unsern Tagen Rom uns imponiren will mit dem stolzen Bau seiner Kirche, desto öfter müssen wir hineingehen in den Garten evangelischer Liebesthätigkeit. Gar mancher Verzagte wird dadurch wieder erfrischt werden, gar mancher Gleichgiltige wird anfangen, mit zu arbeiten und zu begießen, wenn er sieht, wie sehr das Unkraut noch überwuchert, und wie mancher Baum Mangel leidet, der gern weiter wachsen möchte.

Darum sei es uns zum Schluß noch erlaubt, einem Wunsche für die deutsche evangelische Kirche Ausdruck zu geben. Die Jahresberichte unsrer evangelischen Liebeswerke und Vereine existiren meist nur für einen kleinen Kreis von Freunden der einzelnen Werke; für das große Publikum ist es zu mühsam, zeitraubend und kostspielig, sich auch nur durch die bedeutendsten hindurchzuarbeiten. Wäre es nicht möglich und an der Zeit, für unsre deutsche Kirche ein ähnliches Werk zu schaffen, wie das besprochne: nicht eine Geschichte ihrer Geisteskämpfe und ihrer rechtlichen Organisation, sondern eine — das erstemal weiter zurückgreifende, später immer je zehn Jahre umfassende — Darstellung ihrer Liebesthätigkeit, geschrieben von deren Hauptvertretern und belebt durch Bilder und Karten: ein Buch, das vermöge seiner Ausstattung sich in jedem Salon sehen lassen könnte, das wegen seiner Zuverlässigkeit in den Bibliotheken einen Platz fände, und das mit seiner warmen, zu Herzen gehenden Sprache bald ein Hausfreund der evangelischen Familie würde? — „Machet Bahn unserm Volke!“ — Hier gilts, einen neuen Weg zu bauen, der sicher sei und doch angenehm zu wandeln, und auf dem die Menge unsrer Gebildeten sich ergehen könne in dem Garten evangelischer Liebesthätigkeit! Kr P

(Psychiatrie und Seelsorge. Erwiderungen) Auf die in Nr. 35 und 37 der Christlichen Welt enthaltnen Angriffe des Herrn Pastor Hafner gegen mich erwidere ich Folgendes. Herr H. meint, daß meine Artikel im Zentralblatt für Nervenheilkunde, die er als Denunziation bezeichnet, und denen er Mangelhaftigkeit und Oberflächlichkeit zuschreibt, haben „die Grundlage abgeben dürfen für die Verhandlungen des Vereins der deutschen Irrenärzte am 25. Mai in Frankfurt a. M.“ Das ist ein sachlicher Irrtum; Herr H. thut mir zu viel Ehre an. Ich möchte den Sachverhalt mit den Worten klarstellen, die Herr Geheimrat Zinn mir in Bezug auf Herrn Pastor Hafners chronologische Verwirrung geschrieben hat: „Die Frage »Psychiatrie und Seelsorge« stand bekanntlich schon auf der Tagesordnung der Sitzung des Vereins der deutschen Irrenärzte, welche im September 1892 in Nürnberg stattfinden sollte, aber der Cholera wegen verschoben worden ist. Die Referenten waren schon Anfang 1892 bestellt. Sie sind also nicht der »Denunziant« gewesen, als den H. Sie bezeichnet. Ihre Artikel sind erst 1893 erschienen und wurden von uns nachträglich als hochwillkommen noch ergänzend benutzt.“ Nach Herrn Pastor Hafners Meinung haben einige heftige Artikel eines jungen Mannes trotz ihrer Mangelhaftigkeit und Oberflächlichkeit genügt, einen ganzen Stand in Aufruhr zu bringen und eine endlose Fehde in der Presse anzufachen; in Wahrheit handelt es sich um eine von vielen Irrenärzten im Interesse der Irrenpflege und des irren-

ärztlichen Standes längst gehegte Sorge, an deren Minderung ich in der von Herrn Geheimrat Zinn oben gekennzeichneten Weise einen mich befriedigenden Anteil genommen habe.

Auf die persönlichen Invektiven des Herrn Pastor H. (Denunziation, unnobel, Jesuitismus, Hallucination u. s. w.) brauche ich nicht zu antworten, weil es sich bei der Sache um eine vernünftige staatliche Organisation der Irrenpflege, nicht um kleinliche Streitereien handelt. Nur will ich konstatiren, daß meine „Unnobelkeit"-darin bestanden hat, den wahren Sachverhalt in Bezug auf die Anschauungen der damaligen Führer bei den Konferenzen der deutschen evangelischen Irrenseelsorger in wortgetreuen Zitaten festgestellt zu haben. Die Wahrheit erscheint häufig als Rücksichtslosigkeit, aber daß die Wahrheit jetzt „unnobel" sein soll, ist eine neue Wendung, die viel zu denken giebt.

In Bezug auf Herrn Hafners Psychopathologie verzichte ich definitiv auf das Wort. Ich kann hier unmöglich meine Behandlung der Hafnerschen Lehren wiederholen und verweise auf das Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie (1893, April und August).

Was den Titel meiner Aufsätze anbelangt, so war der erste umfassende Titel gewählt, weil mir aus der ostentativ begünstigenden Haltung der kirchlichen Behörden gegen die Konferenz und ihre Besucher allgemeines Einverständnis mit den dort vertretnen Anschauungen in den evangelisch-kirchlichen Kreisen hervorzugehen schien. Unterdessen haben sich die Verhältnisse geklärt, worauf ich sofort durch Einschränkung des Titels auf „einen Teil der evangelischen Geistlichkeit" geantwortet habe.

Nun zu dem einzigen Punkt, der mich in Herrn Pastor Hafners gröblichen Sätzen zornig macht. Herr H. spielt gegen die Tendenz meiner Artikel die Thatsache auf, daß auf dem Titel der von mir redigirten Zeitschrift steht: „mit besondrer Berücksichtigung der Degenerationsanthropologie", und daß unter den Herausgebern u. a. Lombroso genannt ist. „Die sogenannte italienische Schule, die Spitze materialistischer Unvernunft, wird naturgemäß wenig Sinn haben für das Ethische im Menschen und für die aufs Ewige gerichtete Arbeit des Seelsorgers." — Es liegt mir nicht ob, Lombroso zu verteidigen. Was meine Stellung zum Materialismus, Realismus, Idealismus und Phänomenalismus u. s. w. betrifft, so verweise ich auf meine „Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik." — Hier will ich als Redakteur des Blattes nur bemerken, daß es durchaus nicht zum Agitationsorgan für eine bestimmte anthropologische Schule geworden ist, sondern die Degenerationsanthropologie, die absolut nicht identisch mit irgend einer kriminalistischen Theorie ist, eingehend berücksichtigt.

Uebrigens ist die prinzipielle Angelegenheit, um die es sich, abgesehen von Herrn Pastor Hafners persönlichen Ausfällen auf mich, handelt, durch die Beschlüsse der Irrenseelsorgerkonferenz in Halle, die die meisten Irrenärzte wohl mit Genugthuung begrüßt haben, in ein viel ruhigeres Fahrwasser gelenkt worden.

Wenn von Seiten der Seelsorger klar anerkannt wird, daß alle Geisteskranken, von denen die angeboren Geistesschwachen, d. h. Idioten, und die Epileptischen nur ein Teil sind, in Anstalten unter ärztlicher Leitung gehören — so wird sich im Rahmen dieser staatlichen Organisation eine völlige Befriedigung aller religiösen Bedürfnisse sicher ermöglichen lassen.

Dr. med. et phil. Sommer, Privatdozent

Zu dem Vorstehenden des Herrn Dr. Sommer Folgendes:

1. Das Wort Denunziation steht nicht in meinem Artikel, sondern in der von der Redaktion herrührenden Inhaltsübersicht.

2. Psychiatrischer Schwachsinn, vollendeter Blödsinn, litterarische Verrücktheit, Sophismen — das sind doch Invektiven. Sätze des Gegners aus dem Zusammenhang reißen, sie unvollständig wiedergeben, sie mit Sätzen andrer willkürlich kombiniren — das nannte ich Jesuitismus. Dem Gegner, den man gar nicht kennt, vorwerfen, daß er „absichtlich zu täuschen suche" — das nannte ich unnoble Kampfesweise. Die evangelische Geistlichkeit in Preußen, 7000 Köpfe, samt ihren obersten Behörden gegen die Irrenanstalten anstürmen sehen, um sie dem Staat zu entreißen, während kein einziger unterwegs ist — das nannte ich Hallucination.

3. Dr. Sommer hat allerdings die Ueberschrift seiner Artikel geändert; aber erst im Augustheft des Zentralblattes, während meine Artikel gedruckt wurden.

4. Die Irrenseelsorger-Konferenz hat kürzlich in Halle nur das ausgesprochen, was von Anfang an ihre Tendenz und ihre Arbeit war.

5. Um aber neuen Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich gegenüber den gesperrten Schlußworten Dr. Sommers: „daß alle Geisteskranke in Anstalten unter ärztliche Leitung gehören," darauf hinweisen, daß über diesen Punkt in der Irrenseelsorger-Konferenz zu Halle weder Verhandlungen gepflogen noch Beschlüsse gefaßt wurden.

Elberfeld Hafner

Damit sind für unser Blatt diese Akten geschlossen. Der Unbeteiligte kann den ganzen Streit nur beklagen. Wenn er von einer oder von beiden Seiten als notwendig empfunden wurde, so kann man im Interesse der Kranken wie der Anstalten nur wünschen, daß beide Teile die Notwendigkeit vertrauensvollen Handinhandgehens nun um so lebhafter empfinden und die Waffen um so aufrichtiger begraben mögen.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 42 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Versammlung von Freunden der „Christlichen Welt" und der „Deutsch-evangelischen Blätter" in Schlesien

am **1. November** d. J. um 11 Uhr vormittags
im Evangelischen Vereinshaus in Breslau (Holteistraße 6/8).

1. Biblische Ansprache; 2. Feststellung der leitenden Grundsätze; Zusammenschluß der Konferenz; 3. Vortrag über die Aufgaben unsers Vereins; 4. Anträge aus der Mitte der Versammlung; 5. Gemeinsames Mittagessen.

Auch solche Gesinnungsgenossen, die sich noch nicht angeschlossen haben, werden hierdurch herzlich eingeladen. Nähere Auskunft erteilt

der geschäftsführende Ausschuß

Pastor **Kölbing**, Fischbach im Riesengebirge. Professor D. **Karl Müller**, Breslau.

Pastor **Petran**, Hermsdorf bei Görlitz.

Meine Verlobung mit Fräulein **Marie Felsberg**, Tochter des Herrn Kirchenrat Dr. Robert Felsberg, Pfarrer zu Sonneborn, und seiner Frau Gemahlin Agathe, geb. Weismann, beehre ich mich hierdurch anzuzeigen.

Kleinschmalkalden, im Oktober 1893. **A. Backhaus**, Pfarrer.

Meine Verlobung mit Fräulein **Elisabeth Coester**, Tochter des Herrn Apotheker Theodor Coester und seiner Frau Gemahlin Marie geb. Biede zu Barchfeld, Kreis Schmalkalden, beehre ich mich meinen Freunden und Bekannten hierdurch ergebenst mitzuteilen.

Rauschenberg, im Oktober 1893.

C. Vogel, Pfarrer.

In schöner, gesunder Berggegend findet erholungsbedürftig. Fräulein Aufnahme zur Winterkur.

Auskunft erteilt Pfarrer **Kohler**, Valzeina, Kt. Graubünden, Schwz.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.

In meinem Verlage erschien:

Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun?

Von der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt
gekrönte Preisschrift
von
Lic. theol. **Friedr. Hummel.**
Preis ℳ 1.60.

Der Verfasser wendet sich in diesem Aufruf zu einer praktischen Organisation der Volksbildung an alle Gebildeten. Es handelt sich dabei nicht um ein Stück Theologie oder um ein Stück sozialer Pädagogik oder um irgendwelche einzelne Stücke einer positiven Sozialpolitik, sondern um das alles im Rahmen eines umfassenden Ganzen.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Biblisches Wörterbuch
zur Glaubens- und Sittenlehre,
nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche,
zugleich als Hilfsmittel zum praktischen Bibelgebrauch.
Nebst einem Anhang: Die Umwandlung der biblischen Münzen, Maße und Gewichte in solche des deutschen Reichs.
Von Superintendent **E. R. J. Strauß.**
1226 Seiten Lexikon-Oktavformat. Pr. 6 M. In Halbfrzbd. 8 M.

Das biblische Wörterbuch ist ebenso sehr dem Geistlichen und Lehrer wie jedem Christen, der in der heiligen Schrift das ewige Leben suchen will, von großem Nutzen. Die die Apologie des Christentums herausfordernden Zeitfragen, die Notstände des öffentlichen, sittlichen, kirchlichen Lebens, die Sorgen des ehelichen und Familienlebens, die im Jugendunterricht zu erklärenden christlichen Begriffe, die den Geistlichen bei seinen Kasualien bewegenden Gedanken, die verschiednen Aufgaben der Seelsorge und andre unzählige Fragen, Ideen, Bedenken, die dem Christen durch den Sinn gehen, werden hier unter die Kritik des göttlichen Wortes gestellt.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Fr. Richter in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 43 Leipzig, den 19. Oktober **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe: 3. Die Weisheit des Evangeliums — Richard Wagners Stellung zum Christentum: 3 — Die kirchliche Lage in Livland: 3 — Vom siebenundzwanzigsten Kongreß für innere Mission: 1 — Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln: 4 (Schluß) — In Sachen der Mission — Verschiedenes: Das Leben Jesu; Schillers Leben; Vorlesungen über erziehenden Unterricht; Zur Schulbibelfrage; Der ethische Gehalt in Grillparzers Werken; Ein Stück sozialer Frage — Anzeigen

Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe

3. Die Weisheit des Evangeliums

Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet sein. Der geistliche aber richtet alles und wird von niemand gerichtet. 1. Kor. 2, 14 f.

Im ersten Kapitel hatte Paulus dargelegt, wie das Evangelium in Korinth als Thorheit auftreten mußte: hier zeigt er uns nun, warum es so erschien. Der natürliche Sinn der Korinther konnte es gar nicht verstehen, mußte es abweisen. Sie meinten eben damals, mit ihren logischen Definitionen und Distinktionen alles beweisen und alles widerlegen zu können, kamen dabei aber natürlich nie über ihre Voraussetzungen hinaus, die eben, wenn nicht direkt falsch, so doch zu eng waren. Viele läßt heute vielmehr eine andre Forschungsmethode am Christentum Anstoß nehmen. Zwar hat bisher jede neue wissenschaftliche Entdeckung, von der man zuerst den Ruin des religiösen Glaubens befürchtete, schließlich vielmehr zu dessen Befestigung und Reinigung beigetragen, aber trotzdem meinen jetzt viele, wo wir nicht nur die Gesetze der Erhaltung, sondern auch die der Entstehung aller Dinge genauer als früher erkannt haben, nun brauche und vermöge man keinen Schöpfer und Erhalter mehr anzunehmen. Aber ist das wirklich die notwendige Konsequenz? Wenn auch einmal eine kleine Veränderung lediglich durch die den Dingen immanenten Kräfte geschieht: kann man daraus schließen, daß das überall so sein müßte? Wer hat jemals aus der Geschichte der Feuerländer allgemein giltige nationalökonomische Gesetze abstrahirt? Ein Philosoph unsers Jahrhunderts, Fechner, hat den Zweifel an der Beseeltheit der Pflanzen auf unsern zu exklusiv menschlichen Standpunkt zurückgeführt; dürfte sich so nicht auch der religiöse Skeptizismus vielfach aus einer zu engen Perspektive erklären?

Es können ja sehr hohe, erhabne Dinge sein, in denen einer aufgeht: die herrlichsten Ideale der Kunst, die schwierigsten Probleme der Wissenschaft, die schönsten Ziele der Menschenliebe: so lange er darüber die ewige Sehnsucht des Herzens nach Gott vergißt, so lange bleibt er auf einem niedern Standpunkt stehen. Und es ist daher wahr, so hart es auch klingt, was ein unsern Lesern wohlbekannter neuerer Theolog, Wilhelm Herrmann, einmal sagt: „Die bewußte Verleugnung dieses Glaubens ist entweder ein Mißverständnis, oder sie ist ein Zeugnis davon, daß sich der Mensch an die äußern Naturverhältnisse, die ihn beherrschen, als Mittel wegwirft.“

Der geistliche aber richtet alles und wird von niemand gerichtet. Ihn, der auf dem höchsten Standpunkte steht, fechten die Einwände nicht an, die ihm von niedern Voraussetzungen aus gemacht werden. Aber das ist noch nicht alles. Er selbst kann nun, da er den rechten Schlüssel dazu besitzt, alle jene Zweifelsfragen beantworten, und muß immer darnach streben, ein solches Problem nach dem andern zu lösen. Sonst ist er kein geistlicher, kein vollkommner Mensch. Soll das Christentum die Weisheit sein, die alles richtet, dann darf man es nicht von manchen Fragen ganz und gar fernhalten, sondern muß alles in sein helles Licht rücken. Nur vorübergehend ist es richtig, einmal alles andre beiseite zu stellen und sich ganz dem Evangelium hinzugeben, mag es auch zunächst als Thorheit erscheinen.

So hat es Paulus in Korinth gemacht und uns dadurch auch im allgemeinen ein wertvolles Vorbild gegeben. Es ist ein falscher Idealismus, allen gleich dieselbe hohe Weisheit predigen zu wollen. Dann predigt man eben den meisten über die Köpfe hinweg. Es ist aber ebenso verkehrt, alle fortwährend mit denselben Anfangsgründen und Allgemeinheiten abzuspeisen. Dann sagen unsre Gebildeten: das haben wir schon hundertmal gehört und brauchen also nicht mehr in die Kirche zu gehen, und wenn sie dort nur etwas Neues hören wollen, so hätten sie allerdings recht. Gewiß ist das Christentum nicht etwa für Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, Theologen und „Laien“ ein verschiednes; es ist für alle das gleiche. Aber es stehen sich eben noch nicht alle gleich. Mit den Vollkommnen hatte Paulus anders geredet; ihnen hatte er die heimliche, verborgne Weisheit Gottes verkündigt; den Korinthern dagegen mußte er Milch zu trinken geben und nicht feste Speise; aber das war eben ihre Schuld, die er ihnen daher auch zum Vorwurf macht: denn er selbst möchte alle zur Vollkommenheit führen und so die Unterschiede, die er jetzt noch machen muß, doch dereinst wieder aufheben. „Und wird keiner den andern noch ein Bruder den andern lehren und sagen: erkenne den Herrn, sondern sie sollen mich alle kennen, beide klein und groß, spricht der Herr.“ (Jer. 31, 34) C C

Richard Wagners Stellung zum Christentum

3

Es bildet unzweifelhaft eine Gefahr des Protestantismus: bei seiner löblichen Absicht, den Teig der Welt mit dem Sauerteig des Himmelreichs zu durchdringen, an diese Welt sich nicht zu verlieren und in Weltfreudigkeit und Weltherrlichkeit nicht schließlich stecken zu bleiben. Man darf Zweck und Mittel nicht mit einander verwechseln; „Weltdurchdringung“ und Weltbejahung sollen nicht das Endresultat unsrer religiösen Bestrebungen sein! Richard Wagner, bis hierher betrachtet und aufmerksam verfolgt, ist, in diesem Geiste verstanden, nichts weiter als extremer Protestant, wenn immer auch mit sehr atheistischen, modern sozialen Allüren — ein esoterisch-religiöser Fanatiker, der in seinem Eifer thatsächlich einen Augenblick wähnen kann, daß sich das Reich Gottes auf Erden gründen lasse. Je religiöser seine Natur von Hause aus war, je tiefer und inniger er das Problem schon jetzt erfaßte, desto eher

mußte er den Rechenfehler in seinem Exempel entdecken — will sagen, desto näher stand er der höhern Erkenntnis und der innern Erleuchtung durch die göttliche Gnade. Zunächst allerdings konnte bei einer so grundwahren Natur wie der seinigen der moralische Katzenjammer nicht ausbleiben. Ganz klar geht das hervor aus seinen Briefen an Franz Liszt (vgl. namentlich Briefwechsel I, S. 232 f.; 235 ff.; II, bis S. 45). Den Refrain der Lisztschen Antworten auf Wagners „traurige Briefe" bilden da immer die Gretchenverse:

Ungefähr sagt das der Pfarrer auch . . .
Steht aber doch immer schief darum,
Denn du hast kein Christentum!

So namentlich in dem ganz einzigen, rührend herzlichen Schreiben vom 8. April 1853 mit dem schönen Schlusse:

Ich kann dir es nicht predigen, nicht expliziren; zu Gott will ich aber beten, daß er mächtig dein Herz erleuchte, durch seinen Glauben und seine Liebe! —

Ich stehe hier und kann nicht anders: es ist mein felsenfester Glaube, daß dies geholfen und Gott dieses Gebet des großen Freundes gnädig erhört hat. In Gestalt der Schopenhauerschen Philosophie, wenn auch erst ein volles Jahr später, sandte er ihm die große, innere Umkehr, um ihn schließlich zu einer Leuchte seines Geistes und seines heiligen Wortes in unsrer an Verwirrungen so reichen Zeit sich zu bestellen.

Herangereift zu dieser geistig-seelischen Wandlung war Wagner bereits, vorbereitet hatte er sich selbst schon durch sein unmittelbar vorher vollendetes Nibelungenwerk, bei dessen Konzeption er — wie er selbst später (1864; VIII, 11) freimütig bekennt — „sich unbewußt in Betreff der menschlichen Dinge die Wahrheit eingestanden hatte."

Hier ist alles durch und durch tragisch, und der Wille, der eine Welt nach seinem Wunsche bilden wollte, kann endlich zu nichts Befriedigenderm gelangen, als durch einen würdigen Untergang sich selbst zu brechen

— so charakterisirt er dort mit wenig Worten, aber denkwürdig genug, Inhalt und Tendenz dieser grandiosen Schöpfung. Hugo Dinger (in dem bereits zitirten Buche) hat sich mit viel Scharfsinn bemüht, Zusammenhang und innere Verwandtschaft dieses Werkes mit der Revolutionsperiode des Künstlers nachzuweisen, so zwar, daß es uns weit mehr als dem Geist und den Anschauungen seiner Revolutionsschriften entsprossen zu erscheinen hätte. Der Nachweis scheint mir nur zum Teil geglückt, mag er auch das Verdienst haben, gegenüber der von mancher Seite beliebten, allzu einseitig christlichen Deutung des Gehaltes die revolutionäre und heidnisch-weltliche Seite wieder mehr hervorzukehren. Die Wahrheit liegt hier wirklich einmal in der Mitte. Ich gebe gern zu: die Auflehnung des Wälsungen-Zwillingspaares in der „Walküre" gegen Sitte und Gesetz — aus Liebe, die Spaltung des Wotanspeeres mit den Vertragsrunen im Schafte durch den furchtlos freien Helden, der sich sein Schwert selbst geschmiedet (Staat und Volk), die Erlegung des „liegend besitzenden" Weltungetiers (Kapitalismus) durch eben diesen kraftvoll-schönen Individualmenschen — das sind wohl alles spezifische Züge des Revolutionärs Wagner; auch der Umstand, daß der Held, trotzdem er all dies vermochte, wieder fallen, an der lieblosen Allgemeinheit den später tief beklagten Tod finden muß, erinnert um so lebhafter noch an das Selbstopfer seines „Jesus von Nazareth," als Wagner ja schon früher einmal (wie bereits berührt, in der Wibelungenschrift) Siegfried mit Christus sagengeschichtlich in Analogie gestellt hatte. Bis hierher ausgedehnt mag die Dingersche Auffassung also immerhin zu Recht bestehen. Schwieriger schon dünkt mich eine Entscheidung über die Frage, ob Brünnhildens Schwanengesang im Sinne der verzichtend-christlichen oder der bejahend-weltlichen (wenn selbst auch allgemeinen Menschen-) Liebe zu verstehen sei. Die Briefstelle aus dem Fragmentschreiben an Liszt vom 13. April 1853 über das „Jenseits"*) scheint eher für letztere Auffassung zu sprechen. Dennoch

*) „Der Zustand der Lieblosigkeit ist der Zustand des Leidens für das menschliche Geschlecht: die Fülle dieses Leidens umgiebt uns jetzt und martert auch deinen Freund mit tausend brennenden Wunden; aber sieh, gerade in ihm erkennen wir die herrliche Notwendigkeit der Liebe, wir rufen sie uns zu und begrüßen uns mit einer Kraft der Liebe, wie sie ohne diese schmerzliche Erkenntnis gar nicht möglich wäre; sieh, so haben wir eine Kraft gewonnen, von der der natürliche Mensch noch nichts ahnte, und diese Kraft — erweitert zur allmenschlichen Kraft — wird dereinst auf dieser Erde den Zustand gründen, aus dem keiner nach einem (ganz unnötig gewordnen) Jenseits sich hinwegsehnt, denn er wird glücklich sein — leben und lieben! Wer aber sehnt sich aus dem Leben fort, wenn er liebt?

„— Wohl! Wohl! Jetzt leiden wir, jetzt müssen wir verzagen und wahnsinnig werden, ohne einen Glauben an ein Jenseits: auch ich glaube an ein Jenseits: — ich habe dieses Jenseits dir soeben gezeigt: liegt es auch über mein Leben hinaus, so liegt es doch nicht über das hinaus, was ich empfinden, denken, fassen und begreifen kann, denn ich glaube an die Menschen und — bedarf nichts weiter!"

Tiefstes Leiden als Erkenntnis (vgl. oben), zugleich als Quelle der Liebe, des Glücks und der Freude: das ist eigentlich neu und von Wagner noch nirgends mit solcher Entschiedenheit hervorgehoben worden; es klingt schon beinahe christlich, zum mindesten haben wir einen bedeutsamen Vorboten auf Schopenhauer darin zu erkennen!

*) Zur Walküre. D V

mag die Deutung eine zweifelhafte bleiben, wenn wir dann wieder auf die Verse: „Trauernder Liebe tiefstes Leiden schloß die Augen mir auf: enden sah ich die Welt —" unser Augenmerk lenken. Ganz zweifellos aber weisen die selbstgewollte Vernichtung Wotans (des Haupthelden der Nibelungentragödie), sowie der notwendige Untergang der bisherigen Weltordnung in der gesamten Götterwelt nicht mehr rein nur auf das Diesseits, sondern auf eine neue jenseitige Weltanschauung des Künstlers hin, sagen uns klar und deutlich, daß die Notwendigkeit, vom Nibelungenhort zum Gral fortzuschreiten, auch in unserm Künstler als Ueberzeugung mehr und mehr nun aufzudämmern beginnt. In allen ihren Fugen erbebt krachend die alte Welt, unter ihren Trümmern begräbt der Künstler seine bisherigen Ideale; aber eins rettet er sich hinüber in die neue Weltordnung: das ist die Liebe — man mag diesen Begriff interpretiren, wie man will —, die Brünnhilde in ihren hehren Schlußworten prophetisch verkündet. Und neues Leben blüht aus diesen Ruinen! Zudem war ihm besonders in der Person des Wotan das Grundproblem Schopenhauers ganz von selbst so tief bereits aufgegangen, hatte er sich pessimistischer Auffassungsweise hierin unwillkürlich schon so stark genähert, daß spätere Kommentatoren des Dramas wiederholt das Schopenhauersche Philosophem darin verkörpert sehen konnten. So kommen wir denn endlich zu dem Schluß, daß sich im Nibelungenringe die Elemente beider Grund- und Weltanschauungen, der optimistischen und pessimistischen, bereits vermischen. Das Nordlicht der heidnischen „Götterdämmerung" scheint die Morgenröte eines neuen Christentags verheißen zu wollen; der Nibelungenschatz wird dem Rheine zurückgegeben — die Suche nach dem heiligen Gral kann nun beginnen. So war er bereitet, das Reich Gottes, das nicht ist von dieser Welt, würdig zu empfangen.

Es ist eines der merkwürdigsten Phänomene und wird noch viele Forscher beschäftigen: Wagner schuf die Dichtung des Nibelungenwerkes, ohne Schopenhauer auch nur zu kennen! Anfangs 1853 versendet er an seine Freunde das Exemplar der vollendeten vier Nibelungendramen; gegen Ende 1854 erst (jedenfalls nicht vor September dieses Jahres) scheint er Schopenhauers Hauptwerk in die Hand bekommen und studirt zu haben. Wohl konnte er da von sich sagen, daß er mit dem Grundgedanken schon vertraut gewesen sei. In einem undatirten Briefe an Liszt (Briefwechsel II, S. 45, Nr. 168) schreibt er:

Ich komme immer mehr dahinter, daß du eigentlich ein großer Philosoph bist! — wie ein rechter Fahrhans komme ich mir dagegen oft vor. Neben dem — langsamen — Vorrücken meiner Musik*) habe ich mich jetzt ausschließlich mit einem Menschen beschäftigt, der mir — wenn auch nur litterarisch — wie ein Himmelsgeschenk in meine Einsamkeit gekommen ist. Es ist Arthur Schopenhauer, der größte Philosoph seit Kant, dessen Gedanken er — wie er sich ausdrückt — vollständig erst zu Ende gedacht hat.... Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam er natürlich nicht neu, und niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte. Aber zu dieser Klarheit erweckt hat mir ihn erst dieser Philosoph.... Wunderbar habe ich nun oft deine Gedanken wieder gefunden: drückst du sie auch anders aus, weil du

religiös bist, so weiß ich doch, daß du ganz dasselbe meinst. Wie tief bist du! ... Als ich Schopenhauer las, war ich meistens bei dir: du hasts nur nicht gemerkt. — So werde ich immer reifer. ...

Das also war die große Wandlung, die ihn erwartete, jene geistige Umkehr, die er noch für seinen innern, religiösen Menschen so nötig hatte! Und in der That, wenn einer an sich und seinem Leben das Problem des Christentums, die große „Wiedergeburt" des ganzen innern Menschen (nach Joh. 3) — ἄνωθεν, erfahren hat, aus dem „alten Adam" dadurch zum Christenmenschen geworden ist, so ist es Richard Wagner gewesen. Der „natürliche Mensch" in ihm durfte zwar stets von sich sagen: „Ich jage ihm nach, es zu ergreifen," allein er vernahm doch nichts vom Geiste Gottes, und es war ihm eine Thorheit. Von jetzt ab dagegen war er „geistlich gerichtet." Wagner sagt später (X, 329) selbst einmal, „daß mit dem vollkommnen Verständnisse der Schopenhauerschen Philosophie eine so gründliche Umkehr unsers bisher gepflegten Urteils eintrete, wie sie ähnlich nur dem Heiden durch Annahme des Christentums zugemutet gewesen sei." Drei große Dinge konnte er hier vor allem lernen: 1. Jenseitigkeit als Zustand — das Reich Gottes ist inwendig in uns; 2. Aufgeben des Egoismus — nicht mehr im Sinne eines Aufgehens in das Allgemeine der Diesseitigkeit, sondern als Verneinung des Willens zum Leben, also als Negation der (NB. jetzt für schlecht erkannten) Diesseitigkeit; ganz besonders aber 3. (als Folgerung aus diesen beiden Prämissen) Weltverneinung ohne persönlichen Untergang. Die erkenntnistheoretische Voraussetzung, jene feinere philosophische Unterscheidung zwischen einem Erkennen, das von außen ins Innere der Dinge dringen will, und einem solchen, das von innen nach außen geht, das mit einem Schlage das Weltbild ihm verändern mußte, hatte ihm bisher noch gefehlt (vgl. Fragm. S. 113, 114, 116). Dazu kam noch ein andrer Punkt, der ihn hellsichtig machte, indem er ihn das historische Christentum nun richtiger erfassen ließ. Schon 1852 hatte er (in der Schrift „Das Judentum in der Musik") rein geschichtlich die Thatsache festgestellt, daß die Juden zwar wohl ansehnliches Talent in den Künsten aufweisen, nie aber ein wahrhaft produktives Genie von Alters her hervorgebracht haben. Jetzt sagte ihm der Frankfurter Philosoph, daß viele Widersprüche, daß die innere Krankheit des modernen kirchlichen Christentums überhaupt von der Aufpfropfung des Evangeliums auf das dürre Reis des Alten Testaments herrühren, auf die Unvereinbarkeit und Verquickung beider geistiger Welten mit einander im wesentlichen zurückzuführen sind. Was ihm bislang nur eine Kunst- oder doch Rassenangelegenheit schien, lernte er nunmehr als Kulturfrage, als ethisch-religiöses Problem par excellance erkennen.

Zu allem Anfang freilich scheint ihn das starke Licht der Schopenhauerschen Philosophie einigermaßen geblendet zu haben. Insonderheit verwechselt er zuerst augenscheinlich noch die „Verneinung des Willens zum Leben" mit „Verneinung des Lebens" schlechthin. Es mag auch wohl seiner damaligen individuellen Lage mehr entsprochen haben, wenn er in demselben Briefe an Liszt, den wir oben anzogen, von der „herzlichen und innigen Sehnsucht nach dem Tode" spricht: „volle Bewußtlosigkeit, gänzliches Nichtsein, Verschwinden aller Träume — einzigste, endliche Erlösung" wünscht er sich. Erst viel später finden wir bei ihm dann das treffende Wort: in den Augen der „Eisenbahnreisenden" sei Schopenhauers Lehre einfach, man solle sich totschießen! Auf der andern Seite wieder gerät er zunächst tief in den indischen Quietismus; spezifisch katholische Grundstimmungen nehmen bei ihm überhand. Hatte früher Shakespeare, der Dichter des Individualismus, gegenüber dem christlichen Mythos, im Mittelpunkt seines Interesses gestanden, so versenkt er sich von da ab mit einer gewissen Vorliebe in Dichter, die die katholische Weltanschauung vertreten. Unterm 7. Juni 1855 finden wir einen langen, tiefen Brief an Liszt mit allerlei philosophischen Abschweifungen, speziell über den Dichter der Divina commedia; der Brief Nr. 256 aus dem Januar 1858 erzählt von angelegentlichen Calderon-Studien, die von dem Freund in Weimar verständnisvoll begleitet werden, später im „Parsifal" ihre Verklärung finden sollten. Ich glaube überhaupt, man darf Franz Liszt für diese Wendung zum Katholizismus hin bei

Wagner (die etwa bis in die sechziger Jahre hinein andauert) mit verantwortlich machen.*) Was ihm an dem großen Freunde und Kunstgenossen immer schon besonders liebenswert gewesen war (Sancte Francisce, „mein heiliger Franz," redet er ihn zuweilen an), mußte Wagner nun, da er den Geist der katholischen Heiligenverehrung überdies bei Schopenhauer philosophisch gerechtfertigt fand, zumal angeregt durch stete Hinweise Lisźts — erst recht eine tiefere und nachhaltigere Wertschätzung abringen. Es war das wohl die notwendige Reaktion für ihn, eine Periode der strengen Weltverneinung und Weltflucht auf die vorausgehende der absoluten Weltbejahung und Weltfreudigkeit — notwendig und wohlthätig für den antichristlich gewordnen Protestanten Wagner. Erst nach Durchlebung dieser beiden, sozusagen natürlichen Extreme konnte das gesunde „höhere Dritte" gewonnen werden, die harmonische Vermittlung beider in der Weltüberwindung eintreten, die die Welt unter grundsätzlicher Verneinung ihrer Realität insoweit nur bejaht, als sie — ohne ihr auszuweichen — durch sie doch hindurchgeht und, sie gestaltend, sie mit christlichem Geiste erfüllt, aber eben dadurch im Sinne der Jenseitigkeit wieder über sie hinausführt und sie aufhebt.

Die ersten dichterischen Früchte dieses neuen (Schopenhauerschen) Evangeliums waren: die „Tristan"-Dichtung (1856/57) und der (in den „Fragmenten" heute vorliegende) Entwurf zu dem indischen Drama „Die Sieger" (1856). Sogar eine erste Skizze der „Parsifal"-Dichtung entstand schon frühzeitig, etwa um jene Zeit (Mai 1857); aber es zeugt von Wagners klarem künstlerischem Gefühl, daß diese — bis er selbst zu dem Werke innerlich mehr herangereift war — jetzt noch liegen-, die zu den „Siegern" dagegen gänzlich unterblieb, wogegen er sich sofort mit Energie dem Tristanstoffe zuwandte. Der „Tristan" ist nicht so sehr Religion als Philosophie, darum aber um nichts minder wertvoll und bedeutsam für uns als erste Etappe Wagners in der Aneignung des neuen geistigen Standpunktes. Eine alte Lieblingsidee des Künstlers, der wir im „Jesus von Nazareth" und dem „Kunstwerk der Zukunft" gleicherweise schon begegneten, nämlich die der Ergänzung von Mann und Weib in Selbstverleugnung (eine Art Mikrokosmos der Verneinung des Willens zum Leben), lebt hier wieder auf und findet, zusammen mit dem andern Haupt- und Grundthema: Apotheose des Todes, ihre gesonderte philosophisch-ethische Durchführung. In den „Siegern" wiederum feiert Maria Magdalena (aus „Jesus von Nazareth") ihre buddhistische Auferstehung in dem Tschandalamädchen Prakriti. Wie der letzte religiöse Gehalt dieses Entwurfs, so weit für Wagner überhaupt entwicklungsfähig und auf hoher geistiger Stufe assimilirbar, in den spätern „Parsifal" mit übergegangen ist, so werden wir dort dann auch in Kundry Prakritis Wiedergeburt zu begrüßen haben; der hier vorliegende Stoff fand erst etwa zwanzig Jahre später mit jenem Werke selbst seine Ausführung, und zwar ganz im Sinne des uns nähern und höhern christlichen Gedankens. Hätte der Künstler diesen Siegerentwurf später wirklich ausgearbeitet, dann allerdings wären die im Rechte, die seiner Religionsauffassung indisch-quietistische Beschaulichkeit, unthätige Welterlösungsromantik u. dgl. m. vorwerfen wollen. Im „Parsifal" indessen ist dieser „Erdenrest, zu tragen peinlich" aus einer frühern Periode vollständig getilgt. Doch dies sei nur ganz nebenbei bemerkt.

Während nun die Folgezeit bis zur Berufung nach München beinahe ganz durch rein künstlerische Erlebnisse und zerstreuende Eindrücke aller Art ausgefüllt erscheint, haben wir uns aus dem Berufungsjahre (1864) selber mit einer wichtigen Abhandlung zu befassen, die die entscheidendste Beeinflussung durch Schopenhauer unter seinen Prosaschriften zum erstenmale klar zur Schau trägt. Diese Schrift ist vor allem dadurch für uns von besonderm Interesse, daß Wagner selbst darin einen zusammenfassenden Rückblick auf seinen frühern Standpunkt wirft und die psychologische Erklärung für die seitherige Entwicklung seiner Anschauungen uns an die Hand giebt (VIII, 7—11); denn sein „hochgeliebter junger

*) Welch inbrünstig frommer, tiefgläubiger Katholik Liszt gewesen, geht neuerdings auch wieder aus seinen „Briefen" hervor, herausgegeben von La Mara, Leipzig, 1893.

Freund," König Ludwig II. von Bayern, hatte von ihm eine Darstellung erbeten, inwieweit seine Ansichten über „Staat und Religion" seit der Abfassung jener Kunstschriften der Revolutionszeit sich geändert hätten — daher auch der Titel dieser Schrift. Der vollzogne Umschwung prägt sich zunächst einmal in der neuerlichen Rektifizirung eines früher gern umgestellten Schillerschen Diktums aus; das ehemalige „Ernst ist die Kunst — heiter das Leben" wird nun richtiger zum „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst." Freilich wird darum der Künstler, der es ernst meint um seine Kunst, noch nicht heiter. Auch er muß von sich sagen: mein Reich ist nicht von dieser Welt:*)

Das Harte ist es nun eben, daß wir mit diesem außerweltlichen Reiche mitten in dieser Welt stehen, die selbst so ernst und sorgenvoll ist, daß ihre flüchtige Zerstreuung einzig angemessen dünkt, während das Bedürfnis nach ernster Erhebung ihr fremd geworden ist. — Das Leben ist ernst und — war es von je.

Dieser heillose „Ernst des Lebens" wird nun im weitern von ihm genauer beschrieben. Man lese z. B. gleich die unmittelbar nachfolgende Seite, und man wird mir Recht geben in der Auffassung, daß eine Radikalkur im Sinne der Weltverneinung wie tiefster Religiosität bei ihm vor sich gegangen ist. Der alte Heide hat sich ernstlich zum Christentum bekehrt — ja manche Anzeichen sprechen auch hier wieder dafür, daß er fürs erste sogar noch allzusehr in katholisch-weltflüchtigen Anschauungen befangen bleibt (vgl. VIII, 28, 31, 33). Einzelne geistige Hauptfäden verbinden allerdings selbst diese Periode und diese Abhandlung mit dem überwundnen Standpunkt. So haben wir schon früher einmal berührt, daß die Religion in den Definitionen dieser Schrift als das absolute Gegenbild zum Staate hervortritt. (Diese Stellung beider wie ihr Antagonismus wird überhaupt zu allen Zeiten von Wagner mit Lebhaftigkeit erörtert.) Wie ganz anders ist aber nun Kern und Wesen der Religion erkannt! „Wie der Patriotismus den Staatsbürger zu der höchsten ihm erreichbaren Höhe erhob, vermag nur die Religion ihn zur eigentlichen Menschenwürde zu führen . . . . . Genau in dem Grade erst ist eine reine, höchste Religion in die Welt getreten, als sie gänzlich vom Staate sich ausschied und in sich diesen vollständig aufhob." Staat und Religion vollkommen vereinigt träfen wir nur da an, wo beide noch auf den rohesten Stufen ihrer Bildung und Bedeutung stehen: Gott wird da zum Stamm- und Obergott, die übrigen Naturgötter zu Penaten, Schützern des Hauses, der Stadt, der Felder und Herden. Der wahrhaft religiösen Vorstellung aber „geht die Wahrheit auf, es müsse eine andre Welt geben als diese, weil in ihr der unerlöschliche Glückseligkeitstrieb nicht zu stillen ist, dieser Trieb somit eine andre Welt zu seiner Erlösung fordert" (VIII, 26 f.). Die nachfolgende Beschreibung dieser ganz andern, in Raum und Zeit nicht mehr befangnen Welt (s. auch S. 32 f.) zeigt mit voller Deutlichkeit, wie gründlich ihn Kant und Schopenhauer mittlerweile in die Schule genommen haben.

Und nun gar vollends die ebenso eingehenden wie eindringlichen Ausführungen über das „Dogma" — bei denen wir noch einen Augenblick verweilen wollen! „Wie die höchste Kraft der Religion sich im Glauben kund giebt, liegt ihre wesentlichste Bedeutung in ihrem Dogma" — so erläutert er S. 29 ff. Nicht durch ihre praktische Bedeutung für den Staat, also durch ihr Moralgesetz ist die Religion wichtig — das Wesentliche, Polizeiliche am Moralgesetz läßt sich aus jeder untergeordneten Religion entwickeln, und die wahre Religion ist nichts Nützliches, sondern etwas durchaus Göttliches —, vielmehr durch ihren unermeßlichen Wert für das Individuum bekundet die christliche Religion, und zwar durch das Dogma, ihre erhabne Bedeutung. Das Wundervolle und ganz Unvergleichliche des religiösen Dogmas besteht nämlich darin, daß das, was auf dem Wege des Nachdenkens durch die richtigste philosophische Erkenntnis nur in negativer Form gefaßt werden kann, in ihm sich in positiver Form darstellt. Wenn also der Philosoph bis zur Darstellung der Irrigkeit und Ungeeignetheit der natürlichen Vorstellungsart gelangt, nach der uns die Welt als eine unzweifelhafte Realität

*) Welcher Künstler insbesondre dies von sich sagen kann, werden wir später noch tiefer ersehen.

erscheint, so stellt das religiöse Dogma die andre, bisher unerkannte Welt dar, und zwar mit solcher unfehlbaren Sicherheit und anschaulichen Bestimmtheit, daß das religiöse Gemüt, dem jene aufgegangen ist, hierüber in die unerschütterlichste, tiefbeseligendste Ruhe gerät. Das unterscheidende Merkmal ist nur eben dies, daß in heiliger Allegorie, durch Uebertragung des eigentlich Unaussprechlichen, nie Wahrgenommnen in die Sprache des gemeinen Lebens, der weltlichen Vorstellung das Geheimnis der göttlichen Offenbarung zuzuführen versucht wird. Diese Allegorie verhält sich dann zu dem vom Religiösen unmittelbar Erschauten und Gefühlten etwa wie der am Tage nacherzählte Traum zu dem Nachttraume selber und wird daher in sich all das Unbegreifliche und der gemeinen Erkenntnisart widerspruchsvoll Dünkende zugleich mit enthalten, das schon durch die unvergleichliche Schwierigkeit in der Abfassung des Dogmas mit bedingt war. Daher denn mit Recht dem Volke am allereindringlichsten eben die Annahme des Dogmas auf Autorität hin durch den innigen, unbedingten und zweifellosen Glauben empfohlen wird. Die eigentliche Entstellung des durch göttliche Offenbarung erschauten Grundwesens der Religion tritt dagegen erst da ein, wo die Natur des Dogmas nach der gemeinen kausalen Erkenntnis in Untersuchung gezogen wird. Die Forderung, es gegen die Angriffe der gemeinen menschlichen Erkenntnis zu verteidigen, dieser es zu erklären und faßlicher zu machen, wird in dem Grade dringender, als die Religion wiederum in ein Verhältnis zum Staate tritt.

Der die Jahrhunderte der Entwicklung der christlichen Religion zur Kirche und ihrer völligen Umbildung zum Staatsinstitute durchlaufende, in den mannichfachsten Formen immer wiederkehrende Streit über die Richtigkeit und Vernunftmäßigkeit des religiösen Dogmas bietet uns die schmerzlich widerliche Belehrung der Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen. Zwei absolut inkongruente, ihrer ganzen Natur nach vollständig verschiedne Anschauungs- und Erkenntnisarten durchkreuzen sich in diesem Streite, ohne je inne werden zu lassen, daß sie eben grundverschieden seien.

Dieser Satz ist für uns besonders interessant, bedeutet er doch nichts Geringeres als die nunmehr gewonnene höhere Erkenntnis seiner eignen frühern Angriffe auf das Christentum, und mit dieser bessern Einsicht zugleich die psychologische Erklärung für diese. Wagner gesteht den wirklich religiösen Verteidigern des Dogmas dabei zu, daß sie grundsätzlich vom Bewußtsein der verschiedenartigen Erkenntnisweise, die ihnen im Gegensatze zur weltlichen eigen war, ausgingen. Das Unrecht, zu dem sie endlich gedrängt wurden, bestand nur darin, daß sie, wo mit menschlicher Vernunft nun einmal nichts auszurichten war, zum leidenschaftlichen Eifer, oft zur unmenschlichsten Anwendung der Gewalt sich hinreißen ließen, somit praktisch zum vollsten Gegensatze echter Religiosität ausarteten. Die trostlos materialistische, industriell nüchterne, gänzlich entgöttlichte Gestaltung der modernen Welt dagegen verdankt ihr Dasein dem entgegengesetzten Eifer des gemeinen praktischen Verstandes, das religiöse Dogma sich nach den Kausalgesetzen des Zusammenhangs der Phänomene des natürlichen und bürgerlichen Lebens zu erklären und, was dieser Erklärungsweise widerstrebt, als vernunftloses Hirngespinst zu verwerfen. Hätte aber damit die Religion auch schon aufgehört? Mit nichten; denn „dieses eben ist das Wesen der wahren Religion, daß sie, dem täuschenden Tagesscheine der Welt ab, in der Nacht des tiefsten Innern des menschlichen Gemütes, als andres, von der Weltsonne gänzlich verschiednes, nur aus dieser Tiefe aber wahrnehmbares Licht leuchtet."

Absichtlich habe ich diese dogmatischen Darlegungen des Künstlers in so ausgedehntem Umfange hier herangezogen, um den Nachweis zu führen, welch völlig neue Quellen da auf einmal fließen. Die ganze „Fülle der Gesichte," die dem innern Menschen bei religiöser Wandlung und göttlicher Erkenntnis sich aufthut, lebt und spricht hier in unvergleichlicher Kraft und Frische! A S

Die kirchliche Lage in Livland

3

In der zweiten Hälfte der Regierung Kaiser Alexanders II. hatte die volle Strenge des Reichsgesetzes für Livland in kirch-

licher Hinsicht gleichsam geschlummert; stillschweigend gab man dem konfidentiellen kaiserlichen Befehl über die Mischehen die Deutung einer faktischen Durchbrechung des mörderischen Gewissenszwanges, den der Swod Sakonow über die Angehörigen des russischen Staats ausübt. Ja sanguinischere Naturen hofften, daß es mit der Zeit gelingen werde, den ganzen Schaden der großen Konversion wieder gut zu machen: die dem Unheil verfallnen Generationen würden allmählich aussterben und ihre Nachkommenschaft in die Landeskirche zurückkehren. Thatsächlich standen die vorhandnen russischen Kirchen leer; selten nur wurde vom Popen ein Kind getauft oder gesalbt; von „orthodoxem" Schulunterricht war keine Rede; die heranwachsenden Kinder der Konvertiten besuchten den lutherischen Konfirmationsunterricht, und sogar Männer und Frauen in reiferm Alter aus der Zahl der angeblich der russischen Kirche Angehörigen machten ihn mit, da sie in ihrer Jugend keinerlei geistliche Unterweisung genossen hatten.

Wie erinnerlich sein wird, betrug damals in den vierziger Jahren die Zahl der Uebergetretnen an hunderttausend: von diesen befand sich zu Anfang der achtziger Jahre nur noch ein geringer Prozentsatz in faktischer Verbindung mit der russischen Kirche, und auch die Zahl der rechtlich ihr Gehörenden war beträchtlich zusammengeschmolzen, da steter Abgang und äußerst geringer Zuwachs stattfand.

Die offenkundige Praxis der lutherischen Geistlichen, Konvertiten, die persönlich für würdig befunden waren, auf ihr Verlangen die faktische Gemeinschaft der evangelischen Kirche nicht zu verschließen, veranlaßte natürlich vielfache Beschwerden der griechischen Geistlichkeit, aber dem klugen und energischen Vorgehen des livländischen Konsistoriums gelang es, 1874 einen kaiserlichen Befehl zu erwirken, daß alle gegen lutherische Prediger in Sachen der Konvertiten anhängig gemachten Sachen niederzuschlagen seien. Das Vertrauen auf die kaiserliche Gnade, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich Gewissensfreiheit zu gewähren, wurde gestärkt, als im Jahre 1878 bekannt wurde, daß der Erzbischof von Kasan auf allerhöchsten Befehl Folgendes in seinem Eparchialblatte veröffentlicht hatte:

Der zahlreiche Abfall zur Orthodoxie gefirmelter Tataren zum Muhammedanismus habe ihn, den Erzbischof, veranlaßt, von dem örtlichen Prokureur (einem Beamten der Gouvernementsverwaltung) die strafrechtliche Verfolgung der Abgefallnen und der sie annehmenden Mullahs zu fordern. Auf allerhöchsten Befehl habe der Prokureur jedoch ihm, dem Erzbischof, eröffnet, daß es der allerhöchste Wille nicht sei, den Abfall strafrechtlich zu verfolgen. Die rechtgläubige Geistlichkeit habe die Abgefallnen auf dem Wege der Belehrung wiederzugewinnen, und diese allerhöchste Willensmeinung sei im Eparchialblatte zu veröffentlichen.

In Livland glaubte man mit Recht die Folgerung ziehen zu dürfen, daß die christliche evangelische Landeskirche doch wohl auf denselben Grad von humaner Behandlung Anspruch erheben könnte, wie der Muhammedanismus, sowie daß die livländischen Bauern und Pastoren nicht minderwertigere Unterthanen des Kaisers seien, als die Tataren von Kasan und ihre Mullahs. Die öffentliche Wiederaufnahme der Uebergetretenen oder ihrer Kinder, die „Rekonversion," fand auch in der That seitens der Staatsregierung kein Hindernis, und so entstand allmählich die Ueberzeugung, daß die mit den Kapitulationen des Landes und dem Nystädter Frieden unvereinbaren Bestimmungen des Swod Sakonow und des Gesetzes für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland stillschweigend aufgehoben seien.

Eine Angabe der Zahlenverhältnisse, wieviel Menschen zu Beginn der Regierung des Kaisers Alexander III. zur lutherischen Kirche zurückgekehrt und wie hoch der Bestand der noch zur griechischen Kirche in irgend welchen Beziehungen stehenden Bauern war, läßt sich leider nicht machen. Man wird vielleicht sagen können, daß die Anzahl der in der großen Konversion Verlornen auf die Hälfte reduzirt war, aber der Rest waren nichts weniger als „rechtgläubige Christen." Da traf wie ein Blitzschlag im August 1885 die Aufhebung des konfidentiellen Befehls von 1865 wiederum die sich anbahnende Gesundung der Verhältnisse zu Tode. Der fanatischen Nationalpartei war es

gelungen, Alexander III. zur Zurücknahme der Gnade seines Vaters zu bewegen. An einem Sonntag wurde von allen Kanzeln des Landes die Aufhebung des konfidentiellen Befehls verlesen, die Geistlichen schlossen: „Ein jeder evangelische Christ weiß nun, was er zu bedenken hat!" Das war das Aeußerste, was der Knebel zu sagen erlaubte — und nach sechzehnjähriger Dauer war die Zeit der halben Toleranz für Livland vorüber, um einem wahren Schreckensregimente Platz zu machen.

Man muß sich immer wieder vergegenwärtigen, daß viele Tausende, die angeblich zur russischen Kirche gehörten, thatsächlich seit lange schon wieder Glieder der lutherischen Kirche geworden, zum großen Teil in ihr aufgewachsen und ihrer Sakramente teilhaftig waren, um die Barbarei der neuen Maßregel zu würdigen, denn nicht nur, daß in Zukunft die Kinder aus Mischehen wiederum alle der „herrschenden" Kirche verfielen, sondern es sollte überhaupt mit einem male deren „Recht" auf alle, die ihr dem Namen nach angehörten, in voller Strenge wieder geltend gemacht werden. Das System war diesmal etwas modifizirt worden. Vor allem hatten die lutherischen Pastoren, über die sich Graf Bobrinsky mit hoher Anerkennung ausgesprochen hatte, auf der gegnerischen Seite ein großes Maß von Zorn, Haß und Neid erweckt; sie vor allen Dingen sollten jetzt gebrochen werden, und wenn erst die Hirten beseitigt oder eingeschüchtert wären, so hoffte man der Schafe schon mächtig zu werden. Zu diesem Zwecke wurde jene Bestimmung des Swod Sakonow, daß alle Amtshandlungen an Gliedern der rechtgläubigen Kirche, von andersgläubigen Geistlichen ausgeübt, strafbar wären, mit vollster Schärfe in Wirkung gesetzt. Wer waren aber denn die Glieder der rechtgläubigen Kirche in Livland? Zum Teil waren es die noch Ueberlebenden aus der Zeit der großen Konversion, zum Teil deren Nachkommen. Lag nun bei den Erstern wenigstens eine gewisse, wenn auch vielfach in bitterer Verzweiflung und Reue gesühnte Verschuldung, ein persönlicher Abfall von ihrer Kirche zu einer fremden Konfession vor, wodurch die Rückforderung ihrer Seelen einen Schein des Rechts gewann — welch ein Zusammenhang bestand denn aber zwischen ihren Nachkommen in erster und zweiter Generation, die zum großen Teil nicht einmal griechisch getauft waren, sondern die lutherische Taufe erhalten hatten, die nie einen Schatten von Fürsorge seitens der russischen Kirche gespürt hatten, und dieser Macht, die nach jahrzehntelangem Hinbrüten plötzlich auffuhr und wie einen Raub das alles forderte, was ihr „Schein" ihr zusprach?

Nicht genug damit: es sollte eine neue Seelenjagd in Livland angestellt werden, ob man vielleicht noch neue Glieder für die „Rechtgläubigkeit" gewinnen könne. Die Konversion der vierziger Jahre hatte sich fast nur auf das eigentliche Gouvernement Livland im engern Sinne beschränkt, Kurland und Estland waren verschont geblieben. Jetzt machte man sich auch an diese, und zur Feier der Krönung des Kaisers (in Moskau 1883) sollte ihm seitens der rechtgläubigen Geistlichkeit Livlands ein Geschenk von so und so viel gewonnenen Seelen gemacht werden. Aber die Rechnung schlug fehl — nicht ganze Kirchspiele, sondern einige arme esthnische Strandbauern gelang es zu ködern, und um nur einigermaßen mit Zahlen aufwarten zu können, wurde genommen, was an den Landstraßen und hinter den Zäunen, ja im Gefängnis lag, und so eine Liste der vom Lichte der Rechtgläubigkeit erleuchteten Schar des Herrn in Moskau präsentirt. Der kaiserliche Dank blieb nicht aus, aber in der Folge verlief diese neue Auflage eines Konversionsversuches kläglich im Sande — vielleicht sind seit dem Regierungsantritt Alexanders III. bis heute einige Tausende, meist der Kehricht der lutherischen Gemeinden, rechtgläubig geworden, und augenblicklich hat selbst diese Methode, das Gute zu nehmen, wo man es findet, keine Erfolge mehr aufzuweisen. Die Konversion lutherischer Gemeindeglieder ist vollständig zum Stillstand gelangt, und die russische Kirche erfreut sich einer wachsenden Antipathie auch unter denen, die nie etwas mit der Konversion zu thun gehabt haben.

Was ist denn aber die eigentliche Not des Tages, in der die stumme Qual des Landes gen Himmel schreit? Das ist der höllische Gewissenszwang, der die trifft, an denen sich die Po-

lypenarme der Staatskirche einmal festzusaugen vermocht haben, und die brennende Gewissensnot derer, deren Amt sie in stete Berührung mit diesen Unglücklichen zu treten zwingt.

Da die jetzt von der russischen Kirche für sich beanspruchten Leute innerlich nicht ihr, sondern häufig der evangelischen Kirche angehören, so setzen sie alles daran, sich dieser innerlichen Zugehörigkeit durch den Gebrauch der lutherischen Sakramente zu versichern; durch Abendmahl und Taufe, durch geistlichen Trost, durch Konfirmation und Begräbnis wollen sie ihrer Herzenssehnsucht nach Gemeinschaft mit dem Evangelium Genüge thun. Daran werden sie von ihrer angeblichen Mutter, der russischen Kirche, gehindert, sobald sie offen damit umgehen — also suchen sie es ohne ihr Vorwissen zu erreichen, in steter Angst und Gewissensnot, in stetem Kampfe zwischen dem Verlangen der Seele und den Drohungen des Swod Sakonow. An die evangelischen Pfarrer tritt aber jetzt die verantwortungsvolle Entscheidung heran: was thun in diesem Konflikt der geistlichen Pflicht mit dem Staatsgesetz, des durch den Amtseid einerseits gebundnen, andrerseits geschreckten Gewissens? Das Gesetz bestraft unnachsichtlich jeden Akt seelsorgerischer Thätigkeit an einer auch nur nominell der Staatskirche angehörenden Person gleich einem bürgerlichen Vergehen, und der Prediger gelobt gegen das Staatsgesetz als Ganzes Gehorsam, und nicht nur das, sondern in seinem Amtseide verpflichtet er sich noch besonders auf das „Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland"; ihm ist wohl bekannt, was ihn im Uebertretungsfalle erwartet: Suspension, Amtsentsetzung, Gefängnis, Verbannung. Aber nicht die Furcht vor Strafe ist es, die sein Gewissen bindet, sondern das Wort: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat." Auch die barbarische Obrigkeit des russischen Staates ist von Gott, und obwohl sie selbst auch göttliches und menschliches Recht gleichermaßen mit Füßen tritt, das gute Recht des Landes und die natürliche Freiheit des nur Gott verantwortlichen Gewissens, so scheut doch protestantisches Empfinden trotzdem bis zum äußersten vor jener im Katholizismus so leichten Doktrin zurück, daß Geistliches mehr sei denn Weltliches. Nun aber die Kehrseite! Wie mußte den Geistlichen wohl zu Mute sein, die sich in schwerem Kampfe mit ihrem Gewissen die Zurückweisung der Rekonvertiten abgerungen hatten, wenn ihre eignen Kirchenältesten ihnen den Spruch vorhielten, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, und nicht undeutlich zu verstehen gaben, der Pastor fürchte wohl wegen der Strafgesetze für seine Stellung; wenn ehrenwerte Gemeindeglieder soweit gingen, nicht bloß heimlich ihn einen Mietling zu nennen, der aus weltlicher Furcht die gnadenhungrigen Sünder zurückstoße? Was mochte ein Prediger empfinden, wenn Leute, denen er die Zulassung zum Abendmahl verweigert hatte, hernach zu ihm kamen und gestanden, daß sie es heimlich und von ihm unerkannt unter der Schar rechtmäßiger Kommunikanten empfangen hätten — nun fühlten sie sich ihrer Sünden ledig und wären bereit, ihrerseits jede Strafe zu erdulden? In mehreren Fällen kam es auch vor, daß die verzweifelten Leute zum Pfarrer kamen und ihn fragten, ob es denn vor Gott sträflich sei, wenn sie sich unter einander das Sakrament nach lutherischem Ritus reichten; sie vermöchten nicht ohne das Abendmahl „wie die unvernünftigen Tiere" zu leben, und in die griechische Kirche brächte sie nur der Büttel an Händen und Füßen gebunden. Einige Leute wollten gehört haben, man käme aus der griechischen Kirche frei, wenn die Stellen, die einst mit dem heiligen Oele gesalbt worden waren, mit glühendem Eisen ausgebrannt würden: sie seien dazu bereit, und eine Bauernmagd erzählte z. B., sie habe vom russischen Priester gehört, sie könne nur dann loskommen, wenn sie sich das Hemd auf dem Leibe verbrennen ließe — ob sie nicht ein Hemd von dünnem Zeuge kaufen und das Verbrennen vornehmen könne? Es bedarf wohl keiner Worte, um die Seelenqual der Geistlichen bei solchen Szenen auszumalen. Die meisten kamen trotz allem unter diesen Umständen dahin mit sich ins Reine, daß sie ihren Amtseid an erster Stelle auf die heilige Schrift, an zweiter auf die symbolischen Bücher und erst an dritter auf die staatlich oktroyirte Kirchenordnung geleistet hätten, sodaß bei einer Kollision der Pflichten die zu unterlassen

seien, die nur in der Kirchenordnung wurzelten. Die Folge aber dieser Ueberzeugung ist, daß jetzt nur noch ein geringer Bruchteil der livländischen*) lutherischen Prediger von gerichtlicher Verfolgung verschont geblieben ist. Gegen die Mehrzahl schweben gerichtliche Untersuchungen, viele sind in den letzten Jahren von den verschiednen Strafen betroffen worden, die der Swod Sakonow für die von ihnen begangnen Vergehen vorsieht, und jeder neu in das Amt tretende junge Geistliche sieht das Schicksal voraus, das ihm mit Wahrscheinlichkeit binnen kurzem bevorsteht.

Die thatsächliche Praxis des russischen Schreckensystems sei nun in kurzem an der Hand der vorkommenden Fälle erläutert.

Vom siebenundzwanzigsten Kongreß für innere Mission

1

Vom zweiten bis fünften Oktober tagte in Dortmund der siebenundzwanzigste Kongreß für innere Mission, und keiner der Teilnehmer wird sich dem Eindruck haben verschließen können, daß der Kongreß inmitten der zahlreichen kirchlichen Versammlungen seine alte Bedeutung in ehrenvoller Weise auch diesmal bewährt hat. Seit seiner Konstituirung zu Wittenberg 1849 kann er auf eine lange und gesegnete Wirksamkeit zurückschauen, und diese hat ihm einen zahlreichen Kreis warmer Freunde und die weiteste Anerkennung verschafft. Diese kam darin zum Ausdruck, daß von allen preußischen und den meisten deutschen Kirchenbehörden, von vielen theologischen Fakultäten, vom Evangelischen Bunde und andern kirchlichen Vereinigungen Vertreter oder Begrüßungsschreiben eingetroffen waren, daß drei preußische Ministerien und andre deutsche Staatsregierungen Kommissare entsendet hatten, daß die nächsten staatlichen, kirchlichen und bürgerlichen Behörden in Sympathiekundgebungen wetteiferten. Man hat darin doch nicht bloße Höflichkeitsformen zu erblicken, sondern darf darin, wie die Telegramme der Kaiserlichen Majestäten es auch deutlich aussprachen, den Beweis finden, daß der Kongreß sich durch seine Leistungen allgemeine Anerkennung verschafft hat und seinen Ratschlägen in den maßgebenden Kreisen aufmerksames Gehör und sorgfältige Beachtung geschenkt wird.

Der Kongreß machte den Eindruck einer sehr imposanten und bedeutungsvollen Versammlung; betrug doch die Zahl allein der offiziell eingeschriebnen Teilnehmer über achthundert. Allerdings war die Zahl der Gäste, die dem Rheinland und Westfalen nicht angehörten, nicht eben sehr groß; es werden ihrer kaum mehr als ein Achtel der Gesamtheit gewesen sein, unter diesen freilich manche aus dem fernen Ost- und Westpreußen, aus Bayern, Württemberg und Baden, auch aus dem Auslande. So trug der Kongreß ganz wesentlich das Gepräge einer rheinisch-westfälischen Kirchenversammlung. Das Gros der Theologen gehörte der orthodox-pietistischen Richtung an. Aber in der Fülle der praktischen Aufgaben zeigte sich diese von ihrer edelsten und höchst ansprechenden Seite. Auch nicht die leiseste Versuchung zur Ketzerrichterei trübte den schönen, friedlichen Charakter der Verhandlungen; vielmehr beherrschte diese Versammlung ein Gewissensernst, eine Strenge und Wahrhaftigkeit der Selbstbeurteilung, eine religiöse und sittliche Konzentration gegenüber den großen Aufgaben, wie man sie nicht oft findet. Und damit ging zusammen eine liebenswürdige Willigkeit, von allen Seiten zu lernen und gern das Angebotene sich anzueignen.

Mit der Eigenart des kirchlichen Lebens in Rheinland-Westfalen mag auch die überaus große Beteiligung des Laienelements an den Verhandlungen des Kongresses zusammenhängen. Denn die Zahl der Theologen betrug noch kein Drittel der Teilnehmerzahl (etwa 250). Die weitaus größte Zahl bestand aus Beamten, Lehrern, Aerzten, Industriellen, Kaufleuten, Handwerkern u. s. w. in buntester Mannigfaltigkeit. Ohne Zweifel hat dies günstige Verhältnis nicht wenig dazu beigetragen,

*) Es sei noch einmal wiederholt, daß der Hauptschauplatz der gegenwärtigen Verfolgung das Gouvernement Livland im engern Sinne ist, weil es hier die meisten Konvertiten giebt.

theologische Einseitigkeiten zu vermeiden, und wenn auch die Laien nicht in dem Maße, wie es wünschenswert gewesen wäre, sich an der Diskussion beteiligten, so ist doch schon durch ihre zahlreiche, so erfreuliche Teilnahme der reichen Gedankensaat, die der Kongreß ausstreute, eine Aufnahme in weiten Kreisen gesichert.

Der Kongreß stand in Dortmund im Mittelpunkte aller Interessen, und bei einer so arbeitsfrohen und geschäftigen Industriebevölkerung von etwa hunderttausend Seelen, die zur guten Hälfte katholisch ist, erklärt sich dies nur daraus, daß die Gemeindepresbyterien die Sache des Kongresses zu ihrer eignen gemacht hatten. Für den reichen und geschmackvollen Fahnen- und Guirlandenschmuck, wie für die froh geübte Gastfreundschaft verdient die Dortmunder Bürgerschaft den herzlichen Dank aller Teilnehmer. Aber sie that mehr. Mehr als fünfhundert ihrer Bürger und Bürgerinnen entsendete sie allein zu den Verhandlungen. Gewaltig groß waren die Scharen, die sich zu den täglichen Gottesdiensten drängten. Zwei von den kolossalen Domen, die Dortmund aus der katholischen Vergangenheit überkommen hat, wurden zu gleicher Stunde bis auf den letzten Platz gefüllt und reichten doch für die Menge der Andächtigen bei weitem nicht aus. Zu wundervollen Volksfesten gestalteten sich die freien Versammlungen, die zur Abendstunde in dem geräumigen Kühnschen Saale, der reichlich 1200 Personen faßt, stattfanden. Ob P. Rothert (Soest) über das kirchliche Leben in der Provinz Westfalen sprach, oder der Abend Vorträgen über die Frauenfrage gewidmet war — immer dasselbe Bild: der Saal vermochte bei weitem die Zahl der Zuhörer nicht zu fassen, sodaß Hofprediger Braun nur auf dem Wege durch den Keller sich einen Platz auf der Tribüne für seinen Vortrag erobern konnte. Geradezu schlimm wurde es, als am Mittwoch Abend der zweitausend Mann starke Dortmunder Arbeiterverein den Gästen ein Fest gab. Da hätte der Saal wohl dreimal so groß sein müssen, um alle, die es begehrten, aufzunehmen.

Die für Dortmund charakteristischen Kulturelemente sind zugleich für diesen Kongreß typisch geworden. Die wertvolle Festschrift des Dortmunder Lokalkomitees beschreibt im ersten Teile die Anstalten der innern Mission in Westfalen und Dortmund*) und zeigt dem Fremden, welchen Reichtum an Liebe hier das kirchliche Leben gezeitigt hat. Hier hat vor mehr als siebzig Jahren der alte Graf von der Recke die Erziehungsanstalt Overdyk errichtet; hier ist Bielefeld mit einem Kranze von Heimstätten der innern Mission umgeben, und der Drang der Liebe läßt eine solche Heimstätte nach der andern entstehn; hier üben mehr als sechshundert Diakonissen Werke der Barmherzigkeit. So haben in diesem Lande, dessen thatsächlichen Mittelpunkt Dortmund bildet, die christlichen Anschauungen festen Boden behauptet; hier ist die Kirche eine Macht. Zugleich aber lehrt uns der zweite Teil der Festschrift „Dortmund in Vergangenheit und Gegenwart," daß Dortmund die größte und industriereichste Stadt Westfalens ist. „Jetzt befinden sich im Stadt- und Landkreise Dortmund und im Kreise Hörde dreiunddreißig Steinkohlen- und vier Eisensteinbergwerke. Der Kohlenreichtum ist in Dortmund und Umgegend ganz bedeutend. Das westfälische Steinkohlenbecken steht nach der Größe seiner Produktion und der Zahl der dabei beschäftigten Bergleute an der Spitze der Mineralreviere des europäischen Kontinents. . . . Der Oberbergamtsbezirk Dortmund förderte im Jahre 1891 37402494 Tonnen, wobei 138739 Bergleute thätig waren. Durch die Gewinnung der Kohlen nahm die gesamte Industrie einen bedeutenden Aufschwung. Allenthalben wurden Fabriken gebaut." So bildet dieser Industriemittelpunkt zugleich einen vortrefflichen Resonanzboden für die Behandlung der sozialen Lebensfragen. Beides aber, die Betonung der innern Zugehörigkeit der Liebesthätigkeit zur Kirche und ihrer notwendigen Ausbreitung über die Gesamtheit der gesellschaftlichen Notstände in unserm Volke, gab unverkennbar diesem Kongreß sein Gepräge. Diese beiden Gedanken bildeten die allgemeine Sphäre, in der

*) Zum erstenmale, so viel ich weiß, ist hier eine vollständige und zusammenhängende Darstellung der v. Bodelschwinghschen Anstalten in Bielefeld gegeben. Das Büchlein, bei Krüger in Dortmund erschienen, ist für 50 Pfennige käuflich. D V

sich die Begrüßungsansprachen und die Eröffnungsrede des Präsidenten, Oberkonsistorialrat D. Weiß, bewegten. Mit unzweifelhafter Deutlichkeit wies dieser darauf hin, daß der vorige Nürnberger Kongreß einen Wendepunkt in der Geschichte der innern Mission bedeute. In der That hatte er schon dort ausgesprochen, daß nicht allein infolge der allgemeinen Sünde und der Lässigkeit im Werke die innere Mission gegenüber der Not unsrer Tage so ohnmächtig dastehe, sondern daß es in dem Gesamtbetriebe der Arbeit gefehlt habe. So gewiß die innere Mission nicht aufhören dürfe, zu den Armen und Kranken zu gehen, der Verwahrlosten und Verkommnen, der Gefährdeten, Gefallenen und Geächteten sich anzunehmen, so sei doch mit alledem die Stelle, an der heute unser Volksleben krankt, noch gar nicht berührt. Denn in der sozialen Frage „handelt es sich nicht um die Kranken oder die Verwahrlosten, sondern um die gesunden und kräftigen Träger der Volksarbeit, die nur, durch falsche Vorspiegelungen verführt, vermeintliche Rechte ertrotzen wollen und eiteln Zukunftsträumen nachjagen."

Aber der Herr hat auch nicht bloß inmitten einer dem Verderben geweihten Welt eine Heilsanstalt begründet, die mit ihren Gnadenmitteln uns den Weg zum Himmel öffnet. Er hat das gesamte irdische Gemeinschaftsleben nach den heiligen Ordnungen unsers Gottes regeln und so zum Gottesreich umgestalten wollen, und die Geschichte hat erwiesen, daß in seinem Evangelium die Heils- und Lebenskräfte liegen, durch die eine untergehende Welt erneuert ist. Es gilt noch einmal zu beweisen, daß das Evangelium von der reinen freien Gnade Gottes in Christo, das uns in den Tagen der gesegneten Reformation wiedergeschenkt ist, die Kraft hat, eine Welt- und Lebensanschauung zu erzeugen, die unser ganzes gesellschaftliches Leben von innen heraus neugestalten und die Kluft überbrücken kann, die mitten in unserm Volksleben sich aufgethan hat. (Verhandl. des 26. Kongr. f. i. Miss. S. 32 f.)

In gleichem Sinne äußerte sich der Präsident auf dem diesmaligen Kongresse: die Einsicht sei da, daß alle Volksnöte und Volkssünden mit umfassenden sozialen Notständen im Zusammenhang stehen. Hier sind ganz neue Aufgaben gestellt, die der Evangelisch-soziale Kongreß in Angriff genommen hat. Er hat versucht, das Volksleben mit den Idealen des Christentums zu beleuchten und zu durchdringen. Nicht nur um die Armen und Elenden handelt es sich, sondern um eine neue Welt- und Lebensanschauung für alle Stände der Gesellschaft; so lange sie nicht zur Herrschaft gelange, könne es zu durchgreifenden Reformen nicht kommen. Die gottesdienstliche Verkündigung dürfe nicht aufhören, die großen Thaten Gottes zu preisen, aber es müsse zugleich ein Neues geschaffen werden auch im Elend und der sozialen Not unsers Volkes. — Mit gleicher Energie betonte der Präsident die Verkirchlichung der innern Mission. Es sei ihm ein höchst erfreuliches Zeichen, daß die Arbeit für die Vorbereitung des Kongresses in die Hand der Presbyterien gelegt sei. Denn das treffe zusammen mit dem letzten hoffnungsvollen Entwicklungsstadium, in das die innere Mission eingetreten sei, daß sie nämlich zur kirchlichen Arbeit werde. Nicht nur die Liebesarbeit innerhalb der einzelnen Parochie müsse in die Hände der Gemeinde übergehn, sondern auch die Rettungs- und Erziehungshäuser, die Diakonen- und Diakonissenhäuser müßten kirchlich angegliedert und zu kirchlichen Werken werden. Ohne den Anschluß an die Kirche müsse die Liebesthätigkeit zur bloßen äußerlichen Wohlthätigkeit entarten. So wurde von vornherein der Kongreß unter die Gesichtspunkte des Gemeindegedankens und der sozialen Frage gestellt, und unter diesen wollen wir auf seine Arbeit noch ein wenig eingehn.

Doch zuvor noch eine Bemerkung formeller Natur. Die Zeit war so ausgekauft und durch die verschiedenartigsten und wichtigsten Gegenstände so vollständig in Anspruch genommen, daß die Aufnahmefähigkeit auf eine harte Probe gestellt wurde. Zudem dehnten sich bei der für die einzelnen Themata sehr kurz bemessenen Zeit die Referate so ungemessen weit aus, daß schon aus äußern Gründen das Schwergewicht durchaus auf den Vortrag fiel. Selbst wichtige und von Sachkenntnis getragne Diskussionen mußten, nicht eben zum Vorteil der Sache, gewaltsam verkürzt, ja abgebrochen werden. Es ist ein dringendes Bedürfnis, daß eine Schädigung der Sache durch eine andre Arbeitsordnung vermieden werde.

Die sozialpolitischen Fragen, das läßt sich nicht wegleugnen, nahmen in den Verhandlungen des Kongresses den breitesten Raum ein. Das erste Thema dieser Art bildete zugleich den Gegenstand der ersten Hauptversammlung. Das Thema: „Die sittliche Bedeutung der Arbeit im Lichte des Evangeliums" war unstreitig sehr glücklich gewählt, und die sehr ausführlichen Thesen, die der Referent, Pfarrer Werner aus Beckendorf (Provinz Sachsen), aufgestellt hatte, erweckten auch für seine Behandlung günstige Erwartungen. Ohne auf die geschichtliche Entwicklung des Verständnisses für die sittliche Bedeutung der Arbeit näher einzugehn, stellt er die Arbeit dar „als die pflichtgemäße angestrengte Thätigkeit einer gottebenbildlichen Persönlichkeit"; daraus wird gefolgert, daß jede in rechter Gesinnung vollbrachte Arbeit sittlich gleich hoch zu achten sei, also weder die vorwiegend physische, noch die geistige Arbeit unterschätzt werden dürfe. Doch schließe die sittliche Gleichberechtigung in einem christlichen und gegliederten Gesellschaftsorganismus die autoritative Ueberordnung und die pietätsvolle Unterordnung thatsächlich nicht aus, sondern ein. Ohne in dem Wie? technischer Aenderung den Fachleuten vorzugreifen, müssen gefordert werden, daß diese Grundsätze auch auf die Arbeitsverhältnisse, die gesamte Erwerbs- und Gesellschaftsordnung praktisch und konsequent angewendet werden. Es ergeben sich aber die allgemeinen Forderungen: eines bedingten Rechts auf Arbeit, gesunder und moralischer Arbeitsverhältnisse, endlich eines Arbeitslohnes, „der dem Arbeiter (und dessen Familie) eine menschenswürdige Lebenshaltung ermöglicht." Diese schließt in sich „einen proportionalen Mitgenuß an den gesteigerten Wirtschaftsgütern und Bildungsschätzen." Es darf wohl zugestanden werden, daß diese Thesen, die übrigens im Original nicht sehr übersichtlich geordnet sind, den Umfang des Problems im wesentlichen umfassen, und auch dem Vortrag kann Vollständigkeit und erschöpfende Sachlichkeit nachgerühmt werden. Dennoch muß gesagt werden, daß er den geweckten Erwartungen nicht entsprach. Weder wurde gezeigt, welche Verbindungslinien zwischen dem christlichen Ideal der Arbeit und dem sittlichen Durchschnittsniveau der Arbeiter vorhanden sind, noch wurde dies Ideal selbst mit den Tiefen christlichen Glaubenslebens verbunden und aus ihnen geschöpft; ebenso wenig wurde der Versuch gemacht, irgendwelche praktische Reformen in greifbarer Form vorzuschlagen. Der Vortrag war wesentlich eine die Sache wenig fördernde Erweiterung oder Verkürzung der Thesen mit sehr reicher Anführung von Bibelsprüchen. Dies zeigte auch die folgende Verhandlung; denn trotz des immer wiederholten Lobes der Reichhaltigkeit und der Vorsicht des Vortrages zeigte sich doch seine Schwäche ganz auffallend darin, daß die Diskussion über dies bedeutende Thema noch nicht eine Stunde lang sich hinfristete. Zugleich kam an den Tag, daß es der Versammlung an sozialpolitischer Schulung durchaus gebrach. Die Diskussion kam über theoretische Allgemeinheiten und dilettantisches Gerede nicht hinaus. Nach meiner Empfindung war dies die schwächste Versammlung, ja ich darf wohl sagen, die einzige verhältnismäßig schwache. Und doch wird man die große Bedeutung der Thatsache nicht verkennen dürfen, daß eine so ansehnliche Versammlung, die offizielle Vertreterin der innern Mission, in dieser Hauptfrage eine so entschiedene prinzipielle Stellung eingenommen hat.

Die Ansprachen über die Frauenfrage, die am ersten Verhandlungstage in der freien Abendversammlung von den Herren Professor D. Sell aus Bonn, Hofprediger D. Braun aus Stuttgart, Wirklichem Geheimen Oberregierungsrat Dr. Schneider aus Berlin an das weiteste Publikum gerichtet waren, beabsichtigten natürlich keine vertiefte theoretische Erörterung des Problems. Ihren Zweck, in köstlichem, humoristisch-interessantem Plauderton zu unterhalten und zu belehren, verfehlten diese Vorträge sicherlich nicht. Die gemütvolle Ansprache von D. Braun führte aus, daß der allernatürlichste und schönste Beruf der Frau sei, in Haus und Familie zu wirken, und zwar entsprechend der Gegenwart mit ihren komplizirten Ansprüchen vor allem in Wahrung der geistigen Harmonie des Hauses. Die geistvolle Ausführung von D. Sell zeigte, wie erst das Christentum die Frau dem Manne gleich gestellt habe, wie ferner die Reformation

die emanzipirte Nonne wieder ins christliche Haus zurückgeführt habe und in neuester Zeit bei aller Anerkennung des protestantischen Familien- und Frauenideals die innere Mission in der Diakonissenbewegung eine neue Emanzipation der Frau begonnen habe. Dann ging er auf die Not der Mädchen aus den gebildeten Ständen ein und zeigte, wie man ihnen trotz aller praktischen Schwierigkeiten gerechterweise keinen Beruf verwehren könne, den sie mit ihrer Kraft ausfüllen könnten, insbesondre wünschte er, daß ihnen der Beruf der Frauen- und Kinderärztin und der Oberlehrerin an höhern Töchterschulen eröffnet werden möchte. Der nicht ganz durchsichtige Vortrag des Dr. Schneider hob gegenüber der Notlage der gebildeten Mädchen hervor, daß weit wichtiger die Zukunft der Mädchen des mittlern Bürger- und des Arbeiterstandes sei, die 91 Prozent aller schulpflichtigen Mädchen ausmachten, und schien für diese die Lösung der Frauenfrage darin zu erblicken, daß man ihnen eine gute, vornehmlich eine fromme Erziehung gebe. Dem Streben gegenüber, den Frauen das Universitätsstudium zu erschließen, drückte er sich sehr reservirt dahin aus, es sei ja möglich, daß eine Anzahl Mädchen die Befähigung zu diesem oder jenem Berufe erlangten, aber damit sei nicht viel gewonnen. Und das ist ja ohne Zweifel richtig; denn das Problem der Frauenfrage hat eine ganz andre Ausdehnung, als man ahnt, wenn man es auf die gegenwärtige Notlage der gebildeten Mädchen beschränkt. Aber eine Lösung oder auch nur allseitige Erörterung des Problems war in dieser Versammlung eben gar nicht beabsichtigt und darf daher auch füglich nicht verlangt werden. Ihrem Zweck entsprachen die Vorträge, ich wiederhole es, in vollendeter Weise. A T

Ein Schlußwort zu unsern Diakonissenartikeln

4 (Schluß)

Tritt man in die Einzelerörterung ein, so sieht man schier ins Endlose. Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, falsche, wahre und halbwahre Bedenken und Vorwürfe drängen sich einem entgegen. Wollte ich nur das Material ausnützen, das mir zugegangen ist, ich müßte noch Artikel um Artikel schreiben. Ich begnüge mich, um heute zu Ende zu kommen, mit dem Wichtigsten.

Die Ansicht, daß der Eintritt in den Diakonissenorden den Eintritt in einen Stand höherer Vollkommenheit bedeute, wird selbstverständlich in dieser blank katholischen Fassung nirgends vertreten. Wie nahe aber für die Schwestern und ihre Leiter die Gefahr liegt, diesem Irrtum sich zu nähern, wird aus dem Satze der Generalkonferenz bereits klar geworden sein, den wir in voriger Nummer anführten:

> Je mehr sie [die Schwestern] sich in ihrem Christentum vertiefen, desto mehr werden sie die Gnade erkennen, die ihnen durch ihren herrlichen Beruf zu teil geworden ist.

Ich bin durchaus in der Lage, diesen Satz zu unterschreiben, aber er bedeutet doch nachgerade die Grenze des Guten und Großen, das man von dem Diakonissenberuf aussagen kann. Nun denkt man sich ihn ausgesponnen und variirt von der Rhetorik eines für seine Anstalt und ihr Werk begeisterten Diakonissenpredigers oder von der schwärmerischen Phantasie einer nicht klar evangelisch gesinnten Schwester — und der katholisirende Zug ist da, er greift vielleicht mit Macht um sich. Dem ist nicht gewehrt, wenn man von seiten der Leitungen fleißig darauf bedacht ist, die Schwestern zur „Demut" zu erziehen. Dies ist ohne Zweifel von allen Zielen der Erziehung das am schwersten zu erreichende, und je absichtlicher, je systematischer es verfolgt wird, desto leichter wird der Umschlag gerade in jenes geistliche Selbstbewußtsein sich vollziehen, das sich etwas Besseres dünkt denn andre. Hier kann eine Anstaltsleitung ihre Meisterschaft bewähren: gelingt es ihr, die Schwestern mit frommer Begeisterung für die besondre Schönheit ihres Berufs zu erfüllen und sie vor aller unevangelischen Erhebung über andre Stände zu behüten, so wird sie die größte innere Schwierigkeit überwunden haben, die der ganzen Institution anhaftet.

Andre Schwierigkeiten bringt das Anstaltsleben mit sich: Verzicht auf Freiheiten, die man sonst jedem gönnt, Unterordnung unter eine bestimmte Disziplin. Es wird über allzu große Belastung geklagt, Nichteinhalten der versprochnen Ruhestunden und Urlaubszeiten. Aber begehren kann das Publikum im Notfall Schwestern, wie wenn da unbegrenzte Kräfte zur Verfügung stünden, und Ansprüche kann man in der Privatpflege an sie stellen, als wäre ihnen das Bedürfnis nach Schlaf und andern Dingen fremd; daß also unter dem Druck der Nachfrage oder ungerechneter plötzlicher dringender Fälle ausnahmsweise den Schwestern zuviel zugemutet wird, wer könnte sich darüber wundern? Geht es nicht im Familienkreise zuweilen auch so? Serviendo consumor — im Dienen verzehre ich mich — unter diesem Spruch steht nun einmal ein rechtes Diakonissenleben. Und so rauh mir jenes Estherwort in die Ohren klang, als ich es zum erstenmal durch die Verfasserin des Aufsatzes in Nr. 25 und 26 kennen lernte: „Komme ich um, so komme ich um!“ so wenig kann ich mich doch seinem idealen Sinn verschließen. Uebrigens ist es der Mühe wert, das Wort ganz herzuschreiben, wie es Löhe für seine Diakonissen geprägt hat:

Was will ich? Dienen will ich. Wem will ich dienen? Dem Herrn in Seinen Elenden und Armen. Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe; mein Lohn ist, daß ich darf. Und wenn ich dabei umkomme? „Komm ich um, so komm ich um,“ sprach Esther, die doch Ihn nicht kannte, dem zuliebe ich umkäme und der mich nicht umkommen läßt. Und wenn ich dabei alt werde? So wird mein Herz grünen, wie ein Palmbaum, und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen. Ich gehe mit Frieden und sorge nichts.

Ich muß sagen, das sind schöne, edle, große Worte, und wohl der Schwester, die sie ganz sich zu eigen machte!

Soll ich über die Abgeschlossenheit der Schwestern von der Welt noch reden, und von der Blutsverwandtschaft, Freundschaft? Wie viel kann man hier prinzipiell fordern, wie viel verbietet sich in der Praxis! Wozu jener Pastor der Diakonisse Platons Phädon wegnahm, als ein Buch, das nichts für sie tauge, sehe ich freilich nicht ein. Aber wenn die eine Anstalt Reuter für eine unpassende Lektüre erklärt, giebt die andre Reuter ihren Schwestern in die Hand! Während in der einen Frantzsche Lieder verpönt sind, werden sie in der andern bei Unterhaltungsabenden ganz offiziell vorgetragen! Im Theater, das ist wahr, sieht man kaum Diakonissen. Und warum nicht? Offen gestanden, was unsre Bühnen heute zumeist bieten, stimmt wirklich schlecht zum Diakonissenkleide, und ist das Stück gut, fehlt die Zeit. Aber nach dieser Richtung könnte gewiß manches Haus mehr von evangelischer Freiheit verraten. Und dies zumal den Ansprüchen der Familie gegenüber. Schranken giebt es auch da; die Anstalt muß wissen, daß sie auf ihre Kräfte zählen kann. Auch darf man billig fragen, welche Stellungen sonst, die vergleichsweise in Betracht kommen, ihren Angestellten so viel Ferienurlaub gewähren, wie die meisten Mutterhäuser ihren Schwestern. Aber ein gewisser ungesunder, unevangelischer Zug dahin ist doch vorhanden, daß man den Spruch: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert,“ statt von dem Herrn Christus vom Mutterhause versteht und eine Schwester für umso vollkommener hält, je mehr sie Eltern und Angehörige vergißt! So lange eine Diakonissin Eltern und nahe Anverwandte und Freunde besitzt, sollte man es ihr gerade zur Pflicht machen, diese Bande festzuhalten, soweit als ihre Berufsarbeit es erlaubt.

Alle diese Punkte unterliegen, wie man nicht oft genug wiederholen kann, trotz dem Kaiserswerther Verband einer sehr verschiednen Behandlung in den verschiednen Häusern. Darum sehe ich darin mehr Personenfragen als Prinzip- und Organisationsfragen. Aber ein Punkt stellt die Diakonissenhäuser, wie mir scheint, vor eine große und nicht leicht zu lösende Prinzipienfrage. Es ist die neuerdings, Gott sei Dank, immer häufigere Einrichtung der Gemeindediakonie.

Hier stoßen zweierlei Anforderungen hart aneinander. Die Gemeinde will die Schwester für sich haben, will sie dem Gemeindevorstand (Pastor u. s. w.) unterordnen, will sie, wenn sie sich einrichtet, vor jeder Abberufung sicher wissen. Das Mutterhaus will die Tochter aus ihrer Gewalt nicht entlassen, will sie abberufen können, falls es ihm gut scheint, und bietet ihr dafür dauernde Gemeinschaft und Versorgung. Wollte dies Letzte die Gemeinde übernehmen — was ihr meistens schwer fallen wird —, so könnte ja die Schwester aus dem Verbande des Mutterhauses entlassen werden. Aber wird das die Schwester wollen? Und wäre es gut für die Schwester? Mit Gemeindepflegerinnen, die keinem Diakonissenhause angehören, scheint man bisher noch wenig Erfahrung gemacht zu haben und Berufsdiakonissen vorzuziehen. Hier liegen noch ungelöste Probleme. So viel ist klar, daß die Schwester in der Gemeindepflege ganz anders wieder ins Leben und in die Welt hinaustritt, als bei den Obliegenheiten, die sonst von ihr gemeinhin übernommen werden, und daß sie dies leicht in Kollision mit sehr betonten Ueberlieferungen des Mutterhauses bringt. Man denke an den Fall, daß eine Schwester vom Mutterhause gehindert wird, mit dem „ungläubigen“ Pastor der Gemeinde vertrauensvoll Hand in Hand zu arbeiten. Ferner, daß man der lutherischen Schwester die Teilnahme an dem reformirten oder unirten Abendmahl der Gemeinde untersagt. Auf alle Fälle wird das Abberufungsrecht der Mutterhäuser der Gemeindediakonie gegenüber sich Einschränkungen gefallen lassen müssen.

Die Schwestern je nach ihren verschiednen Gaben zu verwenden, dürfte im Grundsatz wohl der Wille aller Mutterhausvorstände sein. Die Verfasserin unsers ersten Aufsatzes hat aber eine besondre Verwendung, vor allem der gebildeten Schwestern, gefordert. Auch das ist eine Frage, die allseitiger Erwägung nicht nur bei der Generalkonferenz wert ist. In England geht man da andre Wege als innerhalb des Kaiserswerther Verbands. Schäfer a. a. O. spricht sich streng gegen jene Unterscheidung aus. Aber ich weiß, daß die Forderung auch unter Kennern und Freunden unsers deutschen Diakonissenwesens Vertreter hat. Und wo man eben nach gebildeten Mädchen ruft, sollte man sich diesen Gedanken noch einmal ernstlich zu Herzen gehen lassen.

Ich bin zufrieden, wenn unsre Diakonissenartikel zur gründlichen und öffentlichen Erörterung dieser und andrer Fragen den Anstoß gegeben haben. Verdenkt man die Art, wie dies zuerst geschah, unserm Blatt: die Christliche Welt wird dies Odium zu manchem andern getrost tragen. Ich bin nie im Zweifel gewesen, daß eben jene Artikel der Diakonissensache nutzen würden. Dafür ist sie viel zu gut. Und so, daß auch innerhalb der christlichen Gemeinde gar manche heimlich zürnten, andre halblaut schalten, viele kopfscheu wurden, während offiziell mit lieblichen Worten gelockt und eingeladen oder mit Bußton über den Mangel an Freudigkeit zum Diakonissenwerk geklagt wurde, so konnte es nicht fortgehn. Manchmal hilft auch das Dreinreden Unberufener den Berufenen zu guten Gedanken und Entschlüssen.

Zwei bestimmte Wünsche darf ich zum Schluß aussprechen. Einmal, daß die Diakonissensache wieder aufgenommen werden möge in die öffentliche Diskussion aller Freunde der innern Mission, insbesondre der Kongresse, wie dies schon von andrer Seite in Nr. 40 gefordert worden ist. Sodann, daß uns von kundigster Seite eine gedrängte Darstellung des Diakonissenberufs dargeboten werden möchte für die Kreise, die sich besonders für den Stand interessiren und die „gebildeten Töchter“ ihm anvertrauen sollen, nach denen seitens der Mutterhäuser so viel Begehr vorhanden ist. Eine Darstellung, die auf alle Schönfärberei, auf alles Schwärmen und erbauliche Beiwerk verzichtet, die große Sache reden und wirken läßt und keine der innern und äußern Schwierigkeiten verschweigt — ich bin überzeugt, eine solche Darstellung würde dem Werk mehr Kräfte zuführen, als die „köstlichsten“ Aufrufe. R

In Sachen der Mission

An den Herausgeber der Christlichen Welt

Hochgeehrter Herr!

Die freundliche Gesinnung und das wohlwollende Verständnis, das die Christliche Welt den Bestrebungen der Täglichen

Rundschau bisher stets bewiesen hat, gestatten mir nicht, den Artikel Ihrer Nr. 41 „In Sachen der Mission“ einfach mit Stillschweigen zu übergehen. Ich war zwar zu der Zeit, als Herr D. Warneck die dort mitgeteilte Berichtigung an die Tägliche Rundschau einsandte, zur Sommererholung von Berlin abwesend, kann aber nach eingezogner Erkundigung doch Folgendes zu dem Falle bemerken.

Die Mitteilung in Nr. 159, gegen die sich der Artikel des Herrn D. Warneck wendet, war von der Täglichen Rundschau als eigner Bericht bezeichnet. Wer nun die Gesinnung unsers Blattes auch nur einigermaßen kennt, wird uns nicht in den Verdacht nehmen, daß der jüdische Herr Wolf, der für das Berliner Tageblatt berichtet, auch unser Berichterstatter sein könne. Es handelt sich denn auch thatsächlich um eine andre Person, wenngleich die Aehnlichkeit der von Ihnen mitgeteilten beiden Stellen allerdings den Verdacht nahe legt, daß die beiden Berichterstatter in diesem Falle aus derselben Quelle geschöpft haben.

Angesichts der Schwierigkeit, bei dem ostafrikanischen Berichterstatter selbst Auskunft über die von der Times mitgeteilte Entgegnung des anglikanischen Bischofs Alfred Tucker einzuholen, wäre es wohl das Einfachste gewesen, die Entgegnung selbst und zwar zunächst mit allem Vorbehalt aufzunehmen. Da das nun aber nicht geschehen ist, bedarf es einiger Worte, um die Tägliche Rundschau gegen den scheinbar mit Recht erhobnen Vorwurf der Parteilichkeit zu schützen.

So einfach liegen für uns die konfessionellen Verhältnisse in Ostafrika nicht, wie für den Herrn D. Warneck, dem es in den meisten Fällen das Naturgemäße sein wird, als Sachwalter der evangelischen Mission für die Sendboten der anglikanischen Kirche in Uganda und im übrigen Ostafrika einzutreten. Uns ist vielmehr auch auf diesem Gebiete der kolonialen Frage der politische und nationale Gesichtspunkt der weitaus nähere, und da haben denn von jeher die englischen Missionare durch ihr geradezu perfides Ränkespiel gegen unsre ostafrikanischen Interessen (zuletzt bei den Vorgängen im Kilimandscharogebiete) dafür gesorgt, daß unser Empfinden aus nationaler Grundstimmung zunächst gegen, nicht aus protestantischem Bewußtsein für die englische Mission Partei ergreift.

Selbstverständlich soll uns auch bei dieser Stellungnahme die Wahrheit jederzeit über unsre persönliche Empfindung gehen, aber wir sind naturgemäß auch argwöhnisch gegen die Mitarbeiterschaft eines Mannes wie des Herrn D. Warneck, weil wir ihm gegenüber die Empfindung nicht loswerden würden, daß ihm die kirchliche Parteinahme für die Engländer ebenso natürlich sein muß, wie uns die nationale gegen dieselben.

Mit der Bitte, diese Zeilen an geeigneter Stelle der Christlichen Welt abzudrucken, zeichne ich in aufrichtiger Hochachtung als Ihr ergebner

Dr. Friedrich Lange,
Herausgeber der Täglichen Rundschau

An Herrn Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der Täglichen Rundschau

Hochgeehrter Herr!

Auf die Gefahr hin, unsre freundlichen Beziehungen einer zu harten Probe auszusetzen, muß ich auf Ihren Brief öffentlich einiges erwiedern.

Ich identifizire mich völlig mit Herrn Dr. Warneck, wenn ich sage: wir weisen es auf das entschiedenste zurück, daß wir in der verhandelten Sache nicht ebenso mit unserm deutschnationalen wie mit unserm christlich-evangelischen Solidaritätsgefühl beteiligt wären. Wir schämen uns als Deutsche, wenn wir immer aufs neue wahrnehmen müssen, wie tief unsern Kolonialpolitikern die Kinderkrankheit im Blute sitzt, die englischen Missionare auf deutschem Gebiet und darüber hinaus als eitel politische Ränkeschmiede zu verdächtigen und zu fürchten. Und Ihr Brief hilft mir über den Schmerz nicht hinweg, daß Ihre Tägliche Rundschau, die mir in der That durch eine anständige und „unparteiische“ Behandlung der Sachen vor andern Blättern sich auszuzeichnen schien, wo das Christentum in Frage kommt, je länger je mehr Vorsicht und Billigkeit vermissen läßt. Für die Nichtaufnahme der Warneckschen Berichtigung sind Sie, hochgeehrter Herr, nicht verantwortlich; aber in Ihrem vorstehenden Briefe reden Sie von einem „geradezu perfiden Ränkespiel“ der englischen Missionare gegen unsre ostafrikanischen Interessen, zuletzt bei den Vorgängen im Kilimandscharogebiete, wie von etwas Allbekanntem und unerschütterlich Feststehendem. Ich kann nicht umhin zu fragen, ob Sie in dieser Angelegenheit sich je des Audiatur et altera pars! erinnert — und welche Berichte englischer Missionare darüber Sie gelesen haben? Vor mir liegen Briefe des Reverend Steggal, wie der Church Missionary Intelligencer vom April d. J. sie veröffentlicht hat; ich werde von Ihrer Aeußerung Veranlassung nehmen, sie unsern Lesern in einer der nächsten Nummern vorzulegen.

Ich fürchte, bei diesen Anschuldigungen der englischen Missionare ist eine weitreichende Unkenntnis der Dinge und Männer mit im Spiele. Und wenn diese Engländer in Deutschostafrika sich hätten von ihrem nationalen Empfinden leiten lassen — woraus gerade Ihr glühender Patriotismus minderen Anstoß nehmen sollte —, was hat das mit Uganda zu thun? Was beweist es gegen den Bischof Tucker? Ist dadurch der offizielle Bericht des Sir G. Portal entkräftet, den D. Warneck herangezogen hat?

Am schmerzlichsten ist mir, wie Sie über das Anerbieten D. Warnecks hinweggehen, Ihnen aus dem Missionsgebiete zuverlässige Nachrichten zukommen zu lassen. Es würde Ihnen bei einiger Bemühung um den litterarischen Charakter des Mannes leicht geworden sein zu erfahren, daß dieser Mitarbeiter Ihrem Blatte nur zur Zierde gereichen könnte. Aber Sie lehnen ihn ab mit dem Vorurteil, daß sein kirchliches Empfinden ihn für die Engländer gegen die Deutschen einnehmen müsse! Welch ein grundsätzliches, unbilliges Mißtrauen gegen den Wahrheitssinn eines christlichen Mannes!

Aber freilich belehrt mich Ihre neueste Nr. 241, daß Sie nachgerade das christliche Gewissen so geringschätzen, daß Sie es so bald als möglich „durch das eingeborne Rassegewissen des Deutschtums abgelöst“ wissen wollen. Und wieder sind Sie ungerecht. Eine Reporternotiz über die Verhandlungen der Berliner Evangelischen-Bundes-Versammlung am Abend des 11. ist Ihnen mit Recht auffällig gewesen. Aber statt daß Sie Ihre Kritik gegen den Berichterstatter wenden, der mit sichtlichem Behagen die „gründliche Abfertigung“ von Wächters meldete, und gegen ihn diesen in Schutz nehmen, wenden Sie Ihre Kritik alsbald gegen die „Mehrheitstheologen,“ für die freilich die gründliche Abfertigung des „Einsamkeitstheologen“ von Wächter eine selbstverständliche Sache gewesen sein werde. Dabei vergessen Sie oder wissen es nicht, daß der Hauptredner des Abends, Pfarrer Naumann, in unsern Spalten an seinem Teil mit für von Wächter eingetreten ist, daß ein andrer Teilnehmer an den Verhandlungen, Pfarrer Schall, sogar zum Schutze von Wächters eine eigne Broschüre geschrieben hat, und daß z. B. die Christliche Welt (neben andern kirchlichen Blättern) von Wächters Partei genommen hat, soweit es ihr durch diesen selbst möglich gemacht war. Mithin war v. Wächter jedenfalls an jenem Abend nicht so unter die Räuber gefallen, als Sie wähnen. Aber welche weittragende Ausführungen knüpfen Sie nun bei so schlechter Information an den Verlauf jener Versammlung!

Ich verlange nicht, hochgeehrter Herr, daß Sie meinen, unsern christlichen Standpunkt teilen, und meine Hochschätzung Ihres idealen Strebens hängt davon nicht ab. Das wissen Sie. Aber um äußerste Billigkeit und Genauigkeit in der Darstellung und Behandlung christlicher Dinge bitte ich Sie herzlichst. Sonst bin ich noch gezwungen, das, was ich freiwillig und gern zum Lobe Ihres Blattes gesagt habe, in einem allerwesentlichsten Punkte zu widerrufen. Das wäre mir leid!

In größter Hochachtung Ihr ergebener D. Rade

Verschiedenes

(Das Leben Jesu) Eine historisch-kritische Abhandlung zur Aufklärung des arbeitenden Volkes von Domela Nieuwenhuis. Ins Deutsche übersetzt. Bielefeld, 1893. 40 Pfge.

Die Aufklärung der Sozialdemokratie ist allmählich von dem natur-

wissenschaftlichen auf das direkt religiöse und zwar religionsgeschichtliche Gebiet übergegangen und ist hier natürlich von demselben radikalen Geiste beseelt wie dort. Domela Nieuwenhuis, ein früherer holländischer Pfarrer von einer bedeutenden Beredsamkeit, hat in zwei Schriften, deren eine die obengenannte ist, während die andre — übrigens in Deutschland unterdrückte — die Bibel in ihrer Geschichte und ihrer Entstehung behandelt, für die Arbeiter die Resultate der kritisch-historischen Forschung etwa im Geiste eines Strauß, Renan, Bruno Bauer popularisirt. Die Möglichkeit oder sogar sehr große Wahrscheinlichkeit, daß Jesus gelebt hat, giebt er zu. Er schätzt Jesum hoch als gesellschaftlichen Reformator, ja er verehrt ihn als religiöse Persönlichkeit. Er setzt sich in bedeutenden Widerspruch zu den Anschauungen seiner Partei, wenn er sagt: Der Ausdruck: „Religion ist Privatsache" ist philosophisch-logisch unrichtig. Wohl kann man sagen: Kirchenlehre, Dogmatismus, Kirchengemeinschaft ist Privatsache, da man diese Dinge beiseite und unbesprochen lassen kann, aber Religion ist ein integrirender Bestandteil des menschlichen Wesens, insoweit wir die Lebensanschauung darunter verstehen, gleichgiltig, ob sie auf religiöser oder auf unreligiös-philosophischer Grundlage beruht. Wenn Schiller sagt, daß er aus Religion gegen alle Religionen sei, dann legte er dem letztern Worte einen andern Sinn bei, da er andernfalls Unsinn reden würde. Wer nicht einer der bekannten Religionen angehört, der ist unreligiös; schwerlich indes kann man aus Religiosität unreligiös sein! So wie es verschiedne Strahlen giebt, alle aber ihren Ursprung von einem Lichte herleiten, so wie es verschiedne Völker giebt, alle aber nur Teile des Menschengeschlechts sind, so wie es viele Formen und Systeme giebt, in denen allen die Wissenschaft ausgedrückt liegen soll, und wie doch die Wissenschaft höher als alles steht, ebenso bleibt die Religion .... die Quelle, aus der alles entspringt. Die philosophische (oder, was bei ihm dasselbe ist, die religiöse) Grundlage ist die Wurzel; und entwurzelt man den Baum, dann fällt er um. Das ist die Ursache, weshalb alle Religionsreformatoren gleichzeitig auch Gesellschaftsreformatoren sind. Es ist dasselbe Verhältnis wie zwischen Frucht und Baum.

Es wäre zu wünschen, wenn Nieuwenhuis sich mit diesen Anschauungen Anhänger in seiner Partei erwürbe. Ohne Religion läßt sich auf die Dauer nichts Bedeutsames schaffen, darum wird auch die Sozialdemokratie allmählich hoffentlich eine freundlichere Stellung zur Religion einnehmen; allerdings wird sie zunächst die Religion in mehr philosophischer Form und auf radikaler Grundlage adoptiren. Sache der Kirche wird es darum sein müssen, ihrerseits das Volk ebenfalls mit dem Fortschritt der religiösen und religionsgeschichtlichen Forschungen bekannt zu machen, soweit sie einigermaßen feststehen. Wir sind bisher darin zu zaghaft gewesen in der thörichten Furcht, wir könnten ihnen eine Glaubensform erschüttern, die sie nicht mehr haben.

Der Sozialismus, den Domela Nieuwenhuis in dem Buche vertritt, ist ebenfalls verhältnismäßig gesund. Es kommt ihm nicht auf die Form, sondern auf den Geist an, und dieser Geist steckt ihm bereits in dem Worte Jesu: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch. Durch die Regelung der Beziehungen der Menschen unter einander, wie Jesus sie erstrebte, habe ein sozialistischer Hauch geweht.

Ein Hauptvorzug für eine große Verbreitung zeichnet die sozialdemokratischen Schriften aus, große Billigkeit. K-S

(Schillers Leben) Der reifern Jugend erzählt von F. Peter. Halle a. S., M. Niemeyer, 1892. Geh. 1,80, geb. 2,40 Mk.

Für das Alter, in dessen Horizont die Klassiker zum erstenmal eintreten, ist an leicht faßlichen und kurzgefaßten einleitenden Schriften kein Ueberfluß. Daher ist das Erscheinen dieses Büchleins wohlberechtigt und füllt eine Lücke aus. Es ist auf einen verhältnismäßig knappen Umfang (161 S.) beschränkt, aber durchaus nicht in trocken referirendem Ton geschrieben, sondern recht lebendig und anziehend, mit liebevoller Versenkung in das Leben des Dichters. Die ausgesprochne Absicht des Verfassers ist es, mehr das Bild des Menschen, als das des Dichters zu zeichnen und die jugendlichen Gemüter dafür zu erwärmen. Daher sieht er von einem nähern Eingehen auf die Werke ab und legt das Hauptgewicht auf alle die Züge und Verhältnisse, die uns den Dichter menschlich näher bringen: also namentlich auf sein Verhältnis zu den einzelnen Gliedern seiner Familie, auf seine mannichfachen freundschaftlichen Beziehungen und auf sein Leben am eignen häuslichen Herd. In der Schilderung dieser Verhältnisse geht er — ohne weitschweifig zu werden — vielfach recht anschaulich auf charakteristische Einzelheiten ein. Auch der materiellen Nöte, die den Dichter sein Leben lang verfolgten, wird vielfach, man könnte manchmal fast meinen, zu oft gedacht. Doch hat es auch sein Gutes, der „reifern Jugend" zu Gemüte zu führen, wie wenig Ansprüche ans Leben jene idealgesinnten Menschen gemacht und wie viel sie geleistet haben. — Alles in allem ist das Buch für den Gebrauch jugendlicher Leser jeder Empfehlung wert, und auch der Erwachsene wird es nicht aus der Hand legen, ohne sich aufs neue an dem Lebensbild „eines wahrhaft guten und großen Menschen" erbaut zu haben.

Unrichtig ist Schubarth (S. 36, 37) statt Schubart; Rosenheim statt Hohenheim (S. 128); auch wird man Graubünden nicht wohl ein „benachbartes Land" (S. 43, 44) des Herzogtums Württemberg nennen können. — Die Ausstattung des Büchleins läßt nichts zu wünschen übrig. Es sind ihm elf gut ausgeführte Holzschnitte beigegeben, zumeist Personen und Orte darstellend, die für das Leben des Dichters bedeutsam geworden sind. P B—r

(Vorlesungen über erziehenden Unterricht) von E. Kannegießer, Provinzialschulrat. Gehalten im Kasseler Lehrerinnen-Verein. Breslau, Ferd. Hirt, 1893. (308 S.) 5 Mk.

Eine Fundgrube der vortrefflichsten pädagogisch-didaktischen Ideen

nach den Grundsätzen der vermittelnden Pädagogik, eine Verschmelzung von Theorie und Praxis in fruchtbringendster Weise. Aus der Fülle des dargebotnen Inhalts können wir hier nur einige Punkte aus dem Gebiete des Religionsunterrichts berühren. Die 160 dafür gewidmeten Seiten durchzieht der Gedanke, was man zu thun habe, um den Schülern die heilige Schrift recht lieb und wert zu machen; die Forderung der Allgemeinen Bestimmungen: „Einführung der Kinder in das Verständnis der heiligen Schrift" wird als Verständnis nicht sowohl des Verstandes als des Herzens gedeutet: die Seite der Gemütsbildung gegenüber der Verstandesbildung darf in der Schule nicht zu kurz kommen. Vortreffliche Gesichtspunkte giebt Verfasser für Auswahl, Verteilung und Behandlungsweise der religiösen Stoffe: die erste Geschichte für Kinder soll die Erzählung von Jesus sein, der die Kinder segnet; es werden die Herbart-Zillerschen Grundsätze gewürdigt mit dem Ergebnis, daß von einer Märchenstufe abzusehen sei; die unterrichtliche Behandlungsweise von Liedern, Sprüchen, Gebeten, Katechismusstücken auf der Unterstufe wird gegeben; die Schulbibelfrage wird erörtert — „Es ist von der größten Wichtigkeit, daß das heilige Buch selbst in den Händen der Kinder sei" —; von den Unterrichtsbeispielen sei die meisterhafte „freie Erzählung" von der Geschichte Gideons erwähnt; Winke für die methodische Behandlung der Psalmen, des Bibellesens, der Einzigkeit des Lebensbildes Jesu, des Katechismus werden dargeboten (auf 71 Seiten werden die jetzt schwebenden Fragen über den Katechismusunterricht mit Zugabe von praktischen Ausführungen zu den drei Hauptstücken besprochen); auf die Bildersprache der heiligen Schrift wird hingewiesen (Bild vom guten Hirten im Alten und Neuen Testament; „Himmel und Erde müssen ihre Farben und Formen leihen, um die übersinnlichen Dinge auszusprechen" — Jes. 1; Ps. 19; 2. Petri 1, 19 u. a. O.), und wäre es auch zunächst nur zu dem Zweck, daß die Kinder die Bibel wegen des ästhetischen Reizes, den sie auf die Phantasie ausübt, lieb gewinnen.

Von dem übrigen Inhalt des Buches sei nur noch hervorgehoben: Auf Grund von Beispielen wird in leichtverständlicher Weise dargelegt, „was wir von Herbart über Ziel und Wege unsrer Unterrichtspraxis lernen können"; über das Zusammenwirken von Schule und Haus werden (S. 66 u. ö.) ganz vortreffliche Winke in ansprechendster Weise zur Beherzigung gegeben; zur Methodik des Deutschunterrichts werden sehr wertvolle Beiträge gebracht (Charakterisirung der gegenwärtig herrschenden Richtung des Volksschullesebuchs, Zusammenstellung der Gesichtspunkte, die für die Betrachtung von Gedichten maßgebend sind, meisterhafte statarische Behandlung poetischer Lektüre an einzelnen Beispielen u. s. w.). Jede Seite des Buches verrät den erfahrnen, praktischen, geistvollen Schulmann. Nicht nur für Lehrerinnen ist das in fließender Darstellung geschriebne Werk geeignet, sondern für jeden Erzieher, der es mit seiner Fortbildung im Amte ernst nimmt; auch für Geistliche und überhaupt alle, die mit der Schule zu thun haben, sei es aufs wärmste empfohlen. H-U

(Zur Schulbibelfrage) Ist eine Schulbibel notwendig, und wie muß sie beschaffen sein? Von Alfred Bähnisch, Gymnasiallehrer in Glogau. — Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von E. Freiherr v. Ungern-Sternberg und Pfarrer H. Dietz. Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagshandlung. 36 S. 80 Pfge.

Die Schulbibelfrage ist unter die Zeitfragen des christlichen Volkslebens aufgenommen worden. Das ist ein erfreuliches Zeichen des Anteils, den alle Kreise des christlichen Volks an dieser Frage nehmen oder doch nehmen sollten. Man mag die Notwendigkeit einer Vollbibel bejahen oder verneinen, so wird man doch wünschen müssen, daß die Frage nicht tot geschwiegen, sondern möglichst allseitig und möglichst gründlich untersucht und so allmählich gelöst werde. Der Gebrauch der Vollbibel in der Schule ist und bleibt ein Notstand. Das beweist Luthers kurzer Bibelauszug, das beweisen die zahlreichen „Biblischen Geschichten," die heutzutage in jeder Dorfschule gebraucht werden. Die Bibel ist nicht für Kinder geschrieben, das beweist jedes ihrer Blätter. Brauchen wir die „Biblischen Geschichten" etwa bis zum zwölften, dreizehnten Jahre, so bleibt für das Bibellesen von da bis zur Konfirmation eine leere Stelle. Aber gerade in diesen Jahren ist das Bibellesen mit allem Fleiße zu betreiben, damit die jungen evangelischen Christen in der Bibel heimisch werden und ihr Katechismus sich ihnen als kurze Summa der Schrift erweise. Daß man aber gerade in diesen Jahren die Bibel nicht ohne die allergrößten Bedenken der Jugend in die Hand geben kann, ist nun so oft und so eindringlich und so erschöpfend von den aufrichtigsten Bibelfreunden gesagt und geschrieben worden, daß man Neues darüber nicht beibringen kann. Der Verfasser der genannten Schrift hat das Verdienst, das schon oft Gesagte für einen neuen Leserkreis verständlich und übersichtlich dargestellt und die gegen die Schulbibel vorgebrachten Gründe zurückgewiesen zu haben.

Ueber die Geschichte der Schulbibel, die anderthalb hundert Jahre umfaßt (die erste „Kinderbibel" erschien 1749), berichtet er auf einer Seite. Die Geschichte der Schulbibel ist ja ausführlich in einem besondern Schriftchen behandelt, das der Verfasser benutzt, und das er im Anhang auch mit nennt. Seine Schrift enthält manchen Beitrag zur Geschichte der Schulbibel, denn er hat sich mit Fleiß umgethan. Einen breiten Raum gönnt er der Erörterung der Frage, wie weit die Lutherſprache beibehalten werden müsse. Wenn er zween und zwo, ihm, ihr und ihnen statt sich, nie keine, sahen, verdreußt für veraltet erklärt und meint, das müsse in der Schulbibel fallen, so stimmen wir ihm darin nicht bei. Für veraltet kann doch nur das gelten, was unverständlich ist und auch durch Erklärung nicht leicht verständlich gemacht werden kann. Die angeführten Sprachformen sind aber ohne weiteres

im Zusammenhang verständlich, und die durchgesehene Bibelausgabe hat sie denn auch beibehalten. Wir wünschen sehr, daß die Bibelsprache den ehrwürdigen Rost des Altertums behalte und sich unterscheide von der Sprache des Alltaglebens.

Hoffentlich trägt auch die besprochne Schrift dazu bei, die Einsicht in die Sache zu fördern und zum Segen unsrer Schuljugend eine glückliche Lösung der Frage zu beschleunigen.*) F D

(Der ethische Gehalt in Grillparzers Werken) von Dr. A. Freybe. Gütersloh, Bertelsmann, 1893. 59 S. 80 Pfge.

Dieses Schriftchen bekundet ein eingehendes Studium der Werke Grillparzers, der, wie der Verfasser mit Recht klagt, noch immer nicht zu der verdienten Geltung gekommen ist. Im übrigen scheint mir der Verfasser seine Aufgabe nicht gerade glücklich gelöst zu haben. Der Ueberschrift zufolge möchte man eine ruhige objektive Untersuchung der genannten Werke auf ihren ethischen Gehalt hin erwarten. Der Verfasser hätte etwa seine Leser mit den hauptsächlichsten und in Beziehung auf ethische Fragen ergiebigsten Stücken kurz bekannt machen können, um dann an ihnen zu zeigen, welche Stellung zu diesen und jenen sittlichen Problemen der Dichter einnimmt. Statt dessen stellt er von vornherein eine Reihe von Sätzen der christlichen Ethik oder seiner eignen ethischen Ueberzeugung auf und beweist dann aus den massenhaft beigeschleppten Zitaten, daß Grillparzer auch diese ethischen Grundsätze habe und keine andre. Eine kurze Probe wird veranschaulichen, was ich meine. S. 26 f. heißt es: „Diese Klugheit die zur Erkenntnis kommt durch Schuld, ist die des Hochmuts, der in der Welt keine weise Nötigung, keine Pflicht des Gehorsams anerkennt. Dem Hochmütigen ist jeder Zwang verhaßt, den der Demütige als berechtigt und heilsam anerkennt, so wie es Kascha in »Libussa« thut" (folgt das Zitat). Oder S. 27: „Mit diesem Sinn der Ehrfurcht und des Gehorsams ist die wahre Pietät immer unzertrennlich verbunden, jene Gottseligkeit, die allen Segen nicht vom eignen Thun, sondern von oben erwartet, wie Libussa sagt" (Zitat). Dieses Verfahren geht so ziemlich durch die ganze Abhandlung hindurch, und wir erfahren auf diese Weise immer zuerst die ethische Anschauung des Verfassers und erst in zweiter Linie die des Dichters, die für jene als Beleg herangezogen wird. Im weitern Verlauf geht die Untersuchung immer mit Zitaten aus Grillparzer über in eine förmliche Zeitbetrachtung, und zwar in eine recht düstere, die für die edeln Bestrebungen unsrer Zeit gar keinen Blick hat und überall nur Schlechtigkeit und sittliche Verkommenheit sieht. Es ist zum Teil ein recht animoser Eifererton, der hier angeschlagen wird und nichts dazu beiträgt, das Lesen dieses Schriftchens verlockend zu machen. — Die ganz aus ihrem Zusammenhang herausgerissenen Zitate geben dem Leser nicht einmal ein klares Bild von dem ethischen Gehalt der Grillparzerschen Werke, und so möchte ich jedem, der den Dichter kennen lernen will, raten, lieber ohne derartige Vorbereitung an ihn heranzutreten und ihm ohne Voreingenommenheit zu folgen.

P B—r

(Ein Stück sozialer Frage) Aus einer sehr lesenswerten kleinen preisgekrönten Schrift von Heinrich Solger: Was ist zur Verbesserung unsrer Rasse zu thun? (München, C. Mehrlich, 1893) entnehmen wir folgende Angaben über Geld- und Grundbesitz in Deutschland und andern Ländern:

Es giebt in Deutschland 9814 Besitzungen, die je 200 bis 500 Hektar umfassen, 3629 mit je 500 bis 1000 Hektar und 515 über 1000 Hektar. Siebzehn unsrer größten Grundbesitzer, worunter die Fürsten Fugger, Wied und von Leiningen, besitzen zusammen 4615000 Hektar, d. h. mehr als ein Neuntel der angebauten Bodenfläche Deutschlands, die vierzig Millionen Hektar umfaßt. Diesen ungeheuren Besitzungen gegenüber stehen 2323316 landwirtschaftliche Betriebe, die nicht einmal einen Hektar umfassen! Zu einem mäßigen Gedeihen einer Bauernfamilie gehören aber in Nordostdeutschland wenigstens sechs Hektar, in Südwestdeutschland wenigstens vier; zum Wohlstande wenigstens zehn Hektar.

Was den Geldbesitz betrifft, so haben 93 Prozent unsers Volkes weniger als 1500 Mark Einkommen; in Preußen haben 78 Prozent weniger als 900 Mark Jahreseinnahme. Weit schlimmer noch steht es in England.

Etwa tausend Engländer besitzen mehr als je fünf Millionen Mark Ein großer Teil von England und Schottland ist in Wildparke umgewandelt, wodurch das Land dem Getreidebau entzogen wird. — Die Hälfte von ganz Kalifornien (so groß wie Frankreich!) gehört etwa 500 Personen!

Die Familie Rothschild in Frankreich besitzt 200000 Hektar und etwa 3000 Millionen Mark Vermögen.

Bei solchen Verhältnissen wird — so schließt Solger — die Frage der Verstaatlichung des Grundbesitzes immer brennender. Am leichtesten wäre sie in England auszuführen, wo sich der Grund und Boden in den Händen einiger Tausende befindet. In Deutschland würde es vorerst genügen, die Herrschaft der Kapitalisten über die Bodenwerte zu vernichten, indem der Staat, die Kreise, und die Gemeinden den Grundbesitz zu dem festgesetzten Werte übernehmen, sobald eine Aenderung durch Todesfälle u. s. w. eintritt. Dann würde die Landwirtschaft freier aufatmen, der Zuzug nach den Städten würde sich vermindern. Wr

*) Vgl. 1892 Nr. 29 (Geschichte der Schulbibel.) D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 43 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Versammlung von Freunden der „Christlichen Welt" und der „Deutsch-evangelischen Blätter" in Schlesien

am **1. November** d. J. um 11 Uhr vormittags
im Evangelischen Vereinshaus in Breslau (Holteistraße 6/8).

1. Biblische Ansprache; 2. Feststellung der leitenden Grundsätze; Zusammenschluß der Konferenz; 3. Vortrag über die Aufgaben unsers Vereins; 4. Anträge aus der Mitte der Versammlung; 5. Gemeinsames Mittagessen.

Auch solche Gesinnungsgenossen, die sich noch nicht angeschlossen haben, werden hierdurch herzlich eingeladen. Nähere Auskunft erteilt

der geschäftsführende Ausschuß
Pastor **Kölbing**, Fischbach im Riesengebirge. Professor D. **Karl Müller**, Breslau.
Pastor **Petran**, Hermsdorf bei Görlitz.

Für einen jungen Theologen, seit vier Jahren durch Lungenleiden aus seinen Studien herausgerissen, eltern- u. mittellos, bitte ich um Unterstützung zu einer Winterkur. Dieselbe würde ihn voraussichtlich in Stand setzen, sein erstes Examen zu machen, wonach er schmerzlich verlangt.

Jede Gabe nimmt dankbar entgegen **die Redaktion dies. Bl.** und Pattensen/Leine Sanitätsrätin **Juch** geb. **v. Linsingen**

Ein junger Geistlicher, 3 Jahre in Landgemeinden thätig, wünscht zur Erweiterung seiner praktischen Kenntnisse Stelle als Vereinsgeistlicher in einer Stadt zu übernehmen. Gefl. Anerbieten sub **R L** an die Exped. d. Bl.

Verlag der Agentur d. Rauhen Hauses, Hamburg

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben des Württembergischen Pfarrer Johannes Deuner, von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von Dr. H. Merz. 351 Seiten. Mk. 1.50.

Leben des Johannes Falk. 108 Seiten, brosch. Mk. —.80. Eleg. kart. mit rotem Schnitt Mk. 1.—.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung
des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Von Oktober ab erscheint in **Fr. Frommanns Verlag** in **Stuttgart:**

Die Wahrheit

herausgegeben von
Chr. Schrempf

Monatlich 2 Hefte 8°. Vierteljährlich 1 Mk. 60 Pfge.

Die Kunst zu leben, im umfassendsten und tiefsten Sinne des Wortes als Mensch zu leben, ist es, worin die „Wahrheit" einführen, wofür sie begeistern möchte.

Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Probehefte gratis und franko vom Verleger

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Erschienen sind bis jetzt:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** von Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Professor D. Adolf Harnack. Preis 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um d. Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** v. D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in d. evangelischen Kirche** von D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pfarrer L. Clasen Preis 40 Pfg.

Nr. 9. **Christentum u. Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen Konservat. Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pfg.

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kleinen Katechismus.** Fragen u. Vorschläge von Professor Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 44 Leipzig, den 26. Oktober **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe: 4. Alles ist euer — Richard Wagners Stellung zum Christentum: 4 — Der Religionskongreß in Chicago: 1—4 — Rückblick auf den Fall Stöck — Ein neues Lutherdrama — Quittung — Anzeigen

Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe

4. Alles ist euer

Darum rühme sich niemand eines Menschen. Es ist alles euer; es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige; alles ist euer. Ihr aber seid Christi; Christus aber ist Gottes. 1. Kor. 3, 21—23.

Es wurde früher vielfach und wird wohl jetzt noch manchmal in pietistischen Kreisen die Frage aufgeworfen: darf ich ins Theater gehen, ein Vergnügen mitmachen, mich an einem Spiel beteiligen u. s. w.? Die Antwort des Apostels darauf lautet: Nein, das darfst du nicht, das mußt du. Sein „alles ist euer" enthält keine Erlaubnis bloß, sondern einen Befehl. Es ist kein besonders hoher Grad von Frömmigkeit, sich von all solchen Dingen fernzuhalten, sondern es ist unchristlich, undankbar, sündig. Sollte wirklich der größte Teil der Welt nur dazu da sein, daß wir ohne ihn lebten, uns von ihm möglichst fernhielten, wohl gar je eher je lieber überhaupt davon loszumachen suchten? Aneignen, zu nutze machen sollen wir alles, das uns umgiebt, uns dadurch fördern und vorwärts bringen, oder auch nur erquicken und neu kräftigen lassen, sodaß es ebenso gut Pflicht sein kann, sich ein Vergnügen zu gönnen, als eine Arbeit zu leisten. Auch wenn wir zunächst keinen Vorteil davon sehen oder nur wegen andrer Interesse dafür haben, müssen wir uns doch mit Dingen beschäftigen, die uns vielleicht sehr zwecklos erscheinen, mit Fragen abgeben, die uns thöricht vorkommen, mit Verhältnissen vertraut machen, die uns ganz fernliegen. Und dabei dürfen wir uns nun nicht von einer bestimmten Partei unsre Ansichten vorschreiben lassen, wie das der Apostel ja mit unsern Worten zunächst an den Korinthern tadeln wollte; denn wer ist nun Paulus, wer ist Apollo, wer ist Luther, Calvin, Schleiermacher, Ritschl? Diener sind sie, durch die ihr seid gläubig geworden und dasselbige, wie der Herr einem jeglichen gegeben hat. Prüfet aber alles — wieder ein Befehl, keine Erlaubnis bloß —, und das Gute behaltet!

Doch wenn der Apostel so an die Thessalonicher schreibt, fährt er gleich fort: Meidet jede Art von Bösem — denn so ist zu übersetzen. Man darf nicht etwa „in kulturhistorischem Interesse" in jedem Schmutz herumwühlen und so trotz aller Charakterfestigkeit doch vielleicht sein Gewissen beflecken. Das ist eine selbstverständliche Einschränkung des bisher Gesagten, durch die freilich dieses zum großen Teil wieder aufgehoben zu werden scheint. Denn ist nicht jetzt manches Vergnügen, manche Kunst, ja manche Wissenschaft so mit der Sünde verknüpft, daß wir uns dann doch wieder von all dem fernhalten müssen? Auch das Bessere ist ja hier der Feind des Guten; auch was uns ein wenig nützt, wird Sünde, wenn es uns von dem abhält, was uns tiefer und nachhaltiger fördern würde. Und giebt es nun jetzt solcher Vergnügungen und Genüsse nicht viele, so ist doch auch das zum Teil wenigstens unsre Schuld, wir sollten, anstatt die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen, gegen das Schlechte und für das Gute kämpfen, nicht nur mit schönen Reden und akademischen Erörterungen, sondern durch konsequente Lossagung, nötigenfalls direkte Bekämpfung alles Zweifelhaften und mutige Anerkennung und thatkräftige Unterstützung alles Hohen und Edeln.

Allgemeine Vorschriften darüber lassen sich freilich nicht geben; in jedem einzelnen Fall ist nach den besondern Verhältnissen zu entscheiden. Wir reden hier nicht mehr davon, daß manches, was uns eine Zeit lang befriedigt, später doch, wenn wir etwas Höheres kennen gelernt haben, als verkehrt erscheint; wir meinen jetzt vor allem dies, daß auch so vieles, was die höchsten Ansprüche erfüllt, was den einen reinsten und höchsten Genuß bereitet, für andre doch zur Versuchung werden kann. Ist dies der Fall und so lange es so steht, dann tritt das strenge Wort Jesu in seine Rechte: Aergert dich dein rechtes Auge, deine rechte Hand, so reiße es aus, haue sie ab und wirf sie von dir. Mag irgend eine Beschäftigung dir auch noch so lieb sein, mag es dir noch so schwer werden, auf sie zu verzichten, mögen dich andre, die selbst nicht mehr zu kämpfen brauchen, vielleicht nie zu kämpfen hatten oder auch nicht kämpfen wollten, sondern sich bei dem einmal Erreichten begnügten — mögen sie dich wegen deiner Gewissenhaftigkeit, die sie nicht verstehen können, verlachen und verspotten: haue sie ab. Denn über dem: Alles ist euer! steht immer das andre: ihr aber seid Christi! C C

Richard Wagners Stellung zum Christentum

4

Die Kunst zeigte Richard Wagner beim Abschied von der im Vorigen behandelten Studie über „Staat und Religion" seinem hochgeliebten Freunde „als den freundlichen Lebensheiland," der zwar nicht wirklich und völlig aus dem Leben hinausführt, dafür aber innerhalb des Lebens über dieses erhebt und es selbst uns als ein Spiel erscheinen läßt, das — wenn selbst auch ernst und schrecklich — doch wiederum nur ein schönes oder erhabenes Wahngebilde bleibt und in dieser seiner Eigenschaft uns der gemeinen Wahrhaftigkeit der Not entrückt:

> Die Nichtigkeit der Welt, hier ist sie offen, harmlos wie unter Lächeln zugestanden: denn daß wir uns willig täuschen wollten, führte uns dahin, ohne alle Täuschung die Wirklichkeit der Welt zu erkennen. (VIII, 367)

Diese Sätze bilden den natürlichen Uebergang und gleichsam das Leitwort zu einer dritten und letzten Periode in Wagners religiöser Entwicklung, die um diese Zeit ungefähr einsetzt und in der er sich mit seiner künstlerischen Individualität Schopenhauer gegenüber nun wieder mehr zu behaupten beginnt. Aber wieder nur in Uebereinstimmung damit steht, was kurz zuvor wie ein „Merks!" von ihm aufgezeichnet worden war und sich heute in den „Fragmenten" (S. 99) verzeichnet findet. Diese Notiz, mit dem Monat April als Datum und der Jahreszahl 1864 versehen, lautet folgendermaßen:

> Buddha — Luther. — Indien — Norddeutschland. Dazwischen: Katholizismus. (Süden — Norden.) Mittelalter. Am Ganges milde,

reine Entsagung: in Deutschland mönchische Unmöglichkeit: Luther deckt diese klimatische Unmöglichkeit*) zur Durchführung der milden Entsagungslehre des Buddha auf: es geht hier nicht, wo wir Fleisch essen,**) Gebrautes trinken, uns stark bekleiden und warm logieren müssen: hier muß transigirt werden; unser Leben hier ist so geplagt, daß wir ohne „Wein, Weib und Gesang" es nicht aushalten und selbst dem alten Gott nicht dienen können.

In dieser Zeit ist es nun auch, wo wir die deutlichen Anzeichen einer spezifisch protestantischen Besinnung wieder bei ihm wahrnehmen. In den „Meistersingern" (1862—67), in der später erst veröffentlichten Betrachtung vom Jahre 1865 „Was ist deutsch?", in der ausführlichen Abhandlung über „Deutsche Kunst und deutsche Politik" (1867), in der grandiosen Philosophie über „Beethoven" (1870), wie in dem solennen „Kaisermarsch" (mit dem Choral „Ein feste Burg" als Grundthema) kündigt sich dies mit immer mehr wachsender Aufklärung ganz unverkennbar an; den katholischen Dichtern und Heiligen gegenüber — indessen, ohne daß diese je mehr ganz bei ihm zurücktreten könnten — machen sich protestantische Meister und Geister wie die deutschen Mystiker, ein Albrecht Dürer u. a. wieder stärker geltend. Der Germane in ihm regt sich als berechtigte Eigenart; dem absoluten und „trostlosen" Pessimismus des Philosophen beginnt er den wohlberechtigten, wohlzuverstehenden Optimismus des Künstlers von nun an entgegenzustellen; Shakespeare tritt, wie ehedem, wieder kräftiger in den Vordergrund, und es ist sehr bezeichnend, daß seither auch seine Verehrung und Würdigung Lutherscher Verdienste wie seine schon früher — III, 140 — ausdrücklich bezeugte Liebe zu Bachscher Kirchenmusik wieder in entschiedner Zunahme begriffen sind.

Insbesondre letzterer Punkt muß uns noch zu einer eignen Betrachtung Anregung geben, da wir denn noch einen bisher nicht weiter von uns berücksichtigten Zug der religiösen Entwicklung hier nachzuholen haben. Entgegen seiner frühern Theorie von der Kunstfeindlichkeit des Christentums war ihm nämlich mit der Zeit, Schritt für Schritt, an der Betrachtung der Musik von Palestrina über Bach bis auf Beethoven eine wesentlich mildere Beurteilung, dazu die erhabne Bedeutung der Musik gerade als „christlicher" Kunst par excellence aufgegangen. Zum Verständnis dessen müssen wir noch einen kurzen Augenblick in ältere Zeiten zurückgreifen. Bereits im „Kunstwerk der Zukunft" (III, 102 f.) war, inmitten all der heidnischen und antichristlichen Umgebungen, doch Beethoven — auffällig genug — als „Christ" charakterisirt worden:

> Von den Ufern des Lebens schied sich der Christ. — Weiter und unbegrenzter suchte er das Meer (der Harmonie) auf, um endlich auf dem Ozeane zwischen Meer und Himmel grenzenlos allein zu sein. Das Wort, das Wort des Glaubens***) war sein Kompaß, der ihn unverwandt nach dem Himmel wies.

Dieses hier zum erstenmal angeschlagne, für Wagner geradezu unerschöpfliche Thema erlebt von da ab bei ihm schier unaufhörliche, immer wieder neue und eigenartige Modulationen. Spricht er aber schon im „Kunstwerk der Zukunft" wiederholt von „christlicher" Musik und dem „eigentümlichen Wesen der christlichen Harmonie" als dem „Ausdruck unbegrenzter christlicher Gemütssehnsucht" (III, 107; 110; 127; 140; vgl. auch VII, 140; 146; X, 41), so wächst seine Erkenntnis natürlich erst recht im Verlaufe seiner Entwicklung aus der antichristlichen Tendenz zur christlichen Religion hin, bis er schließlich (IX, 92) die Entdeckung macht, daß diese Kunst bei Beethoven „sich zum Komplex aller andern Künste verhalte, wie die Religion selbst zur Kirche." Daß die Malerei und die Musik unter den christlichen Völkern des Abendlandes eine Entwicklung erlebten, wie sie im klassischen Altertum noch nicht möglich gewesen war, und daher beide als die spezifisch „christlichen" Künste zu fassen seien,†) sowie daß der Geist des Christentums selber es gewesen sei, der die Seele der Musik neu wieder belebte — diese Uebergangsbestimmungen (aus VII, 144 und IX, 145 f.) bilden die organischen Bindeglieder. Auch die feinsinnige Schilderung der Wirkungen Palestrinascher Kirchenmusik (in IX, 99) vermittelte hier, wo vom Verfasser so überzeugend die unsäglich ergreifende Annäherung an das innerste Wesen der Religion (um nicht zu sagen: deren beredte Darstellung) durch ihre eignen Formen nachgewiesen wird. Ihren Höhepunkt aber erreicht diese interessante Progression dort, wo der Musik — gleich der christlichen Religion und in innigster Verbindung mit ihr — die Heilung unsrer Zeit von „Zivilisation und Mode" zugewiesen und aus einer Erscheinung wie Beethoven prophezeit wird (IX, 144; 147):

> Gewiß darf es uns erscheinen, daß unsre Zivilisation, so weit sie namentlich auch den künstlerischen Menschen bestimmt, nur aus dem Geiste unsrer Musik, der Musik, die Beethoven aus den Banden der Mode befreite, neu beseelt werden könne.

Denn wie unter der römischen Universal-Zivilisation das Christentum hervortrat, so bricht jetzt aus dem Chaos der modernen Zivilisation diese Musik mächtig hervor. Beide sagen uns: „Unser Reich ist nicht von dieser Welt, d. h. eben: wir kommen von innen, ihr von außen; wir entstammen dem Wesen, ihr dem Scheine der Dinge." Daher denn auch „die Aufgabe, in diesem Sinne der vielleicht hierdurch sich gestaltenden, neuen, seelenvolleren Zivilisation*) die sie durchdringende neue Religion zuzuführen, kann sichtlich nur dem deutschen Geiste beschieden sein."

„Heilung unsrer Zeit" durch die (im deutschen Geiste wiedergeborne,**) christliche) Religion; eine „neue, seelenvollere Zivilisation," aus dem Geiste der Musik gewonnen (vgl. auch X, 48) — damit ist der Grundton klar und kräftig angeschlagen, der Wagners ganzes Dichten und Trachten, Bilden und Sinnen von nun an (1870) bis zu seinem Lebensende (1883) unabläßig beherrscht, und dessen mitschwingende, mitklingende Obertöne: Antijudaismus, Verbesserung der Rasse, Vegetarismus, Kampf gegen die Vivisektion und „Weltfriede" heißen. Eine ideale Kultur der Menschheit, worin die Kunst nicht mehr einen litterarischen und artistischen Gegensatz zum Leben vorstellen, sondern vielmehr dessen innerlicher, natürlicher, idealer Ausdruck selber sein sollte: das wollten ja eigentlich — wenn wir recht genau zusehen — auch schon die ersten Schriften des Künstlers, indem sie der politischen Revolution gegenüber doch immer die große „Menschheitsrevolution" zum Reinmenschlichen hin hervorgekehrt hatten; das darf nun auch, neben dem künstlerischen Erbe von Bayreuth, so recht als das geistige Testament des dahingeschiednen Meisters gelten, wie es namentlich (außer in dem Schlußwerk, dem „Parsifal," womit wir uns später noch besonders beschäftigen wollen) in den Aufsätzen des zehnten Bandes der Gesammelten Schriften von ihm niedergelegt worden ist. Hören wir noch, ehe wir näher auf die Einzelheiten dieser Periode eingehen können, was einer der gründlichsten und tiefsten Kenner jener Kulturforderungen des Wagnerschen Lebensabends darüber uns zu berichten weiß.

---

*) In „Kunst und Klima" (1850) bestritt Wagner noch diesen Einfluß des Klimas auf Kunst und Religion. D V

**) Später (1880) — vgl. Ges. Schr. X, 306; 311 — scheint Wagner dem wieder zu widersprechen. D V

***) „Ahnest du den Schöpfer, Welt?" — „Brüder, überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen!" (Nennte Symphonie.)

†) Später (in „Religion und Kunst," X, 286 f.) heißt es dann sogar: „Streng genommen ist die Musik die einzige dem christlichen Glauben ganz entsprechende Kunst, wie die einzige Musik, die wir, zum mindesten jetzt, als jede andre ebenbürtige Kunst kennen, lediglich ein Produkt des Christentums ist. Zu ihrer Ausbildung als schöne Kunst trug die wieder auflebende antike Kunst, deren Wirkung als Tonkunst uns fast unvorstellbar geblieben ist, einzig nichts bei: weshalb wir sie auch als die jüngste und unendlicher Entwicklung und Wirksamkeit fähigste Kunst bezeichnen." Besonders aber ist von ihr anzuerkennen, daß sie das eigenste Wesen der christlichen Religion mit unvergleichlicher Bestimmtheit offenbart: ... denn als eine Form eines gänzlich vom Begriffe losgelösten göttlichen Gehaltes darf sie uns als eine welterlösende Geburt des göttlichen Dogmas von der Nichtigkeit der Erscheinungswelt selbst gelten. Auch die idealste Gestalt des Malers bleibt in Betreff des Dogmas durch den Begriff bedingt. ... Hier heißt es (immer nur): „das bedeutet." Die Musik aber sagt uns: „das ist" — weil sie jeden Zwiespalt zwischen Begriff und Empfindung aufhebt, und dies zwar durch die der Erscheinungswelt gänzlich abgewendete, dagegen unser Gemüt wie durch Gnade einnehmende, mit nichts Realem vergleichliche Tongestalt. (Vgl. auch ebenda S. 320, wo sie als „alles klagende, alles sagende, tönende Seele der christlichen Religion" geschildert wird.)

*) Nach 1876 würde Wagner hierfür ohne Zweifel den Begriff „Kultur" eingesetzt haben.

**) Daß auch hier eine sehr bedeutsame Entwicklung stattgefunden hat, beweist III, 259 oben, verglichen mit X, 58–60.

„Von der »Menschheit der Zukunft,« welcher Wagner dreißig Jahre früher eine Parallelschrift zu seinem »Kunstwerk der Zukunft« zu widmen gedachte, von ihr handeln seine allerletzten, ein großartiges Ganzes bildenden Aufsätze. . . . Hier führt er uns an Künstlerhand hinaus über den rein philosophischen und daher atheistischen Pessimismus Schopenhauers — den er uns dabei doch als sicherste philosophische Grundlage idealer Weltanschauung und Ethik empfiehlt — und baut uns auf Grund der im dritten und vierten Buche des Schopenhauerschen Hauptwerkes so tief ergründeten idealen Mächte der Kunst und Religion das erhabne Traumbild einer Idealkultur des Allgemein-Menschlichen auf.“ Die erste Bedingung zur kräftigen Ermöglichung wie auch zur würdigen und innigen Empfängnis einer solchen Kultur ist jedoch ohne Zweifel eine unbeeinträchtigte Zartheit des menschlichen Gefühls und sittlichen Gewissens, ein tiefer Abscheu vor allem Rohen, Unmenschlichen, eine fromme Ehrfurcht vor der Heiligkeit mitlebender Natur. So erklärt sich unschwer, warum Wagner die litterarische Beantwortung seiner letzten Frage: „Was ist Menschenwürde?“ mit einer entrüsteten Abweisung der wissenschaftlichen Tierfolter beginnen zu sollen glaubte. (Vgl. das „Offne Schreiben an E. v. Weber“; X, 259, 260, namentlich 268 f., 270.) „Wenn er aber vor dreißig Jahren seinen »reinen Menschen« noch durch gewaltsame Revolution einer eben bestehenden Zeitlichkeit zu erzielen wähnte, so setzte nun die Weisheit des Alters an die Stelle jenes hastigen Jugendbegriffs den sittlich erhabnen Gedanken einer innerlichen Regeneration des Menschengeschlechts, die über alle ihr fremden, geschichtlichen Revolutionen hinaus die höchsten idealen Güter der Menschheit in Kunst und Religion . . . zu retten berufen sei. Dies ist der weit ausgeführte Inhalt der Schriften über »Religion und Kunst« mit den Ergänzungen . . ., wodurch, an Stelle eines absolut-künstlerischen Heidentums der Erstlingsschriften, nun der im klaren Lichte religiöser Erkenntnis auftauchende christliche Erlösungsgedanke (und zwar in der innern Ueberwindung des Judentums wie der Befreiung des Judentums gleicherweise) als höchster Weltensieger gefeiert wird.“ — Die Vollendung eines fünften, als Abschluß dieser hochaufsteigenden Reihe gedachten Aufsatzes*) vereitelte gleich bei seinem Beginn der plötzliche Tod des Meisters in Venedig.

So Hans von Wolzogen in „Richard Wagners Lebensbericht“ (S. 84 f.). Gleich das Präludium zu dieser großartigen Symphonie einer nun fixirten, letzten Weltanschauung („Zur Einführung in das Jahr 1880,“ der „Bayreuther Blätter“ nämlich — X, 37 ff.) setzt vielverheißend genug ein und enthält im Keime schon alle die Grundelemente der spätern Ausführungen. Wagner schreibt hier gegen den Schluß zu:

Dagegen dürfte sich eine andre Hoffnung einmal wieder neu in mir beleben, sobald ich innig gewahr würde, daß sie auch in andern lebe. Sie kommt nicht von außen. Die Männer der Wissenschaft machen sich weis, Kopernikus habe mit seinem Planetensystem den alten Kirchenglauben ruinirt, weil er ihm die Himmelswohnung für den lieben Gott fortgenommen. Wir dürfen dagegen finden, daß die Kirche durch diese Entdeckung sich nicht wesentlich in Verlegenheit gesetzt gefühlt hat: für sie und alle Gläubigen wohnt Gott immer noch im Himmel, oder etwa — wie Schiller singt — „überm Sternenzelt.“ Der Gott im Innern der Menschenbrust, dessen unsre großen Mystiker über alles Dasein dahinleuchtend so sicher sich bewußt wurden, dieser Gott, der keine wissenschaftlich nachweisbare Himmelswohnung bedurfte, hat den Pfaffen mehr zu schaffen gemacht.**) Uns Deutschen war er innig zu eigen geworden; doch haben unsre Professoren viel an ihm verdorben: sie schneiden jetzt Hunde auf, um im Rückenmark ihn uns nachzuweisen, wobei zu vermuten ist, daß sie höchstens auf den Teufel treffen werden, der sie etwa gar beim Kragen packte. Doch vieles erzeugte dieser unnahbar eigne Gott in uns, und da er uns schwinden sollte, ließ er uns zu seinem ewigen Andenken die Musik zurück. Er lehrte uns arme Kimmerier wohl auch bauen, malen und dichten: dies alles hat der Teufel aber wieder zur Buchhändlerei gemacht und beschert es uns nun zum Weihnachtsfeste für den Büchertisch. Aber unsre Musik soll er uns nicht so herrichten, denn sie ist noch der lebendige Gott in unserm Busen. . . . Es ist eben mit der deutschen Musik etwas Eignes, ja Göttliches. Sie macht ihre Geweihten zu Märtyrern und lehrt durch sie alle Heiden. . . . Nur wir kennen die Musik als Musik, und durch sie vermögen wir alle Wiedergeburten und Neugeburten; dies aber nur, wenn wir sie heilig halten. Könnten wir dagegen den Sinn für das Echte in dieser einzigen Kunst verlieren, so hätten wir unser letztes Eigen verloren.

*) „Ueber das Weibliche im Menschlichen“; Fragm. S. 125 ff.
**) Vgl. hierzu Fragm. S. 116.

„Der Gott im Innern der Menschenbrust“ und die Musik als „der lebendige Gott in unserm Busen“: das ist das lebendige, organische Band, das den Wagner der frühesten Zeit, den Schöpfer der „Faust-Ouvertüre“ vom Jahre 1840 (Motto: „Der Gott, der mir im Busen wohnt,“ u. s. w.)*) mit dem Wagner der Revolutionszeit, dem dramatischen Dichter des „Jesus von Nazareth“ („Das Reich Gottes ist inwendig in euch“) und dem Wagner dieser Zeit, dem Verfasser von „Beethoven,“ „Religion und Kunst“ u. s. w. zwanglos verbindet. „Irrig, den Fehler in der Religion zu suchen, sondern im Verfall der Menschheit liegt er“ — ein wertvolles Selbstbekenntnis Wagners (Fragm. S. 120; vgl. auch X. 290): das Geheimnis dieses geistigen Bandes, die Lösung zugleich des Rätsels oder doch scheinbaren Widerspruchs zwischen der antichristlichen und streng christlichen Periode. Das vollgiltigste Zeugnis für die innere organische Einheit in der geistigen Entwicklung des Bayreuther Meisters ist nun aber ohne Zweifel die immer mehr hervortretende Thatsache, daß er nicht die absolute Schlechtigkeit der Welt zum Ausgangspunkte seiner letzten Betrachtungen nimmt, sondern bei dem Begriffe „Verfall“ oder „Entartung“ vielmehr auf den „geschichtlich gewordnen Menschen,“ die „historische Menschheit,“ den Ton verlegt, (vgl. X, 290 f.; 303; 304; 313; 325; 330; 336; 416, Fragm. 119), wonach also die Geschichte des Abfalls und Verderbs als die notwendige Schule des Leidens des Menschengeschlechtes sich erweist, die der Wille in seiner Blindheit sich selbst auferlegte, um bewußtvoll sehend — d. h. erkennend zu werden. Schon früher, noch vor Schopenhauer, hatten wir bei ihm den Gedanken: „Leiden als Quelle der Erkenntnis“ angetroffen. Auch noch ein Jahr vorher (X, 264 u. 267) war Leiden als „die erfolgreichste Belehrung,“ Tod „als eine verklärende Sühne“ für den Menschen aufgestellt worden. Dies wird nun — geschichtlich wie rein persönlich — zum Prinzip der Religion fortgebildet, deren wichtigste Definition für diesmal lautet:

Die tiefste Grundlage jeder wahren Religion sehen wir in der Erkenntnis der Hinfälligkeit der Welt und der hieraus entnommenen Anweisung zur Befreiung von derselben ausgesprochen. (X, 276)

Nicht die Furcht vor einem Höllenhenker, noch der (naturwissenschaftlich überdies zweifelhafte) Glaube an einen Jehova als den „Herrn der Heerscharen,“ bildet den Inhalt der Religionslehre, sondern die wahre Liebe zum „Erlöser aus dieser Welt.“ (X, 164.) Dem „Weltenschöpfer,“ „Weltenherrscher“ und „Weltenrichter“ gegenüber muß der „Weltenheiland“ in den Vordergrund treten; über den „Welteroberer“ triumphirt der „Weltüberwinder“ und damit die christlicher Lehre vor allem zu entnehmende Gesinnung, nach der nicht dem Helden der That und des weitesten Erfolges, sondern dem unterliegenden Helden des Leidens unsre Teilnahme gehört. (X, 283; 173; 316; 318; 413; angebahnt fand sich diese Entwicklung schon in einem Briefe an Liszt vom Dezember 1855, sowie in der Schrift über „Staat und Religion“ VIII, 28.) Es war (nach Wagner X, 118 u. 280) „der durch Herrscherwut eingegebene Gedanke der Zurückführung dieses Göttlichen am Kreuze auf den jüdischen Schöpfer Himmels und der Erde, als einen zornigen, strafenden und rächenden Gott,“ was die Kirche zu einem heillosen Widerspruch und Zwiespalt, die Menschheit und die Religion zum innern Verfall und unsre Zeit endlich zu dem immer stärker sich aussprechenden „Atheismus“ geführt hat. „Sollte es der Theologie so ganz unmöglich sein, den großen Schritt zu thun, der der Wissenschaft ihre unbestreitbare Wahrheit durch Auslieferung

*) Es ist charakteristisch, daß Wagner im Züricher Exil, um die Zeit der Kenntnisnahme von Schopenhauers Philosophem, diese Ouvertüre wieder hervorgeholt und überarbeitet hat. Es scheint, daß im Jahre 1840 der Accent auf den Versen: „Und so ist mir das Dasein eine Last, der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt“ — jetzt dagegen (1854/55), nachdem er kurz zuvor noch einmal ein solches Dasein durchkostet, auf den Versen: „Der Gott, der mir im Busen wohnt,“ u. s. w. gelegen habe.

des Jehova, der christlichen Welt aber ihren rein offenbarten Gott in Jesus dem Einzigen zugestatte?"

Schlechterdings unbeschreiblich bleibt es, mit welcher Inbrunst, Wärme und Beseelung Wagner dieses Bild „Jesus des Einzigen" und des „Kreuzes auf Golgatha" in immer wieder neuen Wendungen beschreibt, von dem „Erlöser im Herzen" und dem täglichen Blick auf den „zu qualvollem Leiden ausgespannten edlen Leib als den höchsten Inbegriff aller mitleidsvollen Liebe selbst," wie das „Haupt voll Blut und Wunden" spricht, bis er endlich in den schönen, freudigen Bekenntnisruf ausbricht: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" Wir können den Leser nur dringend auffordern, das alles in dem genannten zehnten Bande Zug für Zug selbst durchzukosten. Nur zwei Worte seien noch hierher gesetzt, da sie in einer gewissen Uebereinstimmung zu jenem stehen, mit dem wir diese Arbeit überhaupt begonnen haben, und zugleich die kräftigste Bestätigung abgeben dürfen zu dem, was wir früher schon einmal berichtet haben, als wir versprachen, die tiefste Verehrung Wagners für das Christusideal auf allen Stufen seines Lebens nachweisen zu wollen. Das erste (von Hans v. Wolzogen nach mündlichem Gedankenaustausch vom Jahre 1882, glaubwürdig berichtet in den „Erinnerungen an Wagner," S. 7 f.) lautet:

Man sollte doch froh sein, von Kindheit an mit den religiösen Traditionen verwachsen zu sein; sie sind durch garnichts von außen zu ersetzen. Sie enthüllen nur immer mehr und immer beglückender ihren tiefen Sinn. Zu wissen, daß ein Erlöser einst dagewesen ist, bleibt doch das höchste Gut des Menschen.

Das andere wiederum (aus „Religion und Kunst," gleich zu Anfang — X, 277):

Der Gründer der christlichen Religion war nicht weise, sondern göttlich; seine Lehre war die That des freiwilligen Leidens; an ihn glauben, hieß: ihm nacheifern, und Erlösung hoffen, hieß: mit ihm Vereinigung suchen.

Aus solch innerlicher Kraft der Religion wird dann freilich das äußerliche Moralgesetz der alttestamentlichen zehn Gebote (oder besser Polizeiverbote) zur evangelischen Tugendlehre; das eigentlich christliche Gebot bildet die Uebung der drei christlichen Haupttugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung! „Diese einzig erlösende und beglückende Dreieinigkeit" wird „gemeiniglich in einer Reihenfolge aufgeführt, die uns für den Zweck der Anleitung zu christlicher Gesinnung nicht ganz richtig dünkt, da wir sie denn zu »Liebe, Glaube, Hoffnung« umgestellt wissen möchten." Dem jugendlichen Gemüte müßte dabei „die Lieblosigkeit der Welt als ihr eigentliches Leiden verständlich gemacht werden" und darin uns wieder die „moralische Bedeutung der Welt" aufgehen. Denn „nur die dem Mitleiden entkeimte und im Mitleiden bis zur vollen Brechung des Eigenwillens sich bethätigende Liebe ist die erlösende christliche Liebe, in welcher Glaube und Hoffnung ganz von selbst eingeschlossen sind — der Glaube als untrüglich sichres und durch göttliches Vorbild bestätigtes Bewußtsein von jener moralischen Bedeutung der Welt, die Hoffnung als das beseligende Wissen der Unmöglichkeit einer Täuschung dieses Bewußtseins." (X, 332 f.). In dieser radikalen Umkehr des Willens wiederum, in der die Aufhebung der Gesetze der Natur selbst enthalten ist, erblicken wir der Wunder allergrößtes und nennen es „Offenbarung": der bisher „natürliche Mensch," der zuvor die Welt und ihre Erscheinungen als das Aller-Realste ansah, erkennt sie nach dieser Umwandlung als nur augenscheinlich und nichtig, indem er fortan das eigentlich Wahre außer ihr sucht und die Erkenntnis der Erlösungsbedürftigkeit in sich nährt. (X, 278 f.; 319.) Andere Wunder, wie z. B. das im Dogma von der „Jungfrau Maria" sich verkündende, sind dann nur die notwendigen Folgen dieses Grundwunders (causa finalis), nicht die Bedingungen mehr unsers Glaubens (causa efficiens). Das „Wunder" ist hier „des Glaubens liebstes Kind," nicht die Mutter des Glaubens. Welch unendlich tiefer Gedanke, der sich in jenem Dogma als Wunderannahme ausspricht! „Da der Heiland selbst als durchaus sündenlos, ja unfähig zu sündigen erkannt ist, mußte in ihm schon vor seiner Geburt der Wille vollständig gebrochen sein, sodaß er nicht mehr leiden, sondern nur noch mitleiden konnte; und die Wurzel hiervon war notwendig in seiner Geburt zu erkennen, welche nicht vom Willen zum Leben, sondern vom Willen zur Erlösung eingegeben sein mußte .... Der unerforschliche Urgrund dieses Willens, wie er in Zeit und Raum unmöglich aufzuweisen ist, wird uns nur in jener Aufhebung kund, wo er als Wollen der Erlösung göttlich erscheint. ... Was nur der schwärmerischen Erleuchtung als durchaus notwendig aufgehen durfte" — in Raphaels „Sixtinischer Madonna" ist es als das „göttliche Mysterium" gemalt:*) „Die jeder Möglichkeit des Wissens der Unkeuschheit enthobene göttliche Liebe, welche aus innerster Verneinung der Welt die Bejahung der Erlösung geboren." (Vgl. Fragm. 280—282, 358; übrigens im Keime auch schon im „Jesus von Nazareth" S. 44.)

Schon aus den vorstehenden kurzen Anführungen wird ersichtlich geworden sein, wie wenig es sich bei diesem Religionsgebäude um Brahmanismus oder Buddhismus handeln kann, wie sehr im Gegenteil von dem spezifischen Christentum hier die Rede sein muß. Nicht diese beiden indischen Weisheitsreligionen können unsre Religion sein; wohl aber gelangen wir mit deren tiefster Lehre von der Einheit alles Lebenden und von der notwendigen Entsagung weit eher als z. B. mit Zuhilfenahme des alttestamentlichen Judentums zu einem richtigen Erfassen des innersten Wesens christlicher Heilslehre. (X, 277; 229 f. u. a.) Nun könnte dabei ja immer noch nicht ausgeschlossen sein, daß es trotzdem bei einer rein mystischen Gottesschau und ästhetischem Versenken in die göttlichen Mysterien nur verbliebe, ein vielleicht allzu katholischer Glaube ohne Werke den Kern und Inhalt dieses Christentums ausmachte. Um auch hierüber die letzte, beruhigende Klarheit gleich zu schaffen und den unerläßlichen Unterbau zu unsrer Schlußbetrachtung über den „Parsifal" und die „Religion des Grals" damit gleichzeitig vorzubereiten, möge unser durch das Vorangegangne bereits geschulter Blick nunmehr auf den selbst aus dem angeblichen Quietismus eines Schopenhauer zu ziehenden hoffnungsvollern und aussichtsreichern Lebensmöglichkeiten noch eine kleine Weile ruhen.

Es war keine so unwichtige noch unwesentliche Wendung in diesen Wagnerschen Forschungen, die entdeckte, daß logischerweise die Verneinung nur des in Raum und Zeit erscheinenden Willens — also lediglich des individuellen, gemeint sein könne. Man lese die Stelle bei unserm Meister (X, S. 314) nach, wo er mit beredten Worten, wenn auch etwas umständlicher philosophischer Terminologie, diese Aufhebung des Willens als „die Negation einer Negation," d. i. als „Affirmation" entwickelt. Der blühende Optimismus des echten Künstlers mit seinem unverwüstlichen Glauben an das Leben und das Positive sprach sich darin ganz ohne Rückhalt kräftig aus. Diese Anregungen indessen führen noch viel weiter; X, 304 lesen wir u. a.:

Die Annahme einer Entartung des menschlichen Geschlechtes dürfte, so sehr sie derjenigen eines steten Fortschrittes zuwider erscheint, ernstlich erwogen, dennoch die einzige sein, die uns einer begründeten Hoffnung zuführen könnte.**) Die sogenannte pessimistische Weltansicht müßte uns hierbei nur unter der Voraussetzung als berechtigt erscheinen, daß sie sich auf die Beurteilung des geschichtlichen Menschen gründe. .... Daß auf der hiermit ausgedrückten Verderbtheit der Herzen Schopenhauers unerbittliche Verwerfung der Welt, wie diese eben als geschichtlich erkennbar sich einzig uns darstellt, beruht, erschreckt nur diejenigen, welche die gerade von Schopenhauer einzig deutlich bezeichneten Wege der Umkehr des mißleiteten Willens zu erkennen sich nicht bemühen. Diese Wege, welche sehr wohl zu einer Hoffnung führen können, sind aber von unserm Philosophen in einem mit den erhabensten Religionen übereinstimmenden Sinne klar und bestimmt gewiesen worden, und es ist nicht seine Schuld, wenn ihn die richtige Darstellung der Welt, wie diese ihm einzig vorlag, so ausschließlich beschäftigen mußte, daß er jene Wege wirklich aufzufinden und zu betreten uns selbst zu überlassen genötigt war; denn sie lassen sich nicht wandeln, denn auf eignen Füßen.

Fügen wir nun dem erhabnen Gebäude von „Liebe, Glaube, Hoffnung" eine deutliche Erkenntnis der Idealität der Welt auf Grund der (unsrer Anschauungsform durchaus eigentümlichen) Gesetze des Raumes und der Zeit, in denen jene allein erscheint, mit Erfolg ein, so werden alle Fragen des beängstigten

*) Ueber dieses Werk finden sich auch noch an zwei andern Stellen belangreiche Aeußerungen. Fragm. 120 und 287.

**) Vgl. Fragm. S. 120.

Gemütes nach einem „Wo“ und „Wann“ der „andern Welt“ nur „durch ein seliges Lächeln“ zu beantworten sein können. Denn auf diese Fragen, giebt es anders überhaupt eine Antwort, hat unser Philosoph mit unübertrefflicher Präzision und Schönheit schon geantwortet durch den tiefen Ausspruch:

Friede, Ruhe und Glückseligkeit wohnt allein da, wo es kein Wo und kein Wann giebt.

Und sagt derselbe Philosoph weiterhin an andrer Stelle:

Das vollkommne Genügen, der wahre, wünschenswerte Zustand stellen sich uns immer nur im Bilde dar, im Kunstwerk, im Gedicht, in der Musik; freilich könnte man hieraus die Zuversicht schöpfen, daß sie doch irgendwo vorhanden sein müssen —

— so geleitet er uns erst recht zu einem ergebnisreichen Ausblick in das Gebiet der Möglichkeiten hin. Denn was hier, durch Einfügung in ein streng philosophisches System, beinahe wie mit skeptischem Lächeln von sich gegeben klingt, das „kann uns sehr wohl zu einem Ausgangspunkte innig ernster Folgerungen werden“ — nämlich: „das vollendete Gleichnis des edelsten Kunstwerkes dürfte durch seine entrückende Wirkung auf das Gemüt sehr deutlich uns das Urbild auffinden lassen, dessen »Irgendwo« notwendig nur in unserm, zeit- und raumlos von Liebe, Glauben und Hoffnung erfüllten Innern sich offenbaren müßte.“ Jenem Kunstwerk endlich entnehmen wir „den Grund des Verfalles der historischen Menschheit wie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben“ und der praktischen Durchführung dieser Regeneration, an deren Möglichkeit wir aus Religion und Kunst unentwegt glauben dürfen, widmeten wir uns dann in jedem Sinne. (X, 330; 334—336.)

So läuft das Ganze schließlich doch unfehlbar auf einen germanisch-christlichen Aktivismus aus, und wäre denn unsrer Weisheit letzter Schluß — Welterlösung: die erhabne Mission und That Christi; nach diesem Beispiel: Weltüberwindung als Aufgabe und Bestimmung der gesamten Menschheit; hierzu Weg und Voraussetzung aber: Selbstüberwindung als Pflicht und Leistung jedes Einzelnen. A S

Der Religionskongreß in Chicago

1

Das alte, oft gebrauchte und mißbrauchte Wort: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne“ hat seine Geltung verloren, das Jahr 1893 hat etwas wirklich Neues, vorher noch nicht Dagewesenes gesehen, einen Kongreß von Vertretern der Religionen aller zivilisirten Völker der Erde.*)

Der Beteiligung der Kirchen, wenigstens der amerikanischen, an der Kolumbischen Weltausstellung war das Direktorium von vornherein sicher. Mochten auch einige „Denominationen“ sich entschieden ablehnend gegen jegliche Verbindung von Religion und Weltausstellung verhalten, so waren doch die meisten der Ueberzeugung, daß bei einer Gelegenheit, wo vor den Vertretern aller Nationen der Stand menschlichen Wissens und Könnens, die Höhe der Kultur der einzelnen Völker einer öffentlichen und allgemeinen Prüfung unterworfen werden sollten, auch die Kirche sich beteiligen müsse, um zu zeigen, daß auch sie einen Anteil, den größten, an der geistigen und materiellen Kultur und Wohlfahrt des Menschengeschlechtes habe. Nicht weit war es von dieser Erwägung bis zu dem Gedanken, einen allgemeinen Religionskongreß zustande zu bringen, auf dem Vertreter der einzelnen Religionen ihre Glaubenslehren in sachlicher Weise, ohne Invektiven gegen Andersdenkende darzulegen und die Verdienste ihrer Gemeinschaften um die Beglückung der Menschheit zu schildern Gelegenheit hätten. In der That, etwas Bestrickendes hatte der Gedanke, ein Parlament zu konstituiren aus Repräsentanten aller christlichen Kirchen, des Judentums, des Islam, des Buddhismus, des japanesischen Schinto-Kultus, des chinesischen Taoti, der japanischen Zen-Sekte, des indischen Jain, der Parsen und wie sie alle heißen mögen.

*) Obigen unbestellt eingegangenen Artikel bringen wir ohne Verzug zum Abdruck, obwohl auch von dem Verfasser der in Nr. 36 begonnenen Artikelreihe ein Wort über denselben Gegenstand zu erwarten ist. Sollten dann Wiederholungen nicht zu vermeiden sein, werden es unsre Leser gern verzeihen. D H

Man mag die Frage Cui bono?, wenn sie im Sinne einer Förderung des religiösen Lebens durch eine solche Veranstaltung gemeint ist, immerhin in verneinendem Sinne beantworten; aber das läßt sich nicht verkennen, wenn es gelang, einen Religionskongreß zusammenzubringen, so mußte das ein Ereignis von der größten Bedeutung, von dem größten Interesse für jeden gebildeten Menschen werden. Er ist zu stande gekommen, dank den Anstrengungen des Präsidenten Bonney und andrer Männer, die sich dieser Arbeit unterzogen haben.

Es würde zu weit führen, im einzelnen zu berichten, welche vorbereitenden Schritte gethan wurden, welche mannigfachen Hindernisse das Komitee zu überwinden hatte. Soviel ließ sich schon kurze Zeit, nachdem die Einladungen in alle Weltteile ergangen waren, erkennen, daß überall die Botschaft freundlich aufgenommen worden war. Die kirchliche und weltliche Presse aller Länder beschäftigte sich mit der Angelegenheit, bald mit Begeisterung, bald im Tone des Widerspruchs, hier mit dem Ernst, den die Sache verdiente, dort in spöttischer Weise. Das Generalkomitee hatte indessen bald die Gewißheit gewonnen, daß das Unternehmen ein sehr erfolgreiches sein werde. So wurde denn die Eröffnung des Kongresses auf den 11. September festgesetzt.

2

Schon ehe der Eröffnungstag herangenaht war, hielten die missourischen Lutheraner und die Katholiken Sonderkongresse ab, jene am 4. September, die Katholiken an den folgenden Tagen bis zum 11. September.

Die missourischen Lutheraner hatten es abgelehnt, mit dem Generalkonzil und der Generalsynode gemeinsam einen lutherischen Tag zu feiern, sie erblickten darin unzulässige Union und setzten darum für sich allein den 4. September als ihren lutherischen Tag fest. Ihre Feier bildet insofern auch keinen Teil des Religionskongresses, als nur missourische Lutheraner an diesem Tage teilnahmen. Vor einem Publikum von über 5000 Personen legte Professor Pieper, der Direktor des Concordia-Seminars in St. Louis, die Lehre von der Rechtfertigung, „die Lehre, mit der unsre lutherische Kirche steht und fällt,“ in deutscher Sprache dar. Selbstverständlich beschränkte er sich nicht bloß auf die dogmatische Entwicklung dieser Lehre, sondern gab auch die Stellung der Missourisynode zu Tagesfragen an, wie „Wesen der Kirche,“ „wer hat Autorität in der Kirche,“ „Kirche und Schrift,“ „Kirche und Staat,“ „Kirche und Wissenschaft.“ Was den letzten Punkt anbetrifft, so wies er allen Einfluß der Wissenschaft auf die Religion zurück, da die Religion einer einzigen Quelle, der Offenbarung entspringe. Was Professor Gräbner als „Fünfzig Jahre des wahren Luthertums“ in englischer Sprache vortrug, war eine Geschichte der Missourisynode; Professor Crull von Fort Wayne, Ind., redete über „die freie Kirche im freien Staate“ und bezeichnete die Freiheit der Kirche von Einmischungen des Staates in kirchliche Angelegenheiten als den höchsten irdischen Segen. In einer zweiten Ansprache erging sich derselbe Redner über die Wirksamkeit und den Wert der lutherischen Gemeindeschulen.

Die missourische Feier unterschied sich von den sonstigen Sitzungen des Religionskongresses wesentlich dadurch, daß jene nach dem Ton der Reden, durch Einfügen allgemeiner Kirchenlieder und einiger Chorstücke ganz den weihevollen Eindruck eines kirchlichen Festes machte.

3

Am 5. September begann der Katholikenkongreß. War die Versammlung der Lutheraner am vorhergehenden Tage eine freie gewesen, zu der jedermann Zutritt hatte, so finden wir hier feste Organisation. Jede Diözese hatte zehn Delegaten entsandt, außerdem jedes Seminar und College je zwei Vertreter. Diese mit den erschienenen Priestern und Bischöfen bildeten eine Versammlung von etwa 2000 Personen. Satolli war nicht anwesend. Eröffnet wurde der Kongreß von Erzbischof Gibbons aus Baltimore. Im Laufe des ersten Sitzungstages wurden Vorträge gehalten von E. H. Gaus über „die Stellung der katholischen Kirche zu den gesellschaftlichen, bürgerlichen und politischen Institutionen der Vereinigten Staaten“; von Walther Elliott über „die Missionsarbeit der Kirche in den Vereinigten

Staaten"; von M. F. Morris über „die Unabhängigkeit des heiligen Stuhles"; von W. G. Smith: „Zivilregierung und der katholische Bürger"; R. H. Clark: „Kolumbus, seine Mission und sein Charakter"; Mary J. Onahan: „Isabella, die Katholikin"; G. P. Lathrop: „Folgen und Resultate der Entdeckung der neuen Welt."

Am zweiten Tage der Sitzung wurde der Erzbischof Dionysius Latas von Zante, Griechenland, von der Versammlung mit großem Beifall als Gast begrüßt, und am Nachmittage erschien plötzlich, den meisten ganz unerwartet, Satolli, dem selbstverständlich ein begeisterter Empfang zu teil wurde.

Auf der Tagesordnung stand die soziale Frage, die in sechs Abhandlungen besprochen wurde, die im Laufe des Nachmittags zur Verlesung kamen, es sind: „Der Erlaß des Papstes über die Lage der Arbeit"; „Die Rechte der Arbeit und die Pflichten des Kapitals"; „Armut, deren Ursache und Abhilfe"; „Oeffentliche und Privat-Wohlthätigkeitsanstalten"; „Arbeiterorganisationen und Vereinigungen von jungen Leuten"; „Die apostolische Bestimmung von Heim und Gesellschaft" (von Katherine E. Conway aus Boston).

Auch der dritte und vierte Tag des katholischen Kongresses waren der sozialen Frage gewidmet. Auf dem Programm standen folgende Abhandlungen: „Gewerkschaftsorganisationen, Streiks und Schiedsgerichte"; „Unmäßigkeit — das Uebel und Heilmittel"; „Religiöse Orden der Frauen und deren Thätigkeit"; „Frauen im Mittelalter"; „Lebensversicherung und Pensionsfonds für Lohnarbeiter"; „Einwanderung und Kolonisation." Es würde den Rahmen einer einfachen Berichterstattung überschreiten, auch nur in gedrängter Kürze den Inhalt aller Kongreßvorträge anzuführen, doch wir können uns nicht versagen, auf einige der zuletzt genannten näher einzugehen. Ueber das Thema „Einwanderung und Kolonisation" redete u. a. Herr M. J. Elder aus New-Orleans. Im Gegensatz zu allen Vorrednern, die die Lehren, die Einrichtungen und das Wirken der katholischen Kirche verherrlichten, hatte Elder manches zu tadeln. Nachdem er festgestellt hatte, daß die katholische Kirche in den letzten Jahren Verluste erlitten habe, und diese auf die Thatsache der geringen Einwanderung aus ackerbautreibenden Gegenden zurückgeführt hatte, fuhr er fort:

Wie kommt es, daß die größten Männer unsrer Nation Nichtkatholiken sind? Das kommt daher, daß die Mehrheit dieser großen Männer der kräftigen Klasse der Landleute entstammt und die Landbevölkerung der Vereinigten Staaten ganz und gar gut protestantisch ist. Lassen Sie uns nicht winseln über Vorurteile und Unduldsamkeit, Katholikenfeindschaft und geheime Gesellschaften! Lassen Sie uns die Wahrheit uns selbst eingestehn! An unsrer schwächern Position, und sie ist thatsächlich schwächer, sind wir selbst schuld. Die großen Männer dieser Nation waren, sind und werden immer Protestanten sein. Ich rede nicht von Reichtum, sondern von Geist, Energie, Thatkraft, Gemüt. Die großen Philanthropen, die großen Redner, die großen Schriftsteller, Denker, Führer, Gelehrten, Erfinder, Lehrer unsers Landes waren Protestanten. Was mich in Erstaunen setzt, ist die Art und Weise, wie wir uns selbst beweihräuchern, den Leuten Sand in die Augen streuen, uns selbst lobhudeln und nach allen Seiten hin süße Worte machen. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß ich diese unterhaltende Kurzweil nicht mitmachen kann. Wenn ich sehe, wie stark der Katholizismus unter dem Lumpenelement vertreten ist, so schwindet mein Stolz dahin. Wenn ich bemerke, wie wenig Katholiken sich der ehrenhaften Thätigkeit der Bodenbearbeitung hingeben, und wie viele Katholiken im Getränkehandel beschäftigt sind, so vergeht mir die Prahlsucht. Wenn ich das Anwachsen der Macht und des Einflusses der Juden wahrnehme, wenn ich die größere Regsamkeit, Ursprünglichkeit und Zweckmäßigkeit der christlichen Liebesthätigkeit protestantischer Laien beobachte und den ungeheuern Erfolg und Einfluß der geheimen Gesellschaften, selbst hier in dieser katholischsten Stadt der Union sehe, so verliere ich den Mut, die Zeit mit nichtigem Geschwätz hinzubringen. Wenn ich bedenke, daß von siebzig Millionen Bürgern dieses Landes nur neun Millionen (und das ist noch zu hoch geschätzt. Bemerkung des Berichterstatters) zu uns gehören, und daß ein so großer Teil dieser neun Millionen aus armen Fabrikarbeitern, armen in Mühlen, Werkstätten, Minen und an der Eisenbahn Angestellten und armen Regierungsbeamten besteht, so finde ich keine Ursache mehr zu Phrasen, Selbstlob und Schönrednerei.

Das Newyorker Witzblatt „Puck" hatte den Gliedern des religiösen Kongresses den Rat gegeben, sich zu vertagen und die Herrlichkeiten der Ausstellung in Augenschein zu nehmen, anstatt die Zeit mit Vorträgen totzuschlagen, die niemanden fördern könnten und äußerst langweilig seien. Indessen bisher hatte sich keine Langeweile gezeigt, der Besuch war stets ein

zahlreicher, das Interesse ein reges. Nur jetzt, während Elders Vortrag wurden die Sitze leer, wenn auch nicht Langeweile die Ursache war. Zu Beginn der Rede waren etwa 1500 Personen im Saal, sobald aber Elders Absichten offenbar wurden, erhob sich im hintern Teile der Halle ein älterer Herr in recht geräuschvoller Weise und eilte zum Ausgang, und wie auf ein gegebnes Zeichen folgten ihm etwa zwei Drittel der Zuhörer. Nur einige Hundert blieben sitzen und folgten Elders Ausführungen ohne Zeichen der Zustimmung oder des Mißfallens, sodaß auch der Schluß noch verlesen werden konnte, der Besserungsvorschläge brachte, dahin gehend, daß die Einwanderung von katholischen Landleuten gefördert, Lehrstühle für Landwirtschaft in katholischen Colleges begründet und gute katholische landwirtschaftliche Zeitschriften begründet werden müßten.

Unter den Vorträgen dieses Tages ist namentlich für deutsche Zuhörer interessant der über „Einwanderung und Bevölkerung mit besondrer Berücksichtigung der deutschen Katholiken" von Dr. med. A. Kaiser. Er konstatierte, daß von den 9000 Priestern dieses Landes 2700 deutsch sind, d. h. 700 in Deutschland geboren, die andern von deutscher Abstammung; ferner, daß es hier 500 deutsche katholische Wohlthätigkeitsgesellschaften mit einer Mitgliederzahl von mehr als 50 000 giebt; und endlich, daß mehr als dreißig katholische Wochenzeitungen und vier Tagesblätter die Interessen der deutschen Katholiken mit Hingebung vertreten. Im übrigen ließ Herr Kaiser wie fast alle katholischen Redner gerade den Ton erklingen, den Elder so scharf gerügt hatte.

Erwähnung verdient es noch, daß E. M. Sharon, der „Lebensversicherung und Pensionsfonds für Lohnarbeiter" behandelte, dringend das Studium der Unfallversicherungsgesetze und der Altersversorgungsgesetzgebung des deutschen Reichs empfahl, denn die Regelung, die die so hochwichtige Frage in Deutschland gefunden habe, sei die vollkommenste und umfassendste.

Der vierte Tag des katholischen Kongresses war zum Teil der Frau und ihrem Wirken auf den verschiedensten Gebieten gewidmet. Frauen redeten, und Frauen lauschten den Rednerinnen, Herren waren nur wenige anwesend.

Sonst brachte das Programm dieses Tages Vorträge mannigfachen Inhalts: „Die Lage und Zukunft der Negerrasse in den Vereinigten Staaten"; „Die Lage und Zukunft der indianischen Ueberbleibsel in dem Gebiete der Vereinigten Staaten" u. a.

Die Verhandlungen des 8. September galten dem katholischen Erziehungswesen. Am darauffolgenden Tage fand die Schlußsitzung des katholischen Kongresses statt, in der es zu einer recht stürmischen Szene kam. Nach der Schlußrede des Kardinal Gibbons erhob sich der Vorsitzende des Kongresses, Richter O'Brien von Newyork, um die Sitzungen für beendigt zu erklären, da bat ein Delegat aus Kansas noch einmal ums Wort und beantragte, daß der Kongreß seine Sympathie für Irland ausspreche. Ein wahrer Aufruhr folgte den Worten des Delegaten, viele riefen ihm Beifall zu, viele erklärten den Antrag als außer Ordnung. Der Vorsitzende stellte die Ruhe einigermaßen wieder her und wies dann den Antrag ab, da er außer Ordnung sei. Fenlon, so heißt der Delegat, verlangte nichts destoweniger Abstimmung und rief, als O'Brien nicht sofort auf sein Verlangen einging, in die Versammlung hinein, er protestire gegen die Entscheidung des Vorsitzenden. Nun ließ O'Brien über den Antrag abstimmen und erklärte ihn für abgelehnt. Fenlon schrie durch den Lärm hindurch und verlangte Zählen der Stimmen. Die Aufregung war aufs höchste gestiegen. Da erschien ein Richter Morom als Retter in Not. Zu Fenlons Antrag stellte er das Amendement, daß in den Sympathiebeschluß die unterdrückten Polen, die vertriebnen russischen Juden und alle Menschen, die unter Verfolgungen irgend einer tyrannischen Obergewalt gepeinigt würden, mit eingeschlossen sein sollten. Mit diesem Zusatz ging der Antrag mit allen gegen eine Stimme durch. Hierauf erklärte der Vorsitzende O'Brien die Sitzungen des katholischen Kongresses für geschlossen.

4

Die Lehren aller Religionen darzulegen, wie sie in Gottesdienst und gottesdienstlichen Werken Gott verehren, der Nachweis, daß alle Völker in der Anbetung Gottes ein gemeinsames Ziel anstreben, das sollte die Aufgabe des Weltreligionskongresses sein; zugleich sollte eine geschichtliche Entwicklung der Religionsübung der zivilisirten Völker gegeben werden. Zu dem Zweck sollte unterschieden werden zwischen dem Parlament der Religionen und den Bekenntniskundgebungen der einzelnen Religionsgemeinschaften. In dem erstern sollten die erschienenen Repräsentanten eine Darstellung ihrer Glaubenslehren geben, dabei aber nur berichtend verfahren, jede Art von Polemik, sachlicher wie persönlicher wurde ausgeschlossen. Die Bekenntniskundgebungen waren in der Weise gedacht, wie der oben geschilderte missourische Lutheranertag verlief.

Ehe wir die Eröffnung des Religionskongresses sich vor unsern Augen vollziehen sehen und seinen weitern Verlauf verfolgen, versuchen wir uns mit den interessantesten Gliedern des Kongresses bekannt zu machen. Da ist aus Deutschland Hofprediger a. D. Stöcker, dessen Namen wir auf dem Programm der englisch redenden Lutheraner finden als den einzigen eines deutschen Redners.

Außerdem sind aus Deutschland erschienen Karl von Bergen,*) Graf Bernstorff, Dr. Adolph Brodbeck aus Hannover und andre mehr. Pastor Jensen von Breklum hat eine Abhandlung herübergeschickt, die Professor Severinghaus von Chicago in die englische Sprache übersetzte. Unter den bekannten Würdenträgern der römisch-katholischen Kirche sind zu nennen Kardinal Gibbons und die Erzbischöfe Fenham, Ireland und Redwood von Neu-Seeland; die griechisch-katholische Kirche vertritt Erzbischof Dionysius Latas von Zante; England u. a. Professor Minas Tcheraz aus London und Pastor A. W. Mamrie von London; von Ausstellungsbeamten beteiligten sich: der Präsident H. N. Higinbotham, Dr. Burrows und Bonney, der Präsident des Komitees für geistige Kongresse. Besonderes Interesse wurde seitens der Presse und der Bevölkerung den Vertretern der asiatischen Religionen entgegengebracht. Da sind zunächst zu nennen Babu Protap Chunder Mozoomdar, Hauptapostel der Brahmo-Somaj-Sekte aus Kalkutta; H. Darmapála, ein Buddhistenpriester, Großsekretär der Maha-Bodhi-Gesellschaft aus Colombo, Ceylon; B. Nagarkar, Priester des Brahma-Kultus aus Bombay; Veerachand Gandhi, Vertreter des Jainismus; der Buddhist Yzo Namura aus Japan und der Vertreter des japanesischen Shinto-Kultus Zitsusen Ashitsu. Besondres Ansehen unter den erschienen indischen Gelehrten genießen G. N. Chakrarvarti vom Allahabad-College in Indien, Saini Vivekarmda aus Madras und Fräulein Jeanne Sorabji K. Longraua aus Bombay.

Die meisten der indischen Celebritäten hatten es sich gefallen lassen müssen — in Amerika ist dem nicht zu entrinnen —, von Zeitungsberichterstattern heimgesucht zu werden und diesen Rede und Antwort zu stehen. Einem solchen Reporter hatte Mozoomdar, den der Kongreß als einen tiefen Denker und gewandten Redner kennen lernte, mitgeteilt:

Die Religion der Unitarier ist im Grunde dieselbe wie die meinige. Wir haben einen Glauben. Der Brahma Somaj ist ein fortschrittlicher Hinduismus, durchsetzt mit christlichen Ideen. Ich predigte in vielen christlichen Kirchen, z. B. am 3. September in der Plymouthkirche zu Newyork.

Betreffs der Lehren des Brahma Somaj äußerte er sich dahin, Christus sei der Sohn Gottes, aber nicht selbst Gott, die Sakramente vergewisserten nur die Vereinigung Christi und Gottes, und die Gegenwart Gottes sei an keinen bestimmten Platz gebunden.

Darmapála, der Delegat des Buddhismus, machte folgende Mitteilungen:

Ich bin in dieses große Land mit den Segenswünschen von 475000 Buddhisten gekommen. Ich gehöre zu den Buddhisten des Südens, deren Gemeinschaft sich über Birma, Siam, Ceylon, Arakan Kambodja erstreckt. Dem Buddhismus des Nordens huldigen Tibet, China, Japan, Korea. Es ist dies das erste mal, daß ein Vertreter meiner Religion nach Amerika kommt, um ihre Lehre hier darzulegen. Der Unterschied zwischen den zwei Richtungen des Buddhismus liegt im Ritual. Die Fundamentallehren sind bei beiden dieselben. Der Norden hat vor uns den Vorzug eines glanzvollen Rituals, das des Südens ist noch ganz primitiv. Die Lehren der südlichen Richtung sind in dem alten Pali, der Sprache, die vor vierundzwanzig Jahrhunderten in Indien gesprochen wurde, abgefaßt, während die des Nordens in Sanskrit und modernen Uebersetzungen vorliegen. Meine Aufgabe ist es nun, irrige Meinungen über den Buddhismus zu beseitigen.

Die Eröffnung des Religionskongresses fand am Vormittag des 11. Septembers statt. Es läßt sich denken, daß eine Feier so eigner Art Massen von Zuschauern und Zuhörern angezogen hatte. In der Kolumbushalle, die über sechstausend Menschen faßt, war schon lange vor Beginn der Eröffnungsfeierlichkeit kein Platz mehr zu finden, Kopf an Kopf gedrängt harrte die Menge des seltsamen Schauspiels, das sich ihr bieten sollte. Gegen zehn Uhr öffnete sich die Thür des Haupteingangs, der mächtigen Orgel entquollen die Klänge einer Hymne, und geleitet von Bonney, dem Vorsitzenden der geistigen Kongresse, zog eine Prozession von Würdenträgern der zehn verbreitetsten Religionen in den Saal. Die Feierlichkeit des Augenblicks, die Tonfülle der Orgel, die Pracht der Gewänder der christlichen und heidnischen Priester, der Gedanke, daß hier Vertreter so grundverschiedner Glaubenslehren, statt mit haßerfülltem Herzen einander zu befehden, friedlich zu gemeinsamem Werke zusammenkämen, das alles packte die Herzen der Zuschauer und erfüllte sie mit der Gewißheit, daß sie Zeugen eines erhebenden und historisch bedeutsamen Ereignisses seien.

Krh

*) Später wird derselbe als Schwede aufgeführt; ich weiß diesen Widerspruch augenblicklich nicht zu beseitigen. D H

Rückblick auf den Fall Stöck

Mortara, der von einer treulosen christlichen Magd heimlich getaufte und daraufhin von der päpstlichen Regierung seinen Eltern mit Gewalt entrissene Judenknabe aus Bologna, er hält seit dreißig Jahren das Andenken an eine unerhörte Verhöhnung der Eltern- und Familienrechte wach. Möglich wurde sie zunächst doch nur durch die auch dazu nützliche weltliche Selbständigkeit des Papstes; der Kirchenstaat, dessen Tage bereits gezählt waren, deckte mit seiner Macht den Räuber, ja er borgte der Raubthat den Schein der Gesetzlichkeit; in Vollziehung eines päpstlichen Befehls war es der damalige Präsident des Tribunals der heiligen Inquisition, Pater Felletti aus dem Predigerorden, der am 24. Juni 1858 den Knaben seinen jammernden Eltern entriß, und kein Einfluß der Welt vermochte Rom zur Herausgabe zu bewegen, nicht die einstimmige Entrüstung aller Gebildeten, nicht Vorstellungen der Mächtigen bei der päpstlichen Regierung. Als am 20. September 1870 Rom von den Italienern erstürmt war, glaubten seine Beschützer das Kind Mortara nicht mehr sicher in der ewigen Stadt und schickten den Schützling ins Ausland. Nach Tirol floh er in weltlicher Tracht, von da nach Frankreich und Spanien. Mortara, mit seinem ganzen Namen jetzt D. Pius Maria Mortara, hat es unter römischer Zucht zu einem Chorherrn des heiligen Augustin gebracht und nennt sich selbst ein „Kind der Vorsehung“ in einer übrigens recht unbedeutenden Schrift über seine Bekehrung. So muß denn auch hier der Finger Gottes mißbräuchlich herhalten, wo klare Augen nichts als einen frechen Kinderraub sehen, der für den Strafrichter verjährt sein mag, aber vor dem Richterstuhl der Geschichte unvergessen bleiben wird.

Emma Tacke, das damals fünfzehnjährige blöde Kind des armen Webers Tacke in Elberfeld, zum Katholizismus überzutreten verführt, 1882 entführt, heimlich nach Holland geschafft, um in einem Kloster wohl verborgen zu werden, sodaß selbst die in Anspruch genommne Hilfe der ausländischen Behörde nichts zu Tage bringen konnte, haben die bedauernswerten Eltern bis heute nicht wiedergesehen. Die That ist geschehen unter dem Krummstab des Erzbischofs, jetzt auch Kardinals Krementz von Köln; er hätte gewiß mit geringer Mühe das Kind wieder herbeischaffen können, ja, er ist von zuständiger Seite darum ersucht worden, damit des ärgerlichen Aufsehens ein Ende sei: aber das war zu viel verlangt von einem römischen Kirchenfürsten. Mit seiner bestimmten Ablehnung gab er sich als Gesinnungsgenossen und Mitschuldigen im Geiste derer

zu erkennen, die das lichtscheue Werk der Verführung und Entführung des Kindes betrieben, mit Rat und That gefördert haben, ein neuer Beweis, daß die Regeln gemeiner Rechtlichkeit und Wohlanständigkeit noch lange nicht überall in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Elisabeth Ludwig ist das dritte Beispiel eines mit List und Tücke zu Ende geführten Kinderraubes, unter den Augen des genügend gekennzeichneten Trierer Bischofs D. Korum geplant, gewagt und nun auch noch verteidigt. Doch zuvor das Geschichtliche des Falles, und zwar losgelöst von allen ultramontanen Schönpflästerchen, deren sich im Laufe der Verhandlung immer mehr eingestellt haben.

Der im Dezember 1880 zu Trier verstorbne evangelische Tagelöhner Karl Ludwig hinterließ aus seiner Ehe mit einer Katholikin zwei Kinder in zartem Alter. Ludwig soll bei Eingehung der Ehe in Kaiserslautern dem darauf bestehenden katholischen Geistlichen gegenüber katholische Kindererziehung versprochen haben; ein Beweis dafür, außer der Behauptung der Witwe Ludwig, ist nicht erbracht; genug, er ließ beide Kinder evangelisch taufen und befahl, wie die Diakonissin Schenkendorf stets versichert und mit Eid bekräftigt hat, ihr auf dem Sterbebette, für die Erziehung seiner Kinder im evangelischen Bekenntnisse zu sorgen, denn, setzte er hinzu, meine Frau ist sehr schwach und einfältig. Beide Kinder kamen mit Einwilligung der Mutter ins Diakonissenhaus und blieben dort anderthalb Jahre. Als das jüngere wegen andauernder Kränklichkeit dem städtischen Krankenhause übergeben werden mußte, weil das Diakonissenhaus auf Kranke nicht eingerichtet war, verblieb das ältere Kind, Elisabeth Ludwig, in evangelischen Händen. Die Witwe Ludwig, bis dahin mit allem zufrieden, kam im Krankenhause mit dessen Hausgeistlichen, Rektor Stöck, in Berührung, und von dem Augenblicke an beginnen die Winkelzüge. Die Mutter, bisher aus Mitleid in guten evangelischen Häusern als Wäscherin beschäftigt, blieb plötzlich weg, nur in katholischen Haushaltungen verkehrte sie von da an; sie übergiebt nun auch ihr andres Kind Elisabeth dem mit einer Abteilung für katholische Waisen verbundnen katholischen Krankenhause und läßt es geschehen, daß in einer Trierer Pfarrkirche beide Kinder katholisch umgetauft, oder, wie Stöck als Angeklagter sich an dem Vorfall vorbeidrückte, daß gewisse Förmlichkeiten bei der Taufe nachgeholt wurden. Das kränkliche von den Kindern starb kurz darauf im Krankenhause. Im Jahre 1884 verlangte das evangelische Presbyterium, daß die städtische Hospitaldeputation die Elisabeth Ludwig aus dem katholischen Waisenhause entlasse und dem Diakonissenhause zurückgebe wegen der nun beginnenden Schulpflicht. Die Deputation beschließt, das Kind der Mutter zu überliefern; das geschieht in sinniger Weise: mit der einen Hand weist Rektor Stöck im Sprechzimmer das Kind der Mutter zu, mit der andern ergreift er dann sofort wieder die Kleine und sagt der nach kanonischem Ausdruck über passive Assistenz nicht hinausgehenden Mutter, er wolle weiter für die Elisabeth sorgen. Da das Presbyterium seine Anträge fortsetzte, hielt es Stöck für geraten, das Kind in eine klösterliche Erziehungsanstalt nach Föhren im Landkreise Trier, von da aber schon nach drei Wochen, Ende Mai 1884, ins Ausland, nach Eich bei Luxemburg, schaffen zu lassen. Als die Diakonissin Schenkendorf mit einer Anweisung, ausgestellt vom Vormundschaftsgericht, sich in Föhren einfand, um das Kind dem Kloster zu entziehen, hatte sie das leere Nachsehen: das arme Opfer priesterlicher Einmischung hatte die Landesgrenze bereits erreicht. Jetzt tritt das Vormundschaftsgericht mehr in die Sache ein, aber wie? Die Mutter ist als gesetzliche Vormünderin natürlich zuerst verantwortlich für des Kindes Verbleib und Erziehung. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten aneinander zu reihen. In längern Abständen ergehen Aufforderungen an die Mutter, den Aufenthalt des Kindes anzugeben und den Nachweis evangelischer Erziehung zu liefern. Mit zunehmender Verlogenheit und Dreistigkeit weiß die einfältige Wäscherin das Gericht hinzuhalten, eine Dame Katharina Wasser in Eich bei Luxemburg als Gönnerin des Kindes hinzustellen — wie sich hernach herausstellte, trug die Magd im Kloster zu Eich diesen Namen —, um schließlich

geradezu sich zu weigern, den Willen ihres verstorbnen Ehemanns zu erfüllen und das Kind evangelisch zu erziehen. Die Muttervormünderin wird der Vormundschaft vom Gericht enthoben, und an ihre Stelle tritt auf Vorschlag des katholischen Waisenrats und beigeordneten Bürgermeisters von Trier — nun, wer denn? — eben der katholische Rektor Stöck, die treibende Kraft für den Widerstand der ganz unselbständigen Mutter. Am 17. August 1887 wird Stöck als Vormund feierlich durch Handschlag verpflichtet. Und nun beginnt zwischen Vormundschaftsgericht und Stöck ein lächerlicher Eiertanz, wie vormals zwischen Gericht und Witwe Ludwig. Was diese selbst betrifft, so kommt sie zwar auch noch sehr in Betracht; denn, obwohl nicht mehr Vormünderin, besitzt sie nach der Entscheidung des Gerichts trotzdem noch das Erziehungsrecht, das nicht so ohne weiteres abgesprochen werden könne. Die Sache ist offenbar gründlich verfahren: keiner will so recht heran. Darüber vergehen Jahre. Bald wird Stöck wieder einmal aufgefordert, sein Mündel evangelisch erziehen zu lassen, eine Forderung, die er als katholischer Priester für unannehmbar erklärt — oder dann doch die nur aus Versehen übertragne Vormundschaft als anständiger Mensch jetzt niederzulegen: dazu habe er keine Veranlassung, habe er sich doch nicht dem Gericht aufgedrängt! Bald nimmt das Gericht die Witwe Ludwig wieder einmal vor, um von ihr Auskunft über das Kind und die Lage zu erhalten! Einmal schiebt Stöck die Ludwig vor, das andremal die Ludwig, gewiß mit viel mehr Recht, den Rektor Stöck. Endlich wurde dem Presbyterium die Geschichte denn doch zu bunt. Es übergab den unerhörten Fall dem Evangelischen Bunde, der durch seinen Vorstand eine Beschwerde an den preußischen Justizminister von Schelling richtete mit der Bitte, als vorgesetzte Behörde Fluß in die so seltsam verzwickte Vormundschaftssache zu bringen. Anstatt eines Bescheids von der angerufenen Stelle empfängt der Vorstand des Evangelischen Bundes einen vielseitigen Beschluß des Trierer Landgerichts, um daraus zu ersehen, daß nach den gesetzlichen Bestimmungen außer den Angehörigen niemand die Befugnis habe, mit Beschwerden in einer Vormundschaft aufzutreten! Aber es muß denn doch etwas Zug in die Bearbeitung des Falles Ludwig gekommen sein. Die Witwe Ludwig giebt noch im Mai 1891 als Besitzerin des Erziehungsrechts die Erklärung ab, das Kind befinde sich noch in Eich, — bewußt unwahr, wie die Untersuchung ergeben hat. Denn Elisabeth Ludwig befand sich damals mit Wissen der Mutter und des Rektors Stöck bereits geraume Zeit im Frauenkloster zu Echternach. Als nun schließlich nach unzähligen Bedenken und so viel verlorner Zeit das Vormundschaftsgericht es über sich gewann, der halsstarrigen Mutter auch das Erziehungsrecht abzusprechen und den inzwischen zum Pfarrer aufgerückten Priester Stöck der vier Jahre lang behaupteten Vormundschaft zu entsetzen, da hatte der an seine Stelle getretene neue Vormund, der evangelische Pfarrer Mayer in Trier, zwar die Rechte eines Vormunds, aber kein Mündel. Im Sommer 1891 in Echternach und Eich angestellte Ermittlungen nach dem Kinde blieben erfolglos; die Oberin zu Echternach bezeugte, daß das Kind im Frühsommer 1891 von einer Frau abgeholt sei, daß sie mit Stöck über die Aufnahme des Kindes Briefe gewechselt, auch von Trier durch die Post Kostgeld dafür empfangen habe. Ein von Stöck geleiteter Verein, die von katholischen Trierer Frauen (auch die höhere Beamtenschaft ist darin vertreten) gebildete Armenschule hat, wie später zugegeben wurde, die Kosten in Echternach bestritten. Des Kindes Spur aufzufinden haben sich Behörden des In- und Auslands alle Mühe gegeben. Vergebens!

Stöck, unzweifelhaft vortrefflich beraten von ultramontanen Juristen, wird genau gewußt haben, warum er die auf geradem Wege nicht erjagte Vormundschaft so hartnäckig festhielt und gegen alle Gebote der guten Gesellschaft sich verschloß. Wer sich einmal *dazu* bereit zeigt, der pflegt dann nur noch auf das Strafgesetzbuch zu achten, damit ihm von daher keine Gefahr drohe. Indem § 235 des Strafgesetzbuchs mit Gefängnis bis zu fünf Jahren jeden bedroht, der *eine minderjährige Person durch List* (Drohung oder Gewalt) ihren Eltern *oder ihrem Vormund entzieht*, giebt er, wie der Ausgang des gegen

Stöck und die Witwe Ludwig eingeleiteten Strafverfahrens lehrt, eine wirksame Handhabe gegenüber dem, was in Trier im Jahre 1891 geschehen ist, merkwürdigerweise gerade während der Vorbereitungen für die Rockfahrt traurigen Angedenkens. Die Elisabeth Ludwig ist ja mittlerweile, wo sie auch sein mag, dingfest für den Katholizismus gemacht, vielleicht so sehr, daß auch sie, das von Mutter und Heimat wohl auf immer getrennte Kind, sich einst als Kind der Vorsehung gleich Mortara zu preisen fähig sein wird. Ihre Glaubensgenossen haben gethan, was in ihren Händen lag. Und kommt sie nicht wieder, dann schreit das ihr widerfahrene Unrecht als ein häßlicher Mißbrauch des heiligen Namens Gottes, als eine sündhafte, wahnwitzige Verzerrung des christlichen Gedankens noch lange nach Sühne, schreckt hohe Gönner und niedrige Schüler des Herrn Stöck, so hoffen wir, denn doch ab, sich in ähnlichen Listen zu versuchen, und bewahrt auf diese Weise manches evangelische Haus vor Schmerz und Herzeleid.

Daß Stöck am 4. Oktober 1893 durch die Strafkammer zu Koblenz zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden ist, hat für uns schließlich doch nur den Wert eines Quos ego! einer ernsten Warnung und Mahnung. Es soll im andern Sinne kein Wort der Befriedigung über evangelische Lippen kommen; fern bleibe von uns jede unedle Regung. Daß der Verurteilte ein Mensch ist, sichert ihm unser Mitleid; aber daß die gerechte Strafe den Priester einer christlichen Kirche traf, könnte auch auf uns evangelische Christen, obgleich wir die durch ihn Verletzten sind, niederschlagend und in gewissem Sinne betrübend wirken. Denn wir bewahren uns das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Ausstrahlungen des Christentums genugsam, um nicht für alle und mit allen das Demütigende zu empfinden, wenn solche Dinge, wie sie der Priester Stöck gethan hat und beschönigte, mit dem Deckmantel eines angeblichen göttlichen Gebots, einer Pflicht vor Gott umhüllt werden. Wir betonen dies als unsern Standpunkt, um zum Schlusse dem gerichtlichen Verlauf noch einige Worte zu widmen.

Augenzeugen, die der ersten Verhandlung der Sache zu Trier im Januar d. J. beigewohnt, waren durchdrungen von der geradezu kläglichen Rolle, die Stöck dort auf der Anklagebank gespielt hat. Neben ihm saß, als Mitangeklagte, die beschränkte Ludwig in aller ihrer Unfähigkeit und Unselbständigkeit. Die fast unmenschliche Aufgabe, auf viele bestimmte vom Richtertische aus gestellte Fragen möglichst unbestimmte ausweichende Antworten zu geben, sich sagen zu lassen, daß eine Behauptung noch unwahrscheinlicher sei als die andre, und schließlich den nackten Vorwurf hinzunehmen, eine langgestreckte Täuschung gegenüber dem Gericht verübt und angezettelt zu haben, machte aus dem römischen Priester ein wahres Bild des Erbarmens. Streng genommen, hatte er schon in dem Augenblicke seine Strafe empfangen, obgleich in Trier die Verurteilung ausblieb. Trotz seiner Freisprechung galt Stöck schon nach der Trierer Verhandlung als unrettbar verloren. Selbst ein hoher Geistlicher aus der Umgebung des Dr. Korum meinte nach Schluß der Verhandlung, Stöck sei nicht mehr zu retten, und was war nicht alles aufgeboten, seiner Sache eine günstige Wendung zu geben! Sie seien übergangen, die bogenlangen Gründe, die die Freisprechung stützen sollten. Denn das Reichsgericht hat mit ihnen aufgeräumt und, wie man auch in Trier sehr gut empfunden haben wird, nicht auf allzu glimpfliche Weise. Vornehmlich stellte unser höchster Gerichtshof als maßgebend den Grundsatz auf, daß eine Entführung im Sinne des § 285 auch von langer Hand verübt werden könne; wenn ein Vormund, seiner bevorstehenden Absetzung gewiß, für den eintretenden Fall noch als Vormund Maßregeln treffe, damit oder infolge deren der künftige Vormund das minderjährige Kind nicht erlange und auffinde, dann sei alles, was er in dieser erkennbaren Absicht gethan, ihm nach seiner Absetzung als listige Entführung anzurechnen, obgleich es dann vielleicht auf seiner Seite einer besondern Thätigkeit weiter nicht bedurft habe. Ja, nicht einmal der (thatsächlich von Stöck vorgebrachte) Einwand, er wisse gegenwärtig selbst nicht mehr, wo das Kind sich befinde, vermöge den Angeklagten vor Strafe zu schützen, eben weil er schon geraume Zeit vor

der Ernennung des neuen Vormunds das Kind ins Ausland geschafft und dessen wirklichen Aufenthalt unwahrhaftig dem Vormundschaftsgerichte verheimlicht habe. Auch sei Stöck unverkennbar von der zutreffenden Voraussetzung ausgegangen, im Auslande werde unter allen Umständen eine Einwirkung der preußischen Behörden zu Gunsten des rechtmäßigen Vormunds sehr erschwert und am Ende wohl unausführbar sein. Diese und ähnliche Erwägungen führten zur Aufhebung des Trierer Urteils, eine nochmalige Verhandlung in Koblenz ward angeordnet.

Hier befand sich Stöck immer noch im Sprengel des Trierer Bischofs; die Sache war einfach vom Oberstift ins Unterstift gewandert. In den letzten Wochen vor der neuen Verhandlung erschöpften sich ultramontane Blätter in, wie es hieß, klarstellenden Aufsätzen und Angaben über den Fall Stöck; die Germania, die sich trotz ihrer zusammenschrumpfenden Leserzahl und schlechten Geschäfte immer noch als Führerin der Ultramontanen Deutschlands aufspielt, brachte, von Trier durch einen Aktenkundigen bedient, wahrscheinlich aus der Feder des dortigen Verteidigers selbst, vorweg den wichtigsten Teil der Verteidigungsrede, um Stimmung für Stöck zu machen, und kleinere Blätter schwarzen Ursprungs druckten getreu nach. Sehr mit Unrecht hat in Koblenz einer der beiden Verteidiger Stöcks dem Evangelischen Bunde vorgeworfen, eine übrigens auch heute noch sehr lesenswerte Schrift („Ueber Stöck und die Jesuiten," zweite Auflage; Leipzig, Carl Braun) den Mitgliedern des Gerichts übersandt zu haben, um sie zu beeinflussen. Abgesehen davon, daß unsers Erachtens jene Schrift weniger die rechtliche Seite als die oft geradezu unglaubliche Vorgeschichte des Falles Stöck mit unwiderlegten Enthüllungen aus der klerikalen Trierer Gesellschaft zum Gegenstande hat, wollte der Vorstand des Evangelischen Bundes es doch nicht unterlassen, sofort in einem Schreiben an den Vorsitzenden der Koblenzer Strafkammer Verwahrung gegen jene mehr von Berechnung als von wählerischer Art der Verteidigung zeugende Behauptung einzulegen, da thatsächlich von einer dazu berechtigten Vertretung des Evangelischen Bundes irgend welche Zusendung an Gerichtspersonen weder ausgegangen noch veranlaßt worden ist.

Stöck war in Koblenz genau der alte. Es ist ein eigen Ding um die Unwahrhaftigkeit, sie schlägt ihren eignen Herrn, und selbst jesuitische Erziehung, wie sie Stöck in Innsbruck genossen hat, ließ Spuren von Schamröte durchscheinen. Eine der wichtigsten Zeuginnen, die Oberin des Echternacher Klosters, war natürlich wieder ausgeblieben. Indessen genügte, was sie früher unter Eid vor dem luxemburgischen Richter ausgesagt, dem schneidigen Vertreter der Anklage vollkommen, wie denn überhaupt sich die Koblenzer Verhandlung durch vornehme Sachlichkeit ausgezeichnet hat. Abgesehen von der Verteidigung. Denn die vermaß sich, das Urteil des Reichsgerichts in heftigster Weise anzugreifen; es habe den Anschein, als wolle man in Leipzig corriger la loi! Am Schlusse seiner Anklagerede wies der Staatsanwalt mit Recht darauf hin, daß man doch nicht in Deutschland die Rückkehr jener Zeiten wünschen werde, wo sich die Anhänger der verschiednen Bekenntnisse zur Ehre Gottes gegenseitig die Schädel einschlugen. Damit aber das verhütet wird, muß vor allem jede Religionspartei den Besitzstand der andern achten und sich vor der Anwendung ungesetzlicher, sträflicher Mittel hüten. Uebrigens hat denn auch ein guter Freund des Angeklagten Stöck, der in Trier lebende Ueberläufer und Jesuit von Hammerstein, in Brand- und Hetzschriften als Renegat natürlich stark, richtig schon ein Machwerk: Religionskrieg in Sicht? verfertigt, der bekannte Kaplan Dasbach hats verlegt und gedruckt, und wenn man diesem Genossenpaar glauben sollte, dann wäre in der That der Zeitpunkt nicht weit, wo ein Religionskrieg wird angefacht werden — von den Evangelischen selbstverständlich.

Bei Bemessung der Strafe hat die Strafkammer für Stöck gethan, was sie thun konnte. Sie ließ als Milderungsgrund den guten Glauben gelten, auf den sich der Angeklagte als katholischer Priester berufen hatte, indem er für die Ausbreitung seines Glaubens zu wirken habe. Man sollte meinen, diese Erwägung verdiene den Beifall auch der Römischen. Bewahre.

Mit unverhaltenem Aerger über den Ausgang des so unrühmlichen Prozesses bedauert die Germania das Urteil um der ganzen preußischen Rechtspflege willen, zu der das Vertrauen dadurch nicht zunehmen könne; bedauert sodann die Katholiken unter den Richtern und Staatsanwälten, die bei der Sache mitgewirkt haben, ohne dem kanonischen Rechte den Vorzug vor dem deutschen Strafgesetzbuch zu geben. Und volle Parität bei Besetzung der Staatsämter verlangt um dieselbe Zeit der Wahlaufruf des Zentrums: daraus läßt sich leicht ersehen, wie jene Parität gemeint ist und nutzbar gemacht werden würde.

Dem Evangelischen Bunde aber, der mit richtigem Blicke und unverzagt das lichtscheue Treiben Stöcks an die Oeffentlichkeit gezogen, der die Aufmerksamkeit der Behörden, die es doch anging, auf die Trierer Vorgänge mit Nachdruck gelenkt hat, gebührt dafür aufrichtige Anerkennung von allen unsern Glaubensgenossen. Möge der Bund stets, wie hier, nach der Lebensregel verfahren:

Greif niemals in ein Wespennest,
Doch wenn du greifst, dann greife fest! F C

Ein neues Lutherdrama*)

Wird Luther in der Gegenwart von den evangelischen Deutschen verstanden? Blicken wir auf einen kleinen auserwählten Kreis von besonders begünstigten Menschen, so antworten wir mit Ja. So gar entfremdet ist die evangelische Kirche Deutschlands ihrem Ursprunge doch noch nicht, daß nicht auch heute unter uns Leute vorhanden wären, die wohl vertraut wie mit dem äußeren Leben so mit der Gedankenwelt und mit dem innersten Empfinden und Leben unsers Luther wären. Ist ja doch seit der großen Anregung des Jahres 1883 so außerordentlich viel für Weckung des Verständnisses des größten Mannes und der entscheidendsten Zeit in der Geschichte der Deutschen geschehen, daß, wer hier aufgemerkt und gelernt hat, den Segen eines tiefen Einblickes in diese eigenartige und gewaltige Persönlichkeit wohl gewinnen konnte. Wir brauchen nur an Julius Köstlin, nur an die Unternehmungen von großen und kleinen Ausgaben der Werke Luthers oder an die Schätze zu denken, die uns der Verein für Reformationsgeschichte geboten hat, um unser Ja für einen kleinern Kreis als richtig zu empfinden.

Doch wie steht es mit der großen Mehrzahl der evangelischen Gemeindeglieder? Hier müssen wir das Ja einschränken und sagen: ein Gefühl wie für die tiefe Frömmigkeit so für den Heldenmut Luthers haben wohl die meisten. Auch manche schöne Dichtungen wie namentlich die dramatischen Gemälde von Devrient und Herrig haben viel zur Neubelebung dieses Gefühls gethan. Doch der Blick in die entscheidende Stelle von Luthers Geist, von seinem innersten Erleben und Wollen ist den Gemeinden dennoch bis heute nicht aufgegangen: wie jene Frömmigkeit mit diesem Heldenmut, wie Luthers Glauben mit seiner größten Befreiungsthat, mit seiner Verkündigung der Freiheit eines Christenmenschen zusammenhängt, das war und ist heute der großen Mehrheit der Evangelischen in allen Ständen ein Geheimnis.

Wohl wurde ihnen gesagt und wird fast zu reichlich in Schule und Kirche wiederholt: zur heiligen Schrift griff Luther kühn zurück, dort liegt sein Recht und seine Kraft. Doch ist mit der Formel: „nicht die Ueberlieferung der Kirche, nein die Schrift, die das Wort Gottes ursprünglich enthält, ist die höchste Autorität für unsern Glauben," wie alle tiefer Blickenden erkennen, noch wenig gethan für das Verständnis der Quelle, aus der Luther schöpfte, als er zum gottgesandten Reformator, zum Propheten seines Volkes ward. Wohl ist die Schrift das wichtigste Mittel und Werkzeug aus dem Arsenal des Urchristentums, das Luther zur eignen wie zur Befestigung der Stellungnahme andrer und zur Rechtfertigung dessen, was Gott ihm aufgetragen, hervorgeholt und gebraucht hat. Doch ist weder der entscheidende Wendepunkt in seinem eignen innern Leben, noch die Abwehr des Fremden, das die neue Geistesbewegung aus ihrem Laufe zu bringen drohte, unmittelbar durch die Schrift bestimmt worden. Sie ist sein Schild und Schwert vor Kaiser und Reich in Worms wie im Geisteskampf mit Sylvester Prierias, mit Kajetan, Eck u. s. w. Aber die Kraft, die diesen Schild ihn halten, dieses Schwert ihn führen läßt, der himmlische Mut, mit dem er aus dem irdischen Gefäß der Schrift das Wort Gottes schöpft — wer versteht den? Wer kennt heute den Glauben als den Quell der Freiheit, als die Kraft der weltüberwindenden That? Was Glauben im Sinne Luthers ist, wissen die wenigsten von den Heutigen, und die Anstrengungen der Theologen, hier Wandel und Verständnis zu schaffen, bleiben meistens ohne Erfolg. Doch wohl hauptsächlich deshalb, weil so viele Theologen selber heute diesen Glauben nicht mehr voll zu würdigen wissen. Eigentümlich erscheint es doch, daß der Angelpunkt der Verkündigung des Evangeliums durch Paulus wie durch Luther, die Gerechtigkeit aus dem Glauben an die Gnade Gottes in Christus, nicht nur den Vertretern einer mehr objektiven Beurteilung unsrer Kirche vom geschichtsphilosophischen und moralischen Gesichtspunkt, sondern auch bedeutenden evangelischen Theologen der Gegenwart nicht mehr als geeignet erscheint, heute in der Lehre und Verkündigung des Heils und der Heilsaneignung die alte maßgebende Stellung einzunehmen.*) Ich halte es für einen Mißgriff, wenn man die Lehre vom Himmelreich und den geschichtlichen Christus mit seiner Verkündigung desselben im Unterschied von der Verkündigung der Gerechtigkeit aus dem Glauben an die Gnade Gottes, die in Christus erschienen ist, in das Zentrum stellen will. Beides läßt sich nicht trennen, und die Glaubensgerechtigkeit bezeichnet ihrem wahren Sinne nach bei Paulus wie bei Luther das unmittelbare Erlebnis des neuen Verhältnisses, in das der Christ zu Gott tritt, bildet also als solches den subjektiven Mittelpunkt des ganzen Heilsvorganges. Der Gekreuzigte wird in seiner Heilsbedeutung nicht erkannt, wenn der Glaube, den er in seiner Selbstvollendung, in seinem Siege über Sünde und Tod den verlangenden Seelen überhaupt erst möglich macht, nicht gewürdigt wird. Es muß doch bei dem uns ebenso tief demütigenden wie hoch erhebenden Bekenntnis bleiben: „ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann, sondern u. s. w.," wie bei dem ihm entsprechenden: „und das alles aus lauter väterlicher göttlicher Güte und Barmherzigkeit u. s. w." Der Glaube, der zur Kraft völliger innerer Erneuerung, zur Kraft einer innern Freiheit und Thatkraft des Menschen wird, die man sonst überall vergeblich sucht, er ist und bleibt der geschichtlich sichere und der psychologisch notwendige Boden, aus dem die Gestalt Luthers und die Wirkung seines Auftretens erwächst; ohne diesen Glauben ist beides unverständlich, wertlos.

Doch was soll diese Auseinandersetzung hier, wo wir die Geister auf ein neues Luther-Drama, auf eine großartige und gewaltige Dichtung hinweisen wollen, die uns den Mann und die Zeit, als ob wir selber darin lebten, vor die Seele führt? Sucht etwa der Verfasser, Professor Friedrich Meyer in Breslau, da es auf andern Wegen so erfolglos geschieht, nun die Kunst in den Dienst der Theologie zu stellen und für das Dogma, das zum materialen Grundprinzip des Protestantismus ward, von der Bühne her zu wirken? Nichts davon: die Gerechtigkeit aus dem Glauben wird nicht einmal genannt, noch weniger schulmäßig und dogmatisch dargelegt. Sie ist ja auch gar kein Dogma, keine Festsetzung kirchlicher Autoritäten über eine metaphysische Wahrheit: sie ist ein

*) Luther, historisches Drama in fünf Akten mit einem Vorspiel in zwei Akten von Friedrich Meyer, Professor am Realgymnasium zum heiligen Geist in Breslau.

*) Ich denke dabei an A. Ritschl, aber auch an Johannes Weiß (Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes; Göttingen, 1892) und an Emil Sulze in den so außerordentlich lehrreichen Briefen „über die Zukunft unsrer Landeskirchen" (Protestantische Kirchenzeitung 1893 Nr. 22—26. 31., namentlich in Nr. 31 S. 724—726). — Von außerhalb unsrer Kirche stehenden Beurteilern derselben führe ich namentlich den geistvollen Karl Jentsch (Geschichtsphilosophische Gedanken; Leipzig 1892) an.

Lebensprinzip. Der theologische Ausdruck dafür mag schwach und der Mißdeutung fähig sein bei Luther wie bei Paulus: was dieser Ausdruck jedoch besagen will, ist ein Lebensverhältnis des Menschen zu Gott, ein innerliches Erlebnis, das in Luthers Leben und Empfinden, in seinem Auftreten, Wirken und Kämpfen eine eigenartige konkrete Gestalt gewonnen hat. Ein Dramatiker Luthers und der Reformation wird um so packender wirken, je tiefer er uns durch den Gang der Handlung miterleben läßt, was Schulbegriffe nie sicher bezeichnen können, was aber überall, wo wirklich rettender Glaube hervortritt, als eine aus dem Jenseits in den irdischen Menschen gewirkte überwindende Kraft erscheint. Und wie hat Meyer dies verstanden! Wie tiefe Blicke thun wir und wie werden wir schon im Vorspiel an Luthers Seele gefesselt, wenn er im Gespräch mit seinem wohlwollenden Beichtvater, dem alten Augustinermönch, der, um seine innere tiefe Not zu heben, ihn zu Beichte und Bekenntnis auffordert, „wie St. Augustinus that," also redet:

Beichten will ich, doch
Ganz andre Not, als die den Heiligen
Bekümmert hat, — mich drückt wahrhafte Schuld,
Todsünde liegt auf mir!

Mönch: Todsünde?

Luther: Ja! — Verlorner! wirst du rufen — und von mir
Dich wenden.

Mönch: Für dich beten werd ich! Sprich!

Luther: Mir graut vor Gott im Himmel!

Mönch: Deinem Schöpfer?!

Luther: Der mich geschaffen, dem ich sollte danken,
Daß er mir Leib und Seele, Aug und Ohr,
Vernunft und Sinn gegeben — mit Entsetzen
Steh ich vor ihm; Gewalt gegeben hat
Dem Tod er und der Hölle, es gehört
Mein Fleisch hier der Verwesung, meine Seele
Der Finsternis — — —

Und als nun aus der Kirche der alte Jubelpsalm ertönt:

Introibo ad altare Domini
Ad Deum, qui laetificat
Juventutem meam

da sehen wir Luther gar in Verzweiflung zusammenbrechen:

Mönch: Was überfällt dich? du
Wirst weiß, wie an der Wand der Kalk.

Luther: Das Lied,
Das Jubellied des Heiligen, des Erwählten:
„Dem Gotte nah ich, der mein Herz verjüngt
Und jauchzen läßt" — mich fragt es, mir klingt es
Ehernen Klanges: bist Unselger du
Der Gottgeliebte, der das sagen darf,
Dem durch die Seele junges Leben rinnt,
Ein Freudenstrom aus lichten Himmelshöhn?
Bekenne, was dich hierher hat getrieben?!
Der Hölle Graun! du kannst ja Gott nicht lieben,
Verlornes Mühn, der Höllenangst entstammt,
Auf Martern Martern häufend — und verdammt!

Und als der Kampf dem Ende naht, da heißt es, nachdem Staupitz selbst gebeichtet hat, wie er einst den frohen Gruß eines schlichten Burschen vornehm verachtet hatte und gleich darauf durch ihn vom Tode errettet worden war:

Staupitz: Als ich erwachte,
Lag neben mir, das Aug in Todesschlummer
Geschlossen, mein Erretter, er, des Gruß
Mir keines Dankes wert gegolten hatte —
Jetzt wußt ich erst, wer mir begegnet war
In armer Knechtsgestalt, wie er auf Erden
Gewandelt einstmals und noch heute geht.
Jetzt wußt ich auch, warum er sterben mußte:
Mich zu erwerben, zu gewinnen, zu
Erlösen aus dem höllischen Verderben.

(In der Kirche beginnt leises Orgelspiel und Gesang:)

Eine Stimme:
„O dunkles Thal, von Todesnacht umhüllt" —

(Alsdann nur das Orgelspiel vernehmbar. Mit Beginn des Spiels und Gesangs ist der Kronleuchter in der Kirche, dessen Strahlen allmählich immer heller auf das Haupt des kreuztragenden Christus fallen, angezündet worden.)

Luther: O Himmelsglanz, o süßes Wunderlicht,
Du steigst hernieder, deine Lippe spricht:
Blick auf zu mir, ich habe überwunden! —
Ja, du, du hast gesiegt! Ich lag gebunden,
Ich lag gefangen in der Hölle Ketten —
Du schlägst den Feind, du hast Gewalt zu retten!

Du bist nicht fern, du wandelst allezeit
Auf Erden noch — o sei gebenedeit!
Ich will dich lieben, loben, zu dir stehen —
Süß ists, mit dir in Schmach und Tod zu gehen.

(Er kniet nieder. Hierauf laut und vernehmlich der Gesang:)

Eine Stimme:
O dunkles Thal, von Todesnacht umhüllt,
Des Bösen Reich, o Erde, Reich der Schmerzen,
Der Sünde Haus, von Trotz und Haß erfüllt —
Wer stillt den Hader, schmilzt die harten Herzen?

Chorlied (im lebhaftesten Tonfalle. Während des Gesanges, mit dem Beginn der ersten Zeile, erhebt sich Luther):
Nun freut euch, liebe Christen gmein u. s. w.

Wird nicht hier vor unserm innern Auge der Glaube geboren, dessen errettende Himmelskraft unsrer Zeit so fremd zu sein scheint?

Der Gang der Handlung in den fünf Akten ist dann der folgende: Der erste Akt führt uns in lebhaftester dramatischer Malerei den blühenden Ablaßhandel auf einem Wiesenplan bei Jüterbogk und die verrotteten Zustände, deren Symptom dieser Handel ist, und in zweiter Szene den Thesenanschlag Luthers am Portal der Schloßkirche in Wittenberg vor die Seele. Der zweite Akt, im Hofe des Augustinerklosters in Wittenberg vor sich gehend, läßt uns in Gegenwart Cranachs, der Ratsherrn und Herrn vom Adel, der Bürger, Professoren und Studenten nach einem öffentlichen Gespräch Luthers mit Emser den vollen Sieg der Sache Luthers erleben, der mit der That der Verbrennung des römischen Rechtes besiegelt wird. „Und die Bulle fliegt, sobald sie kommt, denselben Weg," so ruft der deutsche Held dem kanonischen Rechte nach, während Amsdorfs begeistertes Wort erschallt: „Zu dir, zu dir steh'n wir, Martinus, geh voran!", und „wir folgen dir, Martinus, führe uns!" so jauchzt der starke deutsche Männerchor ihm zu. Der dritte Akt handelt großartig und bis ins einzelnste fein charakterisirt auf dem weltgeschichtlichen Schauplatz in Worms, der vierte führt uns im ersten Aufzuge auf der Wartburg wieder tief ins Innere der frommen Heldenseele, da die verderbliche Wendung der von ihm entfachten Bewegung zu wilder Gewaltthat den schwersten Versuchungskampf in ihm erneuert. Doch nachdem der Sieg gegen die versucherische Macht gewonnen, der entscheidende Brief an Kurfürst Friedrich geschrieben ist, öffnet sich der Vorhang, nachdem Fuge und Choral von „Christ, der du bist der helle Tag" uns den Sieg innerlichst haben fühlen lassen, um uns mitten in das Treiben der Bilderstürmer und das vergebliche Ringen der Männer der Ordnung gegen sie hineinzuführen. Tiefe Angst ergreift uns, bis Luther zu Pferde erscheint und mit der Gewalt des Wortes im harten Kampfe siegt. Im fünften Akte endlich erscheint die große, alles erschütternde Bewegung in vollem Fluß. Aber während rings die Welt erzittert, während die Nachricht vom Tode des irdischen Schutzherrn Luthers, Friedrichs des Weisen, eintrifft, während Münzers Weizen blüht und die Bauern von ihm zum gräßlichen Zerstörungswerk geführt werden und alle Herzen auf- und abwogen in Angst und Unruhe, erfolgt vor unsern Augen Luthers Eheschließung. Als That des Glaubens gegenüber allen Stimmen ängstlichen Bedenkens, gegenüber dem warnenden und flehenden Freunde Melanchthon erscheint hier (echt geschichtlich) der Bund des Priesters mit der Nonne gleichzeitig mit jenem andern festen Entschluß Luthers, von dem Spalatin so dringend abrät, Münzer wie mit der ganzen Gewalt des Geistes so mit dem Aufruf an die Obrigkeit zum Gebrauch des Schwertes zu begegnen. „Ihr erntet doch dorther nur Haß," so ruft warnend der Ratsherr Reichenbach, doch Luther antwortet:

Luther: Nicht einen Schritt weich ich
Vom Wege, den mir Gott befohlen hat.
Nicht rechts, nicht links — nicht vor dem Papste,
Nicht vor Münzer.
(zu Katharina) Weißt du auch, ich führe dich,
Du arme Käthe, in kein friedlich Haus,
Um das die Schwalben zwitschern, nein, zu mir
Steigst du in einen Nachen, der umtost
Vom schwarzen Sturm durch hohe Wogen geht;
Es klafft vor dir der Abgrund, fährst du mit?

Käthe: Mit dir will ich
Auch das Verderben teilen!

Luther: Komme denn,
Was Gott beschlossen. Meine neuen, höchst
Ungnädgen Herrn, die Bauern sollen mich
Im Ehestande finden, fällt die Stadt
In ihre Hand. Mag dann ihr Mordprophet
Mein Blut vergießen! Katharina, fest
Soll unser Bund, ein leuchtendes Signal
Im Wettergraun, im Sturmestoben stehn —
Ob uns der Sieg bleibt, ob wir untergehn.

Es wäre freilich bequemer für den Dichter und lockender für viele gewesen, wenn eine Szene des späteren frommen glückseligen Familienlebens Luthers den Schluß gebildet hätte. Doch hätte das nur auf Kosten des inneren Zusammenhanges einer einheitlichen Handlung geschehen können: ein einzelnes, für diese Handlung gleichgiltiges Bild hätte sie zerrissen, wir hätten kein wirkliches Drama mehr. So aber führt uns die Handlung mit innerer Notwendigkeit bis zu dem Punkte, wo der Strom des neu erwachten Lebens mächtig, verheißungsvoll und doch grauenerweckend für das schwache Herz vor uns flutet, nachdem wir von der Quelle an seinen himmlischen Ursprung, seinen Kampf auf Leben und Tod gegenüber allen ihm sich entgegenstellender Gewalten in lebendigster, uns mit sich fortreißender Handlung kennen gelernt haben. Aus der tiefen Not in Luthers Herzen sind wir mit ihm bis auf die Höhe gelangt, die das Walten des lebendigen Gottes in den Seelen der Einzelnen wie im großen weltgeschichtlichen Kampfe um sein Reich dem wachgewordnen erstaunten Auge, dem innerlichst angefaßten Herzen klar und gegenwärtig zeigt.

Ganz eigentümlich ist dem Drama Meyers die Verbindung historischer Treue mit voller dichterischer Freiheit; in der Zartheit und Stärke seiner freien Verwendung und Bearbeitung des geschichtlichen Stoffes liegt eine Hauptkraft seiner Wirkung. Uns weht überall aus That und Wort, aus der Charakteristik der geschichtlichen Persönlichkeiten und Situationen die schwüle, zum Orkan sich umsetzende Gewitterluft der anhebenden neuen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts an, wir finden das geschichtliche Material dazu aus weit entlegenen Quellen aufs treffendste zusammengefügt. Und doch wie frei wird beispielsweise auf der Wartburg der Versucher, der, als solcher von vornherein erkennbar, wie die geschichtliche Ueberlieferung ihn malt, auf Luther keine Wirkung mehr ausüben könnte, in die Maske des ehrwürdigen Staupitz gekleidet, der dringend abmahnt und fleht! Unsre Seele zittert in der Voraussicht, daß Luther den Schutz des Kurfürsten, seines einzigen weltlichen Helfers, aufgeben, die Wartburg verlassen und sich den durch Karlstadts und Thomas Münzers Treiben aufgeregten Massen schutzlos entgegenwerfen wird. Wie lauschen wir in jener Mitternacht dem sanften, weise abmahnenden zur Demut rufenden Worte des als Geist erscheinenden Staupitz, bis Luther an seiner Forderung des unbedingten Gehorsams gegen die Kirche, auch wo das Gewissen deutlich Gottes anders lautendes Wort verkündigt, den Verführer erkennt:

Staupitz bist du?! Nein, nein!
Du bist nicht Staupitz, du bist Satanas —
Höllischer Feind, Versucher, Seelenmörder!
Enthülle dich, hinab die Maske! Das
Gebiet ich dir im Namen Gottes!
(Statt Staupitz erscheint Satan)
Nun
Zeigst du dein wahres Antlitz!
Satan: Wisse denn,
Vergebens ringst du, Thor, — denn mir gehört,
Mein ist die Welt!
Luther: Der du nicht für die Welt,
Der für die Deinen du gebeten hast,
Dein bin ich, du mein Heiland!

So wird der befreiende Wurf des Tintenfasses uns erst verständlich: die dürftige Ueberlieferung ist aus der uns vertrauten inneren Geschichte des Kampfes in Luthers Herzen aufs glücklichste ergänzt.

Ganz ähnlich treffen wir das freie und doch eben dadurch für das Verständnis des innern notwendigen Zusammenhanges der Geschichte so malerisch wirkende dichterische Walten an vielen Punkten, z. B. in der Verwandlung der bekannten Szene der Verbrennung der Bulle vor dem Elsterthor in die großartigere Szene im Hofe des Augustinerklosters im zweiten Akt. Doch das wird der Leser selbst bald fühlen.

Wenn es nur erst Leser, Hörer, Zuschauer des neuen Lutherdramas gäbe! Bis jetzt ists ja nur Manuskript! Ich kann nur mit dem dringenden Wunsche schließen, daß der Dichter, was ihm so herrlich gelungen ist, was wir bisher so schwer entbehrt, uns allen geben möge, damit es ein Schatz für unser Volk, für unsre Häuser, unsre Herzen werde. Heinrich Ziegler.

Quittung

Für die Gemeinde Hütte bei Schwarzwasser in Westpreußen: 10 Mk. von Sch, Gandersheim; 6 Mk. von R und D Gr, Haseloff; 5,25 Mk. von E, Eisenberg; je 5 Mk. von R R und von G, Beinsdorf.
Für „Kommet zu Jesu" in Alt-Tschau bei Neusalz a. O. zum 25jährigen Stiftungsfest am 10. Oktober: 10 Mk. von Sch, Gandersheim.
Für den Gustav-Adolf-Verein: 5,25 Mk. von E, Eisenberg.
Für die Aussätzigen in Sibirien: 5,25 Mk. von derselben.
Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 44 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Im Verlage von R. Reich in Basel erschien soeben:

Am Wege und abseits

Von

Dr. Hermann Heser

Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Früher sind von demselben Verfasser erschienen:

Des Herrn Archemoros Gedanken über Suchende, Irrende und Selbstgewisse. 2. Aufl. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.80.
Stille Leute. Zwei Lebensbilder. 3. Aufl. Mk. —.60, geb. Mk. 1.40.
Vom Tage. Parabolisches. Brosch. Mk. 1.40, geb. Mk. 2.20.

Von

Die Wahrheit

Herausgegeben
von
Chr. Schrempf

Monatlich 2 Hefte 80. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pf.

ist Heft 2 soeben erschienen.

Inhalt: Lebst Du? — Reines Deutschtum II. — Das System. Eine altmodische Betrachtung. — Etwas Neues. — Die Presse wie sie nicht sein soll.

Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Probehefte gratis und postfrei von **Fr. Frommanns Verlag** in Stuttgart.

Zum Reformationsfest

offerire: **Beyschlag, W.,** Das Mahnwort d. Reformationszeit an d. unsere. Reformationsfestpredigt über Gal. III, 3. Statt 50 Pf. für 20 Pf.

Halle a. S., Universitätsplatz.
J. Krause, vorm. **H. Petersen,**
Buchhandlung u. Antiquariat.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Biblisches Wörterbuch
zur Glaubens- und Sittenlehre,
nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche,
zugleich als Hilfsmittel zum praktischen Bibelgebrauch.
Nebst einem Anhang: Die Umwandlung der biblischen Münzen, Maße und Gewichte in solche des deutschen Reichs.
Von Superintendent **E. R. J. Strauß.**
1226 Seiten Lexikon-Oktavformat. Pr. 6 M. In Halbfrzbd. 8 M.

Das biblische Wörterbuch ist ebenso sehr dem Geistlichen und Lehrer wie jedem Christen, der in der heiligen Schrift das ewige Leben suchen will, von großem Nutzen. Die die Apologie des Christentums herausfordernden Zeitfragen, die Notstände des öffentlichen, sittlichen, kirchlichen Lebens, die Sorgen des ehelichen und Familienlebens, die im Jugendunterricht zu erklärenden christlichen Begriffe, die den Geistlichen bei seinen Kasualien bewegenden Gedanken, die verschiednen Aufgaben der Seelsorge und andre unzählige Fragen, Ideen, Bedenken, die dem Christen durch den Sinn gehen, werden hier unter die Kritik des göttlichen Wortes gestellt.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 45 Leipzig, den 2. November **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Richard Wagners Stellung zum Christentum: 5 (Schluß) — Der Religionskongreß in Chicago: 5—7 — Vom siebenundzwanzigsten Kongreß für innere Mission: 2 (Schluß) — Der evangelisch-soziale Kursus in Berlin: 1. Allgemeines; 2. Die Vormittagsvorlesungen — Anzeigen

Richard Wagners Stellung zum Christentum

5 (Schluß)

„Man könnte sagen, daß da, wo die Religion künstlich wird, der Kunst es vorbehalten sei, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole, die die erstere im eigentlichen Sinne als wahr geglaubt wissen will, ihrem sinnbildlichen Werte nach erfaßt, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgne tiefe Wahrheit erkennen zu lassen.“ Da ich auf meinem Wege zu der Ueberzeugung gelangt bin, „daß wahre Kunst nur auf der Grundlage wahrer Sittlichkeit gedeihen kann, durfte ich der erstern einen um so höheren Beruf zuerkennen, als ich sie mit wahrer Religion vollkommen eins erfand.“

Mit diesen beiden Worten beginnt und schließt Wagner seine inhaltreiche Studie über „Religion und Kunst.“ (X, 275 und 323.) Nicht um eine Art Reformation oder gar um eine neue „Religionsstiftung“ durch die Bayreuther Kunst kann es sich bei diesen Worten handeln, auch nicht etwa ein fauler David Friedrich Straußscher Ersatz der Religion überhaupt fortan durch die Kunst, ein ästhetisches Schwelgen in erhebenden Kunsteindrücken ohne weitere Religionsübung kann damit beabsichtigt sein — und gewiß wird auch niemand mehr, der mir bis hierher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, ernstlich auf diesen Argwohn geraten können; vielmehr nur durch die Kunst mögen wir, mag unsre „glaubenslose, schreckliche Zeit“ wieder kräftig auf einen Weg zur echten Religion hingewiesen, mit ihrer Stimme kann dem religiösen Geiste selbst eindringlicher und im edlen Sinne allgemeiner zu einem kräftigen Neuerwachen und Neuerstarken verholfen werden. Rechte Kunst vermag zum idealen Ausdruck eines wahrhaftigen, religiösen Geistes zu werden und als solcher auf das Wesen und die Bedeutung dieses Geistes als eines christlichen in unsrer irreligiösen und antireligiösen, durch und durch unchristlichen Welt von Grund aus gar beredt wieder aufmerksam zu machen. Jenes also kann es nicht sein, was wir argwöhnend zu erwarten haben, sagt doch auch Schiller brieflich einmal:

> Da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hilfe kommen zu können.

Wohl aber dürfte auf ein Andres, Positives unser Augenmerk hinfürder zu richten sein, das uns zu einem ganz neuen, bisher noch nicht geahnten Ausblicke schließlich noch führen mag. Abermals sind es Aufzeichnungen aus der letzten religiösen Phase der Entwicklung Wagners, die uns zur Verfolgung dieser Betrachtungen den Weg weisen sollen.

> Es war eine schöne Zeit für die römische Kirche — so lesen wir in „Deutsche Kunst und deutsche Politik“ (VIII, 129 f.) — als Michel Angelo die Wände der Sixtinischen Kapelle mit den erhabensten aller Malerwerke schmückte; was bedeutet dagegen die Zeit, in der bei großen festlichen Gelegenheiten diese Werke durch theatralische Draperien und Flitterstaat verhängt werden? — Es war eine schöne Zeit, als ein Papst durch Palestrinas erhabne Musik bestimmt wurde, den Schmuck der Tonkunst . . . dem Gottesdienste zu erhalten; was sagt uns die Zeit, in der die eben beliebteste Opernarie und Balletmusik zum Credo und Agnus erklingt? — Es war eine schönere Zeit, wo das spanische Auto die erhabensten Mysterien des christlichen Dogmas von der Bühne herab im dramatischen Gleichnisse dem Volke vorführte, als da von der Hauptstadt der weltlichen Schutzmacht der Kirche (Paris) aus eine Oper die Welt durchzog, in der (wie in den „Hugenotten“) Mörder und Mordbrenner im heiligsten Kirchengewande den gräßlichen Priesterjargon ihrer immerhin effektvollen Terzetten anstimm(t)en. Einen Sinn, der den Vertretern der katholischen Interessen sehr wohl zur Beachtung empfohlen werden dürfte, hat es gewiß nicht minder, wenn das neuerdings zum Kanon erhobne Dogma der unbefleckten Empfängnis manch frivoles Witzwort in der französischen und englischen Presse hervorrief, dagegen der größte deutsche Dichter sein größtes Gedicht mit der beseligenden Anbetung der Mater gloriosa als höchsten Ideals des fleckenlos Reinen beschloß. Sollten sie nicht der Meinung sein können, daß der letzte Akt der Schillerschen „Maria Stuart“ (oder auch die „Jungfrau von Orleans,“ vgl. X, 119 f.) in andrer und empfehlenderer Weise über die Bedeutung der katholischen Kirche Aufschluß giebt, als heutzutage es Herrn L. Veuillot in Paris durch seine Zänkereien und schlechten Witze gelingen kann? Die ursprüngliche reformatorische Bewegung Deutschlands war gar nicht auf Trennung von der katholischen Kirche ausgegangen; im Gegenteile galt sie der Neugründung und Befestigung des bestehenden allgemeinen Kirchenverbandes durch Abschaffung der entstellenden und das religiöse Gefühl der Deutschen beleidigenden Mißbräuche der römischen Kurie. [Seitdem nun freilich —] Religionsspaltung: ein großes Unglück! Nur eine allgemeine Religion ist in Wahrheit Religion: verschiedne, politisch festgesetzte und staatskontraktlich neben oder unter einander gestellte Bekenntnisse derselben bekennen in Wahrheit nur, daß die Religion in ihrer Auflösung begriffen ist. (X, 60)

Jedenfalls wären — nach unserm Künstler — die ebenso innigen als schönen Hoffnungen und Bestrebungen, die der unvergeßliche König Maximilian II. von Bayern einer Vereinigung der gespaltnen christlichen Konfessionen in Deutschland zuwandte, eifriger und hingebender in Ueberlegung zu ziehen gewesen, als die üble Trennung Deutschlands in eine katholische und eine protestantische Hälfte, durch Begünstigung einer politisch Preußen und Oesterreich einzig übrig lassenden Mainlinie*) (VIII, 132). Im Grunde genommen versteht ja auch unter „Religionsfreiheit“ der Deutsche nichts andres, „als das Recht, mit dem Heiligsten es ernst und redlich meinen zu dürfen“ (X, 64).

Das wäre denn also ein Glaubensbekenntnis, und doch wieder keine „Konfession“ — beide Konfessionen stehen vielmehr für Wagner nun als ebenbürtig und gleichberechtigt einander gegenüber! Aber ganz ebenso hatten ja wohl auch schon Goethe und Schiller bei all ihren protestantischen Neigungen gewisse Schwächen für die katholische als die ästhetischere Religion zur Schau getragen, und konnte noch in unsrer Zeit ein Paul de Lagarde, der „Protestant,“ dem Lutherschen Puritanismus gegenüber auf die „Ströme von Segen“ hinweisen, die „von dem Madonnenbilde auf die Menschheit hernieder geflossen sind.“ Alle Benennung ist Bestimmung, alle Konfession Abgrenzung und Beschränkung, wie alles Rubriziren und Klassifiziren auch. Noch nie ist das Leben in seiner Reichhaltigkeit, Fülle und individuellen Vielgestaltigkeit durch irgend solch ein Schubfach erklärt worden — schier keiner von unsern großen Meistern und Geistern seit dem vorigen Jahrhundert: Schiller, Goethe, Mozart, Beethoven, Schopen-

*) Die Abhandlung stammt aus dem Jahre 1867.

hauer u. s. w. hat einer besondern Konfession ganz klar und bestimmt mehr eingereiht werden können. Zwar hören wir von Wagner, daß er in der protestantischen Kirche das heilige Abendmahl gefeiert und sich bei einer solchen Gelegenheit einmal über den unvergleichlichen Wert des schlichten evangelischen Gottesdienstes näher ausgesprochen habe, der alle Möglichkeit religiöser Vertiefung in sich schließe. Allein nachdem er bei sich die geistigen Resultate der beiden christlichen Hauptkirchen überwunden und religiös in sich zu einer höhern Einheit fortgebildet hatte, darf es nicht mehr befremdlich erscheinen, wenn er nun auch nicht einzig und allein unter dem einseitig-kurzsichtigen Gesichtswinkel der einen von beiden Konfessionen mehr betrachtet werden kann. Er ist thatsächlich in seinen Anschauungen wie in seiner Kunst, philosophisch wie religiös zu einer höhern Einheit über beiden fortgeschritten, aber er hat dabei die besondern Konfessionen, das Katholische und Protestantische, so wenig aufgehoben oder gar vernichtet, daß sie im Gegenteil als konstituirende Grundelemente darin mit eingeschlossen sind und innig verbunden, jedes an seinem Platze, lebendig fortbestehen. Das Resultat nun dieser Vereinigung haben wir in des Künstlers letzter, hochragender Schöpfung, dem Bühnenweihfestspiel „Parsifal" vor uns. Was früher (im „Tannhäuser" und in den „Meistersingern") als Moment für sich je in einem Einzelnen gesondert ausgeschieden war, das Katholisirende und das Reformatorische — hier ist es in einem einzigen Werke harmonisch zu einem idealen Ganzen vereinigt,*) und es mag gleich an dieser Stelle nicht dabei übersehen werden, daß daran ebensogut, oder noch besser: insbesondre, auch die Musik als solche im edelsten Sinne ihr Teil hat. Palestrina und Orlando di Lasso nämlich auf der einen — Bach und Händel auf der andern Seite bilden die klassischen Grundpfeiler dieses letzten musikalischen Stiles; Katholizismus und Protestantismus erscheinen hier zu einer neuen Religionsauffassung im modernen Bewußtsein verbunden, wie jene beiden Stilelemente ja auch noch eine moderne Tonkunst reichsten Empfindungslebens überschwebt. So wollen wir denn im Nachstehenden versuchen, uns dies im einzelnen noch am Drama selber klar zu machen, hoffen uns dabei aber um so kürzer fassen zu dürfen, als wir gleichzeitig auf eine ganze Reihe vorzüglicher Arbeiten — darunter, als die besten, vor allem die von Hans v. Wolzogen, Schemann, Schläger, Körber, Förster, Löffler, Fr. Kögel und Heckel**) — hinzuweisen vermögen, die das Thema „Parsifal," meist unter Berührung auch unsrer Fragen, mehr oder minder einläßlich bereits behandelt haben. Die genannten Arbeiten können zudem als beredte Zeugnisse für den thatkräftig regen, weitern Ausbau der von dem Meister in Wort, Werk und That angeregten neuen Religionsanschauungen bei seinen Schülern angesehen werden.

Es ist im Wolframschen „Parcival," wo sich an einer Stelle die klare Bestimmung findet, daß niemand sich „Monsalväsch," d. i. also der Gralsburg, zu nahen pflege, der nicht zuvor „solche Buße bot, die sie vor dem Walde heißen Tod." Auch schon im Geiste des mittelalterlichen Gedichtes läßt sich dieses Wort kaum anders deuten als: „wer nicht zuvor (draußen) sein Selbst getötet, den eigensüchtigen Willen schon gebrochen hat." In der Gralsburg heißen sies eben Leben! Damit aber ist Wesen und Charakter des Gralreiches als einer durchaus religiösen Sphäre (wie auch die Idealität von Zeit und Raum in ihr durch des alten Gurnemanz viel angefochtene, mysteriöse Erklärung: „Zum Raum wird hier die Zeit") ohne weiteres schon gekennzeichnet. Wie kommt nun auf dieses Gebiet der Knabe Parsifal, der als „reiner Thor," „nicht-wissend" mit seinem Pfeil und Bogen Felder und Wälder durchstreift? Offenbar als „natürlicher Mensch," der noch „nichts vernimmt vom Geiste Gottes," da es ihm eine „Thorheit" ist und er es „nicht erkennen kann," der aber gerade seiner kindlich reinen, unwillkürlich frischen Natürlichkeit wie seiner Armut am Geiste wegen zum Himmelreich vor vielen berufen erscheint und hierher gelenkt wird durch göttliche Gnade. Ob er aus einem Berufnen ein Auserwählter werden wird, hängt ganz von ihm und seiner Haltung den göttlichen Geheimnissen gegenüber ab.

Man hat mißverständlicherweise nur zu oft im Parsifal den „Erlöser" selbst, eine Art „Jesus von Nazareth" redivivus, ins Menschliche unsrer Zeit übersetzt, erblicken zu sollen vermeint. Nichts von alledem! Denn ganz abgesehen davon, daß schon einige besonders hervorstechende Verse im Drama diesen Wahn hätten verhindern können,*) muß diese durchaus verfehlte Auffassung noch obendrein von wenig eindringendem Verständnis für den Gang der Dichtung Zeugnis ablegen. Auch gewisse Reminiscenzen an bestimmte Begebnisse und Persönlichkeiten der heiligen Geschichte, wie z. B. das Liebesmahl, Fußwaschung und Taufe, die beiden Christusköpfe (der dunkel leidende bei Amfortas, der im Hellblond herrlich erstrahlende bei Parsifal — der erstere wie der leidende Heiland am Kreuze, der letztere wie der siegreich Auferstandne), der Anklang an Simeon ferner in Titurel, an Johannes den Täufer in Gurnemanz und an Maria Magdalena in Kundry — auch solche Züge dürfen hierin nicht weiter irre machen, sollen sie doch — weit entfernt, diese biblischen Personen und Geschehnisse selbst darzustellen — in ihrer typischen Ausprägung und in symbolischem Hinweise die tiefere Wirkung, die religiöse Weihe der Kunst (im Gegensatz zu jeder Profanation durch äußerliche Schaustellung) an diesen rein menschlichen Vorgängen lediglich erhöhen. Das also kann es auch wieder nicht sein, was den eigentlichen Anlaß zu jenem Mißverständnis gegeben haben mochte; höchstens die Schlußworte, das gebe ich zu: „Erlösung dem Erlöser!" mochten für einen Augenblick vielleicht irre leiten und den Blick nach einer Seite hin verdunkeln. Aber auch nur für einen Augenblick; denn selbst einer, der daraus Parsifal als den „Erlöser" für Amfortas sich konstruirt hätte, dürfte doch unmöglich auf die Dauer verkennen, daß der Sinn hier ungefähr die Bitte — nein, das selig erstrahlende, gläubige Bewußtsein ausspricht: „Erlösung werde dem Willen zur Erlösung!" — demnach nur eine andre Version ist des: „Christus ist für uns in den Opfertod gegangen; durch den Glauben an ihn, wodurch unser Wille zum Leben ein solcher zur Erlösung wird, können auch wir erlöst werden." Also, auch wenn wir nicht bestimmt wüßten, daß der Schöpfer des „Parsifal" seinen Schülern wiederholt streng verwiesen hat, Worte wie „erlösend," „Erlösung" oder gar „Erlöser" so leichthin und beliebig zur Bezeichnung nur irdischer, wenn auch edelster Dinge zu gebrauchen — auch dann würden wir Vorwürfe wie „Profanation des Heiligsten," „theatralische Darstellung des Göttlichen" u. dgl. ohne weiteres abzulehnen haben.

Nicht ein vermenschlichter Jesus, sondern eine Vermenschlichung der Erlösungslehre Christi ist Parsifal, der Held und vor allem das Drama. Sein Ausgangspunkt, Tendenz und Meinung kann nur sein, was Richard Wagner für jeden Christenmenschen als verbindliche Lehre bezeichnete, wenn er sagte:

> Die ungeheure Schuld alles Daseins nahm ein sündenlos göttliches Wesen selbst auf sich und sühnte sie mit seinem eignen qualvollen Tode. Durch diesen Sühnungstod durfte sich alles, was atmet und lebt, erlöst wissen, sobald er als Beispiel und Vorbild zur Nachahmung begriffen wurde.

Von diesem Beispiel und Vorbild wurde denn auch der Jüngling Parsifal mächtig ergriffen, da er anläßlich der Gralshandlung die Heilandsklage um die sündige Menschheit (die nun trotz seinem Opfertode den Erlösungsquell, den heiligen

*) Man vgl. überdies die musikalischen Motive zu „Heil! Heil! der Gnade Wunderheil" im „Tannhäuser" und das Glaubensmotiv (6/4-Takt, Klavier-Auszug S. 4) im „Parsifal," sowie Auf- und Abzug der Gralsritter in letzterm Werk mit dem Vorspiel, dem Choral u. a. in den „Meistersingern."

**) H. v. Wolzogen: Religion des Mitleidens, Leitfaden zu Parsifal; Bayr. Bl. 1878, X, XI; 1881, IV, VI, VII, VIII, IX; 1883, I; 1885, II; 1886, II u. III; 1888, XI, XII; 1890, III, XI; L. Schemann: Bayr. Bl. 1879, I—IV; Ed. Schläger: Die religiöse Bedeutung des Parsifal für unsre Zeit. J. H. Löffler: Bayr. Bl. 1883, II; 1884, VIII/IX; 1885, I; 1878, I/II; Fritz Kögel: Bayr. Bl. 1884, IV; C. Heckel: Bayr. Bl. 1891, I; Hans Herrig: Bayr. Bl. 1888, V. Wolfg. Körber: Bayr. Bl. 1883, VII; Bernh. Förster: Parsifal-Nachklänge. Vielleicht darf ich auch an meine Beiträge erinnern: Bayr. Taschenkal. 1886, Bayr. Bl. 1888, IX; 1890, I/II; 1888, I.

*) II. Akt: „Des Heilands Klage da vernehm ich . . ." „Erlöser, Heiland, Herr der Huld — wie büß ich Sünder solche Schuld!" III. Akt: „Die Taufe nimm und glaub an den Erlöser!" — lauter Worte Parsifals.

Gral, mit der Zeit wieder getrübt hat) in des Amfortas düster qualvoller Selbstanklage zum erstenmal so tief eindringlich zu sich sprechen hörte. Das war ein Gefühl, ein Eindruck — nicht mehr nur auf seine Vorstellung, sondern auf seinen Willen, den er auslösen wird, sobald ihm das Motiv dazu wird entgegentreten. Denn schon aus dem brechenden Blick des sterbenden Tieres war ihm ein Leiden entgegengetreten, das ihn um so tiefer ergreifen, sein Gemüt um so empfänglicher für die nachfolgenden Vorgänge beim Liebesmahl und deren heilige Schauer stimmen sollte, als er selbst jenes Leiden doch nur mutwillig herbeigeführt hatte.*) Jetzt war ihm, beim höchsten Schmerzenausruf des leidenden Gralkönigs, die so wichtige „Erkenntnis der Erlösungsbedürftigkeit" als Gemütsthatsache und Willensaufforderung aufgegangen. „Welthellsichtig" und erlösungskräftig oder erlösungsbewußt aber wird er vollends, da ihm in Klingsors Zaubergarten Kundry mit ihrem süchtigen Verlangen entgegentritt, an ihrem Kuß er nachfühlend aus eigner Erfahrung Amfortas Vergehen erst erkennen lernt. Es ist zu charakteristisch, daß der Jesuitenpater Th. Schmidt (in seiner Broschüre über „Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft") bei dieser Stelle gerade entrüstet ausruft: „Die wahre Unschuld flieht, wenn sie noch kann!" Das ist eben Weltflucht — katholisch gedacht. Parsifal aber stellt sich — echt protestantisch — der Versuchung und überwindet, zuerst sich selbst und dann die ihn umgebende Welt, die er damit zugleich von ihrem Fluche erlöst. Nirgends ist damit gesagt, daß der Parsifal bei Wagner nicht auch (wie bei Wolfram — nur etwa später) verheiratet sein könne. Der Gralskönig sollte sogar verheiratet sein, und wie wäre auch sonst Lohengrin zu erklären? Nur diesem zweifellos sündigen Liebeswerben hatte Parsifal zu widerstehen, und der innere Lohn folgte auf dem Fuße nach: er gewann, gefeit hierdurch gegen allen Angriff, den heiligen Speer aus Klingsors Hand zurück — das äußere Zeichen der obsiegenden Macht, das dem Gralreiche (der Religion) durch seines Königs Fall verloren gegangen und mittlerweile eben dem Weltreich anheimgefallen war. Diese heilige Lanze steht obendrein noch in einer ganz besondern, für die Entwicklung Wagners interessanten Beziehung zu dem alten Götterspeer Wotans mit den Vertragsrunen. Während dieser noch sich mit dem Schwert des furchtlos freien Helden „kreuzen" und durch dieses erst mitten entzwei geschlagen werden mußte (⊢⊣), bricht jene sich selbst in der Hand des Helden (⊣) zum Zeichen des Kreuzes, unter dem nun auch Klingsors täuschende Pracht und trügende Macht unfehlbar in Trauer und Trümmer verfällt. Erst aber, wenn sie heil und hehr auf das Gralsgebiet selbst wird zurückgebracht sein, ist Parsifals Heilsthat, die sich bislang nur in einem einzigen (allerdings für alle andern typischen und vielleicht wichtigsten) Falle bewährt hat, völlig entschieden und damit auch die sittliche Obmacht des Grales über die Welt endgiltig wieder hergestellt. Darum muß der Held von hier nach dort (zwischen dem zweiten und dritten Akt) noch der „Irrnis und der Leiden Pfade" wandeln (anders als Christus, der als von Anfang an „durchaus sündenlos und unfähig zu sündigen" erkannt ist) — „ein Mensch, wie alle," darin wie in manchem andern wieder ähnlicher Chakya-Muni, der ebenfalls erst durch Mitleid wissend und dadurch dann zum Buddha wird. (Heckel.) Anders aber z. B. wiederum als Siegfried oder Wotan — und das ist nun ein grundwesentlicher, ganz außerordentlicher Unterschied zwischen beiden Dramen wie zwischen den beiden Entwicklungsperioden des Bayreuther Meisters — wird Parsifal des eignen Heils und der heilbringenden Kraft für Amfortas nicht erst durch seinen Untergang teilhaftig.**) Ist doch seither als letzte und höchste Konsequenz des ursprünglichen Wagnerschen Weltgedankens die christliche Idee der Gnade mit hinzugetreten, die durch des Heilandes Kreuzestod bei rechter Nachfolge die Erlösung allen erbarmend vermitteln läßt. Unsers Helden Heiligung tritt daher ein, sobald das Geheimnis des Grales, d. h. das Gnadenmysterium des heiligen Abendmahles ihm offenbar geworden ist und daraufhin der Schrein von ihm selbst enthüllt wird. Das christliche Drama, wie es tief aus unsrer nationalen Eigenart heraus neu erstanden ist, steht vor uns. (Dr. Otto Eiser, Bayr. Bl. 1878, S. 228.)

Wir haben auch noch einige andre Züge hier nachzutragen. Vor allem wird Amfortas in diesem Zusammenhange das Urbild der unter dem innern Zwiespalt des „Wollens und nicht Vollbringenkönnens des Guten" schwer leidenden Menschheit. Fast möchten wir sagen, er verkörpere die unter dem unentschiednen Antagonismus, dem Hin und Her zwischen Gott und Welt (wie an der Verquickung zwischen Altem und Neuem Testament) krankende moderne Christenheit. Der zurückgebrachte Speer schließt die klaffende Wunde — das Bewußtsein der wiedergewonnenen sittlichen Obmacht des Göttlichen über das Weltliche, des Religiösen über das Staatliche, der Verneinung über die Bejahung heilt, kräftigt, erhebt den kranken Organismus und läßt Amfortas Antlitz verklärt aufleuchten. „Sei heil, entsündigt und gesühnt, denn ich verwalte nun dein Amt!" sagt Parsifal zu ihm — der entschiedne Erlösungswille tritt die Herrschaft im Gralreiche an. Kundry dagegen bedeutet wohl die Welt der Erscheinung schlechthin mit ihrer Sucht und ihrem Leiden — das „Weibliche im Menschlichen," die Bejahung des Willens zum Leben. Heidentum und Judentum, Gundryggia, Herodias und Ahasvera — alles in einer Person, vereinigt sie in sich überdies noch die wesentlichsten Züge der ältern Maria Magdalena aus dem „Jesus von Nazareth"-Entwurf und des Tschandalamädchens Prakriti aus der „Sieger"-Skizze. Amfortas scheint sich gleichsam durch Parsifal und Kundry in die beiden Seiten seines innern Wesens auseinandergelegt zu haben. So ist sie die eine der „zwei Seelen" in des unglückseligen Königs Brust: der „Wille zum Leben," der in einer schwachen Stunde dereinst ihn zu Fall, den Widerstreit in seine Natur gebracht hat — die andre Seele, der „Wille zur Erlösung": Parsifal, der jenen besiegt, aber auch durch dessen kräftige Ueberwindung sich selbst und Amfortas dauernd die Ruhe bringt. „Es ist ein schöner Zug der Legende, welcher auch den Siegreich-Vollendeten zur Aufnahme des Weibes in die Gemeinde sich bestimmen läßt" — so lautet der Schlußsatz in der letzten von Wagners Hand geschriebnen, leider unvollendet gebliebnen Abhandlung über „das Weibliche im Menschlichen." Daraus erklärt sich auch, warum Kundry jetzt, nach ihrer Erlösung, sogar mit auf die Gralsburg schreiten kann. Dort stirbt sie — es ist geradezu ein notwendiger Naturprozeß für sie —, nachdem sie schon vorher auf Gralsgebiet in Unterwürfigkeit nur mehr „gedient" hatte, mehr und mehr nun ab.

Gehen wir sodann über zu dem eigentlichen Kultus des Grales, so wird unser Auge zu allernächst auf der Gralshandlung im ersten Akt ruhen bleiben. Wir haben schon oben vor das Betreten des Gralsreiches im allgemeinen den „Tod des Eigenwillens" gesetzt gesehen; jetzt muß uns fesseln, wie bei dem heiligen Vorgang der Gralsspende selbst unter dem andachtsvollen Gebet der sämtlichen Ritter, währenddem in der Kuppel langsam und ausdrucksvoll der Segen nach Matthäus, Markus, Lukas und St. Paulus gesungen wird, eine immer dichtere Dämmerung sich im Saale verbreitet, das Tageslicht gleichsam abstirbt, um einer andern Sonne Platz zu machen. Was anders als der Vorgang des mystischen Versenkens in das Innerste, Allerheiligste des Gemütes ist es, was sich hier in idealer Darstellung anschaulich uns offenbart? Der plötzlich von oben auf das heilige Gefäß herabdringende und dieses erglühenmachende blendende Lichtstrahl — ist er nicht jene innere Erleuchtung durch die ganz andre, göttliche Welt, die sich einstellt, wenn wir vom Tagesschein uns abwendend in den nächtlich tiefen Schacht unsrer Seele hinabsteigen? Man mag nun an das Wunder glauben, daß der also erleuchtete Gral selbst die Zehrung gespendet habe, oder lieber annehmen, daß das bereits aufgetragne und bereitete Brot samt dem Wein in den Gefäßen durch Amfortas „sanfte Schwenkung" des leuchtenden Gefäßes „nach allen Seiten hin" lediglich mehr geweiht, d. h. mit jener geistlichen Kraft im Sinne unsers Sakramentes zu einem himm-

*) So schießt er in kindlichem Uebermut Vögel aus der Luft herab, um kurz darauf ihren Tod heftig zu beweinen: dieser tiefe Zug findet sich schon im alten Parcivalgedicht!

**) Nur die schwarze Trauerrüstung des Helden zu Beginn des dritten Aktes scheint noch an den Tod zu erinnern.

lischen Gnadengute ausgestattet worden sei — die Wirkung wird sich je nach Anlage des Zuschauers gleich bleiben, und man wird die Handlung gewiß gleich schön und verklärt finden müssen.

Es lohnt sich hier, einen kurzen Blick zurück zu werfen auf die bezüglichen Handlungen in Wagners frühern Werken: „Das Liebesmahl der Apostel" und „Jesus von Nazareth", oder diese mit der vorliegenden in einen Vergleich zu bringen. Wohl ließe sich an der Hand dieser Quellen nachweisen, nicht zwar, daß Wagner Zeit seines Lebens zum heiligen Abendmahl gegangen sein müsse (wie uns dies Hans v. Wolzogen aus den letzten Jahren einmal erzählt), wohl aber, daß er der heiligen Kommunion alle Zeit, auf jeder seiner religiösen Entwicklungsstufen dieselbe fromme und ehrfurchtsvolle Hingabe entgegengebracht, wenn auch ihr zu den verschiedenen Zeiten einen verschiednen geistigen Gehalt untergelegt hat.

Im erstgenannten Werke singt der „Chor der Jünger":

Kommt her, ihr, die ihr hungert, die ihr dürstet,
Zu stärken euch, beut er sein Fleisch und Blut.
Was wollen wir nun zagen, warum schmachten,
Da solche Nahrung uns erquicken soll?

Es ist im Grunde doch nur das überlieferte Christentum in den herkömmlichen Formen seiner vorrevolutionären Periode, was uns daraus anspricht, sofern wir nicht etwa die Bezeichnung „Fleisch (und Blut)" sowie allenfalls den Umstand auffällig finden sollen, daß bei der Wiederholung der Strophe durch den „Ersten Chor der Jünger" für das Wort „beut" im zweiten Verse hier bereits „opfert" vom Dichter eingesetzt wird. Ungleich mehr vertieft tritt uns der Abendmahlsgedanke schon in dem an zweiter Stelle genannten dramatischen Entwurf entgegen. Zunächst scheint es mir dort nicht ganz ohne Bedeutung, daß (S. 8) von denen um Christus, vor Jesu Predigt vom Schiffe aus, unter die Menge „Brot und Wein" verteilt werden. Eine Art Ueberleitung bildet das Jesu in den Mund gelegte Wort (S. 43):

Durch ein Opfer vom Blut der Stiere und Böcke ging der Hohepriester einmal alljährlich in das Heiligste des Tempels ein, das doch von Menschenhand gemacht ist: ich gehe durch das Opfer meines eignen Blutes einmal für alle Zeiten in das Allerheiligste des Tempels, der von Gottes Händen geschaffen ist: der Tempel Gottes aber ist die Menschheit.

Ebenso das andre (auf S. 45 verzeichnete), das vorige ergänzende:

Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüsten und sind gestorben. Ich bin das Brot, das vom Himmel kommt, auf daß, wer davon isset, nicht sterbe. (Eine andre Stelle über Milch und Lebensbrot vgl S. 37.)

Außerordentlich tiefgehend und vielbedeutsam ist nun aber vollends der Sinn, wie ihn dort — nach Wagner — Christus selbst in die Einsetzung dieses Gedächtnisfestes für seine Jünger legt, was aus nicht weniger als vier belangreichen Stellen hervorgeht. Die erste und hauptsächlichste von ihnen, zu der sich die übrigen etwa wie Ausführung zu These verhalten, findet sich sogar in dem ausgeführten dichterischen Entwurf selber auf S. 14. Da heißt es unter der Rubrik „Austeilung des Abendmahls" wörtlich: „Alles liegt Jesus daran, daß mindestens seine Jünger ihn nun innig verstehen lernten — dies soll durch seinen Opfertod geschehen, nach dem der heilige Geist ihnen gesendet werden solle." Und dazu in „" als Worte Christi gedacht: „Daß ich ewig bei euch*) sei, muß ich jetzt von euch scheiden." Näher hätte sich Christus seinen Jüngern (nach S. 27 und 58) dann etwa wie folgt erklärt:

So lange ich noch lebe, seid ihr im Ungewissen über mich, denn ihr seid noch unklar darüber, und eure Wünsche sind darüber uneinig, was ich thun könnte: wenn ich nicht mehr sein werde, werdet ihr über mich zur Klarheit kommen, denn ihr wisset dann, was ich gethan habe. Jetzt verstehet ihr mich nicht, denn ich bin noch außerhalb euer: drum geb ich euch mein Fleisch und Blut, daß ihr es esset und trinket, damit ich euch inwohnen möge.

Und nun, als Krönung und Motto zugleich für den würdigen Empfang und die rechte Uebung des Mahles, S. 36 und 97 das Wort: Auch „euren Leib sollet ihr opfern tagtäglich

*) „und in euch" — hätte der Dichter nach den begleitenden Erläuterungen auch noch sagen können.

und allstündlich, daß er lebe in der Liebe Gottes —" in Zusammenstellung mit dem Paulinischen: „Ich sterbe täglich!"

Also nicht nur eine Gewohnheitsfeier und ein Erinnerungsmahl erkannte Wagner schon damals darin, ein Liebesmahl der Vereinigung und geistigen Aneignung neben der Gedächtnisfeier erschien es ihm vor allem, und mehr und mehr gelangte nun sein tiefer, für alle Zusammenhänge so klarer Blick dazu, im heiligen Abendmahl ein ernsteres Sinnbild für das Sühnopfer Christi, in Brot und Wein, stets im Hinblick auf den möglichen Tod genossen, die Vorbilder für eine menschenwürdige Gestaltung unsers täglichen Mahles selber zu erfassen. So schreibt er in „Religion und Kunst" (X, 297):

Sein eignes Fleisch und Blut gab der Heiland als letztes, höchstes Sühnungsopfer für alles sündhaft vergossene Blut und geschlachtete Fleisch dahin und reichte dafür seinen Jüngern Wein und Brot zum täglichen Mahle. ... Trotzdem diese Lehre, ernstlich erwogen, den allgemein faßlichen Kern des Christentums bilden sollte, wurde sie zu einer symbolischen Aktion, vom Priester ausgeübt, umgewandelt, während ihr eigentlicher Sinn sich nur in den zeitweilig verordneten Fasten ausspricht, ihre strenge Befolgung aber nur gewissen religiösen Orden, mehr im Sinne einer Demut fördernden Entsagung als dem eines leiblichen wie geistigen Heilmittels auferlegt bleibt.

Im ersten Akte des Parsifal endlich erleben wir folgende Darstellung der Liebesmahlfeier:

Die Gralsritter:
Zum letzten Liebesmahle gerüstet Tag für Tag,
Gleich ob zum letztenmale es heut ihn letzen mag,
Wer guter That sich freut: ihm sei das Mahl erneut,
Der Labung darf er nahn, die hehrste Gab empfahn.

Jüngere Männerstimmen (von der mittlern Höhe des Saales her vernehmbar):
Den sündigen Welten mit tausend Schmerzen,
Wie einst sein Blut geflossen,
Dem Erlösungshelden mit freudigem Herzen
Sei nun mein Blut vergossen.
Der Leib, den er zur Sühn uns bot,
Er leb in uns durch seinen Tod.

Knabenstimmen (aus der äußersten Höhe der Kuppel):
Der Glaube lebt; die Taube schwebt,
Des Heilands holder Bote.
Der für euch fließt, des Weins genießt,
Und nehmt vom Lebensbrote!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Knaben (aus der Kuppel):
Nehmet hin mein Blut um unsrer Liebe willen!
Nehmet hin meinen Leib, auf daß ihr mein gedenkt!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Knabenstimmen (aus der Höhe):
Wein und Brot des letzten Mahles
Wandelt einst der Herr des Grales
Durch des Mitleids Liebesmacht
In das Blut, das er vergoß,
In den Leib, den dar er bracht.

Jünglingsstimmen (aus der mittlern Höhe):
Blut und Leib der heilgen Gabe
Wandelt heut zu eurer Labe
Selger Tröstung Liebesgeist,
In den Wein, der nun euch floß,
In das Brot, das heut euch speist.

Die Ritter: Nehmet vom Brot, wandelt es kühn
Zu Leibes Kraft und Stärke;
Treu bis zum Tod, fest jedem Mühn
Zu wirken des Heilands Werke. (Erste Hälfte)
Nehmet vom Wein, wandelt ihn neu
Zu lebensfeurigem Blute,
Froh im Verein, brüdergetreu
Zu kämpfen mit seligem Mute. (Zweite Hälfte)
(Sie erheben sich feierlich und reichen einander die Hände)

Alle Ritter: Selig im Glauben!
Selig in Liebe!

Jünglinge (aus mittlerer Höhe):
Selig in Liebe!

Knaben (aus oberster Höhe):
Selig im Glauben!

Es ist notwendig, diese Verse in ihrem ganzen Umfange hier anzuführen. So sehr sich der Schöpfer des „Parsifal" in seinen Prosaschriften hinsichtlich seiner Anschauungen mit der Zeit verändert, religiös entwickelt haben mag — die innerste, letzte Einheit dieser geistig-religiösen Entwicklung prägt sich in seinen künstlerischen Werken, außer in dem Begriff „Erlösungsbedürftigkeit," der alle von den „Feen" bis zum „Par-

fisal" ohne Ausnahme beherrscht, schließlich doch in dieser auf allen Stufen gleichen Verehrung und ernsten Würdigung des Abendmahlssakraments aus. Dabei wollen wir ja sicherlich nicht verkennen, wie auch hier ein Fortschreiten, Läutern, Entwickeln und Vertiefen stattgefunden hat. Wenn nun aber ein Beurteiler aus der Gralshandlung einmal gar herausgefunden haben wollte, daß die Transsubstantiation nach Wagner lediglich in der Verdauung beruhe, so müssen wir doch billig — er möge uns das verzeihen — seine Akribie bewundern, die ihn auf solche von niemand anderm gesehene Subtilitäten des Wagnerschen Genius geraten ließ. Der Sinn der von den Rittern gesungnen Verse, die er seiner scharfsinnigen Betrachtung allenfalls zu Grunde gelegt haben mag, kann nach der ganzen von uns vorausgeschickten Entwicklung füglich doch nur der sein: Wir sind nicht auf der Erde, um Gott zu schauen, sondern um für Gott zu zeugen und zu streiten; darum auch leben wir nicht, um zu essen, sondern essen wir, um in diesem Geiste zu leben — „treu bis zum Tod," jederzeit bereit, von hier abberufen zu werden, lediglich „zu wirken des Heilands Werke." Und hier haben wir denn zugleich das Neue in der Religionsanschauung, die höhere Vereinigung von Aktivismus und Beschaulichkeit, Optimismus und Pessimismus, Weltdurchdringung und Weltverneinung — das Beste von jedem, Protestantismus und Katholizismus, in Einem beisammen: Weltüberwindung! Katholisirend im edelsten Sinne war: der den Sinnen und dem Gemüt durch Symbolik mehr gebende, schönere Kultus, die Anbetung des Meßopfers und das Weltflüchtige mystischen Versenkens in die tiefsten Mysterien der Religion; dazu das Allgemeine, Allumfassende des Gralsdienstes, vielleicht auch die vertretungsweise Erlösung durch die Heilsthat eines andern Menschen bei Amfortas und Kundry (= der katholischen „Fürbitte der Heiligen"). In allen diesen besondern Punkten bedeutet das Katholische in der That einen Vorzug vor dem Protestantischen und soll auch fürder wohl zu Recht bestehen. Aber auch schon die Apostel und Jünger im frühern „Liebesmahl der Apostel" fühlten sich als Ecclesia militans, denn dräuende Feinde des Glaubens hatten ringsum sich wider sie erhoben; und so lebte auch in dem dem Gralsdienst sich widmenden Ritter der alte protestantische Begriff des Miles christianus wieder auf. Nicht Klostermönch, Mönch und Ritter zugleich sind diese Gralsbrüder, kräftige und mutige Kämpen für das Heilige wider die entgöttlichte Welt, die sie darum noch nicht bejahen, wenn sie sich zu solchem Zwecke in sie begeben; wie später Lohengrin*) werden diese Ritter vom Gral in die Welt hinausgesandt als Streiter für Religion und Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, für Unschuld und Frauenehre — kurz, sie sind „Menschen," das aber heißt (nach Goethe) „Kämpfer" sein: „fest jedem Mühn — kämpfen sie mit seligem Mute"! Und das ist das gesund Protestantische, das spezifisch germanische Prinzip in ihnen. Wo bleibt nur bei diesem Ora et labora noch der vielgeschmähte „indische und pessimistische Quietismus" im „Parsifal"? Es ist traurig, daß man solche, wenn einmal ausgesprochen, vor dem Genuß des Werkes wie Mauern sich aufpflanzende Vorurteile erst ausführlich widerlegen muß. Und dazu ist es nicht die schlechteste Frucht dieses Bodens, jedenfalls wohl kaum ein Zufall, wenn überall da, wo das Ora, die Gottschau, vorherrscht — tief sinnvoll und übereinstimmend mit dem von jeher in der Tonkunst erkannten Geiste —, die Musik hierzu die Elemente ihres Stiles vom katholischen Kirchenmusikstyl der Palestrina**) und Orlando di Lasso (meist a capella) hernimmt (Klav.-Ausz. 74/75; 97/98), in all den Stellen aber, wo der Geist energisch wieder der so nothwendigen Befassung mit der Welt, dem Labora, und also dem „Wirken der Gottheit lebendiges Kleid" sich zuwendet, die Grundelemente Bach-Händelscher Kunst (und zwar mit Zuhilfenahme zumeist der Instrumentalmusik) aufweist (Kl.-Ausz. 69—71; 94—97; endlich 98—100). Man höre diese markigen Gesänge der Gralsritter mit dem so charakteristischen harten Sekund-Akkord, voll Händelscher Kraft und Würde einmal genauer, namentlich ihren letzten wiederum von der punktirten Achtelbewegung in den Bässen an mit seiner wahrhaft Bachschen Größe, Wucht und Breite: nur eine gänzliche Mißachtung des so wichtigen musikalischen Teiles am Werke oder aber vollständiges musikalisches Unverständnis könnte in diesen Sätzen, Formen und Tonfiguren, die nach allen Regeln der Innervation wie nach allen Gesetzen des musikalischen Ausdruckes Thatkraft und Wirkensfreudigkeit predigen, germanisches Wesen, protestantischen Geist vermissen wollen. Auch in seinem Programm zum Parsifal-Vorspiel (Fragm. S. 106 f.) — das er durch die heilige Trias „Liebe, Glaube, Hoffnung" zu umschreiben suchte — hatte der Meister des Werkes selbst bei der Analyse des zweiten, des kräftig-starken Glaubensthemas ausdrücklich hervorgehoben:

> Fest und markig erklärt sich der Glaube, gesteigert, willig selbst im Leiden — immer breiter und voller die menschlichen Herzen einnehmend, die Welt, die ganze Natur mit mächtigster Kraft erfüllend, dann wieder nach dem Himmelsäther wie sanft beruhigt aufblickend.*)

Kurz, so viel ist sicher: es ist nicht ein toter Glaube ohne Werke, was da verkündet und alltäglich geübt wird, sondern jener echte, tüchtige „Glaube, der durch die Liebe thätig ist":

Selig im Glauben!
Selig in Liebe!

So wäre denn das Fabula docet, sowohl dieses Werkes als in ihm auch der gesamten geistig-religiösen Entwicklung des Bayreuther Meisters, doch nur wieder das alte, stets neu bewährte, im Grunde ewige: Hoc signo vinces! — d. h.: „Im Zeichen des Kreuzes wirst du siegen!"

Wir sind am Ende und schließen, indem wir es mit voller Ueberzeugung aussprechen: „Parsifal", das Bayreuther Bühnenweihfestspiel, vereinigt in sich nicht nur alle Passions-Musiken, Missae Papae Marcelli und Symphonien bis auf Beethovens letzte, die große Menschheits-Symphonie — unsere christlichen Dome, die gesammte Kunst der christlichen Malerei von Raphael, Leonardo und Dürer bis auf unsere Zeit, alle bedeutsamen Welt- und Menschheitsdichtungen, mittelalterlichen Mysterienspiele und Autos sacramentales, die ganze Weltlitteratur von der buddhistischen Legende mit den Blumenmädchen und dem Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht bis auf den Goethischen „Faust" in Einem sind darin enthalten. Einer der Größten unserer Nation hat hier zu uns gesprochen und wir sprechen ein freudig „Amen!"

Arthur Seidl

*) Man sieht, welch ganz andre Lösung und Beleuchtung der frühere Lohengrinstoff bei Wagner hier gefunden hat.

**) Wagner hatte sich schon in den vierziger Jahren, in seiner Dresdner Stellung, mit der Wiederbelebung Palestrinascher Kirchenmusik eifrig beschäftigt, und Franz Liszt — er selbst, der moderne Reformator streng katholischer Kirchenmusik — konnte späterhin sogar Wagners Ausgabe des Palestrinaschen Stabat mater als „mustergiltig" bezeichnen. Das sogenannte „Gralmotiv" im Speziellen ist beinahe völlig den Responsorien der Dresdner katholischen Hofkirche entnommen.

Der Religionskongreß in Chicago

5

Der Erste in der Prozession nächst dem Präsidenten Bonney war Kardinal Gibbons von Baltimore, bekleidet mit schwarzem, roteingefaßtem Gewande, über dem der rotseidne Mantel hing. Ihm folgten die erschienenen Erzbischöfe der römischen und griechischen Kirche. Besonders auffallende Erscheinungen waren außer den schon genannten die in grellfarbige, kostbare Tuniken gekleideten japanischen und chinesischen Delegaten, ferner die Brahminen in schneeweißen, wallenden Gewändern, wieder andre in gelbem, in rotem, in grünem Kaftan und Turban. Manche der orientalischen Priester waren im modernen Anzug des Abendlandes erschienen. Auf der linken Seite der Prozession hob sich vor allen andern die Persönlichkeit des Brahminen Darmapala hervor. Ein weißes, in klassischer Faltenbildung drapirtes Gewand umhüllte die schlanke Gestalt, deren dunkelfarbener Kopf wirksam von der Hülle abstach. Ein leichter Bart umrahmt Wangen und Kinn, während das pechschwarze Lockenhaar auf den Mantel zurückfällt.

*) Vgl. hierzu auch Bayreuth. Taschenkal. 1886: „Versuch einer programmatischen Erläuterung des Parsifal-Vorspieles" v. A. G. — S. 151, 152.

Nachdem sämtlichen Delegaten Plätze auf der Plattform angewiesen waren, trat Präsident Bonney vor und eröffnete mit einer kurzen Ansprache den Kongreß. Seine Worte lauteten:

Es gebührt uns inbrünstig dafür zu danken, daß wir an einer Versammlung, wie diese ist, teilnehmen dürfen, einer Zusammenkunft, wie sie früher nie hätte zustande kommen können; sie ist in sich selbst ein Beweis für die ganze Welt, daß die Völker aller Zonen sich versöhnlich und um Gutes zu stiften nähern. Ein solches Ereignis kann unmöglich ohne Früchte bleiben. Zu welchem Gotte sich auch jemand bekennen mag, das Ziel dieses Kongresses soll in die Worte gefaßt sein: Laßt uns zusammenkommen, um, soweit wir können, das Gute für die ganze Menschheit zu fördern.

Hierauf redete Barrows, der Vorsitzende des Religionskongresses, des längern über die Bedeutung des Ereignisses und bewillkommte zum Schluß seiner Rede die einzelnen Nationen, die vertreten waren. Nach ihm traten zuerst Erzbischof Fenhan, dann Kardinal Gibbons auf und priesen in kurzen Reden das in verschiednen Religionen sich zeigende Bestreben, das Glück der Menschheit zu fördern. Wer immer jeden Mitmenschen für seinen Nächsten halte, Liebe, Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit gegen jedermann übe, der sei ein Wohlthäter der Menschheit, welcher Religion er auch angehören möge. Dem Kardinal folgte Frau „Reverend" (Hochwürden) Augusta J. Chapin, die es als eine bedeutende Errungenschaft der neuern Zeit hervorhob, daß nun auch Tausenden von Frauen der geistliche Beruf zugänglich geworden sei.

Durch eine lang anhaltende Ovation wurde Erzbischof Latas von Zante begrüßt. Er stattete seinen Dank ab für die Einladung zur Teilnahme an diesem weltgeschichtlichen Ereignisse. Seine Sehnsucht, Amerika zu sehen, sei nun erfüllt, und aus den gewaltigen Eindrücken, die er von dem Getriebe dieses mächtigen Gemeinwesens und der Wunderstadt erhalten habe, könne er sich noch gar nicht herausfinden. Alles überstrahle aber der Religionskongreß, dessen Erinnerungen er als ein heiliges Vermächtnis bis zu seinem Tode bewahren wolle.

Nach Erzbischof Latas hielt Protarp Chunder Mozoomdar eine feurige Rede, in der er die alte indische Brahma-Somadsch-Lehre für die Urreligion der Menschheit erklärte.

Pun Quomy Yu, der chinesische Gesandte, Remhi Shibata, der Vertreter des japanesischen Shinto-Kultus, die Indierin Jeanne Serabij, der russische Prinz Serge Wolkonsky und Karl von Bergen aus Schweden beschränkten sich in ihren Ansprachen auf Dankesworte und eine Anerkennung der Bedeutung des Kongresses. Graf Bernstorff aus Deutschland erklärte, daß er nicht als Delegat für Deutschland, sondern als Individuum spreche. Der Austausch der Gedanken der Völker über die Religion sei förderlich, wenn man dabei Angriffe auf andre und Kritisiren vermeide. Die Grundlage des Kongresses müsse die Menschlichkeit bleiben, und für ihn, den Redner, enthalte die Bibel die Anweisung zur richtigen Uebung der Menschlichkeit.

6

Am Nachmittag des 11. September wurde der Sonderkongreß der englisch redenden Lutheraner eröffnet. Der Vorsitzende, Pastor L. M. Heilmann von Chicago, stellte in seiner Eröffnungsansprache Kolumbus und Luther nebeneinander, von denen der eine eine neue Welt entdeckte, der andre das Prinzip der Freiheit aufstellte, das in der neuen Welt seine vollkommenste Darstellung auf politischem wie kirchlichem Gebiete finden sollte. Nach den statistischen Angaben des Redners leben in den Vereinigten Staaten sieben Millionen Lutheraner, die in zwölf verschiednen Sprachen Gott verehren.

Die einzige deutsche Rede vor diesem lutherischen Kongreß war die von Hofprediger Stöcker, aus der wir Folgendes hervorheben:

Mir schwebt als Hauptthema meiner Rede die Schilderung vor, wie sich mir das Volk der Reformation darstellt. Da muß ich gleich im Beginne zugestehen, daß die Zeiten in Deutschland für die evangelische Kirche keine guten sind. Wie ist es möglich, daß der Abfall von Luther drüben so groß ist? Ganze Kreise des Protestantentums werden der evangelischen Kirche entfremdet; die Gelehrten und Gebildeten fallen ab; die erstern antworten uns: „Wir werden nicht über die Dinge hinaus kommen, die wir nicht durch die Natur erklären können, auf der andern Seite liegt einfach das ignoramus." Die gebildeten Deutschen nehmen diese Erklärung der Gelehrten eifriger auf, als das Wort der Bibel. Unser besitzendes wohlhabendes Bürgertum verhält sich ablehnend gegen Luther.

Einige Distrikte, wie die westfälischen, sind allerdings noch von dem hehren Urglauben erfüllt. Gefährlicher als das Gelehrtentum ist jedoch die Sozialdemokratie der evangelischen Kirche geworden. Mit Ausnahme einiger Bergwerksdistrikte stehen die zwei Millionen Sozialdemokraten der Kirche mißtrauensvoll und feindselig gegenüber. Der Katholizismus gewinnt an Stärke, während das Luthertum an Volkstümlichkeit verliert. Wo liegt die Ursache? Luther war ein Nationalheld der geistigen Befreiung, bis er im Jahre 1525 die Partei der Bauern nahm. Der Aufstand der Bauern führte nicht zu einer Besserung ihrer Lage, sondern zu einem furchbaren Blutbade, dessen Verantwortung von manchen Seiten auf Martin Luther gewälzt wurde. . . .

Als ein Haupthindernis der volkstümlichen Ausbreitung des Luthertums bezeichnete Stöcker die Leitung der Reformation durch die Fürsten, sowie die nachfolgenden, eine freie Entwicklung hemmenden Streitigkeiten der Theologen. Zum Schluß führte er aus, daß das starre Festhalten am Dogma nicht der Rettungsanker der Kirche sei. Die Ritschlsche Schule versuche eine Vermittlung, die aber mit dem Luthertum unvereinbar sei, weil sie von der Bibel berichtete Thatsachen, wie die göttliche Geburt Jesu, die Auferstehung u. a., dahingestellt sein lasse. Der positive Glaube, der den einzelnen Christen mit Gott vereinigt, sei die Hauptsache:

Halten Sie den positiven Glauben hoch und fest, übertreiben Sie nicht die Bedeutung der formulirten Dogmatik, stehen Sie auf dem Felsen der Reformation, und lassen Sie sich nicht durch anfechtbare Ausdrücke der Konkordienformel beirren. Betonen Sie das Leben, ein offnes, freies Herz, ein enges Gewissen mehr als die Lehre, das Dogma, und die lutherische Kirche wird den Weg der Volkstümlichkeit erobern.

Außer Stöcker kam noch ein deutscher Pastor zu Wort, Pastor, oder wie er auf dem Programm immer genannt wird, „Professor Dr. theol." Christian Jensen zu Breklum. Er war freilich nicht persönlich erschienen, sondern ließ seine Arbeit: „Die beste Gabe der lutherischen Kirche an Amerika" von Professor Severinghaus, Chicago, der sie ins Englische übersetzt hatte, verlesen. Als das Beste, was Amerika von der lutherischen Kirche Deutschlands erhalten hat, bezeichnet Jensen die gläubigen Pastoren. Die Kirche habe nichts Besseres thun können, als den zerstreuten Glaubensgenossen Pastoren nachzusenden, die die Bibel für das wahrhaftige Wort Gottes hielten. Alle andern seien für die Kanzel unnütz.

Die Sitzungen des Kongresses der englischredenden Lutheraner erstreckten sich über zwei Tage. Zwanzig Vorträge brachten eine Fülle von Belehrung über die Lehrstellung, die Geschichte, die Kritik, das Diakonissenwerk, die Wohlthätigkeitsanstalten, die innere und äußere Mission, die Presse, das Erziehungswerk der lutherischen Kirche und deren Aufgabe in Amerika. Der Vollständigkeit wegen sei hier gleich erwähnt, daß einige Tage später ein Kongreß lutherischer Frauen stattfand, bei dem Frau Gustav Spieß von Deutschland und Frau A. Leffler von Schweden als Ehrenpräsidentinnen des Auslandes fungirten. Diese Versammlung hatte es ausschließlich mit der Wirksamkeit und den Aufgaben der Frauen auf kirchlichem Gebiete zu thun.

7

12. September. Der Eröffnung des Religionsparlaments ging an diesem wie allen folgenden Tagen eine Andacht von 9 bis 9¾ Uhr voraus, die abwechselnd von Vertretern der christlichen und heidnischen Religionen geleitet wurde, so beispielsweise am Dienstag und Donnerstag von Christen verschiednen Bekenntnisses, am Freitag von dem Brahminen Mozoomdar. Am zweiten Sitzungstage verlief die Andacht in der Weise, daß Präsident Bonney nach einem Orgelpräludium alle Anwesenden aufforderte, sich zu erheben und ein stilles Gebet um den Segen Gottes emporzusenden. Minutenlang herrschte in dem großen dichtgefüllten Saale eine vollkommne Stille, bis Bonney ein lautes Amen sprach und darauf der Kongreßvorsitzende Barrows das Vaterunser begann, das alle englisch Redenden mitbeteten. Darauf wurde die zweite Sitzung für eröffnet erklärt.

„Die Existenz und die Attribute Gottes" stand als erster Vortrag auf dem Programm. Der Leiter der Pauliſten, Augustin F. Hewitt, war der Autor, dessen Abhandlung von Pastor W. Elliott verlesen wurde. Das Denkbare ist wirklich, alles Seiende fordert eine erste Ursache. Diese Sätze bildeten das Thema des

ersten Teils; im zweiten wurde unterschieden zwischen Gotteserkenntnis durch die Vernunft und durch die Offenbarung. „Alles, was wir durch reine Vernunft von Gott wissen, ist bei Aristoteles zusammengefaßt in die metaphysische Formel, daß Gott rein und vollkommen ist, logisch und ontologisch das erste Prinzip alles dessen ist, das durch den Uebergang aus möglichem in wirkliches Sein geworden ist.“ Auch die Selbsterkenntnis dient der Gotteserkenntnis. „Gott ist unendlich, und meine Seele ist fähig ihn zu fassen.“ „Ich werde ebensowenig sterben, wie Gott.“

Ergänzend schloß sich daran an „Moralische Beweisgründe für die Existenz Gottes“ von A. W. Momerie aus London, der Hauptsache nach die üblichen philosophischen Beweise für das Dasein Gottes aufsuchend.

Der lutherische Professor M. Valentine legte „die Uebereinstimmung und die Unterschiede der Lehren von Gott bei den historischen Glaubensbekenntnissen“ dar und konstatirte, daß mit Ausnahme des Buddhismus alle Religionen ein höchstes Wesen anerkennen, daß aber nur die christliche Religion eine erlösende Liebe Gottes und einen Sünderheiland kennt.

Rabbi Isaak M. Wise aus Cincinnati, Ohio, redete über die „Theologie des Judaismus.“ Bemerkenswert war der Eingang, worin er als Grundlage aller Religionen und aller Religion vier Dogmen hinstellte:

1. Es giebt — in einer oder mehreren Formen des Daseins — ein höheres Wesen, mächtiger und höher, als jedes andre bekannte oder denkbare Wesen.

2. In der Natur dieses höhern Wesens und in der des Menschen liegt die Fähigkeit und das Verlangen gegenseitiger Neigung, Beziehung und Gemeinschaft.

3. Das Gute und Rechte, das Wahre und Schöne sind begehrenswert, das Gegenteil davon ist dem höhern Wesen und dem Menschen hassens- und verabscheuungswert.

4. Für den Menschen giebt es nach diesem irdischen Leben einen Zustand von Glück oder Qual.

Diese vier Dogmen sind die Axiome der Theologie.

In der Nachmittagssitzung kam das Essay von Manilal N. Dvivedi, einem Brahminen aus Bombay, zur Verlesung durch den Freund des Verfassers, den Jainisten Virhard B. Gnudhi. Nach einer Definition des Wortes Hindu giebt Dvivedi eine Uebersicht über die Entstehung, Geschichte, den gegenwärtigen Stand und die Bestimmung des Hinduismus, sowie eine Erklärung über die Bedeutung der sechs Grade des Hinduismus Veda, Sutra, Darsana, Purana, Sampradaya und Samaja.

Denselben Gegenstand, Hinduismus, behandelt Maurice Philipps aus Madras. Der letzte Redner dieses Tages war Dr. Adolf Brodbeck aus Hannover, dem es vorbehalten war, den Kongreß mit einer neuen Religion, die er „Idealismus“ nannte, bekannt zu machen. Aus Brodbeck spricht die moderne Zeit, die Gleichgiltigkeit gegen alle positive Religion. Aber er bleibt nicht in der Negation, und es mögen darum einige Stellen seines Vortrags hier Platz finden:

Es ist ein offnes Geheimnis, daß Millionen Menschen in unsern zivilisirten Ländern praktisch das Christentum und damit zugleich die Religion preisgegeben haben. Millionen andre hängen noch dem alten Glauben an, weil nichts Besseres vorhanden ist. Andre Millionen sind gläubige Anhänger des Christentums oder einer andern Religion, weil sie darin erzogen wurden und nichts Besseres kennen.

Jetzt ist die Zeit für eine neue Religionsform gekommen, in der der beklagenswerte Widerstreit zwischen moderner Zivilisation und altem Glauben verschwindet und herrliche Harmonie dafür gesetzt wird. Die neue Religion ist keine Mischung oder Zusammenstellung früherer Religionen. Sie ist etwas ganz Neues.

Und nun kommt die neue Glaubenslehre:

Treu bis zum Tode dem Idealismus ist unsre Devise.

Unsre Feinde sind die Dogmatiker in allen Formen. . . . Wir hassen Heuchelei in all ihren Formen, Grausamkeit, Laster und jedes Verbrechen. . . . Wir sind nicht für absolute Enthaltsamkeit in Bezug auf geistige Getränke, solange nicht die Wissenschaft gegen sie entschieden hat, aber wir sind Freunde aller Mäßigkeitsvereine. Wir begünstigen keine Extreme, meist liegt die Tugend in der Mitte. Wir bekennen nicht, eine bestimmte Kenntnis über den Zustand im Jenseits zu haben. Wir glauben, daß es eine absolute Macht giebt, über die wir keine Kontrolle haben. Das wahre Wesen dieser Macht kennen wir nicht. Mit einiger Reserve mögen die Worte „Vorsehung,“ „Allmächtiger,“ „Schöpfer“ gebraucht werden. Wir glauben nicht an ein persönliches allmächtiges Wesen, nicht an eine Menschwerdung Gottes. . . . Wir wissen nicht, wie die Welt entstanden ist; wir wissen auch nicht, was das Ende aller Dinge sein wird, wenn es überhaupt ein Ende aller Dinge giebt. Das alles sind offne Fragen, und die Wissenschaft hat die Freiheit, darüber frei zu entscheiden. Wir glauben nicht an eine Auferstehung der Individuen. Wir glauben nicht, daß das Individuum als solches unsterblich ist. Wir überlassen es der Wissenschaft, zu entscheiden, inwiefern eine Existenz nach dem Tode möglich ist. . . . Wir glauben nicht an den Himmel, nicht an die Hölle, nicht an den Teufel, nicht an ein Fegefeuer. Aber wir erkennen willig die relative Wahrheit der davon handelnden Dogmen an.

Nachdem dann auch Paradies, Sündenfall, die neue Erde, Heiligung, Lohn und Strafe im Jenseits abgethan sind, heißt es weiter:

Wir wissen nicht, woher wir kommen und wohin wir gehen, wir wissen nur, daß wir auf diesem Planeten sind und die Dinge nehmen müssen, wie sie liegen, und daß wir in allem edel handeln sollen, um glücklich zu sein, soweit überhaupt der Mensch Glück erwarten kann. . . . Was wir Gott nennen, ist nicht ein Individuum, sondern eine absolute Macht, dem Menschen und der Natur unendlich überlegen. . . . Wir glauben, daß sich alles Seiende ändert, aber nie völlig vernichtet wird. So glauben wir, daß Sonne, Erde und Mond einst vernichtet werden, aber vielleicht nur, um in neuen Daseinsformen wieder zu erscheinen. Aber die Entscheidung aller solcher Fragen überlassen wir der Wissenschaft.

Wer nun wirklich nach der Ankündigung etwas Neues zu hören erwartet hatte, der war gründlich enttäuscht durch diese Zusammenstellung teils alter, teils moderner, aber jedenfalls nicht neuer Gedanken. Selbst Blätter, die der Kirche ganz fern stehen, erklärten, was da Brodbeck unter dem Namen „Idealismus“ als eine neue Religion auftische, verdiene weder den Namen Religion noch Idealismus, denn eine Religion ohne die Voraussetzung eines höhern persönlichen Wesens sei undenkbar, und ein Idealismus, der die Dinge nimmt, wie sie sind, sei gar kein Idealismus.

Neben den Sitzungen des allgemeinen Religionsparlaments fanden an diesem Tage die Bekenntniskundgebungen der Katholiken und Universalisten, sowie ein Kongreß von Frauen der Kongregationalkirche statt. Abends hielten die Beamten des Kongresses einen öffentlichen Empfang für die Delegaten der fremden Völker ab. Krh

Vom siebenundzwanzigsten Kongreß für innere Mission

2

Wie der erste Tag, so war wiederum der dritte ganz ausschließlich der Behandlung der großen sozialen Probleme gewidmet. Zunächst erstattete Pfarrer Lic. Weber aus München-Gladbach in der Spezialkonferenz, die schon um acht Uhr im Lutherhause begann, ein Referat über Wohnung, Familienleben und Kostgängertum. Der vorzügliche Vortrag ging davon aus, daß alle sozialen Reformen unsrer Zeit wenig oder nichts nützen würden, wenn ihnen nicht die Wiederaufrichtung eines gesunden christlichen Familienlebens in allen Kreisen unsers Volks zur Seite gehe; dafür sei aber die unerläßliche Vorbedingung eine gesunde und zureichende Wohnung und soviel Privatbesitz, als nötig sei, um ein, wenn auch bescheidnes, so doch menschenwürdiges Dasein zu führen. Diesen Forderungen stellte er die zum Teil trostlosen wirklichen Zustände gegenüber und wies dann in einer vortrefflich orientirenden Darstellung der bisher gemachten Bestrebungen (auf die wir die Freunde der Sache ganz besonders aufmerksam machen möchten) nach, daß manches Dankenswerte geschehen sei, aber das Meiste noch zu thun bleibe; als besonders hoffnungsvoll charakterisirte der Redner so wie die nachfolgende Debatte die neuerdings mit Erfolg gemachten Versuche, die Kräfte der Arbeiter selbst zu Spar- und Bauvereinen zusammenzufassen. Aber die rein private Thätigkeit allein könne unmöglich helfen. Jeder Kulturfortschritt erheische eine angemessene und feste Gestaltung der Grundeigentumsrechte, so müsse heute durch ein Heimstättengesetz die Ansiedlung der kleinen Leute in der Peripherie der Großstädte und Industriezentren ermöglicht und der so erworbne Besitz als Familieneigentum sicher gestellt werden. Die Verwaltungen der größern Städte sollten durch rechtzeitige Erwerbung geeigneter Grundstücke in ihrem nähern Umkreis die Sache fördern. Auch könnten sie ohne große finanzielle Opfer, durch bloße Uebernahme der Garantie gemeinnützigen Baugesellschaften

den nötigen Kredit verschaffen. In den Bauordnungen müsse die Anlegung von Straßen zweiter Ordnung vorgesehn werden, wie schon 1891 der Berliner Architektenverein verlangt habe. Um den gemeinnützigen Baugesellschaften das Geld zuzuführen, müsse auch die Alters- und Invalidenversicherung ihre angesammelten Kapitalien innerhalb der vom Gesetz vorgeschriebnen Grenzen unter möglichst günstigen Bedingungen und zu möglichst geringem Zinsfuß jenen Gesellschaften ausleihen. Schließlich weist der Redner auf die schweren sittlichen Schäden des Kostgängerwesens hin und erhöht den Nachdruck seiner Worte durch den statistischen Nachweis, wie in Berlin die Zahl der Kostgänger in unglaublich raschem Wachstum bis auf fast 100 000 im Jahre 1892 angeschwollen sei; man müsse versuchen, durch Einrichtung von billigen Speisehäusern, Volkskaffeehäusern und ähnlichen Anstalten den Strom zu zerteilen. Zugleich sei die strengste Ueberwachung dringend geboten.

In der kurzen aber sehr regen Diskussion stellte sich die völlige Uebereinstimmung der Versammlung mit dem Redner heraus. Gewünscht wurde noch ausdrücklich, daß man für ordentliche Mädchenheimstätten sorgen müsse. Diese Arbeit sei kaum erst angefaßt.

In innigster Verbindung mit diesem wie den andern abgehandelten Thematen stand der Gegenstand der Schlußverhandung, die Pflege der konfirmirten männlichen Jugend. Der ursprüngliche Plan ging dahin, diesen Gegenstand in zwei Vorträgen zu beleuchten. Das Referat, das Herr Superintendent Nelle aus Hamm übernommen hatte, sollte auf die Arbeit der Kirche und ihrer Organe näher eingehen, das Korreferat des Fabrikbesitzers Dr. jur. Abraham Frowein das staatliche Fortbildungs- und Fachschulwesen darlegen. Der inzwischen erfolgte Tod des letztern vereitelte diesen Plan; der Referent nahm die Hauptgedanken des Korreferats unter seine Thesen und in seinen Vortrag auf. Indes fällt unter den eigentlich sozialpolitischen Gesichtspunkt nur das Korreferat, und da dies vom Verstorbnen sorgfältig vorbereitet, vom Komitee in Druck gelegt und den Teilnehmern ausgehändigt war, so scheint es uns aus Rücksichten der Pietät wie der Sache selbst angezeigt, beide Referate zu scheiden.

Dr. Frowein ging davon aus, daß die Freiwilligkeit außer stande sei, die Umwälzung zu vollziehen, die erforderlich sei, um der gewerblichen Jugend die rechte Stellung innerhalb der Gesellschaft anzuweisen. Um für einen neuen Aufbau die Grundlage zu gewinnen, bedarf es der Zwangsgewalt des Staates. Der Staat muß wieder anknüpfen an die großen Gedanken der Zeit der Freiheitskriege, Schule, bürgerliches Leben und Wehrdienst in organischen Zusammenhang zu bringen. Die Altersstufe zwischen Konfirmation und Dienstpflicht muß wenigstens in ihren ersten vier Jahren zum Besuch von Fortbildungs- oder Fachschulen angehalten und die Ausübung des zukünftigen Lebensberufs muß durch geeignete theoretische und praktische Anweisung sorgsam vorbereitet werden. Nach kurzem Hinblick auf die Zwangserziehung und die fachgewerbliche Ausbildung wendet sich der Referent zu seinem eigentlichen Thema, der allgemeinen Fortbildungsschule mit unentgeltlichem, obligatorischem Unterricht für die gewerbliche Jugend. Bei vollem Bewußtsein um die großen Schwierigkeiten technischer und finanzieller Art, die im Wege stehen, faßt er dennoch unverzagt das hohe Ziel ins Auge: der Jugend eine weitere Ausbildung zu geben und sie unter Zucht und Erziehung zu stellen zu ihrem eignen Besten, zur Förderung von Handwerk und Industrie, zum Wohle des Vaterlands. Der Staat dürfe selbst vor sehr erheblichen finanziellen Opfern sich nicht scheuen. Auch Schmoller erinnerte 1890 daran, daß die hier in Betracht kommenden Aufgaben im eigensten Interesse des Staats lägen, weil eine Schutzzollpolitik auf die Dauer nur dann bestehen könne, wenn für die Hebung der Industrie alles nur irgendwie Mögliche geschehe.

Was nun den Inhalt des Fortbildungsunterrichts betrifft, so wird alle Arbeit unter den Satz gestellt: Non tam ob literas, quam ob mores. Die Fortbildungsfrage ist wesentlich eine Erziehungsfrage. Alle die Gegenstände dürfen daher in der Fortbildungsschule nicht fehlen, die vorwiegend geeignet sind, die Schüler von dem Werte sittlicher Ideen zu überzeugen und sie mit deren Kraft zu durchdringen. Aus diesem Grunde muß der (konfessionell gestaltete) Religionsunterricht obligatorisch sein. Nur ist ein Zwang dissentirender Schüler nicht zulässig. Der Sonntag darf für den Fortbildungsunterricht nicht in Anspruch genommen werden. Im übrigen ist es die Aufgabe der obligatorischen Fortbildungsschule, den Ertrag der achtjährigen Volksschulunterweisung als Lebensbesitz zu sichern und unter besondrer Berücksichtigung der Bedürfnisse des praktischen Lebens zu erweitern.

Die Debatte, die dem Referat des Superintendenten Nelle folgte, richtete sich ausschließlich auf die Gedanken, die er den Ausführungen Dr. Froweins entnommen hatte. Mit Rücksicht auf die Bedeutung der Angelegenheit hatte die Regierung für den Dortmunder Bezirk einen schulfreien Tag gewährt, sodaß die Versammlung eine große Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen aufwies und die Diskussion trotz der notwendigen Kürzung einen äußerst lebhaften Charakter annahm. Die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule wurde allgemein als wünschenswert, wenn auch vielleicht zur Zeit im ganzen Umfange noch unthunlich, anerkannt; nicht ganz ebenso allgemein hielt man die Einführung des Religionsunterrichts für notwendig; vielleicht ließen sich kirchliche*) Fortbildungsschulen einrichten, in denen Sonntags und eben nur in Religion unterrichtet würde. Wie man nun immer in dieser Frage sich entscheiden möge, jedenfalls wird man sagen müssen, daß auch in dieser Verhandlung ein das Gewöhnliche übersteigendes Maß von Vertiefung und fachkundiger, allseitiger Behandlung der Probleme dargeboten wurde.**)

3

Wenden wir uns nun zu dem andern, für die Würdigung des Kongresses von uns aufgestellten Gesichtspunkt, zur „Verkirchlichung“ der innern Mission. Herr Superintendent Nelle sprach in diesem Sinne über die Pflege der konfirmirten männlichen Jugend. Er ging davon aus, daß die religiöse und sittliche, wie soziale Verwahrlosung eines großen Teils der konfirmirten Jugend eine offenkundige Thatsache sei. Sind doch in Preußen in einem Jahre 11 000 junge Männer wegen Verbrechen verurteilt worden. Es erkläre sich dies nicht allein aus der Natur des Jünglingsalters, das sich nach Lebensfülle, nach Sinnlichkeit nicht minder wie nach Idealen strecke, auch nicht allein aus der Gesamtschuld der Gesellschaft, dem Unglauben, Mammonismus und Egoismus, sondern aus dem allgemeinen Vorurteil, daß der Jüngling bereits völlig selbständig sein dürfe und müsse, das durch den unnatürlichen Umstand verstärkt werde, daß in der Industrie die Jünglinge häufig vor den Militärjahren den Höhepunkt ihres Verdienstes erreichen und dadurch sozial von den Eltern völlig unabhängig gestellt werden. Allerdings müsse man auf die Eigentümlichkeiten dieses Alters eingehen, alle Kräfte frei und reich zur Entfaltung kommen lassen; aber reif sei der Jüngling noch nicht. Deshalb dürfe er auch in Staat, Kirche und Familie als mündig noch nicht behandelt werden. Es müssen daher Schranken einer heilsamen Zucht gezogen werden, die der christlichen Charakterbildung den Boden bereitet. Aber nicht minder wichtig sei eine neue und reichere Entfaltung der freien religiösen und sittlichen Kräfte durch die Kirche. Diese ladet schwere Schuld auf sich, wenn sie von der Konfirmation bis zur Ehe keinen besondern Segen für die Jugend hat. Die Konfirmation muß allerdings in der bisherigen Weise festgehalten werden, darf aber nicht als Mündigkeitserklärung aufgefaßt werden, sondern gerade in diesem Lebensalter hat die Kirche ihre Glieder zu thätiger Teilnahme am Gemeindeleben zu erziehen. In regelmäßigen Sammlungen der konfirmirten Jugend, wie in den evangelischen Jünglingsvereinen, muß sie die jungen Leute zu reger und vielseitiger Mitarbeit an der Entfaltung

*) Obligatorische?! D H

**) Wenn man im Königreich Sachsen eine vertrauliche Umfrage nach dem Segen der obligatorischen Fortbildungsschule anstellen wollte, würde man von seiner Schwärmerei für diese Einrichtung zurückkommen. Vgl. übrigens Georg Schlosser, Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend. Leipzig 1892. Dort ist nach andrer Seite hin offen ausgesprochen, welchen Beistand wir vom Staate zu fordern haben. D H

des Gemeindelebens verpflichten, begeistern und bilden. Auch die Presbyter sind im Geiste aller Kirchenordnungen zur Pflege der konfirmirten Jugend heranzuziehen. Den Landes- und Provinzialvereinen für innere Mission ist zu empfehlen, nach dem Vorbilde der Lehrlingswerkstätten des Rauhen Hauses in jeder Provinz Erziehungshäuser als Lehrstätten für konfirmirte Knaben zu errichten oder einzelne bestehende Rettungsanstalten dazu umzubilden. Die Hauptsache freilich bleibt, daß das Familienleben in unserm Volke sich wieder baut, daß vor allem die Väter wieder Erzieher werden, deren Autorität, weil in heiliger Selbstzucht begründet, dem Kinde auch in spätern Jahren unverbrüchlich bleibt.

Schon längst sind Kindergottesdienste und Jünglingsvereine aus der Hand der freien Vereine zum größten Teil in die Obhut der Kirchgemeinden übergegangen, immerhin ist nicht allzu oft mit gleichem Nachdruck wie hier ausgesprochen, daß es Pflicht der Gemeinden sei, sich ihrer Mission an die Jugend bewußt zu werden und die bestehenden Vereinigungen der Jünglinge in den unmittelbaren Dienst der Gemeinden selbst zu stellen. Und es ist bedeutsam für die Richtung unsrer Zeitströmung, daß gerade auf einem Kongreß für innere Mission dies Ziel mit solchem Nachdruck hingestellt worden ist.

Dasselbe Bild boten die Verhandlungen des zweiten Tages. Pastor Hickmann aus Cölln an der Elbe sprach über die Verwertung der Sonntagsruhe. Der Redner stellt sich ausschließlich auf den gesetzlichen Boden, der durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom 1. Juni 1891 geschaffen ist, und giebt Anweisung zur rechten Verwertung der erworbenen Ruhe. Aus dem üppigen Umsichgreifen der fleischlichen Zügellosigkeit am Sonntag ergiebt sich für unsre evangelischen Kirchengemeinden die ernste Mahnung, Sabbathsruhe und Sonntagsfreude zu verbinden und so eine neue Sonntagssitte zu schaffen. Dabei gilt es natürlich in erster Linie, die Gottesdienste zum Quell tiefster Freude für Große und Kleine auszugestalten: durch Predigt des alten Evangeliums in neuen Zungen, durch kunstvolle Gesänge, Fest- und Blumenschmuck, wie durch edle Bauten in protestantischem Geiste. Daneben ist von größter Bedeutung das Beispiel gesunder Sonntagsfreude im eignen Hause, an deren Glanz auch die Dienstboten teilnehmen sollen, und die Verwertung der eignen Sonntagsruhe im freiwilligen Dienst der Liebe. Der Redner erinnert an die Tröstung der Armen und Einsamen, Predigtverteilung, Gewährung von Familienanschluß u. s. w. Aber die Liebe wird auch erfinderisch und opferwillig machen müssen, um größern Volkskreisen sowohl in Verbindung mit kirchlichen und nationalen Feiern als auch unabhängig davon Gelegenheit zu gemeinsamer Feier und Erholung darzubieten. Diese Vereins- und Gemeindefeste sollen durch das Zusammenwirken möglichst mannigfaltiger, in den verschiednen Kreisen der Gemeinde vorhandnen Gaben im Dienste des Wortes und einer edlen Kunst bewahren und erziehen, anziehen und zusammenschließen und zugleich durch fördernde Teilnahme aller Stände, insbesondre auch der Arbeitgeber und ihrer Familien wie der ganze Sonntag dem Frieden dienen. Die geistlichen Kräfte benachbarter Gemeinden sollten sich hierfür zu gegenseitigem Dienst verbinden. Daneben spricht dann der Vortragende den Wunsch aus, daß die Regierung mit Energie die Bestimmungen der Novelle durchführen, mit dem guten Beispiel der Gewährung möglichst voller Sonntagsruhe an ihre Beamten und Arbeiter vorangehen und insbesondre den Postdienst am Sonntag thunlichst beschränken möge. Schließlich hofft er, daß die Bestrebungen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und zur Hebung der Sittlichkeit von allen Volksfreunden unterstützt und an den verantwortlichen Stellen in ihrem Rechte gewürdigt würden. Gerade auf diese letzten Sätze ging dann die Diskussion ein, während die Ausführungen über die christliche und kirchliche Sonntagssitte als etwas Selbstverständliches hingenommen wurden.

Zu einem scharfen Ausdrucke kam schließlich das kirchliche Interesse des Kongresses in dem Referate des Herrn Professors D. von Soden aus Berlin über die Teilnahme der Gebildeten am kirchlichen Leben. Schon die Wahl des Themas

ist in dieser Hinsicht bezeichnend, noch mehr die Auswahl des Redners, dessen Bestrebungen auf diesem Gebiete ja allgemein bekannt sind. Den Lesern der Christlichen Welt sind diese aus den Aufsätzen Sulzes und von Sodens selbst bekannt, sodaß ich auf das Einzelne nicht einzugehen brauche. Nur einige fesselnde Züge will ich aus dem künstlerisch abgerundeten und fast zu zart und vorsichtig abgetönten Vortrage hervorheben. Besonders interessant war die psychologische Ausführung über das Wesen der Bildung, die nicht als ein Quantum von Bildungsstoff, sondern als die durch geistige Durchbildung, Lebensstellung oder ähnliche Umstände erreichte bewußte Selbständigkeit aufgefaßt wurde. Gebildet ist, wer über das Niveau der Volksmasse irgendwie hinausragt und die Führung irgend einer Gruppe in der Gemeinde in der Hand hat. Daraus folgt, daß das Wirken, die Thätigkeit die für den Gebildeten angemessene Form ist, und daß ein Lebenskreis ihn nur dann anziehen und festhalten kann, wenn er in ihm Raum für seine Wirksamkeit findet. Je mehr also der Einfluß der Bildung in einem Zeitalter wächst, desto wichtiger wird die Aufgabe, auch das kirchliche Gemeinschaftsleben so zu gestalten, daß in seiner Organisation die Gebildeten genügenden Raum zur Mitarbeit finden. Deshalb ist eine Verkirchlichung der Liebesarbeit, der innern Mission notwendig. Indem der Redner dann nach den Gründen für das auffallende Fernbleiben der Gebildeten vom kirchlichen Gemeindeleben fragt, mußte er natürlich auch auf den Mißklang zwischen der modernen Geistesbildung und den überlieferten Formen der kirchlichen Heilsverkündigung kommen. Durchaus seiner eignen undogmatischen Haltung entsprechend, erledigte der Redner diesen heiklen Punkt damit, daß er aussprach, dem großen Durchschnitt der Gebildeten seien dogmatische Festsetzungen und Streitigkeiten ziemlich gleichgiltig. Der Gebildete verlange das offene Zugeständnis, daß individuelle Vorbehalte nicht bloß stillschweigend geduldet, sondern als sein selbstverständliches Recht vorausgesetzt sind; er beanspruche die Freiheit des Non liquet gegenüber Fragen, über die er nicht aus eigner Sachkenntnis zu entscheiden vermag.

Es bleibt sehr die Frage, ob man bei dieser Auskunft sich endgiltig beruhigen kann. Die nachfolgende Diskussion vermißte nicht mit Unrecht ein genaueres Eingehen auf den modernen Unglauben. Indes wird man doch zugestehen müssen, daß das taktvolle und vorsichtige Verhalten des Redners bei dieser Gelegenheit durchaus Billigung verdient.

4

Ein freudiges Gefühl ist es, mit dem wir von der Betrachtung des Kongresses scheiden. Ohne die altbewährte Arbeit aufzugeben, hat er doch die Fähigkeit nicht verloren, der Zeit gemäß seine Ideale und Ziele zu erweitern und zu vertiefen, sie volkstümlich und kirchlich zu gestalten.

Es sei aber noch eine allgemeine Bemerkung gestattet, die wir der freundlichen Erwägung aller Beteiligten empfehlen.

Zwei Bestrebungen, das dürfte unser Bericht gezeigt haben, charakterisiren alle Verhandlungen: der Versuch, die innere Mission in den Rahmen der kirchlichen Organisation einzufügen, und der andre der heutigen Welt- und Lebensanschauung jene gegenüberzustellen, die aus dem Evangelium fließt, ohne welche die soziale Frage nie gelöst werden kann. Es liegt auf der Hand, daß diese Bestrebungen sich mit denen des Evangelisch-sozialen Kongresses ungefähr decken. Nun kann es freilich den Freunden des letztern nur lieb sein, wenn für ihre Gedanken ein andrer gewichtiger und begeisterter Prediger auftritt, und Deutschland ist groß genug, um zwei derartigen Vereinigungen genügenden Spielraum zu gewähren. Aber dennoch dürfte eine prinzipielle Arbeitsteilung der Sache selbst noch förderlicher sein. Auch D. Weiß hat dem Bedürfnis einer Abgrenzung Ausdruck gegeben. Er sagte, der Evangelisch-soziale Kongreß habe die Aufgabe in Angriff genommen, unsre sozialen Zustände an dem Lichte des Evangeliums zu prüfen, in seinem Geiste eine Reform anzuregen, immer weitere Kreise mit dem Verständnis dafür zu durchdringen und zu mutigem Eintreten dafür im öffentlichen Leben anzufeuern:

Kein Freund der innern Mission kann Herz und Hand dieser

Arbeit verschließen; aber diese Arbeit ist nicht innere Mission, denn die innere Mission als solche hat nichts zu schaffen mit dem Gesetz, ihre einzige Waffe ist und bleibt das Evangelium.

Man kann versucht sein, diese Bemerkung gegenüber dem thatsächlichen Verlauf der Verhandlungen für einen Rest des sonst überwundnen Mißtrauens gegen christliche Sozialpolitik zu halten und zu übersehn. Aber doch scheint uns darin ein sehr richtiges Gefühl zum Ausdruck zu kommen. Wenn man wahrnimmt, wie auf dem evangelisch-sozialen Kongreß der sozialpolitische Gedanke einen immer weitern Spielraum gewinnt, wie gerade mit der Enquete und dem neuesten sozialen Kursus der Kongreß überraschende Erfolge erzielt hat, so erhebt sich die Frage, ob nicht die Leitung wohl daran thäte, auf die Erörterung einer im christlichen Geiste betriebnen Sozialpolitik das Hauptgewicht zu legen und dem gegenüber die Diskussion des Gemeinde-Ideals in zweite Linie zu stellen. Unter dieser Bedingung würde es gewiß gelingen, die Fachmänner in weit größerer Zahl als bisher in das Interesse des Kongresses zu ziehen. Dagegen dürfte es dem Kongreß für innere Mission zum Segen gereichen, wenn er in der Hauptsache sich auf die Diskussion der freien und der kirchlich organisirten Liebesthätigkeit beschränkte, immerhin durch sozialpolitische Gesichtspunkte seinen Ideenkreis bereichernd, seine Arbeit vervielfältigend und erweiternd. Die in der Form freier Vereine organisirte Liebesthätigkeit wird in absehbarer Zeit ihre Bedeutung nicht verlieren, und diese Arbeit selbst sowie die Frage ihrer Verkirchlichung und der Schaffung lebendiger Gemeinden stellt eine Reihe der wichtigsten Probleme, an deren Lösung der Kongreß für innere Mission in erster Linie zu arbeiten berufen ist. Dagegen wäre zu beklagen, wenn dieser Kongreß unter dem Eindruck der gesellschaftlichen Lebensfragen, wiewohl es ihm an sozialpolitischer Schulung fehlt, in das sozialpolitische Fahrwasser hineinglitte. Falls diese Arbeitsteilung zwischen beiden Kongressen beliebt würde, dann würden ihre Gebiete sich zwar nicht derart unterscheiden, wie Gesetz und Evangelium — denn von diesem leben beide, wohl aber wie freie Sitte und öffentliches Recht, wie Kirche und Staat. Wie diese beide göttliche Ordnungen sind, beide mit dem Geiste des Evangeliums zu durchdringen und doch beide auf einander angewiesen, so würden selbstverständlich bei dieser prinzipiellen Scheidung der Aufgaben beiden Kongressen viele Berührungspunkte bleiben, notwendig müßten sie gegenseitige Fühlung haben. Aber vielleicht ließe in diesem Falle die Fühlung sich leichter gewinnen, als bei einer Konkurrenz, die die notwendige Folge völlig gleichartiger Aufgaben sein würde. A T

Der evangelisch-soziale Kursus in Berlin

1. Allgemeines

Vom 10. bis 20. Oktober tagte in Berlin eine Versammlung von sehr eigenartigem Charakter. Etwa fünfhundert Männer wurden wieder jung, nahmen Kollegienheft und Feder in die Hand und setzten sich zu den Füßen ihrer Dozenten. Unter den fünfhundert waren wenigstens die Hälfte Pfarrer, vielleicht zwei Drittel Theologen und im übrigen Juristen, Offiziere, Lehrer, Apotheker, Arbeiter u. s. w. Besonders schien vertreten das Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren. Während die Studenten Ferien machten, zogen die Männer mit Titeln und Aemtern in das Auditorium maximum, um zu lernen, eine Gemeinschaft von Hörern, wie sie wohl selten sonst ein Professor gehabt hat.

Was brachte diese Versammlung zu stande? In erster Linie der Durst nach wirtschaftlichen Kenntnissen, der heute die Theologen erfaßt hat. Dieser Durst ist eine Thatsache, die viel zu denken giebt. Ein Sozialdemokrat erklärte ihn mir gegenüber: „Die Geistlichen fühlen, daß ihnen das Wasser an den Hals steigt, sie merken den Boden wanken und suchen, wie sie sich noch halten können.“ Ist es wahr, daß wir aus instinktiver Angst uns versammelt haben? Dazu war der Gesamtton zu frisch, zu hoffnungsfreudig. Ernstes Erfassen der Lage der Kirche war vorhanden, aber kein Bangen vor dem, was kommen

kann. Was aber war dann die Ursache der zahlreichen Beteiligung? War es eine neue Ausgießung des Geistes der Liebe, ein christlich-soziales Pfingsten? In gewissem Sinn mag davon die Rede sein können. Es ist richtig, daß die christlich-soziale Glaubensauffassung sich gerade jetzt merkbar vertieft und verbreitet; aber es saßen doch in Berlin viele mit uns auf den Bänken, die für das christlich-soziale Streben sich nur sehr teilweise begeistern.

Wir möchten die Sache etwa so erklären: die Geistlichen haben immer versucht, auf der Durchschnittshöhe der allgemeinen Bildung zu stehen. Es ergiebt sich dies ganz von selbst aus ihrem Beruf. Nun macht eben jetzt die allgemeine Bildung eine seltsame Epoche durch. Die alte ästhetisch-philosophische Bildung der bürgerlichen Gesellschaft will nicht mehr ausreichen. Was hilft es in diesen Tagen, wo die Grundgesteine der Gesellschaft sich zu verschieben beginnen, wenn jemand nur die Pflanzenwelt der Poesie kennt? Man muß Geologie des Volks studiren. Und während die alte Bildung immer mehr an ihrem Preise verliert, steigt aus dem Volke der Industrie eine andre Art Bildung herauf, ein einseitiges volkswirtschaftliches Denken. Dieses neue Denken füllt die Zeitungen und Gespräche, es füllt sie aber oft in der oberflächlichsten Weise. Der Geistliche kommt mit ihm immer wieder in Berührung. Er möchte gern klärend und bestimmend eingreifen, fühlt sich aber dabei infolge seiner Schulbildung zu unsicher. Er ist in der peinlichen Lage, den Bildungsanforderungen nicht ganz gewachsen zu sein. Das war wohl ein Hauptanlaß des guten Besuchs unsers Kursus.

Neben dieses allgemein giltige Motiv stellt sich für einen Teil der Zuhörer ein spezielles Berufsinteresse, insbesondre für die Führer evangelischer Arbeitervereine. Diese sollen an der Hand des neuen Programms ihren Mitgliedern in Vorträgen und Diskussionsstunden dienen, und es fehlt ihnen bisweilen Stoff und Litteratur. Der Kursus war gerade für diese Klasse von Teilnehmern sehr zweckdienlich.

Als das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses den Kursus plante, ergab sich die Vorfrage, in welcher Art und Weise er angelegt werden sollte. Man hätte es machen können, wie es bei den katholisch-sozialen Kursen geschehen ist, wo eine Mischung theologischer, politischer und wirtschaftlicher Ideen vorgetragen wurde. Ein solches Verfahren könnte aktuell praktischer erscheinen als eine rein nationalökonomische Vortragsserie, denn es wäre ihr möglich gewesen, einer etwaigen Parteibildung vorzuarbeiten. Dennoch glauben wir, daß das Aktionskomitee sehr richtig gehandelt hat, wenn es uns einen rein theoretischen Informationskursus bot. Was wir jetzt brauchen, ist noch nicht Formation, sondern Schulung. Wir wollen nicht dilettantisch in die Arbeit hineinspringen, sondern lieber noch Zeit auf die geistige Durchbildung unsrer Ideen verwenden, so sehr auch die Zeit einen hellen, kräftigen christlichen Sozialismus fordern mag.

Also wir haben reine Nationalökonomie gehört, und zwar im wesentlichen akademische Nationalökonomie. Aus ihrem Gesamtgebiet wurden folgende Fächer ausgewählt und von bewährten Fachmännern vertreten:

Elemente der Nationalökonomie (achtstündig), Professor Adolph Wagner;

Geschichte der volkswirtschaftlichen Systeme (vierstündig), Professor Elster;

Die deutsche Sozialgesetzgebung (vierstündig), Amtsrichter Kulemann;

Die deutsche Arbeiterbewegung (vierstündig), Dr. Oldenberg;

Gewerbepolitik (achtstündig), Professor Stieda;

Handel (vierstündig), Professor Rathgen;

Landwirtschaft und Agrarpolitik (achtstündig), Dr. Max Weber.

Daß damit nicht alle Teile der Volkswirtschaft berührt sind, ist wahr, aber ebenso wahr ist, daß wir genug Stoff in diesen zehn Tagen zu lernen bekamen. Was diesmal nicht an die Reihe kam (Lehre vom Kapital im besondern, Frauenfrage, Bevölkerungslehre, Finanzfragen, Steuerfragen), kann uns ein nächstes mal beschäftigen.

Für die Herren Dozenten war es nicht ganz leicht, ihren Gegenstand in vier oder acht Stunden zu erledigen. Das Problem war, ob sie Uebersicht oder Auswahl geben sollten. Beides ist versucht worden. Uns haben die Vorlesungen am besten gefallen, in denen viel Anschauung zu Tage trat. Im ganzen aber haben wir Teilnehmer allen Grund, sämtlichen Dozenten wärmsten Dank darzubringen. Sie haben alle ihr Bestes gegeben und haben es, denke ich, der großen Versammlung angemerkt, daß sie ihnen allen mit größter Aufmerksamkeit und Treue lauschte.

An den Vormittagen gab es vier Stunden Kolleg, am Nachmittag meist drei Stunden Diskussion, und am Abend lud bald dieser bald jener Verein die Teilnehmer ein. Die ganze Zeit war voll von Wirtschaftslehre, fast übervoll, sodaß bisweilen der Kopf müde werden wollte. In solchen Momenten half dann der Gedanke: Du sammelst jetzt für viele Monate, greif zu!

Unsre Besprechung soll den Tageszeiten nach sich ordnen. Diese Ordnung wird eine äußere und innere zugleich sein.

2. Die Vormittagsvorlesungen

Jeder Teilnehmer des Kursus bekam einen „Grundriß" in die Hand, in dem mit Ausnahme des durch Krankheit an der Abfassung verhinderten Professor Elster alle Dozenten ihren Gedankengang mit Zahlenmaterial und Litteraturangaben niedergelegt hatten. Auf diese Weise war alles Diktiren unnötig gemacht. Der Unterricht zerfiel in zwei Abteilungen. An den ersten vier Tagen sprachen die Herren: Elster, Rathgen, Wagner, an den folgenden sechs Tagen Oldenberg, Kulemann, Stieda, Weber.

Professor Elster aus Breslau ist ein Lehrer, wie er im Buche steht. Er bietet volle runde Anschauungsbilder. Alles ist klar, greifbar. Man fühlt, daß absichtlich das verwirrende Detail des Studiums in den Hintergrund geschoben ist. Der Meister zeichnet Konturen und überläßt es seinen Schülern, die vermittelnden Lichter und Schatten selbst zu finden. Zuerst malt er das Merkantilsystem an die Wand. Die absoluten Herrscher wollen reiche Länder schaffen. Die Industrie soll Gold bringen. Um der Industrie willen wird die Bevölkerungszahl nach Kräften vermehrt. Die Volkswirtschaft ist ein Schachbrett, auf dem der geübteste Spieler gewinnt, sie ist ein Kunsthandwerk der Regierenden. Nun aber wechselt das Bild. An Stelle der Regierungskunst soll die Natur treten. Die liberalen Systeme variiren das Grundthema „Freiheit." Regierungsmaßregeln werden zur wirtschaftlichen Grundsünde. Die Physiokraten verlieren sich so weit in Naturträumerei, daß für sie nur der Ackerbau Werte schafft. Adam Smith preist die freie Arbeit als die Quelle alles Glücks, die Arbeit in Industrie und Ackerbau, die Arbeitsteilung der aufdämmernden Neuzeit. Er beginnt das Problem des Wertes zu bearbeiten und zerlegt den Preis der Waren in seine drei Grundbestandteile: Grundrente, Kapitalzins und Arbeitslohn. Er bleibt ein Riese im Reich des ökonomischen Denkens, auch wenn die Zeit dies und das an seinem System durch die Thatsachen der Wirtschaftsgeschichte zerbröckeln ließ. Auf seinen Schultern stehen Ricardo und Malthus. Jener arbeitet an der Theorie des Preises, dieser denkt nach über Werden und Vergehen der Millionen von Menschen. Von beiden bekommen wir den Eindruck, daß sie mit einem Hauptgedanken die ganze weite Welt beleuchten wollen, daß aber eben darin ihre Einseitigkeit liegt. Ricardo läßt uns kühler, Malthus aber greift unser christliches Herz an. Ihn umweht eine kalte Luft. Wie konnte ein Mann Geistlicher sein, der es Gott nicht zutraute, daß er Speise giebt für alles, was lebet und webet? Ueber Malthus ist, wie wir noch berichten werden, in diesen Tagen viel gedacht und gestritten worden. Wohlthuend berührte die Gerechtigkeit, mit der der Vortragende über die deutschen Vertreter der liberalen Wirtschaftslehre sprach. Nach den Liberalen kommen die Sozialisten, zuerst die Utopisten und dann die Marxisten. Der Pessimist Sismondi, der Optimist St. Simon, der phantastische Sozialist Fourier und der frühzeitige Anarchist Proudhon wandeln als Eröffner des Zuges vor Louis Blanc und Lassalle, hinter denen das Freundespaar Marx und Engels

erscheinen, die Heroen der weit anschwellenden Heerschar des Proletariats. Von besonderm Interesse ist es, die Fäden nachzuweisen, durch die die Hauptgegner der bürgerlichen Gesellschaft mit den Nationalökonomen eben dieser Gesellschaft zusammenhängen. Auch Marx war in gewissem Sinne Produkt der Verhältnisse und Erbe der Väter.

Professor Rathgen aus Marburg nimmt nach Elster den Platz auf dem Katheder ein. Er entrollt keine historisch-dramatischen Gemälde, er ist der klare und schlichte Berichterstatter über das, was heute ist. Seine Vorträge über den Handel wollen nicht unerwartete Effekte bringen und auch nicht zu stürmischer That fortreißen, sondern sie wollen eben einfach beobachten lehren auf einem Gebiete, das dem Geistlichen meist nur in seinen Außenseiten bekannt ist. Wir standen im Museum vor einem Glaskasten, in dem ein sehr komplizirter Apparat seine tausend Drehungen machte. Neben dem Glaskasten stand Professor Rathgen und sagte: „Was Sie da vor sich sehen, meine Herren, das ist die Uhr des Welthandels. Sie ist das größte Meisterwerk des Jahrhunderts. Wir wollen sie ansehen, aber nicht berühren. Ich werde versuchen, Ihnen die Bedeutung der Hauptteile des Mechanismus zu verdeutlichen. Dabei werde ich etliche allgemeinere Bemerkungen über die Mechanik des Wirtschaftslebens vorausschicken müssen." Er begann über die Arbeitsteilung als Quelle des Fortschritts zu reden, fand dadurch den Platz des Handels in der großen Harmonie von Thätigkeiten, schützte ihn vor ungerechten Vorwürfen und zeigte, wie im Handel selbst die Tendenz liege, sich der falschen Schrauben und überflüssigen Nebenräder zu entledigen. Voll Interesse gingen wir mit Professor Rathgen in die Börse. Durch seine Erklärungen bekam das Gewirr der Stimmen etwas Verständliches. Aber es schien, als habe uns der Vortragende in guter Absicht mehr mit den bessern Gliedern der Börse bekannt gemacht als mit den gefährlichen. Von der Börse wanderten wir in die großen Warenhäuser und Konsumvereine, bis wir schließlich beim Kleinhändler ankamen und ihm ein wenig auf die Finger sahen, während er die Produkte Indiens und Mexikos an deutsche Dorfkinder verteilte.

Wie aber soll ich von Professor Adolph Wagner schreiben? Er wird nicht zürnen, wenn ich ihn mit einem Geographen vergleiche, den ich einst vor Gymnasiasten in wenig Stunden das System der Alpen entwickeln hörte. Der Geograph kannte die Alpen aus eignen Hochfahrten und aus der gesamten Alpenlitteratur. Jede Spitze, jedes Rinnsal, jeder Absturz, jeder Gletscher und jede Schneewand, alles stand gedrängt und lebhaft vor seinem Geiste. Er war mit den Alpen so verwachsen, daß er kaum begriff, wie jemand die Alpen nicht kennen könne. Er redete von den Tauern und Dolomiten, von Urgebirge und Jura wie von Dingen, die jeder Tertianer seit Jahren weiß. Dadurch bekam sein System der Alpen für manche seiner Schüler etwas Undurchsichtiges. Es fehlten ihnen bisweilen die Vorbegriffe. Jeder aber ward reich entschädigt durch die Einzelheiten, die sich in das System der Alpen hineindrängten. Mit wenig Worten standen oft ganze Berggruppen klar vor dem Auge, Zwischenbemerkungen belebten die Karte, und vor allem: der ganze Vortrag hatte Alpenluft, Alpengröße, Alpenliebe. — Das Bild wird von selbst deutlich sein. Die Alpen sind die Prinzipien, die Elemente der Nationalökonomie. Unsre Karte war der Leitfaden, der auf 37 Seiten aus Büchertiteln und inhaltschweren Stichworten besteht. Alle diese Stichworte uns zu erklären war unmöglich, aber vieles wurde geboten: Güterlehre; Einzelwirtschaft, Volkswirtschaft, Weltwirtschaft; Bevölkerungslehre; das Verteilungsproblem; privatwirtschaftliches, charitatives und gemeinwirtschaftliches System; die Natur als Summe von Stoffen und Kräften; die Arten der Grundstücke; die Arbeit u. s. w. u. s. w. Bei allen Darlegungen schienen uns folgende Absichten deutlich: man soll dem Sozialismus recht geben, wo er etwas Durchführbares vorschlägt, aber man soll ihn streng abweisen, wo er Phantasien in die Welt wirft; man soll nicht glauben mit bloßer Ethik ohne ökonomische Technik viel zu erreichen; man soll überhaupt die Verbesserungsfähigkeit dieser armen Erde nicht überschätzen. Wiederholt ermahnte uns Professor Wagner, nicht bloß die Reizmittel der ganzen und

halben Sozialisten in uns aufzunehmen, sondern vor allem das Hausbrot der akademischen Nationalökonomie. Wohlthuend war es, wie er sich von der bloß historischen Auffassung schied als prinzipieller und aktueller Volkswirtschaftler. Wagner hat uns klein gemacht, denn er zeigte täglich den Riesenabstand des Dilettanten vom Berufsarbeiter, er hat uns aber auch emporgehoben, denn er traute uns zu, daß wir reif werden könnten für Prinzipienlehre im höhern Stil. Mit innerer Bewegung aber lauschten wir ihm dann, wenn das sittlich religiöse Moment mitten in der Prinzipienlehre kurz und kräftig zum Ausdruck kam.

Der erste in der zweiten Reihe von Dozenten war Dr. Oldenberg. Man wird es einem Vertreter der innern Mission nicht verargen, wenn er ihn mit seinem Vater, dem Biographen Wicherns, zusammenstellt. Beide haben Freude an den Feinheiten des deutschen Stils. Jeder Satz ist ein kleines Kunstwerk. Es ist, als sähe man einen Goldschmied mit Loupe und Feile, der die Kanten scharf, die Ecken spitz, die Rundungen elegant, das Ganze harmonisch machen will. Die Stimmung, der Kunststil ist aber bei Vater und Sohn ein wenig verschieden. Der Vater liebt weichere Gesamtwirkungen als der Sohn. Dieser ist der Genosse einer härtern Epoche von Menschen, er ist mehr Realist, mehr moderner Mensch. Ausgehend von den Arbeiter- und Handwerkerbewegungen der vierziger Jahre, ließ uns Oldenberg das Erwachen der untern Hunderttausend beobachten. Er zeigte den beständigen Zusammenhang zwischen den Ideen oben und unten. Das Bildungsstreben der Handwerker und Arbeiter in der Mitte des Jahrhunderts ward eingehend gewürdigt. Der Glanzpunkt aber war die Charakteristik Lassalles. Oldenberg ist ein geborner Psycholog. Diese Charakteristik Lassalles muß er bald drucken lassen, seine Hörer haben ein Recht, diesen Genuß ein zweites mal von ihm zu erbitten. Auch Marx, Engels und Liebknecht traten in bestimmten fein gezeichneten Zügen vor unsern Geist. Wir sahen nicht bloß Systeme, sondern Menschen vor uns. Den Schluß machte eine sympathische und sachkundige Besprechung der evangelischen Arbeitervereine.

Keinen ganz leichten Stoff hatte Amtsrichter Kulemann aus Braunschweig zu behandeln: die deutsche Sozialgesetzgebung. Die meisten Teilnehmer sind infolge ihrer Vorbildung mehr geneigt, Ideen in sich aufzunehmen als Paragraphen vorhandner Gesetze. Kulemann aber weiß gerade für eine solche Zuhörerschar den rechten Ton zu treffen, er umgießt die Paragraphen mit Idee. Er ist ein Jurist, dem die Erfahrungen der Rechtspraxis zu Gebote stehen, dem aber neben der Justitia von heute noch eine zweite Gestalt über die Schultern blickt, die ewige Justitia, das Recht derer, die heute oft nicht Recht finden. Auf solche Weise ist er in unserm Kreise ein eigenartiges, höchst wertvolles Glied. Er sprach von Arbeiterversicherung im Unterschied vom Armenrecht, von der historischen Entwicklung des deutschen Arbeiterrechts, von den drei großen Reichsgesetzen des letzten Jahrzehnts. Sein Leitfaden bringt eine wertvolle chronologische Ordnung des bisherigen gesetzlichen Materials.

Professor Stieda aus Rostock trug über Gewerbepolitik vor, im wesentlichen über die Lage des Handwerks. Das Handwerk ist ein schwerkranker Mann, es liegt noch nicht ganz darnieder, aber es ist auch nicht recht arbeitskräftig. Seit langen Jahren ist viel Geld für Medizin ausgegeben worden, aber ein sehr merkbarer Fortschritt zum Bessern ist nicht eingetreten. Was soll nun ein Arzt thun? Soll er sagen: Es verlohnt sich nicht, hier zu raten; laß den Kranken sterben!? Das wäre grausam. Soll er versprechen: Getrost, übers Jahr bist du wieder gesund!? Das wäre die Art eines Charlatans. Ein Arzt des Handwerks muß sich bescheiden können, wenn er nur da und dort seinem Patienten Linderung beschaffen kann, und wenn er ihn überhaupt am Leben erhält. Wenn dabei die Nachbarn und Freunde des Kranken sagen, der Herr Doktor habe nur nicht die rechte Energie, so thun sie ihm Unrecht. Ueber das Handwerk reden ist nicht leicht. Professor Stieda hat treu und schlicht uns aufgeklärt, und wir persönlich glauben, daß seine Stellung zur Sache im Wesentlichen das Rechte trifft.

Ende gut, alles gut. Das Ende sind die Vorträge von Dr. Weber über Landwirtschaft und Agrarpolitik, eine vortreffliche Gabe. In Weber vereinigt sich Wissenschaftlichkeit mit praktischem Griff. Er weiß, was seine Hörer verstehen und was sie brauchen. Seine erste Stunde über die Vorgeschichte der deutschen Agrarverfassung war in unsern Augen die Perle des ganzen Kursus: munter, witzig, bisweilen fast übermütig keck, sachlich, anschaulich und dabei im Hintergrunde die gewaltige Tragik des Unterganges der freien deutschen Landgemeinden, eine Stunde voll Zorn, Wehmut und Lachens wie ein historisches Drama von Shakespeare. Natürlich konnten sich die weitern Stunden nicht in derselben Höhenlage bewegen. Es galt in das Detail einzugehen. Wir haben über Feldgraswirtschaft und Dreifelderwirtschaft, über Fruchtwechsel und ländlichen Maschinenbetrieb, über Export und Import, über Selbstbewirtschaftung und Verpachtung, Rittergüter, Bauern und Taglöhner, Dreschgärtner und Sachsengänger, Knechte und Mägde, Naturallohn, Geld, Silberwährung, Rentengüter und noch über viel andres gehört, und wo nur Weber hineingriff ins volle Menschenleben, da war es interessant. Er schaut das Leben gegenständlich an. Von allgemeinen weitgehenden Allerweltsmitteln will er nichts wissen. Wenn er von allgemeiner Bodenverstaatlichung hört, ergreift ihn „körperliches Unbehagen." Er hat den Blick eines Politikers, er sieht die schlummernde Kraft in den kleinen Leuten des Ostens und fragt dabei, welche Rolle diese Kraft im Staatsganzen spielen soll. Er stellte den Kursus vor die Frage: sind wir es, die den deutschen Osten zu wecken berufen sind? Unter allen Vorlesungen war die seinige am meisten aktuell. Wir freuen uns, daß er ausdrücklich den evangelisch-sozialen Arbeiten seine Sympathie aussprach, solange die Theologen sich nicht streiten würden.

Ehe wir aber von den Vormittagsvorlesungen scheiden, gedenken wir des Vorsitzenden, Landesökonomierat Nobbe, der den Kursus mit einer gehaltvollen Ansprache eröffnete. Alles sollte angesehen werden sub specie societatis und im Lichte der christlichen Ethik. Was er versprach, haben die Dozenten treu gehalten. Es war in der ganzen Versammlung nur eine Stimme über die Vorzüglichkeit des Programms und über den Nutzen, den die Hörer hatten.

F R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 45 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein gut empfohlener Predigtamtskand. sucht Stelle als Vikar oder Hauslehrer. Off. sub H G durch die Exp. dieses Blattes.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung
des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Soeben erschien im Verlag von **Eugen Strien** in **Halle, S.**:

D. Willibald Beyschlag, Blütenstrauß vom Lebenswege. Gesammelte Gedichte.
Eleg. gbd. 3 Mk.

„Den an meinem siebzigsten Geburtstage teilnehmenden Freunden" — so lautet die Widmung des Buches, das jedoch weit über den Kreis der nähern Freunde des berühmten Theologen hinaus dankbare Leser finden wird.

Billige Bücher

findet man angezeigt in dem soeben erschienenen Antiquarischen Katalog Nr. 59 (Theologie) zu sehr günstigen Bezugsbedingungen. Bitte zu verlangen.

Georg Nauck (Fritz Rühe),
Berlin SW. 12, Friedrich-Str. 52/3.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Jäger und Kober, C. F. Spittlers Nachfolger in Basel und eine Beilage des Eisenwerkes in Kaiserslautern

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 46 Leipzig, den 9. November **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ein Lutherwort — Aus dem Büchlein: Deutsche Theologie: 1 — Thomas Carlyle über Helden und Heldenverehrung — Renaissance und Reformation. Rede bei dem Fest der Upsalaer Studentenschaft zur Erinnerung an die Kirchenversammlung zu Upsala am 7. September 1893. Erste Hälfte — Das sechste Gebot aus Luthers Leben. Erste Hälfte — Die kirchliche Lage in Livland: 4 (Schluß) — Bücher und Schriften: Koldes Martin Luther; Neue Lutherfunde; Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit; Analecta Lutherana et Melanthoniana; Luthers Werke für das christliche Haus; Was machte Luther zum Manne des Volkes; Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession; Was wir der Reformation zu verdanken haben; Luther auf der Koburg 1530; Die Erneuerung der Wittenberger Schloßkirche; Bekenntnis und Gelübde in der Konfirmation — Zur Beachtung — Anzeigen

Ein Lutherwort

Der Christen Zeichen, Gott zu ergreifen*)

Will ich nun nicht fehlen, so muß ich das Wort fassen, das in die ganze Welt erschollen ist; und ist das: Ich habe meinen Sohn für dich gegeben, der sein Blut für dich vergossen hat, gestorben ist, und dich erlöset, und hat dich mit mir versühnet, mich dir zum Freund und Vater gemacht.

So mag ich nun wohl also beten: Himmlischer Vater, der Du alle Dinge geschaffen hast, der Du die Kinder Israel aus Aegypten, durchs Rote Meer, durch die Wüsten und durch den Jordan geführet hast, aus der Hand Pharaonis erlöset, mit Himmelbrot gespeiset, mit Wasser aus dem Felsen getränket hast u. s. w. Das alles aber gehet mich nicht an. Der Du mit Noah große Wunder angerichtet hast, gehet mich auch nicht an. Der Du Petrum auf dem Meere ließest gehen, den Aussätzigen Befehl gabest, den Priestern sich zu erzeigen, gehet mich auch nicht an. Ich muß ihn anrufen und ergreifen mit dem Wort und Zeichen, das mich angehet, nämlich also: Herr, der Du mich erlöset hast durch das Blut Deines Sohnes Jesu Christi. Das Wort gehet mich an, das durchdringet den Himmel, mit dem Worte treffe ich gewißlich Gott, damit hat er sich angebunden.

Aus dem Büchlein: Deutsche Theologie

Das Büchlein von der deutschen Theologie wurde einst von D. Martin Luther an das Licht gebracht. Es war seine erste Publikation. Er hat im Jahre 1516, also unmittelbar vor dem Thesenstreit, einen Teil der Schrift und dann 1518 das Ganze herausgegeben nach einer Handschrift, die er „ohne Titel und Namen" gefunden hatte. Das Büchlein wurde sehr oft, auch von Johann Arndt, herausgegeben; die sorgfältigste Ausgabe hat Franz Pfeiffer 1851 nach einer neu aufgefundnen Handschrift vom Jahre 1497 veranstaltet. Der Verfasser, der in dieser Handschrift kurzweg der „Frankfurter" genannt wird, war Priester und Kustos in dem Deutsch-Herren-Haus zu Sachsenhausen bei Frankfurt am Main und gehörte dem Kreise der sogenannten „Gottesfreunde" an. Er vertrat eine edle Richtung der Mystik, wie Tauler und Heinrich Suso. Daß sein Name unbekannt geblieben ist, lag wahrscheinlich in der Absicht des Verfassers, und alle Versuche, dieses Dunkel aufzuhellen, sind bis jetzt erfolglos geblieben. Auch der Priester Heinrich von Rödelheim, dem man die Schrift zuschreiben wollte, ist nicht als deren Urheber anzusehen. Als Entstehungszeit ist etwa das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu betrachten.

Wie sehr Luther diese Schrift wertgehalten hat, beweist eine Stelle der Vorrede: „Es ist mir," so schreibt er, „nächst der Bibel und Sankt Augustin nicht fürkommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt habe und [lernen] will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge sind; und befinden wir allererst, daß es wahr sei, daß etliche Hochgelehrte von uns Wittenbergischen Theologen schimpflich reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorher und anderswo auch Leute gewesen. Ja freilich sind sie gewesen, aber Gottes Zorn, durch unsere Sünde verwirkt, hat uns nicht lassen würdig sein, dieselben zu sehen und zu hören. Denn am Tag ist, daß in den Universitäten eine lange Zeit solches nicht gehandelt, (sondern) dahin bracht ist, daß das heilige Wort Gottes nicht allein unter der Bank gelegen, sondern von Staub und Motten nahe verwesset."

Bedeutend war ohne Zweifel der Einfluß dieser Schrift auf Luther um jene Zeit, und selbst im Stil der 95 Thesen läßt sich diese Einwirkung nachweisen. Wir sehen übrigens für diesmal ab von einer theologischen Würdigung dieser eigenartigen Schrift, die immerhin bei vielem Herrlichen auch manches für uns befremdlich Klingende enthält. Wir begnügen uns, die Aufmerksamkeit der Leser auf sie zu lenken durch die Mitteilung einer Reihe von Leitgedanken, die zum Nachdenken und Nachachten anregen sollen — vielleicht daß mancher dann das alte Büchlein trotz seinen ungefrenzten und unbefrenzten Worten, von denen Luther redet, und dem groben deutschen Bauernrock, den Johann Arndt ihm zuschreibt, so lieb werden wird, wie dem, der diese Blütenlese daraus zusammengestellt hat und der kleinen Schrift die tiefste Anregung für Herz und Leben verdankt.*) Nur die eine Bemerkung sei dem Theologen gestattet, daß in den dogmatischen Kämpfen unsrer Tage die Christologie dieser Schrift mehr Beachtung verdiente, als ihr bisher zu teil geworden ist.

1

Wann kommt das Vollkommene? Ich spreche, wann es, sofern es möglich ist, erkannt, empfunden und geschmeckt wird in der Seele. Denn der Mangel liegt gänzlich in uns und nicht in ihm. Denn gleichwie die Sonne die ganze Welt erleuchtet und dem einen ebenso nahe ist als dem andern, so sieht sie doch kein Blinder nicht. Aber das ist kein Gebrechen der Sonne, sondern des Blinden. Und gleichwie die Sonne ihren klaren Schein nicht verbergen kann, sondern die Welt erleuchten muß (wenn anders der Himmel geläutert und ge-

---

*) Vorher ging ein Abschnitt mit der Ueberschrift: „Das Zeichen, dabei die Juden Gott ergreifen sollen." Dieser Gegensatz erklärt die obige Ueberschrift. Das Stück stammt aus der „Auslegung der zehn Gebote aus dem 19. und 20. Kapitel des zweiten Buches Mosis, gepredigt zu Wittenberg 1528." Erlanger Ausgabe 36, S. 37. D H

*) Eine ganz billige Ausgabe ist im Verlage von J. F. Steinkopf in Stuttgart 1858 erschienen in der Arndtschen Uebersetzung. Oben ist die treffliche Uebertragung Pfeiffers (in der neuhochdeutschen Mundart) benutzt.

reinigt ist), also will sich auch Gott, der das höchste Gut ist, vor niemand verbergen, wo er anders eine andächtige Seele findet, die da gänzlich gereinigt ist von allen Kreaturen. Denn so viel wir uns frei machen von den Kreaturen, so viel werden wir empfänglich des Schöpfers, und dessen weder minder noch mehr.

* * *

Es soll kommen, daß der Menschen Erkenntnis gar lauter und vollkommen sei, daß er eigentlich in der Wahrheit bekenne, daß er an sich selber nichts Gutes habe und vermöge, und daß alle seine Erkenntnis, Weisheit und Kunst, sein Wille, Liebe und gute Werke von ihm nicht kommen und auch nicht des Menschen sind noch einer Kreatur, sondern daß es alles des ewigen Gottes ist, von dem es alles kommt, wie Christus selber spricht: „Ihr möget ohne mich nichts Gutes thun."

* * *

Ein Meister, Boethius genannt, der spricht: „Daß wir nicht das Beste lieb haben, das kommt von Gebrechen." Er hat wahr gesagt: das Beste sollte das Liebste sein, und in dieser Liebe sollte nicht angesehen werden Nutz oder Unnutz, Frommen oder Schaden, Gewinn oder Verlust, Ehre oder Unehre, Lob oder Unlob oder dieser eins; sondern was in der Wahrheit das Edelste und das Beste ist, das sollte auch das Allerliebste sein, und wegen nichts anderm, denn allein deshalb, weil es das Beste und das Edelste ist. Hiernach möchte ein Mensch sein Leben richten von außen und von innen.

* * *

Wer sich selbst eigentlich wohl erkennt in der Wahrheit, das ist über alle Kunst, denn es ist die höchste Kunst; wenn du dich selbst recht erkennst, so bist du vor Gott besser und löblicher, wie wenn du dich nicht erkennst, und erkennst den Lauf der Himmel und aller Planeten und Sterne und auch aller Kräuter Kraft und alle Komplexion und Neigung aller Menschen und die Natur aller Tiere, und hättest auch darin alle die Kunst aller derer, die im Himmel und auf Erden sind. Denn man spricht, es sei eine Stimme vom Himmel gekommen: „Mensch, erkenne dich selbst!" Darum ist es noch wahr, daß man spricht: „Es ward ein Ausgang nie so gut, ein Inbleiben wäre besser."

* * *

Ein wahrer Liebhaber, der hat Gott oder das ewige Gut gleich lieb im Haben und im Darben, im Süßen und im Sauern, in Lieb und in Leid und desgleichen, denn er sucht allein die Ehre Gottes und des Seinen nichts, weder im Geiste noch in Natur. Und dennoch steht er allzeit gleich unbewegt in allen Dingen.

* * *

Alles, was in Adam unterging und starb, das stand in Christo wieder auf und ward lebendig; und alles, was in Adam aufstand und lebendig ward, das ging in Christo unter und starb. Was ist aber das? Ich spreche, wahrer Gehorsam und Ungehorsam. Was ist aber wahrer Gehorsam? Ich spreche, der Mensch sollte also gar frei ohne sich selbst stehen und sein, das ist ohne Selbstheit, Ichheit, Mir, Mein und Mich und desgleichen; also daß er sich und das Seine so wenig sucht und meint in allen Dingen, als ob es nicht wäre. — Hiebei mag man merken, was Ungehorsam sei, das ist: daß der Mensch von sich selber etwas hält und meint, er sei und wisse und vermöge etwas, und sich selber und das Seine sucht in allen Dingen, und sich selber meint und lieb hat und desgleichen.

* * *

Wer nun in seiner Selbstheit und nach dem alten Menschen lebt, der heißt und ist Adams Kind. Ja, er mag also fleißig darin leben, daß er ist des bösen Geistes Kind und Bruder. Wer aber in demütigem Gehorsam lebt und in dem neuen Menschen, der ist Christi Bruder und Gottes Kind. Sieh, wo der alte Mensch stirbt und der neue geboren wird, da geschieht die zweite Geburt, davon Christus sprach: „Ihr werdet denn zum zweitenmal geboren, so kommt ihr nicht in das Reich Gottes."

D — Fr

Thomas Carlyle über Helden und Heldenverehrung

Aus seinem vierten Vortrage über Luther und Knox*)

Luther und Knox waren ihrem Berufe nach Priester und verrichteten treulich Priesteramt im gewöhnlichen Sinne. Wir haben es aber mit beiden mehr nach ihrem geschichtlichen Charakter zu thun, mehr mit den Reformatoren als den Priestern. Wohl hat es in ruhigern Zeiten andre Priester von vielleicht gleicher Bedeutung gegeben, treue Gehilfen der Anbetung, die durch einen glaubensvollen Heroismus hierin vom Himmel ein Licht herniederzubringen wußten in das tägliche Leben ihres Volkes, es vorwärts zu bringen als unter Gottes Führung auf dem Wege, den es zu wandeln hatte. Aber wenn dieser selbe Weg nun rauh war, voll Kampf, Verwirrung und Gefahr, dann wird der geistesgewaltige Feldherr, der da hindurchführt, besonders für uns, die wir die Wohlthat seiner Führung genießen, weit wichtiger und größer als irgend ein andrer Priester. Er ist der kriegführende und kämpfende Priester, der sein Volk nicht zu stiller redlicher Arbeit, wie in stillen Zeiten, sondern zu gläubig tapferm Streit leitet in Zeiten der Gewalt und des Zerfalls: ein weit gefährlicheres Amt.

Luther und Knox wollen wir als unsre besten Priester betrachten, insofern sie unsre besten Reformatoren waren. Ja, ich werfe die Frage auf: ist denn nicht jeder wahre Reformator durch seine Natur zuerst vor allem ein Priester? Er ruft des Himmels unsichtbare Gerechtigkeit wider die sichtbare Macht auf Erden an, er weiß, daß das Unsichtbare stark ist, daß es allein stark ist. Ein Glaubensheld ist er, der sich an die göttliche Wahrheit der Dinge im Glauben hält, ein Seher, der durch den Schein der Dinge hindurchsieht, ein Verehrer der göttlichen Wahrheit der Dinge auf dem einen oder dem andern Wege, kurz: ein Priester. Ist er nicht zuerst ein Priester, so wird er nie zu einem Reformator ausreichen.

Ohne Zweifel wäre es schöner, könnten wir immer auf dem Wege der Musik dahingehen, gezähmt und unterrichtet werden durch unsre Dichter, wie die wilden Geschöpfe vor alters durch ihren Orpheus. Oder wenn schon nicht auf diesem Wege der Musik, wie gut, wenn dann wenigstens auf dem gleichförmigen Wege, ich meine, wenn feierliche Priester, die von Tag zu Tag ihr Reformationswerk thäten, uns immer genügten. Aber so geht es nicht, selbst dies Letztere ist noch nicht der Fall gewesen. Der kämpfende Reformator ist leider von Zeit zu Zeit eine notwendige, unvermeidliche Erscheinung. Wegversperrungen bleiben nie aus, gerade die Dinge, die einst unentbehrliche Förderungsmittel waren, werden zu Versperrungen und müssen beseitigt und hinter uns gelassen werden, eine Arbeit von oft ungeheurer Schwierigkeit. Es ist sicherlich wohl beachtenswert, wie eine Theorie oder eine geistige Vorstellung, wie wir es nennen wollen, die einst die ganze Welt gefangen hielt und in allen ihren Teilen dem großartig-umfassenden und scharfsinnigen Verstande Dantes, eines der Größten in der Welt, genügte, im Laufe eines andern Jahrhunderts schon Köpfen gewöhnlicher Art zweifelhaft wurde, Widerspruch fand und jetzt jedem einzelnen von uns vollständig unglaublich, veraltet ist wie Odins Weltanschauung! Für Dante war das Wesen des Menschen und Gottes Wege mit der Menschheit durch jene Malebolges und Purgatorios ganz richtig dargestellt, nicht so für Luther. Warum konnte nicht Dantes Katholizismus einfach weiter bleiben, warum mußte notwendig Luthers Protestantismus darauf folgen? Leider bleibt eben nichts einfach weiter.

Vom Fortschritt der Arten, wie er heutzutage behandelt wird, mache ich nicht viel Wesens. Das Reden über diesen

*) Aus den Vorträgen über „Helden und Heldenverehrung," die Carlyle im Jahre 1840 vor einer zahlreichen, durch Rang und Bildung glänzenden Zuhörerschaft hielt, und die einen gewaltigen bleibenden Eindruck im ganzen Lande machten. Dem vierten Vortrag, der über den Helden als Priester (Luther und Knox) handelt, ist der obige Ausschnitt entnommen, der leider des Raumes halber sich Kürzungen gefallen lassen mußte. Zum Verständnis einiger kurzen Andeutungen sei bemerkt, daß Carlyle sich an einigen Stellen auf Gedanken der vorhergegangnen Vorträge zurückbezieht, die den Helden als Gott (Odin), als Propheten (Muhammed), als Dichter (Dante, Shakespeare) behandelten. Der Uebersetzer.

Gegenstand ist zu oft sehr überspannt und verwirrt. Aber das darf ich doch sagen: die Thatsache selbst erscheint sicher genug, ja wir können sogar ihrer unausbleiblichen Notwendigkeit in der Natur der Dinge nachspüren. Jeder Mann ist, wie ich irgendwo einmal schon gesagt habe, nicht nur ein Lerner, sondern auch ein Lehrer; mit seinem Geiste, der ihm geschenkt ist, lernt er, was gewesen ist, aber mit demselben Geiste forscht er weiter, erfindet und erschließt etwas von seinem Eignen. Denn gänzlich ohne Ursprüngliches ist kein Mensch. Kein Mensch überhaupt glaubt oder kann überhaupt genau das glauben, was sein Großvater annahm, durch neues Entdecken erweitert er irgendwie seine Einsicht in das Weltall und folglich seine Ansicht von dem Weltall, einem Weltall, das ja unendlich ist und nie ganz oder endgiltig durch irgend eine Einsicht oder Ansicht, selbst durch ihre denkbar größte Erweiterung begriffen werden kann — irgendwie erweitert er also seine Kenntnisse und findet, daß, was seinem Großvater glaublich war, für ihn unglaublich und falsch ist und nicht mehr mit etwas Neuem zusammenstimmt, das er entdeckt oder beobachtet hat. Das ist die Geschichte jedes Mannes, und in der Geschichte des Menschengeschlechts sehen wir es aufgespeichert zu großen historischen Anhäufungen — Revolutionen, neue Epochen! Dantes Purgatoriumsgebirge steht nicht mehr „im Ozean der andern Halbkugel," nachdem Kolumbus einmal dorthin gesegelt ist. Die Menschen finden nichts dergleichen auf der andern Halbkugel; es existirt dort nicht. Auch der Glaube konnte ihm dort keine Existenz mehr geben. So ist es mit jeglichen Glaubensmeinungen in dieser Welt — mit allen Glaubenssystemen und Systemen der Lebenserfahrung, die daher ihren Ursprung nehmen.

Wenn wir nun die verhängnisvolle Thatsache hinzufügen, daß, wenn der Glaube unsicher wird, auch die Lebensführung ihre Gesundheit verliert und Verirrungen, Ungerechtigkeiten und allerlei Elend immer mehr und mehr überwiegen, dann erblicken wir reichlichen Revolutionsstoff. Ueberall muß ein Mann, der treulich handeln will, fest glauben. Wenn er bei jeder Wendung das Urteil der Welt erfragen muß, wenn er sich vom Urteil der Welt nicht losmachen kann und sein eignes Urteil zum Sklaven macht, dann ist er ein armer Augendiener, das ihm anvertraute Werk wird mißgethan sein. Jeder solche Mann trägt Tag für Tag sein Teil zu dem unausbleiblichen Verfall bei. Jedes Werk, das er überhaupt thut, ein Auge gerichtet auf den äußern Schein, ist ein neues Aergernis, erzeugt neues Elend für den einen oder den andern. Die Aergernisse häufen sich, bis sie unerträglich werden, und dann werden sie gewaltsam durchbrochen und eine Explosion muß Klarheit schaffen. Dantes erhabner Katholizismus, nunmehr theoretisch nicht mehr zu glauben und noch schlimmer durch treulose, zweifelnde und unehrenhafte Lebensführung entstellt, muß durch einen Luther niedergerissen werden; Shakespeares edler Feudalismus, so schön er einst aussah und war, muß in einer französischen Revolution enden. Bei Anhäufungen von Aergernissen kommt es, wie wir sagen, buchstäblich zu einer Explosion, zu einer Auseinandersetzung durch vulkanischen Kräfte, und lange wirrungsvolle Perioden treten ein, bevor es wieder zu sichern Festsetzungen kommt.

Nun wäre es allerdings traurig genug, wenn wir nur diese Seite der Sache betrachteten und in allen menschlichen Meinungen und Einrichtungen nur dies als Thatsache fänden, daß sie unsicher, zeitlich, dem Gesetze des Todes unterworfen sind. Im tiefsten Grunde ist es durchaus nicht so, aller Tod, so finden wir auch hier, ist nur Tod des Leibes, nicht Tod des wirklichen Wesens oder der Seele; alle Zerstörung durch gewaltsame Umwälzung oder auf andre Weise ist nur eine Neuschöpfung auf einer höhern Stufe.

Ich finde, daß Luther ein Niederreißer von Götzenbildern gewesen ist, nicht weniger als irgend ein andrer Prophet. Die hölzernen Götter der Koreischiten, die aus Holz und Bienenwachs gemacht waren, sind Muhammed nicht mehr verhaßt gewesen als Luther die Sündenvergebungen Tetzels, die aus Schafshaut und Tinte gemacht waren. Es ist die Eigentümlichkeit jedes Helden in jeder Zeit, an jedem Ort und in jeder Stellung, daß er zur Wirklichkeit zurückkommt, daß er auf Dingen seinen

Standpunkt nimmt und nicht auf dem Schein von Dingen. Gerade so wie er bestimmt und klar oder in tiefen wortlosen Gedanken die ehrfurchtgebietenden Realitäten der Dinge liebt und verehrt, gerade in dem Maße wird der hohle Schein der Dinge, mag er noch so regelrecht geziert und beglaubigt sein von Koreischiten oder Konklaven, ihm unerträglich und verächtlich sein. Auch der Protestantismus ist eines Propheten Werk, das Prophetenwerk des sechzehnten Jahrhunderts, der erste Schlag ehrlicher Zerstörung, der ein Altes traf, das falsch und zum Götzen geworden war, von weither ein Neues vorbereitend, das wahr sein soll und echt göttlicher Art.

Auf den ersten Blick könnte es nun scheinen, als ob der Protestantismus durchaus niederreiße und zerstöre, was wir Heldenverehrung nennen und als die Grundlage alles Guten hinstellen, das für die Menschheit in der religiösen oder sozialen Sphäre möglich ist. Man hört es ja oft sagen, daß der Protestantismus eine neue Aera eingeführt habe, die gänzlich von der frühern, die die Welt je gesehen, verschieden sei, die Aera des „Privaturteils," wie man sagt. Bei dieser Empörung wider den Papst sei jedermann sein eigner Papst geworden und habe unter anderm das gelernt, daß er nie wieder irgend einem Papste oder einem Geistesführer heldenhafter Art zu glauben habe. Und ist dadurch nicht geistige Einheit, alle Hierarchie und Unterordnung unter Menschen fortan eine Unmöglichkeit geworden? So hören wir sagen. Nun habe ich gar nicht nötig zu leugnen, daß der Protestantismus eine Empörung gegen die höchsten Tyrannen des geistigen Lebens, Päpste und dergleichen mehr gewesen ist. Ich will sogar zugestehen, daß der englische Puritanismus, eine Empörung gegen die höchsten irdischen Gewalten, der zweite Akt davon war, daß die gewaltige französische Revolution selbst der dritte Akt war, wodurch alle höchsten Gewalten, irdische oder geistige, wie es scheinen könnte, abgesetzt oder der Absetzung sicher gemacht wurden. Protestantismus heißt die große Wurzel, aus der unsre ganze nachfolgende europäische Geschichte ihre Zweige heraustreibt. Denn immer wird das Geistige sich in der Weltgeschichte auszugestalten suchen, das Geistige ist der Anfang des Zeitlichen. Und nun ertönt freilich überall der Schrei nach Freiheit, Gleichheit, Unabhängigkeit u. s. w.; an Stelle von Königen Mehrheitsbeschlüsse und Wahlen: es erscheint als ausgemacht, daß jeglicher Herrscher-Held und jegliche Unterthanentreue einem Manne gegenüber in zeitlichen oder geistigen Dingen für immer aus der Welt verschwunden sind. Ich würde an der ganzen Welt verzweifeln, wenn dem so wäre. Es ist eine meiner tiefsten Ueberzeugungen, daß dem nicht so ist. Ohne Oberherrscher, wahre Herrscher, irdischer oder geistiger Art, sehe ich nichts andres kommen als Anarchie, von allen Dingen das häßlichste. Aber ich finde, daß der Protestantismus, was für gesetzlose Demokratie er auch hervorgebracht haben mag, der Anfang einer neuen, natürlichen höchsten Macht und Ordnung ist. Ich finde, daß er eine Empörung gegen falsche Herrscher ist, die mühevolle aber unausbleibliche erste Vorbereitung für wahre Oberherrscher unter uns.

Heldenverehrung? Ach, daß ein Mann selbständig ist, original, wahr oder wie wir es nennen wollen, das ist sicherlich das Allerletzte, was ihn unfähig machen würde, andrer Männer Wahrheit zu verehren und zu glauben. Unfähig macht es ihn allein, ja es nötigt und treibt ihn unwiderstehlich dazu, andrer Männer toten Formeln zu mißtrauen, ihrer Nachsprecherei, ihren Unwahrheiten keinen Glauben zu schenken. Die Wahrheit erfaßt ja ein Mann mit offnen Augen und weil seine Augen offen sind: hat er etwa nötig die zu schließen, um seinen Lehrer in der Wahrheit zu lieben? Er allein vielmehr kann den Lehrer-Helden lieben mit rechter Dankbarkeit und echter Unterwerfung seiner Seele, den Mann, der ihn aus der Finsternis befreit und zum Lichte geführt hat. Ist nicht solch einer ein wahrer Held und Schlangentöter, aller Verehrung wert? Das schwarze Ungeheuer Falschheit, unser einziger Feind in der Welt, liegt da, niedergeschmettert durch seine Macht; er war es, der die Welt für uns erobert hat! — Siehe, wurde nicht ebenso Luther als ein wahrer Papst oder geistiger Vater verehrt, weil er es in Wirklichkeit war? Napoleon wurde mitten aus der

schrankenlosen Empörung des Sansculottentums ein König. Heldenverehrung stirbt nimmer aus, sie kann auch nicht sterben. Unterthanentreue und Herrschermacht sind ewig in der Welt, und was ihnen ihr bleibendes Wesen giebt, das ist, daß sie nicht auf Schauzierat und Scheinwesen gegründet sind, sondern auf Wirklichkeiten und reinen Charakteren. Luthers Sendung brachte Beseitigung und Absetzung aller falschen Päpste und Gewaltigen, aber Leben und Kraft, wenn auch über weite Zeiten hinweg, den neuen und naturwüchsigen. . .

In all diesem wilden Revolutionswerk vom Protestantismus her bis jetzt sehe ich die gesegnetste Endfolge sich anbahnen: nicht Abschaffung der Heldenverehrung, sondern eher, was ich eine ganze Welt von Helden nennen möchte. Wenn Held so viel ist wie ein wahrhaftiger aufrichtiger Mann, warum soll da nicht jeder von uns ein Held werden? Eine ganz lautere Welt, eine glaubende Welt, eine solche ist gewesen, eine solche wird wieder sein — sie kann nicht ausbleiben. Das wäre für Helden eine rechte Art von Verehrern; nie könnte der wirklich Bessere so verehrt werden, als wenn alles wahr und gut wäre!*)

Ke

Renaissance und Reformation

Rede bei dem Fest der Upsalaer Studentenschaft zur Erinnerung an die Kirchenversammlung zu Upsala am 7. September 1893 in der Aula der Universität gehalten von Harald Hjärne, Dr. jur. et phil., Professor der Geschichte an der Universität zu Upsala

Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung

Erste Hälfte

1

Schwedens Laienvolk erhob sich, als die Anwälte der Lehre ihr Werk gethan hatten. Es trat auf den Plan in von Tag zu Tag, von Monat zu Monat unablässig anwachsenden und anschwellenden Reihen, um neben der Priesterschaft mit Brief und Insiegel, Gelöbnissen und Eiden den Beschluß der Kirchenversammlung zu Upsala zu bekräftigen. So wurde das Bekenntnis nach immer neuen Kämpfen und neuen Siegen schließlich Gesetz für Schwedens Kirche und Schwedens Reich.

Voran schritt Herzog Karl, und ihm zunächst des Reiches Rat. Dann kamen Ritterschaft und Beamtentum, das weltliche und das geistliche, die Amtleute und die Bürgermeister, mit Untersiegelung für ihre eigne Person und für die Gemeinden des Reiches, nach Stiften und Aemtern, in Sprengeln, Pfarreien und Städten.

Die Eintracht und der Ernst der Entschließung wuchsen in die Tiefe und in die Weite und wurden durch verschärfte Proben und erhöhte Verantwortung gestärkt.

Die Stände des Reiches schworen, bevor das nächste Jahr zu Ende gegangen war, bei einer neuen Versammlung zu Upsala, vor den Abgesandten Roms und der polnischen Republik, Gut und Blut zu wagen für evangelischen Glauben und dafür, daß auf ewige Zeiten des Papstes Tyrannei ausgeschlossen sei von Schwedens Grenzen. Und Schwedens und Polens König mußte, gezwungen und mit blutendem Gewissen, die Krone seiner Väter unter selbigen ihm vorgelegten Bedingungen entgegennehmen.

Weder er noch irgend ein andrer durfte sich ungestraft von dieser Verpflichtung losmachen. Der schwedische Bauer trat noch einmal unter die Waffen, wie in den Tagen der Engelbrekt und der Stures, um seine Pflicht zu thun unter einem neuen Reichsverweser, der sich der Aufgabe dessen annahm, der sein Königtum verwirkt hatte. König Gustavs Testament, dessen Dolmetsche die Kirchenväter von Upsala gewesen waren, und zu dessen Ausführung sich die Stände von Söderköping verpflichtet hatten, „Alle für Einen und Einer für Alle," kostete das Erbrecht seines frommen Enkels und die Häupter ritterlicher Ratsherren, aber hob Gustav Adolfs Vater auf Schwedens Thron.

Bürgerkrieg in Schweden und in Finnland war erforderlich, um das heimgefallene Erbe zu wahren. Ueber Livlands und Polens Ebenen, rund um Preußens Häfen, entbrannten Fehden um Glauben und Kronen, mit denen ein neuer Abschnitt in dem Kampf von Slawen und Germanen um die Oberherrschaft über die Ostsee anbrach.

Aber als die Stunde der Hoffnungslosigkeit für die Selbstverteidigung des Protestantismus gekommen schien, vermochte Schwedens Volk, durch ausgestandne Mühsal gehärtet und einig zusammengeschlossen durch die Aussondrung der Abgefallenen oder Schwankenden, mit frischem Entsatz einzugreifen und, Schulter an Schulter mit seinen deutschen Stammesgenossen, den festen Kern zu bilden in einer neu gesammelten Schlachtordnung. Bei Leipzig ward die Uebermacht des Feindes durch gegenseitige Hilfeleistung gebrochen. Bei Lützen legte Gustav Adolf mit seinem Heer ein siegreiches Zeugnis ab von seiner treufesten Selbstaufopferung für dieselbe Sache, die einst sein Vater schirmte mit dem Szepter, das er selbst in die Hand genommen hatte, und mit andrer Blut.

Und schließlich wurde in dem verwüsteten und zerrissenen Deutschland, als die europäischen Mächte zum Zwecke des Friedens und der Teilung auf dem westfälischen Fürstenmarkt zusammenkamen, während und trotzdem die Diplomaten ihr Ränkespiel trieben, sozusagen das Siegel der Weltgeschichte unter den Beschluß der Kirchenversammlung von Upsala gesetzt.

2

Ist es Christi Botschaft, die die Ursache war zu diesen Umwälzungen und Kämpfen, Verschwörungen und Kaufverträgen, zu diesen Leiden und Thaten? Hat er, der von sich gesagt hat, daß er sanftmütig sei und von Herzen demütig, seine schwedischen Kämpen lohnen wollen mit unerwarteter königlicher Pracht und vaterländischen Siegen, mit Macht und Ehre auf Kosten Fremder?

Es wäre Gleißnerei oder Lästerung, jetzt solchen Glauben zu predigen, der bei unsern Vätern vielleicht ein unbewußter Ueberrest ehrlichen Heidentums war. Christi Reich bedarf nicht der Waffen der Politik und schenkt nicht den Lohn der Politik. Er erwählt kein Volk zu seinem auserkornen Heer, ebensowenig wie er einen sterblichen Lehrmeister zu seinem Statthalter auf Petri Stuhl gesetzt hat.

Die Reformation hat des Papstes Herrschermacht in Christi Namen bekämpft. Aber wenn die Männer der Reformation irgend einmal, aus menschlicher Furcht vor ihrem Feinde in Rom, menschlicher Obrigkeit, Königen oder dem Volke, geistliche Obergewalt vergönnt haben, so soll ein derartiger Rückfall in sonst verworfenen Aberglauben nicht ihrem Christenglauben zur Last gelegt werden.

Zum mindesten verblieben sie sich selber treu, wenn sie lehrten, daß jeder irdische Beruf, hoch oder niedrig, der der Unterthanen wie der der Obrigkeit, der des Krieges wie der des Friedens, genau so wie der des Priesters ein Gottesdienst ist, von einem Christen getrieben werden darf ohne Gewissensbisse und ohne die äußere Weihe einer vorgeblichen geistlichen Vollmacht.

War es da ein wirklicher Gottesdienst, den unsre Väter verrichteten, als sie mit scharfen Waffen und kühner Staatskunst Schwedens Selbständigkeit, ihre eigne und ihrer Stammesgenossen Freiheit schützten unter unausbleiblichem Schmerz, der allem irdischen Thun sich anheftet? Wer weiß? Vielleicht für manchen unter ihnen, vielleicht für viele. Das ist verborgen und es steht nicht uns zu, Richter zu sein über jener Sache mit Gott. Denn ihr Dienst wird nicht gemessen nach äußerlichen Thaten, und noch weniger nach der Thaten Lohn und Früchten hier bei uns — sondern nach einem höhern Maßstabe, den weder das Urteil der Zeitgenossen noch die Annalen der Nachwelt zu eigen überkommen haben, der nicht verrückt wird weder durch das, was wir wissen können von Erfolg oder Niederlage, noch auch von menschlichem Mißverstand und Sünde. Begnügen wir uns mit dem Glauben der Reformation, daß unsre Väter Christen sein konnten in ihren unterschiedlichen, schweren Aufgaben! Aber sehen wir zu, was ihre Werke und auch ihr Glaube, wie er zu Tage liegt in festgesetzter Lehre und abgeschlossener Gesellschaftsordnung, für unser schwedisches Volk

*) Nun geht Carlyle auf Luthers Werk und Leben näher ein. Wir bringen wohl einmal diese Fortsetzung. Vorläufig fehlt uns der Raum dafür. D H

als Glied in Europas Kulturwelt und Staatengemeinschaft zu bedeuten hatten.

Es gilt doch auch für eine Anschauung, die ohne höhere Ansprüche sich begrenzt findet von dem Horizont der Zeitlichkeit, sich nicht allzusehr verwirren zu lassen von Waffengeklirr und Triumphgeschrei dieser Welt, von Herrscherpomp und Blendlicht der Volkswünsche. Es gilt, so gut als es sich thun läßt, zu suchen nach dem aufrichtigem Wollen der Menschen, nach dem, was sie im Innersten erstreben und was zu gewinnen sie ihre Kraft einsetzen mit solchem Thun, das nicht als unaufrichtig gestempelt werden kann. Immer bleibt trotzdem vielleicht das Meiste, das Beste von ihrem Leben für andre ein Rätsel. Aber zuweilen legt die Größe des Einsatzes von dem Ernst des Vorhabens widerspruchsloses Zeugnis ab.

Die Geschichte bezeugt, was das war, was die Männer der Kirchenversammlung von Upsala und ihre Helfer für sich selbst und für ihr Volk mit voller Besinnung und laut verkündigter Absicht auf das Spiel setzten.

Welches Licht der Ewigkeit in ihrem Glauben abgespiegelt gefunden werden kann, soll hier mit Stillschweigen tieferem Nachdenken überlassen werden. Aber was sie sagten und thaten, schloß für sie und ihre Nachkommen zugleich eine zeitliche Verantwortung ein. Es war für Schwedens Volk eine schließlich vollzogne, selbstbewußte Wahl zwischen zwei Wegen hier auf Erden, eine Lebenswahl, ein Zukunftsgelübde, das zurückgenommen, aber nicht mehr abgeleugnet werden konnte.

Für die Völker in vorwärtsstrebenden Zeiten, wie für den Jüngling an der Schwelle des thätigen Lebens, kommt immer eine Stunde, da die Freiheit sich selbst binden oder von fremder Macht sich binden lassen muß. Und die Wahl muß zumeist getroffen werden unter allerhand Hinderungen durch unklare Bedürfnisse, durch unverkennbare Not, Lockungen oder Leidenschaften, die für den Augenblick mehr oder minder ihre volle Bedeutung verdunkeln, bis Art und Frucht der übernommenen Arbeit allmählich enthüllt werden.

Welcher Art war die Freiheit, die unsrer Väter Wahl in dieser Stunde der Entscheidung bestimmte?

3

In zwiefacher Gestalt stellten sich die Freiheitskräfte dar, die Weltanschauung und Gesellschaftsbau des Mittelalters zertrümmerten. Eine längst brüchige Harmonie gab Raum für die Unruhe des Zweifels. Gratiae veritas naturae*) — „die gleiche Wahrheit herrscht innerhalb der Reiche der Gnade und der Natur.“ So konnte ehrlich gedacht und verkündigt werden nach dem Vorgang des Augustin, so lange die Kirche noch getragen war von vertrauensvollem, wenn auch kurzsichtigem Wahrheitsstreben. Aber wie konnte der gleiche Glaube bewahrt werden, als das Reich der Gnade lediglich von einer lichtscheuen, in Alltagsgewohnheiten ohne Sinneserhebung befangnen Hierarchie vertreten wurde, die den erwachenden Seelen und ihrem sehnsüchtigen Hinausstreben in das Reich der Natur die Thür zuschloß?

Die Renaissance sprengte die Ketten der Tradition oder suchte wenigstens eine andre, ältere Tradition vor, die dem jungen Geschlecht Erlaubnis zu geben schien, sein eignes Leben zu leben. Der gesunde, starke, schöne Mensch brach auf, um seine Welt mit Sturm zu nehmen.

Was gilt das unsichtbare Reich der Gnade, das vielleicht nur ein Märchen ist, gegen die Gaben der Natur und des Lebens Freude? Der Starke will frei denken für sich selbst und läßt die Vorurteile der Menge beiseite oder stößt sie über den Haufen, wenn sie ihm selbst im Wege stehen. Er bedarf keiner Gnade, denn er ist selbst sein eigen Gesetz und thut, was seine Natur ihn heißt. Thu, was du willst, nur daß es adlig ist und frei und schön! Die Art und Weise ist es, die Form, der Stil, was allem den rechten Wert giebt. Und der Lebenskünstler, das Genie, ist mit der Kraft, edle Formen zu schaffen, geboren. Seine Tugend besteht darin, daß er dieses sein Vermögen nützt und pflegt. Im übrigen ist er Herr über alles, was er erreicht, Wissen und Genuß, Gut und Gewalt. Sünde

*) Inschrift des Siegels der Universität Upsala.

ist ein leeres Wort, und ein Gewissen, das davon spricht, ist ein garstiger Traum aus dunkeln Zeiten.

Wie des Menschen Natur ist, so werden seine Werke. Im Bruch zwischen Altem und Neuem wurden Persönlichkeiten geboren, mit dem, was als Gaben der Natur bezeichnet wurde, in derartigem Maße ausgerüstet, daß ihresgleichen selten auf Erden gewandert sind. Woher sie ihren großen und edeln Stil erlangt haben, ist ein Geheimnis zwischen ihnen und dem Herrn der Natur. Aber die Meisterwerke der Kunst, welcher Ursprung ihnen auch zugeschrieben werden mag, verbreiteten ein neues Licht der Verklärung über das Leben und zogen Italiens freie, menschlich formschöne Bildung groß, die mit der Blüte der hellenischen Antike beinahe wetteiferte.

Diese Meisterwerke und diese Freiheit des Gedankens bekamen selbst die Herrscher der Kirche in ihre Gewalt. Mit früher niemals geschauter Majestät und zugleich mit fesselnder Anmut werden neue Tempelsitze bereitet, von denen aus „der Knecht der Knechte Gottes“ und überlegne Geister der ewigen Stadt maßvoll und gnädig die Welt regieren und besteuern mögen. Im Vatikan scherzen staatskluge und freisinnige Prälaten geistreich über die Fabeln des Christentums, die gut genug sind, um die Einfalt, die sonst vielleicht aufrührerische Gelüste haben könnte, zu zügeln, und Amorinen schäkern in den Arabesken der oberpriesterlichen Gemächer.

Es ist die Macht, die, in festen Händen und gesteuert von abwägender Weisheit, jedes menschliche Gemeinwesen so gestaltet, daß es den siegreichen Günstling des Glückes höher emporhebt. Ob es der Monarch ist, der die Bewunderung der Unterthanen um seinen eignen Glanz sammeln wird, oder die Aristokratie, die ererbte oder erworbne Ehre in gebührendem Ansehen erhalten soll, oder die Demokratie, die für jedes strebende Vermögen breite Wege öffnen wird — das sind minder wichtige Fragen, die im Innersten zusammenhängen mit der Hauptfrage, wohin die Natur den Starken gestellt hat, oder den, der nach Stärke sucht. Denn Freiheit vor allem von allen Fesseln, die der Natur gesunde Söhne hindern alles, was deren Gaben in sich schließen, zu wirken, Freiheit für den Einen, der zum Herrscher geboren ist, für auserwählten Adel oder die Menge, sollts einen Streit auch gelten auf Leben oder Tod um den Freiheitspreis der Macht — das ist die Losung der rechten Politik, deren Lehrmeisterin die klassische Vorzeit ist.

4

Aber Roms sieggewohnte Herren stießen auf einen grübelnden Mann germanischer Abkunft, mit schweren Gedanken sich tragend und gebildet nach vergangner Tage Art, auf einen von den natürlichen Freuden ausgeschlossenen Mönch mit tiefen und wunderlichen Augen. Seine Fragen an das Leben waren ganz andre als die, die sie selbst thun mochten. Er hatte wenigstens entdeckt, daß seine eigne Natur nicht gesund war. Und er hatte sich vorgesetzt, es koste, was es wolle, das Reich der Gnade selbst zu erobern, dessen Schlüssel ihm von Tempelwächtern vorenthalten wurden, die er lange genug um Hilfe angebettelt hatte. Für diesen Preis war er bereit, zu opfern sowohl seine als ihre Macht, seine eigne Freiheit und die Freude des ganzen Lebens. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

Stl

Das sechste Gebot und Luthers Leben

1

Der Verein für Reformationsgeschichte hat neben der Hauptaufgabe, die er sich bei seiner Gründung gestellt hatte, geschichtliche Darstellungen aus den Zeiten der Reformation zu bringen, durch die kirchliche Lage der Gegenwart eine Nebenaufgabe sich zugewiesen gesehen, der er nicht ausweichen durfte. Es galt gegenüber den systematisch betriebnen Angriffen und Verunglimpfungen, die ein gewisser Zweig der ultramontanen Presse besonders gegen Luthers Person und Werk im Namen objektiver Geschichtswissenschaft in die Welt setzte, die notwendige, von vielen Seiten dringend begehrte sachliche Gegenrede zu

führen. Diese Thätigkeit wurde, wie gesagt, dem Verein gegen seinen Willen und seine ursprünglichen Absichten durch das Bedürfnis weitester evangelischer Kreise aufgedrängt. Denn jener hämische, mit soviel Halbwahrem, Entstelltem und geradezu Erlognem geführte Angriffskrieg wurde bis in die Tagespresse des Ultramontanismus hineinverpflanzt, beunruhigte durch den Schein geschichtlicher Zeugnisse und durch die Dreistigkeit, mit der er sich als Resultat der neuesten Geschichtswissenschaft ausbot, Leserkreise, die schlechterdings nicht in der Lage waren, durch eignes Studium hier Spreu und Weizen, Tendenzlüge und Wahrheit zu unterscheiden. Es konnte der evangelischen Sache nur schaden, wenn sich in bester Meinung hie und da Apologeten Luthers erhoben, die, selber nur mangelhaft über den Quellenbestand unterrichtet, zugestanden, was nicht zugestanden werden durfte, oder bestritten, was nicht zu bestreiten war, und schließlich mit halben und anfechtbaren Gründen operirten, die dem Gegner nur Anlaß zu einem neuen Triumph boten. Der Verein für Reformationsgeschichte mußte sich in erster Linie verpflichtet halten, für die Arbeit der Abwehr, die hier erforderlich ist, ein zuverlässiges und möglichst vollständiges Waffenarsenal zu liefern.

Nachdem der Verein schon im fünften und sechsten Heft aus der Feder des trefflichen württembergischen Geschichtsforschers Gustav Bossert eine Beleuchtung des Abschnitts der Janssenschen Geschichte des deutschen Volkes gebracht hatte, der der Reformation Württembergs gewidmet ist, eröffnete er mit dem siebenten Hefte eine Reihe von Aufsätzen unter der gemeinsamen Aufschrift: „Luther im neuesten römischen Gericht," in denen Pastor D. Wilhelm Walther in Cuxhaven eine Beleuchtung der ultramontanen Lutherlitteratur brachte, wie sie aus Anlaß unsers Lutherjubiläums und der kirchenpolitischen Kämpfe der letzten Jahre unter Führung Johannes Janssens ans Licht getreten war. Auf gründlicher Sachkenntnis beruhend, dabei in durchaus sachlicher Form geschrieben, die oft so naheliegende persönliche Erregung ob all der Unwahrhaftigkeit, die es aufzudecken galt, immer wieder niederhaltend, sind diese Hefte die eingehendste, zuverlässigste und gründlichste Antwort, die bisher diesem Litteraturzweige der römischen Polemik gewidmet worden ist. Aber freilich, ein wichtiger Gegenstand war in ihnen unerörtert gelassen, ein Gegenstand, den jene Litteratur mit besondrer Vorliebe behandelt, bei dem sie besonders zuversichtlich auf das Entsetzen und den Abscheu der Leser rechnet, denen sie ihre Ware auftischt.

Es handelt sich um Luthers Stellung zu den Dingen des ehelichen Lebens oder, noch allgemeiner ausgedrückt, zu den Fragen der Ehrbarkeit, des Anstandes, der guten Sitte. Die dreiste Anklage der Gegner sucht ja ein Dreifaches plausibel zu machen: daß Luther *erstens* in seiner Ausdrucksweise eine alle Gesetze des Anstandes verletzende Vorliebe zum Gemeinen und Obscönen gehabt habe; *zweitens* daß sein Lebenswandel sowohl vor seiner Ehe wie noch in seiner Ehe unrein und unsittlich gewesen sei; *drittens*, daß er über gewisse Materien des ehelichen Lebens Lehren verkündet habe, die in der Christenheit bisher unerhört gewesen seien. Die Anklage lautet entsetzlich, und hätte sie auch nur in einem der drei Punkte Recht, so würde Luthers Bild, wenn nicht vollständig zusammenbrechen, so doch nur noch mit sehr dunkeln Flecken uns erscheinen können. Merkwürdig freilich, daß die katholischen Zeitgenossen Luthers selbst weder in Bezug auf seine Redeweise noch in Bezug auf seinen Wandel nach dieser Seite hin ihm Vorwürfe zu machen gewußt haben. Sie haben oft über die Heftigkeit und Derbheit in seinen Schriften geklagt, ihn der Uebertreibungen und der falschen Nachrede gegen den Katholizismus beschuldigt, aber daß seine Rede in jener bestimmten Beziehung die allgemeinen Gesetze des Anstandes verletze, haben sie gegen ihn nicht vorgebracht. Und sein Freund Matheſius hat ihm das schöne Zeugnis gegeben, nie ein „unschamhaftes" Wort aus seinem Munde gehört zu haben. Was aber seinen Lebenswandel anbetrifft, wie gern hätten sie Steine auf ihn geworfen, und haben doch in dieser Beziehung nichts vorzubringen gewußt! Sie haben sich nicht gescheut, ihn für ein vom Teufel erzeugtes Wechselbalg auszugeben, sie haben die Nonne, die er zu seiner Ehefrau erwählte, zum wohlfeilen Gegenstande der schnödesten Beschimpfungen gemacht, aber die einzige, Luthers sittliches Leben kompromittirende Nachricht, die wir bei ihnen finden: der große Erasmus selbst hat sie in einem seiner Briefe klatschlustig weiter verbreitet, hat sie aber auch bald darauf ehrlicherweise als ein *falsches Gerücht wieder in aller Form zurückgenommen*! Daß Luthers Lehren über eheliche Dinge seinen Gegnern in vielen Stücken ärgerlich und anstößig waren, und daß den in den katholischen Anschauungen von Cölibat und Ehe Aufgewachsenen der rechte Maßstab fehlte, um Luthers neue Gedanken, auch wo sie übers Ziel hinausschossen und den Gegensatz, in dem er stand, zu scharf spannten, richtig zu würdigen, das darf uns nicht Wunder nehmen.

Ueber die beiden ersten Punkte hat beachtenswerterweise erst eine spätere Polemik gegen Luther Anklage zu erheben gewußt. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als der Jesuitismus die Polemik der Katholiken auch in Deutschland inspirirte, da beginnen jene Anklagen. Mit geschäftigem Eifer sind damals Luthers Schriften durchforscht worden, um neben anderm auch den „unkeuschen" Luther der Welt zum Entsetzen vor Augen zu malen. Und wieder hat im Anfange des vorigen Jahrhunderts die katholische Polemik das Aeußerste geleistet, was böser Wille und direkte Verlogenheit zu leisten imstande war. Aber die Kaplans- und Konvertitenpresse unsrer Tage kann es mit den schlimmsten Erzeugnissen jener beiden frühern Zeiten der Polemik kühnlich aufnehmen; auch vor dem Abenteuerlichsten und vor der schamlosesten Entstellung des Thatbestandes ist sie nicht zurückgeschreckt. In gewisser Hinsicht ist es ja heutigen Tages viel leichter geworden, vor einem weitern Leserkreise Luther als „obscön" zu verdächtigen. Denn *der ästhetische Geschmack von heute*, unser Urteil über das, was anständigerweise öffentlich auszusprechen ist, ist so ungeheuer verschieden von dem in Luthers Tagen, es hat eine so beständig zunehmende*) Verfeinerung des Geschmacks stattgefunden, daß es der Mehrzahl der Leser von heute fast unmöglich ist, wenn ihnen plötzlich einzelne Lutherworte präsentirt werden, einen Maßstab dafür zu gewinnen, ob das *zu seiner Zeit* eine wohlanständige oder eine die gute Sitte verletzende Rede war. Wer auf diesem Gebiete ein geschichtlich zutreffendes Urteil abgeben will, muß erst die Vorfrage erledigen: was war in Bezug auf die Rede der Menschen in jener Zeit allgemeine Sitte und Brauch?

Der Verein für Reformationsgeschichte erkannte wohl, daß auch diese wichtige, für das Urteil über Luther dringend nötige Untersuchung einmal angestellt und daß *auf dieser Basis* die römische Polemik gegen Luthers angebliche Zuchtlosigkeit im Worte beleuchtet werden müßte. Je näher er aber dieser Aufgabe trat, um so schwerer erhob sich in seiner eignen Mitte das Bedenken, ob der Stoff, der hier notgedrungen einmal zusammengetragen werden mußte, in einem Hefte des Vereins, das auch in der evangelischen Familie Einlaß begehrt, sich behandeln ließe. Nach eingehenden Verhandlungen über diese Frage hat der Verein es seinerseits aufgegeben, unter seinen Publikationen eine Behandlung dieses Themas zu bringen, so lebhaft er auch wünschen mußte, daß diese Arbeit einmal gethan würde.**) Denn gerade in Bezug auf dieses Thema sind dringende Bitten aus verschiednen Kreisen des evangelischen Deutschlands wiederholt laut geworden, und gerade auf diesem Punkte haben mangelhaft informirte Apologeten der evangelischen Sache schon manchen übeln Dienst geleistet. Es ist daher sehr erfreulich, daß der Wunsch nach einer zuverlässigen und kundigen Bearbeitung dieses Gegenstandes jetzt in Erfüllung gegangen ist. Ein Anonymus, der aus naheliegenden Gründen hier seinen Namen

*) Man erinnere sich daran, was z. B. für ein Unterschied zwischen den Anstandsbegriffen von heute und von vor hundert Jahren besteht; ich verweise auf die Voßsche „Luise," die sich nicht mehr in der Familie unbeanstandet in allen Teilen vorlesen läßt, an einzelne Gedichte der schönen Sammlung „Als der Großvater die Großmutter nahm," die unsre Großmütter oder Urgroßmütter noch in ihren Almanachs anstandlos lasen, wir aber den Töchtern nicht in die Hand geben würden; oder man denke an das, was O. Jahn gelegentlich in seinem Leben Mozarts über ein beliebtes Gesellschaftsspiel jener Tage erzählt.

**) Die im Jahresbericht 1892 S. 3 angekündigte Schrift über „Luthers Verhältnis zur Ehe" wird somit vom Verein *nicht* herausgegeben werden.

gern zurückhielt, wenn auch mancher Leser ihn erkennen wird, hat in einem ersten Hefte, das jüngst erschienen ist,*) zunächst die beiden ersten der drei oben angegebnen Punkte behandelt. Ein zweites Heft soll dann auch den dritten Punkt, die angeblich so entsetzlichen Lehren Luthers auf dem Gebiete des ehelichen Lebens, in nähere Betrachtung ziehen. G K

Die kirchliche Lage in Livland

4 (Schluß**)

Die thatsächliche Praxis des russischen Schreckensystems sei nun kurz an der Hand der vorkommenden Fälle erläutert.

Zunächst möge eine Stimme das Wort haben, die zeigt, wie die Religionsverfolgung in russischer offizieller Darstellung aussieht. Der livländische Prokureur Posnanski hielt unlängst vor dem Rigaischen Bezirksgerichte die Anklagerede gegen einen nachher zur Verbannung ins Gouvernement Perm verurteilten Prediger und ließ sich dabei fast wörtlich folgendermaßen aus:

In den letzten Jahren ist eine Reihe von Anklagen wider lutherische Prediger von den Gerichten verhandelt worden, was zu dem Gerücht Veranlassung gegeben hat, es liege diesen Anklagen eine Religionsverfolgung zu Grunde. Dieses Gerücht verdankt seinen Ursprung aber nur dem Nebel der Heimlichkeit, der die alten Gerichtsinstitutionen umgab. Um es zu widerlegen und den Beweis zu liefern, daß von einer religiösen Verfolgung in Rußland keine Rede sei, hat die Prokuratur den Antrag auf öffentliche Verhandlung dieser Sache gestellt. In den Artikeln 1, 2 und 4 des Kirchengesetzes sind die Grundprinzipien der Stellung des Gesetzes zu den verschiednen Religionsbekenntnissen zusammengefaßt, aus denen hervorgeht, daß zwar in Rußland die herrschende Kirche die griechisch-orthodoxe ist, neben ihr aber allen christlichen Bekenntnissen volle Freiheit gewährt ist. Nur an der Staatskirche zu rütteln verbietet das Gesetz. Es herrscht somit in Rußland volle Gewissensfreiheit — mehr zu fordern ist ungerecht! .....

Nun, aus diesem Passus spricht keine andre Freiheit, als die Freiheit der absoluten Gewissenlosigkeit, mit der russische Beamte der geknebelten Landeskirche und jedem Rechtsgefühl Fußtritte versetzen können — doch wollen wir zusehen, was die „volle Gewissensfreiheit“ dieses wahrhaft russischen Ehrenmannes an den livländischen Predigern für eine Gestalt annimmt; übrigens handelt es sich in jenen Auslassungen nicht um eine Originalerfindung des Prokureurs, sondern es ist die offizielle, von Pobjedonoszew selber ausgegebne Parole, die ein für allemal herzusagen ist, sobald die Rede auf dieses Thema kommt — eine Volte, würdig des geistlichen Halsabschneiders der „fremdländischen, geduldeten Konfessionen,“ der es vermag, in die Thatsache, daß es Nichtorthodoxen gestattet ist, in Rußland zu wohnen und ihren Kultus auszuüben, Gewissensfreiheit hineinzueskamotiren.

Die Vergehen, um die es sich bei den Verfolgungen von Predigern handelt, sind, nochmals zusammengefaßt, folgende:

1. Verführung zum Abfall von der rechtgläubigen Kirche;

2. Zulassung von Personen, die der rechtgläubigen Kirche angehören, zur Konfirmation und zum Abendmahl nach lutherischem Ritus;

3. Taufe von angeblich zur rechtgläubigen Kirche gehörigen Kindern nach lutherischem Ritus;

4. Trauung von Nupturienten, von denen der eine Teil der rechtgläubigen, der andre der lutherischen Kirche beigezählt wird.

Welches sind aber die „Personen, die zur rechtgläubigen Kirche gehören,“ im Sinne dieser Anklagepunkte? Keine andern als die, denen es zwanzig Jahre hindurch erlaubt war, sich öffentlich zur lutherischen Kirche zu halten, sowie deren Kinder, die thatsächlich in der lutherischen Kirche getauft, konfirmirt und zum Sakrament zugelassen worden sind! Alle die Tausende und Abertausende, die in der Zeit der thatsächlichen Suspension der Strafgesetze und während der „konfidentiell“ in Livland herrschenden Gewissensfreiheit öffentlich zur lutherischen Kirche zurückgetreten waren, sowie deren gesamte Nachkommenschaft werden seit sieben Jahren wieder für die griechische Kirche reklamirt, und wegen sämtlicher Amtshandlungen an den bezeichneten Personen werden die evangelischen Prediger in Anklagezustand versetzt, falls gegen sie Anzeige erstattet wird. Nun stelle man sich diese Lage vor: Wegen Handlungen, die bis zum Widerruf des konfidentiellen Befehls von 1865 im August 1885 öffentlich zu Tausenden geschehen und im Laufe von zwei Jahrzehnten nie eine Rüge seitens der Obrigkeit erfahren haben, wird jetzt Anklage erhoben. Wenn ein Prediger im Jahre 1866 ein gemischtes Paar lutherisch getraut, dessen Kinder lutherisch getauft, konfirmirt und getraut hat, wenn er ferner 1892 die Großkinder lutherisch getauft hat, so bilden jetzt, 1893, diese sämtlichen Handlungen sobald sie angezeigt werden, Gegenstand der Anklage, wegen Vornahme von Amtshandlungen an Personen, die der rechtgläubigen Kirche angehören! Läßt sich ein nichtswürdigeres System der Willkür und Vergewaltigung denken? Aber nein — der Prokureur behauptet mit heiterer Stirne, in Rußland herrsche vollkommene Gewissensfreiheit. Nun freilich, er ist ein Werkzeug — il est payé pour ça — aber den livländischen Lutheranern wäre nur zu wünschen, daß sie nur so viel Gewissensfreiheit zugestanden erhielten, als thatsächlich in der Türkei herrscht.

Freilich — man hat selbst die monströsen russischen Gesetze formal vergewaltigen müssen, um zu dem gewünschten Resultat der steten Predigerverurteilungen zu kommen. Zunächst erfolgten diese Verurteilungen überhaupt ohne jede Rechtsform auf „administrativem Wege,“ d. h. durch willkürliche Kabinetsjustiz; dann aber, als man sich nach der Zertrümmerung der eignen Gerichtsinstitutionen des Landes gefügige russische Gerichte geschafft hatte, von denen man sicher sein konnte, sie würden ihren Stolz darein setzen, den „politischen Intentionen“ der Regierung entgegenzukommen, vermochte man durch einen ganz gemeinen Kniff den Schein formal rechtsbeständiger Verurteilung zu erzielen. Für geistliche Vergehen der evangelischen Geistlichen steht nämlich einzig den Konsistorien die Disziplinarstrafbefugnis bis zur Amtsentsetzung von Rechts wegen zu. Damit war den Russen natürlich wenig gedient, und deshalb werden sämtliche Klagen wegen Amtshandlungen an Orthodoxen zugleich auch auf Verführung zum Abfall von der orthodoxen Kirche erhoben, obgleich in keinem einzigen Falle auch nur der Schatten eines Beweises dafür erbracht worden ist. Warum? Weil das besagte Vergehen nach dem Gesetze vor den Staatsgerichten abzuurteilen ist. Also wenn vor Jahren der Pfarrer dem Bitten und Flehen eines Konvertiten nachgegeben und ihn unter offner Duldung seitens der Regierung wieder aufgenommen hat, deshalb wird jetzt die Anklage wegen „Verführung“ erhoben! Wieviel Gewissenskämpfe mag dem Pfarrer dieser Fall von „Rekonversion“ seinerzeit verursacht haben! Läßt sich eine nichtswürdigere Frivolität denken, als bei einer solchen Sachlage die Anklage auf Verführung? Aber nein — Rußland ist ein Rechtsstaat, und Herr Pobjedonoszew ist ein ehrenwerter Mann.

Und schließlich — der Zar braucht sich ja nur eines Tags an seinen Schreibtisch zu setzen, und in fünf Minuten ist eben ein neues Recht da, das einen lutherischen Pastor als außerhalb des Rechts stehend erklärt; warum eine so weitläufige Prozedur, wie die systematische Einschüchterung des Predigerstands, nicht etwas beschleunigen?

Fortwährend wird nun diese Komödie vor dem staatlichen Gericht in Livland aufgeführt, daß ein Pastor unbefugter Amtshandlungen an Gliedern der orthodoxen Kirche angeklagt und natürlich im voraus verurteilt wird. Ist es doch einmal vorgekommen, daß durch einen Zufall ein angeklagter Pastor den Wortlaut des Erkenntnisses in die Hand bekam, bevor seine Sache zur Verhandlung gelangt war! Wir haben gesehen, welcher Art die Glieder der orthodoxen Kirche sind, um die es sich hier handelt — und wie werden diese Anklagen dabei zu stande gebracht! Durch gewerbsmäßige Denunzianten und Agents provocateurs, durch falsche Zeugen, durch brutale Einschüchterungen und Drohungen, ja thatsächliche Mißhandlung unbequemer Nebenpersonen, durch organisirte Spionage in den Pfarrhäusern und Kirchen, durch scham- und gewissenlose Rechtsbeugung und Rechtsverdrehung. Aber wozu hat man denn einen Schwarm von „zuverlässigen“ Leuten nach Livland gebracht, wenn nicht zu solchem edeln Zweck?

*) Das sechste Gebot und Luthers Leben. Von Lutherophilus. Halle a. S., Max Niemeyer, 1893. 110 S. 2 Mk.

**) Vgl. Nr. 43. D H

Ueber das Land verstreut sitzen die Popen mitten unter den lutherischen Gemeinden, jetzt, wo von der Regierung vielfache Belohnungen für „Seelsorge," d. h. Seelenfängerei ausgesetzt sind, eifrig darauf bedacht, ihre zerronnenen ehemaligen Gemeinden wieder zu füllen, und solch ein Pope ist eine reine Geißel für die umliegenden Pastorate, er hat die Ueberwachung der Prediger in ein System gebracht und lauert nur auf die Gelegenheit zum Denunziren. Die geheime Polizei, in Rußland Gendarmerie genannt, arbeitet dabei aufs vortrefflichste mit den Seelenhirten der Rechtgläubigkeit zusammen, denn Eifer und Erfolg bei der Ueberwachung lutherischer Prediger ist ein sicheres Mittel, zu Auszeichnungen, Belobigung und Beförderung zu kommen.

Was aber soll nun aus dieser Sache werden? Augenblicklich ist ein großer Teil der livländischen Prediger bereits von Strafe betroffen worden, bei weitem die Mehrzahl befindet sich oder hat sich in Untersuchung befunden, und über allen schwebt täglich und stündlich das gleiche Schicksal. Die mildeste Strafe, die praktisch zur Anwendung kommt, ist die zeitweilige Suspension vom Amte — von sechs Wochen bis zu einem Jahre. Nach Ablauf der Frist kann der Pfarrer bisweilen seine Gemeinde wieder bedienen, aber hat sich für ihn dann etwa die Situation geändert? Und dem Rückfälligen droht viel härtere Strafe: Verbannung und Gefängnis. Sehr gewöhnlich ist die Amtsentsetzung, oft noch durch mehrmonatliche Gefängnishaft oder mehrjährige Verbannung in das Innere des Reichs verschärft. In Ausnahmefällen wird nach Verbüßung der Strafzeit die Erlaubnis erteilt, fernerhin in der evangelischen Diaspora im Reiche zu wirken. Dagegen ist es einzelnen Verurteilten verboten worden, den Boden der livländischen Heimat wieder zu betreten — sie sind wie politisch Verdächtige oder Prostituirte unter beständige Polizeiaufsicht gestellt und dürfen ohne Wissen der Behörde ihren Aufenthaltsort nicht ändern. Es läßt sich allerdings ein gewisses zögerndes Tempo in der wirklichen Verurteilung und Vollstreckung des Urteils nicht verkennen. Viele Untersuchungen dauern schon jahrelang; manchen Verurteilten ist noch nicht befohlen worden, ihre Strafe anzutreten, sodaß die Absicht deutlich ist, womöglich durch den bloßen Terrorismus soweit zu wirken, daß die Masse der Pastoren sich einschüchtern und widerstandslos alle Uebergriffe und Schändlichkeiten der Popen über die Gemeinden ergehen läßt, den flehenden, von ihrem Gewissen geängstigten Leuten aber unter Berufung auf den Swod Sakonow die Thüre weist. Nun, Gott sei Dank, an Mut der Ueberzeugung hat es den gequälten livländischen Predigern bisher nicht gefehlt, und in dieser Rechnung sollen sich die Russen wahrhaftig täuschen. Mögen sie alle Pastoren bis auf den letzten Mann in die Gefängnisse oder an die Wolga oder auf den Ural schicken — das Gewissen evangelisch-lutherischer Christen werden sie nicht unter den Swod Sakonow beugen, und es mag als ein Zeichen der Zeit gelten, daß seit dem Wiederaufleben der Verfolgung die Zahl der in Dorpat Theologie Studierenden im Steigen begriffen ist. Aber welche Not wird durch die schauderhafte Barbarei über viele und einzelne auch in äußerer Hinsicht gebracht! Man stelle sich doch die Lage vor, wenn eine kinderreiche evangelische Pfarrfamilie plötzlich des Hauptes beraubt wird und dieses mit fünfzehn Kopeken (30 Pfennigen) täglich — soviel wird den Verbannten zum Unterhalt vom Staate gezahlt — Tausende von Kilometern fortgeschleppt wird, mit der Aussicht, vielleicht nach zwei Jahren die Seinen wiederzusehn, ohne dann in der Lage zu sein, ihnen Obdach, Nahrung und Kleidung von sich aus zu geben? Was bedeutet das für einen Mann, der dreißig Jahre seines Amtes gewaltet hat und in ihm ergraut ist, wenn er unter Aufsicht von Gendarmen nach Perm transportirt wird und Frau und Kinder der Wohlthätigkeit hochherziger Menschen überlassen muß, wenn der Sohn sein Studium nicht fortsetzen kann und der Schulunterricht der jüngern Kinder dem Zufall überlassen bleibt? Und warum? Weil er einer Frau, die wochenlang nicht sterben konnte, weil ihre Seele sich nach dem Sakramente sehnte, in der Todesstunde das Abendmahl gereicht hat, nachdem sie den Popen nochmals schaudernd von sich gewiesen hat! Oder weil er es nicht übers Herz brachte, dem

Neugebornen, das wenige Stunden zu leben hatte, die Taufe zu verweigern, wo der Vater erklärte, das Kind lieber ungetauft sterben zu lassen, als seine Seele dem Popen auszuliefern! Oder weil er einem zitternden Mädchen am Altar nicht das Brot und den Kelch vom Munde fortgenommen hat, wenn er wußte, daß ihr Vater sich hungernd oder betrunken oder mit Gewalt gezwungen einmal hatte salben lassen!

Wieviel erschütternde Kämpfe werden dort in Livland jetzt täglich und stündlich in den Seelen der Prediger ausgerungen, die schließlich zwar vielen Seelen Frieden schaffen, von denen aber die Welt nichts weiter erfährt, als nach einiger Zeit die Notiz, Pastor N. sei wegen unbefugter Vornahme von Amtshandlungen an Gliedern der rechtgläubigen Kirche vom Bezirksgericht zur Amtsentsetzung und mehrjährigen Verbannung verurteilt worden! Womit will das enden?

Man weiß es ja doch, welchem Umstande das geheime Toleranzedikt Alexanders II. schließlich mit seinen Ursprung verdankte. Der Kaiser hat es selbst gesagt, er fürchte den Skandal vor Europa, und in dieser Besorgnis rang er sich schließlich den Entschluß gegen das fanatische Widerstreben eines großen Teils seiner Umgebung ab. Als es während der Rückbewegung der Konvertiten zu solchen Fällen kam, daß z. B. ein bäuerlicher Hofbesitzer über hundert Kilometer weit in Ketten nach Riga gebracht wurde, weil er sich weigerte, das Abendmahl nach griechischem Ritus zu genießen, und behauptete nie gefirmelt zu sein, und er in Riga durch Gefängnis und Zwangsarbeit auf dem Landsitze des Erzbischofs zum Nachgeben gezwungen wurde, da war in Deutschland die Empörung in unterrichteten Kreisen allgemein. Zu Anfang März 1865 berichtete der russische Gesandte in Berlin, v. Oubril, nach Petersburg, die Vorgänge in Livland brächten alle anständigen Herzen in Westeuropa in Harnisch, und daß Herr v. Bismarck ihm erklärt habe, es müsse auf irgend eine Weise Abhilfe geschaffen werden. Nun, der Rücksicht auf den „Skandal vor Europa" hat man sich heutzutage in Rußland gründlich entwöhnt, aber — wie steht es mit der Sympathie, die uns heute von allen anständigen Herzen, nicht in Westeuropa, sondern nur in Deutschland zu teil wird? Ach, Gott sei es geklagt, wir sind arme, unbequeme Verwandte geworden, die immer und immer wieder in dem zu Macht und Glanz gelangten Mutterlande entweder die kränkende Bezeichnung als Russen, im besten Falle Deutschrussen hören müssen, eine Bezeichnung, die nicht mehr Natürlichkeit für sich hat, als der vielberufene „Schweinehund." Oder man redet von politischen Rücksichten, man könne doch keinen Krieg wegen der Handvoll Leute anfangen, die russische Staatsraison sei ganz in ihrem Rechte u. dergl. Ja, als Deutschland noch selbst unter der Zerrissenheit litt, da verstand man uns besser. Was wir wollen, ist nicht ein Pfennig Geld und nicht ein einziger Flintenschuß, sondern das warme Gefühl, das vor noch nicht dreißig Jahren eine Lage, die nicht so schrecklich war, wie die jetzige, als einen Skandal, einen Schlag ins Gesicht des religiösen und humanen Gemeingefühls aller Kulturmenschen empfand, das in uns noch die wenn auch getrennten und versprengten Kinder einer Mutter sah, ohne zu argwöhnen, daß wir Ansprüche machen und Unbequemlichkeiten verursachen könnten. Genug, wir werden uns selbst nicht aufgeben, und Gott wird uns nicht verlassen.

Trotz allem ist die kirchliche Lage in Livland keineswegs eine verzweifelte, und die evangelische Landeskirche wird mit Gottes Hilfe die Prüfung aushalten, ja noch geläuterter und gefestigter aus ihr hervorgehen, als sie je gewesen ist. Es kann nicht verhehlt werden, daß die große Konversion von 1845 bis 1848 in ihren Folgen auch gute Früchte gezeitigt hat und sehr wider den Willen ihrer Urheber die evangelische Kirche des Landes innerlich ganz unvergleichlich gekräftigt hat; es muß auch gesagt werden, daß unsre Kirche zu jener Zeit dessen bedurfte, daß ihr eine Aufrüttelung aus einem Zustande teilweiser Erschlaffung und großer Sorglosigkeit zu teil wurde. Selbst wenn man alle Umstände in Rechnung zieht, so bleibt es doch eine erschreckende Thatsache, daß es der Verführung gelang, im eigentlichen Livland ein Zehntel bis ein Achtel der Bauernschaft zu verleiten — diese Leute haben doch offenbar zum großen Teile nicht gewußt, was sie an ihrer evangelischen Kirche hatten, und das kann nicht

allein ihre Schuld gewesen sein. Die Jahre von der großen Konversion bis zu dem geheimen Toleranzedikt von 1865 waren ein läuterndes Feuer für die gesamte Landeskirche, für die Gemeinden und für die Prediger, und auch in den folgenden zwei Jahrzehnten war Livland in kirchlicher Hinsicht wahrlich nicht auf Rosen gebettet, sodaß ein Predigergeschlecht von seltener Treue und erfahrener Tüchtigkeit im Amte erwachsen ist, erprobte Männer, in deren Händen die evangelische Landeskirche ruhig und vertrauensvoll die große Verantwortlichkeit der gegenwärtigen Lage wissen kann. Die ältere Generation weiß sich wohl zu entsinnen, wie verhältnismäßig teilnahmslos das Reformationsfest begangen wurde, und wie anders ist das jetzt geworden, selbst wo die Regierung nicht duldet, daß es an seinem eigentlichen Tage gefeiert wird, sondern auf den nächsten Sonntag verlegt werden muß. Wohl ist der Mund der Pastoren auf der Kanzel für jedes offene Wort geknebelt, aber die Gemeinde versteht auch die ungesuchte Mahnung zur Treue, und die wortlosen Gebete und das stumme Seufzen um Erlösung können doch nicht den in der Kirche sitzenden Spionen der russischen Geistlichkeit und Polizei als Anhaltspunkt zur Denunziation dienen, und sie thun ihr Werk. Wenn einer von uns in Deutschland den Vers des Gaudeamus: Vivat et res publica! von frischen Kehlen mit Begeisterung singen hört, zum erstenmale im Leben, dann wird ihm wehmütig zu Sinne, denn seinem Herzen ist in langen Jahren das Gefühl fremd geworden, ein Vaterland zu haben — er hat nur eine Heimat, die denen, in deren Gewalt sie gegeben ist, treu gewesen ist und nun dafür mißhandelt wird; darum wird auch diese Strophe zu Hause nie von uns gesungen. Aber die Thränen drängen sich ins Auge, wenn wir in den evangelischen Kirchen Deutschlands allsonntäglich beten hören, Gott wolle auch denen gnädig sein, „die mit uns denselben heiligen, teuren Glauben empfangen haben, dermalen aber um des Evangeliums willen Not und Verfolgung leiden." Wieviele von den Tausenden, die das hören, wissen es, auf wen sich diese Worte beziehen; wieviele, von denen, die es wissen, ahnen es, welch eine Summe von Not und Angst, von Gewissenskampf, Verzagtheit und Mut im Wechsel damit der Gnade Gottes empfohlen wird!

Daraus aber, daß sowohl die Drangsalirungen nach der Konversion, als auch die seit sieben Jahren erneute Religionsverfolgung dennoch als einziges unanfechtbares Resultat die Vertiefung und Befestigung des kirchlich-religiösen Sinnes und des evangelischen Bewußtseins in allen Ständen ergeben hat, kann mit Zuversicht gefolgert werden, daß Gesamtlivland getrost auf seine Kraft vertrauend den aufgethanen Pforten des Abgrundes Widerstand zu leisten vermag und sich seinen Glauben nicht rauben lassen wird. Was wollen dagegen alle die kleinlichen und heimtückischen Praktiken sagen, mit denen von russischer Seite der Terrorismus gegen die evangelische Geistlichkeit und die Rekonvertiten verstärkt wird? Durch kaiserliche Verordnung ist die evangelisch-lutherische Kirche offiziell als in Livland nur geduldet bezeichnet worden. Die Errichtung neuer evangelischer Kirchen ist von der Genehmigung des griechischen Erzbischofs von Riga abhängig gemacht worden. Kann man sich eine größere Roheit, selbst gegen ein „geduldetes" Bekenntnis denken, als eine Hauptbedingung seiner öffentlichen Existenz von der Gnade der Persönlichkeit abhängig zu machen, die auf ihren Posten gesetzt ist, um die Ausrottung jenes Bekenntnisses zu leiten? Den Behörden ist das Recht verliehen, sämtliche ihnen genehm erscheinenden Grundstücke zum Bau orthodoxer Kirchen und — sit venia verbo — „Schulen" zu expropriiren. Bittschriften der livländischen Ritterschaften um Wiederherstellung der Gewissensfreiheit wurden mit der Weisung zurückgegeben, nie mehr dergleichen Gesuche an den Thron zu bringen. Dem Minister des Innern ist die Befugnis eingeräumt, lutherische Prediger ohne Untersuchung vom Amte zu suspendiren. Ganz neuerdings ist endlich die ordentliche Kompetenz der Staatsgerichte auf geistliche Klagesachen gegen lutherische Prediger erweitert worden, aber es ist auch vollkommen freigestellt, die Untersuchung bei verschlossenen Thüren durch die Gendarmerie führen zu lassen.

Obgleich auf dem Lande die Zahl der noch wirklich zur griechischen Kirche Gehörenden eine ganz geringe ist, werden überall neue und große griechische „Tempel Gottes" — so lautet die übliche Bezeichnung — gebaut, und in geradezu schamloser Weise hat man versucht, den russischen Wallfahrtsunfug dadurch nach Livland zu verbreiten, daß man angebliche Erscheinungen der Mutter Gottes auf einem Berge im Lande erfand, wo alsbald kirchliche Gebäude erstanden, zum Aergernis und schlecht verhehlten Spott der ganzen Umgegend. Eine orthodoxe sogenannte „Bruderschaft" hat sich gebildet, die das Werk der Rechtgläubigkeit in Livland als eine Art von Gott wohlgefälligen Sport betreibt, und es gehört in den Kreisen, die sich den augenblicklich am Ruder befindlichen Machthabern empfehlen wollen, zum guten Tone, dieser Bruderschaft bedeutende Geldspenden zu opfern.

Der schwerste Schlag, der uns in kirchlicher Hinsicht vielleicht noch bevorsteht, wäre die Aufhebung der theologischen Fakultät zu Dorpat oder ihre Verwandlung in ein Predigerseminar im Innern des Reichs. Aber man kann überzeugt sein, daß selbst eine solche äußerste Maßregel am letzten Ende eine Seite zeigen wird, die Segen aus dem bringen wird, was Fluch sein soll. Die Zerstörung der evangelischen Volksschule ist ein andres Kapitel — ohne schmerzliche Folgen wird dieses wahrhaft satanische Werk der Russifizirung nicht bleiben, aber überwältigen wird auch das uns nicht. Und niemand wird an unsern Untergang glauben, der einmal am Reformationsfeste das evangelische Triumphlied in unsern Kirchen hat singen hören, ob lettisch, ob esthnisch, ob deutsch: „Ein feste Burg ist unser Gott!

Bücher und Schriften

(Koldes Martin Luther) An Lutherbiographien ist nachgerade kein Mangel. Namentlich das Jahr 1883 hat eine große Anzahl zu Tage gefördert. Einige verrieten eine tiefere Kenntnis der Quellen. Die meisten waren Auszüge aus größern Werken. Heute sind sie vergessen. Damals hatten sie ihre Bedeutung. Die volkstümliche Darstellung empfahl sie; die hohe Begeisterung begehrte sie; die breiten Massen lasen sie.

Den Gebildeten wurde weniger geboten. Die Ursache war nicht, daß sie in der Geschichte der Reformation besondre Kenntnisse besaßen. Sie ist vielmehr darin zu suchen, daß man ihnen dafür ein nur geringes Interesse zutraute. Seitdem hat sich in dieser Beziehung ein sehr erfreulicher Umschwung vollzogen. Die Bestrebungen, sie dem Evangelium, der Kirche, ihrer Arbeit, ihrer Geschichte zurückzugewinnen, sind nicht umsonst gewesen. In dieser Richtung weiter zu wirken, scheint uns Koldes Lutherbiographie sehr geeignet.

Der Anfang erschien zum Lutherjubiläum, der Schluß vor wenigen Monaten. Der Verfasser hat ein Stück seines Lebens daran gesetzt. Jetzt kann man ihm freudig zurufen: Das Werk lobt den Meister!

Wir finden die Bedeutung des Buches in drei Stücken.

Das erste betrifft etwas rein Aeußerliches: die Darstellung. Es giebt nicht viele Theologen, die darin etwas Hervorragendes leisten. Gewiß sind auch hier Ausnahmen vorhanden. Wir weisen — ganz willkürlich — etwa auf den Abriß der Geschichte Israels von Wellhausen, auf Krenkels Paulus und Johannes, auf Luthardts apologetische Vorträge hin. Aber im großen Ganzen bleibt es bei jener Behauptung. Die Erklärungen der nationalen Litteratur sind flüssiger als die der biblischen. Die Darstellungen der weltlichen Begebenheiten sind frischer als die der kirchlichen. Die Gedankengänge der Philosophen sind durchsichtiger als die der Dogmatiker. Sicher liegt hier eine der Ursachen, die die Gebildeten der Kirche, der Geschichte, die sie erlebt, den Fragen, die sie bewegt, entfremdet haben. Um so dankbarer begrüßen wir Koldes „Luther." Zwar was man oft als eine glänzende Sprache rühmt, das sucht man hier vergebens. Beiwörter, die nicht charakterisiren, sondern nur schmücken, Bilder, die nicht verdeutlichen, sondern nur blenden, trifft man nicht. Sie mögen in dem flüchtigen Feuilleton, das lediglich interessiren, in der feurigen Volksrede, die lediglich fortreißen will, ihre Stätte haben. Aber sie gehören nicht in ein ernstes Buch. Koldes Sprache ist nicht glänzend, aber schön. Sie enthält kein überflüssiges Wort, läßt aber auch kein notwendiges vermissen. Die Sätze sind meist kurz, immer markig, packend. Man wird lebhaft an Leopold von Ranke erinnert. — Zu den äußern Vorzügen rechnen wir auch die Gruppirung der Gedanken und Personen. Einzelne Kapitel: Luther im Augustinerkloster, der Sturm in Wittenberg, der Kampf mit den Schwärmern, der Reichstag zu Augsburg, das Lebensende, sind von geradezu dramatischer Lebendigkeit. Wie sehr vermißt man diese bei dem sonst so lebhaften Berliner Kirchenhistoriker Neander, selbst bei dem sonst so weltoffnen Baseler Hagenbach.

Weiter freuen wir uns des unbestechlichen Urteils, das Kolde selbst einem Luther gegenüber sich bewahrt hat. Die Gefahr ist groß, wo viel Licht ist, nur Licht zu sehen. Es ist nicht nur der ge-

meine Mann, der die Helden seines Volkes gern mit einem Heiligenscheine ziert. Auch wer besonnen zu denken gelernt hat, verklärt die Gestalten, die ihm innerlich nahe stehen. An sich ist das ein erfreulicher Zug in der menschlichen Natur. Wenn ihm aber der Geschichtsschreiber folgt, so erweist er seinen Helden damit meist einen schlechten Dienst. Zunächst stellt sie auch das öffentliche Urteil außerordentlich hoch. Dann aber erfolgt ein Umschlag bis zu völliger Ungerechtigkeit. Wir erinnern an Konstantin den Großen. Man hat oft versucht, ihn zu einem Heiligen zu stempeln. Darnach hat man ihm jedes religiöse Interesse abgesprochen. Auch für Luther ist es kein Vorteil gewesen, daß man sein Verhalten in Sachen der Doppelehe Philipps beschönigt hat. In der ultramontanen, in der sozialdemokratischen Presse ist er, mit ihm die evangelische Kirche, infolgedessen um so mehr verunglimpft worden. Die Offenheit, mit der Kolde hier vorgeht, kann nur nützen. Sie ist auch in andrer Beziehung anzuerkennen. Luther ist uns kein Heiliger. Er ist uns der deutsche Christ. Er hat unserm Volke das Evangelium, unser Volk dem Evangelium zurückgegeben. Das rühmen wir mit dankbarem Herzen. Wir beugen uns vor seiner gewaltigen Größe. Aber wir wissen auch, daß er ein Mensch war. Ein Erasmus hat ihn an Gelehrsamkeit übertroffen. Ein Melanchthon überragte ihn im systematischen Denken. Das nimmt ihm nichts von seiner Bedeutung. Das bringt ihn uns näher, macht ihn uns vertrauter.

Als Ziel hat Kolde vor Augen geschwebt, Luther auf dem Grunde der Gesamtentwicklung seines Volkes zu zeichnen. Damit bewegt er sich in den Bahnen, die die neuere Kirchengeschichtsschreibung überhaupt eingeschlagen hat. Jesus hat oft die Einsamkeit aufgesucht, aber er ist nur kurze Frist dort geblieben. Meist hat er sich auf belebten Straßen, in verkehrsreichen Städten aufgehalten. Er hat immer den Zusammenhang mit der Menschheit gewahrt. Er wollte, daß seine Worte nach allen Gegenden hinaus, in alle Verhältnisse hinein getragen würden. Das Christentum hat es auf die Eroberung, die Erneuerung, die Verklärung der ganzen Welt abgesehen. Es hat aber auch andrerseits immer unter dem Einfluß der Welt gestanden. Auf ihren Wegen hat es die Völker gewonnen. Mit ihrem Denken hat es sich selbst verteidigt. In ihren Einrichtungen hat es Schutz gefunden. Die Kirchengeschichte kann ohne stete Beziehung zur Weltgeschichte gar nicht gedacht und geschrieben werden. Dieser Gedanke ist noch nicht oft durchgeführt worden. Am trefflichsten verfolgt ihn unsers Erachtens der Breslauer Karl Müller in seiner Kirchengeschichte. Für die Tage der Reformation hat ihn Kolde angewandt. Er stellt die Verhältnisse Deutschlands, die politischen, wirtschaftlichen, litterarischen, religiösen seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dar, zeigt deren Einfluß auf die Reformation, deren Beeinflussung durch die Reformation. Man kann Luther gar nicht aus ihnen loslösen. Das ist seine Größe, daß er alle Bestrebungen seiner Zeit erkannt, die thörichten gemieden, die berechtigten verfolgt, alle religiös beurteilt hat. Die Reformation ist nicht das Werk eines Mannes. Dieser eine ist vielmehr das Werkzeug seiner Zeit. Was sie innerlich bewegte, was sie als ihr größtes Interesse in den Vordergrund schob, das erfaßte er, leitete es in die rechten Bahnen, verklärte es durch das Christentum. Darin besteht ja überhaupt die Größe großer Männer.

Von Koldes gewissenhafter Forschung zu reden, hieße ihn beleidigen. Sein Buch ist ein Hausschatz für die Gemeinde der Gebildeten. Es ist wohl geeignet, manches Vorurteil gegen die kirchliche Geschichtschreibung zu beseitigen. Aber größer ist der Segen, daß es uns Luther zeigt, wie er war, wie er noch heute seinen Einfluß, seine Bedeutung nicht verloren hat, niemals verlieren wird. V W

(Neue Lutherfunde) Bei dem Interesse, das die evangelische Christenheit an Luthers Person bis in die Einzelheiten seines Ergehens und seiner Arbeit nimmt, dürfen auch die Funde, die bald hier bald dort unser Material zur Erforschung seines Lebens vermehren, auf das Interesse weiterer Kreise rechnen, als sonst glückliche Funde aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Auch das letzte Jahr hat uns wieder mancherlei Neues und darunter recht Wertvolles gebracht. Der fünfte Band des Briefwechsels D. Martin Luthers, den D. Enders bearbeitet (Calw, 1893), überraschte uns durch fünf Stücke aus der Korrespondenz zwischen Luther und seinem bekannten Widersacher Johann Eck, aus den Tagen vor der Leipziger Disputation, vom 19. Mai 1518 bis zum 5. April 1519 reichend, und zwar sind es vier Briefe Luthers an Eck und eine Antwort Ecks an Luther. Es war überraschend, daß diese längst für verloren gehaltene Korrespondenz jetzt unvermutet in der Nürnberger Stadtbibliothek aufgetaucht ist. Dieser glückliche Fund läßt hoffen, daß noch so manches von dem, was als unwiederbringlich verloren galt, ans Tageslicht treten wird. Zahlreicher sind die Funde, die wir auch in diesem Jahre dem Eifer und dem Finderglücke Georg Buchwalds zu danken haben. Zunächst ein kurzes Wort über einen Fund, den dieser noch in der von ihm mit so außerordentlichem Erfolge durchforschten Zwickauer Ratsbibliothek gemacht hat. Das „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels“ brachte in diesem Jahre Mitteilungen Buchwalds aus dem großen Briefnachlaß des Zwickauer Ratschreibers Stephan Roth. Unter diesen Briefen finden sich höchst interessante neue Nachrichten über die Entstehung unsers Kleinen Katechismus. In frühern Zeiten hatte es als eine offne Frage gegolten, ob der kleine älter sei als der große, oder umgekehrt. Darüber war nun freilich inzwischen das Urteil geklärt, und es galt als gewiß, daß der größere zuerst, der kleine dann einige Wochen oder Monate später ans Licht getreten sei. Für die nähere Feststellung des Zeitpunktes seines Erscheinens fehlten aber sichere Grundlagen. Das erste sichere Datum für das Vorhandensein des Kleinen Katechismus boten bisher die Visitationsakten des Klosters Nimbschen, indem hier bereits am Mittwoch nach

Trinitatis 1529 (26. Mai, nicht 15. Juni, wie der Herausgeber der Akten, Großmann, irrtümlich berechnet hat) den Jungfrauen des Klosters eine wöchentliche Katechismusübung dergestalt vorgeschrieben wird, daß die Aebtissin die Fragen stellt und die Jungfrauen die Antworten geben müssen. Jetzt erfahren wir aber aus den von Buchwald veröffentlichten Briefen, daß am 16. Mai Exemplare des Kleinen Katechismus zur Versendung kamen, die Nachfrage nach ihm aber so groß war, daß schon am 13. Juni eine dritte Auflage ausgehen mußte. Erst für diese dritte Auflage nahm dann Luther jene Vermehrungen am Katechismus vor, die man bisher stets für das Charakteristikum der zweiten Auflage von 1529 gehalten hatte. Aber auch für den Großen Katechismus bieten die dort veröffentlichten Briefe eine wertvolle Notiz. Bereits am 20. Januar 1529 berichtet Georg Rörer nach Zwickau hin, daß jener in Vorbereitung sei, und bezeichnet ihn als den Katechismus, den Luther zuvor für die „Rohen und Einfältigen“ gepredigt habe (per D. M. praedicatus pro rudibus et simplicibus). Aus dieser Notiz ersehen wir, was bisher unbekannt war, daß unser Großer Katechismus nicht in der Studierstube entstanden, sondern erst von Luther selbst gepredigt worden ist, ehe dieser dann mit ihm den Pfarrern seiner Tage Muster für ihre eignen Katechismuspredigten in die Hände gab. Was sich aus dieser Briefstelle bereits mit Sicherheit schließen läßt, das bestätigt nun zudem ein neuer Fund Buchwalds, dessen Veröffentlichung man mit größtem Interesse entgegensehen darf. Die Universitätsbibliothek in Jena bewahrt noch die Kollektaneen auf, die einst der eben genannte Schüler Luthers, Georg Rörer, für die Herausgabe des Nachlasses Luthers sich angelegt hat; und hier entdeckte Buchwald mehrere Cyklen von Predigten Luthers über den Katechismusstoff aus dem Jahre 1528, in Nachschriften erhalten, Predigten, die zum Teil wörtlich die Unterlage für unsern Großen Katechismus bilden. Näheres wird darüber erst zu sagen sein, sobald diese bisher ganz unbekannten Katechismuspredigten im Druck vorliegen werden. Dazu kommt nun aber aus der gleichen Sammlung in Jena ein andrer überraschender Fund aus den letzten Wochen von Luthers Leben. Es war bekannt, daß Luther mit den Theologen der Universität in Löwen, wie einst im Anfange seiner theologischen Arbeit 1520 und 21, so auch noch am Ende seines Lebens in Fehde gestanden hat; wir kannten noch 76 Artikel, die er 1545 wider 32 gegen „Lutheraner, Oekolampadianer und Anabaptisten“ gerichtete Artikel der Löwener hatte ausgehen lassen. Auch kannten wir seine briefliche Bemerkung vom 22. Dezember 1545: „Ich bin damit beschäftigt, gegen die Löwener noch in besondrer Schrift vorzugehen, aber mein Befinden und mein Alter verzögern es, und es wird immer ein Vorhaben durch ein andres aufgehalten.“ Und noch am 17. Januar 1546 und ebenso am 19. Januar berichtet er in Briefen an Freunde davon, daß er diese Arbeit gegen die Löwener unter Händen habe, klagt aber auch hier wieder, daß die vielerlei Arbeit, die auf ihm liege, ihn nur langsam von der Stelle kommen lasse. Am 23. Januar trat Luther seine letzte Reise nach Eisleben an, diese letzte geplante Streitschrift gegen den Romanismus blieb unvollendet, und jede Spur von ihr schien verloren. Nun aber hat Buchwald in Jena die Originalhandschriften Luthers für diese wieder entdeckt,*) freilich nur zwei Bruchstücke, zwei Konzepte für den Eingang der geplanten Schrift, beide unvollendet geblieben. In sachlicher Beziehung ist der Wert dieser Entdeckung daher nicht gerade erheblich; es ist ein Rückblick auf seinen Kampf mit den Römischen, speziell mit den Löwenern, seit dem Jahre 1519, scharf und mit vielen Sarkasmen gewürzt; aber die eigentlichen sachlichen Ausführungen, die die Schrift bieten sollte, sind in dem Vorgefundnen nicht enthalten; wir dürfen vermuten, daß die Arbeit über diese Einleitung nicht hinausgekommen ist. Luther freut sich, daß seine alten Feinde wieder einmal sich regen, denn er sieht sich jetzt von einer jungen Generation umgeben, die von dem päpstlichen Mummenschanz selber nichts mehr gesehen und kennen gelernt hat und kaum noch glauben kann, daß die Römischen wirklich alle die Ansichten hegen, die ihnen von den evangelischen Wortführern zum Vorwurf gemacht werden. Interessant dürfte auch sein, daß auch hier wieder Luther unter den Fundamentalschriften der evangelischen Reformation Melanchthons Loci auszeichnend hervorhebt. Mir ist besonders erfreulich zu sehen, daß Luther in dieser letzten Streitschrift gegen den Papismus wieder zu den bahnbrechenden Gedanken seiner ältesten Reformationsschriften sich bekennt: die drei notwendigen Artikel seien Gesetz, Sünde, Gnade, diese seien A und O in der Glaubensfrage; „ohne diese drei über göttliche Dinge handeln heißt Esel zum Harfenspiel, das Papsttum zur Leitung der Kirche, die Löwener zum Betrieb der Theologie berufen halten.“ — Jedenfalls haben wir dem glücklichen Finder auch dieses Stückes aus Luthers Nachlaß für dessen Veröffentlichung Dank zu sagen. G K

(Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit) Briefe aus Wittenberg an M. Stephan Roth in Zwickau. Herausgegeben von Lic. Dr. Georg Buchwald. Leipzig, G. Wigand, 1893. 192 S. 6 Mk.

Eine Geschichte der Stadt und Universität Wittenberg, besonders zur Zeit der Reformation, muß erst noch geschrieben werden. Was darüber existirt, bietet keineswegs das, was den Freund der Reformationsgeschichte hauptsächlich interessirt, nämlich eine Schilderung der gesellschaftlichen Zustände jenes Zeitalters und der Männer, die, ohne gerade an dem Werke der Reformation hervorragenden Anteil zu nehmen, doch mit den Reformatoren in näherm Verkehr standen. Die gesell-

*) D. Martin Luthers letzte Streitschrift. Im Original aufgefunden und zum erstenmale herausgegeben von Lic. Dr. Georg Buchwald, Diakonus an St. Matthäi zu Leipzig. Leipzig, Georg Wigand, 1893. 1,20 Mk.

schaftlichen Zustände bilden ja gleichsam die Kulissen der Bühne, auf der die geschichtlichen Helden auftreten. An wertvollen Arbeiten, die Einzelnes in der Beziehung behandeln, fehlt es indessen nicht gänzlich, wir nennen z. B. nur Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation (Erlangen, 1866). So lange wir einer vollständigen, zusammenfassenden Geschichte ermangeln, müssen wir uns mit diesen Bruchstücken begnügen, und heißen jede neue derartige Gabe willkommen; so auch die unter obigem Titel von Buchwald uns dargebotnen Briefe von Wittenbergern, die sämtlich, 217 an der Zahl, an den Zwickauer Stadtschreiber Stephan Roth gerichtet sind und aus den Jahren 1521—1546 stammen, also gerade die Zeit der Hauptthätigkeit Luthers umfassen. Sie sind der beinahe 4000 Nummern starken Briefsammlung Roths entnommen, die die Zwickauer Ratsschulbibliothek als einen fast noch ungehobnen Schatz aus jener Zeit in sich birgt. Roth selbst, ein geborner Zwickauer, hatte vor Uebernahme des Amtes in seiner Vaterstadt mehrere Jahre in Wittenberg gelebt, hier sich des nähern Umgangs mit Luther erfreut und auch andre Verbindungen angeknüpft, sodaß ihn auch später noch alles interessirte, was in Wittenberg vorging. Dieses Interesse wurde nun durch die Briefe seiner Freunde in reichem Maße befriedigt. Es ist hier nicht möglich, näher auf Einzelnes einzugehen oder auch nur die Briefe, die unser besondres Interesse beanspruchen dürfen, hervorzuheben. Wir müssen uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß sie für jeden Freund der Reformationsgeschichte des Interessanten in reicher Fülle bieten und jeder durch sie, wir möchten sagen, eine konkretere Vorstellung des damaligen Wittenberger Lebens gewinnen wird. L E

(Analecta Lutherana et Melanthoniana) Tischreden Luthers und Aussprüche Melanchthons, hauptsächlich nach Aufzeichnungen des Johannes Mathesius. Aus der Nürnberger Handschrift des Germanischen Museums mit Benutzung von D. Johann Karl Seidemanns Vorarbeiten herausgegeben und erläutert von Georg Loesche, Doktor der Theologie und Philosophie, k. k. o. ö. Professor der Kirchengeschichte in Wien. Gotha, Perthes, 1892. VIII und 440 S. 9 Mk.

Die vieljährigen verdienstvollen Forschungen Professor Loesches in Wien über Johann Mathesius haben schon manche schöne Frucht gebracht, so eine vortreffliche Lebensskizze des ehrwürdigen Joachimsthaler Pfarrherrn, Zusammenstellungen seines Briefwechsels und seiner homiletischen Thätigkeit u. a. m., was sich namentlich in den trefflichen „Jahrbüchern für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich" niedergelegt findet. Hier haben wir eine neue Frucht dieser Mathesius-Studien, die zur Kenntnis der beiden größten Reformatoren einen Beitrag liefert. Bekannt ist, daß Mathesius, von 1540 bis Anfang 1541 in Wittenberg als alter Student und Luthers Tischgenosse lebend, gar fleißig „Luthers Tischreden" aufzeichnete; seine Aufzeichnungen sind ein sehr gewichtiger Beitrag zu der genannten Sammlung. Die evangelische Christenheit hat stets auf diese vertrauten zwanglosen Herzensergießungen, in denen der Reformator sich so recht giebt, wie er war, mit Recht ein großes Gewicht gelegt: wir lernen aus ihnen den Reformator auch „im Hausrocke" kennen, im Familienkreise, hören seine Ansichten über alle möglichen kirchlichen, theologischen, auch rein menschlichen Angelegenheiten. In einer anziehenden Einleitung schildert Loesche die Bemühungen des am 5. August 1879 heimgegangnen verdienstvollen Lutherforschers D. theol. Johann Karl Seidemann, 1834—72 Pfarrers zu Eschdorf bei Pirna — dessen Andenken auch das Buch gewidmet ist — auch um Luthers Tischreden und bespricht die verschiednen in Betracht kommenden Handschriften und Ausgaben. Vor allem interessiren uns die 529 (1—162 und 300—666) Aussprüche Luthers, bedeutsamer als die 137 Aussprüche Melanchthons (163—299); auch erstere sind natürlich von verschiednem Werte, ja sie haben den Janssen, Evers, Majunke, „Gottlieb" Veranlassung genug gegeben, den großen Reformator zu verunglimpfen; allein wir können wohl dem beistimmen, was Loesche sagt im Vorworte S. VII: „— um mir die Worte von Bezolds, des glänzenden und sieghaften Anti-Janssen anzueignen: »des Gewaltigsten unsrer Nation, dessen geschichtliche Größe über jede Verunglimpfung wie über jede Beschönigung erhaben ist, an dem kleine Geister nur die kleinen und häßlichen Züge aufsuchen, wie sie jedem Erdensohne, auch dem Edelsten, anhaften« —," und in der Einleitung S. 3: „— Man trage nur alles Häßliche aus den zweifelhaftesten Quellen zusammen, man stelle es gegenüber dem, was die »Litteratur der Zote« im Italien der Renaissance, was ein Rabelais, Fischart, Gryphius, Shakespeare, vor allem, was die Pseudoethiker der Jesuiten noch in viel späterer Zeit in der brünstigen Zergliederung des Sexuellen geleistet, und man wird von der Harmlosigkeit der Colloquia (Tischreden) überrascht sein!" S

(Luthers Werke für das christliche Haus) Vollständiges Namen- und Sachregister. Bearbeitet von Richard Sell, Pfarrer in Stepfershausen. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 92 S. 1,20 Mk., geb. 2,20 Mk.

Eine wertvolle Ergänzung der Braunschweiger Lutherausgabe ist dies ausgezeichnet angelegte und durchgeführte Register. Nun fehlt nur noch die Biographie, die für dies Jahr zu früh versprochen war, hoffentlich aber übers Jahr vorliegen wird. Inzwischen hindert nichts, das ganze Werk zu kaufen und zu studiren. „Kauft, weil der Markt vor der Thür ist," soll man nicht ablassen zu rufen. Diese ausgewählten Werke haben bei der Kritik allseitig den herzlichsten Beifall gefunden. Aber „wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein." Professor Loofs sagt in seinem unten angezeigten Vortrag: „Es giebt, so wird man kühn behaupten dürfen, kaum einen großen Mann der Geschichte, den man aus seinen Schriften so genau kennt wie D. Luther." Also lerne man ihn kennen! Ich hoffe, daß viele unsrer Leser das Werk ernstlich in ihre Weihnachtserwägungen mit hereinziehn. Dafür sei wiederholt, daß das Ganze, abgesehen vom Register, 8 Bände umfaßt in 2 Ausgaben, die sich nur durch Papier und Format unterscheiden: Ausgabe A in Halbfranz gebunden 22,50 Mk., ungebunden 13,50 Mk. (Billigeres ist wirklich nicht denkbar); Ausgabe B ebenfalls in Halbfranz 34,50 Mk., ungebunden 22,50 Mk. R

(Was machte Luther zum Manne des Volkes) und was soll und kann ihm heute noch die Herzen des Volkes gewinnen? Vortrag von D. Friedrich Loofs, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Halle-Wittenberg. Dessau, Baumann. 33 S. 50 Pfge.

Die Doppelfrage im Titel bezeichnet den Inhalt des Vortrags genau. Der Grund für Luthers Volkstümlichkeit wird aufgewiesen in seiner Ritterschaft wider Rom, seinem deutschen Patriotismus und deutschen Wesen, der Kraft und Klarheit seiner Sprache, auch ihrer Derbheit, wiewohl ihm darin viele Zeitgenossen über waren, in seiner frommen Persönlichkeit und evangelischen Lehre. „Martin Luther, seine Persönlichkeit und sein Wort, sie werden auch heute noch ihr Werk thun, unser Volk gewinnen für das, was unsers Volkes größter Schatz ist . . . für das Evangelium der Reformation, für das evangelische Christentum." R

(Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession) erläutert von Julius Köstlin. Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Heft 15/16. Halle, Niemeyer. 101 S. (Zunächst frei für Mitglieder, doch können zehn Stück aus dieser Sammlung von der Verlagshandlung für 1 Mk. bezogen werden.)

Ein Schriftchen, weniger für das „Volk," dazu ist es nicht leicht und populär genug, aber recht für unsre Leser. Einen sicherern und berufenern Führer in die Augsburgische Konfession hinein können sie ja doch nicht begehren. Zu bedauern ist nur, daß die Glaubensartikel allein abgedruckt und erklärt, der 2. Teil, Artikel 22—28 von den Mißbräuchen bloß in kurzem Auszug wiedergegeben sind. Ohne Zweifel, um das Büchlein nicht zu stark zu machen. Man halte sich also an das Gebotene und verschaffe sich dann, wenn man sie noch nicht hat, eine vollständige Ausgabe der herrlichen Bekenntnisschrift. R

(Was wir der Reformation zu verdanken haben) und Hauptpunkte des evangelischen Glaubensbekenntnisses. Zugleich ein Wort der Verständigung an die Gebildeten und Denkenden unter unsern Gegnern. Auch für Uebertretende. Von Paul v. Zimmermann, DDr., evangelischem Pfarrer und Dozenten an der evangelischen Fakultät zu Wien. Dritte, erweiterte Auflage. Heilbronn, Salzer. 47 S. 50 Pfge. In eleganterer Ausstattung mit Widmungsblatt unter dem Titel: Konfirmations- und Uebertrittsbüchlein. 60 Pfge.

Trotz des langen Titels ein sehr gutes, praktisches, empfehlenswertes Schriftchen. In schöner Sprache wird kurz und klar festgestellt, daß wir der Reformation die Bibel, die rechte Stellung zu Gott, Gewissensfreiheit, Toleranz, freies Wort, gleiches Recht, Aufschwung der Wissenschaft, Erziehung des Volks und die wahre Einheit der Kirche verdanken. Treffende geschichtliche Erinnerungen beleben und erhellen die Ausführung, allerlei Zitate, leider ohne Angabe des Fundorts. (In diesem Stücke sollten wir endlich von den römischen Kontroversschriftstellern Lehre annehmen.) Originell und sehr geschickt ist ein dann folgender „geschichtlicher Ueberblick" von 6 Seiten. Da das Schriftchen zumal für Uebertretende bestimmt und geeignet ist, bringt es an dritter Stelle ein Wort über „die Uebertrittsfeier." Das vierte Stück „Verlauf des evangelischen Gottesdienstes" hat weniger allgemeinen Wert, berücksichtigt aber dieselben Bedürfnisse, z. B. durch eine gute Auseinandersetzung über das Kreuzeszeichen. Fünftes Kapitel: „Kurze Zusammenfassung der Hauptpunkte des evangelischen Glaubens, wie solche bei den feierlichen Aufnahmen von Katholiken in die evangelische Kirche von mir zu Grunde gelegt wird" — zwölf Artikel, ganz ihrem Zweck entsprechend. Dies sichtlich aus der Praxis hervorgegangne Büchlein ist eine wirkliche Bereicherung unsrer evangelischen Litteratur. Was darin an Wien oder Oesterreich erinnert, wird es solchen, die es mitten im evangelischen Deutschland gebrauchen, nur lieber machen. R

(Luther auf der Koburg 1530) von M. Hobrecht. Frankfurt a. M., Mahlau und Waldschmidt. 54 S. 1,75, geb. 2,50 Mk.

Wer je sich an Luthers Briefen von der Koburg erquickt hat — und das sollte jeder unsrer Leser gethan haben oder noch thun —, begreift, daß es einen dichterisch beanlagten Geist einladen mag, sich an diesem Stoff zu versuchen, aber daß es auch überaus schwer sein muß, dem Reiz der echten Lutherworte in Versen nahe zu kommen. Hier wird uns ein Kranz von vierundzwanzig Gedichten geboten; einige sind ganz hübsch gelungen, den höchsten Preis erringen sie nicht. Ich vermute aber, daß sie bei dem Bedürfnis, für Lutherabende Deklamationen zu haben, manchem willkommen sein werden. R

(Die Erneuerung der Wittenberger Schloßkirche) eine That evangelischen Bekenntnisses. Auf Grund der amtlichen Quellen dargestellt von Professor D. Witte. Wittenberg, Herrosé. 93 S. Quart. 3 Mk.

Wenn man auch die Bedeutung des Wittenberger Tages vom 31. Oktober 1892 für Kirchen- und Weltgeschichte nicht so hoch anschlägt, wie es von manchen Seiten geschieht oder gewünscht wird, daß er einen würdigen und stattlichen Bericht verdient, unterliegt keinem Zweifel. Und so begrüßen wir mit aufrichtigem Dank diese nach Ausstattung und Inhalt wohl gelungne, preiswerte Veröffentlichung. 65 Seiten Text sind der Geschichte der Schloßkirche und ihrer Erneuerung gewidmet, 27 Seiten erzählen von dem Fest. Vorgeheftet ist dem Werke die Urkunde über die Einweihung der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg. Es ist eine verkleinerte Ausgabe der treuen Nachbildung, die mit allerhöchster Ermächtigung der Evangelische Oberkirchenrat in der Reichsdruckerei hat herstellen lassen. Diese Nachbildung kostet, in

prächtiger Mappe, 12 Mk., die kleinere Ausgabe ist nicht nur der Witteschen Schrift beigefügt, sondern auch gesondert für 1 Mk. zu haben. Es ist doch von eigentümlichem Interesse, die Namen der 23 evangelischen Fürsten und Bürgermeister (drei Fürsten sind allerdings durch Minister vertreten) unter diesem „Wittenbergischen Bekenntnis“ im Facsimile zu studiren.

Auch auf die Festschrift D. Julius Köstlins sei hier noch einmal hingewiesen: Friedrich der Weise und die Schloßkirche zu Wittenberg. Sie umfaßt 111 Seiten, ist auf Büttenpapier gedruckt und kostet 2,50 Mk. R

(Bekenntnis und Gelübde in der Konfirmation) Von einem Geistlichen der Hannoverschen Landeskirche. Hannover, Wolff und Hohorst Nachf. 16 S.

Das Schriftchen ist den Mitgliedern der fünften ordentlichen Landessynode der Hannoverschen Kirche gewidmet. Die Feststellung einer neuen Konfirmationsordnung wird eine der wichtigsten Aufgaben der Synode sein. Auf allerhand Bedenken gegen die jetzige Praxis hatte bereits die von Professor Peipers in Göttingen bevorwortete „Petition mehrerer Einwohner Göttingens an die außerordentliche Landessynode,“ im März 1892, nachdrücklich hingewiesen. (Ich zweifle nicht, daß die als Manuskript gedruckte Petition solchen, die sich näher dafür interessiren, von dem Herrn Verfasser übersandt werden wird.) Jetzt erhebt in letzter Stunde ein Geistlicher seine Stimme. Er fordert gewissenhafte Prüfung der Frage, ob Bekenntnis, Gelübde und Kommunionzwang den Kindern im Konfirmationsalter auferlegt werden dürfe, und schlägt eine Feier vor, bei der jede Gewissensbedrängnis ausgeschlossen ist. Abgesehn davon, daß ich meine, es gebe doch noch die Möglichkeit, den Kindern irgend eine persönliche Leistung und Kundgebung bei der Feier zu gestatten, die nichts Bedrängendes für sie haben kann, unterschreibe ich fast jedes Wort des Verfassers und bitte unsre Leser, das Schriftchen nicht unbeachtet zu lassen. — Ob die Ausführungen bei der Synode Gehör finden werden? Ich halte in Hannover nicht für ausgeschlossen, was in Berlin unmöglich wäre. Unsre altlutherischen Kirchen pflegen solche Fragen weit ruhiger und sachlicher zu verhandeln als die preußische Unionskirche. Der Segen einer ungestörten Entwicklung und eines echt Lutherschen Erbes beweist sich darin. Es handelt sich um Zeremonien auf der einen, um Gewissensnöte auf der andern Seite: ein gesunder lutherischer Konfessionalismus weiß, wie er da zu entscheiden hat. R

Zur Beachtung

Die Herren Mitarbeiter, die zu Weihnachtsgeschenken geeignete Bücher empfehlen wollen, bitte ich ihre Anzeigen freundlichst ohne Verzug einzusenden. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 46 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Heute wurde uns ein gesundes Söhnlein geboren.

Cadenberge, d. 2. Nov. 1893.

E. Wagner, Pastor, und Frau
Elisabeth, geb. Jacobi.

Ein Pfarramtskandidat sucht eine Hauslehrerstelle. Gefl. Anerbieten unter **A B** an die Redaktion dieses Blattes.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Pfleiderer, Otto, Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart. **3. erweiterte Auflage.** Mk. 10.50.

Pfleiderer, Otto, Grundriß der christlichen Glaubens- u. Sittenlehre als Compendium für Studirende und als Leitfaden für den Unterricht an höheren Schulen. **5. Aufl.** Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Bleek, Fr., Einleitung in das alte Testament. Herausgegeben von Joh. Bleek u. Ad. Kamphausen. **6. Auflage,** besorgt von J. Wellhausen. Mk. 10.50, geb. Mk. 13.—.

Die deutsche evangelische Gemeinde in Shanghai (China) sucht einen Pfarrer zum baldigen Antritt. Gehalt etwa 4000 Mk. Meldungen mit Zeugnissen und kurzem Lebenslauf erbittet der unterzeichnete Zentralvorstand, der auch gerne nähere Auskunft erteilt.

Der Zentralvorstand des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins.
Dr. Arndt,
Berlin C, Friedrichsgracht 53.

Verlag von
Friedrich Andreas Perthes, Gotha

Soeben wurde komplett:

Martin Luther

Eine Biographie
von
D. Theodor Kolde,
ord. Prof. a. d. Universität Erlangen

2 Bände mit Porträt

Preis: 16 Mk., geb. 19 Mk.

Zu bez. durch jede Buchhandlung

Zu kaufen od. umzutauschen gegen andere Werke aus meinem Antiquariat suche ich: **Gerok, Ahlfeld, Ziethe, Uhlhorn,** Predigten; **Lange,** Bibelwerk; **Zeller,** Wörterbuch; **Delitzsch,** Psychologie; **Lüdemann,** Apost. Paulus, collectio confessiorum ed. Niemeyer; **Roos,** Seelenlehre; **Wendt,** Fleisch; **Ohly,** Kasualreden; **Riehm,** Alttestl., **Steinmeyer,** alles Theol.; **Herzog,** Realencyklopädie, 2. Aufl.; **Ritschl,** Altkatholische Kirche.
Johs. Krause, Antiquariat, Halle a/S.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Lutherdrucke
auf der Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523
Von
A. v. Dommer
Preis brosch. Mk. 10.

Zu verkaufen!

Sämtl. Werke der **Kirchenväter.** Ins Deutsche übersetzt. 39 Bde. 1831—54. Geb. . **M. 60.—**

Hagenbach, Kirchengesch. 7 Bde. 2.—4. Aufl. Hfz. Hübsch. Expl. (50.—) . . . . **M. 25.—**

Meyer, Komment. üb. d. Neue Test. 16 Bde. Letzte Aufl. (Markus, Joh. und Römerbrief, vorletzte Aufl.) Origbd. . **M. 60.—**
— 2.—4. Aufl. Nicht uniform geb. . . . . **M. 30.—**

Lange, Bibelwerk. Altes u. Neues Test. Kplt. Neueste Aufl. (Bd. 19 d. A. Test. u. Bd. 14 d. N. Test. vorletzte Aufl.) Hfz. (177.20) **M. 125.—**

Meyers Konvers.-Lexikon. 4. Aufl. 19 Bde. 1885—91. Hfzbde. (190.—) . . . . **M. 100.—**

Schenkel, Bibel-Lexikon. 5 Bde. 1869—72. Brosch. (40.—) **M. 12.—**; geb. **M. 15.—**

Bunsens Bibelwerk. 9 Bde. mit Altas. Geb. (60.—) **M. 20.—**

Menken, Der Prophet Elias. Homilien. 1880. Brosch. (4.—) **M. 1.50**

Brehms Tierleben. 2. Aufl. Große Ausg. Mit zahlr. nichtcol. Tfln. 10 Bde. 1876—78. Halblwd. (150.—) . . . . **M. 45.—**
— 3. Aufl. M. viel. fein in Chromo ausgef. Tfln. 10 Bde. 1890—92. Origbfz. (150.—) **M. 100.—**

Geschichte, allgem., in Einzeldarstellungen von W. Oncken. 33 Bde. Geb. Rest in Liefgn. (700.—). . . . **M. 400.—**

Hase, K. v., ges. Werke. 12 Bde. in je 2 Halbbdn. 1890—93. Brosch. (135.—) . **M. 90.—**

Rothe, theol. Ethik. 2. Aufl. 5 Bde. und Reg. 1869—71. Geb. Selten! . . . . **M. 33.—**

Hutten, Opera. Ed. E. Böcking. 5 voll. C. suppl. 2 voll. et ind. 1859-70. Br. (133.—) **M. 45.50**

Giesebrecht, W., Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit. 5 Bde. Neueste Aufl. Eleg. geb. (95.50) **M. 70.—**

Gieseler, Lehrbuch d. Kirchengesch. 6 Tle. in 10 Bdn. 1824—55. Geb. (76.50) . . **M. 20.—**

Gerhard, Loci theol. 9 voll. 4°. Jenae 1615-23. Hldr. **M. 20.—**

Sybel, Begründung des deutschen Reiches. 5 Bde. 1890. Eleg. Hfz. (47.50) . . . . **M. 32.—**

Herzog, Realencyklop. 2. Aufl. 18 Bde. Hfzbde. (216.—) **M. 110.—**

Becker, Weltgeschichte. 12 Tle. in 6 Bdn., reich illustrirt. 1886. Eleg. geb. (36.—) **M. 20.—**

Bernatz, Bilder aus Aethiopien. 49 Tsln. in Farbendruck. Gr.-Folio. Prachtband. (178.—) **M. 80.—**

Brockhaus, Konversat.-Lexikon. 13. Aufl. 17 Bde. 1873—88. Hfz. (161.50) . . **M. 70.—**

Casati, G., Zehn Jahre in Aequatoria und d. Rückkehr mit Emin Pascha. 2 Bde. 1891. Eleg. geb. (22.—) . . . **M. 6.—**

Ebers, G., Aegypten in Wort u. Bild. 2 Bde. Fol. 1879—80. Orgbde. (115.—) **M. 75.—**

Feuerbach, L., Sämtliche Werke. 10 Bde. 1846—90. Gebund. (62.75) . . . . **M. 40.—**

Förster, Fr., Preußens Helden in Krieg u. Frieden. 7 Bde. 1866—71. (82.50) . . **M. 25.—**

Hegel, G. W. Fr., Werke. 18 Tle. in 21 Bdn. 1832—40. Ppbde. (127.—) . . . . **M. 60.—**

Generale der deutschen Armee. Hrsg. v. Glasenapp. 1877. Fol. In eleg. Kasten und Mappen. (600.—) . . . . **M. 80.—**

Luther. Schwerdtgeburths Luther-Cyklus. 6 vorzügl. Stahlstiche (Bildgröße 24 : 30 cm) à **M. —.50**

Ranke, L. v., Sämtl. Werke. 54 Tle. in 28 Bdn. 1867—90. Hfrz. (270.—). . . . **M. 225.—**

Weber, G., Allgem. Weltgeschichte. 15 Bde. und Reg. 1857—81. Ppbde. (134.65) . **M. 45.—**

Wietersheim, E. v., Geschichte der Völkerwanderung. 2. Aufl. Von F. Dahn. 2 Bde. 1880—81. Prachtbde. (35.—) **M. 12.—**

Stieler, A., Handatlas. 95 Karten. Neueste Ausg. Fol. 1892. Eleg. geb. (65.—) . . **M. 48.—**

Denkmäler d. klassisch. Altertums. Bearb. von A. Baumeister. 3 Bde. 4°. 1888. Prachtbd. (84.—) . . . . **M. 60.—**

Ankauf, Tausch und rascheste Lieferung theologischer und anderer Bücher zu den vorteilhaftesten Bedingungen durch

Alfred Lorentz, Leipzig, Kurprinzstr. 10.
Kataloge gratis.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Gustav Schlößmann in Gotha und eine Beilage vom Eisenwerk in Kaiserslautern

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 47 Leipzig, den 16. November **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Aus dem Büchlein: Deutsche Theologie: 2 — Renaissance und Reformation. Zweite Hälfte — Das sechste Gebot und Luthers Leben: 2 — Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission: 4. Der Lutherhof, die fromme Missionsanstalt — Der Religionskongreß in Chicago: 8 — Bücher und Schriften: Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun? — Verschiedenes: Noch einmal zum Semesteranfang; Die Zeitung der Akademisch-theologischen Vereine; Zum Kandidatenüberfluß; Nachträgliches vom Kongreß für innere Mission; Die Quittung der Germania auf Stöckers Rede; Vom Vorstande der Westfälischen Diakonissenanstalt Bethel — Anzeigen

Aus dem Büchlein: Deutsche Theologie

2

Wäre es möglich, daß ein Mensch sich selbst und alle Dinge aufgäbe, und so ganz und lauterlich lebte in wahrem Gehorsam, als Christi Menschheit war, der Mensch wäre ganz ohne Sünde und wäre auch eins mit Christo, und dasselbe von Gnaden, das da Christus war an Natur. Aber man spricht, es möge nicht sein. Darum spricht man auch, es sei niemand ohne Sünde. Doch wie das sei, also sei es. Doch ist das wahr: so man dem wahren Gehorsam je näher ist, desto minder Sünde, und so man ihm desto ferner ist, desto mehr Sünde.

* * *

Mancher Mensch macht sich selber viel Soll- und Mußsein, das doch falsch ist. Das merket hiebei! Denn treibet den Menschen seine Hochfahrt, Geizigkeit und andre Untugend und Bosheit dazu, etwas zu thun oder gar zu lassen, so spricht er: Es muß und soll sein. Treibt ihn der Leute Gunst, Liebe, Freundschaft oder Feindschaft und seines Leibes Lust und Begierde irgend zu oder ab, so spricht er: Es soll und muß sein. Sieh, das ist alles falsch. Hätte der Mensch kein andres Muß- oder Sollsein, denn wozu ihn Gott und die Wahrheit weiset und treibet, er hätte zuweilen minder zu schaffen und zu thun als jetzt; denn gar viel Unruhe und Anfechtung macht sich der Mensch selber, der er wohl überhoben wäre.

* * *

Doch müssen die Dinge sein, und man muß thun und lassen. Und besonders der Mensch muß schlafen und wachen, gehen und stehen, reden und schweigen, essen und trinken und viel mehr dergleichen, das doch sein muß, dieweil der Mensch lebt.

* * *

Spräche man zu der Liebe: „Was hast du lieb?“, sie spräche: „Ich habe das Gute lieb.“ „Warum?“ Sie spräche: „Darum, daß es gut ist und um Gut.“ So ist es gut und recht und wohl gethan, daß es so gemeint werde, und wäre etwas Besseres denn Gott, das müßte geliebt werden vor Gott.

* * *

Das soll man wissen: Wer dem Menschen zu seinem eignen Willen hilft, der hilft ihm zum Allerbösesten. Denn je mehr der Mensch nachfolgt und zunimmt in seinem eignen Willen, um so ferner ist er von Gott und dem wahren Gut, denn es brennt nichts in der Hölle als eigner Wille. Darum spricht man: „Thu ab den eignen Willen, so wird keine Hölle.“

* * *

Wo Gott Mensch ist oder in einem vergotteten Menschen ist, da wird andres nicht geklagt, denn Sünde, und ist andres kein Leid. Denn alles, das da ist oder geschieht, außer Sünde, das will Gott haben, und das ist sein. Aber die Klage und der Jammer, der um die Sünde ist, der soll und muß bleiben bis in den leiblichen Tod bei einem vergotteten Menschen, und sollte auch der Mensch leben bis an den jüngsten Tag oder ewiglich. Hiervon kommt Christi heimliches Leiden, davon niemand sagt oder weiß, denn allein Christus; und darum heißt es und ist heimlich.

* * *

Wer Christi Leben darum hat, daß er damit etwas bekommen oder verdienen will, der hat es als ein Löhner und nicht aus Liebe, und hat es auch zumal (d. i. ganz und gar) nicht. Denn wer es nicht aus Liebe hat, der hat es nicht. Er mag wohl wähnen, er habe es; aber er ist betrogen. Christus hatte sein Leben nicht um Lohn, sondern aus Liebe, und die Liebe macht das Leben leicht und nimmt ihm alle Beschwernis, also daß es gar gern gehabt und williglich getragen wird. Aber wer es nicht hat aus Liebe, sondern wähnt, er habe es um Lohn, dem ist es gar bitter und sauer, und er wäre seiner gerne bald ledig. Und das gehört einem jeglichen Löhner zu, daß er seiner Arbeit gern ein Ende hätte. Aber einen wahren Liebhaber, den verdrießt weder Arbeit noch Zeit oder Leiden. — Gott ist aber ein wahrer Liebhaber lieber, denn tausend Löhner oder Mietlinge.

* * *

Man möchte fragen, welches oder was ein vergotteter oder ein göttlicher Mensch sei. Antwort: „Der durchleuchtet oder durchglänzt ist mit dem ewigen oder göttlichen Licht und entzündet oder entbrannt mit ewiger und göttlicher Liebe, der ist ein göttlicher oder vergotteter Mensch.“

* * *

Was von dem wahren Lichte erkannt wird, das muß auch geliebt werden von der wahren Liebe. Nun kann das vollkommne Gut, das man Gott nennt, nicht erkannt werden, denn von dem wahren Lichte, darum so muß es auch geliebt werden, wo es erkannt wird oder ist.

* * *

Alles, was da ist, ist eine Vorstadt des Ewigen oder der Ewigkeit, und besonders was man in der Zeit und bei den zeitlichen Dingen und in und bei den Kreaturen von Gott und der Ewigkeit merken und erkennen kann; denn die Kreaturen sind eine Hinweisung und ein Weg zu Gott und zu der Ewigkeit. Also ist es alles eine Vorburg und eine Vorstadt der Ewigkeit.

* * *

Ein wahrer, demütiger, erleuchteter Mensch begehrt nicht von Gott, daß er ihm seine Heimlichkeit offenbare, also daß er frage, warum Gott dies oder das thue und verhänge oder unterlasse und desgleichen, sondern er begehrt, wie er Gott allein möge gefallen und an sich solle zu nichte und willenlos werden, und daß der ewige Wille in ihm lebe und über ihn gewaltig sei und ungehindert von allen andern Willen, und wie dem ewigen Willen von ihm und in ihm Genüge geschehe.

* * *

Die Schlußworte lauten also:

Daß wir uns selber also verleugnen und aufgeben und alle Dinge durch Gott lassen und unsern eignen Willen also mögen aufgeben und töten und Gott und seinem Willen leben, dazu verhelfe uns der, der seinen Willen dem himmlischen Vater aufgegeben hat, Jesus Christus, unser lieber Herr, der da gebenedeit ist über alle Dinge ewiglich! Amen. D-Fr

---

Renaissance und Reformation

Rede bei dem Fest der Upsalaer Studentenschaft zur Erinnerung an die Kirchenversammlung zu Upsala am 7. September 1893 in der Aula der Universität gehalten von Harald Hjärne, Dr. jur. et phil., Professor der Geschichte an der Universität zu Upsala

Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung

Zweite Hälfte

Er fand, daß das Unternehmen, das er begonnen hatte, ohne Hoffnung war. Aber aus der Nacht der Verzweiflung richtete er sich auf mit der Gewißheit, daß er Gnade empfangen hatte für nichts, und die Werke, die er dann that unverzagt in seinem Glauben, übertrafen alles, was er ausgerichtet hatte in schwankendem Vertrauen auf Verdienst und Lohn. Er nahm seine Freiheit hin als eine Gnadengabe, ging aus dem Kloster und lud einen jeden ein, dieselbe Erfahrung zu machen wie er. Was die Natur schenkt, nahm er hin auf seinem Wege und gewann für sich und andre eine Herrschaft und eine Lebensfreude, die ihm Arbeitslust ohne Jagen nach dem Flitterglanz der Macht und der Schönheit des Genusses für nichts in den Schoß warf. Seine Arbeit war Streit von Anfang bis zum Ende, und er führte sein eignes Volk und dessen Stammesgenossen von einem Siege zum andern, ohne zu wanken unter unausbleiblicher Mühe und Widerwärtigkeit. Die Mauern der alten Tempelburg drohten für allezeit zusammenzustürzen, aber Kirche und Staat wurden auf festern Grundpfeilern neu aufgebaut.

Die Losung der Reformation war nicht: frei zu denken um jeden Preis, sondern vor allem recht zu denken unter der höchsten Verantwortlichkeit, die für irgend einen menschlichen Willen gelten konnte. Es war nicht die Form, die Luther und seine Mitkämpfer suchten, sondern die Sache, die höchste Sache für den Menschen in Zeit und Ewigkeit. Der Gedanke der Reformatoren stützte sich nicht auf das Selbstvertrauen des natürlichen Menschen, sondern auf Gottes Wort von des Sünders Erlösung. Die Freiheit der Reformation ist Freiheit unter Verantwortlichkeit, unter der Verantwortlichkeit des Christenmenschen für seinen Glauben an unverdiente Gnade. Die äußern Werke des Gesetzes helfen der Seele zu nichts, aber nichts ist verboten, und alles ist erlaubt, was gethan werden kann unter dem von der Gnade erleuchteten Zeugnis des Gewissens von bewahrter Gemeinschaft mit Gott. Außer seinem eignen Gewissen giebt es für den Christen keine Autorität, die ihn frei machen kann von der Mühe und der Verantwortung, Gottes Erlöserwort selbst zu finden. Er steht einsam vor Gott und ist stark nur in dem Maße, als er sich in der Tiefe seines Lebens von aller menschlichen Hilfe verlassen fühlt.

Kein Wunder, daß ein so kühner Glaube manchen Sterblichen, bisweilen vielleicht sogar seinen eignen hervorragendsten Anwalt erschreckte. Der richtige Gedanke konnte von den meisten nicht gedacht werden ohne die Stütze formeller Kennzeichen orthodoxer Lehre, die nach dem verschiednen Maß menschlicher Erkenntnis den Schwachen größern Mut macht, sich auf ihren eignen Glauben zu verlassen. Und weil so die Notwendigkeit des Lehrgebäudes außer Zweifel stand, mußte jeder Protestant alles wagen, die Lehrform zu schützen, die er selbst gefunden oder von Meistern empfangen hatte, die er für besser hielt als sich selbst. Brüder in demselben wirklich lebendigen Glauben schieden sich in dem aufrichtigen, wenn auch verbitterten Eifer, mit dem jeder für die von scharfer Logik gezognen Scheidemarken seiner Lehren eintrat. Aber unter jeder von diesen trennenden Schalen verknöcherter Dogmatik verbargen sich im Innersten die Grundgedanken der Reformation, die ohne solchen Panzer es schwer gehabt hätte, an verschiednen Stellen durchzudringen und den Angriffen der gemeinsamen Feinde zu trotzen. Und nach langwährendem Mißverstand begannen wenigstens die hervorragendsten Häupter des Laienvolkes, Karl IX. und Oldenbarneveld, Gustav Adolf und Oliver Cromwell, die innere Einheit des Protestantismus unter Geduld mit untereinander streitenden Sekten zu erkennen. Aber noch längere Zeit dauerte es, bis der Protestantismus die vollen Folgen seines Glaubens tragen und auch den Vertretern katholischer Unduldsamkeit freie Rede vergönnen und es dulden durfte, daß einem jeden verstattet war, frei zu denken und zu lehren, mochte es unrichtig sein oder richtig, auf seine eigne und seiner Jünger Verantwortung.

Die Vormundschaft über fremdes Glauben und Denken konnte nicht mit einemmale verschwinden, und die neuen Gedanken der Reformation brauchten Zeit, um alle die Hindernisse zu durchbrechen, die die Jahrhunderte auf dem Wege des Christentums unter den Völkern aufgetürmt hatten, und die vielleicht auf lange noch sich nicht werden beseitigen lassen. Denn die Seelen der Menge kommen nicht allein durch andrer Vorbild oder Mahnung zur Reife. Sie müssen, gleichwie die Vorgänger, sich auf eigne Hand ihre wahre Freiheit erkämpfen, und müssen, so lange dies nicht geschehen ist, sich mit der pflegenden Aufsicht andrer begnügen, bis kommende Geschlechter Kraft gesammelt haben, zu tragen, was für ihre Väter allzuschwer gewesen wäre. Aber eine Vormundschaft, die zur Selbständigkeit erzieht, darf nicht verwechselt werden mit einer Herrschaft, die sich auf dem unheilbar blinden Gehorsam der Unterthanen aufbaut.

Die Erziehung der Reformation begegnete bei den germanischen Völkern von alters her ererbten Anlagen und einer andern weltlichen Erziehung, die ihrer Arbeit günstig war. Der germanische Staat trug, so verschiedenartige Typen sein äußeres Gepräge auch angenommen hatte bei den verschiednen Stämmen unter kargen oder günstigen Verhältnissen, durch einheimische Schöpferkraft oder unter römischem Druck — doch überall noch deutliche Spuren gleicher Abstammung und gleicher Art an sich. Gesetz und Verantwortlichkeit, nicht unbegrenzte Macht und selbstische Willkür, bildeten seine Grundlage. Gemeinsames Wirken innerhalb der Grenzpfeiler des Rechts, nicht Wettkampf um Gewalt, die sich über das Recht stellt, war sein niemals verlöschender Leitstern, mochte dieser auch noch so oft, wie überall auf Erden, verdunkelt werden von wilden Leidenschaften und den Forderungen der Not. Das Gewissen bei Volk und Staatsmännern konnte, auch wenn der Streit am heißesten brannte, niemals ganz und gar taub werden gegen dieses Gebot, und selbst die Absonderung sah sich genötigt, sich wenigstens in den Schein des Zusammenwirkens zu hüllen. Denn Arbeit für höhere Ziele als eignen Gewinnst oder Glanz, für Stärkung oder Förderung des Gesetzes hieß, befolgt oder außer acht gelassen, die Richtschnur der Freiheit und der Macht, für Könige und Unterthanen. Die Ehre des Helden im Gedächtnis der Nachwelt konnte nicht lediglich durch glänzende Großthaten geschaffen werden, sondern mußte vor allem aufgebaut werden auf unverdrossenes Bemühen und treues Dienen im Einklang mit Gesetz und beschworenen Gelübden in dem Amt, zu dem er berufen war durch auferlegte oder selbsterwählte Pflicht. Aber die Verantwortung, unter der die höhere Gewalt ihres Amtes wartete, wenn sie auch die Bürden des Volks erleichterte, befreite doch keinen von der Verpflichtung geziemenden Beistandes, und schließlich stand doch jeder freie und taugliche Mann einsam vor dem Gesetz mit eigner Verantwortung für dessen Heiligung nach dem Maß seiner Kräfte.

Die Reformation schloß einen Bund mit germanischer Freiheit und verlieh deren Zukunft auch eine geistliche Stärke, die früher römische Kirchenzucht zurückgehalten hatte, und die diese, nachdem sie ihre eigne Kraft wiedergewonnen hatte, vergeblich zu unterdrücken versuchte.

5

Zu uns in Schweden kam die Reformation erst, getragen von dem starken Arm des wiederhergestellten Königtums und gefördert durch einen wachsenden Verkehr mit unsern deutschen Nachbarn. Mit der Renaissance wurden hier kaum einige schwache Verbindungen angeknüpft, bevor diese Zeitmacht ihre vollkommen natürliche Verwandlung erfahren hatte und im Gefolge der Reaktion der katholischen Kirche zu Tage trat.

Die Lebensfreude auf dem Grunde der Natur ist zur Ge-

brechlichkeit verurteilt. Nach den Stürmen des Genusses, wenn ihnen auch jugendliche Gesundheit Trotz geboten und das Verlangen des Genius nach dem Schönen sie geadelt hat, überschleicht leise Wehmut den Ermattenden, und die Schaffenskraft schläft ein unter wiederholten Versuchen, eigne oder von andern einst vollbrachte Großthaten nachzuahmen. Auch das Neue ist schließlich alt geworden, und ein jüngeres Neues wächst nicht so bald aus dem Erdboden, dessen Kraft die frische Ueppigkeit des ersten Hervorbringens fast erschöpft hat.

Da wacht zu Stunden ein seltsames Heimweh auf nach dem Paradies des Gewissensfriedens und verlorner Kindheitsunschuld. Aber der Rest von Stärke, der der matten Seele geblieben ist, reicht selten aus, das Leben ganz und fest aufs neue zu beginnen. Und unter den weichen Empfindungen der späten Reue bleiben gern die Gewohnheiten des Genießens zurück mit scheuen Lüsten und dem wenn auch nur halbbewußten Wunsch, Trostgründe für neue Sündenfälle zu finden. Das zerstörte Gleichgewicht der Seele wird verhüllt mit künstlicher Ueberreizung, und die scheue Ahnung von eigner Schwachheit, eigner Lebenslüge gebiert das grimme Verlangen, allzu offenherzigen Wahrheitseifer zu unterdrücken.

Die Reaktion, die die päpstliche Tradition mit welschen Künsten wiederherstellen wollte, war im Grunde sozusagen eine abgelebte Renaissance.

Luthers Glaube und Lehre schien den begünstigten Geistern der feinen Bildung von barbarischem Geschmack zu zeugen, aber außerdem ihre eignen Bestrebungen mit kaum überschaubarer Gefahr zu bedrohen. Keine andre Rettung schien offen, als halb bußverlangende, halb geheuchelte Rückkehr zum Jugendheim der Väter, zu dem Opfertempel der Kirche, die man vorher auf die nachdrückliche Mahnung des Herzens und Verstandes verlassen hatte. „Laß den Priester wieder für dich glauben und werde aufs neue ein folgsames Kind im Vertrauen auf seinen Bindeschlüssel!“

Aber nun galt es zu vermitteln zwischen neu erworbnen Bedürfnissen und der Strenge der Kirche, die alten Vorbildern nachgebildet war, Vorbildern, die nun zu unterthäniger Verehrung wieder aufgestellt wurden. Aus diesem Vermittlungsgeschäft ging allmählich eine gemischte Kultur hervor, die auch ihrerseits wie durch Zauberei zu fesseln vermochte, mit den vereinigten Mächten der Gewalt, der noch lebendigen oder klug geweckten Interessen und der meisterhaft geübten Politik.

Die Nachfolger der Gregore und Innocenz kleideten sich aufs neue in den Asketenmantel und suchten durch kluge Zugeständnisse Fürsten und Völker für jene stolzen Pläne zu gewinnen, die ihre Vorgänger mit offnen Herrschergeboten durchzusetzen sich berufen gefühlt hatten. Die Moral der Jesuiten lehrte die Kunst, ein wohl berechnetes Sittengesetz mit den geheimen Begierden des Fleisches zu versöhnen. Ihre geistliche Zucht gab Kraft und Trost auf dem Wege weicher Gefühlsschwelgerei; ihre Kirchen wurden angefüllt mit schmachtenden Madonnen und augenschmeichelnden Zieraten. Und neubekehrte Staatsmänner fanden offne und verlockende Bahnen für ihre Gaben in apostolischem Dienst zur Förderung neuer Kreuzzüge.

Aber auch leichtgläubige Seelen und leichtgeleitete Massen konnten wieder zu aufrichtiger Opferwilligkeit unter Roms Panier gesammelt werden.

6

Polens freies Adelsvolk, das in seiner leichten seichten slawischen Sinnesart lose Eindrücke aus dem Seelenkampf der Reformation nur als Polster für gesteigerten Mutwillen benutzt hatte, trat in den Dienst der Reaktion aus Begier nach politischer Macht und Ehre und vermählte düstern Fanatismus mit gleich eifrigem Nachäffen der Republiken der klassischen Vorzeit. Und Sigismund, der auch seinerseits etwas geerbt hatte von der Willenskraft der Wasa und ihrer Treue gegenüber erkannter Pflicht, trug unter fast fünfzigjähriger Mühe ohne Klagen die Schmach, daß die Republik mit der Verantwortlichkeit der Königskrone ihr Spiel trieb, trug sie in der Hoffnung, mit polnischen Ritterheeren Gottes und Marias Sache zum Siege zu führen. Im Frühjahr, bevor Gustav Adolf fiel, sank sein Anverwandter Sigismund ins Grab, betrogen um den Arbeitslohn seines Lebens, des mißverstandnen Königsgedankens, der mißverstandnen Königspflicht schweigender Märtyrer.

Aber es war nicht des schwedischen Volkes Sache, die Geheimnisse des Königsherzens zu erforschen. Seine geistigen Führer fanden ihre eigne Pflicht darin, daß sie im Beschluß der Versammlung zu Upsala Sigismund untersagten, Schwedens Königtum und sich selbst an Roms verschlagne Ränke, an ein fremdes, übermütiges und gesetzloses Volk auszuliefern. Und zwischen ihnen und diesem gingen auf gegenseitige Verantwortung die Wege auf allezeit aus einander.

So trafen unsre Väter ihre Wahl für sich und uns, eine Wahl, die uns sicher nicht mit der Zwangsmacht eines äußerlich aufgelegten Verhängnisses binden kann, aber die für ihre Nachkommen die Aufforderung in sich birgt, das Werk jener Männer und die eigne Arbeit ernst zu nehmen. Denn jede Generation, jedes einzelne Glied einer Generation muß die Wahl selbst besiegeln, muß für sich selbst wählen. Für Schwedens Volk aber, so oft auch seine äußern Geschicke in den Prüfungen neuer, verwickelter Zeiten wechseln mögen zwischen Glück und Leid, für Schwedens Jugend, die nicht feig zurückweichen darf vor irgend einer menschlichen Bildungskraft, mag sie sich herleiten aus Heidentum und Renaissance, aus den kühnsten Versuchen des Menschengedankens und den geheimsten Tiefen der Naturwissenschaft, gilt es doch in jeder neuen Stunde der Entscheidung unter der Verantwortung der persönlichen Prüfung im Innersten und letzterhand zu wählen zwischen den Lockungen der Natur — und dem Glauben Luthers, der Versammlung von Upsala und Gustav Adolfs!

Stl

Das sechste Gebot und Luthers Leben

2

Mit dankbarer Zustimmung wird man an der Arbeit unsers Lutherophilus vor allem den zweiten Teil begrüßen, der die weitaus größere Hälfte des Heftes (S. 39—104) einnimmt. Denn hier hat der Verfasser mit überlegner Sachkunde all jene einzelnen ultramontanen Histörchen, durch die man Luthers persönliche Lebensführung mit dem Vorwurf der Unsittlichkeit belasten wollte, in ihrer Nichtigkeit und Verlogenheit überzeugend nachgewiesen. Hier findet der Leser all jene einzelnen Verleumdungen zusammengestellt und beleuchtet, von dem angeblichen Liebesabenteuer zwischen dem Schüler und der „jugendlichen Witwe“ Ursula Cotta in Eisenach an bis hin zu den fabelhaften Angaben über das uneheliche Kind, das Luther in unglaublicher Roheit im eignen Hause unter den Augen seiner Frau angeblich aufwachsen ließ, und bis zu den frivolen Versen in einer deutschen Bibel, die von Luthers sittlicher Verkommenheit ein schlagendes Zeugnis ablegen sollten. Ich möchte wohl wissen, wie einem ehrlichen Katholiken dabei zu Mute ist, wenn er mit unserm Verfasser eine Wanderung durch diese Reihen von Anschuldigungen antritt und nun sehen muß, wie es sich in jedem einzelnen Falle um das nichtsnutzigste, vor keiner Entstellung und Verdrehung zurückscheuende Lügenspiel handelt, das hier von unserm Kritiker in seiner ganzen Blöße und Frivolität aufgedeckt wird. Bald ists nur der eigne frivole Sinn seiner Gegner, der völlig Harmloses ins Gemeine umgedeutet hat, bald ists ein Operiren mit gefälschten Zeugnissen, gelegentlich auch einmal mit einem neckischen Druckfehler, bald ists ihre Unfähigkeit oder ihre Unlust, scherzhafte Ausdrücke Luthers zu verstehen, immer aber die Geneigtheit, alles dem Feinde gegenüber ins Böseste zu verkehren. Die Widerlegungen, die unser Verfasser hier führt, bieten zwar in den meisten Fällen den Sachkundigen nichts Neues, sind auch schon in der Polemik gegen Rom bald hier bald dort ausgesprochen worden; wirklich neu war mir nur, daß es seinem Spürsinn geglückt ist, das immer wieder uns begegnende Prahlen ultramontaner Schriftsteller mit einer geheimnisvollen „alten Urkunde,“ die in der Bibliothek zu Eichstätt aufbewahrt werde und schlimmste Nachrichten über die Unsittlichkeiten des Studenten Luther enthalte, als eine elende Flunkerei zu erweisen. Die ominöse Urkunde entpuppt sich jetzt als die längst bekannte, 1580 gedruckte Predigt des katholischen Polemikers Wolfgang Agricola, über deren geschichtlichen Wert bei näherm Zusehen für verständige Leute kein Zweifel übrig bleiben kann.

Wenn der Verfasser uns auch sachlich nicht viel Neues bietet, so ist doch noch niemals das Material so vollständig, so übersichtlich und in den sachlichen Entgegnungen so zuverlässig zusammengetragen worden. Man wird es ihm nicht verdenken können, wenn er im Kampfe gegen ein so unsägliches Gewirr von Unwahrhaftigkeit und Frivolität und in der fröhlichen Genugthuung, an jedem Punkte seinen Luther rein und unanstößig gefunden zu haben, schließlich sich den Scherz macht, der ultramontanen Lutherwissenschaft für künftige weitere Verdächtigungen selber Material herbeizuschaffen und ihnen, nach dem Rezept ihrer eignen Künste, noch zu weitern unehelichen Kindern Luthers zu verhelfen, um dann zugleich in einer Anmerkung den Lesern zu zeigen, mit wie einfachen Mitteln der Entstellung und des Mißverstehenwollens dergleichen Lügen in Umlauf zu setzen sind.

Was den vorausgeschickten ersten Teil „Luthers freie Redeweise“ betrifft, so erwuchs hier dem Verfasser die sehr schwierige Aufgabe, den Lesern einen Eindruck davon zu schaffen, was man in Luthers Tagen ohne allen Anstoß öffentlich aussprechen konnte. Zu diesem Zwecke bietet er uns Proben aus drei Litteraturgattungen jener Zeit, und zwar stets aus Schriften, die von katholischen Verfassern stammen; er giebt Proben aus der Unterhaltungslitteratur, den Schulbüchern und den Predigten jener Tage. Aus diesen entnimmt er die Unterlage für das Urteil, was man zu jener Zeit für nicht unanständig hielt. Nun wird ihm jeder Leser gewiß aus den gewählten drei Schriftengattungen die beiden letztern unbedenklich zugestehen, aber ebenso werden sich doch im Leser Bedenken regen, ob jene Unterhaltungslitteratur, auf die er an erster Stelle verweist, hierfür völlig beweiskräftig ist. Denn wenn auch die Schriften, aus denen er seine Beispiele wählt, sehr viele Auflagen erlebt haben, also von Tausenden gelesen worden sind, so beweist das noch nicht, daß ihr Inhalt nicht doch von vielen für anstößig erachtet worden ist, ja man wird fragen dürfen, ob ihre weite Verbreitung nicht damit zusammenhängt, daß ihr Inhalt auch damals schon als eine pikante Lektüre betrachtet wurde. Wissen wir doch, daß ernste Zeitgenossen gegen diese ganze Litteraturgattung, die beliebte Reiselektüre jener Tage, in sittlicher Entrüstung eiferten. Und wenn auch der Verfasser eines jener Bücher ernsthaft versichert, daß er nichts berichte, was er nicht von ehrwürdigen Männern, zum größten Teil in Gegenwart von Frauen, habe erzählen hören, so werden wir doch unsre Zweifel hiergegen nicht ganz überwinden können. Wir werden uns daran erinnern, daß diese Facetienlitteratur aus der italienischen Renaissance und deren welscher Leichtfertigkeit stammte, und daß Boccaccio es aufgebracht hatte, solche Frivolitäten von Herren und Damen sich gegenseitig erzählen zu lassen. Das mag dem Tone der italienischen Gesellschaft entsprochen haben; wenn uns dasselbe aber in Schriften deutscher Humanisten begegnet, so ist die Frage gestattet, ob das bei diesen nicht nur Imitation aus den Schriften ihrer italienischen Vorbilder gewesen ist. Man wird dem Verfasser dafür zu danken haben, daß er die Selbstverleugnung geübt und dem Leser durch Proben und Charakteristiken einen Einblick gewährt hat, welche entsetzliche Zuchtlosigkeit des Wortes in dieser Unterhaltungslitteratur sich breit macht. Man muß diese kennen, um für das uns Modernen bei Luther Anstößige den rechten Maßstab zu gewinnen. Aber die Frage, ob jene von Tausenden begierig gelesenen Schriften uns das jener Zeit für „anständig“ oder wenigstens für „erträglich“ Gehaltene repräsentiren, möchte ich doch nur mit starken Einschränkungen bejahen. Luther selbst würde, nach dem scharfen Urteil zu schließen, das er (Erlanger Ausgabe 63, S. 389) über einen viel harmlosern Schriftsteller gefällt hat, sehr vieles in jener Facetienlitteratur schlechtweg für unanständig und unerträglich erklärt haben. Wäre der Satz richtig: „alles dies wurde öffentlich in Schriften verbreitet, also galt es jener Zeit nicht als unanständig,“ so kämen wir zu dem seltsamen Ergebnis, daß jene Tage den Begriff der Unanständigkeit des Wortes überhaupt nicht besessen hätten. Nun braucht man aber nur Luthers Predigt über die Epistel des Sonntags Oculi nachzulesen, um zu erkennen, wie deutlich auch jene Tage den Begriff der „schandbaren Worte“ kennen und als sittlichen Maßstab verwenden. Aus Luthers Ausführungen sehen wir, daß ihm bei diesem Begriff zweierlei in Betracht kommt: einmal das Motiv des Redenden, die Absicht, böse Gedanken zu erregen und Aergernis zu erregen, und dann die Verletzung der Rücksicht auf die Jugend. Luther kennt sehr wohl in seiner Rede die Rücksicht auf das weibliche Geschlecht, wie wir denn eine Predigt von ihm besitzen, in der er eine Erörterung plötzlich abbricht propter puellas. Die Apologie, die man den römischen Anschuldigungen gegenüber unserm Luther schuldig ist, wird meines Erachtens gut thun, von dieser seiner eignen Begriffsbestimmung auszugehen und nachzuweisen, daß bei all seiner, unsrer Zeit so ungewohnten und anstößigen Unverhülltheit der Rede nie auch nur entfernt die Absicht sich regt, den Zuhörer oder Leser damit zu belustigen, ihm „böse Gedanken und Aergernis zu geben,“ sondern stets die lehrhafte Absicht des Predigers der christlichen Weltanschauung.

Ferner sei die Bemerkung gestattet, daß ich dem Verfasser nicht völlig in dem apologetischen Gebrauche zustimme, den er von den Tischreden Luthers in den Aufzeichnungen von Cordatus gemacht hat. Wenn nämlich diese manches uns sonst ausführlicher berichtete Lutherwort in einer viel knappern Fassung bieten, so ist noch nicht der Schluß gesichert, daß diese kurze Fassung die authentische ist. Wir müssen ja bei allen sogenannten Tischreden Luthers damit rechnen, daß sie nur notizenhaft mitgeschrieben, dann aber von denen, die sie herausgeben wollten, wieder in vollere Rede zurückübersetzt wurden. Die authentische Fassung seiner Worte ist daher nicht mehr, oder doch nur annähernd erweisbar. Man bedenke nur, daß einer der Hausgenossen Luthers uns bezeugt, dieser habe so schnell gesprochen, daß auch der geübteste Schnellschreiber nicht alles habe auffassen können. Galt das von seinen Vorlesungen, wie viel mehr dann auch von seinen Unterhaltungen im Hause. Auch folgt noch nicht aus dem Umstande, daß Cordatus eine Rede lateinisch überliefert, daß Luther diese Worte aus besondrer Dezenz auch lateinisch gesprochen hat; denn wie die Nachschriften seiner Predigten uns beweisen, schrieben die Zuhörer auch deutsch Geredetes zum Teil lateinisch nach, weil diese Sprache an sich knapper und durch ein sehr ausgebildetes Abkürzungssystem schneller zu schreiben war.

Es handelt sich aber nun an diesem Punkte nicht nur um Luthers uns anstößige, seiner Zeit dagegen ganz unanstößige Deutlichkeit bei Besprechung geschlechtlicher Verhältnisse. Noch unangenehmer und uns Modernen die Lektüre seiner Schriften oft störend ist ja seine Derbheit in der Verwendung von Redewendungen, die den niedrigsten Funktionen des menschlichen Körpers entlehnt sind. Unser Verfasser führt hier Luthers Verteidigung in der Weise, daß er sie aus beabsichtigtem Cynismus Luthers ableitet; denn in der Polemik, in dem Bestreben, sittlichen Abscheu beim Leser zu erwecken, trete diese schriftstellerische Art besonders stark hervor. Gewiß hat er damit einen richtigen Punkt getroffen; aber er hätte meines Erachtens doch zugleich noch stärker hervorheben sollen als es nebenbei von ihm geschehen ist, daß ein Cynismus, der mit Vorliebe in dieses Gebiet sich verirrt, wieder nur aus einem Mangel an gesellschaftlicher Bildung zu erklären ist. Auch die Zeitgenossen haben es bereits beachtet, daß er mit Vorliebe auf dieses Gebiet der Scheltrede sich begab. Die Pointe in einem bekannten unverschämten Gedichte, das Simon Lemnius gegen den von der Ruhr befallenen Luther einst richtete, beruht ja darin, daß er ihm höhnisch vorhält, Gott strafe ihn jetzt mit dem, was er andern so freigebig gewünscht habe. Und die Antwort, die Luther darauf gegeben hat, liefert ja freilich den Beweis, daß er hier keinerlei ästhetische Schranken kannte. Diesen aus Luthers Herkunft und seiner sehr späten Heirat zu erklärenden Mangel werden wir rückhaltlos zugestehen und bedauern müssen.

Je größer meine Freude ist, daß uns jetzt für die leider notwendige Abwehr gegen die Verdächtigungen der ultramontanen Lutherlitteratur eine so zuverlässige und durchschlagende Verteidigung geboten ist, um so mehr halte ich es für meine Pflicht, auch die Punkte zu bezeichnen, an denen nachdenklichen Lesern Fragen und Bedenken aufsteigen werden. Mögen alle, die in dieser Frage

über den Stand von Angriff und Verteidigung Belehrung suchen, unsern Lutherophilus zur Hand nehmen. Eine Lektüre für den Familientisch ist seine Schrift freilich selbstverständlich nicht; auch daß er der römischen Kaplans- und Konvertitenpresse die Freude an diesem ihr willkommensten Kapitel ihrer Schmähreden nehmen sollte, wagen wir nicht zu hoffen, denn dazu gilt dieser die Wahrheit zu wenig. G K

Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission

4. Der Lutherhof, die fromme Missionsanstalt*)

Es ist im Bisherigen mehrfach betont worden, daß sich Falks Wirksamkeit nicht im Rahmen einer „Anstalt" unterbringen läßt. Weder äußerlich noch innerlich fühlte er sich an eine solche gebunden. Da wäre ihm der Raum zu enge geworden, und sein freier Geist hätte die ordnungsmäßige Eintönigkeit eines solchen Lebens überall durchbrochen. Das hindert aber freilich nicht, daß schließlich als sichtbares Ergebnis seiner Arbeit doch eine wirkliche Rettungsanstalt dasteht. Es gilt ja nur die zerstreuten Fäden, die wir bisher verfolgten, fester zu verknüpfen, so steht das Bild einer solchen deutlich vor uns. Nur daß wir einerseits ihr Entstehen nicht auf einen vorgefaßten Plan zurückführen dürfen und andrerseits nie aus dem Auge lassen, daß ihr Ausbau für Falk nie Selbstzweck, sondern lediglich Mittel oder Mittelpunkt für seine übrige Thätigkeit ist. Eben darin unterscheidet er sich deutlich von den Männern, die zu seiner Zeit ähnliche Zwecke verfolgten, von dem Grafen von der Recke in Düsselthal, von Zeller in Beuggen. Und eben darin nähert er sich Wichern oder arbeitet ihm vielmehr vor.

Fast von Anfang an sah sich Falk genötigt, in seinen Berichten und Druckschriften von einem „Hospitium der Anstalt" zu reden. Er giebt darüber folgende einfache Auskunft:

Nicht gleich bietet sich z. B. zur Versorgung eines mit einer Mutter oder einem armen Anverwandten dahergekommenen, von der Behörde oder dem Ortspfarrer dringend empfohlenen Knaben eine passende Stelle in einer Werkstatt dar. Ein andermal gehen einem Kinde die Pflegeeltern ab, oder ein Bursche läuft sonst davon, und der Meister nimmt ihn nicht wieder. In allen diesen Fällen ist das Institut, solange bis die Sache wieder ausgemittelt und ins Gleiche ist, die alma mater, das Vaterhaus, wo der Zögling schläft, beköstigt wird u. s. w., damit er nicht dem Publikum durch Betteln und Stehlen zur Last falle. (Aufruf S. 53)

Man sieht hier deutlich, wie dies Hospitium aus einem Nothehelf zu einer feststehenden Einrichtung auswachsen mußte. Denn die Zahl solcher Kinder mußte mit der Ausdehnung von Falks Thätigkeit gleichen Schritt halten, d. h. beständig wachsen. Und der Gedanke mußte auftauchen, aus der Not eine Tugend zu machen, das fast zufällig Gewordne in höherm Maße und dauernd für das ganze Getriebe dieser Liebesthätigkeit zu verwerten. In den Gesuchen, die er an die weimarischen Landstände richtet, gewinnt dieser feste Gestalt. Hatte er früher schon zur Deckung der „Fundamentalbedürfnisse des Instituts, Lokal, Holz, Bedienung, Diener," namhafte regelmäßige Beiträge von der großherzoglichen Familie, ebenso Unterstützungen in Naturalien von der großherzoglichen Kammer erhalten, so macht er 1818 den Landständen bestimmte weitergehende Vorschläge:

Sicherte, schreibt er, der Staat uns den Unterhalt von zwölf Knaben, die wir zu künftigen Aufsehern verwilderter Kinder in unsrer Nähe erziehen, nicht bloß unterrichten könnten; erhielten zwölf verwilderte Knaben jährlich ebenso auf Kosten des Staats ihren Unterhalt im Institut, so würde dadurch eine Verbindung mit dem Landschullehrer-Seminario hervorgehen, die für dasselbe in Zukunft von den heilsamsten Folgen erfunden werden dürfte. (S. 28)

Ein Haus mit einem Garten in der Stadt scheint ihm zu diesem Zweck unentbehrlich. Dieser Wunsch ging zunächst nicht in Erfüllung. In einer geräumigen Wohnung, in der er sich und seine Familie freilich aufs äußerste beschränken mußte, hatte er sich vorläufig weiter zu behelfen. Erst eine scheinbar unfreundliche und unerfreuliche Erfahrung führte ihn zum Ziel,

*) Vgl. Nr. 40—42.

freilich nicht mit Hilfe des Staats, sondern in der Kraft eignen Glaubens und Wagens. Die bisherige Wohnung wurde ihm gekündigt. In ganz Weimar war kein passender Ersatz zu finden. Da faßte er den Entschluß, mit seinen Kindern in ein Haus zu ziehen, das in seinem zerfallenen Zustande uns bald als ein alter Burg-, bald als ehemaliger Klosterbau beschrieben wird. An das Luthergäßchen grenzte der geräumige Hof, in dem Falk in den letzten Jahren seines Lebens, vom 1. April 1821 an eine neue Thätigkeit entfaltete. Mit eignen Kosten erwarb er das Grundstück. Sein Vermögen gab er daran, seine Manuskripte verpfändete er dafür. Aber der Kauf selbst war das Geringste. Die Baulichkeiten, deren er bedurfte, mußten erst auf dem wüsten Platz entstehen. In der Art, wie das geschehen ist, spiegelt sich die ganze Wirksamkeit Falks.*)

Eine Marmortafel über dem Hause sollte die Inschrift tragen:

Nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig erbauten die Freunde in der Not durch 200 gerettete Knaben dieses Haus dem Herrn zu einem ewigen Dankaltar.

Falk blieb auch hier seinem Grundsatz treu, die eigne Kraft seiner armen Knaben zu verwerten. Sie sollten den Bau aufführen, der in Zukunft ihnen dienen sollte. Und er wurde unter seinen Händen zum wichtigen, in allen möglichen Beziehungen ausgenutzten Erziehungsmittel. Er jubelt über die ungelenken Kletterübungen seiner steifen Bauerjungen; er dichtet ihnen die Lieder, die ihre Arbeit froh begleiten:

Heraus, ihr fröhlichen Jungen,
Heraus in das taufige Feld!
Nur hurtig die Aexte geschwungen
Und Fichten und Tannen gefällt!

Heraus, ihr munteren Knaben,
Hinaus in den grünenden Wald!
Wir haben die Steine gegraben,
Wo munter das Finkenlied schallt!

Er berichtet in seinen Briefen den Entfernten treulich über die Fortschritte der Arbeit, über die Zahl der Ziegel, die gebrannt und im Bau verbraucht sind, über ein kunstvolles Schloß, das verfertigt ist, über die Dielen, die gelegt sind. „Es ist eine Freude, die rein menschlich ist, solche Gegenstände durch solche Hände gearbeitet zu sehen," schreibt er an seine Frau (Erinnerungsblätter, S. 119).

Größer wurde nun naturgemäß die Zahl der Knaben, die längere oder kürzere Zeit mit ihm unter einem Dache lebten. Aber Falk war auch jetzt ängstlich besorgt, den Charakter eines unfreien gesetzlichen Anstaltslebens von sich und seinen Kindern fern zu halten. Die Kranzrede des Zimmermanns sollte mit den Worten anheben: „Dies uralte, ehemalige Freihaus soll aufs neue ein Freihaus werden.**) Und er erläutert diese Bezeichnung mit folgenden Worten:

Wir schmieden alle unsre Ketten von inwendig und verschmähen die, so man von außen anlegt; denn es steht geschrieben: „So euch Christus frei macht, so seid ihr recht frei!" Ebenso muß es auch heißen: So euch Christus in Banden legt, so sollt ihr es wohl lassen, über Berg und Thal zu schweifen. Das Reich von christlichen Freiherrn kann man jetzt nicht genug vergrößern. Oder verschließen Vater und Mutter etwa auch die Hausthür, damit ihre Kinder ihnen nicht auf und davon laufen? So denn solches im Vaterhause nicht groß vonnöten ist, warum denn anderswo? Oder ist menschliche Natur etwa zweierlei und im Fundament der Liebe mit sich selbst zwiespältig? Nicht also, sondern Christus und die heilige Schrift werden wohl Recht haben, daß die Liebe alles überwindet, die Thüren, die Thore, die festen Schlösser, die Zugbrücken und die bösen Menschen. (Oldenberg, S. 83)

Man mag bei Oldenberg nachlesen, wie Falk auch buchstäblich so handelte, wie er einem solchen kleinen Vagabunden wohl die beiden Thorwege des Hauses zeigte, auch angab, wohin die Straße aus beiden hinausführe, nach Frankfurt und Leipzig — es stand ihm frei, zu gehen oder zu bleiben. Die Liebe überwindet alles, auch diesen ruhelosen Wandertrieb.

Wenn die neu entstandne Anstalt den Namen Lutherhof erhielt, so meinen wir wohl, daß auch etwas von Luthers Geist in ihr waltete. Nicht zufällig begegnet uns Luthers Name

*) Siehe Oldenberg, S. 78 ff.; Erinnerungsblätter, S. 115 ff.; Perthes Leben, 6. Aufl. III, S. 209.

**) So brieflich Falk bei Denner S. 40. Oldenberg S. 82 giebt den Wortlaut weniger treffend.

immer wieder in Falks Schriften. Ein Wort aus Luthers Schrift an die Ratsherrn, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen, setzte er 1816 als Motto über einen seiner Aufrufe. Und die letzten Worte, die man von dem Sterbenden vernahm, lauteten: „Gott — Luther — Glaube — faßlich — erbaulich — Punktum" (Erinnerungsblätter, S. 139).

Es ist begreiflich, daß die festern Formen, in die sich Falks Arbeit immerhin fügen mußte, den Vorteil mit sich brachten, daß sie leichter zur Nachfolge reizten. Falk durfte sich dessen freuen, daß die Anregungen, die er gab, nicht vergeblich waren. In Eisenach, Erfurt, Jena, Ilmenau bildeten sich Zweiganstalten, hier in der Nähe offenbar auch wesentlich in seinem Geiste. Daß auch der Graf von der Recke unter Falks Einfluß stand, hörten wir bereits. Aber viel weiter noch wirkte das Vorbild. Falk konnte seiner Frau berichten, wie eine seiner Schriften in Paris zu einem ähnlichen Unternehmen begeistert habe:

So wird dieser Same, der mit Blut und Thränen, zwischen Pest und Seuchen auf den Schlachtfeldern von Jena, Lützen und Leipzig gestreut wurde, sich bald über ganz Europa verbeiten. (Erinnerungsblätter, S. 123)

Falk wollte diese Verbreitung nicht dem Zufall überlassen. Seine Schriften, Programme und Aufrufe trugen die Kunde von seiner Arbeit in weite Kreise. Noch anregender aber wirkten vielleicht die Schüler, die er aussandte. Die Not zunächst trieb dazu. Als Sammler für die Anstalt durchzogen Kirchner — später Kunstgärtner in Lübeck — und Denner — später Pfarrer in Württemberg — ganz Norddeutschland bis hinein nach Dänemark und Holland. Waren das auch nicht die einzigen Kollektenreisen der Zeit — Fliedner und von der Recke sammelten in ähnlicher Weise —, so merkt man es dem Berichte Denners doch an, wie dieses Wirken noch als etwas Ungewöhnliches erschien.*) Nur um so mehr aber wird es den Sammlern Bedürfnis gewesen sein, sich durch lebendiges Erzählen über die Berechtigung und Güte ihres Zwecks auszuweisen. Und nicht nur der Anstalt selbst wird die Teilnahme, die sie fanden, zugute gekommen sein. Wichtiger noch, wird man urteilen dürfen, war es für die Zukunft, daß überhaupt eine Stimmung der Opferwilligkeit, der Verpflichtung zur Mitarbeit an diesen Werken der Nächstenliebe auf diesen Wanderungen verbreitet wurde.

Denn Falk war sich dessen vollauf bewußt, daß seine Thätigkeit nur den Anfang einer künftig weitverzweigten Wirksamkeit bezeichnen sollte. Wie er seine Anstalt immer nur eben als den „Mittelpunkt" seiner viel umfangreicheren Arbeit betrachtete, so flogen auch seine Gedanken weit hinaus über das Ziel, das er selbst erreichen sollte.

Es wird der Erinnerung wohl wert sein, daß die erste Denkschrift über innere Mission — denn so dürfen wir Falks Aufruf bezeichnen — nicht nur in Weimar, unter Goethes Augen, am Sitze der höchsten deutschen Geistesbildung entstanden ist, sondern auch im April 1816 und Dezember 1818 dem ersten konstitutionellen Landtage**) Deutschlands überreicht wurde und einen Gegenstand seiner Beratungen bildete. Falk setzt seine eignen Bemühungen in ausdrückliche Verbindung mit den liberalen Verfassungsträumen seiner Zeit. Er giebt den „verehrtesten deutschen Männern," die im Dornburger Schloß tagen, und die er „für eine der heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, eine praktische Volkserziehung" begeistern will, Folgendes zu bedenken:

Aufrichtig gestanden, lesen diese Bursche nur notdürftig; sie schreiben sogar schlecht . . . aber wie, wenn Schule, wenn Unterricht überhaupt nur Mittel, nie Zweck an sich wäre? wenn dieselbe sofort zurücktreten müßte, wo es sich von dem ersten Hauptfundamente aller christlichen Volkserziehung handelte, ohne welches das ganze Gebäude des Staats morsch ist und in sich selber zusammenfällt. Ja, so ist es, und so wird es bleiben . . . Verfault Hausregiment, verfault Staatsregiment, verfault Rom, verfault Griechenland. Aus Schelmen, Dieben, Bankerotteuren, falschen Spielern, liederlichen Dirnen, Pariser Beutelschneidern — lassen sich nun und nimmermehr freie und glückliche Verfassungen zusammensetzen, und wenn wir alle Tells, alle Winkelriede, alle Washingtons, alle Franklins, alle Lykurge und alle Solons von den Toten auferwecken würden. (Aufruf S. 4)

*) Vgl. Perthes Leben, III, S. 207.

**) Siehe Treitschke, Deutsche Geschichte, II, S. 405.

Das sind keine leeren Worte. Der freisinnige Mann, der vor dem Kriege über allen Zopf einer alten Zeit seinen Spott ausgegossen, der verlangt hatte, daß man den Feind mit seinen eignen Waffen, mit Bürgerheeren schlage, kann nicht anders, als den liberalen Bestrebungen im Volksleben volle Sympathie entgegenbringen. Nur hat ihn die Not der Zeit gelehrt, daß es mühsame Arbeit kosten wird, bis man zu diesem Ziel gelangt. Es ist ein großer Sinn, in dem Falk seine Thätigkeit betrachtet. Er ist weit davon entfernt, über den immer gesteigerten Anforderungen, die sein spezielles Arbeitsfeld an ihn stellt, den Blick auf das Ganze zu verlieren. Während er an den Kindern arbeitet, hat er doch das Volk im Auge:

Bei der Jugend — schreibt er — muß die Wiedergeburt des Volkes anfangen. Europa, das gelehrte, christliche Europa, muß wieder auf sein altes, historisches Fundament zeitgemäß zurücktreten und in seinen Schulen beim Namen Christi seine Kniee beugen lernen. (Erinnerungsblätter S. 99)

Beides zeigen uns diese Worte: den kühnen, in weite Ferne strebenden Sinn dieses Mannes und zugleich den scharfen Blick, der das Uebel bis auf die Wurzel verfolgt. In der Kriegszeit hatte seine Wirksamkeit begonnen. Damals auch hatte man seine Wirksamkeit als zeitgemäß beurteilt und unterstützt. Aber als die Tage des Friedens wiederkehrten, meinte man seiner nicht mehr zu bedürfen. Auch die in nächster Nähe sein Thun beobachten konnten, schüttelten den Kopf über ihn und wurden lässig. Nun war er freilich der Mann nicht, sich um das Urteil der Leute zu kümmern:

Mich rührt keine Dummheit. Ich lasse alle Vögel singen und pfeifen, wie ihre Schnäbel gewachsen sind: Grünschnabel, Gelbschnabel, Krummschnabel, Dummschnabel — mit der einzigen Bedingung, daß man — krumm oder dumm, gelb oder grün — auch mir, ich meine dem Falken, den seinigen läßt. (S. 91)

Aber tief betrübte und erschütterte ihn die Verblendung, die ihm in dieser Gleichgiltigkeit entgegentrat. Wir kennen Falks fröhlichen Idealismus. Er war alles eher als ein Schwarzseher. Um so gewichtiger wird das Urteil, das er über seine Zeit fällt. Er schreibt in seinem Aufruf an die Landstände:

Diese Untergrabung aller Dämme der Volkserziehung ist zuerst in Frankreich ausgebrochen, in diesem Lande, in dem „c'est un homme d'esprit" ein Privilegium für jeden Spitzbuben, „c'est une bête" ein so giftig schwarzer Vorwurf in der sogenannten guten Gesellschaft ist, daß sich selbst die fleckenloseste Tugend von demselben nicht wieder erholen kann. Und leider war der keusche Schnee auf unsern Bergen längst geschmolzen, als die Franzosen unser Vaterland überschwemmten. Nun kam freilich ein Wasser zum andern! Aber die Flut schlechter Lesebücher und ein durch alle Länder verbreiteter Strudel, der Jung und Alt zum Sinnengenuß dahinrafft, wütet leider fort, auch nachdem die Franzosen längst das Land verlassen haben. Wie im Volke so in den höhern Ständen denkt alles nur auf den Tag und die Gegenwart. Schänken oder Hotels, Hütten oder Paläste — für den Grundsatz einer praktischen Gottesleugnung, eines im Uebermaß verfeinerten oder vergröberten Epikuräismus ist alles eins. Was oben unter schlechten Beamten für Austern und Champagner, das wird unten im Volk für Semmel und Branntwein geopfert: Gottesfurcht, Ehre und Religion! Die Furcht vor dem Unsichtbaren ist hin! Genuß ist das Losungswort. Durchsauften Tagen folgen durchschwärmte Nächte. Fehlt alles — eine Kugel vor den Kopf fehlt niemals. Selbstmord ist eine Kleinigkeit, das Jenseit eine Nebelküste. . . . Dies, verehrteste, deutsche Männer, ist die Sprache, die im Jahre unsers Herrn 1818 einem Deutschen gegen Deutsche geziemt. (Aufruf S. 8 f.)

Und nicht anders schildert er den „Sinnenrausch und Sinnengenuß," den „unermeßlichen Leichtsinn" der „Kinder dieser Welt" im Jahre 1826. Voltaire und unter seinem Einfluß Friedrich der Große — wohlgemerkt, auch er, im Munde dieses Patrioten — sind es, die „diese verführenden Irrwische über Europa ausbreiteten, deren Phantome noch in unsern Sümpfen gaukeln." Das Ganze aber ist ihm ein „Ende der Reformation in Bier-, Korn- und Branntweinläden, im Reiche dieser Welt." (Denner S. 124; Aufruf S. 136 f.)

Nach solchen Urteilen werden wir ja wohl nicht meinen, daß der Lutherhof, diese Idylle in der Wüste, das Ziel von Falks Sehnsucht war. Was er that, das mußte überall gethan werden. Denn überall sah er ja das gleiche Elend vor Augen. Und er wußte dieser neuen Thätigkeit auch ihren neuen Namen zu geben.

Das ganze Institut, schreibt er, läßt sich unter zwei Gesichtspunkten betrachten. 1. Als eine Art Missionsanstalt oder Heidenbekehrung, aber nicht etwa in einem fremden Weltteil, sondern in unsrer eignen Mitte, in Apolda, Jena, Eisenach, Buttelstedt,

Ilmenau u. s. w. 2. Als eine Art von geistlichem Klinikum für junge Landschullehrer, wo sie — wie die jungen Aerzte in einem leiblichen Klinikum zu Würzburg oder Wien und Berlin nicht aus dem toten Buche, sondern aus lebendiger Anschauung, an der Hand eines erfahrenen Lehrers die verwickeltsten Krankheiten des Leibes — ebenso die Krankheiten der Seele, die verwickeltsten Fälle der Erziehung praktisch kennen und gründlich behandeln lernen. (Aufruf, S. 126)

Das waren wohlüberlegte Worte. Wenn seine Tochter berichtet, daß er seinen Lutherhof eine fromme Missionsanstalt zu nennen „pflegte," so läßt sich auch urkundlich feststellen, daß der Name der „innern Mission" mit vollem Bewußtsein von ihm ausgeprägt worden ist. Denn nicht nur finden sich die eben angeführten Worte in zwei verschiednen Eingaben des Jahres 1818, sondern sie kehren auch mit leisen Aenderungen in einem Bericht von 1823 wieder, nur daß sich unterdessen sein Horizont erweitert hat. Denn er redet nicht mehr von den Städten Thüringens, sondern von den Staaten Deutschlands: „Sachsen, Preußen u. s. w."*)

Mit zwei kurzen Worten bezeichnen wir noch einmal zusammenfassend die Gedanken, unter denen die „innere Mission" hier zuerst ins Leben tritt. Falk sagt in seinem Tagebuche:

Eine Grundidee von deutscher Volkserziehung ist durch unsre Anstalt im Fundament erfaßt. Luther und die Bibel rufen auf der einen Seite: Bete! Und hunderttausend Webstühle und hämmernde Ambosse und Schmieden antworten auf der andern Seite: Arbeite! Wenn dieser fromme Kinderchorus recht zusammen klingt und singt, so giebt das einen schönen, feurigen Lob- und Dankpsalm. (Erinnerungsblätter S. 141)

Die Folgezeit hat den ersten Ruf fast ausschließlich und einseitig betont. An eine Arbeitsorganisation, wie sie uns in Falks Werkstätten entgegentritt, und vollends an die Durchführung einer solchen im großen Stil hat man in den Kreisen der innern Mission später kaum gedacht. Wenn Wichern auch diese Gedanken Falks aufgegriffen hat, so hat er ihre Verwirklichung doch einer spätern Zeit überlassen. Bei aller Begeisterung hat es doch an jenem Idealismus Falks gefehlt, der nicht nur alles für das Volk, sondern auch alles durch das Volk zu schaffen sich getraute. Fast möchte man meinen, daß die Experimente des politischen Liberalismus die christliche Liebesthätigkeit vor dem Betreten solcher Wege zurückgeschreckt haben. In Falks Seele lebten beide in ungestörtem Bunde. Denn treulich hütete er das Erbe der Volksbewegung der Freiheitskriege. Ihr, mit der Liebe vermählt, zu dauerndem Bestande zu verhelfen, das war schließlich die Summe seines Strebens:

O gläubig seliges Herz — ruft er aus —, drücke tief in dich hinein dies Himmelseinmaleins der Liebe, was der verwegne Mann von St. Helena wegen seiner Einfalt nicht verstehen, ja nicht ahnen konnte, und an dem er doch so schauerlich zuletzt seinen Untergang gefunden hat, und verrechnet und weggewischt ist von der Tafel Europas wie das Rechenexempel eines Schulknaben um Vesperzeit. Werden wir Deutsche noch würdig erfunden werden vor Gott, solche Einfalt in ihrer unergründlichen Tiefe zu verstehen und zu beherzigen? Wir führen dermalen allerlei Reden über Patriotismus: daß er hier und dort aufflammen soll im Volk. Und was ist Patriotismus anders als praktisches Christentum nach dieser Vorschrift des Johannes: „gleichwie ich das Leben gelassen habe für die Brüder, also sollt auch ihr das Leben lassen für die Brüder!" (Aufruf, S. 87) S E

Der Religionskongreß in Chicago

8

13. September. Mit dem gemeinsamen Gesange des Liedes: „Näher mein Gott zu Dir" und dem von dem Brahminen Mozoomdar vorgesprochnen Vaterunser waren die Sitzungen eingeleitet worden.**) Das Programm des Tages lautete: „Der Brahmo-Somadsch" von P. C. Mozoomdar. „Menschliche Verbrüderung nach den Grundsätzen der Bibel," Dr. K. Kohler aus Newyork. „Die Stellung des Mannes im Universum," Professor A. B. Bruce aus Glasgow. „Taoismus," John Chalmers aus Hong-Kong, China. „Die Seele und ihr Weiterleben," Pastor Samiel M. Warren. „Konfuzianismus" von Puny Kwany Yu, erstem Sekretär der chinesischen Gesandtschaft in Washington. „Ueber den Muhammedanismus" von Said Ali Bilgrami aus Hyderabad, Indien. „Der Buddhismus in Japan" von Zitsuzen Ashitsu aus Omi, Japan. „Was der Buddhismus lehrt und wirkt" von Kinza Ringe aus Hirai, Japan. „Der Mensch vom katholischen Standpunkte aus" von W. Byrne. „Die orthodoxe griechische Kirche" von Erzbischof Dionysius Latas aus Zante. „Der Beweis für die Unsterblichkeit" von Pastor Ph. Moxom.

Die Rede Mozoomdars wird zu den glänzendsten Leistungen des Kongresses gerechnet. An vielen Stellen wurde der Redner durch Beifallsbezeugungen unterbrochen, und als er geendigt, brach ein lang anhaltender Beifallssturm aus. In klassischem Englisch vertrat Mozoomdar die Prinzipien der Brahmo-Somadsch, einer Religionsgesellschaft, die eine Reformation des Hinduismus herbeizuführen strebt. Beseitigung des Götzendienstes, der Selbstverbrennung der Witwen, Beseitigung der Kasten, Gestattung der Witwenheiraten, Anerkennung der in der Bibel, im Koran, in fremden Religionen sich findenden Wahrheiten, persönliche Heiligung, ein aufrichtiges Glaubensleben. Das bezeichnete Mozoomdar als die Forderungen der Brahmo-Somadsch. Begeistert rief der Brahmine zuletzt die Worte:

Mögen alle Religionen eins werden in der Vaterschaft Gottes und der Brüderschaft der Menschen, damit Christi Prophezeiungen, die Hoffnungen der Welt erfüllt werden und die Menschheit ein Reich unter Gott, unserm Vater, werde.

Auch die Rede des Erzbischofs Latas, der eine kurze Geschichte der griechischen Kirche gab, machte auf die Zuhörer einen mächtigen Eindruck.

An Sonderversammlungen dieses Tages sind zu nennen die der „neuen Kirche" (Swedenborgianer), der Universalisten, der Vereinigten Brüder, der Adventisten, der Juden und der „Jünger Christi."

14. September. Das Programm für die Donnerstag-Sitzungen enthielt folgende Vorträge: „Die Religion ein Charakterzeichen der Menschheit" von L. Abbott. „Spirituelle Kräfte im menschlichen Fortschritt" von Edward Ewrett Hale. „Die göttliche Grundlage des Zusammenarbeitens von Mann und Frau" von Frau Lyda H. Dickinson. „Der Ursprung des Shinto-Kultus" von Takayoschis Matsuyma aus Japan. „Wodurch unterscheidet sich die Religion von einem moralischen Leben?" von S. S. Scowell. „Die Ergänzung der menschlichen Unzulänglichkeit durch die katholische Kirche" von Kardinal Gibbons. „Das höchste Ziel der Religion" von W. Elliott. „Religion als die Vermittlerin des Verkehrs von Gott mit dem Menschen" von Julia Ward Howe. „Die Ziele der Religion" von E. L. Rexford aus Boston. „Die Philosophie der Gottverehrung" von N. A. Holland. „Die Klassifikation der Religionen" von Professor Jean Réville aus Paris. „Historischer Judaismus der Vergangenheit und Zukunft" von Peirira Mendes aus Newyork. „Einfluß der alten ägyptischen Religion auf andre" von J. A. S. Grant. „Buddhismus" von H. Toki.

Die große Hitze hatte den Andrang nicht im geringsten vermindert, ja er wurde während der Vormittagssitzung so stark, daß in der Washingtonhalle eine zweite Parlamentssitzung eingerichtet werden mußte, in der die in der Haupthalle schon verlesene Abhandlung des Kardinal Gibbons noch einmal vom Bischof Keane, dem Rektor der katholischen Universität zu Washington, vorgelesen wurde. Gibbons stellt den Satz auf, daß die heutige Zivilisation der legitime Sproß der katholischen Kirche sei. Aus dem Chaos heidnischen Götzendienstes arbeitete sich in Israel der Begriff eines einigen Gottes heraus. Dort erschien der Erlöser und mit ihm Licht in der Finsternis. Die katholische Kirche hat Christi Lehre verbreitet und der Menschheit dadurch Erleuchtung, Trost, Hilfe und Wahrheit gespendet. Einem Ueberblick über die katholischen Anstalten für Zwecke der Bildung und der Wohlthätigkeit fügte der katholische Würdenträger die Worte hinzu:

Ich will gern ganz besonders betonen, daß alle nicht katholischen christlichen Verbände in der Vergangenheit und Gegenwart in hin-

*) Vgl. Erinnerungsblätter S. 49; Reimpell, Schäfers Monatsschrift V (1885), S. 417; Achelis, Praktische Theologie II, S. 317. Dagegen wird Uhlhorn, Liebesthätigkeit III, S. 354 einer Ergänzung bedürfen.

**) Andre Berichte reden nur von einem stillem Gebet. Es lohnt sich, das noch festzustellen. D H

gebendster Liebe Werke der christlichen Tugenden gefördert und begründet haben —
eine aus katholischem Munde überraschende Anerkennung.

15. September. In der Kolumbushalle — wegen Ueberfüllung wurde auch heute wieder für die, die keinen Platz hatten finden können, in einem Nebensaal eine Versammlung abgehalten — kamen folgende Essays zur Verlesung: „Was die toten Religionen den lebenden hinterlassen haben" von Professor C. S. Goodspend an der Chicago-Universität; „Berührungspunkte zwischen Christentum und Muhammedanismus" von George Washburne aus Konstantinopel; „Das Studium der Religionsvergleichung" von Professor T. B. Tielen an der Universität Leyden; Preis-Essay über „Konfuzianismus" von Kung Hsian Ho von Shanghai; „Lektionen vom Studium der Religionsvergleichung" von Frau Eliza R. Sunderland; „Das vergleichende Studium der Weltreligionen" von C. d'Harlez an der Universität Loewen; „Die soziale Aufgabe des religiösen Gefühls" von Prinz Serge Wolkonsky aus Rußland; „Der Buddhismus von Siam" von Prinz Chandiadat aus Siam.

Nicht weniger Interesse, als das Religionsparlament, erregte die Theosophenversammlung, die an diesem Tage ihren Anfang nahm. Auch hier waren fast alle Kulturvölker vertreten, doch überwog seltsamerweise bei den Delegaten und beim Publikum das weibliche Element. Die Hauptrede, über die theosophische Theorie der Einheit, hielt der indische Professor G. N. Chakravarti aus Allahabad. Seine Gedanken lassen sich in die zwei von ihm gebrauchten Sätze zusammenfassen:

Wenn ich nichts andres thäte, als die göttliche Wahrheit der Brüderschaft aller Menschen zu lehren, so wäre das die erhabenste Religion, wert der Ehrfurcht der ganzen Welt.

Gott durchdringt das Universum und wohnt in allen Dingen, und alle Dinge sind eins mit ihm.

Eine der Rednerinnen — es traten deren fünf auf — basirte ihre Theosophie auf die heilige Schrift, der sie die Lehre von der Göttlichkeit des Menschen und der Menschlichkeit Gottes entnahm. W. Qu. Dudge, der Generalsekretär der amerikanischen Abteilung des Theosophenvereins, behandelte die theosophische Anschauung vom Tode und nannte diesen „ein Glied in der großen Kette von Entwicklungsvorgängen, die schließlich zur Vollkommenheit und Freiheit des Menschengeschlechtes führen."

Nebenkongresse hatten an diesem Tage die lutherischen Frauen und die Universalisten.

16. September. Die Kunde, daß Professor Charles A. Briggs eine Rede über die „Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift" halten werde, hatte wiederum einen enormen Andrang des Publikums bewirkt. Wenige Namen von modernen Theologen sind in Amerika so bekannt, als der von Dr. Briggs, der um seiner Bibelkritik willen seiner theologischen Professur verlustig erklärt wurde, aber bis jetzt noch ruhig weiter dozirt, da der Verwaltungsrat des Seminars sich weigert, das Urteil der kirchlichen Behörde an Briggs zu vollstrecken.

Da jedem Redner für seinen Vortrag nur eine halbe Stunde Zeit gewährt wurde, so konnte Briggs selbstverständlich seinen Gegenstand nur skizzenhaft behandeln. Der Gedankengang war folgender: Die Schrift ist wahr, heilig und göttlich, sie braucht darum keine Kritik zu scheuen. Die Kritik aber ist berechtigt. Die Bibel enthält Irrtümer in Bezug auf Astronomie, Geologie, Zoologie, Botanik und Anthropologie. Die Bibel soll kein Lehrbuch der Wissenschaften sein, die heiligen Schreiber waren in Hinsicht ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis Kinder ihrer Zeit. Der heilige Geist berichtigte keine ihrer Irrtümer auf diesem Gebiete. Dann werden einige Irrtümer der Schrift aufgezählt. Gott ist wahrhaftig, ohne Irrtum, aber die göttliche Wahrheit geht uns zu durch menschliche Vermittlung, und es geht ihr wie dem Licht, das durch das Prisma fällt, man sieht das bunte Spektrum, nicht aber das klare Licht der Sonne. Im Alten Testament ist noch nicht helles Licht. Die Zeiten waren noch nicht reif für die volle Offenbarung; mit der Erscheinung Christi fielen die Gesetze des alten Bundes dahin, nur die zehn Gebote behielt die Kirche bei. Erst Christus brachte das Gesetz der heiligen Liebe. Aber so wenig der Mann sich der Kinderzeit schämt, so wenig machen die Irrtümer und Mängel des Alten Testaments unsern Glauben irre; auch wird er nicht deshalb

zerstört, weil das göttliche Licht des Wortes bei dem Durchgang durch Menschen in mancherlei Weise getrübt wurde. Die Bibel bleibt trotz den vorhandnen, unleugbaren Irrtümern glaubwürdig und fundamental für unsre Glaubenslehre.

In engster Beziehung zu Briggs Vortrag standen die nächstfolgenden: „Die katholische Kirche und die heiligen Schriften" von Mgr. Seton, der die Notwendigkeit der Zusammenstellung der Tradition und der heiligen Schrift betonte und die katholische Inspirationslehre behandelte; „Die Größe und der Einfluß des Gesetzgebers Moses" von Rabbi Gottheil, Newyork; „Christentum, wie es in der Litteratur ausgelegt wird" von T. T. Munger, New Haven, Conn.; „Das Studium der heiligen Bücher der Weltlitteratur" von Professor M. S. Terry, wesentlich eine gedrängte Inhaltsangabe der indischen Rigveda, der buddhistischen Triptaka, der Bücher des Konfuzius, der akkadischen Hymnen, der Avesta der Perser, des ägyptischen Buches der Toten und des Korans.

Es folgten noch: „Die Zukunft des Judaismus" von Fräulein Josephine Lazarus; „Charakter und Grad der Inspiration der heiligen Schriften" von Frank Sewall und „Buddhismus" von Bauriu Zatsubucho.

Die Bekenntniskongresse dieses Tages waren die der Unitarier, der Swedenborgianer, der Siebent-Tags-Baptisten und der Theosophen. Vor den Unitariern redete unter anderm der Brahmine B. Nagarkar von Bombay, der seine Lehre der Brahma-Somadsch mit der der Unitarier identifizirte. Christum erklärte er für den König der Propheten. „Die Lehre der Bramah-Somadsch ist die: Wir sehen Christum durch Gott, aber nicht Gott durch Christum." Redner erklärte, Indien sei jetzt in einem Zustande der Gährung, die Ideen des Westens stritten mit dem Alten, aber es sei verkehrt, daß die Missionare die Inder mit einemmale losreißen wollten von den durch Jahrhunderte geheiligten Traditionen.

Die Gleichstellung des Unitarianismus mit dem Brahma-Somadsch wurde von den Vertretern des erstern nicht desavouirt, wenigstens predigten und redeten am 17. September in den Unitarierkirchen Chicagos neben amerikanischen Pastoren und dem russischen Fürsten Wolkonsky auch die Inder Nagarkar, Darmapala und Mozoomdar nebst zwei Japanern, über welche Toleranz manch ein Chicagoer außer sich vor Entzückung geriet, und mancher Leitartikler den Anbruch des Tages, da alle Religionen in einer aufgehen, gekommen glaubte.

17. September. Die Sonntagssitzungen waren gut, wenn auch bei weitem nicht so gut, als die an den vorhergehenden Tagen, besucht. Passend wurde die Reihe der Vorträge eröffnet mit dem von Dr. Lewis „Die göttlichen Elemente im wöchentlichen Ruhetag." Es folgten: „Die katholische Kirche und die Ehe" von Professor M. J. Wade, der auf die wachsende Zahl der Ehescheidungen als eine der größten Gefahren, die unsre Gesellschaft bedrohen, hinwies und eine Aenderung der Ehegesetze in den Vereinigten Staaten als unumgänglich notwendig bezeichnete, worin ihm Vertreter aller Konfessionen zustimmten. Von großem Interesse war die Schilderung der sozialen Reformen in Indien von Nagarkar. Man erfuhr daraus namentlich, daß dort die „Frauenfrage" an der Tagesordnung ist, und daß die Familien-, die rechtliche und gesellschaftliche Stellung des Weibes eine bessere zu werden anfängt. Daß man dabei den Einfluß des Christentums nicht unterschätzt, hatte schon in einer frühern Ansprache Mozoomdar bekundet. Die übrigen Programmnummern waren: „Der Einfluß der Religion auf die Frau" von Frau A. F. Eastman; „Die religiöse Erziehung der Kinder" von Br. Azarias; „Presbyterianismus und die Mission" von H. J. Jenkins und „Presbyterianische Vereinigung" von H. Grant, Präsidenten des öffentlichen Unterrichts in der Provinz Ontario.

18. September. Die Männer der Gelehrsamkeit, die Leute von Bildung, die sich heute von Berufsgeschäften hatten frei machen können, waren in die Kolumbushalle geeilt, um Professor Max Müller, den berühmten Philologen von Oxford, zu hören. Sie wurden enttäuscht, denn Max Müller war überhaupt nicht persönlich erschienen, und seine Abhandlung kam erst am nächsten Tage zur Verlesung. Die irrige Annahme hatte

auch das Zustandekommen aller Sonderkongresse verhindert. Der Sonntagschultag war angekündigt, der Kongreß der Unitarier, der Presbyterianer, der Kongregationalisten sollte tagen, aber alles strömte in die große Kolumbushalle. Indessen die Enttäuschung machte einer tiefen Befriedigung Platz, als der bekannte Geschichtschreiber Oberst Thomas Wentworth Higginson auftrat und über „die Sympathie der Religion" redete. Er führte aus, die Menschheit lebe zwischen Furcht und Hoffnung, und das endliche Erscheinen des Lichtes bilde den Gottesbegriff der meisten Religionen. Dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung hat den mittelalterlichen Bauwerken den ihnen eigenartigen Stempel aufgedrückt. Higginson schildert dann, wie er das Ende der Karwoche in einer portugiesischen Kirche mitgefeiert habe. Vom Karfreitag an war alles verhängt, und die Büßenden quälten sich mit Kasteiungen. Am dritten Tage wurden die Trauervorhänge weggenommen, und das helle Licht drang in die Halle, der Tag des Halleluja war hereingebrochen. Natürlich sei der Kontrast von Dunkel und Licht hier ein künstlicher, durch die von den Priestern bewirkte Verdunklung ermöglicht gewesen. Aber eine solche willkürliche Verdunklung und womöglich die Mauern, die sie umschließen, sollten überflüssig sein, das reine Licht der göttlichen Wahrheit sollte allein die Grundlage der Religion sein. Krh

Bücher und Schriften

(Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun?) Von Lic. theol. Fr. Hummel. Heilbronn, E. Salzer, 1893. Preis Mk. 0,60.

Die Zahl der Schriften, in denen evangelische Pfarrer an die sozialen Probleme herantreten, hat in den letzten Jahren einen bedeutenden Umfang angenommen. Diese Erscheinung kann den Sozialpolitikern vom Fach nicht unerwünscht sein. Giebt es doch kaum einen andern Berufsstand, der in gleicher Weise zu unvoreingenommener Betrachtung der einschlägigen Fragen in der Lage scheint, als der des evangelischen Pfarrers. Insbesondre habe ich dies zu erfahren Gelegenheit gehabt. Während mein Buch: „Zum sozialen Frieden. Eine Darstellung der sozialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert" bei seinem Erscheinen einen Sturm der Angriffe seitens thatsächlich oder vermeintlich getroffener Interessenten erweckte, war seine Aufnahme in den evangelisch-christlichen Blättern und Schriften von vornherein eine verständnisvolle, so besonders dankenswert in der Christlichen Welt und in dem bekannten Buche meines Freundes Göhre. Auch die vorliegend besprochene Schrift beruht auf meinen Ausführungen verwandten Gedankengängen, und wenn sie darin neben voller Anerkennung einen „allzu sicher blickenden Optimismus" findet — ähnlich auch Pfarrer Julius Werner: „Zur sozialen Bewegung im heutigen England" —, so möchte ich dies mit der psychologischen Erfahrung erklären, daß dem Wandrer ferne, schwer zu erreichende Ziele nur allzu leicht als Endziele erscheinen, während, wenn sie erreicht sind, neue und schwerere sich aufthun und das Erreichte gering erscheint. Wenn ich erklärte, daß England heute die Gefahr eines gewaltsamen sozialen Zusammenbruchs überwunden habe, daß es sich hier nur um eine friedliche Fortentwicklung handeln könne, weil jene Kluft, die einst das Volk „in zwei Nationen" schied, überbrückt sei — mehr sagte ich nicht —, so mag das Festländern vielleicht „optimistisch" erscheinen, weil sie von sich noch nicht das Gleiche aussagen können; den Sozialpolitikern Englands scheint damit nur erst sehr wenig erreicht; sofort thun sich auf der geöffneten Bahn friedlicher Entwicklung die schwersten Probleme auf, wie etwa das der Lohnsteigerung gegenüber der ausländischen Konkurrenz, das der ungelernten Arbeit u. s. w. Wie wenig den Engländern etwas Besondres mit meinem Buche gesagt war, beweist, daß die anerkanntermaßen die öffentliche Meinung der Nationalökonomie in England heute beherrschende Fabische Gesellschaft die vorbehaltlose Uebersetzung gerade der in Deutschland des Optimismus ausdrücklich geziehenen Teile unter ihren Auspizien besorgt, und daß die soeben veröffentlichten Berichte der „Kgl. Kommission zur Untersuchung der Arbeiterverhältnisse" mehrfach ihre Ergebnisse in solchen Worten von mir offiziell zusammenfaßte, die in Deutschland vor allem dem Vorwurf des Utopismus ausgesetzt waren. Es mußte dies — wiewohl ungern — einmal gesagt werden, um den auch in sozial-fortschrittlich gestimmten Kreisen wiederholt erhobnen Einwand endgiltig abzuweisen.*)

Demgegenüber sei nunmehr an der genannten Schrift dankbar anerkannt, daß sie einen Standpunkt vertritt, der allein geeignet erscheint, die Grundlage einer friedlichen sozialen Fortentwicklung auch für Deutschland auszumachen. Dabei faßt die Schrift, wie es dem Pfarrer geziemt, die Frage von der innerlichen, psychologischen Seite.

Voll können wir mit folgenden Grundgedanken übereinstimmen: Das Streben der heutigen Arbeiterbewegung nach Teilnahme an dem geistigen Besitz der Menschheit, „das Bedürfnis, zu denken," wie es Jules Simon genannt hat, ist voll anzuerkennen, besonders „bei dem Volke der Denker." Die „Kämpfe um die Weltanschauung" zerreißen heute nicht nur die Mittelklassen, die sich so gern die „gebildeten" nennen, sondern auch den von dem gewohnheitsmäßigen Denken und Empfinden losgelösten, zum Klassenbewußtsein erwachten Arbeiter. Wie bei den Mittelklassen enden diese Kämpfe auch bei ihm zunächst gewöhnlich in jener materialistischen Weltanschauung, die, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Bourgeoisie dem Arbeiter vorbereitet hatte. Wenn sich früher die Synthese zwischen dem religiös-sittlichen und dem intellektuellen Faktor in den unteren Schichten der Gesellschaft reflexionslos vollzog, so reißt sich nunmehr der intellektuelle Faktor mehr und mehr von der ursprünglichen Synthese los; die in ihm liegende Kritik wendet sich in das Radikale; sie wirkt sittlich wie politisch auflösend. Das Ziel, das dem Verfasser vorschwebt, ist, den geistig zu voller Mannbarkeit erwachten Arbeiterklassen diese Synthese, auf der innere Befriedigung allein beruht, neu zu ermöglichen, ihn in Besitz aller der Bildungsmittel der Zeit zu setzen, von denen aus zunächst einem engern Kreise die Synthese religiös-sittlichen Empfindens und vollwissenschaftlichen Denkens wieder möglich geworden ist. Aus dem Widerstreit zwischen Denken und Fühlen, der gewiß ein Fortschritt, wenn auch zunächst nur ein negativer, über ein rein autoritatives Annehmen der Tradition hinaus ist, muß der Weg zur Ausbildung einer neuen, selbständigen, sittlich-religiösen Persönlichkeit auch für den heute voll „aufgeklärten" Arbeiter gefunden werden.

Welches sind die Wege hierzu? Es ist besonders anzuerkennen, daß der Verfasser die wirtschaftliche Hebung der Arbeiterklassen als erste Bedingung hinstellt. Solange ein menschenwürdiges Dasein für genügenden Lohn nicht erreicht ist, ist eine Entwicklung, die innere Harmonie bezweckt, unmöglich. In letzter Linie ist vollständig mit Bodelschwingh dahin übereinzustimmen, daß die Erwerbsmöglichkeit eines wenn auch noch so kleinen eignen Hauses wenigstens für die Aristokratie der Arbeit als Ziel anzusehen ist. Auch die allmähliche Verkürzung der Arbeitszeit auf, sagen wir, neun und zehn Stunden — wir gehen zunächst nicht so weit wie der Verfasser — ist Vorbedingung für die sittliche Schule des Familienlebens. Nicht ganz scharf gesagt, wiewohl angedeutet, wenn von den in der Sozialdemokratie enthaltenen „Realitäten" gesprochen wird, ist der Gedanke, daß die Arbeiterbewegung, soweit sie diese praktischen Ziele verfolgt, besonders durch Organisation der Arbeiter, von dem die unbeteiligte öffentliche Meinung repräsentirenden Geistlichen als berechtigt anzuerkennen ist.

Was nun die geistige Ermöglichung jener Synthese angeht, so ist dem Verfasser darin recht zu geben, daß dem sozialdemokratischen Arbeiter gegenüber die überlieferten Dogmen des christlichen Glaubens zurücktreten müssen gegenüber dem geschichtlichen Thatsachenbestande des Christentums, sagen wir direkter der Person Christi. Ohne mich als Laie in theologische Streitfragen einlassen zu wollen, möchte ich aus vielfacher Erfahrung feststellen, daß es unmöglich ist, Arbeiter, die das Band, das sie mit der Vergangenheit verknüpfte, zerrissen haben, dogmengläubig im alten Sinne des Wortes zu machen, während ich andrerseits in diesen Kreisen oft genug ein nach Befriedigung verlangendes lebendiges religiöses Bedürfnis gefunden habe. Sehr wichtig scheint mir auch ein zweites Moment, das Verfasser dahin ausdrückt, „die soziale Idee im Begriffe des Reiches Gottes geltend zu machen." Mit andern Worten gesagt, es handelt sich darum, das Reich Gottes — wie sehr immer seine volle Verwirklichung jenseitig sein möge — als etwas hier im Diesseits wirkendes, in seine Verwirklichung hineinwachsendes darzustellen. Nur so befriedigt man das sozialreformatorische Bedürfnis der Arbeiter. Der Arbeiter will — zwar nicht für sich, so doch für seine Klasse — die Möglichkeit irdischen Fortschritts in der Richtung auf das Ideal. Umgekehrt krankt der sogenannte „Zukunftsstaat" der Sozialdemokratie an zu großer Diesseitigkeit und wird erst durch den angedeuteten Gedanken in das Reich des Ideals, dem er angehört, emporgehoben.

Da die Kreise der deutschen Nation, die der Entwicklung des Denkens voranschreiten, jene Synthese heute auf der Grundlage des modernen Denkens vielfach vollzogen haben, so handelt es sich nun darum, die Ergebnisse ihres Denkens dem Arbeiter nahe zu bringen. Es muß dem Arbeiter klar werden, daß heute nicht mehr die materialistische Aufklärung die „neueste Weltanschauung" ist. Wie aber diese Berührung stiller Gelehrtenkreise mit den Wogen der Arbeiterbewegung herbeiführen? Die noch als Nachwirkung des Sozialistengesetzes bestehende Verbitterung weiter Arbeiterkreise wird allmählich schwinden. Da heißt es denn an die Massen heran auf dem Wege der Presse, der Volkslitteratur und Kolportage, dem Arbeiter nahe treten bei seinen Vergnügungen und Festen, wie in seinen Bildungsvereinen. Allenthalben sollten in jenen von den Arbeitern in das Leben gerufenen höhern Schulen, Volksuniversitäten und wie sie sonst heißen mögen, Männer aller Kreise der Wissenschaft und des Lebens ihr Bestes bieten. Wenn der Verfasser insbesondre auch eine Verbreiterung des nach der Volksschule eintretenden Fortbildungsunterrichtes wünscht und insbesondre eine Ausdehnung auf Fächer der allgemeinen neben der gewerblichen Bildung, so ist dies eine Forderung, die dadurch an Bedeutung nichts verliert, daß hier nur eine allmähliche Erfüllung möglich ist. Wie dem auch sei, jedenfalls ist vorliegende Schrift als erfreulicher Beitrag zu der christlich-sozialen Litteratur unsrer Tage zu bezeichnen. Sch-G

*) Vergl. Royal Commission on Labour, Rules of Associations of Employers and Employed. Introductory Memoranda. Bes. S. XXXVII.

Verschiedenes

(Noch einmal zum Semesteranfang) Ein junger Freund, der in Berlin Theologie studiert, schreibt uns:

Die Artikel der Christlichen Welt, die in Nr. 15 und 16 unter dem Titel „Zum Semesteranfang" von den sittlichen Zuständen unter den Theologie Studierenden handelten, haben vielfach in diesen Kreisen tiefen Schmerz wachgerufen, nicht, weil diese Dinge öffentlich besprochen sind, sondern weil sie nicht rundweg als unwahr abgewiesen werden können. Allerdings könnte es nach den genannten Artikeln scheinen, als ob die ganze theologische Studentenschaft von diesem Laster durchseucht wäre. Aber Gott sei Dank, so steht es nach unsern Informationen nicht. Freilich ist es nicht möglich, eine Statistik hierüber zu führen. Doch so viel wagen wir zu behaupten: Es giebt nicht nur noch einzelne Studenten, die sich rein erhalten haben,sondern es giebt große Kreise, die nichts Gemeines in ihrer Mitte dulden. Daneben stehen dann allerdings solche, in denen derartige Dinge mit Gleichgiltigkeit oder gar mit Wohlgefallen behandelt werden.

Fragen wir uns, woher diese Scheidung stammt, so sind wir nicht der Ansicht, daß in jenen Gruppen sich die edeln, in diesen die gemeinen Elemente der Studentenschaft gesammelt haben. Denn im allgemeinen darf man annehmen, daß der junge Student, der sich beim Abgang von der Schule zum Studium der Theologie entscheidet, unverdorben die Universität bezieht. Freilich lassen die sittlichen Zustände auf den Gymnasien oft viel zu wünschen übrig; und es wäre eine dankenswerte Arbeit, wenn von kundiger Seite diese Schäden ernstlich ins Auge gefaßt und untersucht würden. Doch glauben wir, daß ein Mensch, der schon sittlich gebrochen die Schule verläßt, in seltnen Fällen Theologie studiert. Also im Grunde unverdorben, aber auch unerfahren und unerprobt tritt der junge Student in das neue Leben ein. Was ist da natürlicher, als daß er sich von denen leiten läßt, die ihn in ihre Mitte aufnehmen, und daß er den Geist sich aneignet, der ihm von seinen Freunden als der „echt studentische" täglich vor die Augen geführt wird. Es kommt also sehr viel darauf an, in welchen Kreisen der junge Student Anschluß findet. Sie können für sein ganzes Leben eine ausschlaggebende Bedeutung haben. Doch wodurch wird meist die Wahl des Anschlusses bestimmt? Wenige sind in der glücklichen Lage, erfahrne Freunde vorzufinden. Allein oder mit einem Konabiturienten beziehen die meisten jungen Studenten die alma mater. Mancherlei Gelegenheiten bieten sich dar, um Anschluß zu finden. Mit Korporationen, Vereinen und einzelstehenden Studenten kommen sie in Berührung. Vielleicht hat ein Gymnasiallehrer oder Pastor ihnen diese oder jene Korporation empfohlen; doch ihre Empfehlung gründet sich meist auf die Verhältnisse früherer Zeit. Und welche Veränderungen gehen doch hier oft in wenigen Semestern vor! Nicht die Statuten, sondern die Mitglieder sind für den Geist der Korporation bestimmend. Wer die studentischen Verhältnisse kennt, weiß, daß es sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich für den unerfahrnen Studenten ist, objektiv und genau zu prüfen und sich für das Beste zu entscheiden. In den meisten Fällen ist es daher wohl ein blinder Griff, der zur Wahl des Freundeskreises führt, von dem man dann oft ohne schwere Konflikte nicht wieder frei werden kann.

Wollte sich aber einer jedem nähern Verkehr mit den Kommilitonen entziehen und ganz allein bleiben, so ist er mindestens ebenso viel Versuchungen ausgesetzt, wie unter leichtsinnigen Freunden. Denn welche Gefahr die stetige Einsamkeit und der sich aufdringende Verkehr auf den Straßen und in den Kneipen bringt, bedarf keiner Ausführung.

Es ist daher dringend zu wünschen, daß sich der junge Student an sittlich ernste und fleißige Freunde anschließe. Damit er aber diese finden kann, muß er einen wirklich sachkundigen Berater haben. Doch wer soll dies sein? Die Nächstberufnen sind offenbar die akademischen Lehrer selbst. Freilich ist uns wohl bekannt, daß die Zeit dieser Herrn außerordentlich durch wissenschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen ist, dennoch wagen wir die Bitte: „Helft denen, die ihr für einen verantwortungsreichen und wichtigen Beruf vorbereiten sollt, daß sie nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in sittlicher Hinsicht tüchtig werden." Damit die Professoren in dieser Weise raten können, müssen sie mehr Fühlung mit den Studenten haben, d. h. sie müßten sie mehr, als das bisher geschieht, in ihren Zusammenkünften besuchen, und zwar nicht nur an Stiftungsfesten, sondern auch im engern Kreise. Den Professoren schließen sich dann vielleicht noch andre gebildete Männer an, die ein Herz für die Studentenschaft haben; diese teilen den Professoren ihre Erfahrungen mit, oder geben den von jenen gesandten Studenten freundlichen Rat. Wünschenswert wäre ferner ein Austausch der Erfahrungen, damit jedem Fragenden mehrere Vereine vorgeschlagen werden können. Auf diese Weise bliebe jeder junge Student, der guten Verkehr sucht, vor schlechtem bewahrt und hätte doch die freie Wahl seiner Freunde.

Ein zweiter Vorteil ginge aus einer solchen Vereinigung zwischen reifen Männern und Studenten hervor, nämlich der Einfluß, den eine sittlich reife Persönlichkeit ausübt. Auch das Bewußtsein: „geschätzte Männer, ja wohl gar unsre Professoren interessiren sich für uns, verstehen uns in unsrer studentischen Eigenart und schenken uns ihr Wohlwollen," übt einen großen Einfluß auf das Leben des Jünglings aus. Natürlich gehört zu solchem Einwirken auf den Studenten ein gewisser Takt. Sobald man merken würde, daß die Absicht der Erziehung oder gar Bevormundung vorläge, wäre es mit dem Einfluß vorbei. Doch diese Gefahr ist wohl nicht groß.

Wenn wir hier die Aufmerksamkeit auf Korporationen, Vereinigungen und überhaupt auf den Freundesverkehr gelenkt haben, so geschah dies nicht im Gegensatz zu den in Nr. 15 und 16 gemachten Vorschlägen, sondern zur Ergänzung. Denn außer dem Familienanschluß will der Student auch Verkehr mit Studenten haben.

Was in den frühern Artikeln über den Familienverkehr gesagt wurde, könnte durch weitere Ausführungen nur abgeschwächt werden. Doch eins scheint übersehen zu sein. Wie soll der Student Aufnahme in eine Familie finden? Wir glauben, daß der oben angeführte Verkehr der Studentenfreunde hierzu eine gute Gelegenheit bietet. Was ist natürlicher, als daß Herren, die mit Studenten in der Kneipe verkehren, diese auch zu sich in ihre Familie einladen? Sind die Namen solcher Herren erst bekannt, so wird es ja nicht fehlen, daß auch Studenten, die in keine studentische Vereinigung eintreten wollen, durch Professoren oder Kommilitonen zu jenen gewiesen werden und so Familienverkehr finden.

Noch auf einen andern Punkt wollen wir hinweisen, nämlich auf die Wohnungsfrage. Es giebt viele Vermieterinnen, die gegen die Unsittlichkeit ihrer Zimmerinhaber nicht nur gleichgiltig sind, sondern derselben in jeder Weise Vorschub leisten und dazu anreizen. Beispiele von plumper Gemeinheit bis zur raffinirten Verführungskunst sind uns bekannt. Ließe sich hier nicht dadurch Abhülfe schaffen, daß ein Wohnungsnachweis geschaffen würde, in dem nur solche Anzeigen aufgenommen werden, die dem Studenten wirklich empfohlen werden können? Der „Christliche Verein junger Männer" in Berlin soll diesen Versuch bereits mit Erfolg gemacht haben.

Wer die großen, sittlichen Gefahren kennt, die den jungen Studenten erwarten, sollte es nicht versäumen, ihn auf diese aufmerksam zu machen und ihm dringend zu raten, einen festen Anschluß zu suchen. Namentlich wenden wir uns mit dieser Bitte an die Gymnasialdirektoren und Lehrer, denen daran liegt, daß ihre bisherigen Schüler vor Irrwegen bewahrt werden. Vor allen Dingen aber sollte es jeder Vater seinem Sohne zur Pflicht machen, einen in studentischen Kreisen erfahrnen Mann um Rat zu fragen, wem er sich anschließen soll; und wenn man keine geeignete Persönlichkeit in der Universitätsstadt kennt, weise man ihn getrost an die Professoren, die ihm gewiß gern weitere Weisungen erteilen werden. — Wem daran liegt, daß die Jünglinge, die dazu berufen sind, führende Stellen in größern oder kleinern Kreisen unsers Volks einzunehmen, nicht entsittlicht werden, der helfe. Rom und Griechenland sind an der Unsittlichkeit zu Grunde gegangen! Gott behüte unser Vaterland vor gleichem Geschick!

(Die Zeitung der Akademisch-theologischen Vereine) Der Reichsbote vom 14. Oktober brachte folgende Notiz:

„In dem Ostpr. Kirchenblatt lesen wir: Die Kartellzeitung der akademisch-theologischen Vereine scheint ja ein für angehende Pastoren merkwürdiges Organ zu sein! Es wäre nötig, unsern Epigonen auch in dieser Beziehung ein wenig mehr Beachtung zu schenken. In einem Artikel in den letzten Nummern: »Ist eine liberal-theologische Ueberzeugung vereinbar mit den Aufgaben des geistlichen Amtes?« — weist ein Herr Arper in Weimar nach, daß ein liberaler Geistlicher die religiösen Forderungen frommer Gemüter besser befriedigt, als ein »orthodoxer.« Es sei leichter und bequemer orthodox als liberal zu predigen u. s. w., es sei auch ein Unterschied zu machen zwischen Kanzelverkündigung und Privatmeinung, das sei aber nicht Heuchelei, wie die »Orthodoxen« sagen, sondern pädagogische Weisheit nach dem Worte Jesu: »Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht tragen.« — Also Hofacker, die beiden Harms, Spurgeon und Hunderte von andern, deren Predigten noch nach ihrem Tode fortleben, sind nichts gegen die unbekannten Größen liberaler Theologie, deren Predigten nur gelobt, weniger schon gehört, am wenigsten aber gedruckt gelesen werden! Das zitirte Wort Jesu aber erinnert in seiner ganz neuen Auslegung und »wahrhaft liberalen« Anwendung lebhaft an Matth. 4, 6: »Denn es stehet geschrieben.« Dann kommt (Nr. 11) ein zweiter Artikel: »Christof Schrempf« von Lietz in Jena. Herr L. endigt mit den bezeichnenden Worten: »Ich meinerseits bekenne gerne für mich, den Schrempfschen Argumenten nichts entgegensetzen zu können. Ich schließe mit dem Wunsche, daß die von ihm begonnene gute Sache endigen möge zum Besten der Wahrheit, zum Besten der Religion, die keine Menschenfurcht (!?) kennt.« In der Bücherbesprechung kommt Professor Lemme in Heidelberg mit seiner Schrift für das Apostolikum schlecht weg. Ihm wird Mangel »eines einsichtsvollen und liebevollen Verständnisses,« Ketzerrichterei, eigne »unwissenschaftliche« dogmatische Position vorgeworfen. Seine Schrift ist »sachlich völlig wertlos,« ein trauriges Zeugnis des Parteigeistes. — Verfasser dieser Kritik: Freund in Straßburg. Die angezogenen Proben dürfen genügen. Wir haben bisher immer gedacht, die akademisch-theologischen Vereine wären noch die Sammelpunkte der positiven Elemente innerhalb der Fakultäten. Also auch auf sie ist kein Verlaß mehr. Und wie ereiferten sich doch einige Amtsbrüder über uns, als wir vor einem Jahre die heutige Vorbildung der Theologen zu bemängeln wagten! Wer hat nun Recht behalten?"

Es wäre Unrecht, zu diesen Ausführungen zu schweigen. Eine Rechtfertigung der Kartellzeitung kann ich ihnen freilich nicht entgegensetzen. Ich habe dem ganzen Unternehmen der Kartellzeitung sowie manchem andern, das mit dem Kartellwesen der akademisch-theologischen Vereine zusammenhängt, von vornherein mit Unbehagen gegenüber gestanden. Und ebensowenig vermag ich der Art, wie das Unternehmen ausgeführt ist, zuzustimmen. Die „wissenschaftlichen" Artikel erscheinen mir, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, nutzlos und gefährlich — gefährlich mehr für den, der sich zum Schreiben verführen läßt, als für die Leser —, die Bücherbesprechungen sind an sich noch bedenklicher. Auch die im besondern in der obigen Notiz hervorgehobnen „Aergernisse" will ich nicht als unanstößig hinstellen. Der Lietzsche Artikel ist auch mir sehr

bedauerlich gewesen, die Anzeige des Lemmeschen Buches beweist, daß eine Rezensionenrubrik in einer Kartellzeitung akademischer Vereine zu Taktlosigkeiten führen muß, und den an erster Stelle angegriffnen Aufsatz vermag ich inhaltlich nicht durchaus zu billigen, an diesem Orte in keiner Weise zu verteidigen. Allein ein Doppeltes möchte ich dem Verfasser jener Notiz, über deren Ton ich mich nicht aufhalten will, zu bedenken geben. Zunächst dies, daß die Schriftleitung der Kartellzeitung gewiß gern Artikel auch von ganz andrer Seite aufnähme, wenn sie sie erhielte. Daß Letzteres nicht der Fall ist, liegt nicht daran, daß andre Elemente fehlten, — sie schreiben nicht und thun recht daran. Daraus folgt — und dies ist das Zweite —, daß es irrig wäre, nach der Kartellzeitung die akademisch-theologischen Vereine zu beurteilen. Sie sind freilich nicht „Sammelpunkte der positiven Elemente“ im Sinne der obigen Notiz. Denn die besten und fleißigsten unsrer Studenten sind nicht fertig, sondern sehr im Werden. Wir sind dankbar, wenn sie nur rechten Ernst der Lebensführung, des Suchens und des Arbeitens haben. Infolgedessen machen sich in den Vereinen die verschiedenartigsten Elemente geltend. Und das ist m. E. ein Segen, eine Schule der Arbeit und Selbsterziehung für jeden einzelnen. Daß unter diesen verschiedenartigen Elementen in vielen Vereinen auch sehr radikale sich befinden, weiß ich sehr wohl. Allein ich kann mich darüber weder wundern noch betrüben. Die Jugend geht stets gern extreme Wege, und je mehr die moderne Theologie aller Richtungen es verlernt hat, sich nur auf Autorität zu stützen, desto mehr macht bei der Jugend sich bemerkbar, daß ihr die Quelle persönlicher Erfahrung erst in schwachem Maße fließt. Wo rechter Ernst ist, wird reifere Erfahrung über die Zeit der jugendlichen Anfänge schon hinausführen. Und rechter Ernst wird später auch bei sehr „liberal-theologischen Ueberzeugungen“ in Segen zu wirken lernen. Doch auf diese weitläufige Frage will ich hier nicht eingehen. Auch wer anders darüber denkt als ich, wird doch zugeben, daß von der Jugend der theologischen Vereine noch nicht mehr gefordert werden kann als rechter Ernst. Und wenn die Vereine darüber vielleicht unzufrieden sind, daß ein Ehrenmitglied eines Kartellvereins, ein „alter Herr“ eines andern, über die Kartellzeitung so urteilt, wie es hier geschehen ist, damit werden sie zufrieden sein, wenn ich mit der Versicherung schließe, daß ich den theologischen Vereinen, soweit ich sie kenne, diesen Ernst zutraue. L

(Zum Kandidatenüberfluß) Man würde nicht so häufig Klagen über den Kandidatenüberfluß und die Schwierigkeit ins Amt zu kommen von Kandidaten und ihren Angehörigen hören, wenn ein wenig mehr Sinn und Herz für die großen Bedürfnisse der Gesamtkirche in diesen Kreisen zu finden wäre. Fast unabsehbar dehnt sich die evangelische Diaspora aus, von der noch mehr Kräfte fordernden Heidenmission zu schweigen. Für manche Kandidaten mag die Selbstverbannung ins Ausland ein zu schweres Opfer bedeuten, das „Bleibe im Lande“ guten sittlichen Hintergrund haben, aber für andre wäre der Schritt mit geringen Schmerzen verbunden, und die Frage sollte ihnen nahe liegen, ob Gott sie nicht heißt das Opfer bringen.

Diese längst gehegte Bemerkung auszusprechen giebt mir die Nachfrage nach einem Pfarrer für die deutsche Gemeinde Shangai in China den Anstoß, die ihren Weg auch in die vorige Nummer unsers Blattes gefunden hat. Wie ich höre, zählt die Gemeinde 300 Seelen; frisches kirchliches Leben pulsirt in ihr. Der Pfarrer hat auch die Besatzung unsrer Marineschiffe gewöhnlich mitzuversorgen. Daß die gesellschaftlichen Verhältnisse sehr angenehm sein sollen, füge ich nur zögernd hinzu, denn es liegt alles daran, daß der junge Mann seinen Entschluß mit allem Ernst und reinem Willen auffaßt. Unverheiratet möchte er sein. Das frühe Verloben ist auch sonst ein Schade, mags immerhin im Einzelfalle oft nicht so empfunden werden; ein Schade für derartige Bedürfnisse unsrer evangelischen Gesamtkirche ist es jedenfalls. Hätten nicht so viele junge Theologen ihre Freiheit zu früh verschenkt, es wäre nicht zu verstehen, daß ein Gesuch wie das von Shangai sich einen nur geringen Wiederhall versprechen darf. Zu näherer Auskunft über die Stelle ist übrigens auch Schreiber dieses bereit. R

(Nachträgliches vom Kongreß für innere Mission) Herr Superintendent Nelle in Hamm übersendet uns folgende Sätze zur Richtigstellung des in Spalte 1079 und 1080 Berichteten:

1. Die Thesen, die dem Referate wie dem Korreferate zu Grunde lagen, sind von Herrn Dr. Frowein und mir im Sommer 1892 gemeinsam redigirt und unverändert so abgedruckt, wie wir sie bereits im Sommer 1892 an den Zentralausschuß gesandt hatten.

2. Herr Dr. Frowein hatte sich vorbehalten, auf das Fortbildungs- und Fachschulwesen näher einzugehen, doch hatten wir ausdrücklich vereinbart, daß auch das Referat wenigstens die Fortbildungsschulfragen eingehender zu behandeln habe.

3. Demgemäß habe ich im Sommer 1892 mein Referat ausgearbeitet und Herrn Dr. Frowein eingehändigt, welcher, nachdem er von demselben Kenntnis genommen, sein Korreferat verfaßt hat.

4. Die Debatte richtete sich nicht ausschließlich, wenn auch vorherrschend auf die Frage des Fortbildungsunterrichtes. —

Unsre Leser werden dies gern zur Kenntnis nehmen. Dem Verfasser unsers Berichts hat es durchaus fern gelegen, den Wert des „vortrefflichen“ Referats von Herrn Superintendenten Nelle herabsetzen zu wollen, dafür ist der Bericht selbst Zeuge. Die Scheidung des von Nelle und Frowein behandelten Stoffs durch unsern Berichterstatter ist für ihn durch die Verschiedenheit der Gesichtspunkte bestimmt gewesen, denen er seine Mitteilungen untergeordnet hat. R

(Die Quittung der Germania auf Stöckers Rede) in der Brandenburgischen Provinzialsynode. Wie zu erwarten war, zieht die ultramontane Presse, allen andern Organen voran die Germania, aus den Auslassungen, die Hofprediger Stöcker auf der Brandenburgischen Provinzialsynode in Betreff Luthers gethan hat, bereits ihre Folgerungen. Stöcker beschwor bekanntlich den Geist Luthers wider die, denen die Wahrhaftigkeit in ihrer Stellung zu dem Wortlaut des apostolischen Bekenntnisses höher steht, als die Autorität der kirchlichen Tradition. Im Eifer des Gefechts verstieg sich Stöcker zu der Aeußerung: Wenn die Kirche achtzehnhundert Jahre lang in ihren Lehrbestimmungen so geirrt haben sollte, daß diese nur als eine äußere Form zu betrachten wären, so würde es ihm um diese Kirche leid thun — indem er noch hinzufügte, daß ihm der Bestand der Kirche, der von dem festen Bekenntnis abhängig sei, höher stehe als die Bedrängnis eines einzelnen Gewissens. Die Germania nimmt von dieser Aeußerung hoch erfreut Kenntnis mit der Versicherung, daß sie ein Wort aus protestantischem Munde noch selten so angesprochen habe, wie das des Herrn Stöcker auf der Brandenburgischen Provinzialsynode. Das ultramontane Blatt fährt dann wörtlich fort: „Herr Stöcker wird sich der weitern Konsequenz nicht entziehen können, auf die ihn seine Gegner in der Synode auch sofort hinwiesen durch den Zuruf: Vatikan!, d. h. dann muß man auch zurück zur katholischen Kirche. Daß Stöcker diesen Zuruf auch so auffaßte, ergiebt sich aus seiner gewundnen Antwort, in der er gegen eine solche Konsequenz protestirte. Aber die Logik läßt sich damit nicht aus der Welt schaffen. Eine Kirche, die achtzehnhundert Jahre lang über die wichtigsten Glaubenswahrheiten sich im Irrtum befand und demgemäß die Menschen zum Irrtum verführte, kann unmöglich die wahre, von Christus, dem Sohne Gottes als göttliche Heilsanstalt gestiftete sein. Ebensowenig kann das aber eine Kirche sein, die fünfzehnhundert Jahre lang geirrt hat. Drei Jahrhunderte können hier doch nichts verschlagen. Nun ist aber Herr Stöcker der Ansicht, die katholische Kirche habe sich thatsächlich fünfzehnhundert Jahre lang in solch schweren Irrtümern befunden, und erst Luther habe das reine Wort Gottes der Welt verkündet. Ist dem so, dann muß man auch den liberalen Vertretern auf der Synode beistimmen [?]. Will Stöcker diese Logik — und wir stimmen ihm dabei völlig bei — als mit der Natur und dem Wesen einer göttlichen Heilsanstalt unvereinbar nicht gelten lassen, so bleibt ihm nur der andre Schluß: Auch Luther hatte kein Recht zu behaupten, die bis dahin bestehende katholische Kirche habe fünfzehn Jahrhunderte lang geirrt; darum zurück zur katholischen Kirche, die allein imstande ist, die Frage: Was ist Wahrheit? erschöpfend und bestimmt zu beantworten.“

(Vom Vorstande der Westfälischen Diakonissenanstalt Bethel) empfangen wir folgende Erklärung:

Es ist gegen die Bielefelder Diakonissen die Beschuldigung erhoben worden, daß sie wegen Mißhandlung einer Kranken aus der Bremer Irrenanstalt entlassen seien. In Bezug hierauf stellt uns die Inspektion und Administration der Bremer städtischen Krankenanstalt folgendes Schreiben zur Veröffentlichung zu:

„Es ist in einer größern Anzahl von Zeitungen die Nachricht verbreitet worden, daß die Bielefelder Diakonissen aus der Irrenabteilung des Bremer Krankenhauses entlassen seien, und daß die Ursache der Entlassung die schwere Mißhandlung einer Kranken gewesen.

„Die Inspektion und Administration der städtischen Krankenanstalt erklärt diese Nachricht für unwahr. — Die Bielefelder Diakonissen, die in der Irrenabteilung der Krankenanstalt seit einer Reihe von Jahren zu unsrer vollen Befriedigung thätig gewesen sind, sind nicht von uns entlassen. Das Verhältnis derselben zu unsrer Anstalt ist vielmehr durch ein Schreiben des Vorstandes der Westfälischen Diakonissenanstalt vom 18. Dezember 1889 bezüglich der Schwestern auf den 1. Juli 1890 gekündigt worden. Als Grund der Kündigung wurde lediglich der Umstand geltend gemacht, daß es dem Vorstande wegen der juridischen Verpflichtung, das große westfälische Krankenhaus zu Lengerich mit Schwesterkräften der Bielefelder Anstalt zu besetzen, leider unmöglich sei, seine Arbeit auf diesem Gebiet in Bremen fortzusetzen. Es sei dies um so weniger durchführbar, als sich der Vorstand verpflichtet habe, die damals sehr erweiterte chirurgische Abteilung der Bremer Krankenanstalt mit zwölf weitern Schwestern zu besetzen.

„Die Direktion und Administration der Krankenanstalt hat den Abgang der Bielefelder Schwestern von der Irrenabteilung lebhaft bedauert und will auch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit ausdrücklich zu bezeugen, daß die im allgemeinen Krankenhause, sowie im chirurgischen Krankenhause der Anstalt im Dienste gebliebnen Bielefelder Brüder und Schwestern bis in die neuste Zeit ihr Amt zu ihrer vollen Zufriedenheit versehen haben.

Bremen, den 23. Oktober 1893

Die Inspektion und Administration der Krankenanstalt
Hermann Gröning F. Karsten“

Vorstehende Erklärung ist, wie wir erfahren, einstimmig abgegeben worden.

Bielefeld, im November 1893

Der Vorstand der Westfälischen Diakonissenanstalt

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 47 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Der
Christ und die Welt
Von Miss.-Insp. **F. M. Zahn.**
1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Ein
Blick auf unsere Zeit
Von **J. Müller-Eggen.** Aus d. Norw. von P. **Hansen.**
3 Mk., geb. 3,60 Mk.

Leichte Präludien für Harmonium
von **D. Joh. Zahn.** I. Heft. 1 Mk.

Rud. Friedr. Grau
Erinnerungen an sein Leben u. Charakteristik seiner Schriften von Prof. **D. O. Zöckler.**
Mit Porträt. 40 Pf.

Henry Drummond
der Naturforscher unter den Theologen. Von P. **Dr. Hornburg.** 40 Pfg.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke & Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und sowohl durch alle Buchhandlungen, wie auch direkt von der Verlagshandlung zu beziehen:

Nippold, Friedrich, Die theologische Einzelschule im Verhältnis zur evangelischen Kirche.
Ausschnitte aus der Geschichte der neuesten Theologie. Mit besondrer Rücksicht auf die jungritschlsche Schule und die Streitigkeiten über das liturgische Bekenntnis. III. und IV. Abteilung. Preis 3,50 Mk. Abteilung I/II (Mk. 3,50) erschien im Frühjahr 1893.

Inhalt: III. Abteilung: **Die wissenschaftliche Bewegung in der systematischen Theologie seit dem Auftreten der Ritschlschen Schule.** 1. Erkenntnistheorie und Religionsphilosophie. 2. Dogmatik. 3. Zur Ethik und Kirchengeschichte. 4. Theologie und Kirche. Anhang. Die Dreyer-Kaftansche Kontroverse. 5. Allgemeine Darstellungen und Beurteilungen der Ritschlschen Theologie.

IV. Abteilung: **Pathologische Symptome des Fraktionsgeistes.** 1. Dogmatisches Ketzergericht über die Lebensäußerungen christlicher Frömmigkeit. 2. Die Art der Bekämpfung selbständiger Theologen seitens der jungen Schule. 3. Die Art der Eroberung der theologischen Fakultäten. 4. Die kirchlichen Streitigkeiten vor und nach dem Eingreifen der Ritschlschen Schule im Vergleich miteinander. 5. Der Bendersstreit. 6. Der Streit um das Apostolikum. a) Gegensätze und Ausgleichsversuche vor Ausbruch der neuen Wirren, b) Der „Fall Schrempf," c) Der „Fall Harnack," d) Die Verwertung der innerprotestantischen Polemik durch das jesuitenfreundliche Adelsblatt, e) Die hessische Kirche und die Marburger Fakultät. Anhang. Der litterarische Niederschlag des Apostolikumstreites. Schluß: Die Wege zum Frieden.

Die vorliegenden beiden Abteilungen, die den Schluß des Werkes bilden, bringen eine Menge bisher unbekannter Thatsachen von hohem Interesse und werden infolgedessen nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zu ziehen.

Petran, J., Hat der evangelische Christ von der kritischen Behandlung der Bibel etwas zu fürchten? Ein Wort zur Verständigung. Preis 1 Mark.

Heydecke, C., Die rechte christliche Gottesverehrung.
Ein Beitrag zur Beurteilung des „Entwurfs von Formularen für die Agende der Evangelischen Landeskirche Preußens." Preis 1 Mark.

Für die Konfirmandenstunde:

Evangelisch-lutherisches Unterrichtsbuch für Konfirmanden und für jeden Christen. Gütersloh, bei Bertelsmann. 30 Pfge., geb. 40 Pfge., 48 S.

Inhalt: 10 Lehrstücke: 1. Offenbarung. 2. Jesus Christus. 3. Versöhnung. 4. Religion und Sittlichkeit. 5. Kirche. 6. Reich Gottes. 7. Glaube. 8. Gewissen. 9. Liebe zu Gott. 10. Liebe zum Nächsten.

Die Konfirmanden kaufen das Buch für 40 oder 30 Pfge. oder leihen es während des Winters für 20 Pfge.

Ein Laie (Arzt) schreibt über das Büchlein an den Verfasser: „Man kann annehmen, daß durch dieses Büchlein manches Gute gestiftet werden kann. Die konzise Fassung desselben ist mir sehr sympathisch; durch dicke Werke kann sich kein beschäftigter Mensch durcharbeiten, und der Gewinn ist oft gering. Es ist ganz im Geiste Robertsons abgefaßt, dessen Predigten ich sehr gern lese, weil sie vernünftig und ohne Schwulst sind. Ich glaube, diese Art Klarheit kann man doch nicht als Rationalismus bezeichnen; es bleibt immer noch genug Mysterium, um nicht flach zu werden."

Soeben erschien im Verlag von **Eugen Strien** in **Halle, S.:**

D. Willibald Beyschlag, Blütenstrauß vom Lebenswege. Gesammelte Gedichte.
Eleg. gbd. 3 Mk.

„Den an meinem siebzigsten Geburtstage teilnehmenden Freunden" — so lautet die Widmung des Buches, das jedoch weit über den Kreis der nähern Freunde des berühmten Theologen hinaus dankbare Leser finden wird.

Dank

Auf die Bitte für den lungenleidenden Theologen erhielt mit herzlichstem Dank folgende Gaben:

P. L., Lübeck	10 Mk.
H. C.	2 „
P. B. u. P. M., Germerdingen	6 „
C. G. st. th., Suhl	5 „
P. W., Delitzsch	5 „
G. M., London	20 „
	48 Mk.

Sanitätsrätin **Juch,** Pattensen.
Einige weitere freundliche Gaben wären sehr erwünscht! D H

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Zu verkaufen!

Sämtl. Werke der Kirchenväter. Ins Deutsche übersetzt. 39 Bde. 1831—54. Geb. . **M. 60.—**

Hagenbach, Kirchengesch. 7 Bde. 2.—4. Aufl. Hfz. Hübsch. Expl. (50.—) . . . . **M. 25.—**

Meyer, Komment. üb. d. Neue Test. 16 Bde. Letzte Aufl. (Markus, Joh. und Römerbrief, vorletzte Aufl.) Origbd. . **M. 60.—**
— 2.—4. Aufl. Nicht uniform geb. . . . . **M. 30.—**

Lange, Bibelwerk. Altes u. Neues Test. Kplt. Neueste Aufl. (Bd. 19 d. A. Test. u. Bd. 14 d. N. Test. vorletzte Aufl.) Hfz. (177.20) **M. 125.—**

Meyers Konvers.-Lexikon. 4. Aufl. 19 Bde. 1885—91. Hfzbde. (190.—) . . . . **M. 100.—**

Schenkel, Bibel-Lexikon. 5 Bde. 1869—72. Brosch. (40.—) **M. 12.—**; geb. **M. 15.—**

Bunsens Bibelwerk. 9 Bde. mit Atlas. Geb. (60.—) **M. 20.—**

Menken, Der Prophet Elias. Homilien. 1880. Brosch. (4.—) **M. 1.50**

Brehms Tierleben. 2. Aufl. Große Ausg. Mit zahlr. nichtcol. Tfln. 10 Bde. 1876—78. Halblwd. (150.—) . . . . **M. 45.—**
— 3. Aufl. M. viel. fein in Chromo ausgef. Tfln. 10 Bde. 1890—92. Origbfz. (150.—) **M. 100.—**

Geschichte, allgem., in Einzeldarstellungen von W. Oncken. 33 Bde. Geb. Rest in Liefgn. (700.—). . . . **M. 400.—**

Gase, H. v., ges. Werke. 12 Bde. in je 2 Halbbdn. 1890—93. Brosch. (135.—) . **M. 90.—**

Rothe, theol. Ethik. 2. Aufl. 5 Bde. und Reg. 1869—71. Geb. Selten! . . . . **M. 33.—**

Hutten, Opera. Ed. E. Böcking. 5 voll. C. suppl. 2 voll. et ind. 1859-70. Br. (133.—) **M. 45.50**

Giesebrecht, W., Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit. 5 Bde. Neueste Aufl. Eleg. geb. (95.50) **M. 70.—**

Gieseler, Lehrbuch d. Kirchengesch. 6 Tle. in 10 Bdn. 1824—55. Geb. (76.50) . . **M. 20.—**

Gerhard, Loci theol. 9 voll. 4°. Jenae 1615-23. Hldr. **M. 20.—**

Sybel, Begründung des deutschen Reiches. 5 Bde. 1890. Eleg. Hfz. (47.50) . . . . **M. 32.—**

Herzog, Realencyklop. 2. Aufl. 18 Bde. Hfzbde. (216.—) **M. 110.—**

Becker, Weltgeschichte. 12 Tle. in 6 Bdn., reich illustrirt. 1886. Eleg. geb. (36.—) **M. 20.—**

Bernatz, Bilder aus Aethiopien. 49 Tfln. in Farbendruck. Gr.-Folio. Prachtband. (178.—) **M. 80.—**

Brockhaus, Konversat.-Lexikon. 13. Aufl. 17 Bde. 1873—88. Hfz. (161.50) . . **M. 70.—**

Casati, G., Zehn Jahre in Aequatoria und d. Rückkehr mit Emin Pascha. 2 Bde. 1891. Eleg. geb. (22.—) . . . **M. 6.—**

Ebers, G., Aegypten in Wort u. Bild. 2 Bde. Fol. 1879—80. Orgbde. (115.—) **M. 75.—**

Feuerbach, L., Sämtliche Werke. 10 Bde. 1846—90. Gebund. (62.75) . . . . **M. 40.—**

Förster, Fr., Preußens Helden in Krieg u. Frieden. 7 Bde. 1866—71. (82.50) . . **M. 25.—**

Hegel, G. W. Fr., Werke. 18 Tle. in 21 Bdn. 1832—40. Ppbde. (127.—) . . . . **M. 60.—**

Generale der deutschen Armee. Hrsg. v. Glasenapp. 1877. Fol. In eleg. Kasten und Mappen. (600.—) . . . . **M. 80.—**

Luther. Schwerdtgeburths Luther-Cyklus. 6 vorzügl. Stahlstiche (Bildgröße 24 : 30 cm) à **M. —.50**

Ranke, L. v., Sämtl. Werke. 54 Tle. in 28 Bdn. 1867—90. Hfz. (270.—) . . . . **M. 225.—**

Weber, G., Allgem. Weltgeschichte. 15 Bde. und Reg. 1857—81. Ppbde. (134.65) . **M. 45.—**

Wietersheim, E. v., Geschichte der Völkerwanderung. 2. Aufl. Von F. Dahn. 2 Bde. 1880—81. Prachtbde. (35.—) **M. 12.—**

Stieler, A., Handatlas. 95 Karten. Neueste Ausg. Fol. 1892. Eleg. geb. (65.—) . . **M. 48.—**

Denkmäler d. klassisch. Altertums. Bearb. von A. Baumeister. 3 Bde. 4°. 1888. Prachtbd. (84.—) . . . . **M. 60.—**

Ankauf, Tausch und rascheste Lieferung theologischer und anderer Bücher **zu den vorteilhaftesten Bedingungen** durch

Alfred Lorentz, Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Kataloge gratis.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 48 — Leipzig, den 23. November — 1893

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der Tod ist für uns gestorben. Ein Lutherwort — Ein Blum und fallend Laub — Friedrich Wilhelm Dörpfeld — Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission: 5. Falks Christentum (Schluß) — Der Religionskongreß in Chicago: 9 — Der evangelisch-soziale Kursus in Berlin: 3. Die Nachmittagsdiskussionen — Ein klassisches Volksbuch — Verschiedenes: Johann Melchior Göze; Orden für Verdienste um die Kirche; Zur Warnung — Anzeigen

Der Tod ist für uns gestorben

Ein Lutherwort*)

„Ich muß mich taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!“ (Luk. 12, 50.) Siehst du es, wie sich der Herr ängstigt, wie er begierig ist und darnach dürstet, die Leiden und den Tod zu heiligen und lieblich zu machen? Denn er hat gesehen, daß wir durch Leiden erschreckt werden, gesehen, daß man sich vor dem Tode entsetzt und scheut. Darum hat er, als ein gütiger Hirt und treuer Arzt, diesem unsern Uebel ein Ende zu setzen geeilt und sich emsiglich bemüht, daß er stürbe und die Leiden, indem er sie auf sich nahm, uns süß machte: also, daß man eines christgläubigen Menschen Tod gleich halten sollte, wie die eherne Schlange,**) welche allenthalben eine Gestalt hatte wie eine rechte Schlange, aber dennoch nirgends weder Leben noch Bewegung, weder Gift noch List hatte. Also haben wohl die Narren die heiligen und gerechten Menschen für gestorben gehalten, während sie doch im Frieden ruhen. Wir sind wohl den Sterbenden ähnlich, und unser Tod hat keine andre Gestalt, denn der Tod der andern Menschen; und doch ists ein ganz ander Ding: denn für uns ist der Tod gestorben. Also sind auch unsre andern Leiden gleich den Leiden der andern Menschen, aber allein dem Schein nach. Denn in Wirklichkeit sind unsre Leiden der Anfang der Leidlosigkeit, gleichwie unser Tod der Anfang des Lebens ist. Wie der Herr sagt Joh. 8, 31: „Wer mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen in Ewigkeit.“ Wie wird er den Tod nicht sehen? Wenn er stirbt, so hebt das Leben an, also daß er vor dem Leben, das er sieht, den Tod nicht mag sehen. Denn allhier wird die Nacht so licht wie der Tag, indem das Licht des anhebenden Lebens viel klarer ist, denn der sich endende Tod. Und dies begegnet in der That allen Menschen, die an den Herrn Christum glauben.

*) Aus der sogenannten Tessaradekas von 1520, übersetzt von Kawerau. Luthers Werke für das christliche Haus (Braunschweiger Lutherausgabe) VI, S. 30 f.

**) 4. Mos. 21, 8 ff. In derselben Schrift, a. a. O. S. 40, kommt Luther auf das gleiche Bild zurück mit folgenden Worten: „So ist also der Tod für die Gläubigen selber tot und hat nichts Schreckliches mehr, abgesehen von seiner äußern Gestalt. Gerade so wie eine getötete Schlange zwar noch ebenso schrecklich aussieht als vorher, in Wahrheit aber ist das nur noch äußerer Schein; das Uebel ist tot und schadet niemandem mehr. Ja wie Gott 4. Mos. 21 die eherne Schlange aufrichten ließ, vor deren Anblick die lebendigen Schlangen starben, so stirbt unser Tod vor dem gläubigen Anblick des Todes Christi und erscheint uns nur noch als ein Bild des Todes. Also zeigt uns Schwachen Gottes Barmherzigkeit an diesem schönen Bilde im voraus, daß er, da doch der Tod selbst nicht aufgehoben werden soll, doch seine Kraft bis auf den äußern Schein hinwegnimmt; der Tod wird deshalb auch in der Schrift mehr ein Schlaf denn ein Tod genannt.“

Ein Blum und fallend Laub

Müde von der ungewohnten Feldarbeit setzte ich mich an der Hecke auf eine Bank und sog die frische Herbstluft ein. Jenseits auf dem Felde, von mir aus nicht zu sehen, trieb ein Kind Gänse über die Stoppeln und sagte mit eintöniger Stimme etwas vor sich hin; es lernte wohl seine biblische Geschichte für die Schule.

„Also zerstreuete sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie mußten aufhören, die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirret hat . . .“ so tönte es zu mir herüber.

In der Höhe über mir rauschten die Baumgipfel ihre Melodie dazu. Der Nordost faßte die Obstbäume und schüttelte die Zweige, daß hin und wieder eine Birne oder ein Apfel dumpf an die Erde schlug; Akazien und Birken und Buchen bebten sich entfärbend auf und nieder; der Himmel war matt, dämmrig, dunklere Wolkenschatten huschten tief hängend vorüber. In diese Stimmung hinein fielen die Worte des Kindes.

Jede Geschichte der Schrift hat ihre Symbolik, und in jenem Augenblick erkannte ich die Symbolik der Geschichte vom Turmbau zu Babel.

Die Menschheit baut an einem Turme, kühn und verwegen. Alle Kräfte des Leibes und des Geistes werden aufgeboten, Waffen und Heere, Frohnarbeiter und Tagelöhner, Denker und Genies, alles arbeitet daran. Wohin streben sie? In die Höhe. Es ist ihnen nicht ganz klar, wohin, aber: in die Höhe! Kulturarbeit nennt man es. Und wahrlich, es wird etwas daraus. Das Leben wird sicherer, bequemer, genußreicher, man kommt den Geheimnissen der Natur und des Geisteslebens auf die Spur, man beginnt sich als Herrscher der Erde zu fühlen, trotzig pocht das Herz, und kühn lodert das Auge — da, ha, was ist das? Zerrinnen und Vermodern. Im Innern ist ja alles morsch! Paralyse und Entartung! Nervosität und Geisteskrankheit und Perversität. Indem man gerade ahnt, was man werden könnte und möchte, und dem Turme das letzte höchste Stockwerk soll aufgesetzt werden, siehe, da beginnt es unheimlich zu wanken und zu zittern, der Mörtel zerrinnt in den Fugen wie Sand, es ächzt der Bau und stöhnt und neigt sich — ein Wehschrei und Zusammenbruch. Der Herbst des Lebens ist da, die Gottheit zieht den Lebenshauch zurück, und —: „Ziehst Du den Odem ein, so vergehen sie.“ Neue Massen treten frisch auf den Plan, legen Hand an den Schutt, fangen an zu bauen, wissen auch nicht, wohin, denn die Zersetzung ist ihnen noch fern. Kommen wird sie ihnen auch, wenn sie erst einmal den Fuß auf den Gipfel zu setzen denken.

Und so geht es weiter, weiter.

Für alle geschichtlichen Gebilde kommt der Herbst. Das ist die Zeit, da sie am weitesten sind, da sie endlich die Augen geöffnet zu haben meinen zur höchsten Einsicht, weit mehr als alle vergangnen Geschlechter, da sie endlich die rechten Wege gefunden zu haben meinen zur vollen Kraftentfaltung, da es ist,

als erwache endlich alles zum lebendigen Selbstbewußtsein, zur deutlichen Selbstbestimmung, als nahe man sich dem so lange dunkel geahnten Höhepunkte, — doch das Lebensmark ist erschöpft, dem vermeintlichen Sieger versiegt die Kraft, er muß ins Grab, und — wenn er sich nur umsähe — der Totengräber steht schon hinter ihm.

Da summt mir ein kleines Wort von Geibel im Ohre:

> Wohl stürzt, was Macht und Kunst erschufen,
> Wie für die Ewigkeit bestimmt;
> Doch alle Trümmer werden Stufen,
> Darauf die Menschheit weiter klimmt.

Ist es denn wohl wirklich so?

Man möchte es ja so gern, und der Dichter behauptet es; aber einer unsrer größten Historiker hat nach einem langen Leben der emsigsten und aufrichtigsten Forschung den vermeintlichen Fortschritt in der Geschichte ernstlich bezweifelt. Der kühle, scharfe Blick des Forschers, von keiner geheimen Neigung getrübt, meint zu erkennen, daß wir es im Werden des irdischen Lebens nicht hinausbringen über ein immer neues Auf- und Nieder, mit dem steten trüben Endreim: „Ein Blum und fallend Laub."

Und doch kenne ich eine Bestätigung des Dichterwortes, freilich nur in einem ganz bestimmten Verstande, eine Bestätigung aus hohem Munde: „Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüttel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe."

Des Gesetzes tiefster Sinn und Zweck ist eine Gemeinde der Heiligen. Mit rohen, halbklaren Zügen versuchte es zu Anfang, diesen seinen Willen der Menschheit einzuzeichnen. Jede neue Epoche des Werdens und Vergehens aber gab des Gesetzes tiefstem Sinn und Zweck ein neues Licht und reinere Darstellung, bis zuletzt das strenge Gesetz sich in schönster Verklärung zur dienenden Liebe verwandelte, die Gestalt gewann und über die Erde ging. Hier liegt der Nerv aller irdischen Ereignisse. Unter dem äußern Aufblühen und Zusammenstürzen liegt dies mächtige Werden verborgen und nimmt ungestört seinen Weg; wird auch noch lange seinen Weg zu nehmen haben, „bis daß es alles geschehe." Wir aber sind inzwischen allerdings mit unserm äußern Schaffen und Treiben nicht mehr als „ein Blum und fallend Laub." Völker und Völkerkultur sind inzwischen nicht mehr als „ein Blum und fallend Laub." Irdische Bauwerke werden stürzen und müssen stürzen, so lange sie für sich etwas sein wollen und nicht ahnen, daß sie nur Schutz und Hülle bieten sollen dem Einen, Kostbaren, das unzerstörbar im Geheimen wächst, der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist.

H-G

Friedrich Wilhelm Dörpfeld

In der Stunde, wo ich die Feder zur Hand nehme, um die folgenden Zeilen niederzuschreiben, wird auf dem alten lutherischen Friedhofe zu Barmen-Wupperfeld die irdische Hülle eines Mannes gebettet, an dessen Grabhügel Kirche und Schule allen Grund haben, die oft gehörte und doch immer schöne Totenklage des Wandsbecker Boten anzustimmen. Die Trauerkunde ist mir, einem seiner jüngern Freunde und Verehrer, zu spät zugegangen, als daß ich noch, wie ich so gern gewollt, einen Kranz auf dem Sarge hätte niederlegen können. Ich thue es darum hier, an einer Stelle, die ohnehin nicht wohl ohne ein Gedenkzeichen Dörpfelds bleiben kann, und die seiner Familie unter vielen gewiß eine der liebsten ist.

Es mögen der Kränze in den nächsten Wochen und Monaten vorzüglich in pädagogischen Blättern wohl noch viele niedergelegt werden, aber was man dort eingehend zu würdigen hat, kann hier nur teilweise eine Andeutung erfahren. Hier haben wir Dörpfelds zu gedenken als eines Mannes der christlichen Welt.

Wer Dörpfeld war, braucht sehr vielen Lesern dieser Zeitschrift nicht erst gesagt zu werden; für die andern aber sei es bemerkt: er war ein Lehrer, ein christlicher Volksschullehrer, wie er sich selber am liebsten nannte. Obgleich sein Leben die Siebzig erreicht und auch noch in der andern wichtigern Beziehung den Worten des Psalmisten entsprochen hat, so ist es nach seinem äußern Verlauf doch einfach genug und daher bald erzählt.

Er wurde im Jahre 1824 als Sohn eines Schmiedemeisters und kleinen Grundbesitzers in einem Dorfe des Kreises Lennep geboren, besuchte an verschiednen Orten die Volksschule und trat mit dem sechzehnten Jahre in die auch eine Präparandenschule umfassende Erziehungsanstalt des durch seine „Biblischen Geschichten" bekannten Direktors Zahn, um sodann im Jahre 1842 das Schullehrerseminar zu Mörs zu besuchen. Nach dem Abgange vom Seminar war er kurze Zeit Lehrer an der Zahnschen Anstalt und erhielt darauf die Lehrerstelle an einer einklassigen Schule in der Nähe von Ronsdorf. Im Jahre 1849 wurde er ohne sein Zuthun zum Hauptlehrer einer Volksschule in Barmen-Wupperfeld berufen. Hier hat er dreißig Jahre lang, bis zu seinem durch fortdauernde Kränklichkeit veranlaßten Eintritt in den Ruhestand, gewirkt, hochgeachtet und geehrt von seiner Schulgemeinde, von der deutschen Lehrerschaft und von hochgestellten Persönlichkeiten der Schulverwaltung. Der in den Rheinlanden noch in guter Erinnerung stehende Provinzialschulrat Dr. Landfermann war sein persönlicher Freund; als der Minister Falk zur Vorberatung der Allgemeinen Bestimmungen für das Volksschulwesen eine Konferenz von Fachmännern nach Berlin berief, war auch Dörpfeld dabei; die Verleihung des Rektortitels und später auch eines hohen Ordens zeigt ebenfalls, wie sehr man den Mann an oberster Stelle schätzte. Dabei fühlte er sich stets glücklich und zufrieden in seiner Stellung als Volksschullehrer, sodaß er eine in Aussicht genommene Berufung zum Kreisschulinspektor ablehnte, und so ist er denn am 27. Oktober dieses Jahres in Ronsdorf, wo er bei seiner ältesten Tochter lebte, als ein christlicher Volksschullehrer eingegangen zu seines Herrn Freude.

Als christlicher Volksschullehrer hat sich Dörpfeld für weite Kreise zunächst erwiesen durch die Gründung des seit dem Jahre 1857 bestehenden Evangelischen Schulblattes, dessen erste Hefte den Anfang seiner eigentlich schriftstellerischen Thätigkeit bilden, die im Laufe der Zeit eine sehr umfangreiche geworden ist. Wie nun Dörpfeld niemals aus Ehrgeiz oder Streben nach materiellem Gewinn geschrieben hat, so lagen ihm auch bei der Begründung der Zeitschrift alle selbstsüchtigen Beweggründe fern. Er und viele andre bedauerten es, daß die evangelische Lehrerschaft Rheinlands und Westfalens nach dem Eingehen der Zahnschen Schulchronik kein eignes Organ mehr in der Presse hatte, während auf katholischem Gebiete drei Schulblätter bestanden. Auf Zureden des Provinzialschulrats Dr. Landfermann und des Professors Hülsmann entschloß sich Dörpfeld, die Sache in die Hand zu nehmen, und aus selbstlosem evangelisch-christlichem Geiste heraus hat er sie bis an sein Lebensende geführt.

In erster Linie nahm er sich des Religionsunterrichtes an, sei es nun, daß er die Lehrer in Herderscher Weise für religiöse Dinge zu erwärmen suchte, wie beispielsweise in dem Artikel: „Der Lehrerstand und die religiösen Klassiker" (1861); sei es, daß er sie zur Belehrung auf wertvolle Hilfsmittel aus der theologischen Litteratur hinwies, wie in der Arbeit über Bengels Gnomon: „Ein Musterbuch der Schrifterklärung" (1857); sei es, daß er wertvolle Schulbücher verfaßte, wie sein in fünfzehn Auflagen verbreitetes „Enchiridion der biblischen Geschichte"; sei es endlich, daß er in zahlreichen theoretischen Aufsätzen und mehreren selbständigen Schriften für eine fruchtbringende Methodik des Religionsunterrichtes eintrat. In letzterer Beziehung erklärte er in einem „christlich-pädagogischen Protest" jener damals sehr im Schwange gehenden und auch heute leider noch nicht ganz geschwundnen Auffassung den Krieg, daß eingelernte religiöse Stoffe ohne weiteres als geistige Kraft anzusehen seien, und daß es auf die Art der innern Aneignung und Verarbeitung weniger ankomme, wenn nur ein recht reichliches Pensum erledigt werde. Erst der Tod hat ihm die Waffe im Kampfe gegen den „Memoriermaterialismus" und gegen den didaktischen Materialismus überhaupt aus der Hand genommen, und wenn es ihm, wie ich aus wiederholter persönlicher Versicherung weiß, schmerzlich gewesen ist, in didaktischer Beziehung auch gegen einzelne Vertreter der Kirche auftreten zu müssen, mit denen er so gerne immer Hand in Hand gearbeitet hätte und in viel-

facher Hinsicht auch wirklich Hand in Hand gearbeitet hat, so wird er doch in der Ueberzeugung gestorben sein, einen guten Kampf gekämpft zu haben.

Auch noch in einen andern schweren, aber guten Kampf war Dörpfeld über dreißig Jahre lang gestellt. Eine durch und durch religiöse und kirchliche Natur wie er mußte es schmerzlich empfinden, wenn infolge von mancherlei hier nicht näher zu erörternden Umständen viele seiner Berufsgenossen in der Kirche einen Feind ihres Standes und Amtes erblickten und demgemäß dahin strebten, die Ehe zwischen Kirche und Schule zu trennen. Nicht minder schmerzlich mußte es ihn berühren, wenn manche Vertreter der geliebten Kirche in der Wahrung ihrer vermeintlichen beruflichen und persönlichen Ansprüche die Selbständigkeit des Schulamts und die berechtigten Standesinteressen der Lehrer gefährdeten und dadurch den guten Einfluß, den sie anders hätten ausüben können, lahm zu legen drohten.

So trat er denn zwischen die Streitenden, bald ihnen gütlich zuredend mit sanftmütigem Geist, bald mit ernsten Worten nach beiden Seiten strafend, wobei er es nicht selten zeitweilig mit beiden Parteien verdarb und dann ihre Angriffe aushalten mußte. So kam es wohl, daß ihm die einen vorwarfen, er wolle die Schule der Kirche ausliefern, während die andern gleichzeitig behaupteten, er vertrete unangemessene Ansprüche des Schulamts und der Lehrer gegenüber der Kirche. Alsdann führte er mit der einen Hand die allezeit blanken Waffen und mit der andern that er die positive Arbeit, wie sie sich in seinen zahlreichen Aufsätzen und Schriften zur Schulverfassungsfrage darstellt. Kritik und positive Leistung waren bei ihm stets innig mit einander verbunden.

Stand er einem Gegner gegenüber, so war die Art seines Vorgehens in hohem Grade bemerkenswert. Es lag ihm vor allen Dingen daran, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hielt sich daher nicht, wie es leider vielfach Brauch ist, dabei auf, möglichst viele Schwächen zu erspähen und so den Gegner von vornherein bloßzustellen, sondern er versetzte sich zunächst in das Zentrum von dessen Kraft. Daher kommt es, daß die Dörpfeldsche Polemik nicht nur eine glänzende intellektuelle Seite offenbart, sondern es zeigt sich uns in ihr auch stets die sittliche Tüchtigkeit des Mannes.

Die Lehrerschaft, auch die liberale, begriff es mit der Zeit sehr wohl, was sie an Dörpfeld besaß. Die Vorwürfe, daß er ein Mucker, ein Pietist sei, ein Mann, der die Schule der Kirche ausliefern wolle, verstummten bald, und wenn für die Lehrer trübe Zeiten kamen, wie beispielsweise gelegentlich der bekannten Puttkamerschen Rede, so rief man allgemein nach dem frommen, kirchlich gesinnten Dörpfeld als einem Retter in der Not. Und man rief nicht vergebens. In der „Leidensgeschichte der Volksschule“ schenkte er den Lehrern — und gewiß nicht ihnen allein! — ein Werk, das nicht nur eine erschöpfende Kritik der ministeriellen Rede, sondern auch positive Vorschläge zur Beseitigung der oft mißlichen Verhältnisse zwischen Schule, Kirche und andern Faktoren enthält. Manches harte Wort hat hier gesagt werden müssen, auch nach der Seite der Kirche, aber seine Freunde wissen, daß es stets erst gesagt worden ist nach ernster sittlicher Prüfung; ich weiß es aus wiederholten Unterredungen mit Dörpfeld selbst, wie ernst es ihm war mit dem Gebete, das er an den Eingang des schwerwiegenden Werkes stellte:

> Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen;
> Laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen.
> Und wenn in meinem Stand ich reden soll und muß,
> So gieb den Worten Kraft und Nachdruck ohn Verdruß.

Ganz ohne Verdruß ging es nun freilich nicht ab, aber es muß gesagt werden, daß der, der auf kirchlicher Seite laut wurde, ihn am meisten schmerzte. Um so mehr erfreute ihn die Zustimmung, an der es unter der Geistlichkeit auch nicht fehlte.

Und nochmals mußte Dörpfeld auf den Plan, als der Zedlitzsche Schulgesetzentwurf die Gemüter in Aufregung versetzte. Er kam nicht mit einem jener flüchtig gehaltenen Zeitungsartikel, die damals billiger waren als Brombeeren, sondern

wiederum mit einem umfangreichen Werke, dem „Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung.“ Es war sein Schwanengesang, dessen Würdigung der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß sich auch in diesem Werke wieder der kirchlich gesinnte Schulmann, der christliche Volksschullehrer offenbart, dessen mehrfache verwandtschaftliche Beziehungen zu Vertretern der Kirche ein treffendes äußeres Zeichen waren für die geistigen Fäden, die ihn innerlich eng mit ihr verbanden.

Wie sich Dörpfeld durch seine schriftstellerische Thätigkeit für weitere Kreise als christlichen Volksschullehrer erwies, so that er dies für die engern in demselben, wenn nicht noch höhern Grade auf andre Weise. Er nahm teil an der Gründung und Leitung des Vereins evangelischer Lehrer und Schulfreunde in Rheinland und Westfalen, des Deutschen Evangelischen Schulvereins und noch vieler andrer kleinerer Vereinigungen, von denen an dieser Stelle die Bibelkonferenzen für Lehrer hervorgehoben werden müssen. Sie vor allen Dingen waren es, die Dörpfeld anfänglich den Vorwurf des „Muckertums“ zuzogen, sehr mit Unrecht, wie jeder sehen mußte, der ihnen auch nur wenige male beiwohnte. Hat sich Dörpfeld auch der eigentümlich religiösen Richtung des Wupperthals nicht entziehen können und gewiß auch nicht entziehen wollen, so war er doch bei seiner nüchternen Natur und seiner nicht geringen Uebung in philosophischem Denken weit entfernt, in Einseitigkeiten zu verfallen, die man zugleich als Abwege vom kirchlichen Leben bezeichnen mag.

In den Bibelkonferenzen versuchte es Dörpfeld, seinen Berufsgenossen die heilige Schrift lieb und wert zu machen, indem er sie von allen möglichen Seiten, unter anderm auch in Herderscher Weise, an sie heranführte, um ihnen zu zeigen, was wir an diesem Buche haben. Hier wurde nichts in die Fesseln irgend einer Dogmatik gezwängt, obwohl auch immer dogmatische Dinge zur Sprache kamen. Was hier im Laufe der Zeit unter Rede und Gegenrede an dem Geiste der Teilnehmer vorüberzog, das war, kurz gesagt, die christliche Welt, das Leben des Einzelnen und das Leben der Gemeinschaften, wie es sich nach biblischer Norm gestalten soll und gestalten kann. Manchem, dem von irgend einem System der christlichen Lehre der Durst nicht gestillt worden war und der sich schon unmutig abgewandt hatte, ist bei diesen Zusammenkünften der Respekt vor dem „Volks- und Völkerbuche“ wiedergekommen, und die Hoffnung hat sich neu belebt, als er die frischen Wasser rauschen hörte.

Was Dörpfeld in der Bibelkonferenz vor Mehreren begonnen hatte, das setzte er im persönlichen Verkehr je nach den Bedürfnissen des Einzelnen fort, und hier erst zeigte sich so recht sein reicher Geist, der auch in religiöser Beziehung sich in das Zentrum der Kraft eines Andersdenkenden zu versetzen und sich darin zu behaupten wußte. Erst hier merkte man aber auch im vollen Umfange, wie sehr ihm das religiöse Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft Herzenssache war. Der nüchterne, feste Mann konnte laut klagen, wenn er auf die Unwissenheit der Gebildeten in religiösen Dingen zu reden kam, und im tiefsten Herzen schmerzte ihn die Versäumnis eines Teiles der Lehrerschaft und der Geistlichkeit, die beide zur Belebung des religiösen Interesses viel mehr thun könnten. Ich lege keine Nummer der Christlichen Welt aus der Hand, ohne an Dörpfeld zu denken, so sehr begegnet sich das, was hier allwöchentlich dargebracht wird, mit seinen vor ihrer Begründung ausgesprochnen Wünschen und Hoffnungen, und das ist der Hauptgrund, der mich gedrängt hat, zu ihren Lesern über Dörpfeld zu reden.

Das Schönste und Bedeutendste an dem Manne war aber seine sich auch im Familienleben offenbarende tiefe Frömmigkeit, sein unter schwierigen Verhältnissen bewährtes unerschütterliches Gottvertrauen. Die ihm persönlich nahe gestanden haben, werden im vollen Umfange verstehen, daß es in der Anzeige seines Scheidens heißt: „Er starb im Frieden Gottes und in der Hoffnung des ewigen Lebens.“ Chr U

Johannes Falk und die nichtpietistischen Anfänge der innern Mission

5. Falks Christentum (Schluß)

Die Seele von Falks Frömmigkeit war ein starkes, immer fröhliches Gottvertrauen. Je länger, je mehr stürmte ein Heer von Leiden auf ihn ein. Wir hörten von der tiefen Trauer, in die ihn das Hinscheiden seiner Kinder versetzte. Aber auch schwere Nahrungssorgen umlagerten unaufhörlich das Haus, in dem so viele nach Brot verlangten. Wie Löwen und gierige Hyänen, meint er wohl, lassen sie ihm selbst auf dem Krankenlager keine Ruhe. Er weiß sich ihrer nur zu erwehren, indem er unermüdlich im Gebet seinem Gott die Not dieser armen Kinder vorhält, aber ebenso auch wieder jede Hilfe dankbar aus seines Gottes Händen hinnimmt. Sein Tagebuch und seine Briefe bieten davon ergreifende Zeugnisse. Hier mögen einige, lose aneinandergereiht, ihre Stelle finden:

Erhöre mich, Herr! Du weißt, wie freudig ich gebe und andern mitteile von meinem Scherflein. Wenn Du mich erhörst, erhörst Du ja auch zugleich die Seufzer mancher armen Witwen und Waisen, nicht minder auch stillst Du das Angstgeschrei jener armen frommen Bergleute, deren Kinder auf Brot für den Winter aus ihren und meinen Händen hoffen und harren. An den Wassern des Trübsals hast Du mich gepflanzt und erzogen, laß mich nicht vor der Zeit dürre werden! Erquicke, Herr, alle die, so auf meine Früchte hoffen. (Erinnerungsblätter S. 126)

Nicht uns, Herr, nicht der Weisheit unsrer Rechenstifte und Schiefertafeln, Deinem Namen gieb die Ehre, Du, in dessen lebendigen Fußstapfen zu wandeln, um mit einem alten Glaubenshelden, mit Francke, dem verewigten Stifter des Hallischen Waisenhauses, zu sprechen, niemand gereut hat. Mit Dir, lieber Gott, habe ich längst gerechnet, im Jahre 1813, als Du mir meine Kinder nahmst, und im Jahre 1814—16, wo du mir so viele andre dafür wieder gabst; aber wie und wo ich es anfange, so bin ich doch immer verrechnet. Nun, Dein Wille geschehe! (Aufruf S. 69)

Alles ist hier Gnade, die zum Dank, zum frommen Gottvertrauen immer aufs neue wieder auffordert. . . . Befestige auch Du, mein liebes Kind, Dich immer mehr in diesen Grundsätzen! Lebe und sterbe in ihnen, so wirst Du hier und dort glücklich sein. (Denner S. 113)

Wir haben alle eine herzliche Freude daran, daß es Dir wohl geht, und daß Dir Gott Freunde erweckt. Da es sein Werk ist, und da ich es mit so lebendigem Glauben in seine Hände niederlege, wie sollte es auch der barmherzige Vater nicht fördern? (S. 75)

Danke Du Gott, liebe Seele — schreibt er an seine Frau —, daß er sich auch Deiner dabei als eines schwachen Werkzeugs bediente! Murre nicht über seine Wege, arme Mutter, die unergründlich sind! Lichtvoll ist alles! So dunkel es im Thal um mich wird, ich rufe getrost: Es werden wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber Deine Gnade wird fest bei uns bleiben immerdar! Sela! O Mutter, liebe Mutter, könntest Du sehen, was aus deinem Eduard, dessen Universitätszeit jetzt vollendet wäre, und aus Deiner Angelika geworden ist, durch seine Vatergüte: alle Deine Thränen, alle Deine stillen Seufzer würden sich in ein inbrünstiges Hinknicen vor seinem Thron und in lautes Jauchzen verwandeln! Du bist mein, ich bin Dein; aber wir sind nicht unser, wir sind des Herrn in Ewigkeit! Halleluja! (Erinnerungsblätter S. 123)

Der fromme Spener sagt: das Gebet ist der Atem der Seele. Ohn ihn verscheiden die Seelen, wie die Körper verscheiden, wenn ihnen der irdische Atem ausgeht. Was aber eigentlich in uns betet, ist das Herz mit unaussprechlichem Seufzen, nicht der Mund, der Worte plappert, oder die Hand, die sich faltet und den Rosenkranz dreht. Wir können ganz stumm sein und kein Wort, keinen Laut sprechen, und doch inbrünstig beten, und zwar Gott recht wohlgefällig. Merke Dir das, mein lieber Denner! (Denner S. 59)

Von dem Gletscher, dem Eis des Rationalismus pflegte Falk zu reden. Diese platte Verständigkeit war ihm gründlich zuwider, die mit Vernunftgründen, logischen Erörterungen und spitzfindigen Warum und Darum über die Unsterblichkeit philosophirte. Ueber des Lebens harte Rätsel halfen ihm diese kalkulanischen Untersuchungen nicht hinweg. Und zudem sah er das Ende dieser vergeblichen Bemühungen vor Augen. Während man alles begreifen und beweisen zu können meinte, entschwand der Himmel den Blicken der Zeitgenossen: „das Jenseit eine Nebelküste." Auf verschiednen Wegen strebte Falk das Verlorne wiederzugewinnen.

Einen „Schlüssel zur Platonischen Märchenwelt" bietet er in einer seiner Schriften seinen Lesern an. In vielfacher Anknüpfung an naturwissenschaftliche Anschauungen Goethes redet er da, mehr durch Andeutungen reizend, von den geheimnisvollen Beziehungen zwischen Natur und Seelenleben, von der Verwandtschaft des äußern und innern Lichtes, von aller Ding End und Anfang in Gott, von der Wiederbringung aller Ding in Gott. Aber über Platos Ideenwelt leitet ihn das rückwärts zu den tiefsinnigen Sagen der Vorzeit, zu einem ältesten Glaubensbekenntnis in den alten indischen Religionsbüchern. Und durch eine Kette von Zeugen weiß er das immer neue Aufleben dieser Märchenwelt des Glaubens bis in seine Tage herabzuleiten. Denn bei Augustin und der heiligen Katharina von Siena, bei Klopstock und Goethe, überall weist er den gleichen „Platonismus" nach.

Es ist die gottinnige Mystik aller Zeiten, die Falk gegen die gottentfremdete Nüchternheit der Aufklärung aufruft. Ihn hatte eine harte Lebensschule angewiesen, in der Welt des Glaubens eine Welt der Wunder und Geheimnisse ahnend zu ergreifen. Er fühlte sich angeekelt von dem Stolz und der Einbildung eines Naturalismus, der mit seinen Dreiecken und Triangeln, Gott gleich, die Welt zu schaffen unternimmt. Und es fröstelte ihn zugleich bei dem Gedanken an das leere Gespenst eines Deismus, der Gott fern über den Wolken träumte. Er wollte in seiner Liebe atmen, alles in seiner Liebe atmen lassen.

Aber dieses lebendigen, nahen Gottes Wirken hatte Falk in der Geschichte erfahren. Wie Tausenden sind auch ihm in dem feurigen Schein, der den Himmel der Freiheitskriege rötete, die Augen aufgegangen, daß er die Hand des Allmächtigen sah. War denn dies das erstemal, daß sich ihre Spuren auf deutschem Boden verfolgen ließen? Die Geschichte ruft Falk zum zweiten Kampfgenossen wider die Aufklärung heran. Aber die Geschichte ist ihm freilich keine Sammlung von Daten und Ereignissen. Ihr Inhalt ist der Glaube der Väter in Gebet und Lied. Wir wissen schon, wie er dem Volke seine tausendjährige Bibel, sein dreihundertjähriges Gesangbuch wiedergeben will, wissen, wie er von Luther und der Reformation zu reden weiß. Indem er Luther in Volksliedern besingt, ist es seine Hoffnung:

. . . daß von solcher Glut des Liedes und Gebetes das ganze tote Fachwerk, das in den Schulen Geschichte heißt, und womit man beim Volk keinen Hund vom Ofen vorlockt, verbrannt und zur Asche würde. Denn ein Volk mit einer großen Geschichte, das sich derselben nur im Schlafe bewußt ist und wie ein Kind Maul und Nase aufsperrt, wenn man ihm die Großthaten seiner Vorfahren erzählt, von denen es bloß Namen, Schlachten und Jahreszahlen im Kopfe hat, ist kein Volk, sondern ein totes Gespenst und eine ausgetrocknete Mumie. (Oldenberg S. 95)

Beides, die Neigung zur Mystik und die Sehnsucht nach der Vergangenheit, nach dem Glauben der Väter sind allgemeine Kennzeichen der religiösen Stimmung der Zeit. Falk begegnet sich hier mit der Romantik. Er berührt sich hier auch mit dem Pietismus der Erweckungszeit. Den Sinn, in dem die doppelte Parole: Mystik und Geschichte, für ihn galt, werden wir darum erst völlig verstehen, wenn wir sein Verhältnis zu dieser ausgesprochensten Art von Frömmigkeit in seiner Zeit ins Auge fassen. Gerade hierfür ist Denners Lebensbeschreibung überaus wertvoll.

Als dieser Schüler Falks im Jahre 1825 seine erste Reise für die Anstalt über Berlin nach Stettin, Stralsund, Rügen, über Frankfurt a. O., Glogau nach Schlesien antrat, stand er völlig unter dem geistigen Einfluß seines Erziehers. „Er hats gesagt," war ihm Beweis genug. In den christlichen Kreisen, die ihm mit freundlicher Teilnahme entgegenkamen, merkte er, „anfangs befremdet und gekränkt," daß sich gegen seine Falkschen Ideen hie und da leiser Widerspruch erhob. Die Erfahrung wiederholte sich. Mit Schmerzen nahm er wahr, daß man das Christentum seines Meisters nicht als voll betrachtete. Er lernte genauer auf die Gegensätze achten, die ihm entgegentraten. Und er beobachtet, daß es überall die gleichen Anstände sind, die man erhebt. Ein Besuch in der Brüdergemeinde Neusalz und ein längerer Verkehr mit ihr nahestehenden Gläubigen in Glogau macht es ihm klar, daß es der Typus der hier gepflegten Frömmigkeit ist, aus dem sich die Bedenken gegen Falks Art erheben. Sie verfolgen ihn auf seiner zweiten Reise den Rhein hinab. In Bonn, Düsselthal, Krefeld bis nach Holland hinein, überall das gleiche, freundliche Entgegenkommen, aber ebenso auch überall die gleichen, leisen Verdächtigungen oder doch Bemängelungen von Falks Christentum. Ungesucht macht Denners

Darstellung den Eindruck einer spannenden dramatischen Verwicklung, auf deren Lösung der Leser fast mit Bangen wartet. Der Konflikt zwischen der Pietät gegen den geliebten „Vater" und dem Einfluß, den diese neue Frömmigkeit auf ihn übt, spitzt sich immer schärfer zu. In Tagebuchblättern und Gebeten schüttet er sein bekümmertes Herz aus. Während eines kurzen Aufenthaltes in Weimar zwischen den beiden Reisen gewährt er Falk einen Einblick in sein Zweifeln und Ringen, ohne daß dieser ihn voll zu befriedigen vermag. Endlich klingt der Kampf aus in zwei Worte, die unvermittelt nebeneinander stehen bleiben:

Nie, schreibt er, bin ich wieder von irgend einem Menschengeiste so sehr gefesselt und innerlich gefangen genommen worden, wie von meinem teuern Falk. (S. 99)

Aber daneben das schmerzliche Schlußbekenntnis:

Immer wird man es bedauern müssen, daß dieser edle Geist, der doch so oft die Kreuzesstraße wandeln mußte, das so tröstliche Geheimnis des Kreuzes Jesu Christi nicht besser erkennen konnte. (S. 130)

Es waren nicht erst Denners Mitteilungen, durch die Falk auf den Widerspruch aufmerksam wurde, den die ganze Art seiner Wirksamkeit und seiner Frömmigkeit hervorrief. Lange, bevor Denner Düsselthal besuchte, schreibt ihm Falk:

Graf von der Recke hat mich besucht und mir ausnehmend wohlgefallen. Die Liebe überwindet alles, und da sie nur eins ist, nämlich Gott selbst, so braucht sie nur echt und recht zu sein, um zuletzt doch wieder in dem göttlichen Brennpunkt, wovon alles ausging, sich zu vereinigen. Du weißt, die Erde ist rund; nun denke dir zwei Wandrer, wovon der eine nach Norden, der andre nach Süden seinen Weg antritt. Sobald sie mutig fortwandern, kommt doch eine Stunde, wo sie beide wieder voreinander stehen und sich freundlich die Hand reichen. So weise hat Gott alles geordnet. Sie müssen sich nur nicht in der Fläche hin und her verlaufen, sondern jeder von einem festen Standpunkt aus seinen Weg verfolgen; das führt sicher zum Ziel. Das Ende aber jeder Straße ist Gott. In ihm, der unser aller Anfang war, laß uns auch am Ende unsrer Wallfahrt ausruhen! (S. 76)

Das sind goldne Worte. Aber Falk sah sich auch genötigt, anders zu reden. Er schrieb in seinem Tagebuche:

Wo ist denn meine Ruhe? wo ist meine Erholung? In Dir, mein Gott, der Du mein Herz siehst, und meine Selbstverleugnung, und die Pein, die ich so oft unverschuldet leide. Da kommen denn auch noch die Freunde Hiobs und trösten mich, wie neulich Doktor de Valenti. Anstatt mir das Kreuz und den Jammer, der mich oft in die Erde drückt, zu erleichtern, tadeln und schelten sie mich vielmehr ohne Unterlaß, nennen es wohl gar ein Werk des Teufels, das ich treibe. (Erinnerungsblätter, S. 101)

Es ist nicht unwichtig, die Persönlichkeit kurz zu kennzeichnen, der diese Worte gelten. Der Arzt de Valenti war durch eine plötzliche Erweckung dem Pietismus zugeführt worden. Es charakterisirt die übertreibende Art seiner Frömmigkeit, daß er seine Patienten durch Gebet zu heilen pflegte. Falk spottet bitter über diesen „magnetischen Hokuspokus," der „zerbrochne Beine ohne Beinschienen und Verband zu heilen sich getraute." In der Folge sah sich de Valenti veranlaßt, Thüringen zu verlassen; er tauchte in Berlin und Halle inmitten des Gerlach-Hengstenbergschen Kreises wieder auf. Dies könnte dazu führen, den streitsüchtigen Mann ganz von den Frommen zu trennen, die uns bisher im Gegensatz zu Falk begegneten. Denn es ist ja bekannt, wie schnell der Pietismus der Erweckungszeit unter Hengstenbergs verhängnisvoller Führung in eine raufluſtige Orthodoxie überging. Falk hat das offne Hervortreten dieser Richtung nicht mehr erlebt. Nur einen Vorschmack dessen, was folgen sollte, boten ihm die Angriffe des exaltirten Arztes. Aber deutlich betrachtet er nun diese nicht als Ergüsse persönlicher Leidenschaft, für die der Einzelne die Verantwortung trägt. Dieser Einzelne ist ihm eine typische Erscheinung. Er erkennt in ihr die Züge einer bestimmten Art von Frömmigkeit. Die Berichte Denners gewähren uns einen Einblick in die Kreise, die Falk im Auge hat. Eben die milde Weitherzigkeit aber, mit der er diese Gläubigen von ihrem Standpunkt aus ihre Wege gehen läßt, geben ihm das Recht zu entschiednem Widerstande, wo sie seine Pfade kreuzen. Und an Heftigkeit freilich ließen die Angriffe de Valentis nichts zu wünschen übrig. Falk schreibt:

Was nicht blind Christ ist, wie Doktor de Valenti, ist Heide. Ich bin ein von drei Teufeln Besessener. Ehrsucht sei der eine Teufel, der mich besitzt; das Genie der zweite Teufel; die Wissenschaft sei auch ein Teufel, der mich quäle: ich soll ein Kind werden und mich winzig klein in das Valentische magnetisch-poetische Bibelfutteral verkriechen! Diesen ungeheuern Stolz nennt ihr Demut! In meinen Augen ist es das stolzeste Pharisäertum. (S. 102)

Was man an Falk auszusetzen findet, ist offenbar zunächst nichts andres als die selbständige und freie Art seines Christentums. Er war nicht „blind Christ," wie die Angehörigen dieser Kreise. Er fügte sich nicht in die engen Schablonen, die dieser Pietismus seinen Adepten aufnötigte. Wohl hatte der Glaube, den diese Stillen im Lande treu behütet hatten, einst auch in sein Knabenherz den ersten Samen der Frömmigkeit gestreut. Denn er berichtet von seiner Mutter, einer Tante, daß sie Herrnhuter Kreisen nahe gestanden haben. Aber der Eindruck, den man aus seinen eignen Erzählungen über seine Kinderjahre empfängt, ist nicht der, daß diese bestimmte Weise, fromm zu sein, von besonderm Einfluß auf ihn geworden sei. Wundersame Bewahrungen, durch die ihn Gottes Hand vor sichtlicher Lebensgefahr, noch mehr vor schwerer Versuchung in schlimmer Gesellschaft behütet hatte, sind ihm in dieser Beziehung in deutlichster Erinnerung geblieben. Das kräftige Gottvertrauen, das ihn später erfüllte, durfte er aus den Tagen seiner Kindheit herleiten. Nicht auf ganz geraden Wegen freilich hat er diesen Glauben in das Mannesalter herüber gerettet. Er berichtet vielmehr ausdrücklich von einem Umschwung, den er erlebt habe:

So kam denn die Entwicklung aus einem Satiriker zum Dichter, aus einem Dichter zum Naturforscher, aus einem Naturforscher zum theoretischen Philosophen und Christen, aus einem theoretischen zum praktischen Christen zu stande. (S. 39)

Er konnte des Umschwungs nicht ohne schmerzliche Rückerinnerung gedenken:

Ich war ein Lump mit tausend andern Lumpen in der deutschen Litteratur, die dachten, wenn sie am Schreibtische säßen, so sei der Welt geholfen. Es war noch eine große Gnade Gottes, daß er, anstatt wie die andern mich zu Schreibpapier zu verarbeiten, mich als Charpie benutzte und in die offne Wunde der Zeit legte. (S. 142)

Wir hören jedoch nichts von bestimmten Kreisen oder Persönlichkeiten, die ihm zu seiner Bekehrung verholfen oder ihn bewußtermaßen in seinem Christentum gefördert hätten; auch nicht als voller Bruch mit der Vergangenheit hat sich ihm das dargestellt. Er war nicht gewillt, als Christ den Erwerb des Satirikers und Dichters, des Naturforschers und Philosophen daran zu geben. Viel zu enge erschien darum diesem reichen Geiste der Gesichtskreis des Pietismus.

Kein Zufall, und in seinen Augen kein Unglück, daß er in Weimar lebte! Bis zuletzt verkehrte er mit Goethe auf vertrautem Fuße. Es gewährt doch einen merkwürdigen Einblick in den Charakter dieses Anstaltsvaters, wenn er noch in seinen letzten Jahren Gespräche mit Goethe, eine Erklärung des Faust, niederschreibt, gar seinem Schüler Denner in die Feder diktirt, einen überraschenden auch, wenn er den Theaterbrand in Weimar (1825) für wichtig genug ansieht, brieflich davon zu berichten, mit dem Hinzufügen, daß es um Bretter und Leinwand weit weniger schade war, da die eigentliche Kunst längst abgebrannt sei, seit sich Goethe von der Leitung zurückgezogen habe.*)

Doch das mögen Außendinge sein. In den Kern des Gegensatzes aber führt es uns hinein, wenn Falk das verlangte „blinde Christentum" mit den Worten erläutert:

Also das bare blanke Wort, das Pergament, der Glaube, NB. nach Herrn Dr. Valentis Erklärung. (Erinnerungsblätter S. 102)

Er war sich der Tragweite des Vorwurfs wohl bewußt, den er damit seinem Gegner machte. In einer seiner Erzählungen führt er einen evangelischen Pfarrer im Verkehr mit einem Herrn Pater Benedikt vor**):

Wenn dieser darauf bestand, ja seinen Glauben darein setzte, daß man im Jahr 1825 mit Augen vom Jahr 1315 sehen und mit Ohren vom Jahr 1420 hören müsse, so erklärte sich jener aufs nachdrücklichste gegen alles künstliche Einsetzen von Augen und Ohren, zu Gunsten eines noch so frommen Zwecks, und wollte nie zugeben, daß ein Stück Pergament die Stelle eines lebendigen Organismus im Menschen vertreten könnte oder sollte. . . . Streit um Dogmen war ihm ein Greuel.

Solchen künstlichen Augen und Ohren schrieb Falk die Vorliebe zu, mit der dieser moderne Pietismus einen bestimmten Kreis von Dogmen und eine auf ihn gestimmte fromme Ausdrucksweise sich zu eigen gemacht hatte und andern aufzudrängen

*) Denner, S. 29. 74.
**) Volksspiegel (1826), S. 284.

suchte.*) Sie sagten ihm nach, er treibe Werkthätigkeit und nicht Christus, warfen ihm vor, daß er eine pelagianische Vorstellung von der Güte der menschlichen Natur nicht loswerden könne, vermißten an ihm endlich ein volltönendes Bekenntnis zur Gottheit Christi.**) Für Falk aber hatten diese baren blanken Worte, auf Pergament eingetragen, keinen Wert. Wohl schaute auch er nach der Vergangenheit zurück. Die Geschichte war ihm ein mächtiger Zeuge für seinen Glauben. Aber nicht in formulirten Dogmen, in Sätzen, die, wie sie überliefert waren, zu glauben wären — in lebendigen Persönlichkeiten stellte sich ihm die Wirkung dar, die die Vergangenheit auf die Gegenwart üben sollte. Falk wußte gar wohl, was Sünde sei!

Der Mensch, liebes Weib, schreibt er an seine Frau, du und ich nicht ausgenommen, ist eine undankbare, lieb- und gottvergessene Kreatur. (Erinnerungsblätter, S. 119)

Und derselbe Denner, der uns jene Vorwürfe aufbewahrt hat, teilt uns auch einen Brief mit, in dem es heißt:

Alle Menschen werden sozusagen als Heiden geboren. Wir sind von Kindesbeinen an einer rohen Sinnbegierde gleichsam verkauft. Den Menschen im bessern Sinne, d. h. den Engel in uns, muß erst Christus der Sinnenwelt langsam abkämpfen. Der beste und edelste Mensch weiß wohl, mit welchen schmerzlichen Rückschritten dieser Kampf in uns verknüpft ist. (Denner, S. 104)

Aber Falk sah die furchtbare Macht der Sünde lebendig vor Augen. Es bedurfte für ihn keines Dogmas, um ihn von ihrer Wirklichkeit zu überführen:

Unter mir verlorne Seelen,
Die da straucheln, weinen, fehlen
Und dann wieder sich besinnen!
Unter Zöllnern, Sünderinnen,
Hier, in seinem Gotteshause,
Hat der Herr mich angestellt.

(Auserlesene Werke I, S. XXXV)

Diese Anstellung inmitten von Sündern gab ihm auch den Maßstab für das, was er an sich selbst als Sünde zu erfahren und zu bekämpfen hatte. An der Größe der Aufgabe maß er die Größe seiner Schuld. Nur die Liebe konnte sie lösen. Aber auch jene Liebe nur, die von Christo lernte das Leben lassen für die Brüder. Sie richtete seine Vergangenheit, wehrte in ihren täglich neuen Forderungen allem Hochmutsdünkel — denn wann hatte er ihr genug gethan? —, sie ließ ihn von Höllenstrafen reden, die jedem lieblos einsam wandelnden traurigen Planeten-Ich bevorstünden, aber sie auch trieb ihn angesichts der Berge von Sorgen, die er aus eignen Kräften nicht übersteigen konnte, die Gnadenhand immer wieder zu suchen, die ihn auf rechtem Wege führe:

Heiliger Geist, sei mein Licht und erleuchte mich, weil ich von Natur blind und den rechten Weg zu finden unfähig bin. Ich wandle auf einem unruhigen Meer, aber ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben! (Erinnerungsblätter, S. 82)

Das war die Summe von Falks Christentum. War er „weit davon entfernt, wie so viele, zu glauben, daß die Predigt eine That sei, so bewies er auf der andern Seite eine große Geneigtheit, jede gute That sogleich als eine vortreffliche Predigt gelten zu lassen." Es war ihm auch mehr als ein bloß pädagogischer Grundsatz, wenn er meinte, man müsse das Christentum „einlieben und einleben."***) Er liebte und lebte es auch sich selber ein. Zwischen der Gottheit Christi, wie sie seine Gegner verstanden, und dem „bloßen Menschen," den seine gelehrte Tochter Rosalie unter des Vaters Mißbilligung in Christo fand, kannte Falk ein Drittes: „die Liebe, die Gott selber ist." Sie war ihm in Christo erschienen. Aber wie sehr dies Wunder zur staunenden Anbetung reizen mochte, aus ruhiger Beschaulichkeit trieb diese Offenbarung selbst immerfort hinaus ins bewegte Leben. Darum hat der Mystiker Falk, der von den Geheimnissen des Glaubens und Gebetes etwas erfahren zu haben meinte, dennoch der beschaulichen Frömmigkeit des Pietismus das bittere Schlußurteil gesprochen:

*) Vgl. Ritschl, Rechtfertigung und Versöhnung, I³, S. 597.
**) Erinnerungsblätter, S. 102; Denner, S. 83 ff., 106.
***) Volksspiegel, S. 285; Erinnerungsblätter, S. 64; vgl. Perthes Leben III, 207 f. „Man muß diese Dinge Gott abbitten und ablieben" (Falk an Perthes).

Wüßten doch diese neuen Gichtelianer, die sich in der seligen Beschauung ihrer Nasenspitzen als echte und wahrhafte Gläubige gefallen, was es in der Welt kostet, das Christentum zu üben, wie Paulus bereit zu sein, nicht allein den Leib, sondern sogar die Seele für die Brüder hinzuwerfen (Röm. 9, 3) — sie würden sich bald überzeugen, daß diese Angst um das eigne Ich und die Seelenrettung durch den wahren Glauben, damit es ja nicht verdammt wird, die alles für dies Kleinod der eignen Seelenrettung hintenan setzt, gegen die wahrhafte Liebe, diesen eigentlichen Untergang in einem seligen Wir, im Grunde weiter nichts ist als ein himmlischer Egoismus. Ich denke hierin ganz anders: Nur eine fortgesetzte Heiligung durch thätige Liebe, und daß wir für andre, nicht aber bloß für einen himmlischen Glaubensegoismus leben, kann uns zu echten Schülern Jesu Christi machen. (Erinnerungsblätter, S. 103)

Falks letztes Lebensjahr war eine schwere Leidenszeit. Von der Majestät eines unendlichen Schmerzes hatte er wohl geredet. Er wußte, was diese Prüfungen bedeuten sollten:

Lieber Mensch, wie magst du die höchste Staffel des himmlischen Bewußtseins ersteigen, magst Gott um den Hals fallen und „lieber himmlischer Vater" rufen, wenn du diese zwei Worte nicht mit Seufzen, Thränen, Angst, Kreuz, Betrübnis, Prüfung aller Art erkaufen willst? (S. 98)

Jetzt mochte er sich mit Hiob vergleichen:

Erst nimmt der Herr mir das Haus, dann die Kinder. Darauf spricht der Versucher: Alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Taste seine Haut an und sein Fleisch und gieb acht, er wird dich ins Angesicht segnen. Nun, diesen Zweck wird der Böse schwerlich bei mir erreichen. Im Gegenteil lobsingen und danken wir dem Herrn mitten auf unserm Schmerzenslager und machen seine Ehre bekannt vor den Völkern des Erdbodens. (Denner, S. 126)

In köstlicher Treue nutzte er bis zuletzt jeden Augenblick aus, der ihn von den wühlenden Schmerzen aufatmen ließ:

Der alte Johannes sitzt noch an Bord seines Schiffes, wovon ein Blitz das Ruder abgeschlagen, und wird seinem Herrn und Meister mit einem Fuß und mit keinem Fuß, mit einem Auge und mit keinem Auge treu zu dienen wissen. (S. 103)

Drei Tage vor seinem Ende ließ er sein Testament gerichtlich aufnehmen. Er hatte alles der Anstalt vermacht, das Leben der Seinigen in diesem letzten Willen fest an sie geknüpft. Seine Grabschrift sollte lauten:

Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden
— — — — — — — — — —
Weil er Kinder angenommen,
Laß ihn, Herr, mit allen Frommen
Als Dein Kind auch zu Dir kommen!

Er starb am 14. Februar 1826. S E

Der Religionskongreß in Chicago

9

Außer Higginson (über die Sympathie der Religion) redete am 18. Bischof T. W. Dudley von Kentucky, Thema: „Der historische Christus"; Frau M. A. Murdock, Pastor der Unitykirche in Cleveland, Ohio: „Ein neues Testament der Frau"; Professor D. G. Lyon von der Harward-Universität: „Jüdischer Anteil an der Zivilisation"; Shaku Soyen: „Ursache und Wirkung nach der Lehre Buddhas"; Professor G. B. Fisher von New-Haven: „Das Christentum als eine historische Religion"; Professor J. E. Carpenter: „Notwendigkeit eines allgemeinern Begriffs der Offenbarung"; James W. Lee: „Christus das Motiv des Weltalls"; H. Dharmapala: „Was die Welt Buddha für seine Lehren schuldet"; Rektor Keane: „Die Idee der Menschwerdung in der Geschichte und in Jesus Christus"; Mr. Modi: „Der Glaube der Parsen"; J. K. Smyth: „Die Menschwerdung Gottes in Christo."

19. September. Eine Besonderheit dieses Tages war es, daß größtenteils englische Autoren zu Worte kamen. Zu Beginn der Sitzung verlas Dr. Barrows*) einen Brief von Lady Somerset, die den Religionskongreß das „gewaltigste ökumenische Konzil, das die Welt je gesehen" nannte. Den ersten Vortrag hielt Professor Minas Tcheraz über „Duldung." Tcheraz ist ein geborner Armenier, lebt aber schon seit Jahren in der Verbannung in London. Nach Tcheraz trat der Vorsitzende

*) So, nicht Burrows, wie fälschlich in Nr. 44. D H

Barrows vor und las die von Professor Max Müller eingesandte Abhandlung über „Griechische Philosophie und christliche Religion." Max Müller nennt die christliche Religion „eine Zusammenfassung aller besten Gedanken der Vergangenheit" und empfiehlt ein Zurückgehen auf die Evangelien und die Theologie der ältesten Kirchenväter, als Klemens und Origenes, wovon er sich einen neuen religiösen Aufschwung verspricht. Der schottische Professor A. B. Bruce sprach über das Thema: „Die Stellung des Menschen im Universum," Sir W. Dawson von Montreal über Religio scientiae, Dr. H. R. Hawins aus London über „Musik, Empfindung und Moral." Wenig Vorträgen wurde ein gleiches Maß von gespannter Aufmerksamkeit geschenkt, wie dem zuletzt genannten, in dem der große Einfluß der Musik auf das sittliche und religiöse Leben nachgewiesen wurde. Dr. Charles Dwight wandte sich in seinem Vortrage: „Die Hilfe, die die Religion der Wissenschaft angedeihen ließ" gegen den Darwinismus. Dr. Sylvester Scovel zeigte in einer Rede über „Religion," daß jede Gesellschaftsordnung, die, statt auf Religion, auf Moralgesetze allein sich gründete, bankerott wurde. Der indische Mönch Suami Vivekanandi zeigte das Wesen der Hindureligion und verglich deren Wirkung auf ihre Anhänger mit der Wirkung des Christentums, wobei er zu dem Schlusse kam:

Wohl verbrennt sich der Hinduschwärmer selbst auf dem Scheiterhaufen, aber er zündet nie das Feuer der Inquisition an; indessen kann dies ebensowenig auf Rechnung der Hindureligion kommen, wie die Verbrennung der Hexen auf Rechnung des Christentums.

Die letzten Vorträge in der Abendsitzung waren: „Das Verhältnis der Wissenschaften zur Religion" von Dr. Paul Carus; „Geschichte und Aussichten der Erforschung der Bibelländer" von Dr. G. E. Post aus Beirut, Syrien.

Bekenntnisversammlungen hielten an diesem Tage die Evangelische Gemeinschaft (Methodisten), die Gesellschaft der Freunde und die Unitarier.

20. September. Das „Ereignis" des Tages war die Verteidigung des Islam in Lehre und Praxis, auch der Polygamie durch den Yankeemuhammedaner Alexander Webb. Dieser hatte vor einigen Jahren einen Konsulatsposten in Konstantinopel inne, wurde dort Muhammedaner und wirkt nun in Amerika eifrig für den Islam. Gegen einige Bemerkungen Webbs wurde laut protestirt. Einen türkischen Vertreter des Islam würde man schwerlich unterbrochen haben, aber daß dieser Amerikaner, den türkischen Fez auf dem Haupte, ruhig sagen konnte:

Es giebt Bedingungen, unter denen Polygamie wohlthätig sein kann. . . . Ich sage, daß ein Mann von reiner Gesinnung ein Polygamist und ein vollkommner und wahrer Christ sein kann. . . . Wenn man erst die Absicht verstehen lernt, die ein Muselmann hat, wenn er zwei oder drei Weiber nimmt, dann wird jeder gläubige und sittenreine Mann sagen: Gott segne ihn —

Das mochte sich die Versammlung nicht gefallen lassen. Bei der ersten Bemerkung riefen viele Stimmen „Nein," bei der zweiten wurde das Zischen und Lärmen, „Nein"- und „Pfui"-Rufen schon anhaltender, und bei der dritten entstand ein Tumult, der immer stärker wurde und den Redner völlig übertönte. Webb versprach, als die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt war, den Gegenstand nicht mehr zu berühren, und beschränkte sich zum Schluß auf eine objektive Darstellung der Hauptlehren des Koran. Der Vorgang hatte einen so peinlichen Eindruck hinterlassen, daß man später, um die Wiederholung ähnlicher Auftritte zu verhüten, eine Programmnummer, den Vortrag eines Mormonen, stillschweigend überging.

Ueber den Stand des religiösen Lebens in Deutschland unterrichtete Graf Bernstorff die Versammlung. Er konstatirte eine Förderung des christlichen Lebens in der katholischen Kirche infolge des Kulturkampfes, nicht minder in der protestantischen. Die großen Probleme der heutigen Zeit müssen von der Staatskirche gelöst werden, die Freikirchen sind noch zu unbedeutend. Die größte Gefahr droht der Kirche seitens der kritischen Theologen, die biblische Ausdrücke gebrauchen, aber einen andern Sinn, als den bisher üblichen, unterschieben. Diesen Theologen hängen alle Studenten an, aber die Wahrheit wird doch über sie siegen.

Die übrigen Abhandlungen, die verlesen wurden, waren: „Christliche Evangelisirung, die Haupttriebkraft des amerikanischen Christentums" von J. Brand; „Christus als der Erlöser der Welt" von B. F. Nulls; „Die wesentliche Einheit sittlicher Ideen unter allen Menschen" von Ida C. Hultin; „Der Einfluß des Christentums in Smyrna" von M. Ignados; „Religion und Musik" von Professor Waldo Pratt; „Das Christentum in Japan, die jetzige Lage und die Aussichten für die Zukunft" von Kiro Mischi Kozaki, dem Präsidenten der Doshiasha-Universität; „Rechtfertigung des sündigen Menschen durch Jesum Christum" von B. J. Kennedy; „Religion in Peking" von Isaak J. Haadland. Auf Ansuchen des Vorsitzenden hielt Dr. Henry M. Field, der Redakteur des New York Evangelist, eine Ansprache, worin er von seinen Reisen durch die ganze Welt erzählte. Er bezeugte, er habe gefunden, daß in keinem Lande der Erde sich Gott den Menschen ganz unbezeugt gelassen habe.

Der hervorragendste unter den Nebenkongressen des Tages war der Kongreß von Vertretern „christlicher Wissenschaft," doch müssen wir uns einen Bericht hierüber als zu weit abführend versagen. Außerdem tagten die freireligiösen Vereinigungen, die Unitarier, die Gesellschaft der Freunde und die Frauen der Evangelischen Gemeinschaft.

21. September. An diesem Tage ging der Kongreß von abstrakter Spekulation zu Lebensfragen der heutigen Zeit über; Religion und die soziale Frage, das war von jetzt an der rote Faden, der alles durchzog.

Nach Eröffnung der Sitzung ernannte der Vorsitzende ein Komitee zur Aufstellung einer Liste der fünfzig besten Bücher über christliche Religion. Die Vertreter der andern Religionen wurden aufgefordert, eine Liste der besten Bücher, die über die betreffende Religionslehre handeln, einzusenden. Hierauf folgte ein für das amerikanische Kirchentum charakteristischer Vorgang. Th. F. Seward machte den Kongreß mit der „Brüderschaft christlicher Einheit" bekannt, die vor zwei Jahren begründet wurde und den Zweck hat, über die Konfessionsgrenzen hinaus einander die Hände zu reichen und gemeinsam für Gottes Reichssache mehr zu arbeiten. Der kürzlich verstorbene Dichter Witthins war kurz vor seinem Ende ein Glied des Bundes geworden. Der Kongreß bot die beste Gelegenheit, für die Brüderschaft Propaganda zu machen, was in der Weise geschah, daß eine Beitrittsformel vorgelegt wurde, nachdem Zweck und Ziel der Brüderschaft dargelegt waren. Die Formel lautet:

Zum Zweck der Vereinigung mit allen, die Gott und ihren Mitmenschen im Geiste des Lebens und der Lehre Jesu Christi dienen wollen, erkläre ich hierdurch meinen Beitritt zu der „Brüderschaft christlicher Einheit".

Das Schriftstück trug bereits die Unterschriften von Vertretern folgender Gemeinschaften: Presbyterianer, Baptisten, Kongregationalisten, englische Hochkirche, Unitarier, Neue Kirche, Freunde, Methodisten, Independentisten, Armenische Kirche, Vereinigte Brüder, Christianer, Universalisten, Episkopalisten, auch einem Lutheraner, Dr. C. v. Bergen, der sich als „unabhängig lutherisch" unterzeichnete.

Ob dieser Kirchenbund in weitern Kreisen Anklang findet, wird die Zukunft lehren, einstweilen ist das Gebilde noch zu nebelhaft, es fehlt ein Gegenstand gemeinsamer Arbeit; aber er verdient Beachtung als eine kirchliche Union in einem Umfang, der allen bisherigen derartigen Versuchen fremd war.

Die Vorträge dieses Tages waren: „Das Christentum und die soziale Frage" von F. G. Peabody; „Religion und die Verbrecherklassen" von Frau Anna G. Spencer; „Die katholische Kirche und die Armen und Verlassenen" von C. F. Donnelly; „Die indischen Frauen" von Jeanne Satrabij; „Buddha" von Zitsuzen Ashitsu; „Der soziale Einfluß des Islam" von A. N. Webb; „Was hat der Judaismus für die Frauen gethan" von Frau H. Szold; „Die Unzulänglichkeit individueller Bestrebungen für soziale Reform" von C. N. Henderson; „Kirche und Arbeit" von J. M. Cleary; „Die Heilsarmee" vom Brigadegeneral Fielding von der Heilsarmee. Der letztere hatte die Genugthuung, daß sich unmittelbar nach Beendigung seiner Rede, die in erster Linie statistische

Angaben über die Arbeit der Heilsarmee brachte, der Brahmine Narasima Charya von der Philosophenschule zu Madras erhob und bezeugte, daß die Heilsarmee in Indien mehr gearbeitet habe als andre Gesellschaften. Der Schluß der Ansprache Charyas war eine Anklage gegen das Christentum, das, „in der einen Hand die Bibel, in der andern die Rumflasche" nach Indien gekommen sei. Schmerzerfüllt rief er aus: „O, daß wir nie ein europäisches Gesicht gesehen hätten!"

Die Unitarier, „Brüder" und „Freunde" setzten ihre Sonderkongresse noch fort, ebenso die Vertreter christlicher Wissenschaft. Es begannen die Versammlungen der reformirten Kirche.

Krh

Der evangelisch-soziale Kursus in Berlin

3. Die Nachmittagsdiskussionen*)

Oefter haben wir gehört, daß es ein ungelöstes Problem der Universitätspädagogik sei, die Studenten zur Selbstthätigkeit heranzuziehen. Das Kolleg hören sei nur ein Teil des Studiums, es bringe wenig Wechselwirkung zwischen Dozenten und Hörern zustande. Vor derselben Frage, wie eine Aussprache über das Gehörte zu ermöglichen sei, stand die Leitung des Kursus, und, wie uns scheint, ist eine Lösung gefunden, die sich auch sonst für den akademischen Betrieb eignen könnte. Der Generalsekretär stellte einen Fragekasten auf. Der Dozent gruppirte die Fragen, beantwortete die bloßen Bitten um Auskünfte ohne weiteres und eröffnete für weitergehende Fragen die Debatte, bei der er selbst aber fortwährend eingreifen konnte. Auf diese Weise wurden recht interessante Nachmittage geschaffen. Daß wir von den Fragen der erstgenannten Art ganz absehen, ist selbstverständlich, aber auch in Bezug auf die „großen" Fragen können wir nicht einen Bericht geben, wie ihn die Tagespresse von Debatten zu bieten pflegt. Wir können nur Gegenstände und Stimmungen charakterisiren.

Sehr verwandt waren die Diskussionen von Professor Wagner und Professor Elster. In beiden waren die beherrschenden Themata: Malthus und die Bodenreform. Ueber Malthus ist mit innerer Glut gefochten worden; die Schlacht wogte dumpf daher. In der ersten Diskussion wurde vieles Dunkle und Bedenkliche, das sich mit der Malthusschen Lehre verbinden kann (oder muß?), nicht recht frei herausgesprochen. Es blieb ein Etwas, dem erst bei der zweiten Beratung Pastor Schall aus Bahrdorf in origineller, aber innerlich tief ergriffener Weise Ausdruck verlieh. Wir selbst haben erst vor kurzem bei Besprechung des Schallschen Buches in diesen Blättern unsre Stellung zu Malthus und seinen Nachfolgern ausgesprochen und müssen bekennen, daß wir nach allem Kreuzfeuer der Gedanken noch heute genau so stehen wie vor dem Kursus. Wir haben höchste Achtung vor dem eminenten Wissen, Scharfsinn und vor der sittlichen Energie eines Mannes wie Professor Wagner, wir haben diese Eigenschaften gerade in diesen Debatten von neuem bewundern lernen, aber gewonnen hat er uns in dieser Hinsicht nicht. Wenn wir zugeben müßten, daß nur durch bewußte Beschränkung der Bevölkerung die Erhaltung des Volkes ermöglicht sei, so ist für uns der fromme Zauber des Ehesegens hinweggewischt; das, was man still in Gottes Hand befiehlt, wird zur Sache der Reflexion; die Predigt, daß Kinder eine Gabe des Herrn sind (Psalm 127,3), wird zum veralteten Glaubenssatz. Wie kann ich als Malthusianer von dem Gott reden, der die Sperlinge nährt und die Lilien kleidet? Mein Gottvertrauen hängt an der Frage, daß Gott genug giebt für alle. Es ist nicht Gottes Wille, nicht Naturordnung, sondern menschliche Sünde und falsche Einrichtung, wenn es nicht reichen will. Gott ist ein Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Das zehnte Kind ist so gut ein Gruß vom Himmel wie das erste. Wer in kinderreichem Hause aufgewachsen ist, der ist gefeit vor der Lehre des Malthus. Er mag den Gedanken nicht ausdenken, daß der Geschwisterkreis eigentlich hätte kleiner sein müssen. Es ist wahr, daß viel Kinder im Haus und im Volke

*) Vgl. Nr. 45.

viel Sorgen bedeuten, aber sie bedeuten noch mehr Segen. Es heißt wohl bisweilen: Was sollen wir essen? womit sollen wir uns kleiden? — es ist schwer, sehr schwer, die Haushaltpläne für Millionen sich auszudenken, aber hier ist eben der Punkt, wo das Gottvertrauen, das volle feste Kindervertrauen zum himmlischen Vater seine Probe zu bestehen hat. Will Gott, daß weniger Menschen seien, so hat er Mittel und Wege genug, wir haben hier nur ihm unser Leben anheimzustellen. Das klingt alles sehr wenig „wissenschaftlich," aber sei es! Mag der Glaube Unvernunft sein, er wird sich behaupten, auch wenn Statistik und Technik sich wider ihn zu erheben scheinen. Professor Wagner weist es von sich, wenn man an Frankreich erinnert. Deutschland brauche nicht französische Sitten anzunehmen, auch wenn es Malthus unter seine Volkslehrer aufnehme. Sicher ist, daß Malthus selber das nicht gewollt hat, was seine nur allzu gelehrigen Nachfolger in Frankreich gethan haben; aber wer will gerade in diesen Dingen ein Ziel setzen, wenn das Prinzip zugestanden ist? Ein Volk, das dem Malthus huldigt, beginnt sich selbst aufzugeben. Eine Bewegung, die für gesundes, frisches, klares Familienleben eintreten will, darf nach dieser Seite auch nicht den kleinen Finger reichen. Wir Evangelisch-sozialen zerreißen unsre eigne Fahne, wenn wir hier wanken. In dieser Debatte zittert die Zukunft unsrer Bewegung und unsers Volks. Wir sind nicht imstande, hier bloß objektiv zu referiren, wir müssen hier bekennen.

Die zweite große Frage war die Bodenbesitzreform. Wie kommt es, daß diese Frage, die offenbar in den Kreisen der akademischen Volkswirtschaft nicht mit besondrer Vorliebe behandelt wird, von vielen christlich-sozialen Praktikern mit lebhaftem Interesse verfolgt wird? Ist es wirklich nur die reizvolle Darstellung dieser Halbsozialisten, die uns zu George und Flürscheim hinzieht? Wohl kaum, zumal die Darstellungsweise Flürscheims keineswegs allen Ansprüchen gerecht wird. Die Sache erklärt sich folgendermaßen: Wir sind viel weniger in der Lage, uns die Gegenstände unsers Nachdenkens frei zu wählen, als ein Lehrer der Hochschule. Ein solcher kann unter Umständen sagen: „Die unglückliche Frage des Kapitalbesitzes und der Kapitalanhäufung ist für mich nicht brennend." Wer aber in der Debatte mit sozialistisch geschulten Arbeitern steht, der muß bestimmte Antwort wissen auf die Frage: Wie stehen Sie zum Kapitalismus? Er muß Antwort wissen selbst auf die Gefahr hin, daß seine Antwort nicht alle Stadien des wissenschaftlichen Läuterungsprozesses durchgemacht hat. Hier giebt es gerade für uns evangelisch-soziale Praktiker ein unbedingtes Gebot der persönlichen Ansicht. Wir nehmen eins der geläufigen Handbücher der Volkswirtschaftslehre, wir lernen die Arten des Einkommens, die Geschichte der Rententheorie, die Geschichte des Zinses, die Bestimmungsgründe des Unternehmergewinns und des Lohns, kurz wir lernen hundert Dinge, die uns sehr nützlich sind, aber wir lernen doch nicht eine schlichte runde Antwort geben auf die Frage des Arbeiters: Müssen jene Leute so reich sein, während ich so arm bin? Man stellt uns vor das Problem: Woher kommt es, daß wir bei allen Fortschritten nicht vorwärts kommen? Wo liegt der böse Bann des Volks, liegt er nicht doch im Mammon? Gerade weil wir nicht Malthusianer sind, wird diese Art der Fragestellung doppelt dringend. Nun wollen wir den Vertretern der akademischen Nationalökonomie ohne weiteres zugeben, daß die Bodenreformer oft Neigung haben zu bösen Verallgemeinerungen und Einseitigkeiten; aber das sprechen wir ihnen zum Danke nach, daß sie von einer Fragestellung ausgehen, wie sie uns von unsrer Volksarbeit geboten wird. Ist es wunderbar, wenn wir dem vielleicht etwas zu weit folgen, der dieselbe Frage auf dem Herzen hat wie wir?

Die Diskussion über die Bodenreform verlief im allgemeinen sehr anders als die über Malthus. Hier spielte das Glaubensinteresse keine Rolle. Die Frage lag weniger auf dem Grenzgebiet zwischen Herz und Verstand. Man kam sich im Besprechen näher. Die Dozenten lehnten zwar alle naturrechtliche Begründung und alle Verallgemeinerung des Gedankens von der allen gemeinsamen Mutter Erde ab, sie zerlegten die Frage, ob es denkbar sei, den Genuß der Bodenrente allen zu

verschaffen, in einzelne Unterfragen, sie führten mit den Bodenreformern ein ähnliches Zwiegespräch, wie es Professor Wagner auch mit den Theoretikern des reinen Sozialismus führt, aber wie sie am Marxschen Ideengang haltbare Stücke anerkennen, so auch an den Ideen der Bodenreformer. Besonders die Vorschläge Professor Wagners in Betreff städtischer Baugrundstücke berühren sich sehr nahe mit dem Programm des Bundes für Bodenbesitzreform. Der Zusammenhang zwischen Kapitalismus und privater Bodenrentenbenutzung ist aber, wie uns scheint, nicht klar genug zum Ausdruck gekommen.

In der Diskussion von Professor Rathgen wurde mancherlei über Konsumverein, Börse, Lotterie und Geschäftsschwindel debattirt, das Wichtigste aber war uns die Rede der Frau Schulrat Cauer. Bei Gelegenheit einer Anfrage, unter welchen Gesichtspunkten sich die kaufmännischen Gehilfen organisiren sollten, sprach sie unter spannendster Aufmerksamkeit des großen Auditoriums über ihre Arbeit unter den Gehilfinnen des Berliner Kaufmannsstandes. Als wir diese Frau sprechen hörten, klar, warm, bestimmt und schlicht, als wir erfuhren, was sie in wenig Jahren erreicht hat, da fühlten wir stärker als sonst die Verpflichtung gerade der evangelisch-sozialen Bewegung, den Frauen freien Raum in unsrer Mitte zu schaffen. Wir dürfen die Frage der Frauenrechte nicht mehr beiseite schieben. Wenn wir hier nicht vorwärts gehen, so werden die jungen tüchtigen Kräfte der Frauenbewegung schließlich alle bei der Sozialdemokratie landen und für die christliche Weltanschauung verloren gehen. Mit dem Wort „die Mädchen sollen heiraten!“ läßt sich schlechterdings heute diese Frage nicht mehr erledigen; es handelt sich um die Existenz vieler Zehntausende, die mitten im Erwerbsleben stehen und kämpfen müssen wie Männer. Frau Schulrat Cauer berichtete uns, daß es in Berlin 9500 Verkäuferinnen, Kassiererinnen u. s. w. giebt. Von diesen hat sie binnen vier Jahren 5600 in eine Vereinsorganisation zusammengefaßt! Ist das nicht etwas Großes? Der Verein vermittelt monatlich 100 bis 150 Stellen, er hat Hilfskassen und dreißig Aerzte und Aerztinnen, er sorgt für Fortbildung und Unterhaltung. Als Beispiele der Weisheit an hoher Stelle berichtete Frau Schulrat, daß das Staatsministerium angefragt habe, ob vierzehnstündige Arbeitszeit für diese Mädchen als zuviel anzusehen sei. Etwa 2000 der Verkäuferinnen sind in sozialdemokratische Organisationen eingetreten.

Die Diskussion zu den Vorträgen von Amtsrichter Kulemann bot mancherlei sehr nützlichen Wissensstoff und endigte in einer Behandlung der Arbeitslosigkeit. Der Vortragende schloß mit einer feinen, durchdachten Darlegung der Ursachen der Arbeitslosigkeit von dem Gesichtspunkte der Preisbildung aus; vorher aber machte Pastor Mörchen aus Bielefeld Mitteilungen über den wahrscheinlich bevorstehenden Zusammenbruch des Bodelschwinghschen Systems der Verpflegungsstationen für Wandrer. Wenn sich seine Angaben bewahrheiten, so enthalten sie etwas sehr Tragisches. Viel Mühe, Liebe und Hoffnungen stecken in der Arbeit an diesen Stationen. Wir hoffen, daß es eine Form giebt, in der das Gute an ihnen erhalten bleibt. Daß freilich die Frage der Arbeitslosigkeit viel zu tief liegt, um durch eine Art von Wohlthätigkeit genügend erledigt zu werden, wird gerade durch das, was Pastor Mörchen gesagt hat, nur von neuem bestätigt.

Bei der Diskussion von Professor Stieda stand der „Befähigungsnachweis“ im Mittelpunkt. Wer schon öfter im Leben das Vergnügen hatte, über Befähigungsnachweis debattiren zu hören, der geht mit keinen großen Hoffnungen in die Geisterschlacht. Die Frage wird über Gebühr wichtig gemacht, man erweckt den Anschein, als ob das Heil des Handwerkerstandes vom Befähigungsnachweis abhinge. Dabei gleicht man einem Manne, der die Ansicht aussprechen würde, die Zukunft einer zerbröckelnden Insel könne durch eine neue Verteilung des Ackerbodens auf der Insel gerettet werden. Und ob man alle Wiesen auf der Hallig zu privilegirten Erstgeburtsstellen macht, ob man die Konkurrenz zwischen den Inselbewohnern völlig beseitigt, so fragt die fressende Woge nicht darnach, sie verengert das Gebiet, sie schluckt Wiesen und Aecker. Sicher ist, daß der Befähigungsnachweis, auch wenn er möglich ist, das Gebiet der Handwerksarbeit um keinen Zoll verbreitert. Er kann nur die Folge haben, daß sich innerhalb des Gebietes die Zahl der Meister vermindert und die Zahl der Gehilfen vermehrt. Daneben kann er etlichen ungeeigneten Magaziniers die Arbeit erschweren. An eine neue Blüte des Handwerks infolge Innung und Befähigungsnachweis glauben übrigens auch viele von denen nicht, die für diese Dinge gelegentlich ihre Stimme abgeben. Viel wichtiger als der Befähigungsnachweis ist die Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht.

Die Diskussion bei Dr. Max Weber gab viele wertvolle Einzelheiten. In landwirtschaftlichen Löhnen steht Mecklenburg am besten, Schlesien am schlechtesten. Viele Gedanken wurden wachgerufen durch die ungünstigen Zukunftsaussichten, die der Vortragende den Großgrundbesitzern zusprach. „Ein Großgrundbesitz, der sich auf den Staat stützen muß, ist für den Staat eine zweifelhafte Stütze.“ „Ich würde den vollständigen Untergang des Großgrundbesitzes beklagen, aber es handelt sich darum, ob ein Viertel, die Hälfte oder gar drei Viertel einer Provinz in den Händen der Großgrundbesitzer sein soll.“ „Im Antisemitismus zeigt sich dasselbe Emanzipationsstreben gegenüber dem Großgrundbesitz, das früher in Gestalt des Liberalismus zum Ausdruck kam.“

Selbst am Freitag der zweiten Woche, nach dem offiziellen Schluß des Kursus, fand sich eine beträchtliche Zahl zur Diskussion über die Vorträge von Dr. Oldenberg zusammen. Man sprach über Jünglingsvereine und Evangelische Arbeitervereine. So lenkte der Kursus schließlich in ein Gebiet ein, wo die unmittelbare Praxis vieler Teilnehmer bereits Erfahrungen gesammelt hat. Für diese Vereine wird auch in erster Linie das Gold des Kursus in kleine Münze umzuprägen sein. Die besten Ideen nützen uns nichts, wenn wir nicht Organisationen schaffen, die sich mit ihnen füllen. F N

Ein klassisches Volksbuch

Die Christliche Welt hat stets ihre Aufgabe in Bezug auf unsre Litteratur nicht nur darin erblickt, auf bemerkenswerte neue Erscheinungen aufmerksam zu machen; sie hat sich vielmehr auch häufig der Aufgabe unterzogen, wertvolle ältere Werke in Erinnerung zu bringen, die zeitweise durch die große Flut neuer Bücher zurückgedrängt sind. Zwar der Vergessenheit ist das Buch, auf das wir an dieser Stelle die Aufmerksamkeit lenken möchten, keineswegs anheimgefallen, denn es hat in den sechzehn Jahren seit seinem ersten Erscheinen elf Auflagen erlebt, aber es verdient eine noch größere Verbreitung, als es thatsächlich gefunden hat. Die Fröschweiler Chronik, Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870*) von Karl Klein, früherem Pfarrer zu Fröschweiler, gehört unzweifelhaft zu den — nicht zahlreichen — echten Volksbüchern von dauerndem Werte, zu denen, die in volkstümlicher Sprache Begebenheiten erzählen und Schilderungen bringen, die die Teilnahme aller Volksklassen erregen und deshalb von Gebildeten und Ungebildeten, von Kindern und Erwachsenen mit gleicher Freude gelesen werden.

Es ist mit gutem Grunde gesagt worden, daß ein jeder Autor nur mit der Darstellung dessen, was er — innerlich oder äußerlich — selber erlebt hat, auf das Herz seiner Leser wirken kann; tiefer gehend wird diese Wirkung dann sein, wenn das Erlebte an sich der Teilnahme würdig ist, und wenn es von einer bedeutenden oder doch sympathischen Persönlichkeit verarbeitet wurde. Diese Voraussetzungen treffen hier zu. Gegenstand der Darstellung sind gewaltige Erlebnisse, die der Verfasser, und mit ihm eine ganze Bevölkerung, durchgemacht hat. Der Krieg ist, mit allen seinen Schrecken, ein Höhepunkt des Volkslebens; er durchbricht — namentlich in den Gegenden, die direkt von seinen Schlägen getroffen werden — mit so elementarer Gewalt die ausgetretenen Bahnen des alltäglichen Geschehens, daß die Volksseele in der tiefsten Tiefe davon berührt und aufgeregt wird; Triebe, die in ruhigen Zeiten in den Menschen schlum-

*) München, C. H. Beck. 11. Aufl., 1893. Preis geb. 2,80 Mk.

mern, treten dann zu Tage — Handlungen der wildesten Leidenschaft und Grausamkeit, aber auch der aufopferndsten Selbstverleugnung werden von Menschen begangen, denen man weder das eine noch das andre zugetraut hätte. In Kriegszeiten also hat nicht der Einzelne nur, sondern ein ganzes Volk große, unvergeßliche Erlebnisse, und zwar nicht nur trauriger und schreckenerregender, sondern auch erhebender, den Glauben an Gott und die Menschen stärkender Art. Darum kehrt — trotzdem unser Volk Gott Lob! ein gründlich friedliebendes ist — doch das Gedächtnis der Generation, die einen großen Krieg erlebt hat, immer wieder mit Vorliebe zurück zu jenen großen, ernsten Tagen, den denkwürdigsten unter allen, die an ihr vorübergezogen sind; dem Autor, der es versteht, dem Volke in dieser Zeit Erlebtes in der rechten Form zu erzählen, dem wird schon sein Gegenstand zahlreiche Leser sichern. Die Erzählungen von Kriegserlebnissen zerfallen aber — je nach dem Standort ihres Verfassers — in zwei völlig von einander verschiedne Kategorien: hier die Berichte der Angehörigen oder Begleiter der kämpfenden Heere, dort die Aufzeichnungen derer, die zu der unglücklichen bürgerlichen oder bäuerlichen Bevölkerung gehörten, über deren Häuptern die Wogen des Krieges zusammenschlugen. Von den Werken der erstern Art hat der Krieg von 1870 unsrer Litteratur eine große Anzahl, und zum Teil recht wertvoller, in Briefen, Tagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen der Feldherren, Offiziere und Soldaten, der Aerzte, Feldgeistlichen und Felddiakonen,gebracht; an denen der zweiten Gattung, die ein Interesse ganz andrer Art bieten, fehlt es fast völlig: aus dem einfachen Grunde, weil der Krieg von seinem Beginn an im Auslande geführt wurde, mithin keine deutsche Bevölkerung direkt von ihm betroffen worden ist. Nur die allerersten Tage des Feldzugs sind von unsern Heeren zwar schon in „Feindesland," aber doch unter stammverwandtem, deutsch redendem Volke verbracht, die ersten Schlachten dort geschlagen worden; aus diesen Tagen nun ist uns zwar nur eine, aber eine geradezu klassische Schilderung der Kriegserlebnisse des elsässischen Landvolks übermittelt, die „Fröschweiler Chronik."

Fröschweiler war bekanntlich in der Entscheidungsschlacht von Wörth der Mittelpunkt der französischen Stellung, wurde von den deutschen Truppen mit stürmender Hand genommen und hierbei zum großen Teil niedergebrannt; die Bewohner haben also mehr als die irgend eines andern elsässischen Dorfes alle Schrecken des Krieges am eignen Leibe erfahren. Es ist deshalb als eine besonders glückliche Schickung anzusehen, daß gerade unter ihnen sich ein Mann befand, dem die Gabe verliehen war, und der es unternahm, nicht nur die Erlebnisse, sondern auch die wechselnden Empfindungen des Volks in jenen Tagen mit voller geschichtlicher Treue, mit wunderbarer Anschaulichkeit und Lebendigkeit zu schildern. Der damalige evangelische Pfarrer von Fröschweiler, Karl Klein, ist selber ein elsässer Bauernsohn und war schon als solcher fähiger als andre studirte Männer, mit den Bauern zu fühlen und deren Erlebnisse zu erzählen; dabei aber hatte neben seiner wissenschaftlichen Bildung auch ein langer Aufenthalt als Pfarrvikar in Paris ihn hinreichend über seine ländliche Umgebung hinausgehoben, sodaß er deren ganzem Wesen objektiv gegenüber stand und demgemäß es zu schildern vermochte. Die Inkorrektheit seiner mit zahlreichen Provinzialismen und Gallizismen durchsetzten Sprache — Klein teilt diese Eigentümlichkeit mit der ganzen ältern, vor 1870 herangewachsenen Generation seiner Landsleute — erhöht nur die naive Frische der Erzählung und läßt den elsässer Lokalton um so mehr hervortreten. Sein Talent der Darstellung und Schilderung ist offenbar ein angebornes; nur ein Erzähler von reicher künstlerischer Begabung vermochte in dem Grade, wie es ihm gelungen ist, den Leser in die Stimmungen und Gemütsbewegungen hineinzuversetzen, die in den Augusttagen von 1870 das elsässische Dörfchen und seine Bewohner beherrscht haben. Meisterhaft ist auch die Schilderung des Schauplatzes der Begebenheiten. Wer je das Schlachtfeld von Wörth besucht hat, weiß, daß — in auffälligem Gegensatz zu der ernsten kahlen Hochebne, auf der die großen Metzer Schlachten geschlagen wurden — diese reundlich grünen, reich bebauten Vorhügel der Vogesen einen so friedlichen, idyllischen Eindruck auf den Wandrer machen, daß er trotz den zahlreichen mit weißen Holzkreuzen geschmückten Gräbern, die überall verstreut sind, Mühe hat sich vorzustellen, wie gerade hier vor wenig Jahren eine mörderische Schlacht geschlagen wurde. Indem uns nun die Chronik in ihrem ersten Teile ein anschauliches Bild von diesem so überaus friedlichen Lande und Volke vor Augen stellt, wirkt demnächst die Schilderung des darüber hinfahrenden Kriegsschreckens durch den Kontrast doppelt ergreifend. Die ersten Kapitel zeigen uns die Landbewohner in den Mühen und Freuden ihres Alltagslebens, mit dem Einbringen einer reichen Ernte eifrig beschäftigt, ohne Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr. Dann spüren wir, wie das schwere Kriegswetter immer finstrer und drohender heraufzieht; zuerst unheimliche Gerüchte, dann der wirkliche Ausbruch des Krieges — als dessen voraussichtlicher Schauplatz freilich die deutschen Nachbarländer gelten, dank dem allgemein herrschenden Vertrauen auf Frankreichs sieggewohnte Macht —; weiter die wachsenden Einquartierungen und Bedrängnisse, die ersten Vorzeichen der Niederlage in der Verkommenheit der französischen Heereseinrichtungen und dem schlechten Geist unter Führern und Soldaten, die allmählich dämmernde Erkenntnis, daß das Furchtbarste naht, daß gerade die Fröschweiler Hügel, daß die eigne Scholle den Mittelpunkt des großen Kampfes bilden wird; dann die Katastrophe selber, die Erstürmung des Dorfes und die furchtbaren Stunden, die die geängstete Bevölkerung während des Kampfes durchlebt; die Schrecken des Schlachtfelds nach der Schlacht, der Jammer der Tausende von Verwundeten, das Elend der von allen Lebensmitteln entblößten Bevölkerung, aber auch das rettende Eingreifen der reichen Liebesarbeit, die die unendliche Not mutig bekämpft und zum guten Teil überwindet, endlich die in solcher Zeit bei allen, auch den sonst stumpfen Gemütern, lebendig werdende Empfindung von dem Walten der gewaltigen Hand Gottes, der die Menschenherzen tief erschüttert und dann wieder wunderbar tröstet — das alles zieht in lebendiger Anschaulichkeit an uns vorüber. Als Beispiel setzen wir die Zeilen hierher, in denen der Verfasser die Wirkung schildert, die der mörderische Kampf nicht bloß auf Menschen und Menschenwerk, sondern auch auf die leblose Natur und auf die Tierwelt ausgeübt hat (S. 141):

Siehst du, wie da unten im Thal und bis zu unsern Hügeln herauf ein finstrer Nebelschleier über den Gefilden lagert? Ists nicht wie ein großes Leichentuch, das die seufzende Natur über diese Schädelstätte gebreitet? Und fühlst dus auch, wie die Luft, von Rauch und Pulverdampf und Blutgeruch erfüllt, so schwül, so drückend ist, so unerträglich den Atem hemmt? Das ist etwas von dem Fluch, den der Mensch durch die Sünde in die ganze Schöpfung getragen hat. Sieh, das waren unsre Felder, unsre Kartoffeläcker, Weinberge, Wiesen. . . . Da wars vorgestern noch so schön, so lieblich, und jetzt? welche Verheerung, welche zerstampfte, rotgebrannte Wüste? Ists nicht, wie wenn ein sengendes Feuer drüber hingefahren wäre und hätte alle deine Hoffnungen bis auf die Wurzel zerstört? Das hat die Kriegsfackel gethan! Und wo sind die lieben kleinen Sänger, die Vögelein, die sonst so zahlreich, so lustig und fröhlich in Feld und Wald ihr Morgen- und Abendlied ertönen ließen? Gelt, du hasts gemerkt? Sie sind alle verstummt, verschwunden; die hat der Kanonendonner verscheucht. . . .

Die Chronik schließt aber nicht mit diesen grausigen Bildern. In wohlthuender Weise — entsprechend ihrer Bezeichnung als „Kriegs- und Friedensbilder" — endet sie mit der Erzählung, wie es wieder Friede geworden ist, nicht nur äußerlich, sondern auch in den Herzen der Menschen. Grollen auch — bis zum heutigen Tage, und um so mehr in der Zeit, in der die Chronik entstand — noch manche Gemüter und ersehnen leidenschaftlich die Rückkehr zu Frankreich, die Rache an den Siegern von 1870, so ist doch mit dem Verfasser die große Mehrheit seiner Gemeinde wie des ganzen unterelsässischen Landvolks bereits ausgesöhnt mit der Rückkehr in das alte deutsche Vaterhaus; die durch den Krieg geschlagnen Wunden sind zum größten Teile geheilt und vernarbt. Daß dies gerade in dem schwer getroffnen Fröschweiler so schnell gelang, ist der Thatsache zu danken, daß nicht nur die deutsche Regierung reichliche Kriegsentschädigungen auszahlte, sondern auch die freie Liebesthätigkeit des deutschen Volks die Gemeinde Fröschweiler besonders reich bedacht hat, weiter aber dem Umstande, daß gerade hier ein herrliches Friedenswerk zustande kam, besser als irgend ein andres geeignet, die durch die Schläge des Krieges erbitterten oder erschreckten Gemüter zu versöhnen. Das deutsche Volk hat unter Vorantritt des Kaisers und seiner sämtlichen

Fürsten an Stelle der in der Schlacht zerstörten alten Fröschweiler Kirche den prächtigen, in jeder Weise wohlgelungnen Bau der Friedenskirche errichtet, als bleibendes Wahrzeichen, daß Deutschland — trotz den blutigen Schrecken, die seine Waffen in den Augusttagen 1870 über das Elsaß bringen mußten — nicht mit Haß und Uebermut, sondern in der Gesinnung des Friedens und der brüderlichen Liebe dem nach langer Entfremdung wieder gewonnenen Bruderstamm begegnet. Mit dem Bau der Friedenskirche aber ist Kleins Name ebenso unauflöslich verknüpft wie mit der Fröschweiler Chronik; denn wenn auch der Gedanke des Baues einer monumentalen Erinnerungskirche nicht von ihm ausgegangen, sondern in Altdeutschland entstanden ist, so werden wohl alle, die seinerzeit an dem schönen Werke mitgewirkt haben, darin einig sein, daß dies nicht so, wie es der Fall ist, hätte gelingen können, wenn nicht der Fröschweiler Pfarrer auf den Gedanken so warm eingegangen wäre und ihn so thatkräftig unterstützt, so beredt an den verschiedensten Stellen vertreten hätte. Der Bau und die Einweihung der Friedenskirche, sowie der Besuch, den wenige Wochen später der greise Kaiser Wilhelm ihr abstattete, bilden daher mit Recht den Abschluß des Buches; ein wohlthuendes Friedensbild nach den Kriegsbildern.*) F v O

Verschiedenes

(Johann Melchior Göze) Heilsame Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit. Neubearbeitet und herausgegeben von Wolfgang Buchrucker, Pfarrer. Leipzig, Wallmann. Vollständig 4,50 Mk.

Der Name des Verfassers, des durch seinen Streit mit Lessing bekannt gewordnen Hamburger Hauptpastors († 1791), wird in weiten Kreisen kein günstiges Vorurteil erwecken. Man hat sich daran gewöhnt, mit Stahr (Lessings Leben) in ihm „den Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft" zu erblicken.

Mit Unrecht. Der Streit mit dem ihm in mehr als einer Hinsicht überlegnen Gegner war dem hochbegabten, tapfern, wohl allzu streitbaren Theologen jedenfalls eine Gewissenssache — er kämpfte pro aris et focis seiner Religion —, während Lessing es selbst bekannt hat, in diesem Streit manches nur γυμναστικῶς, nicht δογματικῶς**) gesagt zu haben. Auch wer nicht Gözes Standpunkt teilt, muß doch den Mut seiner Ueberzeugung ehren und mit Christian Groß (in der vortrefflichen Hempelschen Lessingausgabe) anerkennen: „Göze steht in seiner Polemik gegen Lessing sittlich vollständig rein da." (Siehe den Artikel über Göze von Bertheau in Herzogs Realencyklopädie.)

Doch mag auch das Charakterbild des streitbaren Kämpfers noch in der Geschichte schwanken — sein Erbauungsbuch, das uns hier in neuer, dankenswerter Bearbeitung zugänglich gemacht wird: Betrachtungen für alle Tage im Jahre in zwölf Monatsheften — zeigt uns den vielgeschmähten Mann im Lichte eines wahrhaft frommen evangelischen Christen und hervorragenden, fast mehr pietistischen als orthodoxen Schriftgelehrten. Diese reife Frucht tiefsinniger Schriftbetrachtung und eigenster Erfahrung ist nach ihrem Wert über allen Streit der Parteien erhaben und für unser Jahrhundert ebenso heilsam wie für die Zeit des Verfassers. Das hier in hundertfacher Variation über den Tod Gesagte erscheint oft herb — der Tod ist noch herber! Diese Betrachtungen über die Ewigkeit sind furchtbar ernst — noch ernster ist die Ewigkeit selbst! Aber der ernste Bußprediger erweist sich auch dadurch als ein Johannes, daß er seine Leser unermüdlich auf das Lamm Gottes hinweist, das der Welt Sünde trägt. Jede der ebenso erbaulichen als geistvollen Betrachtungen klingt aus in einem ergreifenden Gebet, gerichtet an „den göttlichen Erlöser der Menschheit." Jede Zeile zeugt von der edeln Absicht des Verfassers, seine Leser „die größte Kunst auf dieser Erde" zu lehren, „die Kunst, selig zu sterben!"

Dies Buch ist ein Schatz, der viele reich machen wird. Denn in der Kunst, selig zu sterben, liegt die andre nicht minder große Kunst eingeschlossen, selig zu leben!

Druck und Papier sind gut; der Preis erscheint für das umfangreiche Werk fast zu gering. Es sei zur privaten erbaulichen Lektüre aufs wärmste empfohlen! H-Sch

*) Es ist merkwürdig, wie unbekannt das Buch in weiten Kreisen noch ist trotz seinen elf Auflagen. Und doch giebt es wenige Bücher, die in diesem Maße gleich sehr auf das Interesse des schlichtesten Lesers einer Dorfbibliothek und des verwöhntesten „Gebildeten" zählen dürfen. Ein wenig mehr könnte wohl auch die Verlagshandlung für die Verbreitung thun. Ich schwärme nicht für illustrirte Klassikerausgaben; aber das Buch einem kongenialen Landschafts- und Schlachtenmaler anvertraut, gut und nicht zu teuer ausgestattet, müßte eine Perle unsrer Hauslitteratur werden. Inzwischen kaufe es auch ohne Bilder, wer es noch nicht kennt, oder lasse sichs zu Weihnachten schenken: es wird niemand reuen. D H

**) „Nur Disputirens, nicht der Wahrheit halber." Uebrigens sind soeben erschienen: Gözes Streitschriften gegen Lessing. Herausgegeben von Erich Schmidt. Stuttgart, Göschen. 3,80 Mk., gebunden 4,10 Mk. D H

(Orden für Verdienste um die Kirche) Die Tagesblätter brachten einen das kirchliche Gebiet berührenden Vorfall aus Stettin, der dort großes Aufsehen gemacht haben soll. Bei der Einweihung der neuen Lutherkirche habe der Konsistorialpräsident dem Fabrikdirektor L., einem um den Bau der Kirche besonders verdienten Mann, einen Orden überreichen wollen, den dieser jedoch dankend abgelehnt habe. Der an sich unbedeutende Vorgang giebt, wenn ihn die Zeitungen wahrheitsgetreu berichtet haben, zu denken, insbesondre wegen der Rolle, die die kirchliche Behörde dabei gespielt hat. Es muß angenommen werden, daß sie es war, die — gewiß in bester Absicht — sich für die Gewährung des fraglichen Ordens an Herrn L. verwendet hat, da ja keine andre Behörde bei dem gegebnen Anlaß einen Grund dazu hatte. Trifft diese Vermutung zu, so stehen wir nicht an, das Vorgehen der Kirchenbehörde, hier wohl des Konsistoriums für die Provinz Pommern, als einen beklagenswerten Mißgriff zu bezeichnen. Wir brauchen den Lesern der Christlichen Welt nicht auseinander zu setzen, warum wir die Gewährung von Orden oder ähnlichen Auszeichnungen als Belohnung für freiwillige Thätigkeit im Interesse unsrer evangelischen Kirche oder auf dem Gebiet christlicher Liebeswerke entschieden mißbilligen. Es ist ja klar, daß die Gesinnung, aus der solche Thätigkeit hervorgehen muß, und die allein ihr wahren Wert verleiht, nur zu leicht verfälscht und vergiftet wird, wenn äußere Ehren damit in Verbindung gebracht werden. Gerade in den altpreußischen Provinzen, in denen die Ueberschätzung des Wertes vom Staate verliehener Auszeichnungen näher liegen mag als anderwärts, sollten Kirchenbehörden und alle, die es mit der evangelischen Kirche gut meinen, es nicht vergessen, wie unendlichen Schaden die lebendige christliche Gesinnung im Volk durch die offizielle Pflege und Begünstigung der kirchlichen Frömmigkeit in den Tagen Friedrich Wilhelms IV. erlitten hat. Heute dürfte wieder die Gefahr nahe liegen, daß — in der Hoffnung, der an höchster Stelle herrschenden Denkweise zu gefallen — die Streberei häufig den Mantel der Frömmigkeit umhängt; geradezu aufgefordert würde sie hierzu, wenn der Gebrauch aufkäme, freiwillige Thätigkeit im Interesse der Kirche mit Orden zu belohnen. Es ist deshalb gut, wenn die richtige Auffassung, soweit die kirchlichen Behörden sie noch nicht gewonnen haben, von denen gezeigt und geäußert wird, denen solche Auszeichnungen zugedacht werden. Wir wünschen deshalb, — nicht daß der berichtete, immerhin peinliche Vorfall sich öfter wiederhole, — wohl aber, daß die Gesinnung, die in dem Verhalten des Herrn L. sich gezeigt hat, bald die allgemeine werde, und damit die Austeilung von Orden und ähnlichen Auszeichnungen zur Belohnung freier christlicher Liebesthätigkeit von selber ein Ende nehme. F v O

(Zur Warnung) Vor den Leuten, die, nach ihrer Aussage aus Persien oder Umgegend stammend, ab und zu auch in Deutschland auftauchen, um angeblich für ein Waisenhaus, für ihre hungerleidenden Landsleute, für ihre sogenannte „Thomaschristengemeinde" u. s. w. zu sammeln, ist dringend zu warnen, namentlich vor einem gewissen „Moses bar Jakob," auch „Alexander Absalom" genannt, vor Sergius und Chananischu (s. weiter „Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande," 36. Jahrgang, 4. und 5. Heft, S. 173 u. 174, Anmerkung).

Unlängst erschien hier jener „Moses bar Jakob," der sich Pastor aus Urumia nannte, mit seinem Gefährten. Er hatte eine Menge guter, glaubwürdiger Empfehlungen namentlich von deutschen Pastoren, die ihn bei früherer Sammelreise unterstützt, auch in ihrer Gemeinde hatten reden lassen. Etliche bekannte Pastoren wissen nicht genug den christlichen Charakter jenes Mannes zu empfehlen.

Dennoch ist das Ganze nach dem, was Pastor Wilhelm Faber in der oben angeführten Anmerkung auf Grund seiner Nachforschungen an Ort und Stelle in Persien und seiner Unterredung mit dem syrischen Bischof Mar Gabriel in Urumia mitteilt, ein großartiger Schwindel.

Da es nicht unmöglich scheint, daß jener Moses bar Jakob nicht nur den Orient, sondern auch Deutschland wieder bereisen und mit seinen Zeugnissen, seiner pastoralen Kleidung und seinen frommen Reden manche blenden wird, so sei hiermit ausdrücklich vor ihm gewarnt. Ich habe ihm seine Schwindeleien auf den Kopf zugesagt.

Schrecker,
Pastor zu Alexandrien

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 48 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Meine Verlobung mit Frl. **Klara Gansel**, dritten Tochter des Maurermeisters Herrn P. Gansel in Bunzlau und seiner Gemahlin Klara geb. Schott, zeige ich hierdurch ergebenst an.

Tillendorf, November 1893.

Eugen Burggaller, Pfarrer.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Prinzipien der Ethik u. Religionsphilosophie Lotzes

von **G. Vorbrodt**, Pastor in Alt-Jeßnitz. Dessau, Rich. Kahles Verlag. **3 Mark.**

Zum 10jährigen Todestag Lotzes möchte der Verfasser mit der vorliegenden Schrift ein Gedenkblatt stiften. Seine Arbeit macht einen überaus wohlthuenden Eindruck durch die Tiefe des Eindringens in die Lotzesche Gedankenwelt, die sie verrät. Es fehlte bisher an einer Darstellung von Lotzes praktischer Philosophie und Religionsphilosophie, und die Aufgabe des Verfassers war eine recht beschwerliche. Es mußten die ethischen und religionsphilosophischen Ansichten Lotzes aus einer Fülle von zerstreutem Material rekonstruirt und dargestellt werden. Die Arbeit von Vorbrodt ist nicht bloß für den Philosophen von Fach und für den wissenschaftlichen Theologen unentbehrlich, sondern auch die gebildete Laienwelt wird ihren Anteil daran nehmen müssen. Wir laden jeden, der für die Fragen des sittlichen und religiösen Lebens Interesse hat, zur Lektüre des Buches ein. (Nordd. Allg. Ztg. Nr. 52.)

Unter den Weihnachtsbaum

Aus dem Verlage von Reuther & Reichard in Berlin

Gottesglaube und moderne Weltanschauung

von **J. H. Kennedy**, Doktor der Theologie.
Mit einer Einführung
von **Dr. Otto Zöckler**,
ord. Professor der Theologie in Greifswald.
8°. XVI, 214 S. Hübsch geb. 5 M.

Die christlichen Feste

Gespräche aus der Gegenwart
Herausgegeben von **Irenäus**
Zweiter, unveränderter Abdruck. 2 M., geb. 2,50 M.

Religiöse Weltanschauung

Gedanken über Glauben, Religion und Kirche
von **H. v. Marschall**,
Großh. badischer Wirklicher Geheimer Rat.
Dritte, vervollst. u. verb. Aufl. 1,50 M., geb. 2 M.

Aus meinem Leben

Mitteilungen von
Dr. H. Martensen, Bischof von Seeland.
Drei Teile in einem Bande, mit dem Bildnis des Verfassers.
Zweite, verbess. Aufl. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Das Leben des Freiherrn vom Stein

von **Wilhelm Baur.**
Dritte, durchgesehene Ausgabe.
Mit dem Bildnis Steins in Lichtdruck. Hübsch gebunden 2,40 M.

Soeben erschien:

Alttestamentliche Kritik und Christenglaube

Ein Wort zum Frieden

von
Eduard König,
Dr. phil. et theol., ordentlichem Professor der Theologie.
Bonn,
Eduard Webers Verlag
(Julius Flittner).

****

Ich suche zu kaufen oder umzutauschen gegen andere Werke meines Antiquariats: 5 **Calvin**, Institutiones, ed. Tholuck, 10 Bücher, symbol, Ausg. Müller; **Perthes**, Handlexikon für Theol.; **Herzog**, Realencyklop., 2. Aufl.; **Schwarz**, K. H. W., Predigt; **Luthardt**, Vortr.; **Schleiermacher**, Christl. Glaube; **Schleiermacher**, Christl. Sitte; **Kübel**, Bibelkunde; **Möller**, Kirchengesch.; **Steinmeyer**, Topik; **Kübel**, Christl. Lehrsystem.

Johs. Krause, Antiquariat, Halle a/S.

****

Soeben sind erschienen:

Unsre persönliche Stellung zum geistlichen Beruf.

Den theologischen Kommilitonen. Von Prof. **D. Theodor Häring.** Schön kart. Preis 1.60 Mk.

Die tiefsinnig und doch klar und packend geschriebene Arbeit will keine einzelne Richtung in der Theologie verteidigen, sondern die Gewissensbedenken auf die eigentliche Hauptfrage des Christentums hinlenken, dadurch einerseits manche Zweifel zerstreuen, andrerseits das Verantwortlichkeitsgefühl schärfen.

Unterricht im Christentum.

Von Prof. Lic. **W. Barnemann.** 3., vermehrte Aufl. In Halblederband. 5.40 Mk.

Wiederholt in diesem Blatte Laien und Theologen auf das wärmste empfohlen!

Der Entwurf der preußischen Agende.

Liturgische Betrachtungen über die Form der Gemeindegottesdienste von Prof. **D. Friedrich Spitta.** Preis 1.80 Mk.

Die Bedeutung dieser Schrift beschränkt sich keineswegs auf das Gebiet der preußischen Landeskirche.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Zu verkaufen!

Sämtl. Werke der **Kirchenväter.** Ins Deutsche übersetzt. 39 Bde. 1831—54. Geb. . **M. 60.—**

Hagenbach, Kirchengesch. 7 Bde. 2.—4. Aufl. Hfz. Hübsch. Expl. (50.—) . . . . **M. 25.—**

Meyer, Komment. üb. d. Neue Test. 16 Bde. Letzte Aufl. (Markus, Joh. und Römerbrief, vorletzte Aufl.) Origbd. . **M. 60.—**
— 2.—4. Aufl. Nicht uniform geb. . . . . **M. 30.—**

Lange, Bibelwerk. Altes u. Neues Test. Kplt. Neueste Aufl. (Bd. 19 d. A. Test. u. Bd. 14 d. N. Test. vorletzte Aufl.) Hfz. (177.20) **M. 125.—**

Meyers Konvers.-Lexikon. 4. Aufl. 19 Bde. 1885—91. Hfzbde. (190.—) . . . . **M. 100.—**

Schenkel, Bibel-Lexikon. 5 Bde. 1869—72. Brosch. (40.—) **M. 12.—**; geb. **M. 15.—**

Bunsens Bibelwerk. 9 Bde. mit Atlas. Geb. (60.—) **M. 20.—**

Menken, Der Prophet Elias. Homilien. 1880. Brosch. (4.—) **M. 1.50**

Brehms Tierleben. 2. Aufl. Große Ausg. Mit zahlr. nichtcol. Tfln. 10 Bde. 1876—78. Halblwd. (150.—) . . . . **M. 45.—**
— 3. Aufl. M. viel. fein in Chromo ausgef. Tfln. 10 Bde. 1890—92. Orighfz. (150.—) **M. 100.—**

Geschichte, allgem., in Einzeldarstellungen von W. Oncken. 33 Bde. Geb. Rest in Liefgn. (700.—) . . . . **M. 400.—**

Hase, K. v., ges. Werke. 12 Bde. in je 2 Halbbdn. 1890—93. Brosch. (135.—) . **M. 90.—**

Rothe, theol. Ethik. 2. Aufl. 5 Bde. und Reg. 1869—71. Geb. Selten! . . . . **M. 33.—**

Hutten, Opera. Ed. E. Böcking. 5 voll. C. suppl. 2 voll. et ind. 1859-70. Br. (133.—) **M. 45.50**

Giesebrecht, W., Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit. 5 Bde. Neueste Aufl. Eleg. geb. (95.50) **M. 70.—**

Gieseler, Lehrbuch d. Kirchengesch. 6 Tle. in 10 Bdn. 1824—55. Geb. (76.50) . . **M. 20.—**

Gerhard, Loci theol. 9 voll. 4°. Jenae 1615-23. Hldr. **M. 20.—**

Sybel, Begründung des deutschen Reiches. 5 Bde. 1890. Eleg. Hfz. (47.50) . . . . **M. 32.—**

Herzog, Realencyklop. 2. Aufl. 18 Bde. Hfzbde. (216.—) **M. 110.—**

Becker, Weltgeschichte. 12 Tle. in 6 Bdn., reich illustrirt. 1886. Eleg. geb. (36.—) **M. 20.—**

Bernatz, Bilder aus Aethiopien. 49 Tfln. in Farbendruck. Gr.-Folio. Prachtband. (178.—) **M. 80.—**

Brockhaus, Konversat.-Lexikon. 13. Aufl. 17 Bde. 1873—88. Hfz. (161.50) . . **M. 70.—**

Casati, G., Zehn Jahre in Aequatoria und d. Rückkehr mit Emin Pascha. 2 Bde. 1891. Eleg. geb. (22.—) . . . **M. 6.—**

Ebers, G., Aegypten in Wort u. Bild. 2 Bde. Fol. 1879—80. Orgbde. (115.—) **M. 75.—**

Feuerbach, L., Sämtliche Werke. 10 Bde. 1846—90. Gebund. (62.75) . . . . **M. 40.—**

Förster, Fr., Preußens Helden in Krieg u. Frieden. 7 Bde. 1866—71. (82.50) . . **M. 25.—**

Hegel, G. W. Fr., Werke. 18 Tle. in 21 Bdn. 1832—40. Ppbde. (127.—) . . . . **M. 60.—**

Generale der deutschen Armee. Hrsg. v. Glasenapp. 1877. Fol. In eleg. Kasten und Mappen. (600.—) . . . . **M. 80.—**

Luther. Schwerdtgeburths Luther-Cyklus. 6 vorzügl. Stahlstiche (Bildgröße 24 : 30 cm) à **M. —.50**

Ranke, L. v., Sämtl. Werke. 54 Tle. in 28 Bdn. 1867—90. Hfrz. (270.—) . . . . **M. 225.—**

Weber, G., Allgem. Weltgeschichte. 15 Bde. und Reg. 1857—81. Ppbde. (134.65) . **M. 45.—**

Wietersheim, E. v., Geschichte der Völkerwanderung. 2. Aufl. Von F. Dahn. 2 Bde. 1880—81. Prachtbde. (35.—) **M. 12.—**

Stieler, A., Handatlas. 95 Karten. Neueste Ausg. Fol. 1892. Eleg. geb. (65.—) . . **M. 48.—**

Denkmäler d. klassisch. Altertums. Bearb. von A. Baumeister. 3 Bde. 4°. 1888. Prachtbd. (84.—) . . . . **M. 60.—**

☛ **Ankauf, Tausch und rascheste Lieferung** theologischer und anderer Bücher **zu den vorteilhaftesten Bedingungen** durch

Alfred Lorentz, Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Kataloge gratis.

Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Reuther und Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 49 Leipzig, den 30. November **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Advent — Jesaia: 1. Der königliche Seher; 2. Ahas; 3. Jesaias Sendung; 4. Das sittliche Verderben Judas — Zwei neuere Bearbeitungen des Alten Testaments: 1. Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Von Kautzsch — Das Ende einer englischen Mission im deutschen Schutzgebiet — Der Religionskongreß in Chicago: 10 (Schluß) — Verschiedenes: Zur Vorgeschichte des Sulzischen Gemeindegedankens; Nochmals die Zeitung der Akademisch-theologischen Vereine; Eine nette Zumutung an evangelische Pfarrer; Ein neuer Inseratenunfug — Für den Weihnachtstisch: Aus einem der zwölf Körbe; Spurgeons Psalmenerklärung; Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking; Allerlei Leute; All sorts and conditions of Men; Neues von und über Kingsley; Poetischer Hausschatz für das deutsche Volk — Anzeigen

Advent

Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. 1. Mos. 1, 3.

Wie die Morgendämmerung ihre Schönheit voraus hat vor dem klaren sonnigen Tage, so die Adventszeit vor der Weihnachtszeit. Es ist ja zwar Jahr aus Jahr ein zu allen Stunden und Zeiten Ein Christentum, das wir leben; aber in dem Kirchenjahr mit seinem Wechsel, dieser wunderbaren Schöpfung der Christengemeinde, spiegelt sich das verschiedene mannigfaltige Empfinden des Einen Besitzes, erneuert und bereichert sich fortwährend. Denn das Evangelium ist in all seiner Einfachheit doch kein langweiliges Einerlei. Wie dieselben Glocken unserm Ohr ganz anders klingen, wenn sie die Gemeinde zur Sonntagsversammlung rufen oder wenn wir im Hochzeitszuge mitziehen oder hinter einem Sarge herschreiten, so hat die nämliche frohe Botschaft am Advent, zu Weihnachten, am Charfreitag und zum Ostertage ihren andern Klang.

Und was mir die Adventszeit so lieb macht, ist dies. Wir wissen alle: unser Christenstand ist ein Werden, Wachsen, Trachten, Nachjagen. Nicht daß ichs schon ergriffen habe. Aber zu Weihnachten, noch mehr zu Ostern soll mit überwältigender Macht obenauf sein die Gewißheit: wir sind Kinder Gottes, sind durch diesen Christus ergriffen und erlöst. Wir werden da auf eine übermenschliche Höhe gehoben, in der man geathmet haben muß, wenn anders man ein Christ ist, aber in der ohne Wandel zu bleiben das irdische Treiben und die Schwachheit, die uns noch immer anhaftet, nicht duldet. Genug, wenn wir nur die reine Luft der vollkommnen Gottesnähe nimmermehr vergessen und wissen, wo wir unsre Heimat haben. Aber diesem unsern irdischen Christenstande entspricht eben ganz die Adventszeit mit ihrer Erwartungs- und Verheißungspredigt.

Gott sprach einmal: Es werde Licht! Und es ward Licht. Er sprach es wiederum, und in die Welt trat ein, der da sagen konnte: Ich bin das Licht. Und dies Licht schien in der Finsternis, und die Finsternisse habens nicht begriffen. Aber die Kinder des Lichts sind von ihm erleuchtet. Für sie ist die Nacht vergangen, der Tag herbeigekommen. Und doch leben sie noch in einer Welt voll Finsternis. Und sie finden in sich selbst noch Finsternis. Dagegen erhebt sich Weihnachten, erhebt sich Ostern wie ein schwerer Vorwurf. Das alles ist für dich geschehen und du bist noch nicht ganz licht geworden? Aber Advent nimmt uns freundlich auf in seinen Dämmerschein. Ich darf klagen: „Laß mich finstres Kind der Erden helle werden.“ Ich darf und soll es. Wer es nicht mit thäte, wäre vielleicht doch noch nicht erleuchtet von jenem großen Welt- und Himmelslicht. Nur daß der Dämmerschein, an dem wir uns erquicken, keine Abenddämmerung sei, sondern eine Morgendämmerung: ganz Hoffnung und Erwartung, Sehnsucht nach einem gewissen Heil, ganz Advent, d. h. Kommen eines Lichtes das schließlich auch die letzte Kraft jeglicher Finsternis bricht.

Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Kraft noch Vernunft — — Gott muß das erlösende Wort sprechen: Es werde Licht! Dann wird Licht. R

Jesaia

Uebersicht: 1. Der königliche Seher; 2. Ahas; 3. Jesaias Sendung; 4. Das sittliche Verderben Judas; 5. Das Wort vom Glauben; 6. Der Untergang Samariens; 7. Hiskia; 8. Jesaias Lebensende.

1. Der königliche Seher

Wer die gewaltigen Bergriesen der Alpenkette aus der Ferne erblickt, hält die Unterschiede zwischen den einzelnen Höhen für gering. Der Kamm des Gebirges erscheint ihm als eine einzige gerade Linie mit einigen Erhebungen, und oft sind es nicht einmal die höchsten Berge, sondern ihre niedrigern Vorberge, die mit ihren Spitzen in die Wolken ragen. Wir müssen schon näher herangehen, uns mitten in die Alpenwelt hinein begeben, wenn wir die wirkliche Größe der himmelanstrebenden Berge mit unsern Augen messen wollen. Da schrumpfen rechts und links die Hügel zusammen, und in einsamer Höhe thront der vom Strahl der Sonne durchglühte Gipfel des Bergriesen. Erst in der Nähe erkennen wir den Aufbau des Gebirgsstocks, über den sich noch der höchste Gipfel emporschwingt, dann stehen wir staunend still vor Gottes Wunderwerken, die doch nur ein Abbild seiner Allmacht und Größe sind.

Einem solchen gewaltigen Bergriesen gleicht die Gestalt des Propheten Jesaia. Wer ihn nur kennt in der Reihe, wenn auch an der Spitze der sechzehn Propheten des Alten Testaments, hat noch keinen Begriff von seiner Größe. Wir müssen näher an diese Höhe des Alten Bundes herangehen, wir müssen sehen, wie Jesaia sich weit nicht nur über seine Zeitgenossen, sondern auch über seine Vorgänger und Nachfolger erhebt. Wir müssen aber auch das Gefüge der Bergeshöhe überschauen und die Größe dieses Vertreters des Alten Bundes in allen ihren einzelnen Teilen ermessen, wenn wir sie begreifen wollen.

Jesaia, der königliche Seher seit alter Zeit genannt, ist in Wahrheit ein König der Propheten. Er hat mehr gearbeitet als sie alle. Neidlos müssen ihm auch ein Elia, Jeremia, Micha oder irgend ein andrer Prophet den Ruhm lassen, der erste in ihrer Schar zu sein. Jesaia war ein Mann der That, nicht des Wortes allein. Selten hat ein Prophet so sehr wie er in die Geschicke seines Volkes eingegriffen. Elia zog sich klagend in die Wüste zurück, weil sich immer nur mehrte die Zahl der Gottlosen, die ihre Kniee vor den fremden Göttern, vor den Baals- und Astartebildern beugten. Jeremia hat zuletzt seine Klagelieder auf den Trümmern Jerusalems gesungen.

Auch andere Propheten haben nur Untergang und Verderben geweissagt, aber keinen Tag der Errettung geschaut. Jesaia hat den schönsten Erfolg seiner Wirksamkeit erlebt. Er durfte sein Volk zu einer höhern Stufe der Gotteserkenntnis emporheben. Er saß im Rate der Könige und Fürsten. Jahrhundertelang erhielt sich der Ruhm seines Namens im Volke Juda. Er war nicht nur ein Prophet, sondern auch ein Staatsmann, ja mehr als ein solcher, denn auch ohne Amt hatte er den größten Einfluß auf die Regierung seines Vaterlandes. Er war endlich auch ein Dichter, dem Schönheit und Gewalt der Rede im reichsten Maße zu Gebote standen. Noch heute ergreift uns der Schwung seiner Lieder, noch heute erfüllen uns seine Bilder mit reinster Bewunderung, ja, die Kraft seiner Worte vermag noch heute wie vor Jahrtausenden die Herzen zu erschüttern. In Jesaia war, wie ein Erklärer seines Buches (Heinrich Ewald) es treffend ausgedrückt hat, ein seltener Dreibund vorhanden: „die tiefste prophetische Erregung und reinste Empfindung, die erfolgreichste Thätigkeit und die echt dichterische Schönheit und Gewalt der Darstellung“ — Prophet, Staatsmann und Dichter in einer Person!

Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen! Für uns kann es nicht zweifelhaft sein: Wer den Propheten will verstehen, muß in des Propheten Lande gehen! Wer die Größe eines Jesaia begreifen will, muß sich im Geiste zu ihm hin in sein Land, in seine Zeit versetzen. Es ist nicht genug, daß wir mit andächtigem Staunen die uns aufbewahrten Reden Jesaias in seinem Buche lesen. Oft möchte dies Buch mit sieben Siegeln verschlossen erscheinen, — zwar die einfache, schlichte Wahrheit der Gottesgedanken, die Jesaia ausgesprochen hat, kann jedermann verstehen, dazu braucht sein Blick nicht an der Kenntnis der Zeitgeschichte der Propheten geschärft zu sein. Aber der evangelische Christ, dem die heilige Schrift eine Fundgrube ewiger, göttlicher Wahrheit und eine Richtschnur seines Glaubens und Lebens ist, hat nicht nur den Trieb, sondern auch das Recht und die Pflicht der Forschung, um tiefer auch einzudringen in die uralten Wahrheiten von der Allmacht und Erhabenheit des lebendigen Gottes. Es ist nicht der geringste Ruhm gerade der deutschen evangelischen Theologie, tiefer und klarer die Geschichte des Alten Bundes und besonders die Zeitverhältnisse der Propheten durchforscht zu haben. Unsre Aufgabe kann es hier nur sein, ein Bild in kleinem Rahmen zu geben von dem, was deutsche evangelische Wissenschaft vom königlichen Seher Jesaia aus dem verborgnen Schachte längst verflossener Jahrhunderte ans Tageslicht gefördert hat.

2. Ahas

Es ist das Jahr 735 vor Christi Geburt. Wir gehen mit dem glänzenden Zuge, der sich dort durch die Straßen Jerusalems bewegt, hinaus vor die Thore der heiligen Stadt, ins Kidronthal, südwestlich vom Tempel, gegenüber dem Oelberge. An der Spitze des Zuges schreitet der jugendliche König Ahas. Er zählt erst zwanzig Jahre. Vor wenigen Monaten bestieg er den Thron seiner Väter. Er hatte ein reiches Erbe überkommen. Das Land befand sich in Frieden und Wohlstand. Die Herrschaft des Davidischen Königshauses war durch die langjährige friedliche Regierung des Ussia, des Großvaters, und des Jotham, des Vaters des Ahas, sichrer und fester denn je im jüdischen Volke begründet. Von dem Ruhm und Ansehen seiner Väter zehrte der junge König. Die Herzen des Volkes hingen ihm an. Aber seit Wochen schon droht ernste Gefahr. Feinde rücken gegen die Hauptstadt heran. Rezin, der König von Syrien, und Pekach, der König von Israel, des Zehnstämmereiches, auch Reich Ephraim nach dem Sohne Josephs genannt, haben dem Reiche Juda den Krieg erklärt. Sie haben von Norden her ihren Raubzug begonnen. Bald werden sie vor den Felsenmauern Jerusalems stehen. „Das Herz des Königs Ahas und das seines Volkes bebt, wie die Bäume im Walde beben vor dem Winde.“ Ahas schreitet, umgeben von seinen Hofleuten und einer großen Volksmenge, auf der Straße des Walkerfeldes hinunter ins Kidronthal, dort will er die Arbeiten an der obern Wasserleitung besichtigen. Das Wasser soll im Falle einer Belagerung den Feinden abgeschnitten, aber den

Bewohnern der Stadt reichlicher zugeführt werden. Da folgt diesem glänzenden Zuge in gemessener Entfernung ein Mann mit ernsten Mienen und feurigen Augen. Nicht Furcht und Angst verrät sein Blick, nein: Mut, Zuversicht, einen erhabnen Sinn. An seiner Hand führt er einen Knaben, erst wenige Jahre alt. Das ist der Prophet Jesaia mit seinem kaum fünfjährigen Sohne, dem er den Namen Schear jaschub, d. h. „der Rest wird sich bekehren,“ beigelegt hat. Am Ende der Wasserleitung im Kidronthale trifft Jesaia mit dem Könige zusammen. Er ruft ihm vor allem Volk mit ernster Stimme das Wort des Herrn zu:

> Hüte dich und sei stille, fürchte dich nicht, und dein Herz sei unverzagt vor diesen zween rauchenden Löschbränden, nämlich vor dem Zorne Rezins und Pekachs. Was die Syrer und Ephraimiter beschlossen haben, soll nicht bestehen, noch also gehen. Aber glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht!

Das war das erste öffentliche Auftreten Jesaias, von dem uns eine genaure Kunde in seinem Buche verzeichnet ist. Gewiß aber war es nicht das erste mal, daß Jesaia als Prophet sich vor dem Volke zeigte. Er hatte schon eine mehrjährige Wirksamkeit hinter sich und beim Volke bereits ein hohes Ansehen erlangt, sodaß er es wagen durfte, in aller Oeffentlichkeit dem jungen Könige als strenger Mahner und Warner gegenüber zu treten. Ahas zitterte vor den Feinden. Wie uns das Königsbuch (2. Kön. 16) meldet, hatte er sich bereits nach heidnischen Bundesgenossen umgesehen und seine Boten zu dem Könige Tiglat-Pilesar im fernen Assyrerlande am Tigrisstrom gesandt. In der Stunde der Gefahr denkt er nicht an den besten und mächtigsten Schutz. Er hat seinen Gott im Himmel vergessen. Der Heilige Israels, der Herr Zebaoth, dem seine Väter gedient haben, wäre sein bester Bundesgenosse gewesen. Jesaia sieht die ernste Gefahr, in die sich mutwillig sein Volk samt seinem Könige hineinbegiebt. Der Geist des Herrn treibt ihn vorwärts, er muß warnen, strafen und mahnen ohne Ansehen der Person, er muß selbst vor den König treten mit seinem strengen Mahnwort, denn er steht im Dienste eines höhern Herrn, der über den Wolken thront und seinen Stuhl in seinem Tempel zu Jerusalem aufgerichtet hat.

3. Jesaias Sendung

Es war eine Stunde heiligen Schauers, erhabnen Ernstes gewesen, als Jesaia fünf Jahre zuvor im Todesjahre des Königs Ussia, 740 vor Christi Geburt, im Tempel den Ruf Gottes zum Prophetenamt erhielt. Da hatte er die Herrlichkeit des Herrn geschaut, da hatte er die Stimme der Seraphe gehört: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!“ Da waren seine unreinen Lippen durch einen Seraph mit glühender Kohle gereinigt und geweiht worden zur Verkündigung des Gottesspruchs. „Wen soll ich senden? Wer soll unser Bote sein?“ fragte den Jesaia die Stimme Gottes. Er aber antwortete: „Hier bin ich, sende mich.“ Eine furchtbare Botschaft übergiebt ihm der Herr. Er soll dem Volke Juda Krieg und Verderben, Brand und Vernichtung ankündigen, er soll die verstockten Herzen des Volkes noch mehr verstocken. Nur der zehnte Teil des Volkes wird im Strafgericht erhalten bleiben. „Aber der Rest soll sich bekehren, denn ein heiliger Same wird solcher Stamm sein.“

Zitternden und zagenden Herzens, aber doch mit willigem Gehorsam übernimmt Jesaia solchen Auftrag. Fortan tritt er auf als unerbittlicher Strafprediger seines Volkes. Und doch liebt er sein Volk, er ist ein treuer Freund seines Vaterlandes. Darum muß ihm das Herz bluten beim Anblick des tiefen sittlichen Verfalls, der sich in jenen Tagen noch unter der gleißenden Hülle äußern Wohlstandes verbarg, bald genug aber die größten Gefahren für Volk und Vaterland heraufbeschwor. Das Gericht kommt. Zu lange schon ist gesündigt und gefrevelt worden. Das junge Geschlecht will nichts mehr wissen von der Frömmigkeit und Sittenstrenge eines Ussia, immer übermütiger wagte es sich heraus in den letzten vier Jahren der Alleinherrschaft des Königs Jotham, der zuvor zwölf Jahre mit seinem Vater Ussia gemeinsam regiert hatte. Und als der zwanzigjährige Ahas zur Regierung gelangt, da klagt der Prophet: „Kinder sind Treiber meines Volkes, und Weiber herrschen über sie.“

Jesaia kennt die sittlichen Schäden in allen Ständen seines Volkes. Er war vornehmer Herkunft. Mit den angesehensten Familien der Hauptstadt stand er in enger Verbindung. Jerusalem hat er wahrscheinlich nie verlassen. Dort war er angesessen und hatte einen Hausstand gegründet, als er sein Weib, die Prophetin, wie er sie bedeutsam nannte, heimführte. Sein Haus war einem Heiligtum Gottes gleich. Da galt nur Gottes Wort und Gottes Ehre. Da wuchsen die Kinder heran nicht nur als lebendige Zeugen der prophetischen Predigt des Vaters schon durch ihre Namen, sondern auch erzogen in lauterer Furcht vor dem Heiligen Israels als Glieder des Restes, der sich bekehren, der gerettet werden sollte aus dem allgemeinen Verderben.

4. Das sittliche Verderben Judas

Aber wie schlimm sah es doch im übrigen Jerusalem aus! Niemals ist das sittliche Verderben eines Volkes ernster und anschaulicher geschildert worden, als es Jesaia in den ersten Kapiteln seines Buches thut. Das Land ist voll von Gold und Silber — eine Folge des langandauernden Friedens und Wohlstandes unter der fünfzigjährigen Regierung des Königs Ussia —, aber auch voll von Götzendienst und Sünden. Hochmut und Stolz verblenden die Bürger Jerusalems, sie demütigen sich nicht mehr vor dem allein heiligen und wahren Gott. Sie nahen sich ihm mit ihrem Munde, aber ihre Herzen sind ferne von ihm. Sie bringen wohl ihre Opfer dar, feiern die Neumonde und Sabbathe, aber die Herzen sind unbekehrt, sie haben Astarten- und Sonnensäulen, goldne und silberne Bilder der Götzen aufgestellt, die beten sie an, denen dienen sie in üppiger heidnischer Lust auf allen Höhen und in lieblichen Terebinthenhainen. Was aber den Propheten am tiefsten ergrimmt, das ist die sittliche Fäulnis, an der das ganze Volk krankt vom Scheitel bis zur Sohle. Niemals ist eine niederschmetterndere Strafpredigt gehört worden, als wir sie im fünften Kapitel des Jesaia lesen, ein sechsfaches Wehe über die Großgrundbesitzer, die Haus an Haus, Feld an Feld reihen auf unredliche Weise, über die Trinker, die bis tief in die Nacht hinein schwelgen, über die frechen und sichern Sünder, die sich ihrer Schandthat noch rühmen, über die Frevler, die das Böse gut und das Gute böse nennen, über die Hochmütigen und Selbstgerechten, über die bestechlichen Richter, die den Witwen und Waisen ihr Recht vorenthalten. Wie grollender Donner, so klingt der Schluß dieser Rede, wir sehen die Blitze des göttlichen Zornes zucken, der den Propheten ergrimmen ließ:

Weh denen, die die Strafe herbeiziehen*)
mit Stricken der Sünde,
und den Lohn des Frevels
wie mit Wagenseilen!
Die da sprechen: Er eile,
er beschleunige sein Werk, daß wirs sehen!
Es komme, es erfülle sich der Ratschluß
des Heiligen Israels, daß wir ihn erfahren!
Weh denen, die das Böse gut nennen
und das Gute bös!
Die Finsternis zu Licht machen
und Licht zu Finsternis,
die Bitteres für süß erklären
und Süßes für bitter.
Wehe denen, die sich weise dünken
und sich selbst für verständig halten!
Wehe denen, die Helden im Trinken sind
und tapfer beim Mischen des Weins!
Denen, die den Frevler lossprechen für ein Geschenk
und dem Rechtschaffenen sein Recht vorenthalten!

Kaum dürfte es eine Zeit geben, deren soziale und sittliche Schäden sich nicht auch in diesem Bilde wiederfänden, das der Prophet von dem sittlichen Verfall seines Volkes entwirft. Aber jene Zeit liegt mehr als zweitausend Jahre hinter uns, wir haben inzwischen das Evangelium mit seinem Ideal sittlicher Reinheit in Christus erhalten. Jesaia wußte davon noch nichts und doch konnte er seinem Volke einen so scharfen, so hellen und so lautern Spiegel vorhalten, in dem es seine Sünde erkennen mußte. Th A

*) Kap. 5, 18—23. Die Uebersetzung ist entnommen aus Eduard Reuß, Das Alte Testament, übersetzt, eingeleitet und erläutert. 2. Band S. 142. Braunschweig 1892. (Vgl. die Anzeige in folgender Nr. D H)

Zwei neuere Bearbeitungen des Alten Testaments

1. Die Heilige Schrift des Alten Testaments

Von Professor D. Emil Kautzsch*)

Vor drei Jahren**) habe ich, obgleich selber mitbeteiligt, auf Wunsch der Redaktion auf die Bedeutung einer genauen und deutschen Wiedergabe des Alten Testaments hingewiesen und die Hoffnung und Zuversicht ausgesprochen, die Kautzschsche Uebersetzung werde dieses entschieden vorhandne Bedürfnis erfüllen. Jetzt kurz vor dem Abschluß des Ganzen, der vor Ende dieses Jahres mit der Herausgabe der zehnten Lieferung erfolgen wird, sei mir noch einmal das Wort in gleicher Sache vergönnt.

Ohne mir wenigstens teilweise den Vorwurf des Eigenlobes zuzuziehen, darf ich gewiß behaupten, die neue Uebersetzung habe im allgemeinen gehalten, was sie versprochen hatte. Denn gerade wer die Schwierigkeiten, die eine deutsche Wiedergabe so alter Texte bietet, nur einigermaßen kennt, wird nicht übertriebne Forderungen an diesen neuen Versuch stellen. Andrerseits darf man sich auch nicht wundern, wenn nicht alle in allen Fällen sich für befriedigt erklären können. Der Fachgenosse wird in diesem oder in jenem Punkte vielleicht finden, daß noch zu wenig Raum der Konjekturalkritik in der Verbesserung des schadhaft überlieferten Textes gegeben worden sei, der Nichttheologe aber wird sich unbefriedigt darüber äußern, daß an nicht wenigen Stellen der Text als nicht sicher zu übersetzen bezeichnet ist und der Leser sich mit einer Lücke oder einer nur vermutungsweise gewagten Wiedergabe begnügen muß, die in den Anmerkungen gegeben wird. Wer jedoch nicht Unbilliges fordert, wird sich mit dem eingeschlagnen Verfahren doch befreunden und wird anerkennen müssen, daß kaum ein andrer Weg möglich war. Es ist ja eher zu verwundern, daß eine so alte Schriftensammlung, die so viele Schicksale durchgemacht hat, nicht an viel mehr Stellen die Uebersetzer und Erklärer zur Verzweiflung bringt und zu dem Eingeständnis zwingt, eine sichere Uebersetzung nicht bieten zu können; und andrerseits mußte die Scheu vor willkürlichen Annahmen die Uebersetzer zwingen, sich mit dem gegenwärtigen Bestande zu behelfen, ohne der eignen Phantasie freien Spielraum zu lassen. Gerade das ist auf diese Weise erreicht, worauf die christliche Gemeinde Anspruch erheben darf: nicht einen Bibeltext zu erhalten, der dem subjektiven Ermessen eines Einzelnen entspricht, sondern einen solchen, der nur das giebt, was einen möglichst hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt. Wo deshalb Lücken nicht zu umgehen waren, bieten im übrigen die zahlreichen Anmerkungen dem Leser die nötige Wegleitung.

Ueberhaupt ist versucht, durch Ueberschriften, sowie durch kurze weitere Angaben nach Möglichkeit das Verständnis des Textes zu erhöhen. Dem gleichen Zwecke sollen die folgenden Beigaben der letzten Lieferung dienen: Uebersicht über die Entstehung und dermalige Beschaffenheit der alttestamentlichen Litteratur in gemeinverständlicher Darlegung, ferner Zeittafeln zur Geschichte Israels unter Beifügung der aus den Keilinschriften gewonnenen Notizen; eine Erklärung der im Alten Testament vorkommenden Maße, Münzen und Gewichte, eine Zusammenstellung der Eigennamen mit genauer Transskription der hebräischen Formen, endlich die zur Zeit beste Handkarte von Palästina, bearbeitet von Fischer und Guthe. Nach alledem läßt sich sagen, daß diese Uebersetzung mit allen ihren Beigaben den kürzesten Kommentar zum Alten Testament ausmacht, der dem Leser über viele Schwierigkeiten in kürzester Zeit Auskunft erteilen kann. Möge daher diese neue Uebersetzung recht vielen dazu verhelfen, nicht mehr, wie es manchmal geschieht, gedankenlos über die Schwierigkeiten des Textes hinwegzulesen

*) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, Subskriptionspreis 9 Mk. Dieser erlischt mit Erscheinen der letzten Lieferung.

**) Vgl. Jahrgang 1890 Sp. 1186—1188.

und mit einem oberflächlichen Verständnis sich zufrieden zu geben, sondern eine tiefere und genauere Kenntnis von dem so hochwichtigen Inhalt des Alten Testaments zu erlangen, und möge sie zugleich in weite Kreise die Ueberzeugung tragen, daß die Wissenschaft nicht ohne Grund und nicht vergeblich mit der heiligen Schrift sich beschäftige. K M

Das Ende einer englischen Mission im deutschen Schutzgebiet

Eines Mannes Rede ist keine Rede . . .

Die nachfolgenden Aktenstücke sind nicht ungedrucktes Material. Sie sind dem diesjährigen Aprilheft des Church Missionary Intelligencer entnommen und waren jedem Schriftsteller und Kolonialfreunde in Deutschland zugänglich, der sich für die Haltung der englischen Missionare der deutschen Kolonialpolitik gegenüber interessirt. Der verehrte Herausgeber der Täglichen Rundschau, Herr Dr. Friedrich Lange, teilt dieses Interesse. Er hat in einem Briefe, den unsre Leser aus Nr. 43 d. Bl. kennen, als von einer ausgemachten Sache davon geredet, daß „von jeher die englischen Missionare durch ihr geradezu perfides Ränkespiel gegen unsre ostafrikanischen Interessen, zuletzt bei den Vorgängen im Kilimandscharogebiete" sich um alle Sympathien bei deutschpatriotischen Männern ein für allemal gebracht haben.

Schreiber dieses ist kein Kenner Deutschostafrikas, auch stehen ihm keine besondern Berichterstatter für die Vorgänge und Zustände dort zu Gebote. Aber eine sehr einfache Erwägung macht mich gegen das Urteil des Herrn Dr. Lange von vornherein mißtrauisch. Seit den Anfängen einer deutschen Kolonialpolitik sind wir, die wir zugleich von Herzen Deutsche und von Herzen Missionsfreunde sind, von Vorkämpfern unsrer Kolonialsache durch schnell fertige Urteile über evangelische und insbesondre englische Mission gestoßen worden, die einer nähern Nachforschung niemals standhielten. Ich erinnere an Wißmann (1890, Nr. 33 ff.) und Emin Pascha (1890, Nr. 51*). Ein lebhaftes Vorurteil gegen Mission überhaupt, evangelische im Komparativ und englisch-evangelische im Superlativ ist unter den deutschen Reisenden und Kolonisatoren anerkanntermaßen zu Hause.

Was aber die Beschuldigungen gegen die englischen Missionare gerade am Kilimandscharo noch besonders verdächtig macht, ist die andre Thatsache, daß unsre deutsche Politik eben in jenem Gebiet große Fehler gemacht hat. Ich habe es nicht nötig, darauf einzugehen, verweise der Kürze halber auf das Urteil des Herrn v. Eltz und die jüngste Veröffentlichung des auch in den folgenden Briefen erwähnten Herrn v. St. Paul-Illaire, datirt Tanga, September 1893: Unsre Politik am Kilimandscharo, in Nr. 529 der Kreuzzeitung. Wo aber Fehler gemacht werden, ist es menschlich, daß man sich einen Sündenbock sucht, und dazu muß in diesem Fall, so scheint es, die englische Mission herhalten.

Gleichwohl machen wir die folgenden Aktenstücke nur in der Absicht dem deutschen Leser zugänglich, daß der andre Teil nur überhaupt auch einmal zu Worte komme. Denn die Gerechtigkeit des Audiatur et altera pars wird leider, wenn die Heidenmission, zumal die englische, in Frage kommt, auch von unsrer bessern profanen Tagespresse kaum je geübt. Ich persönlich gestehe, daß mir die Briefe des Missionars Steggall einen sehr zuverlässigen Eindruck machen, daß ich ihm viel weniger Lug und Trug zutraue als unsern Vorkämpfern für die deutsche Sache dort allerlei Mißverstand und unbegründetes Mißtrauen. Aber der Leser wird selbst urteilen, und jeder kundigen Widerlegung stehen selbstverständlich die Spalten unsers Blattes offen.

Die englische Dschaggamission hat auf Befehl des deutschen Gouverneurs aufgehört zu existiren. Eine deutsche Mission, die Leipziger, wird binnen kurzem an ihre Stelle treten; ob sie sich gerade in Moschi niederlassen wird, ist augenblicklich noch nicht ausgemacht. Jedenfalls hat der jetzige Gouverneur Freiherr v. Schele in den betreffenden Verhandlungen mit den Eingeborenen dafür gesorgt, daß der neuen Mission das nötige Land unentgeltlich überlassen werde. Er hat ausdrücklich durch diese Fürsorge „auch zur Förderung des christlichen Werkes, an dem die Leipzigen Mission arbeitet, beitragen" wollen. So sehr wir uns dessen freuen: das Unrecht, das etwa der englischen Mission in Moschi angethan wurde, ist durch diese Unterstützung deutscher Missionsbestrebungen noch nicht gesühnt, es muß auch die öffentliche Meinung in Deutschland aufhören, unerwiesenen Verdacht weiterzuhegen und jedem Wort der Verteidigung ihr Ohr zu verschließen.

1. Aus Briefen des Missionars Reverend A. R. Steggall

Moschi, 19. Mai 1892

Dies wird, fürchte ich, ein Brief mit schlechten Nachrichten; bis jetzt weiß ich nicht, was ich Ihnen zum Schluß werde berichten müssen.

Montag Abend, ungefähr um 9 Uhr, erhielten wir folgendes Schreiben des deutschen Offiziers, der den Oberbefehl am Kilimandscharo hat. Der Brief war an Dr. Baxter gerichtet.

Geehrter Herr, — Ich habe die Ehre, Ihnen folgende Thatsachen mitzuteilen, ohne meine eigne Meinung darüber zu äußern.

1. Der König Mandara war jahrelang der beste Freund der Deutschen.

2. Mandara schickte dem deutschen Kaiser Geschenke und erhielt Gegengeschenke.

3. Mandaras Leute kamen nach Berlin.

4. Mandara, der einzig und allein unter deutschem Einfluß stand, starb.

5. Meli, Mandaras Sohn, wurde sein Nachfolger.

6. Der junge thörichte Meli, der immer unter englischem, fast nie unter deutschem Einfluß gestanden hatte, schlug andre Wege ein.

7. Meli ging nie nach der nahen deutschen Missionsstation, sondern nach der weit entferntern englischen Station Taveta.

8. Meli ließ mich durch den englischen Bischof fragen, ob er nach Mombassa gehen dürfe.

9. Meli sagte in Taveta, er sei der Deutschen überdrüssig.

10. An anderm Orte äußerte Meli, er werde dermaßen über die Deutschen herfallen, daß sie, wenn das noch möglich, sich nach der Küste zurückziehen würden.

11. Schließlich versperrte Meli unsern Soldaten den Weg.

12. Meli gab den Befehl, unsre Soldaten zu töten; seine Leute töteten einen angesichts des Dorfes von Meli.

Infolge dieser Thatsachen bin ich hierher gekommen. Hätte man Meli gesagt, er möge nach der deutschen Station statt nach Taveta gehen, so würde er nicht in solchem Grade die Achtung vor der deutschen Regierung verloren haben.

Die Folgen von Melis schlimmer Handlungsweise könnten auch für Ihr und Ihrer Leute Leben und Eigentum verhängnisvoll werden.

Nachdem ich Ihnen dies geschrieben, lehne ich jede Verantwortung ab. Wollen Sie hierher kommen, werde ich mich freuen, Sie zu empfangen. Indem ich Ihnen für den Schutz danke, den Sie unsern entflohenen Soldaten gewährten, bin ich mit besten Empfehlungen u. s. w.

Herr v. Bülow

Es war sofort zu ersehen, daß die Deutschen Moschi angreifen wollten. Mit dem Tode des deutschen Soldaten verhält es sich folgendermaßen: Am 26. April sandten die Deutschen drei Leute, nämlich zwei nubische Soldaten und einen Suaheli-Träger, in Geschäften von Marangu nach Kiwoso. Ihr Weg führte sie durch die Staaten von Kilema, Kirua, Moschi und Uru. Als sie Kirua passirten, nahm einer der Nubier einen Sack Kartoffeln vom Kopf eines ihnen begegnenden Kindes (wie es die Deutschen zu thun pflegen, wenn sie etwas sehen, das sie brauchen). Das Kind erhob den Alarmruf, und eine Anzahl Eingeborner eilte mit Waffen herbei. Die deutschen Soldaten ergriffen die Flucht und rannten drei bis vier Meilen; während von beiden Seiten Schüsse fielen und jede Partei die andre anklagte, sie habe zuerst geschossen. Ein Mann aus Kirua wurde getötet, ein andrer verwundet; ganz nahe bei den Gärten von Moschi wurde ein deutscher Soldat von einem Mann aus Kirua durch die Brust geschossen. Er war sofort tot. Ein paar Eingeborne von Moschi, die auf den Lärm herbeigeeilt waren, sahen ihn fallen. Die Leute von Kirua kehrten sodann nach Hause zurück, und die beiden überlebenden deutschen Soldaten kamen zu uns und übernachteten auf unsrer Station. Wir sind

*) Neuerdings hat der Reisende Ehlers durch sein pikantes Geplauder über Hawaii diese Art Missionsakten um ein besonders häßliches Blatt vermehrt.

überzeugt, daß weder Kitangati, der Häuptling von Kirua, noch Meli, der bis zu einem gewissen Grade sein Vorgesetzter ist, von dem Gefecht hörten, ehe es vorüber war, und daß keiner von ihnen den Befehl gab, einen deutschen Soldaten zu töten oder den Tod eines Deutschen wünschte. Baron von Bülow befand sich zur Zeit in dem sieben Meilen entfernten Pare. Man schickte nach ihm, er kam letzten Sonntag den 15. mit so vielen Soldaten, als er hatte sammeln können, und schickte uns sogleich den obigen Brief. Dr. Baxter erwiderte ausführlich darauf, da er an ihn gerichtet war. Es war nicht schwer, darauf zu antworten. Meli ist in seinem ganzen Leben nicht in Taveta gewesen. Er fragte nie, ob er nach Mombassa gehen dürfe, noch hatte er den Wunsch, dorthin zu gehen. Er hat nie irgend jemanden den Weg durch sein Land versperrt. Die Deutschen stützen ihre Beweisgründe auf die Aussagen der ganz unzuverlässigen nubischen Soldaten und auf das Zeugnis von Melis Feinden, deren nicht wenige sind, da es am Kilimandscharo kaum einen Staat giebt, der nicht von Mandaras Raubzügen zu leiden hatte.

Am Mittwoch entschloß ich mich, selbst nach Marangu zu gehen und mein Möglichstes zu thun. Die deutschen Offiziere empfingen mich sehr höflich und hörten mir aufmerksam zu, aber sie beharrten unerschütterlich auf ihrer Meinung. Sie sind überzeugt, daß eine Verschwörung existirt, um sie aus dem ganzen Bezirk zu vertreiben. Was ich auch sagte, sie ließen sich von ihrer Meinung nicht abbringen. Infolge ihrer Bedrückung der Eingebornen befinden sie sich thatsächlich in einem Zustande beständigen Argwohns und Mißtrauens, wenn nicht des Schreckens, und sind stets auf Racheakte gefaßt. — Nachdem ich mit den Deutschen gefrühstückt hatte, begab ich mich auf den Heimweg und erreichte Moschi ungefähr um sieben Uhr abends. Unterwegs begegneten mir Eingeborne von Kilema und Marangu, die ihr Vieh aus den bedrohten Gebieten forttrieben. In Moschi erfuhr ich, Meli sei entschlossen, für sein Königreich zu kämpfen. Heute Morgen ging ich zu ihm und setzte ihm die Lage der Dinge auseinander. Er fragte mich, wie er den Krieg abwenden könne. Ich schlug ihm dreierlei vor: 1. Er solle alle Waffen im Lande, alle Speere, Schwerter und Flinten in das deutsche Fort nach Marangu senden. Davon wollten aber weder er noch seine Leute etwas hören, was mich nicht wundert, denn für einen Afrikaner sind seine Waffen ein weit wichtigeres Lebensbedürfnis als seine Kleider. 2. Er solle selbst unbewaffnet hingehen und sich ausliefern. Doch konnte ich ihm dazu nicht raten, da ich glaube, daß man ihn sofort hängen würde. 3. Er solle mit seinen Leuten das Land räumen. Aber in einem Monat beginnt die große Jahresernte, und jetzt in die Ebene zu gehen, selbst wenn sie Nahrungsmittel mitnähmen, würde für Hunderte dieser Bergbewohner den sichern Untergang durch Strapazen, Malariafieber und Hunger bedeuten; da sterben sie besser eines gewaltsamen Todes.

Es wird also zum Kriege kommen. Die Wamoschi*) können vielleicht eine Zeit lang Sieger bleiben, doch zweifle ich daran. Wenn die Nubier ins Land kommen, wird kein Pardon gegeben; das hat sich jüngst in Rombo gezeigt. Wir haben den Frauen und Kindern gesagt, sie möchten beim ersten Kriegsalarm sich zu uns flüchten, aber die meisten werden wohl vorziehen, zunächst ihre Rinder und Ziegen in Sicherheit zu bringen. Wir werden ihnen das Schulzimmer einräumen; alle Nichtkämpfenden sind selbstverständlich bei uns ganz sicher.

Während ich gestern in Marangu war, traf ein englischer Offizier, Major Kenrick, in Moschi ein. Auf der Jagd begriffen war er mit knapper Not großer Lebensgefahr entgangen. Die Wamoschi lagen nämlich an der Grenze im Hinterhalt, und einer schoß mit einem vergifteten Pfeil auf ihn; er hielt ihn für einen Deutschen. Der Bogen war aufs äußerste gespannt da riß die Sehne, und der Pfeil fiel wenige Schritte weit zur Erde nieder, ohne daß Major Kenrick etwas davon sah und hörte. Dann erst bemerkten die Eingebornen, daß er keine Waffe trug, und er wurde weiter nicht angegriffen. Die Deutschen

*) Die Vorsilbe Wa- ist die Bezeichnung für die Bewohner des Landes oder der Landschaft. D H

sagten mir, sie erwarteten täglich Verstärkung und würden vor deren Eintreffen nichts unternehmen.

Sonntag, 22. Mai. Noch immer kein Angriff, aber Nachricht, daß die Deutschen Verstärkung bekommen haben, und daß sie einen armen Mann aus Moschi hingerichtet haben, der vor einiger Zeit ergriffen wurde. Ich fürchte mich nicht, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der Mann vollkommen unschuldig war und nichts gegen die Deutschen begangen hatte. So will ich denn morgen alle oder die meisten meiner Leute der Sicherheit halber nach Taveta schicken, und da unsre Post ausgeblieben ist, werde ich ihnen auch einige Briefe mitgeben.

31. Mai. Noch ein Wort, um Ihnen das Neueste zu berichten. Die Deutschen sind noch nicht da, und wir hoffen, daß der Gouverneur an der Küste, ein friedliebender Mann, ihnen die nötige Verstärkung verweigert hat.

Moschi, 22. Juni

Der Angriff begann Freitag, 10. Juni, um sieben Uhr morgens und dauerte ungefähr sieben Stunden. Die Deutschen erschienen in lächerlich geringer Anzahl, umsomehr, als sie im Busch zu fechten hatten; sie sicherten sich schon dadurch einen Mißerfolg, daß sie ihre Leute Hunderte von Patronen gegen einen unsichtbaren, wohlgedeckten Feind verschießen ließen. Der Verlust der Wamoschi beträgt dreißig Tote und vierzig Verwundete. Abgesehen davon, daß ihnen die Munition ausging, wurden die Deutschen auch von ihren Verbündeten, die einen Gegenangriff von Westen her geplant hatten, nicht genügend unterstützt.

Der Angriff war durchaus unberechtigt, die Niederlage wohlverdient, aber ich hätte es lieber gesehen, wären die Deutschen Sieger geblieben. Ihre geringe Anzahl hätte ohnehin eine allgemeine Niedermetzelung des Volkes verhütet, und das Land hätte sich bald von dem Ansturm erholt. Jetzt aber wird es politisch notwendig sein, daß abermals die Entscheidung der Waffen eintritt.

Die Wirkung auf die Leute hier war unberechenbar schlimm. Sie sind von ihrem Erfolg so gehoben, daß ich mich nicht wundern würde, wenn sie daran dächten, die Deutschen in ihrem eignen Lande anzugreifen. Meli und seine Hauptleute haben das Vertrauen zur Mission verloren. Als der Angriff erwartet wurde, thaten wir selbstverständlich, was wir konnten, um den Frieden zu erhalten. Ferner rieten wir dringend, die Frauen und Kinder an einen sichern Ort zu senden, denn wie konnten wir ahnen, daß die Deutschen sich selbst eine Niederlage bereiten würden, indem sie mit sechzig Nubiern und fünfzig Waswahili etwa 500 bis 700 Mann, die in einem dichten Gehölz lagen, angriffen? Natürlich gilt diesen wilden Gemütern einer, der zum Frieden rät, als feige.

Es scheint mir ziemlich sicher, daß früher oder später eine deutsche Expedition erscheinen wird, um den verlornen Waffenruhm wieder herzustellen. Ebenso sicher scheint mir leider, daß in dem dann folgenden Blutbad keiner verschont bleibt. Unsre Arbeit hier muß, fürchte ich, abgebrochen werden. Manche würden wohl zu der sofortigen Entfernung der Mission raten, ehe neue Feindseligkeiten beginnen; obgleich ich aber die Entfernung als schließlich unvermeidlich betrachte, würde es mir leid thun, wenn sie gerade jetzt erfolgte. Ich glaube, unser Hiersein wird den Leuten bei künftigen Angriffen einen gewissen Schutz gewähren. Ich glaube auch, falls die Wamoschi dann geschlagen werden, daß wir wahrscheinlich einige Vater- und Heimatlose um uns sammeln könnten. Und außerdem, wollten wir uns jetzt zurückziehen, würden wir das Missionswerk nicht nur in Moschi, sondern auf dem ganzen Gebirge aufs schwerste schädigen. Es würde als Feigheit erscheinen und meiner Meinung nach in der That feige sein, da ich mir keiner uns drohenden Gefahr bewußt bin.

3. August (Moschi)

Freitag, den 29. Juli, begab ich mich nach Taveta, um Hauptmann Johannes von der deutschen Armee zu sprechen und durch ihn den Brief des Baron v. Soden zu empfangen, den ich Ihnen bereits gesandt habe. Wunde Füße hinderten mich, am Sonnabend nach Marangu zu gehen, wo sich die deutsche

Station befindet; ich ging am Sonntag hin, wurde von Hauptmann Johannes aufs freundlichste empfangen, nahm von ihm Vorschläge für Meli entgegen und begab mich Montag wieder nach Moschi, wo ich versuchte, Meli und seine Ratgeber zur Vernunft zu bringen. Die Meli vorgelegten Friedensbedingungen waren nicht hart und durchaus annehmbar. Er sollte die Kanone, Flinten, das Zelt und die Effekten des kürzlich getöteten Offiziers herausgeben, sollte Hauptmann Johannes mit seiner Kompanie (etwa 120 Mann) friedlichen Einlaß in Moschi gestatten und die friedlichen Beziehungen zwischen den Deutschen und den benachbarten von ihm aufgewiegelten kleinen Häuptlingen wieder herstellen. Falls er diese Bedingungen nicht sofort annehme, solle er einen oder zwei von seinen besten Leuten nach Marangu zu Hauptmann Johannes senden, um weiter zu verhandeln; meine und meines Kollegen Mr. Mac Gregor Gegenwart würden für ihre sichere Rückkehr bürgen. Meli wies alles zurück. Er wollte in keine Zusammenkunft willigen. Obgleich viele seiner Leute bereit waren, mir zu folgen, wollte er sie nicht ziehen lassen. Auf nichts, was ich vorschlug, wollte er eingehen. Er war zu Scherzen geneigt, dabei eigensinnig, unverschämt und ruhmredig. Schwer wurde es mir, ihm seine Thorheit nicht ins Gesicht vorzuwerfen. — Dienstag, den 2. August, ging ich wieder nach Marangu (die Entfernung beträgt fünfzehn Meilen*). sprach abermals Hauptmann Johannes, der in mehrstündiger Unterhaltung sich bereit zeigte, jeden meiner Vorschläge anzunehmen und alles, was die Ehre gestattete, zur Erreichung des Friedens zu thun, übernachtete dort und kehrte heute, am 3., nach Moschi zurück.

Den 5. August. — Als ich von Marangu zurückgekehrt war und mit den französischen Missionaren bei Tische saß, wurde ein junger Krieger von Moschi hereingeführt, der die folgende Botschaft ausrichtete: „Meli möchte gern wissen, da jetzt die Deutschen hier sind, ob du zu den Deutschen gehörst oder zu ihm.“ Die Frage war an den Vorsteher der französischen Mission**) gerichtet, der in seiner Antwort erklärte, was ihn hergeführt habe; seine schutzlose Lage bürge dafür, daß er nicht zu den Deutschen gehöre. Ich muß noch erwähnen, daß vor einem Monat eine große Schar von Melis Kriegern auf der französischen Mission erschien und den Vätern mehrere Stücke Tuch, ein Gewehr und andre Gegenstände raubte. Die Frage war daher unverschämt und etwas besorgniserregend, weshalb ich mich sofort entschloß, nachdem ich Meli gesehen, zu Hauptmann Johannes zurückzukehren und ihn von der Gefahr, die der französischen Mission drohte, in Kenntnis zu setzen. Gestern, am 4. August kehrte ich deshalb nach Marangu zurück und nahm vier unsrer Leute mit mir. In einiger Entfernung folgten mir etwa zwanzig Bewaffnete, die Meli geschickt hatte, und die, wie ich hörte, nach Kilema gingen; ich konnte nicht umhin, zu argwöhnen, daß sie Böses im Schilde führten mißtrauisch geworden durch die gestrige Botschaft an die französischen Missionare. Ich ging den ganzen Weg vor ihnen bis nach Kilema, wo ich im Missionshaus rastete, während sie den Hügel zur Wohnung des Häuptlings Fumba hinaufstiegen. Als ich um drei Uhr nachmittags das deutsche Fort erreichte, kam gerade der Hauptteil der deutschen Streitkräfte an; ich wurde mehreren Offizieren, auch dem Kommandeur Manteuffel, vorgestellt. Nach dem Mittagessen hatte ich eine längere Besprechung mit den Offizieren, worunter Herr v. St. Paul und Hauptmann Johannes; ihr Ergebnis war, daß ich gebeten wurde, nach Moschi zurückzukehren, um zu sehen, ob Meli zu friedlichern Maßregeln neige, nachdem die deutschen Hilfstruppen eingetroffen waren.

Ich verließ Marangu heute Morgen und erreichte Kilema um acht Uhr. Dort erwarteten mich schlimmere Nachrichten, als ich mir je hätte träumen lassen. Die Krieger von Moschi, die mir Donnerstag gefolgt waren, waren zu Fumba, dem Häuptling von Kilema, mit dem Vorschlag gekommen, er möge eine Zusammenkunft zwischen den Abgesandten Melis und dem Hauptmann Johannes herbeiführen und bei dieser Zusammenkunft den Hauptmann umbringen lassen. Abends erhielten die Väter auf der französischen Missionsstation heimlich Kunde von dem Vorschlag und waren nun voll Angst, ich möchte einen deutschen Offizier zur Besprechung mitbringen. Indessen am Morgen hörten sie zu ihrer Erleichterung, Fumba habe den Vorschlag klugerweise nicht angenommen, und mit noch größerer Befriedigung sahen sie mich allein zurückkehren. Schnell sandte ich zwei meiner Leute mit der Nachricht in das deutsche Fort und erwartete die Antwort, die um halb zwölf Uhr eintraf. Dann brach ich nach Moschi auf, ging dort sogleich zu Meli und seinen Ratgebern, legte ihnen die deutschen Bedingungen vor und erlangte die bisher verweigerte Zusage, daß Vertreter des Königs mich morgen zu einer Konferenz mit Herrn von St. Paul begleiten sollen.

Ich halte es nicht für klug, jetzt überhaupt zu verhandeln, aber ich will nach Marangu gehen und hören, was man dort dazu meint. Gleichzeitig beabsichtige ich, alles, was ich oben schrieb, mitzunehmen und in Marangu in sichere Hände zu legen, da eintretende Zwischenfälle es unmöglich machen könnten, meines Berichts in Moschi habhaft zu werden. Bei nächster Gelegenheit schreibe ich weiter.

Den 11. August. — Sonnabend, den 6. begab ich mich nach Marangu mit Melis Botschafter Kibanga, einem jungen Burschen ohne Ansehen in Moschi; aber es war besser, ihn mitzunehmen als keinen. Nahe der Grenze von Kilema ließ ich ihn zurück, ging voraus und holte Hauptmann Johannes und Herrn v. St. Paul, die ihn überredeten, mit ins deutsche Fort zu kommen, wo er sehr gut empfangen wurde. Nachdem er mit ihm verhandelt hatte, schrieb Herr v. St. Paul einen Brief an Meli, den Kibanga am nächsten Tag, den 7. August, nach Moschi brachte; mein Diener Yohana las ihn Meli vor und schrieb nach dessen Diktat die Antwort. Diese erreichte mich am 8. in Kilema, von wo ich sie ins deutsche Fort brachte. Sie schien eine friedliche Beilegung der Streitigkeiten zu sichern, sodaß Herr v. St. Paul ein zweites Schreiben verfaßte; auch wurde eine Art Vertrag in zwei Exemplaren niedergeschrieben, den Major Manteuffel, Herr v. St. Paul und Hauptmann Johannes unterzeichneten, und unter den Meli und einige seiner Hauptleute ihr Zeichen setzen sollten. Dienstag, den 9. August, kehrte ich mit dem Briefe und den Verträgen nach Moschi zurück, begab mich zu Meli und nahm Feder und Tinte mit, in der Erwartung, daß die Zeichen gleich hingesetzt würden. Aber Meli sagte, er müsse sich vorher noch mit seinen Leuten besprechen. Er berief sie auf den nächsten Morgen bei Tagesanbruch zu einer Konferenz, die vier Stunden dauerte. Ihrem Schluß wohnte ich bei und erhielt den Auftrag, den Deutschen zu sagen, von Kriegsbeute werde nichts zurückgegeben, ehe nicht Meliari, der Häuptling von Marangu, der das Eigentum der Deutschen nach den letzten Gefechten schützte, nach Moschi käme. Dies Ansinnen, das ohne Zweifel in mörderischer Absicht gestellt wurde, war schon früher von den Deutschen abgewiesen worden. Die Redner sprachen in sehr entschiednem Tone und zeigten keine Spur von Nachgiebigkeit. So begab ich mich denn um Mittag nach Marangu, überbrachte die Nachricht und bin soeben, am elften abends, zurückgekommen. Wenn Meli und seine Ratgeber nicht nachgeben, werden wir in kurzer Zeit wieder Krieg haben; aber diesmal sind die Deutschen nicht zu tadeln; sie haben es an Geduld und Mühe nicht fehlen lassen.

*) Natürlich englische. D H

**) Katholische Missionare aus Bagamoyo, die sich innerhalb des deutschen Schutzgebietes am Kilimandscharo niedergelassen hatten. D H

2. Depeschenwechsel zwischen dem Generalkonsul Sir G. Portal und dem Bischof Tucker*)

6. September 1892. — Deutsche Regierung hier und in Europa ist aufs neue vorstellig geworden wegen der Unterstützung, die das bloße Dasein unsrer Mission in Moschi den Eingebornen gewähre. Weitere Anschuldigungen werden nicht erhoben, aber die deutsche Regierung macht bekannt, daß sie um ihres Ansehens willen beschlossen hat, die englische Mission nicht länger in Moschi zu dulden. Will die englische Mission sogleich freiwillig Moschi räumen, so ist sie eingeladen, sich in einem beliebigen andern Teile des deutschen Schutzgebiets, auch in

*) Sir G. Portal war in Sansibar, Bischof Tucker in Frere Town.

Marangu am Kilimandscharo, niederzulassen. Will die Mission sich nicht freiwillig zurückziehen, so macht die Regierung bekannt, daß die Mission Unruhe und Krieg über den ganzen Distrikt bringen wird. Bitte, telegraphiren Sie ausführlich, ob Sie das deutsche Anerbieten annehmen. Ich brauche kaum zu bemerken, daß eine friedliche und freundschaftliche Lösung sehr zu wünschen ist. Portal

7. September 1892. — Will die deutsche Regierung als Präliminarium der Verhandlungen öffentlich die gegen die Mission erhobnen Angriffe zurücknehmen? Ohne solche Zurücknahme von deutscher Seite würde unser Rückzug aus Moschi als Schuldbekenntnis erscheinen. Wir haben treu und loyal gegen die Deutschen gehandelt; wollen sie es anerkennen, ehe wir ihr Anerbieten in Betracht ziehen, im Hinblick auf ein freundschaftliches Uebereinkommen? Tucker

7. September 1892. — Der deutsche Gouverneur antwortet, er habe nie irgendwelche Anschuldigungen erhoben, könne also keine zurücknehmen. Er hat die Behauptungen der Presse nicht autorisirt. Er will nicht in Präliminarien eintreten, bietet der Mission einfach freie Niederlassung, im Fall sie sich ruhig und freiwillig zurückzieht. Ich möchte als meine Ansicht hinzufügen, daß die freiwillige Erledigung dieser Frage sehr wünschenswert ist. Ich bin verständigt worden, daß nur auf diese Weise ernstliche Kämpfe in Moschi verhütet werden können; wenn die Mission nach Marangu oder sonst wohin geht, hält man weitere kriegerische Maßnahmen nicht für notwendig. Ein friedlicher Ausgleich wird auch von Ihrer Majestät Regierung gewünscht. Bitte um Drahtantwort. Portal

8. September 1892. — Um die Wamoschi vor dem Kriege zu bewahren, der ihnen angedroht wird, falls die Mission ihren Sitz in Dschagga beibehält, wollen wir auf Verlangen der deutschen Regierung und auf den ausgesprochnen Wunsch der Regierung Ihrer Majestät die voraussichtlich gefährliche und schwierige Aufgabe zu lösen versuchen und uns zurückziehen, indem wir uns das Recht vorbehalten, Entschädigung für die fast neuen Missionsgebäude und Erstattung der Kosten des Umzugs und der dabei erlittenen Verluste zu verlangen. Tucker

8. September 1892. — Können Sie diese Moschifrage allein ordnen, oder müssen Sie sich nach London wenden? Der deutsche Gouverneur verlangt dringend Antwort; sagt, er müsse den Truppen in Kilimandscharo sofort Befehle schicken. Portal

8. September 1892. — Ich kann die Frage der Moschimission allein ordnen. Eine besondre Post wird morgen abgehen mit der Instruktion, Moschi zu räumen, übereinstimmend mit meinem heutigen Telegramm. Tucker

12. September 1892. — Baron v. Soden nimmt Anstoß daran, daß man die Räumung Moschis als ein schwieriges und gefährliches Unternehmen bezeichnet; er sagt, es werde ganz von dem Benehmen der Missionare selbst abhängen, ob das Volk sie in Frieden ziehen läßt. Er verlangt, man möge sie vor Uebereilung warnen und sie anweisen, sich mit dem Kommandeur in Marangu wegen der Art ihres Rückzugs ins Einvernehmen zu setzen. Portal

12. September 1892. — Die Missionare haben Instruktion erhalten, sie möchten mit äußerster Behutsamkeit vorgehen. Nach meiner von dem hier anwesenden Dr. Baxter geteilten Ansicht ist der Versuch, die Mission zurückzuziehen, mit Gefahr für Leben, Freiheit und Eigentum verbunden.*) Besondre Post ging Freitag ab. Tucker

3. Brief von Bischof Tucker an Mr. Steggall

Frere Town, 8. September 1892

Ich sende Ihnen die Abschrift zweier Telegramme, die ihre Erklärung in sich selbst tragen. Das eine ist, wie Sie sehen, von Sir G. Portal, das andre ist meine Antwort, die ich nach Beratung mit dem Finanzkomitee abschickte. Sehr schwer und mit kummervollem Herzen habe ich in die Entfernung der Mission aus Moschi gewilligt. Als man mir die Alternative stellte: „Ziehen Sie Ihre Mission zurück, oder wir fangen Krieg mit Moschi an" — da blieb mir nach meinem Gefühl keine andre Wahl. Aus welchem Grunde die Deutschen unser Dortsein zum Vorwand eines Krieges mit Moschi machen wollen, weiß ich nicht; aber sie haben ihre Absicht deutlich genug ausgesprochen. Andrerseits haben wir ebenso deutlich gehört, daß sie, wenn wir Moschi verlassen, weitere militärische Operationen nicht für notwendig erachten. Unter diesen Umständen haben wir beschlossen, die Mission zurückzuziehen, ohne uns weiter auf die Erforschung der Gründe für dies Vorgehen der Deutschen einzulassen. Natürlich denken wir nicht daran, unsre Arbeit in Marangu oder einem andern Orte innerhalb des deutschen Gebiets wieder aufzunehmen.

Ich muß Sie deshalb in aller Form ersuchen, sofort die nötigen Schritte zu thun zum Aufgeben unsrer Mission. Ich bin nicht blind gegen die mit einem solchen Schritt möglicherweise verbundnen Schwierigkeiten und Gefahren. Es kann sein, daß Meli den Versuch macht, Sie in Moschi zurückzuhalten oder das Fortschaffen Ihres Privatgepäcks und des Missionseigentums verhindert. Ich lasse Ihnen ganz freie Hand; sehen Sie, wie Sie sich in bester Art entfernen. Ob es gut sein wird, zu Meli zu gehen und ihm offen zu sagen, daß Sie sich entfernen, und ihm zugleich die Gründe darzulegen, das muß ich Ihrem Urteil überlassen. Jedenfalls wäre es gut, wenn Sie ihm ganz klar machten, daß Sie sich nicht zu den Deutschen nach Marangu begeben. Möglicherweise halten Sie es für das Sicherste, sich zu entfernen, ohne Meli offiziell zu benachrichtigen. Die nächste Sorge ist natürlich Ihre und Ihrer Anhänger persönliche Sicherheit. Von den letztern werden Sie, denke ich, so viele, als Ihnen ihr Schicksal anvertrauen wollen, mit sich nehmen. Der einzige Ort, der Ihnen zur Niederlassung offen steht, ist Taveta. Ich sende sobald als möglich einige Leute dorthin, die Ihre Anweisungen wegen Beförderung von Gepäck von Moschi nach Taveta erwarten sollen. R

*) Die Eingeborenen konnten den Rückzug der englischen Missionare als im Einverständnis mit den Deutschen zu ihrem Verderben geplant deuten.

Der Religionskongreß in Chicago

10 (Schluß)

Der 22. September brachte ein etwas buntscheckiges Programm: Buddhismus und städtische Verwaltung, Reichtum und Armut, Erfolglosigkeit der Mission waren Gegenstände, die sich schwerlich in einen engern Rahmen zusammenbringen lassen. Statt der Abendsitzung fand ein großartiges Negerfest zur Erinnerung an Lincolns Emanzipationserklärung statt.

Vorträge hielten: W. Gladden: „Religion und Reichtum"; J. Cook: „Wert der Bibel für Religion und Zivilisation"; Frau Olympia Brown, Pastor: „Verbrechen und Heilmittel dagegen"; Richter S. J. Hannoch: „Christliche Wissenschaft"; Prof. A. W. Small: „Die Kirchen und das »Stadt«-Problem"; P. C. Mozoomdar: „Was die Religionen der Welt Asien schulden"; G. E. Post: „Der Koran und seine Lehren"; L. C. Hawarth: „Die Aufgaben der Mission in Japan." Den beiden letztern Vorträgen ging eine Besprechung voraus, die die Mittel der Förderung der Mission zum Gegenstande hatte, und an der sich ebenso Missionare wie heidnische Priester beteiligten. Diese wiesen namentlich darauf hin, daß es, um Erfolge zu erzielen, dringend notwendig sei, daß die Missionare sich den Sitten der Eingebornen anbequemten, soweit es nur mit der christlichen Religion vereinbar sei.

Am Nachmittag fand eine informelle Konferenz weiblicher Prediger statt. Der einzige Sonderkongreß des Tages war der der schwarzen Methodisten.

Am 23. September machte sich zum erstenmal ein Nachlassen des Andranges von seiten des Publikums bemerkbar. Das Programm war interessant genug, bot aber keinen bekannten oder berühmten Namen, es lautete: „Förderung der Menschheit" von J. W. Hoyt; „Gründe der Freundschaft und Brüderlichkeit unter religiösen Menschen" von A. M. Powell; „Die Bedeutung des Religionskongresses" von A. W. Momerie; „Die Mission unter den Negern" von Frau F. C. Williams, einer Negerin; „Internationale Schiedsgerichte" von Th. J. Semmes; „Christus

ward nicht von den Juden gekreuzigt" von Rabbi J. Silvermann; „Die religiöse Aufgabe der englisch sprechenden Völker" von H. H. Jessup; „Der Geist und die Aufgabe der apostolischen Kirche Armeniens" von Johannes Chatschumyau; „Thätigkeit und Einfluß der griechischen Kirche" von P. Phiambolis; „Internationale Gerechtigkeit und Freundschaft" von S. L. Baldwin; „Allgemeine Brüderschaft" von Prinz Serge Wolkonsky; „Aberglaube im Osten" von Erzbischof Latas von Zante; „Internationale Verpflichtungen gegen China" von W. A. P. Martin; „Der Koran und andre heilige Schriften" von Sanna Abou Naddara; „Die Frau und die Kanzel" von Frau A. Blackwell; „Die Stellung der Mutterreligion zur sozialen Frage" von Rabbi H. Berkowitz; „Die Zukunft der Frau" von H. Burrows aus London.

Ueber die Sitzungen vom Sonntag, 24. September, können wir schnell hinweggehen; sie waren dem amerikanischen Patriotismus gewidmet; alle Reden handelten von dem Einfluß des Christentums auf die Entwicklung Amerikas und dem jetzigen Stand der Kirchen. Eine neue Erscheinung war die Verstattung der Debatte. An diesem Sonntag und am Montag fanden die Kirchentage der deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika statt. Der Sonntagssitzung wohnte Hofprediger Stöcker bei, der über das Wesen der Union redete. Von auswärtigen Gästen sind noch zu nennen: Julius Lohr, Missionar in Biramgur, Indien, und Pfarrer Fritz Fliedner von Madrid, Spanien. Dieser berichtete von der Gründung von vier Gemeinden in Madrid und zahlreicher Schulen, eines Waisenhauses, Hospitals und einiger Bücherladen. In den Montagsversammlungen wurden Vorträge über die Lehrstellung, innere und äußere Thätigkeit der Evangelischen Synode, namentlich deren Mission in Indien gehalten.

Am 25., 26. und 27. September, den letzten drei Tagen des Religionskongresses, war der Besuch andauernd stark, nur wurden am erstgenannten Tage viele der sommerlich gekleideten Damen durch die plötzlich eingetretene Kälte vertrieben. Die Reden der letzten Tage waren: „Freundschaft der Religionen" von L. J. Block; „Stellung der anglikanischen Kirche zu der Kirche der ersten Jahrhunderte" von Th. Richey; „Christliche Union und das Werk der Mission" von G. T. Catlin, einem chinesischen Missionar; „Wiedervereinigung des Christentums" von Ph. Schaff*); „Interkonfessioneller Anstand" von D. L. Whitman; „Die Entwicklung des Einheitsgedankens in der Christenheit" von Professor Luther F. Townsand; „Geschichte und Lehre des Jainismus" von V. A. Gandhi aus Bombay (Indien); „Die Frei-Baptisten-Kirche" von J. A. Howe; „Die geistigen Ideen des Brahmo-Somadsch" von N. C. Nagaskar; „Die Botschaft des Christentums an andre Religionen" von J. S. Dennis; „Hinduismus vom Standpunkte eines Missionars" von F. E. Slator aus Bungalore (Indien); „Die Stellung der christlichen Religion zu andern" von Professor W. C. Wilkinson; „Synthetische Religion" von Kinza Riuge Hirai, Japan; „Die primitive und in Aussicht stehende religiöse Vereinigung der menschlichen Familie" von J. Gmeiner; „Der Welt religiöse Verpflichtung Amerika gegenüber" von Frau C. P. Wooley; „Die armenische Kirche" von Professor M. Tcheraz; „Welches sind die Berührungspunkte und Gegensätze der christlichen und der Hindulehre?" von R. A. Hume; „Die Mission des Protestantismus in der Türkei" von A. M. Oknadossiom; „Ist der Buddhismus die Religion der Zukunft für Japan?" von W. L. Gordon aus Kyoto (Japan); „Der liberale französische Protestantismus" von G. Bonnet aus Maury (Frankreich); „Universalelemente in der Religion" von Dr. E. G. Hirsch; „Der einzig mögliche Weg einer religiösen Einigung der menschlichen Rasse" von W. R. Alger und einige andre Vorträge, die denselben Gegenstand, religiöse Einigung aller Menschen, behandelten.

Die Schlußsitzung fand am Abend des 27. September statt und gestaltete sich zu einer Verherrlichung des Religionskongresses und seiner Veranstalter. Niemals in der neuern Zeit hat eine gleich lang dauernde religiöse Versammlung in gleichem Maße vom Anfang bis zum Schluß das Interesse der Tausende von Besuchern und der gesamten Presse aller Konfessionen und aller politischen Richtungen in Anspruch genommen, wie dieses große, nun der Vergangenheit angehörige Religionsparlament. Ob greifbare Resultate erzielt worden sind? Die einen sagen entschieden „ja," die andern ebenso entschieden „nein"; viele hoffen, daß aus der erwähnten Brüderschaft ein großer allumfassender Kirchenbund entstehen wird; die positiv Kirchlichen tadeln es, daß über der Aufzählung der „Berührungspunkte" zwischen dem Christentum und den heidnischen Religionen die Hervorhebung des Gegensatzes fast ganz vergessen worden sei; nur in dem Einen sind alle einig, daß eine Fülle von Belehrung auf dem Kongreß geboten wurde, und daß gewiß auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, daß der dort ausgestreute gute Same seiner Zeit reichliche Frucht tragen werde, und daß der Religionskongreß unter die denkwürdigsten Ereignisse der neuern Zeit auf dem Gebiete der Kirchengeschichte gehört. Krh

*) Professor Philipp Schaff, der angesehenste unter den deutschen reformirten Theologen Amerikas, ist einige Wochen nach Schluß des Religionskongresses gestorben. Wie berichtet wurde, ist sein Tod durch Ueberanstrengung bei den Arbeiten für den Kongreß beschleunigt worden. D B

Verschiedenes

(Zur Vorgeschichte des Sulzischen Gemeindegedankens) brachte neulich die Kirchliche Korrespondenz einen hübschen Beitrag. Er ist dem Werke von Ziegra, Sammlungen zur Hamburger Kirchenhistorie (III, S. 45 ff.) entnommen.

Der Hauptpastor Winckler in Hamburg, von Gewissensbedenken über seine übergroße Gemeinde gequält, hatte sich 1688 von der Leipziger Fakultät ein Gutachten darüber erbeten: „ob ein Pastor, der nach Beschaffenheit des Kirchenwesens den Zustand seiner Gemeinde weder erkennen noch ihr die schuldige Seelsorge erzeigen könne, ein wahrer und legitimer Pfarrer sei, und ob er nicht bei solchen Umständen sein Amt aufgeben könne? Er habe 30000 Pfarrkinder und könne nur durch seine Predigten und alle vier Wochen durch eine Kinderlehre auf sie wirken; von 10000 schulfähigen Kindern gingen höchstens 3000 zur Schule." Die Antwort der Fakultät lautete: Der Herr spricht, in seinem Kirchspiele wären über 30000 Menschen. Dieses ist zwar viel, aber der Prophet Jonas hatte in seinem Kirchspiel zu Ninive mehr denn 120000 Seelen, wie zu sehen Jon. 4, 11. Wer will nun glauben, daß Jonas vor jedweden seiner Zuhörer habe in specie und in individuo Sorge getragen?" Ob sich Winckler bei dieser sonderbaren Auskunft beruhigt hat, erzählt Ziegra leider nicht.

(Nochmals die Zeitung der Akademisch-theologischen Vereine) Die Kartellzeitung der Akademisch-theologischen Vereine will keine theologische Zeitschrift sein, sondern ein Blatt für einen eng geschlossenen Kreis alter und junger Theologen aller Richtungen, die auf der Universität sich den theologischen Vereinen angeschlossen haben. Sie will das Band sein, das die aktiven und die frühern Mitglieder verbindet. Die aktiven Mitglieder werden in dem studentischen Teil des Blattes zu Worte kommen, von den „alten Herren" erwarten sie eine brüderliche Aussprache über Fragen der Wissenschaft und Praxis. Wie sollten die „alten Herren" auch sonst die vielgerühmte geistige Gemeinschaft unter einander und mit den Studenten bethätigen können? Mit Geldbeiträgen allein ist nichts gethan. Diese Mitarbeit der „alten Herren" wird freilich denselben Charakter tragen, den sie etwa auch bei einer gelegentlichen Teilnahme von Vereinsdebatten hat: man wird keine Probleme lösen wollen, aber man will sich durch freundschaftliche Aussprache innerhalb eines Kreises von Gesinnungsgenossen, der als solcher keine Partei billigt oder verwirft, gegenseitig anregen. So verschiedenartig die Mitglieder des Verbandes gerichtet sind, so verschiedenartig werden auch die Stimmen sein, die in dem Blatt zur Geltung kommen. Es ist durchaus zu wünschen, daß die Mitarbeit studentischer Mitglieder in dem nichtstudentischen Teil des Blattes unterbleibt. Wenn der Angriff des Ostpreußischen Kirchenblattes den Erfolg hätte, daß die wenigen in Betracht kommenden Fälle fortan die einzigen blieben, so hätte er sein Gutes gehabt. Daß die Zeitung in den ersten Jahren ihres Bestehens manches hat zu wünschen übrig gelassen, hat auch der Schriftleiter öfter betont und die Bitte um Mitarbeit und Verbesserungsvorschläge immer wieder ausgesprochen. Aber nach den Einseitigkeiten und Taktlosigkeiten, die vorgekommen sind, darf man, meine ich, nicht nur den Kartellverband nicht beurteilen, sondern auch nicht seine Zeitung. In jedem Falle wird man auf das ernste Bestreben der Schriftleitung hinweisen dürfen, auch aus einer deutlichen Kritik etwas zu lernen. Und so mögen denn die alten Mitglieder des Verbandes in den Spalten der Kartellzeitung selbst die Fragen aufwerfen, die die seitherige Haltung des Blattes ihnen aufgedrängt hat. Zu einer Verständigung wird es sicher kommen, und damit zu einer neuen Förderung der Vereine selbst. D—n

(Eine nette Zumutung an evangelische Pfarrer) Als in dem kurhessischen Wahlkreise Marburg-Kirchhain-Frankenberg-Vöhl bei Gelegenheit der letzten Reichstagswahl eine Stichwahl zwischen dem Antisemiten Böckel und dem gemeinsamen Kandidaten des Bundes der Landwirte und des konservativen Wahlkomitees Lucke sich als nötig

herausgestellt hatte, erhielt eine Anzahl von evangelischen Pfarrern die folgende hektographirte Zuschrift, die noch heute verdient niedriger gehängt zu werden:

Marburg, den 20. Juni 1893

Es ist festgestellt, daß bei der Wahl am 15. d. M. auch in Ihrer Gemeinde eine größere Anzahl Wähler ihre Stimme überhaupt nicht abgegeben haben.

Gerade von diesen Säumigen ist zu erwarten, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl zu Gunsten Luckes stimmen werden.

Das unterzeichnete Wahlkomitee erwartet von Ihnen, daß Sie im Interesse der guten Sache Ihren Einfluß dahin geltend machen, daß die vorbezeichneten säumigen Wähler bei der bevorstehenden Stichwahl von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen.

Es wird sich empfehlen, in der Gemeinde Vertrauensmänner zu gewinnen, die derartige Wähler nicht nur mit Wahlzetteln für Lucke versehen, sondern sie auch zur Wahlurne „führen."

In der Voraussicht, daß Sie hierfür alles in Ihren Kräften Stehende aufbieten werden zeichnet

das konservative Wahlkomitee

Man sollte obige Zuschrift für ein Wahlmanöver *gegen* die Konservativen ansehn, wenn nicht andre Beobachtungen dagegensprächen, nach denen von den evangelischen Pfarrern thatsächlich konservative Agitation seitens der betreffenden Parteileitung als selbstverständlich angenommen worden ist. Interessant ist dabei noch, daß das konservative Wahlkomitee seinen Kandidaten in allerletzter Stunde hat fallen lassen müssen, weil dieser den Konservativen und vor allem den Nationalliberalen zugesagt hatte, gegen die Rückberufung der Jesuiten stimmen zu wollen, und den Ultramontanen das entgegengesetzte Versprechen gegeben hatte.

(Ein neuer Inseratenunfug) Folgende Anzeige, die sich in der Septembernummer des Pfarrboten findet, wird uns zugeschickt:

Ein Landgeistlicher, Gehalt 3554 Mk., gesunde Gegend, schönes Pfarrhaus, Filiale fünfzehn Minuten entfernt, *wünscht mit einem Stadtgeistlichen*, oder einem Geistlichen in der Nähe einer Großstadt *zu tauschen*, auch wenn dessen Gehalt geringer ist. Gefl. Offerten an die Exp.

Was für idyllische kirchenrechtliche Zustände müssen dort bestehen, wo dieses Inserat entstanden ist! Die Gemeinden haben offenbar zu solchem Schacher nichts dreinzureden. Und die Ehre des Standes verträgt nachgerade auch das Unglaubliche. Hat denn der Pfarrbote keine Redaktion, die solchem neuen Unfug die Thüre schließt? R

Für den Weihnachtstisch

(Aus einem der zwölf Körbe) *Hundert kurze Betrachtungen über biblische Texte* von A. v. Broecker. Hamburg, H. O. Persiehl, 1892. 4 Mk.

Ein vortreffliches Buch. Eine Sammlung biblischer Betrachtungen, die in den letzten Jahrgängen des Nachbars erschienen sind. Wie schon im Titel liegt, geht durch das Buch eine Schlichtheit und Bescheidenheit, die es erst weniger bedeutend erscheinen läßt, als es ist. Vertieft man sich hinein, so gewinnt man bald einen stillen Respekt vor dem Buche und möchte auf dieses ein Wort aus ihm selbst anwenden: „Diamanten kann man fast mit Kieselsteinen verwechseln. Dennoch sind sie die kostbarsten aller Steine, und wenn die Sonne in ihnen sich spiegelt, leuchten sie heller und funkelnder als alle andern." Hier spiegelt sich hell die Sonne frommen christlichen Glaubens. Man lernt sich bei dieser Lektüre seines Christentums freuen und sieht, wie es doch noch eine Kraft und ein heller Schein in den Seelen ist. Eine freundliche, ruhige, nie eifernde Stimme redet hier, mehr aus feinem Gemüt heraus als in Gedankengewalt und Phantasie. Und doch ists kein weichliches Buch, das mit so tiefem Ernste in Welt und Herz sieht (vgl. z. B. S. 143). Ueberall ein praktisches, gesundes evangelisches Christentum (vgl. z. B. 201 ff.), die alte „Rechtgläubigkeit" in edelster Gestalt. Die Exegese ist, auch wo sie anfechtbar ist (so S. 111), doch immer fein und anziehend; nirgends ein Haschen nach glänzenden Gedanken, und doch geht kein Schriftwort in oberflächlicher Behandlung vorüber. Wie fein ist nur die Auslegung des Wortes „werfen" in dem bekannten Spruch 1. Petri 5, 7 (S. 227)! Es ist schwer, die besten dieser Andachten zu bezeichnen, denn in jeder ist die oder jene feine exegetische oder psychologische Bemerkung. Am bedeutendsten mögen die über die Kreuzesworte (besonders das sechste), die über den weltüberwindenden Glauben (S. 103) und die Osterbetrachtung sein. Will man etwas aussetzen, so ist es eine Kleinigkeit: die herrnhutische Bezeichnung unsers Herrn als „Karfreitagsmann" (S. 185). Wer sich gern ein Stündchen in die stille religiöse Gedankenwelt versenkt, dem sei dies Buch herzlich empfohlen. A N

(Spurgeons Psalmenauslegung), ein Werk, das den berühmten englischen Prediger zwanzig Jahre lang beschäftigt hat, beginnt, nachdem es seit 1869 in England und Amerika in 120000 Abdrucken vorbereitet worden ist, nunmehr auch in einer deutschen Ausgabe zu erscheinen (Bonn, bei Schergens, 40 Lieferungen zu fünf Bogen im Preise von je 1 Mk.). Nach der bis jetzt vorliegenden ersten Lieferung (Ps. 1—5) können wir nur wünschen, daß es auch in Deutschland recht viel aufmerksame und verständnisvolle Leser finden möge. Ihr wissenschaftliches Verständnis der Psalmen wird zwar nicht wesentlich bereichert werden. Schon der Titel: *Die Schatzkammer Davids* zeigt, daß Spurgeon im allgemeinen der altkirchlichen Auffassung folgt. Allerdings thut er es nicht mit der Beschränktheit des Bearbeiters der deutschen Ausgabe, der in der Vorrede vom „Gewirr der toll gewordnen Kritik am Alten Testament" spricht. Im Gegenteil, Spurgeon wird durch religiösen Takt vor Ausschreitungen der dogmatistischen Verwertung einzelner Sprüche als Beweisstellen für die hergebrachte Glaubenslehre bewahrt. So sagt er zu Psalm 2, 7: „Der Streit über die ewige Zeugung des Herrn legt mehr vermessene Neugier als ehrfurchsvollen Glauben an den Tag. Es ist das ein Versuch, da zu erklären, wo man viel besser thäte, anzubeten. . . . Die Streitfrage ist eine der unfruchtbarsten, die je die Federn der Theologen beschäftigt hat. . . . Die Geheimnisse sind des Herrn, unsers Gottes; was aber offenbar ist, das ist unser und unsrer Kinder ewiglich (5. Mos. 29, 29), und dessen ist genug." In der That ist dessen auch bei Spurgeon genug, um bei der Fülle trefflicher Psalmenwerke, die wir in Deutschland haben, doch eine deutsche Bearbeitung seines Werkes zu rechtfertigen. Als Offenbarungen Gottes im frommen Gemüt der nach ihm sich ausstreckenden Gläubigen weiß Spurgeon uns die ewigen Wahrheiten des alttestamentlichen Gesangbuchs aus eigner Erfahrung in so greifbare Nähe zu bringen, daß wir alles Schwanken und Zagen, alles Ringen und Beten, alles Siegen und Triumphiren der Dichter gegenwärtig miterleben. (Es ist gerade wie mit Luthers Psalmenerklärungen.) Wir können sie nicht im geringsten als Beiträge zur Geschichte der alttestamentlichen Theologie verwerten, doch aber werden wir durch sie in die innerste Werkstatt religiösen Lebens hineinversetzt und lernen es verstehen, wie Glaube entsteht, seufzt, jubelt und überwindet und so tragen wir den reichsten Gewinn für das Verständnis der Offenbarungsreligion davon, ganz abgesehen von der Bereicherung des eignen Innern. Aus der Fülle reichster Erfahrung quellen Spurgeon die Gedanken zu, die er uns in seiner bekannten bilderreichen, immer gegenständlichen, packenden Sprache nahebringt. Ein Beispiel für viele möge seine Art zu reden verdeutlichen. Zu Ps. 5, 4 bemerkt er: „Geht uns nicht viel von der Köstlichkeit und Wirksamkeit des Gebets dadurch verloren, daß wir es an sorgsamer Ueberlegung vorher und an hoffnungsvoller Erwartung nachher fehlen lassen? — Nur zu oft stürzen wir uns gleichsam in die Gegenwart Gottes ohne Vorbedacht und ohne Demut. Wir sind gleich Leuten, die vor einem König ohne Bittgesuch erscheinen — was Wunder, daß wir oft den Zweck des Gebets verfehlen? Wir sollten darauf bedacht sein, den Strom des Nachdenkens stets am Laufen zu erhalten, denn das ist das Wasser, das die Gebetsmühle treibt. Es ist unnütz, die Schleusen eines ausgetrockneten Bachs zu öffnen und dabei die Hoffnung zu haben, das Rad sich umdrehen zu sehen. Beten ohne Inbrunst ist so gut wie Jagen mit einem toten Hund; Beten ohne innere Vorbereitung ist so gut wie mit einem blinden Falken auf die Beize gehen. — Und sodann: vergessen wir nicht oft, harrend zu beobachten, was für Erfolg unser Gebet haben werde? Wir gleichen dem Kuckuck, der seine Eier legt, aber nach den Jungen nichts fragt. Wir streuen den Samen aus, sind aber zu faul, uns um die Ernte zu bekümmern." R K

(Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking) Herausgegeben von *Theo Schücking*. Leipzig, Grunow, 1893. 362 S. 4 Mark.

Das ist eine willkommene und interessante Gabe. Die Briefe sind sämtlich aus den Jahren 1840 bis 46. Aus jener Zeit, wo das „Morgenblatt" und die „Abendzeitung" ihre schöngeistige Mission erfüllten, wo die Almanache an der Tagesordnung waren und der Name „Cotta" weithin mit Frucht und Hoffnung genannt wurde. Auch die Namen mancher berühmten Zeitgenossen klingen in den Briefen an: Freiligrath, Uhland, Hauff, Gutzkow, Lenau u. a., doch treten sie nicht näher in den Gesichtskreis unsrer Korrespondenten. Es ist überhaupt viel weniger der zeitgeschichtliche Inhalt, der uns diese Briefe anziehend macht, als vielmehr das ganz eigenartige überaus zarte und durchaus edle Freundschaftsverhältnis, das sich hier vor uns entfaltet, und insbesondre der herrliche liebenswürdige Charakter der Dichterin, wie er aus ihren Briefen spricht.

Annette v. Droste hatte das vierzigste Lebensjahr hinter sich, als sie in nähern Verkehr mit Levin Schücking trat, der damals vierundzwanzig Jahre zählte und dessen Mutter mit der Dichterin eng befreundet war. Besonders innig und durch lebhaften Gedankenaustausch für die beiden genialen Menschen fruchtbar wurde ihre Freundschaft während des Winters 1841/42, den sie gemeinsam in Meersburg am Bodensee verlebten, wo der Schwager Annettens, der durch seine Handschriften- und Büchersammlung bekannte Joseph Freiherr von Laßberg seinen Sitz hatte. Von ihm war Schücking mit der Ordnung seiner umfangreichen Bibliothek betraut worden. Schücking sagt in seinen „Lebenserinnerungen" von jener Zeit, daß er damals „mit Empfindungen, die über sich nicht ganz klar gewesen seien, in das große und leuchtende Auge der besten Freundin geblickt, die er im Leben gefunden habe." In den Briefen der Freundin finden wir überall den Ausdruck treuester Freundschaft, reinster Herzensgüte, liebevollster Teilnahme. Aber ängstlich hält sie die Grenze ein, und es ist fast komisch, wie sie, wenn ihr Gefühl einmal allzu lebhaft durchbrechen will, sofort einen meist drastischen Ausdruck bei der Hand hat, der jede Spur von Sentimentalität verwischt. So kann sie schreiben: „Guten Morgen, Levin, es regnet draußen, in mir aber ist heller Sonnenschein, weil ich bei dir bin und dein gutes Affengesicht mir so recht vor Augen tritt" — oder: „Levin, Levin, Du bist ein Schlingel und hast mir meine Seele gestohlen; Gott gebe, daß du sie gut bewahrst." — Ueber das Wesen ihres Verhältnisses spricht sich die Heldin des Schückingschen Romans „Eine dunkle That," der auf der Meersburg entstand, das Stiftsfräulein, ihrem jungen Freunde gegenüber so aus: sie brauche

jemand, für den sie sorgen dürfe, an dem sie eine geistige Stütze habe, dem sie alles aufpacken könne, was sie an Liebe, Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen in sich habe. Aber wenn er deshalb sich einbilde, sie wäre verliebt in ihn, so wäre er nicht nur ein eitler Geck, sondern ein verdorbner Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff habe.

Der rein mütterlich-freundschaftliche Charakter des Verhältnisses wird besonders deutlich von der Zeit an, wo Schücking sich mit der Schriftstellerin Luise v. Gall verlobt und vermählt. Schücking nennt die Freundin in seinen Briefen gewöhnlich sein „liebes Mütterchen." Die ungeheuchelte herzliche Freude an dem Glück des Freundes klingt in hellen Tönen, unter die auch nicht ein Mißton sich einmischt, aus ihren Briefen. Ueberhaupt scheint das liebevolle Eingehen auf die Verhältnisse andrer Menschen, die herzliche Teilnahme an fremdem Glück und Mißgeschick eine besondre, liebenswürdige Gabe der Dichterin zu sein. Für alles, was in ihren Gesichtskreis tritt, auch für das Kleine, hat sie ein warmes Herz, und dies macht die Lektüre ihrer Briefe so genußreich, auch da, wo sie von fremden Verhältnissen redet.

Ganz besondres Interesse haben die Briefe, wo Annette v. Droste von ihrem dichterischen Schaffen spricht. Man bekommt hier einen Einblick in die gewissenhafte Arbeit der Dichterin und in ein wirklich rührend bescheidnes Gemüt, das von der Bedeutung ihrer Leistungen und von dem Erfolg, der ihrer wartete, keine Ahnung hat. Diese Briefe sind eine wertvolle Ergänzung, eine Art Kommentar zu den Gedichten. Und so liegt es nahe, zum Schluß hinzuweisen auf die herrlichen Dichtungen dieser deutschen Frau. Man nennt sie gelassen „die größte deutsche Dichterin," aber vielfach ist dies alles, was man von ihr weiß. Populär ist sie jedenfalls nicht geworden. Es mag dies an dem eigentümlichen Charakter ihrer Muse liegen: sie hat etwas jungfräulich Herbes, hie und da auch etwas Dunkles, nicht aufs erstemal Verständliches; auch hat sie, glaube ich, nicht ein richtiges Liebeslied. Aber ich kenne außer den Goethischen Gedichten keine andern, die so zum immer Wiederlesen einladen und jedesmal neue Schönheiten enthüllen, wie die meisten Gedichte der Annette v. Droste, insbesondre ihre prächtigen Balladen mit ihren Rätseln und Düsternissen.

Die alten Freunde der Dichterin, denen sie durch ihre Dichtungen lieb und teuer geworden ist, werden diese neue Publikation, die in ihrer hübschen Ausstattung sich trefflich zum Geschenk eignet, mit Freuden begrüßen. Möge sie dem edeln Genius recht viel neue Freunde gewinnen! P B—r

(Allerlei Leute) von A. v. Hedenstjerna. Deutsch bearbeitet von A. v. Krusenstjerna. Vierte Auflage. Leipzig, H. Hässel, 1892. 245 S. kl. 8°. 2,60 Mk., geb. 3 Mk.

Durch Zufall nur habe ich von diesem Büchlein erfahren; es hat mir so viel Freude bereitet, daß ich überzeugt bin, andern Lesern der Christlichen Welt einen ähnlichen Genuß zu vermitteln, wenn ich sie veranlassen kann, das Werk des schwedischen Dichters, das ausgezeichnet übersetzt ist und in gefälliger Form zu mäßigem Preise von dem Verleger geboten wird, sich zu verschaffen.

Das Buch „Allerlei Leute" ist kein Roman, nicht einmal eine Novelle, und kein Erbauungsbuch, und doch habe ich es mit mehr Spannung als die meisten Romane, und mit größerer Erbauung als die meisten der darauf berechneten Werke gelesen. Nicht weniger als sechzehn verschiedne, unter einander gar nicht zusammenhängende Geschichten im Umfange von 12 bis 20 Seiten sind hier zusammengestellt, dem Titel nach „Bilder aus dem schwedischen Volksleben." Das schwedische Lokalkolorit ist allerdings nicht zu verkennen; manche Anspielungen wie auf den „monumentalen deux-battants zum weißen Meere" oder auf den „Phönix" würde man ohne die Randbemerkung des Uebersetzers kaum verstehen, und auch Dinge wie die Zusammensetzung der Nationalweihnachtsspeise in den skandinavischen Ländern oder die dort allgemein herrschende Sitte der Trauermahle setzt der Verfasser als bekannt voraus. Zu dem schwedischen Volk, aus dessen Leben uns Bilder entworfen werden, rechnet Hedenstjerna alle Stände. Wir feiern mit dem Baron Pontus von Silberlanz auf Schloß Ramsjöholm einen einzigartigen Weihnachtsabend und begleiten den Lokomotivführer Lindahl bei seiner Nachtfahrt auf der „Schmalspurigen" durch Sturm und Schnee, während daheim im gelben Häuschen das einzige Söhnchen, klein Gustav, todkrank am Scharlachfieber darniederliegt; die Hauptstadt Stockholm und die kleine arme Annexgemeinde in einem Wald ohne Bäume, an einem See ohne Wasser, wo keine Eisenbahn hinführt, das Grönakradorf und die Gymnasialstadt Vasiköping, alles kommt zu seinem Rechte, Kommerzienrat und Lohndiener, Inspektor und Bäuerin, Pfarradjunkt und Sekretär, Zivilingenieur und Fahnjunkerstochter — aus jeder Schicht der heutigen Gesellschaft werden uns typische Persönlichkeiten im bunten Wechsel der Gestalten und der Verhältnisse vorgestellt; ihre Gewohnheiten und ihre Vorurteile, ihre Hoffnungen und ihre Leidenschaften, ihr Liebeswerben und ihr Herzeleid.

Aber nicht für den Völkerpsychologen möchte ich das Buch empfehlen; ich vermag gar nicht zu beurteilen, ob man hier die Eigentümlichkeiten der Skandinavier, das spezifisch Schwedische besonders gut studieren kann; die Menschen, die Vorgänge, die Konflikte und die Abenteuer, die Hedenstjerna schildert, giebt es überall. Er beschränkt sich ja meist auf ein par Striche, auf eine Skizze; nur die Hauptzüge eines Bildes, nur die entscheidenden Punkte in einer über lange Jahre sich erstreckenden Geschichte will er hervorheben; die Vermittlung überläßt er der Phantasie des Lesers; aber nie mutet er uns das Unnatürliche zu glauben zu, und auch wo er seiner guten Laune die Zügel schießen läßt, wird sein Bild nicht zur Karrikatur. Hedenstjerna hat mit feinem Verständnis das Leben beobachtet; er besitzt die Kraft, das Charakteristische und Wertvolle aus dem Strom der Alltäglichkeit herauszuheben, treffend nachzubilden, und vor allem ist ihm die köstliche Gabe des Humors geschenkt, der mitten in der Tragik der Ereignisse das Heitere wahrnimmt und unter Thränen lächelt. In keiner seiner Geschichten fehlt das Komische, mit besonderer Meisterschaft in der Schilderung von Einzelheiten angebracht, wie wenn die Pension für Gymnasiasten beschrieben wird, die Lina Svahns Mama hielt: „67 Oere pro Tag, Kaffee um 6,45, kräftiges Frühstück um 9,15, reichlicher Mittagstisch um 2,15, Kaffee um 5 und Abendessen (meist eine warme Speise) um 8" und Autor und Leser gemeinsam alsdann den Profit und seine Wirkungen berechnen. Von Effekthascherei hält sich der Verfasser durchaus frei; einfach und harmlos sind die von ihm gezeichneten Situationen, ebenso ungesucht und schlicht ist der Ton des Ganzen und der Ausdruck im Einzelnen. Den Erbaulichen spielt er nie; über den alten Herrn Pfarrer in Byköping und die Frömmigkeit der dortigen Damen macht er sich gründlich lustig; aber anderswo weiß er „eine Berührung vom Flügel des Weihnachtsengels" bei Gebet und Weihnachtschoral so ergreifend darzustellen und z. B. von der Frau Malin, „die gewiß ignorant war, den Gebetsweg aber zu dem, der allein Hilfe, Lebens- und Todesmut und Kraft zu allem giebt, sehr genau kannte," so herzlich zu reden, daß er wohl nicht bloß sein beobachtet, sondern erfahren haben muß.

In einem kurzen Vorwort hat der Leipziger Pfarrer G. Dreydorff das Büchlein eingeführt und besonders treffend den schwedischen Erzähler mit dem deutschen Maler Ludwig Richter verglichen: ja wohl, außer der gewandten Hand haben die beiden mit einander gemein ein helles Auge, einen fröhlichen Sinn und ein tiefes Gemüt. Wo Empfänglichkeit für die Schöpfungen solch einer Künstlernatur vorhanden ist, wird man auch bei sehr verschiedner Stimmung und Weltanschauung — wie ich es beobachten konnte — zu dem Genusse von Hedenstjernas Bildern befähigt sein. J

(All sorts and conditions of Men) An improbable Story by Walter Besant. London, Chatto & Windus Piccadilly, 1890. 25 shill.

„Eine unwahrscheinliche Geschichte," nennt der Verfasser selbst seinen Roman, und wir können ihm nicht unrecht geben, wenn wir hören, daß die Heldin, Angela Messenger, die Erbin einiger Millionen, und einer großen Brauerei in Stepney, einer der Vorstädte im Osten Londons, in Cambridge Nationalökonomie studiert, und dann, teils um das Gelernte praktisch zu erproben, teils, weil sie der Besitz ihrer Millionen als Ungerechtigkeit bedrückt, sich unter falschem Namen als Kleidermacherin eben in Stepney niederläßt, wo sie die Not der dortigen Mädchen kennen, und die Art, wie ihnen zu helfen ist, verstehen zu lernen trachtet. — Der Held, Harry Goslett, ist der Sohn eines längst verstorbnen Sergeanten und wurde von einem Vorgesetzten seines Vaters aufs sorgfältigste als Gentleman erzogen. Bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahre läßt dieser ihn in dem Wahn, daß er den Kreisen, in denen er sich von Jugend auf bewegte, auch wirklich angehört, dann wird ihm sein Ursprung mitgeteilt. Harry beschließt daraufhin, sich unter seinen Verwandten, lauter Angestellten in Angelas Brauerei niederzulassen, er giebt sich dort als eben aus Amerika heimgekehrter Tischler aus, und beabsichtigt das Leben dieser Stände zu studiren. Auf vielfaches Zureden und Bitten von seiten seines Vormunds sieht er aber die Sache vorläufig nur als Experiment an. Wie Harry und Angela sich dann kennen lernen und zusammen auf Mittel und Wege sinnen, wie man die ganze Lebensauffassung ihrer Umgebung heben und ihnen wirklich helfen könne, wie sie sich unter falscher Voraussetzung lieben lernen und Harry beschließt um Angelas der Kleidermacherin willen, sich ganz in Stepney niederzulassen, und Angela wieder glaubt jede Empfindung dem einfachen Tischler, der doch so feingebildet ist, daß seine Kameraden ihn „Gentleman Jack" nennen, gegenüber bekämpfen zu sollen, bis sie durch einen Zufall sein Geheimnis entdeckt, das muß man selber lesen. Natürlich endet die Geschichte mit der Hochzeit, an dem Tage, an dem der „Palast der Freude," eröffnet wird, der von Harry erdacht und von Angelas Geld gebaut ist. Eine Fülle äußerst lebenswahrer Nebenfiguren, teils humoristisch, teils mit wehmütigem Pathos geschildert, beleben die Erzählung, von deren Inhalt ich nicht allzuviel verraten will. — Den Lesern der Christlichen Welt möchte ich dies Buch für die Weihnachtstage, in denen man wohl Zeit für nicht allzuschwere, und doch zum Nachdenken anregende Lektüre findet, warm empfehlen. Seine Tendenz ist nicht etwa ausgesprochen christlich; es wird uns mehr ein Christentum der That gepredigt, — aber heißt es denn nicht: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen? „Ich meine — sagt Angela einmal — Religion sollte kein Schrecken sein, sondern ein großes, stilles Vertrauen. Laßt uns einander lieb haben, unsre Arbeit thun, die einfachen Freuden, die Gott uns schenkt, annehmen, und Glauben haben. Was können wir denn mehr thun?" An andrer Stelle heißt es: „Glaube an die Gestaltungen der Zukunft ist in der That ein wichtigerer Teil der christlichen Religion, als sich viele von uns jemals einfallen lassen." — Angela und Harry wachsen mit den an sie herantretenden Ansprüchen. Sie suchen die Leute vor allem „unzufrieden" zu machen, damit sie dann selber die Mittel, mit denen ihnen zu helfen ist, suchen und sie gebrauchen lernen. Sie sollen überhaupt erst wieder lernen, sich nach Glück und Freude zu sehnen, und dann sie sich selber schaffen. Die Rede, die Harry im „Fortschrittsklub" in Stepney hält, sollte jeder, der sich das Buch zur Ansicht kommen läßt, lesen, sie steht im achtundzwanzigsten Kapitel. Der Anfang des Buches verspricht viel weniger, als uns später geboten wird. Der Verfasser streift mancherlei soziale Fragen. Die Lösung, die er uns, wie mir scheint, nahe legen möchte, ist die, daß eben alle Theorien uns nichts

helfen können, sondern daß das Volk selbst sich, vielleicht mit dem von einigen Reichen geschenkten Geld, aus der lebendigen Praxis des Lebens heraus die Hilfe, die ihm notthut, suchen muß. Die Eröffnungsrede, die Harry dem „Palast der Freude" hält, und das Buch selbst, bis auf wenige Zeilen, schließen mit folgenden Worten: „Das Leben ist so kurz für uns alle. Wir wollen doch für uns selbst und für andre daraus machen, was möglich ist. Es giebt so viele Freuden, die für uns erreichbar sind, und es giebt so viel Elend, das wir lindern können. In diesem Hause, das ein Tempel des Lebens sein soll, wollen wir doch alle beständig daran denken, wie wir mehr Sonnenschein in das Leben bringen können, mehr Abwechslung, weniger Eintönigkeit und mehr Glück." Damit möchte auch ich diese Zeilen, die allerdings dem Buche keineswegs gerecht werden konnten, beschließen. Ich kann nur alle Leser dieses Blattes, die des Englischen mächtig sind, auffordern, es selbst zu prüfen. H v D

(Neues von und über Kingsley) Mit Freuden begrüßen wir wieder den Anlaß, unsre Leser auf Kingsley aufmerksam zu machen. Vor uns liegt die autorisirte Uebersetzung der Täglichen Gedanken, aus den Schriften Charles Kingsleys, ausgewählt von seiner Frau. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 287 S. Elegant geb. 4,50 Mk.) Lassen wir uns von der Uebersetzerin, Fräulein Marta Baumann, selbst sagen, was diese „Täglichen Gedanken" sind und wollen. Sie schreibt im Vorwort: „Die »Täglichen Gedanken« sind eine Sammlung von Goldkörnern aus den Schriften Charles Kingsleys. Sie geben nicht nur ein treues Bild seines innersten Wesens, seines vielseitigen Wirkens und Schaffens zum Wohle der Menschheit, sondern regen zum Nachdenken auf allen Gebieten des Wissens und Könnens an, berühren tiefgehende Fragen religiöser Art, die jedes Herz bewegen oder bewegen sollten. — Der Gebrauch dieses Buches kann verschieden sein. Mrs. Kingsley hat es wohl zu einem Zwecke bestimmt, der aus dem zweiten Absatz der für den 19. August verzeichneten Sätze hervorgeht. [Aufzeichnung von Gedanken, Thatsachen und Beobachtungen.] Aber auch wer keine täglichen oder gelegentlichen Aufzeichnungen macht, wird, wenn er sich für ethische und religiöse Fragen interessirt, gern wenigstens von Zeit zu Zeit zu dem Buche greifen." Dem füge ich hinzu, daß die linken Blattseiten, in drei Felder geteilt, einen fortlaufenden Kalender bilden und Raum für Aufzeichnungen bieten, während rechts, für jeden Tag eine besondre Gruppe unter bestimmter Ueberschrift, Kingsleys Gedanken stehen. Ein Schatz von großen, wahren und guten Gedanken breitet sich vor uns aus. Wenn die Uebersetzerin meinte, daß ein tiefer Interessirter „gern wenigstens von Zeit zu Zeit zu dem Buche greifen wird," so glaube ich, daß es für viele zu den Büchern gehören wird, die auf ihrem Schreibtisch liegen, um sie immer zur Hand zu haben. Sie müßten denn fürchten, so zu viel Zeit ihm zu widmen. Wir empfehlen das Buch um so lieber, als die Uebersetzerin auch hier wieder ihrer bewährten Meisterschaft treu geblieben ist. Zudem erleichtert ein gutes Register den Gebrauch. Die Ausstattung ist vortrefflich. — Die Gabe einer andern, wohlverdienten Uebersetzerin Kingsleyscher Schriften, Pauline Spangenberg, begrüßen wir in der Uebersetzung von Charles Kingsleys Gedichten. (Kassel, Fischer und Komp. Elegant geb. 4 Mk.) Es ist die Erbschaft einer Heimgegangnen, die wir antreten, eine Erbschaft, der sie jahrelange, sorgfältige Mühe und Arbeit gewidmet hat. Im ganzen ist die Uebersetzung auch gut gelungen, obwohl doch da und dort Härten und Ungenauigkeiten stehen geblieben sind. Indes, wenn Gedichte zu übersetzen eine Kunst ist, so erst recht Gedichte Kingsleys. Denn jede Zeile glüht von Phantasie, Geist und Empfindung. Nicht als ob seine Gedichte das Beste wären, das er geschrieben hat, wie er selbst in verwunderlicher Selbsttäuschung glaubte; seine Prosadichtungen stehen weit höher. Aber einzelne Gedichte werden zu den besten gehören, die England hat. Seine Balladen, in denen er seine sozialen Gedanken mit der ganzen heiligen Glut und Kraft seines Herzens reden läßt, sind mächtig, ernst, oft schauerlich, aber herzandringend und packend. Keiner unsrer deutschen Dichter hat sich so bewußt mit seiner Kunst in den Dienst der Gedrückten gestellt, wie Kingsley. — Wir reden von Kingsley als Dichter. Doch ein Besserer mag an unsrer Statt reden! Ernst Groth hat seine Grenzbotenartikel: Charles Kingsley als Dichter und Sozialpolitiker (Leipzig, Grunow. 1 Mk.) in einer besondern Broschüre erscheinen lassen. Wir freuen uns dessen. Es ist vielleicht das Gründlichste, was über den großen Engländer in jener Eigenschaft von einem Deutschen geschrieben worden ist. Groth kennt nicht nur Kingsley gründlich, er versteht ihn auch, und auch er fühlt, welchen großen Beruf dieser einzige Mensch unter uns noch zu erfüllen hat. Mehr Kingsleyscher Geist im religiösen wie sozialen Leben, und vieles unter uns ist gebessert. Möchten die genannten Schriften das Ihre dazu beitragen, den Einfluß des großen Briten unter uns immer weiter zu tragen!

P D

(Poetischer Hausschatz für das deutsche Volk) Ausgewählt von Dr. Paul Brandt. Mit zwei Festspielen (zu Kaisersgeburtstag und auf Weihnachten) als Anhang. Gütersloh, C. Bertelsmann. 400 S. Fein geb. 2,50 Mk.

Wer liest heute noch Gedichte? Das „Mädchen aus der Fremde" ist fremd unter uns geworden. Aber unsrer nüchternen materialistischen Zeit thut es doppelt not, die Würze edler Dichtung auf sich wirken zu lassen. Das Gemütsleben bedarf dieser Nahrung. Gönnt sie ihm! Billige Klassikerausgaben prangen als Zeichen der Bildung in den Glasschränken, und Prachtwerke liegen ausgebreitet auf den Tischen der Begüterten. Für das einfache Bürgerhaus, für den Sonntag und den Feierabend des kleinen Mannes kann dies schöne und billige, reichhaltige

Buch voll edler Gaben in der That werden, was sein Titel besagt Eine schöne Gabe zu Weihnachten, zur Hochzeit, zu Geburtstagen, für jede Volks- und Familienbibliothek warm zu empfehlen! —n

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 49 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Muldenstein, früher Steinlausig, das trotz neuerer Einwürfe doch als der Geburtsort der Katharina von Bora anzusehen ist, dessen Erinnerungen in Zeichen und Sagen bis in das Reformationszeitalter hineinreichen und noch heute viele Besucher — uns zur Beschämung — anzieht, die Stätte, wo einst jener gelehrte Klosterprior Dr. Fleck wohl als einer der Ersten die Klostermauern sprengte durch sein: „Hoho, er ist da, der es thun wird," das er beim Lesen der 95 Thesen ausrief, der vielleicht schon früher einen segensreichen Einfluß auf seine Umgebung ausübte, Muldenstein sieht sein altehrwürdiges Gotteshaus in traurigem Zustande. Seit den siebziger Jahren veranlaßt die hohe Behörde eine Erneuerung, aber noch heute ist die Gemeinde zu arm und zu verschuldet, ja heute mehr denn je. Auch bei der größten Einschränkung auf das Notwendigste, wozu der Neubau einer kleinen Orgel gehört, beläuft sich der Kostenanschlag auf wenigstens 3000 Mk. Durch freundliche Zuwendungen sind uns zu unsrer Freude 200 Mk. zu teil geworden, was aber ist dies bei so vielem? Wer hilft durch That und Wort zu diesem Reformationswerke?

Herzlichsten Dank für jede Gabe, die man an den unterzeichneten Pfarrer gütigst richten wolle.

Muldenstein, am Reformationsfeste 1893

Der evangelische Gemeindekirchenrat
Vorbrodt, Pastor in Altjeßnitz, Kreis Bitterfeld
A. Peter, Buchhalter
F. Müller, Bahnwärter

Marie Krücke
Heinrich Hoops
Pastor design.
Verlobte
Langenholzhausen bei Rinteln — Rablinghausen bei Bremen
November 1893

Die glückliche Geburt eines gesunden Knaben beehren sich anzuzeigen
Breslau, 23. November 1893
Professor **K. Müller**
und **Frau,** geb. Weizsaecker

Ges. z. Mai ein j. geb. Mädch. z. Stütze d. Hausfr. Anmeld. m. mögl. genauen Angab. erbet. Dr. Geffcken, Hamburg, Hohenf., Martinallee 3.

Soeben erschien in Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart:
Kritik und Christentum
von **Martin Finckh**
Stadtpfarrer in Eßlingen.
240 S. 8°. Preis 2.50 Mk.
Ein auf verhältnismäßig sehr positivem Standpunkt stehender Theologe liefert in dieser Schrift den Nachweis, daß die Kirche sich gegen die kritische Wissenschaft unmöglich absperren könne.

Für Buchhändler!
Junger Buchh., Gymn.-Abit. mit akad. Bildg., sucht Gelegenh. zur **Beteiligung** an e. Geschäft v. d. Richtung d. Bl.; würde auch einem durchaus tücht., energ. Kollegen mit einig. Kapital ein ihm bekanntes altes Geschäft zum gemeinsch. Ankauf u. Betrieb nachweisen. Gefl. Anerb. durch Verlag d. Bl.

Vierzig
Konfirmandenstunden
Herausgegeben von
G. Malo,
Pastor in Züllsdorf
Eleg. steif brosch. Mk. 1.25.
Rich. Kahles Verlag, Dessau.
„Das Buch ist ein gutes Hilfsmittel für den Konfirmandenunterricht. Namentlich Anfänger werden mit Nutzen den Ratschlägen von Malo folgen. Er bietet ausführliche Skizzen jeder einzelnen Stunde und ist namentlich in der Verteilung des Stoffes und in der Verknüpfung der einzelnen Stoffelemente sehr geschickt."
(Nordd. Allg. Ztg. 1893, Nr. 532.)

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Schriften von Pfarrer Wimmer:
Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Erste und zweite Auflage. Ausgabe A. Gebunden Mk. 3.—.
— — Zehnte bis zwölfte Auflage. Ausgabe B. Mk. 1.—. In Skytogeneinband Mk. 1.50. In Ganzleinwandband Mk. 1.80.
Die biblischen Wundergeschichten. Erste bis vierte Aufl. Mk. 1.—. In Skytogeneinband Mk. 1.50.
Inneres Leben. Dritte Auflage. In Ganzleinwandband Mk. 2.50.
Der Weg zum Frieden. Erste bis vierte Auflage. Mk. 1.—. In Skytogeneinband Mk. 1.50.

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München:

Neuigkeiten und Festgeschenke für das christliche Haus:

Friedrich Baum: Kirchengeschichte für das evangelische Haus. Zweite Auflage, in vollständiger Neubearbeitung herausgegeben von **Christian Geyer.** Mit 590 Abbildungen im Text u. 35 Farbendruck- u. and. Beilagen. Lex.-8°. In feinstem Halblederbd. M. 15.—.

Eine prächtige Weihnachts- und Konfirmationsgabe, und ein Familienbuch von unvergänglichem Werte!

J. von Döllinger: Akademische Vorträge. Drei Bände in Halbfranz gebunden. Band I: M. 8.—; Band II: M. 9.50; Band III: M. 8.—.

Döllingers „Akademische Vorträge" gehören zu den klassischen Schätzen der deutschen Litteratur.

— **Das Papsttum.** Neubearbeitung des „Janus" im Auftrage des inzwischen heimgeg. Verfassers von **J. Friedrich.** Eleg. geb. M. 9.50.

Professor **Beyschlag** (Halle) schreibt: „Man wird behaupten dürfen, daß ein ernstliches Studium — kein bloß flüchtiges Lesen — von Döllingers ‚Papsttum' heutzutage mehr denn je zu den unumgänglichen Erfordernissen des Caveant consules, ne quid detrimenti respublica capiat gehöre."

Graf Dürckheim: Lillis Bild, geschichtlich entworfen. Zweite Auflage, durchgesehen und vermehrt von Dr. **A. Bielschowsky.** Mit Porträt nach dem besten Familienbilde. In Goldschn. geb. M. 4.—.

Das Lebensbild von Goethes Lilli, jener dem deutschen Volke so teuer gewordnen Frauengestalt, erscheint nun in vielfach bereicherter Gestalt in zweiter Auflage und hofft sich in dieser noch mehr als früher allen Goethefreunden, zumal aber auch den deutschen Frauen und Töchtern, für deren Weihnachtstisch es auch durch seine zierliche Ausstattung ein reizendes Angebinde bildet, warm zu empfehlen.

Anna Freund: Frauengestalten aus deutschen Fürstenhäusern. Mit Titelbild der Königin Luise. Eleg. geb. M. 5.—.

Aus einer eingehenden Besprechung möchten wir nur folgendes Urteil hervorheben: „Selten haben wir ein Buch mit so stetig wachsendem Interesse gelesen, wie diese Biographien von Anna Freund. Ein starker Beweis sowohl für die Begabung der Verfasserin, als für ihren sicherlich langjährigen Fleiß, für ihr unermüdliches Studium, daß man von keiner dieser Biographien sagen kann, sie sei weniger interessant und lesenswert als die andern. Das Buch ist der Jugend, zumal der weiblichen, zur Lektüre dringend zu empfehlen."

Dr. E. Güttler: Wissen und Glauben. Öffentl. Vorträge, gehalten a. d. Universität München. 8°. Geh. M. 3.50.

Inhalt: Die Grenzen des Erkennens. — Ursprung des Wesens der Religion. — Die Gottesidee (historisch, kritisch, kritisch-dogmatisch). — Die Schöpfung in der Zeit. — Der Kosmos. — Entwicklungsgeschichte der Erde. — Das Problem des organischen Lebens. — Die Entstehung der Arten und der Darwinismus. — Der Mensch. — Die menschliche Wahlfreiheit. — Die Unsterblichkeitsidee. — Die Bedeutung der Philosophie und ihre Stellung zum religiösen Glauben.

Karl Klein, Pfarrer in Fröschweiler: **Fröschweiler Chronik.** Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. 11. Auflage. Eleg. geb. M. 2.80.

Von unserer bekannten **„Sammlung persönlicher Erinnerungen von Teilnehmern am 70er Krieg"** liegen außer **Kleins** berühmter „Fröschweiler Chronik" folgende Bände vor: **Leibig:** Erlebnisse eines freiwilligen Jägers — **H. Dinckelberg:** Erlebnisse eines Kaiser-Alexander-Garde-Grenadiers im Kampfe und im Lazarett. — **G. Koch:** Bei den Fahnen des III. (brandenburg.) Armeekorps. — **Jd. Kayser:** Erlebnisse eines rheinischen Dragoners. — **E. Stier:** Unter Prinz Friedrich Karl. — **Ch. Zähnel:** Bei den Fahnen des XII. (kgl. sächs.) Armeekorps. — **K. Geyer:** Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten. — **Karl Tanera:** Erinnerungen eines Ordonnanzofftiziers (2 Bde.). — **Koch-Bronberg:** Drei Jahre in Frankreich. — **Ott:** Bei höhern Stäben, Adjutanten-Erlebnisse. — **Matthes:** Im großen Hauptquartier (illustr.). — **Th. Gümbel:** Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers. — **Edm. Pfleiderer:** Erinnerungen eines Feldgeistlichen. [Die ganze Sammlung wurde soeben vom k. preußischen Kriegsministerium sämtlichen Mannschaftsbibliotheken der Armee empfohlen und ist von höchstem Wert für alle Teilnehmer am Feldzuge 1870 und für die Geschichte desselben.]

August Sperl: Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines deutsch-böhmischen Emigrantengeschlechtes. Eleg. geb. M. 4.50.

Unter den Neuigkeiten, die dieses Jahr auf dem Gebiet der erzählenden Litteratur gebracht hat, dürfte dem vorliegenden kleinen Werk ein hervorragender Rang zugestanden werden. Die **Konservative Monatsschrift** bringt in ihrem diesjährigen Augustheft folgende Besprechung: „Ein Buch voll kernhafter, christlicher und deutscher Gesinnung; realistisch im besten Sinne, gesund, lebensvoll geschrieben. Der Verfasser ist ein **hervorragendes Talent.**" — **Georg Ebers** schreibt darüber: „Diese Erzählung ist **grundeigentümlich.** . . . Die Gesinnung, die es durchdringt, die Erudition und geistige Reife, der es die Entstehung verdankt, werden diese veranlassen, es hochzuhalten; ja es kann kommen, daß es, besonders in den Kreisen gebildeter Protestanten, zu einem **lieben Hausbuche** wird."

D. Robert Kübel, Prof. d. Theol. zu Tübingen: **Über den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie.** Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. 8°. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Unter den mannigfachen Gegensätzen auf geistigem Gebiete, die unsre Zeit bewegen, nimmt der im vorgenannten Werke behandelte Gegensatz unstreitig die hervorragendste Stelle ein. Zwei große, prinzipiell geschiedne Richtungen liegen im Kampfe miteinander, und eine möglichst klare und eingehende Beleuchtung dieser „Richtungen" ist gewiß sehr willkommen. Der Verfasser giebt hier eine solche Beleuchtung in durchaus objektiver und milder, ironischer Weise.

Karl Ludwig Roth: Griechische Geschichte. 4. Auflage, bearb. von Studienrektor **Dr. A. Westermayer.** Mit Abbildungen und Karten. Eleg. geb. M. 8.—.

— **Römische Geschichte.** 2. Auflage, bearb. von Studienrektor **Dr. A. Westermayer.** Mit Abbildungen und Karten. Eleg. geb. M. 9.—.

Klassische Geschichtswerke für die deutsche Jugend!

Karl Menzel, Professor in Bonn: **Wolfgang von Zweibrücken,** Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Baiern, Graf von Veldenz, der Stammvater des bayerischen Königshauses (1526—1569). Unter Benutzung des litterarischen Nachlasses von Dr. J. Ph. Schwartz bearbeitet. 40 Bog. 8°. Geh. M. 13.—

Eine Monographie des fürstlichen Helden, der der schwer bedrängten Reformation in Frankreich mit bewaffneter Hand Hilfe leistete und im Kampfe für die Freiheit des Evangeliums sein Leben ließ, fehlte bisher. Die vorliegende Arbeit ist die Frucht einer zwanzigjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstande!

Robert Pöhlmann: Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. In zwei Bänden. Erster Band: 39½ Bog. gr. 8°. Geh. M. 11.50, eleg. geb. M. 13.50.

„Soll es wahr bleiben" — sagt der Verfasser im Vorwort —, „was Lassalle im Hinblick auf eine Rede August Böchs gesagt hat, daß in Deutschland gegen das Manchestertum glücklicherweise die antike Bildung ein Gegengewicht bildet, soll dieselbe wirklich, wie er noch hoffte, die unverlierbare Grundlage des deutschen Geistes bleiben und sich gegen den einbrechenden Materialismus behaupten, dann muß auch eine Darstellung des antiken Lebens erreicht werden, die — um mit dem unvergleichlichen Nitzsch zu reden — die alte Welt von denselben Lebensfragen bis zum Grunde bewegt zeigt, die noch heute zum Teil ungelöst jeden ehrlichen Mann beschäftigen." Wir empfehlen Pöhlmanns inhaltlich und formell gleich hervorragendes Werk der Aufmerksamkeit nicht allein der Fachkreise, sondern aller Höhergebildeten aufs angelegentlichste.

Christian Seybold: Evangelische Hauspostille. Predigten über die Evangelien und Episteln auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs. Mit einem einleitenden Vorwort von Oberkonsistorialpräsident Dr. theol. **von Stählin.** Erster Band: Evangelien-Predigten. Zweiter Band: Epistel-Predigten. Jeder Band eleg. geb. M. 4.50.

„Mit Seybolds Hauspostille wird unserer Kirche und allen evangelischen Familien ein Werk geschenkt, das man in der That einen Schatz nennen kann. Wo man das Werk auch aufschlägt, überall dieselbe Klarheit, Einfachheit, Wärme, Tiefe der Gedanken!"

Karl Tanera, Hauptm. a. D.: **Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege.** Zwei Bände. **(Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz. Band IV, V.)** Mit zahlreichen Karten und Plänen. Eleg. geb. à M. 2.50.

Diese beiden neusten Bände von Tanera rufen neben dem militärischen Interesse, das die Feldzüge eines Napoleon I. für alle Zeiten haben werden, auch das patriotische Interesse in ungewöhnlichem Maße wach. Es ist gewiß sehr wohl am Platze, heute der furchtbaren Schicksalsschläge zu gedenken, die die beiden deutschen Großmächte Oesterreich und Preußen damals nacheinander betrafen, und die Lehren zu beherzigen, die sich daraus für die Gegenwart ergeben.

Von dem neunbändigen volkstümlichen Geschichtswerke:

Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz. Eine vaterländische Bibliothek für das deutsche Volk und Heer von Hauptmann **Carl Tanera,** sind bis jetzt Bd I—VII erschienen: I. Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV. — II u. III. Die Kriege Friedrichs d. Gr. — IV u. V. Die Revolutions- u. Napoleanischen Kriege. — VI u. VII. Die deutschen Befreiungskriege 1813, 1814/15. Zu Ostern 1894 werden die das Gesamtwerk abschließenden Bände VIII u. IX: „Die deutschen Einigungskriege 1864, 1866" ausgegeben werden.

Karl Tanera: Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. 7 Bände mit Karten und Plänen. Eleg. geb. à M. 2.50. I. Band: Weißenburg, Wörth, Spichern. — II. Metz. — III. Beaumont und Sedan. — IV. Straßburg unser! Bis ans Meer. — V. An der Loire und Sarthe. — VI. Belfort, Dijon, Pontarlier. — VII. Paris.

Die Werke Taneras bilden eine unversiegliche Quelle patriotischer Erhebung und Belehrung für Jung und Alt und ein gehaltvolles Festgeschenk für unsere reifere Jugend.

Johannes Volkelt: Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Gehalten zu Frankfurt a./M. im J. 1891. Eleg. geb. M. 5.50.

Inhalt: Die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. — Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft (Begriff der Wissenschaft überhaupt. Erkenntnistheorie). — Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft. (Metaphysik. Naturphilosophie. Philosophie des Geistes). — Philosophie und Leben. — Philosophie und Religion. — Philosophie und Kultur.

W. Windelband: Geschichte der alten Philosophie (nebst einem Anhang über die Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften im Altertum) von Prof. Dr. **Günther.** Zweite, sorgfältig revidirte Auflage. Lex.-8°. Geheftet M. 5.50; in Halbfranz geb. M. 7.20.

Bildet die 1. Abteilung von Band V des „Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung, herausgegeben von Iwan v. Müller, wovon nunmehr Bd. I, II, IV, 1 und IV, 2, V, 1, VII in 2. Aufl. vorliegen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Inseratenbeilage

und je eine litterarische Beilage von B. Reich, vorm. C. Detloffs Buchhandlung in Basel, der J. C. Hinrichsschen Verlagsbuchhdlg. in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 50 Leipzig, den 7. Dezember **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Jesaia: 5. Das Wort vom Glauben — Zwei neuere Bearbeitungen des Alten Testaments: 2. Das Alte Testament, übersetzt, eingeleitet und erläutert von † D. Eduard Reuß — Die Frauenfrage und das Trauungsformular in dem Entwurf zu der neuen Agende für die preußische Landeskirche. Nachwort des Herausgebers — Arzt und Seelsorger: 1 — Verschiedenes: Die theologische Einzelschule u. s. w.; Zwei neue Hefte zur Christlichen Welt; Von der Münchener Akademie und vom Jesuitenantrag; Psychiatrie und Seelsorge — Für den Weihnachtstisch: Die Gleichnisse des Evangeliums; Die Psalmen, übersetzt von Kautzsch; Biblisches Spruchregister; Christblumen; Briefe über Fragen der christlichen Religion; Skizzen aus dem Leben der alten Kirche; Aus Lenz und Herbst; Am Wege und abseits; Gesammelte Schriften Otto Funckes; Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel; Ottilie Wildermuths gesammelte Werke; We two; Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern; Unterm Weihnachtsbaum; Lebenserfahrungen einer deutschen Lehrerin; Sina; Waldmyrte; Hoffmeisters Schatzkästlein; Die kleine Miß; Wer bist du, mein Sohn? Eine Studienmappe von Heinrich Hofmann; Ludwig Passini; Ein heiliger Abend; Weihnachtsgeschenke für die Jugend; Geistliche Lieder; Und Frieden auf Erden — Anzeigen

Jesaia

5. Das Wort vom Glauben

Im letzten Grunde war es nichts als schnöder Undank, mit dem das Volk Juda die Wohlthaten seines Gottes vergalt. „Ein Rind kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennet es nicht, mein Volk vernimmt es nicht.“ Gott hatte sein Volk wie einen Weinberg gehegt und gepflegt, „er erwartete, daß sein Weinberg Trauben brächte, aber er brachte nur Herlinge. Er erwartete Gutthat, und siehe da Blutthat!“ In jener denkwürdigen Stunde, da der Prophet am Walkerfelde vor den Mauern Jerusalems dem Könige Ahas gegenübertrat, wäre es noch Zeit zur Umkehr gewesen. Als ein echter Gottesmann, als ein „Heros der Religion“ hat damals Jesaia das Wort vom Glauben ausgesprochen, — das erste mal, daß es überhaupt im Alten Bunde ausgesprochen wurde. „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht.“ Vertrauet ihr nicht auf Gott, so werdet ihr nicht im Gericht und Verderben erhalten bleiben! — Das Neue Testament hat später erklärt: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet!“ Aber Jesaia war schon ein Held im Gottvertrauen. Gott war sein einziger Hort. Ihm brachte er fröhliche Zuversicht entgegen in einem dankbaren und gehorsamen Herzen. Aber er hat es nicht erreicht, daß auch sein König und sein Volk zu gleichem Glauben sich bekehrten. Selbst ein Zeichen von Gott, das Jesaia anbot, verschmähte der König Ahas mit heuchlerischem Trotze, weil er Gott nicht versuchen wolle. Da giebt ihm Jesaia auch ungebeten ein Zeichen. Nach wenigen Monaten wird ein Sohn geboren, sein Name wird Immanuel, d. h. „Gott mit uns,“ genannt werden, denn zu jener Zeit wird das Volk Juda von seinen Feinden errettet sein, und die Gläubigen werden erkennen, daß solche Rettung nicht durch Ahas und seinen assyrischen Bundesgenossen, sondern durch Gott allein gekommen ist, — aber die ungläubige Masse wird weiter sündigen und freveln. Frommer Christensinn hat jenes Zeichen des Jesaia vom Sohne Immanuel auf den Messias, unsern Herrn, den rechten Immanuel, gedeutet, in dem uns allen Gottes Schutz verbürgt ist. Aber daß Jesaia schon solch heldenmütiges Vertrauen, solchen Glauben, der auch Berge versetzte, in seinem Herzen trug, das steigert unsre Bewunderung vor diesem Herolde des Alten Bundes.

Der König Ahas verachtete das Wort des Propheten; die Männer seiner Umgebung stimmten in seinen Zweifel an der Weisfagung ein. Da nahm Jesaia eine Tafel und schrieb auf sie vor Zeugen in allgemein verständlicher Schrift die Worte: „Raubebald, Eilebeute!“ Einen Sohn, der ihm in jenen Tagen geboren wurde, benannte er mit denselben Worten. Jene Tafel aber stellte er öffentlich zu jedermanns Einsicht auf. Raubebald, Eilebeute! In kürzester Frist soll sich das Strafgericht an Syrien und Ephraim, den Feinden Judas, vollziehen. Die Assyrer eilen herbei, sie überschwemmen gleich einem Heuschreckenschwarm das Land. Wir werden an die Schilderungen der verheerenden Einfälle der Hunnen in die deutschen Gaue zu Anfang des Mittelalters erinnert, wenn der Prophet von den Assyrern spricht:

Siehe sie kommen eilig und behend.
Da ist kein Müder dabei, kein Strauchelnder,
keiner, der schläft oder schlummert,
keiner, dessen Gürtel sich löste,
oder dem der Riemen am Schuh zerrisse.
Ihre Pfeile sind geschärft;
ihre Bogen alle gespannet;
die Hufe ihrer Rosse sind Kieseln gleich zu achten
und ihre Räder dem Sturmwind.
Ihr Geheul ist wie das der Löwin,
wie der junge Leu brüllen sie:
der knurrt, packt seine Beute, trägt sie weg,
und niemand kann sie retten. (Kap. 5, 26—29)

Hat aber Assur seine Beuteluft und Raubgier an den Feinden Judas gekühlt, so wird es sich gegen Juda selbst wenden, von dem es erst als Bundesgenosse herbeigerufen ist. Assur ist nur ein „Werkzeug in Gottes Hand,“ „eine Rute seines Zornes,“ — „weil Juda die sanftströmenden Wasser aus Siloah verachtet, weil es die Hilfe seines Gottes verschmäht hat, so wird der Herr die großen und starken Wasser des Euphrat heraufkommen lassen.“ Die Assyrer werden vom Euphrat her kommen und das Land Juda überfluten, alles verheeren und alles verbrennen. So erhält auch Juda seine Strafe für Abfall von Gott, für Undank und Ungehorsam, für Sünde und Frevel.

Aber der Prophet schaut nicht nur Gericht und Verderben, Gott hat ihm auch die Kraft der Hoffnung verliehen. „Das Volk, so im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht.“ Auf dunkle Nacht folgt heller Tag, auf Trauer und Angst Freudenjubel wie am Erntetage. „Das Joch ihrer Last und der Stecken ihrers Treibers soll zerbrochen werden.“ Bessere Zeiten sollen die dem Strafgericht entronnenen Volksgenossen erleben. Der Rest wird sich bekehren. Und dann hofft Jesaia auf eine Erneuerung des Königreiches Davids. Im kühnen Glauben nimmt er die Zukunft voraus und singt:

Ein Kind ist uns geboren,
ein Sohn ist uns gegeben,
auf dessen Schulter die Herrschaft ruht.
Er heißt Wunderrat, Gottheld,
Ewigvater, Friedensfürst,
die Macht zu mehren
und Glück ohn Ende,
auf Davids Thron und Königreich,
es zu festigen und zu stützen
durch Recht und Gerechtigkeit,
von nun an und in Ewigkeit! (Kap. 9, 5 f.)

Th A

Zwei neuere Bearbeitungen des Alten Testaments

2. Das Alte Testament, übersetzt, eingeleitet und erläutert von † D. Eduard Reuß*)

Seitdem die Leser im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift Nr. 26) in einem ausführlichen Artikel auf die große Wichtigkeit und die trefflichen Eigenschaften des Reußschen Bibelwerkes zum Alten Testament aufmerksam gemacht worden sind, ist die Veröffentlichung dieses wertvollen Vermächtnisses des ehrwürdigen Straßburger Theologen rüstig vorangeschritten. Es liegen jetzt auch schon der zweite, dritte und vierte Band vollständig vor, die die Propheten, die heilige Geschichte und das Gesetz (Pentateuch und Josua) und die Kirchenchronik von Jerusalem (Chronik, Esra und Nehemia) umfassen.

Von besondrer Wichtigkeit unter diesen drei Bänden sind die beiden erstern. Es ist ja leider so, daß die gewöhnlichen Bibelleser gerade das Wichtigste, was das Alte Testament enthält, die Propheten, am allerwenigsten kennen, und daß sie ohne eine Ahnung von den Schwierigkeiten die Abschnitte der fünf Bücher Moses, die sie lesen, nach der traditionellen Auffassung verstehen. Es ist daher höchst wünschenswert, daß endlich einmal sich die Bibelleser von einem so guten, klaren und sichern Ratgeber in diese Stücke der heiligen Schrift einführen lassen. Es handelt sich dabei nicht nur um die Erklärung im einzelnen, worin ja immer noch Verschiedenheiten unter den besten Forschern bestehen, sondern um die Gesamtauffassung, die zum Verständnis der Propheten und des Gesetzes unerläßlich ist. Gerade aber für diese leisten die umfassenden Einleitungen zu den einzelnen Bänden einen unschätzbaren Dienst, mag auch hie und da noch lange die Einstimmigkeit der Exegeten nicht erlangt sein. Ebenso wertvoll sind weiter die Vorbemerkungen vor jedem einzelnen Propheten, wie die Besprechungen der so wichtigen ersten Kapitel im ersten Buche Mose. Auf eine Wiedergabe des Inhalts dieser drei Bände können wir füglich verzichten; jeder Versuch, möchte er auch noch so gut gelingen, könnte ja nur einen dürftigen Auszug zustande bringen und würde einen viel zu schwachen Eindruck von der bekannten meisterhaften Darstellungsgabe, die Reuß eigen ist, hinterlassen. Wir müssen daher jedermann empfehlen, dieses Bibelwerk von Reuß selber zur Hand zu nehmen. Es sei nur gestattet, einige wichtige Punkte hervorzuheben.

Nach der Tradition, die auch durch den Unterricht in der biblischen Geschichte immer weiter geführt wird, gilt Mose als der Mann, mit dem eigentlich die alttestamentliche Religion in ihrer vollkommnen Gestalt erschienen sei, und die Propheten werden etwa wie heutzutage die Prediger des Evangeliums nur als „die Ausleger und Prediger des längst geschriebnen mosaischen Gesetzes“ betrachtet, das sie einem entarteten Geschlechte wieder ins Gedächtnis gerufen hätten. Mit dieser ganz unhaltbaren Anschauung räumt Reuß in der entschiedensten Weise auf:

> Nirgends berufen sich die alten Propheten auf ein geschriebnes, offizielles Gesetz. Jeremia ist der erste, der auf ein solches anspielt. … Wir behaupten sogar, daß die Propheten laut gegen den Geist des Gesetzes sich auflehnen, indem sie mit Verachtung von solchen Formen und Gewohnheiten reden, in welchen für viele die ganze Religion bestand, und die gewiß in den Texten des Pentateuchs nicht als Nebendinge oder als gleichgiltig dargestellt werden. Sie leugnen sogar, daß Jahwe solche Vorschriften gegeben habe, als er am Sinai die großen Grundsätze aufstellte, auf welchen sein Bund mit Israel beruhen sollte.

Die Propheten sind mehr als bloße Ausleger und Prediger, auch mehr als bloße Reformatoren, die wieder nur eine frühere, zu ihren Zeiten aber vergessene Erkenntnis Gottes auf den Leuchter stellten. Sie bringen selber ein neues Licht, eine deutlichere Offenbarung, als sie Mose gegeben hatte.

> Alles, was sie sagen, kommt ihnen unmittelbar von oben zu; sie betrachten sich als die Werkzeuge einer göttlichen Offenbarung, sie fühlen, daß sie vom Geiste Jahwes berührt, erleuchtet, belebt sind, und wenn alle ihre Reden mit den Worten beginnen: So spricht der Herr! so ist dies bei ihnen nicht eine konventionelle Phrase, noch viel weniger eine eitle und anspruchsvolle Selbstüberhebung, sondern die Wirkung einer frohen Ueberzeugung, einer lebendigen und unwiderstehlichen Regung der Seele, die ihre Stütze in einer unmittelbaren Gemeinschaft mit der Quelle aller Wahrheit und alles Guten sucht und findet. Diese innige Ueberzeugung, ein Organ Gottes zu sein, diese Unmittelbarkeit des Verhältnisses zwischen dem Geiste, der giebt, und dem Geiste, der empfängt, konnte in der Form der Rede gelegentlich zu einer Verschmelzung beider führen, und in manchen Stellen, wo der Leser im Zweifel sein dürfte, ob Gott oder der Prophet der Sprechende ist, wird es zweckmäßiger sein, gar keinen Unterschied zu machen.

Ist so die Art der Propheten treffend charakterisirt, so fehlt auch nicht eine Besprechung ihrer Weissagungen. Auch hier hat nun Reuß wieder eine landläufige Meinung zu zerstören, die spezielle Vorhersagungen einzelner, zufälliger Begebenheiten von den Propheten erwartet und bei ihnen findet:

> Was auch eine übelberatene Schrifterklärung sagen mag, die Prophetie hält sich immer in ganz allgemeinen Redensarten. Die einzelnen Züge, welche mit unterlaufen, ordnen sich immer unter die zu Grunde liegende abstrakte Idee. … Sodann, wenn man genau zusieht, sind alle Weissagungen der Propheten an Bedingungen geknüpft.

Ueberhaupt haben es die alten Propheten nicht zunächst mit einer entfernten Zukunft, sondern mit ihrer Gegenwart zu thun. Schon daraus ersieht man, daß es eine verfehlte Betrachtungsweise ist, wenn man die messianischen Stellen aus ihrem Zusammenhange loslöst und überhaupt nur sie allein von den Propheten kennen will.

Ist in alledem Reuß zuzustimmen, so sind vielleicht eher einige Aussetzungen zu machen, wenn er als den Grundgedanken der Theologie der Propheten die Einheit Gottes, des Beherrschers des Weltalls, hinstellt, wenn er ferner sagt, daß die Propheten die ersten und einzigen Theologen des Altertums gewesen sind, die laut die Heiligkeit als die Eigenschaft Gottes verkündigt haben, die dessen Beziehungen zu den Menschen ihren wahren Wert verleihe. Der Gedanke an eine Beherrschung des Weltalls erscheint erst bei den Propheten der spätern Zeit, und die Heiligkeit Gottes ist doch ebensosehr auch im Gesetze betont, abgesehen davon, daß dieser Begriff seine bedeutenden Wandlungen durchgemacht hat. Endlich ist Reuß wohl zu sehr geneigt, die Propheten als Dichter zu fassen, die häufig Allegorien, d. h. ersonnene Erzählungen zur Veranschaulichung ihrer Gedanken vorbringen sollen. Es ist hier kaum in Bausch und Bogen über alle derartigen Erzählungen ein Urteil zu fällen, wie Reuß es thut. Selbst die Berichte im ersten und dritten Kapitel des Buches Hosea werden wir als Erzählung von einem wirklichen Erlebnis des Propheten fassen müssen, das ihm darum so wichtig wurde, weil es ihm Gottes Verhalten zu seinem Volke verständlich machte.

Die Reihenfolge, in der die Prophetenschriften gegeben werden, ist die chronologische. Immerhin läßt sich hier in manchen Stücken fragen, ob Reuß das Richtige getroffen habe. Jedenfalls würde Joel nicht an der Spitze sämtlicher Propheten stehen, wenn Reuß sich ebensosehr um die Geschichte der religiösen Vorstellungen bei den Propheten bemüht hätte, wie um die Klarstellung des allgemeinen Charakters der hebräischen Prophetie.

Im dritten Bande war vor allem die verwickelte Frage, die der Pentateuch und Josua hinsichtlich der Komposition aus verschiednen Quellen und der schließlichen Redaktion stellen, zu lösen. Aber niemand war mehr dazu berufen als Reuß, ein klares Bild von der Sachlage zu entwerfen. Reuß ist es ja eigentlich, der zuerst seine Schüler darauf hingewiesen hat, daß ein großer Teil des Gesetzes erst nach den Propheten entstanden sei, und einer seiner Schüler, Karl Heinrich Graf, hat daraufhin diese Ansicht als erster auch in einem Buche vertreten. Heute gilt nun die Reußsche Hypothese, daß die Propheten älter sind als das Gesetz, und die Psalmen jünger als beide, fast allgemein in der theologischen Wissenschaft. Und wer den klaren Darlegungen, die Reuß in der Einleitung zum dritten Bande auf 189 Seiten giebt, nur einigermaßen folgt, muß zugeben, daß es hier kein Entrinnen giebt, weil die Gründe so zwingend sind, wie nur möglich, und Reuß gerade die schlagendsten, d. h. die sachlichen Argumente, die jeder, auch ohne ein Wort hebräisch zu verstehen, anerkennen muß, mit aller Sorgfalt und Deutlichkeit zusammengestellt hat.

Die gewonnenen Ergebnisse im einzelnen, wo nun eher dies oder jenes zu beanstanden ist, geben wir nur kurz meist mit den eignen Worten von Reuß.

*) Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. Erscheint in etwa vierzig Lieferungen zu 1 Mk. in Subskription, zu 1,30 Mk. außer Subskription.

Wir stellen zuvörderst die unbestreitbare Thatsache fest, daß die ältesten auf uns gekommenen geschichtlichen Berichte nicht das Werk der Phantasie der Redaktoren sind, sondern sich im Schoße des Volkes ausgebildet haben, die einen als Niederschläge älterer erbleichender Erinnerungen, andre als Deutungen von Eigennamen, deren Ursprung unbekannt war, andre wieder, um gewisse freundliche oder feindliche Beziehungen zwischen den Stämmen zu erklären, oder um die Ehre und Würde irgend einer Opferstätte zu begründen oder zu erhöhen. Dies ist bei allen Völkern der Anfang der Geschichte. Das Gleiche muß geschehen sein in Betreff der mosaischen Geschichte und der Besitznahme Kanaans. Der Rahmen der Thatsache war gegeben; das dichterische Genie des Volkes bereicherte denselben mit malerischen Elementen.

Soweit wir jetzt sehen können, war der erste Schriftsteller, der alte nationale Ueberlieferungen zusammenschrieb, der fälschlich sogenannte zweite Elohist, der Erzähler, der diesen Namen erhielt, solange man an das höhere Alter desjenigen glaubte, der unter dem Namen des Elohisten als Verfasser der vermeintlichen Grundschrift galt, die wir jetzt den Priesterkodex oder die sinaitische Gesetzgebung nennen. Das Werk dieses zweiten Elohisten ist nicht mehr vorhanden, aber bedeutende Bruchstücke davon sind teils als Auszüge und ohne Veränderung, teils in engerer Verarbeitung mit dem Werke desjenigen Schriftstellers verbunden worden, den man den Jehovisten oder den prophetischen Erzähler genannt hat.

Entstanden ist dieses Werk nach Reuß im ephraimitischen Reich ums Ende des neunten oder um den Anfang des achten Jahrhunderts. Unentschieden läßt Reuß die Festsetzung der Zeit der Verbindung dieser beiden Quellen.

Ein erstes kleines Gesetzbuch, das sogenannte Bundesbuch (Exod. 21—23), ist uns erhalten, wahrscheinlich als ein Teil des Jehovisten. . . . Ein zweites viel umfangreicheres Gesetzbuch erschien unter der Regierung des Königs Josia, gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts. Das Deuteronomium (denn von diesem ist hier die Rede) atmet zumeist den Geist des Prophetismus, während die kirchlichen Interessen einen sehr bescheidnen Platz einnehmen. Dieses Gesetzbuch wurde sodann mit dem Werke des Jehovisten verbunden, vielleicht schon von einem bei der Abfassung Beteiligten, jedenfalls nicht viel später.

Nach dem Untergang der Monarchie und des Tempels entstand nach und nach eine neue Gesetzgebung, zu der Ezechiel angeregt hat, dessen Phantasie die Kirchenverfassung der Zukunft entworfen hatte, und zwar wohl teils in Jerusalem, teils in Babylon.

Esra war der Redaktor eines Gesetzbuchs, das feierlich in der Gemeinde zu Jerusalem eingeführt worden ist unter seinem und Nehemias, des Statthalters, Vorsitz. Dieses Buch enthielt in einem knappen historischen Rahmen das, was man mit vollem Rechte einen Priesterkodex genannt hat. . . . So rechtfertigt sich der allgemeine Titel, den wir diesem Teile des Alten Testaments gegeben haben: „Die heilige Geschichte und das Gesetz." Die erstere ist wesentlich im jehovistischen Buche enthalten, das Gesetz in den zwei wohl zu unterscheidenden Werken des Deuteronomiums und des Priesterkodex, welchen letztern man früher den Elohisten oder das Buch der Ursprünge genannt hat.

In dem jetzigen Pentateuch finden sich noch jüngere Elemente; die Verbindung mit den übrigen Schriften und die Redaktion des Ganzen ist also noch später als Esra.

Zur Charakterisirung der Erklärung, die zu den einzelnen Abschnitten gegeben wird, sei nur auf die beiden allerersten hingewiesen. In dem Abschnitt 1. Mose 1, 1—2, 4 hören wir nichts von einer Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft, dagegen von den zu Grunde liegenden religiösen Gedanken des Verfassers, von der Allmacht des Schöpfers und der Vortrefflichkeit seines Werkes. Zu 1. Mose 2, 5—3, 24 aber zeigt Reuß, daß der Schreiber dieses Abschnittes unter einer allegorischen Form einen psychologischen und sittlichen Vorgang hat schildern wollen, der sich im Menschenleben täglich wiederholt, daß also demnach diese Erzählung kaum dazu geeignet ist, in der Dogmatik eine so hervorragende Rolle zu spielen, wie man ihr vielfach beimißt. — Auch dieser Band wird in vielen Stücken dazu helfen, unhaltbare Anschauungen durch bessere und wertvollere zu ersetzen. Mag manche altgewohnte Meinung fallen, um die Wahrheit allein kann es uns zu thun sein.

Der vierte Band endlich bespricht die Kirchenchronik von Jerusalem, d. h. die ursprünglich ein großes Werk bildenden Bücher der Chronik, Esra und Nehemia, das die Geschichte so darstellte, wie sie nach der spätern Auffassung, da der Priesterkodex galt, verlaufen sein mußte. So wie die Chronik jetzt uns die Geschichte erzählt, mochte der Volksunterricht in der Zeit nach Esra die Vergangenheit auffassen. Daraus ist es zu erklären, warum vieles übergangen ist und manche Personen der Vorzeit einen ganz andern Charakter erhalten, als sie in Wirklichkeit besaßen. Reuß sagt:

Man denke doch nur an den König David und sein Doppelgesicht in den Büchern Samuels und in der theologischen Charaktermaske des Psalmdichters!

Den Chroniſten haben wir nicht, wie man lange wollte, „als den glücklichen Besitzer einer ganzen Bibliothek von verlorenen alten Geschichtswerken zu betrachten; sein Werk beruht auf der geschriebnen oder kursirenden Form, die im Laufe der Zeit der Geschichte gegeben wurde."

Wer bei einem Bibelwerk nichts weiter sucht, als die Verteidigung einer landläufigen Tradition, für den ist dieses Reußsche Werk nicht geschrieben, das haben wohl die gegebnen Mitteilungen zur Genüge gezeigt. Es will eine genaue historische Betrachtungsweise des Alten Testaments vermitteln; eine solche thut aber heute jedem not, der die Bibel wirklich kennen und recht mit ihrem Inhalt vertraut werden will. Einen bessern Führer, um zu dieser umfassenden Bibelkenntnis zu gelangen, giebt es für den Gebildeten zur Zeit nicht. K M

Die Frauenfrage und das Trauungsformular

in dem Entwurf zu der neuen Agende für die preußische Landeskirche

Die Provinzialsynoden der preußischen Landeskirche sind vorüber; die neue Agende ist Gegenstand vieler und lebhafter Debatten für sie gewesen. Mit gespannter Aufmerksamkeit haben viele evangelische Frauen sie verfolgt, hoffend, daß die Kritik, die sich mit den einzelnen agendarischen Formularen sehr eingehend beschäftigte, auch nicht vorübergehen werde an dem Trauungsformular, das in seiner Zusammenstellung von Schriftstellen Alten und Neuen Testaments vieles den Frauen unsrer Tage besonders Anstößige bietet. Umso berechtigter war unsre Hoffnung, als wir aus einigen Andeutungen in bedeutendern kirchlichen Zeitschriften und hie und da aus Privatunterhaltungen mit Theologen über diesen Gegenstand entnehmen konnten, daß auch in den kirchlichen Männerkreisen das Trauungsformular in dem neuen Agendenentwurf sich keineswegs ungeteilter Anerkennung erfreue; im Gegenteil wurde vielfach zugegeben, daß es weder vom evangelischem Standpunkt aus seinem Inhalt nach völlig haltbar, noch auch „dem Bedürfnis und Geschmack der neuen Zeit angemessen" sei. Dennoch wurde unsre Hoffnung getäuscht; öffentliche, eingehende Kritik wurde auf den Synoden an dem Trauungsformular nicht geübt; man ging allgemein stillschweigend daran vorüber.

Was bleibt nun bei dieser Lage der Dinge der evangelischen Frauenwelt zu thun übrig? Sie bildet die Hälfte der christlichen Kirche, die Hälfte der evangelischen Gemeinden. Die gottesdienstlichen Ordnungen und Akte gehen die Frauen genau ebensoviel an wie die Männer; ihr Interesse an den kirchlichen Einrichtungen ist kein geringeres, untergeordnetes; ihre Berechtigung in der Kirche sollte nach der evangelischen Grundlehre vom allgemeinen Priestertum die gleiche sein wie die der Männer, denn: wir sind alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu, denn wie viele unser getauft sind, die haben Christum angezogen. Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn wir sind allzumal einer in Christo Jesu. (Gal. 3, 26—28.)

Wie aber steht die Sache in unsrer Kirche in Wirklichkeit? „Das Weib schweige in der Gemeinde!" Dieser Befehl, heute mehr denn je laut gerufen in der Kirche, schlägt alle ihre schöne, gerühmte Gleichberechtigung, alle ihre evangelische Freiheit erbarmungslos darnieder. Ja die Frau muß schweigen und dulden, daß ihre Rechte unberücksichtigt bleiben, ihr Charisma vergewaltigt wird. Keine Möglichkeit ist ihr in unsrer kirchlichen Organisation gegeben, auch ihre Wünsche zu äußern, kein Weg ihr eröffnet, auf dem sie wirksam mit arbeiten könnte an den kirchlichen Einrichtungen, die doch auch ihr konform sein sollten; denn auch für sie ist es wichtig, daß sie sich in den gottesdienstlichen Versammlungen und kirchlichen Akten erbaue und nicht dabei verletzt und geärgert werde. Wenden sich nun die Frauen mit ihren Bitten und Wünschen privatim an einflußreiche Vertreter der Kirche, so bekommen sie entweder keine Antwort, oder den oft mit verletzendem Lächeln gegebnen Be-

scheid', daß die Sache doch eigentlich gar nicht so wichtig sei, es käme ja gar nicht viel darauf an u. s. w. Ist unsre Kirche in der That die Gemeinschaft der Gläubigen, deren oberstes Gesetz das der brüderlichen Liebe sein soll, auf Grund dessen auch unsre Rechte und Wünsche geachtet und beachtet werden?

Doch wenden wir uns wieder zu dem Trauungsformular der neuen preußischen Agende.

Ob es empfehlenswert ist, in unsrer Zeit einen christlichen Trauungsakt zu eröffnen mit einem alttestamentlichen Schriftworte von doch sehr zweifelhaftem geschichtlichen Werte, und zwar mit so bestimmten Worten, die die geschichtliche wörtliche Richtigkeit der Ueberlieferung außer Frage stellen wie: „Höret zuerst, wie Gott selbst den Ehestand gestiftet und eingesetzt hat. Er spricht u. s. w." — können wir ja dahingestellt sein lassen. Absatz 2 über die Unverbrüchlichkeit der Ehe, gestützt auf die Aussprüche Christi Matth. 19, 6 und 5, 32 sowie Mark. 10, 12 lassen wir völlig unbeanstandet. Ebenso Absatz 3 bis zu den Worten „und ein jeglicher sein Gemahl liebe und ehre." Ganz entschieden aber müssen wir uns gegen die Aufnahme der Epistelstelle Eph. 5, 22 ff. aussprechen, weil dieselbe uns nicht vereinbar erscheint mit Christi Sinn und Geist. Christus giebt für alles Gemeinschaftsleben nur ein Gebot: das der gegenseitigen, dienstbereiten, demütigen Liebe, wie aus folgenden Schriftstellen unwiderleglich hervorgeht: Matth. 23, 8: Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder. Matth. 20, 26: So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Nirgends macht Christus auch nur mit einer leisen Andeutung den Frauen eine besondre Demut und Unterordnung zur Pflicht. Mit diesem Sinne und Geiste Christi nun sind alle die apostolischen Aussprüche wohl vereinbar und darum zur Aufnahme in das Trauungsformular wohl geeignet, die ich hier folgen lasse:

Gal. 5, 14 und 6, 2. Alle Gesetze werden in dem einen Worte erfüllt: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.

Röm. 12, 10. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor.

Philipp. 2, 3: Durch Demut achtet euch unter einander einer den andern höher als sich selbst u. s. w.

Eph. 5, 21: Und seid unter einander unterthan in der Furcht Gottes.

Dagegen muß die Stelle Eph. 5, 22 ff., die nachweisbar in der altjüdischen Anschauung von der Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechtes wurzelt, vom christlichen Standpunkt aus abgelehnt werden.

Absatz 4 der Trauformel giebt zu vielen Bedenken Anlaß. Weder kann es erbaulich noch irgendwie sittlich anregend oder erhebend wirken, wenn dem Brautpaar der Fluch vorgelesen wird, der dem ersten Menschenpaare nach dem Sündenfalle verkündigt wurde (1. Mos. 3, 16 ff.); im Gegenteil muß dies in verschiednen Beziehungen für das Gefühl der Beteiligten verletzend sein, zumal wenn man an die richtige Uebersetzung des Urtextes denkt.*) Aber nicht nur dem Gefühl, sondern auch dem Denken bietet dieser Abschnitt vieles Anstößige und Widerspruchsvolle; so wenn es daselbst heißt: „Gott hat nach dem Sündenfalle dem Ehestande ein Kreuz verordnet, dem Weibe viele Schmerzen auferlegt und gesagt: Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein" (übersetzt Luther, ist aber nicht richtig, wie oben angedeutet). Man fragt unwillkürlich: Also nur die verheiratete Frau trifft der Fluch der Sünde, die unverheiratete, obgleich auch Erbin der allgemeinen Sündhaftigkeit, geht frei aus? Es wäre also klüger, durch Ehelosigkeit sich dem Fluche zu entziehen? Weiter: „Zum Manne aber sprach Gott: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist; denn du bist Erde und sollst zur Erde werden." Dieser Fluch dem Manne verkündigt, kann doch nun nicht zu dem „Kreuz" gerechnet werden, das dem Ehestande auferlegt wäre; denn der unverheiratete Mann muß doch auch

*) Ausführlich darüber schreibt die Zeitschrift „Frauenwohl" in Nr. 12. Herausgegeben von Frau Schulrat Cauer, Berlin, Nettelbeckstraße 21. Kommissionsverlag von Adolf Gertz in Charlottenburg.

sein Brot essen im Schweiße seines Angesichtes, und er muß auch sterben. Ja der ganze Fluch, hier dem Manne erteilt, trifft ja doch das Weib gleicherweise; sie ist weder vom Tode noch von „der Arbeit im Schweiße ihres Angesichts" frei. Solche Erwägungen liegen nahe und tragen wahrlich nicht zur Erbauung bei. Wir können nicht einen sittlichen oder religiösen Grund für die Beibehaltung des vierten Absatzes im Trauungsformular anerkennen.

Ich komme zu den Traufragen: sie lauten bis auf einen Punkt gleich; dieser eine Punkt aber ist eben ungemein wichtig. Während an den Bräutigam die Frage also gerichtet wird:

Vor Gott dem Allwissenden und in Gegenwart dieser christlichen Zeugen frage ich dich, N N, willst du diese N N als deine Ehefrau aus Gottes Hand hinnehmen, sie lieben und ehren, in Freud und Leid nicht verlassen und den Bund der Ehe mit ihr heilig und unverbrüchlich halten, bis daß der Tod euch scheidet? Ist solches deines Herzens Wille und Meinung, so sprich: Ja —

wird in dieselbe Frage an die Braut noch der Satz eingeschoben: „willst du ihm unterthan sein in dem Herrn?" Auf diesen Punkt möchte ich die denkenden und gewissenhaften Frauen besonders aufmerksam machen! Alle die, die es mit ihren übernommenen Pflichten genau nehmen, und die doch der Ueberzeugung sind, daß nur gegenseitige Unterordnung in der Liebe dem Willen Christi gemäß ist, müssen durch eine Frage, die sie zu einseitiger Unterordnung unter den Mann verpflichten will, in Verlegenheit, ja in einen durchs Leben dauernden Gewissenskonflikt geraten. Bisher war doch wenigstens den Geistlichen ein Parallelformular zu fakultativem Gebrauch in die Hand gegeben, in dem die Traufragen an beide Brautleute völlig gleich lauteten; die Braut konnte es sich für ihre Trauung ausbitten; diese Freiheit ist ihr jetzt entzogen. Auch giebt es unter den Pfarrern selbst gerecht- und zartfühlende Persönlichkeiten, denen es schwer wird, ein Formular zu gebrauchen, das gegen ihr christliches Gerechtigkeitsgefühl verstößt, wie dies uns der Brief eines evangelischen Geistlichen zeigt, der in Nr. 18 (1892) der Neuen Bahnen*) abgedruckt ist.

An dem Schlußgebet 1 und 2 müssen wir beanstanden, daß darin ohne weiteres Worte von Paulus Worte Gottes genannt werden; es lautet: Herr Gott, der Du Mann und Weib geschaffen und zum Ehestande verordnet und darin den heiligen Bund Deines lieben Sohnes Jesu Christi und Seiner Gemeinde bezeichnet hast u. s. w. Dies hat eben nicht Gott, sondern Paulus gethan. Wichtiger ist dies: Welchen praktischen Wert hat und soll das Formular für das eheliche Verhältnis haben? Gewiß soll es den Eheleuten ihre gegenseitigen Pflichten einprägen, damit sie eine friedliche, Gott wohlgefällige Ehe führen und sie gegenseitig sich behilflich seien zu ihrer sittlichen Vervollkommnung. Ich frage nun: Welche Regeln werden geeigneter sein, der das Gemeinschaftsleben störenden, allgemein tief eingewurzelten menschlichen Selbstsucht entgegen zu arbeiten und sie einzuschränken, die, welche Christus giebt, oder Paulus?

Die damaligen Verordnungen der Apostel für das Gemeinschaftsleben hatten den Zweck, einerseits das Christentum zu schützen gegen den Vorwurf der revolutionären Tendenz, und andrerseits die äußere seitherige Ordnung in den Gemeinden aufrecht zu erhalten. Man mag damals das ganz richtige Gefühl sehr lebhaft gehabt haben sowohl in den Reihen der Anhänger des Christentums als auch in denen der Feinde, daß im Christentum die Prinzipien für eine völlig neue, gerechte Umbildung des Staats-, Gesellschafts- und Familienlebens liegen. Die Apostel hielten es für nötig, durch ihre Ermahnungen einer drohenden revolutionären Entwicklung entgegen zu arbeiten, es zu hindern, daß sich Zündstoff aufhäufe. In diesem Bemühen schossen sie in mehrern Punkten über das Ziel hinaus, sodaß schon hier in diesen Verordnungen der Apostel die Anfänge zu dem sich später entwickelndem „Staatskirchentum" zu suchen sind, das der befreienden, umbildenden Macht des Evangeliums bis in unsre Zeit so unendlich hemmend und hindernd in den Weg getreten ist, weil es stets bemüht war, die jeweiligen Gesetze des Staates mit religiösen Gründen zu

*) Organ des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, Leipzig, Moritz Schäfer.

stützen „um der Ordnung willen.“ Es kann aber nie und nimmer die Aufgabe der Religion, der Kirche sein, die jeweiligen Staatsgesetze mit einem religiösen Fundament zu unterbauen, das sie für alle Zeiten befestigen soll, wie dies leider in der christlichen Kirche seit der Apostel Zeiten stets geschehen ist zum ungeheuern Schaden der Religion. Im Reiche Christi gilt ein andres Gesetz als im Staate: das der selbstlosen demütigen Bruderliebe. Nur dieses ihren Gliedern einzuprägen und sie darauf zu verpflichten, hat die Kirche das Recht und die Pflicht. Die Ordnung der rechtlichen Verhältnisse ist Sache des Staates; je mehr ein Volk ein christliches ist, desto mehr wird auch seine staatliche Gesetzgebung vom Geiste echt christlicher Bruderliebe beeinflußt, eine gerechte sein. Diesen christlichen Einfluß auszuüben, ist Pflicht der Kirche, nicht aber sich in ihrer Lehre von den Rechtsverhältnissen des Staates beeinflussen zu lassen. Sehen wir nun unter diesem Gesichtspunkt das uns hier allein beschäftigende Trauungsformular an, so liegt klar am Tage, daß die ungerechte Minderwertung des weiblichen Geschlechts, die bisher noch den Staatsgesetzen zu Grunde liegt, auch hier in der Kirche in dem Trauungsformular ihren religiösen Ausdruck gefunden hat. Ja ich wage zu behaupten, daß die im Volksbewußtsein noch vorhandne Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, sowie die von gleicher Auffassung zeugenden Staatsgesetze zum großen Teil durch die Kirche verschuldet worden sind. Man mag sich drehen und wenden, wie man will, man mag sagen, wie dies jetzt so oft geschieht, daß ja auch die Herrschaft des Mannes ein Dienst der Liebe sein soll, — das ist alles nur „Ogen verblennen.“ Der natürliche Menschenverstand des Volkes, für das ja doch dieses Formular zusammengestellt ist, faßt eben wie bisher die Sache so auf, daß der Mann zu befehlen, das Weib einfach zu gehorchen habe, das sei so Gottes Ordnung — und damit setzt sich unausrottbar im Volksbewußtsein der Begriff vom größern Werte des Mannes und vom geringern des Weibes fest; und dies bleibt nicht ohne praktische Folgen, unter denen die Frauen unsäglich zu leiden haben. Ist es ein Wunder, wenn die Sozialdemokratie auch in der Frauenwelt immer mehr an Boden gewinnt, da sie der Frau einen gleichen Wert wie dem Manne zuerkennt? Zumal in der niedern Bevölkerung, wo in unzähligen Fällen die Frau vernünftiger und sittlich besser ist als der Mann, ist dies der Fall. Ich kann gar nicht beschreiben, was ich dabei empfinde, wenn ich z. B. betrunkene Männer sehe (ein nicht seltener Fall in unserm Dorfe) und auf Grund von allerlei Einblicken in deren Familienleben mir ihr Benehmen gegen ihre Frauen bei ihrer Heimkehr vergegenwärtige, dazu der Worte des Paulus gedenkend: Ihr Weiber seid gehorsam euern Männern in allen Dingen als wie dem Herrn! — ich kann mir nicht helfen, das empört mich, und dieses Gefühl teilen mit mir viele denkende Frauen.

Wir verkennen keineswegs, daß jene apostolischen Verordnungen damals, als sie geschrieben wurden, einen ungemeinen Fortschritt bedeuteten gegen die allgemeinherrschende Anschauung von dem geringen Werte und Rechte der Frau und insofern veredelnd auf das Verhältnis der Geschlechter wirken konnten und wohl auch gewirkt haben; heute aber treten sie der Weiterentwicklung zu einer wahrhaft christlichen Auffassung des Familienlebens und zu einer völlig gerechten Würdigung der Geschlechter hemmend in den Weg, indem sie einen Rest alter Vorurteile für immer konserviren wollen. Die Frau in unsern christlichen Kulturstaaten hat heute im allgemeinen den gedankenlosen Sklavensinn abgestreift; sie ist sich ihrer Gleichberechtigung mit dem Manne, ihrer Fähigkeiten, ihrer Kraft, ihrer Pflichten, aber auch ihres Rechtes bewußt geworden. Diese Frau kann nicht dadurch zum Frieden in der Ehe bestimmt werden, daß man ihr immer wieder mit Ermahnungen kommt, die in altjüdischen Anschauungen, in völlig andern veralteten Kultur- und Gesellschaftsordnungen wurzeln; im Gegenteil, dies Bemühen, ihr immer wieder das alte Joch über den Hals zu werfen, wo sie doch im Kampf ums Dasein, in ihrer Arbeit, ihrem Können sich als des Mannes Gleichen fühlt, reizt sie zur Opposition nicht nur gegen ihren Mann, sondern auch gegen Kirche und Christentum, weil der Mann im allgemeinen aus den betreffenden Vorschriften der Apostel mehr Nahrung zieht für seinen Hochmut und seine Selbstsucht und sich aus ihnen mehr seiner Rechte als seiner Pflichten bewußt wird. Man sehe nur in die thatsächlichen Verhältnisse des Volkslebens hinein, und man kann es hundertfach erleben, daß ganz unchristliche Männer, wenn es ihnen darauf ankommt, ihre Herrscherstellung der Frau gegenüber zu betonen, sich mit Vorliebe auf die betreffenden apostolischen und auch alttestamentlichen Schriftstellen berufen und dadurch bei den Frauen oft ein tiefes Gefühl der Bitterkeit gegen die Religion hervorrufen.

In Wirklichkeit liegt die Sache in allem Gemeinschaftsleben, auch im ehelichen so. Geben die Betreffenden etwas auf Religion und Gottes Wort, so wird ihnen das Wort Christi: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen (Matth. 5, 9), die beste Richtschnur sein; geben sie nichts oder nicht viel auf Religion und Gottes Wort, werden sie die Vorschriften der Apostel so wenig beachten wie die Befehle Christi. Also ein praktischer Grund, die Stelle Eph. 5, 22 ff. und die darauf gegründete Frage an die Braut: „Willst du ihm unterthan sein in dem Herrn?“ in das Trauungsformular mit aufzunehmen, liegt unsers Erachtens so wenig vor wie ein prinzipieller.

Zum Schluß noch ein Wort an die evangelischen Frauen: Wie schon oben ausgeführt, steht uns weiblichen Gliedern der evangelischen Kirche kein rechtlich geordneter Weg zur Verfügung, den wir betreten dürften, um unsern Wünschen bezüglich kirchlicher Einrichtungen, die auch uns und zuweilen die Frauen im besondern Maße angehen, nachdrücklich und wirksam Geltung zu verschaffen; aber bitten werden wir doch dürfen. Lassen Sie uns also unsre Bitten um Aenderung der Trauformel in dem Sinne, wie oben ausgeführt, recht zahlreich, ob einzeln oder in größern Vereinigungen an unsre kirchliche Behörde und an die im Laufe des nächsten Jahres zusammentretende Generalsynode einreichen; vielleicht finden wir geneigtes Gehör. Und es bleibt uns in Zukunft dann erspart, im Gotteshause bei jeder Trauung es erleben und schmerzlich empfinden zu müssen, wie fort und fort die leider im Volksbewußtsein noch vorhandne Anschauung von der Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts religiös begründet, gepflegt und mit einem Heiligenschein umgeben wird.

Versuchen wir es also, dies Unheil von unserm Geschlecht abzuwenden, indem wir recht zahlreich unsre Bitten einreichen!

M—o

Nachwort des Herausgebers

In der Hauptsache kann ich der verehrten Verfasserin nur zustimmen. Aber verwahren muß ich den Apostel Paulus gegen ihre allzu abschätzige Meinung, und insbesondre wegen Eph. 5, 21 ff. Wenn sie auf 1. Kor. 7 hinzuweisen hätte, wäre sie mehr im Recht. Aber Eph. 5, 21 ff. sollte sie nicht als einen Stein des Anstoßes beiseite schieben, sondern zum siegreichen Bundesgenossen aufrufen wider die neue Agende. Vers 21 ist, wie allerdings herkömmlich, weggelassen, jenes oberste Gebot: seid einander unterthan! Davon ist doch das den Frauen Gesagte, daß sie ihren Männern unterthan sein sollen, nur eine Anwendung. Und zwar eine Anwendung, der auf Seiten des Mannes auch eine entspricht, nämlich, daß sie sich selbst hingeben und aufopfern sollen für ihre Frauen. Und nun liegt das für nachdenkende Gemeindeglieder Unerträgliche an den Traufragen eben darin, daß der Pfarrer zwar die Braut eigens zu fragen hat: Willst du deinem Mann unterthan sein in dem Herrn? aber den Mann mit der entsprechenden Forderung leer ausgehen läßt. Ich für mein Teil habe das Unbillige und Taktlose dieser besonderen Berücksichtigung der Frau und ihrer Pflicht lange schon lebhaft empfunden und lasse den beanstandeten Satzteil grundsätzlich weg. Und die Verfasserin hat Recht, wenn sie unter dem Gefühl steht, daß es sich hier um ein einschneidendes Interesse der Frau handelt. Denn die „in unserm Volksbewußtsein noch vorhandne Geringschätzung des weiblichen Geschlechts“ erscheint mir, je älter ich werde, desto mehr bei Hoch und Niedrig als eine ganz furchtbare und verhängnisvolle, und ich fürchte, die Kirche hat eine Mitschuld daran. An der interessanten Gedankenlosigkeit der Extrafrage an die Braut kann man sie studieren. R

Arzt und Seelsorger

1

Es ist nicht leicht, über eine Streitfrage zu reden, in der man selbst Partei ist. Und für eine Streitfrage gilt zur Zeit das aufgestellte Thema. Wir wollen es aber nicht als Streitthema behandeln, sondern suchen in ruhiger, möglichst unparteiischer Betrachtung die Stellung des Geistlichen zum Arzte darzulegen.

Arzt und Geistlicher stehen vor uns, die Vertreter zweier Stände, die für das öffentliche Leben sehr wichtig sind und und wichtig bleiben werden trotz der neuern Bewegungen, die sich gegen den Arzt von seiten der Naturheilkunde, gegen den Geistlichen von seiten eines radikalen Liberalismus und der Sozialdemokratie erhoben haben. Auf dem Lande treten uns beide in ihrer patriarchalischen Gestalt entgegen: der alte joviale Landarzt, der bei seiner großen Landpraxis trotz der damit verbundnen körperlichen Anstrengungen meist ganz gut gediehen und in den von ihm besuchten Familien ein Freund und Berater geworden ist; der manchmal mit kernigem Wort eine unangenehme Wahrheit sagt und doch das Herz dabei am rechten Flecke hat; von dem man weiß, daß er in der Stunde der Not da ist, auch wenn sich bei ihm das Wohlwollen oft unter der Maske eines rauhen, bärbeißigen Wesens versteckt; der sich nicht scheut, bei einem schweren Falle, wo seine Kunst zu Ende ist, wohl auch in derber Offenheit zu sagen: Wir wissen eigentlich gar nichts.

Auf der andern Seite der Landgeistliche, nicht mehr der Pfarrer von Grünau in Vossens Luise, der nur in behaglichem Genuß sich des ländlichen Daseins freut und wie ein wärmender Herd für seine Umgebung eine geistige Wärme ausstrahlt, sondern der Landgeistliche der Gegenwart, der mehr Pflichten hat und ein größeres Pflichtbewußtsein; dem die Schwere seines Amtes und die Sorge für unsterbliche Menschenseelen auf das Gewissen gefallen ist, da er weiß, daß er mehr zu thun hat als nur ein Berater in irdischen Angelegenheiten zu sein. Der rechte Landgeistliche steht vor uns, der ohne zu verbauern in die Denkart und in das Fühlen der ländlichen Kreise hineingewachsen ist, der der alten ehrenfesten, etwas selbstgerechten Eigenart des bäuerlichen Besitzers gerecht zu werden vermag und dabei das treffende Wort für den Knecht hat, der die Pferde anschirrt, und für die Magd, die mit dem Milchkübel aus der Thür des Kuhstalles lugt — und der doch dabei noch in seiner Studierstube mit Schlafrock und Pfeife oder in seinem Garten bei den Rosenstöcken dem ländlichen Pfarrhause etwas von dem idyllischen Dufte bewahrt hat, der seit den Tagen unsrer großen Dichter darauf ruht, die in ländlichen Pfarrhäusern zum Teil eine Blütezeit ihres Lebens verbracht haben.

So stehen sie vor uns, die kernigen Vertreter zweier ehrenwerter Stände. Werden sie verschwinden unter dem Sausen der Maschinen und der Jagd nach Gewinn? Es wäre zu bedauern, nicht nur aus ästhetischem Wohlgefallen, sondern auch um der Erziehung unsers Volkes willen, denn es steckt eine Kraft in ihnen.

Jeder ist eine Figur für sich, jeder hat auch bis zu gewissem Maße seinen Kreis für sich, aber die beiden Kreise berühren sich.

Der Landgeistliche und der Landarzt kommen meist gut mit einander aus. Der Wagen des Arztes hält vor dem Pfarrhause, wo der alte Freund des Hauses als unsers Herrgotts Handlanger geholfen hat, ein neues Rot auf den blassen Backen des erkrankten Kindes zu wecken; in freudiger Erinnerung an die überstandne Sorge wird eine bestaubte Weinflasche aus dem Keller geholt, und mit gutem Humor sitzen die beiden bei einander, nicht ohne ganz das Necken lassen zu können. Der alte Pfarrherr bringt sein Späßchen vor, daß für den Herrn Doktor bald ein neuer Kirchhof angelegt werden müsse, und der Arzt vergleicht mit leisem Zucken des Mundwinkels die Geistlichen mit Wegweisern, die andern den rechten Weg zeigen, aber ihn selbst nicht gehen. Aber es ist gut gemeint, beide verstehen sich und schätzen sich, wenn sie auch über manche Aeußerung und Lebensansicht gegenseitig im stillen den Kopf schütteln. Viele Geistliche, das können wir aus Erfahrung sagen, freuen sich, wenn der leichte Wagen mit dem etwas abgetriebnen Gaule vor der Thür hält. Und Goethe erzählt in seinem Wilhelm Meister von einem Arzte, der eine wahre Leidenschaft hat, Landpfarrhäuser aufzusuchen. Diese sind noch nicht ausgestorben.

Bisher haben sich beide als Privatleute gegenüber gestanden, die Berührung war eine persönliche, keine amtliche. Aber sie treffen sich auch oft am dritten Orte, dort wo Tod und Leben mit einander ringen, wo die Herzen bange schlagen, am Krankenbette und am Totenlager. Hier spannt sich leicht der Gegensatz. Die Wiedererlangung der Gesundheit, ein ungestörter Verlauf des Krankheits- oder Gesundungsprozesses ist das höchste Ziel des Arztes. Nichts darf störend einwirken; eine Aufregung kann eine Verschlimmerung, wohl gar den Tod herbeiführen. Diesem Zwecke müssen alle andern sich unterordnen.

Der Geistliche kommt und sieht Absichten Gottes in der Krankheit, die er dem Menschen geschickt hat. Seine Amtspflicht treibt ihn, zu mahnen, daß die Heimsuchung nicht ohne Segen an der Seele des Betroffenen vorüberziehe. Die Bewegung, in die die Seele versetzt ist, soll ja weiter fortschwingen, wie ein Ast noch eine Zeit fortschwingt, auch wenn ihn der Sturmwind nicht mehr schüttelt. Der Geistliche will die Seele nicht unbereitet, nicht unbußfertig, nicht ohne Vergebung in die Ewigkeit hinübergehen lassen. Wer hat Recht? Beide treibt der heilige Eifer des Berufs, und nicht selten stehen sie sich als Gegner gegenüber.

Gegenseitige offene Aussprache führt oft zu einer Verständigung. Wir kennen solche Fälle, in denen der Arzt dem Geistlichen einen freundschaftlichen Wink giebt: dort ist ein Kranker, der mehr Sie braucht als mich. Es giebt wohl noch mehr Geistliche, die mit aller Kraft die üble Neigung des Landvolkes bekämpfen, einen Arzt erst zu rufen, wenn es zu spät ist. Aber immer wieder taucht doch jener Zwiespalt auf. Der Streit wird oft verschärft oder auf das persönliche Gebiet hinübergespielt. Der Arzt hat eine geringschätzige oder spöttische Bemerkung über die fromme Lektüre gemacht, die der Kranke neben seinem Bette liegen hatte, oder ist darüber aufgebracht gewesen, daß der Kranke seine Heilung nicht vom Arzte, sondern vom lieben Gott erhoffte: er glaubte darin einen Zweifel an seiner ärztlichen Tüchtigkeit erkennen zu müssen. Der Geistliche hat einer ausdrücklichen Anordnung des Arztes zuwider zu lange mit dem Kranken gesprochen, oder es wird dem Arzt bekannt, daß er vor seiner Ankunft mit homöopathischen oder andern Mitteln ihm in sein Gebiet hineingepfuscht hat. Kurz, der Riß wird unheilbar, der persönliche gute Humor hält nicht mehr stand. Der eine geht zur Thür hinaus, wenn der andre kommt, oder er kehrt an der Schwelle um, wenn er den wohlbekannten solid beschlagnen Spazierstock erblickt. Der Kampf zweier Auffassungen wird persönlich und darum feindselig.

Wir sind unvermerkt bei unsrer Beschreibung auf das allgemeine Gebiet gekommen. Was wir eben sagten, gilt nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt. Die menschlichen Bestrebungen und auch die Menschenherzen sind im Grunde dieselben. Nur daß uns draußen die Menschen mehr mit ihren natürlichen Ecken, Kanten und Knorren entgegentreten und darum dem Beobachter ein anschaulicheres Bild bieten, während in der Stadt die Höflichkeit und der leichtere Verkehrston die Ecken abgeschliffen hat. Hier treten sich mehr bloß die Vertreter verschiedner Stände entgegen, nicht die einzelnen Personen. Natürlich gilt das nur im allgemeinen, und es giebt viele Ausnahmen.

Die Gefahr, daß sich der Gegensatz schärft und zuspitzt, wird größer, je mehr und je enger die beiden zusammen arbeiten. Dies ist am meisten der Fall an Krankenhäusern aller Art. Wenn wir jetzt von einem Gegensatze reden, so dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß es viele derartige Häuser giebt, in denen der Gegensatz durch persönliches, liebenswürdiges Entgegenkommen, durch gegenseitige Annäherung der Anschauungen, durch Verständnis für die beiderseitigen Aufgaben überbrückt wird. Es darf auch wohl noch hinzugefügt werden, daß nur der von

den Beteiligten über die Frage unparteiisch und leidenschaftslos sich aussprechen kann, der in der glücklichen Lage ist, mit Vertretern des andern Standes harmonisch zusammenzuarbeiten.

Trotzdem reden wir von einem Gegensatze. Wir wollen ihn in voller Schärfe darstellen. Es ist nicht zu leugnen, daß es viele Fälle giebt, in denen Arzt und Geistlicher kalt, ohne gegenseitige Berührung, fast ohne Gruß nebeneinander hergehen; sie verstehen einander nicht, sie kennen einander nicht. Wo liegt die Schuld? Jeder Teil bürdet sie dem andern auf.

Handelt es sich bloß um gegenseitige Unverträglichkeit oder Herrschsucht oder bösen Willen? Gewiß wirken in vielen Fällen diese sündlichen Triebfedern des menschlichen Handelns offen oder im Verborgnen mit, so gut wie in allen menschlichen Verhältnissen. Aber der Grund muß doch tiefer liegen, ein sachlicher sein, nicht bloß ein persönlicher. Das fühlen auch beide, die Aerzte wie die Geistlichen. Man muß nur ein offnes Ohr haben für die Aeußerungen, die auf beiden Seiten im Gespräch und in Schriften gelegentlich fallen. Auf seiten der Geistlichen: „Die Aerzte sind durchweg Atheisten. Sie befördern eine laxere Auffassung der sittlichen Fragen. Sie sprechen in frivoler Weise von den Heiligtümern des Glaubens und beweisen daneben eine so grenzenlose Unkenntnis der christlichen Wahrheiten, daß man sieht: hier ist ein Stück Antichristentum im Werke."

Auf der Seite der Aerzte: „Die Geistlichen leisten nichts Thatsächliches, sie bringen nur die Herrschaft der frommen Phrase auf. Sie haben keine Ahnung von den feinern Vorgängen des Lebens und stören durch ihr Dreinfahren die Arbeit des Arztes. Es liegt ihnen nur daran, daß die Seelen unter den kirchlichen Satzungen gebunden bleiben. Es kommt schließlich alles auf geistliche Herrschaftsgelüste hinaus."

So lauten ungefähr die Reden auf beiden Seiten. Wir haben sie scharf und einseitig dargestellt, wie sie oft auftreten. Dabei ist natürlich zur Erklärung solcher Urteile nicht zu vergessen, daß jeder Mensch aus seinen Erfahrungen in einem kleinen Kreise in der Regel seine Urteile gebildet hat und nun leicht geneigt ist, diese seine gewonnenen Urteile für allgemeingiltig anzusehen.

Aber aus diesen gegenseitigen Vorwürfen geht eins mit Gewißheit hervor: der Gegensatz hat seinen Grund nicht in persönlichen Zufälligkeiten, sondern in einer verschiednen Geistesrichtung. Diese ist wieder begründet in dem ganz verschiednen Ausgangspunkte ihres Denkens. Der Arzt ist, um es recht allgemein auszudrücken, der Vertreter des naturwissenschaftlichen Denkens, der Geistliche der Vertreter der religiös-sittlichen Lebensauffassung. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß auch der Arzt ein frommer Mann sein kann, und daß auch der Geistliche ein Verständnis für naturwissenschaftliche Dinge besitzen kann. Es ist nur damit gesagt: das berufliche Denken hat einen verschiednen Ausgangspunkt. J N

Verschiedenes

(Die theologische Einzelschule u. s. w.) Geschichte der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit zu schreiben ist immer schwer. Professor Nippold in Jena hat es unternommen, ein Stück neuester und allerneuester Kirchengeschichte darzustellen, mit der besondern Absicht, die Gemeinschädlichkeit und Gemeingefährlichkeit der „Ritschlschen Schule" aufzudecken. Ein Pamphlet von diesem Umfang ist immerhin eine seltene Erscheinung. Die meisten der Betroffenen haben, soweit ich sehe, das Gefühl gehabt, daß gegenüber dieser ungeheuerlichen Summe von Anschuldigung, die zum guten Teil auf völlig willkürlicher Kombination beruht, Schweigen die einzig mögliche Antwort sei. Sie durften etwa erwarten, daß theologische und kirchenpolitische Gesinnungsgenossen Nippolds es für ihre Pflicht gegen den Verfasser und gegen unsre evangelische Kirche halten würden, die Anklagen Nippolds auf ihr diskutables Maß zurückzuführen. Statt dessen hat die Protestantische Kirchenzeitung, und zwar durch den Mund des Professors Pfleiderer in Berlin, sich soeben ohne jede Verwahrung zu den Ausführungen Nippolds, und zwar gerade zu den phantastischsten und ehrenrührigsten, bekannt. Es entsteht nun für die Angegriffenen die peinliche Lage, daß Schweigen nicht nur von Nippold und seinen Streitgenossen als die besondre Tücke des „Totschweigens" gedeutet werden würde — dies ließe sich ertragen —, sondern daß Nippolds Enthüllungen wirklich von einer nicht besser unterrichteten Zukunft als unbeanstandetes Thatsachenmaterial hingenommen werden müßte. Die Situation wird dadurch noch mißlicher, daß es ganz unmöglich ist, ohne Indiskretion gewissen Mitteilungen Nippolds

entgegenzutreten. Noch eben wäre es an der Zeit, daß Männer, die nicht unter dem Verdacht stehen, zur Ritschlschen Schule zu gehören, Auseinandersetzungen unnötig machten, die gewiß der Wahrheit zu Hilfe kommen, aber das Aergernis nicht vermindern würden. Ich persönlich hätte so manches Berichtigende zu Nippolds Enthüllungen zu sagen; ich werde es vorläufig nicht thun, schon allein deshalb, weil ich noch nicht in der Lage war, das Werk durchzustudiren; ich werde es keinesfalls in diesen Blättern und am liebsten gar nicht thun, nicht aus Rücksichten auf die „Fraktion" oder „Partei" oder „Clique," sondern aus besseren. R

(Zwei neue Hefte zur Christlichen Welt) sind erschienen und werden hoffentlich ihre Wirkung thun. Das eine, Heft 11, ist von Professor D. Max Reischle in Gießen verfaßt: Der Glaube an Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens. (Leipzig, Grunow. 46 S. 40 Pfge.) Vielleicht hat der Theologe schwerer als der Laie an dem modernen Problem zu tragen: wieso der geschichtliche Christus, der doch jedenfalls ein Gegenstand der in ihren Resultaten wandelbaren Geschichtsforschung ist, zugleich der unverrückbar feste Grund und Gegenstand unsers christlichen Heilsglaubens sein könne. Aber auch Laien kämpfen mit dieser Schwierigkeit, wenngleich sie zumeist sie sich nicht recht klar machen. Wer aber irgend mit seinem Nachdenken bei diesem Punkte angekommen ist, wird sich von Reischles wohlverständlich geschriebnem Schriftchen gern weiterhelfen lassen. — Heft 12 ist eine Streitschrift: Wider den Reichsboten. In Sachen des Evangeliums und der Freiheit. Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge. (64 S. 50 Pfge.) Es mußte einmal gezeigt werden, wie der Reichsbote und geistesverwandte Blätter die kirchlichen Kämpfe unsrer Tage zu führen und zu beeinflussen pflegen. Pfarrer Habermann hat das Opfer gebracht und sich dieser Aufgabe unterzogen. Er war besonders dazu berufen, nachdem er bereits in Heft 9 seine Ansichten über Christentum und Staat angesichts des neuen konservativen Programms warm und glücklich entwickelt hatte. Auch das neue Heft von ihm enthält schließlich mehr positive Darlegung als Polemik, und das werden unsre Leser dieser Streitschrift zum Ruhme anrechnen. R

(Von der Münchner Akademie und vom Jesuitenantrag) Zwei Ereignisse der letzten Tage wollen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Münchner Akademie der Wissenschaften hatte den Kirchenhistoriker D. Joseph Langen, Professor in Bonn, zu ihrem Mitgliede erwählt, der bayrische Kultusminister hat aber diesem Beschluß seine Bestätigung versagt. Ursache dieser erstaunlichen Entscheidung ist — das altkatholische Bekenntnis des Gelehrten. Eine gute Illustration zur Freiheit der Wissenschaft und des Glaubens am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — zunächst in Bayern. Gegen die unbequeme „Sekte" des Altkatholizismus ist nachgerade alles erlaubt. Und wir sind heute in unsrer öffentlichen Meinung so realpolitisch geworden, daß man sich eine Weile über den Fall entrüsten und dann vielleicht solche bayrische Diplomatie noch sehr verständig finden wird.

Im Reichstage ist der Zentrumsantrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes mit 173 gegen 136 Stimmen angenommen worden. Daß der Bundesrat dem zustimmen werde, ist vorläufig höchst unwahrscheinlich; die Mehrheit kam zustande, indem Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Elsässer dem Zentrum beisprangen, und das dürfte den Regierungen wenig imponiren. Immerhin hat man mit der Möglichkeit, daß das Jesuitengesetz fällt, immer mehr zu rechnen. Wir halten unser Staatswesen nicht für fest gefügt genug, um ohne Schaden die schrankenlose Bewegung einer Gesellschaft zu ertragen, deren heiligste Grundsätze die Lebensbedingungen unsers Reichs verneinen. Insbesondre hat das Reich um seiner Selbsterhaltung willen die Pflicht, nichts zu thun, was die Volkserziehung des katholischen Teils dem jesuitischen Geist vollends ausliefern müßte. Für die evangelische Kirche ist es gleichgiltig, ob das Jesuitengesetz fällt oder nicht. R

(Psychiatrie und Seelsorge) Die Fehde kommt nicht zur Ruhe. Von dem Vorstande des Vereins der deutschen Irrenärzte geht uns eine Erklärung zu, die in der gleichzeitig ausgegebnen Nummer der Chronik zum Abdruck kommt. R

Für den Weihnachtstisch

(Die Gleichnisse des Evangeliums) von C. E. van Koetsveld, übersetzt von O. Kohlschmidt. Jena, Mauke, 1892. 346 S. 4,80 Mk.

Durch ein großes, gelehrtes Buch über „die Gleichnisse des Heilands" genießt van Koetsveld längst den Ruhm, der hervorragendste Ausleger dieser schönsten Reden Jesu zu sein; schon dort empfing man den Eindruck, daß er der rechte Mann sei, um diese selben Gleichnisse als „Hausbuch für die christliche Familie" zu bearbeiten. Das kürzere Werk des greisen Haager Predigers hat in seinem Vaterlande, wo er bei Gläubigen und Ungläubigen als einer der Meister holländischer Litteratur gilt, ungeheuern Erfolg gehabt; Dank werden bei uns viele dem Thüringer Pfarrer wissen, der durch eine gute Uebersetzung das kostbare Buch auch deutschen Familien zugänglich gemacht hat.

Es ist nicht angelegt als ein Nachschlagewerk für jemand, dem eins oder das andre in den Gleichnisreden Jesu unverständlich geblieben ist; es ist nicht wie eine Sammlung von Predigten, die bloß äußerlich durch die formale Verwandtschaft der Texte zusammenhängen: es ist in der That ein Hausbuch; der Verfasser setzt sich gleichsam in den Kreis unsrer Familie, und in der dort üblichen Sprache, die alle verstehen, fast im Plauderton, frei von aller gelehrten Pedanterie und von geistlichem Pathos deutet er den Sinn der Gleichnisse und lehrt uns ihre

offenbaren und ihre tiefen Wahrheiten anwenden auf uns, unsre Anschauung, unser Handeln und unser religiöses Empfinden. Wohl gerade um erfolgreich den Schein zu meiden, als wolle er an der Hand der Gleichnisse Jesu einen Grundriß neutestamentlicher Theologie oder wenigstens eine Lehre vom Himmelreich aufbauen, hat er seinen Stoff so auffallend disponirt, nämlich nach den Gebieten, die der Parabelredner heranzieht, also Abteilung I: der Ackerbau, III: die Viehzucht, V: das häusliche Leben, VIII: die Religion (hierin Pharisäer und Zöllner und der barmherzige Samariter). Auf die Reihenfolge kommt ja nichts an, van Koetsveld erwartet, wie zahlreiche Verweisungen auf Folgendes und Früheres zeigen, daß seine Leser bis zum Ende mit ihm wandern werden, und bei wenigen wird diese Erwartung ihn täuschen. Die Gefahr liegt nahe, daß der Ausleger, der hinter einander 35 Bilderreden gleicher Art behandelt, monoton wird und nach einem gewissen Schematismus verfährt; unser Ausleger braucht diese Gefahr nicht zu fürchten; immer neu versteht er den Stoff zu gestalten; sein Reichtum an Ausdrucksmitteln wird nur übertroffen durch des Meisters Reichtum an ewigen Gedanken, in den er bescheiden sich und uns hineinführen möchte.

Die in dem einzelnen Gleichnisse gewählte Situation mit echt holländischer Kleinmalerei dem Leser anschaulich zu machen, lebendig zu vergegenwärtigen, jedes Hindernis klaren Begreifens bald durch antiquarische Mitteilungen, bald durch psychologische Deduktionen zu entfernen, dann die Spitze des Bildes, den Grundgedanken mit bewußtem Verzicht auf kapriziöse Ausdeuterei der Einzelzüge energisch zu erfassen, ihn durch Herbeiziehung von Parallelen aus dem Alten oder Neuen Testament, aus der heiligen und der profanen Geschichte zu erläutern, zu begründen und für den modernen Menschen zurechtzulegen, allerlei Probleme des heutigen Lebens unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten, das hat sich van Koetsveld als Aufgabe gestellt, und das ist seine große Kunst. Er ist ausgerüstet mit dem erforderlichen geschichtlichen Wissen; er weiß, wie es in Israel herging zu Jesu Zeiten draußen und drinnen, er besitzt exegetischen Takt, der die Absicht des Dichters herausfühlt und eine gesunde Abneigung hat gegen alles Gesuchte und Erkünstelte; er kennt aber auch die Menschen, zu denen er redet, und ihm ist zu teil geworden, was man niemandem geben kann: die Erfahrung an der eignen Person. van Koetsveld ist selber Dichter; darum versteht er besser als andre die erhabnen Dichtungen des Evangeliums, und seine epische Beanlagung kommt einem Werk erzählenden Charakters besonders zu gute; wiederum ist er nicht so unmodern seine Person hinter dem Objekte zu verstecken, sondern ihn, seine Jugend, seine Reiseeindrücke, seine Erlebnisse im Amt und Freundeskreis, lernen wir aus dem Buche kennen und lieben. Es wird mir schwer hier kein Beispiel einzufügen von seiner liebenswürdigen Art, z. B. die ersten Eindrücke seiner in Rotterdam verbrachten Kindheit zu schildern, von seiner feinen Weise auf die Unterschiede der Zeiten (z. B. Matth. 20, 2 ein Groschen als Tagelohn) aufmerksam zu machen, von der edeln Natürlichkeit, mit der er dem Leser an dem unbequemen Gefühl vorbeihilft, daß er jetzt erbaut werden soll. Mag man bisweilen die Auffassung des Verfassers nicht teilen, zum Protest wird man dennoch nie fähig sein; hat Jesus nicht hier das gesagt, was van Koetsveld ihn sagen läßt, so hat ers an andrer Stelle gesagt, und wenn auch das nicht, so ist es in seinem Sinne und Geiste gesprochen.

Aber auf welchem theologischen Standpunkte steht der Verfasser dieses Hausbuchs? Diese Frage scheint ja bei Büchern solcher Art den meisten Lesern die wichtigste. Fast möchte man für die Zukunft des Christentums Besseres hoffen, wenn man beobachtet, wie Stimmen aus den verschiedensten Lagern sich mit der gleichen Begeisterung über die köstliche Gabe des alten Mannes äußern, wie keiner den Versuch macht, ihn für die eigne Partei mit Beschlag zu belegen. Allerdings ein so reifer, so erfahrener, so weitblickender, so rührend treuherziger Mann kann kein Parteiknecht sein, er ist den Ausschreitungen des Radikalismus so abhold wie den Einseitigkeiten pietistischer Bekehrungswut und eines überlebten Orthodoxismus; vielleicht darf ich sagen: sein Ideal ist eine christliche Welt, das Evangelium und Christus stehen ihm höher als Kirche und Bekenntnisformel. Möge der treue Evangelist, aus dessen zitternden Händen wir das von dem Hauch unvergänglicher Jugend durchwehte Buch empfangen haben, nun er in die Ewigkeit eingegangen ist, die Erfüllung dessen genießen, was er für das Ende weissagt: „Ist hier auf Erden alles an bestimmte Formen gebunden, so wird einst beides, das Alte und das Neue, worüber hier die Menschen streiten, von den Seligen zu Boden gleiten wie der Eliasmantel bei des Propheten Himmelfahrt, und die Gemeinde ohne Fleck und Tadel, welche der Sohn dem Vater vorstellen wird, hier oftmals erneut in ihrer Form und verjüngt in Lebenskraft, wird die Formen alle auf Erden hinter sich lassen, wie der beschwingte Schmetterling die vertrocknete und zersprengte Hülle der Raupe hinter sich im Staube läßt." J

(Die Psalmen übersetzt von Kautzsch) Freiburg, Mohr. 213 S. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.

In voriger Nummer ist das von Professor Kautzsch in Halle u. a. verdeutschte Alte Testament gebührend empfohlen. Es sei noch nachgetragen, daß von der Uebersetzung der Psalmen, die Kautzsch selbst beigesteuert hat, eine besondre Ausgabe in kleinem, handlichem Format erschienen ist, recht ein Seitenstück zu dem bekannten und beliebten Neuen Testament in Weizsäckers Uebersetzung. Sind auch „textkritische Erläuterungen" anhangsweise beigefügt, so ist doch die Uebersetzung selbst mit ihren fortlaufenden Anmerkungen gerade für Nichttheologen besonders empfehlenswert. R

(Biblisches Spruchregister) Ein Handbuch für Bibelleser zum leichten Auffinden der wichtigsten Bibelsprüche. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Basel, Adolf Geering. 228 S. 2 Mk.

Das Buch hält, was es verspricht, und wird manchem lieb sein. Wer nach einem vollständigen Spruchregister verlangt, dem bieten sich die bewährten Konkordanzen von Büchner und Bernhard an. Magister Gottfried Büchners Biblische Real- und Verbal-Hand-Konkordanz, durchgesehen und verbessert von Dr. Heinrich Leonhard Heubner (Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 6 Mk.) stammt noch aus dem vorigen Jahrhundert und ist wohl fast jedem Pfarrer als ein angenehmes und treues Nachschlagebuch bekannt; ihr Vorzug und Nachteil ist, daß sie sich in die Sacherklärung und Lehre sehr tief einläßt, also möglichst wenig mechanisch, dafür aber zuweilen recht willkürlich und nach den Grundsätzen der alt-lutherisch-orthodoxen Dogmatik die Sprüche ordnet. Man findet sich aber doch schnell unter den alphabetisch sich folgenden Stichworten zurecht und hat seine Freude an dem frommen Geist solcher Bibelerklärung. Viel nüchterner, aber auch als Nachschlagewerk praktischer und reicher ist die Biblische Konkordanz von M. Franz Julius Bernhard, Pastor zu Magdeborn in der Ephorie Leipzig, 1852 zum erstenmal erschienen. (Leipzig, Dürr. 6 Mk.) Ein dreifaches Register: 1. Spruchanfänge, alphabetisch geordnet; 2. Texte für Kasualien; 3. Sachen-, Namen-, und Wortregister, thun dem Suchenden jede mögliche Hilfeleistung, nur Sacherklärung bieten sie keine. Eins von diesen beiden Büchern besitzt gewiß jeder Pfarrer, aber auch manchen Nichttheologen mag ein Hinweis auf sie willkommen sein. R

(Christblumen) Eine Sammlung von Ansprachen zu den Christvespern, gehalten in der St. Laurentii-Kirche von D. H. Hoffmann, Pastor zu St. Laurentii. Halle a. S., Mühlmann, 1893. Geb. 1,20 Mk.

Es ist ein altbewährter, ehrwürdiger Zeuge der frohen Botschaft, der uns hier einen Strauß Christblumen reicht. Wer kennt in Halle nicht den alten Pfarrer Hoffmann, den allverehrten Greis im Silberhaar, der aller Gebrechlichkeit des Alters zum Trotz es nicht lassen kann, seinen Herrn zu preisen und für ihn zu streiten! — Ein Strom unbezwinglicher Freude geht durch diese kurzen Ansprachen hindurch. Möchten sie überall, wo sie in die Häuser kommen, auch rechte Christenfreude, Weihnachtsfreude wecken. — Besonders seien auch noch drei Predigten desselben Verfassers hier empfohlen, die er unter der Ueberschrift: Vom Grund unsers Glaubens, zusammengefaßt hat (Halle, Mühlmann, 1893. 20 S. 30 Pfge.). Hoffmann ist ein Vertreter einer ehrwürdigen, ehrenfesten Orthodoxie, aber wer diese Predigten liest, der begreift es, warum orthodoxe, liberale und vermittelnde Theologen und Nichttheologen, Professoren und Studenten in schöner Gemeinschaft sich unter seiner Kanzel zusammenfinden. Man lese nur, was Hoffmann über Inspiration und Glaubwürdigkeit der Schrift sagt (S. 5 f.), über den Glauben als herzliches Vertrauen (S. 3, 7, 16) und über die kritische Arbeit der Theologie (S. 5). Es ist eine Freude, ein so mildes und weitherziges Wort aus so ehrwürdigem Munde in unsrer Zeit zu hören. P J

(Briefe über Fragen der christlichen Religion) für Suchende und Zweifelnde von Gerhard Heine, Seminardirektor in Köthen. Köthen, Schriftenniederlage, 1893. 206 S. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.

Der den Lesern der Christlichen Welt durch seine „Leitsätze über die Frage nach der Formel bei der amtlichen Verpflichtung der evangelischen Pfarrer" in Nr. 26 d. J. bekannte Verfasser, dessen Name in der pädagogischen Welt einen guten Klang hat, wendet sich in vorliegendem Schriftchen an solche, die, durch die gegenwärtigen Bewegungen der theologischen Wissenschaft und des kirchlichen Lebens beunruhigt, nach einem zuverlässigen Steuermann verlangen, damit ihr Glaube nicht Schiffbruch leide. Das Werk ist somit zeitgemäß wie wenig andre; dennoch möchte es, obwohl es seine Entstehung in der Zeit des Apostolikumstreites nicht verleugnen kann, einen mehr als augenblicklichen Wert besitzen. Der Verfasser hat die Briefform und die altertümelnde, populäre Redeweise des Matthias Claudius gewählt; er ist dazu durch die bekannten Briefe des Wandsbecker Boten an seinen Vetter Andres bestimmt und möchte unsrer Zeit den Dienst leisten, den jener am Anfange unsers Jahrhunderts seinen Zeitgenossen hat leisten wollen. In vierundzwanzig Briefen entwickelt er eine Art Laiendogmatik ohne streng systematische Folge; ein Schüler Tholucks und Julius Müllers, wird er gewiß vielen, die wie er in der Hauptsache im alten Glauben stehen, zu einer gerechteren Würdigung der gegenwärtigen Bewegungen verhelfen können. Freilich wird er sich auch von den Strengsten manche Rüge zuziehen. Welcher strenge Lutheraner würde z. B. es billigen, wie er sich mit der lutherischen Abendmahlslehre abfindet? Er weist vor allem auf das Zentrum der Religion hin in den Briefen „vom rechten Forschen, vom fleißigen Beten, vom geduldigen Leiden"; in den Abschnitten „von der göttlichen Offenbarung" und „von der heiligen Schrift" unterscheidet er sehr wohl zwischen der menschlichen und der göttlichen Seite der Bibel. Die Person des Herrn Jesu sucht er dem Leser auch menschlich nahe zu bringen, wenngleich ihm die Wunder notwendig zu ihrem Verständnis gehören und er trotz der energischen Hervorhebung der evangelischen Bedeutung des Wortes „Glaube" die Anerkennung geschichtlicher Thatsachen als notwendigen Bestandteil des Glaubens bezeichnet. Es liegt vielleicht auch in der ganzen Stellung seiner Lehrer begründet, daß Heyne zu einer unparteiischen Würdigung der biblischen Kritik nicht zu gelangen vermag. Ihm erscheint die gegenwärtige Aera der Kritik als eine Zeit der Verdunkelung, die geschichtliche Betrachtungsweise als wesentlich durch Verstandesvorurteile bedingt, so besonders bei den Erzählungen von der übernatürlichen Geburt des Herrn; negative Kritik findet er sogar bei den Versuchen, die Bücher Daniel und Jona ihren von der Tradition behaupteten Verfassern abzusprechen. Immerhin ist auch hier das ehrliche Bestreben anzuerkennen, den Laien von einem Absprechen über die Arbeit der Wissenschaft zurückzuhalten

sowie von der Ungerechtigkeit, die Abweichung von der Ueberlieferung aus dem Mangel an rechtem Ernst des christlichen Glaubens und Lebens abzuleiten. Wenig befriedigen dürften die Abschnitte 17 „von der christlichen Kirche“ und 18 „vom heiligen Geist.“ Während in dem erstern Abschnitt ein Hinweis auf die unsichtbare Kirche fehlt und nur von der empirischen Kirche die Rede ist, glaubt der Verfasser in dem Briefe über den heiligen Geist die ihm selbst als schwer verständlich erscheinende Kirchenlehre doch höher würdigen zu müssen, als die Ermittlungen „unsers endlichen, so sehr beschränkten und irrtumsfähigen Verstandes.“ Was den Verfasser zu dieser in Rücksicht auf seine frühern Darlegungen über die Inspiration augenscheinlichen Inkonsequenz veranlaßt hat, ist dem Referenten unerfindlich geblieben. Herrlich weiß der Verfasser dagegen in Abschnitt 22 „von den Seligpreisungen“ den gemeinsamen Glaubensgrund zu rühmen, in Abschnitt 23 „vom kirchlichen Bekenntnis“ als das Wesentliche im Christentum „die hingebende, selbstverleugnende, erlösende Liebe Gottes in Christo Jesu“ und als das Kennzeichen des wahren Christen „den Glauben an solche Liebe zum Trost wider alle Schuld, Macht und Strafe der Sünde und zur Mahnung, ihm in Gesinnung und Wandel in solcher Liebe nachzufolgen,“ herauszustellen.

Alles in allem genommen, möchten wir die Schrift den Lesern, für die sie bestimmt ist, recht angelegentlichst empfehlen. Den „modernen“ Menschen wird manches in ihr fremd anmuten, aber für den ist sie ja auch nicht geschrieben. Möchte sie dazu beitragen, die Verwirrung der Gewissen, die in Laienkreisen durch so manche der neuerlichen Kundgebungen angerichtet ist, in etwas zu heben: das würde gewiß auch dem Verfasser als der schönste Erfolg erscheinen. E St

(Skizzen aus dem Leben der alten Kirche) Von Theodor Zahn, D. und Professor der Theologie in Erlangen. Erlangen und Leipzig, Deichert Nachf. 338 S. 4,50 Mk., gebunden 5,50 Mk.

Der Verfasser gehört nicht zu den Freunden der Christlichen Welt, im Gegenteil. Das hindert mich nicht zu sagen, daß sein Buch eine treffliche Gabe ist. Es enthält 7 Vorträge, die in den Jahren 1876 bis 89 gehalten worden und einzeln erschienen sind, interessante, lehrreiche und allgemein anerkannte Bilder aus der ältesten Zeit der Kirche: Anbetung Jesu, soziale Frage und innere Mission, Sklaverei und Christentum, Missionsmethoden, Weltverkehr und Kirche, Geschichte des Sonntags, Konstantin der Große. Beigegeben sind: Christliche Gebete aus den Jahren 90 bis 170, und eine geistliche Rede wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhundert über die Arbeitsruhe am Sonntag. S. 287 bis 338 umfaßt gelehrte Anmerkungen. Wäre hier Raum, auf den Reichtum des Gebotnen näher einzugehn, so wäre vieles zu loben und einiges zu beanstanden; aber genug, daß von seiten der wissenschaftlichen Theologie in diesem Buche jedem ernsten Bildungsinteresse eine reife und wertvolle Gabe dargeboten wird. R

(Aus Lenz und Herbst) Erinnerungen von D. Emil Frommel. Bremen, C. Ed. Müllers Buchhandlung, 1893. 3 Mk.

Es ist eine Dankesschuld, die ich abtrage, indem ich die Leser der Christlichen Welt und besonders die werdenden und gewordnen Pfarrer unter ihnen auf die neueste Gabe aufmerksam mache, die der unermüdliche, geist- und gemütvolle Berliner Hofprediger und Militäroberpfarrer D. Emil Frommel soeben darbietet — nicht um das goldne Buch, ein herrliches Vademecum pastorale, irgendwie zu empfehlen, dessen bedarf es nicht; aber um mit ein paar kurzen Strichen zu zeigen, welch reichbesetzte Tafel den Leser erwartet.*)

In den schattigen Kreuzgängen des Klosters zu Hirsau ist das Geisteskind empfangen worden; denn da hat Karl Gerok, wie uns das reizende Vorwort erzählt, einst seinem Freunde Frommel seine Mönchsideen damit vertrieben, daß er ihm den Gedanken nahe legte, später als welt- und menschenkundiger „Abt“ seine Erfahrungen zu sammeln und den jüngern Brüdern als Brevier mitzugeben — das sei besser als zu Hirsau Horen singen und im Refektorium kühlen Klosterwein trinken! Und einen großen, reichen Teil seiner Amts- und Lebenserfahrungen bietet nun der trotz seiner baldigen Siebzig noch so jugendfrische und geistig lebendige Mann aus dem Schatz seines Herzens uns hier dar. Wer des Verfassers prächtige Jugendgeschichten, sein „unterstes Stockwerk“ und „Aus goldnen Jugendtagen“ kennt und die „Feuerflammen“ in ihrem erzählenden Teil dazu nimmt, auf die in unserm Buch mehrfach verwiesen wird, der wird sich in dieser Fortsetzung seiner Selbstbiographie leicht zurechtfinden. „In die Staatsprüfung“ führt uns gleich der erste Abschnitt. Mit köstlichem Humor wird die „süddeutsche“ Vorbereitung der drei Freunde, des Professorensohnes, des „Altbadischen“ und des Künstlerkindes in dem Tanzsalon des Wirtshauses am Neckar geschildert, wie sie am Tage so fleißig studierten und am Abend den kranken Mitexaminanden besuchten, ihn zu trösten. Wie originell sie sich aber zu helfen wußten, das muß Frommel einem selbst erzählen. Beweglich führt uns der Text der Examenspredigt in das innere Werden hinein, samt den bezeichnenden Versen unter der Buche des Ambrosius von Mailand. Doch ists dann im Examen dem jungen Kandidaten „so wohl, wie dem Vogel im Hanfsamen,“ und am vierten Advent 1850 wird er ordinirt. Nun gehts „ins erste Vikariat,“ das der Zweiundzwanzigjährige in Alt-Lußheim bei Schwetzingen mit dem Neujahr antritt. Hier verlebt er zwei arbeitsreiche und köstliche Jahre erster Liebe im Amt, die ihm „wie eine selige Brautzeit“ noch vor der Seele stehen. Die zerstreute und vernachlässigte Gemeinde, der alte mißtrauische, mehr mit der Vergangenheit der Gemeinde als mit ihrer Gegenwart vertraute Pfarrer und „Archivrat,“ der den römischen

*) Ich bin es dem Verfasser schuldig mitzuteilen, daß ich seine Anzeige hart gekürzt habe. Es ging nicht anders. D H

„Dorfbeweis“ entdeckt und den hundertjährigen Prozeß gegen den Fiskus gewinnt, und dem die dankbare Gemeinde das blanke Zinngeschirr dafür stiftet, und die ganze eigenartige, vielseitige Anforderungen an den Mann stellende Arbeit wird uns mit liebendem Gedenken und voller Offenheit geschildert. Wir blicken hinein durch die alten Pfarrchroniken in die interessante und bewegte Geschichte der Gemeinde bis hinauf zu den Bischöfen von Speier und Karl dem Großen, und sehen nun, wie der junge, frische Geistliche sich im Sturm die Herzen der Jungen und Alten erobert u. s. w.

Den großen Hauptteil des Buches nehmen die „Amtserinnerungen aus den Jahren 1850—93“ ein, die der Verfasser unter dem märchenhaften Titel „Allerlei Rauch“ zusammengefaßt hat, und die in der „Neuen Christoterpe“ in den Jahren 1888—93 bereits erschienen sind. Das Beste aber hat uns Frommel nach dem Vorbild des großen Gastfreundes zu Kana bis zuletzt aufgehoben — ich meine die „Hirtengedanken,“ die er einem jungen Amtsbruder zum Abschied gewidmet hat, und den „Anhang aus den Papieren seines verstorbnen Bruders“ Max. Da redet der vielerfahrne Oberhirte zu den jüngern Amtsbrüdern (wiewohl er scherzend bemerkt, er habe als „geschäftlich unmöglicher“ Pfarrer es bisher zu einer kirchenregimentlichen Stellung im Leben nicht bringen können) und giebt ihnen vom Besten — ja sich selbst. In diesen kurzen und tiefen Aphorismen ruht ein Schatz pastoraler Weisheit. Und dasselbe gilt von dem „Anhang.“ Wer Max Frommels Schriften kennt, weiß, daß er lauteres Gold empfängt; und so zeigen diese „bischöflichen Gedanken“ (die vom Romanismus trotz des Titels nichts an sich tragen sollen) und die „Leidens- und Sterbegedanken“ nicht nur die innere Verwandtschaft der beiden Brüder, sondern vor allem, wie reich und gesegnet für die eigene Persönlichkeit und für andre ein Menschenleben werden muß, das also Gott zu seinem Zentrum und die ganze Welt zur Peripherie hat. Th K—n

(Am Wege und abseits) Von Hermann Oeser. Basel, R. Reich. 197 S. 2,50 Mk., geb. 3,50.

Ein Weihnachtsbuch ganz in erster Linie für die Leser der Christlichen Welt. Viele sind ohne Zweifel schon im Besitz des Buches auf die einfache Buchhändleranzeige hin, andre werden mir dankbar sein, wenn ich noch eigens darauf aufmerksam mache. Das Buch enthält diesmal nur einige Stücke, die schon durch unser Blatt bekannt geworden sind, das meiste ist neue Gabe. Und der Dichter hat diesmal neben die tiefern und geheimnisvollern Geschichten genug solche gestellt, die auch dem einfältigen Sinn schnell eingehen, so besonders in der zweiten Sammlung, betitelt: „Der Sprung in die Fensterscheibe.“ Die Gedichte sind zum Teil sehr schön, alle innig und ernst. R

(Gesammelte Schriften Otto Funckes) Volksausgabe. Erster Band: Reisebilder und Heimatklänge. Erste und zweite Lieferung, je 40 Pfge. Bremen, C. Ed. Müller.

Funcke ist die Christliche Welt schon längst eine eingehende Würdigung schuldig. Sie ruht auch in Gestalt eines umfangreichen Manuskripts in unserm Redaktionspult. Andrer dringender Stoff macht es unmöglich, den Aufsatz noch vor Weihnachten zu veröffentlichen, wie wir gern möchten. Er teilt dieses Schicksal mit einem Artikel über Roseggers Ausgewählte Schriften; beide erscheinen sobald als möglich im nächsten Jahrgang. Inzwischen sei wenigstens Funcke hier eine nachdrückliche Empfehlung gewidmet. Vor fünfundzwanzig Jahren erschien das erste Bändchen der „Reisebilder und Heimatklänge,“ die seinen Ruf begründet haben; seitdem ist er in weiten Kreisen, besonders der evangelischen Laienwelt — und dies ist das Bedeutsame und Beneidenswerte — ein erklärter und einflußreicher Liebling geworden. Die neue Gesamtausgabe wird um ihres Preises willen vielen willkommen sein; sie ist auf etwa 70 Lieferungen zu je 40 Pfennigen berechnet. R

(Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel) Seit ich vorm Jahr (in Nr. 51) von meinem Freunde Leberecht Hühnchen erzählte, hat dessen Vater Heinrich Seidel zwei neue Bändchen seiner Gesammelten Schriften erscheinen lassen. Band 11 enthält eine zweite Sammlung Gedichte, „Neues Glockenspiel“ betitelt: Vermischte Gedichte, Erzählungen, Lieder, Kinderlieder, Epigramme und Humoristisches. Wer Seidel sonsther liebt, erfreut sich gern auch an seinen Reimen, aber das, was er uns ist, ist er nicht durch diese: die Kunst, etwas in Versen hübsch zu sagen, ist heute auch unter Leuten, die nichts drucken lassen, so verbreitet, daß es schon etwas Besonderes sein muß, wenn gedruckte Verse wirken sollen. Aber das zehnte Bändchen enthält wieder Prosagaben voll echter Poesie. Kleinere anspruchslose und doch, wenn man die Stimmung dafür hat oder durch sie eben die rechte Stimmung finden will, gar ansprechende Sachen, und eine größere Erzählung: Der Schatz, die 211 von den niedlichen Seiten in Beschlag nimmt. Ich berichte nichts von ihrem Inhalt und sage nur dies, daß es mir wieder eine große Wohlthat gewesen ist, bei ihrer Lektüre von der Hatz des Tages auszuruhen, daß sie mir mitten im November ein Veilchen Sommerfrische schenkte. Nur dies will ich verraten, daß ein Pfarrer von Grünau in der Geschichte vorkommt, der sich gar nicht um die soziale Frage kümmert und gar nicht um die Provinzialsynoden: eine unmoderne Erscheinung, aber es wäre doch schade, wenn diese Art Pastoren ausstürbe. Nun in der Poesie wenigstens scheint das vorläufig noch nicht zu befürchten.

Das Bändchen kostet ungebunden 3, im zierlichen Goldkleide 4 Mk., und das „Neue Glockenspiel“ wird wohl denselben Preis haben. Erschienen sind sie bei Liebeskind in Leipzig. Wer aber Seidel noch gar nicht kennt, der greife doch zuerst zu den Bändchen, die von Leberecht Hühnchen handeln, das ist zum ersten, dritten und achten. R

(Ottilie Wildermuths gesammelte Werke) Herausgegeben von ihrer Tochter Adelheid Wildermuth. Illustrirt von Fritz Bergen.

Dritter Band: Aus dem Frauenleben. Zwei Bände. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Je 4 Mk.

„Eine Dichterin des deutschen Hauses" — unter dieser Ueberschrift hat die Christliche Welt 1891 Nr. 19 einen Aufsatz über Ottilie Wildermuth gebracht, den wir unsern Lesern jetzt zur Weihnachtszeit in freundliche Erinnerung bringen möchten. Er macht Lust zum Lesen jedem, der die prächtige schwäbische Dichterin noch nicht kennt, und Lust zum Wiederlesen dem, der längst ihr dankbarer Freund ist. Vielleicht macht er aber auch in dieser Zeit Lust zum Kaufen! Da liegen zwei schmucke Bände der „Gesammelten Werke" vor uns; welch eine erquickende Lust in den Erzählungen; welche Lust, aus solchem Quell zu trinken! Nun denn, Weihnachten ist da: laßt dieser Dichterin des deutschen Hauses auf den Weihnachtstischen und — in den Herzen einen Ehrenplatz! P J

(We two) von Edna Lyall. Leipzig, Tauchnitz; gebunden 4,40 Mk. Wer Donovan,*) sei es im Original, sei es in der Uebersetzung von E. Bagge kennt, wird in diesem Buch derselben Verfasserin den ihm dort lieb gewordnen Personen wieder begegnen. Noch einheitlicher und geschlossener im Aufbau, als Donovan, gehört We two zu dem Besten, was Edna Lyall geschrieben hat. Im Mittelpunkt der Handlung stehen der atheistische Prediger und Parteiführer Raeburn, der durch die Lauterkeit, Wahrhaftigkeit und Großmut seines Charakters manchen Christen beschämen kann, und seine begabte, ihm ebenbürtige Tochter Erica. Unser ganzes Interesse wird durch Ericas religiöse Entwicklung in Anspruch genommen, die sie nach schweren innern Kämpfen endlich zu einem lebendigen Christenglauben führt. Großartig und durchaus lebenswahr ist durchgeführt, wie diese Wandlung das schöne Verhältnis zwischen Vater und Tochter nicht dauernd zu stören vermag, obgleich beide ihrer Ueberzeugung treu bleiben.

Hoffentlich erscheint bald eine Uebersetzung der ergreifenden Erzählung. Eine eingehende Würdigung in diesem Blatte behalten wir uns vor. A Hr

(Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern) gezeichnet von D. Bernhard Rogge, Königlichem Hofprediger in Potsdam. Hannover, Carl Meyer. 4,25 Mk.

Ueberraschend schnell hat dies Werk zum erstenmale seinen Weg gemacht. Soeben tritt es in zweiter (unveränderter) Auflage von neuem seinen Lauf an, nur diesmal geschmückt mit zehn Brustbildern, entsprechend den zehn dargebotnen Lebensbildern. Diese Bilder sind durchaus erfreulich, doch vermißt man beim großen Kurfürsten das Adlerauge; Friedrich Wilhelm IV. scheint bereits im Stadium der Melancholie, und auch Kaiser Wilhelm I. hat schon den matten Blick des Greisenalters. Das Buch selbst empfehlen wir gern wiederholt als Konfirmations- wie als Weihnachtsgeschenk. H

(Unterm Weihnachtsbaum) Erzählungen eines Großvaters von Otto Brennekam. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 147 S. 1 Mk., geb. 1,80 Mk.

Nur der feiert Weihnachten recht, der Karfreitag nicht vergißt — dieser auf S. 100 trefflich ausgeführte Gedanke bildet gleichsam den Faden, an dem die einzelnen Erzählungen als Perlen aufgereiht sind.

Und es sind wirklich zum Teil Perlen christlicher Erzählungskunst, die sich uns hier in Gestalt von ernsten, oft erschütternden Lebensbildern darbieten. Sie werden gewiß Segen stiften. Freilich kann ich nicht verschweigen, daß mir hier „unter dem Weihnachtsbaum" zu viel geweint wird, während der Humor fast völlig fehlt. Die Weihnachtsstimmung ist eben doch thatsächlich eine andre als die des Karfreitags. Auch täuscht die Schönheit der Darstellung über manches Gemachte und Gesuchte nur notdürftig hinweg. Nicht selten erscheinen auch die Farben zu grell und die Töne zu schrill.

Im Ganzen habe ich den Eindruck gewonnen, daß das nicht geringe poetische Talent des Verfassers in großen historischen Erzählungen mehr zu seinem Rechte kommen dürfte. H-Sch

(Lebenserfahrungen einer deutschen Lehrerin) Erinnerungen an Deutschland, England, Frankreich und Rumänien. Mitgeteilt von Thekla Trinks. 244 S.; geb. 4 Mk.

Ungeschminkt und schlicht wird hier das vielfach bewegte Leben einer Lehrerin geschildert, die an den verschiedensten Orten und unter den mannigfachsten Verhältnissen ihrem Beruf mit ganzem Herzen gelebt hat. Namentlich angehende Lehrerinnen werden das Buch mit großem Interesse lesen, dessen einziger Fehler der ist, daß es schwierige Lagen, in denen einer Lehrerin wohl oft von Herzen bange werden kann, nicht deutlich genug hervorhebt. Es ist aber auch keine Dichtung, die die Kritik herausfordert, sondern es sind sehr gnädige Wege, die die Verfasserin hat gehen dürfen. Sie hat es freilich auch stets gewußt, wer der ist, der sie so gnädig führt. E R

(Sina) Eine Erzählung für junge Mädchen von Johanna Spyri. Vierte Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe. 3 Mk.

Dies Buch darf jungen Mädchen warm empfohlen werden. Die Heldin ist ein echtes Schweizerkind, willensstark und warmherzig; die Geschichte ist einfach und lebendig erzählt und von warmer Frömmigkeit durchweht. Mit Interesse folgen wir Sinas Laufbahn von der sehr ansprechend geschilderten Kinder- und Mädchenzeit im Kreise fröhlicher Gespielen, wo Sina unter der Obhut einer frommen Großmutter aufwächst, bis zu den Jahren der Reife. Wir sehen Sina auf selbstgewählten Wegen, erst Medizin studiren, dann als Lehrerin an einer Mädchenschule vergebens Befriedigung suchen und endlich von unklarer Sehnsucht getrieben in die alte Heimat zurückkehren. Da trifft sie zwar die treue Großmutter nicht mehr am Leben, aber ihre Lehren schlagen erst jetzt Wurzel in Sinas Herzen; bei den verwahrlosten Kindern einer

*) Vgl. Nr. 17, 18, 26 d. J. D H

verstorbnen Freundin vertritt sie Mutterstelle, dem einsamen Vater der Kleinen steht sie ratend und helfend bei, und dabei wird ihr klar, daß die Großmutter Recht hatte, zu sagen: „Helfen und trösten können, wo gelitten wird, das ist das Beste im Leben." Glaube und Gottvertrauen ziehen in ihr Herz ein. So findet sie in echt weiblicher Thätigkeit der edle Mann, dem ihre Liebe schon lange gehört, und reicht ihr die Hand zu einem beglückenden Bunde fürs Leben. — Die Tendenz der Erzählung ist, zu zeigen, daß der wahre Beruf der Frau in der dienenden Liebe im Hause und im kleinen Kreise besteht; dem Berufe der Krankenpflegerin als Ergänzung zu dem Wirken des Arztes widmet Johanna Spyri schöne, begeisterte Worte. Sie hat es verstanden, ihren Grundgedanken in verschiednen Charakteren und Situationen anschaulich darzustellen, aber es ist ihr nicht immer gelungen, uns die Absicht ganz vergessen zu lassen. Trotz aller Vorzüge vermißt man in diesem Buche für junge Mädchen oft die Frische und Natürlichkeit, die uns die Kinderschriften von Johanna Spyri so lieb gemacht hat. A Hr

(Waldmyrte) Erzählung von M. Hohenforst. Arolsen, Speyer, 1893. 2, geb. 2,50 Mk. — Echtes Gold der wahren Poesie, wenn auch in Prosaform gemünzt und geprägt. Das wechselnde Schicksal zweier durch ihr Bekenntnis getrennter Liebenden, die sich endlich auf dem Grunde des vom Helden aus freier Ueberzeugung gewonnenen evangelischen Glaubens die Hand reichen, kommt in dieser schönen Erzählung zu stimmungsvollem Ausdruck. Dies Schicksalslied begleitet der deutsche Wald mit seinem Rauschen, während in der Ferne die Donner des siebziger Krieges rollen. Insonderheit für die deutsche evangelische Frauenwelt sei diese in gutem Druck und geschmackvoller Ausstattung erschienene wertvolle Dichtung einer deutschen Frau aufs beste empfohlen. H-Sch

(Hoffmeisters Schatzkästlein) für Knaben und Mädchen. Eine neue Sammlung von Märchen, Sagen und Erzählungen aus dem Heimatlande der Brüder Grimm. Zusammengestellt von Philipp Hoffmeister, weiland Pfarrer zu Nordshausen in Hessen. Mit einem Vorwort von Dr. Hugo Brunner. Kassel, Fischer u. Co. Kart. 1,80 Mk.

Ein recht kurzweiliges Buch, in dem es aber neben den Märchen und sonstigen Erzählungen an lehrreichen Anregungen nicht fehlt. Wohl allen Enkeln, die noch in solcher Weise den segensreichen Verkehr mit lieben Großeltern genießen dürfen! E R

(Die kleine Miß) von Frances Hodgson Burnett. Frankfurt a. O., H. Andreas und Ko. Geb. 2 Mk.

Man findet in dem anziehenden Buche nicht ein völliges Seitenstück zu seinem Bruder, dem „kleinen Lord" von derselben Verfasserin, um so weniger, als sich das sicher sehr rege Interesse der alten und jungen Leser doch schließlich mehr von der kleinen Miß zu der bewunderungswerten Gestalt des armen Grubenmädchens Johanna wenden wird. Daß aber das vorliegende Werk bereits die vierte Auflage erlebt hat, spricht gewiß zu seinen Gunsten. Leider ist die Uebersetzerin an einzelnen Stellen nicht ganz sorgfältig gewesen. E R

(Wer bist du, mein Sohn?) Grüne Blätter für meine Söhne aus unserm Knabeninstitut von J. Ziegler, Direktor. Verlag der Zieglerschen Anstalten in Wilhelmsdorf, Württemberg. (Kommission Wallmann, Leipzig.) 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.

Einfache Thatsachen, die sich wirklich so zugetragen haben, wie sie geschildert sind. Sind sie auch zunächst nur für die Zöglinge Wilhelmsdorfs niedergeschrieben, so wird doch auch jeder andre Knabe von zehn bis sechzehn Jahren seine Freude haben an dem frischen Leben, von dem hier erzählt wird. E R

(Eine Studienmappe von Heinrich Hofmann) erscheint (Breslau, bei C. T. Wiskott. 15 Mk.) gerade zur rechten Zeit, um die große Gemeinde der Verehrer des Dresdner Meisters (geb. 1824 in Darmstadt) vor seinem siebzigsten Geburtstage mit seinem harmonischen Entwicklungsgang bekannt zu machen. Mit Recht hat die verdienste Kunstanstalt von Wiskott ihn in ihr großes Sammelwerk „Aus Studienmappen deutscher Meister" neben Menzel, Knaus, Werner, Defregger u. a. aufgenommen. Denn unter den lebenden Künstlern Deutschlands ist Hofmann der unbestritten geliebteste und verehrteste Vertreter der religiösen Malerei. Den zehn Lichtdruckreproduktionen der geschmackvollen Mappe hat Julius Lohmeyer ein kurzes Lebensbild beigegeben. Jetzt, wo die reiche Frucht von Hofmanns Schaffen in seinen weltbekannten Bildern zum Leben Jesu Tausende erquickt und erbaut, gewährt es ein ganz besondres Interesse, das allmähliche Wachsen und Reifen seiner Kunst zu beobachten. So zeigt sie sich beispielsweise in einem Entwurf eines Kreuzigungsbildes aus dem Jahre 1864 noch ganz unter dem Einfluß von Cornelius, der sich persönlich stets für den jungen Maler interessirte und ihn mit seinem Rat unterstützte. Auch dort erkennen wir Hofmanns Eigenart an vielen Linien und Zügen: aber wie ganz anders frei und sicher hat sie sich in dem Kreuzigungsbilde der Sammlung „Kommet zu mir" ausgeprägt! Von ergreifender Schönheit ist die rührende Zeichnung zu Matth. 18, 5, während die edle Studie zum Kopf des Christus in Gethsemane die seltne Fähigkeit durchdringender Verinnerlichung zeigt, die den Hofmannschen Christustypus stets so unmittelbar lebendig wirksam macht. Auch die andern Blätter (Antigone, Heilige Nacht, Taufe, Auf dem Grabhügel, Studienköpfe, Farbenskizze zur „Seepredigt") werden für jeden Freund von Hofmanns Kunst schätzenswerte Beiträge zur Würdigung seines ebenso weichen, wie sichern, strengen und klaren Stiftes und Pinsels bilden. — Wer Hofmanns „Bergpredigt" und „Abendmahl" in der Sammlung „Kommet zu mir" oder der „Sternbibel" kennen und schätzen gelernt hat, der wird sich freuen, diese beiden klassischen Darstellungen des Anfanges und Endes der Wirksamkeit Jesu nun auch in großen Kupferätzungen als Wandschmuck besitzen zu können (Bildgröße 55 : 73 cm;

Blattgröße 80 : 110 cm. Kunstverlag von C. T. Wiskott, Breslau). Der ganze Zauber des „galiläischen Frühlings," die ergreifende Weihe des „Todespassahs" ist über diese herrlichen Bilder ergossen. So konnte nur ein frommer Meister malen, dem es höchste Pflicht und Gnade ist, seine Kunst in den Dienst des Heiligsten zu stellen. — Ueber die schon früher erschienenen großen und kleinen Nachbildungen der Schöpfungen Hofmanns ersieht man Näheres aus Wiskotts illustrirtem Verlagskatalog, der, selbst ein Kunstwerk im kleinen, gern auf Bestellung unentgeltlich versandt wird. R K

(Ludwig Passini) ist in Deutschland längst als feiner Beobachter und Maler des italienischen Volkslebens so bekannt und beliebt geworden, daß eine Studienmappe von ihm (erschienen bei C. T. Wiskott in Breslau, 15 Mk.) bei allen Kennern und Freunden seiner Kunst der besten Aufnahme gewiß ist. Die zehn Lichtdruckblätter geben die zarten und duftigen Töne, wie die kräftigen Licht- und Schattenwirkungen von Passinis Aquarellmanier in vorzüglicher Weise wieder. Bilder wie die Wasserträgerin Lisetta oder das betende venetianische Mädchen oder die große Szene aus dem Kircheninnern von St. Maria dei Frari zeigen uns die Meisterschaft des Künstlers, der mit vollendeter Treue die Wirklichkeit darstellt, doch nicht so, daß er wie so manche Jünger der neuesten Kunstübung eine bloße Photographie des Gemeinen und Alltäglichen böte, sondern das Geschaute so wiedergebend, wie es in seinem Geist und Gemüt sich spiegelt. R K

(Ein heiliger Abend) Volksstück in zwei Bildern von Robert von Erdberg. Sammlung kleiner Volksschriften Nr. 17. Barmen, Wiemann; 30 Pfge.

Wir können dies kleine Büchlein aufs wärmste empfehlen. Es ist mit einem gesunden Realismus und wohlthuender Wärme geschrieben. Das ganze Stück baut sich auf der sehr richtigen Beobachtung auf, daß die sozialdemokratische Verhetzung überall da den wirksamsten Widerstand findet, wo das Gefühl für fromme Sitte, vor allem, wo der deutsche Familiensinn noch nicht ganz erstickt ist, und daß gerade frivole Verspottung der innersten Heiligtümer des Herzens für Gott ein Werkzeug werden kann, um armen verblendeten und bethörten Menschen die Augen und die Herzen wieder zu öffnen. — Die Wirklichkeit sieht freilich meist viel rauher aus, als sie hier gezeichnet ist, aber soll man in einem Stücke, das zur Aufführung in der fröhlichen Weihnachtszeit bestimmt ist, mit modernstem Realismus das Elend in seiner grellsten Erscheinung ans Licht ziehen? — Eins predigt auch dies kleine Büchlein recht deutlich allen Fabrikherrn und Arbeitgebern überhaupt: Mehr Herz dem Volke! — Die Aufführung (das Recht, sie zu genehmigen, hat sich der Verfasser vorbehalten) denke ich mir am liebsten an einem Familienabende in unsern evangelischen Arbeitervereinen. P J

(Weihnachtsgeschenke für die Jugend) An junge Mädchen, zumal in den ersten Jahren nach der Konfirmation, wendet sich das jetzt in vierter Auflage erschienene Marthadienst und Marthasinn von Bertha Mathé, geb. Hüffel (Stuttgart, Schwabacher, 160 S., hübsch ausgestattet. In Goldschnitt gebunden 3 Mark). In warmem, mütterlich ernstem Ton werden siebenundzwanzig Kapitel aus dem Leben des jungen Mädchens besprochen. Was wir dem Büchlein wie so manchen andern wohlgemeinten Büchern der Weisheit, die dem jungen Volke gewidmet sind, wünschen möchten, ist: etwas mehr Farbe, etwas mehr Mark und einige Körnlein Salz. Besonders gelungen scheint uns in dem vorliegenden Büchlein das Kapitel: Verhältnis zu den Dienstboten. — Recht viel gediegnen geschichtlichen Stoff bietet Ernst Friedmann in seinen Vorbildern für die evangelische deutsche Jugend um den sehr billigen Preis von 60 Pfennigen (72 S., elegant geb., Evangelische Schriftenniederlage, Kaiserslautern). Die Bilder von einundzwanzig Männern und Frauen werden in kurzen Zügen vorgeführt, meist in glücklicher Auswahl des Wesentlichen. Erfreulich ist, daß neben einem Ziethen ein Bach, neben einem Kaiser Wilhelm Männer wie Fliedner und Wichern nicht fehlen. Durch Weglassung der am Anfang und Schluß gegebnen Reflexionen hätte das Büchlein jedenfalls gewonnen. P W

(Geistliche Lieder) Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen. Leipzig, Grunow, 1889. Elegant geb. in Satin mit Goldschnitt 7 Mk., in Seide und Lederband 12 Mk.

Die Herausgeber dieser Sammlung, Konsistorialrat Ahlfeld, Professor Dr. Kretzschmar und Paul Stöbe, haben hier das Schönste aus dem köstlichen Schatze unsrer evangelischen geistlichen Lieder herausgehoben und in einem prächtigen, handlichen Bande vereinigt, der sich ebensowohl für den Gebrauch des Einzelnen zum Lesen, Singen und Spielen am Klavier wie auch für mehrstimmigen Gesang eignet. Wir wüßten dieser Sammlung keine andre zur Seite zu setzen, die ihr in glücklicher Auswahl des Besten gleichkäme. 250 Gesänge, vom Schönen nur das Schönste, mit den Tonsätzen unsrer besten Meister, in erster Linie aus der unerreichten Zeit von Eccard bis Johann Sebastian Bach, aber auch aus spätern Perioden bis in unsre Zeit hinein. So darf dies Buch allen, die Freude an unsern geistlichen Liederschätzen haben, aufs herzlichste empfohlen werden. Mehr und mehr wächst ja Verständnis und Freude an gutem, geistlichem Chorgesang. Aber nicht bloß in der Kirche soll dies zum Ausdruck kommen durch liturgisch belebte, durch Chorgesang ausgeschmückte Gottesdienste, auch in Haus- und Schulandachten gebührt den geistlichen Liedern und den Weisen unsrer besten Meister wieder Raum, ja eine Ehrenstätte; diesem Ziele strebt diese Sammlung aufs glücklichste zu. Möchte das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch auf vielen Weihnachtstischen liegen und gleich mit seinen zwanzig herrlichen Weihnachtsliedern die Häuser und Herzen dem kunstmäßigen Gesang unsrer geistlichen Lieder öffnen! A

(Und Frieden auf Erden) Von D. Freiherr von Soden, Prediger und Professor in Berlin. Berlin, A. Haack. 24 S. 50 Pfge.

In den Streit ums Apostolikum hat Prediger von Soden in Berlin vorm Jahre ein Weihnachts- und Friedenswort hineingerufen, das, soviel ich wahrnehmen konnte, ziemlich ungehört verhallt ist. Für die Nichtberliner kam es als Festgruß zu spät. Aber mich dünkt, es könnte in den kommenden Weihnachtstagen vielen den Dienst thun, den es vorm Jahre thun wollte. Wie oft tritt unsereinem bald zart und mitleidig, bald plump und hoffärtig die Frage entgegen, ob man denn auch mit Weihnachten feiern könne. Gott sei Dank, im Herzen jubelt es: Ja! Aber man soll das doch auch dem Fragenden, wenn irgend möglich, verständlich machen. Und man soll sich und Gleichgesinnten immer tiefere Rechenschaft geben über den ewigen Grund seiner Weihnachtsfreude. Nach beiden Seiten hin ist das Schriftchen von Sodens ganz vortrefflich. Wer nachdenken, verstehen, sich und andern Rechenschaft geben, zum innern Frieden helfen will — der doch ohne eine gewisse Verständigung und Einigung im Letzten und Höchsten nicht möglich ist —, wer im Herzen ausruhen will vom Streit, den er gleichwohl mitkämpft und für unvermeidlich hält: der nehme in diesen Weihnachtstagen auch dies Weihnachtswort zur Hand. Für solche, die den religiösen Kämpfen der Zeit fernbleiben dürfen, ist es nicht bestimmt. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 50 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Kand. Müller, Rheinsberg i. d. M., 1. Exam. best., sucht **Vikar**- od. **Hausl.**-Stelle. G. Zeugn. u. Empf.

Predigtamtskandidat,
Preuße, beide Examina absolvirt, sucht Stellung als Vikar oder Hilfsprediger.
Off. d. die Exp. der Chr. Welt unter **Sch. 16.** erb.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung
des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vortheile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Bestes und billigstes Weihnachtsgeschenk:
Rud. Müller, 11 Predigten über das h. Vaterunser.
Katzenelnbogen (Unterlahn), W. Hanusch. 50 Pf.
Edle Sprache, feine Auslegung, tieferbaulicher und lehrreicher Inhalt, vorzügliche Ausstattung machen diese (auf Wunsch der Gemeinde gedruckten) Predigten zu einer hervorragenden Erscheinung der Neuzeit. Gegen 60 Pf. in Briefm. frei vom Verleger.

Soeben erschien:
Nachbarschaftsgilden
Ein Werkzeug sozialer Reform
Von **Stanton Coit, Ph. D.**
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Elegant brosch. Preis **2 Mk.** Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen Einsendung von 2,10 Mk. postfrei vom Verlag
Robert Oppenheim (Gustav Schmidt)
Berlin SW. 46.

Die wissenschaftliche Weltanschauung von **J. Bruesselbach,** Pfr. Leipzig, Richter. **Geh. 1,50 Mk.**
Religion und Wissenschaft wider Haeckel von demselben. Leipzig, Rust. **Geh. 0,50 Mk.**

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Praktische Theologie
von
E. Chr. Achelis
Dr. und ord. Professor der Theologie an der Universität Marburg
Zwei Bände
I. Einleitung. Die Lehre von der Kirche und ihren Aemtern. Katechetik. Homiletik. Poimenik.
II. Liturgik. Die Lehre vom Gemeindegottesdienst. Die Lehre von den freien Vereinen. Kybernetik.
Gr. 8. M. 22.—. Gebunden M. 26.—

Verlag von H. G. Wallmann in Leipzig

Vorzügliche Gaben für den Weihnachtstisch

Kennst du das Land?

Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der Heiligen Schrift

von

Ludwig Schneller,

Pastor in Bethlehem

—• Neunte Auflage •—

5 Mk. In eleg. Prachtb. 6,20 Mk.

Evangelienfahrten

Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung d. heiligen Landes im Anschlusse a. d. Sonntagsevangelien

von

Ludwig Schneller,

Pastor in Köln

—• Vierte Auflage •—

5,80 Mk. In eleg. Prachtb. 7 Mk.

Wer Land und Leute Palästinas kennen lernen will, was sie zur Zeit Jesu waren und auch heute noch sind, der lese diese vorzüglichen Werke des im heiligen Lande geborenen Verfassers.

John G. Paton

Missionar auf den neuen Hebriden

3 Mk., geb. 4 Mk.

Wer einen erhebenden Einblick in das Missionsleben mit seinen Höhen und Tiefen gewinnen will, der lasse sich dies köstliche Buch auf den Weihnachtstisch legen.

Missionslesestücke für Kinder

Aus dem kleinen Missionsfreund 1855/56 von † **J. C. Waldmann**

Kart. 60 Pfge., geb. 1 Mk.

Für Kinder giebt es keine schönere Missionsgeschichte als diese.

Das Evangelium von Christo

in Hausandachten

von

Dr. A. Wippermann,

Pastor em.

Eleg. geb. 3,50 Mk. und 4,50 Mk.

Ein ganz vorzügliches Andachtsbuch für alle Tage des Jahres, das das ganze Leben des Herrn nach den Evangelien auslegt.

Wer bist du, mein Sohn?

Grüne Blätter für meine Söhne aus unserm Knabeninstitut

von

J. Ziegler

4,50 Mk., eleg. geb. 5,50 Mk.

Das ist ein reizendes Buch. Es erinnert an das bekannte Kindheitsbuch des Italieners Amici und ist doch viel gemütstiefer, weil es eben deutsch ist.

Die Tochter d. Wilderers

Erzählung aus den Vogesen f. das reif. Mädchenalter v. 13-17 Jahren

von

Julie de Yèze

Eleg. geb. 3 Mk.

Großmutters Liebling

Erzählung für Mädchen von 8—13 Jahren

von

Frau von Witt

Eleg. geb. 3 Mk.

Zwei ganz vorzügliche, in christlichem Sinne geschriebene Erzählungen, die das Herz des Lesers erfreuen.

Verlag von J. Hörning in Heidelberg

Ein Blick hinter die Kulissen

der oldenburgischen Landeskirche,

der historische Hintergrund meiner gerichtlichen Fehde mit dem Großh. oldenburgischen Oberkirchenrat

von

Johs. Thaden,

brandenburgischer Predigtamtskandidat

140 Seiten. Preis Mk. 1.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung von Mk. 1.10 in Briefmarken von der Verlagsbuchhandlung J. Hörning in Heidelberg.

Soeben erschien:

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Zweite Reihe, Heft 9

Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit

Zur Orientirung und Besprechung

speziell für evangelische Arbeitervereine

von

Rudolf Faißt

—• Preis 50 Pfennig •—

Leipzig — **Fr. Wilh. Grunow**

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Grundriß der Hebräischen Archäologie

Von

Dr. J. Benzinger,

Repetent am ev.-theol. Seminar in Tübingen

Mit 152 Abbildungen im Text, Plan des alten Jerusalem und Karte von Palästina

(Grundriß der theologischen Wissenschaften. Zweite Reihe. Band I)

8. (XX, 515 Seiten.) Brosch. 10 Mk. Geb. 11,20 Mk.

Festgeschenke

Feldbriefe 1870/71 von **G. H. Rindfleisch,** weil. preußischem Unterstaatssekretär. Mit Bild des Verf. und 5 Karten. 3. (Stereotyp.-) Aufl. Geb. 5 Mk.

„Christliche Welt" 1889, Nr. 23: „Des Buches 1. Auflage war in wenigen Wochen ausverkauft: es wäre ein schlimmes Zeichen für den litterarischen Geschmack in Deutschland, wenn man nicht von der 2. und 3. Auflage bald gleiches berichten könnte."

„Diese Briefe des Verf. an seine Gemahlin sind köstlich zu lesen. Man weiß nicht, was an ihnen mehr fesselt, die Schönheit der Sprache, die Glut der Vaterlandsliebe. Glücklich die Frau, die diese Briefe bekommen hat. Wie stolz muß sie auf einen solchen Mann gewesen sein." (Quellwasser 1892.)

Kunstgeschichte im Grundriß, jungen Mädchen zu ernstem Studium u. frohem Genuß von **M. von Broecker.** 1893. Hübsch geb. 2 Mk. 60 Pfge.

„Ein frisches, lehrreiches, Begeisterung weckendes Büchlein." (Bausteine, Blätter für innere Mission, 1892.) Gerade christliche Kreise werden das Buch in vielen Fällen gern zum Geschenk verwenden. Vergl. auch die Empfehlung in Nr. 8 der Christlichen Welt 1893.

Feierstunden. Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von Prof. D. **Julius Smend.** 1892. In gediegenem Einband 4 Mk.

Christliche Welt 1892, Nr. 15: „Es ist ein Buch für die große Menge derjenigen, die allem Wortschwall gründlich leid sind, die alle rednerischen Künste entbehren können. . . . Es ist ein Buch, das man jedesmal nach wenigen Sätzen möchte sinken lassen, um die Gedanken zu verfolgen und auszuschöpfen, die dadurch angeregt sind. Und doch kein eigentlich schweres Buch."

Der Inhalt der Lehre Jesu. Von Prof. Dr. **H. H. Wendt.** 1890. In schönem Halbfranzband 13 Mk. 80 Pfge. (Geh. 12 Mk.)

„Möchte das Bild Jesu, das hier so farbenreich und doch so einheitlich und fest, so erhaben göttlich und doch wieder so menschlich uns verwandt und ansprechend uns entgegentritt, durch die Vermittlung dieses fleißigen Werkes unsern Zeitgenossen näher gebracht werden!" (Evangel. protest. Sonntagsblatt „Die Kirche" 1893, 38.)

Göttingen — **Vandenhoeck & Ruprecht**

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Die Heilige Schrift

des

Alten Testaments

in Verbindung mit mehreren Fachgenossen übersetzt und herausgegeben

von

E. Kautzsch,

Professor der Theologie in Halle

Lex.-8

Lieferung 1—9 erschienen

Mit der 9. Lieferung waren die den Subskribenten für den Preis von 9 Mk. in Aussicht gestellten 60 Bogen erreicht. Die Verlagsbuchhandlung berechnet den Subskribenten auch die letzte Lieferung, die etwa 13 Bogen und 1 Karte von Palästina enthalten wird, zu dem bisherigen Bogenpreise (15 Pfge.), die Karte zu dem Preise von 4 Druckbogen.

Die

zehnte (Schluß-) Lieferung

wird in **zwei Teilen** erscheinen.

Der **erste Teil** wird am 9. Dezember ausgegeben. Alles Nähere enthält die Ankündigung auf Seite 2 des Umschlags.

Bestellungen zum Subskriptionspreis werden nur noch bis zum 31. Dezember 1893 angenommen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig und Dörffling & Franke in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 51 Leipzig, den 14. Dezember **1893**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1380 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Jesaia: 6. Der Untergang Samariens; 7. Hiskia; 8. Jesaias Lebensende — Johann Hinrich Wichern und der Gemeindegedanke: 3. Das Ziel; 4. Der Gemeindeverein; 5 Die freie Organisation und das kirchliche Amt — Die Zukunft des evangelischen Kultus — Arzt und Seelsorger: 2 — Für den Weihnachtstisch: Bilder zum Neuen Testament; Griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testament; Handwörterbuch des biblischen Altertums; Hebräische Archäologie; Gottholds zufällige Andachten; Der Fels in den Wellen; Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation; Geschichts- und Lebensbilder; Beiträge zur Aesthetik der deutschen Klassiker; Frederick William Robertson; Emma Warnod; Auf weißen Flügeln; Aus dem Kleinleben; Erzählungen für das Volk; Volksschriften aus dem Elsaß; Allerlei Schatzgräber; Nur selig; Für kleine Mädchen; Die Geschichte von Vogels Weihnachts-Röschen; Abreißkalender für das christliche Haus — Zur Beachtung — Anzeigen

Jesaia

6. Der Untergang Samariens

Der Gang der Geschichte hat Jesaias Erwartung glänzend gerechtfertigt. Der assyrische König Tiglat-Pilesar zog herauf. Die Könige Pekach und Rezin mußten ihre Kriegspläne wider Juda aufgeben. Die Hauptstadt Syriens, Damaskus, wurde erobert, der König Rezin getötet. Pekach, der übermütige Fürst, wurde vom Throne gestürzt und von seinem Nachfolger Hosea ermordet. Seitdem gab es keine Ruhe und keinen Frieden mehr für das Land, das rasch seinem Ende entgegeneilte. Jesaia ist ein Zeuge des Unterganges des Zehnstämmereiches geworden. Einen tiefergreifenden Eindruck machte auf alle Gottesverehrer die Zerstörung Samariens im Jahre 722 durch den Assyrerkönig Sargon. Man war starr über das furchtbare Ereignis: hatten denn die alten Verheißungen, die einst Gott den Vätern gegeben hatte, keine Kraft mehr? Wo blieb denn der Segen der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob? Das heilige Land — ein Tummelplatz feindlicher Heere?! Das Volk Israel in seinen vornehmsten Gliedern weggeführt und verbannt nach einem fernen, fremden Lande! Das war unbegreiflich für einen Israeliten, der sich als Glied des heiligen Volkes fühlte.

Aber Jesaia hatte des Herrn Rat erkannt. Vor seinen Augen lag das Buch der Geschichte aufgeschlagen. Er verstand die Wege Gottes. Die Assyrer führten nur aus, was Gott geplant hatte. Das Volk Israel hatte seinen Gott verworfen, darum verwarf er es auch und gab es in die Hände seiner Feinde.

Für uns ist heute solche Erkenntnis selbstverständlich. Aber Jesaia und seine beiden Vorgänger, die Propheten Amos und Hosea, haben damals zuerst es ausgesprochen, daß die Weltgeschichte zugleich Gottes Weltgericht ist. Ein unermeßlicher Fortschritt in der Gotteserkenntnis! Damit erwacht in den Herzen der Glaube an den allein wahren, lebendigen und allmächtigen Gott, den Herrn Himmels und der Erde, der die Geschicke der Völker nach seinem Rate lenkt. Dieser Glaube, die Grundlage aller Frömmigkeit, ist geboren unter schweren äußern Drangsalen, als die köstliche Frucht erschütternder Zeiten, die Wirkung kraftvoller prophetischer Arbeit in einer Zeit, wo Zweifel und Unglaube, wo Götzendienst und Aberglaube noch die Herzen des Volkes Israel verfinsterten.

Die Weissagung Jesaias hat sich aber nicht in so schneller Folge erfüllt, als er es erwartete. Das Strafgericht über Juda blieb noch aus. Wir haben über die folgenden Jahre eine ziemlich genaue Kunde in unserm zweiten Königsbuche. Seine Nachrichten werden bestätigt und ergänzt durch die assyrischen Keilinschriften, die erst in den letzten Jahrzehnten entziffert worden sind. Wunderbare Uebereinstimmung zwischen dem, was die Blätter der Bibel uns melden, und dem, was die Steine uns erzählen! Nur die Geschichtszahlen des zweiten Königsbuches erfahren durch die Keilinschriften eine Korrektur. Seine Heldenthaten hat in großsprecherischer Prahlerei der König Assurs in den Felsen eingegraben. In seinen Augen ist natürlich das kleine jüdische Land nur ein Spielball seiner Laune, ein unbedeutendes Hindernis, das er auf seinem Siegeszuge nach Vorderasien und Aegypten leicht über den Haufen zu rennen hofft.

In den assyrischen Keilinschriften spiegeln sich die zahlreichen Kämpfe und politischen Verwicklungen der Zeiten des Königs Ahas und seines Sohnes und Nachfolgers Hiskia wieder. Ahas mußte sich dem Könige von Assur, seinem freiwillig erwählten Bundesgenossen, unterwerfen. Er reiste nach Damaskus und zahlte dem habgierigen Eroberer einen reichen Tribut, zu dem erst alles Gold und Silber im Tempel zusammengerafft werden mußte. In Damaskus aber sah Ahas auch einen kunstvollen Altar, der dem syrischen Gotte zu Ehren errichtet war, — dieser Altar gefiel ihm, er befahl noch von Damaskus aus den Priestern in Jerusalem, einen ähnlichen Altar im Tempel aufzubauen und den syrischen Kultus neben dem alten jüdischen Kultus einzurichten.

Auch diesen Schmerz mußte Jesaia noch erleben. Sein Volk schritt weiter auf der Bahn der Sünde und des Götzendienstes. Spurlos gingen an der großen Masse die Ereignisse im Reiche Israel vorüber, spurlos auch die Stürme und Wetter, die über die Nachbarstaaten Syrien und Philisterland hereinbrachen. Nur eine kleine Gemeinde verstand sich auf die Zeichen Gottes, nur eine kleine Jüngerschar hielt treu zum Propheten Jesaia. Dieser hörte nicht auf zu warnen. Er wußte, daß das Strafgericht nicht ausbleiben werde. War auch Juda jetzt verschont geblieben, Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein, — bald mußte doch der Gerichtstag anbrechen, der alles Hohe und Stolze auch in Juda beugen würde, „die hohen Berge, die hohen Türme, die prächtigen Tarsisschiffe, die Cedern des Libanons, aller Menschen Stolz und aller Männer Hochmut: an jenem Tage wird nur noch Gott erhaben sein."

7. Hiskia

Nach zwanzigjähriger Regierung starb König Ahas, ihm folgte sein Sohn Hiskia. Jetzt ändert sich das Verhältnis des Propheten Jesaia zum Königshause. Hiskia war ein frommer Fürst, er hatte eine hohe Achtung vor dem Propheten Jesaia, dem Boten Gottes. Er scheint ihn frühzeitig in seinen Rat gezogen zu haben. Mit seiner Regierung beginnt die Glanzperiode der prophetischen Wirksamkeit Jesaias.

Jetzt erst wurde der Wert des Gottesmannes erkannt, der einst in schwerer Zeit zum mutigen Ausharren ermahnt, der auch im Untergange das Strafgericht des heiligen und gerechten Gottes begreifen gelehrt hatte. Als Frevel hatte der Prophet den fremden Götzenkultus, die Anbetung der silbernen und

goldnen Götzenbilder, wurden sie auch auf den Gott Israels gedeutet, gebrandmarkt. Er hatte die alleinige Verehrung der Heiligen Israels mit reinen Herzen und Händen gefordert. Ungehört war sein Wort zu Zeiten des Ahas verhallt. In dem Herzen des Königs Hiskia hatte es schon längst tiefe Wurzeln geschlagen. Sobald er den Thron bestieg, beeilte er sich den Gottesdienst nach Jesaias Vorschlägen zu reformiren, er that die Götzen ab, er zerbrach die Sonnensäulen und Astartebilder, er entfernte die götzendienerischen Altäre, er verbot den heidnischen Kultus in den Terebinthenhainen.

Ein frischer Luftstrom neuen heiligen Lebens ging durchs jüdische Volk, eine innere Erneuerung in der Gottesfurcht und im reinen Glauben bahnte sich an. Wie muß das Herz des Propheten frohlockt haben, als er die Erfüllung seiner Wünsche erlebte! Beinahe fing schon an die Vollendung, ein goldnes Zeitalter, das er in Zeiten bitterer Drangsal, schlimmsten Verfalls geschaut hatte, dessen Anbruch die Menschheit aber erst beim Erscheinen des größten Davidssprosses, unsers Erlösers, erleben sollte. Der Prophet schildert das goldne messianische Zeitalter in folgenden herrlichen Worten:

Dann schießt ein Reis auf vom Stamme Isais,
Und ein Sproß bricht hervor aus seiner Wurzel.
Auf ihm ruhet der Geist Jahwes,
ein Geist der Weisheit und Einsicht,
ein Geist des Rates und der Kraft,
ein Geist der Erkenntnis und Gottesfurcht.
An Gottesfurcht hat er sein Wohlgefallen,
er richtet nicht nach dem Anschein,
und entscheidet nicht nach Hörensagen.
Den Schwachen spricht er ein gerechtes Urteil
und bescheidet nach Billigkeit die Geringen im Lande.
Er schlägt das Land mit der Geißel seines Mundes,
mit dem Hauche seiner Lippen tötet er den Bösen.
Gerechtigkeit ist der Gürtel seiner Lenden
und Treue der Gürtel seiner Hüften.
Dann weilt der Wolf bei dem Lamme,
der Panther lagert sich neben das Zicklein,
Rind und Löwe, jung beide, und Mastkalb
mit einander führt sie ein kleiner Knabe.
Die Färse weidet neben der Bärin,
ihre Jungen ruhen beisammen,
der Leu frißt Stroh wie der Stier,
der Säugling spielt am Loche der Natter,
das Kind streckt seine Hand in die Höhle des Basilisken.
Nichts Böses geschieht mehr, kein Unrecht
auf meinem ganzen heiligen Berge,
sondern das Land ist voll der Erkenntnis Jahwes,
wie der Meeresgrund voll Wasser.*)

Jetzt ändert sich auch Jesaias Meinung von Assur und dessen Rolle in der Weltgeschichte. Bis dahin war ihm Assur ein Werkzeug Gottes gewesen. Aber in seiner unersättlichen Eroberungssucht hat es die Grenzen seiner Aufgabe längst überschritten. Es bildet sich ein, mehr zu sein als Gott, es erhebt sich in frevelhaftem Uebermute, aber „darf die Axt dem trotzen, der mit ihr haut? darf sich der Stock gegen den erheben, der ihn schwingt?“ Gott wird seine Macht auch an Assur erweisen. Er wird es züchtigen in seinem Grimme, weil es sich nicht beugt vor Gottes Majestät. Jesaia ermuntert den König Hiskia, an der Erhebung der Vasallenstaaten gegen den assyrischen König Sanherib teilzunehmen. Etwa dreißig Friedensjahre hatten das jüdische Land gestärkt. Es war im Besitz eines stattlichen Heeres. Die Nachbarländer erwählten den König Hiskia zu ihrem Führer. Man verweigerte dem Assyrer den Tribut und that sich zu einem Bunde zusammen. Sanherib muß den Abfall ruhig gewähren lassen. Er wird im eignen Lande durch einen Aufstand des Königs von Babylon festgehalten. Aber bald hat er diesen Feind niedergeworfen. Der Rücken ist frei, er kann nach den westlichen Ländern aufbrechen. Die assyrischen Heere fallen in Syrien und Palästina ein. Die Schrecken der frühern Zeiten wiederholen sich. Die Gefahr wächst. Was soll geschehen, um das kleine Juda zu retten vor der eisernen Umarmung des mächtigen Assyrerheeres?

Eine starke Partei am Hofe des Königs, die sich niemals dem Ansehen des Propheten Jesaia und seinem Rate hat beugen wollen, schlug ein Bündnis vor mit Tirhaka, dem Könige von

*) Kap. 11, 1—9.

Aegypten. Das waren dieselben Leute, die der von Jesaia geforderten sittlichen Umkehr immer widerstanden hatten, die auch in der Stunde der Gefahr leichtsinnig sprechen konnten: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“ Solche Männer besaßen keine Spur von Gottvertrauen.

Da tritt der Prophet noch einmal auf, noch gewaltiger und energischer als in den Tagen des Ahas. Er warnt vor dem Bündnis mit Aegypten. Er straft alle, die ihr Vertrauen nicht auf Gott setzen. Die Feinde haben das Land verwüstet. Alle Städte sind mit Feuer verbrannt. Jerusalem allein ist noch übrig, „wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte im Gurkenfelde.“ Sanherib schickt seine Heere gegen die heilige Stadt. Sie wird eingeschlossen. In Jerusalem zittert und bebt jedes Herz. Aber Jesaia bleibt dabei: „Der Heilige Israels wird uns erretten, er wohnt in Jerusalem, seine Stadt kann nicht untergehen; des Herrn Rat ist wunderbar und führt es wunderbarlich hinaus! Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein!“

Und Jesaia erlebte seinen höchsten Triumph. Dieser Triumph war ein Sieg des allmächtigen, heiligen Gottes, dessen Wort er verkündigt hatte. Im assyrischen Heere brach die Pest aus, 185 000 Mann wurden dahingerafft. So furchtbar geschwächt, mußte Sanherib heimkehren. Dort ereilte ihn der Tod. Die heilige Stadt war wunderbar durch Gottes unmittelbares Eingreifen gerettet. Das Wort des Propheten hatte sich glänzend erfüllt.

Noch jahrzehntelang sang und sprach man von dem Siege Gottes, des Herrn der Heerscharen. Viel aufrichtige Frömmigkeit, viel dankbare Gottesverehrung zeigte sich in Jesaias Umgebung. Er war in Wahrheit der geistige Vater seines Volkes geworden, „der Schöpfer der israelitischen Nationalität,“ wie sie fortan in der Geschichte des Alten Bundes auftritt als Hüterin und Pflegerin des wahren und lebendigen Gottesglaubens.

8. Jesaias Lebensende

Ueber die letzten Lebensjahre Jesaias haben wir keine zuverlässige Nachricht. Fromme Dichtung hat noch manches von ihm erzählt, z. B. wie er in den Tagen einer bösen Krankheit dem Könige Hiskia, seinem fürstlichen Freunde, ein Zeichen an der Sonnenuhr für die von Gott beschlossene Verlängerung seines Lebens gegeben haben soll. Der Nachfolger Hiskias, der gottlose König Manasse, hat die Reformen Jesaias im Kultus und in der Religion wieder abgeschafft und soll den Propheten, wie die außerbiblische Ueberlieferung meldet, einen grausamen Märtyrertod haben sterben lassen. Vielleicht spielt darauf die Bemerkung im Hebräerbriefe an, daß auch etliche Propheten „zersägt“ worden seien. Wir mögen es nicht glauben, daß Jesaia solch entsetzliches Los durch ein undankbares Volk erleben mußte. Mag darum ein undurchdringliches Dunkel über des Propheten Lebensende ruhen, hell leuchtet doch seine Gestalt in der Geschichte für alle Zeiten.

Als man die prophetischen Schriften sammelte, räumte man dem Buche Jesaia einen hohen Platz ein, vereinigte aber auch mit ihm eine große Zahl von Weissagungen aus dem Munde unbekannter Propheten, die das Volk Israel in spätern Jahrhunderten, besonders in der babylonischen Gefangenschaft, trösteten und aufrichteten. Dem treuen Warner und Mahner des Volkes glaubte man mit Recht alles zuschreiben zu können, was dem Volke in drangsalvoller Zeit zur Trostquelle geworden war. Und so lesen wir noch heute manches Stück im Buche Jesaia (z. B. Kap. 24—27; 40—66), was der Prophet nicht selbst schrieb, was aber seinen Geist, seinen Glauben, sein felsenfestes Vertrauen auf den Heiligen Israels atmet.

Wir aber haben dem Propheten Jesaia mehr noch zu verdanken als sein Buch in der heiligen Schrift, das wir mit Andacht und Bewunderung seines schöpferischen Genius lesen, — Jesaia hat die Ueberzeugung von der sittlichen Weltordnung begründet, er hat den Glauben aus der Tiefe des Menschenherzens geweckt, daß der heilige Gott seine Herrschaft behauptet gegen alle irdischen Mächte, daß Gottes Wahrheit und Gerechtigkeit besteht im Kampfe gegen Frevel und Sünde. Von

Jesaia lernen wir noch heute in schwerer Zeit unter Drangsal und Not die goldne Regel der Gotteskinder:

„Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein."

Th A

Johann Hinrich Wichern und der Gemeindegedanke

3. Das Ziel*)

In der Besprechung des Zieles tritt nun demgegenüber wieder ganz die andre Seite in den Vordergrund, daß nämlich die innere Mission nur ein augenblickliches Hilfsmittel sein soll zum Ersatz für das nicht ausreichende Amt. Durchgehends wird behauptet, daß das Amt wachsen, die innere Mission dagegen abnehmen müsse und in ihrer Selbstauflösung ihr Ziel erreiche (225 u. o.). Das Gemeindeleben wieder auf den Punkt zu bringen, wo es der innern Mission nicht mehr bedarf, das ist das Ziel; besonders daß unsre großen Städte wieder zu Kirchgemeinden werden (92). Und zwar wird zu dem Zweck die innere Mission sich immer mehr mit ihren freien Aemtern in die Kirche hineinbilden und dort amtliche Organe in neuem Reichtume schaffen. Das Ziel solcher Kirchenbildung ist:

[daß] die ganze Kirche sich in der Gemeinde und die Gemeinde sich in der Kirche wiederfinden und die Macht ihres Lebens die Völker in verjüngter Kraft durchdringen wird.

Je mehr diese ihre Hoffnung sich erfüllt, desto näher wird die Zeit kommen, wo ihr Amt [d. h. das der innern Mission] schwindet; es wird dann aber auch offenbar werden, daß sie in ihren freien Liebesämtern der idealen Kirchenverfassung manches Amt vorgebildet hat, dessen einstige Entfaltung den volksverklärenden Charakter des Reiches Christi in der Kirche in einer uns noch unbekannten Herrlichkeit leuchten lassen wird. (257 f.)

Die innere Mission ist hier nur der Kirche vorangeeilt (249 f.). Freilich wird die Armenpflege nach Christi Wort in seiner Gemeinde nie aufhören.

Ob die Liebe sich aber dann noch in dieser freien Weise der Armen annehmen, oder ob das kirchliche Armenpflegeramt ihre Stelle völlig versehen wird? Es gehört diese Frage einer fernliegenden Zukunft an. Wir glauben, daß beide werden verbunden bleiben. (225)

Jede freiwillige Armenpflege also gehört wie alles nicht amtlich fixirte innere kirchliche Leben der innern Mission an. Kann denn nun überhaupt eine Zeit kommen, wo das Amt das ganze kirchliche Leben allein bethätigt? wo also die innere Mission aufhört? In diesem Falle wagt es Wichern selbst nicht zuzugeben, und also bleibt die innere Mission. Aber das Gemeindeleben wird dann in seinem gewöhnlichen Verlaufe alles das leisten, was jetzt eine außerordentliche Bethätigung ist, und eine neue Fülle von Aemtern wird diesen Bestand regeln und sichern. Dies werden wir als das Große aus Wichern entnehmen, während er selbst infolge des Doppelbegriffs der innern Mission dazwischen schwankt, sie rein im Gemeindeleben oder rein in Aemtern aufgehen zu lassen. Der Fehler liegt darin, daß er, was stetige, ordnungsmäßige Bethätigung der Gemeinde sein sollte (aber freilich nicht ist), zu einer außerordentlichen Bethätigung aufruft.

4. Der Gemeindeverein

Das Bindeglied zwischen solcher Zukunft und der Gegenwart ist bei Wichern der „Gemeindeverein" oder „Distriktsverein." Diesen betrachtet er als die Einheit, das Zentrum, den Grundtypus der innern Mission. Die elementaren Formen, wie sie in der Thätigkeit einzelner Personen und in Vereinen für Einzelzwecke vorliegen, die sich ohne Rücksicht auf Gemeindegrenzen über das Ganze erstrecken, das ist die nächste bisherige Bildungsform der innern Mission gewesen und geblieben.

Sie ist das lebendigste Zeugnis, wie sehr das gemeindliche Bewußtsein in unsrer Kirche an Stellen, wie die großen Städte sind, geschwunden ist. Sollte diese Bildungsform sich fortsetzen? Daß dieselbe unmodifizirt auf diesem Wege nicht fortschreite, muß allen denen, die der Sache ihre regste Aufmerksamkeit widmen wollen und dabei die Kirche im Auge haben, bald wünschenswert erscheinen; denn das Leben und die Arbeitskraft in den Vereinen wird durch das Maß- und örtlich Grenzenlose erschöpft, und die wahre Gemeindebildung als solche wird nicht dadurch gefördert, trotz der reichsten Kraft, die zur Erlangung dieses letzten Zieles in dem Umkreise der Vereinsthätigkeit liegt. (231)

So wird sich das Chaotische der Liebesarbeit nur steigern und vielleicht zu ihrer innern Aufreibung führen (232). Auch bei den bestehenden Frauenvereinen tadelt Wichern den Nichtanschluß an schon bestehendes Kirchliches oder Bürgerliches (131).

Daher ist es das nächste Moment der Entwicklung der innern Mission, daß sie immer mehr als Sache der Einzelgemeinde (der örtlichen Gemeinde) als solcher behandelt und nicht mehr so partiell wie bisher, sondern mehr in ihrer (relativen) Totalität in Angriff genommen werden wird (220). Das soll nun der Gemeindeverein thun, der sich erstens genau an isolirte, örtlich scharf begrenzte Parochien hält; zweitens in diesem Gebiet nicht Einzelzwecke, sondern „prinzipiell und ausgesprochenermaßen" die ganze Summe der Not dieser besondern Gesamtheit umfaßt und in sich darstellt, „die Einheit aller Not und aller Hilfe." Der Ausdruck „Gemeindeverein für innere Mission" soll in dem Beisatze „Gemeinde" ausdrücken, wer als das Objekt und wer als das Subjekt des Vereins anzusehen ist. Es ist also die Gemeinde als solche, die innere Mission an sich selber treibt, und sie muß sich als solche „Missionsgemeinde" fühlen. Hier trifft die ganze Mannigfaltigkeit der Einzelvereine in einer Einheit, in einem Organismus reinster Art zusammen (220 ff.). Dieser Gemeindeverein ist der lebendige, persönliche Vermittler für die Arbeit der schon bestehenden Einzelvereine (90), für bürgerliche und kirchliche Armenpflege (171); sein Zweck ist immer ein kirchlicher, persönlicher (130), und die Hauptsache darin die Familienpflege (134). So wird auch immer mehr das Bedürfnis nach den vielen Einzelvereinen mit ihren verschiednen Komitees und Partikularinteressen verschwinden (222). An ihn muß sich alles andre anschließen, wie die Thätigkeit von Stadtmissionaren, Anstalten für allgemeine Zwecke, Institute für Handwerksgesellen, Volksleihbibliotheken (91), Männer- und Frauenvereine u. s. w. (89)

Wo nun aber solche Gemeinden nicht mehr existiren, wie in großen Städten, sondern durch die freie Predigtgemeinde verdrängt sind, wo sich infolgedessen auch freie Liebes- und Lebensparochien der innern Mission gebildet haben, da muß es das Hauptbestreben sein, die alten örtlichen Parochien wiederherzustellen durch Parochialvereine und mit dem Pastor, der immer nur einer sein darf, dahin zu arbeiten, daß die Parochie wieder Gemeinde werde (233 f.). Eine solche aber muß sich immer mehr zusammenziehen und aus sich neue Einheiten bilden, sodaß immer mehr Distrikte entstehen, bis die Kraft an jeder Stelle hinreichend entwickelt ist (89). Eine ihrer Hauptaufgaben ist hier auch der Bau von Gotteshäusern (78).

Wer sind aber die Mitglieder? Das Ideal ist: alle kirchlichen, christlich-gesunden Glieder der Gemeinde als Subjekt, die andern als Objekt. Nach dem Gesichtspunkte der Organisation indes findet eine Konzentration statt in einer Reihe von Gemeindegliedern als Verein im engern Sinne. Jeder ist in seinem Lebenskreise ein Vertreter, diese dagegen besonders die öffentlich werdende Stimme des einen Geistes, die Diener des Ganzen, sowohl der Helfenden als der Verwahrlosten.

Denn ein Leib ist die Gemeinde immer, ein Leib, dem gesunde und kranke, starke und schwache, stehende und gefallene Glieder angehören, worin aber mit der Macht des Glaubens die rettende Liebe nach allen Seiten ihre erhaltenden und heilenden Kräfte des Lebens mitteilen soll. (224)

Darum hat hier die Frage nach dem Bekenntnis der innern Mission gar keinen Sinn, da es ja eine Gemeindesache ist und diese ihr Bekenntnis hat. Durch ein besondres Bekenntnis würde die Sache separatistisch.

Die wahre innere Mission ist aber nichts in der Gemeinde vom Ganzen Abgesondertes oder sich Absonderndes, auch kein Gefäß für dergleichen Richtungen; sie ist in keiner Weise etwas kirchlich Apartes; — sie ist mit allen Wurzeln und Fasern ein Leben und Lieben der Gemeinde und darf und kann, wenn sie dies ist, nicht von der Annahme ausgehen, als traute man ihr in dieser Beziehung nicht. Sie wird auf die Frage nach ihrem Bekenntnis die Antwort geben, daß das

*) Die erste Hälfte dieses Artikels findet sich in Nr. 40. Ich bin dem Herrn Verfasser sehr dankbar, daß er die so ungewöhnliche Unterbrechung sich so freundlich hat gefallen lassen. Was sie verschuldete? Mißachtung des Gebotenen war es nicht. Mitarbeiter und Leser können sich keinen Begriff davon machen, wie schwer es oft ist, jedes Wort zu seiner Zeit an den Tag zu bringen. Und Aufsätze, die mehr als eine Nummer in Anspruch nehmen, sollten in unsern Spalten die viel seltnere Ausnahme sein. D H

Kirchenbekenntnis ihr Bekenntnis ist, aber wird dies gewiß nicht thun ohne Verwundrung darüber, daß man sie darnach fragt, und mit dem Gefühl thun, daß für die Fragenden die innere Mission und die Kirche zwei Wesen zu sein scheinen, während die Antwortenden für heute — bis Gott wird alles gebessert haben — keine innere Mission ohne Kirche und keine Kirche ohne innere Mission sich werden denken können. (224 f.)

Ein Riß in der Gemeinde kann durch die innere Mission nur da entstehen, wo die innere Mission nicht Gemeindeverein, sondern Verein für Einzelzwecke ist, wo man nicht erkannt hat, daß sie Gemeindesache sei, ja Sache der ganzen Kirche, der sich die einzelne Gemeinde nicht entziehen darf (223).

Blicken wir darauf, daß Wichern die innere Mission ihrem Zentrum nach als eine Gemeindesache gedacht und nur unter dieser Bedingung an ihre Gesundheit und ihr Leben geglaubt hat (sodaß alles, was nun einmal seiner Natur nach nicht im Rahmen der Einzelgemeinde ausgeführt werden kann, immer doch durch diese vermittelt wird), so erkennen wir in Wichern als dem Vater der innern Mission zugleich den Vater des Gemeindegedankens. Denn die evangelische Gemeinde ist es, die ihm als Zentrum und Ziel aller seiner Thätigkeit als ein leuchtendes Bild vor Augen steht. Blicken wir aber andrerseits darauf, daß er sich die gesamte Gemeinde als einen freien Verein vorstellt, der doch zugleich nichts andres als das Gemeindeleben selbst und dessen Organisation enthält, so erhebt sich hier in der That ein Doppelgänger der Gemeinde. Hier wird das Leben der Gemeinde absorbirt von einem freien Schlinggewächse, während der alte Stamm, der in seinem urwüchsigen, geschichtlichen Dasein jenem allein die Möglichkeit des Lebens giebt, vertrocknet. Auf diese Weise wird dem alten Gemeinwesen keine neue Lebenskraft zugeführt, sondern nur, wenn man in den festen, geordneten, geschichtlichen Formen neues Leben erweckt oder diese Formen in festen Aemtern weiterbildet. Das ist das ungleich Schwerere, und ein Schlinggewächs schießt unendlich viel rascher empor, als sich ein fester Stamm entwickelt. Man thut nun einmal immer das Außerordentliche lieber als das Ordentliche. Was Wunder, wenn sich einem drängenden Geiste, dem die Notwendigkeit eines schnellen Handelns klar geworden war, unwillkürlich ein außerordentlicher Weg bot, das Gemeindeleben zu erneuern, der Weg des Gemeindevereins! Nun war es aber geschichtlich überhaupt nicht anders möglich. Denn daß etwas gethan werden mußte, stand fest. Der Geist der Liebe Christi trat in Wichern u. a. gebieterisch mit göttlicher Autorität auf den Plan. Auf dem geordneten Wege aber war es ebenso unbedingt nicht möglich, etwas zu thun; so ging die Liebe darüber hinweg und brach sich außerordentliche Bahnen. Sie mußte so handeln, und sie trägt nicht die Verantwortung, wenn sich Ungesundes ansetzt, sondern die, welche die geordneten Wege verschlossen halten. Ebenso notwendig aber gerät sie auf diesen außerordentlichen Wegen zu Mißbildungen, in denen sie ihre ursprüngliche Gesundheit nicht bewahren kann. Beide Seiten finden ihre Bestätigung in der Art, wie sich Wichern mit dem kirchlichen Amte auseinandersetzt.

5. Die freie Organisation und das kirchliche Amt

Wohl ist das kirchliche Amt der organische Mittelpunkt der Gemeinde, aber nur, weil es ihr durch Wort und Sakrament den festen Grund giebt (18). Wohl soll die innere Mission immer, so viel an ihr liegt, mit dem Amte Hand in Hand gehen, aber das ist eine freie Vereinbarung. Für den Pfarrer selbst ist es Pflicht und auch das Geratenste, sich an der innern Mission zu beteiligen, aber das thut er als Christ und nicht als Beamter (214 f.). Für das Amt als solches bleibt demnach keine andre Bedeutung, als daß es das allgemeine Priestertum noch besonders predigt und die Sakramente verwaltet. Aber das Liebesleben der Gemeinde selbst, die innere Mission, darf ihm nicht unterstellt werden, sie kann nicht amtlich sein (205). Die Gründe, die Wichern dafür anführt, sind nun zunächst alle beweisend, insofern er kein andres Amt als das Pfarramt kennt und kennen konnte, und auch keine Willigkeit der Kirchenregimente zur Bildung von Gemeindeämtern erwartet noch abgewartet werden konnte. Denn bei dieser Lage kann allerdings das Nichtwollen oder Nichtkönnen des einzelnen Pfarrers, sei es aus Mangel an Gabe, sei es aus Ueberbürdung, wie überall in den großen Städten, die ganze Sache hindern, ein Personenwechsel das Angefangne abbrechen. Die Reinheit der Motive ist viel mehr in Gefahr. Schließlich ist es unmöglich, Freiwillige zu zwingen und zu regieren: der Pastor kann niemanden halten (205 ff.). Daß für gewisse Zweige der innern Mission eine größere Organisation ihrer Natur nach nötig ist, trifft auch zu, da es noch keine Synoden u. dergl. gab. Unter den geschichtlichen Umständen war es also in der That unmöglich, die innere Mission dem Amte auszuliefern. Denn das Amt bedurfte selbst erst einer Umbildung und großen Erweiterung nach der Gemeindeseite hin, ehe es dieses Leben aufnehmen konnte. Ist aber die Gemeinde mit festen Aemtern zu eben diesem Zwecke ausgestattet, die zwar unter der Leitung des Pastors, aber doch in relativer Selbständigkeit arbeiten, so lassen sich gerade alle jene Gründe zu Gunsten des Amtes gegen die freie Vereinsthätigkeit verwenden. Denn gerade so ist eine viel größere Sicherung des Ganzen gegeben.

Aber dies sind schon nicht mehr die eigentlichen Gründe, die Wichern gegen die amtliche Thätigkeit anführt, sondern die ganze innere Mission soll ihrem Wesen nach nicht amtlich sein können (211 f.). Und das folgt daraus, daß er die innere Mission als das freie innere Leben der Kirche überhaupt, als die Bethätigung des allgemeinen Priestertums, des einen Christenamtes aller aufgefaßt hat. Hier ergeben sich nun die bedenklichsten Folgerungen aus der Zweiseitigkeit des Begriffes der innern Mission. Denn darin sind zusammengeworfen die allgemein-christliche Pflicht und die besondre Vereinigung zur Erfüllung dieser Pflicht, die Organisation. Jene ist natürlich gar nicht anders als in Freiheit denkbar; aber mit solcher Pflicht ist noch nicht das Geringste darüber gesagt, auf welche Weise nun diese in der Welt am besten ausgeführt wird, ob nicht am besten besondre Aemter für die sichere Erfüllung und die nützlichste Ausführung einstehen, indem dazu einzelne Männer im besondern von den andern Christen gewählt und eingesetzt werden, ohne daß diese sich damit ihres eignen freien Rechts und ihrer persönlichen Verpflichtung begeben. Indem beides vermischt wird, bekommt nun die besondre Organisation der innern Mission ebenfalls den Charakter der Christenfreiheit! Als ob irgend eine äußere Organisation als solche speziell die christliche Organisation wäre! Daß dies aber Wicherns Meinung in Betreff des freien Vereins ist, ergiebt sich aus vielen seiner Aeußerungen:

> Hier verschwinden für einen Augenblick alle Aemter in der Herrlichkeit des einen Christenamts, des allgemeinen Priestertums, zu dem alle in der Taufe geweiht sind, in welchem alle Aemter zugleich neu verklärt werden (213). Ein Organismus wird sich bilden, aber im vollsten Sinne als ein Organismus des Geistes (214).

Dieser Organismus besteht in der freien Einigung, die nicht auf Anlaß des Amtes geschieht. Aus der „bis dahin vorwaltenden Zersplitterung der Kräfte“ wird in der innern Mission einer großen Stadtprovinz „eine lebendige göttliche Liebesgestalt der Kirche, die aus dem Schoße der gläubigen Gemeinde geboren wird“ (88). Die Vereinigung der christlichen Vereine unter einander läßt sie dastehen wie „Glieder eines Leibes, verbunden durch das Band des Glaubens und der Ordnung, durch das sie selber Glieder der Kirche werden“ (90). In diesen Vereinen wird die „apostolische Forderung“ durchgeführt. Hier trifft wieder Gabe und Amt zusammen, wie es der Geist, der die Gemeinden bildet, will, während darin die Mangelhaftigkeit der kirchlichen Satzungen zu Tage tritt, daß hierfür in ihnen keine Gewähr vorhanden ist (18; 98). Kurz: hier werden alle Ehrenprädikate der Glaubensgemeinde im Gegensatze zu der amtlichen Organisation der freien Organisation der innern Mission zugeteilt, dadurch also das Glaubensleben veräußerlicht und ein schwärmerisches Moment hineingebracht.

Dem widerspricht freilich ganz und gar, was wir bei Wichern über das Aufgehen der innern Mission in einem Reichtum von kirchlichen Aemtern gefunden haben. Aber dies beweist nur, daß beide Dinge sich nicht vereinigen lassen. Es ist unumgänglich die Folge: wenn die Glaubensgemeinde als

solche sich in einer außerordentlichen Organisation neben dem Amte als solchem bethätigen soll, so wird die von Luther so streng durchgeführte Scheidung zwischen Aeußerlichem und Innerlichem vermischt und die Gemeinde in wahrhaft evangelischem Sinne durch eine Gemeinschaft ersetzt, die Luther im Gegensatze zu dem Worte „Gemeinde“ mit dem Worte „Rotte“ bezeichnet, und damit ist allen Irrtümern Thor und Thür geöffnet.

Damit soll dem großen Manne nichts vorgeworfen werden; seine Größe wird, wie ich hoffe, gerade aus dem, was hier geboten werden konnte, jedem klar werden, der auch an dem Ideal der evangelischen Gemeinde sein Herz erfreut. Was er fehlte, dazu wurde er durch die Mangelhaftigkeit der kirchlichen Organisation gezwungen, in der er keinen Platz fand. Was er wollte, ist dasselbe, was wir wollen: evangelisches Gemeindeleben. Lernen werden wir aber von ihm, wie wichtig gerade dessen amtliche Organisation ist, besonders wenn wir auf die Geschichte der innern Mission sehen, die einerseits seinen Grundgedanken der Gemeindebildung nicht aufgenommen und damit das nicht Vereinbare von einander geschieden hat, andrerseits doch, eben weil sie das Beste und das eigentliche Kirchliche fallen ließ, den Gefahren nicht entgangen ist, die schon bei ihm sich ankündigen.

v L

Die Zukunft des evangelischen Kultus

Der „Entwurf von Formularen für die Agende der evangelischen Landeskirche“*) ist jetzt durch die Provinzialsynoden der altpreußischen Landeskirche hindurchgegangen. Man hat ihm im großen und ganzen zugestimmt, ja — wenigstens auf den meisten Synoden — ihn dazu benutzt, um die konfessionalistischen Tendenzen noch stärker zum Ausdruck zu bringen, als es die Kirchenbehörde zu wünschen scheint. Der Hauptgesichtspunkt, nach dem der Entwurf beurteilt wurde, war die Geltung und Verwertung des Apostolikums. Alles übrige Interesse trat dagegen in den Hintergrund. Um hierin das Aeußerste zu leisten, forderten die Provinzialsynoden mit Ausnahme der rheinischen, sächsischen und westpreußischen die Hersagung des Apostolikums durch die Ordinanden bei der Ordination, während von den Vertretern des Kirchenregiments keiner in entschiedner Weise vor solchen Beschlüssen warnte. Die Opposition, die von mittelparteilicher und liberaler Seite sich geltend machte, war bei dem vorliegenden Stande der Verhältnisse von keiner größern Bedeutung; ihr Interesse konzentrirte sich zum größten Teil auch nur darauf, eine Verwendung des Apostolikums zu verhindern, durch die den freier gerichteten Geistlichen das Existenzrecht in der Landeskirche genommen werden würde. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, wie sich die definitive Entscheidung auf der nächstjährigen Generalsynode stellen wird, wenn nicht außerordentliche Ereignisse dazwischen treten und den Erfolg der bisherigen Entwicklung in Frage stellen.

Mit großer Freude zu begrüßen, daß sich unbeirrt durch diesen Stand der Dinge die Männer der Wissenschaft daran machen, auch ihr Wort in dieser Sache hören zu lassen. Der Agendenentwurf hat bisher eine Reihe von Besprechungen in den verschiednen kirchlichen Zeitschriften, auch in politischen Zeitungen gefunden; aber eine Kritik vom prinzipiellen Standpunkte aus ist nicht geliefert worden**). Professor Friedrich Spitta in Straßburg tritt als der erste, der den Entwurf einer prinzipiellen eingehenden Kritik unterzieht, mit der unten genannten Broschüre auf den Plan. Gewiß ist er in besondrer Weise dazu berufen. Nicht nur daß ein Hauptteil seiner Studien auf diesem Gebiete liegt, er hat auch durch eine achtjährige Pfarrpraxis in Preußen die alte Agende genau kennen gelernt und die Frage einer Revision derselben seit Jahren in den Kreis seiner wissenschaftlichen Forschungen gezogen. Er will mit der Arbeit, die er soeben der Oeffentlichkeit übergeben hat, der größten deutschen Landeskirche einen Dienst erweisen; nüchtern und streng will er eine durch historische und prinzipielle Betrachtung begründete sachliche Kritik geben. Fürwahr, man kann dem Verfasser nicht dankbar genug dafür sein, um so mehr, als seine Arbeit noch nicht zu spät kommt. Wenn es aber fast so scheint, als sei es denen, die in der altpreußischen kirchlichen Entwicklung aufgewachsen sind, nicht mehr möglich, sich ein objektiv gerichtetes Urteil in liturgischen Dingen zu bewahren, so dürfte gerade Spittas Stimme um so mehr Beachtung verdienen. Er folgt lediglich den wissenschaftlichen Prinzipien der evangelischen Reformation, und er hat den Mut, diese auszusprechen und zu verteidigen.

Der neue Entwurf giebt über die alte preußische Agende, das Werk des „Liturgikers auf dem Throne,“ ein Urteil ab, das Spitta einseitig und geradezu unrichtig nennt.

> Die von dem König Friedrich Wilhelm III. dargebotene Agende hat sich als ein für die normale Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes grundlegendes Werk bewährt und während fast drei Menschenaltern in solchem Maße in das Leben der meisten Gemeinden eingebürgert, daß für jede liturgische Revisionsarbeit in ihr ein solides und in der Hauptsache als gut anerkanntes Fundament gegeben ist. Auch vollziehen sich alle liturgischen Neugestaltungen in den deutschen evangelischen Landeskirchen unter Zustimmung der Sachverständigen nach ähnlichen Gesichtspunkten, wie sie bei unsrer Agende maßgebend gewesen sind. Wären wir vor die Aufgabe gestellt, eine gemeinsame Ordnung für den evangelischen Gottesdienst in der Landeskirche neu zu gewinnen, könnten keine andern Grundsätze bei der Arbeit leiten.

Entspricht diese Darstellung der Wahrheit? Niemand leugnet, daß durch die alte preußische Agende eine bedeutsame Anregung für die liturgische Arbeit gegeben wurde, daß eine Reihe von Landeskirchen der empfangnen Anregung folgte; aber daß alle Neugestaltungen in deutschen evangelischen Landeskirchen sich seitdem analog vollzogen hätten, ist unrichtig. Das ganze südwestliche Deutschland hat die Gestalt des evangelischen Gottesdienstes, für die das Schema der römischen Messe maßgebend ist, zurückgewiesen. Denn das ist der vollberechtigte Vorwurf, den man der Agende Friedrich Wilhelms III. machen muß, daß, während sie aus der herrschenden Unordnung und Willkür auf Luthers Gottesdienstformen zurückführen wollte, sie den eigentlichen Tendenzen des Reformators nicht gerecht wurde. vielmehr zu katholisirenden Anschauungen zurückbog. Schleiermacher hat das in überwältigender Weise nachgewiesen in seiner Schrift: Gespräch zweier selbst überlegender evangelischer Christen über die Schrift „Luther in Bezug auf die neue preußische Agende.“ Die letztere war bekanntlich ein Werk des Königs. Unser Verfasser bemerkt dazu:

> Daß man der herben Schleiermacherschen Kritik in unsern Tagen ablehnend gegenübersteht, ist, wenn auch betrübend, so doch begreiflich. Daß aber selbst die Ausführungen eines Karl Immanuel Nitzsch über die fundamentalen Mängel der preußischen Agende (Praktische Theologie II, § 249) zum großen Teil unberücksichtigt geblieben sind, erweckt kein großes Zutrauen zu der liturgischen Entwicklung in Preußen.

Daß der neue Entwurf der alten Agende eine Wertschätzung beilegt, die weit über das Ziel hinausschießt, daß er, statt in Anknüpfung an diese den wahren reformatorischen Tendenzen Luthers nachzugehen, vielmehr das dem Meßschema Entnommene noch stärkt, das alles giebt dem gegenwärtigen Unternehmen eine Richtung, die geradezu verhängnisvoll werden kann. In seiner Schrift „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes,“ die er neben die lateinische Formula missae stellte, hat Luther von einer dreifachen Form des Gottesdienstes gesprochen. Die eine ist die lateinische, die er aus pädagogischen Gründen nicht abgethan wissen wollte. Die zweite ist seine deutsche Messe. Auch sie ist im Anschluß an den römischen Meßtext entworfen und zur Erziehung des unverständigen, in evangelischer Erkenntnis noch nicht bewanderten Volkes bestimmt. Aber Luther hat auch sein Ideal für eine wirkliche evangelische Gemeinde gezeichnet. Er sagt: diejenigen, die mit Ernst Christen sein wollten, müßten sich mit Namen einzeichnen und etwa in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, Lesen, Taufen u. s. w. (Friedrich Wilhelm III. suchte sich dieser unbequemen Stelle dadurch zu entledigen, daß er sie auf die Hausandacht bezog!) Luther fährt fort:

> Hier bedürfte es nicht viel und großen Gesänges. Hier könnte man auch eine kurze feine Weise mit der Taufe und Sakrament halten

*) Vgl. über den Entwurf Nr. 37, 38, 39, 41, 42 d. J. D H

**) Friedrich Spitta, Der Entwurf der preußischen Agende. Liturgische Betrachtungen über die Form der Gemeindegottesdienste. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1893. 1,60 Mk. — Heinrich Bassermann, Sine ira et studio. Der Entwurf der neuen preußischen Agende. Freiburg und Leipzig, Mohr. 1 Mk.

und alles aufs Wort und Gebet und die Liebe richten. . . . Kürzlich, wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten, die Ordnungen und Weisen wären bald gemacht. Aber ich kann und mag noch nicht eine solche Gemeine oder Versammlung ordnen oder einrichten; denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu und sehe auch nicht viele, die dazu dringen. Kommts aber, daß ichs thun muß und dazu gedrungen werde, daß ichs aus gutem Gewissen nicht lassen kann, so will ich das meine gerne dazu thun und das Beste, so ich vermag, helfen. Indes will ichs bei den gesagten zwei Weisen lassen bleiben und öffentlich unter dem Volk solchen Gottesdienst, die Jugend zu üben und die andern zum Glauben zu rufen und zu reizen, neben der Predigt helfen fördern, bis daß die Christen, so mit Ernst das Wort meinen, sich selbst finden und anhalten. (Luthers Werke für das christliche Haus. Band 7, Seite 168.)

Aus diesen Worten geht mit absoluter Deutlichkeit hervor, daß Luther die von ihm entworfene Ordnung eines deutschen Gottesdienstes nicht als das ihm vorschwebende Kultusideal betrachtete. Darum sagt er auch in der Deutschen Messe:

Da lassen wir die Meßgewänder, Altar, Lichter noch bleiben, bis sie alle werden oder uns gefällt zu ändern! Wer aber hie anders will baren*), lassen wir geschehen. Aber in der rechten Messe unter eitel Christen müßte der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volk kehren, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahl gethan hat. Nun das erharre seine Zeit. (Ebenda S. 175).

Was er aus der Meßordnung noch zunächst hat stehen lassen, sollte zur Erziehung und zum Unterricht des unwissenden Volkes dienen. An einem Konserviren desselben lag ihm nichts. Der seinem Geiste vorschwebende gemein evangelische Gottesdienst sollte viel einfacher und gemeindemäßiger sein. Er dachte sich nicht, daß eben immer die „rechten Leute und Personen" fehlen würden; nur dieses, daß sie ihm damals fehlten, daß aber zu ändern sein würde, wenn sie da sein würden. Und doch ist Luthers zweite Form, die deutsche Messe, freier, einfacher und lebendiger als die preußische Agende! Stücke, die er in der zweiten Form weggelassen hat, sind hier nach der alten römischen Meßordnung wieder eingefügt. Der frische Lebenshauch, der Luthers Schöpfung durchweht, wenn die Gemeinde an Stelle des Graduale und des Credo deutsche Lieder singt, ist einer starren Eintönigkeit gewichen. Die alten responsorischen Formen sind geschmackloserweise beibehalten, obwohl jetzt der Geistliche reden und nicht singen soll, während doch nun an Stelle der Responsorien Gemeindegesänge treten müßten oder Wechselgesänge zwischen einem Chor und der Gemeinde. Um von vielem andern zu schweigen — die evangelische Art des Kultus ist diese, daß die Gemeinde im Gottesdienst thätig ist, nicht der Priester, daß also der Höhepunkt des Gottesdienstes da ist, wo wirklich die ganze Gemeinde thätig ist — im Liede, in dem sie ihren Glauben bekennt und die Ehre Gottes verkündet. Wie fern aber steht die alte Agende und ebenso der neue Entwurf dieser reformatorischen Grundanschauung, wenn sie den Gottesdienst gleichsam in die drei Teile teilen: Liturgie, Gemeindegesang und Predigt! Nach evangelischem Verstande ist der ganze Gottesdienst Liturgie. Hier aber wird die besondre Liturgie wiederum ein priesterlicher Akt, der sich zwischen dem Geistlichen und dem Chor vollzieht. Eine solche Abgrenzung der Liturgie hat in Luther kein Vorbild. Luther wandelte den Meßintroitus zum Eingangsliede und Graduale und Credo zu Gemeindegesängen um. Darüber kann freilich kein Zweifel sein, daß eine verbesserte Agende in der preußischen Landeskirche an die alte seit drei Menschenaltern bestehende Ordnung anzuknüpfen hat. Aber soll durch diese „Verbesserung" ein wirklicher Fortschritt herbeigeführt werden, so darf man zuerst die Mängel der alten Agende nicht in Tugenden verwandeln, und sodann muß man das Augenmerk darauf richten, sie nach der Richtung fortzubilden, die den eigentlichen reformatorischen Prinzipien entspricht. Wie wenig das aber geschehen ist, weist Spitta in überzeugender Weise nach. Luthers Fingerzeig, daß die Gemeinde mehr als bisher mit ihrem Liede einzutreten habe, sind unbeachtet geblieben, dagegen die Responsorien des Meßschemas immer wieder herbeigezogen. Der Entwurf hat kein Verständnis für die rechte liturgische Beurteilung des Bekenntnisaktes im Gottesdienst, wenn er das Zitiren des Apostolikums für die Regel erklärt, während vielmehr das Bekenntnis im Liede, von der ganzen Gemeinde gesungen, der rechte Höhepunkt des Gottesdienstes ist. Das ist evangelisch gedacht. Ebensowenig hat der Entwurf ein evangelisches Verständnis vom Chor, den er dem Geistlichen gegenüberstellt, während der Chor keine andre Bedeutung haben darf als die, daß sich durch ihn die Gemeinde im Wechselgesang ausspricht.

*) Sich gebärden, verfahren.

Spitta hat nicht den ganzen Entwurf seiner Kritik unterzogen, sondern nur die Teile, die sich auf die Einrichtung der Gottesdienste beziehen. Weiter geht Bassermann in seiner Broschüre. Er betont aufs schärfste, daß der Entwurf auf die Bedürfnisse der Gegenwart keine Rücksicht nimmt. Er sagt:

Der Entwurf ist im ganzen mehr an den Traditionen der Vergangenheit als an den Bedürfnissen der Gegenwart orientirt. Bedenkt man nun, daß er bestimmt ist, vielleicht wieder für mehrere Menschenalter die feste Norm des evangelischen Gottesdienstes in Preußen zu bilden, so erregt sein Erscheinen trotz einiger gerühmten Vorzüge weniger Befriedigung, und seiner Einführung kann man nicht mit ungetrübter Freude entgegensehen. Es kann einem der Gedanke kommen: lieber, als daß ich jetzt diese Festlegung im nicht-modernen Sinne mit bewirke, möchte ich ihn gar nicht eingeführt sehen. Denn geändert kann in dieser Beziehung an ihm nicht werden. Das ist sein Charakter, mit dem er steht und fällt.

Dadurch, daß der Entwurf zu dem Meßschema zurückgelenkt hat, muß er sich den wahren Bedürfnissen des Protestantismus und den Bedürfnissen unsrer Zeit entgegenstellen. Was diese aufs gebieterischste verlangt, ist, daß wir zu den treibenden Prinzipien der Reformation zurückkehren und von hier aus dem Denken, Streben und Empfinden der Gegenwart gerecht werden. Was aber leistet der Entwurf im entgegengesetzten Sinne! Er hat nicht nur die Abrenunziation bei der Taufe, sondern entgegen der alten Agende („Entsagst du dem Bösen in seinen Werken und in seinem Wesen?") die frühere Form wieder herbeigezogen: „Entsagst du dem Teufel und allen seinen Werken und alle seinem Wesen?" Und die von ihm aufgenommnen Formeln setzen geradezu die Meinung voraus, das Kind sei vom Teufel besessen und in der Lage, durch den Mund seiner Paten sich von ihm loszusagen. Man denke an den Ursprung dieser Abrenunziation! Unter der Voraussetzung, daß das Heidentum eine Domäne des Teufels sei, hatte es einen guten Sinn, wenn man dem übertretenden erwachsenen Heiden die Abrenunziation abverlangte. Und nun soll mit einem eben gebornen Christenkinde ebenso verfahren werden! Der Verfasser sagt:

Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage! In diesem Punkte steht der Entwurf einfach auf mittelalterlichem Standpunkte. Daß ihm die evangelische Christenheit Preußens in ihrer Ueberzeugung nachfolgen werde, ist nicht zu erwarten.

Damit in Uebereinstimmung stehen dogmatische Anschauungen, die doch zum mindesten so nicht in den Gemeindegottesdienst passen. Da sollen die Christen bekennen, „daß wir in Sünden empfangen und geboren sind" (das läßt sich doch nicht „bekennen," höchstens „anerkennen"). Dazu eine altertümelnde, ja altmodische Sprachweise, die oftmals geradezu lächerlich wird. Da soll eine preußische Gemeinde des neunzehnten und später des zwanzigsten Jahrhunderts beten: „Errette mich, Gott, von den Einhörnern!" u. s. w. Bassermann, ursprünglich reformirt, steht natürlich dieser langen Reihenfolge von Sprüchen, Responsen, Kollekten u. s. w. im Gottesdienste sehr unsympathisch gegenüber; er hat den Eindruck, die religiöse Wärme und Innigkeit werde dadurch zurückgehalten. Mit Recht hat Spitta, der Lutheraner, der aber der reformirten Eigenart viel Verständnis entgegenbringt, darauf aufmerksam gemacht, daß, sobald die eigentlich Luthersche Tendenz im Liede mehr zur Geltung kommt, mit Einschränkung des dem Meßkanon Entnommenen, sich wie von selbst auch auf liturgischem Gebiete die rechte Union vollziehe. In dieser Tendenz nähert sich die reformirte Eigenart dem Luthertume.

Es ist ein besondres Verdienst der Bassermannschen Schrift, daß sie die Frage, welche Bedeutung eine Agende im evangelischen Sinne habe, klar und überzeugend präzisirt hat. Nie kann eine Agende nach evangelisch-protestantischer Würdigung als ein Gesetz betrachtet werden, dem sich Gemeinde und Pfarrer einfach und bei Vermeidung von Strafe zu unterwerfen hätten; auch dann nicht, wenn sie auf völlig legale Weise zustande gekommen ist. Sie kann nichts andres

sein, als eine Handreichung des Kirchenregiments an die Gemeinden und Pfarrer, die durch das Gute, das sie darbietet, sich selbst empfiehlt und empfohlen wird wegen ihres kirchenpolitischen und erbaulichen Charakters. Sie muß die Gewissen, der Gemeinden wie der Pfarrer, schonen, darf territoriale Besonderheiten nicht gewaltsam zertreten, individuelle Regungen nicht absolut unterdrücken und muß der Freiheit soweit Spielraum lassen, daß keine schlechthinnige Beugung ihr gegenüber verlangt wird. Verfährt man anders, so ist ihre Geltung nicht nur gegen die evangelische Wahrheit, sie beschwört auch große Gefahren herauf. Bassermann erinnert dabei an die Einführung der neuen badischen Agende. Sie hob auf das klarste hervor, daß durch sie kein absoluter Zwang herbeigeführt werden soll, sie wandte sich vielmehr an die seelsorgerische und kultische Einsicht der Geistlichen. Auf vollständig gesetzlichem Wege war sie zustande gekommen, und dennoch brachte die von dem altreformirten Mannheim ausgehende Bewegung es dahin, daß ihrer Geltung Schranken gezogen wurden. Es war der milde und weise Landesfürst, der versöhnend eingriff und erklärte: „Wir werden keinerlei Zwang zulassen." Mit diesem wahrhaft fürstlichen Worte war der Kampf im Prinzip beendet. Es sei zugleich hier an die Vorrede Luthers zur „deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes" vom Jahre 1526 erinnert, worin gesagt wird:

Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes willen alle diejenigen, so diese Ordnung in unserm Gottesdienst sehen oder nachfolgen wollen, daß sie ja kein nötig [zwingendes] Gesetz daraus machen, noch jemandes Gewissen damit verstricken oder fahen sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens brauchen, wie, wo, wenn und wie lange es die Sachen schicken und fordern. Denn wir auch solches nicht in der Meinung lassen ausgehen, daß wir jemand darin meistern oder mit Gesetzen regieren wollten, sondern ....

Bassermann schließt seine Besprechung mit den Worten:

Die neue Agende kommt in Konflikt sowohl mit dem theologischen Gewissen des Geistlichen (bei der Ordination) wie mit seinem seelsorgerlichen Gewissen, indem er die Gewissensnöte seiner Gemeindeglieder gleichsam mitempfindet und sich in irgend welchem Maße für sie mitverantwortlich weiß. Das ist der Fall hinsichtlich des Bekenntnisses bei Kinder-, Erwachsenentaufe und Konfirmation, weniger beim Haupt- und Kindergottesdienst, obwohl auch hier die Dinge mißlich genug liegen. Da würde ich für meine Person, solange der Entwurf in Beratung steht, entschieden Opposition machen, d. h. auf Einführung jener die Gewissen entlastenden Parallelformulare hinwirken und, wenn er trotzdem eingeführt würde, mich ihm zu unterwerfen nicht in der Lage sein.

Spitta aber äußert sich zum Schluß folgendermaßen:

Das Resultat meiner Untersuchungen ist kein günstiges. Schon die Stellung der Kommission zur alten Agende zeigt eine Befangenheit des Urteils, die bei Liturgikern von Fach unbegreiflich ist, und die unbillige Rezensenten leicht auf den Gedanken bringen könnte, man habe nicht gewagt, eine freimütige Kritik an dem Werke des königlichen Liturgikers zu üben. In der Feststellung der größern Liturgie ist ein wirklicher Fortschritt über die großen Fehler der alten Agende hinaus kaum irgendwo zu bemerken, und am Beeinflußtsein von den immer gebieterischer hervortretenden Forderungen für einen wirklichen Gemeindegottesdienst ebenso wenig. Das alte Werk ist hie und da ein wenig ausgeflickt und wird, in dieser Gestalt der Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts überliefert, dort jeden liturgischen Fortschritt, jede lebendige Entwicklung der liturgischen Aufstellungen unsrer Reformatoren unterdrücken..... Das scheint mir gewiß zu sein, daß mit der wesentlich unveränderten Annahme des Entwurfs die preußische Landeskirche aus der Reihe der Kirchengemeinschaften austritt, die für die Entwicklung des evangelischen Kultus noch Aufgaben zu erfüllen haben, denen noch eine Zukunft offen steht.

Wir hoffen, daß das Mahnwort der beiden akademischen Lehrer noch nicht zu spät kommt, und daß auch andre Autoritäten sich noch vor Zusammentritt der Generalsynode im gleichen Sinne aussprechen werden. Tn

---

Arzt und Seelsorger

2

Es ist die Eigentümlichkeit und das Verdienst der naturwissenschaftlichen — ärztlichen — Auffassung, daß sie auf scharfer Beobachtung der Naturvorgänge sich aufbaut. Was nicht durch Beobachtung und Experiment nachgewiesen, bestätigt und jedem, der die nötigen Vorkenntnisse hat, deutlich gemacht werden kann, hat keinen Anspruch auf Berechtigung. Aus den einzelnen Beobachtungen ergeben sich allgemeine Gesetze und Regeln, die

durchsichtig und kontrollirbar bleiben müssen. Treten entgegengesetzte Beobachtungen auf, so wird das gewonnene Gesetz wieder schwankend, es muß von neuem geprüft werden.

Nicht nur die Vorbildung, sondern auch der tägliche Beruf weist den Arzt immer wieder auf diese Betrachtungsweise hin; er muß sich nach dem richten, was mit den Sinnen wahrnehmbar ist.

Jedermann weiß, daß in dem Gebiete der Chirurgie auf diesem Wege Großes erreicht worden ist, daß in Bezug auf die naturwissenschaftliche Erforschung der Krankheitsursachen geradezu ein neues Zeitalter der Medizin angebrochen ist, daß aber in der Heilung der Krankheiten noch große Aufgaben unerledigt sind. Gerade deswegen geht jetzt ein frischer Zug durch die Medizin, weil man sich des rechten Weges bewußt ist, auf dem man vorwärts zu schreiten hat, und weil man weiß, daß es noch viel zu thun giebt. Es können noch Pfadfinder aufstehen, die nicht auf ausgetretenen Wegen gehen, sondern sich ihren eignen Weg bahnen.

Wer kann leugnen, daß eine derartige Auffassung und Betreibung der Heilkunde vollberechtigt ist und wohl auch der Natur angemessen? Doch wir haben noch nicht das Feld betreten, auf dem die Schlacht geschlagen wird. Von seinem Ausgangspunkte tritt der Arzt auch an das Geheimnis des geistigen Lebens heran. Mit Mikroskop und Messer zwingt er das Gehirn des verstorbnen Menschen ihm Kunde zu geben von den Vorgängen, die sich in der Rinde und in den Windungen des lebenden abgespielt haben. Wie der Erdkundige aus den Schichten der Erde, aus den Versteinerungen, aus den Pflanzenüberresten eine Geschichte untergegangnen Lebens zusammenstellt, so sucht der Arzt aus dem Befunde seiner Untersuchung Rückschlüsse auf die einstige geistige Thätigkeit des Verstorbnen zu machen, indem er diesen Befund mit den in der vorangegangnen Krankheitszeit gemachten Beobachtungen vergleicht. Er sieht, wie das geistige Leben, wie insbesondre die Störungen des geistigen Lebens mit dem Bau und der Ernährung des Gehirns im engsten Zusammenhange stehen.

Es liegen Thatsachen dieser Art vor, das läßt sich nicht leugnen. Der weitere Schluß liegt nahe: das geistige, seelische Leben ist nur Gehirnthätigkeit. Etwas Höheres, eine unsterbliche Seele läßt sich nicht nachweisen, also existirt sie nicht. Diese letztere Schlußfolgerung ruht nicht auf Beobachtung, ist unbewiesen: sie ist eine Hypothese. Aber sie hat viel Verlockendes für den, der nur in seinem Gedankenkreise lebt und von ihm aus alles erklären will, der nicht versucht hat, auch von anderm Ausgangspunkte an diese Grundfragen der menschlichen Erkenntnis heranzukommen. Jeder Stand hat seine Gefahren. Für den naturwissenschaftlich denkenden Menschen ist die Gefahr des Materialismus nahe gelegt. Daß es doch sehr viele giebt, die dieser Gefahr nicht erlegen sind, können wir uns nur auf eine Weise erklären. Es ist ausgesprochen in dem herrlichen Worte: Gott hat dem Menschen die Ewigkeit ins Herz gelegt. Sein Herz kann nicht Befriedigung finden in der materialistischen Auffassung. Aber damit ist schon eine andre Triebfeder seines Denkens und Handelns ins Spiel gekommen, die mit dem rein naturwissenschaftlichen Denken nichts zu thun hat.

Doch diese letztere Erklärung wird nicht von allen angenommen werden. Darum fügen wir für den, der zu diesen letzten Sätzen etwa ein Fragezeichen macht, noch hinzu: der besonnene Untersucher sagt sich selbst: Die gesamte Geistesthätigkeit ist uns noch ein Rätsel. Noch niemand hat erklären können, wie wir uns dessen bewußt werden, was wir sehen und hören. Ehe diese Grundfrage nicht beantwortet wird, können wir uns auch das geistige Leben nicht erklären. Hier hört die Beobachtung auf, und wir treten in das Gebiet der Hypothese ein oder, wenn wir innerlich gewiß sind, in das Gebiet des Glaubens. Hier ist der Platz für eine freie innere Entscheidung. In dieser Freiheit der Entscheidung liegt die Möglichkeit begründet, daß auch der naturwissenschaftlich denkende Arzt ein überzeugter Christ sein kann, der eine unsterbliche Seele glaubt, die aus Gott stammt und nach ihrem Ursprung hinstrebt. —

Der Geistliche geht von einem andern Ausgangspunkte aus. Die neuern bedeutenden Theologen sind immer mehr darin eins geworden, daß die Theologie bei dem persönlichen Glaubensleben einzusetzen habe, und daß sie eine Darstellung dieses persönlichen Glaubenslebens sein muß. Die tiefsten Bedürfnisse des Menschenherzens werden offenbar, das Sehnen nach Einheit mit Gott, nach Wiederherstellung der durch die Sünde gestörten Harmonie, nach Frieden, nach Gnade.

Mit elementarer Gewalt machen diese Bedürfnisse des Menschenherzens sich geltend. Sie sind vorhanden, und wohl in jedem Menschenleben kommen Zeiten, in denen sie aufwachen, auch wenn sie lange geschlummert haben oder niedergedrückt worden sind. Hier ist der Ausgangspunkt des Geistlichen. Er sucht im Herzen das Bedürfnis zu erkennen und zu wecken, und er bringt als Botschafter der Versöhnung die Befriedigung dieses Bedürfnisses. Er ist der festen Ueberzeugung, daß das Evangelium von Jesus dem Sünderheiland das tiefste Sehnen des Menschenherzens befriedigt. Er geht auch einer Lebensgeschichte der Menschen nach, einer Herzensgeschichte von Sünde und Fall, von Wiederkehr und Begnadigung. Seine Gewißheit ruht auf eigner Erfahrung, die getragen wird von der Erfahrung andrer, von der Erfahrung der Kirche. Und diese Erfahrung seines eignen Herzens und seiner Kirche sagt ihm weiter, daß der innere Friede nur festgehalten werden kann bei voller Hingabe des Willens an Gott, auf die er deshalb zu dringen hat.

Es sind ebenfalls Thatsachen, Erfahrungen, die seinem Denken und seinem Handeln zu Grunde liegen. Aber diese Thatsachen und Erfahrungen sind wesentlich andrer Art. Sie liegen auf dem sittlichen Gebiete. Der freie Wille des Menschen ist beteiligt. Sie können nicht mit dem Mikroskop gesehen werden, nicht gleich mathematischen Gesetzen demonstrirt werden. Der Geistliche kann keinen Menschen mit äußerlichen Beweisgründen davon überführen, daß Jesus Christus sein Herr sei. Wer innerlich nichts von dem erfahren hat, was die Perle des Christen ausmacht, kann sein Reden und Glauben für reinen Selbstbetrug und Schwärmerei halten. Das macht ihn nicht irre.

Worin liegt die Gefahr für den Geistlichen? Nicht im Versinken in Materialismus. Aber darin, daß das, was nur als lebendiger Ausfluß innerer Erfahrung Leben hat und Leben schafft, nun erstarrt, daß er die Schale giebt, anstatt den Kern. Wo es so ist, beginnt die Herrschaft der Phrase oder der selbstgerechten Formel, gegen die einst am heftigsten der Zorn unsers Heilands entbrannte. So sieht der Geistliche leicht auch Abneigung, die sich gegen seine Person oder gegen seine Art der Darbietung des Evangeliums richtet, als eine Feindschaft gegen den Herrn Christus an, als Atheismus, und bietet dadurch den Anlaß zur Rede von geistlicher Herrschsucht. —

Wir haben uns bemüht, die triebkräftigen Wurzeln der Berufsauffassung bei den Trägern beider Berufe aufzusuchen. Wir mußten es thun und haben dabei einen Gewinn davon getragen. Es ist uns klar geworden, daß die Thätigkeit des Geistlichen und des Arztes auf verschiednen Gebieten liegt. Wenn jeder auf seinem Gebiete bleibt und nicht übergreift, stehen sie einander nicht feindlich gegenüber. Nur wenn Fehler von einer der beiden Seiten gemacht werden, dann ist sofort der Kampf da. Die Lösung der Frage liegt in einer reinlichen Scheidung. Diese wird ausgesprochen in den Worten: dem Arzte gehört die Heilung, dem Geistlichen die Seelsorge.

Sobald beide Teile diesen Grundsatz anerkennen und befolgen, dann ist der Streit zu Ende, und die Trompeten können den Friedensschluß verkündigen. So wäre also unsre Besprechung beendet, wenn mit diesem Worte als mit einer Zauberformel alle Balken aus dem Wege geräumt wären. So schnell sind wir aber doch nicht am Schlusse. Warum nicht? Weil auf dem Papiere die Sache einfacher liegt als in der Wirklichkeit. „Hart im Raume stoßen sich die Sachen," die bei der Besprechung ohne Schwierigkeit neben einander gelegt werden können. Läßt sich Heilung und Seelsorge so scharf von einander sondern? Verschwimmen sie nicht jeden Tag in einander?

Ein Mensch ist gewöhnt, allen seinen Neigungen sich zu

überlassen; es ist kein Mark in ihm. Er ist genußsüchtig, seine Stimmung wechselnd, heute so, morgen so. Er fühlt sich matt und zerschlagen, kann nicht arbeiten, muß im Bette bleiben. Dann ist er wieder belebt, hat geistige Interessen, nimmt am staatlichen und kirchlichen Leben teil. Dann ist er wieder krank, hat zu nichts Lust, fühlt sich unglücklich und gottverlassen.

Bedarf er der ärztlichen Behandlung oder der Seelsorge? Wohl beider. Aber der Arzt wird nicht umhin können, außer etwaiger medizinischer Behandlung auf Kräftigung des Willens hinzuarbeiten, und der Geistliche wird gelegentlich sich veranlaßt fühlen, neben innerer Beeinflussung auch ein Wort über geistige und körperliche Diät hinzuzufügen, indem er ihm z. B. praktische Vorschläge zur Ausübung von Enthaltsamkeit und Mäßigkeit macht. Der Arzt hat ein Stück Seelsorge getrieben, und der Geistliche hat sich in die ärztliche Behandlung eingemischt. Es klingt sehr einfach, wenn man sagt: der Arzt hat den Leib, der Geistliche die Seele zu heilen. Aber es trifft nicht zu. Die beiden lassen sich nicht so trennen. Der Arzt muß auch das Seelenleben und der Geistliche das körperliche Leben ins Auge fassen.

Der Arzt lernt ebenso wie der Geistliche auch die innere Geschichte des Kranken kennen. Er nennt sich in neuerer Zeit gern einen weltlichen Beichtvater. Ein französischer Arzt behauptet geradezu: das Beichtgeheimnis ist auf den Arzt übergegangen. Etwas Wahres ist daran: wie vielfach hängen die sittlichen Zustände einer Familie eng mit gesundheitlichen Fragen zusammen, in die der Arzt eher als der Geistliche Einblick gewinnt, weil ihm gegenüber die natürliche Scheu leichter überwunden wird, und weil häufig die Notwendigkeit der Mitteilung sich dringender geltend macht.

Wie oft trifft andrerseits der Geistliche auf gesundheitliche Schäden, an denen er nicht stumm vorbeigehn darf! Ein Geistlicher kommt, einen Kranken zu besuchen. Er wird zurückgeworfen von der schlechten Luft, in der fünf Kinder geschlafen haben und das Essen gekocht ist und seit Wochen das Fenster nicht geöffnet wurde. Dabei herrscht eine tropische Hitze, und in diesem Brodem ringt ein Kranker vergeblich nach Luft: der Geistliche, der hier nicht zuerst als Vertreter einer bessern Gesundheitslehre auftritt, sondern in dieser Luft dem Kranken das heilige Abendmahl reichen will, der hat Kopf und Herz nicht auf der richtigen Stelle. Der berühmte englische Geistliche Kingsley erzählt einmal, wie er zum Krankenbesuche mit einem Zentrumsbohrer ausgewandert ist, um über dem Fenster ein großes Loch in die Holzwand zu bohren, weil auf andre Weise eine Lüftung des Zimmers nicht zu erreichen war.

Also der Gedanke der reinlichen Scheidung zwischen Heilung und Seelsorge war nur ein schöner Traum? Nein, gewiß nicht. Es handelt sich nur darum, ihn in der richtigen Weise ins Leben überzuführen. J N

Für den Weihnachtstisch

(Bilder zum Neuen Testament) Das Neue Testament mit fünfzehn Vollbildern in Lichtdruck von Heinrich Hofmann. Leipzig, Hinrichs. 15 Mk.

Ein ganz besonders glücklicher Gedanke! Es ist das Neue Testament aus der rühmlichst bekannten Sternbibel, für sich herausgegeben; in einfach vornehmem schwarzem Einband mit Goldschnitt und Goldpressung. Der Eindruck ist ein völlig einheitlicher, da die Bilder zum Neuen Testament in der Sternbibel sämtlich von derselben Künstlerhand stammen, und zwar von dem mit Recht beliebtesten religiösen Maler der Gegenwart, von Heinrich Hofmann. Ueber den eigenartigen hehren Zauber, der über seinen Figuren zur heiligen Geschichte liegt, hat die Christliche Welt schon öfters geredet, wenn sie seine Mappen „Gedenke mein," „Kommet zu mir" oder die „Sternbibel" ihren Lesern empfahl. In kaum kleinerer Ausführung als in den Mappen findet man hier fünfzehn der schönsten Bilder, verbunden mit dem gesamten Text des Neuen Testaments. Für reifere Konfirmanden, wie für einen jungen Hausstand ist diese Darbietung ein ganz besonders geeignetes Christgeschenk. v S

(Griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testament) Fünfte Auflage von Professor Dr. S. Ch. Schirlitz und Dr. Th. Eger. Gießen, Emil Roth, 1893. 6 Mk., eleg. geb. 7,50 Mk.

Wenn die Verlagshandlung ein Exemplar des vorliegenden Werkes der Christlichen Welt zur Besprechung einsandte, so leitete sie dabei

der Gedanke, daß ein Blatt für die gebildeten Gemeindeglieder das Recht habe, seine Leser auf solche Erscheinungen der theologischen Litteratur aufmerksam zu machen, die trotz ihres wissenschaftlichen Charakters doch auch für den Gebrauch der Nichttheologen bestimmt sind. An neuern Hilfsmitteln, die speziell das Verständnis des Neuen Testaments und des Apostolischen Zeitalters auch dem Nichtfachmann ermöglichen, ist bekanntlich kein Mangel. Es wäre zu wünschen, daß auch von recht vielen unsrer „Laien" so klassische Werke wie z. B. die Uebersetzung des Neuen Testaments und das Apostolische Zeitalter von Weizsäcker mit Eifer studirt würden. Die Neubearbeitung des Schirlitzschen Wörterbuches zum Neuen Testament will selbstverständlich nicht die hier den Theologen unentbehrlichen Lexika von Wilke-Grimm und von Cremer ersetzen oder gar verdrängen, ja wir glauben durchaus im Sinne des Herrn Herausgebers zu handeln, wenn wir dies ausdrücklich hier betonen. Aber allen denen, die den Homer und den Plato in der Ursprache zu lesen verstehen und die Pflicht oder den Wunsch haben, auch die Evangelisten und Apostel in ihrer Sprache reden zu hören, soll mit diesem griechisch-deutschen Wörterbuche in leicht übersehbaren und verständlichen Artikeln eine rasche Orientirung ermöglicht werden. Wir denken dabei hauptsächlich an die Jugend unsrer humanistischen Gymnasien. Schirlitz-Eger wird ihr und gewiß auch den jüngern Studirenden die trefflichsten Dienste leisten. Der Herausgeber hofft, daß auch Geistliche und Religionslehrer zu dem Buche greifen werden. Es wäre uns zwar lieber, wenn er diese nicht in einen Gegensatz zu dem „gelehrten Fachmann" gestellt hätte, aber wir glauben doch, daß auch sie in der mühsamen und sorgfältigen Arbeit Egers recht viel Gutes finden werden. Die Verlagshandlung hat für eine vorzügliche Ausstattung des Buches gesorgt und den Preis so mäßig gestellt, daß die Anschaffung niemandem zu schwer fallen wird. D—n

(Handwörterbuch des biblischen Altertums) für gebildete Bibelleser. Herausgegeben unter Mitwirkung von Baur, Beyschlag, Delitzsch, Ebers, Hertzberg, Kamphausen, Kautzsch, Kleinert, Mühlau, Schlottmann, Schrader, Schürer u. a. von D. Riehm, weiland ordentlichem Professor der Theologie in Halle. Zweite Auflage, besorgt von D. Baethgen, ordentlichem Professor der Theologie in Greifswald. Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Vollständig in 24 Lieferungen, je 1 Mk. — Mit zwölf Lieferungen liegt der erste Band vor, der bis zu dem Artikel Lystra führt. Unsre Leser werden lieber das ganze Werk kaufen als das halbe; aber doch wollen wir nicht versäumen, schon jetzt auf das seinen Zweck vortrefflich erfüllende Buch empfehlend hinzuweisen. Möchte es helfen, die Zahl verständnisvoller Bibelleser unter den Gebildeten mehren. R

(Hebräische Archäologie) von Dr. J. Benzinger, Repetent am evangelisch-theologischen Seminar in Tübingen. (Grundriß der theologischen Wissenschaften, zweite Reihe, 1. Band.) Freiburg und Leipzig, Mohr. 515 S. 10, geb. 11,20 Mk.

Jeder aufmerksame Bibelleser wird die Beobachtung gemacht haben, daß Land und Leute der heiligen Schrift lange nicht das sind, was uns in unsrer Heimat täglich vor die Augen kommt. So leicht wir die ewigen Gedanken der Gottesfurcht und des Glaubens aus der anschaulichen Sprache der Bibel herauslesen können, so deutlich ist auch der Eindruck, daß das Land anders war als unsre Heimat und von Leuten mit andern Sitten, Rechten und Gewohnheiten bewohnt wurde. Ueber diese Dinge Auskunft zu geben, ist Sache der hebräischen Altertumskunde, die dadurch eine wichtige Hilfswissenschaft für ein allseitiges Verständnis der Bibel wird. Dr. Benzinger hat sich bemüht, die Lebensformen des israelitischen Volkes in frischer und lebendiger Darstellung zu schildern. Land und Leute im allgemeinen, ihre Lebensweise, die Sitten der Familie und der Gesellschaft, Recht und Gerichtswesen, sowie die gottesdienstlichen Stätten, Personen und Handlungen werden mit gründlicher Sachkenntnis und in gewandter, angenehmer Form besprochen. Gut gewählte Abbildungen, Pläne und Karten kommen der Anschauung zu Hilfe. Was wir aus andern Nachrichten, abgesehen von der Bibel, über den alten Orient, insbesondre über die mit Israel verwandten Völker und seine Nachbarn wissen, ist mit Umsicht zur größern Deutlichkeit und Sicherheit des Bildes verwertet worden. Das Buch wird zunächst dem Studenten und dem Religionslehrer ein sehr willkommnes Hilfsmittel sein; es darf aber auch jedem, der sich sonst mit der Bibel oder dem alten Orient beschäftigt, bestens empfohlen werden.

(Gotthold's zufällige Andachten) oder Erbauliche Reden von M. Christian Scriver auf jeden Tag des Jahres geordnet. Durchgesehene neue Auflage mit kurzem Lebensabriß Scrivers. Herausgegeben von Dr. S. Rober. Basel, Jaeger und Kober (C. S. Spittlers Nachfolger). 1,60 Mk., geb. 2,40 Mk.

Ein Buch, zur Privat- und Hausandacht fürs neue Jahr aufs wärmste zu empfehlen. Wir sind dem Herausgeber zu großem Dank verpflichtet, daß er uns einen alten Edelstein unsrer evangelischen Erbauungslitteratur in neuer Fassung dargeboten hat. Vater Scriver — auf dessen zweihundertjährigen Todestag, den 5. April 1893, die Widmung hinweist — ist nicht nur als guter Christ, sondern auch als weiser Magister in des Heilands Schule gegangen und ahmt in seinen Parabeln den großen Bergprediger auf eine — ich möchte sagen — unnachahmliche Weise nach.

Das ist religiöser Anschauungsunterricht, wie er sein soll und muß, für Junge und Alte, Gebildete und Ungebildete, Einfältige und Weise. „Alles Vergängliche" — aus der Welt der Natur wie des Menschenlebens — wird hier zum „Gleichnis," und auch das scheinbar „Unzulängliche" (wie die Citronenschale, S. 32, der schwache Magen, S. 48) ein „Ereignis," woraus uns irgend eine Seite der göttlichen

Wahrheit wie eine neue Offenbarung entgegenleuchtet. Zur wirksamern Empfehlung dieser kurzen, selten das Maß einer Druckseite übersteigenden Betrachtungen, die sich übrigens mit zartem Naturgefühl dem Wechsel der Jahreszeiten anschließen, möge hier — völlig ohne Wahl — die 156. vom 4. Juni folgen:

„Die abgehauenen Weiden. Gotthold bemerkte, daß abgehauene Weiden, die zur Ausbesserung des Weges auf die Erde gelegt worden, wieder ausgeschlagen waren und ihre Schößlinge gerade auf in die Höhe richteten. Das ist, sagte er, ein artiges Bild derer, die durch Krankheit und andres Unglück erniedrigt sind und der Welt gleichsam unter den Füßen liegen, aber deren Seufzer, Verlangen, Begierde und Gedanken einzig und gänzlich gen Himmel gerichtet sind, wie Lazarus deren einer war. — O wie selig ist die Erniedrigung, die das Herz gen Himmel erhebet! Wie gut ist es, der Welt dem äußerlichen Zustande nach unter den Füßen liegen und im Geiste Gott im Schoße sitzen." H-Sch

(Der Fels in den Wellen) Altes und Neues von Gustav Weitbrecht, Stadtdekan in Stuttgart. Stuttgart, Steinkopf, 1898. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Weitbrechts Buch ist das, was die Römer eine satura, eine Fruchtschüssel nannten. Er setzt uns Verschiednes vor; in kurzen und langen, anspruchslosen und dann wieder ernsten Aufsätzen behandelt er allgemein interessirende Fragen, denen er immer eine religiöse Seite abzugewinnen weiß, oder auch speziell theologische. „Altes und Neues" ist das Buch betitelt, weil in ihm fünf schon gedruckte Vorträge noch einmal abgedruckt sind. Man kann das Buch mit Genuß lesen, selbst wenn man Weitbrechts dogmatischen Ansichten nicht überall beistimmt. In dem letzten Teil des Buches verliert sich der Verfasser etwas sehr in Spekulationen; man ist versucht, bei seinen genauen Ausführungen über das Jenseits ihm mit der Frage, die er selbst im zweiten Aufsatz übereifrigen Beweisführern vorlegt, mit: „Weischts gwiis?" in die Parade zu fallen. Auch vermißt man eins bei diesen populär-wissenschaftlichen Abhandlungen: die Belege. In der Predigt ist es angebracht, ohne Weiterungen zu zitiren, von einem Buche verlangt man mit Recht die Angabe des Gewährsmannes. „Man hat kurz gesagt," S. 61 — wer ist der „man"? Von wem ist der Vers S. 257, das Zitat S. 288? Das Wort, das nach S. 141 „bekanntlich" ein Weiser des Altertums sagte, ist selbst mit dem Büchmann nicht seinem Urheber zuzuweisen. In aller Bescheidenheit muß ich bekennen, daß ich nicht den alten Weisen kenne, der „bekanntlich" sagte: „Sage mir, mit wem du gehst, so will ich dir sagen, wer du bist." — Denkenden und suchenden Christen sind die Weitbrechtschen Vorträge angelegentlich zu empfehlen; ihnen werden sie auch als Weihnachtsgabe willkommen sein. F Schw

(Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation) von Professor Gustav Egelhaaf. 513 S. 3. Aufl. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 7 Mk.

Das ist ein Buch, das man freudig empfehlen kann. Es vereinigt Zuverlässigkeit der Angaben und Schönheit der Darstellung, Besonnenheit des geschichtlichen Urteils und Wärme der protestantischen Gesinnung. Es bewegt sich in den Bahnen, die Ranke eingeschlagen hat. Der Verfasser bekennt sich als dessen dankbaren Verehrer. Er ist aber kein arbeitsscheuer Nachbeter des Meisters. Er hat sich eine selbständige Auffassung der Ereignisse gebildet. Er hat sich auch in den Hauptquellen seines Stoffes umgesehen. Sein Grundgedanke ist, daß unser Volk keinen herrlichern Kampf als den um die Erneuerung seines Glaubens gekämpft hat, daß die Menschheit noch heute von der Reformation lebe. Das Buch ist ausführlich genug, um ein klares Bild jener Zeit zu geben. Es ist andrerseits kurz genug, um im Kreise der Familie vorgelesen zu werden. V W

(Geschichts- und Lebensbilder) aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen von Wilhelm Baur. Fünfte Auflage 1893. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 740 S. 8 Mk., gebunden 10 Mk.

Es wird vielen eine Freude sein, zu erfahren, daß dieses Buch nun zum fünftenmal ausgeht. Heiße Vaterlandsliebe und heilige Begeisterung für evangelisches Glaubensleben in innigem Bunde haben dem Verfasser die Feder geführt. Und liegt nicht eben jene Zeit geistiger und politischer Erhebung unserm Geschlecht nur allzu fern? Haben wir nicht alle Ursache, in die Gottesfügungen und Menschenthaten jener Tage uns recht tief zu versenken? Mancher wird darum das Buch seinem herangereiften Sohne oder sich und seiner ganzen Familie auf den Weihnachtstisch legen. Der gute Halbfranzband ist würdige Ausstattung. R

(Beiträge zur Aesthetik der deutschen Klassiker) Von Heinrich von Stein. Leipzig, Reclam. Geb. 60 Pfge.

Ein kleines, unscheinbares Buch, das, obwohl es broschirt nur 20 Pfge. kostet, viel Edles in sich birgt. Es möchte auch gern unter den Lichterbaum gelegt sein, weil das, was es sagt, von friedreichen Herzen gelesen und behalten sein will. Sinnenden Freunden, die weniger nach dem äußern Ereignis, als nach dem rätselhaften „Warum" und „Wie" fragen, könnte es ein Freund und Helfer werden. Es erzählt, wie zwei Große, Goethe und Schiller, zusammenkamen und nun, von einander getragen und beraten, die letzten Fragen zu beantworten versuchten. Wer da glaubt, daß die Spaziergänge der beiden bei Weimar wichtiger sind als der Sturmmarsch Napoleons, der kann hier die Spuren mit tiefer Freude wieder finden. Ueber den wenig bekannten Verfasser soll bald mehr gesagt werden; das Schriftchen giebt die Vorträge wieder, die er Anfang der achtziger Jahre in Berlin vor einer sich stetig mehrenden Zuhörerschaft hielt. Sie enthalten gewissermaßen das Testament eines Frühvollendeten, dessen früh verklärte Klarheit die

zartesten Hoffnungen erweckte, die der Tod dann so schnell vernichtete. Man möge aus einem Vergleich der Steinschen Arbeit mit dem ähnlichen Versuch Otto Harnacks selber beurteilen, welchem Führer man dankbarer sein wird. Die Gefahr ist groß, in den reichen Lebensäußerungen der beiden Künstler lediglich die eignen Lieblingsgedanken wiederzufinden. Größer ist die liebevolle Hingabe an die Arbeit andrer, die man nur dann ganz würdigen kann, wenn man sie in ihrer eignen Heimat aufsucht und hier Ziel und Schranke findet, um daran Vorsicht, Teilnahme, Verständnis und Hoffnung zu lernen. Jede Vergewaltigung rächt sich durch den quälenden Rest ewiger Brüche. Man möge an Steins Arbeit lernen, wie man gerade dadurch, daß man weitergekommen ist, andern edlere, selbstlosere Gerechtigkeit zuwenden kann. P S

(Frederick William Robertson) Sein Lebensbild in Briefen. Nach Stopford A. Brooke's Life and Letters of Fred. W. Robertson frei bearbeitet von Charlotte Broicher. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit Porträt. Gotha, Perthes. 520 S. Brosch. 7 Mk.

Eben erscheint dieses Buch, das ich unsern Lesern nicht warm genug empfehlen kann. Auch den Besitzern der ersten Auflage. Jene umfaßte 275 Seiten Lebensgeschichte, dazu 160 Seiten religiöse Reden als Anhang; diese zweite Auflage bietet nur das Lebensbild in 520 Seiten: der Anhang wird vermehrt als zweiter Band erscheinen. Den Preis kann man nur als mäßig bezeichnen; er wird der verdienten Verbreitung des Buches zu gute kommen.

Ich kann jetzt nicht auf eine Würdigung Robertsons eingehn. Mehr wert als sein Lebensgang sind für uns seine Worte; sie sind recht eigentlich für uns die Thaten, die wir brauchen. Die Verfasserin hat viel für die klare Darstellung seiner Persönlichkeit und ihrer Entwicklung gethan, sie hat aber vor allem den Mann selbst zu uns reden lassen und auf die rechte Anordnung seiner Offenbarungen allen Fleiß gewendet, mit dem schönsten Erfolg. Dieser Prediger für die Gebildeten unsrer Tage, 1853 gestorben, ein Engländer, ist uns eben jetzt aufgegangen wie ein Wunder. Er hat seine Sendung erst angetreten; wie viele wird er noch zu Christus weisen! Ich weiß für die Suchenden und Zweifelnden, für die Satten und zu früh Fertigen kein besseres Buch als eben dieses. R

(Emma Warnod) Biographische Notizen von Laura Roehrich. Gotha, Schloeßmann. 93 S. Geh. 1,60 Mk.

In diesem Büchlein wird jedes gebildete, ernster gerichtete Mädchen reiche Anregung und Verständnis für manche bange Frage finden. Fräulein Emma Warnod, die vielleicht viele schon aus ihren Schriften Primavera, Amour ou patrie u. a. kennen, ist Elsässerin und lebte von 1841 bis 1885. Wie tiefinnerlich sie den Krieg von 1870/71 mit durchlebte, davon spricht hauptsächlich das zweite der eben genannten Bücher. Daß Emma Warnod durch angezogne Briefe in den Notizen oft selbst zu Worte kommt, erhöht die Wirkung des über sie Gesagten. Sie wurde in ihrem spätern Leben namentlich von Robertson beeinflußt, bis sie endlich in Christus Leben und volles Genügen fand. E R

(Auf weißen Flügeln) von A. F. Dudok van Heel. Mit Illustrationen. Deutsch von M. Karstens. Basel, Adolf Geering. 72 S. 2 M.

Zarte, innige Erzählungen bringt uns dies Büchlein, eine Lektüre, recht geeignet, im Familienkreise unterm Christbaum gelesen zu werden, obgleich sie nicht von Weihnachten handelt, eine Lektüre, die, ohne anzustrengen, Geist und Sinn erhebt. Märchenartig, mit duftigem Gewand umhüllt, werden uns tiefe ernste Gedanken entgegengebracht. Das geheimnisvolle, wunderbare Leben und Weben in der Tier- und Pflanzenwelt benutzt die Verfasserin, um sittliche und christliche Gedanken den Lesern nahezubringen. Mit hellem, frohem Sinn überall das Schöne herauszufinden, auch in Kummer und Leid den Blick für das Gute nicht zu verlieren, in allen Irrgängen des Lebens den Weg zum ewigen Vaterhause nicht aus dem Auge zu lassen, das sind so Mahnungen, die durch die kleinen Erzählungen gehen. Hübsche Zeichnungen vollenden den Eindruck des Zarten und Sinnigen, den das ganze Büchlein macht. D R

(Aus dem Kleinleben) Erzählungen von G. Villinger. Lahr, Moritz Schauenburg. 188 S. 2,50 Mk.

Diese reizenden kleinen Geschichten erzählen uns alle von dem Leben, den Leiden und Freuden der kleinen, einfachen, geringen Leute. Mit großer Liebe und aus warmem Herzen heraus wird uns vor Augen geführt, wie auch diese unsre Brüder und Schwestern ein ereignisreiches Leben leben, wie Schmerz und Freude, Liebe und Barmherzigkeit, Scherz und Ernst bei ihnen ebensolches Recht haben wie bei uns. Die Erzählungen sind von einer Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, daß man oft in einem Atem lachen und weinen könnte, so erlebt man alles mit. Zu den besten Geschichten gehören gewiß „Das heilig' Dirndl," die tragikomische Liebesgeschichte eines Dorfmädchens aus dem Gebirge, ein ganz wunderbar getroffnes Stück naiv katholischen Volkslebens, und „Ben," die ergreifende Geschichte von der Heldenthat und dem Tode eines treuen Hundes. Das Büchlein ist vorzüglich geeignet zum Vorlesen im Familienkreise. D R

(Erzählungen für das Volk) Hamburg, Niedersächsische Gesellschaftsbuchhandlung. 60 Pfge., geb. 1,20 Mk.

Die erste der drei Erzählungen, Herzblättchen, berichtet von einem verzogenen Menschenkinde, das in der Jugend seine Eltern und später den Gatten tyrannisirt, weil es nicht gelernt hat, sondern erst in der Schule des Lebens lernen muß, daß Leben Lieben heißt. — Unsre Tabea, die zweite Geschichte, will Zeugnis dafür ablegen, daß, „wenn unser Herz in die Demut hineinwächst, dann kommt es zum Frieden und zu voller Freude." Die dritte endlich, Gottesfurcht und Heilandsliebe, erzählt von einer „gottesfürchtigen" und „aus Prinzip" wohlthätigen adligen Dame, die zu der Erkenntnis geführt wird, daß Christentum nicht strenge Selbstzucht, nicht Prinzipientreue, nicht Gottesfurcht, sondern Heilandsliebe ist. Das Büchlein sei hiermit warm empfohlen. J P

(Volksschriften aus dem Elsaß) Jede gesunde Aeußerung des deutschen und ganz besonders des deutsch-evangelischen Volksgeistes aus dem Elsaß hat einen Anspruch auf unsre lebhafte Teilnahme, denn sie verstärkt den Beweis, daß die deutsche Natur des elsässischen Stammes vom fremden Wesen nur übertüncht, aber nicht zerstört worden ist. Bekanntlich hat gerade ein erheblicher Bruchteil der elsässischen Protestanten in der Zeit der französischen Herrschaft die geistige Verbindung mit der alten Heimat aufrecht erhalten, sodaß die Arbeit der innern Wiedergewinnung bei ihnen mannigfache Anknüpfungspunkte fand. Zahlreiche diesen Kreisen entstammende litterarische Erzeugnisse aus älterer und neuester Zeit geben hiervon Zeugnis. Die Dichtungen der Brüder Stöber sind weithin rühmlich bekannt. Weniger verbreitet, aber nicht minder wertvoll sind die warm und schlicht geschriebnen Elsässischen Lebensbilder von Margarete Spörlin (4 Bände; Basel, bei Felix Schneider. Mk. 13,80), die treffliche und wahre elsässische Sittenbilder aus dem Leben der letzten beiden Generationen bringen; ganz besonders ist die den dritten Band bildende (aber auch einzeln für Mk. 4,20 verkäufliche) Erzählung „Drei goldne Hochzeiten," ein Meisterwerk volkstümlicher christlicher Litteratur. Ein andres dem Elsaß entstammendes „klassisches Volksbuch" habe ich erst jüngst (in Nr. 48 d. Bl.) den Lesern der Christlichen Welt warm empfohlen. Heute möchte ich auf die von verschiednen Verfassern ausgehenden, im Verlag von Heitz und Mündel in Straßburg in einer fortlaufenden Reihe kleiner Bändchen erscheinenden Elsässischen Volksschriften namentlich die Leser aufmerksam machen, die für die Verbreitung guter volkstümlicher Schriften sich interessiren; sie werden in dieser Sammlung, die natürlich Sachen von sehr verschiednem Wert enthält, viel Gutes und zur weitesten Verbreitung Geeignetes finden. Zwar sind die wenigsten der kleinen Erzählungen litterarische Kunstwerke; aber fast alle haben sie vor der großen Masse andrer „christlicher" Erzählungen den gewichtigen Vorzug, daß eine schlichte und gesunde Frömmigkeit sich in ihnen kundgiebt, nicht das in der religiös gefärbten Unterhaltungslektüre uns so oft begegnende, mit dem wirklichen Leben kontrastirende, methodistische Christentum, in dem jede psychologische Entwicklung und Folgerichtigkeit fehlt, und die Kategorien der Bekehrten und Unbekehrten ohne Zwischenglieder sich schroff gegenüberstehen. Im demokratischen Elsaß stehen eben — wie in der Schweiz — die Gebildeten dem Volk näher und kennen es besser, als es bei uns vielfach der Fall ist: sie vermögen es deshalb auch in seinem religiösen Leben wahrer zu schildern. — Ansprechend sind die Zeichnungen elsässischer Pfarrhäuser, und unter ihnen besonders die „Erinnerungen aus meinem Kinderleben" von Eduard Spach, der in ganz kunstloser Weise und häufig inkorrekter Sprache (die wir dem Elsässer der ältern Generation gern zu gut halten) sein Elternhaus, ein elsässisches Landpfarrhaus vor fünfzig Jahren, so anheimelnd schildert, daß es dem Leser ganz warm ums Herz wird. Reizend ist ein kleiner Zug, den er von seiner Mutter, einer rechten Pfarrfrau, wie sie sein soll, berichtet: Während der Verfasser Student in Straßburg ist, geht sie jeden Morgen auf „die obere Bühne," den höchstgelegnen Platz des Hauses, um von dort aus „in die Richtung von Straßburg" zu blicken und Gottes Segen für den fernen Sohn zu erflehen. — Auch die Erzählungen von der Frau Schaller-Fischer sind durchgängig recht lesenswert. — Der billige Preis (je 60 Pfge.) der in Papier und Druck gut ausgestatteten einzelnen Büchlein wird ihre Verbreitung wesentlich befördern. F v O

(Allerlei Schatzgräber) von Helene Berthold. 155 S. Geb. 1 Mk. — Der alte Mann von Steinsbergen. Die alte Schloßfrau von Dorndorf. Zwei Erzählungen von Martha Eitner. 246 S. Geb. 1,50 Mk. — Neue Tage. Erzählung von E. v. Levetzow. 135 S. Geb. 1,20 Mk.

Diese Bücher sind in der Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins erschienen. Sie sind anziehend, gesund und frisch geschrieben, — rechte Volksbücher.

(Nur selig!) Erzählung von A. v. S. Barmen, Hugo Klein. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Ein recht gutes Buch. Lebenswahr und warm, ohne Künstelei und fromme Schwärmerei werden die Lebensgänge dreier Jugendfreundinnen erzählt und die innere Entwicklung ihres Glaubenslebens unter den Ereignissen des äußeren Lebens verfolgt. J P

(Für kleine Mädchen) Zehn Erzählungen von A. Sapper. Stuttgart, Gundert. Preis 1,20 Mk.

Es ist für eine Mutter nicht leicht, unter der großen Anzahl von Kinderschriften, die alljährlich erscheinen, die richtige Wahl zu treffen und für ihre kleinen Mädchen ein Buch ausfindig zu machen, das sie mit Freude und Lust lesen: nicht nur einmal, sondern immer wieder, auch wenn sie die schönen Geschichten beinahe wörtlich auswendig können. Das oben genannte Büchlein gehört dieser Gattung an, und wer es liest, wird den Eindruck gewinnen, daß die Verfasserin ein tiefes Verständnis des kindlichen Herzens besitzt, und daß es ihr in den heitern und sinnigen Erzählungen aufs beste gelungen ist, der Kinder lebhafte Teilnahme an allen Erlebnissen der vorgeführten kleinen Gesellschaft zu wecken. Die Erwachsenen werden gewiß mit Vergnügen alle die Geschichten vorlesen und sich an der gespannten Aufmerksamkeit der kleinen Zuhörer und der Lebenswahrheit der Erzählungen erfreuen. A K—r

(Die Geschichte von Vogels Weihnachts-Röschen) Leipzig, Peter Hobbing. 60 Seiten. 1 Mk.

Eine innige, herzerquickende Erzählung, besonders für unsre kleinen Mädchen. Es ist die Geschichte eines reichen, kranken, lieben Mädchens, Weihnachts-Röschen genannt, weil es zu Weihnachten geboren wurde.

Sehr rührend und lieb ist es, wie die Kleine sich Weihnachtsfreude bereitet, indem sie andern Freude macht, und wie sie dann noch am selben Abend ihr leidensvolles Leben aushaucht. Auch an Humor fehlt es nicht. D R

(Einen Abreiß-Kalender für das christliche Haus) bietet uns die Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 75 Pfge. Porto und Verpackung 15 Pfge.

Der Block ist in Kreuzesform gehalten; links davon auf der farbigen Rückwand steht der Spruch: Jesus Christus gestern und heute, und derselbige auch in Ewigkeit — rechts: Sieh, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Jedes Blatt trägt vorn über dem Datum einen Bibelspruch, auf der Rückseite einen Liedervers. Die Kreuzesform bringt es mit sich, daß der Druck sehr klein gehalten werden mußte. Praktisch ist das für einen Kalender nicht. Möchte er aber auch so seine Freunde finden. P J

Zur Beachtung

Um rechtzeitige Erneuerung der Bestellung beim bevorstehenden Quartalswechsel wird freundlichst gebeten.

Die Verlagsbuchhandlung — Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 51 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Sohnes wurden hoch erfreut
Pastor **Arnold Köster** und Frau
geb. **Nesardt**
Hamburg-Borgfelde,
den 2. Dezember 1893

Bestes und billigstes Weihnachtsgeschenk:
Rud. Müller, 11 Predigten über das h. Vaterunser.
Katzenelnbogen (Unterlahn),
W. Hanusch. 50 Pf.

Edle Sprache, feine Auslegung, tieferbaulicher und lehrreicher Inhalt, vorzügliche Ausstattung machen diese (auf Wunsch der Gemeinde gedruckten) Predigten zu einer hervorragenden Erscheinung der Neuzeit. Gegen 60 Pf. in Briefm. frei vom Verleger.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung
des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben sind erschienen:

Nr. 11 und 12 der Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtl. Erforschung seines Lebens**
von
Professor D. Max Reischle
Preis 40 Pf.

Nr. 12. **Wider den Reichsboten**
In Sachen des Evangeliums und der Freiheit
von
Pfarrer Gustav Habermann
Preis 50 Pf.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1388. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 49: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Lübeck; Die Synode der evangelischen Brüderunität in Deutschland; Der elfte deutsche evangelische Kirchengesang-Vereinstag; Die 65. Jahresversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft — Evangelische im Auslande: Die kantonale Geistlichkeitssynode in Zürich; Die Grundsteinlegung der deutschen evangelischen Kirche in Jerusalem —

Nr. 50: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die neue Agende; Vorbereitung zur Aufhebung der Stolgebühren in Kassel; Auf der Versammlung der Evangelischen Allianz; Zum Fall Schrempf — Evangelische im Auslande: Die Einweihung der evangelischen Kirche in Bethlehem — Römische Kirche: Ultramontanes aus Württemberg; Die Aufhebung des Gesetzes über den Orden der Gesellschaft Jesu; Der katholische Volksschullehrerverein in Württemberg; Aus dem Vatikan — Innere Mission: Die siebente Jahresfeier des Bayrischen Landesvereins für innere Mission — Verschiedenes: Psychiatrie und Seelsorge; Erklärung der theologischen Fakultät zu Gießen — Personalien

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Soeben ist erschienen:

Sine ira et studio

Der
Entwurf der neuen preußischen Agende
beurteilt von **D. H. Bassermann,**
Professor der praktischen Theologie an der Universität Heidelberg
Gr. 8. Mk. 1.—

Soeben erscheint:
Christus unser Friede
Predigten
von
Archidiak. **P. Drews** in Dresden
Gefällig geb. 3 Mark
Vandenhoeck & Ruprecht,
Göttingen

Philipp
Melanchthons Leben
aus den Quellen dargestellt
von
Rudolf Schaefer
Mit Bildnis
3,60 M., geb. 4,50 M.
C. Bertelsmann in Gütersloh

Ein deutsches Weihnachtsbuch

B. Eckhorst
Unser Nazarener
br. Mk. 1,50
Leipzig: J. G. Findel

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Lehrbuch der praktischen Theologie
von
D. A. Krauß,
† Professor der Theologie an der Universität Straßburg
Zwei Bände
Erster Band: Allgemeine Einleitung. Liturgik. Homiletik.
Gr. 8. Mk. 7.—. Gebunden Mk. 9.—
Zweiter Band: Katechetik und Pastoraltheorie
Gr. 8. Mk. 9.—. Gebunden Mk. 11.—
(Sammlung theologischer Lehrbücher)

Passendes Weihnachtsgeschenk!
Einer ist Euer Meister!
Predigten für denkende Christen
von **Im. Heyn,**
Pfarrer an St. Jacobi in Greifswald.

Herrn Professor D. W. Beyschlag in Halle in Dankbarkeit und Verehrung zugeeignet.

Diese Predigtsammlung erhielt allgemein, selbst von gegnerischem Standpunkt, wärmste Anerkennung und wurde u. a. von der „Post" zur weitesten Verbreitung empfohlen.

Aus den Urteilen der Presse:
Jeder Protestant, welcher Richtung er auch angehöre, wird diese Predigten mit ungeteilter Freude lesen. (Berl. N. Nachr.)
— Wir können ihnen daher nur von ganzem Herzen eine möglichst weite Verbreitung wünschen! (Post.)
— über den packenden, aus dem Leben gegriffenen Beispielen liegt ein feiner, poetischer Duft. (Protest. Kirchenzeitung.)
— formgewandte, gedankenreiche, evangelisch freudige Predigten. (Theol. Litteraturbericht.)
— die ganze Sammlung zeigt im Gegensatz zu so vielen ähnlichen eine Toleranz, die höchst wohlthuend berührt. (Baußlitte.)
— eine Sammlung Predigten, die durch rhetorischen Schwung und glanzvolle Beredsamkeit fortreißen —

Preis Mk. 2,50; geb. in Ganzleinen Mk. 3,50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verleger.
Greifswald. **J. Bindewalds akademische Buchhandlung**
F. Henning

Empfehlenswerte Fest- und Gelegenheitsgeschenke

aus dem Verlage von

C. A. Schwetschke & Sohn (Appelhaus & Pfenningstorff) in Braunschweig

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung

Luthers Werke

für das christliche Haus

Herausgegeben

von

Diaconus Lic. Dr. **Buchwald**, Professor D. **Kawerau**, Konsistorialrat Professor D. **Köstlin**, Pfarrer D. **Rade**, Pfarrer Ew. **Schneider** u. a.

Acht Bände.

Einfache Ausgabe. Preis: Mk. 13,50, gebd. in Halbfranz Mk. 21,50. Ausführliches Namen- und Sachregister 90 Pfg., geb. 1,80 Mk.

Pracht-Ausgabe. Preis: Mk. 22,50, geb. in Halbfranz Mk. 34,50. Ausführliches Namen- und Sachregister 1,20 Mk., geb. 2,20 Mk.

Unsere von den besten Lutherkennern bearbeitete Ausgabe bringt in 4 Folgen eine von sachkundiger Hand getroffene und mit Einleitungen und Fußnoten versehene Auswahl aus Luthers reformatorischen, polemischen, erbaulichen und vermischten Schriften, aus seinen Liedern, Tischreden und Briefen. Die Presse aller Richtungen ist einig in ihrer rückhaltlosen Anerkennung der Vorzüglichkeit der Ausgabe, der Güte der Ausstattung und der Billigkeit des Preises. Hier dafür nur ein Beispiel für viele.

Die „Blätter für litterarische Unterhaltung" schließen eine eingehende Besprechung, wie folgt:

„Daß der bei solchen Vorzügen erstaunlich billige Preis von der Verlagshandlung nur gestellt werden kann in der Erwartung, daß durch eine thatkräftige Beteiligung des ganzen deutsch-protestantischen Volkes die Bezeichnung als Volksausgabe zur Wahrheit werde, braucht nicht erst gesagt zu werden. Um so nachdrücklicher aber sei das gediegene Unternehmen, das wie kein andres geeignet ist, unsre Liebe und Verehrung gegen den Deutschesten der Deutschen, den größten Propheten und Geistesheiden unsers Volkes, durch das innige Vertrautwerden mit seinen Schriften zu stärken und neu zu beleben, noch einmal aufs Wärmste empfohlen."

Das alte Testament

übersetzt, eingeleitet und erläutert

von

Professor D. **Eduard Reuß,**

herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers

von

Lic. **Erichson,** Direktor des Theologischen Studienstifts, u. Pfarrer Lic. Dr. **Horst** in Straßburg

Die Ausgabe des Werkes erfolgt nach folgendem Plane:

1. Band: **Allgemeine Einleitung zur Bibel. Geschichte der Israeliten von der Eroberung Palästinas bis zur Zerstörung Jerusalems. Die Geschichtsbücher** (Richter, Samuelis, Könige). Preis brosch. Mk. 6,50, geb. Mk. 8. — 2. Band: **Die Propheten.** Preis brosch. Mk. 9,10, geb. Mk. 10,70. — 3. Band: **Die heilige Geschichte und das Gesetz** (Pentateuch und Josua. — 4. Band: **Die Kirchenchronik von Jerusalem** (Chronik, Esra, Nehemia). Band 3/4: Preis Mk. 13, geb. Mk. 15. — 5. Band: **Die hebräische Poesie** (Psalter, Klagelieder, Hohes Lied). Preis Mk. 6,50, geb. Mk. 8.—. 6. Band: **Religions- und Moralphilosophie** (Hiob, das Salomonische Spruchbuch, der Prediger, die Weisheit Jesu's, des Sohnes Strachs, das Buch der Weisheit Salomos, lehrreiche Erzählungen und andere erbauliche Schriften aus den letzten Zeiten des vorchristlichen Judentums [Jona, Tobia, Susanna, die Pagen des Darius, Baruch, das Gebet Manasses].). — 7. Band: **Die politische und polemische Litteratur.** Ruth, 1. und 2. Makkabäer, Daniel, — Esther, Judith, 3. Makkabäer, Bel und die Schlange, Epistel des Jeremia. — Anhang: **Sachregister.**

Die ersten 5 Bände sind bereits erschienen, die Bände 6 u. 7 gelangen 1894 zur Ausgabe.

Evangel. Gemeindeblatt f. Rheinland und Westfalen: . . . Es ist auch nicht bloß Uebersetzung, sondern zugleich Erklärung alles Schwierigen, was hier geboten wird. Die geschichtlichen Ueberblicke, sowie die Einleitung zu jedem Buch sind vorzüglich und orientiren meisterhaft; die Anmerkungen sind knapp, aber hinreichend; sie bringen viele geographische, geschichtliche, ethnographische, sprachliche und religionsgeschichtliche Belehrungen. Reuß wollte nach seinen eignen Worten „die Frucht einer hundertjährigen Entwicklung theologischer Wissenschaft breitern Schichten zugänglich machen"; das leistet sein Werk.

Münchner Allgemeine Zeitung: . . . So ist es sicherlich, alles in allem genommen, nicht um ein Wort zu viel gesagt, wenn wir behaupten: es giebt zur Zeit kein für die Gebildeten überhaupt berechnetes Hilfsmittel zum Verständnis des Alten Testaments, das dem Reußschen irgendwie an die Seite gestellt werden könnte, es giebt keines, dem man vertrauensvoller folgen könnte, und das besser geeignet wäre, als Führer auf diesem Gebiete zu dienen.

Lexikon

für

Theologie und Kirchenwesen

von

Dr. H. Holtzmann und Dr. R. Zöpffel,

ord. Professoren an der Universität Straßburg.

Lehre, Geschichte und Kultus,

Verfassung, Feste, Sekten und Orden der christlichen Kirche; das wichtigste bezüglich der übrigen Religionsgemeinschaften.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis broschirt Mk. 12,—, gebunden in Halbfranzband Mk. 14,—.

Auch zu beziehen in 12 Lieferungen zu Mk. 1,—.

Das billigste und zuverlässigste theologische Lexikon.

Stadtpfarrer Dr. **Pfleiderer** im **Deutschen Litteraturblatt:** . . . In der That ist dies ein Lexikon, das „keinen formulirten theologischen Standpunkt, keinen Parteizweck geltend macht, sondern nur die möglichst knappe, übersichtliche Darlegung des historischen Sachverhalts erstrebt." Man schlage irgend welchen Artikel nach und wird dies fast immer in ganz meisterhafter Weise durchgeführt finden; für jeden Theologen, für jeden wissenschaftlichen und praktischen Zweck ist hier das historische, kritische, litterarische Material so ausgezeichnet klar gegeben, der Stand der Fragen so scharf präzisirt, daß dies Werk für rasche, sichere, umfassende Orientirung in seiner lichtvollen Kürze mehr leistet als viele dicke Bücher oder ellenlange Abhandlungen. Nie wird die Subjektivität der Verfasser verwirrend, verhüllend oder entscheidend eingemischt; Liturgie, Kirchenrecht, Kirchenmusik, geistliches Amt u. s. w. sind ebenso berücksichtigt wie Theologie, Kirchengeschichte, desgleichen die Theologen der Gegenwart, alles und jedes.

Beiträge zur christlichen Erkenntnis für die gebildete Gemeinde.

Aus Aufzeichnungen und Briefen von Prof. J. Hülsmann, weiland Religionslehrer am Gymnasium zu Duisburg. Neue vermehrte Ausgabe. Mit biographischer Charakteristik und dem Bildnis des Verfassers. Preis Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,20.

Professor Dr. **Scholz** in der **Post:** . . Wir legen dieses Buch allen gebildeten Christen aus vollster Ueberzeugung ans Herz. Hülsmann vereinigt in sich die innigste Frömmigkeit eines von der Herrlichkeit des Evangeliums tief durchdrungenen Gemüts mit dem vollkommensten Freimut in der Handhabung der überlieferten dogmatischen Sätze. Und dieser Freimut ist geschöpft nicht aus der Freude am Kritizismus, auch nicht aus dem allgemeinen, oft so übel beratenen Interesse, Glauben und Wissen schlechtweg zu versöhnen, sondern er wurzelt in der Liebe zum Menschen und in der Kenntnis der Menschenseele. Der Verfasser weiß, wie einem Menschen zu Mute ist, der glauben soll und doch nicht kann, er weiß auch, wie einem Menschen zu Mute ist, der glauben will und sich nicht zurechtfindet. Er weiß, daß es unmöglich ist, in diesen Dingen, sei es an sich selbst, sei es an andern, etwas zu erzwingen, er weiß aber auch, daß in jeder Menschenbrust die Anknüpfungspunkte verborgen liegen, die ihn zum Glauben führen können. In der Aufdeckung solcher Anknüpfungspunkte liegt Hülsmanns unübertroffne Stärke, liegt seine Mission für die Gegenwart. Ohne auf den reichen Inhalt des Buches hier näher eingehen zu können, seien die „Beiträge" allen denen, die unter den wechselnden Eindrücken des Tages und im Strudel widersprechender Glaubensmeinungen oder selbsterlebter Zweifel nach einem festen Halt umschauen, aufs allerdringendste empfohlen.

M. Gottfried Büchners Biblische Real- und Verbal-Hand-Concordanz,

oder Exegetisch-homiletisches Lexikon, worin die verschiednen Bedeutungen der Worte und Redensarten angezeigt, die Sprüche der ganzen heiligen Schrift, sowohl den Nominibus als auch Verbis und Adjektivis nach, ohne weitres Nachschlagen, ganz gelesen, ingleichen die eignen Namen der Länder, Städte, Patriarchen, Richter, Könige, Propheten, Apostel und andrer angeführt, die Artikel der christlichen Religion abgehandelt, ein sattsamer Vorrat zur geistlichen Redekunst dargereicht und was zur Erklärung dunkler und schwerer Schriftstellen nützlich und nötig, erörtert wird. Durchgesehen und verbessert von Dr. Heinrich Leonhard Heubner. 20. Auflage. Preis 6 Mk., geb. 8 Mk.

Die Anzeige der 20. Auflage ist wohl der beste Beweis für die Brauchbarkeit dieser altbewährten und weit bekannten Concordanz und enthebt uns jeder weitern Empfehlung.

G. W. Schulze, Das Gleichnis vom verlorenen Sohne.

Dem Christenvolke ans Herz gelegt und mit einer Zugabe in Liedern dargereicht. 10. Auflage. Preis Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—, mit Goldschnitt Mk. 3,50.

Brandenburger Schulblatt: Ein Buch, so tief und hoch poetisch geschrieben, daß man sich nicht satt lesen kann.

Hamburger Korrespondenz: Ein köstliches Buch, wie wenige so innig und ergreifend geschrieben sind.

Aus Geschichte und Kunst des Christentums.

Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder von Pastor Dr. Adolf Hasenclever. Preis Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—, in Liebhaberband Mk. 5,—.

Litteraturbericht für Theologie: . . . . Wir können das Buch als vorzüglich geeignet, in weitern Kreisen lebendiges Interesse für die Kirchengeschichte zu wecken und zu mehren, sowie falsche Vorstellungen und Urteile auf diesem Gebiete zu berichtigen aufs wärmste empfehlen.

Hiob von Eduard Reuss

Preis Mk. 2,—, geb. M. 3,—.

Grüß Gott: . . . . In gemeinverständlicher, schwungvoller Darstellung legt uns der Gelehrte den tiefen Gedankengehalt und die vollendete Formschönheit dieser großartigen Erzählung nahe und giebt gelungne Proben seiner Uebersetzungskunst.

Farrar, Frederic W., Ewige Hoffnung. Fünf Predigten, gehalten in der Westminster-Abtei zu London. Aus dem Englischen übersetzt. Preis Mk. 1,20. eleg. geb. Mk. 2,20.

Familiengebete. Von einem Laien. Preis Mk. 2,—, in feinem, geschmackvollem Einbande Mk. 3,60.

Fromm und frei. Ernste Betrachtungen für eine freie christliche Gemeinde. Preis Mk. 1,50, geb. M. 2,40.

Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft. Von einem Laien. Preis Mk. 1,—.

Dreyer, Otto, Undogmatisches Christentum. Betrachtungen eines deutschen Idealisten. 3. u. 4. Aufl. Preis Mk. 2.—

Durch Zeit und Land

Eine Sammlung

geschichtlicher, biographischer und kulturgeschichtlicher Bilder u. Skizzen in anregender und unterhaltender Darstellung.

Mit 57 Text-Abbildungen, 6 Vollbildern und zahlreichen künstlerischen Initialen.

In geschmackvollem gediegenem Einband. Preis Mk. 6,—.

Ein sehr repräsentables, preiswertes Geschenk.

Benkard, Chr., Unter Halbmond und Kreuz.

Ein Roman aus unsern Tagen. Preis Mk. 5,—, fein gebunden Mk. 6,—.

Bouvier, M. P. L., Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde. Sechste Auflage. Nebst einem Anhang über Konservirung, Regeneration und Restauration alter Gemälde. Mit Text-Illustrationen in Holzschnitt. Preis Mk. 9,—.

Ehrhardt, A., Die Kunst der Malerei. Eine Anleitung zur Ausbildung für die Kunst. Nebst einem Anhang zur Nachhilfe bei dem Studium der Perspektive, Anatomie und der Proportionen. Mit 53 Tafeln und Text-Illustrationen in Holzschnitt. Preis Mk. 10,—, gebunden Mk. 12,—.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenter Jahrgang

Nr. 52 — Leipzig, den 21. Dezember — 1893

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zum Christfest. Gal. 4, 4—6 — Unser schönstes Weihnachtsgeschenk — Weihnachtsmärchen für die deutsche Kirche — Arzt und Seelsorger: 3. 4 (Schluß) — Der evangelisch-soziale Kursus in Berlin: 4. Die Abendversammlungen (Schluß) — Für den Weihnachtstisch: Unterricht im Christentum; Suchet in der Schrift; Kennst du das Land?; Fromme Lieder; Ein Baltisches Dichterbuch; Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts; Unser Kind; Sang und Klang; Calwer Bibelkonkordanz; All sorts and conditions of Men; Weihnachtsfestspiele — Verschiedenes: „Der Mediziner ist kein Christ"; Eine Weihnachtsbitte aus der Diaspora; Hat Mozoomdar das Vaterunser gebetet? — Zum Jahrgangsschluß — Quittung — Anzeigen

Zum Christfest

Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfingen. Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater! Gal. 4, 4—6.

Was ist besser, Weihnachten feiern als ein Kind, oder als ein Mann?

Viele Erwachsene erleben darin die Höhe ihrer Weihnachtsstimmung, daß sie halb wachend halb träumend sich in die Weihnachtsfreude ihrer Kindheit zurückempfinden. Eine Mischung von Sehnsucht nach unwiederbringlich Verlorenem und von Genugthuung, es doch einmal genossen zu haben („ich besaß es doch einmal"), das ist ihr Weihnachten. Ist es ein christliches Weihnachten? Ein recht unvollkommnes im besten Falle, wenn ihre Kindheitserinnerung jene wundersame Luft christlichen Elternhauses atmet, die trotz allem, was später sie umwehte und beseelte, ein Stück ihres Wesens geworden ist. Aber kein christliches Weihnachten in seiner ganzen Schönheit und Seligkeit.

Werdet wie die Kinder! Vielen ist es die Summa des Christfestes. Aber wie falsch wird diese Losung oft verstanden! Nun ja, freut euch mit euern Kindern, ihr, denen es vergönnt ist, Kindern den Christbaum anzuzünden. Freut euch, wie ihr einst euch als Kinder freutet, ihr, die ihr nichts Besseres kennen gelernt habt — Gott sei Dank, daß er euch noch bei solchen Erinnerungen festhält! Aber übertönen, gewaltig übertönen sollte doch all das Kinder-Sinnen und -Sagen und -Springen, dies Spielen mit der Christfestsfreude der Ruf: werdet Männer, und feiert das Fest als Männer! Begeht es, ihr Männer und Frauen, als herangereifte, erfahrene, selbständig gewordne, wissende Jünger und Jüngerinnen! Nicht nach dem verlornen Paradies der Kindheit euch zurücksehnend: damals empfingt ihr Milch, nicht feste Speise — nein, froh und dankbar, daß ihr wachsen durftet, suchen und finden, prüfen und erproben, daß ihr nicht nur dem Engelgesang über der Krippe lauschen durftet, sondern auch dem Gekreuzigten in sein brechendes Auge schauen!

Seliges Geheimnis, wie Gott seinen Sohn sandte! Ein Kindlein, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan. Ganz teilhaftig unsers menschlichen Wesens: wie jeder Weibgeborne schuldig dem Gesetz, es zu erfüllen, und unter dem Fluche des Todes, wo wir es nicht erfüllen. Und doch sein Sohn. Das schreibt Paulus so hin, einer der Geistesgewaltigsten, die je waren, ein Mann, dessen tiefste Gedanken seine Zeit nicht verstand, sondern Jahrhunderte mußten vergehen, bis sie einem Augustin, einem Luther Geist und Leben wurden, Kraft zu einer Erneuerung der Kirche, von der wir zehren — dieser Paulus schreibt das so hin von Jesus, ganz ohne Zweifel, daß Jesus und er gar nicht auf eine Linie gehören, Jesus vielmehr der Sproß einer andern Welt, ganz ein Gottgesandter war, sein Sohn, von dem und durch den er, Paulus, alles hatte. Und wenn irgend etwas für uns Moderne diesen Eindruck bestätigt, so ist es unsre Kenntnis von der wunderbaren Reife der Zeit, in der Jesus geboren ward, für das Kommen des Sohnes. Da die Zeit erfüllet ward! Diese Erziehung des Menschengeschlechts bis dahin! Unsre Väter verweilten mit frommem Staunen bei den einzelnen Weissagungen, die sie ohne Zahl in den Schriften des Alten Testaments entdeckten. Noch erstaunlicher ist heute unserm geschichtlich geschulten Blick die Führung des Volkes Israel von Erkenntnis zu Erkenntnis, in immer deutlichere Gottesahnung hinein — bis der kam, der da kommen sollte! Und dazu die Rüste in der Heidenwelt, in der römisch-griechischen Kulturwelt zumal: wenn je eine Philosophie der Geschichte aus der Wirklichkeit ebenso geschöpft ist wie aus der Ewigkeit, so ist es die in dem Worte: Da aber die Zeit erfüllet ward! Wer da nicht merkt, daß ein Gott die Weltgeschichte lenkt. Wer da nicht merkt, daß alles sich um das Eine dreht, nämlich daß Gott seinen Sohn sandte!

Sandte, das Los der vom Weibe Gebornen zu teilen und ihre Knechtschaft zu brechen! Auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlöste, daß wir die Kindschaft empfingen. Wir, freie Männer und Frauen, freie Kinder Gottes geworden, — denn das Gesetz ist für uns abgethan, Christus ist des Gesetzes Ende: — wir allein können dies Wort verstehen. Aber wir sollens auch verstehen! Paulus, der kein Phantast war, kein Optimist, also keinen Täuschungen über menschliche Schwäche und Untüchtigkeit sich hingab, redet als von einer Thatsache: wir empfingen die Kindschaft, und wir sind die, die Christus von der Herrschaft des Gesetzes erlöst hat, die zu erlösen er von seinem Vater in unsre Welt und unser Elend gesandt worden ist. Daß es Thatsache ist, mögt ihr daran erkennen: weil ihr Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater! Damals, als die Zeit erfüllet ward, sandte er seinen Sohn; der weilt nicht mehr leibhaftig unter uns; aber der Vater hat uns etwas von ihm gelassen, den Geist seines Sohnes! So sind wir nun auch seine Kinder, aber nicht, wie der Einzige, von Gott gesandt in die Welt, sondern Kinder durch die Wirkung, die von dem gesandten Erstgebornen, Eingebornen auf uns ohne Unterlaß ausgeht, durch die Einwohnung seines Geistes in uns, daß wir nun, wir Staubgebornen, Sündenverlornen, imstande sind zu seinem Vater zu sagen: Abba, unser Vater!

So laßt uns Weihnachten feiern. Als Kinder, aber nicht, sofern wir noch nicht Erwachsene sind, noch im Traumleben der Einfalt unsrer Erwachenszeit befangen. Sondern als Kinder, sofern wir keine unfreien Knechte, widerwillig der Gottheit Unterworfne und an das Verhängnis des Menschenloses Dahingegebne mehr sind. Als Kinder, die ihren Vater kennen, ihn gesehen

haben in seiner ganzen Barmherzigkeit und Treue, in ihm die Wahrheit und das Leben besitzen. Dann gewinnt in unserm Munde, in unserm Herzen der Lobgesang der Engel in Bethlehem neue Wirklichkeit, und tausendmal inniger huldigen wir dem neugebornen König, als die Hirten von Bethlehem: die Weisen aus dem Morgenlande, als Simon und Hanna, Joseph und Maria es konnten: wir huldigen in dem Kindlein dem Manne, dem Gekreuzigten und Auferstandnen, dem einigen Sohne, durch den wir des dreimal Heiligen selige Kinder sind.

R

Unser schönstes Weihnachtsgeschenk

Der Weihnachtsbaum hatte seinen alten Platz gefunden. Er stand, so lange die Kinder denken konnten, im Empfangszimmer in der Ecke, sodaß er zuschauen konnte, wie ein großer Raum sich zu einem vornehmen, länglichen Viereck vor ihm ausbreitete und namentlich eine unsichtbare Linie von der Stelle, an der der Baum stolz und stattlich stand, zu der entgegengesetzten Zimmerecke zog, die an Länge, Geradheit und Bedeutung dem Range des Mannes entsprach, der am Abend vor dem Christfeste von hoher Stellleiter aus den goldnen Stern auf der Edeltanne befestigt hatte.

Indem er die Spitze des Baumes vorsichtig zu sich herübergezogen hatte, hatte er gefragt: Du weißt doch, wo die Schelle steht?

Gewiß, hatte die Frau Geheimrat, die eben Papierrosen an den Zweigen zu einem lieblichen und bunten Schmucke verteilte, geantwortet, gewiß, am alten Platze, sie wird ja über Jahr nicht gebraucht!

Und nun war der heilige Abend gekommen und die Kinder warteten im dunkeln Wohnzimmer, das an das Empfangszimmer stieß, auf den lieben, hellen und geheimnisvollen Ruf des silbernen Glöckleins; man hörte drinnen ein Hin- und Hergehen, ein Stillehalten, ein Flüstern, ein Rascheln, ein Rauschen, Lili und Anna, Kinder von acht und zehn Jahren, schmiegten sich an die ältere Schwester Dorothea und sagten: Hörst du das Christkindchen? Ernst, der Primaner, dachte: der Vater will gewiß noch ganz besondre Ueberraschungen anbringen. Engelbert aber, der Referendar, der Erstgeborene der fünf Geschwister, ist ungeduldig und sieht in seiner Ungeduld genau, was drinnen vorgeht; er flüstert Ernst etwas verdrießlich zu: nun schlägt Mutter noch alles in Seidenpapier ein und bindet blaues Band darum, es wird acht Uhr, bis wir bescheren! Es eilt ihm, dem Aermsten, er hat sehr zum Verdruß der Eltern seine Teilnahme an einer Bescherung im Verein jüngerer Juristen versprochen.

Inzwischen aber ist es innen im Wohnzimmer still geworden. Warum wird nicht geklingelt? Die Kinder schweigen und spannen. Man hört den Vater auf- und abgehen, wie er es liebt, wenn er nicht eigentlich beschäftigt ist.

Das gespannte Schweigen der kleinen Schar fing an die beiden Kinder zu beunruhigen, das Geheimnis und das Schauern dieser Stunde der Erwartung wuchs für sie in das Angsterregende: drinnen das Wunderbare, das sich nun nicht mehr regte, hier der dunkle Raum, in dem die Uhr allein gemessen und laut sich bewegte, ein Knistern im Ofen, und einmal und das andre mal ein schwer erklärbares Geräusch, vielleicht, daß unter dem Einflusse der klingenden Kälte draußen eine Holztafel des Stubenbodens sich zusammenzog oder die Tapete sich an der Wand irgendwo mit einem Sprunge löste — was es auch war, der Lichterglanz der heiligen Stunde wollte nicht hereinbrechen und Anna schmiegte sich bange an Dorothea und flüsterte ihr zu: Erzähle uns einmal von dem Stalle in Bethlehem! — Dorothea geriet in Verlegenheit, sie hatte zwar die Schule erst vor sechs Jahren verlassen, aber seitdem hatte sie sich mit den Erinnerungen an das einst Gelernte begnügt und schlecht und recht im Gegenwärtigen gelebt. Da fiel ihr zum Glück ein einfältiges Kindermärchen ein, das ihnen allen die Mutter so oft hatte erzählen müssen. Vielleicht hatte sie es selbst erfunden, als sie mit dem kleinen Engelbert auf dem Schoße aus dem dunkelnden Zimmer hinausgesehen und das Kind im Grau des Winterabends den Jesusknaben mit seinem Eselein hatte sehen wollen. Engelbert und Ernst hatten seither ungeduldig auf die entblätterten Linden hinabgeschaut, die schwarz und gespenstisch unten auf dem Rasenplatze des großen Hofes standen, die Stimme der Schwester aber und das alte wohlbekannte Märchen vom Christkinde machte sie wieder aufmerksam auf das, was neben ihnen vorging, und sie hörten von Wort zu Wort lieber zu und schritten mit den Geschwistern selbstvergessen hinein in die Tage, die hinter ihnen lagen.

Das Christkindchen, so erzählte Dorothea, war wieder einmal auf der Erde gewesen und war von Haus zu Haus gegangen, um die guten Kinder zu beschenken und die bösen zu schelten, und wie es mit dem letzten Hause fertig war, da lagen in den Körben, die sein Eselchen trug, noch mancherlei schöne Dinge. Da dachte das Christkind: Nun habe ich den Menschen Freude gemacht, jetzt sollen es auch die Tiere merken, daß es heiliger Abend ist! Draußen vor der Stadt lag ein einsamer Bauernhof; als das Christkind an ihm vorüberritt, da schaute der Hund aus seiner Hütte und machte ein Gesicht wie das kalte Wetter. Hund, was wünschest du dir vom Christkindchen? sagte der freundliche Jesusknabe. Wau, wau, knurrte der Wächter. Das verstand das Christkind nicht und ritt weiter. Auf der Hofmauer aber lag die graue Katze und blinzelte mit den Augen. Katze, was wünschest du dir? fragte der heilige Knabe, und die Katze sagte nur: Miau, miau! sprang auf und machte einen Buckel. Das kenne ich nicht, sagte das Christkind und wollte weiter reiten, da scharrte der Hahn auf dem Miste und that sehr wichtig, denn er ging auf Gerstenkörner aus. Hahn, soll ich dir etwas schenken? fragte das Christkind; Kikeriki! sagte der Hahn und that gar nicht, als ob er gefragt worden wäre. Nun blieb nur noch die braune Kuh übrig, die aus der Stallthür schaute. Weil sie aber nur Muh sagte und kein Wort mehr, so ward das Christkind nicht klug aus ihr und ritt betrübt vom Hofe weg, weil es keinem Tiere etwas zum heiligen Abend hatte schenken können. Da begegnete ihm eine alte Frau, die war runzlig und klug, und sie fragte den Jesusknaben, warum er so traurig darein sehe; aber als sie die Ursache hörte, da wackelte sie mit ihrem grauen Kopf und lächelte und riet dem Christkinde, sich ein Knöchelchen zu holen und ein Töpfchen Milch und eine Hand voll Gerstenkörner und ein Bündel Heu, und dann solle es einmal sehen, wie freundlich und wie fröhlich die vier ungebärdigen Gesellen auf dem Hofe würden. Ich danke dir, sagte das Christkind und schenkte ihr alles, was es noch in seinen Körben hatte. Leb wohl, kleiner Engel! sagte die Alte und ging weiter. Das Christkind aber suchte sich die Geschenke zusammen, und als es wieder in den Hof kam und sie austeilte, da sprang der Hund vor Freude in die Höhe, die Katze schnurrte, der Hahn krähte ein über das andre mal, und nur die Kuh fraß das Heu und sagte gar nichts, nicht einmal: Danke.

Ueber dem alten Märlein aber war es im Weihnachtszimmer wieder lebendig geworden. Vorhin, als an dem fröhlichen Aufbau der Gaben auch gar nichts mehr zu bessern war und der Geheimrat eben anfing, die Kerzen am Baume anzuzünden, da war die Mutter an den Gläserschrank im Speisezimmer herangetreten, um die silberne Weihnachtsschelle zu holen, die dort von Weihnacht zu Weihnacht ruhte und ihrer Stunde wartete. Sie war nicht da. Die Mutter sucht im Schranke, bald mit steigender Unruhe, denn sie hört, wie vor dem Weihnachtsbaume der Stuhl vorrückt, und sieht die Kerzen sich ebenso stetig entzünden. Sie durchsucht das Speisezimmer, sie fragt in der Küche nach. Nirgends die Schelle. Ueber dem Suchen kommt sie in das Schrankzimmer; vielleicht haben die Kinder einmal das gethan, was sie nicht sollten, und das Weihnachtsglöckchen geholt statt der Tischschelle, wenn Frau Meyer, so nennt sich Lili, mit ihrer Puppe Thusnelda bei Frau Müller, so nennt sich Anna, und deren Puppe Aurora zu Besuche ist und Frau Müller schellt, damit Aurora Thusnelden die süße Milch und den selbstgebacknen Kuchen bringt.

Ja, so ist es, in einer Ecke zwischen den Schränken hatten Frau Meyer und Frau Müller im September, als es noch nicht so kalt war, in dem Schrankzimmer einen „Feenpalast“

gebaut, und hier fand sich die Weihnachtsschelle, als die Geheimrätin einen Pappdeckel aufhob, hinter dem sich wohl ein Kinderspiel verbergen konnte. Als ein Dach gegen einander gelehnt standen zwei auf Pappe aufgezogene Bilder. Ach, sie waren der Suchenden lange nicht vor Augen gekommen. Sie hatte vor vielen Jahren, als Engelbert und Dorothea, die ältesten Kinder, den ersten Unterricht empfangen sollten, diese und andre gleichartige Bilder gekauft, um sie selbst in dem Unterrichte zu benutzen, den die junge fromme Mutter als ihr Recht und ihre Pflicht für sich in Anspruch genommen hatte, dem Religionsunterrichte. Das waren die alten Bilder in großen, festen, groben Holzschnittlinien, die heilige Nacht im Stalle zu Bethlehem und die Stillung des Sturmes durch den Herrn — die lieben alten Bilder, wie auf gleichen ihre eignen kindlichen Augen einst mit frommem Schauen geruht hatten. Nun stand sie hier, in kalter Kammer, ein kleines Licht gab seinen unruhigen Schein auf die Bilder, sie sah es nicht, sie fühlte nicht die Kälte, sie sah ihre Kindlein vor sich und mit treuen Augen auf die Mutter schauen und das alte gute herzliche Wort vom Heiland in die kleinen glaubenden und eifrigen Seelen aufnehmen — das war nun lange vorüber; schon Ernst hatte sie nicht mehr selbst unterrichtet.

Sie bückte sich, um zu sehen, ob hier die Schelle verborgen sei, und hob eine Tasse auf, die umgestülpt auf ihrem breiten Rande ruhte, und wirklich, hier stand das Weihnachtsglöckchen als Fee unter dem Thronhimmel der Tasse. Auch diese war ihrer Erinnerung entrückt gewesen. Sie war als ein Stück Vergangenheit aus einer anders gearteten Gegenwart entfernt und zu anderm gestellt worden, das man auch noch achtete, ohne es zu lieben. Es ist kalt, Elisabeth, und drüben warten sie auf dich! Du aber lebst wieder in sonnen- und lebensreichen Tagen; der Mann, dem du dein Herz geschenkt hast, hat im Schwarzwalde aus Tassen getrunken, auf denen der Wunsch, daß Gott den Trank dir segne, in der Sprache der Waldleute geschrieben stand: „G'seng ders Gott," und solch eine Tasse hat er für die liebe Braut erstanden, er hat sie dir mitgebracht, und es war dir damals die größte Freude, wenn du auch scherztest, er habe die große Tasse eigentlich mehr für sich mitgebracht.

Damals. Sie waren beide die Kinder gottesfürchtiger Häuser gewesen und hatten als wahre Christenleute die eigne Häuslichkeit gegründet. Aber sie hatten dann nur ein paar Jahre der „Welt" Widerstand geleistet, langsam aber und stetig ihr schönes geweihtes und vergeistigtes Gemeinschaftsleben verflachen und einebnen lassen von der elenden Alltäglichkeit, mit der sich nach guten Anfängen die meisten Gebildeten zufrieden geben. Die auslaugenden Kräfte dieses in seinem innersten Wesen nichtigen Lebens hatten sie früher nur darum noch nicht in ihrer ganzen Gewalt empfunden, weil die Richtung ihres sittlichen und gesellschaftlichen Lebens noch immer von dem gewaltigen Stoße bestimmt war, den sie vor Jahren aus dem Evangelium und dem Leben ihrer Elternhäuser empfangen hatten; aber auch die Kugel, die von der größten Gewalt in Bewegung gesetzt worden war, muß einmal ihren Lauf verlangsamen und endlich matt zu Boden fallen. Noch war es nicht geschehen, und die Ahnungslosen rechneten sich das Beharren in der alten Richtung zum Verdienste an und hielten sich noch für „Christen" auch im Parteisinne, obgleich ein bewußtes Christenleben schon eine lange Weile her aufgehört hatte, wenn man nicht mit ihnen selbst und der Welt die Zugehörigkeit des Geheimen Rats und seines Engelbert zu einer bestimmten politischen Partei für eine Aeußerung selbständigen Christenlebens halten wollte.

Mit Bitterkeit empfand es in diesen kurzen Augenblicken in dem kalten Raume die arme, vornehme Frau, welche Gewalt über ihre Seelen sie den „Verhältnissen" eingeräumt hatten. Ihre Häuslichkeit an der Seite eines wahrhaft liebevollen Mannes und gutartiger Kinder war ja schön gewesen, aber das Bewußtsein, daß sie das eigne Leben aufgegeben und ein fremdes Leben geführt hatten, war doch im Grunde der Seele als eine Unruhe und eine leise Furcht wach geblieben. Der trauernden Frau flogen Erinnerungen durch die Seele, wie sie noch in jungen Jahren die Macht der Verhältnisse erst anerkannt und dann wirklich empfunden hatten, jene Macht, die so wahrhaftig da ist, wie das geisterhafte Meer, das in alten Rittermären plötzlich den auf weiter Heide dahinziehenden umflutet, sobald er erschrocken weicht, und das zurückrollt und den Weg offen läßt, sobald der Reiter tapfer hineinsprengt in den Schein der Flut. War die Macht der Verhältnisse draußen, oder nur in eurer Seele, Frau Elisabeth und Herr Albrecht? Sie sah es, daß diese geheimnisvolle Macht aus einem Ministerialrat, der nur den Samstagabend zur Geselligkeit freihielt, und aus einem Gesandtschaftsattaché, der das Tischgebet nicht liebte, und aus einer hohen Dame, die eine Schule für Kinder vornehmer Leute gründen wollte und dazu den kleinen Ernst als Material nötig hatte, und aus ähnlichen Realitäten bestand.

In solchen Gedanken bückte sich Frau Elisabeth, um auch das Fundament des Feenpalastes, auf dem die Schelle, die Tasse und die biblischen Bilder aufgebaut gewesen waren, anzusehen. Drüben im dunkeln Wohnzimmer redete eben das Christkind mit der alten Frau, und Engelbert gab leise dem von ihm gerufenen Diener den Auftrag, nach der Bescherung im Kasino mitzuteilen, daß der Herr Referendar nicht zur Vereinsbescherung kommen werde, und im Empfangszimmer ward der Herr Geheimrat unruhig wegen des Ausbleibens der Hausfrau. Da rollte drüben im Schrankzimmer langsam eine schwere Thräne nach der andern über die Wangen einer tief Betrübten. Jenes Fundament war ein schweres Paket gewesen, auf dem mit ungelenken kindlichen Schriftzügen geschrieben stand: „die Pflanzensammlung darf von niemand angerührt werden, sie gehört uns allein, Lili, Anna." Die Mutter entfernte den Umschlag und hielt die alte Bilderbibel in Händen, die sie in ihren Mädchenjahren in feierlicher Stunde von der nun im Grabe ruhenden Großmutter als Erfüllung eines oft heißen Wunsches empfangen und dann in ihr eignes Heim mit hinübergenommen hatte. Gelesen ward sie dann nicht oft, aber immer geliebt; in den letzten Jahren aber, in denen die Sommerreisen die Familie nach Sylt, nach Beatenberg, nach dem Weißen Steine, nach Bellaggio und Nauders geführt hatten, war die alte Bibel von den Kindern als Pflanzenpresse mitgenommen worden, und nun lag sie voll getrockneter Pflanzen, die zu Umrahmungen von Bildern und anderm freundlichen Schmucke benutzt werden sollten.

Die weinenden Augen starrten in das Buch, das innere Auge aber sah mit der Angst der Mutter auf die Kinder. Nun wußte sie, was sie gestern nur dunkel gefühlt hatte, warum Engelbert eine Verabredung für den heiligen Abend getroffen hatte. Sie hatten ihre Kinder hineingestoßen in die Flachheit der bequemen und gedankenarmen Welt und sie um die herrliche Unabhängigkeit eines aus heiligen Tiefen quellenden Eigenlebens gebracht. War ihre Anna noch dasselbe Kind, das vor vier Jahren vom frohen Kindertage zum Schlafe sich flüchtend, in seinem Kissen gebetet hatte: Müde bin ich, geh zur Ruh; lieber Gott, bet du weiter, ich bin so müde!?

Sie wußte nicht, wie lange sie hier in der Kammer geweilt hatte; aber wie tief das Leid war, wie hart das Elend, das sie hier übermannt hatte, das wußte sie. Nun galt es zu retten, was zu retten war. Noch heute, wie auch die großen Kinder darüber denken möchten, mußte das Leben wieder ein Leben der Gottesfurcht werden. Heute war ihnen der Heiland geboren; er sollte nicht warten, ob Elisabeth mit ihrem Manne und mit ihren Kindern vor ihm niederknieten, sobald der Gesandtschaftsattaché nach London versetzt sei, wohin er strebte.

Sie eilte hinüber in das Festzimmer, getragen von der heißen Leidenschaft ihres Seelenjammers und gezogen von der Sehnsucht, mit der uns der Tag von Bethlehem als der ersten Weihnachtsgabe so reich beschenkt hat; sie legte die Arme um den Hals ihres Mannes und sagte weinend, erregt, drängend und ihn mit ihrem Schmerz und ihrer mächtigen Seelenkraft überflutend: O, Liebster, laß uns wieder Christen werden! o gleich, mein Albrecht, wir wollen uns die ersten Jahre wiederschenken! Wir wollen die Kinder retten aus unsrer eignen Erbärmlichkeit heraus, und uns mit ihnen, hinüber in die hohe Welt der gottgewollten Selbstentäußerung!

Dies starke Herz hob den Schleier vor dem Auge des

Mannes, und er sah, was sie sah, dort die Nichtigkeit und hier die Freiheit; sie sagten es sich nicht, als er sie auf Mund und Stirne küßte, daß eben ein halbes Menschenalter hinabsank und eine neue Jugend heraufstieg, der die Gnade Gottes unter dem brennenden Lichterbaum unbeschriebne Blätter zu einem neuen Leben hinlegte.

Dorothea hatte ihr Märlein vorhin beendet, die Geschwister hatten dann leisemit einander geplaudert, da trat die Mutter herein und schellte zuerst mit der kleinen Glocke, öffnete dann aber das Klavier im Wohnzimmer; sie waren betroffen, als die Melodie von Stille Nacht, heilige Nacht angestimmt wurde, und die Mutter sagte: Nun ruft die Mädchen und Johann aus der Küche, und dann wollen wir singen, so gut es geht, und es wird gehen! Aber der fromme Lebensatem der Mutter durchhauchte sie, sie sangen mit, und über dem Gesange wurden sie des Liedes wert und der Worte, die dann der Vater, ach, erst mit stockender Stimme, vor dem Tannenbaume las, wie sie Lukas von der heiligen Nacht aufgezeichnet hat.

Warum küßte Elisabeth ihren ältesten Sohn, als sie erfuhr, daß Johann in seinem Auftrage weggegangen war?

Nun, dieser heilige Abend ging und zeigte, wie feinen Herzens er gewesen war. Denn er war nur gegangen, um einem ernsten, feierlichen und freudigen ersten Feiertage Platz zu machen, und dieser sagte zu Elisabeth und Albrecht, er sei nur der Vorläufer schönerer Tage.

Am zweiten Feiertage kamen Freunde und Bekannte, um in das dämmernde, gabenreiche und fröhliche Festzimmer zu schauen. Solch ein Besuch fragte, nachdem er alle Geschenke anteilvoll durchmustert hatte: Nun, liebste Elisabeth, was ist nun für dein Gefühl in diesem Reichtum dein schönstes Weihnachtsgeschenk? Elisabeth sah sich um, besann sich, stockte, lächelte und sagte endlich: Ich glaube, unsre alte silberne Weihnachtsschelle! Ehe sie das erklären konnte, wurde Frau Elisabeth von dem erstaunten Gaste weggerufen, der Geheimrat trat dafür an die Seite der Dame und zeigte ihr, was ihm und den Söhnen das Christkind gebracht hatte, und wieder fragte die Dame und völlig absichtslos: Was hat Sie nun am meisten darunter gefreut? Ohne Besinnen antwortete der Gefragte mit ernstem Angesicht: Mein schönstes Weihnachtsgeschenk war doch die kleine Schelle dort! H O

Weihnachtsmärchen für die deutsche Kirche

Kennst du den Sturmwind? Es ist ein wilder Geselle, wild in seinem Hassen und in seinem Lieben. Ich habe nicht viele gefunden, die ihn gern hatten. Sie sagen, er wäre nicht gesetzt genug für seine Jahre; sie sagen, er hätte so gar nichts von einer sittlich gereiften Persönlichkeit an sich. Und das ist wahr, wenn man darunter einen Menschen versteht, der es fertig bekommen hat, die sichtbaren Gängelbänder ins Unsichtbare zu übersetzen, — das ist er nicht. Und etwas flegelhaft ist er auch noch für sein Alter.

Ich hab ihn doch gerne: er kann so fein erzählen; weißt du, in dem breiten epischen Tone! Man kann dazwischen träumen; aber wo man einsetzt mit dem Zuhören, wirds gleich wieder interessant.

Will er mich haben, so ruft er ums Haus her, und dann pfeift er wie ein Gassenjunge auf den Fingern, und komme ich noch nicht, dann klirrt er an den Fenstern. Ich gehe hinaus auf die Brücke draußen, wo das Land ringsum so frei liegt, oder auf den Berg hinauf in den Kiefernwald, wo die Bäume in der Lichtung einzeln stehen, und dann erzählt er mir.

Neulich wars eine „kreuzdumme" Geschichte, wie er selbst sagte. Aber schön war sie doch! und das sagte er auch selbst, denn er ist kein Freund der Bescheidenheit.

Es hatte geschneit. Vorn auf dem Sandhügel an der kleinen Kapelle war der Schnee fest gefallen, und als dann der leichte Tau kam und dann wieder der Frost, wars wie eine gegossene Eisdecke, und die Knaben liefen Schlittschuhe hinab und stiefelten schwerfällig auf Umwegen wieder herauf. Aber weiter draußen auf den Feldern war um jeden Grashalm, um jedes Getreidespitzchen ein kreisrundes Loch geschmolzen, und die

glitzernde Decke lag wie ein feiner Silberschleier dem Berge an; die Straße, die dahinauf führte, sah aus wie ein breites, schwarzes Band, das den Schleier festhielt. Von links her hatte die Sonne über dem Busch und der Mühle die Nebel durchdrungen, und nach der Seite hin flimmerte die Luft warm und goldenfarbig, und alle Farben waren dahinein gesogen; aber nach rechts hin strahlten sie scharf und bestimmt grün und blau in allen Schattirungen und violett und feurigrot durch den Silberschleier. Oben die Kiefernwaldung rahmte mit dem saftig grünen Unterholz und den entferntern blauschwarzen Kronen das bunte Bild ein.

Dort hinauf folgte ich dem Winde, und dort erzählte er mir seine Geschichte.

Der Eiskönig, sagte er, zog aus mit seinen Leuten; die trugen Schneeschilde und Eispfeile. So zog er aus, um ein Mädchen zu freien. Aber sie sagte: Nein; „denn da muß ich ja erfrieren!" sagte sie.

Wie wirst du erfrieren, meine Liebe! Hohe Mauern führe ich auf, fünf Schuh dick, hohe mächtige Mauern. Große Tannenwälder hab ich im Norden. Tag und Nacht brennt im Kamin mein Feuer. Fenster und Thüren sind wohl verschlossen. Jede Ritze ist sorgsam verstopft, kein Lüftchen soll mein zartes Mädchen berühren. Wie wirst du erfrieren, mein Lieb!

Dank schön, Herr König! sagte das Mädchen und lachte, dank schön für Stubenluft, sorgsam gesperrte, dank schön für Ofenbänke und Wärmflaschen. Ich lieb mir das Felder- und Wälderabstreifen, das Springen und Jagen, das Vogelsingen, das freie Jauchzen auf der Heide! Dank schön, Herr König, für Stubenluft, sorgsam gesperrte!

Da gab der König seinen Leuten Befehl — wozu hatte er sie? — und ließ das Mädchen in eine Umfriedigung bringen. Tausend Krähen mußten ringsum nisten, um ihren Gesang zu überkrächzen. Tausend Krähen krächzten Tag und Nacht um sie her.

Aber ich hörte doch, sagte der Sturmwind, ihre sehnsüchtige Klage, und von ihren Armen sah ich Strahlen gen Himmel fließen, wenn sie sie flehend erhob. Da wirbelte ich die Krähen mit einem Stoß auseinander, sodaß ihr Lied sich frei und fesselos aufschwingen konnte, und dann, als sie innehielt, flüsterte ich, so sanft als ich konnte: Der Sturmkönig liebt dich um deiner Lieder willen, und um deiner Arme willen — willst du sein eigen sein? Da ward es ganz leise da drinnen, und auch ich war leise, denn ich lauschte; und dann begann es sachte, ganz sachte zu lachen, und dann lachte es lauter, und dann war es hell und fröhlich, und unter dem Lachen klang es lustig heraus: Da wäre ich ja eine Windsbraut! Was wäre mein Heim dann, und was meine Arbeit?" — Dein Heim, das wäre mein Herz, sagte ich, und deine Arbeit wäre das Felder- und Wälderstreifen und das die Menschen wecken mit deinen Liedern aus Träumen zum Leben und zum Glück und zur Freiheit. Die Schwachen pusten wir um, und die Starken wecken wir auf, und erneuern die Welt.

Da stürzte ich mit einem gewaltigen Stoß die Mauern zusammen und führte mein Mädchen zur Freiheit. Mit breit über die Ebene entfaltetem Fittich zog ich durchs Land, und sie ruhte auf meinem Rücken und sang die Lieder vom Glück und von der Liebe und von der goldnen Sonne. Da wachten ringsum die Fluren vom Winterschlaf auf und lachten aus tausend Blütenaugen uns an. Und in den Wäldern ward es lebendig, und die Nixen der Quellen erwachten, und die Menschen sagten: Nun will es Frühling werden.

Sag einmal, unterbrach er sich plötzlich, ist es denn wahr, was ich neulich hörte, daß du auch zur Schar der Eingesperrten übergegangen bist? die die Welt nur von der Winterseite kennen, und dann setzen sie sich in enge Stuben zusammen, je mehr und je dichter, desto besser, denn desto wärmer und künstlicher und verdorbner wird die Luft; und heizen tüchtig dazu ein und verwahren die Fenster sorglich und die Thüren, und stecken traurige Funzeln in dickflüssiges Salböl, das erzeugt ein trübes Licht und eine dicke riechende Luft, und näseln weichliche, süßliche Lieder. Ich hasse die Leute, und wenn ich um ihre Stuben pfeife und fasse die Mauern mit Macht, um ihre Be-

wohner zu schrecken, dann winseln sie drinnen vom bösen Feinde, und einer erhebt sich und spricht von der Notwendigkeit, sich immer noch luftdichter zu verbarrikadiren, und sich immer noch enger aneinanderzupferchen und sich immer noch ängstlicher und zitternder gegen meine Anläufe zu sichern und immer noch sorgsamer sich Mühe zu geben für einen seligen Tod und für einen geruhigen ehrbaren Schlummer, und lehrt sie viele mohnblumige Tugend in schöngereimten Genusregeln über regel- und unregelmäßige Deklination des Lebens in dieser argen Winterwelt.

Deine Väter hielten sich zu mir. Ich hieß ihnen der wütende Gott des Strebens. Ich war ihnen Thatendrang und Leidenschaft und Glückverlangen und Freiheitfreude. Den Eingesperrten bin ich der leidige Versucher, der ihren Schlummer stört und ihre winselnde Tugend. Und nun hast du dich zu ihnen gewandt? Gut! Fahre hin. Aber ich will den Kampf aufnehmen, und wie ich mein Lieb befreite, so will ich mein Volk befreien zum Leben und zur Freude.

Ich verstehe dich nicht, sprach ich zu ihm, und meine Stimme mag gezittert haben, denn es ist kein Kleines, einen Freund zu verlieren. Warum folgte ich deinem Rufen mitten durch den kalten Winter und über den brechenden Schnee, wenn nicht, weil ich dich lieb behalten habe? Ja, ich liebe den Geist meines Volkes, den Geist meiner jungen erwachenden Zeit.

Aber nun höre, du wilder Geselle. Als du dein Lieb befreitest, war da nicht ein Neues auch in dein Leben gefallen? ein Gedanke, der nicht mehr auf dich selbst sich zurückbog, wenigstens nicht mehr, ohne ein andres Leben und ein fremdes Glück umgangen und in sich gezogen und gefangen zu haben? Und als du dir und ihr die Aufgabe stelltest, die Menschen zu wecken, weitete da sich nicht wiederum dein Gedanke über weites fremdes Glück? Und sage mir aufrichtig, ist das nicht das Beste, das jetzt in dir ist, die Liebe zu ihr und zu ihnen? Und noch eins. Wenn du die Schwachen umpusten und nur die Starken wecken willst, ist das alles, was du kannst? Sage mir, ob der nicht stärker wäre, der die Starken weckt und die Schwachen stark macht, daß er auch sie wecken kann? Und noch eins! Freilich giebts nicht nur Winter auf Erden, auch Frühling und Sommer und den früchteschweren Herbst. Aber es giebt doch auch Winter. Und sieh mal, ich komme auch im Winter zu dir hinaus und lade dich ein, mein Heim zu durchbrausen. Aber hernach schließe doch auch ich die Fenster und heize warm ein; und deine Freunde, meine Väter, thaten es auch. Du kannst uns nicht vom Erfrieren retten, mein Freund. Möchtest du dirs doch bedenken, du kämst noch zu uns herüber, und wir würden frische Luft bringen unter die Eingesperrten und Wärme unter die Frierenden und neues Leben wecken weithin. Der Geistesfrühling bricht mitten im kalten Winter an. Komm, hilf uns die Menschen zu Geistes-, zu Adelsmenschen, zu Uebermenschen machen! Komm, hilf uns!

Der Sturmwind war stille geworden unter diesen Worten. Die Sonne war gesunken. Drüben von der Kapelle her glänzten die hochgestreckten, aufwärts weisenden Fenster hell und warm zum Walde herüber, und reine starke Glockentöne schaukelten auf den Lichtstrahlen. Und hinter den Glockentönen her zogen wie eine Schar zukunftfreudiger rotwangiger Kinder die Töne des Weihnachtsliedes:

Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart;
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art.
Hat uns ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht.

Ich hatte mich heimwärts gewandt. Wenn er doch hören wollte. Das wäre eine thatenschwangere deutsche Weihnacht!

Th. X

Arzt und Seelsorger

3

Also der Gedanke der reinlichen Scheidung zwischen Heilung und Seelsorge war nur ein schöner Traum? Nein, gewiß nicht. Es handelt sich nur darum, ihn in der richtigen Weise ins Leben überzuführen.

Wo der einsichtsvolle Arzt und wo der verständige Geistliche aus seinem Gebiete heraustritt, wird er bescheiden sein, er wird nichts sein wollen als der Gehilfe des andern, dem er in die Hände arbeitet, und von dem er, soweit es nötig ist, lernt.

Freilich, wenn ein Arzt eine Anstalt gründet, die außerhalb des Schattens der Kirche gedeihen soll, dann begeht er ein Unrecht an unsterblichen Menschenseelen, die ohne das Wort Gottes verkümmern und welken, wenn sie auch gesundheitlich noch so gut versorgt und beraten sind.

Umgekehrt: wenn ein Geistlicher bei der Heilung Kranker selbst die Hauptrolle spielen will, so verläßt er das ihm von Gott angewiesene Feld. Er wird stets in Gefahr kommen, den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren. Es wird vielleicht in christlichen Kreisen Anstoß erregen, aber wir können doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß nach diesen Grundsätzen auch gegen die Berechtigung der sogenannten Gebetsheilanstalten, so große Erfolge sie im einzelnen gehabt haben und so ehrwürdig ihre Begründer dastehen, schwerwiegende Bedenken vorliegen. Auch wird von erfahrenen, dem Christenglauben nicht feindlichen Personen versichert, daß große Mißgriffe vorkommen. Geistliche, die sehr besonnen und geistig nüchtern zu sein scheinen, haben sich von hysterischen Personen hinters Licht führen lassen, weil ihnen die nötige Unterlage medizinischer Beobachtung und Erfahrung fehlte.

Gebetserhörung ist ein Heiligtum der Christenseele. Aber es ist eine ganz andre Frage, ob eine gottgeschenkte außerordentliche Gebetskraft an die Stelle der gottgeordneten naturgemäßen Wege treten soll, ob die Gebetsheilung andrer berufsmäßig betrieben werden soll. Jedenfalls liegen große Bedenken dagegen vor, ebenso wie gegen die bloß geistliche Behandlung von Geisteskranken, bei denen nicht selten die körperliche Ursache ihrer Krankheit vom Arzte erkannt werden kann und dann naturgemäß die bloß geistliche Einwirkung erfolglos bleibt, ja bei falscher Krankheitsauffassung sogar in einzelnen Fällen schädlich wirken kann, insbesondre wenn sie mit der Annahme von dämonischer Beeinflussung verbunden ist, während im übrigen die Seelsorge gerade an den Geisteskranken ein wichtiges Arbeitsfeld findet.

Der Geistliche hat in seinem Berufe vielerlei vom Arzte zu lernen. Es giebt ein älteres Buch von einem katholischen Arzte namens Mezler: Ueber den Einfluß der Heilkunst auf die praktische Theologie. Das Buch ist in dem etwas unnatürlichen „tugendhaften“ Tone geschrieben, der zu Anfang unsers Jahrhunderts vielfach Mode war. Aber der Grundgedanke ist gewiß richtig: der Geistliche wird viele Seelenzustände richtiger beurteilen, wenn er deren körperliche Grundlagen kennt. Dadurch wird er vor manchem Mißgriffe bewahrt werden. Er wird den Kranken schonen, der der Ruhe bedarf, nicht „mit der Seele fechten ohne Rücksicht auf den Leib.“ Er wird verstehen, daß z. B. manche scheinbar geistliche Anfechtung etwa mit körperlichen Funktionsstörungen zusammenhängt, die aus sitzender Lebensweise hervorgehen, daß übertriebne Trauer einer Mutter um den Tod ihres Kindes nicht immer aus Mangel an Gottvertrauen zu erklären ist, sondern daß nicht selten übermäßige Erschöpfung in der vorangegangnen Krankheitszeit auch auf das Seelenleben schädigend eingewirkt hat, und dergleichen mehr. Ein neuerer Arzt namens Römer hat in einem schätzenswerten Aufsatze in einer theologischen Zeitschrift*) den Geistlichen die Anfänge geistiger Erkrankung vorgemalt, um ihnen die nötigen Vorkenntnisse zur Gewinnung eines gerechten Urteils in solchen Fällen darzubieten, in denen körperliche Krankheitszustände die geistige und sittliche Verantwortlichkeit getrübt haben.

Andrerseits würde es sehr zum Frieden beitragen, wenn alle Aerzte die Thätigkeit und die Absichten des Geistlichen kennten. Die Thatsache ist nicht zu leugnen, daß viele Aerzte der Kirche und dem kirchlichen Leben so entfremdet sind, daß sie davon völlig verkehrte Vorstellungen haben. Auch aus dem Munde wohlmeinender Aerzte kann man die Auffassung hören,

---

*) Auch als Broschüre erschienen, bei Reuther in Berlin. Vgl. 1892 Nr. 49. D H

daß der Geistliche am Krankenbette nichts andres zu thun beabsichtige, als daß er den Kranken mit massiven Vorstellungen der Höllenqualen zu einer letzten Angstbekehrung bringe. Bei solcher Auffassung ist es ja zu verstehen, wenn mancher denkt: „Wenn ich sterben soll, so will ich in Ruhe sterben. Und was ich für mich wünsche, möchte ich auch gern andern gönnen." Wem freilich selbst die Friedensbotschaft des Heilands, der die Mühseligen und Beladnen zu sich ruft, ins Herz gedrungen ist, der wird ein tieferes Verständnis für christliche Seelsorge haben. Er wird sich nicht mehr darüber wundern, daß so unzählig viele Leidende mit herzlichem Händedruck den Geistlichen bitten, bald wiederzukommen. Er wird aber auch nicht unbesehens mit abschätzigem Urteile bei der Hand sein, wenn den Geistlichen einmal seine Pflicht getrieben hat, ein ernstes Wort am Krankenbette zu sprechen. Und wenn er auch selbst des Geistlichen Anschauung nicht teilt, so wird er als gewissenhafter Mann sich hüten, das Bewußtsein sittlicher Verantwortung für das eigne Leben und Thun bei dem Kranken abschwächen zu wollen.

Das beste Zusammenarbeiten wird dort sein, wo sich die Herzen verstehn.

Gerade wir Geistlichen müssen freudig bekennen, daß manche Aerzte im Geiste lebendigsten Glaubens eine wahrhaft seelsorgerliche Wirksamkeit entfaltet haben, indem sie mit der Kirche und ihrem Evangelium Hand in Hand gingen. Nicht bloß draußen auf dem weißen Erntefelde der äußern Mission, wo die Missionsärzte als Nachfolger Lukas „des Arztes" unschätzbare praktische Verkündiger des Evangeliums sind, sondern auch in der Heimat.

Wo finden wir z. B. eine herrlichere Vereinigung von ärztlicher Belehrung und innigem Gottvertrauen als in dem berühmten Buche des einstigen Dresdner Arztes Dr. Ammon über die Mutterpflichten? Oder wenn Dr. Scholz in Bremen in seiner „Diätetik des Geistes"*) es als Ziel des männlichen Wirkens hinstellt, daß ein Mann „in der Freiheit der Kinder Gottes" seinen Beruf erfülle, wenn Obermedizinalrat Sick in Stuttgart**) als ein in „lebendigem Christusglauben" stehender Mann unbekümmert um den Vorwurf der Schwärmerei dem Arzte die Aufgabe zuweist, nicht nur an der Lösung der sozialen Frage, sondern auch an der Herbeiführung des ewigen Friedensreiches Jesu mitzuarbeiten, indem er „die leibliche Leistungsfähigkeit der Menschheit zur Erfüllung ihrer Aufgaben herstellt und gewährleistet," spüren wir darin nicht etwas von dem Einflusse der größten heiligsten Seelsorger, die die Kirche Christi je gehabt hat?

Solches Zusammenarbeiten ist das schöne Ziel, leider ein Ideal, das auf dieser Erde wohl nie allgemein erreicht wird. Wo es erreicht ist, da werden auch entstehende Konflikte und Machtfragen sich leicht lösen lassen. Wir müssen aber damit rechnen, daß in den meisten Fällen die Verschiedenheit der Anschauungen stark hervortritt. Dann ist es ein Stück der Selbstzucht bei allen Vertretern eines jeden Standes, Zurückhaltung und Entsagung zu üben, um nicht weiter zu greifen, als es im einzelnen Falle unbedingt erforderlich ist. Der Geistliche wird das alte Wort aus Sirach festhalten: „Ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung" und wird seine Arbeit nicht geringschätzen in falscher Deutung des Wortes: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Der Arzt wird den Beruf des Geistlichen für wichtig halten, auch wenn er seine Hilfe vielleicht für die eigne Seele nicht zu brauchen meint. Er wird doch Achtung haben, auch wo er nicht Glauben hat.

4

Die klare Scheidung: Heilung und Seelsorge, jedes ein vollberechtigtes, selbständiges, von den gegenseitigen Trägern anerkanntes Gebiet — diese Scheidung, so schwer sie sich oft durchführen läßt, giebt doch die einzige Lösung der Frage.

Davon sind wir alle überzeugt, daß es sich um eine wichtige Frage handelt, insbesondre auch für die innere Mission,

*) Bei Mayer in Leipzig erschienen. Vgl. 1892, Nr. 23. D. H.

**) Sick, Die Bedeutung der Krankenpflege und der Krankenheilung für Lösung der sozialen Fragen der Gegenwart. Stuttgart, Steinkopf. 1893.

deren Arbeit so oft das ärztliche Gebiet streift. Sie trägt in den Fußspuren Wicherns die Fahne Christi in die entfremdeten Volksmassen. Sie bekämpft die materialistische Weltauffassung, die in dem Jahrhundert der Naturwissenschaften um sich greift. Die innere Mission ist zu vorsichtig und hat zu viele gute Erfahrungen gemacht, um mit dem Philosophen Eduard von Hartmann zu sagen: Fast alle Naturforscher und Aerzte sind Materialisten. Aber sie sieht doch mit Schmerz viele Vertreter dieses Standes auf jener Seite stehen. Das bedauern wir, aber lassen wir uns auch nicht zu einseitigen Folgerungen hinreißen. Oft ist eine glückliche Inkonsequenz das Beste am Menschen. Der alte Menschenkenner Jeremias Gotthelf beschreibt einmal ein prächtiges Gespräch eines alten Pfarrers mit seinem Neffen, einem jungen Arzte, der ihm frischweg erklärt hat: „Das Krankenbett ist das Gehege des Arztes" und der nichts davon wissen will, daß der Pfarrer noch „für die Seele ein Hühnerstegli zurechtmachen will, während der Arzt den Leib besorgt." Der alte Pfarrer sagt ihm:

Es ist doch merkwürdig, daß du, der seine Mitmenschen nur am Leibe fassen will und der erste Materialist scheinest, für dich sehr geistig bist, Leib und Leben in die Schanze schlägst, materiellen Genüssen wenig nachfragst, aber der höchsten Anstrengung und Aufopferung fähig bist, eigentlich für dich doch mehr im Reiche der Ideen lebst als auf Erden. Und während deine Natur dich so hoch stellt, pflanzest du die Fahne eines rohen Naturalismus am Krankenbett auf.

Gewiß ein wahres Wort, das von vielen Aerzten gilt.

Woher stammt aber diese Aufopferung im Dienste andrer, die sich selbst hingebende Nächstenliebe? Geistige Bewegungen pflegen ihr Geburtszeugnis nicht bei sich zu tragen. Man weiß nicht, woher sie kommen. Viele Aerzte wissen auch nicht, daß diese Nächstenliebe ein Kind Gottes ist, vom Himmel herabgebracht durch Christus und herangebildet im Schoße der Christenheit. Sie ist ein Stück unbewußtes Christentum, das in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Wir sind uns darüber völlig klar: solches säkularisirtes Christentum ist kein bewußter Christenglaube. Es ist ja das Bestreben unsrer Zeit, die Frucht von den Wurzeln loszulösen, ein edles Leben ohne christlichen Hintergrund darzustellen. In den Novellen unsrer Unterhaltungsblätter begegnet uns als Held so oft wie kaum ein andrer der junge Arzt, der stille Heldenthaten verrichtet, aber dem Glaubensleben und der Kirche fremd, oft feindlich gegenübersteht. Das ist ein nicht zu verachtendes Merkzeichen. Aber ob bewußt oder unbewußt, es ist doch hier ein Gottesfunke, der vom himmlischen Altar stammt. Das wollen wir nicht vergessen. Wir haben auch nicht verlernt zu hoffen. Wir beten nicht umsonst in einer schönen Stelle unsrer Sonntagsgebete: „Wissenschaft und Kunst lehre du selbst deine Wege gehen und an ihrem Teile dienstbar werden deinem Reiche."

In alten Zeiten waren die Priester zugleich die Aerzte, die weisen Männer des Volkes. Die Medizin hat sich selbständig gemacht, und mit Recht. Aber der alte Familienzug der gemeinsamen Abstammung verleugnet sich doch nicht ganz. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß es gerade viele Familien giebt, in denen Theologen und Mediziner gleichsam auf einem Baume wachsen. Beide haben viel mit einander gemeinsam, denn auf verschiednen Wegen streben sie der Erfüllung des Herrenwortes nach: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Zwischen Brüdern entstehen am leichtesten Streitigkeiten; sie werden heftiger als bei solchen, die sich ferner stehen. Möge der alte Familienzug immer wieder sich mächtig erweisen und die Widerstrebenden zusammenführen. Das Leben vereint oft, was die Theorie trennt.

Wir haben beide, Aerzte und Geistliche, ein Lichtbild über uns schweben, das ist die Gestalt Jesu Christi. „Er predigte das Evangelium vom Reich und heilte allerlei Seuche im Volk." Er war ein Arzt Leibes und der Seele. In ihm war harmonisch vereint, was sich späterhin in die zwei Berufsgebiete des Arztes und des Geistlichen zerlegt hat. Wenn auch diese ideale Vereinigung beider Berufe in der Person Christi von uns nicht nachzuahmen ist, so liegt doch in ihr die Bürgschaft, daß zwischen der Thätigkeit des Arztes und des Seelsorgers kein unlösbarer Gegensatz vorhanden ist. In Ihm ist Friede.

J. N.

Der evangelisch-soziale Kursus in Berlin

4. Die Abendversammlungen*)

Wieviel liegt bereits wieder zwischen den Berliner Tagen und der Stunde, wo ich den Bericht über sie vollenden will! Die freundlichen Leser mögen die Verzögerung mehr den Folgen herbstlicher Witterung als mangelndem Eifer zuschreiben. Freilich kann nun das Gedächtnis nicht mehr dieselbe Frische aufweisen, wie in den ersten Wochen nach dem Kursus. Manches Einzelne hat sich verschoben oder ist verblaßt, doch die Hauptsachen können noch immer kurz vorgetragen werden.

Fast jeder Abend war besetzt, mancher Abend bot Mehreres zugleich. Da aber nicht alle Abende gleich wichtig waren, so sei eine Auswahl erlaubt. Viel Interesse knüpfte sich an die Besprechung unsrer Stellung zur Arbeiterbewegung. Schreiber dieser Zeilen sprach in einer Versammlung des Evangelischen Bundes über das Thema: „Die Notwendigkeit der evangelischen Arbeitervereine." Ueber meine Ausführungen zu diesem Thema weiter zu berichten, liegt kein Anlaß vor, da die Leser der Christlichen Welt meinen Standpunkt in sozialen Dingen so ungefähr kennen. Nur von zwei Partien der Rede möchte ich etwas sagen. Ich kritisirte das Verhalten der Kirche zum Arbeiterstande in folgender Weise:

Wir haben Liebe gepredigt, aber wenig Ernst damit gemacht. Wir lehren unsern Kindern: du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus u. s. w., und protestiren doch nicht gegen das System der zügellosen Konkurrenz. Wir machen mit der herrlichen Erklärung Luthers zur vierten Bitte den Leuten den Mund wässrig, und thun doch nichts, damit sie alle diese schönen Dinge bekommen. Wir lesen am Altar: ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, und schweigen vor den Kirchthüren von der Konzentration des Kapitals. Die Begriffe: Brüderlichkeit, Reich Gottes und Barmherzigkeit haben wir so spiritualisirt, daß sie blaß geworden sind. Wir haben die passiven Tugenden Geduld, Demut und Ergebung mehr gepredigt als die aktiven Tugenden: Kampf für das Gute und Energie in der Welterneuerung. Wir haben Jesum den Leidenden mehr verkündigt als Jesum den Helfenden, den Geduldigen mehr als den Zornigen. Wir haben Abstriche am Evangelium gemacht, und damit haben wir den Glauben entwertet.

Dieser Teil meiner Rede hat teilweise den Eindruck zu großer Schärfe gemacht, und Pastor Schall lieh diesem Eindruck in der Debatte das Wort. Dies ist es aber nicht, weshalb ich auf die Sache zurückkomme, sondern es ist mir Bedürfnis, eine Mißdeutung zu beseitigen, die sich in allerlei Kreisen an diese Kritik der Kirche geknüpft hat. Man hat mich gefragt: warum ich mit der Kirche brechen wollte? Nichts liegt mir ferner. Ich stehe mit beiden Füßen, mit Herz und Kopf auf dem Boden der Kirche und bin dessen so gewiß, daß es mir gar nicht in den Sinn gekommen ist, dieses extra zu versichern. Aber dürfen treue Glieder der Kirche nicht an ihren Schwächen Kritik üben, zumal innerhalb einer kirchlichen Versammlung?

Die zweite Partie der Rede, auf die ich zurückkommen möchte, ist die, wo ich mich mit v. Wächter auseinandersetzte. Ich that es in demselben Sinne, in dem ich mich vor kurzem in der Christlichen Welt über ihn ausgesprochen habe.**) Diese Darlegung verlaßte v. Wächter, in die Debatte einzugreifen, und von da an wurde die Sache dramatisch. Wächter verneinte es, daß er als Missionar unter die Sozialdemokraten gegangen sei. Er missionirt als Christ und agitirt als Sozialdemokrat, er thut beides möglicherweise in derselben Stunde, aber es sind ihm zwei ganz getrennte Handlungen. Hier zeigt sich der Schüler Kantischer Dialektik, nur fragt es sich, ob das wirkliche Leben derartige Dialektik auf die Dauer verträgt. Ueber seine politische Stellung sprach v. Wächter, indem er es als Aufgabe der Landesväterlichkeit bezeichnete, die Landeskinder für die Republik reif zu machen. Diese Stelle rief lebhaften Protest der monarchisch gesinnten Versammlung hervor. Schall will die Republik nur als „Zuchtrute Gottes" in Deutschland für möglich halten. Den Christlich-sozialen warf v. Wächter vor, daß sie die andern Christen zu Christen zweiten Grades herabdrückten, ein Vorwurf, den ich in der Praxis nicht begründet sehe.

In Fortsetzung dieser Debatte lud v. Wächter zu einer Volksversammlung in den Germaniasälen ein. Wir erlebten eine große Versammlung, deren Verlauf für den, der sonst sozialdemokratische Versammlungen kennt, durchaus nichts Unerhörtes bot. Im Gegenteil hat die Versammlung auch uns „Ideologen" mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit angehört. Daß dann Vogtherrs landläufige Angriffe gegen die Staatskirche großen Beifall entfesselten, war als Gegenwirkung gegen uns nur zu erwarten. Also ich meine, daß dieser Abend zwar keine überraschenden Erfolge haben konnte, daß er aber für uns sicher kein verlorner Abend war. In den Berichten verschiedner christlicher Zeitungen hat man nun gerade diesen Abend etwas romantisch schauerlich ausgeputzt. Da macht man aus der Volksversammlung eine „Anarchistenversammlung," bloß weil der Einberufer zufällig ein Anarchist war. Das Verhalten der Versammlung wird als ungemessen, bösartig beschrieben u. dergl., das hat doch wahrlich keinen Zweck. Auf diesem schaurigen Hintergrunde entstehen dann die echt christlichen Warnungen, wir sollten die Perlen nicht vor die „Säue" werfen. Fühlt man nicht, wie diese Art der Besprechung zwar nicht uns, aber jeden Arbeiter beleidigen muß, der an der Versammlung teilgenommen hat? Vor einer Versammlung, die sich wiederholt in aller Ruhe von Jesus Christus etwas sagen läßt, vor einer solchen Versammlung zu reden, wird uns immer als Pflicht und Ehre erscheinen, auch wenn wir wissen, daß unter 1500 Zuhörern wenigstens 1000 Atheisten sind.

Es sei gestattet, an dieser Stelle ein offnes Wort über das Auftreten des Herrn v. Egidy zu sagen. Ich gestehe, daß ich Egidy von der Versammlung in den Germaniasälen an mit andern Augen betrachte als vorher. Es kommt sehr viel darauf an, von welchem Hintergrunde sich jemand abhebt. Bisher war für mich Egidys Hintergrund immer die evangelische Konfessionskirche, die er verlassen hat. Ich sah in ihm die denkbar größte Verdünnung der evangelischen Wahrheit. Auch heute noch stehen wir seiner Zukunftskirche ebenso zweifelnd gegenüber wie jemals; aber wir hörten ihn, wie er einer materialistischen Massenversammlung mit Mut und Nachdruck allgemeinen sittlichen Idealismus predigte, und wir sind überzeugt, daß manches Ohr, das unsre christliche Verkündigung noch nicht verträgt, weil es lange Jahre nur Materialismus gehört hat, ihm sich öffnet. Er kann ein Vermittler zweier Weltanschauungen werden, ein Mittelglied zwischen Sozialdemokratie und klarem christlichen Sozialismus. In diesem Sinne ist er v. Wächter verwandt, und wir können nur wünschen, daß beide von der Sozialdemokratie oft und mit Erfolg gehört werden.

In der Versammlung, wo v. Wächter, v. Egidy, Naumann, Vogtherr sprachen, waren viele Pfarrer, denen man es anmerkte, daß sie zum erstenmal eine derartige Berührung mit der Sozialdemokratie erlebten. Manche von ihnen sind aus der Versammlung mit dem Entschluß hinweggegangen: hier müssen wir arbeiten! Andre aber haben es ausgesprochen, wie sie ganz niedergeschlagen seien: es ist nichts zu machen! Ein solcher Eindruck ist erklärlich. Jeder, der zum erstenmal das Beifallsgeheul des Unglaubens mit eignen Ohren hört, bekommt dadurch schlaflose Nächte. Aber zum Verzagen ist wirklich kein Grund. Die Apostel standen noch ganz andern Hindernissen gegenüber. Wir müssen nur selber glauben und getrost sein. Sehr gut aber wäre es, wenn die Zahl von Pfarrern, die noch keine sozialdemokratische Versammlung gesehen und kein sozialdemokratisches Blatt gelesen haben, sich bald verminderte. Ueber ein Viertel aller evangelischen Männer gehört zur Sozialdemokratie. Ist es da nicht Zeit, sie etwas genauer kennen zu lernen? Gelegenheit dazu bietet heute jede mittlere und fast jede kleine Stadt.

Einen ganz andern Charakter als die besprochnen zwei Abende hatte der Abend, an dem Hofprediger Stöcker seine Christlich-sozialen um sich scharte. Es wurde die Frage erörtert, ob sich die christlich-soziale Partei Stöckers von der konservativen Partei trennen und selbständig machen könne und wolle. Dann erst sei ein festerer Zusammenschluß mit den bis jetzt unpolitischen Evangelischen Arbeitervereinen möglich. Die Stimmung war geteilt, Stöcker selbst aber erklärte, bei den Konservativen bleiben

*) Vgl. Nr. 45 und 48 d. J.
**) Vgl. Nr. 40 d. J.

bisweilen etwas breit, nicht ohne Humor, von kräftiger Frömmigkeit getragen.

Auch die Erfahrungen der Lutherfestspiele sind nicht vergeblich gewesen. Dr. Lehmann, selbst ein glücklicher Darsteller des Dr. Luther, hat „Die heilige Nacht“ nach Herrigschem Muster bearbeitet. Dem „Zuschauer“ des Stückes, der die kühlen (nicht allzu feindseligen) Verstandeseinwendungen gegen die „weihnachtliche Kindermär“ vertritt, wird durch Vorführung der Weihnachtsgeschichte das Herz warm gemacht. Nach der Darstellung der Engelverheißung und den Verhandlungen vor Herodes sehen wir aber nicht, wie wir erwarteten, das Kind in der Krippe, sondern eine Bescherung von Armenpflegern in einer von Sorge bedrückten Arbeiterfamilie, zum Beweis, daß die Weihnachtsliebe auch die Kluft der Stände überbrückt. So geschickt diese letzte Beigabe auch in den Rahmen des Stückes eingefügt ist, so erscheint sie doch als etwas Fremdartiges und wird an vielen Orten gegen den Gebrauch dieses Festspiels sprechen.

Es ist keine Frage, daß in dramatischer Darstellung eine Macht liegt, die das gesprochene Wort nicht erreicht. Lehmann spricht das Ziel der Weihnachtsfestspiele mit den treffenden Worten aus:

Will zeigen euch mit Lied und Spruch
Ein neues Weihnachtsbilderbuch.
Hat doch der Herr in diese Welt
Der Bilder uns hineingestellt,
Damit wir schauen seine Werke,
Anbetend preisen seine Stärke. J R

Verschiedenes

(„Der Mediziner ist kein Christ“) Unter diesem Motto, das einem Kommersliede entnommen ist, schreibt uns ein Arzt:

Vor kurzem haben sich in Berlin Männer versammelt, um aus kundigem Munde Vorträge zu hören und sich auszusprechen über die sozialen Fragen der Gegenwart. Wahrlich, es ist diesem Unternehmen guter Erfolg zu wünschen; treten doch jedem, der mit dem „Volke“ zu thun hat, und der sich dabei ein Herz für das Elend andrer gewahrt hat, so viele noch ungelöste Rätsel entgegen, daß die Schar der Arbeiter in diesem Weinberge schier eine zu kleine ist. Es ist nicht zu verkennen, daß von „oben“ und aus andern Kreisen in letzter Zeit viel geleistet und erreicht worden ist, die untern Stände physisch und moralisch zu heben, und wenn immer wieder als Hauptpunkt betont wird, daß nur das Zurückführen zum Evangelium die richtige ursächliche Behandlung der Krankheit unsrer Zeit sei, alles andre nur „symptomatische Therapie,“ so ist damit der Nagel auf den Kopf getroffen. Darum vorwärts auf diesem Wege!

Vorwärts gegen Spott und Anfechtung! Das aber ist das Traurige hierbei, daß diese Waffen nicht nur von Leuten geführt werden, denen ihr Bildungsgrad keine andern in die Hand giebt, sondern leider auch von vielen „Gebildeten,“ die dadurch glauben, sich einen genialen, „naturwissenschaftlichen“ Nimbus zu geben. Und hierin gehen vielfach die Aerzte voran.

Schreiber dieser Zeilen gehört diesem Stande an. Schon in frühern Jahren berührte mich jener im fröhlichen Leichtsinn hingeworfene Vers des Kommersliedes unangenehm: „Der Mediziner ist kein Christ.“ Das ist ja scheinbar so wenig ernst zu nehmen, daß Erregung darüber Thorheit zu sein scheint. Und doch ist es eine weit, weit verbreitete, tiefwurzelnde und ernstgemeinte Ansicht.

„Bist du denn nicht Mediziner?“ fragte man mich oft, wenn ich mich zu den Studentenpredigten Rietschels oder zu Luthardts Donnerworten in der Paulinerkirche zu Leipzig einfand. Und als wir einst, zum Begräbnis eines Couleurbruders fahrend, im Gespräche über jenes kalte Grab hinauskamen, fragte ein „aufgeklärter“ Philolog: „Ihr seid doch Mediziner, könnt ihr denn da noch so etwas glauben?“ und wunderte sich höchlichst über unsre Bejahung. Aber nicht nur in studentischen Kreisen denkt man so. Schmerzlich hat es mich berührt, daß der Vater eines Freundes, ein ehrwürdiger sächsischer Geistlicher, aus gleichen Bedenken erst nach langem Kampfe dem Sohne die Erlaubnis zum Studium der Medizin gab.

Und warum das alles? Ists berechtigt? Leider nur zu sehr! „Ich habe auch meine Andacht — sagte einer, der am Johannisplatze in Leipzig wohnte, als wir vom Kirchengehen sprachen —, ich stehe Sonntags auf, kurz ehe die Kirche aus ist, und sehe dann mit dem Opernglase die hübschen Mädchen herauskommen.“ Ist das nicht tausendmal cynischer von dem „Gebildeten,“ als die Aeußerung jenes Arbeiters im Göhrschen Buche über „unsern Gott“? Oder als ich mich erkundigte, was denn eigentlich die Leipziger Juden feiern, wenn sie zu Weihnachten einen „Christbaum“ anzünden, die Antwort: „Beschcerens! Feiern Sie denn etwa was andres?“ Da ist viel Wurmstich, und es sollte — um medizinisch zu reden — einmal mit dem scharfen Löffel ausgekratzt werden.

Und woher solche Gesinnung? Muß nicht gerade dem Mediziner sein Studium die Vergänglichkeit alles Irdischen und das höhere Walten einer ewigen Macht vor Augen führen? Im anatomischen Saale die blassen Körper, an denen Muskel für Muskel zerkleinert wird: ist das noch der Mensch, der sich Herr der Schöpfung nannte? Und warum nicht mehr? Wo ist seine Lebenskraft, seine Seele? Kann das, was wir, die wir lebend davorstehen, in uns fühlen, alles Leben, Denken und Sinnen, plötzlich aufhören, wie eine alte Maschine stockt? Erzählen die Wunder des Mikroskops von der kleinsten Zelle an, wenn sie Arme ausstreckt und Nahrung „fängt,“ nicht von einem höhern Willen? Die Wunder der Entwicklungsgeschichte, die uns den Menschen entstehend aus zwei winzigen Keimzellen vorführt, rühmt sie nicht des Ewigen Ehre? Soll all das, was wir Leben nennen, ein Zufall oder eine Zweckmäßigkeit sein, die in ein zweckloses Chaos durch „Naturgesetze“ hinein geriet?

Wohl, das Herausschneiden des ersten Weibes aus Adams Fleisch ist kein Glaubenssatz mehr, die Welt entstand nicht so naiv; aber geht zurück immer weiter, meinethalben bis zu einer Urzelle: woher kam diese? Wer schuf die Urzelle?

Wer hinaustritt in die Praxis des Lebens und dabei ein Herz in der Brust hat, wird schon handgreiflicher die ewige Wahrheit tagtäglich sehen, auch wenn er nicht will. Aber der Student, der in den von so viel Not und Elend predigenden Toten mit der Strangfurche um den Hals, mit den Zeichen des nassen Todes und den Spuren langer Haft nur „Material“ sieht, wird roh und gefühllos, wenn er nicht von andrer Seite zu einer höhern Auffassung geführt wird.

Wenn freilich ein hochgebildeter Lehrer seinem ungeschickten Schüler den Rat giebt, lieber „Kegel zu schieben oder Theologie zu studiren,“ als in die Anatomie zu gehen (so geschehen Anno 1886), so kann von höherm Geistesfluge nicht die Rede sein.

Ich muß dabei lebhaft an eine Szene aus meiner Schulzeit denken. In der Morgenandacht unsers Internats las wie die andern Lehrer so auch der Mathematiker einen Bibelabschnitt. Durch Zufall oder mit Absicht traf es die Baumaße des Tempels. Plötzlich unterbrach er den Text mit den Worten: „Hier mache ich Sie darauf aufmerksam, daß hier zum erstenmale die π-Zahl vorkommt!“ sprachs und las weiter.

Doch zur Sache. Warum ich diese Zeilen schrieb? Wie es um den größten Prozentsatz der jungen Mediziner, der spätern Aerzte, in dieser Beziehung steht, kann in weitern Kreisen, besonders in denen akademischer Lehrer, nicht bekannt sein, sonst müßte man sich bemühen, Abhilfe zu schaffen. Schwer ists, praktische Vorschläge zu bringen, und ich meine, dazu gebe es auch mehr berufene Kräfte. Aber der Gedanke, durch allgemeinverständliche Vorträge aus allen Gebieten, die von beliebten und über ihre Fakultät hinaus bekannten Lehrern für Hörer aller Fakultäten gehalten würden (ich erinnere an Frickes Vorlesungen über die Unsterblichkeit der Seele u. s. w.), wobei aber je ein Vortrag sein in sich abgeschlossenes Ganze bilden müßte, dürfte nicht von der Hand zu weisen sein. Ein großer Saal in der Universität selbst würde das Lokal dazu sein. Unbedingt nötig wäre es, daß die Professoren mit ihren Vorlesungen auf diese Vorträge Rücksicht nähmen, ja sie sogar empföhlen und selbst zur Stelle wären. Der Leiter des Unternehmens müßte sich ferner mit den Verbindungen und Vereinen verständigen, damit deren Konvente und wie die wichtigen Versammlungen sonst heißen, diesen Abend frei ließen.

Wenn in diesen Vorträgen Themata der Litteratur- und Kulturgeschichte, der Sozialpolitik, des praktischen Lebens u. s. w. behandelt und darin energisch, aber ohne Einseitigkeit auf das Eine, was not ist, hingewiesen würde, so könnte meines Erachtens viel Segen gestiftet, manch ein Zweifelnder geleitet, manch ein Flatternder in feste Bahnen gebracht werden. Doch ist das nur ein Vorschlag, der, auch wenn er für unausführbar gehalten werden sollte, dem oben ausgeführten Gedanken, dem Notschrei über ein unser ganzes deutsches Volk schädigendes Uebel, keinen Abbruch thun möge. Sondern wer die sittliche Hebung andrer zu seiner Aufgabe gemacht hat, möge auch hierauf sein Augenmerk mit richten. G L

(Eine Weihnachtsbitte aus der Diaspora) Im Vertrauen auf den Allgütigen und auf Ihre hilfsbereite Nächstenliebe wage ich es, mich zum erstenmale als inbrünstig Bittende an Sie zu wenden. Ich komme zu Ihnen als Fürsprecherin für eine arme evangelische Gemeinde, deren Seelsorger mein Mann ist, und in der auch ich mir einen Wirkungskreis geschaffen habe, um, soweit Frauenhand und -herz es vermögen, dem Jammer und Elend tröstend abzuhelfen. Seit elf Jahren leben wir hier und stehen oft ratlos einer immer größer werdenden Not Leibes und der Seele gegenüber. Mitten unter einer fanatisch katholischen polnischen Bevölkerung ringt mein Mann unermüdlich, die zerstreute und verarmte evangelische Gemeinde im treuen Festhalten an unserm Glauben zu stärken und zu erhalten. Mein Amt und heißes Bemühen ist es, die leibliche Not, das hier herrschende Elend zu mildern. Aber meine Kräfte reichen dazu nicht aus, und in großer Not wende ich mich deshalb mit innigem Bitten an Sie, teure und verehrte Glaubensgenossen. Möge Gott meinem schlichten Wort Kraft verleihen!

Die evangelische Gemeinde Neu-Gawlow wurde unter Kaiser Joseph II. gegründet. Sie bestand aus kleinen Ackerbauern, und ein gewisser Wohlstand herrschte in ihr. Jetzt ist aus dem einst blühenden Gemeinwesen eins der ärmsten in ganz Oesterreich geworden. Statt der kleinen ländlichen Besitzer findet man nur noch arme Tagelöhner, nur wenige nennen ein Stückchen Feld ihr eigen, aus den elenden verfallenen Hütten schaut überall das gräßlichste Elend hervor. Die Ursache dieser traurigen Verwüstung und Verarmung unsers Landstriches ist darin zu suchen, daß seit der Ausrodung großer Wälder am nördlichen Abhang der Tatra die unser Gebiet durchströmende, unregulirte Raba fast alljährlich durch Ueberschwemmungen die Früchte allen Fleißes, aller Mühe, ja oftmals die ganze Ernte zerstört. Und das Schlimmste ist, daß die verwüstenden Wasser, wenn sie sinken, nichts als Sand zurücklassen, sodaß da, wo einst grünende Wiesen und blühende Felder prangten, jetzt wertlose Sandflächen sich ausbreiten. Viermal sind wir in den elf Jahren unsers Hierseins Zeugen großer Ueberschwemmungen gewesen, aber keine war so schrecklich wie die diesjährige.

Als im Frühling nach einem furchtbar schweren Winter, der

tausend Entbehrungen auferlegt hatte, die herrlich prangenden Felder einen Ersatz für die vorjährige schlechte Ernte verhießen, da ging es wie ein Aufatmen durch die Gemüter der armen Menschen. Aber mit geradezu unbeschreiblicher Gewalt hat uns das Unglück ereilt und alle frohen Hoffnungen vernichtet. Die Zeitungen haben ja von den verheerenden Regengüssen berichtet, die über Galizien hereingebrochen sind, aber wie können Worte die entsetzliche Not schildern, die hier herrscht! Als das erste Heu gemäht war, da begannen die Regengüsse, da begann die Not. Siebenmal hat das Wasser alles überschwemmt, siebenmal die Felder und Fluren unterwaschen. Das Heu ist verfault und verdorben, das Getreide schwarz geworden und ausgewachsen, noch heut sieht man es stellenweise draußen liegen, denn es war nicht wert, in die Scheuern gebracht zu werden. Das Traurigste aber ist, daß die Kartoffeln, fast die einzige Nahrung der Armen im Winter, so ziemlich alle verfault sind.

So stehen wir verzagt am Anfang des Winters und gehen einer geradezu schrecklichen Zeit entgegen. Von Schmerz und Kummer gebeugt, kommen die lieben, armen Menschen und flehen mich unter herzzerreißenden Klagen an, ihnen zu helfen. Was vermag ich allein gegenüber dieser Fülle des Elends, des Hungers, des Todes! So fasse ich mir ein Herz, und im Vertrauen auf Gott richte ich an Sie die Bitte: Helfen Sie, helfen Sie bald und soweit Sie es vermögen! Handelt es sich doch um treue Glaubensgenossen, die sich und ihre Lieben vor dem Hunger, nicht vor dem Tode der Entkräftigung zu schützen wissen!

Draußen stürmt es, und der Winter, der Schrecken der Armen, naht mit Macht. Mitten in die Finsternis und den Jammer hinein werden bald auch bei uns die Weihnachtsglocken läuten, und von Mund zu Mund wird es tönen: Der Herr ist geboren! O helfen Sie, daß ein Strahl der Freude auch hier die dumpfe Angst der Gemüter durchdringe, lassen Sie die Liebe der Brüder und Schwestern als ein Sinnbild der göttlichen Liebe die verzagten Herzen erwärmen! Und Gott segne und vergelte es Ihnen tausendmal. Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan!

Mit schwesterlichem Gruß an Sie alle

Ihre

Neu-Gawlow bei Bochnia, Galizien, November 1893

Helene Kotschy, Pfarrfrau

Obiger Brief gelangte an mich als die Vorsitzende des Gustav-Adolf-Frauenvereins zu Liegnitz. Ich empfing und öffnete ihn mit Seufzen, denn gerade aus Galizien und Kroatien kommen so oft bogenlange Bitten namentlich evangelischer Lehrer, deren dumpfigem Papier man das Elend förmlich anriecht, deren Worte herzzerreißendes Elend sind, und die doch nur abschläglich oder gar nicht beantwortet werden können, da der Gustav-Adolf-Verein seine Mittel zur Hilfe bei Kirchbauten, für Pfarr-, Schul-, Konfirmanden- und Waisenhäuser, nicht aber zur Unterstützung einzelner Armen sammelt. Als ich diesen Brief der Pfarrfrau zu Neu-Gawlow las, der oben verkürzt und mit Fortlassen der Schilderung einzelner Sterbe- und Jammerszenen wiedergegeben ist, trat aus den schlichten Worten das Bild des evangelischen Pfarrhauses mitten in einem ganz katholischen Landstrich, der Frau, zu der die verzweifelnden Frauen und Mütter der verarmten Gemeinde hilfeflehend ihre Hände ausstrecken, und die doch als Einzelne nicht vermag, auch nur dem dringendsten Elend zu steuern, so ergreifend vor meine Seele, daß mir war, als mahnte Gott selbst, der brüderlichen Liebe an den leidenden Glaubensgenossen nicht zu vergessen. Und ich faßte Mut, ich machte den Versuch, auch andre Herzen und Hände dem Bittruf aus dem Osten zu öffnen. . . . Und im Vertrauen auf die Macht der Liebe klopfe ich auch bei den Lesern der mir seit ihrem Bestehen so lieben Christlichen Welt an.

In allen Häusern fängt man an, sich mit Weihnachtsgedanken und -sorgen zu tragen. Wie manches überflüssige Stück wird gekauft und gearbeitet werden, wieviel Geld wird für Geschenke hergegeben werden, die nicht um der Liebe und Herzensgemeinschaft und des Erbarmens willen gespendet werden, sondern weil es so hergebrachte Sitte ist. Liebe Leserinnen, ich wage die Bitte: könnte nicht jede von Ihnen den Teil des Weihnachtsgeldes, welcher für überflüssige Dinge und konventionelle Gaben bestimmt war, den armen Hungernden und Frierenden im Osten der hilfesuchenden Pfarrfrau schicken? O, täuschen wir uns nicht über diese Pflicht christlichen Erbarmens hinweg mit der Phrase: „Was ich geben kann, ist solcher Not gegenüber doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein," oder mit dem viel mißbrauchten Wort: Charity begins at home. Wenn über unser eignes Leben dunkle Wolken ziehen, wenn unser eigues Herz in dumpfer Verzweiflung ringt, dann thut ein Zeichen warm teilnehmenden Verständnisses unendlich wohl; wenn es auch Kummer und Not nicht bannen kann, so hebt es doch den Mut, und durch das Liebeszeichen der Menschen wird das Vertrauen auf Gottes Liebe und damit die gesunkene Kraft zur Selbsthilfe neu belebt. In diesem Sinne dürfen wir auch von der kleinsten Gabe Segen erhoffen. Und was die uns zunächstliegende Not in der eignen Heimat betrifft, so ist hierbei doch zu bedenken, daß unsre Armen eben nicht verlassen mitten unter einer sie hassenden andersgläubigen Bevölkerung leben, und daß wir, die wir ihnen helfen möchten, ihren Ansprüchen und Bitten nicht so allein gegenüberstehen wie jenes Pfarrerspaar.

Freilich, das Beste wäre, wenn wir weiter helfen könnten als nur über diesen Winter hinaus. Ich habe mich genau nach den Verhältnissen der Gemeinde Neu-Gawlow erkundigt. Mehr als die Hälfte ihrer Glieder ist weiter nach Osten hin ausgewandert. Viele von denen,

die auszogen, sind völlig verarmt wiedergekommen, viele andre kämen wieder, wenn sie die Mittel dazu hätten. In trocknen Jahren der Boden immerhin ertragfähig. Auch der Versuch, unter den der dortigen Weidenkulturen Korbflechtereien einzurichten, ist , aber als undurchführbar wieder aufgegeben worden. Mes um die Raba und ihre reißenden Nebenflüßchen zu regulieren schon vorgenommen worden, aber Jahre werden vergehen, ehe wirksamste Hilfe zur Thatsache wird. Weil die beiden letzten Jahre Hagelschlag, Regengüsse und Ueberschwemmungen so besonderheilvoll für die Bewohner jener Landstriche waren, sind ihnen die n erlassen, ist eine Staatshilfe gewährt worden; aber diese geht viele Teile, daß in der Gawlower evangelischen Gemeinde jeden etwa einen Gulden erhält. Sollte etwa irgend ein Leser derlichen Welt, mit den Verhältnissen Galiziens vertraut, einen Rauernder Hilfe geben können?

Den der Liebe aber wird sowohl die Redaktion dieses Blattes als die Unterzeichnete dankbar entgegennehmen.

Frau Pastor Elisabeth Ziegler,
Liegnitz, Wallstr. 1a.

at Mozoomdar das Vaterunser gebetet?) Es waren Zweifel aucht, ob der Vertreter des Brahmo-Somadsch auf dem Weltreligionskongreß in Chicago die eine Sitzung mit dem Vaterunser eröffnete, wie unser Berichterstatter meldete, oder mit einem stillen G(Vgl. Nr. 47, Sp. 1125.) Eingezogne Erkundigungen bestätigen: „Mozoomdar sprach nicht ein stilles Gebet. Er verfuhr genau so, wie be." R

Zum Jahrgangsschluß

Vorliegende Nummer ist die letzte dieses Jahrgangs. Wir könnten zum 28. d. M. noch eine Nr. 53 ausgeben. Aber keiner von u Lesern wird es der Redaktion, Expedition und Druckerei mißgt, wenn sie einmal acht Tage lang aufatmen und in diesen Weihnachten eine ganz besondre Feiertagsruhe halten. Die nächste mmer, Nr. 1 des neuen Jahrgangs, kommt am 4. Januar zlusgabe.

Man wolle rechtzeitig die Bestellung erneuern und beachten, daß dost bei verspäteter Bestellung die bereits erschienenen Nummern regen eine besondre Gebühr von 10 Pfennigen nachliefert. Unsre r Postnummer ist 1394.

Auf mehrfachen Wunsch veröffentlichen wir mit dem Jahrgangsxr, das der heutigen Nummer beiliegt, wieder eine Uebersicht r die Ausbreitung unsers Blattes. Unser letztes Leserverals im Inhaltsregister von 1891 wies 3810 Besteller nach, vorm e waren es 4190. Wir haben mit Dank wiederum einen beträchtl Zuwachs zu verzeichnen. Gern böten wir noch Besseres, und er fehlt es weniger an den Kräften und am Stoff, als am Raum. wir könnten wohl auch nach innen mehr leisten, wenn die Herren rbeiter die Redaktion darin unterstützen würden, daß die Artikel sich unschwer in Eine Nummer fügen, die Artikelfolgen ganz anders jetzt überwögen. Solche Folgen sind zuweilen durch den Gegenstand ten, aber sie müßten die Ausnahme bilden.

Wir bitten unsre Leser, sich die Verbreitung unsers Blattes weiter ndlichst mit angelegen sein zu lassen. Es giebt ganze Gegenden im ngelischen Deutschland, wo es eine Verurteilung und einen Haß get, die sich nur daraus erklären, daß man es nicht kennt. Man pst seine Meinung aus uns mißgünstigen Blättern oder aus dem jenem kirchenpolitischen Artikel, der einmal Aufsehen macht und aus der Gesamthaltung unsers Blattes heraus verstanden sein . Unsre Leser wissen, daß die Kirchenpolitik uns Nebensache ist, daß wir viel lieber Friedensarbeit thun als Kriegsdienste. Aber in den Streitfragen, die unsre Kirche erregen, gar keine Meinung te, der wäre nicht berechtigt, den Gebildeten in unserm evangelischen lke ein solches Blatt zu bieten. Dabei werden wir nicht müde, zu onen, daß wir nicht unfehlbar sind.

Die Chronik der christlichen Welt ist auf 1905 Abonnenten tiegen. Sie hat sich langsam, aber stetig immer mehr Anerkennung vorben, auch in solchen Kreisen, die der Christlichen Welt abhold sind. ihrem guten Willen, unparteiisch zu berichten, zweifelt niemand; ß Mißgriffe vorkommen, Mängel in der Berichterstattung, darüber wundert sich niemand. Ihr verdienter erster Redakteur, Erich oerster, ist jüngst als Pfarrer nach Hirschberg in Schlesien übersiedelt. Berlin war ja ein günstigerer Mittelpunkt für das Werk, er schließlich lag mehr an der Person als am Ort. So sei denn n Lesern der Christlichen Welt das Halten auch der Chronik warm pfohlen als des einzigen kirchlichen Nachrichtenblattes, das sich rein chliche Berichterstattung zur ernsten obersten Pflicht macht. Sie erscheint wöchentlich, einen halben oder ganzen Bogen stark, und kostet s Vierteljahr eine Mark. Postnummer für 1894 ist 1403. Nr. 1 ird, wie auch bei der Christlichen Welt, als Probenummer in größerer Auflage gedruckt und unentgeltlich in beliebiger Anzahl ausgegeben.

Zum Schluß wünschen wir allen unsern Lesern ein gesegnetes Weihnachten und ein glückliches neues Jahr!

Die Verlagshandlung

Der Herausgeber

Quittung

An weiteren Gaben für den lungenleidenden The sind bei Frau Sanitätsrätin Juch in Pattensen und bei der R eingegangen von L in P, Brasilien, L B, Anvers, Belgien, M St, Andreasberg, R, Chemnitz je 10 Mk., aus Davos-Platz Filsek, Württemberg 4, von P E, Neuhaus 3 Mk.

Für die evangelische Kirche in Rom: 30,14 Mk. Ertra Lutherfeier in Crailsheim, 3 Mk. St. Aeg., Lübeck.

Für den Nachbarchristbaum: 20 Mk. von G v R, Hels

Für die Judenmission: 30 Mk. vom deutschen Fraue in Helsingfors.

Für die Evangelisation in Spanien: 20 Mk. durch Helsingfors.

Für das Syrische Waisenhaus: 20 Mk. von demselbe

Für die evangelische Kirche in Jerusalem: 3 Mk. St Lübeck.

Herzlichen Dank!

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M

Zugleich wird ausgegeben Nr. 52 der „Chronik der Christlichen

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Dringende Bitte

Das Syrische Waisenhaus in Jerusalem hat seit einem Drittel hundert als Mittelpunkt evangelischer Missionsthätigkeit im heiligen L im Segen gewirkt. Mit seinen 200 Bewohnern im Mutterhause in der Ackerbaukolonie Birsalem in der Philisterebne sucht es evangelisch erzogne, auch beruflich ausgebildete junge Leute evangeli Glauben und evangelische Gesittung und Kultur in den vernachläss Boden der ersten Heimat des Evangeliums einzupflanzen. Etwa tau Jünglinge und Männer des Landes haben die Erziehung des Ha mit seinen Schulen, zwölf Handwerkstätten und Oekonomieeinrichtu genossen und stehen so als Pioniere des Evangeliums auf jenen Hö wo einst der Herr Christus selbst zum erstenmale das Evangelium predigt. Seit Jahren hat sich nun bei dem stetigen Wachstum der ü aus einfach gehaltenen Anstalt ein drückender Raummangel empfind bemerklich gemacht. Es mußten z. B. fünfzehn Mädchen in einem kle Zimmer bei Tag arbeiten und nachts schlafen. Der Zustand wi immer unhaltbarer, und so beschloß der Vorstand endlich, durch Neu eines Pfarrhauses für die dringendsten Bedürfnisse im großen Ha Raum zu schaffen. Zwei Jahre lang haben unser Direktor und Inspe daran gearbeitet, von den türkischen Beamten Bauerlaubnis zu erwir Sie sind wohl über hundertmal nach dem Serail gelaufen und ha nach unglaublichen Schwierigkeiten und Chikanen vor anderthalb J naten die Erlaubnis erkämpft. Nun erklärte unser Kassierer, daß un Mittel zwar für die laufenden Bedürfnisse des Jahres zur Not reich daß aber für die zum Neubau nötigen 14000 Mark kein Pfennig üb bleiben würde. Erfahrungsgemäß aber muß eine mit so viel M und Kosten errungne Erlaubnis in der Türkei unverzüglich benu werden, bevor neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. hatten gar keine andre Wahl, als den Bau sofort beginnen zu lass und so stehen denn seit mehreren Wochen neben dem Syrischen Wais haus täglich hundert Arbeiter am Pfarrhausbau. — Wir glaubten, Schritt wagen zu müssen, um das gesegnete Gedeihen unsers Wer im heiligen Lande nicht in der empfindlichsten Weise zu hemmen, u glaubten es wagen zu dürfen in der Hoffnung, daß Freunde des heilig Landes in Würdigung unsers momentanen Notstands gern ein Op bringen würden für das irdische Jerusalem als Anlagekapital auf Jerusalem droben.

In dieser Hoffnung wagen es die Unterzeichneten, an alle Freun des heiligen Landes die herzliche und dringende Bitte zu richten, uns Sache durch eine außerordentliche Gabe (an einen der Unterzeichnete zur Beseitigung unsrer durch das Fehlen der nötigen 14000 Mark he beigeführten großen finanziellen Verlegenheit zu helfen.

Sie würden damit den Vorstand zu größtem Danke verpflichte unserm Werke im heiligen Lande eine große Wohlthat erweisen u auch unsern dortigen Arbeitern in dieser Not das Herz zum Weihnacht feste wieder froh und leicht machen, damit sie um so fröhlicher fortfahr können an ihrer der ganzen evangelischen Christenheit teuren Arbeit a den unvergeßlichen Höhen des heiligen Landes.

Der Vorstand des Syrischen Waisenhauses

C. Jatho, Vorsitzender — **Jul. Buddeberg,** Kassierer — **Schneller,** Pfarrer, Sekretär

Bitte

Die arme und sehr kirchliche Gemeinde Beaulieu, größtenteil aus Sachsengängern bestehend, wendet sich an die Freunde der Chris lichen Welt mit der Bitte um Gaben zur Anschaffung von Hilfs mitteln für die Krankenpflege: Fieberthermometer, Eisbeute Steckbecken, Badewanne, Decken, Binden u. a. — Freundliche Spende an den Herausgeber der Christlichen Welt oder unmittelbar an Diakonu **Flöß,** Kriescht in Brandenburg erbeten.

Passendes Weihnachtsgeschenk!

Einer ist Euer Meister!

Predigten für denkende Christen

von Im. Heyn,
Pfarrer an St. Jacobi in Greifswald.

Herrn Professor D. W. Beyschlag in Halle in Dankbarkeit und Verehrung zugeeignet.

Diese Predigtsammlung erhielt allgemein, selbst von gegnerischem Standpunkt, wärmste Anerkennung und wurde u. a. von der „Post" zur weitesten Verbreitung empfohlen.

Aus den Urteilen der Presse:

Jeder Protestant, welcher Richtung er auch angehöre, wird diese Predigten mit ungeteilter Freude lesen. (Berl. N. Nachr.)

— Wir können ihnen daher nur von ganzem Herzen eine möglichst weite Verbreitung wünschen! (Post.)

— über den packenden, aus dem Leben gegriffenen Beispielen liegt ein feiner, poetischer Duft. (Protest. Kirchenzeitung.)

— formgewandte, gedankenreiche, evangelisch freudige Predigten. (Theol. Litteraturbericht.)

— die ganze Sammlung zeigt im Gegensatz zu so vielen ähnlichen eine Toleranz, die höchst wohlthuend berührt. (Bauhütte.)

— eine Sammlung Predigten, die durch rhetorischen Schwung und glanzvolle Beredsamkeit fortreißen —

Preis Mk. 2,50; geb. in Ganzleinen Mk. 3,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verleger.

Greifswald. **J. Bindewalds akademische Buchhandlung**
F. Henning

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben sind erschienen:

Nr. 11 und 12 der Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtl. Erforschung seines Lebens**
von
Professor D. Max Reischle
Preis 40 Pf.

Nr. 12. **Wider den Reichsboten**
In Sachen des Evangeliums und der Freiheit
von
Pfarrer Gustav Habermann
Preis 50 Pf.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Grundriß der praktischen Theologie

von
D. E. Chr. Achelis
Professor der Theologie an der Universität Marburg
8. **Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—**
—• (Grundriß der theologischen Wissenschaften. VI.) •—

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands.

Theologische Litteraturzeitung
ed. Harnack — Schürer. Vollst. Jahrg. 1893 verkäufl. zu 10 Mk (statt 16 Mk). Off. bis 4. Jan. 94. sub. J B 39 postl. **Prenzlau** (Uckermark).

Bestes und billigstes Weihnachtsgeschenk:
Rud. Müller, 11 Predigten über das h. Vaterunser.
Katzenelnbogen (Unterlahn), W. Hanusch. 50 Pf.
Edle Sprache, feine Auslegung, tieferbaulicher und lehrreicher Inhalt, vorzügliche Ausstattung machen diese (auf Wunsch der Gemeinde gedruckten) Predigten zu einer hervorragenden Erscheinung der Neuzeit. Gegen 60 Pf. in Briefm. frei vom Verleger.

Schlaraffia politica

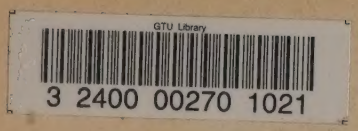
Geschichte der Dichtungen vom besten Staat

Broschirt 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von dem Verlage der Akademischen Buchhandlung (W. Faber) in Leipzig



THREE DAY
CIRCULATION

v.7
1893
BPa6

Die christliche Welt v.7
1893

DATE DUE

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall.